Fruchtkörner
aus deutſchem Grund und Boden.

Ein Volksbüchlein
von
Johann N. Vogl.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Wien, 1830.
Druck und Verlag von M. Chr. Adolph.

Leipzig.
In Commiſſion: bei C. Knobloch.

Als Feſtgeſchenk

für Freunde altdeutſcher Spruchweiſe.

An die Leſer.

Wollt' die Körnlein nicht verſchmähen
Die der Väter emſ'ge Hand
Ausgeſäet in Lieb' und Milde
Ueber alles deutſche Land.

Nehmt ſie freundlich auf, und ſchmählet
Nicht die Guten ob dem Sprei,
Denkt, daß oft aus ſchlechtem Saamen
Gute Frucht entſprungen ſey.

Sind's auch keine Gold-Orangen,
Iſt's doch gute deutſche Frucht,
D'rum vielleicht iſt's nicht vergebens
Wenn ihr ſie zu pflanzen ſucht.

Johann N. Vogl.

Erſtes Hundert.

1.

Alt möchte jeder gern' werden,
Aber alt ſeyn, mag kein Menſch auf Erden.

2.

Alte Freunde, alter Wein
Sind am beſten und ſchmecken fein.

3.

In dem Alter kein Mohr wird weiß,
Sein Leib iſt ſchwarz, wenn er ein Greis.

4.

So du begehreſt alt zu werden
So ehr' deine Eltern hier auf Erden,
Denn was du thuſt, dem Vater dein,
Deß', darfſt vom Sohn gewärtig ſeyn.

5.

Ein jeder ſeinen Schalk verblümt
Und ſich der werthen Jugend rühmt.

6.

In deinem Haus den Herren preiſ'
Mit Weib und Kind, auf alle Weiſ',
Denn wer Gott dient und lobt im Haus,
Der macht ein Kirchlein ſich daraus.

7.

Es thu'n nicht alle Leute bethen
Die oftmals in die Kirche treten.

8.

Der Anfang und die Mitte gut,
Ohne gutem End' nichts nützen thut.

9.

Haſt du recht ernſtlich was begonnen,
So iſt es mehr als halb gewonnen.

10.

Die Vögel die früh anfangen zu ſingen
Werden es auch bald zu Ende bringen.

11.

Fang' an mit Gott, mit Gott hör' auf,
Dieß iſt der beſte Lebenslauf.

12.

Du ſollſt mit Arbeit nach Gutem ſtreben,
Gleich, als wollt'ſt du ewig leben,
Und doch ſteh'n in ſteten Sorgen,
Als ſollt'ſt du ſterben heut' oder morgen.

13.

S'iſt beſſer zweimal gemeſſen
Als einmal, und das Beſt' vergeſſen.

14.

Auf jeden Raum
Setz' einen Baum,

Und pflege ſein
Er bringt dir's ein.

15.

Wer will gutes Feuer halten,
Muß erſt das grobe Holz zerſpalten.

16.

Wer viel Ding' thu'n will auf einmal
Kann ſie nicht wohl verrichten all'.

17.

Sollſt niemals ohne Arbeit ſeyn,
Arbeit gewinnt Feuer aus dem Stein.

18.

Treib' es, ſo geht es,
Jag' es, ſo fangſt du es,
Es gelingt
Nachdem man ringt.

19.

Was du kannſt am Abend thu'n,
Laß' nicht bis auf Morgen ruh'n.

20.

Je länger man ein Ding verſparrt,
Je weniger es verrichtet ward.

21.

Argwohn wie auch Unbedacht
Hat manchen in großes Leid gebracht.

22.

Armuth iſt eine Laſt,
Alter ein unwerther Gaſt.

23.

Ein blinder Mann, ein armer Mann,
Hätt' er auch Seid' und Sammet an.

24.

Zu große Milde ſollſt du meiden
Willſt du nicht ſelber Armuth leiden.

25.

Ein blinder Mann, ein armer Mann,
Aber ein viel ärm'rer Mann
Der ſein Weib nicht zwingen kann.

26.

Welcher Menſch nicht will verarmen
Thu' ſich der Leidenden erbarmen,
Denn Gottes Segen bringt in's Haus
Was du den Armen gibſt hinaus.

27.

Thu' Bettlers Murren überſeh'n
Gib, was du kannſt, und laß ihn geh'n.

28.

Eine unwillige Gab' iſt eben
So viel, als hätt'ſt du gar nichts geben.

29.

Biſt du reich und lebſt in Ruh'
Der Armen nicht vergeſſen thu';

Denn gar leicht ein armer Mann
Aus dem Reichſten werden kann.

30.

Jedes Ding iſt der Beſchwerden voll
's iſt ſchwer oft, was man wählen ſoll.

31.

Sagt einer heimlich was, ſo laß es gehen hin,
Wer ſich nichts Gut's bewußt, meint nur es geh' auf ihn.

32.

Wie die Alten geſungen,
So zwitſchern die Jungen.

33.

Hat Peter einen Schaden am Fuß,
Paul darum nicht hinken muß.

34.

Thuſt' irgendwo was Gutes ſeh'n
In deinem Haus' laß's auch geſcheh'n.

35.

Wer irre geht, und wieder wendet
Unbillig darum wird geſchändet.

36.

Außen roth,
Innen tod.

37.

Billigkeit iſt oftmals mehr
Denn Recht und aller Geſetze Lehr.

38.

Der ausleiht ſein Weib, ſein Kleid oder Pferd
Dem bleibt kein's von allen unverſehr't.

39.

Borgen
Macht Sorgen.

40.

Dein Schaden blüht, wächſt groß und iſt,
Sobald du ein Bürge worden biſt.

41.
Die Dankbarkeit iſt ein Samen
Aus welchem neue Gaben ſtammen.

42.
Man bethet oft eifrig und lang'
Daß man von Gott eine Gnad' erlang',
Doch hat man ſie, ſo wird der Dank
Geſchoben auf die lange Bank.

43.
Eine Gab' die man dir verehrt
Schätze mehr noch, als ſie werth.

44.
Das Kreuz erfaßt,
I'ſt halbe Laſt.

45.
Iſt auch ein Dieb über hundert Berg'
So holt ihn noch ein, ein hinkender Scherg'.

46.

Einen Fund verhehlen
Iſt ſo viel als ſtehlen.

47.

Ein wack'rer Mann
Hilft wo er kann.

48.

Wäſcht eine Hand die and're fein,
So werden alle Beide rein.

49.

Thut man den Leuten was ihnen gefällt
So kommt man am Beſten durch die Welt.

50.

Der Dumme braucht ſein Leben allein,
Läßt and're bleiben wie ſie ſeyn.

51.

Eine Gans über das Meer,
Eine Gans wieder her,

Eine Gans über den Rain,
Eine Gans wieder herein.

52.

Es ſteht dem Eh'ſtand übel an,
Wenn die Henne krähet vor dem Hahn.

53.

In der Ehe kann kein Frieden ſeyn,
In der regiert das Mein und Dein.

54.

Wo ein Weib führet das Regiment
Da nimmt es nimmer ein gutes End!

55.

Wenn in der Eh' iſt Fried' und Ruh',
Ein Krümmchen Brot ſchlägt beſſer zu,
Als Speiſen gut und vielerley
Wo iſt keine Freud' und Ruh' dabey.

56.

Lebt der Mann vom Weib allein,
Muß er auch ihr Spielmann ſeyn.

57.

Willſt du heirathen, beſinn dich fein
Sonſt kriegſt du Eſſig für den Wein.

58.

Wird die Magd die Frau im Haus
Jagt ſie den Herrn zum Thor hinaus.

59.

Wo ein Mann iſt und kein Weib,
Da iſt ein Haupt, doch ohne Leib,
Und wo ein Weib iſt — ohne Mann,
Da iſt ein Leib — aber kein Haupt daran.

60.

Wo nicht im Haus ſind Kinderlein
Iſt's gleich, als wär' kein Sonnenſchein.

61.

Willſt du haben Frieden viel,
Thu' wie dein Weib es haben will.

62.

Das heißt recht adelich gelebt,
Wo man nach Ehr und Tugend ſtrebt.

63.

Nach Ehren ſtreben iſt rühmlich und ehrlich,
Aber der Fall iſt oft gefährlich.

64.

Ehren
Beſchweren.

65.

Wenn ja verloren iſt Gut und Geld
So behalt' deine Ehr' auf dieſer Welt,
Denn wenn dir die verloren iſt,
Biſt du nichts werth, ſey, wer du biſt,

Geld iſt nur Geld, und Welt bleibt Welt,
Wohl dem, der ſeine Ehr' behält.

66.

Der Jeden ehr't,
Iſt Ehren werth.

67.

Gut verloren, unverdorben,
Muth verloren, halb verdorben,
Ehr' verloren, gar verdorben.

68.

Einem Jeden gefällt ſeine Weiſe wohl,
D'rum iſt die Welt der Narren voll.

69.

Es meint jede Frau
Ihr Kind ſey ein Pfau.

70.

Wer ſich ſelbſt liebt allzuſehr,
Den haſſen die andern um ſo mehr.

71.
Wer ſein eigen Lob ruft aus,
Hat böſe Nachbarn um ſein Haus.

72.
Sich ſelber Niemand loben ſoll,
Der wohl thut, lobt ſich ſelber wohl.

73.
Der iſt gar keines Lobens werth,
Der ſich zu loben ſelbſt begehrt.

74.
Kein Schild noch Zeichen, der ſtecken ſoll,
Der ſeine Sach' macht recht und wohl.

75.
Du ſollſt dich ſelber ſtill betragen,
Laß and're Gutes von dir ſagen.

76.
Eigner Nutz,
Iſt ein ſchlechter Putz.

77.

Es war kein Winter noch ſo kalt
Und kein Küſter noch ſo alt,
Daß er Kohlen hätte begehrt
Dieweil das Opfer hat gewährt.

78.

Ein ungeſchickter Mann
Hält nichts für recht gethan,
Als wo er ſelbſt die Hand legt an.

79.

Wer ein Ding nicht ſehen will,
Dem hilft weder Licht noch Brill'.

80.

Es iſt beſſer alleine
Als mit böſer Gemeine.

81.

Ob du ſchon im Verborg'nen biſt,
Thu' doch was recht und billig iſt.

82.

Einigkeit iſt ein ſtarkes Band
Es hält zuſammen Leut' und Land.

83.

Von aller Kunſt, zu jeder Friſt,
Erfahrung die größte Meiſterin iſt.

84.

Wen der Beſen verkehrt iſt,
Sieht man erſt, was er werth iſt.

85.

Ein ſchlechter Aſt,
Iſt des Baumes Laſt.

86.

Wie bös' eine Mutter auch immerhin,
Sie möchte ein frommes Kind erzieh'n.

87.

Wie die Zucht,
So die Frucht.

88.

Oft iſt's nur am Baum gelegen,
Oft an des Gärtners ſchlechten Pflegen.

89.

Wer viel ſeinen Kindern pflegt nachzugeben,
Wird wenig Freuden an ihnen erleben.

90.

Dem Vater und der Mutter gebührt keine Ehr'
Die ihren Kindern geben keine Zucht und Lehr'.

91.

Das Wetter erkennt man an den Wind,
Den Vater erkennt man bey ſeinem Kind,
Den Herrn bey ſeinem Hausgeſind.

92.

Ein Mägdlein ſo ſich kleidet zum Schein,
Bey dem iſt auch die Zucht gar klein.

93.
Wer die Gefahr will ſtets erwiegen,
Bleibt ewig hinter dem Ofen liegen.

94.
Der ſelber iſt ſein größter Feind,
Der nicht will haben Gott zum Freund.

95.
Zwei Hähne in einem Hof,
Zwei Frauen in einem Haus
Die jagen einander zumeiſt hinaus.

96.
Für Feinde bethen gilt vielmehr,
Als wen's für Freund' geſchehen wär',
Ein Vaterunſer für einen Feind,
Iſt mehr, als zehn für einen Freund.

97.
Beſſer iſt ein off'ner Feind,
Als ein ungetreuer Freund.

98.

Ein ſolcher Freund verdienet Lob,
Der in dem Unglück hält die Prob'.

99.

Das ſind ſchlechte Freund',
Wo der eine lacht und der and're weint.

100.

Freund' hier, Freund' dort, Freund' aller Ort,
Wenn ich nichts hab', wer hilft mir fort?

Inhalt

des erſten Hunderts.

Seite
Alter, Nr. 1. 2. 3. 4. 5. . . . . . 9—10
Andacht, Nr. 6. 7. 10
Anfang, Nr. 8. 9. 10. 11. . . . . . 10—11
Arbeitſamkeit, Nr. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. . . . . 11—12
Aufſchub, Nr. 19. 20. 13
Argwohn, Nr. 21. 13

	Seite
Armuth, Nr. 22. 23. 24.	13
Barmherzigkeit, Nr. 25. 26. 27. 28. 29.	14
Beſchwerde, Nr. 30.	15
Bewußtſeyn, Nr. 31.	15
Beiſpiel, Nr. 32. 33. 34.	15
Beſſerung, Nr. 35.	16
Betrug, Nr. 36.	16
Billigkeit, Nr. 37.	16
Borgen, Nr. 38. 39.	16
Bürgſchaft, Nr. 40.	16
Dankbarkeit, Nr. 41. 42. 43.	17
Demuth, Nr. 44.	17
Diebſtahl, Nr. 45. 46.	17—18
Dienſtfertigkeit, Nr. 47. 48. 49. . . .	18
Dummheit, Nr. 50. 51.	18

Seite
Eheſtand, Nr. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 19—21
Ehre, Nr. 62. 63. 64. 65. 66. 67. . 21—22
Eigenliebe, Nr. 68. 69. 70. . . . 22
Eigenlob, Nr. 71. 72. 73. 74. 75. . 23
Eigennutz, Nr. 76. 77. . . . . . . 23—24
Eigenſinn, Nr. 78. 79. 24
Einſamkeit, Nr. 80. 81. 24
Einigkeit, Nr. 82. 25
Erfahrung, Nr. 83. 84. 25
Erziehung, Nr. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. . . . . . . 25—26
Eitelkeit, Nr. 92. 26
Feigheit, Nr. 93. 27
Feindſchaft, Nr. 94. 95. 96. 97. . . 27
Freundſchaft, Nr. 98. 99. 100. . . 28

Zweites Hundert.

1.

Wenn du willſt haben einen guten Freund
Der's wahr und redlich mit dir meint,
Damit er lang' dein Freund verbleib'
Nicht ſeine Güte übertreib'.
Wenn er ſtreckt einen Finger für,
Zieh' nicht die ganze Hand nach dir.

2.

Ein Freund mit dir in einem Haus
Bringt mehr Verdruß, als zehn daraus.

3.

Schwäger ſind die beſten Freund' —
Wenn ſie weit von einander ſeynd.

4.

Freunde hinter'm Rücken
Sind die ſtärkſten Brücken.

5.

Trau' nicht viel, halt' deine Red' in Huth,
Denn ſchnelles Wort thut ſelten gut,
Freund der Welt in großer Noth,
Geh'n vier und zwanzig auf ein Loth,
Und ſo die beſten wollen ſeyn,
Geh'n ihrer zeh'n auf ein Quintelein.

6.

Wo man haltet gute Huth,
Auch guter Freund ſich finden thut.

7.

Ein ſtarker Wein, ein guter Freund,
Die gleichen viel ſich, wie mir ſcheint.
Der Wein verraucht, und bleibt nicht gut,
Wo man nicht wohl ihn wahren thut,

Sag' nicht's geheim's von deinem Freund,
Sonſt verraucht auch er, und wird dein Feind.

8.

Es iſt wohl eines jeden Will',
Daß er möchte haben viel,
Aber wo regiert die Noth,
Da ſind alle Freunde tod.

9.

Zu viel Freud',
Wird oft Leid.

10.

Freigebig mit Worten, karg im Halten,
Iſt ſchlecht an Jungen wie an Alten.

11.

Das Klein're verſchon', dem Größer'n weich',
Vertrage den, der dir iſt gleich.

12.

Was du nicht willſt, daß man dir thu',
Das füg' auch keinem andern zu.

13.

Ein frommes Herz, geſundes Blut
Iſt mehr, denn vieles Geld und Gut.

14.

Schön und Fromm, ein ſeltner Fall,
Wenn ſie beiſammen in einem Stall.

15.

Ein frommes Weib iſt des Lebens Heil
Man findet es aber ſelten feil.

16.

Den Frommen legt man ein Kiſſen bei,
Dem Schelmen aber gibt man zwei.

17.

Luſtig in Ehren
Soll Niemand wehren.

18.
Guter Muth, iſt halber Leib,
Hüthe dich, und nimm kein Weib.
19.
Es wird nicht bald eine Hochzeit vollbracht,
So nicht dabei einer zweiten gedacht.
20.
Es iſt kein Dörflein gar ſo klein,
Daß nicht drin' ſollt des Jahrs eine Kirmeß ſeyn.
21.
Zu einem Tanz gehört mehr dazu,
Als allein zween rothe Schuh.
22.
Die Furcht macht immer größer die Gefahr,
Als an ſich ſelber die Sache war.
23.
Ueber fremden Tiſch nimm vor gut,
Wenn guter Will' das ſeine thut.

24.

Was du nicht kannſt vermeiden,
Sollſt du willig leiden.

25.

Geduld iſt zwar ein edles Kraut,
Es wird aber nicht aller Orten gebaut.

26.

Was du nicht kannſt wenden,
Seid' getroſt, es wird ſchon enden.

27.

Gönn' jedem, was der Herr ihm gibt,
Denn er theilt aus, wie's ihm beliebt.

28.

Das rechte Maß oft überfährt
Wer geitzig Ehr' und Lob begehrt.

29.

Geitz und Ehr'
Treibt über's Meer.

30.

Ein Geitzhals iſt der Aermſte auf Erden,
Weil er durch gar nichts ſatt kann werden.

31.

Geld, das ſtumm iſt
Macht oft Recht, das krumm iſt.

32.

Wer viel Geld hat auszuleihen,
Muß der Freundſchaft ſich verzeihen,
Denn der Tag zum wiedergeben,
Pflegt alle Freundſchaft aufzuheben.

33.

Geld richt't jetzund alles aus,
Macht züchtig ein unzüchtig Haus.

34.

Freundſchaft geht vor jedem Ding,
Das Wort, ſpricht der Pfennig, halt ich gering,

Denn wo ich mich kehr' und wend'
Da hat alle Freundſchaft ein End'.

35.

Geld, Gewalt und Gunſt,
Bricht Recht, Siegel und Kunſt.

36.

Mit vielem hält man Haus,
Mit Geringem kommt man d'raus.

37.

Groß' Gut läßt ſich langſam gewinnen,
Thut doch zu Zeiten ſchnell zerrinnen.

38.

Wo ſich der Zaun am Niedrigſten zeigt,
Dort gerne man hinüber ſteigt.

39.

Wenn ich wünſchte was ich ſollt',
So bekäm' ich, was ich wollt'.

40.

Hört doch vom großen Wunder ſagen,
Man hat der Elſter ein Ey enttragen.

41.

Ein fauler Apfel macht gar ſchnell,
Daß ihm auch gleichet ſein Geſell.

42.

An eines andern Geſellen kann man ſpüren,
Was er ſelbſt thut im Schilde führen.

43.

Es iſt nichts ſo gering und klein,
Es will bei ſeines Gleichen ſeyn.

44.

Das Sprüchlein ſelten thut betrügen,
Der viel ſchwatzt, der ſagt viel Lügen.

45.

Nicht ſtell' in Worten deine Pracht,
An der That liegt die meiſte Macht.

46.

Gib deiner Red' ein gewiſſes Ziel,
Red' nicht zu wenig, und nicht zu viel.

47.

Das Wort nur Ehr' und Anſeh'n hat,
Wenn auch darauf erfolgt die That.

48.

Schöne Wort' und Wohlbeſtehen,
Macht den Kauf ſchon halb geſchehen.

49.

Wenn man böſes vom Nachbar ſagt,
Dasſelbe zumeiſt ſehr wohl behagt.

50.

Das ſind feine Sitten,
Wo zwei ſind, zauſen ſie den dritten.

51.

Wen der Mund ſpricht: Gott grüß' dich,
Denket das Herz oft: behüth' dich.

52.
Gut Leben und geſunde Tag',
Steh'n nicht immer in einem Hag.

53.
Geſund und vergnügt ſein zu aller Friſt,
Das ſchönſte Kleinod auf Erden iſt.

54.
Schnelle Hand,
Behält den Preis in jedem Land.

55.
Gewalt und Zwang,
Hat geringen Vortheil, und währt nicht lang.

56.
Dem Wolf das Lamm, dem Fuchs die Liſt,
Dem Weib: Lob und Gewalt gefällig iſt.

57.
Kannſt du erheben nicht den Stein,
Laß lieber gar das Heben ſeyn.

58.

Nimmt Gewalt die Oberhand
Iſt tod das Recht, und nur ein Tand.

59.

Der Froſch ſpringt wieder in ſeinen Pfuhl,
Säß' er auch auf goldenem Stuhl.

60.

Es iſt eine Gewohnheit kommen herein:
Was fremd iſt, muß allerweg beſſer ſeyn.

61.

Was von Natur iſt angeboren,
Das hält der Menſch für auserkohren;
Wie ſtreng' man ihn auch ſtraft und wahr't,
Schlägt immer in ſeine alte Art.

62.

Nimmt eine Gewohnheit überhand,
So geht ſie durch das ganze Land.

63.

Gewohnheit die zu Hauſ' im Land,
Wird da gehalten für keine Schand'.

64.

Ein gut Gewiſſen, ein armer Herd,
Sind Gott und aller Ehren werth.

65.

Wen du in der Welt haſt Gut und Geld,
Und deinem Haus' auch ſonſt nichts fehlt,
Wenn dein Gewiſſen iſt nicht gut,
Das Allerbeſt' dir fehlen thut.

66.

Das Gewiſſen ſagt uns wohl,
Was man thun und laſſen ſoll.

67.

Wer keinen Glauben halten will,
Wird Untreu' auch erfahren viel.

68.

Leid und vertrag',
Dein Leid' nicht klag',
An Gott nicht verzag',
Das Glück kann kommen alle Tag'.

69.

Dem einen läuft das Glück in's Haus,
Und bei dem andern rennt's hinaus.

70.

Der eine ſäet,
Der and're mähet.

71.

Glück ohne Mangel,
Iſt nimmer ohne Angel.

72.

Je ärger der Strick,
Je größer das Glück.

73.

Glücklich der, den ſeine Hand ernährt;
Glücklicher, der das Seine wohl verzehrt.

74.

Ob Manchem gleich das Glück erhoben,
So bleibt er doch nicht immer oben.

75.

Je höher der Berg,
Je tiefer das Thal,
Je größer der Mann,
Je tiefer der Fall.

76.

Eis und Glück, beider Treu,
Bricht, eh' man's gedenkt, entzwey.

77.

Gott muß es ſchicken,
Soll es uns glücken.

78.
Eh' man ein Wörtlein ſpricht,
Weiß es Gott, wo's uns gebricht.

79.
Den: Muß, macht die Noth,
Den: Willen, Gott.

80.
Gott ſchlug noch niemals einen Mann,
Er ſtrich ihm wieder ein Sälblein an.

81.
Schenken und wieder ſchenken,
Behält dir die Freund' auf den Bänken.

82.
Große Herrn ſchämen ſich wenig zu geben,
Das Viele aber — ſchlagen ſie ab darneben.

83.
Wer einem etwas geben will,
Muß nicht erſt fragen, ob man's will.

84.

Herrengunſt und Lerchengeſang
Klinget gut, und währt nicht lang.

85.

Wenn man von großen Herr'n fordert eine Schuld,
Verliert man damit zumeiſt ihre Huld.

86.

Auf Herren nicht bau',
Dem Wetter nicht trau',
Das Wetter nicht beſteht,
Der Herren Gunſt verweht.

87.

Der Menſch noch nicht geboren iſt,
Der Jedermann gefällig iſt.

88.

Zu dem trägt jeder einen Haß,
Der haben will, ohne Unterlaß.

89.

Der Fuchs ändert das Haar,
Und bleibt doch der Fuchs, der er war.

90.

Hat Gott die Hilfe auch verſchoben,
Hat er ſie d'rum nicht aufgehoben,
Hilft er gleich nicht zu jeder Friſt,
So thut er's doch, wenn's nöthig iſt.

91.

Viel Glück und leicht gewonnen Gut,
Macht dummen Volk viel ſtolzen Muth.

92.

Wahre Zucht und Höflichkeit,
Ziert mehr, als ein gold'nes Kleid.

93.

Mancher fragt wie es mir geh',
Ging's mir gut: es thät ihm weh'.

94.

Mit dem Hute in der Hand,
Kommt man durch das ganze Land.

95.

Die Bauern lehnen ſich an allen Ecken an,
Du führe ſo dich auf, daß man dich loben kann.

96.

Zucht und Tugend,
Ziert die Jugend.

97.

Das ſchickt ſich zu der Krümme wohl,
Was ein guter Hacken werden ſoll.

98.

Keiner iſt ſo klug und geſchwind,
Der nicht wieder ſeinen Meiſter find't.

99.

Der iſt fürwahr ein kluger Mann,
Der Geld und Gut recht brauchen kann.

100.

Auf der Frauen Weinen, der Krämmer ſchwören,
Soll ein kluger Mann nicht hören.

Inhalt

des zweiten Hunderts.

Seite
Freundſchaft, Nr. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. . . . . . . 35—37
Freude, Nr. 9. 37
Freigebigkeit, Nr. 10. 37
Friedfertigkeit, Nr. 11. 12. . . . . 37—38
Frömmigkeit, Nr. 13. 14. 15. 16. . 38
Fröhlichkeit, Nr. 17. 18. 19. 20. 21. 38—39

	Seite
Furcht, Nr. 22.	39
Gaſtfreundſchaft, Nr. 23.	39
Geduld, Nr. 24. 25. 26.	40
Genügſamkeit, N. 27.	40
Geiz, Nr. 28. 29. 30.	40—41
Geld, Nr. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37.	41—42
Gelegenheit, Nr. 38.	42
Genügſamkeit, Nr. 39.	42
Gerücht, Nr. 40.	43
Geſellſchaft, Nr. 41. 42. 43. . . .	43
Geſpräch, Nr. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51.	43—44
Geſundheit, Nr. 52. 53.	45
Geſchicklichkeit, 54.	45
Gewalt, Nr. 55. 56. 57. 58. . . .	45—46
Gewohnheit, Nr. 59. 60. 61. 62. 63.	46—47

Seite
Gewiſſen, Nr. 64. 65. 66. 47
Glaube, Nr. 67. 47
Glück, Nr. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. . . . . . 48—49
Gott, Nr. 77. 78. 79. 80. . . . . . 49—50
Großmuth, Nr. 81. 82. 83. 50
Gunſt, Nr. 84. 85. 86. 87. 88. . . 51
Heucheley, Nr. 89. 52
Hülfe, Nr. 90. 52
Hochmuth, Nr. 91. 52
Höflichkeit, Nr. 92. 93. 94. 95. . . 52—53
Jugend, Nr. 96. 97. 53
Klugheit, Nr. 98. 99. 100. . . . . . 53—54

Drittes Hundert.

1.

Dem Meiſter bleibt ſtets ſeine Kunſt
Verſagt ihm das Glück auch ſeine Gunſt.

2.

Kommt der rechte Meiſter her,
Gilt das Meiſterlein nichts mehr.

3.

Werkleute trifft man in großer Zahl,
Aber Werkmeiſter nicht überall.

4.

Wer ſich einen Namen machen will,
Muß auch Lobenswerthes thuen viel.

5.

Die beſten Schwimmer unter dem Haufen,
Pflegen am erſten zu erſaufen.

6.

Ein geringer Mann oft viel vermag,
Und bleibt doch unbeacht't, all ſein' Tag.

7.

Wann du recht glaubſt, mußt du auch recht leben,
Sonſt iſt all dein Glauben vergeben,
Sein Recht, ſich auf den Himmel raubt
Der nicht thut leben wie er glaubt.

8.

Es iſt kein Wurm, kein Thierlein ſo klein
Ihm dünket ſein Leib, ſein Leben fein.

9.

Ohne Straucheln Niemand leben mag
D'rum hat man Reue alle Tag.

10.

So ein Monath deines Lebens Ziel,
Für gewiß, du würdeſt weinen viel;
Jetzt lacheſt du, da deine Friſt,
Vielleicht nicht gar ein Tag mehr iſt.

11.

Willſt du and're ſtrafen und lehren,
Thu' dich am erſten ſelbſt bekehren.

12.

Wir lernen oft, was wir vergeſſen ſollten,
Und vergeſſen, was wir lernen ſollten.

13.

Zeitlicher Zwang, Arbeit und Lehr',
Bringt die Jugend zu Brod und Ehr'.

14.

Jedermann gern lernen wollt',
Wenn es nur nichts koſten ſollt'.

15.

Wenn gute Lehr' auch noch ſo gut,
Was nützt's, wenn man ihr nicht folgen thut.

16.

Alte ſoll man ehren,
Junge ſoll man lehren,
Weiſe ſoll man fragen,
Narren übertragen.

17.

Fragen und lehren
Bringt manchen zu Ehren.

18.

Hüthe dich,
So groß du biſt,
Denn die Macht
Weicht oft der Liſt.

19.

Des Mannes Liſt iſt wohl behend'
Doch Weiberliſt iſt ohne End'.

20.

Stroh im Schuh,
Spindel im Sack,
Eine verbuhlte Dirn im Haus
Gucken allerweg' heraus.

21.

Worauf man ſeine Liebe ſetzt,
Für's Allerbeſte es das ſchätzt.

22.

Zu einem Ort, wo gern' ich bin,
Da zieht mich wohl ein Härchen hin.

23.

Iſt Lieb' und Rauſch bei dir im Haus,
Sie ſchauen gewiß zum Fenſter hinaus.

24.

Nichts ſo Schlimm's iſt um und an,
So man nichts d'ran loben kann.

25.

Das Lob
Iſt des Narren Prob'.

26.

Ein falſcher Mund vermeint's nicht gut
Wenn er den Wackern loben thut,
Er hat ein Schelmſtück in dem Sinn,
Sonſt würd' er wohl nicht loben ihn.

27.

Denkſt du dein Alter hoch zu bringen
Hab' rechte Maß in allen Dingen.

28.

Rechte Maß
Halt mit dem Glas,
Sonſt macht es naß.

29.

Wer vom Feuer bleibt zu weit
Frieret in der kalten Zeit,
Wer zu nah' tritt wird verbrannt,
Das Mittel iſt der rechte Stand.

30.

Klopf' an den Hefen nicht zu hart,
Sonſt bekommt er eine Schart'.

31.

Alles Ding macht verdroſſen Muth
So man zu viel hat, und thut.

32.

Den plagen leicht die Grillen,
Dem es nicht geht nach ſeinen Willen.

33.

Die Weisheit ſucht was Noth iſt und Nutz,
Der Muth hält es in Schirm und in Schutz.

34.
Ein tapf'res Herz, ein guter Rath,
Viele Ding' richten aus, und große That.

35.
Wer die Gefahr nicht meiden kann,
Geh' ihr entgegen als ein Mann.

36.
So dem Müßiggeh'n ergeben
Kann nicht wohl ohne Laſter leben.

37.
Fiſchefangen und Vogelſtellen
Verdarb ſchon manchen wacker'n Geſellen.

38.
Je mehr ein Narr zu verzehren hat,
Je mehr verthut er ohne Rath.

39.
Ein großer Thor muß der wohl ſeyn,
Der von einem Schuh' und einem Weib erleidet Pein.

40.

Wer alle Welt zum Freund will han,
Der iſt ein Narr bey jedermann.

41.

Ein Narr ſich wenig daran kehrt,
So man ihm ſchon was Gutes lehrt.

42.

Den Vogel kennt man an ſeinem Geſang,
Den Hefen kennt man an ſeinem Klang,
Den Eſel kennt man an ſeinen Ohren,
An ſeinen Worten kennt man den Thoren.

43.

Ein Thor viel Thoren machen kann,
D'rum nimm dich keines Thoren an.

44.

Es ſingt kein Harfner vor dem Haus
Die Weiber ſtecken all' die Köpf' hinaus.

45.
Auf's Neue freut man ſich immerdar,
Obgleich das Alte oft beſſer war.

46.
Der Hunger iſt der beſte Koch
Mag er's auch nicht, ſo ißt er's doch.

47.
Wer immer früh und ſpät iſt ſatt,
Weiß nicht was Noth der Hunger hat.

48.
Noth, Perſon und Zeit,
Machen Gebote oft eng' und weit.

49.
So Böſes iſt noch nicht gefunden
Man kann es brauchen zu manchen Stunden.

50.
Haſt du einen Rock, ſo trag ihn fein,
Sonſt kommen dir die Motten d'rein.

51.

Vom gemeinen Nutzen hört man oft ....,
Doch ſieht man davon weder Stumpf noch Stiel.

52.

Oft fängt man Fiſche groß und klein,
In einem geringen Wäſſerlein.

53.

Kehrte jedes vor ſeiner Thür' hübſch fein,
Würden bald die Gaſſen rein.

54.

Guten Frieden, recht Gericht,
Eine Elle, Maß und Gewicht,
Eine Münze und gut' Geld,
So ſtünd' es wohl in aller Welt.

55.

Wen jedes thut, was es ſoll,
So gehen Roß und Wagen wohl.

56.

Wozu dich Gott berufen hat,
Deß ſollſt du warten früh und ſpat.

57.

Ich kann es wohl,
Ich kann's zuvor,
Dieß Wort regiert an jedem Ort;
Doch wenn es ſoll nun gehen fort,
So hinkt es hier,
So mangelt's dort.

58.

Wer ſich mit Kleidern modiſch ziert,
Und nach weibiſcher Art einher ſtolziert,
Wird hoch gehalten zu dieſer Friſt,
Ob er auch gleich ein Eſel iſt.

59.

Hat dir dein Knecht nicht wohl bebaut
Den Acker, den du ihm vertraut,

So ſey ihm freundlich, ſuch' nicht Rach'
Denn ſelten kommt ein beſſ'rer nach.

60.

Nach der That
Verſteht jedweder Narr den Rath.

61.

Schneller Rath
Bringt gar ſelten gute That.

62.

Hitze im Rath,
Eil' in der That,
Bringt oft Schad'.

63.

Der Jungen That,
Der Alten Rath,
Der Männer Muth,
Iſt immer gut.

64.

Nach geſchehnem Schaden, und nach der That,
Weiß jedermann dir guten Rath.

65.

Thue nichts ohne Rath,
So reu't es dich nicht nach der That.

66.

Was gewiß iſt in dem Rath,
Fehlet oftmals in der That.

67.

Der iſt reich, der Vergnügen hat,
Der der iſt arm, ſo nie wird ſatt.

68.

Gott ſelbſt, den Reichthum: Dornen, nennt,
Obgleich kein Reicher es erkennt,
Bis er im Todtbett, krümmend ſich,
Dann fühlt des Reichthums Dornenſtich.

69.

Die Armen helfen zuſammen all',
Daß nicht ſobald ein Reicher fall'.

70.

Ueberfluß
Macht Ueberdruß.

71.

In Schand' und Unehr muß verzagen
Der friſch und ſtark in jungen Tagen,
Nicht hat gedacht, auf einen alten Mann
Der Ruh' Gemach und Fried' will han.

72.

Leidlicher iſt in fremden Land,
Ein Elend, als wo man iſt bekannt.

73.

Iſt die Scham einmal zur Thür hinaus,
Kommt ſie dir nimmer in das Haus.

74.

Wohin du wanderſt, halt' dich eben,
So wie ſie dort zu Lande leben.

75.

Wer um die Tochter Luſt zu bitten,
Der ſeh' erſt auf der Mutter Sitten.

76.

Die Füch's die einmal gefangen war'n,
Die geh'n nicht mehr ſo leicht in's Garn.

77.

Hab' acht, eine Schalkheit thut man dir,
Laß dir nicht geben Schaum für Bier.

78.

Das Schmähen für ein Loben gilt,
So der Gottloſ' den Frommen ſchilt,
Weil ſein Schelten iſt ein Zeichen,
Daß man nicht ſey ſeines gleichen.

79.
Was dich reitzt, ſchön von Geſicht,
Führt gar oftmals hinter's Licht.

80.
Frauengeſtalt
Iſt nur gemahlt.

81.
Ein ſchönes Kleid ziert ſeinen Mann,
Wer es hat, der zieh' es an.

82.
Schweigen, ſtehet einer Maid,
Schöner, als das ſchönſte Kleid.

83.
Viel hören, ſehen und wenig ſagen,
Iſt gut und nutz zu allen Tagen.

84.
Wer verſchweigt was man ihm vertraut,
Thut beſſer, als wer einen Acker baut.

85.

Du mußt viel wiſſen und wenig ſagen,
Antworte nicht auf alle Fragen.

86.

Schweigen und Denken,
Wird Niemand kränken.

87.

Was du willſt, das ſoll verſchwiegen ſeyn,
Sag' Niemand, behalt es bei dir allein,
Den kommt's nur in den dritten Mund,
So wird's dem ganzen Lande kund.

88.

Viel ſehen, viel hören und wenig ſagen,
Gehört zu Fried' und guten Tagen.

89.

Verſchwiegen, züchtig und häuslich ſeyn,
Vor Allen ſteht den Frauen fein.

90.

Viel Sorgen und Wachen,
Vertreibt Freund' und Lachen.

91.

Was du nicht nöthig haſt im Haus,
Dafür gieb keinen Heller aus,
Und wenn es noch ſo wohlfeil wär',
So iſt's zu theuer, merk' die Lehr'.

92.

Gewonnen Gut erhalt mit Fleiß,
Bedarfſt es wohl, biſt du ein Greis.

93.

Die Schlüſſel hängen nicht allzumal
An eines Weibes Riemen mit der Schall'.

94.

In Schimpf und Spiel,
Sagt man oft der Wahrheit viel.

95.

Zu wenig und zu viel,
Verdirbt ein jedes Spiel.

96.

Der zuerſt im Spiel gewann,
Ward zuletzt ein Bettelmann.

97.

Ein ſchnelles Spiel,
Verſieht oft viel.

98.

Spotte Niemand und kenn' dich wohl,
Haſt ſelbſt den Rücken von Laſtern voll.

99.

Sage Niemand, wer er iſt,
So hörſt auch du nicht wer du biſt.

100\.

Wer höher fliegt als er Kräfte hat,
Der kommt dadurch in Spott und Schad'.

Inhalt

des dritten Hunderts.

Seite
Kunſt, Nr. 1. 2. 3. 4. 5. 6. . . . . 61—62
Leben, Nr. 7. 8. 9. 10. . . . . . . 62—63
Lehre, Nr. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 63—64
Liſt, Nr. 18. 19. . . . . 64—65
Liebe, Nr. 20. 21. 22. 23. . . . 65
Lob, Nr. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 66—67
Mißmuth, Nr. 31. 32. 67

Seite
Muth, Nr. 33. 34. 35. 67—68
Müßiggang, Nr. 36. 37. 68
Narrheit, Nr. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 68—69
Neugierde, Nr. 44. 69
Neuheit, Nr. 45. 70
Noth, Nr. 46. 47. 48. 70
Nutzen, Nr. 49. 50. 51. 52. 70—71
Ordnung, Nr. 53. 54. 55. 71
Pflicht, Nr. 56. 72
Prahlerey, Nr. 57. 72
Pracht, Nr. 58. 72
Rache, Nr. 59. 72—73
Rath, Nr. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 73—74
Reichthum, Nr. 67. 68. 69. 70. 74—75
Schande, Nr. 71. 72. 75
Schamhaſtigkeit, Nr. 73. 75
Sitte, Nr. 74. 75. 76

Seite
Schlauheit, Nr. 76. 77. 76
Schmähſucht, Nr. 78. 76
Schönheit, Nr. 79. 80. 81. . . . 77
Schweigen, Nr. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. . . . 77—78
Sorge, Nr. 90. 79
Sparſamkeit, Nr. 91. 92. 93. . . . 79
Spiel, Nr. 94. 95. 96. 97. . . . 79—80
Spott, Nr. 98. 99. 100. . . . . 80—81

Viertes Hundert.

1.

Fluch' und Sünd', haben einen Sinn,
Wo ſie ausfahren, fliegen ſie wieder hin.

2.

Wer bauen will gegen die Gaſſen,
Der muß die Leute reden laſſen.

3.

Ich bau' mir ein Haus, das iſt für mich;
Gefällt's dir nicht, bau eins für dich.

4.

An den Hund nicht viel dich kehr',
Der hinter dir läuft bellend her.

5.

Können auch nicht alle dichten,
Liebens alle doch zu richten.

6.

Das iſt ein böſes Geſind',
So lang' ſchläft und trinkt geſchwind'.

7.

Der kommt überall zu ſpat,
Der auszugeh'n nicht Weile hat.

8.

So der Jäger den Hund muß tragen,
Wird er nicht viel Haſen jagen.

9.

Vom Faulen wird bloß der Herr geliebt,
Der wöchentlich ihm ſieben Feyertag' gibt.

10.

Der nichts thut, nichts weiß, nichts kann,
Muß allezeit bleiben hintenan.

11.

Wo der Unfleiß nimmt überhand,
Da hat kein Ding in die Länge beſtand.

12.

Tugend ohne Tadel,
Führt den beſten Adel.

13.

Wenn Kindern Zucht und Tugend fehlt,
Nutzt ihnen wenig, Gut und Geld.

14.

Wer die Leute mit Reden kann wenden,
Der hat gewonnen Spiel in den Händen.

15.

Uebermuth,
Thut niemals gut.

16.

Kein Scherrmeſſer härter ſchiert,
Als ein Bauer, ſo ein Herr wird.

17.

Hoch hinaus und nirgends an,
Hat ſelten noch ein gut gethan.

18.

Herrengunſt, Frauenlieb und Roſenblätter,
Verkehren ſich, wie Aprilwetter.

19.

Mancher fällt mit der Thür' in's Haus,
Fängt viel an und richt't nichts aus.

20.

Man thue Undankbaren was man will,
So iſt es doch ein verlornes Spiel.

21.

Unrecht gewonnen,
Kommt nicht an die Sonnen.

22.

Wer unrecht thut, vergißt es bald,
Wer unrecht leidet, es lang' behalt't.

23.

Ich ſah' auf der Welt noch keinen Mann,
Er hatte was er nicht wollt' gethan.

24.

Böſer Gewinn,
Geht leicht dahin.

25.

Es iſt ſchlimm, wiſſen was recht iſt,
Und doch aber thun, was ſchlecht iſt.

26.

Predigen hören, verſäumt dich nicht,
Almoſen geben, verarmt dich nicht,
Unrecht Gut, gedeiht dir nicht.

27.

Merk' es, und faß' es zu Ohren,
Uebel gewonnen, übel verloren.

28.

Wer will haben kein Ungemach,
Der bleibe ſein unter ſeinem Dach.

29.

Drei Ding' ſind mir im Haus nicht gelegen,
Der Rauch, ein böſ' Weib und der Regen,
Das Viert' beſchwer't auch überaus,
Viel Kinder und kein Brod im Haus.

30.

Ein ungelad'ner Gaſt,
Iſt dem Wirthe eine Laſt.

31.

Unſchuld und ein gut Gewiſſen,
Sind die beſten Ruhekiſſen.

32.

Untreu' ſchlägt gern',
Auf den eig'nen Herrn.

33.

An einem Fünklein unverhofft,
Verbrennt ein ganzes Haus gar oft.

34.

Gar ſelten der was verſchüttet hat,
Bringt das Ganze wieder an ſeine Statt.

35.

Wen das Geld das Urtheil ſpricht,
Iſt es gewiß kein recht Gericht.

36.

Sieh' nicht auf mich, ſondern auf dich,
Thu' ich unrecht, ſo hüthe dich,
Richte mich nicht und die meinen,
Sieh' erſt auf dich, und die deinen.

37.

So Bürger und Bauern ſich wollen regier'n,
Will vorn' der Schweif den Kopf nachführ'n.

38.

Auf der Laut' eine Saite allein,
Thut vergebene Saite ſeyn.

39.

Eig'ner Herd
Iſt Goldes werth,
Iſt er auch arm
Macht er doch warm.

40.

Da wir tranken unſern Trank,
Da wir ſangen unſern Geſang,
Da wir trugen unſer Gewand,
Da ſtand es gut im deutſchen Land.

41.

Wohl dem der vergißt,
Was nicht leicht zu ändern iſt.

42.

Der mir Liebes thut, der macht mir Sorgen,
Wie ich's ihm möcht vergelten morgen.

43.

Viel geloben und wenig geben,
Macht oft die Narren in Freuden leben.

44.

Ueber Zuſagen muß man ſich nicht freu'n,
Und Drohungen muß man nicht ſcheu'n.

45.

Verſprechen und halten,
Steht fein an Jung und Alten.

46.

Niemand gelob' ſo klug du biſt,
Was ſelber dir gewiß nicht iſt.

47.

Das Ehrabſchneiden iſt ein Gräul',
Doch thut man's für die Langeweil',

Man thut's auch eben ohne Scheu,
Als wär' nichts Schlimmes juſt dabey.

48.

'ſ iſt beſſer in Dorn' und Neſſeln baden,
Als mit böſen Zungen ſeyn beladen.

49.

Hinter dem Rücken mich mancher beſpricht,
Wär' ich zugegen, er thäte es nicht.

50.

Scharfe Schwerter ſchneiden ſehr,
Aber böſe Zungen noch viel mehr.

51.

Wer mehr will verzehren,
Als ſein Pflug mag ernähren,
Kann ſich nicht der Armuth wehren.

52.

Viel verthun und wenig erwerben,
Iſt der gerade Weg zum Verderben.

53.

Mehr kann ein Weib fort in der Schürze tragen,
Als der Mann in's Haus führt mit einem Wagen.

54.

Viel verſchwenden, viel verzehren,
Heißt: Armuth und Schulden gebären.

55.

Mancher hat einen ſo großen Magen,
Daß er verſchlungen Roß und Wagen.

56.

Trau' nicht allen guten Worten,
So man dir gibt da und dorten.

57.

Vertrauen einem fremden Mann,
Das iſt von Niemand klug gethan.

58.

Laß ſchreien die Fröſche, Raben und Narren,
In deinem Vorſatz ſollſt du beharren.

59.

Bau'ſt du dir ein Haus,
Thu's nicht halb und bau' es aus.

60.

Sey kein Wind und Wetterhahn,
Fang' nicht ſtets was Neues an,
Was du dir 'mal vorgeſetzt,
D'rin beharr' bis auf die letzt.

61.

Zwiſchen Thür' und Land
Lege Niemand ſeine Hand.

62.

Je ſtärker der Wind und ſeine Wuth,
Je feſter halte deinen Hut.

63.

Veränd're nicht bald deinen Stand,
Du habeſt denn einen beſſern vor der Hand.

64.

Mich dünkt, ich mein', ich acht',
Hat manchen ſchon in's Verderben gebracht.

65.

Red' nicht viel, doch immer wahr,
Kauf' nicht viel, und zahl' es baar.

66.

Wer da will wiſſen, wer er ſey,
Der ſchmäh' ſeine Nachbarn zwei oder drei,
Werdens auch die drei vertragen,
Wird's ihm wohl der vierte ſagen.

67.

Wo der Wein einkehrt in's Haus,
Geht die Weisheit flugs hinaus.

68.

Voll
bringt Groll,

Groll
macht toll.

69.

Bey vielem bechern und banketiren,
Thut mancher Zucht und Scham verlieren.

70.

Der Wein
Hat keinen Schrein.

71.

Der Wein bringt Träume von Engelein,
Beym Bier fallen mir die Schuldner ein.

72.

Weisheit bedarf man zum Rathen,
Muth und Glück zu großen Thaten.

73.

Der iſt weiſ' und hochgelehrt,
Der Glück und Unglück zum Beſten kehrt.

74.

Kein weiſer Mann ward noch genannt,
An dem man nicht eine Thorheit fand.

75.

Ein weiſes Herz, ein froher Muth,
Sind köſtlicher als Gold und Gut.

76.

So Staub oft für gemeine Seelen,
Wird für den Weiſen zu Juwelen.

77.

Viel Leute können plaudern ſehr,
An Weisheit aber ſind ſie leer.

78.

Weisheit iſt's die Wahrheit ſagen,
Noch größ're aber ſie ertragen.

79.

Denn nenn' ich einen weiſen Mann,
Der ſich ſelber zwingen kann.

80.

Im Lenz blühen die Blumen,
Im Herbſt welken ſie ab,
Den einen hebt man zur Taufe,
Den andern legt man in's Grab.

81.

Der eine gewinnt ſein Brod im Sitzen,
Der and're erringt es mit Laufen und Schwitzen.

82.

Wohlfeil kann man nichts biethen wohl,
Was theuer iſt und viel gelten ſoll.

83.

Oehl vermehrt des Feuer's Gluth,
Widerſtand des Zornes Wuth.

84.

Es iſt nicht kommen in mein Wiſſen,
Daß ein Wolf hätt' den andern gebiſſen.

85.

Weißt du was, und biſt du klug,
Schreib's in deinen Kopf, nicht in dein Buch,
Was nützt's, wenn das Buch iſt gelehrt?
Verlierſt du's — ſo biſt du nichts werth.

86.

Was wir nicht wiſſen ſollen,
Sollen wir auch nicht wiſſen wollen.

87.

Was der Witz meint, thut und läßt,
Hält er immer für's Allerbeſt'.

88.

Um Ehr' und Wolluſt und um Geld,
Kauft mancher Thor ſich aus der Welt.

89.

Mancher bindet ſelbſt die Ruth',
Die ihn ſpäter ſchlagen thut.

90.

Mit viel Zanken und Diſputiren,
Thut man leicht die Wahrheit verlieren.

91.

Wenn ſich die Herr'n bey den Köpfen faſſen,
Müſſen die Bauern die Haare laſſen.

92.

Um, Ja und Nein, war jeder Zeit,
Und wird noch ſein gar oft ein Streit.

93.

Wer von einem zänkiſchen Weib ſich macht,
Der hat eine gute Tagreiſ' vollbracht.

94.

Sich vergleichen und vertragen,
Iſt beſſer als zanken und klagen.

95.

And're Jahre,
And're Haare.

96.

Jede Zeit und jeder Tag,
Hat für ſich 'ne eig'ne Klag'.

97.

Der Frühling erneuet,
Der Sommer ernährt,
Der Herbſt erfreuet,
Der Winter verzehrt.

98.

Die Zeit iſt unſtät wie ein Rohr,
Wer ihr vertraut, der iſt ein Thor.

99.

Lern' dich ſchicken in die Zeit,
Iſt es kalt, zieh an ein Kleid.

100.

Wie es vor tauſend Jahren war,
So iſt es auch im jetz'gen Jahr,
Man findet das Laſter und die Tugend,
Wie damals bei'm Alter und bei der Jugend.

Inhalt

des vierten Hunderts.

Seite

Sünde, Nr. 1. 87

Tadel, Nr. 2. 3. 4. 5. . . . . . . 87—88

Trägheit, Nr. 6. 7. 8. 9. 10. 11. . 88—89

Tugend, Nr. 12. 13. 89

Ueberredung, Nr. 14. 89

Seite
Uebermuth, Nr. 15. 16. 17. . . . . 89—90
Unbeſtand, Nr. 18. 19. 90
Undank, Nr. 20. 90
Unrecht, Nr. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. . . . . . . 90—91
Ungemächlichkeit, Nr. 28. . . . 92
Ungelegenheit, Nr. 29. 30. . . . 92
Unſchuld, Nr. 31. 92
Untreue, Nr. 32. 92
Unvorſichtigkeit, Nr. 33. 34. 93
Urtheil, Nr. 35. 36. 93
Unverſtand, Nr. 37. 93
Unvollkommenheit, Nr. 38. . . . 94
Vaterland, Nr. 39. 40. 94
Vergeſſen, Nr. 41. 94
Vergeltung, Nr. 42. 95

	Seite
Verheiſſung, Nr. 43. 44. 45. 46. .	95
Verläumdung, Nr. 47. 48. 49. 50.	95—96
Verſchwendung, Nr. 51. 52. 53. 54. 55. . .	96—97
Vertrauen, Nr. 56. 57.	97
Vorſatz, Nr. 58. 59. 60.	97—98
Vorſicht, Nr. 61. 62. 63. . . .	98
Wankelmuth, Nr. 64.	99
Wahrheit, Nr. 65. 66.	99
Wein, Nr. 67. 68. 69. 70. 71. .	99—100
Weisheit, Nr. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. . . .	100—101
Weltlauf, Nr. 80. 81.	102
Werth, Nr. 82.	102
Widerſtand, Nr. 83.	102
Wiſſen, Nr. 84. 85. 86.	102—103

Seite

Witz, Nr. 87. 103

Wolluſt, Nr. 88. 89. 103

Zank, Nr. 90. 91. 92. 93. 94. . 104

Zeit, Nr. 95. 96. 97. 98. 99. 100. 105 — 106

Lyriſche Blätter

von

Johann N. Vogl.

WIEN.

Bei Rohrmann und Schweigerd,
k. k. Hofbuchhändlern.

1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An meine Lieder.

Send' euch nun, ihr kleinen Lieder,
In die weite Welt hinaus,
Sucht in Eintracht d'rum wie Brüder
Selbſt euch jetzt ein heimiſch Haus.

Wie ihr in verſchied'nen Gleiſen
Jetzo zieht nach Oſt und Weſt,
Dünkt ihr Vöglein mir auf Reiſen,
Ohne Heimat, ohne Neſt.

Laßt euch aber dieß nicht ſchrecken,
Friſch nur fort aus eu'rer Haft,
Lernet ſelbſt die Flügel ſtrecken,
Prüft nun ſelbſt der Schwingen Kraft.

Könnt ihr euch gleich nicht zur Sonne
Schwingen, wie's der Adler thut,
Schwelgend in des Starken Wonne
Und beſeelt von Göttermut;

Seyd ihr doch vielleicht den kleinen
Lerchlein gleich, die mit dem Duft
Freudig ſchwimmen in dem reinen
Azurblauen Meer der Luft.

Darum zieht nur immer weiter,
Aller Sorgen los und quitt,
Zieht und nehmet zum Geleiter
Eures Vaters Wünſche mit.

Möge euch, die früh entriſſen
Meiner Bruſt durch Luſt und Schmerz,
Bald als zweite Heimat grüßen
Irgendwo ein warmes Herz.

Lenz und Wald.

Drei Liederkränze.

Erſter Liederkranz.

Weihe.

O grüner Wald,
O Lenzgewalt,
Euch weih' ich mein klingendes Saitenſpiel,
Stürm' Hohn und Neid
Und Groll und Leid
Auf mich auch herein, nicht acht' ich es viel.

Der Wald, der Wald
Iſt mein Aufenthalt,
Wo die Bäume rauſchen, wo murmelt der Quell,
Wo im friſchen Grün
Die Vögelein d'rin
Ihre Stimmen erheben ſo ſilberhell.

Der Frühling nur
Zeigt Gottes Spur,
Seine Zweige ſie weiſen dich himmelwärts,
Er ſendet Troſt,
Wenn's innen toſ't,
Legt kühlende Kräuter auf's wunde Herz.

Wohl niemals ringt,
Um was es klingt,
Mein Lied hier auf Erden nach ſchönerem Ziel,
O grüner Wald,
O Lenzgewalt,
Euch weih' ich für immer mein Saitenſpiel.

Der erſte Frühlingsfalter.

Zu früh, du bunter Frühlingsfalter,
Zerſprengteſt du den ſtillen Sarg,
Der dich in deinem zarten Alter
Vor grimmen Winterſtürmen barg.

Was willſt du, da in allen Weiten
Dir noch kein einzig Blümchen blüht?
Noch ſtößeſt du auf keinen Zweiten,
Der ſo wie du in Farben glüht.

Die Sonne, ach, die ſchlimme Sonne,
Hat trügend dich herausgelockt,
Damit in erſter Lenzeswonne
Dir ſchon der Puls des Lebens ſtockt.

Nun flieg' nur hin, getäuſcht von Scherzen,
Du armer ſchöner Schmetterling,
Weiß ich doch auch von einem Herzen,
Dem's eben ſo wie dir erging.

Frühlingsgruß.

Frühling, Frühling, ſei willkommen,
Sei willkommen uns auf's neu',
Nun du wieder heimgekommen
Mit der alten Lieb' und Treu'.

Schwing' jetzt deine grünen Fahnen
Freudig wieder durch die Luft,
Daß dich die Getreuen ahnen,
Die noch ſchlummern in der Gruft.

Sende jetzt nach allen Winden
Deine muntern Sänger aus,
Heiß es Allen jetzt verkünden:
Daß du wieder ſei'ſt zu Haus.

Gib die Botſchaft allen Wellen,
Heiß' es flüſtern Strom und Fluß,
Und den Wolken gib, den hellen
An die Ferne deinen Gruß.

Daß ſich jedes, dir zum Ruhme
Jetzt erfreu', in Luſt und Scherz,
Nenn' es Baum ſich oder Blume,
Vogel oder Menſchenherz.

Lerchenbrauch.

Neigte ſich die Sonne nieder
Mit dem Antlitz, mit dem klaren,
Lös'te mit den roſ'gen Fingern
Ihren Knäu'l von gold'nen Haaren.

Und die Haare rollten nieder,
Und ſie rollten immer weiter,
Und ſo ward ein jedes Härchen
Bald zur gold'nen Himmelsleiter.

Und die muntern Lerchen ſtiegen
An den Leitern auf und nieder,
Holten eilig ſich vom Himmel
All' die wunderbaren Lieder.

Maienregen.

I.

Wolke will hernieder ſinken,
Regen rauſcht ins Thal herein,
Wie nur da ſo gierig trinken
All' die Blätter groß und klein.

Bald mit ſchimmernden Juwelen
Iſt der Wieſe Grün durchſtickt,
Selbſt der Käfer ſcheint mit hellen
Silberperlen ausgeſchmückt.

Doch nicht lang', ſo ziehen wieder
Fort die Wolken ſegensſchwer,
Und es ſtreuet Baum wie Flieder
Duft und Funken um ſich her.

Und die Luft erſchallt von Tönen,
Und die Sonne lächelt lind,
Wie durch kaum verweinte Thränen
Oft du lächeln ſiehſt ein Kind.

II.

Seh' ich an der Roſenknoſpe
Regentröpfchen zart und licht,
Denk' ich mir in Freudenthränen
Meiner Liebſten Angeſicht.

Seh' ich's an der Lilje hangen,
Die noch kaum in Duft erblüht,
Denke ich der Andacht Zähren,
Die da weint ein fromm Gemüt.

Seh' ich's aber an der Eiche,
Die mit Jugend Kraft vereint,
Denk' ich, wie in heil'ger Rührung
Eines Mannes Auge weint.

Frühlingswünſche.

Mit den roſ'gen Lämmerwölkchen
Zög' ich gern' auf Wander aus,
Mit dem Falter möcht' ich hangen
An dem Amaranthenſtrauß.
Mit dem Zeiſig möcht' ich flattern
Durch der Zweige Blütenduft,
Mit der Lerche möcht' ich ſteigen
Singend in die Morgenluft.
Durch die Gräſer möcht' ich ſchlüpfen
Luſtig mit der Grille klein,
Und im Kelch der Tulpe ſchlafen
Mit Marienkäferlein.

Verlor'ner Mai.

Es blüht der Mai, es lacht der Mai,
Der Frohſinn iſt erwacht auf's Neu',
Wie kommt's, daß mir ſo trüb' im Sinn?
Die Lieb' iſt hin, die Lieb' iſt hin!

Wie ſchlägt ſo ſchön die Nachtigall,
Melodiſch rauſcht der Waſſerfall,
Wie kommt's, daß mir ſo trüb' im Sinn?
Die Lieb' iſt hin, die Lieb' iſt hin!

Die Bäume ſind ſo wundergrün,
Wohin ich trete, Blumen blüh'n,
Wie kommt's, daß mir ſo trüb' im Sinn?
Die Lieb' iſt hin, die Lieb' iſt hin!

Was nützt nun Mai und Nachtigall,
Was Blume, Baum und Waſſerfall?
Hängt nicht an dir ein Herz voll Treu',
Blüht nun und nimmer dir der Mai.

Lenzgefühl.

Süße Hiazinthendüfte,
Wolkengold und Morgenſchein,
Friſches Grün auf Berg und Hügel —
Alles, Alles iſt ja mein!

Bunter Falter Gaukelflüge,
Vogelſang ſo ſüß und rein,
Quellgerieſel, Blattgeflüſter,
Alles, Alles iſt ja mein!

Ach nur Flügel, raſche Flügel,
Und in's off'ne Land hinein,
Ueber Berge, Thäler, Flüſſe,
Alles, Alles iſt ja mein!

Lebewohl.

Weile noch, du lieber Pilger, zieh' doch nicht von uns ſo ſchnell',
Laß uns noch dein Antlitz leuchten blond umwallt und roſenhell,
Schuttelſt du das Goldgelocke, ach, und reichſt du mir die Hand?
Fahre hin denn und beglücke nun ein fernes ſchön'res Land.
Doch vergib, wenn jetzt mein Auge trauernd hängt an deinem Schritt,
Ach, du nimmſt ja eine Blüte auch aus meinem Kranze mit.

Zweiter Liederkranz.

Vogelgeſang.

Es hat der Herr ſtatt eitlen Gut's
Gegeben mir den Sang,
D'rum will ich ſingen frohen Mut's
Mein ganzes Leben lang.

Mein Lehrer ſoll der Vogel ſeyn,
Deß' Lied im Wald erklingt,
Denn ihm auch gab's kein And'rer ein,
Zu ſingen, wie er ſingt.

Ihn freut's, was ihm der Herr beſchied,
Doch dünkt er ſich nicht viel,
Und achtet's nicht, ob auch ſein Lied
Juſt Manchem nicht gefiel.

D'rum, wird dafür mir auch kein Lob,
Will ich doch thun, wie er;
Iſt mir im Lenz doch ſtets, als ob
Auch ich ein Vogel wär'.

Freundſchaft.

Vogel iſt mein alter Freund,
Und ich bin der ſeine;
Wenn die Maienſonne ſcheint,
Wohnen wir im Haine.

Vogel wird nicht ſingensmatt
Auf dem Baume droben,
Und was er geſungen hat,
Mußt's noch immer loben.

Sing' auch oft von mir ihm vor,
Was Apoll beſchieden,
Und er leiht mir ſtets ſein Ohr,
Scheint damit zufrieden.

Solche Freundſchaft, ach, wie lang'
Ward ſie nicht geſehen,
Einer hört des Andern Sang,
Ohne d'rauf zu ſchmähen!

Doppelgeſang.

Jetzt ſingen zuſammen
Der Vogel und ich,
Der Vogel im Zweigig,
Im Graſe ſing' ich.

Er ſingt, wie im Neſtchen
So ſelig ihm ſei,
Ich ſing' von den Winden
So flüchtig und frei.

Er ſingt von den Jägern,
Von Garn und von Blei,
Ich ſing' von den Wellen
So rüſtig und frei.

Er ſinget und preiſet
Sein Glück und den Mai,
Ich ſinge und preiſe,
Was fröhlich und — frei!

Erinnerungen.

Der Vogel auf dem Zweige
Von einer Roſe ſang,
Die ſah er blüh'n im Walde,
Wohl ſind's viel Jahre lang'.

Da ſang auch ich von Einer,
Verlockt aus gleichem Drang,
Die ich einſt blühend ſchaute,
Wohl ſind's viel Jahre lang'.

Er ſang von ſüßen Düften,
Die ihm die Roſe bot,
Von ihrer Blätter Grüne,
Von ihrer Wangen Roth.

Ich ſang von ihren Augen,
Ich ſang von ihrem Gruß,
Ich ſang von ihrem Lächeln,
Von ihrem ſüßen Kuß.

D'rauf ſang er, wie die Blätter
Ein Sturm ihr wild zerriß,
D'rauf ſang ich, wie ich weinend
Für immer ſie verließ.

Dann ſang — nicht doch, dann ſchwiegen
Wir Beide, ich und er,
Ich warf in's Gras mich nieder,
Und weinte da noch ſehr.

Nachtigallenlied.

Stand einſt unter einem Baume
Noch als Knab' von Luſt erglüht,
Denn hoch über mir im Wipfel
Sang die Nachtigall ihr Lied.

Und ich horchte auf die Klänge,
Die des ſüßen Wohllauts voll,
Bis voll ſeliger Entzückung
Mir's im Buſen überquoll.

Viel der Jahre ſind entſchwunden,
Seit ich ſo von Luſt berauſcht,
Auf die Nachtigall im Wipfel
Als ein frohes Kind gelauſcht.

Vieles, d'ran ich heiß gehangen,
Hat ſeitdem die Zeit geraubt,
Und ſo manches iſt erſtorben,
D'ran ich als ein Kind geglaubt.

Aber flötet in dem Wipfel
Wieder jetzt die Nachtigall,
Muß ich ſtille ſteh'n und lauſchen
Auf den ſüßen Liederſchall.

Und die Augen muß ich ſchließen,
Feſtzuhalten meinen Traum,
Denn mich dünkt, ich ſtünd' als Knabe
Wieder unter jenem Baum.

Belehrung.

Hab' das Vöglein oft belauſcht
In den grünen Zweigen,
Und das Lied iſt nicht verrauſcht,
Nein, es iſt mein eigen.

Vöglein ſang: was ſorgſt du viel,
Richtig iſt dein Streben,
Eh' du's ahn'ſt, biſt du am Ziel
Von dem flücht'gen Leben.

Thöricht iſt, wer viel ſich müht
Nach der Erde Schätzen,
Schau, wie's draußen ſchallt und blüht,
Wird dich mehr ergetzen.

Frohſinn kommt mit wenig aus
Heute ſo wie morgen,
Wo Genügſamkeit im Haus,
Braucht's kein großes Sorgen.

Mach' es, wie's das Vöglein thut,
Das da fröhlich ſinget,
Wiſſe, daß zu vieles Gut
Stets den Frohſinn zwinget.

Vöglein hat mich recht belehrt,
Will nach Geld nicht ſtreben;
Vieler Sorgen iſt nicht werth
Solch ein kurzes Leben.

Fliegende Blätter.

Ich möcht's in Noten ſetzen,
Was Fink und Lerche ſingt,
Wenn er am Aſt ſich wieget,
Wenn ſie empor ſich ſchwingt.

Ich möcht's in Noten ſetzen,
Gerade ſo, wie's iſt,
Und möcht' es drucken laſſen
Noch in der ſchnellſten Friſt.

Möcht's gratis dann vertheilen,
Nicht fragen, wem und wo,
Es würden manche Trübe
Davon wohl wieder froh.

Waldesraſt.

Ich lieb's ſo ſehr zu liegen
Umblüht vom wald'gen Raum,
Wenn ſich die Vöglein wiegen
Hoch über mir im Baum.

Wenn ihre Lieder ſchallen
So ſilberhell und rein,
Wenn leichte Wölkchen wallen
Im roſ'gen Abendſchein.

Welch' ſel'ges Selbſtgenügen,
Wie fern' ſo Harm als Noth,
Ach, daß in ſolchem Liegen
Mich küßte einſt der Tod!

Folgerung.

Vöglein mag Geſellſchaft gern
Auf der grünen Haid,
Hat mir d'rum auch anvertraut
All' ſein Luſt und Leid.

Sagt: daß Großpapa nun ſitzt
Stets auf der Kapell',
Weil ihn läßt ſein kranker Fuß
Nimmer von der Stell'.

Sagt: daß unerträglich ihm
Tante Elſter ſei,
Weil an Zank und Zwiſt nur Schuld
Ihre Plauderei.

Sagt: daß Mütterchen für's Haus
Sorgen müß' allein,
Und die kleinen Schweſtern nur
Schlafen oder ſchrei'n.

Sagt: daß Nachbar Wiedehopf
Immer ſchmält und flucht,
Stets an ihrem Tiſche frißt
Und doch Zank nur ſucht.

Sagt: daß noch vom Stehlen nicht
Bruder Sperling läßt,
Und die Baſe Amſel ſtets
Lieg' in ihrem Neſt.

Sagt: wie Schwager Zeiſig längſt
Säß' in Haft und Noth,
Ach, und daß den Vetter Fink
Schoß ein Jäger todt.

Vieles hat mir noch erzählt
Vöglein dazumal,
Von Herrn Specht und von Herrn Goll,
Und der Nachtigall.

Und wie Alles ich bedacht,
Fand ich denn heraus:
Mit den Anverwandten iſt's
Doch zumeiſt ein Graus!

Der einſame Adler.

Ein Adler ſitzt in ſeinem Horſt
Auf nacktem Felsgeſtein,
Der träumt von einem grünen Forſt
Voll Duft und Sonnenſchein.

Einſt zog er durch das nied're Thal
Dahin im ſtolzen Flug,
Als eben dort die Nachtigall
Im luſt'gen Wipfel ſchlug.

Und wie ihn jetzt auf ſeiner Höh'
Umpurpurt auch der Strahl,
Träumt er doch ſtets, mit ſüßem Weh',
Von jener Nachtigall.

Liebesantrag.

Willſt du einen Vogel haben,
Liebchen, der im Käfig ſingt,
Nimm mich hin, den frohen Knaben,
Der ſein liebend Herz dir bringt.

Willſt du einen Zeiſig haben,
Oder etwa einen Fink,
Sieh, in mir ſind Beider Gaben,
Bin wie ſie, ſo friſch und flink.

Haſt du lieber eine Maiſe,
Die dir aus den Händen frißt,
Will ich gern auch ſolcher Weiſe
Thu'n, wenn du mir Herrin biſt.

Willſt du eine Elſter haben,
Die gelehrig zu dir ſpricht,
Sollſt du wahrlich d'ran dich laben,
Wie ich üb' an dir die Pflicht.

Willſt du eine Filomele?
Schwärmen kann ich, ganz gleich ihr,
Und die Lieder meiner Kehle
Alle, alle weih' ich dir.

Willſt du eine Lerche haben,
Sieh, gleich ihr ſteig' ich empor,
Schwebe, dichteriſch erhaben,
Ueber dem gemeinen Chor.

Willſt du, wie ich bin, mich haben,
Nun, ſo ſchließ mich immer ein,
Aber laß' mir, frohen Knaben,
Nur dein Herz zum Käfig ſeyn.

Verſtändigung.

Weißt, Vöglein du, warum der Tag
So heiter uns verſtreicht,
Warum es g'rade uns der Herr
Vor Vielen macht ſo leicht.

Warum uns noch kein Harm, kein Leid,
Den muntern Sinn bezwang,
Warum wir jeden Erdenſchmerz
Verſchmerzen ob dem Sang?

Das macht, weil er ſo dich als mich
Zum Herold hat beſtellt,
Daß wir ihn preiſen froh und frei
Im Lied vor aller Welt.

Freier Sang.

Nur umrauſcht von grünen Blättern
Läßt die Nachtigall mit Luſt
Ihre Silbertöne ſchmettern
Aus der freien Sängerbruſt.

Nur im warmen Strahl der Sonne
Schwingt die Lerche ſich hinan,
Stimmt berauſcht von hoher Wonne
Ihre Jubelhymnen an.

Nur umwogt von grünen Wellen,
Wo kein Aug' ſie finden mag,
Läßt die munt're Wachtel gellen
Freudig ihren lauten Schlag.

Doch der Menſch, der Freund der Klänge,
Sperrt ſie, lachend ihrer Pein,
In des Käfigs Kerkerenge,
Hinter feſten Stäben ein.

Horcht dann freudig ihren Klagen,
Ihrem leiſen Schmerzgeſtöhn,
Und — entzückt, hört man ihn ſagen:
„Ei, wie ſingt der Vogel ſchön!“

Sängers Wunſch.

Wenn ein kalter Wind aus Norden
Sauſend durch die Blätter zieht,
Flüchtet nach dem wärmer'n Süden
Sich das Vöglein mit dem Lied.

Könnte doch nur auch der Dichter,
Daß nichts Schlimm'res ihm geſchieht,
Sich vor jedem froſt'gen Herzen
Flüchten ſtets mit ſeinem Lied.

Trennungsahnung.

Wie nur füllt mit Wehmuth wieder
Mich der munt're ſüße Schall,
Vöglein, ſing'ſt du deine Lieder
Mir vielleicht zum letzten Mal?

Sieh, es kommt der Herbſt gezogen,
Und der Vogler lauſcht im Thal,
Vöglein, ſei mir heut' gewogen,
's iſt vielleicht das letzte Mal.

Sing', da du noch frei von Banden,
Alles, alles, ohne Wahl,
Denk', zwei frohe Herzen fanden
Sich vielleicht zum letzten Mal!

Dritter Liederkranz.

Silvanus.

Ich bin der Gott des Waldes,
Und ruf' dich, Menſch, herbei,
In meinem Reiche hallt es
Von frohem Jubelſchrei.

Der Baum wird dich begrüßen,
So wie ich's ihm befahl,
Den duft'gen Kelch erſchließen
Wird Blümlein dir im Thal.

Das Vöglein wird dir bringen
Gar fröhlichen Willkomm,
Und ſüß wird dir erklingen
Ein reicher Liederſtrom.

Schau rings die Schattenräume,
Sie laden dich zur Raſt,
Es harren ſüße Träume
Auf den geliebten Gaſt.

D'rum ſäume du nicht lange,
Es welkt das Laub gar bald,
Und folg' dem ſüßen Klange
Zum ſchönen grünen Wald.

Ich ſelbſt, der Gott des Waldes,
Ich lade ja dich ein,
Laut klingt es ſchon und hallt es,
Nur raſch, nur raſch herein!

Ausgang.

Im Freien, ach, im Freien,
Wie iſt's nun grün und licht,
Im Maien, ach, im Maien,
Wer möchte wandern nicht?

Grüß' Gott, ihr lieben Haine,
Grüß' Gott, du dunkler Wald,
Ihr Dörfer und ihr Raine,
Ihr Berge, grau und alt.

Nicht länger konnt' ich tragen
Die Sehnſucht in der Bruſt.
Wer fänd' bei ſolchen Tagen
In dumpfen Häuſern Luſt?

Nun rauſcht, ihr grünen Bäume,
Nun duft', du bunter Hain,
Nun ſchließt, ihr lieben Raume,
Nur gar den Wand'rer ein.

Nun ſingt die hellſten Lieder,
Ihr Vöglein in den Höh'n,
Wer weiß es, ob wir wieder
Uns je ſo fröhlich ſeh'n?!

Waldwärts.

Waldwärts, waldwärts geht mein Pfad,
Wenn der Lenz, der Lenz ſich naht,
Wenn der Himmel blau und klar,
Waldwärts, waldwärts immerdar.

Luſtig rauſcht behend und hell
Bergesab zum Wald die Well',
Wandervogel, froh und frei,
Fliegt zum friſchen Wald im Mai.

Wolke ſelber ohne Ruh'
Schifft dem fernen Buhlen zu,
Und an ſeine ſtarke Bruſt
Wirft ſie ſich voll Liebesluſt.

Seh' ich fern' in Morgens Gluh'n
Auf dem Berg' das friſche Grün,
Ach, da zieht's auch mich mit Haſt
Waldwärts, waldwärts ohne Raſt!

Ermunterung.

Luſtig, luſtig, wer zum Wald
Seine Schritte wendet,
Naht der Winter rauh und kalt,
Iſt die Luſt geendet.

Jetzt doch pranget noch der Baum
Rings voll grünen Zweigen,
Und ſelbſt aus dem Felſenſaum
Will ein Blümchen ſteigen.

Vogelſang klingt an mein Ohr,
Zaubervolle Klänge!
Und der Falter fliegt empor
Aus der finſter'n Enge.

Auf, mein Herz, nur friſch und frei,
Laß' nun all dein Brüten,
Ringsum webt und lebt der Mai,
Sproſſen Blum' und Blüten.

Friſch ergrün' es nun in dir,
Friſch und lenzeshelle,
Wie es in dem Walde hier
Grünt an jeder Stelle.

Nimmer finde du die Spur
Zu den alten Schmerzen:
Grünen ſoll's auf jeder Flur,
Und in jedem Herzen!

Im Wald.

Im Wald,
Im Wald
Iſt Luſt und Fried',
Da ſchallt,
Da hallt
Der Vöglein Lied.

Da klingt
Und ſpringt
Manch' munt'rer Quell,
Und ſchlingt
Und ringt
Zum Thal ſich hell.

Im Wald,
Im Wald
Voll Luſt und Fried',
Da ſchallt
Und hallt
Erſt recht das Lied.

Da klingt
Und ſpringt
Der Dichtung Quell,
Und dringt
Beſchwingt
Ins Leben hell.

Waldliebe.

Fort, nur fort, durch Buſch und Zweige,
Eh' die flücht'ge Luſt entweicht,
Leert den Becher bis zur Neige,
Den Natur uns liebend reicht.

Friſch getrunken, nur getrunken,
Frühlingshauch und Bergesluft,
Und geſunken, friſch geſunken
Hin in Moos und Gräſerduft.

Frei und froh, wie Hornesklänge,
Möcht' ich wohl den Wald durchzieh'n,
Schmeichelnd durch die Thalesenge,
Hallend durch die Klüfte flieh'n.

Wie die frühe Morgenſonne
Voll von ſel'gem Liebesglüh'n,
Möcht' ich tauchen, o der Wonne!
In das reiche, junge Grün.

Möchte, wie der Sturm erbrauſend,
Wald! o Wald! voll wilder Luſt,
Jubelnd, wühlend, flügelnd, ſauſend,
Werfen mich an deine Bruſt!

Waldconcert.

Herr Frühling gibt jetzt ein Concert
Im Saal zum grünen Wald,
Geladen wird von ihm dazu
Sehr höflich, Jung und Alt.

Die Demoiſelle Lerche ſingt
Das allererſte Stück,
Und wie ſie, ſtill vertrauend, hofft,
Mit ihrem alten Glück.

Ein niegehörtes Solo trägt
Sodann Herr Kukuk vor,
Doch wagt er, aus Beſcheidenheit,
Sich nicht aus Buſch und Rohr.

Schwarzplättchen wird nach kleiner Friſt
So viel es nur vermag,
Erluſtigen die Hörer all'
Mit lautem Trillerſchlag.

D'rauf folgt ein ſcherzhaft Quodlibet,
Betitelt: Lieb' und Mai,
Herr Kibitz, Specht und Stieglitz iſt
So wie Herr Fink dabei.

Auch wirkt die Dame Droſſel mit,
Frau Aelſter und Herr Stahr,
Und ungenannter Herr'n und Frau'n
Noch eine ganze Schar.

Auf dieſes folgt noch ein Concert
Von Fräulein Nachtigall,
Das Accompagnement dazu
Iſt von Herrn Wiederhall.

Und wenn ſich euer Ohr dem Sang
Noch leihen mag und will,
Folgt noch zum Schluſſe ein Terzet
Von Froſch, Cikad' und Grill'.

Auch bleibt zu melden, daß der Saal
Ganz neu erſt decorirt,
Und reich, mit Blumen aller Art,
Geſchmückt und ausſtaffirt.

D'rum komme, wer ein echter Freund
Von Sang und Klang und Scherz,
Das Legegeld dafür iſt bloß:
Ein freies, frohes Herz.

Waldvöglein.

Das Vöglein hat ein ſchönes Loos
Im Wald,
Ihm bietet dort ſo Laub als Moos,
Im Sonnenſchein, im Sturmgetoſ'
Den ſchönſten Aufenthalt.

Durch Zweige ſchlüpft es froh und frei
Dahin,
Und ſchleicht, im Rohr das Todesblei,
Ein Jäger noch ſo ſacht herbei,
Huſch, iſt's im Dickicht d'rin'.

Nichts kennt das Vöglein ſonſt als Luſt
Und Sang,
Und niemals iſt die kleine Bruſt
Sich eines bitter'n Leid's bewußt,
Kein Kummer macht es bang'.

Ach konnt ich ſolch ein Vöglein ſeyn
Im Wald,
Wie ſchwände all' die Erdenpein,
Wie zöge Luſt und Sonnenſchein
In's Herz mir da ſo bald.

Im Sturm.

Der Sturm iſt los, der Sturm iſt los,
Und ſauſ't und brauſ't im Wald,
Hei, höret doch, wie ſein Getoſ'
So frei und wild erſchallt.

Juhei! der Sturm hat friſchen Mut,
Den Sturm, den preiſ' ich mir,
Es brauſ't ſo wild in ihm die Glut
Gleichwie, o Herz, in dir.

Fort ſauſet er durch Wald und Feld,
Und kennt nicht Raſt und Haſt,
Er hat auf ſich ſein Heil geſtellt,
Auf ſich und ſeine Kraft!

Hei Sturm! hei Sturm! Du biſt mein Mann,
Es krieche wer da will,
Sey noch ſo rauh und wild die Bahn,
Der Mut'ge kommt an's Ziel!

Waldeinſamkeit.

Waldesnacht,
Waldesnacht,
Schließe mich ein.

Könnt' ich für immer,
Immer und immer
Eigen dir ſeyn.

Tannen und Rüſtern,
Traulich Umdüſtern,
Rauſchen und Neigen,
Winken und Beugen,
Durch all' das Schweigen,
Durch all' die Ruh' —
Grüßen und flüſtern
Immer mir zu.

Hin durch das Dunkel,
Waldes entlang,
Schwätzige Bronnen,
Felſen entronnen

Strahlengefunkel,
Vogelgeſang,
Summen und Regen
Freudig Bewegen,
Düfte und Klang.

Wirres Gerüſte,
Schlingende Ranken,
Wuchernd die ſchlanken
Stämme umwanken,
Dort über Wipfel,
Ginſter und Strauch
Einſamer Hütten
Kräuſelnder Rauch,

Und von den blauen,
Sonnigen Auen,
Senken die Träume
Ihre Gefieder
Roſig hernieder,
Ueber die weiten,
Wellenden Räume,
Ueber der Schlüfte,
Höhlen und Grüfte
Reglos Geſtein.

Wiegen und weben
Heimlich und leiſe,
Alles was Leben
In ihrer Kreiſe
Magiſche Reih'n.

Waldesnacht,
Waldesnacht,
Hülle mich ein!

Waldesluſt.

Laß' mich ganz in dich verſunken
Wald und in dein friſches Grün,
Laß' mich deine Düfte trinken
Aus den Blumen, die da blüh'n.

Wog' um mich mit Blattgeflüſter,
Labe mich mit Farb' und Schein,
Und in dein geliebtes Düſter
Schließe deinen Sänger ein.

Deine Farben, deine Töne,
Deine Schwermuth, deine Luſt,
Deinen Zauber, deine Schöne
Senk', o Wald, in meine Bruſt.

Mögen einſam auch die Raben
Krächzen dann auf nacktem Baum,
Wirſt doch du mich noch erlaben,
Als ein ſchöner, ſüßer Traum.

Am Morgen.

Welch' neues, frohes Leben
Erwacht vom nächt'gen Traum,
Wie hängt voll heller Tropfen
Ein jedes Blatt am Baum.

Wie zittert's auf der Roſe,
Wie auf des Veilchens Blau,
Wie glänzt am Bart der Diſtel
So ſilberweiß der Thau.

Und in den Perlen allen,
Ei, wie's da glüht und ſcheint —
Das ſind wohl Freudenthränen,
Die jedes Blättchen weint.

Grün.

Grün, ja Grün nur ſoll allein
Immer meine Farbe ſeyn,
Grün iſt ja der friſche Wald,
Froher Sänger Aufenthalt,
Grün, des Frühlings heit'res Bild;
Grün, der Hoffnung Farbenſchild,
Grün, der Jungfrau Myrthenkranz,
Der ſie ſchmückt mit höchſtem Glanz,
Grün, des Helden Lorberkron',
Grün die Palme, die zum Lohn
Jedem Dulder, der erbleicht,
Lächelnd dort ein Engel reicht.
Ach, und wie erquickt ſo mild
Immergrün im Schneegefild. —
D'rum, ſo lang' noch Farben glüh'n,
Sei die meine immer Grün.

Gleich und gleich.

Umrauſcht vom grünen Laubgeflecht
Durchklettr' ich das Geſtein,
Wie flieget Ammer dort und Specht
Gar luſtig aus und ein.

Wie hüpfet da von Aſt zu Aſt
Der Fink, und ſchlägt ſo hell,
Wie badet, ein willkomm'ner Gaſt,
Duckäntchen ſich im Quell.

Und wie ich ſo durch Dick und Dünn
Aufklimme mit Geſang,
Da ſchallt um mich aus Waldesgrün
Wohl tauſendfacher Klang.

Und wie ich ſo von Ort zu Ort
Aufklimme meinen Pfad,
Da fliegt vor mir kein Vöglein fort,
Deß' Zweiglein ich genaht.

Ihr klugen Vöglein! ei ihr ſeht
Mir's im Geſicht wohl an,
Der alſo leicht und ſingend geht,
Der iſt kein Jägersmann.

O ſingt, o ſinget immerzu!
Ihr Vöglein froh und frei,
Gern' gönn' ich euch die ſüße Ruh',
Gern' Waldesgrün und Mai.

Bin ſelber ja ein Sänger fromm,
Der gerne ſingt und wallt,
D'rum flücht' ich oft zu eu'rem Dom,
Wo freier Sang erſchallt.

Guter Rath.

Modehänschen, Modehänschen,
Geh' nicht in den Wald
Denn dein Höschen, denn dein Röckchen
Reißt am Dorn gar bald.

Deine cordovaner Schühchen
Springen gar ſo leicht,
Und der Weg iſt rauh und ſteinigt,
Und das Gras iſt feucht.

Nur die dumme Neſſel wuchert,
Und die Diſtel ſticht,
Mod'ſche Damenblümchen findet
Deine Brille nicht.

Und die Vögel zwitſchern, ſingen,
Ach, das iſt ein Graus!
Nicht Roſſini, nicht Rubini,
Findeſt du heraus.

Kein Parfüm iſt da zu riechen,
Kein Pariſerduft,
Ach, nur ſchlechte Blumen ſchwängern
Mit Geruch die Luft.

Deiner Binde Zauberknoten,
Und der Locken Zier,
Preiſet und beſtaunt im Walde
Nicht ein Aug' an dir.

Unvernünft'ge Thiere fliehen
Nur vorbei mit Haſt,
Wiſſen nicht zu reſpectiren
So modernen Gaſt.

D'rum mein Hänschen, ſüßes Hänschen,
Glaube auf mein Wort,
Für dich bleibt die Promenade
Schon der beſte Ort!

Morgen wieder.

Morgen wieder, morgen wieder,
Lieber Wald!
Muß nun zu dem Thale nieder,
Abendglocke ſchallt.

Vöglein hüllt in Laub und Dunkel
Dicht ſich ein.
Und dem bleichen Sterngefunkel
Weicht der Sonne Schein.

Flüſtert da nicht Baum und Flieder,
Strauch und Rohr? –
„Morgen wieder, morgen wieder!“
Hallt es an mein Ohr.

Hab' voll ſel'ger Luſt gelegen
In dem Grün,
Sah um mich den reichen Segen,
Sah dein herrlich Blüh'n.

Schlürfte deine friſche Kühle,
Waldesluſt.
Lag auf deinem weichen Pfühle
Zwiſchen Sang und Duft.

Ach, wie enden Luſt und Lieder
Gar ſo bald;
Aber morgen, morgen wieder,
Lieber, lieber Wald!

Waldestroſt.

Nähret Unmuth deine Seele,
Flüchte nur zum grünen Wald,
Was dich für ein Kummer quäle,
Findeſt da die Tröſtung bald.

Schlingt die hoffnungsgrünen Arme
Er nur recht um dich mit Luſt,
Liegſt du bald, befreit vom Harme,
Wie ein Kind an Mutterbruſt.

Manch' ein Leid hat mir geheilet
Freundlich ſchon der grüne Wald,
D'rum hinaus nur, unverweilet,
Auch das deine heilt er bald.

An den Wald.

Wende ich von dir den Schritt
Wieder zu den alten Gleiſen,
Nehm' ich nicht die Lieder mit,
Die ich ſang, um dich zu preiſen.

Nein, ich laſſe ſie bei dir,
Laſſe ſie bei Duft und Blüten,
Wald, du ſollſt ſie treulich mir
Unter deinem Schatten hüten.

Komm' ich einſt, vielleicht als Greis,
Wieder zu den theuren Gründen,
Mag mein Herz dann liebeheiß
Die Vergeſſ'nen wieder finden.

Dann, o Wald, dann laß' ſie frei,
Daß ſie flatternd mich umfliegen,
Und das welke Herz auf's Neu
In ſo ſel'ge Träume wiegen.

Nichts ohne Liebe.

Vöglein, ohne Ruh' und Raſt,
Regt die munt'ren Schwingen immer,
Singt ſo froh auf jedem Aſt,
Aber —
Ohne Liebe nimmer, nimmer!

Blume nickt der Blume zu,
Flüſtert in des Morgens Schimmer:
Leben, ach, wie ſchön biſt du!
Aber —
Ohne Liebe nimmer, nimmer!

Wellen tauſchen Wort um Wort,
Rieſeln hin im Silberflimmer;
Fröhlich geht's in Zweien fort,
Aber —
Ohne Liebe nimmer, nimmer!

Menſchenherz, voll Luſt und Pein,
Fühl'ſt wohl auch dieß Eine immer:
Selig biſt nur du allein,
Aber —
Ohne Liebe nimmer, nimmer!

Abſchied.

Ade, du lieber Tannenwald,
Ade!
Wie rief die Scheideſtund' ſo bald,
Ade!
Schon muß ich fort, zu Hauſe mein
Harr't Schreibepult und Bücherſchrein,
O weh!

Ade, du liebes Waldesgrün,
Ade!
Ihr Blümlein mögt noch lange blüh'n,
Ade!
Mögt and're Wand'rer noch erfreu'n,
Und ihnen eu're Düfte ſtreu'n,
Ade!

Ade, ihr Felſen braun und grau,
Ade!
Weiß Gott, wenn ich euch wieder ſchau',
Ade!
Mir iſt das Herz ſo trüb' und ſchwer,
Als rief's, du ſiehſt ſie nimmermehr,
O weh!

Und ſcheid' ich auch auf Lebenslang,
Ade!
O Wald, o Fels, o Vogelſang!
Ade!
An euch, an euch, zu aller Zeit
Gedenke ich in Freudigkeit,
Ade, ade, ade!

Votivreime.

Was ich fand in dieſen Gründen,
Mögſt auch du's, o Wand'rer, finden.
Waldesgrüne, Vogelſang,
Schattenfriſche, Hornesklang,
Blattgeflüſter, kühle Flut,
Lebenskraft und neuen Mut,
Luſt in jedem Zweig und Aſt,
Frieden, wo du pfleg'ſt der Raſt,
Schutz, wenn Sturm und Wetter toſ't,
Und in trüben Stunden — Troſt.

Vermiſchte Dichtungen.

Auf der See.

Das Schiff durchfurcht die Wogen,
Die Brandung ſchäumt wie Schnee,
Den blauen Himmelsbogen
Beſäumt die grüne See.

Da aus der fernſten Weite
Ein Segel kommt heran,
Die Sehnſucht im Geleite
Durchzieht's die öde Bahn.

Es zieht vorbei in Eile,
Weiß nicht woher, wohin?
Noch ſeh' ich's eine Weile
Mit tiefbewegtem Sinn.

O Schifflein auf den Wellen,
O Segel weiß und rein,
Wirſt du am Riff zerſchellen?
Läuf'ſt du im Hafen ein?

Stille Schiffahrt.

In dem Kahn der Fantaſie,
Auf dem Meere ſonder Schranken,
Auf dem Meere der Gedanken
Schiff ich oft und ſuche ſie.

Ach wohl ahnet ſie es nicht,
Daß mein Herz in ſüßen Träumen
Sich ihr naht aus fernen Räumen,
Und voll Sehnſucht zu ihr ſpricht.

Doch nur eine Spanne Zeit
Darf es ſich am Glücke ſonnen,
Nur zu bald aus ſeinen Wonnen,
Ruft es heim die Wirklichkeit.

Und voll Wehmut kehrt es dann
Zu dem öden Strande wieder,
Doch mit einer Fracht voll Lieder
Langet ſtets das Schifflein an.

Liebhabers Wünſche.

Möchte wohl ein Maler ſeyn,
Malte nur ein Bild allein,
Roſenknoſp' im Blütenmai,
Meines Liebchens Conterfei.

Möchte wohl ein Bildner ſeyn,
Formte Liebchen ganz allein,
Pſychens Wuchs und Ledas Bruſt,
Sagt, was gliche meiner Luſt?

Möchte wohl ein Sänger ſeyn,
Sänge nur ein Lied allein,
Sänge nur zu Liebchens Preis,
Liebetrunken, liebeheiß.

Aber wie, da fällt mir ein,
Möchte erſt kein Maler ſeyn,
Nimmer brächte meine Hand
Liebchens ſüßen Blick zu Stand.

Auch als Bildner ging's mir ſo,
Würde nie des Werkes froh,
Liebchens Wuchs und Angeſicht
Formt Canovas Meißel nicht.

Und als Sänger wär's nun gar
Zehn Mal ſchlimmer noch fürwahr,
Denn auf Erden thut kein Mund
Liebchens Huld und Tugend kund.

Eines aber möcht' ich ſeyn,
Eines wahrlich ganz allein,
Nun, was glaubt ihr? — ſeh't mich an,
Ei, ich dächte: Liebchens Mann.

Mit dem Malen ging es ſchwer,
Mit dem Formen nimmermehr,
Mit dem Singen ſtünd' es ſchlecht,
Aber lieben könnt' ich recht.

Ständchen im Sturm.

Wie beugt ſich die Eiche,
Wie ſauſt's durch's Geſträuche,
Wie wanket und ſäuſelt
Wie flattert das Laub,
Wie wirbelt und kräuſelt
Im Winde der Staub.

Doch mit ſchlafesrothen Wangen
Liegſt du wohl auf weichem Flaum,
Und kein Sturm macht dich erbangen,
Weckt dich aus dem ſüßen Traum.

Wie dein Herz voll Huld und Treue
Allem Guten zugethan,
Lächelt dich mit ſanfter Bläue
Wohl ein ſchön'rer Himmel an.

Hu! wie öde all' die Gaſſen,
Wie ſo grabesſtumm und leer,
Und die finſter'n Häuſermaſſen
Rings ſo ſchwarz und todt umher,
Ferne nur auf öden Haiden
Stöhnt es noch in Bachesweiden. —
Aber wieder um die Ecken
Bricht's mit neuer Wut herein,
Alle Laden beben, knarren,
Und es ſchüttern alle Sparren,
Und die flücht'gen Wolken decken
Dicht des Mondes Silberſchein.

Nur der Liebe Lautenklänge
Schallen noch auf nächt'gem Gang,
Aber in des Stübchens Enge
Hörſt du Laute nicht und Sang.

Laß du klingen, laß du wehen,
Hab' nur hübſch die Äuglein zu,
Winde, linde! hört mein Flehen,
Stört nicht ferner ihre Ruh'!

O fliehe! es nahen
Die nächtigen Gäſte,
Der Jäger als Meiſter,
Die heulenden Geiſter
Auf ſchwindelnder Bahn,
Wie jubelt und brauſet
Die Windsbraut und ſauſet
Dem Reigen voran.
Und Äſte um Äſte
Zerknicken, zerbrechen,
Gleich reißenden Bächen
Durchbrauſ't es den Wald.

Welch' Pfeifen und Trillen
Welch' Orgeln und Schrillen
Die bebenden Auen,
Die Straßen voll Grauen
Im Fluge durchſchallt.

Doch die Liebe ſteht und weilet
Freudig ſelbſt in Nacht und Sturm,
Ob ſie Nacht und Sturm ereilet,
Treue iſt ein feſter Thurm.

Darum, Liebchen, ſchlafe immer,
Bald vertoſ't der Stürme Wut,
Treue aber wanket nimmer,
Denn ſie ſteht in Gottes Hut.

Vor der Schlacht.

Ihr Sterne dort oben am endloſen Zelt
Wie ſchaut ihr ſo freundlich und helle,
Zu tauſend und abermal tauſend geſellt,
Herab auf die nächtige Stelle.

Und wenn ihr verglimmet und wenn es nun tagt
Im Oſten ſo roſig und helle, —
Wer iſt's, der es jetzt mir wohl kündet und ſagt,
Wo morgen zur Nacht meine Stelle?

Wohl wogt es noch Vielen im Herzen ſo heiß,
Noch lächelt die Zukunft ſo helle,
Doch morgen? — da ruht wohl, erſtarret zu Eis,
Manch' Herz auf der nächtigen Stelle.

Doch du magſt es lenken, du Lenker der Welt,
Du, über den Sternen ſo helle!
Wir haben auf dich unſre Sache geſtellt,
Nun weiſ uns, o Herr, unſre Stelle!

Nachts, im Schilderhaus.

Brr — ſtreift doch ſo ſchneidend der Wind vorbei
Und ſauſt mir ſein Lied in die Ohren,
Am Himmel, wie hängen die Wolken ſo ſchwer,
Die Gaſſe ſo öd', der Ring ſo leer,
Die Fenſter zu Stein all' gefroren.

Huſch! — dichter nur in den Mantel gehüllt,
'ſ ſtrömt wärmer dann gleich durch die Adern,
Ein Thor, der da lange mit Wetter und Zeit,
Mit dem launichten Schickſal läge im Streit,
Wozu all' das Grollen und Hadern

Ward' auch juſt nicht — um in ſtürmiſcher Nacht
Zu Wachen und Frieren geboren,
Auch mir lachte einſt im heimiſchen Land
Ein beſſer Geſchick, — doch die Zeit entſchwand,
Verloren iſt einmal verloren

Nur Eines, das eng't mir noch öfters die Bruſt,
Das werd' ich ſo leicht nicht verſchmerzen,
Dich, Bärbchen! du ſüßes, freundliches Kind,
Mit den Äuglein ſo treu, den Wangen ſo lind,
Dich, mit deinem kindlichen Herzen!

Ach, ſagte mir einer nur, wie's ihr ging',
Wollt' gern' ja nichts weiter verlangen;
Vielleicht, daß ſie eben zur Stunde jetzt Braut,
Vielleicht, daß ſie längſt einem Theu'ren getraut,
Und liebenden Arm's jetzt umfangen.

Vielleicht auch — ei, wird's doch mit einem Mal
So heiß in den engenden Planken,
Puh! — muß nur in Schnee und in Sturm wieder 'naus,
S'iſt doch gar zu dunſtig im Schilderhaus,
Zumal — mit verliebten Gedanken!

Lagunenfahrt.

Von der Piazetta Räumen
Schwankt mein Kahn hinaus ins Meer,
Wie verſenkt in tiefes Träumen,
Liegt Venedig um mich her.

Finſter blicken die Paläſte
In die Wogen grünlich-grau,
Doch der ſchmeichelndſte der Weſte
Spielt um den verlaſſ'nen Bau.

Und die Ruderſchläge drohnen,
Und die Barke fliegt vom Strand,
Die bei leiſen Liedertönen
Rüſtig lenkt des Führers Hand.

Und die Wogen rauſchen, ſchwellen,
Und der Mond ſteht voll und rein,
Und die Herrſcherin der Wellen
Scheint ein rieſ'ger Leichenſtein.

Da, erfaßt von ſtiller Trauer,
Seh'n der Gondolir und ich,
Mit der Wehmut leiſem Schauer,
Alte Dogenſtadt auf dich.

Denn, umbrauſ't vom Flutgetoſe,
Wie erſtarrt im tiefſten Schmerz,
Liegſt du da im Meeresſchooße
Einſam — ein verſteinert Herz.

Seemanns Grab.

Des Seemanns Grab iſt groß und hehr,
Es iſt das blaue, kryſtallene Meer;
Er mag nicht ſchlafen bei Wurm und Stein,
Das Meer, das Meer iſt ſein Grab allein.

Das Seegras iſt ſein Schlummerſtuhl,
Sein Leichentuch iſt die Woge kühl,
Sein Todtenkranz, den die Nimfe flicht:
Koralle, Muſchel und Perle licht.

Der Seekrebs kriecht zurück vom Grab,
Der Hai ſelbſt läßt von dem Fang dort ab,
Es flüſtert darüber hinweg die Flut:
„Im Meer nur ſchlummert der Seemann gut!“

An die Unberufenen.

Was ſingt ihr doch, es geht euch nicht vom Herzen,
Wozu das Streben nur nach eitlem Schein?
Grimaſſen blos ſind alle eure Schmerzen
Und Eitelkeit iſt euer Ziel allein.

Entheiligend ſchwatzt ihr von Lieb' und Sehnen,
Da Gier nur und Verlangen euch bewegt,
Ihr ſprecht von Wehmut, von der Luſt der Thränen,
Da ruhig euch das Herz im Buſen ſchlägt.

Ahn't ihr's denn nicht, daß ihr euch ſelbſt nur täuſchet,
Indem die Welt ihr frech zu täuſchen wähnt,
Und daß die Kunſt noch mehr als Schein erheiſchet
Und nur das Wahre mit dem Lorber krönt.

O gebt es auf, zu Ziffer und Lanzette
Kehrt wieder um, es ſei des Wahns genug,
Denn nimmer ringt ihr los euch von der Kette,
In die den Unberufenen die Gottheit ſchlug.

Laßt dem Erkor'nen, dem's vom Herzen quillet,
Ausſingen ſeine Freude, ſeinen Schmerz,
Wenn ihm die Bruſt von ihnen überſchwillet
Und ſie zu groß ſind für ein einzig Herz.

Und labt euch d'ran, ſeht ihr auf Götterſchwingen
Ihn ſiegreich ſteigen aus des Nied'ren Dunſt,
Denn mit der Kraft allein iſt das Gelingen,
Und Wahrheit von dem Jünger will die Kunſt.

Pereat omni malo.

Pereat dem deutſchen Mann,
Den kein deutſcher Sinn beſeelet,
Der mit Lächeln ſteht dabei,
Wenn ein And'rer keck und frei
Seine Heimat höhnt und ſchmälet;
Ihm und jeder feigen That:
Pereat!

Pereat dem deutſchen Weib,
Das nur huldigt fremder Sitte,
Das nicht-kennt des Weibes Pflicht,
Das als deutſche Hausfrau nicht
Waltet in der Ihren Mitte;
Ihr und Jeder, die ſo that,
Pereat!

Pereat dem Krittlerſchuft,
Der das Gute frech beſudelt,
Der nur Fröhner iſt um Sold,
Deſſen Mund um ſchlechtes Gold,
Wenn ihr wollt, vom Lobe ſprudelt;
Ihm und jeder ſchlechten That:
Pereat!

Pereat dem feilen Knecht
Mit dem ewig krummen Rücken,
Der mit ſüßem Angeſicht,
Ein erbarmungswerther Wicht,
Nichts verſteht, als ſich zu bücken;
Ihm und jeder Schleicherthat:
Pereat!

Pereat dem falſchen Freund,
Deſſen Freundſchaft nimmer endet,
Wenn der Freund ihm nützlich däucht,
Aber, iſt ſein Ziel erreicht,
Sich von ihm verächtlich wendet;
Ihm und jeder Schurkenthat:
Pereat!

Pereat dem Schacherhund,
Der nach Gold nur Menſchen ſchätzet,
Der da häuft nur Gut auf Gut,
Dem es gleich, ob Thrän', ob Blut
Sein erpreßtes Gold benetzet;
Ihm und jeder ſchlechten That:
Pereat!

Pereat dem Frömmler gar,
Der da kniet mit Gleißnermienen,
Der ſich frech erborgt den Schein,
Aber deſſen Herz von Stein
Nur dem eig'nen Ich mag dienen;
Ihm und jeder falſchen That:
Pereat!

Pereat auch Sänger dir,
Der nicht nach dem Höchſten ringet,
Der nicht mit gerechtem Glüh'n
Für das Wahre, Heil'ge, kühn,
Als ein Schwert die Leier ſchwinget;
Dir und jeder ſchlechten That:
Pereat!

An mein Herz.

Willſt du denn nicht kälter werden,
Herz, das ſchon ſo viel verlor?
Altert alles doch auf Erden,
Und nur du bleibſt wie zuvor.

Flammſt empor in hellen Gluten,
Ringſt mit inner'm ſtillen Brand,
Wiſſend, daß für all dein Bluten
Nie ſich noch ein Balſam fand.

Ach, wohl fühl' ich's, wie auf Erden
Herrſche auch der Zeit Gewalt,
Wirſt wohl nimmer kälter werden,
Aber einmal — wirſt du kalt.

Am Traunſtein.

Ich grüße dich mit freudigem Erbeben,
Du ſtolzer Fels, umglänzt von Morgenglut,
Um deſſen Haupt die flücht'gen Wolken ſchweben,
An deſſen Fuß ſich bricht die wilde Flut.

Du blickſt mich an, ein Zeuge früh'rer Zeiten,
An deſſen Stirn' zerſchellt der Stürme Macht,
Der, gleich den Wolken, die vorübergleiten,
Geſchlechter ſah vergeh'n zur ew'gen Nacht.

Der kühn noch wird in's Meer der Lüfte ragen,
Wenn unſer Staub im Winde längſt verweht,
Und künden wird von den verfloßnen Tagen
Dem Enkel, der ſein geiſt'ges Wort verſteht.

Ich grüße dich, wie dich die Wolken grüßen,
Die flüchtig nur an dir vorüber flieh'n,
Und ſpurlos in den Nebeln dann zerfließen,
Die ſchauernd dort um See und Felſen zieh'n.

Noch ſeh' ich dich in vollſter Schönheit prangen,
Die Rieſenglieder wie geſchwellt von Luſt,
Als wollteſt du mit glühendem Verlangen
Den Himmel preſſen an die ſtarke Bruſt.

Noch ſeh' ich dich, noch muß ich vor den Zinnen,
Den ſturmerprobten, voll Verwund'rung ſteh'n,
Doch ach, zu bald nur ruft es mich von hinnen,
Und Niemand weiß, ob wir uns wiederſeh'n.

D'rum nimm dieß Blatt, ich leg's zu deinen Füßen,
Es iſt Willkomm' und Scheidegruß zugleich,
Denn alles Hohe muß der Sänger grüßen,
Das, ſo wie du, an Kraft und Schönheit reich.

Vor einem Friedhof.

Geh' nicht vorbei — es ſteht die Thüre offen,
Tritt ſtill herein und ſieh dich freundlich um,
Vielleicht hat morgen dich das Los getroffen
Und du biſt ſo wie dieſe — kalt und ſtumm.

Geh' nicht vorbei — es flieh'n die flücht'gen Stunden,
Und ſelten naht der Frohſinn dieſem Haus,
D'rum tritt herein, und was du hier empfunden,
Das nimm mit dir in's Weltgewühl hinaus.

Walzerlied.

Wer könnt' euch, ihr Frauen,
Ihr Mädchen, doch ſchauen,
Deſ' Herz nicht erbebt,
Wenn rauſchend in Seide
Den Tempel der Freude
Ihr glühend durchſchwebt.

Die roſigen Wangen,
Das warme Umfangen,
Im wirbelnden Dreh'n,
Wer iſt's, den mit Klingen
Die rauſchenden Schwingen
Der Luſt nicht umweh'n?

Zur Linken, zur Rechten
Umfliegen die Flechten
Die Nacken ſo weiß,
Wie ſteigen und fallen
Die Schleier, wie wallen
Die Herzchen ſo heiß.

Wie irren und ſliegen
Die Füßchen und fügen
Sich alle dem Takt,
Hinſauſt's in die Weite,
Gleich hätte als Beute
Der Sturm ſie gepackt.

O weh', in's Getümmel
Schon reißt mich, o Himmel,
Der flatternde Scherz,
Was mußt du nur wandern
Von Einer zur Andern,
Bezaubertes Herz!

Ei, wie ſie es faſſen,
Jetzt haſchen, jetzt laſſen
Im wechſelnden Raub,
Mein Herz! ach, errettet!
Ihr Füßchen zertretet
Mir's nur nicht in Staub!

Herbſtmelancholie.

I.

Abendwölkchen ſeh' ich ziehen
Mild umglänzt vom Sonnenſtrahl,
Und die grauen Nebel flechten
Mälig ſich um Berg und Thal.

Und ich ſchau' die roſ'gen Wolken,
Und ich frage düſtern Blick's:
Sind das nicht die letzten Schimmer
Von der Sonne meines Glück's?

Hohl erbrauſt es in den Wäldern,
Hin iſt Blüte, Sang und Duft,
Nur als Schmetterlinge flattern
Gelbe Blätter in der Luft.

Und ich ſeh' die Blätter gaukeln,
Und ich frage düſtern Blick's:
Sind das nicht die welken Blätter
Von dem Baume meines Glück's?

Sieh', Marienfädchen jaget
Hin der Wind im tollen Mut.
Hängt ſie mir als Todtenflöre
Jetzo gar an Arm und Hut.

Und ich ſchau' die loſen Weben,
Und ich frage düſter'n Blick's:
Sind das nicht zerriſſ'ne Fäden
Vom Geſpinnſte meines Glück's?

II.

Ein kalter Todesſchauer
Weht hin durch die Natur,
Die Bäume ſteh'n voll Trauer,
Voll Trauer ſteht die Flur.

Wie iſt's auf allen Wegen
So öde und ſo fahl,
Kein Blümchen lacht entgegen
Dem froſt'gen Sonnenſtrahl.

Iſt alles hingeſchwunden,
Nur Aſtern ſteh'n allein,
Als wollten ſie gewunden
Zu Todtenkränzen ſeyn.

D'rum möcht das Herz ich ſcharren
Tief in das dürre Laub,
Dort ſoll' es ruh'n und harren,
Bis neu ergrünt der Staub.

Bis wieder mild hernieder
Das Aug' der Liebe lacht,
Vielleicht daß ihm dann wieder
Ein neuer Lenz erwacht.

III.

Gelbe Blätter, gelbe Blätter
Flattern nieder von den Bäumen,
Häufen ſich in allen Räumen.
Gelbe Blätter, gelbe Blätter
Sah ich ſchon ſo viele fallen,
Nicht nur in des Herbſtes Wallen;
Gelbe Blätter, gelbe Blätter! —
Meiner Kindheit gold'ne Träume,
Meine grünen Hoffnungsbäume:
Gelbe Blätter, gelbe Blätter! —
Liliennacken, Roſenwangen,
Die mir Aug' und Herz befangen:
Gelbe Blätter, gelbe Blätter! —
All' die ſchön durchträumten Stunden
Mir ſo ſchnell, ſo ſchnell entſchwunden:
Gelbe Blätter, gelbe Blätter! —
Ach, und Herz und Geiſt und Leben,
All' das Wünſchen, Ringen, Streben:
Gelbe Blätter, gelbe Blätter!

Heimlicher Schmerz.

Haſt du Schmerzen je getragen,
Die noch nie dein Mund geklagt,
Ach, nur dann weißt du's zu ſagen,
Wie der Schmerz im Herzen nagt.

Scheinbar pranget noch die Roſe,
Deren Mark ein Wurm verzehrt,
In des Lenzes Weſtgekoſe,
Und du wähnſt ſie unverſehrt.

So auch nagt an manchem Herzen
Oft ein Wurm durch lange Friſt,
Und du ahnſt nicht ſeine Schmerzen,
Bis — das Herz gebrochen iſt

Lied und Liebe.

Meine Schätze, meine Habe
Machen Lied und Lieb' allein,
Aber fröhlich bis zum Grabe
Werd' ich mit den beiden ſeyn.

Neid' euch nicht um Glanz und Schimmer,
Nicht um Ruhm und Rang und Gold,
Bleibt mir nur die Muſe immer,
Bleibt mir nur die Liebſte hold.

Mög' ein friſcher Lorber blühen
Jeden, der nach Ehre ſtrebt,
Mög' der Wein im Becher glühen
Dem, der gern' der Freude lebt.

Mög' ein Hermelin umfließen
Jenen, der ſich Hoheit wählt,
Und ein Schacht ſich dem erſchließen,
Dem nur Gold zum Glücke fehlt.

Mög' ein güt'ger Himmel bringen
Jedem, was ſein Herz begehrt,
Laßt nur lieben mich und ſingen,
Unbeachtet, ungeſtört.

Tief d'runten.

Tief d'runten im Meere, verhüllt von den Fluten,
Entragt die Koralle in ſchimmernden Gluten,
Da ſproßt es von Blumen und Wundergeſtalten,
Wie nie ſie am Lichte des Tag's ſich entfalten,
Da bildet die Schönheit der Perle ſich aus,
Tief d'runten im blauen, kryſtallenen Haus.

Tief d'runten im Schooße der finſteren Erde
Entringt ſich dem Grabe ein ewiges: Werde,
Da ſchimmern und wachſen nach zahlloſen Normen
Die ſelt'nen Metalle in zaub'riſchen Formen,
Da funkelt und leuchtet der Demant allein,
Tief d'runten im Schooße, verhüllt vom Geſtein.

Tief d'runten im Herzen, von Keinem ergründet,
Erglüht eine Flamme, vom Himmel entzündet,
Da ſchlafen, gleich Perlen, die lindernden Thränen,
Da leuchtet als Demant die Freude am Schönen,
Da lebt mir die Liebe, die einzig beglückt,
Tief d'runten im Herzen, von Keinem erblickt.

Nachtwächterlied.

(In der Neujahrsnacht zu ſingen.)

Hört ihr Leute, laßt euch ſagen,
Zwölfe hat's am Thurm geſchlagen,
Mögt bedacht der Stunde ſeyn,
Denn das Alte will jetzt ſcheiden,
Und mit Freuden und mit Leiden
Zieht ein neues Jahr nun ein.

D'rum erwecket Reu' und Buße,
Habt dazu die ſchönſte Muſſe,
Blickt nur recht in euch hinein,
Und gelobt, in künft'gen Tagen
Euch des Schlimmen zu entſchlagen,
Beſſer, als ihr war't, zu ſeyn.

Schmucke Mädchen, jung und zierlich,
Putzt euch mehr nicht als gebührlich,
Uebermaß iſt ſelten gut,
Denkt, daß euch vor Männerblicken
Mehr als Shawl und Spitzen ſchmücken
Sanftmut, Zucht und froher Mut.

Junge Herren, ſucht vor Allen
Doch durch Wiſſen zu gefallen,
Nicht durch ſchnöden Firlefanz,
Laßt die Bücher nicht vermodern,
Drinn der Weisheit Flammen lodern,
Wählt das Echte für den Glanz.

Holde Frauen, wollet nimmer
Huld'gen bloß dem faden Schimmer,
Lebt dem Cercle nicht allein,
Wollet auch im Hauſe walten,
Und als Frauen ſchaffen, ſchalten,
Mutter eu'ren Kindern ſeyn.

Reiche! fröhnet nicht dem Stolze,
Denkt, ihr ſeid aus gleichem Holze,
Wie der Bettler krank und bleich,
Hebt zu hoch nicht eu're Naſen,
Denn es macht ein grüner Raſen
Bald ja Alles wieder gleich.

Ihr, die ihr des Recht's befliſſen,
Haltet's nicht nur mit dem Wiſſen,
Haltet's künftig mit der That,
Wollet ſtets das Recht nur üben,
Daß kein Aug' ſich möge trüben
Das zu euch um Hilfe bat.

Ihr Doctoren, viel erfahren,
Möget mit Verſuchen ſparen,
Wenn ihr noch nicht einig ganz,
Sehet, wie das Uebel weiche,
Und kein Kranker euch erbleiche
Ob — gelehrter Ignoranz.

Und die ihr dem Stand der Wehre
Euch geweihet, bleibt der Ehre
Treu, ſo wie dem Vaterland,
Seyd nicht Helden aller Orten,
Bloß mit prahleriſchen Worten,
Seyd es auch mit Herz und Hand.

Schlüßlich noch an euch ihr Dichter:
Achtet auf die echten Richter,
Aber huldigt nicht dem Troß,
Treu dem Schönen und der Klarheit,
Lenkt zum Strahlenthron der Wahrheit
Kühnen Flug's das Flügelroß.

Auch ihr Andern laßt euch ſagen,
Zwölfe hat es juſt geſchlagen,
Mögt bedacht der Stunde ſeyn,
Schnell entfliehen Jahr um Jahre,
Und das Holz zu eu'rer Bahre
Grünt ſchon längſt im Tannenhain.

Lieder aus der Wandertaſche.

Wanderlied.

War lange nun bei euch zu Haus',
Muß jetzt doch einmal auch hinaus
Zu Andern;
Kann nimmer weilen wo ich bin,
Es ſteht allein mir nur der Sinn
Nach Wandern.

Geſchaffen iſt ja doch die Welt,
So weit ſie Gottes Licht erhellt,
Zum Wandern.
D'rum läßt es mich auch nimmer ruh'n,
Muß ſchau'n der Menſchen Art und Thun
Bei Andern.

Auf fernen Bergen will ich ſteh'n,
Auf fremden Wegen will ich geh'n
Mit Andern;
Will mich erfreu'n an Farb' und Strahl,
An Wolke, Woge, Fels und Thal
Im Wandern.

Ihr Lieben! d'rum zum Abſchiedsgruß
Noch einen Druck, noch einen Kuß
Vor'm Wandern;
Laſſ' ich ja doch mein Herz bei euch,
Was thut es, bin ich ſelber gleich
Bei Andern.

Wanderers Heimat.

Mag in ſeiner Heimat bleiben
Wem's zu bleiben da gefällt,
Laßt nur mich das Wandern treiben,
Wand'rers Heimat iſt die Welt!

Ueberall ja ein Bekannter
Freundlich ſich zu mir geſellt,
Vöglein fliegt mit mir und zwitſchert:
Wand'rers Heimat iſt die Welt!

Bächlein kommt vorbei gezogen
Wie von inn'rer Luſt geſchwellt,
Und zu meinen Ohren rauſcht es:
Wand'rers Heimat iſt die Welt!

Horch, wie jetzt die Winde ſäuſeln
Durch der Bäume grünes Zelt,
Tauſend Blätterzungen flüſtern:
Wand'rers Heimat iſt die Welt!

Ferne Berge ſeh' ich ragen
Nebelgrau und ſchneerhellt,
Und auf ihren Stirnen leſ' ich:
Wand'rers Heimat iſt die Welt!

D'rum mich's auch an keinem Orte
Lang' erfreut und lange hält,
Immer lockt der Ruf mich weiter:
Wand'rers Heimat iſt die Welt!

In der Fremde.

Säng' nicht das Vöglein
Mit munter'm Schall,
Blühten nicht Blumen
Allüberall,
Glänzte nicht nieder
Der Sterne Schein,
Möcht' ich auf Erden
Kein Wand'rer ſeyn.

An mir vorüber
So fremd als kalt
Eilen ſie Alle
Hin ohne Halt,
Ob mir das Herz jetzt
Vor Freuden ſchwillt,
Ob es vor Schmerz jetzt
Mir überquillt,
Fort drängt ſich Jeder,
So ſchnell er kann,
Keinen bekümmert
Der fremde Mann.

Aber das Vöglein
Auf Zweig und Aſt,
Singt ſeinen Gruß mir
Auf kurzer Raſt,
Aber das Röslein
An öder Kluft
Streut mir entgegen
All ſeinen Duft,
Aber die Sterne
So klar und licht,
Mahnen und tröſten:
Verzage nicht!

Zigeunerlieder.

I.

Es feget die Heide der heulende Wind,
Verſchwunden die Sterne, die ſchimmernden ſind,
Ein Feuer nur glimmt in der Oede allein,
Dort ſitzen wir einſam auf moos'gem Geſtein.

Wir bieten dem Sturme die kräftige Bruſt,
Nicht kann uns verſcheuchen ſein Toſen die Luſt,
Wir kauern und ſitzen und ſtrecken uns lang'
Beim Klange der Zither, beim frohen Geſang.

Wir ziehen und wandern landaus und landein,
Die Erde zum Lager, das Kiſſen ein Stein,
Als Leiter die Sterne, den Himmel zum Schutz,
Zur Kurzweil die Zither und Fäuſte zum Trutz.

Wir mögen nicht fröhnen und buhlen um Geld,
Nie ruhende Wand'rer, durchzieh'n wir die Welt,
In Wüſten nur weilend, den Menſchen vorbei,
Wir ziehen und wandern und fühlen uns frei!

II.

Schlaf wohl, mein Kamerad, ſchlaf wohl im fremden Land,
Wir ſcharrten hier dich ein, gleich wo du ſtarbſt, im Sand,
Nun zieh'n wir wieder fort, wohin weiß das Geſchick,
Und laſſen einſam dich in deinem Grab zurück.

Kein Hügel zeigt den Ort hier auf der öden Heid,
Wo deine Reſte ruh'n nun aus nach langem Leid,
Und achtlos drüber hin, juſt weil er eben muß,
Der Wand'rer geht und tritt dein Grab mit ſeinem Fuß

Kein feuchtes Antlitz neigt ſich mehr zu dieſem Raum,
Blickt nicht der Mond herab aus naſſer Wolken Saum,
Kein Klagelaut entſtrömt hier je mehr einem Mund,
Wühlt nicht ein nächt'ger Wolf aus Hunger dieſen Grund.

Wanderers Liebesſchmerz.

In 15 Liedern.

1.

Vöglein! Vöglein in den Lüften!
Haltet ſtill auf eu'rer Bahn,
Wo jetzt meine Liebſte weilet,
Sagt es an, o ſagt es an!

Wolke! Wolke! kommſt gezogen
Fern', ach fern' vom Meer' heran,
Haſt du nicht mein Lieb geſehen?
Sag' es an, o ſag' es an!

Bächlein! Bächlein! flieh'ſt ſo ſchnelle
Durch der Thäler grünen Plan,
Sah'ſt du nicht die Süße wandeln?
Sag' es an, o ſag' es an!

Aber Vogel, Wolke, Welle
Ziehen achtlos ihre Bahn,
Und nicht Eines bringt die Kunde,
Armer, armer Wandersmann!

2.

Wohin ich nur wand're
Mit meinem Weh',
Ach immer und immer
Die Eine ich ſeh'.

Sie ſteht auf dem Stege
Mit naſſem Blick,
Sie ſteht auf dem Wege
Und winkt mir zurück.

Sie nicket, ſie winket
Mit weißer Hand,
Noch ſeh' ich durch Zweige
Ihr ſchimmernd Gewand.

Es flüſtern die Bächlein:
Kehr' um! kehr' um!
Sie ſchlingen um mich ſich
Wie hemmend herum.

Doch darf ich nicht wenden
Den Stab zurück,
Muß laſſen, muß fliehen
Die Liebe, das Glück!

3.

Sie wandern an mir vorüber
Mit lachendem, frohen Mund,
Ich aber werd' immer trüber,
Werd' trüber von Stund' zu Stund'.

Sie ſchauen zu Thal und Auen
Und ſeh'n doch ſatt ſich nie,
Ich mag dahin nicht ſchauen,
Seh' überall ja nur ſie.

Sie halten Raſt bei'm Kruge,
Sie ſprechen manch' ſcherzend Wort,
Mich aber treibt's im Fluge,
Treibt's ruh'los fort und fort.

4.

Der Regen fiel mit Sturmgebraus,
Da trieb's mich in des Schenken Haus,
Ich trat hinein, ich ſetzt' mich hin,
Und dacht' an die Liebſte in meinem Sinn.

Und wie ich ſo der Liebſten dacht',
Da hob den Blick ich trüb' und ſacht',
Und ſeh' — ein Pärchen vor mir ſaß,
Das rings um ſich die Welt vergaß.

Ein Pärchen, deſſen ſtilles Glück
Gar deutlich ſprach aus Mien' und Blick,
Das ſelig, trotz dem Sturmgetoſ',
Mit linden Armen ſich umſchloß.

Da fuhr es mir mit einem Mal
Durch's Herz in neuer Folterqual,
Fahr' hin, fahr' hin, du gaſtlich Haus,
Mich treibt's zu Nacht und Sturm hinaus.

5.

Ich hör' es klingen und ſchlagen,
Hör's läuten von jedem Thurm,
Es fliehen die Stunden vorüber,
Vorüber als wie im Sturm.

Doch achtlos geh' ich weiter,
Was merkt' ich viel auf ſie,
Ach, die des Wiederſehens
Vernimmt mein Ohr doch nie.

6.

Wand're abſeits von dem Walde,
Denn ein Mörder lauſcht darin,
Und nach deinem Gut und Leben
Steht allein ſein blut'ger Sinn.

Habe Dank für deine Warnung,
Doch iſt ſie umſonſt gethan,
Denn wie auch der Tod mir dräue,
Durch den Wald geht meine Bahn.

Wiß', ich laſſe ja dem Mörder
All das warme Leben gern',
Liegt ja doch nichts an der Schale,
Wenn verdorben d'rin der Kern.

7.

Es iſt ein trübes Wandern
Auf Nimmerwiederſeh'n,
Gern' läg' ich bei den Andern,
Ueber die die Gräſer weh'n.

Möcht' nur bei ihnen raſten,
Möcht' ſeh'n, wie's dort ſich ruh't.
So kann nicht die Erde laſten,
Als wie mein Schmerz es thut

8.

Saß gar ſo wandersmüde
Am grünen Wieſenrand
Und grub mit meinem Stabe
Ein Herz hinein in den Sand.

Hui! kam den Staub aufjagend
Der Wind im Flug' daher,
Sah kaum von meinem Herzen
Die eine Hälfte mehr.

Wie gar ſo kindiſch machte
Mich damals doch der Scherz.
Denkt nur, ich weinte bitter
Auf das zerriſſ'ne Herz.

9.

Ob ſie meiner wohl gedenkt,
Nun von ihr ich losgeriſſen,
Ach, dieß Eine möcht' ich wiſſen:
Ob ſie meiner noch gedenkt?!

Ob ſie nach dem Pfad wohl blickt,
Den ich ging mit heißen Thränen,
Ob ſie wohl mit leiſem Sehnen
Nach dem öden Pfade blickt?

Ach, ſo zieh' in Gram verſenkt
Weiter ich mit jedem Tage,
In dem Mund die bange Frage:
Ob ſie meiner noch gedenkt?!

10.

Es iſt für ſchlimme Augen
Das Grün, das Grün ſo gut,
Warum nur ſollt's nicht taugen
Zur meiner Augen Glut.

Hab' wund mein Aug' geweinet
Um ſie, die ich verlor,
Wenn nun ein Grün mir ſcheinet,
Wird's ſchlimmer denn zuvor.

Das macht: der Hoffnung Schimmer
Erglüht aus jedem Grün,
Nur mir will nie und nimmer
Ein Hoffnungsſtrahl erglüh'n.

11.

Sie hielten mich an am Thore,
Sie fragten nach Paß und Schein,
Sie ſuchten, ob nicht was Fremdes
Ich ſchwärzte in's Land herein.

Sie mochten auch wohl was ahnen,
Ich ſah's an ihrem Geſicht,
Ach, meine Contrebande,
Die findet ihr ewig nicht.

Ich trag ſie gar wohl verborgen,
Sie könnt' es nicht beſſer ſeyn,
Es iſt ja in meinem Herzen,
Die bitt're Liebespein!

12.

Ich will es kleben an jede Wand,
Auf allen Straßen und Wegen,
Will's rufen laſſen von Haus zu Haus
Bei lärmenden Trommelſchlägen;

Will's ſetzen in jedes Zeitungsblatt,
Daß ich was Werthes verloren,
Vielleicht, daß der Finder mir's wieder bringt,
Wenn's kommt zu ſeinen Ohren.

Will geben ihm einen guten Lohn,
Soll nicht über Undank klagen,
Doch wo und wann ich's juſt verlor,
Das weiß ich nicht zu ſagen.

Ich habe verloren mein Wangenroth,
Es war wie auf ein Mal verſchwunden,
Ich habe verloren mein Wangenroth,
Wer hat es doch nur gefunden?

13.

Sonſt liebte ich die Roſe wohl
Mit ihrem Duft und ſüßen Schein,
Jetzt aber iſt mir lieber noch
Als ſie, der dunkle Rosmarein.

Steckt eine Roſe immerdar
In's linke Knopfloch mir hinein,
Jetzt trage ich an ihrer Statt
An meiner Bruſt den Rosmarein.

Wie ſchlägſt du doch ſo heiß, mein Herz,
Als wär' davor noch Roſenſchein,
Sei ſtill doch, Herz, weißt du denn nicht
Wie ſich's geziemt für'n Rosmarein?!

14.

Heimat, goßeſt wohl mir wieder
Balſam in die Bruſt voll Pein,
Wiegteſt mit bekannten Klängen
All das Drängen,
All' die lauten Schmerzen ein.

Aber wie in ſchweren Träumen
Oft ein Schläfer fährt empor,
Regt es ſich auch mir im Herzen
Oft in Schmerzen:
Ach, daß dich mein Herz verlor!

15.

Du, der ich mein Leid vertraute,
Mögſt du nun mir Tröſter ſeyn,
Wundervolle, ſüße Laute,
Lind're du jetzt meine Pein.

Klinge nun in ſüßen Klängen,
Wenn mich wilder Schmerz ergreift,
Daß er an des Herzens Engen
Milder mir vorüberſtreift.

Bring' auf zaub'riſchen Accorden
Oftmals noch ihr Bild zu mir,
Und — wenn's ſtill in mir geworden,
Spring' entzwei — und künd' es ihr!

In der Reiſekutſche.

I.

Was du hinten läßt, an das
Sollſt du nimmermehr dich binden,
Auf den Gräbern wächſt das Gras,
Und die Schwermut gib den Winden.

Vorwärts, vorwärts nur geſchaut,
Blumen blüh'n auf allen Wegen,
Und gleich einer ſüßen Braut
Lacht die Zukunft dir entgegen.

Gold'ne Schlößer ſeh' ich ſchon
Prachtvoll dort zum Himmel ragen,
Und wie Sang und Harfenton
Kommt's vom Winde hergetragen.

Friſch nun, Schwager, ſtoß' in's Horn,
Fort, nur fort aus dieſen Räumen,
Hurtig über Stock und Dorn,
Hurtig, daß wir nichts verſäumen!

II.

Jn der Poſtkaleſche, Freund,
Lern'ſt du rechten Tact für's Leben,
Ob es ſtürmt, ob Sonne ſcheint,
Immer mußt du vorwärts ſtreben.

Nicht zu langſam, nicht zu ſchnell,
Läßt du gleiches Maß nur walten,
Und es wird an rechter Stell'
Endlich auch das Fahrzeug halten.

III.

Seh' ich ſo vorüberſchweben,
Welt, dein wirres Bunterlei,
Dünkt es mich, als flög' mein Leben
Raſchen Flug's an mir vorbei.

Tauſend ſchon durchträumte Träume,
Luſt und Scherz im Wechſeltanz,
Rauhe Wüſten, Blütenräume,
Nebelſtreif und Sonnenglanz.

Und ſo reißt's mit Sturmgewalten
Bild an Bild vorbei in Haſt,
Bis die müden Roße halten
Und die Stunde mahnt zur Raſt.

Meiſter Tod's Wanderung.

Horch, horch, ſchon wieder das Glöcklein ruft,
Kann raſten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einem Herrſcher gilt's, einem hohen Herrn,
Der ſteigt wohl von ſeinem Thron nicht gern',
Allein — ein größerer Herrſcher gebeut,
Heil dir, wenn dein Herrſchen dich jetzt erfreut.

Horch, horch, ſchon wieder das Glöcklein ruft,
Kann raſten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einer Jungfrau gilt's, mit langem Haar,
Mit Roſenwangen und Aeuglein klar,
Die blühte wohl gern' noch in Luſt und Licht,
Doch der Gärtner d'roben, der will es nicht,
D'rum reich' mir nur immer die weiße Hand,
Es winkt dir ja d'rüben ein Blumenland.

Horch, horch, ſchon wieder das Glöcklein ruft,
Kann raſten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einem Wechſler gilt's, einem klugen Mann,
Der ein großes Gut durch ſein Rechnen gewann,
Er rechnete wohl und zählte noch lang',
Denn das Geld hat hellen, lieblichen Klang —
Doch zu Ende gelaufen iſt nun die Friſt,
Mit dem Leben ſein Wechſel zu zahlen iſt.

Horch, horch, ſchon wieder das Glöcklein ruft,
Kann raſten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einer Mutter gilt's, aus der Kinder Kreis
Ruft der Herr ſie ab, zur finſteren Reiſ';
Hu! Thränen und Stöhnen! — faſt greift's mich an,
Und hab' doch kein Herz, bin der Knochenmann;
Nun, komm' nur! — der Vater im Sternenlicht
Vergißt deiner Waiſen auf Erden nicht.

Horch, horch, ſchon wieder das Glöcklein ruft,
Kann raſten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einem Doctor gilt es, gar hochgelahrt,
Der viel tiefes Wiſſen in ſich verwahrt,
Der nie ſich gegönnet im Forſchen Ruh' —
Nun klapp' nur den Folianten zu,
Ein größeres Buch wird dir aufgethan,
Es hängen die Sterne des Himmels d'ran.

Horch, horch, ſchon wieder das Glöcklein ruft,
Kann raſten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einem Schreiner gilt es, der immerdar
Befliſſen und treu ſeinem Handwerk war,
Als Burſch und Geſell und als Meiſter dann,
Und ſchaffet noch immer ſo viel er kann,
Doch die Sehne erſchlafft, die Kraft gebricht —
Hinunter! — du haſt ja erfüllt die Pflicht!

Horch, horch, kein Glöcklein! — der Donner ruft,
Kann raſten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einem Krieger gilt's, am Muthe reich,
Den hat wohl gefället des Gegners Streich,
Ha! vorn' in der Bruſt, wie ſo weit und roth,
Das iſt ja der Orden vom Sieger: Tod! —
Willkommen! — die Hand mir! — du bebſt wohl nicht?
Fort! fort! — daß der Lorber dein Haupt umflicht!

Horch, horch, ſchon wieder das Glöcklein ruft,
Kann raſten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einem Kindlein gilt's, ſo bleich und krank,
Du haſt wohl dem Leben noch wenig Dank,
Und biſt noch ſo zart, ſo hülflos und klein,
Und kenneſt ſonſt nichts als der Erde Pein,
Schnell', ſchnelle zur Mutter! — Du lächelſt mild?
Ha, du liebes, freundliches Engelbild!

Horch, horch, ſchon wieder das Glöcklein ruft,
Kann raſten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einem Sänger gilt's, der mit freud'gem Klang
Allein nur das Große und Wahre beſang,
Der begeiſtert gerühmt der Vorzeit That,
Und gehungert bei fröhlichen Liedern hat;
Nun komm' nur, dir wird das Scheiden nicht ſchwer,
Ihr Sänger, ihr ſtammt ja von d'roben her!

Horch, horch, ſchon wieder das Glöcklein ruft,
Kann raſten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einem Bettler gilt's, daß Gott erbarm',
Wie iſt er doch gar ſo elend und arm!
Und er möchte doch darben und betteln fort,
Denn das Grab iſt ihm ein grauſer Ort.
Herab nur, du Armer — nur friſch, nur friſch,
Es geht nicht in's Grab — an des Herren Tiſch!

Horch, horch, ſchon wieder das Glöcklein ruft,
Kann raſten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einem armen Sünder gilt der Klang,
Der Henker harret, es ſchwanket der Strang,
Man ſieht es, er hat's wohl bereu't in Schmerz,
Nun brich nur, nun brich, du armes Herz!
Wozu dich getrieben die böſe Glut,
Die kühle Erde macht's wieder gut.

Und immer und immer das Glöcklein ruft,
Und läßt mir nicht Ruh' in der ſtillen Gruft,
Muß rennen und ſchweifen um's Erdenrund
Und ſchwingen die Senſe zu jeder Stund',
D'rum, hörſt du das Glöckchen, ſo denke an mich,
Denn morgen vielleicht — kommt die Reihe an dich!

Inhalt.

Seite
An meine Lieder . . . iii

Lenz und Wald.

Drei Liederkränze.

Erſter Liederkranz.

Weihe . . . 3
Der erſte Frühlingsfalter . . . 5
Frühlingsgruß . . . 6
Lerchenbrauch . . . 8
Maienregen . . . 9
1 — 2.
Frühlingswünſche . . . 11
Verlor'ner Mai . . . 12
Lenzgefühl . . . 13
Lebewohl . . . 14

Zweiter Liederkranz.

Vogelſang . . . 17
Freundſchaft . . . 18
Doppelgeſang . . . 19
Erinnerungen . . . 20

Seite
Nachtigallenlied 22
Belehrung 24
Fliegende Blätter 26
Waldeskraft 27
Folgerung 28
Der einſame Adler 31
Liebesantrag 32
Verſtändigung 34
Freier Sang 35
Sängers Wunſch 37
Trennungsahnung 38

Dritter Liederkranz.

Silvanus 41
Ausgang 43
Waldwärts 45
Ermunterung 46
Im Wald 48
Waldliebe 50
Waldconcert 52
Waldvöglein 55
Im Sturm 57
Waldeinſamkeit 58
Waldesluſt 61
Am Morgen 63
Grün 64

Seite
Gleich und gleich 65
Guter Rath 67
Morgen wieder 69
Waldestroſt 71
An den Wald 72
Nichts ohne Liebe 74
Abſchied 76
Votivreime 78

Vermiſchte Dichtungen.

Auf der See 81
Stille Schiffahrt 83
Liebhabers Wünſche 85
Ständchen im Sturm 87
Vor der Schlacht 91
Nachts, im Schilderhaus 93
Lagunenfahrt 95
Seemanns Grab 97
An die Unberufenen 98
Pereat omni malo 100
An mein Herz 103
Am Traunſtein 104
Vor einem Friedhof 106
Walzerlied 107
Herbſtmelancholie . . . 109

Seite
Heimlicher Schmerz 113
Lied und Liebe 114
Tief d'runten 116
Nachtwächterlied 117

Lieder aus der Wandertaſche.

Wanderlied 123
Wanderers Heimat 125
In der Fremde 127
Zigeunerlieder 129
1 — 2.
Wanderers Liebesſchmerz (in 15 Liedern) 131
In der Reiſekutſche 146
1 — 3.
Meiſter Tod's Wanderung 150

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Novellen.

Von

Johann N. Vogl.

Wien.
Bei Peter Rohrmann, k. k. Hofbuchhändler.
1837.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

F.S.E. 310

Der Gedankenräuber.

Aus dem Tagebuche eines Freundes.

I. Blatt.

Emilie oder Keine! Dieß war der Gedanke der mir das Gehirn durchflammte, als ich das himmliſche, engelreine Geſchöpf mit dem unnachahmlichen Lächeln, mit der Graziengeſtalt und dem Adel ihrer Bewegungen in dem Salon ihres Vaters, des Freiherrn von N. — erblickte.

Aller Augen hafteten nur auf der Lieblichen, Jeder fühlte ſich beglückt, geehrt, erheitert, zu dem ſie ſich, auch nur in dem gleichgültigſten Geſpräche, wendete, und mich, mich ſchien ſie ja vor allen Andern auszuzeichnen, ſchien ein beſonderes Intereſſe für meine Schriften, meine Dichtungen zu hegen! Nein, es war nicht bloße Höflichkeit was ſie bewog, mich um meine neueſten Lieder anzuſprechen, es war Theilnahme, wahre innere Theilnahme an mir und meinen Erzeugniſſen. Ja, ſie ſoll ſie haben; doch erſt noch ein Widmungsgedicht an ſie — ich habe noch niemals ein Werk dedicirt, vergib es mir dieſes Mal, o Apoll; und Du, o Muſe, gib mir Kraft, mein Herz mit ſeinen Gluten, ſeinem Sehnen und Hoffen ihr zu malen.

II. Blatt.

Sie hat ſie gewürdigt meine Lieder, ſie haben ſie erfreut, recht in die Seele erfreut, wie ein ſchöner Frühlingstag, wie eine laue Mondnacht, dieß ſind ihre eigenen Worte. Ja, ihr Herz iſt ſo rein, ſo makellos, wie ihre Geſtalt.

Wer aber mag der junge, ſchwarzgekleidete Mann ſeyn, den ſie Varlet nannte, und den ich noch niemals früher in dem Salon des Freiherrn erblickte?

Auch er lobte meine Lieder, doch mit einer Art von nobler Nonchalance, mit einer, beinahe möchte ich ſagen, Protectorsmiene, die faſt mehr verletzte als ſchmeichelte.

Er iſt ein ſchöner Mann, dieſer Varlet, ſchwarzlockigt, feurig, ein kühnes Antlitz, geiſtvolle Augen — ſollte er — nein, nein, Emilie kann ſich nicht verſtellen, doch muß ich es erfahren, wer dieſer Varlet iſt.

III. Blatt.

Ich habe es, Varlet iſt ein entfernter Anverwandter des Freiherrn, und ſelbſt Dichter. Er las heute mehre ſeiner neueſten Schöpfungen vor, es waren keine ſchlechten Gedichte, und dennoch wollten ſie mir nicht gefallen, ich weiß nicht warum. Sollte vielleicht die Urſache ſeyn, daß ich nun überzeugt bin, daß Varlet wirklich Abſichten auf Emilien hat?

Emilie erwidert aber ſeine Neigung nicht, das weiß ich gewiß, das ſagte ja der, wenn auch flüchtige, Händedruck, den ſie mir beim Abſchiede gab, das ſagte ja das leiſe kaum merkbare Zittern dieſer Lilienhand, als ſie in der meinigen ruhte. — Es iſt mehr als Theilnahme, was Emilie für mich fühlt, ich darf es mir geſtehen: ſie liebt mich! Ein Wonnehimmel, mit allen Bildern irdiſcher Glückſeligkeit geſchmückt, taucht die Zukunft vor meinen Blicken auf.

IV. Blatt.

Ertrage ich dieſe Wonne, dieſe Seligkeit noch? Sie hat es mir geſagt, ihre Roſenlippen haben es mir geflüſtert, daß ich ihr nicht gleichgiltig ſei. — Ach, ſie muß es ja doch bemerkt haben, ſo ſehr ich es auch zu verbergen ſuchte, wie die Sehnſucht nach ihr mein Innerſtes durchwühlte, wie mein Leben, mein Hoffen, meine Zukunft, Alles, mein Ich, allein in ihrer Liebe, in ihrem Beſitze liegt!

Der Freiherr iſt mir gewogen, doch muß ich um eine Bedienſtung im Staate mich bewerben. Ein einfacher Poet iſt kein Mann für Emilien. Mein Oheim hat eine bedeutende Anſtellung bei Hofe, er wird mich an eine Stelle placiren können, welche meinen Kenntniſſen angemeſſen iſt.

Doch jetzt ertrage ich nicht länger allein meine Freude, ich muß mich mittheilen einem Freundesherzen, darum fort, fort zu Hermann!

V. Blatt.

Wir haben lange geſchwärmt, Hermann und ich; der Punſch im Italiener-Keller iſt aber auch gut, und ich war ſo ſelig, ſo durchglüht von Wonnegefühlen! Hermann iſt ein trefflicher, bewährter Freund!

Ich Glücklichſter aller Menſchen! Eine Geliebte wie Emilie, einen Freund wie Hermann zu beſitzen. Auch der Letztere, welcher Eintritt in den Salon des Freiherrn hat, vertraute mir, daß Emilie oft von mir mit ihrem Vater ſpräche, daß ſie meine Lieder lieber, als alle anderen ſinge, und ſich nur darüber beklage, daß ſie zu ſchwermüthig ſeien. Geſtern aber, ſagte Hermann, ſei Emilie mit einem jungen Manne — es kann Niemand anders als Varlet ſeyn — auf der Promenade erſchienen, und habe ſich ſogar an ſeinen Arm gehängt. — Ei, das kann dem Anverwandten Emiliens Niemand wehren; nun ich weiß, daß ſie für mich fühlt, fürchte ich Varlet nicht mehr, obgleich ich nicht läugnen kann, daß er mir in den Grund der Seele zuwider iſt.

VI. Blatt.

Es iſt doch ſonderbar, wie oft ein Gedicht entſteht und unſere eigenen Schöpfungen, wenn wir ſie längere Zeit vergeſſen haben, uns fremdartig entgegentreten.

Da finde ich zum Beiſpiele eine Dichtung in meinem Portefeuille aufgeſchrieben, welche alſo lautet:

Muthig nur durch Riff und Wellen,
Muthig nur durch Sturm und Nacht,
Ob ſie dräuen, ob ſie ſchwellen,
Ob auch Maſt und Ruder kracht.

Ob auch Nichts zu retten bliebe,
Geld und Gut in's Meer verſinkt,
Wenn Dein Pharus nur, o Liebe,
Noch dem irren Schiffer blinkt!

Denn nur dann winkt ihm die Küſte,
Wenn Dein Hoffnungslicht zu ſeh'n,
Aber ſchwändeſt Du, dann müßte
Schiff und Schiffer untergeh'n!

Unter dieſen Zeilen finde ich den 16. Mai unterſchrieben, ich muß ſie alſo auf mein Verhältniß zu Emilien im Italiener-Keller, und wahrſcheinlich in Hermanns Gegenwart gedichtet haben, und doch entſinne ich mich nicht darauf, ſo ſehr auch das Gedicht ein Spiegelbild meiner Gefühle iſt. Wir ſprachen viel von Poeſie, Hermann und ich, wir ſagten einander mehre unſ'rer und auch fremder Gedichte vor. — Wenn nur Hermann nicht hätte verreiſen müſſen, ſo müßte ſich dieſes Räthſel ſogleich löſen.

VII. Blatt.

Jetzt alſo gilt es einen Sängerſtreit, einen Zweikampf auf Tod und Leben mit dem Herrn Varlet.

Geſtern nach Mittag luſtwandelten wir, Emilie, Varlet und ich, entfernt von der übrigen Geſellſchaft in dem Garten des Freiherrn.

Wir ſcherzten über Manches, auch meine und Varlets Aufmerkſamkeit für Emilien wurde die Zielſcheibe ihres Witzes.

Ich möchte denn doch wiſſen, ſagte Emilie lachend, wer von ihnen Beiden, meine Herren, mein getreueſter Ritter iſt, und die wahrhafteſte Verehrung für die Dame ſeiner Farbe hegt.

Setzen Sie uns auf die Probe, erwiderte Varlet.

Es ſei, nahm Emilie das Wort, doch will ich nicht ſo grauſam ſeyn, als die Fräuleins der Vorzeit, und Sie auf einem Mauerrande um einen Abgrund reiten laſſen. Bewahre! Es gilt jetzt bloß ein paar Reime, aus deren Herzlichkeit und Tiefe ich auf das Gemüth des Verfaſſers ſchließen will. Alſo in die Schranken, **Messieurs**! — So ſagte ſie lachend, und doch zeigte ſich zugleich ein ſo ſonderbarer Ernſt in ihren Mienen. — Wenn dieſes Gedicht vielleicht gar von größerer Bedeutſamkeit ſeyn ſollte, als ich während des Scherzes dachte, wenn — ich ſitze nun ſchon eine geraume Zeit, und kann zu keinem Gedanken kommen! — So geſchieht mir immer, wenn ich mir vornehme, etwas recht Gelungenes niederzuſchreiben. Die Muſe ſpielt nur mit ihren Jüngern, ſie kommt und naht nach ihrem Belieben, wie es ihr eben die Laune eingibt.

Was ſinne ich aber noch lange? — Habe ich nicht ſchon ein Gedicht fertig? und könnte Eines Emilien meinen Gemüthszuſtand, meine Liebe beſſer ſchildern, als jene Zeilen, welche ich an dem für mich ſo glücklichen Abende in dem Italiener-Keller gedichtet hatte?

VIII. Blatt.

Nachdem ich das benannte Gedicht zierlich auf Velinpapier mit Goldrand abgeſchrieben, und zu mir geſteckt hatte, eilte ich zu Emilien.

Varlet war ſchon gegenwärtig, und Emilie benahm ſich ausnehmend freundlich gegen ihn.

Nun, ſind Sie endlich hier, mein Seladon, redete mich Emilie an, haben Sie Wort gehalten? —

Ich habe, antwortete ich, mich vor ihr verneigend.

Eh bien! ſo laſſen Sie uns beginnen; leſen Sie, Varlet. — Ich überlaſſe meinem würdigen Rival den Vorrang, verſetzte Dieſer.

Rechnen Sie auf nichts Aeſthetiſches, mein Fräulein, begann ich; das Gedicht, welches ich leſen werde, iſt höchſt einfach und anſpruchlos, aber es kam aus meinem Herzen.

Ohne Einleitung, ohne Einleitung, erwiderte Emilie, und ich zog mein Papier aus der Taſche und las.

Schon hatte ich geendet und ſah erſt jetzt, daß Emilie und Varlet ſprachlos und mit allen Zeichen des lebhafteſten Erſtaunens mir gegenüber ſtanden, und wurde über dieſe ſonderbare Aufnahme meines Gedichtes, deren Urſache ich mir nicht zu erklären wußte, nicht wenig betreten.

Haben Sie das wirklich ſelbſt gedichtet? fragte Varlet nach einer ziemlich langen Pauſe, mit einem triumphirenden Lächeln im Geſichte, welches er vergebens zu verbergen ſuchte.

Wie können Sie daran zweifeln? entgegnete ich, durch dieſe ſeltſame Frage außer mir gebracht.

Dieſen Zweifel müſſen Sie mir ſchon, der unbedeutenden Urſache wegen, zu Gute halten, da ich daſſelbe Gedicht vor ungefähr vierzehn Tagen ſelbſt verfaßte und es bereits vor acht Tagen dem Fräulein überreichte.

Pfui des Mannes, der ſich mit fremden Federn ſchmückt, nahm Emilie, ſichtbar beleidigt, das Wort, pfui über das Plagiat!

Aber mein Fräulein, ſtammelte ich.

Wie, Sie behaupten noch immer, der Verfaſſer dieſes Gedichtes zu ſeyn? fragte Varlet mit gerunzelter Stirne.

Und werde es ewig behaupten, antwortete ich, neuen Muth faſſend, da ich ſah, daß Alles, meine Liebe, das Glück meiner Zukunft, auf dem Spiele ſtand.

Verächtlicher Abſchreiber! donnerte **Varlet**.

Ha, zu viel, rief ich, außer mir, über dieſe unerwartete Beleidigung, — Herr von **Varlet**, Sie werden mir Genugthuung geben!

Wenn und wo Sie wollen, antwortete Dieſer ſtolz.

Nein, das werden Sie nicht, **Varlet**, unterbrach ihn **Emilie**, welche indeſſen zu ihrer Kommode geeilt war, haſtig einige Papiere durchſucht hatte und, heftig aufgeregt, nun wieder zu uns trat.

Leſen Sie, ſprach Emilie zu mir, indem ſie mir ein Papier vorhielt, ich bin doch begierig, zu ſehen, ob Sie Verwegenheit genug beſitzen, ſich dann noch für den Verfaſſer dieſes Gedichtes auszugeben.

Ich nahm das Papier und las. — Es war mein Gedicht; darunter ſtand der Name **Varlet** und der 25. April. — Als ich zu Ende geleſen hatte, ward es dunkel vor meinen Augen — noch hörte ich ſchellen, dann ſchwanden mir die Sinne. Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich höchſt ermattet und abgeſpannt in meinem Bette, zu den Füßen deſſelben den Arzt.

IX. Blatt.

Wie in einem wüſten Traume gaukelten die Begebenheiten der letzten Tage an meinem Innern vorüber; ich wußte nicht, war es Wirklichkeit, was ſich an meine Sinne drängte, oder war es bloß das Spiel meiner aufgeregten Fantaſie — bald aber überzeugte mich ein Brief, den mir mein Diener brachte, daß ich nicht geträumt hatte, — er war von Emilien.

Sie ſchrieb: „Mein Herr! obgleich ich ſehr bedaure, daß jener Scherz ſolch ein trauriges Ende für Sie genommen hat, ſo werden Sie doch einſehen, daß die undelikate Art, mit welcher Sie mich zu täuſchen ſuchten, mir verbietet, Ihre Beſuche ferner anzunehmen. Was bürgt wohl für die Rechtlichkeit eines Mannes, welcher auf ſolche Weiſe im Kleinen handelt?

Doch genug; — ich fühle mich nicht berechtiget, Ihnen, der für ſein unüberlegtes Handeln beſtraft genug iſt, noch die Moral zu leſen. Wenn Sie dieſe Zeilen erhalten, habe ich mit meinem Vater und meinem künftigen Gatten, Herrn Varlet, die Reſidenz verlaſſen, um die Güter des Letzteren zu beſuchen.

Möchten Sie die geringe Zurechtweiſung, welche Sie ſich durch eigenes Verſchulden zugezogen, als eine Warnung für die Zukunft betrachten. — Emilie.“

Kalter Schweiß ſtand auf meiner Stirn, als ich dieſe Zeilen geleſen hatte, — mein Kopf braunte.

Bin ich denn toll! rief ich aus. Wie kam jener Varlet zu meinem Gedichte? — Denn ich habe es doch verfaßt, das weiß ich gewiß. — Ach, Hermann! Hermann! wäreſt Du hier! — Ich habe das Unglücksgedicht nicht aus der Taſche genommen, ſeit ich es mit Bleiſtift im Italiener Keller ſchrieb, und dennoch hat er ihr es früher ſchon überreicht. Es iſt doch nicht möglich, daß man Einem die Gedanken aus dem Kopfe ſtiehlt!

Meine Ideen verwirrten ſich immer mehr und mehr; vergebens ſuchte ich nach einem Faden in dieſem Labyrinthe.

Eine Betäubung, welche mehr einer Ohnmacht glich, machte meinen Grübeleien ein Ende.

X. Blatt.

Es war tiefe Nacht, als ich wieder erwachte. Die Lampe brannte neben meinem Bette und verbreitete einen düſtern unſichern Schein in dem Gemache. Eintönig bewegte ſich die Wanduhr, kein Laut regte ſich ſonſt. Mein Wärter ſchlief am Fenſter in meinem Armſtuhl und athmete leiſe.

Eben begann ich wieder über jenes Plagiat nachzuſinnen, als es leiſe an dem Fenſter klirrte. Ich wendete mein Auge hin, und wer beſchreibt meine Beſtürzung, als ich Varlet im ſchwarzen Fracke, wie er ſonſt im Salon des Freiherrn erſchien, durch dasſelbe hereinſteigen ſah.

Ich wußte nicht, träumte ich, oder war er es wirklich, den ich erblickte.

Ich wollte mir mit der Hand über die Stirne fahren, um den Schweiß, welcher aus derſelben trat, wegzuwiſchen, aber ich fühlte mich zu ermattet; — meine Hände waren wie gebunden.

Behutſam war Varlet indeſſen hereingeſtiegen; er ſah ſehr aufgeregt, ſein Antlitz bleich und ſein Haar in wilder Unordnung. Erſt neigte er ſich über den ſchlummernden

Wärter, als horchte er an ſeinem Athemzuge, ob er wirklich ſchliefe; dann nickte er hämiſch lächelnd und näherte ſich mit leiſen Schritten meinem Bette.

Ha, Bürſchchen, Du wollteſt mir die Braut rauben durch Deine ſchönen Gedanken und Lieder, kicherte er mit heiſcherer Stimme, aber Du haſt die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Die Braut muß mein werden und Deine Gedanken auch, alle, alle, bis Du keinen mehr haſt, nichts als einen hohlen, leeren Kopf. —

Nach dieſen Worten beugte er ſich über mich und hielt mich feſt umſchlungen, während er mit kalten, ſchaudererregenden Lippen, wie ein Vampyr, an meiner Stirne zu ſaugen begann.

Gedankenräuber! ſchrie ich; aber er erſtickte den Ausruf; indem er mir mit der Hand gewaltſam den Mund verſchloß, und ſaugte fort.

Ich fühlte, wie mir die Gedanken nach und nach ausgingen, während er ſaugte, bis ich allmälig in eine gänzliche Bewußtloſigkeit verfiel.

XI. Blatt.

Der Arzt fand mich des Morgens um Vieles ſchlimmer, welches ich ſogleich aus ſeiner beſtürzten Miene wahrnahm. Ich machte ihn zu meinem Vertrauten und erzählte ihm das Vorgefallene; er aber bedeutete mir, ich ſollte mir nichts in den Kopf ſetzen, wenn ich wieder geſund werden wollte. Es ſei nichts weiter, als ein Spiel meiner zügelloſen Fantaſie, die ich zu bändigen ſtreben müßte.

Vergebens betheuerte ich ihm die Wahrheit des ſchrecklichen Ereigniſſes und zeigte ihm die Stelle, an welcher der Mund des Fürchterlichen gehaftet hatte; er gebot mir, mich ruhig zu verhalten, verordnete einige Medicamente und verließ mich.

Unter wirren Bildern und in nicht zu beſchreibender Angſt vor der Nacht, ſah ich den Tag ſich ſeinem Ende entgegenneigen.

Ein leichter Schlummer befiel mich, aus welchem mich aber etwas Kaltes, was mein Haupt berührte, aufſchreckte. Ich wollte ſchreien, aber ich vermochte es nicht, — der Schreckliche lag wieder über mich gebeugt und ſaugte mir die Gedanken aus dem Kopfe. — Eine Ohnmacht umhüllte meine Sinne.

XII. Blatt.

Es geht zu Ende, — ich fühle, daß ich nur wenige Tage leben werde. Kaum bin ich noch im Stande, dieſe Zeilen niederzuſchreiben.

Mit Entſetzen erwarte ich die Nacht; — bald, bald wird es ganz leer und öde ſeyn in dieſem Kopfe, aber auch ruhig. — Wäre doch nur die Nacht ſchon vorüber!

XIII. Blatt.

Auch dieſe Nacht hing der Schreckliche an meinem Haupte. — Ich weiß ſonſt nichts mehr von all' dem Vorgefallenen. Mein Kopf iſt leer und öde wie eine Wüſte; nur Ein Gedanke geht noch wie ein irrer Geiſt in demſelben herum, und der heißt: Emilie — und zu dieſem geſellt ſich noch ein zweiter, den ich nicht nennen mag, und der mir das Blut in den Adern ſtocken macht.

Mein Arzt und der Wärter ſehen mich ſehr mitleidsvoll an, — ach, ſie können mir nicht helfen und ſehen, daß es zu Ende geht.

Ich ergebe mich in mein Schickſal. — Eine Nacht werde ich wohl noch mit ihren Schrecken ertragen müſſen, dann aber kommt Ruhe — Ruhe — lange, ungeſtörte Ruhe! — Emilie, ich ſcheide ohne Groll. —

Dieß ſind die fragmentariſchen Aufſätze, welche mir der Director des Irrenhauſes zu B. an der Leiche meines unglücklichen Freundes übergab.

Er fiel als das Opfer einer regelloſen Fantaſie. Das Gedicht, welches er in der Verworrenheit ſeiner Ideen für ſeine eigene Schöpfung hielt, hatte **Varlet** zum Verfaſſer, und ich ſelbſt (die verehrten Leſer werden aus dieſen Zeilen entnehmen, daß ich der von ihm erwähnte Hermann bin) las daſſelbe dem Heftigaufgeregten, der es ſich zu ſeinem Unglücke in ſein Portefeuille notirte, in dem Italiener-Keller vor, um ſeine Gedanken von ſeiner blinden Liebe abzulenken, nicht ahnend, daß es zu ſo traurigen Begebniſſen die Veranlaſſung bieten würde.

Das geſpenſtige Erſcheinen Varlets und deſſen Gedankenraub waren natürlicherweiſe nur Bilder ſeiner erhitzten Einbildungskraft.

Mit zerriſſenem Herzen ſchied ich von der Leiche des Unglücklichen, der, zu den höchſten Hoffnungen berechtigt, in der Blüte ſeiner Jugend den Ausſchweifungen ſeines Geiſtes erliegen mußte.

Die Verſchwundenen.

Eine Fiſcherſage.

Nicht ganz eine halbe Tagreiſe von der Hauptſtadt Baierns erblickt man an dem Fuße eines mäßigen Hügels einen See von fünf Stunden Länge und ein und einer halben Stunde Breite, an deſſen Ufern ſich ſanft aufſteigende Berge, mit friſchgrünen Wäldern geſchmückt, zwiſchen üppigen Wieſen und ſegensreichen Feldern hinziehen.

Auf der einen Seite dieſes Sees, der Starenberger- oder Würmſee genannt, ſpiegelte ſich im verfloſſenen Jahrhunderte eine einſame niedere Fiſcherhütte in den klaren Fluten, welche kaum beachtet worden wäre, hätte ſie nicht das ſchönſte Mädchen des Baierlandes zu ihrer Bewohnerin gehabt. Dieſes Mädchen, die Tochter das alten Fiſchers Klaus Gülprecht, hieß Magdalena, oder wie ſie allenthalben genannt wurde, die ſchöne Leni, und mochte ungefähr neunzehn Lebensjahre zählen.

Leni war von nicht beſonderer Größe, aber von ebenmäßigem Körperbaue, blendend weißer Farbe mit dem zarteſten Roſenroth gemiſcht, hatte hellblonde Haare und blaue Augen, die noch viel klarer und reiner waren, als der, ſeiner immerwährenden Klarheit wegen, weit und breit berühmte Starenberger-See.

Sie war der Liebling der ganzen Umgegend, alle benachbarten Fiſcher und Uferbewohner freuten ſich, wenn das ſchmucke, lebensfriſche Geſchöpf ihnen des Morgens ſeinen freundlichen Gruß zunickte, mit der Leichtigkeit einer Gemſe in ſeinen Kahn ſprang, und mit kräftigen Händen denſelben in den See hineinlenkte.

Gerne ließ der Jäger das aufgeſtöberte Wild wieder fahren, und horchte den ſüßen Sangesweiſen der Fiſcherin zu, welche dieſe bei ihrem heiteren Geſchäfte anſtimmte, und die, wie Elfenlieder, über den leiſe rauſchenden See dahin wehten.

Vor Allem aber mochte ihr Morgengruß am meiſten einen jungen Fiſcher, Namens Willibald, erfreuen. Vor Allem blickte er der leichtgeſchürzten Schifferin nach, wenn ſie in den Kahn ſprang und lauſchte auch am liebſten den ſüßen, lieben Tönen, wenn ſie, inmitten des Sees, ihre einfachen Weiſen, gleich einer frohen Lerche, anſtimmte.

So heftige Zuneigung aber auch Willibald für Leni empfand, ſo ſehr ſein Herz erbebte und das Blut ihm in die Wangen trat, wenn er ſie zufällig erblickte, ſo wagte er es dennoch nicht ſie anzuſprechen, viel weniger ihr ſeine Liebe zu erkennen zu geben.

Nur einmal, in der Nacht vor ihrem achtzehnten Geburtstage, hatte er ſich die Kühnheit genommen, einen Kranz von friſchen Alpenroſen, den er ſelbſt geflochten, an ihre Hüttenthüre aufzuhängen.

So zurückgezogen und ſcheu aber auch Willibalds Benehmen ſeyn mochte, ſo hatte dennoch mit innerer Freude Lenis Scharfblick ſeine Neigung entdeckt, und ihre Bruſt wurde von Gefühlen bewegt, welche jenen Willibalds nicht nachſtanden.

So verging ein Sommer, der Herbſtwind fuhr rauſchend durch die gelben Blätter und wühlte in den Fluten des Starenberger-Sees, ohne ſeine Klarheit trüben zu können. Man hatte ſich, wie man zu ſagen pflegt, bereits eingewintert und war des erſten Schnees gewärtig, als Leni und Willibald an einem Sonntagsvormittage auf dem Wege nach der Kirche zuſammentrafen.

So lieblich als heute war ihm Leni noch nie vorgekommen. Das kleine Goldhäubchen ſaß ihr ſo zierlich auf den reichen, in einen Knoten zuſammengewundenen Haarflechten, das rothe Miederchen mit den ſilbernen Spangen und Schnüren legte ſich ſo reizend um die ſchönen Formen des jugendlichen Körpers, daß Willibald, der ſich feſt vorgenommen hatte, Leni heute anzuſprechen, vor Bewunderung und Entzücken beinahe auf ſeinen Entſchluß vergeſſen hätte. Endlich aber faßte er allen Muth zuſammen und näherte ſich dem Mädchen, welches mit einem ſtillen Gruße an ihm bereits vorübergegangen war.

„Guten Morgen, Jungfer,“ ſprach Willibald und zog höflich ſeinen ſauberen Filzhut, den er nur Sonn- und Feiertags, wie den blauen Rock mit den ſilbernen Knöpfen und die gelbe, ſchön ausgenähte lederne Hoſe, zu tragen pflegte.

„Seid ſchön bedankt, Willibald,“ erwiederte Leni.

„Ihr geht nach St. Johann in die Bergkirche,“ fuhr hierauf Willibald fort. „Ach, nun werdet Ihr wohl nicht oft mehr nach der Bergkirche gehen!“

„Freilich wohl,“ antwortete Leni. „Der Winter wird gar bald uns Beide daran verhindern.“

„Ach, es iſt ein recht trauriges Leben im Winter,“ ſeufzte Willibald, „beſonders wenn man ſo ganz allein, ſo von aller Welt verlaſſen die trübe Zeit in der verſchneiten

Hütte zubringen muß, und Niemand Lieben hat auf der lieben weiten Gotteswelt."

„So habt Ihr gar Niemanden, der Euch angeht?"

„Keine Seele. Vater und Mutter liegen auf dem Friedhofe zu Kempfenhauſen und meine Geſchwiſter ſind ihnen, noch ganz klein, vorausgegangen."

„Ach, das iſt recht traurig."

„Wohl iſt es traurig; auch halte ich es nicht länger aus, ſo ganz allein für mich dazuſtehen. Ich muß Jemand haben, der mich liebt, der einen Antheil nimmt an meiner Freude und an meinem Leid. Auch habe ich bereits ſolch einen Jemand gefunden," — fuhr er zögernd fort.

„So?" ſagte Leni zerſtreut.

„Ja, — Jemand, an dem ich Antheil nehme, wie an keinem zweiten Geſchöpfe auf dieſer Welt; Jemand, den ich liebe, wie ich niemals noch ein Weſen geliebt habe, noch lieben werde."

„Und dieſer Jemand —?"

„Seid Ihr ſelbſt," platzte Willibald plötzlich heraus. „Sagen muß ich es nun doch einmal, ſonſt drückt es mir das Herz ab. Ich hätte es noch nicht gethan," fuhr er nach einer Pauſe fort, da er Leni's Verlegenheit bemerkte, „aber der nahe Winter zwingt mich dazu. Mögt Ihr nun zürnen über mich oder lachen, aber ich kann nun einmal nicht länger leben, ohne mein Urtheil zu wiſſen. Sagt es doch nur gleich heraus, daß Ihr mich nicht leiden mögt, nicht leiden könnt, ſo ſtürze ich mich in den See, bevor er noch zufriert, und es iſt Alles aus."

„Ach, Ihr abſcheulicher Menſch!" rief Leni erſchrocken, „wie frevelhaft wagt Ihr nur zu ſprechen."

„Verzeiht, theure Leni, aber ich weiß ſelbſt nicht, was ich ſage, noch was ich thue; es iſt die ledige Verzweiflung, die aus mir ſpricht."

„Aber warum verzweifelt Ihr denn?"

„Warum? weil — weil Ihr mich nicht lieben werdet, nicht lieben könnt."

„Ach, wer hat Euch dieſe Lüge aufgebürdet?" fragte Leni mit glühenden Wangen und ſchlug den Blick zu Boden.

„Dieſe Lüge? — Lenchen! So iſt es nicht wahr?" rief Willibald und umſchlang die Jungfrau mit ſeinen Armen; „ſo könntet Ihr mich lieben? — ſo könntet Ihr —"

„Ei, wie ungeſtüm Ihr ſeid!" zürnte Leni. „Seht Ihr nicht dort die Nachbarsleute den Bergſteig heraufkommen? Wie leicht könnten ſie Zeugen Eurer Heftigkeit werden und mich aus Mißverſtand in den übelſten Ruf bringen. Geht jetzt nur hübſch ſittſam in die Frühmeſſe und nächſten Sonntag —"

„Nächſten Sonntag" — ſtotterte Willibald.

„Kommt zu meinem Vater," fuhr Leni leiſer fort. „Er kann Euch recht wohl leiden."

Nach dieſen Worten ſtieg ſie raſcheren Schrittes die Stufen zu der Waldkapelle hinan, zu welcher die Dorfbewohner von allen Seiten herbeiſtrömten und ſie freundlich begrüßten. — Willibald aber konnte ihr nicht ſogleich folgen. Die Freude war ihm, ſo zu ſagen, ſo ſehr in die Glieder gefahren, daß ſeine Knie zitterten und er ſich unfern der Kapelle in das hohe Riedgras niederwarf.

Erſt als das helle Glöckchen des Sakriſtans das Zeichen zum Beginnen der heiligen Handlung gab, raffte er ſich wieder auf und geſellte ſich zu der betenden Schar, den Himmel im Herzen, Magdalenen vor ſeinen Augen.

Acht Tage ſeit dieſem, für Willibald ſo wichtigem Ereigniſſe waren bereits verfloſſen, als dieſer in ſeinem ſchönſten Sonntagsſtaate am Nachmittage bei Klaus Gülprecht einſprach.

Der Alte nahm Willibald liebreich auf und Leni, obwohl ſie auf ihn bereits gewartet hatte, wurde feuerroth.

Bald fand ſich Willibald heimiſch in der Hütte des alten Fiſchers.

Leni beſſerte an den zerriſſenen Maſchen eines Zuggarnes, während Klaus mit Willibald am kniſternden Kachelofen bei einem Kruge Weißbier ſaß und ein Pfeifchen Tabak ſchmauchte.

Das erſte Schneegeſtöber ſchlug an das kleine Fenſter und der Wind heulte um die Hütte, als wollte er ſie davonführen; aber in der niederen Stube war es ſo freundlich, herrſchte ſo viel Heiterkeit und Frohſinn, wie wohl nicht leicht in dem prachtvollſten Palaſte gefunden werden dürfte.

Stunden der Wonne rauſchten an Willibald vorüber, nach deren Verlauf er nur Minuten bei dieſen trefflichen Menſchen zugebracht zu haben vermeinte. Wie der Morgenthau die vertrockneten Blumen und Knoſpen, erquickte das liebliche und ſchuldloſe Betragen des anſpruchsloſen Mädchens, die einfache, derbe Biederkeit des Vaters das Herz Willibalds. Endlich nahte die Zeit zum Abſchiede und der Alte forderte Willibald auf, bald wieder bei ihm einzuſprechen.

Willibald ließ ſich dieſes nicht vergebens geſagt haben, und beſuchte den alten Fiſcher und ſeine reizende Tochter ſchon am nächſten Sonntagsnachmittage wieder und dann alle Sonntagsnachmittage.

Einſtmals aber, als Willibald eben Abſchied nehmen wollte von dem Fiſcher und ſeiner Tochter, erſuchte ihn der Erſtere, noch einige Minuten zu verziehen, da er mit ihm zu ſprechen habe. Leni entfernte ſich in die Küche.

„Willibald,“ ſprach nach einer Pauſe mit ungewöhnlichem Ernſte der Alte zu dem harrenden Junggeſellen, „ich merke, daß Du ein Auge auf mein Mädel geworfen haſt, und halte Dich für zu ehrlich, als daß es Dir nicht Ernſt mit der Sache ſeyn ſollte.“

Willibald legte beide Hände auf die Bruſt und ſprach treuherzig: „das weiß Gott!“

„Sage mir aber aufrichtig,“ fuhr der Alte fort, „wozu ſoll Deine Neigung führen? Du biſt arm, Leni ebenfalls; was ſoll da in der Zukunft aus Euch werden?“

„Ich bin jung und geſund und habe zwei Hände, die wohl mich und ein Weib ernähren können,“ antwortete Willibald.

„Nothdürftig, ja,“ verſetzte der Greis, „und ich möchte nicht, daß meine Leni Noth litte.“

„Auch bin ich der einſige Erbe eines ziemlich wohlhabenden Vetters in Nürnberg.“

Der Alte ſchüttelte das Haupt und ſprach: „Man ſoll nicht auf den Tod ſeines Nebenmenſchen harren.“

„Das thue ich auch nicht, Vater,“ erwiderte Willibald. „Mit Einem Worte,“ fuhr er hierauf etwas beherzter fort, „ich kann ohne Eure Leni nicht leben, und ich weiß, daß auch ihr ohne mich das Leben nicht viel der Freuden bieten würde. Trennet daher ein Band nicht, das der Himmel ſelbſt geſchloſſen zu haben ſcheint, und denkt, Eure Marthe war eben ſo arm als Ihr, da Ihr ſie heirathetet, und Ihr lebtet doch ſo glücklich mit einander und Ihr habt Euch doch fortgebracht und nicht gedarbt.“

„Meine Marthe war ſo arm als ich,“ ſprach der Greis gerührt, „und doch fand ich den Himmel in ihrem Beſitze. Ja, Du haſt wohl recht, Willibald. Nun, in des Himmels Namen. Arbeite fleiſſig, ſuche Dir einen Pfennig für die Noth zurückzulegen und bleibe meiner Leni getreu. Der dort oben wird wohl auch über Euch wachen und Euch leiten, ſo wie er über mich und meine Marthe wachte und uns leitete durch all' die Dornenpfade des Lebens bis zu dem ſtillen Friedenshafen, in den ſie bereits eingegangen und in den ich ihr bald nachfolgen werde.“

Mit dieſen Worten drückte er Willibald herzlich die Hand, die dieſer mit Heftigkeit an ſeinen Mund preßte und freudetrunken aus der Stube taumelte.

Unter der Küchenthüre ſtand Leni und fragte mit klopfendem Herzen: „Willibald, der Vater?“ —

„Weiß Alles,“ ſprach Willibald, indem er ſie ſtürmiſch in ſeine Arme ſchloß und den erſten Kuß auf ihre Lippen drückte.

Von nun an machte Willibald beinahe täglich einen Beſuch in der Hütte des alten Gülprecht, in welcher er gleichwie ein Glied der Familie betrachtet wurde.

Mittlerweile war der Winter mit ſeiner ganzen Strenge hereingebrochen und überdeckte mit ſeinem Flockengewühle Berge und Thäler und überzog mit ſeinen Eisrinden die klaren Fluten des Sees.

Allein mitten in Winterſtürmen und Schneegeſtöber blühte Willibalds Liebesfrühling immer lieblicher und blütenreicher empor. Noch nie hatte er ſo eine glückliche Zeit gelebt als dieſe. Ach, dachte er, wie wird es erſt im Frühjahre werden, wenn Alles blüht und treibt und ich mit Leni auf den nahen Werder gehen und friſche Weidenſchoſſe zu Fiſchreuſen ſammeln, oder mit ihr einen Kahn beſteigen und die blauen Fluten des Starenberger-Sees durchſchiffen darf.

Sein Herz erzitterte vor dem Gedanken an dieſe Seligkeit. Allein anders war es in dem Rathſchluſſe der Vorſehung beſchloſſen.

Das Eis des Sees begann zu ſchmelzen, Blüten und Knoſpen drängten ſich hervor aus Bäumen und Sträuchen, die Bächlein murmelten wieder, die Vöglein ſangen in den Auen und Wäldern, und der Frühling war herangebrochen mit aller Seligkeit und Wonne, nur in die Hütte des alten Fiſchers hatte er nicht den Weg gefunden; da war der Winter eingekehrt, der kalte froſtige Winter des Todes.

Der Herr hatte den alten Klaus Gülprecht abgerufen von ſeinem Tagwerke, und mit rothgeweinten Augen geleiteten die beiden Liebenden, noch nicht ahnend, welch' ein böſes Geſchick ihnen bevorſtehen würde, die mit Frühlingsblumen geſchmückte Bahre des redlichen, von allen Uferbewohnern betrauerten Greiſes nach dem einſamen Friedhofe, in dem ſeine Marthe ſchlummerte.

Wenige Tage nach der Beſtattung Gülprechs kamen die beiden Brüder des Verſtorbenen, Seybold und Grimmhold, zwei rohe, wuſte Männer, die ihn im

Leben ſelten beſuchten, und die er, ihres Geizes und ihres zankſüchtigen Charakters wegen, jedesmal lieber gehen als kommen ſah.

Seybold und Grimmhold theilten ſich ohne Umſtände und ohne es der Mühe werth zu halten, die Waiſe über ihren Verluſt zu tröſten, in die wenigen Habſeligkeiten des alten Fiſchers, unter dem Vorwande, künftighin für die Hinterlaſſene ſorgen zu wollen. Sie verkauften die Hütte Gülprechts und nahmen Leni mit ſich nach Starenberg, an das entgegengeſetzte Ufer des Sees, wo ſie ihre gemeinſchaftliche Wohnung hatten.

Nun kamen wohl recht traurige, leidenſchwere Tage für Leni und den armen Willibald, der dem allen zuſehen mußte, ohne einen Einſpruch machen zu können, da er, als der Knecht eines Fiſchers, zu arm war, um Leni zum Weib begehren zu können, bevor er die zu hoffende Erbſchaft gemacht haben würde. Leni mußte nun in dem Hauſe ihrer beiden Oheime die niedrigſten Dienſte einer armen Magd verrichten und bekam nichts dafür zum Lohne, als rauhe Worte und finſtere oder wohl gar zürnende Blicke.

Nur Sonntags früh, wenn ſie in die Meſſe ging, konnte ſie ein Viertelſtündchen für ſich benützen, und in dieſer Zeit ſaß ſie gewöhnlich auf dem höher gelegenen Gottesacker des Kirchdorfes, welcher eine der vorzüglichſten Ausſichten über den Silberteppich des Sees und ſeine Ufer mit allen Schlöſſern, Thürmen, Kirchen, Kapellen, einzelnen Hütten und Dorfſchaften gewährt. Von dieſem einſamen Orte des Friedens blickte ſie dann immer voll Sehnſucht und Wehmuth hinüber nach ihrer ehemaligen

Heimat und nach dem Wohnorte Willibalds, und nicht ſelten kehrte ſie mit rothgeweinten Augen von ihrem Kirchgange nach Hauſe.

„Was hat doch die dumme Dirne wieder,“ ſchnaubte ſie dann gewöhnlich einer ihrer liebenswürdigen Oheime an. „Ich glaube gar, das weinerliche Ding hat ein Heimweh? Nu, warte nur, Dämchen, für dieſes Siechthum wird ſich ſchon ein Medicament finden.“

Dieſe und ähnliche Redensarten waren wohl nicht ſehr geeignet, in Lenchen eine heit'rere Stimmung zu erwecken; im Gegentheile wurde die Aermſte immer trauriger, ſchweigſamer und die Roſen ihrer Wangen immer bleicher.

Da kamen eines Tages die beiden Oheime mit noch einem ſtämmigen Geſellen, von derbem Aeußeren und barſcher Stimme, in die untere Stube, und nachdem ſie lange dort mit einander geſprochen und gelacht und auch einige Krüge Bier getrunken hatten, beriefen ſie mit einem Male Leni, die vor der Hütte eben die Netze zum Trocknen über die Außenwand derſelben zog, zu ſich.

Verwundert trat Leni zu den Männern in die Stube.

„Du ſiehſt hier,“ ſprach Grimmhold, „den Müllermeiſter Seitz Graſſer, einen wohlhabenden Mann, der zwei Stunden von hier Wohnung und Grund beſitzt, und deſſen zweites Weib vor wenigen Tagen geſtorben iſt.“

„Da er ſein Geſchäft nicht leicht allein betreiben kann, auch ſonſt noch rüſtig iſt, und ſich in den beſten Jahren befindet, ſo beſchloß er, ſich nunmehr die dritte Hausfrau antrauen zu laſſen, und hat ſo eben um Dich bei uns angehalten.“

„Um mich?“ — ſtotterte Leni und wurde ſchneeblaß.

„So iſt es,“ nahm Seybold das Wort, „und in der Ueberzeugung, daß Du nichts gegen dieſe Verbindung einwenden wirſt, haben wir zu derſelben unſere Einwilligung gegeben und Herr Seitz Graſſer wird Dich in vierzehn Tagen als ſein Weib nach Hauſe führen.“

„Nun grüße den Herrn freundlich,“ ſprach Grimmhold „und danke ihm für die Ehre, die er Dir zugedacht.“

Leni erſtarb das Wort auf der Zunge und ihre Augen ſtarrten auf den Fremden, der, die Hände in den Rocktaſchen, ihre Reize mit gierigen Blicken verſchlang.

„Nun, wird es?!“ donnerte Grimmhold.

Da knickſte Leni, einer Ohnmacht nahe, doch vermochte ſie keinen Laut aus der Kehle zu bringen.

„Laßt ſie nur ſich erſt von ihrer Ueberraſchung erholen,“ nahm Müller Graſſer das Wort. „Sie iſt noch zu ſehr befangen; meine beiden Weiber machten es gerade ſo; nach der Hochzeit wird ſich ſchon Alles machen. Nicht wahr? mein blondes Kätzchen,“ fuhr er ſchmunzelnd fort, indem er Lenchen in die Backen kneipte, daß ſie laut aufſchrie.

„Ihr wißt halt mit den Weibern umzugehen,“ ſcherzte Seybold.

„Ha, ha,“ lachte Grimmhold, „ſeine alte Liſe, Gott hab' ſie ſelig, hat mir es oft vertraut.“

„Wenn er mit einem Trunke nach Hauſe kam und ſie nach dem Schiffstaue tanzen ließ,“ ergänzte Seybold, indem er mit der Rechten die Bewegung des Schlagens ausdrückte.

„Nun, jetzt packe Dich wieder an Deine Arbeit,“

ſprach Grimmhold zu Leni. „Du weißt jetzt, wie Du daran biſt, das Uebrige werden ſchon wir ins Reine bringen.“ Mit dieſen Worten wies er ihr die Thüre.

Mehr todt als lebendig wankte Leni aus dem Hauſe hinaus. Sie wußte nicht, wohin ſie ging, noch was ſie that. Die Bruſt war ihr zum zerſpringen beengt und nur mühſam holte ſie Athem.

Als ſie in die nahe Bucht gekommen war, warf ſie ſich in das Gras nieder, wo ſie in ein heftiges Schluchzen ausbrach. Sie mochte nicht lange ſo gelegen haben, als eine wohlbekannte Stimme ſie bei ihrem Namen nannte. Erſchrocken fuhr Leni auf und erblickte Willibald.

„Willibald, Du hier?“ rief ſie in freudiger Ueberraſchung, indem ſie die hellen Thränen von ihren Wangen wiſchte. „Ach, zu welcher Stunde biſt Du hierher gekommen? Willibald, meine Oheime wollen mich verheirathen, verkaufen an einen wüſten Menſchen! Schon in vierzehn Tagen ſoll ich mit ihm verbunden werden.“

„Nimmermehr,“ rief Willibald, „ſo lange ich lebe.“

„Ach, wie willſt Du es hindern?!“

„Noch weiß ich es nicht, doch wird uns Gott nicht ſo verlaſſen, daß wir Beide ſo elend zu Grunde gehen. Nein, lieber in den Grund des Starenberger-Sees, als geſchieden.

„Horch,“ rief Leni erſchrocken, „es rauſcht im Schilfe.“

„Es iſt der Wind. — Doch ich muß fort, um keinen Verdacht zu erwecken. Leni, wir müſſen uns wiederſehen, wir müſſen uns beſprechen. Heute Nacht, wenn Alles im feſten Schlafe liegt, fahre auf Deinem Kahn in die Mitte des Sees. In der Nähe der kleinen Inſel erwarte ich Dich in dem meinigen. Vor Mitternacht —"

„Ich komme!" ſtammelte das geängſtigte Mädchen.

Einen Kuß preßte Willibald noch auf ihre thränennaſſen Wangen, drückte ſie noch einmal heftig an ſeine Bruſt und war verſchwunden.

Alle ihre Kräfte zuſammenraffend, erhob ſich Leni und kehrte in das Haus zurück.

Der Gaſt war fortgegangen und die beiden Oheime empfingen Lenchen mit Scheltworten, daß ſie nicht zugegen geweſen ſei, als er das Haus verließ.

Endlich hatte die Nacht den unheilvollen Tag verdrängt, und die beiden Fiſcher begaben ſich, halb vom Biere berauſcht, zur Ruhe.

Es war eine herrliche Mondnacht, der Himmel ſtand mit Sternen überſäet, der Rohrdommel ſchrie im Schilfe, und ein lauer Wind ſtrich über die lauter murmelnde Waſſerfläche.

Da huſchte Leni im leichten Nachtkleide aus der Hinterthüre heraus und eilte zu dem Ufer, wo der Kahn angebunden war.

Bald hatte ſie ihn abgelöſ't und ruderte nun, ſo ſchnell als möglich, in die Mitte des Sees.

Die Ufer des Sees lagen, nur hie und da von weißlichem Nebel umfloſſen, im hellſten Mondenſchimmer, deſſen zitternder Schein auf den dunklen Wellen gaukelte. Im Hintergrunde nur traten die koloſſalen Maſſen der ſüdlichen Berge, deren Spitzen noch mit Schnee bedeckt waren, hervor, und ſchienen aus dem Becken des Sees zu ſteigen.

Todtenſtille herrſchte ringsumher, und ein kalter Schauer fuhr Leni eiſig über den Rücken hinab, als vom alten Kloſter Bernried herüber die zwölfte Stunde in gemeſſenen Glockenſchlägen ertönte.

Jetzt erblickte ſie die Inſel und nicht ferne von derſelben einen dunklen Gegenſtand im Waſſer. Immer näher kam dieſer heran; hörbar rauſchten ihr jetzt die Wellen entgegen; er war es, — es war Willibald.

Bald hatten ſich beide erreicht, die Kähne wurden an einander befeſtiget, und Leni ſank in die Arme ihres Geliebten.

„Leni!“ rief Willibald, indem er ſie mit leidenſchaftlicher Heftigkeit an ſich ſchloß, „könnten wir jetzt verſinken in den Starenberger-See! Bruſt an Bruſt, Lippe an Lippe, und für immer vergeſſen die Erde über uns mit ihren Menſchen voll Habſucht und niederen Ränken!“

„O mein Willibald!“ ſeufzte Leni, indem ſie ihr bleiches Antlitz an ſeiner Bruſt verbarg, „könnten wir's, wir wären glücklicher.“

„Ach wie anders war es, als wir uns noch in Deines Vaters Hütte fanden, und in dem trauten, heimiſchen Stübchen dem nahenden Frühling voll ſeliger Hoffnung entgegen ſahen.“

„Ach, es waren Träume, die nur zu ſchnell entſchwanden!“

„Warum mußte uns die Wirklichkeit ſo grauſam aus dieſen Träumen reißen?

Alſo klagten die beiden Liebenden und ſchwelgten voll Wehmuth in der Erinnerung ihres früheren Glückes und weinten Thränen des bitterſten Schmerzes über die Gegenwart, die ſo grauſam ihre ſchönſten Hoffnungen vernichtete.

Umarmungen und Küſſe, Klagen und Tröſtungen wechſelten jetzt, während die Nacht ihre grauen Nebel um Leni und Willibald breitete und ſie dem Späherauge verhüllte.

Vorſchläge wurden gemacht und verworfen, neue erſonnen und dagegen eingewendet, und die Sterne begannen bereits matter zu ſchimmern und die Winde kühler aus Oſten herüber zu wehen, als beide mit Schrecken gewahrten, daß es die höchſte Zeit ſei, nach Hauſe zurückzukehren.

„Morgen vor Mitternacht!“ rief Willibald flehend.

„Ich komme,“ flüſterte Leni, noch einen heißen Kuß auf ſeine Stirne hauchend, und beide Kähne rauſchten den entgegengeſetzten Ufern zu.

Seybold und Grimmhold lagen noch im feſten Schlafe, als die nächtige Schifferin ermattet, und mit klopfendem Herzen, in dem Hauſe anlangte. Niemand hatte ihren nächtlichen Ausflug bemerkt.

Kaum aber war die Hälfte des Tages vorübergegangen, als ſich auch der läſtige Freier wieder in dem Hauſe einfand, und ſie mit ſeinen rohen Späſſen und derben Zärtlichkeiten verfolgte, denen ſie nur mit Mühe entgehen konnte.

Die beiden Brüder ſchienen mit ihm ganz in’s Reine gekommen zu ſeyn, und Niemand befragte Leni mehr um ihre Zuſtimmung.

Endlich nahte der Abend und machte dem läſtigen Beſuche ein Ende.

Als nun die Gegend wieder in Nacht gehüllt lag, und Leni an der Stubenthüre horchend, am lauten Athmen entnehmen konnte, daß ihre beiden Peiniger ſchliefen, ſchlich ſie wieder, ſo ſachte als möglich, auf ihren niedlichen Zehen aus der Hütte und ſchiffte in den See.

Ebenſo wie in der verfloſſenen Nacht fand ſie ihren Willibald ihrer in dem Kahne harren, und eben ſo wie in dieſer, erzählten ſich beide wieder ihre Leiden und tröſteten ſich, und ſuchten vergebens nach einem Rettungsmittel, dem bevorſtehenden Unglücke zu entgehen, und trennten ſich wieder, ohne daſſelbe gefunden zu haben, mit Thränen und Verſprechungen, ſich in der nächſtfolgenden Nacht an derſelben Stelle wieder zu finden.

Daſſelbe geſchah durch vier auf einander folgende Nächte, ohne daß ihre heimlichen Zuſammenkünfte verrathen wurden.

So hatten ſie ſich bereits ſiebenmal an jener Stelle getroffen, und die Zeit rückte immer näher, welche ſie für immer trennen ſollte.

Mit Thränen im Auge war Leni eben wieder von ihrem Buhlen zurückgekehrt, befeſtigte den Kahn am Ufer und ſchlich ſachte in ihr Stübchen hinein, als ſie ſich plötzlich von einer kräftigen Hand erfaßt fühlte.

Ein Schrei des Entſetzens entrang ſich ihrer Kehle. — Es waren die beiden Oheime, welche zufällig ihre Zuſammenkunft mit Willibald entdeckt hatten. — Wüthend riß ſie Seybold zu Boden, während Grimmhold mit grimmigen Fäuſten über die Flehende herfiel.

„Warte, Buhldirne!“ kreiſchte Grimmhold, „wir werden Dir Dein Stelldichein auf dem See vertreiben.“

„Seht doch die Schlange,“ rief Seibold, „ſpielt immer die Schuldloſe und wird roth, wenn ſie Einer am Kinn faßt, aber des Nachts, da wirft ſie die Scham mit dem Ueberkleide weg, und läuft dem Burſchen in den See nach.“

„Geduld,“ rief jetzt Grimmhold faſt außer Athem gekommen, „in fünf Tagen iſt ſie Graſſers Weib, der wird ſie ſchon im Zaume zu halten wiſſen.“

„Bis dahin ſoll Schloß und Riegel das Vögelchen vor einem ähnlichen Ausfluge verwahren.“

Mit dieſen Worten ſchleuderte er die Mißhandelte in einen Winkel der Stube, worauf ſie Beide verließen, die Thüre ſorgſam von außen verſperrend und verriegelnd.

Unter qualvollen Schmerzen wälzte ſich das unglückliche Mädchen, die zarte Haut mit Striemen bedeckt, auf dem Lager, nur ihrem Grame, ihrer Verzweiflung überlaſſen, und netzte die langen Haare mit ihren Thränen.

Erſt gegen das Ende des nächſten Tages trat Grimmhold wieder in die Stube, ſtellte einen Krug Waſſer und ein Stück Brot vor ſie hin, und wollte ſich wieder entfernen, als ſich Leni aufraffte und ſeine Knie umſchlang.

Der Hartherzige ſtieß ſie aber von ſich und verließ, ohne ſie weiters eines Blickes zu würdigen, die Stube.

Mit nicht geringerem Grame als Leni, ſaß Willibald in der nächſten Nacht zur beſtimmten Stunde in ſeinem Kahn und harrte und lauſchte auf das Rauſchen einer jeden Welle; aber keine wellte ſeine Geliebte heranbringen. So oft ein Fiſch im Waſſer ſchlug, glaubte er ihren Kahn rauſchen zu hören, aber ſchon der nächſte Augenblick überzeugte ihn, daß er ſich getäuſcht habe.

Stunde verrann um Stunde, endlich erbleichten die Sterne an dem Himmelsgewölbe, und von den grimmigſten Zweifeln zerriſſen, mußte Willibald nach Hauſe zurückkehren, zu ſeiner Tagesbeſchäftigung, ohne Leni geſehen zu haben.

Früher als ſonſt harrte er in der nächſten und der darauf folgenden Nacht auf Leni, jedoch abermals vergebens.

Verzweiflung erfaßte ihn und machte ihn unempfindlich für das, was um ihn verging. Er hörte es nicht, wie die Wogen immer wilder an ſein Schiffchen zu ſchlagen begannen, wie die Sterne immer mehr und mehr von den ſchwarzen Gewölken verhüllt wurden, wie endlich nur dichte Finſterniß den ganzen Himmelsraum überdeckte, wie der Donner erſt leiſe und fernher brummte und rollte. Erſt als er mit ſeiner ganzen zügelloſen Kraft über ihm dahin fuhr, von blendenden Blitzen begleitet, kam Willibald zu ſich und ſah mit großer Beſtürzung ſich mitten auf dem See dem gräßlichſten Ungewitter preisgegeben.

In nicht geringerer Beſtürzung war Leni aus einem Ohnmacht ähnlichen Schlafe, in welchen ſie nach langem Weinen verfallen war, durch das Raſen des Ungewitters geweckt worden. Schlag auf Schlag fielen die Donnerſtreiche, leuchteten die ſchwefelblauen Blitze durch die Fugen der Fenſterrahmen und des Dachbodens. Die ganze Hütte bebte.

Da war Leni auf ihre Knie geſunken, ſie hatte die Hände in Inbrunſt gefaltet; aber ſie konnte nicht beten, ihr Gedanke war: Willibald.

Plötzlich ſchmetterte ein gräßlicher, betaubender Donnerſchlag, von einem blendenden Blitzſtrahle begleitet, auf die Hütte, und ſtreckte Leni bewußtlos zu Boden.

Als ſie wieder zu ſich kam, ſah ſie die Hütte um ſich in Flammen, die Thüre ihres Kerkers geöffnet.

Ein Blick und ſie raffte ſich empor, ſprang aus der Thüre, gleich einer Wahnſinnigen, und rannte unaufgehalten fort. Schon hatte ſie das Ufer erreicht, ſprang in den Kahn und ruderte mitten durch die ſchäumenden Wogen nach der Stelle, wo ſonſt Willibald zu warten pflegte.

Nur durch ein Wunder entging ſie dem ſicheren Tode, der aus dem aufgeregten Elemente ihr entgegengrinſ'te, nur durch ein Wunder gelangte ſie zu der beſtimmten Stelle.

Eben ſchlug es wieder zwölf in dem alten Kloſter, aber die Stelle iſt leer. Kein Kahn, kein Willibald iſt zu ſehen.

Mit erneuerten Kräften ſchifft ſie nun weiter an das andere Ufer, zu Willibald's Hütte. Sie erreicht auch dieſe, aber auch hier iſt Willibald nicht zu finden. Alles öde, Alles leer, ein umgeſtürzter Kahn nur ſchwankt am Ufer.

Ohnmächtig und erſtarrt, gleich einer Todten, fand ſie Tags darauf Willibald's Dienſtherr unfern ſeiner Wohnung auf den Steinen liegen. Er brachte ſie zu ſich und geleitete ſie ſodann mit Beihülfe eines Knechtes in die Wohnung ihrer Oheime zurück.

Der Brand, welcher nur den Hintertheil von dem Hauſe der beiden Fiſcher ergriffen hatte, war mittlerweile wieder gelöſcht, und Leute nach der Vermißten ausgeſandt worden.

Nicht ohne zu erſchrecken erblickten Seybold und

Grimmhold die Jammergeſtalt ihrer mißhandelten Nichte.

Mehr einer Todten als einer Lebenden ähnlich, ließ **Leni** ſich von ihnen in ihr Stübchen führen, und auf einen Stuhl ſetzen.

Ruhig ſaß ſie eine Weile auf demſelben und blickte Alle mit ausdruckloſen Augen nach der Reihe an. Plötzlich aber ſchien ihr die Beſinnung wieder zu kehren. Mit dem Ausdrucke der heftigſten Furcht fiel ſie vor **Grimmhold** auf die Knice und faltete die Hände, indem ſie ſprach: „Bitte, bitte, ſchlagt mich nicht wieder, ich will ja künftig nicht mehr auf den See hinaus zu **Willibald**. Der Rohrdommel würde es Euch ja doch wieder verrathen. Der Rohrdommel iſt ein falſcher Geſelle, er ſtellt ſich nur, als ob er ein Vogel wäre, aber ich bin ihm dahinter gekommen,“ fuhr ſie unter plötzlichem Schluchzen fort, „der Rohrdommel iſt der **Seitz Graſſer**, der mich freien will. —“

„Hilf Himmel!“ ſchrie **Seybold**, indem er die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug, „ſie iſt wahnſinnig geworden.“

Wortlos verhüllte ſich **Grimmhold** die Augen.

Es war wirklich ſo, wie **Seybold** geſprochen. Der Schmerz um **Willibald**, in Verbindung mit der Gefahr, welcher ſie ausgeſetzt, hatten der Aermſten den Verſtand geraubt. —

Stumm und theilnahmslos ſaß ſie von nun an, den ganzen Tag über, in ihrem Stübchen und ſtarrte durch das eiſerne Fenſterkreuz hinaus nach dem See, und ſang Bruchſtücke von ihren früheren Lieblingsliedern. Doch betrug ſie ſich überaus ruhig und zeigte keine Spur von Wildheit.

Seybold und Grimmhold, von Gewiſſensbiſſen über das traurige Geſchick ihrer Nichte, als deſſen Urſache ſie ſich betrachten mußten, gepeinigt, mieden abſichtlich und ſo viel als möglich ihre Gegenwart, und gebrauchten bloß die Vorſicht, ſo oft ſie auf den Fiſchfang gingen, oder ſonſt ein Geſchäft ſie von der Hütte abrief, die Thüre von Leni's Kämmerchen ſorgfältig zu verſchließen und von außen zu verriegeln.

Eines Tages jedoch vergaßen Beide in der Eile auf dieſe, ſonſt ſtrenge beobachtete, Vorſicht.

Mit geringer Mühe öffnete die Gefangene die lange verſchloſſene Gefängnißthüre und trat in das Freie.

Lange blickte ſie wie träumend umher auf die grünen ſonnerhellten Fluren, die rauſchenden Bäume, und fuhr ſich mit den Händen über die Stirne, als ob ſie etwas von derſelben hinwegwiſchen wollte. Plötzlich aber fiel ihr Blick auf den See, und Erinnerungen an die Vergangenheit ſchienen in ihr wieder aufzutauchen. Starr die Blicke auf die Fluten gerichtet ſang ſie mit leiſer bewegter Stimme:

In dem See, in dem See
Im Mondenſchein,
Da harret voll Weh,
Ein Knabe mein;

Der weint ſich ſchier
Die Aeuglein wund —
O ruht' ich mit Dir
Im kühlen Grund! —

Kaum aber daß dieſe Strophen von ihren Lippen verhallt waren, eilte ſie beflügelten Schrittes nach dem Ufer.

Noch fand ſie dort den Kahn, der ſie ſo oft ihrem Geliebten entgegengeführt. Haſtig löſte ſie ihn von den Weiden, ſprang hinein und lenkte ihn, ſo ſchnell ſie es vermochte, hinaus in den See.

Als ſpat am Abende Seybold und Grimmhold von ihrem Geſchäfte nach Hauſe kamen, fanden ſie die Thür zu Leni's Kämmerchen geöffnet, und dieſes leer.

Beſtürzt eilten ſie zu den benachbarten Fiſchern, aber Niemand wollte Leni geſehen haben. Vergebens durchſtöberten ſie ſelbſt alle Buchten und ſchilfbewachſenen Schründe des Ufers. Nirgends war eine Spur von ihr zu finden.

Sie ſchifften nach jener Inſel, nach welcher Leni früher ſo oft gefahren war, aber auch hier verrieth nichts ihre frühere Anweſenheit.

Natürlich kamen ſie auf die Vermuthung, ſie ſei im See verunglückt; aber ſo angelegentlich ſie ſich erkundigten, die Wellen hatten nirgends ihre Leiche an's Land geworfen.

Monde vergingen, ſchon war ein halbes Jahr verfloſſen und noch immer wußte man nicht, wohin Leni oder Willibald gekommen ſeien. Beide waren ſo ſpurlos verſchwunden, als ob ſie die Erde, wie weiland die böhmiſche Zauberin Drahomira, verſchlungen hätte.

Leni's beide Oheime lebten aber nach wie vor, und waren froh, der Wahnſinnigen, die ihnen nur zur Laſt fiel, los geworden zu ſeyn.

Auch der Müller Seitz Graſſer hatte ſich bald zu tröſten gewußt, und bei einer armen Witwe um ihr ſchmuckes Töchterlein geworben, welches dieſe für den reichen Witwer bald zu ſtimmen wußte.

Der Hochzeitstag, den er zu Starenberg, wo die Braut und ihre Mutter wohnten, zu feiern beſchloſſen hatte, war herangekommen. Die Schenke von Starenberg wimmelte von Gäſten. Gejauchze, Gelächter, Zitherſpiel und Gläſergeklirre ſcholl in derſelben wirr durcheinander. Alles ſchwelgte im Rauſche des Genuſſes und des Vergnügens. Auch die beiden Fiſcher Seybold und Grimmhold waren von Seitz Graſſer dazu geladen worden, und leerten wacker die ſchaumvollen Bierkräge auf das Wohl der Brautleute.

Da rief plötzlich Seitz Graſſer, deſſen breites Antlitz das viele Zutrinken ſchon blauroth gefärbt hatte: „Ei, wie wäre es, wenn wir noch eine kleine Luſtfahrt auf den See machten! Eine Fahrt in der Abendluft kühlt ein wenig ab, dann ſchmeckt der Trunk erſt doppelt gut.“

„Auf den See! Auf den See!“ jubelte Alles. Bald ſtrömten die Gäſte, von Horniſten und Geigern begleitet, Seitz Graſſer, die Braut, Seybold und ſeinen Bruder in der Mitte, zu den Kähnen.

Seitz Graſſer, Seybold, Grimmhold und die Muſiker beſtiegen den einen, die Braut nebſt den Brautjungfern und einigen älteren Verwandten den anderen Kahn.

Unter Lachen und Scherzen fuhren ſie über den Waſſerſpiegel, den die Abendſonne mit ihrem ſchönſten Purpurſchimmer übergoß, während die Muſiker ihre luſtigen Weiſen in die ſchweigſame Abendlandſchaft hinaus erklingen ließen.

Nicht lange aber, ſo wurde die Geſellſchaft allmälig ſtiller, die Muſik ſchwieg, denn die Wellen rauſchten in weißlich grünem Schaume an die Kähne heran, und die blaue Farbe des Sees verwandelte ſich in ein ſchmutziges Grau — die ſicheren Vorboten eines nahenden Sturmes.

Schon war man auf die Heimkehr bedacht, ſchon lenkte man die Fahrzeuge nach dem Ufer zurück, welches ſich wieder in der Entfernung den Blicken der Schiffenden zeigte, aber der Sturm überflügelte die Eilenden. Bald fuhr er wüthend über ſie dahin und ſtürzte das Boot mit Seitz Graſſer, Lenis beiden Oheimen und den Muſikern.

Mit genauer Noth wurde die Braut mit den Ihrigen gerettet.

Allgemeine Verwirrung herrſchte in Starenberg. Umſonſt wagten ſich einige Tollkühne trotz Sturm und Ungewitter auf einem Schiffchen in den See; keine Spur war von den Verunglückten zu finden.

Tage lang harrte man, daß der See die Leichen ſeiner Opfer an das Geſtade werfen würde. Aber auch dieſes erfolgte nicht und als nach Wochen und Monaten noch immer nichts mehr von ihnen geſehen noch gehört wurde, vergaß man am Ende der Verunglückten wie des ganzen Vorfalles.

Ein volles Jahr, ſeit der Müller Seitz Graſſer mit ſeiner Geſellſchaft in den Fluten des Starenberger-Sees verſank, war bereits vorübergegangen, als das zufällige Zuſammentreffen zweier Perſonen in der

Strandſchenke mit Einemmale das bis jetzt undurchdringliche Dunkel des Vorgefallenen aufklärte.

Es war ein Fiſcher aus Seehaupten, welcher ein Fiſcherfeſt beſuchte, das die Bewohner von Starenberg alljährig zu feiern pflegten, und der unter dieſen einen alten bekannten Fiſcher, Namens Vollbrecht, antraf.

Muſik und Geſang, von wirrem Gelärme untermiſcht, füllten die Stube, die Tanzenden rauſchten wie im Sturmwinde dahin, während die Aelteren um einen Tiſch an dem Fenſter, das gegen den See hinausging, ſaſſen, und bald ihre Aufmerkſamkeit den Tanzenden, bald dem Geſpräche liehen, das ſich zwiſchen ihnen entſpann.

„So hübſche Dirnen auch heute wieder beiſammen ſind," nahm der alte Vollbrecht, der lange den Blick auf die Vorüberwalzenden gerichtet hatte, das Wort, „ſo fehlt doch immer noch die Schönſte."

„Und was meinſt du für eine?" fragte Klas, ein Netzmacher aus Dutzing.

„Die arme Leni Gülbrecht, die vor einem Jahre plötzlich verſchwand und von der Niemand, außer der liebe Herr-Gott, weiß, wohin ſie gekommen ſeyn mag," verſetzte der alte Fiſcher.

„Wie ihr Willibald, und ſpäter der Seitz Graſſer und ihre beiden Oheime," fuhr der Netzmacher fort; „ja, da hab't Ihr recht, die kleine Leni war das ſchönſte Fiſchermädchen am Starenberger-See."

„Es iſt doch ſonderbar," ſprach Hilpolt, ein Schiffsmann aus dem Dorfe, „daß man bisher gar nichts von ihr, noch von den Andern erfahren konnte."

„Wie?“ nahm jetzt der bereits erwähnte Fiſcher aus Seehaupten das Wort, „Ihr wißt nicht, wo ſie hingekommen?“

„Nicht eine Silbe,“ erwiderte Vollbrecht.

„Nun, da kann ich Euch Auskunft geben,“ ſprach der Fiſcher.

„Ihr? Ihr?“ ſchrie Alles und drängte ſich neugierig um den Fremden. Muſik und Tanz war wie durch einen Zauberſchlag geendet.

„Ei, ſo ſprecht doch, ſo erzählt doch,“ beſtürmten ihn jetzt alle Anweſenden.

„Nun, ſo höret,“ ſprach der Fiſcher, that noch einen guten Zug aus ſeinem Bierkruge und begann.

„Es mag etwas über ein Jahr ſein, als ich mit meinem Jungen um die Mittagszeit über den See fuhr, um meine Reuſen nach Renken und Lachsforellen auszuwerfen.“

„Die Sonne goß ihr ganzes Licht über die Waſſerfläche und beleuchtete den See bis in den tiefſten Grund hinein, ſo, daß man die Hügel und Riffe in den Tiefen mit ihren Seekräutern, Pflanzen und Muſcheln auf das deutlichſte ausnehmen konnte.“

„Wir bogen auf unſerem Zuge eben um jene kleine Inſel hinüber, welche ſich in der Mitte des Sees befindet, die von den Fremden der vorzüglichen Ausſicht wegen, welche man von hier aus auf den See und alle ſeine Beugungen genießt, ſo häufig beſucht wird, als mit Einemmale mein Junge rief: „Vater! da unten ſteht ein Mann in dem Waſſer.“

„Ich wollte ihn eben ausſchelten über dieſe alberne Rede, als ich hinunter ſah, und wirklich, mehrere Klafter unter mir, einen langen bleichen Mann, mit hängendem Haupthaar, aufrecht auf dem Grunde des Sees ſtehend, erblickte, welcher zuweilen die Arme erhob. Mir ſchauderte die Haut, und ich glaubte noch immer zu träumen. Je länger ich aber hinunter blickte, deſto deutlicher trat die Geſtalt vor meine Augen, ja ich erkannte endlich ſogar ſeine Züge, es war — Willibald, welcher, wie man vermuthete, kurz vorher in einer Gewitternacht auf dem See verunglückte."

„Die Leiche," fuhr der Fiſcher nach einer Pauſe, während welcher Jeder Verwunderung und Grauen ausdrückte, in ſeiner Erzählung fort, „ſtand halb von dem Grundgewächſe umſchlungen und hob ſo oft die Arme, als der Wogenſchwall an ihm verüberſtrömte.

„Mit heimlichem Grauen lenkten wir den Kahn ſeitwärts und warfen unſere Senkreuſen aus."

„Kaum eine halbe Stunde ſpäter vernahmen wir plötzlich einen leiſen, ſeltſamen Geſang, der immer näher zu kommen ſchien."

„Wir zogen die Reuſen ein und ſchifften aus unſerer kleinen Bucht wieder heraus. Und ſieh', da kam ein weißgekleidetes Mädchen, mit todtenbleichem Antlitze und blonden flatternden Haaren, in einem Kahne dahergefahren, und ſang leiſe vor ſich hin. Es war Leni."

„Leni!" rief Alles in höchſter Verwunderung.

„Sie fuhr langſam gegen die Inſel, ohne uns zu bemerken, und ſang immerwährend dieſelbe Melodie, während ihr Blick bald auf die Wellen, bald auf die gelben Waſſerroſen, die ſich hier und dort über die Oberfläche erhoben, gerichtet war. Plötzlich mußte ſie jenen Todten im Seegrunde erblickt haben, denn mit Einemmale ließ ſie das Ruder los, ſtieß einen gellenden Schrei aus und rief: „Willibald! Willibald! Du biſt's?! Du breiteſt die Arme nach mir aus! — Ich komme! — Deine Braut!" und mit dieſen Worten ſprang ſie in den See."

„Der Schreck über dieſe unerwartete Handlung hatte uns zu Bildſäulen verwandelt. Als ich wieder zu mir kam, ſah ich jedoch leider ein, daß hier alle menſchliche Hülfe vergebens ſei, und fuhr, abſichtlich jene Stelle vermeidend, mit meinen Fiſchen nach Hauſe."

„Bei meiner Ankunft in Seehaupten," ſchloß der Fiſcher ſeine Erzählung, „benachrichtigte mich ein Brief von dem Tode meines Bruders in Regensburg, wohin ich mich ſogleich mit meinem Jungen verfügen mußte."

„Die Abhandlung und der Verkauf des Wohnhauſes des Verſtorbenen hielten mich länger daſelbſt auf, als ich gedachte, und verhinderten mich, Euch früher, als jetzt, dieſen Vorfall mittheilen zu können."

Das Erſtaunen, welches alle Zuhörer über dieſe wunderbare Nachricht erfaßte, machte eine lange Pauſe des Stillſchweigens.

Endlich fragte der alte Vollbrecht den Fiſcher: „Erinnert Ihr Euch noch der Stelle, wo Ihr dieſes geſehen?"

„Ganz genau," antwortete dieſer. „Sie iſt nordweſtlich von jener kleinen Inſel, von der ich vorhin ſprach."

„Und getrauet Ihr Euch wohl noch den Weg dahin zu finden?"

„So ſicher, als der Hecht zu ſeiner verſteckten Erlenwurzel, der Krebs in ſeine Steinlücke und die Forelle in das helle Waſſer findet.

„Topp!" rief der Alte, indem er ſich von ſeinem Sitze erhob; „wir müſſen uns von der Sache überzeugen. Die Sonne ſteht noch hoch genug, daß wir vor ihrem Untergange zurück ſeyn können. Ich ſelbſt will mit Euch hinaus."

„Wir auch! wir auch!" riefen Alle und ſtrömten aus der Stube dem Ufer zu, um dort die Kähne abzulöſen, während Vollbrecht und der Fiſcher von Seehaupten langſamer denſelben Weg einſchlugen.

Bald hatten Alle die Kähne beſtiegen, die Jüngeren lenkten rüſtig die Ruder, und ſteuerten der Mitte des Sees zu, während die Aelteren, um den Fiſcher von Seehaupten verſammelt, voll Erwartung der Dinge, die da kommen würden, mit neugierigen Augen in die Fluten blickten, in welchen ihnen aber vor der Hand nur zahlreiche Forellen den blauen Rücken zeigten. Bevor noch eine Stunde verronnen, hatten ſie nach der Angabe des fremden Fiſchers die verhängnißvolle Stelle erreicht.

Mit ſcheuen, faſt zagenden Blicken ſchaute die Geſellſchaft jetzt hinab in die klare Tiefe, in welcher Felſenblöcke und Hügel mit Abgründen voll Wurzeln und Schlingkräutern abwechſelten.

„Beim St. Simon!" ſchrie plötzlich Einer der Vorderen, „da ſtehen ſie Alle!" — Und wirklich erblickten ſämmtliche Seefahrer in dieſem Augenblicke eine ſeltſame Gruppe grauenvoller Leichen aufrechtſtehend in der Tiefe. In der Mitte ſtand Leni ſchneebleich, mit gelöſtem Haare, welches ihr über den Rücken hinunter hing; neben ihr Willibald. Beide hatten die ſtarren, lebloſen Blicke aufeinander gerichtet und erhoben zuweilen, wie zum Gruße, die ſchlaff hinabhängenden Hände. Unferne von ihnen ſtand Seitz Graſſer, Seybold und Grimmhold, nebſt mehreren Muſikern, von welchen noch einige ihre Hörner und Fagotte hielten, als wollten ſie eben den beiden Brautleuten zum Hochzeitsreigen aufſpielen.

Es war ein Grauſen erregender, geſpenſtiger Anblick. Ein eiſiger Schauer rieſelte Jedem durch die Glieder, und ohne weiter ein Wort zu ſprechen fuhr die Geſellſchaft ſchweigend, und ſichtbar erſchüttert, wieder nach Starenberg zurück.

Viele Fiſcher und Uferbewohner trieb die Neugierde nach jener Stelle des Sees, wo ſie die geſpenſtige Schar wirklich, wie zu einem Trauungszuge verſammelt, erblickten, doch mied jeder Schiffer des Nachts jenen Ort und wagte nicht darüber hinwegzufahren.

Auch machte man in der Folge die Erfahrung, daß der See keine Leiche wieder an das Land würfe, wie jedes andere Gewäſſer zu thun pflegt, ja es zeigte ſich, daß Alle, welche in demſelben verunglückten, ſich jenen Todten im Seegrunde anreihten.

Noch viele Jahre nach dieſem Ereigniſſe ſoll man an jener Stelle bei ruhiger freundlicher Witterung die geheimnißvolle Gruppe im magiſchen Helldunkel der geiſterhaften Beleuchtung, unter den grünen Seegewächſen und Kräutern, wie von einer Laube umgeben, erblickt haben.

Die üppig aufrankenden Schlinggewächſe mögen wohl ſeitdem jene geheimnißvolle Scene mit ihren Blättern verhüllt haben, aber die Sage davon lebt noch allgemein in dem Munde der Fiſcher, welche die Ufer des Starenberger-Sees bewohnen.

Das

Nachtlager in der Waldburg.

Novelle.

Die Herbſtmeſſe zu Frankfurt hatte ihr Ende erreicht, und Käufer und Verkäufer machten ſich ſo eben zum Aufbruche fertig. Auf dem Römerberge und in den Gaſſen der Stadt war daher ein großes Gewühle von Reiſenden, welche ihre Karren oder Packpferde mit Waaren beluden, oder ihre Bündel ſchnürten; die Fahrtſtraßen erklangen vom Hufſchlag und Rädergeraſſel, während auf dem ſpiegelhellen Main reichbegüterte Schiffer und Kaufherren dahingleiteten auf ihren Fahrzeugen, und die munteren Lieder der Schiffenden an das Ufer klangen.

Zu eben dieſer Zeit ſaß der ehrenfeſte Kaufherr, Leberecht Fuger, in der rothen Roſe, einem beſuchten Schankhauſe am ſogenannten Steinwege zunächſt dem Bockenheimer Thore, und überblickte mit ernſter Stirne noch einmal ſeinen Rechnungsabſchluß, während welchem er zuweilen einen Blick auf das Gewühle vor dem Fenſter warf.

Eben ſchob er ſeine Schriften bedächtig wieder zu dem übrigen Volumen in die Rocktaſche, als ein Geräuſch vor dem Hauſe ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Es war ein Reitersmann von ſtattlichem Aeußeren, der ſo eben von einem ſchönbezäumten Pferde, welches ein ſchmucker Knappe hielt, abſtieg. Gleich darauf öffnete ſich die Thüre, und klirrenden Schrittes trat der Ritter in die Schenkſtube herein. Eine hohe, kräftige Mannsgeſtalt in einem grünen Jagdpelze, ein Barett mit weißen Schwungfedern auf dem Haupte, von welchem das ſchwarze Haargelocke um den ſtarken Nacken und das ernſte Antlitz in dichtem Gewirre auf den breiten Spitzenkragen niederringelte.

Der Schenkwirth zog ſogleich ſein Sammetkäpplein und machte viele Kratzfüße, während ſein roſenfriſches Töchterlein mit tiefen Knixen den Herrn bewillkommte und nach ſeinen Befehlen fragte.

Der Ritter fuhr mit der Hand dem hübſchen Kinde ſchmeichelnd über das Kinn und heiſchte einen Becher Weins, worauf dieſes mit raſchen Sprüngen davoneilte.

Indeſſen hatte ſich auch Herr Leberecht Fuger von ſeinem Stuhle erhoben und gegen den Fremden ehrerbietig verneigt.

„Gott zum Gruße, mein wackerer Kaufherr,“ ſprach der Ritter, „denn dieß ſeid Ihr wohl, wenn mich anders Euer Aeußeres nicht trügt.“

„Allerdings,“ erwiderte der Kaufherr; „ich bin der Leberecht Fuger, zu Kölln am Rhein zu Hauſe, und habe die Frankfurter Meſſe mit Seidenſtoffen, Sammet und Tüchern beſucht.“

„Ihr ſeid doch wohl zufrieden mit Euerem Abſatze?“

„Je nun,“ antwortete Herr Leberecht, „ich habe eben keine Urſache, unzufrieden zu ſeyn; aber was nützt es auch viel? An die Stelle der alten Sorge tritt wieder eine neue. Die Summe, die ich jetzt für das Abgeſetzte einnahm, reicht gerade hin, um mir wieder neue Waaren anzuſchaffen und einen Theil meines Hausweſens zu beſorgen. Ja,“ fuhr er fort, „wen die Glücksgöttin Fortuna geſegnet hatte, wie Euch, wer ſich ſo des Lebens freuen könnte, wie Ihr! — Reichthum, Rang, Alles hätte, was er ſich wünſchte, und keine Sorge, keinen Kummer wie unſer Einer."

Da ſtellte ſich der Ritter mit verſchränkten Armen vor den Kaufherrn hin und ſah ihn lange ernſt und fragend an. „So denkt Ihr wohl," begann er ſodann, „ich ſei ſo ein recht vollkommen glücklicher Mann?"

„Wie könnte es auch wohl anders ſeyn? Ihr habt ſchöne Pferde, Diener und Unterthanen, zweifelsohne auch ein feſtes Schloß?"

„Allerdings."

„Wahrſcheinlich auch eine ſchmucke Hausfrau?"

„So iſt es."

„Und liebenswürdige geſunde Kinder?"

„Wie Ihr ſagt."

„Und auch wohl Lehen und Einkünfte, um ſorgenfrei leben zu können?"

„Ihr habt es errathen."

„Nun alſo? Was kann Euch da noch fehlen zur Erdenglückſeligkeit? Es müßte denn ein unzubefriedigender Hang nach Ehren oder größeren Glücksgütern ſeyn, der in Euch ſeinen Sitz aufgeſchlagen und Euch nicht ruhen ließe und immer wieder anſpornte, ein Mehreres und Größeres zu erreichen."

„Da ſei Gott für, daß ſo böſe Neigung in meinem Herzen wohnte!" ſprach der Ritter, „und dennoch" — da aber brachte die flinke Kellnerin den verlangten Becher mit Wein, der Ritter faßte ihn, ohne auszuſprechen, ſtürzte ihn raſch über, warf dann ein Silberſtück auf den

Teller des Mägdleins und ſprach: „Nun Gott befohlen, Herr Handelsmann, und kommt geſund und wohlbehalten zu den Eu'ren.“ Darauf eilte er wieder zur Wirthsſtube hinaus, der knixenden Kellnerin noch einmal freundlich zunickend.

„Ja, ja,“ brummte der ehrenfeſte Kaufherr in den Bart, indem er durch die Scheibenfenſter der ſchlanken Rittergeſtalt nachblickte, wie ſie ſich auf das ungeduldige, milchweiße Roß ſchwang und dann, die beiden Knappen hinter ſich, zum Thore hinausjagte, „ſo geht es dieſen Herren, die des Guten zu viel haben und weder Sorge noch Mangel kennen. Sie wiſſen das, was ſie beſitzen, nicht genugſam zu ſchätzen und machen ſich gewöhnlich nur ſelber eine Sorge, um doch auch welche zu haben.“

Nicht lange hierauf berichtigte auch Herr Leberecht Fuger ſeine Zehrung, hieß ſeine Leute auf die Waaren wohl Acht haben und ſie ſorgſam nach Hauſe geleiten, ſchwang ſich ſodann auf ſein Pferd und trottirte langſam zum Thore hinaus.

Der Kaufherr verfolgte immer die Straße an dem Main und erfreute ſich an dem ſchönen Strome, der ſeine Wellen ihm zur Seite dahin rollte durch die herbſtlichen Stoppelfelder, wie ein langes aufgerolltes Silberband, und an den bunten Schattirungen der Sträuche und Baumgruppen, welche ſeinen Weg beſäumten.

Er mochte bereits an die zweite Stunde ſo fortgeritten ſeyn, ohne daß ihm etwas Anderes begegnete, als heimkehrende Kaufherren oder Krämer, welche ihn theils als Bekannte begrüßten, theils achtlos an ihm vorüberzogen.

Sein Roß war bereits ermüdet und der Ehrenfeſte ſelbſt etwas durſtig geworden, als er zu einer Straßenherberge kam, vor welcher viele Reiſende und Knappen mit ihren Pferden und Karren ſich befanden. Herr Leberecht Fuger beſchloß daher ebenfalls, allhier eine Labung zu ſich zu nehmen und auch ſein Pferd einige Zeit ausruhen zu laſſen.

Er war aber kaum in die niedere Gaſtſtube getreten, als ihn ſchon eine bekannte Stimme willkommen hieß. Derjenige, welcher dieſen Gruß aber an ihn richtete, war niemand Anderer, als eben jener Ritter, deſſen Bekanntſchaft er ſchon zu Frankfurt in der **rothen Roſe** gemacht hatte.

„Ei, ſchön," rief dieſer, „daß uns der Zufall noch einmal hier zuſammenführt. Ja, ja, Kaufherren und Ritter ſind immer da zu finden, wo ein edler Rebenſaft fließt; das liegt ſchon ſo in der Natur dieſer Beiden. Nun laßt es Euch wohl ſchmecken, ich bring' es Euch!" Mit dieſen Worten reichte der Ritter dem Kaufherrn ſeinen vollen Humpen.

„Seid ſchönſtens dafür bedankt," ſagte dieſer, nachdem er einen guten Zug daraus gethan.

„Wir ziehen wohl ein und dieſelbe Straße, wie es ſcheint," nahm hierauf der Ritter das Wort. „Wenn ich dieſes gewußt, ſo hätten wir dieſe Reiſe zuſammen machen können und uns die Zeit verkürzen im Geſpräche."

„Das hätten wir wohl thun können," erwiderte der Kaufherr. „Uebrigens haben wir ja noch die Hälfte des Tages zur Reiſe übrig, und wenn es Euch geliebt und Ihr nicht die Straße nach Mainz, wie ich anfangs dachte, ſondern jene nach Wiesbaden zieht, ſo können wir immerhin noch bis zur Nachtzeit zuſammen reiſen."

„Es ſei, wie Ihr ſagt," ſprach der Ritter, „denn eben dieſe Straße iſt es, die auch ich ziehe, verhoffend, noch vor Einbruch der Nacht mein eigenes Stammſchloß im Walde zu erreichen."

„Da habe ich freilich etwas weiter zu reiſen bis in meine Heimat, denn Ihr," erwiderte lächelnd der Kaufherr. „Nun, die Wege im Leben ſind verſchieden."

„Wohl wahr; der des Einen iſt lang und der des Andern wieder kurz," verſetzte der Ritter, „und dennoch weiß oft Keiner von Beiden, welcher zuerſt an das Ziel gelangt."

„Wie meint Ihr das, Herr Ritter?" fragte der Kaufherr.

„Nun, ich meine nicht die eigentlichen Wege, welche wir zu Pferde oder zu Wagen machen, ſondern jene durch die Irrgewinde des Lebens in jenes ferne unbekannte Land, jenſeits des Grabes."

„Ja ſo," erwiderte der Kaufherr, welcher indeſſen auch ſeine volle Kanne bekommen hatte und nun dem Schenken auftrug, ſein Roß wohl zu verpflegen, daß er baldigſt wieder weiter reiſen könne.

Mittlerweile waren wieder mehrere Reiſende und auch einige Zitherſpieler in die Schenke getreten und die Unterhaltung in derſelben begann ziemlich laut zu werden, doch kümmerte das unſere beiden Reiſenden wenig, da ſie bald wieder jenes Geſpräch, welches in der rothen Roſe unterbrochen worden war, anknüpften, und davon nicht eher loskamen, als bis die Zeit herangerückt welche ſie zum Aufbruche mahnte.

Beide ſchwangen ſich nun auf ihre Pferde und zogen zuſammen die Straße, weiter rechts ablenkend von dem Ufer des Mains.

Die Gegend war noch immer höchſt angenehm. Wieſen und Aecker wechſelten im bunten Gemiſche, bis ein Wäldchen an ihre Stelle trat, welches ihnen zwar die freie Ausſicht benahm, deſſen noch immer grüne Buchen aber den Augen der Reiſenden nicht minder angenehm erſchienen als jene Flächen. Auch unterhielten ſich die Beiden im abwechſelnden Geſpräche bald über Dieſes, bald über Jenes, nur daß eine gewiſſe Düſternheit nie ganz von dem Geſichte des Ritters weichen wollte, welche ſich auch allgemach dem lebensfrohen und redeluſtigen Kaufherrn mittheilte.

Der Abend begann endlich herein zu dämmern und das Buchenwäldchen, durch welches ſie die Straße führte, war zu einem wüſten unfreundlichen Walde angewachſen; auch der Reiſenden, welche anfangs zahlreich an ihnen vorüberzogen, wurden immer weniger, bis ſie endlich ganz allein, ausgenommen der beiden Knappen des Ritters, in der menſchenleeren Wildniß dahin trottirten.

Nicht lange, ſo hatte eine allgemeine Dunkelheit die Gegenſtände umher in ihre Schleier gehüllt, feuchte Regenwolken lagerten ſich immer dichter an dem Himmelsgewölbe, hinter welchen die rothe Scheibe des aufgehenden Mondes bald gänzlich verdämmerte. Nur die weiße Kalkſtraße ſchimmerte noch bis weit in die Ferne aus dem dunklen Gewälde.

„Wir ſind etwas zu ſpät aufgebrochen,“ nahm jetzt Herr Leberecht Fuger das Wort, „und ich werde wohl mein Roß zu einem etwas ſchnelleren Gange anſpornen müſſen, um noch vor der Nacht eine Herberge zu erreichen.“

„Laßt Euch um dieſe nicht bange ſeyn,“ erwiderte der Ritter, „in einer kleinen Stunde blicken die Lichter meines Schloſſes auf uns herab, in dem Ihr ungeſtört der Ruhe pflegen ſollet.“

„Das wäre zu viel,“ antwortete der Kaufherr; „doch blieb ihm in ſeiner Lage nichts übrig, als den gaſtfreundlichen Antrag des Ritters anzunehmen, obgleich er ſich eines drückenden, beängſtigenden Gefühles, welches ſich ohne aller Urſache ſeiner bemächtigte, nicht erwehren konnte.

Die beiden Reiſenden ſetzten hierauf ihren Weg wieder in gleichmäßigem Schritte neben einander fort und wirklich ragten ungefähr nach einer Stunde zwei hohe ſchwarze Thürme, hinter welchen eben der Mond hervortrat, über die Felſen, welche der Ritter als jene ſeines Schloſſes bezeichnete.

Nach einer kleinen Biegung abſeits von der Straße gelangten ſie auf einen ſchmaleren Weg, rings von hohen Felſen eingeſchloſſen, der mit einigen Windungen zu dem Schloſſe hinanführte, welches ihnen mit ſeinen ſeltſamen Maſſen, ſchwarz und unheimlich, entgegenblickte.

In kurzer Zeit ſchnaubten ihre Roſſe vor einem finſteren Gemäuer, in deſſen Mitte ſich ein Thor befand und an deſſen Ende ſich jene Thürme wie zwei ſchwarze Rieſen in die Luft erhoben.

Ein gellender Pfiff des Ritters und die Zugbrücke raſſelte vor ihnen nieder und das Eingangsthor knarrte in ſeinen verroſteten Angeln.

Ritter und Kaufherr ſprengten jetzt über dieſelbe und wurden unter der Wölbung des Thores, einer langen, düſteren Halle, von Dienern mit Fackeln empfangen, welche ihre Pferde hielten und das Thor hinter ihnen wieder verſchloſſen.

Der Ritter befahl hierauf einem alten Diener mit kärglich behaartem Haupte, welcher die Stelle eines Schloßvogtes zu bekleiden ſchien, den Kaufherrn in das Gaſtzimmer zu führen und Alles zu ſeiner Bequemlichkeit zu bereiten, worauf derſelbe dem Herrn Leberecht Fuger eine Wendelſtiege hinan in ein geräumiges Gemach leuchtete und ſich ſodann entfernte.

Herr Leberecht fand hier Alles, gleich als hätte man ſeine Ankunft längſt gewußt, zu ſeinem Empfange bereit. Ein neues Hemd und ein Rock mit Pelz ausgeſchlagen lagen über eine Stuhllehne gehängt, und das Feuer im Kamine brannte luſtig und kniſternd, eine angenehme Wärme verbreitend.

Nachdem der Kaufherr ſeine Kleider gewechſelt und die ſtarren Glieder am Feuer wieder etwas erwärmt, trat abermals jener Diener in die Stube herein und fragte ihn, ob es ihm nicht gelegen wäre, zur Abendtafel in den Prunkſaal hinüber zu kommen.

Herr Leberecht Fuger zeigte ſich ſogleich hierzu bereit und folgte dem Diener, der ihn in einen groſſen reichverzierten Saal, von ziemlich düſterem Ausſehen, führte, in welchem bereits ein Tiſch mit Linnen bedeckt und mit Armleuchtern und Humpen beſetzt ihm entgegen blickte.

In dem Saale traf er bereits den Ritter mit ſeiner Hausfrau und zwei blühenden Töchtern. Erſterer hatte die ſchmucke Reiterkleidung abgelegt und dafür ein kurzes, braunes Gewand angezogen; ſeine Gattin aber, die ſehr bleich ausſah, trug ein ganz einfaches ſchwarzes Gewand, welches gegen die farbigen Sammetkleider ihrer Töchter gar ſehr contraſtirte.

Nachdem Herr Leberecht Fuger von den Anweſenden freundlich begrüßt worden, brachten mehrere Diener das Nachtmahl, und die Geſellſchaft ſetzte ſich zu Tiſche.

Der Ritter ließ es ſich ſehr angelegen ſeyn ſeinen Gaſt zu unterhalten; auch die beiden Fräulein beſprachen ſich mit ihm auf eine freimüthige und ungezwungene Weiſe. Nur die Gemahlin des Erſteren ſchwieg beſtändig und nahm ſehr wenig von dem Weine und den Speiſen zu ſich, während die Uebrigen ſich ungeſtört dem Genuſſe und der Fröhlichkeit hingaben.

Nachdem mehrere Speiſen aufgetragen worden, entfernten ſich die beiden Fräulein, und nur der Ritter, ſeine Gattin und der Kaufherr blieben an dem Tiſche ſitzen.

Da that ſich noch einmal die Thüre auf, und ein Diener brachte eine Schüſſel, welche mit einem weißen Tuche verhüllt war, und die er vor der Hausfrau hinſetzte.

Als der Diener ſich hierauf wieder entfernt hatte, nahm der Ritter das Tuch von der Schüſſel und der Kaufherr ſchauderte nicht wenig zurück, als er das Haupt eines Mannes erblickte, welches ihm mit den graſſen, verzerrten Geſichtszügen und den gräßlichen Augen eines gewaltſam Getödteten entgegenſtierte.

Die Hausfrau hatte ihr Angeſicht verhüllt und hing halb ohnmächtig in ihrem Stuhle. Da zog der Ritter an einer Klingel, Diener erſchienen, von welchen Einer auf einen Wink des Herrn die Hausfrau fortführte, ein Anderer das Haupt, welches der Ritter wieder mit dem Tuche bedeckt hatte, hinwegtrug.

Alles dieſes war das Werk von wenigen Minuten, während welchen der Kaufherr wie erſtarrt auf ſeinen Stuhl gebannt ſaß und der Schreck ſeine Glieder gleichſam gelähmt hatte, und nur ſeinen Augen erlaubte das Vorfallende zu beobachten.

Als ſich die Diener wieder entfernt hatten, wendete ſich der Ritter, als ob gar nichts vorgefallen wäre, zu ſeinem Gaſte und ermahnte ihn dem edlen Rebenſafte zuzuſprechen.

Herr Leberecht Fuger aber bedankte ſich auf das Allerhöflichſte und ſchützte Schlaf und Ermüdung vor, welche ihm nicht mehr erlaubten der Einladung Folge zu leiſten.

„Wenn dieſes iſt," erwiderte der Ritter, „ſo folgt mir, mein werther Gaſt, ich will Euch ſelbſt Euere Ruheſtätte weiſen." Hierauf erhob er ſich von ſeinem Stuhle und ſchritt der Thüre zu, dem Kaufherrn vorleuchtend.

Sie waren bereits durch mehrere Gänge geſchritten, als der Ritter am Ende eines kleinen Bogengewölbes eine mit Eiſen beſchlagene Thüre öffnete und in ein Gemach trat, welches er dem Kaufherrn als ſein Schlafgemach anwies.

„Beliebt Euch hier gänzlich der Ruhe zu überlaſſen, ich hoffe daß Ihr in derſelben durch nichts geſtört werden ſollt." Mit dieſen Worten entfernte ſich der Burgherr wieder und Herr Leberecht Fuger hörte noch von außen einen ſchweren Riegel vor ſeine Thüre ſchieben.

Als die Schritte des Burgherrn verhallt, wiſchte ſich

Herr Fuger den Angſtſchweiß, welchen alle dieſe Scenen, die nur in ihm die Vermuthung erregen konnten, daß er in eine Räuberburg gekommen ſei, aus ihm erpreßten, von ſeiner Stirne.

Mit zitternden Händen ergriff er ſodann das Licht und beleuchtete alle Gegenſtände in der großen, düſteren Stube umher.

Eine lange Lagerſtelle mit damaſtener Decke und Kiſſen von gleichem Stoffe ſtand in einer Art Alkove, welcher gegenüber ſich ein ſchmales, aber hohes Fenſter befand, das einzige in dem ganzen Gemache, welches noch dazu mit ſtarken eiſernen Kreuzſtäben verſehen war. Rothſeidene Vorhänge hingen an mehreren Seiten, welche durch den Luftzug, den er erregte, hin und her bewegt wurden und etwas Unheimliches zu verhüllen ſchienen.

Herr Leberecht Fuger konnte der Neugierde nicht widerſtehen einen Vorhang ſachte aufzuheben, um zu ſehen was hinter demſelben verborgen wäre. Wer aber ſchildert ſeinen Schrecken, als zwei nackte männliche Leichen, jede eine breite, klaffende Todeswunde in der Bruſt, ihm entgegenglotzten. Mit einem gellenden Schrei taumelte er zuſammen, daß das Licht ſeiner Hand entfiel und am Boden verlöſchte.

Nach einer geraumen Weile erſt vermochte er ſich wieder zu ſammeln. Dichte Finſterniß war um ihn her, nur durch das ſchmale Fenſter ſtahl ſich ein ſchwacher Mondenſchimmer furchtſam herein, welcher den grauenhaften Vorhang geſpenſtiſch beleuchtete. Herr Leberecht Fuger erhob ſich, an allen Gliedern bebend, von der Erde. Es ſchien ihm nun außer allem Zweifel, daß er in ein Raub- und Mordneſt gekommen ſei, und man morgen ſein Haupt, wie heute jenes, welches er geſehen hatte, als Nachtiſch produciren, oder ihn jenen Todten hinter dem Vorhange beigeſellen würde.

Von namenloſer Angſt erfaßt, eilte er zu dem Fenſter und blickte durch die engen Zwiſchenräume, welche ihm die Eiſenſtangen gewährten, hinaus, aber er blickte nur auf kahle Felſenabhänge; er rüttelte an den Stäben, aber ſie blieben reglos wie die Eiſenthüre.

Nirgends ſah Herr Fuger die Möglichkeit einer Flucht, nirgends eine Rettung vor dem ſicheren Tode. Er mußte ſich morden laſſen, wie das Lamm von ſeinem Schlächter.

Von Fieberfroſt gerüttelt und halb ohnmächtig wankte er in der finſteren Stube umher und ſank endlich, faſt bewußtlos, auf ſeine Lagerſtelle nieder, ſich ſeinem Schickſale, dem er nun nicht mehr entrinnen konnte, hingebend. Wirre Bilder von Mord und Räubern, blinkenden Meſſern und klaffenden Wunden, gaukelten vor ſeinen Sinnen vorüber, bis eine gänzliche Erſchöpfung ſich ſeiner bemächtigte und er in einen tiefen Schlaf verfiel.

Ein ſtarkes Geräuſch außerhalb der Thüre weckte ihn aus ſeiner Betäubung. Mit einem halbunterdrückten Angſtſchrei ſprang er von dem Lager auf und ſtarrte nach dem Eingange, vermeinend, die Mörder mit ihren blanken Meſſern hereintreten zu ſehen. Kaum aber zu ſich gekommen, gewahrte er, daß es bereits heller Tag geworden und jener kahlhäuptige Diener ſo eben die Thüre öffnete, und ſich gegen ihn verneigend in die Stube trat.

„Wenn es Euch gefällig iſt,“ ſprach derſelbe, „ſo möget Ihr zum Morgenimbiß hinüber kommen zu dem Burgherrn.“

„Ich folge ſogleich,“ ſtotterte der Kaufherr, worauf ſich der Diener wieder entfernte.

„Habe ich denn geträumt?“ fragte ſich Herr Leberecht Fuger,“ ſchnell ſein Oberkleid umwerfend. „Nein, nimmermehr! Und dennoch, was ſoll das Alles bedeuten? Das Haupt — die Todten?!“ Bei dieſen Worten hatte er ſich jenem Vorhange wieder genähert und lüftete ihn ein wenig, um ſich von der Wahrheit des Geſagten zu überzeugen. Mit Schaudern erblickte er aber die beiden Leichen noch immer an derſelben Stelle, und verfügte ſich, ſein Schickſal den Händen des Herrn empfehlend, mit haſtigen Schritten zu dem räthſelhaften Ritter.

Er fand ihn dieſes Mal allein in dem Prunkſaale, das Haupt gedankenvoll auf die Hand geſtützt, welche Stellung er erſt veränderte, als ihn das Geräuſch des Nahenden deſſen Gegenwart bemerkbar machte.

Als er den Kaufherrn jedoch anſichtig wurde, erhob er ſich ſogleich von ſeinem Stuhle, und trat dieſem mit einem freundlichen Morgengruße entgegen.

„Nun, wie habt Ihr geruht in meinem Schloſſe?“ befragte er ihn ſodann, „ich hoffe, daß es Euch an nichts, was Euere Bequemlichkeit erheiſchte, gemangelt hat?“

„Ich verſichere Euch,“ antwortete treuherzig nach einer kleinen Pauſe der ehrliche Kaufherr, „daß ich in meinem ganzen Leben keine ſchreckensvollere Nacht durchlebt habe, als die vergangene.

„Keine ſchreckensvollere Nacht?“ fragte der Ritter, „wie ſo?“

„Verzeiht,“ erwiderte der Kaufherr, nicht ohne Verlegenheit, „daß ich ſo ganz offen mit Euch rede, aber ich bin nicht gewohnt, in der Geſellſchaft der Todten zu ſchlaſen. Das Haupt bei dem geſtrigen Nachtmahle und die beiden Herren hinter dem Vorhange, mit der breiten Bruſtwunde, verleideten mir gar ſehr den Schlaf, und ich vermeinte nichts Anderes, als Ihr hättet die Abſicht meinen Kopf ebenfalls auf einer Schüſſel zu präſentiren, oder mich jenen **Beiden** zur Geſellſchaft zu geben; eine Vermuthung, welche durch die Umſtände wohl nicht ganz ungegründet genannt werden dürfte. Da ich nun aber ſehe, daß Ihr deſſen nicht Willens geweſen, ſo erſuche ich Euch anjetzt, mir, da der Morgen vollends angebrochen iſt, vergönnen zu wollen, meine Reiſe weiter fortzuſetzen.“

„Seyd ohne Furcht, mein werther Gaſt,“ ſprach der Ritter, „Ihr habet Euch Eures Gutes und Eures Blutes nicht zu beſorgen. Was mich bewog, Euch in die Geheimniſſe meines Hauſes einzuweihen, war nur lediglich, um Euch in Zukunft vorſichtiger in Eu'rem Urtheile zu machen und Euch einſehen zu lehren, wie ſehr der Schein oftmals trügt.“

„Ihr ſagtet, ſo Ihr Euch noch auf das Geſpräch zu Frankfurt in der Roſe erinnert, daß mir bei alle Dem, was mir Frau Fortuna beſchert, nichts mehr mangeln könne zur irdiſchen Glückſeligkeit und daß ein unzubefriedigender Hang nach Glücksgütern dieſelbe allein nur trüben könne. Nun überzeugt Euch aber ſelbſt, wie ſo ganz anders es mit meinem Schickſale beſtellt iſt.“

„Das Haupt, welches Ihr geſtern bei dem Nachtmahle auf der Schüſſel geſehen, hatte vordem einem jungen Rittersmanne angehört, an deſſen Veſte Ihr auf der Reiſe nach Kölln vorbeikommen werdet, und den ich in unerlaubter Vertraulichkeit mit meinem Weibe überraſcht habe und hinrichten ließ.“

„Sein Haupt aber laſſe ich bei jedem Mahle auf den Tiſch bringen, daß die Treubrüchige ihres Verbrechens gedenke."

„Jene Beiden aber, die Ihr hinter dem Vorhange in Eu'rer Schlafſtube geſehen, ſind die Söhne meines Bruders, welche die Freunde jenes Ritters meuchlings ermordet haben, da ſie nicht an mich ſelbſt gekonnt."

„Dieſe habe ich nun, ſo wie das Haupt, durch meinen Hausarzt, der in derlei Dingen wohlerfahren iſt, balſamiren laſſen und an jenen Ort geſtellt, wo ich ſie täglich beſehe, um mein Herz, das zur Milde geneigt iſt, an jene Frevelthat zu mahnen, damit ich nicht vergeſſen möge ſie zu rächen. Und nun urtheilt ſelbſt, ob ich wohl trotz allen Dem was mir die Gunſt des Zufalls beſchert, zu den Glücklichen, wie Ihr ſo gar irrig wähntet, zu zählen ſei?"

„Ich leſe in Euren Mienen, mein werther Kaufherr," fuhr der Ritter nach einer Pauſe fort, „daß Ihr das Gegentheil eingeſehen, — und nun gehabt Euch wohl, Euer Roß ſteht geſattelt im Burghofe; reiſet fröhlich weiter und gelanget glücklich zu den Eu'ren. Urtheilet aber in Zukunft über keines Menſchen Loos, Ihr habet es denn beſſer kennen gelernt, als das meine."

Nach dieſen Worten drückte der Ritter dem Kaufherrn die Hand und geleitete ihn zu ſeinem Roſſe hinunter. Der Kaufherr aber dankte ihm noch einmal für ſeine Beherbergung, um der heilſamen Lehre willen, welche mit derſelben verbunden geweſen, und ſetzte ſodann mit freierer Bruſt ſeine Reiſe fort, den feſten Vorſatz in ſich faſſend: nie mehr dem bloßen Scheine trauen zu wollen.

Das

Scheibenſchieſſen

im Zillerthal.

Novelle.

1.

Das braune Männlein.

In dem ſchönen, großen Dorfe Zell, im Zillerthale, ging es luſtig her. Es war ein großes Scheiben- und Preisſchießen angeraumt worden, zu welchem die beſten Schützen der benachbarten Gegenden kamen. Schon am Tage vor St. Clothildis, wo das Schießen losgehen ſollte, waren die meiſten Bauernhäuſer mit Fremden gefüllt, vorzüglich aber die Dorfſchenke zum Gemsbock, über deren Eingangsthore die Reime:

„Friſch und fröhlich zu ſeiner Zeit,
Fromm und treu in Ewigkeit"

zu leſen waren.

Hier wimmelte es von rüſtigen Preisbewerbern und ſchießluſtigen Tirolern. Der Schenkwirth und ſeine zwei flinken Töchter konnten kaum die Gäſte befriedigen.

Es mochte acht Uhr Abends bereits vorüber ſeyn und die Luſt und Geſprächigkeit der Verſammelten eben ihren höchſten Glanzpunkt erreicht haben, als noch ein junger Schütze, ſeine Armbruſt über der Achſel und den Kopf mit einem weißen Tuche, an welchem einige Blutflecken ſichtbar waren, verbunden, in die Stube trat.

„Sieh' da, der Georg Reichhart aus Kleinboden," rief der alte Stutzmüller, welcher mit ſeiner lieblichen Tochter Walburgis, nach der Landesſprache Burgi genannt, an einem Tiſche unter zechenden und lärmenden Schützen ſaß.

„Was zum Geier haben ſie denn Dir gethan?" fuhr er fort, „daß Du den Kopf eingewickelt haſt, wie eine Spitaliterin von Inſpruck.

„Pah," rief Georg, welcher Alle freundlich gegrüßt hatte, indem er ſeine Armbruſt von der Schulter nahm, „eine Kleinigkeit! Der Abend hat mich auf dem Hainzberge überraſcht, da wollte ich einen näheren Weg einſchlagen nach Zell und kam auf eine Sandlehne, die ſich unter mir ablöſte. Schon glaubte ich, es ſei rein aus mit mir, als ich zum Glück noch in dem vorragenden Ginſter auf einem Felſenblocke hängen blieb. Zu meiner nicht geringen Verwunderung aber fand ich dort einen Kameraden, der denſelben Weg über die Geröllwand dahin gemacht hatte."

„Der Gugak!" rief der Stutzmüller, indem er mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug, indeß Burgi, im Schreck über die Gefahr, ihre Hände gefaltet hatte. — „Und wer war der Waghals?"

„Weiß ich's?" antwortete Georg. „Aber es war ſein Glück daß ich dahin kam, und mein Glück daß ich ihn fand, denn ohne dem wäre es wohl jedem ſchwer geworden, allein, und mit ganzen Gliedern, in das Thal zu kommen."

„Als wir unten waren, bedankte er ſich bei mir und ich bedankte mich bei ihm. Wir drückten einander die Hände und er ſagte mir, daß er ein Jäger aus Inſpruck ſei. Mit dem gingen wir auseinander.

„Nun,“ ſprach Kaſpar Gamshorn, ein Bauer aus Rothholz, „dießmal biſt Du noch mit heiler Haut davon gekommen, ein andermal laß das Wegabkürzen bleiben in der Nacht, junger Geſell, wenn Du nicht Deine Knochen zu Markte tragen willſt.“

„Ach ja!“ nahm jetzt die liebliche Burgi das Wort, „geh’ doch nicht wieder bei der Nacht über die finſtern Berge, die garſtigen Sandlehnen löſen ſich ſo leicht ab von den Felſen, wenn es früher geregnet hat.“

„Da wäre Dir wohl leid um mich?“ fragte Georg lächelnd, indem er der hübſchen Dirne in die blauen, ehrlichen Augen blickte, daß ſie in kindlicher Unſchuld davor ihre Blicke zu Boden ſenkte.

„Ei freilich,“ antwortete ſie, „Du biſt ja auch ein recht guter Menſch.“

„Woher weißt Du denn das Alles, Mädel?“

„Das hat mir unſer alter Gemmi geſagt, dem Du das Gras vom Berge holteſt,“ antwortete Burgi, „als er krank darnieder lag. Ich weiß ſchon was ein Grasgang in Tirol heißt.“

„Na, der Gemmi iſt eine ehrliche, alte Haut, warum ſollte man ihm nicht einen Gefallen thun? Aber Donnerwetter,“ fuhr Georg fort, „die Commotion hat mich hungrig und durſtig gemacht. Heda, Wirthshaus! eine Schüſſel Türkenmus oder ein paar ordentliche Knödel, vor Allem aber einen Krug Rentſcher oder alten Oeterwein!

„So recht!“ rief der Stutzmüller; „die Hand her, Georg, Du biſt ein wack’rer Bub’. Die Leute, die friſch bei der Arbeit und beim Eſſen ſind, die mag ich gut leiden."

„Ihr habt in beiden Stücken Eu'ren Mann gefunden," lachte Georg.

Auf dieſe und ähnliche Weiſe wurde die Unterhaltung fortgeſetzt. Ueberall herrſchte Fröhlichkeit. Beſonders angenehm aber unterhielt ſich Georg mit ſeiner Nachbarin, der roſenwangigen Burgi, die er ſchon früher gerne geſehen hatte, und der zu lieb er öfters auf die Kirchweih nach Sterzingen hinüber gekommen war. Auch ſchien es, daß Burgi dem jungen Schützen mit ſeinen Feueraugen und dem kleinen ſchelmiſchen blonden Schnauzbart nichts weniger als abgeneigt ſei.

Der Vater der Ebengenannten ſprach dem Weinkruge tapfer zu und war, wie man zu ſagen pflegt, in ſeinem Eſſe.

„Hör', Stutzmüller," nahm jetzt der Joſeph Neulichtl, deſſen Nachbar, ein Kanarienvogelhändler aus Endach, das Wort, „Du biſt ein wohlhabender Mann und haſt Dein Schärflein im Trocknen, jetzt ſollteſt Du Dich doch einmal um einen Mann für Deine Burgi umſchauen."

„Sie ſoll ſich ſelbſt umſchauen," antwortete der Stutzmüller, „aber ich glaube das Mädel iſt eine Männerfeindin."

„Iſt das wahr?" fragte Georg ſeine Nachbarin, indem er ihr unterm Tiſch die Hand drückte.

„Ach, der Vater ſcherzt auch immer," ſagte Burgi mit rothen Wangen.

„Na, der Georg da," fuhr der frühere Redner ſchmunzelnd fort, „der wäre ſo gerade ein gemachter Bub' für ſie.“

„Ich?“ ſagte Georg, auf welchen jetzt die Verlegenheit des Mädchens überzugehen ſchien.

„Da ſeht nur das junge Volk an,“ rief Hans Kuttenberger aus Volders, mit von Lachen unterbrochener Stimme, „wie es verlegen iſt, ha ha ha.“

„Da iſt von gar keiner Verlegenheit die Rede,“ nahm Georg das Wort, „wenn ich dem Stutzmüller und ſeiner Tochter zuſtändig bin, ſo ſoll er an mir einen Schwieger bekommen, an dem kein Mann in Tirol ungeſtraft etwas ausſetzen ſoll.“

„Ei, der Geier! das geht ja gar auf eine Hochzeit los!“ rief Gamshorn und ſtieß dabei ſein volles Weinkrügelchen um, daß das edle Getränke über den Tiſch in reichlichen Strömen auf Burgi's Schürze und die Beinkleider der Nebenſitzenden hinunterfloß.

„Na, und die Kindestaufe iſt auch nicht mehr ferne,“ ſprach Neulichtl, ſeine Lederhoſe von dem unerwarteten Bade reinigend.

„Hör', Georg,“ nahm nach einer Pauſe der Stutzmüller das Wort, „ich glaube, Du haſt im Ernſt ein Aug' auf das Mädel?“

„Ich läugne es nicht,“ ſprach Georg. „Deine Burgi iſt wacker und hübſch und hat auch einen Batzen, und wir ſchickten uns wohl zuſammen, wenn —“.

„Wenn?“ fragte der Stutzmüller.

„Du und Deine Regina einwilligtet. Mein Alter hat ſchon öfters geſagt: Georg, die Stutzmüller Burgi wär' ein Weib für Dich, häuslich und friſch —“

„Hat er das?“ erwiderte der Stutzmüller. „Dein Alter iſt ein wackrer Mann, der ſeine Sache immer ordentlich zuſammengehalten und ich glaube ſein Bub' wird auch nicht aus der Art ſchlagen. Na, was meine Einwilligung anbelangt, die haſt Du; jetzt ſchau', wie Du mit den Weibern daraus kommſt.“

„Vater Stutzmüller!“ rief Georg, „Ihr habt einen Menſchen glücklich gemacht!“

„Was? Biſt Du bei den Weibſen Deiner Sache ſchon ſo gewiß?“ rief der Stutzmüller in komiſcher Verwunderung. „Nun, Sonntag über acht Tage ſprich in Sterzingen bei mir auf eine Schüſſel Knödel ein, da wollen wir weiter von der Sache ſprechen.“

„Eine Hochzeit! Eine Hochzeit!“ riefen die Schützen, „da muß Einer ein paar Schoppen zum Beſten geben.“

„Meinetwegen zehn,“ rief Georg, indem er Burgi, die ſich nur wenig dagegen ſträubte, in ſeine Arme ſchloß, und ſich mit ihr ſodann in ein leiſes Geſpräch verwickelte, deſſen Inhalt die Leſer, welche dieſe erſte Liebesperiode bereits durchmachten, wohl leicht errathen können. Vater Stutzmüller aber wurde von Neulichel, Kuttenberger und Gamshorn ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß er keine Zeit mehr hatte über dieſen Punkt zu ſprechen. Da ging abermals die Thüre auf und in die Stube trat ein kleiner Mann in einem braunen Rocke, ſchwarzen Unterkleidern und Strümpfen von ſelber Farbe. Sein Haupt war faſt durchgehends kahl, mit Ausnahme des ſtark bewachſenen Hintertheils und eines ſchwarzen Haarbüſchels auf der Mitte des Scheitels, welches auf der Stirne in einen Spitz zuſammenlief. Sein Antlitz war bleich, verkümmert und voll tiefer Furchen, ſein dunkles Auge aber voll Feuer und ſein Blick durchdringend.

„Iſt noch Platz für einen Fremden bei Euch?“ fragte der Braune den Schenken, der ihm eben entgegentrat.

„Für keine Maus,“ antwortete dieſer.

„Nun, ſo geh' ich wieder,“ ſprach der Braune phlegmatiſch. „Vorerſt aber noch ein Krügelchen Johannisſegen.“

„Das kannſt Du ſchon haben,“ antwortete der Wirth, und holte das Verlangte.

„Hm,“ brummte der Braune, indem er mehrere Male nachdenklich den Kopf ſchüttelte und den Finger auf die ſpitze Naſe legte, „es iſt doch ſonderbar! — hm —“

„Was haſt Du, Alter?“ rief da einer der Bauern, die ſich auf der Ofenbank bei Bier und Schnaps wohlgeſchehen ließen.

„Ei, nichts,“ verſetzte gleichgültig der Braune. „Da draußen auf dem Wege hierher, gerade dem Kirchenſteige gegenüber, fand ich jetzt ſchon drei Silberbatzen auf der Straße liegen, je einer zehn Schritte von dem andern. Ich wette, wenn man mit einem Lichte genauer nachſehen würde, ſo müßte man noch mehrere finden. Da ſeht nur,“ mit dieſen Worten zeigte er den Bauern einige Silberſtücke.“

„Das iſt kurios!“ erwiderten dieſe; „wer muß nur die hier verloren haben?“

Nicht lange aber, ſo erhob ſich Einer nach dem Andern und verließ die Stube, ſo daß der Braune gar bald einen bequemen Platz auf der Ofenbank gefunden hatte.

Während ſich nun der Braune auf ſeinem Platze breit machte und ein Krügelchen Wein nach dem andern von dem Schenkwirthe heiſchte, ſteckten die Andern ihre Köpfe zuſammen und wechſelten mit leiſerer Stimme ihre Meinungen über den ſonderbaren Fremden in dem braunen Rocke, der ihre einfältigen Landsleute ſo in den April genarrt.

„Ich habe den Maikäfer ſchon einmal geſehen," ſprach der Stutzmüller, „es war zu Schwatz, wo er in der Schenke mitten unter Bergknappen ſaß und ganz erſtaunlich über den Bergbau ſprach, daß alle Knappen darüber Mäuler und Ohren aufſperrten."

„So iſt er wohl ein Bergmann, der auf Entdeckungen ausgeht?" erwiderte Gamshorn.

„Nicht doch," fiel dieſem der Kuttenberger in die Rede, „er iſt ein Doctor. Ich ſelbſt habe ihn zu Inſpruck bei dem Senſenſchmied getroffen, wo er ein junges Mädel in der Kur hatte, wie's die Schwarzmäntel nennen."

„Was fällt Dir ein," ſprach Neulichtl. „Du irrſt in der Perſon. Ich weiß am beſten, wer er iſt. Er iſt ein Zauberer, ein Hexenmeiſter. Es ſind noch nicht vierzehn Tage, als ich ihn mitten unter einer Rudel Zigeuner im Walde fand, mit denen er ganz friedlich am Feuer ſaß und ſich mit ihnen unterhielt wie einer von ihresgleichen."

„Wenn er das iſt," erwiderte Georg, „ſo werden wir's wohl erfahren." Mit dieſen Worten ſtand er auf und näherte ſich mit ſeinem Trinkkruge dem Braunen.

„Nichts für ungut, alter Herr," redete er dieſen an. „Ich bring' Dir's!"

„Gratias!" erwiderte dieſer und nippte etwas Weniges aus dem Kruge. „Zum Vergelt hier von dem Meinen!" fuhr er ſodann fort, indem er Georg den Seinen darreichte.

Dieſer that einen Zug daraus, gab den Krug ſodann dem Braunen zurück und ſetzte das Geſpräch folgendermaßen fort:

„Wie mir dort ein Kamerad geſagt hat, ſo ſteigſt Du luſtig auf unſern Bergen herum."

„Ja," erwiderte der Braune, „Eu're Berge ſind ſchön. Habe keine ſchöneren in der Schweiz und in Italien geſehen."

„Nicht wahr?" ſagte Georg mit innerlicher Freude, „und ſie enthalten auch wohl viel edle Metalle?"

„Je nu, man findet wohl Goldadern, auch Goldglätt und goldig Kieserz, ſonſt Kupfer, Blei und Queckſilber."

„So biſt Du wohl ein Bergmann? mit Verlaub zu fragen."

„Zuweilen."

„Und gehſt jetzt auf Entdeckungen aus?"

„Wie man's nimmt," antwortete der Braune. „Ich ſehe mich wohl zuweilen nach den Hirſchſchwämmen um und beobachte die Bäume, wo ſie zwiſelig ſind, auch die Quellen, ob ſich kein kiesartiger Staub auf ihnen abſetzt und wie derlei Obſervationes mehr in den Bergbüchern angegeben, aber — alles nur aus Unterhaltung."

„Hm, jetzt weißt Du's," brummte lachend der Stutzmüller in den Bart.

Georg aber, den die Antwort nicht ſehr befriedigte, dachte nun mit einem Male den Braunen zum Bekenntniß zu bringen und ſprach: „Da Du ſo ein gelehrter Mann biſt, Alter, ſo wirſt Du mir wohl auch ſagen können, ob es denn wahr iſt, daß es Menſchen gibt, die aus den Händen Anderer deren Schickſal und was ihnen zuſtändig iſt entnehmen können?“

„Warum ſollte man das nicht?“ antwortete der Braune. „Die Welt iſt voller Wunder, es fehlt nur oft an dem Oculo ſie zu ſehen.“

„So könnteſt Du vielleicht wohl gar ſelbſt —“

„Ich habe mich mit der Cabala und Chiromantik lange Zeit abgegeben, aus Unterhaltung verſteht ſich, und habe manche Complexion aus den Lineamenten errathen.“

„Ei, ſo ſetze Dich doch an unſeren Tiſch,“ rief jetzt der Stutzmüller; „Du biſt ein geſelliger Kumpan und ſolche Leute mag ich gut leiden.“

„Setze Dich zu uns, alter Herr,“ riefen Neulichtl, Gamshorn und Kuttenberger, während Einige aufſtanden und ihm Platz machten.

„Nu, meinetwegen,“ ſprach der Braune, „ich liebe ebenfalls luſtige Compagnie; aber ſeht, da kommen noch welche,“ fuhr er lächelnd fort, als er die Bauern, die er hinausgefoppt, mit mürriſchen Mienen wieder in die Stube treten ſah. „Na, habt Ihr keinen Batzen mehr gefunden?“

„Du biſt ein loſer Vogel, der uns bloß um den Platz geprellt hat,“ antwortete Einer von ihnen.

„Es geſchah uns aber ganz recht,“ ſagte der Zweite, „warum waren wir ſo vernagelt und haben es nicht gleich gemerkt.“

„Alter Herr," ſprach der Stutzmüller, „wie Du vorhin ſagteſt, ſo kannſt Du aus den Händen leſen. Da wir ſo luſtig bei einander ſitzen, ſo könnteſt Du uns wohl ein kleines Kunſtſtückchen zum Beſten geben. Dafür will ich Dir meine Lagerſtelle im Hinterſtübchen abtreten, und heute Nacht hier in der Gemeindeſtube auf der Strapuz vorlieb nehmen."

„Topp! es gilt!" rief der Braune. „Noch einen Krug Oeterwein vom beſten, alter Weinzeiger!" rief er dem Wirthe zu, „und nun reich' Deine Pfote her."

„Da iſt ſie," ſagte der Stutzmüller, und reichte ihm die nervichte Rechte.

Der Braune betrachtete ſie lange Zeit mit einem ernſthaften Geſichte, fuhr mit dem Zeigefinger einige Male über die Linien der Hand hin und wieder, und ſprach ſodann, indem er die Stirne in gelehrte Falten zog: „Du haſt nach den Andeutungen, die ich aus Deiner Hand entnehme, eine lange Lebenslinie, jedoch zeigt mir auch dieſe Menſalis, welche hier den Quarangulus berührt, daß Jemand in kurzer Zeit ein Ungemach über Dich bringen wird."

„Dem Schurken ſoll ja gleich das Donnerwetter auf den Kopf!" fuhr der Stutzmüller auf. „Und kann man den ſchlechten Kerl nicht erkennen?" fragte er weiter.

„Wenn mich dieſe Linie, welche in Form einer Angel durch die Reſtrictam geht, nicht betrügt," erwiderte gelaſſen der Braune, „ſo biſt Du es ſelbſt, der ſich jenes Ungemach bereiten wird."

„So iſt es recht!" brummte Stutzmüller in den Bart, während die ganze Geſellſchaft in ein unmäßiges Gelächter ausbrach.

„Nun weiter, weiter! Jetzt iſt die Reihe an der Burgi.“

Der Braune erfaßte Burgi's Hand; aber die Weiße und Fülle derſelben bewog ihn, ihrer Beſitzerin in das jugendlich blühende Antlitz zu blicken.

„Blitz! ein dundersnettes Ding!“ kicherte er ſodann, indem ſich ſeine ſcharfen Züge noch ſchärfer zu einem faunenhaften Grinſen verzogen.

Hierauf betrachtete er aufmerkſam die Hand der Dirne, und prophezeite ihr daraus viel Schönes von der Zukunft, behauptete aber ebenfalls, daß ſich in ihren Lineamenten ein zu erwartendes Ungemach ankündige, welche Prognoſis er auch bei Georg, als er deſſen Hand betrachtete, zu finden vorgab, wodurch die Fröhlichkeit der Geſellſchaft beinahe in Etwas verſtört wurde.

„Na, wißt Ihr was,“ ſagte plötzlich der Braune, „laſſen wir die vis fatalis der Zukunft ſich ſelbſt enträthſeln, und unterhalten wir uns auf eine angenehmere Weiſe.“

Hierauf begann er mit gar ſeltſamer Behendigkeit mehrere wunderbare Gauklerkünſte zu machen, worüber die guten Tirolerſchützen beinahe außer ſich geriethen.

„Jetzt gebt Acht, jetzt kommt das Hauptſtück!“ rief er zu dieſen. „Du, hübſche Dirne, gib mir den Blumenſtrauß, den Du in Deinem Buſenlatz ſtecken haſt,“ ſprach er zur Burgi, welche ihm ſogleich das Verlangte darreichte. „Seht, hier iſt ein Strauß,“ fuhr er fort, indem er denſelben den Zuſehern zeigte, „es iſt ein ganz gewöhnlicher Strauß von Alpenroſen, Speik und Balſaminen. Nun gebt Acht —"

Hierauf brachte er eine kleine Glasviole aus der Taſche hervor, ſteckte den Blumenſtrauß in dieſelbe und verdeckte ihn mit einem Hute, den er ohne alle Umſtände ſeinem Nachbar, dem Gamshorn, vom Kopfe zog.

Als dieſes Alles geſchehen, nahm der Braune eine ſehr ernſte Miene an, neigte ſich dreimal über den Hut und ſprach:

„Tölpelites! Nunc aliquid schauendum est, quod omnia früherius gezeigata übertreffabit, est spectaculum miserabilium, dumerlanl attendite!"

Auf dieſe räthſelhaften Worte nahm er den Hut von dem Blumenſtrauße, und wer ſchildert das Erſtaunen der Verſammlung — der ganze Strauß, mit Blume, Blatt und Stengel, hatte eine lichtgelbe Farbe.

Nach einigen geheimnißvollen Manipulationen mit der Viole, bedeckte er die Blumen abermals, und nachdem er eine ähnliche Zauberformel darüber geſprochen, nahm er wieder den Hut weg, und ſiehe da, dieſes Mal waren ſie roth, wie aus dem brennendſten Scharlach gemacht, und als er dieſes Experiment das dritte Mal wiederholte, hatten ſie die ſchönſte himmelblaue Farbe. Das vierte Mal jedoch war der Strauß wieder wie früher, und keine Spur von ſeinen früheren Verwandlungen an ihm zu bemerken.

„Das iſt ein Teufelskerl!" brummte der Stutzmüller. „Wenn's nicht der Teufel ſelbſt iſt," raunte ihm Neulichtl in das Ohr.

„Die Geſellſchaft kommt mir nicht ganz geheuer vor," miaute Gamshorn, „ich dächte, wir ſuchten ihrer los zu werden."

In der That verlor ſich bald ein Gaſt um den andern und ſuchte ſeine Lagerſtätte, bis endlich nur noch der Stutzmüller, ſeine Tochter und Georg allein bei dem Braunen am Tiſche ſaßen.

„Sei noch einmal ſchön bedankt," ſprach der Stutzmüller. „Obgleich Deine Geſchichten da etwas nach Hexerei riechen, ſo glaube ich doch, daß Alles mit rechten Dingen zugegangen iſt. Aber es iſt ſpät geworden, ich dächte wir ſuchten jetzt ebenfalls unſer Lager.

„Du haſt recht, alte Kapelle, est tempus dormendi! Ich bin auch ſchon laß und ganz trümlich."

Nach dieſen Worten ſtand der Braune auf und reichte dem Stutzmüller die Hand. „Na, ſchlaf' in Frieden und der liebe Herrgott behüth' Euch Alle zuſammen!"

Hierauf erfaßte er den Wirth und ſprach: „Du, führe mich jetzt in das Rattenloch, das Ihr Schlafkammer nennt, und bringe mir ſodann noch einen Schnaps zum Schlaftrunk hinüber."

Mit dieſen Worten zog er ihn mit ſich zur Thüre hinaus.

„Der Teufel iſt er nicht," ſprach nach einigen Minuten der Stutzmüller, welcher ihm, wie ſeine Tochter und der junge Schütze, verwundert nachgeſehen hatte, „aber wer er iſt, das mag der Teufel errathen!"

II.

Der Schützenkönig.

St. Clothildistag, welcher auf dieſen luſtigen Abend folgte und an welchem das Beſtſchießen abgehalten werden ſollte, fiel an einem Sonntage. Aus allen benachbarten Dörfern hatten ſich die Bewohner zu dieſer beliebten Volksbeluſtigung eingefunden. Die Straßen von Zell waren mit Menſchen von jedem Alter angefüllt. Weiber und Kinder, Greiſe und Buben drängten ſich in der bunten Nationaltracht der Tiroler durcheinander. Ringsum erblickte man Männer mit grünen Hoſentragern, ſchwarzen Beinkleidern und breiten ſpitzzulaufenden Hüten von weißer oder ſchwarzer Farbe, und Weiber mit hübſchen Leibchen, ſchwarzen mit grün- oder rothverbrämten Röcken und langen Zöpfen mit bunten Bändern durchflochten.

Georg, Stutzmüller und Burgi wanderten, nachdem ſie die Frühmeſſe gehört hatten, durch die Gruppen der verſchiedenen Landleute, welche ſich in vorzüglicher Menge um die alterthümliche Kirche und auf dem Friedhofe verſammelt hatten und ſprachen bald mit dieſen, bald mit jenen Bekannten.

Burgi hatte ihren Sonntagsſtaat, den ſie eigens zu dieſem Feſte mitgenommen hatte, angezogen, und ſah in den ſchwarzen pauſchenden Tuchröcken, mit dem kleinen Fürtuch, den rothen ſtraff anliegenden Strümpfen und den Lederſchuhen mit bunten Bandſchleifen ganz allerliebſt aus.

Die Burſche kannten ſich auch nicht ſatt genug ſehen an der reizenden Mädchengeſtalt, jedoch merkte Burgi wenig darauf und beſchäftigte ſich faſt ausſchließend mit Georg, der in einem Himmel von Wonne ſchwebte.

So verging in ungetrübter Heiterkeit die Hälfte des Tages. Der braune Fremde aber war nirgends zu ſehen, er hatte ſich, nach der Ausſage des Wirthes, ſchon mit dem erſten Morgenſchimmer davon gemacht.

Nach dem Nachmittagsgottesdienſte verfügten ſich ſämmtliche Schützen zu dem Richter des Ortes, welcher der Vorſtand der Gilde war, und von deſſen Wohnung aus der Aufzug nach der Schießſtätte gehen ſollte.

Während ſich die rüſtigen Preisbewerber, worunter ſich auch Stutzmüller und Georg befanden, noch an einem Krügelchen unverfälſchten Leyfer erletzten, ſtahlen ſich zwei Schützen von der Geſellſchaft fort, nachdem ſie ſich gegenſeitig Winke gegeben hatten ſich zu entfernen.

Es waren zwei entfernte Anverwandte Stutzmüllers, der Eine Namens Hueber, der Andere Namens Treſſer.

Als ſie ſich weit genug von dem Hauſe entfernt glaubten, um nicht beobachtet werden zu können, begann Hueber alſo zu Treſſer zu ſprechen: „Ich winkte Dir mir zu folgen und ich glaube Du ahnſt es bereits, was die Urſache ſeyn mag, warum ich es that.“

„Ich zweifle nicht,“ ſprach dieſer, „daß es dieſelbe iſt, welche auch mich bewog Dich ſchon heute Morgens aufzuſuchen.“

Hueber drückte Treſſer die Hand. „Wir verſtehen uns. Wir waren bis jetzt Nebenbuhler und werden es bleiben bis das Schickſal entſchieden, welcher von uns beiden die ſchmucke Burgi des alten Stutzmüllers ſammt der hübſchen Ausſteuer erhalten wird. Jetzt aber, da dieſer Gelbſchnabel aus Kleinboden, der gleichſam wie ein aus dem Himmel herabgefallener Bräutigam erſcheint, und uns einen Strich durch unſere Rechnung zu machen droht, müſſen wir unſere vereinten Kräfte aufbieten ſeine Abſichten zu nichte zu machen."

„Wie aber wollen wir dieſes anfangen?" verſetzte der Andere. „Der Alte und die Dirne ſcheinen dem Buben gewogen und —"

„Wenn auch — Du kennſt den alten Stutzmüller und ſeine Heftigkeit. Wenn es nur dem Buben gelingt, beſſer zu ſchießen als der Alte, ſo haben wir gewonnen Spiel."

„Der Alte iſt ein guter Scheibenſchütze —"

„Er war es, willſt Du ſagen, aber ſeine Sehkraft hat abgenommen und ſeine Hand beginnt zu zittern. Auf jeden Fall müſſen wir ſie gegeneinander hetzen. Du weißt, wenn ein Schütze einmal in's Schießen kommt, ſo vergißt er die ganze liebe Gotteswelt um ſich herum, und denkt nur an das Ziel. Jetzt komm', wir wollen zur Geſellſchaft zurück und den Beiden ſo viel als möglich zutrinken, um ſie zu unſeren Abſichten zu ſtimmen."

Nach dieſem kurzen, aber honetten Zweigeſpräche begaben ſich die beiden Schützen wieder in das Haus des Richters und miſchten ſich unter die übrigen Gäſte.

Luſtig kreiſ'te indeſſen hier der Weinkrug von einer Hand zur andern und Stutzmüller und Georg hatten ſchon in beſter Freundſchaft einige Male mit einander angeklungen und auch das Zubringen der Uebrigen erwidert, als Hueber und Treſſer ihnen auf's Neue ihre Krüge zum Anſtoßen darboten, welches ſie auch, nach Schützenweiſe, nicht ausſchlagen durften und mochten, und das dieſe in erheuchelter Freundlichkeit einige Male wiederholten.

Endlich wurde das Zeichen zum Aufbruche gegeben. Ein Schütze mit einer hohen Fahne, von welcher weiße und grüne Bänder herunterflatterten, an denen ſich die Preiſe, aus Gold- und Silberſtücken beſtehend, befanden, machte den Anfang des Zuges. Dieſem folgten zwei kleine, hanswurſtartig gekleidete Jungen, welche bei dem Schießen die Zielerdienſte verſahen, von denen jeder ein Fähnlein mit einem kurzen Stiele trug, von welchen das eine von weiß und grüner, das andere von rother Farbe war.

Ihnen folgten mehrere Spielleute, dann der Richter von Zell, als Schützenmeiſter und Preisrichter mit den Aelteſten des Ortes, und nach dieſen ſämmtliche Schützen, jeder den Hut mit Hutfedern und Gemsbart geſchmückt, und die Armbruſt über der Achſel. Den Schützen ſchloſſen ſich ſämmtliche Weiber, Mädchen und Kinder des Dorfes und der Umgegend an, unter welchen ſich auch Burgi mit einer Freundin, die ſie zufällig in Zell getroffen hatte, befand.

Der Zug ging unter lautem Gejauchze, Gelärme und Muſik auf mehreren Umwegen durch das Dorf, an der Kirche vorüber, und ſodann zu der Schießſtätte.

Dieſe war eine ſchöne große Waldwieſe, ungefähr eine Viertelſtunde außer Zell, rings von grünen waldbewachſenen Bergen umſchloſſen, hinter welchen die, mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Höhen der hohen Mauer und des Löffels hervorblickten.

An dem obern Raine der Wieſe war ein Zelt von roth und weißer Leinwand aufgeſchlagen, welchem gegenüber an dem entgegengeſetzten Ende die Scheibe aufgepflanzt war. Neben dem Zelte flatterte eine hohe Fahne von grün und weißer Farbe luſtig in der Luft.

Der Richter und die Aelteſten nahmen in dem Zelte Platz, von welchem ſie den ganzen Schießplan überſehen konnten. Neben dieſen placirten ſich die Spielleute, an welche ſich die Zuſeher in buntem Gemenge reihten.

Als die Verſammlung etwas ruhiger geworden, erhob ſich der Richter, nahm ſeinen Hut von dem Kopfe, und ſprach: „Ihr werthen Schützen, Bürger und Landleute, Ihr ſeyd allhier abermals verſammelt, um eine Volksbeluſtigung, die ſeit langer Zeit in unſern Bergen heimiſch und beliebt, wie in keiner andern Gegend iſt, beizuwohnen, bei welcher Jedweder ſeine Fertigkeit und ſein Geſchick im Schießen nach der Scheibe darthun wird."

„Derjenigen, welchem von Euch der beſte Schuß gelingt, erhält den Preis, beſtehend in zwei Gold- und vier großen Silbermünzen, und einem Waidfähnlein von weiß und grüner Farbe, zur Erinnerung an den heutigen Tag."

„Ich als Aelteſter von Zell und Vorſtand der hieſigen Schützenlade ermahne Euch daher, daß ihr Euch ruhig und beſcheidentlich verhalten wollet, damit dieſes Alles, ſo wie es ſich g[illegible], in Frieden und guter Eintracht vor ſich gehe, un[illegible] laßt uns denn in [illegible] Hubertus und in des Himmels Namen das Schießen beginnen.“

Hierauf ließ ſich der Richter wieder auf ſeinen Stuhl nieder, und die Schützen mußten die Looſe, welche den Rang beſtimmten, nach den auf jeden der Schuß kam, aus einem Korbe leſen.

Geſpannte Aufmerkſamkeit herrſchte unter den Zuſehern, wie unter den Preiswerbern.

Da trat der Joſeph Neulichtl, den das Loos zum erſten Schuß beſtimmte, aus den Reihen. Er nahm ſeine Armbruſt, legte an, maß eine geraume Weile die Entfernung und drückte ab. Der Polzen ſchlug in den dritten Kreis. Ein allgemeiner Jubel erfolgte.

Neulichtl trat zurück und überließ ſeine Stelle dem Bremſteller aus Zirl, dieſer einem Schützen aus Schwatz und ſo fort. Stutzmüller und Georg hatten beinahe die letzten Nummern getroffen.

Keiner ihrer Vorgänger aber vermochte inner den zweiten Kreis zu treffen, ja manche trafen ſogar in den erſten, und auch außerhalb denſelben, welchem immer ein ſchallendes Gelächter folgte.

Jetzt kam die Reihe an Georg. Mit raſchen Schritten trat er aus den Reihen der Schützen, faßte, nachdem er ſeinen Anſtand genommen, die Armbruſt und drückte nach kurzem Bemeſſen ab.

Ein allgemeiner Jubel folgte dem Schuſſe. Georg hatte den vierten Kreis getroffen.

Beſcheiden aber mit glühenden Wangen trat er zurück, mit flüchtigen Blicken Burgi unter den Zuſehern ſuchend.

Noch einige Schützen, worunter auch Hueber und

Treſſer, folgten ihm, aber abermals fehlte jeder von ihnen. Endlich kam der Schuß auf Stutzmüller.

„Du wirſt doch dem naſeweiſen Buben nicht den Preis laſſen!" raunte ihm Hueber zu.

„Sieh' nur, wie er lächelt," flüſterte Treſſer, „er glaubt ſchon des Sieges ganz ſicher zu ſein."

Stutzmüllers Stirne zog ſich in finſtere Falten, doch faßte er ſich ſchnelle, trat vor und legte an.

Man ſah, daß es ſeine alte Schützenehre galt. Jetzt drückte er ab. Jubel über Jubel — er hatte ebenfalls den vierten Kreis getroffen. Mit beinahe ſtolzer Miene trat er wieder unter die Schützenverſammlung, und blickte lächelnd auf Burgi hinüber, die ihm freudig mit einem Tuche zuwinkte.

Die nachfolgenden trafen nur mehr den zweiten und dritten Kreis.

Als ſämmtliche Schützen geſchoſſen hatten, erhob ſich der Richter wieder und ſprach:

„Wie ihr geſehen habet, ihr wackeren Schützen, ſo ſind dieſesmal die beſten unter euch: Georg Reichhart aus Kleinboden und der Hans Stutzmüller aus Sterzingen. Beiden gebührt für heute die Ehre und der Preis als Schützenkönig. Da dieſe Würde aber nach altem Herkommen nur Einer dieſer beiden Schützen bekleiden, und die mit dieſer Würde verbundenen Preiſe in Empfang nehmen kann und darf, ſo mache ich den Ausſpruch: Georg Reichhart hat mit dem Hans Stutzmüller noch Einmal um den Preis zu ſchießen."

Alles fand dieſen Ausſpruch gerecht und billig, und Georg und Stutzmüller traten vor.

Georg ſpannte beſonnen die Armbruſt und legte an. — Aller Augen waren auf das Ziel gerichtet. Jetzt drückte er ab — ſein Polzen hatte mitten in das Schwarze getroffen.

Die Berge wiederhallten von dem Jubelgeſchrei der Menge, Mützen und Hüte flogen in die Luft, die Muſik machte einen fürchterlichen Tuſch, während die Zieler Bocksſprünge machten, wie toll um die Scheibe tanzten und ein rothes Fähnlein auf dieſelbe pflanzten. Nur Burgi, welche ihren Vater und ſeinen Ehrgeiz, der beſte Schütze zu ſeyn, kannte, zitterte in banger Erwartung.

„Jetzt Stutzmüller, nimm dich zuſammen, flüſterte Treffer.“

Mittlerweile war eine neue Scheibe neben der alten aufgerichtet und Stutzmüller trat auf ſeinen Stand.

Stutzmüller, merklich aufgeregt, legte an, maß bedächtiger als das erſte Mal und drückte ab. Aber unter dem Abdrücken zitterte ſeine Hand, der Polzen flog weit über die Scheibe hinaus.

Während dieſem hatte ſich Huber hinter Georg geſchlichen und ſchlug in dieſem Augenblicke eine ſchallende Lache auf, welcher eine zahlreiche Begleitung folgte.

Stutzmüller wendete ſich, faſt erſtarrt vor Schreck, Wuth und Scham über ſein Mißgeſchick, noch mehr aber über dieſen Hohn, nach der Gegend, von welcher jenes Gelächter kam, und erblickte Georg, der ganz unbefangen auf ſeine Armbruſt gelehnt daſtand.

„Der war's!“ flüſterte Treffer.

Dem Alten ſchwindelte, ſo, daß ihn Treffer am Arme faſſen mußte, wollte er ihn nicht umſinken laſſen.

Indeſſen hatten die Schützen **Georg** umrungen und brachten ihm ihre Glückswünſche. Auch der Richter ſammt ſeiner Umgebung erhob ſich und trat zu **Georg**, ihm den Preis, welchen ſchöngeſchmückte Mädchen auf Polſtern trugen, einzuhändigen. Eben ſo kamen die Jungen in den Narrenkleidern herbei, und überreichten ihm das Waidfähnlein und das Centrum, aus einem Nagel beſtehend, den ſie auf einen Teller trugen. Jubelnd und lärmend umdrängten die Zuſeher die Geſellſchaft.

Nur **Burgi**, welche die Bewegung ihres Vaters geſehen hatte, war verwirrt und ſchluchzend zu dieſem getreten und faßte ihn beſorgt am Arme.

Als **Georg** den Preis erhalten hatte, trat auch **Stutzmüller**, den ſeine Tochter vergebens zu bewegen geſucht hatte, den Schauplatz ſeines Unheiles zu verlaſſen, zu **Georg**. Er war merklich blaß geworden und ſeine Augen funkelten.

„**Georg**,” ſprach er, mit einer vor Grimm zitternden Stimme, „ich wünſche Dir Glück zu dem Preiſe, Du biſt ein guter Schütze. Aber —” flüſterte er ihm mit gedämpfter Stimme in das Ohr, indem er ihn einige Schritte ſeitwärts zog, „die **Burgel** bekommſt Du nicht — merk' es Dir wohl; es müßte denn,” ſetzte er mit hämiſchem Lächeln hinzu, „der Erzherzog **Maximilian** ſelbſt für Dich um ihre Hand bei mir werben.”

Mit dieſen Worten drehte er ihm den Rücken zu, und entfernte ſich mit ſeiner Tochter, welche noch einen wehmüthig klagenden Blick auf den betroffenen Schützenkönig zurückwarf.

Georg ſtand wie aus den Wolken gefallen, und wußte nicht ob er träume oder wache, ſo unerwartet traf ihn dieſer Schlag.

Hueber hatte ſich aber durchs Gewühl zu Treffer hindurch gedrängt, drückte dieſem die Hand und flüſterte: „Triumph! Der Alte iſt glücklich in die Falle gegangen.“

III.

Die Begegnung.

Als die Schützen wieder unter fröhlicher Muſik und in derſelben Ordnung, in der ſie ausgezogen, in dem Hauſe des Richters angekommen waren, fanden ſie daſelbſt eine reichbeſetzte-Abendtafel.

Der Abglanz einer wahrhaften Fröhlichkeit, wie ſie allein bei den unverdorbenen Gebirgsbewohnern, die fern von allen Welthändeln, nur der Natur und ihren Pflichten leben, zu finden iſt, ſpiegelte ſich auf den Geſichtern aller Anweſenden. Nur Georg, Stutzmüller und Burgi machten hiervon eine Ausnahme.

Die Spielleute hatten ihre Plätze in der Stube eingenommen und muſicirten, während die Schützen ihre Kinnladen in Bewegung ſetzten, unermüdet, die kleinen Pauſen abgerechnet, während welchen ſie ihre erlahmenden Kräfte durch einen friſchen Trunk zu ſtärken verſuchten.

Neugierig drängte ſich die Dorfjugend an die Fenſter und ſchaute durch die mit Blei eingefaßten Scheiben in die niedere, lichterhelle Stube, in welcher die Schützen einen Toaſt um den andern auf Georg ausbrachten. Nach dem Nachtmahle begannen die jüngeren Schützen einen Tanz mit ihren Dirnen, bei welchem Georg als Schützenkönig den Vortänzer machen mußte.

Von den Schützen dazu aufgefordert, näherte er ſich daher der Tochter Stutzmüllers und bat ſie den erſten Walzer mit ihm zu tanzen.

Burgi, welche an den Mienen ihres Vaters wohl abnehmen konnte, daß er es lieber ſähe, wenn ſie Georg eine abſchlägige Antwort geben würde, getraute ſich doch nicht dieſes zu thun, da ſie wußte, daß kein Mädchen dem Schützenkönig den erſten Tanz verweigern dürfe.

Sie reichte daher, obwohl etwas zögernd, dem Bittenden ihre Hand, und Beide begannen, unter dem Beifallsklatſchen der Menge und dem fürchterlichſten Wüthen der Spielleute, den Walzer.

Bald aber drehte ſich Alles in luſtigen Wirbeln, nur die Aelteren waren bei ihren Krügen ſitzen geblieben und ſahen, mit Ausnahme Stutzmüllers, mit Wohlgefallen der Luſtbarkeit des fröhlichen jungen Volkes zu.

„Um des Himmelswillen," flüſterte Burgi, als ſie ſich unbemerkt ſah, zu Georg, „ſuche den Vater wieder zu beſänftigen, er iſt ſchrecklich aufgebracht gegen Dich. Der Hueber —

Da kamen ſie wieder in das Gewirre und Burgi mußte abbrechen.

Nach Beendigung des Tanzes führte Georg ſeine Tänzerin wieder zu ihrem Vater zurück, aber Treſſer und Hueber hatten daſelbſt die noch unbeſetzten Stühle bereits eingenommen, ſo, daß Georg gezwungen war, ſich Platz an einem anderen Tiſche zu ſuchen.

Vergebens ſuchte er mehrere Male ſich dem Stutzmüller oder ſeiner Tochter zu nähern, immer wußten Hueber und Treſſer ihn daran zu verhindern, und ſo geſchah es, daß die Stunde zum allgemeinen Aufbruche gekommen war, ohne daß die Feindſeligkeit zwiſchen ihm und Stutzmüller beigelegt worden wäre.

Georg hoffte daher am nächſten Morgen Gelegenheit zu finden mit ihm auf dem Wege nach ſeiner Heimat zuſammen zu kommen, und nahm ſich feſt vor, dann nicht früher von ihm zu weichen, bis er die Urſache ſeines harten Ausſpruches, welche er ſich noch immer nicht zu erklären wußte, erfahren haben würde.

Flüchtig nahm er daher mit Anbruch des Tages von dem Schützenmeiſter und den andern Bekannten Abſchied, als er hörte, daß ſich der Stutzmüller mit ſeiner Tochter bereits entfernt habe, und verfolgte die Straße nach dem Unterinnthale, welche ſie nothwendig eingeſchlagen haben mußten.

Er war noch keine halbe Stunde rüſtig fortgeſchritten auf der, an den nackten, himmelanſtrebenden Felſen, ſich fortſchlängelnden Bergſtraße, als er ſchon den alten Stutzmüller mit ſeiner Tochter im Geleite jener beiden Tiroler in der Ferne anſichtig wurde, und daher ſeine Schritte verdoppelte.

Bald hatte er die Wanderer eingeholt und trat mit ſeiner gewöhnlichen Freimüthigkeit zu dem Alten, welcher ihn kaum anblickte.

„Stutzmüller,“ redete er dieſen an, „Du haſt einen Groll auf mich, deſſen Grund Du mir erſt entdecken mußt, da ich mich nicht erinnern kann, Dich auch nur mit einem Blicke beleidigt zu haben."

„Du haſt ein kurzes Gedächtniß," erwiderte unfreundlich der Alte. Aber wozu noch Erklärungen? Du weißt was Du zu erwarten haſt — die Burgel bekommſt Du nicht."

„Außer," ergänzte Treſſer lachend, welcher an der Seite des verweinten Mädchens ging, „wenn der Erzherzog von Oeſterreich um ſie bei dem Stutzmüller für Dich wirbt."

„Ja," ſprach Hueber, „deſſen ſind wir Zeuge. Nun ſeh nur zu, daß Dir der Max aus der Patſche hilft."

„Ich laß' Dich nicht von der Stelle," ſprach Georg auf das Aeußerſte gebracht, indem er dem Stutzmüller den Weg vertrat, „bevor Du mir nicht die Urſache Deiner Feindſchaft ſagſt."

„Bube!" brauſ'te dieſer auf, „willſt Du mich noch Einmal höhnen, wie Du es ſchon gethan haſt, als mir der zweite Schuß mißlang?!"

„Ich Euch gehöhnt?" fragte Georg voll Erſtaunen.

„Seht, er ſpielt den Unſchuldigen," bemerkte Treſſer halblaut, ſich zu Stutzmüller wendend.

„Stand ich doch ſelbſt neben Dir, als Du ein ſchallendes Gelächter ausſtießeſt, wie der Stutzmüller fehlte," ſprach jetzt Hueber, mit frecher Stirne vor Georg hintretend.

„Elender Verleumder!" brüllte Georg und ſchlug Hueber'n ſo gewaltig in das Geſicht, daß er zu Boden ſtürzte.

„Wie? Du willſt Dich an uns vergreifen?" rief

Treſſer, indem er mit erhobenem Alpenſtocke auf Georg zuſprang.

„Vater! um des Himmelswillen,“ ſchrie Burgi in heftigſter Angſt.

„Keinen Schritt vorwärts, Du ſchurkiſcher Geſelle,“ donnerte Georg, indem er ſeine Armbruſt auf Treſſer anlegte, vor welcher dieſer im paniſchen Schrecken einige Schritte zurückprallte.

„Ich weiß nun, was die Urſache iſt,“ fuhr er hierauf fort, „und werde mit euch Beiden noch darüber rechten. Du aber, Stutzmüller, handle nicht zu voreilig, auf daß Du nicht in Deinen alten Tagen noch feurige Kohlen ſammelſt auf Dein Haupt. Wir werden uns wieder ſehen, wenn Du ruhiger geworden biſt.“

Mit dieſen Worten war Georg in dem nahen Fichtenwald verſchwunden.

Fluchend hatte ſich indeß Hueber, welcher durch den Schlag zwei Backenzähne eingebüßt hatte, von der Erde aufgerafft, und ſchwur, ſich blutig für dieſe Beleidigung an Georg zu rächen. Auch Treſſer ſtimmte in dieſes Lied ein, und ſpie alle verhaltene Galle auf den jungen Schützen aus. Nur Stutzmüller, welcher mit ſeiner Tochter ganz verwundert der unerwarteten Begebenheit zugeſehen hatte, war nachdenkender geworden, und ging ſchweigend an der Seite ſeiner Tochter die Bergſtraße hinan, welche ſich um das kahle Felsgebirge nach dem Dörfchen Straß hinwand.

Georg aber war, faſt außer ſich vor Wuth und Verzweiflung, durch das Dickicht des Waldes fortgerannt, ohne ſelbſt zu wiſſen, wohin er eigentlich wollte.

Immer wüſter und fürchterlicher wurde die Wildniß um ihn her. Ungeheure Kalkfelſen, die von oben bis unten zum Theile geborſten, züm Theile in Steinſtröme zerbröckelt waren, ragten an beiden Seiten zwiſchen wild verworrenem Geſtrippe und verkrüppelten Rothtannen empor. Viele dieſer Bäume lagen zerſchmettert, aſtlos und dürre durcheinander hingeſtreckt, als das Denkmal einer Lawine, welche einſt dieſen Strich verwüſtete. Es war eine Gegend, über welche die Natur alle ihre Schrecken verbreitet zu haben ſchien. Tiefe, melancholiſche Stille herrſchte ringsumher, nur zuweilen ſchlug das dumpfe Gemurmel der Ziller an ſein Ohr, welche tief in den Schluchten unter beſtändigem Falle fortſtrömt und ſich einen Ausweg nach dem Inn durch dieſe Felſenlabirinthe bricht.

Um ſo mehr mußte es ihn in Verwunderung ſetzen, als er in dieſer ſchauervollen Wildniß plötzlich eine kreiſchende männliche Stimme vernahm. Raſcher vorwärts ſchreitend aber ſtellte ſich ihm gleich darauf eine Scene dar, welche er am allerwenigſten an dieſem Orte zu ſehen erwartet hatte.

Er war nämlich kaum einige Schritte durch das Dickicht vorgedrungen, als ſich dieſes endigte und er vor ſich einen öden Felſenkeſſel erblickte, aus welchem die Töne gekommen waren.

Der Eigenthümer dieſer Stimme aber war Niemand anderer als jenes braune Männchen, deſſen Bekanntſchaft er ſchon in der Schenke zu Zell gemacht hatte, und das mitten im Thale, in der Rechten eine Rolle Papier haltend, mit welcher es, wie ein Geiſterbeſchwörer, die

Lüfte durchfocht, gar heftig herumſprang und für Georg ganz unverſtändliches Zeug vor ſich hin ſchrie.

Georg konnte ſich nichts anderes denken, als daß der Alte wahnſinnig geworden ſei, als ihn dieſer mit Einemmale erblickte, ſogleich ſeine ſeltſame Luſtbarkeit einſtellte und einen Folianten und mehrere Schriften, die zerſtreut im Mooſe umherlagen, auflas.

„Was treibſt Du hier für tolles Zeug, Alter?“ fragte Georg mit unmuthigem Geſichte.

„Tolles Zeug?“ — antwortete der Braune. „I nu, wie man's nimmt. Was der Eine für klug hält, kommt dem Andern wie toll vor. Ich freue mich eben über meine gelungene Entdeckung, von der Du freilich nichts verſtehſt — und wenn ich mich recht freuen will, ſo geh' ich in den dicken Wald, da freuen ſich die Vöglein auch und die Quellen, und das Laub am Baum, da ſingt und murmelt und ſäuſelt Alles mit. Die Menſchen können das viel weniger, das macht, weil ihnen die alte Schlange Invidia im Herzen ſitzt, die immer hervorguckt, ſo oft ein Anderer glücklicher geworden iſt als ſie.“

„Du haſt nicht ganz Unrecht, Alter, aber was iſt denn der Grund Deiner Freude?“

„Na, weißt Du,“ erwiederte der Braune, „wenn Du einmal zum Sterben kommen ſollteſt, ſo ſchicke um mich, dann werde ich Dir's ſagen.“

„Spotte nicht,“ rief Georg, „ich bin nicht in der Laune, Spötteleien zu ertragen.

„Ich ſpotte niemals,“ erwiderte der Braune. „Sieh, ich bin dem non plus ultra der Wiſſenſchaft, dem Elixir auf die Spur gekommen, mittelſt welchem man das Leben ad libitum verlangern kann. Was **Trithemius** und **Sigismund Fugger** nicht zu Stande bringen konnten, das werde ich zu Stande bringen. Ich werde eine Univerſalmedizin bereiten, worüber **Hermes Trismegiſtus** ſich noch im Grabe freuen wird, eine Univerſalmedizin ſag' ich Dir, welche die verſiegende Lebensflut wieder zurück zur Quelle führen, welche die vires humanas immer wieder erfriſchen, erkräftigen und verjüngen ſoll."

„Kannſt Du auch erbitterte Gemüther wieder friedſelig machen? Feindſchaften in Freundſchaften verwandeln?"

„Das iſt Spaß," ſprach der Braune; „aber fortleben, durch meine Panacee fortwirken, immer weiſer werden, immer tiefer eindringen in die naturae mysteria, endlich einmal die weiße Jungfrau vindiciren, welche der blaue Zwerg mit ſmaragdenen Ketten gebunden, und in den kriſtalliſchen Brunnen geworfen hat, aus dem ſodann die wunderbarliche Blume **Sulphur** entſtanden iſt, die der rothe orientaliſche Löwe —"

„Bleib mir mit Deinen Zwergen und Löwen vom Leibe," fiel ihm **Georg** in die Rede, „und lebe meinetwegen noch hundert Jahre nach der Ewigkeit. Hör', Alter," fuhr er nach einer Pauſe fort, „Du biſt zwar ein ſonderbarer Kauz, wie mir noch kein zweiter vorgekommen, aber Du ſcheinſt mir, trotz Deiner Narrheit, doch vernünftiger als die Ander'n alle, darum will ich Dich jetzt um Rath befragen, was ich in meiner ſchlimmen Lage, die Deiner Vorausſagung nach nunmehr wirklich eingetroffen iſt, unternehmen ſoll."

„Du machſt ſonderbare Complimente, erwiderte der

Braune, „aber rücke heraus, doch ſchnell, ich muß heute noch vor Mittag in Straß ſeyn.

„Auch mein Weg führt dahin," ſagte Georg.

„Nun, ſo laß uns aufbrechen," erwiederte Jener, indem er ſich ſeine Taſchen mit den Büchern und Schriften vollſtopfte, den Folianten unter den Arm nahm, und mit einem ſchwarzen abgenützten Sammtbarret das kahle Haupt bedeckte. „So, jetzt afferire mir Deine Fatalitäten, wir wollen ſehen, wie ihnen abzuhelfen."

Hierauf machten ſich Beide auf den Weg, und Georg erzählte dem Braunen ohne Umſchweife das Vorgefallene.

Der Braune ſchüttelte anfangs den Kopf, wurde aber immer heiterer, ſo, daß er am Ende der Erzählung in ein lautes ſchallendes Gelächter ausbrach, worüber Georg ſchon Miene machte zornig zu werden.

„Er verweigert Dir alſo hartnäckig das Mädel?" fragte hierauf der Braune.

„Er will nichts mehr von mir wiſſen," entgegnete Georg.

„Bene, bene," rief Jener, „und der Maximilianus —" hier brach er wieder in ein unmäßiges Lachen aus — „ſoll für Dich werben?"

„Ja," ſagte Georg, „mit dieſen Worten hat er mich gehöhnt."

„Bene, benissimo," rief der Braune abermals.

„Herr," donnerte der junge Schütze, „jetzt hab ich es genug —"

„Taceas, Bürſchchen, taceas!" ſprach hierauf der Braune, indem er die buſchigen Augenbraunen zuſammenzog, daß ſie einen Triangel bildeten, „nur mir gefolgt. Nicht ſo hitzig, der Hohn ſoll Ernſt werden. Ich ſtelle Dir den Brautwerber. Noch eins, wo iſt dermalen der Alte mit ſeiner Tochter?

„Sie müſſen heute gegen Mittags das Dörfchen Straß erreichen,“ antwortete Georg.

„Gut,“ kicherte der Braune wieder, „heute noch ſoll der Maximilianus für Dich werben. Mein Wort darauf!“

„Wie?“ fragte Georg erſtarrt, „der Erzherzog?“

„Ja, der Erzherzog von Oeſterreich ſoll für Dich werben. Jetzt folge mir nur, und kümmere dich um nichts weiter. Dachte ich's doch gleich, daß es ſolch eine Kleinigkeit ſei. Wenn aber Euch Menſchenkindern das Geringſte über die Quere — Sieh' da,“ rief er plötzlich, indem er vor einer Alpen-Schneewurz am Wege ſtehen blieb, „eine wunderſchöne pinquicula alpina, ein prachtvolles Exemplar, das kann ich nicht hier ſtehen laſſen.“

„Aber Herr,“ fragte jetzt Georg, „wie willſt Du es anfangen?“

„Abſchneiden,“ antwortete der Braune.

„Ach, ich rede nicht von der Pflanze hier, ſondern von dem Erzherzog —“ verſetzte Georg ärgerlich.

„Ja ſo,“ fuhr der Braune fort, während er mittelſt eines Meſſers die Pflanze von dem Stängel trennte, und ſie in ſeinen Folianten legte. Nichts leichter als das. Der Erzherzog iſt eben auf der Gemſenjagd in dieſer Gegend und bleibt heute über Mittag in Straß. Horch, hörſt Du die Jagdhörner?

In der That vernahm Georg die Klänge von fernen Harſthörnern luſtig durch das Gewälde ſchallen.

„Aber ſag' mir nur Alter, Du biſt doch nicht ein Herr aus des Erzherzogs Gefolge?" fragte Georg.

„Zuweilen, zur Unterhaltung, — doch laß uns jetzt lieber die Füße als die Zunge in Bewegung ſetzen," ermahnte der Braune, „damit wir noch zu rechter Zeit unſer Ziel erreichen."

„Nun, in des Himmelsnamen," rief Georg, indem er die Armbruſt wieder über die Schulter warf, und ſeinem ſpindeldürren Geleitsmanne folgte, der mit einer wunderbaren, ſeinem Alter kaum zuzumeſſenden ſpinnenartigen Behendigkeit, den Pfad, welcher ſich zwiſchen den rauhen Steinmaſſen im Zickzack hinwand, vorauseilte.

Komme was da wolle, dachte Georg, ſchlimmer kann es doch nicht mit mir werden, als es bereits ſchon geworden iſt.

Während dieſes in dem öden Felſenthale vorgefallen, hatte der alte Stutzmüller mit ſeiner Tochter bereits die Herberge in Straß erreicht, vor derſelben aber viele Waidmannsleute und Reiterbuben mit ihren Roſſen angetroffen.

Er zog höflich vor ihnen den Hut und befragte ſie, was ſie hier vorhätten?

„Wir erwarten den Erzherzog von einer Gemſenjagd," ſprachen Einige.

„Den Erzherzog?" fragte Stutzmüller.

„Ja," antwortete der Befragte, „er wird hier ſeinen Mittagsimbiß einnehmen."

„Da kommt er ſchon! da kommt er ſchon!" riefen die Andern, während lautes Hörnergetön vernehmbar wurde, und auf der Bergſtraße Staubwolken aufwirbelten.

Freudig überraſcht, den geliebten Landesherrn, den er vor vier Jahren das erſte Mahl bei einem Rennen zu Innsbruck geſehen hatte, jetzt wieder zu erblicken, drängte ſich Stutzmüller, den Hut unterm Arme, mit ſeiner Tochter an das Thor der Herberge, welches jener paſſiren mußte.

Die Jagdhörner waren indeſſen immer näher gekommen, deutlich erſchallten jetzt ihre munteren Weiſen.

Lautes Geklirre und Roſſegetrappe deutete auf die nahe Ankunft des Erwarteten. Alles, was in der Herberge und in den Hütten des Dörfchens ſich befand, ſtrömte in das Freie heraus.

Jetzt kam der herzogliche Jäger herangebrauſ't, neben ihm Graf Falkenſtein, Freiherr Hendl von Goldrain nebſt mehreren Rittern und Herren, Alle in grünen Jagdwämſern mit wehenden Federbüſchen auf den Hüten. Doch überſtrahlte Maxen's jugendlich kräftige Geſtalt mit den flatternden goldgelben Locken und dem männlich ſchönen Heldenantlitz alle Uebrigen.

Mit freudigem Jubel umdrängte das Landvolk ſeinen geliebten Landesfürſten, der es mit freundlicher Herablaſſung begrüßte.

Vor der Herberge angelangt, ſprang Max mit der Leichtigkeit eines gewandten Reiters von dem ſchäumenden Roſſe und wandte ſich zu dem Grafen Falkenſtein und dem Freiherrn Hendl von Goldrain, welche ebenfalls abgeſeſſen waren und ſich ihm mit entblößtem Haupte näherten.

Nachdem er Einiges mit ihnen in franzöſiſcher Sprache geſprochen, grüßte er noch einmal Alle freundlich, mit ſeinem Adlerblicke die Anweſenden überfliegend, und trat in die Herberge, aus welcher ihm der Eigenthümer derſelben mehr auf allen Vieren kriechend, als gehend entgegen kam.

Die beiden erwähnten Herren und noch vier andere, welche ſich in dem Gefolge befanden, folgten dem Erzherzoge. Stutzmüller hatte kein Auge von Max verwendet und ſtand noch immer wie Burgi in freudiger Aufregung an der alten Stelle, als ſich ihm Treſſer näherte und lachend zuflüſterte: „Na, wenn das der Georg wüßte, ſo könnte er gleich den herzoglichen Herrn um ſeine Fürſprache bei Euch bitten.“

„Keinen Scherz mit der Perſon unſeres Max!“ entgegnete Stutzmüller entrüſtet, faßte ſodann die Hand ſeiner Tochter und folgte der Menge, welche ſich in die allgemeine Schankſtube drängte.

„Hm,“ brummte Treſſer, dem Alten einen hämiſchen Blick nachwerfend, „das Eiſen iſt noch nicht heiß genug geſchmiedet, aber Geduld, an den Schmiedegeſellen ſoll es nicht fehlen!“

IV.

Der Brautwerber.

„Bleib' nur hier ſtehen,“ ſprach der Braune zu Georg, als ſie die Herberge zu Straß erreicht hatten und durch den offenen Thorweg, welcher in der Umzäunung angebracht war, in den Hausflur traten. Der Erzherzog iſt ſchon hier angelangt, nur muß ich erſt ſehen, ob er auch geneigt iſt Dich zu ſprechen.“

Mit dieſen Worten trat er zu einer Thüre, vor welcher zwei Waidgeſellen ſtanden, welche ehrfurchtsvoll ihre Hüte vor dem Braunen abzogen und ihm dieſelbe öffneten.

Georg konnte nicht begreifen, wer nur der räthſelhafte Alte ſeyn könne. In der Schenke zu Zell hatten ihn Einige als Bergknappen, Andere als Zigeuner, wieder Andere als Marktſchreier erkannt; er ſelbſt hatte ihn von einem Lebenselixir reden hören, das er erfunden haben wollte. Wie hing aber dieſes Alles mit ſeinem Verhältniſſe zu dem Erzherzog zuſammen? — Er konnte ſeine Neugierde nicht länger zügeln und mußte ihr Befriedigung verſchaffen. Er trat zu einem der Jäger, indem er den Hut rückte, und ſprach: „Guter Freund, kannſt Du mir nicht ſagen, wer der Mann im braunen Rocke iſt, der eben hier hineinging?“

„Wie?“ fragte der Waidmann, „Du kennſt ihn nicht?“

„I nu,“ antwortete Georg, „ich kenne ihn wohl, aber nicht ſo genau, daß ich wiſſen könnte —“

„Weſſen Standes er iſt, nu, darüber kann ich Dir ſchon Auskunft geben. Er iſt —“

„Rembrecht! Siegwein!“ rief in dieſem Augenblicke ein Ritter, aus dem Gemache des Erzherzogs tretend.

„Sogleich!“ entgegneten die beiden Jäger und folgten jenem in das Gemach, die Thüre hinter ſich ſchließend.

Nun wußte Georg wieder eben ſo viel als er zuvor gewußt hatte. — „Nu, ſei er wer er ſei," brummte er endlich vor ſich hin, „wenn er mir nur meine Burgi verſchafft."

Nicht lange, ſo öffnete einer der Jäger abermals die Thüre und winkte Georg hineinzutreten.

Georg folgte ungeſäumt dieſer Einladung, obgleich ihm das Blut zum Herzen drang, da er, der noch nie mit einer höheren Perſon, als dem Pfarrherrn ſeines Ortes oder einem Vogte der Nachbarſchaft, geſprochen hatte, jetzt vor den Landesherrn, den gewaltigen Max, treten ſollte.

Doch faßte er ſich beſtmöglichſt, riß den Hut vom Kopfe und trat, den Daumen der linken Hand nach Landesſitte in den Hoſenträger gehäkelt, in die Stube.

Dieſe war ein ziemlich geräumiges Viereck, ganz nach Art jener Landleute eingerichtet, und hatte zwei Fenſter und einen Bettwinkel oder Alkove, welcher mittelſt eines Vorhanges bedeckt war.

In der Mitte der Stube war ein Tiſch gedeckt, an welchem Erzherzog Max mit dem Grafen Falkenſtein, Künigl von der Wart, dem Freiherrn Hendl und noch einigen Herren von ſeiner Begleitung ſaß. Hinter dem Erzherzog ſtanden mehrere Knappen und Jägersleute, die ihn bedienten.

Der Braune war ſo eben von ſeinem Stuhle, der ſich zunächſt an jenem des Erzherzogs befand, aufgeſtanden, als Georg eintrat.

„Ecce sagittarium!" ſprach zu Max gewendet der Braune.

Aller Augen wandten ſich nach Georg, der einige linkiſche Verbeugungen machte und dann, verlegen den Hut in den Händen drehend, ſtehen blieb.

„Ei, ſieh'!" rief Maximilian, als er ihn eine Weile angeſehen hatte, „das iſt ja, ſo ich nicht irre, eine alte Bekanntſchaft. Haſt Du nicht vor zwei Tagen einen Gemſenjäger vom Gehänge am Hainzberge herabgeholfen?"

„Wohl habe ich das, —" ſtotterte Georg.

„Nun, dieſer Gemſenjäger war ich und bin Dir noch dafür zum Danke verpflichtet, denn ohne Deiner Beihülfe wäre es mir etwas ſauer geworden von dem Exile herabzukommen. Freilich war's nur ein Kinderſpiel gegen die Martinswand bei Innsbruck, aber einige Quetſchungen hätte es dennoch abgegeben."

„Wie mir dieſer braune Herr hier ſagte, hat Dir Dein künftiger Schwiegervater die Hand ſeiner Tochter verweigert," fuhr er nach einer Pauſe fort, „weil Du bei ihm verleumdet worden, und hat geſchworen ſie Dir nur dann zu geben, wenn der Erzherzog Max von Oeſterreich um ſie für Dich wirbt."

„So iſt es, gnädigſter Herr," antwortete Georg.

„Nun, ich will meinen Dank für Deinen Waidmannsdienſt dadurch abtragen, daß ich Dir die Dirne verſchaffe. Wo hält ſich jetzt der Alte auf?"

„Er muß ſchon in Straß ſeyn oder eheſtens hier anlangen."

„Wie nennt er ſich?"

„Hans Stutzmüller iſt ſein Name, aus —"

Auf dieſes flüſterte Max dem Grafen Künigl von der Wart, welcher ihm zur Rechten ſaß, Einiges in das Ohr, worauf ſich dieſer ſogleich entfernte.

„Du biſt aus Kleinboden,“ fuhr hierauf Max zu Georg gewendet fort.

„Aus Kleinboden im Unter-Innthale,“ antwortete dieſer.

„Kennſt Du die Dirne ſchon lange?“

„Ach ja,“ erwiderte Georg. „Es mögen ſchon drei Jahre ſeyn, daß ich der Stutzmüller Burgi zu Gefallen auf die Kirmeß nach Sterzingen kam, und ſeit dieſer Zeit keine Kirmeß vorübergehen laſſen konnte, ohne hinüber zu kommen, um ſie zu ſehen.“

„Sie iſt ein gar wackeres friſches Geſchöpf und treuherzig und ehrlich. Doch wagte ich es niemals um ſie anzuhalten, obgleich Vater und Mutter mir ſchon lange anliegen zu heirathen; denn ich glaubte immer, ſie ſei viel zu hübſch für mich einfachen Buben, obgleich ich auch treuherzig bin und ehrlich wie ſie, und wir ſonſt gut zuſammenpaßten.“

„Vor einigen Tagen erſt führte mich der Zufall zu Zell mit ihrem Vater zuſammen und das Geſpräch lenkte ſich eben auf das Heirathen und ich erſah, daß der Alte nicht abgeneigt ſei, mir ſeine Tochter zum Weibe zu geben. Da hielt ich um ſie an, und Stutzmüller willigte ein — aber das verdammte Scheibenſchießen, welches hierauf folgte, machte Alles wieder zu Waſſer.“

In dieſem Augenblicke trat Graf Künigl von der Wart wieder in die Stube und ſprach zu dem Erzherzog: „Er iſt bereits in Straß und befindet ſich gegenwärtig ſammt ſeiner Tochter in dem Gemeinzimmer unſerer Herberge.“

„Da hat der Zufall wieder einmal einen glücklichen Einfall gehabt, ſie hierher zu führen,“ ſprach Max. „Man rufe den Alten zu mir ſammt ſeiner Tochter!“ befahl er ſodann, und zwei Jäger eilten zur Thüre hinaus, während er ſein Geſpräch mit dem jungen Schützen, der immer mehr Herz und Sprache gewann, in Bezug auf deſſen Braut und ihren Vater fortſetzte.

Der alte Stutzmüller und ſeine Tochter ſaßen noch mit mehreren Landleuten nebſt Hueber und Treſſer in der Gemeinſtube vor einer Schüſſel dampfender Knödel und ſprachen eben von Maximilians Verſteigung auf der Martinswand und ſeinem Kampfe mit dem Bären im Lande ob der Enns, als die Jäger hereintraten und die Landleute befragten: „Wer unter Euch nennt ſich Hans Stutzmüller?“

„Hans Stutzmüller iſt mein Name,“ antwortete dieſer etwas befremdet, „was wünſchet Ihr von mir?“

„Du ſollſt mir ſogleich mit Deiner Tochter zu dem Erzherzog Maximilian folgen,“ antwortete der Jäger.

Gleichwie wenn ein Blitzſtrahl plötzlich mitten auf den Tiſch niedergefahren wäre, prallten die Anweſenden bei dieſen Worten zurück, ſo daß Hueber und Treſſer nicht auf das Sanfteſte mit ihren Köpfen zuſammenſtießen und eines das andere von der Geſellſchaft betroffen anblickte.

Endlich aber ſammelte ſich der Stutzmüller und ſprach: „Du biſt irrig, Freund, und wirſt den Namen mit einem andern verwechſeln.“

„Nicht doch,“ erwiderte der Waidmann. „Ich habe den Auftrag, den Hans Stutzmüller aus Sterzingen ſammt ſeiner Tochter vor den Erzherzog zu laden."

„Der Stutzmüller aus Sterzingen bin nun freilich ich," ſtotterte dieſer, „aber ich kann nicht begreifen, was der Erzherzog von mir ſchlechten Bauersmanne —"

„Das wirſt Du Alles von ihm ſelbſt erfahren," erwiderte der Jäger. „Jetzt thu' nur, wie man von Dir verlangt."

„Nun ſo komm Burgel," ſprach der Stutzmüller zu ſeiner Tochter, in deren Mienen ſich, ſo wie in den ſeinen, die größte Verwirrung abmalte.

„Aber Vater, in dieſem Aufzuge," ſtotterte Burgi, indem ſie an ihrem Halstuche zupfte, „ich habe mein Sonntagskleid im Bündel eingepackt — könnte ich nicht erſt —"

„Der Erzherzog will Euch ſogleich ſprechen," unterbrach ſie der Abgeſandte.

„Da hörſt Du's," nahm der Alte das Wort, indem er ſich von ſeinem Stuhle erhob. „Na, ſo geh'n wir halt in des Himmels Namen! Der Erzherzog muß ſchon mit uns vorlieb nehmen, wie wir ſind."

„Aber —" fuhr Burgi faſt weinend fort.

„Da gibt's kein Aber mehr, Kind," erwiderte Stutzmüller und zog Burgi zur Thüre hinaus, welche ihm der Jäger öffnete, während die Zurückbleibenden ihnen wie verſteinert und mit offenen Mäulern nachſtarrten.

„Der Tirolerbauer mit ſeiner Tochter!" meldete jetzt dem Erzherzog ein Jäger, welcher dem Paare vorausgeeilt war.

„Sie ſollen herein," rief Max, „Du aber," ſprach er zu Georg, „verbirg Dich dort hinter jenem Vorhang und tritt nicht früher hervor, als bis ich Dich rufe.“

Georg verneigte ſich und that wie ihm befehlen. Da öffnete ſich die Thüre und herein trat der alte Stutzmüller mit ſeiner Tochter. Beide gingen ſchüchtern einige Schritte gegen Maxens Stuhl und fielen dann in Einem Tempo auf ihre Knie nieder.

„Steht auf,“ rief Max, „ich mag es nicht, daß man vor mir kniet.“

Beide gehorchten ſtillſchweigend.

„Man hat mir geſagt,“ fuhr Maximilian fort, „daß Du einer der tüchtigſten Armbruſtſchützen ſeieſt, und daß Deine Tochter allen Mädchen des Innthales den Rang in der Schönheit ſtreitig mache. Ich erfuhr, daß Ihr Euch zufällig hier aufhieltet und ließ Euch rufen, um mich ſelbſt von der Wahrheit zu überzeugen.“

„Was Deine Tochter anbelangt,“ begann der Erzherzog nach einer Pauſe, während welcher er das ſchmucke Mädchen, das die jungfräuliche Verlegenheit, die ſich in ſeinem ganzen Weſen ausſprach, doppelt reizend machte, mit innerlichem Wohlgefallen betrachtete, „ſo hat der Ruf dieſes Mal nicht zu viel geſagt.“

„In der That eine ſchmucke, ſtattliche Dirne,“ ſtimmte Graf Falkenſtein bei.

„Wie alt biſt Du?“ fragte Max das Mädchen.

„Im letzten Advent war ich achtzehn Jahre,“ liſpelte Burgi.

„Na, da kannſt Du Dich ſchon um einen Bräutigam für ſie umſehen, Alter, oder hat ſie vielleicht gar ſchon gewählt?“

„O nein," ſtotterte Stutzmüller, — „ach ja," flüſterte Burgi verſchämt in einem und demſelben Augenblicke.

„O nein, — ach ja, — das klingt etwas ſonderbar," ſprach Max, ſich an der immer zunehmenden Verwirrung der Beiden ergötzend. „Sagt, wie hängt das zuſammen?"

„Ja," ſtotterte Burgi, „der Vater;" — „der Georg," ſtammelte dieſer.

„Nun heraus mit der Sprache!" fuhr Max fort, „die Dirne ſcheint mir mit ihrem: „ach ja" doch mehr Recht zu haben, als Du mit Deinem: „o nein?"

„Mit hoher Vergunſt," begann Stutzmüller, welcher all' ſeinen Muth zuſammenraffte, „ſie hatte wohl ſo eine flüchtige Bekanntſchaft mit einem Buben aus Kleinboden, deſſen Weib ſie werden ſollte, aber —"

„Aber," fiel nun Burgi ihm in's Wort, „der Vater will ihn jetzt nicht mehr."

„Nicht?" fragte Max. „Ja, wenn dieſes iſt," fuhr er ſodann fort, „da mußt Du Dir ihn freilich aus dem Kopfe ſchlagen. Das Kind muß immer dem Vater gehorſam ſeyn."

Bei dieſen Worten begann ſich der Vorhang, hinter welchem Georg verſteckt war, ganz gewaltig zu rühren, ſo daß Max und die Herren am Tiſche, mit Ausnahme des Braunen, welcher ein langes Rezept aus der Taſche hervorgezogen hatte und eifrig in demſelben las, nur mit vieler Mühe ihr Lachen zurückzuhalten vermochten.

„Ich habe," fuhr Max nach einer Pauſe fort, „in meinem Gefolge manchen heirathsluſtigen Kumpan, dem ich gerne ſolch' eine tüchtige Hausfrau gönnte. Alter, würdeſt Du mir eine abſchlägige Antwort geben, wenn ich für einen derſelben um die Hand Deiner Tochter würbe?"

Stutzmuller erſchrak ſichtbar, Burgi aber wurde todtenbleich und ſenkte das Köpfchen.

„Nun, Ihr ſcheint eben kein zu großes Vertrauen in meinen Geſchmack zu ſetzen," fuhr Max, ſcheinbar beleidigt, fort.

„Verzeihung, gnädigſter Erzherzog und Herr," antwortete jetzt der Greis. „Wenn ich nicht im Stande war, gleich auf Deine Rede zu antworten, ſo iſt einzig und allein die Ueberraſchung Schuld, in welche Deine unerwartete Gnade mich verſetzte. Was Du jedoch über mich und mein Kind zu beſchließen geruhen willſt, wird uns immerdar willkommen ſeyn."

„Deine Tochter, Alter," ſprach Max, „ſcheint mit Deiner Anſicht nicht übereinzuſtimmen. Sieh' nur, wie ſie blaß geworden iſt und das Köpfchen hängt. Nu, es iſt nicht ſo arg, ſchönes Kind, beſieh' Dir doch nur erſt Deinen Bräutigam."

„Ach," antwortete das Mädchen, indem es ſeine flehenden Blicke auf Max richtete, „ich verlange mir gar keinen Mann."

„Warum nicht gar," rief Max mit lautem Lachen, „Du wirſt doch keine Nonne werden wollen? Beſieh' Dir nur erſt Deinen künftigen Ehegefährten, vielleicht gefällt er Dir doch; denn mit Deinem früheren Geliebten, das ſiehſt Du wohl ſelbſt, iſt es nun Ein für alle Mal nichts."

Auf dieſe Worte begann ſich der Vorhang zur Beluſtigung der Mitwiſſer der Intrigue abermals und noch viel heftiger, als früher, zu rühren.

„Ich habe alſo Dein Wort,“ fuhr Max, zu Stutzmüller gewendet, fort.

Stutzmüller verneigte ſich und ſprach, indem dicke Schweißtropfen an ſeiner Stirne ſichtbar wurden: „Jeder Eidam, den Deine Gnade meiner Tochter beſtimmt, wird uns willkommen ſeyn.“

„Nun, das wollte ich ja nur,“ erwiderte Max. „Friſch, Geſelle, komm' jetzt hervor aus Deinem Verſteck und ſieh' ob Du der Dirne anſtändig biſt!“ rief er Georg zu. „Ich denke, ich habe das Meinige für Dich gethan, wie ein echter Jägersmann.“

Nach dieſen Worten ſprang Georg hervor und ſtürzte zu Marens Füßen, dieſe mit freudiger Heftigkeit umſchlingend.

„Georg!“ rief der Stutzmüller, wie aus den Wolken fallend.

„Georg!“ ſchrie Burgi und ſtürzte, vor Freude weinend, neben dieſem auf die Knie.

„Du wollteſt ja dem Burſchen die Dirne nicht anders geben, als wenn ich für ihn würbe,“ fuhr Max zu Stutzmüller gewendet fort; „Dein Wille iſt nun erfüllt und ich denke ihr Drei werdet es nicht zu bereuen haben. Die Ausſteuer für die Braut ſoll meine Sache ſeyn.“

„Gnädigſter Erzherzog!“ ſtammelte Stutzmüller, indem ihm die hellen Freudenthränen über die Wangen herunterliefen, „dieſe Ehre! — dieſes Glück! —“

„Verdankt Ihr nur hier dem gelahrten Herrn Theophraſtus Paracelſus ab Hohenheimb,“ ſprach

Max, auf den Braunen weiſend, welcher noch immer Alles um ſich vergeſſend, und nur mit ſeinem Rezepte beſchäftiget, da ſaß.

„Dem Doctor Parazelſus, dem berühmten Medikus, dem Wunderdoctor aus Baſel?“ riefen wie aus Einem Munde: Georg, Burgi und Stutzmüller. „Ach, Herr Doctor! wie können wir danken?“

„Was? — Wie? —“ fuhr dieſer plötzlich auf. „Ja ſo — ſeid Ihr ſchon beiſammen? Nun, viel Glück in die Wirthſchaft! Aber jetzt laßt mich, ich habe etwas Wichtigeres zu thun.“ Nach dieſen Worten las er wieder eifrig in ſeinem langen Zettel fort.

„Ha ha ha!“ lachte Max, „der hochgelahrte Doctor und Chemiker Theophraſtus Aureolus Parazelſus Bombaſtus ab Hohenheimb, der größte Hageſtolz und Weiberverächter in meinem Lande, ein Heirathsſtifter! Das muß mir ein Meiſterſänger in Reime bringen!“

Da trat ein Ritter und hinter dieſem der Schenkwirth in die Stube, und Erſterer ſprach zu Max gewendet: „Gnädigſter Herr! die Roſſe —“

„Wohlan, ihr Herren, nach der Weiernburg!“ rief Max, indem er ſich raſch vom Tiſche erhob und Graf Falkenſtein, Hendl von Goldrain, Kunigl von der Wart und die Uebrigen ſeinem Beiſpiele folgten.

„Halt! Daß meine Folianten nicht vergeſſen werden!“ rief Parazelſus und rannte zur Thüre hinaus.

„Dieß für Dich!“ ſprach der Erzherzog zum Schenkwirth, indem er ihm ein Beutelchen voll klingender Münze hinwarf. „Und nun gehabt Euch wohl, Ihr Alle! Seid glücklich und gedenkt Eures Landesfürſten!“

„Bis in den Tod!“ riefen die drei Glücklichen dem Erzherzoge nach, welcher mit ſeinem Gefolge die Stube verließ, während ſich vor der Herberge ein ungeheures Gejubel erhob, das den herzoglichen Brautwerber und die Seinen durch das ganze Dörfchen hinaus geleitete und dieſen noch lange in die Ohren ſcholl, als letzteres ſchon längſt aus ihren Augen entſchwunden war.

Stutzmüller aber konnte ſich noch lange nachher nicht aus den ihn zu erſticken drohenden Umarmungen ſeiner Kinder losreißen, welche in dem Taumel ihrer Freude bald lachten, bald weinten, und die nun von allen Heirathsluſtigen als das glücklichſte Brautpaar in Tirol beneidet wurden.

Treſſer und Hueber aber hatten ſich ſchweigend aus der Herberge fortgemacht und wagten es nie mehr, den Frieden dieſer glücklichen Menſchen zu ſtören.

Der
Klapperhanns.

Eine Spinnſtubengeſchichte.

In der geräumigen Stube eines Bauernhauſes in Oberöſterreich hatten ſich, wie an jedem Winterabend zu geſchehen pflegt, die weiblichen Bewohner desſelben nebſt einigen nahewohnenden Freundinnen zuſammengefunden, um hier gemeinſchaftlich ihre Arbeiten zu verrichten und — zu plaudern.

Es waren ſechs oder ſieben Mädchen, rüſtige lebensfriſche Geſchöpfe, faſt durchgängig von blauen Augen und blonden Haaren, um welch' letztere ſie nach Landesart bunte Tücher gewunden hatten, deren Enden ihnen über den Rücken hinunter hingen.

Sie ſaßen im Kreiſe, bei der ſchwachen Beleuchtung einer kleinen Talglampe, welche vor einem, reich mit Blumen verzierten, aber faſt unkenntlichen Muttergottesbilde brannte, und erzählten ſich Spukgeſchichten, die Hauptwürze ſolcher Zuſammenkünfte beim Rocken, oder ſangen ihre ſogenannten Schnadahüpfl'n.

Eine einzige Alte, die mürriſche Sandel, ihres finſteren menſchenfeindlichen Betragens wegen ſo benannt, ein Weib nahe an den Siebenzigen, mit einem mumienhaften Antlitze und ſchneeweißem Haare, ſaß in dem dunkleren Winkel der Stube und nickte faſt geſpenſtig mit dem Kopfe, während ſie zuweilen ſeltſam vor ſich hinbrummte, ohne auf das Geſchwätze oder Gelächter des jungen Volkes zu achten.

So laut und vergnüglich aber die Mädchen in der warmen Stube ſich unterhielten, ſo ungeſtüm hauſ'te und wüthete der Sturmwind draußen in Haide und Wald. Es ſchien als ob er, erzürnt über die Gleichgültigkeit, mit welcher er von Seite der muntern Dörferinnen behandelt wurde, ſich rächen wollte an ihnen, ja, er riß zuweilen ſo würhig an Thüre und Fenſter, daß die Dirnen oft mitten in ihrer Unterhaltung inne hielten, vermeinend, er würfe ihnen beide zur Stube hinein.

Eben hatte Chriſtel, die Tochter des Dorfſchenken, eine ſchauervolle Geſpenſtergeſchichte, welche ihr eine frühere Kellnerin ihres Vaters unter den feſteſten Verbürgungen der Wahrheit mitgetheilt hatte, beendet, als der Sturm mit erneuerter Wuth an den Fenſterrahmen rüttelte und mehrere kleinere Steine vom Firſt des Daches heftig gegen die Scheiben ſchleuderte.

„Hilf Himmel!“ rief Röschen aus, „das iſt doch wieder eine Nacht, in welcher man keinen Hund vor die Thüre jagen ſollte.“

„Hör' nur, wie der Sturmwind um die Hausecke brauſt,“ ſprach Bä[illegible]l.

„Jetzt wird der Klapperhanns im Beinhauſe drüben wieder zu thun haben,“ ergänzte Chriſtel.

„Aber ſagt mir doch,“ nahm jetzt Lieschen, eine kaum vierzehnjährige Waiſe, die ſich erſt ſeit Kurzem in dem Dorfe bei einem Anverwandten befand, das Wort, „was hat es doch nur für eine Bewandtniß mit dem ſogenannten Klapperhanns? Ich habe Euch ſchon öfters

Univ Bibl.

von ihm reden gehört, wenn Ihr von Geiſtern oder Geſpenſtern geſprochen habt, aber noch niemals ſagtet Ihr mir, warum man ihn ſo benennt?"

„Ei, das können wir leicht thun," nahm Nani, die Tochter vom Hauſe, das Wort. „Haſt Du noch nie den Knochenmann geſehen, der drüben im Beinhauſe, gerade neben der kleinen Seitenthüre, welche von dem Gottesacker in die Kirche führt, aufgeſtellt iſt?"

„Ach ja," antwortete die Kleine, „es war am erſten Sonntage, als mich der Vetter hieher brachte und ich in die Frühmeſſe ging. Da warf ich, aus Neugierde, einen Blick durch das kleine Fenſter des Häuschens, aber, o Himmel, wie wurde ich dafür beſtraft! — beinahe wäre ich vor Schrecken umgeſunken. In dem Häuschen ſtand ein langer, langer Mann mit einem kahlen Todtenſchädel, ganz aus Beinen beſtehend, gerade ſo, wie ich einmal den Tod in einem Bilderbuche abgemalt geſehen."

„Nun, dieß iſt der ſogenannte Klapperhanns," antwortete Nani, „der ſchon vielleicht an zwanzig Jahre da drüben in dem Todtenhäuschen ſtehen mag; mindeſtens weiß ich mich zu erinnern, ihn ſchon als Kind in demſelben geſehen zu haben."

„Woher aber hat er den ſonderbaren Namen?" fragte Lieschen.

„Den Namen hat er daher," belehrte Nani, „weil er oft ganz ſonderbar mit ſeinen Knochen zu ſchlottern, zu klappern und zu raſſeln beginnt, ſo zwar, daß in ſtürmiſchen Herbſtnächten nicht ſelten der alte Todtengräber in ſeiner benachbarten Wohnung davon aufgeſchreckt wird."

„Ja," nahm Chriſtel das Wort, „und er muß darum ſo klappern und raſſeln, weil er in ſeiner Jugend eine brave Dirne hintergangen und unglücklich gemacht hat.“

„Das will ich Dir ausführlich erzählen,“ ſagte Nani. „Es mag ungefähr fünfzig Jahre ſeyn, als ein junger Bauer in unſerem Dörfchen lebte, welcher ſich mit ſeinem Taufnamen Hanns nannte und der damals für den wohlgewachſenſten Burſchen und den ſtärkſten Ringer in der ganzen Umgegend galt, und den auch wohl jedes Mädchen gerne als ſeinen Bräutigam geſehen hätte.“

„Hanns aber liebte ein hübſches, jedoch blutarmes Mädchen, das als Magd in dem Dienſte eines Bauers ſtand und welches er öfters heimlich beſuchte.“

„Ein Jahr mochte bereits vergangen ſeyn, ſeit dieſe Bekanntſchaft beſtand, als das Mädchen dem Hanns entdeckte, daß noch engere Bande, als die der Liebe, es an ihn bänden.“

„Hanns tobte und wüthete, beſchuldigte die Aermſte der Untreue und wollte durchaus nichts mehr von ihr wiſſen. Ja, als ſie einſt zu ihm gekommen war und ihn auf den Knien bat, ſie nicht zu verſtoßen, ſchlug er ſie und ſtieß ſie zum Hauſe hinaus.“

„In Verzweiflung und Noth verließ die Unglückliche das Dorf und Niemand erfuhr, was aus ihr geworden.“

„Hanns nahm ſich ihr Verſchwinden nicht ſehr zu Gemüth und hatte bald ganz und gar die Aermſte vergeſſen. Er machte Bekanntſchaft mit der Tochter des damaligen Dorfrichters, eines wohlhabenden Bauers und begehrte dieſelbe von dem Vater zum Weibe.“

„Vater ſowohl als Tochter willigten in ſein Begehren. Schon war der Tag zur Hochzeit anberaumt, aber bevor dieſer erſchien, ſtürzte Hanns von einem Felſenhange und endete dadurch ſein Leben, ohne Reue über ſeine Vergehung gefühlt zu haben."

„Es mochten zwanzig Jahre vorübergegangen ſeyn, ſeit Hanns begraben worden und bereits aus dem Gedächtniſſe der meiſten ſeiner Zeitgenoſſen gekommen war, als der alte Gottesacker wieder umgegraben wurde und der Gräber in der Erde ein Gerippe fand, deſſen Knochen und Gliedmaßen noch ſo feſt zuſammenhingen, als ob dieſes künſtlich bewerkſtelligt worden wäre. Er nahm daher dieſes ſeltſame Gerippe, das er nach der Lage des Grabes ſogleich für jenes des treuloſen Hanns erkannte, und ſtellte es der Sonderbarkeit wegen in das Beinhaus, wo es bis auf dieſe Stunde noch zu ſehen iſt."

„Bald aber entſetzte er ſich nicht wenig, als er daſſelbe des Nachts ganz gewaltig raſſeln und klappern hörte, welches er anfänglich dem ſcharfen Zugwinde zuſchrieb, der in der luftigen Hütte ſein Spiel trieb, bald aber als eine Strafe des Himmels erkennen mußte, welche dem Todten für die begangenen Verſchuldungen auferlegt worden."

„Und ſo ſteht das Gerippe ſeit jener Zeit noch immer an der alten Stelle und klappert und raſſelt des Nachts, bis es einſt, der Himmel weiß wodurch, von ſeiner Pein erlöſ't wird."

„Ach, das iſt aber doch gar entſetzlich," meinte die Kleine, „daß der arme Todte ſo lange ſchon klappern muß und keine Ruhe findet für ſein ſündiges Treiben."

„Lange? Das iſt nicht lange," murmelte mit einem Male die geſpenſtige Alte darein, daß die Mädchen, die auf ſie ganz vergeſſen hatten, faſt erſchreckt zuſammenfuhren. „Er muß noch lange klappern, länger, viel länger — das Mädchen hat auch lange geweint, lange, lange — entſetzlich lange.“

„Ei, alte Sandel,“ ſprach Nani, „ſo haſt Du die arme Dirne noch gekannt?“

„Gekannt?“ fragte die Alte, wie ein klangloſes Echo, „ei ja wohl habe ich ſie gekannt und das recht gut. Es war ein zierliches Ding, mit rothen vollen Wangen, ſchlankem Wuchſe und ſchönen braunen Haaren; Ihr würdet ſie nicht mehr erkennen, wenn Ihr ſie ſähet.“

„Was fällt Dir auch bei, Sandel,“ erwiderte Chriſtel. „Der Klapperhanns iſt ſchon an zwanzig Jahre im Beinhauſe und lag früher wohl noch länger in der Erde; da muß ja das Madel ſchon lange todt ſeyn.“

„Todt,“ krächzte die Alte, „ja todt, lange ſchon todt, Alles, Alles, Herz, Jugend, Hoffnung — todt — todt!“

„Höre, Nani,“ begann jetzt die Kleine, „mir wird ganz ſchauerlich zu Muthe, es iſt mir, als ob mir Jemand ein Glas kaltes Waſſer über den Rücken gegoſſen hätte.“

„Das iſt der Tod,“ ſcherzte Nani, „der juſt über Dein Grab gelaufen iſt.“

„Ich muß Dir aber ſagen,“ ſprach Röschen, „daß auch mir ganz unheimlich bei der Geſchichte geworden iſt.“

„Ich glaube gar,“ nahm Chriſtel das Wort, „die albernen Dinger fürchten ſich? Wenn ich das wüßte, ſo holte ich, zu Euerer Strafe, den Klapperhanns noch jetzt aus dem Beinhauſe herüber und ſtellte ihn mitten unter Euch.“

„Ha ha," lachte Nani, „das würdeſt Du wohl bleiben laſſen."

„Du, auf den Kirchhof?" ſprach Bärbel, „jetzt in der Nacht? bei Sturm und Schneegeſtöber? Nein, das thuſt Du nicht."

„Was gilt die Wette?" ſprach Chriſtel mit herausfordernder Miene.

„Mein neues Kopftuch, daß mir die Muhme zum Namenstage geſchenkt hat," entgegnete Nani, in der feſten Meinung, daß Chriſtel bloß ſcherze.

„Gut, und ich ſetze mein Kreuzchen von böhmiſchen Granaten entgegen," ſprach Chriſtel, „das ich an dieſer Schnur um den Hals trage."

„Es gilt!" lachte Nani; „aber wann willſt Du das Wageſtück ausführen?"

„Jetzt, gleich auf der Stelle," rief Chriſtel mit Beſtimmtheit.

„Jetzt?" riefen alle Mädchen, welche eine ganz andere Antwort von ihr erwartet hatten, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen.

„Chriſtel!" warnte Röschen, „thu' doch dieſes nicht. Bei mir zu Hauſe erzählt man ſich auch von einem Weibe, das bei einer ähnlichen Veranlaſſung ein Todtengerippe von dem Kirchhofe holen wollte, von jenem aber plötzlich umklammert und erſt dann wieder von ihm losgelaſſen wurde, als es in ſeiner höchſten Todesangſt um Gnade für das Leben ſeines Kindes flehte, das es unterm Herzen trug.

„Pah! Ich fürchte die Todten nicht," rief Chriſtel. „Unſere Wette gilt," fuhr ſie hierauf zu Nani gewendet fort; „Dein Kopftuch oder mein Kreuz!“ Mit dieſen Worten war ſie aus der Stube verſchwunden.

„Sie wird doch nicht im Ernſte?“ fragte Nani erblaſſend.

„Ei nicht doch,“ erwiderte Bärbel; „ſie will nichts, als uns in das Bockshorn jagen, — da ſoll ſie aber ſchön ankommen.“

„Ich wette darauf,“ nahm eine andere Dirne das Wort, „ſie ſteht jetzt draußen vor der Thüre und horcht uns zu und freut ſich, daß ſie uns Furcht eingejagt hat.“

„Das ſoll ſie gerade nicht,“ ſprach Sephi; „ſtellen wir uns jetzt nur recht luſtig, daß ſie ſieht, daß wir uns gar nicht fürchten.“

„Ja, ja, das thun wir! das thun wir!“ riefen alle Mädchen, aber es wollte nicht gehen mit der Fröhlichkeit; eine ſeltſame Spannung auf das, was nun geſchehen würde, hatte ſich der Mädchen bemächtiget, und mit klopfendem Herzen hatten Alle ihre Blicke nach der Thüre gerichtet, nur die alte Sandel ſaß, wie früher, theilnahmslos in ihrem Winkel und nickte mit dem Kopfe.

Da wurden plötzlich Schritte auf den Hausflur hörbar, die Spinnrädchen ſtanden ſtille, die Nadeln ruhten, kein Athemzug war zu hören. Plötzlich prallte die Thüre auf. Ein Schrei des Entſetzens entfuhr jedem Munde. Chriſtel ſtand, das Gerippe im Arme, auf der Schwelle.

„Da habt Ihr den Klapperhanns!“ rief Chriſtel mit ſtarker Stimme, obgleich merkbar bleicher geworden, und ſtellte das Gerippe mitten unter ſie hin.

Alle Mädchen aber fuhren zitternd und kreiſchend zurück und verbargen ihre Geſichter in die Schürzen: die

Kleine war beinahe ohnmächtig von ihrem Stuhle gefallen.

„Hinaus, hinaus! Trage ihn wieder hinaus, um des Himmelswillen!“ riefen Alle durch einander.

„Meine Wette iſt alſo gewonnen?“ ſprach Chriſtel zu Nani, „und dein Kopftuch mein.“

„Ja, ja,“ rief dieſe, „trage nur den Todten wieder fort.“

„Nun, ſo komm', du unwillkommener Gaſt,“ ſprach die beherzte Dirne, „ich will Dich wieder in Deine friedliche Behauſung bringen.“ Mit dieſen Worten wollte ſie eben das Gerippe wieder auf die Schulter laden, als ſich die Thüre öffnete und der alte Friedmann, der Pfarrer des Dorfes, welcher eben von einem Krankenbeſuche nach ſeiner Wohnung zurückkehrte und durch das Geſchrei der Mädchen herbeigelockt wurde, ganz verſchneit und erſchöpft in die Stube trat.

„Was habt Ihr, Kinder,“ ſprach der alte Herr, indem er ſich den Schnee von den grauen Haaren ſtreifte, „es iſt Euch doch kein Unglück begegnet?“

„Der — Klapperhanns — Hochwürden —“ ſtotterte Nani, indem ſie, ſich noch immer die Augen verhüllend, nach dem Gerippe wies.

„Der Klapperhanns! —“ rief erſtaunt der Greis, als er das Gerippe erblickte. „Ei, was macht Ihr doch mit dem modernden Gerippe in der Stube?“

„Die Chriſtel —“ ſprach Bärbel.

„Es hat eine Wette gegolten,“ nahm dieſe das Wort, „ob ich den Muth hätte, den Klapperhanns vom Beinhauſe herüber zu holen, und nun ſind die haſenherzigen Dinger alle darüber entſetzt."

„Ei, ei," ſprach der Pfarrherr, „Ihr habt den Scherz zu weit getrieben. Man ſoll nicht die Ruhe der Todten ſtören. Chriſtel, trage ihn wieder zurück in die Todtenkammer, ich will Dich dahin geleiten. Vorerſt aber müßt Ihr ihm noch Alle Abbitte leiſten, daß Ihr ihn ſeiner Ruhe entnommen. Jedes von Euch reiche ihm daher die Hand und ſpreche: Klapperhanns, ſchlafe hinfort in Frieden!"

„Ach, du lieber Himmel," ſtöhnte Nani; „das ſcheußliche Ding bei der Hand nehmen!" ſeufzte Bärbel; „ich ſterbe vor Grauen!" ſchluchzte die Kleine.

„Dieſes ſei zugleich eine heilſame Strafe für Eu'ren Vorwitz," ſprach der Pfarrherr, „und flöße Euch in Zukunft Ehrfurcht ein gegen die Stätte des Todes und ihre ſtillen Bewohner. Nun, Nani, geh' Du zuerſt hin und reiche ihm die Hand."

Mit kleinen zögernden Schritten näherte ſich Nani dem Schemen, erhob langſam die Hand, ließ ſie aber gleich wieder ſinken. Auf einen freundlich mahnenden Wink des Pfarrherrn jedoch nahm ſie all' ihren Muth zuſammen und erfaßte ſodann, jedoch nicht ohne Beben, die Knochenfinger des Gerippes.

„Klapperhanns —" ſtotterte ſie, „ſchlafe fürderhin — in Frieden."

„So recht," ſprach der Pfarrherr, „nun Röſe —"

Mit einem leiſen Seufzer und eben ſo wie Nani näherte ſich Röſe dem Gerippe und that nach einigen Zögern daſſelbe, ſo auch Bärbel, Sephi und die Kleine.

Am furchtſamſten dabei benahm ſich die Letztere, welche ſich nicht entſchließen konnte, ihm ihr Händchen zu reichen, ohne es früher mit der Schürze umwunden zu haben.

„Nun, habt Ihr ihm Alle die Hände gereicht?“ fragte der Pfarrherr, nachdem auch Chriſtel dem Knochenmanne Abbitte geleiſtet hatte.

„Alle, alle,“ ſprachen die Mädchen.

„Halt!“ rief Chriſtel, „noch iſt die alte Sandel übrig, die hat ihm noch nicht die Hand gegeben.“

„Und wird ſie ihm auch nicht geben,“ kreiſchte die Alte mit ſchnarrender Stimme hervor, indem ihr Antlitz einen eigenthümlichen grauenvollen Ausdruck gewann.

„Nicht?“ rief der greiſe Prieſter mit dem Tone des Erſtaunens. „Bedenke, Sandel, daß die chriſtliche Milde es erfordert, alles Unrecht abzubitten das man verübt, ſelbſt an den Todten, und daß der Herr jedes Unrecht beſtraft, denn er ſieht auf die Wege der Menſchen und merkt auf ihre Schritte; reiche daher dem Klapperhanns Deine Hand.“

„Die Hand gebe ich ihm nicht,“ ſprach die Alte, auf das Heftigſte aufgeregt.

„Und die Urſache?“ fragte der Greis.

„Wiſſet Ihr, warum er klappert und keine Ruhe findet unter den Todten wie unter den Lebendigen?“

„Wohl weiß ich es,“ erwiderte der Pfarrherr, „er hat ſich einſt ſchwer verſündiget an einer armen, aber braven Dirne.“

„Ja wohl, ſchwer,“ ſprach Sandel, „denn er hat das Glück eines ganzen Lebens vernichtet. Ach, Ihr wißt es nicht wie ſie geweint und gerungen zu ſeinen Füßen und wie er ſie doch verſtieß. Wie er ſie mißhandelt und preisgegeben der Verachtung und der Noth. Wie ſie gewandert, baarfuß und vom Froſte zitternd, wie ſie ſich gekrümmt auf offener Straße in Mutterſchmerzen, wie ſie verzweifelt über der Leiche ihres todtgebornen Kindes. Wie ſie gebettelt von Thüre zu Thüre, wie ſie gedarbt und gehungert. Ach! das wiſſet Ihr alles nicht, aber ich — ich weiß es," fuhr ſie mit thränenerſtickter Stimme fort, „denn jene Dirne — war ich."

„Du?!" rief der Pfarrherr voll Erſtaunen.

„Die alte Sandel!" riefen die Mädchen.

„Ich!" fuhr die Alte fort, „und er war es, der mich vor fünfzig Jahren mit meinem Kinde verſtieß."

Eine lange Pauſe erfolgte, während Alles, von Erſtaunen und Grauen erfaßt, bald auf das Gerippe, bald auf die Alte blickte.

„Armes Weib," ſprach hierauf der Pfarrherr, „Du haſt viel erdulden müſſen, aber der Herr iſt den Betrübten nahe und wird den Demüthigen helfen. Tröſte Dich mit dem Glauben an eine Vergeltung, mit der Zuverſicht auf ein beſſeres Jenſeits und ſei nicht unverſöhnlich gegen Deinen Beleidiger um der erduldeten Leiden willen. Vergebt, ſprach der Herr, ſo wird euch vergeben werden. Reiche ihm die Hand und ſprich: Hanns, ſchlafe hinfort in Frieden!"

Bei dieſen Worten begannen die Knochen des Gerippes ganz leiſe an einander zu ſchlagen und zu klappern, daß alle Anweſenden ein kalter Schauer überlief.

„Gedenke an das Ende," fuhr der Prieſter feierlich fort, „und höre auf Feindſchaft zu tragen, ſo lehrt uns die heilige Schrift. Reiche ihm daher die Hand und ſprich: Hanns, ſchlafe in Frieden!“

Sichtbar erſchüttert fuhr da die Alte zuſammen. Sie holte tief Athem und ſtand noch eine Weile unſchlüſſig. Da rang ſich eine ſchwere Thräne aus ihren Augenhöhlen hervor und rollte über die tiefgefurchten Wangen herab. Sie ſchwankte langſam zu dem Gerippe und erfaßte die Knochenhand desſelben.

„Hanns,“ ſprach ſodann die Alte mit zitternder Stimme, welche die Größe ihrer inneren Bewegung verrieth, „ſchlafe hinfort in Frieden!“

Alle Mädchen ſchluchzten und der Pfarrherr faltete andächtig die Hände.

Noch aber hatte ſie nicht die Hand des Gerippes losgelaſſen, als mit einem Male der Nachtwind Thüre und Fenſter zugleich aufriß. Ein furchtbarer Luftzug brauſ'te mit wildem Schneegeſtöber in die Stube, gräßlich klapperte und raſſelte das Gerippe und die Lampe vor dem Heiligenbilde verlöſchte mit lautem Kniſtern.

Als wieder Licht in die Stube geſchafft, lag das Gerippe, aus ſeinen Fugen gelöſ't, am Boden. Die Alte war ohnmächtig neben demſelben niedergeſunken.

„Der Herr hat ihm verziehen und ihn aufgenommen in ſeine Gnade,“ ſprach der würdige Seelenhirte zu den Mädchen, welche betäubt um die Ohnmächtige ſtanden. „Bringt nun die Alte zu Bette und entfernt Euch Alle von dieſem Orte, und betet für die Seele des Abgeſchiedenen. Morgen wollen wir ſein Gebein zur Erde beſtatten, in welcher es nun wohl die langentbehrte Ruhe finden wird. Requiescat in pace!“

Und ſo geſchah es auch. Am nächſten Tage Nachmittag wurde das ſorgſam zuſammengeleſene Gebein des Knochenmannes zur Erde beſtattet, welcher Funktion die meiſten Dorfbewohner beiwohnten.

Fünf Tage darauf begrub man die alte Sandel an ſeiner Seite.

In dem Beinhauſe des Dörfchens aber ließ der wackere Pfarrherr das Conterfei des Klapperhanns an die Wand malen, unter welches er die Reime ſetzte:

Gedenkt des Fluchs der Sünde
Zur rechten Zeit noch hier,
Auf daß es Euch im Tode
Nicht ſo ergeh' wie mir!

Der Retter.

Hiſtoriſche Skizze.

1.

Es ſchlug neun Uhr in der Sanct Martinskirche zu Prag, als der Bürgermeiſter Johannes Reismann ſeinen Sorgenſtuhl von dem mit Papieren überfüllten Schreibtiſche zurückſchob, ſich erhob, Mantel und Krauſe umnahm, die Taſche, in welcher er das Siegel der Stadt aufbewahrte, umhekelte und ſich ſodann anſchickte ſeine Wohnung zu verlaſſen.

„Du gehſt ſchon, Vater?“ fragte ihn Johanna, ſeine Gattin, eine Frau in den beſten Jahren, von edler Geſtalt und einem blühenden Ausſehen, welche in dieſem Momente in das Studierzimmer Reismanns trat.

„Es iſt heute eine wichtige Rathsverſammlung bei dem König,“ antwortete der Gefragte. „Um zehn Uhr müſſen wir Alle, Bürgermeiſter und Räthe, auf dem Hradſchin uns verſammeln.“

„Warum aber iſt Deine Stirne ſo umwölkt? betrifft die Sache etwas Unangenehmes?“

„Was ſie betrifft, iſt uns Allen ein Geheimniß, doch fühle ich mich ſeit geſtern auf eine Weiſe bewegt, die ich mir durch Nichts zu enträthſeln weiß.“

„Was könnteſt Du bei Deiner bekannten Rechtlichkeit, bei der ſtrengen Beobachtung und Handhabung Deiner Pflichten als Bürgermeiſter und Siegelbewahrer der Stadt Prag zu befürchten haben?“

„Ich habe Feinde,“ verſetzte der Bürgermeiſter ernſt.

„Ach, Du meinſt den Altſtädter Richter, der um meine Hand geworben?“

„Und der es mir jetzt noch nicht vergeſſen kann, daß ich ihm vorgezogen wurde. Erſt verfloſſenen Sonntag, als ich in die Theinkirche ging, die Meſſe zu hören, trafen wir unter dem großen Eingangsthore zuſammen. Er ſchnitt mir eine höfliche Verbeugung und blitzte mich mit ſeinen böſen tückiſchen Augen dabei ſo hämiſch an, daß ich, der Himmel verzeih' es mir, in ſelbem Augenblicke vermeinte den Böſen leibhaftig vor mir zu ſehen.“

„Ei, laſſ' ihm doch ſeinen inneren Groll; Pobuda iſt ohnmächtig gegen Dich und Deine Würde.

„Nicht ſo ohnmächtig, als Du in Deiner Argloſigkeit wohl denkſt. Die Schlange kriecht im Finſtern.“

„Aber die wahrhafte Tugend tritt ihr ſiegreich auf den Nacken.“

„Wie Gott es will,“ verſetzte der Bürgermeiſter „Wo aber ſind die Kinder?“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „ich will ſie noch früher ſehen, bevor ich das Haus verlaſſe.“

„Noch in der Kinderſtube,“ antwortete die Hausfrau, und Beide verfügten ſich in dieſelbe.

Eva und Johanna, die Töchter des Bürgermeiſters, Mädchen von acht und eilf Jahren, ſaßen dort an einem Tiſche und verrichteten ihr Morgengebet, welches ſie aus einer Hauspoſtille laſen. Wenzeslaus, ſein Söhnchen, ein Kind von ſechs Jahren, lag, da es ſehr kränklich war, noch ſchlummernd in einem Himmelbette, bei welchem Zarda, eine alte Magd des Bürgermeiſters, als ſeine Wärterin ſaß.

Die beiden Mädchen, liebliche Ebenbilder der Mutter, fuhren bei dem Anblicke ihres Vaters raſch von ihren Sitzen und küßten ihm liebevoll die Hände. Reismann drückte Jedem von ihnen einen Kuß auf die engelreine, noch von keiner Wolke getrübte Stirne und verfügte ſich ſodann leiſe zu dem Bette des Kleinen.

„Wie iſt es ihm heute Nacht gegangen, Zarda?" fragte er dieſe mit gedämpfter Stimme.

„Um vieles beſſer, geſtrenger Herr Bürgermeiſter," antwortete die Magd. „Seit Mitternacht ſchläft Wenzeslaus faſt ununterbrochen."

„Nu, es wird wohl der Herr ein ſo junges Reis nicht im Keime ſchon verderben laſſen," ſprach der Bürgermeiſter, indem er die Bettvorhänge öffnete, und ſich über das ſchlafende Kind neigte, daß ſeine ſchwarzen Locken in wilder Unordnung über Antlitz und Krauſe auf dasſelbe hinabrollten.

Um das Antlitz des ſchlafenden Kindes aber, als ahne dieſes die Nähe eines ihm theuren Weſens, ſpielte in dieſem Augenblicke ein Lächeln, welches das Kinderantlitz in ein wahrhaft ſeliges Engelsantlitz verwandelte und das erſt dann wieder wie ein ſtilles Abendroth verrann, als ſein Vater einen heißen Kuß auf die Schlafesroſen des Kleinen gepreßt hatte.

Sichtbar bewegt richtete ſich der Bürgermeiſter wieder auf, drückte ſeiner Gattin die Hand, mit erſtickter Stimme ſprechend: „Lebe wohl, Johanna, ſo Gott will, ſehen wir uns fröhlicher wieder. Nach dieſen Worten verließ er raſchen Schrittes die Stube.

Johanna aber blickte ihm ſtill verwundert nach, ſchüttelte dann das Haupt und ſagte zu ſich ſelbſt: „Was mag nur in dem Manne vorgehen? ſo habe ich ihn nicht geſehen, ſeit er mich zum Traualtare führte.“

II.

Johanna, die Tochter eines Rathsherrn Prags, war eines der ſchönſten Mädchen dieſer Stadt, als der Altſtädter Richter, damals noch Stadtſchreiber, ſie auf einem Kirchengange bemerkte und von ihrer Schönheit und Züchtigkeit wie bezaubert wurde.

Auf allen Tritten und Schritten folgte er nun dem Mädchen und ſuchte jede Gelegenheit auf, ſich ihm zu nähern und Eintritt in das Haus ſeines Vaters zu bekommen.

Nach vielen vergeblichen Verſuchen gelang es ihm endlich durch einen Freund des Rathsherrn, dem er bloß darum den Hof machte, in daſſelbe eingeführt zu werden, und ſelten verging nun ein Abend, an welchem Pobuda nicht bei Johannes Vater erſchienen wäre.

Johannen aber war der häßliche ſpindeldürre Schreiber mit ſeinen faden Schmeicheleien und immerwährenden Lobpreiſungen ihrer Schönheit im Grunde ihres Herzens zuwider, und ſie ſuchte eben ſo ſehr ſeine Geſellſchaft zu vermeiden, als er in der ihrigen zu verweilen.

Ein guter Theil an dieſer Abneigung gegen Pobuda mochte auch dem jungen Johannes Reismann zu Schulden kommen, deſſen Vater dazumal ein wohlhabender Bürger und Brauer auf dem Ziegenplatze war, da der junge lebensfriſche Bürgersſohn ebenfalls, obgleich nicht auf ſo zudringliche Weiſe wie Pobuda, ſeine Neigung der reizenden Johanna bemerkbar zu machen ſuchte.

Jeden Abend ging er regelmäßig durch das ſogenannte Eiſengäßchen, in welchem Johanna wohnte, und blickte nach dem alten breitvergitterten Erkerfenſter, in deſſen Vertiefung ein Topf mit friſchen Roſen ſtand, hinter denen gewöhnlich die ſchönſte Roſe, Johanna, dem ſchmucken beſcheidenen Junggeſellen entgegenlauſchte.

Ach, wie glücklich war er nur, wenn er ſie erblickte, und Johanna ſeinen demüthigen Gruß mit einem freundlichen Kopfnicken erwiderte.

Immer grüner und friſcher wuchs das Bäumchen ſeiner Hoffnung empor, als es ein unerwarteter Blitzſtrahl mit einem Male und zwar für immer zu vernichten drohte.

Der luſtige Pobuda, welcher merkte, daß er auf geradem Wege nicht leicht zu ſeinem Ziele kommen würde, beſchloß nun auf krummen Pfaden zu demſelben zu gelangen und richtete darnach ſeine Pläne ein. Vor Allem ſuchte er Johannens Mutter für ſich zu gewinnen, welche dem redſeligen Neuigkeitskrämer gern ihr Ohr lieh und gar bald von ſeinen Eigenſchaften, die er vor ihr auf das Glänzendſte herauszuſtreichen wußte, über die Maßen eingenommen wurde.

Von jetzt an kam wohl eine ſchlimme Zeit für die arme **Johanna**, denn täglich hatte ſie die Ermahnungen ihrer Mutter zu ertragen, dem Stadtſchreiber mehr Gehör zu geben und ſich artiger und manierlicher gegen ihn zu benehmen.

Selbſt der Vater ſchien bereits günſtiger für **Pobuda** geſtimmt als früher.

Ein unerwartetes Ereigniß ſollte jedoch plötzlich der Sache eine andere Wendung geben.

An einem der heiterſten Sommertage, welcher ſeinen reinſten Himmel über die Stadt **Prag** und ihre Umgebungen breitete, fuhren die Eltern **Johannens** mit ihrer Tochter und dem Stadtſchreiber nach einer jener ſchöngelegenen **Moldauinſeln**, auf welchen ſich ſowohl die vornehmere als geringere Claſſe der Einwohner **Prags** an ſolchen Tagen bei Bier und Tanz zu erluſtigen pflegten.

Sie hatten einen von den Kähnen, welche immer an dem Ufer der Moldau bereit ſtehen die Inſelbeſucher nach dem Ziele ihrer Unterhaltung hinüber zu führen, beſtiegen, und ließen ſich, von der fröhlichſten Laune begleitet, nach der Inſel überſetzen.

Selbſt **Johanna**, welche nur ungern eingewilligt hatte, in der Geſellſchaft **Pobuda's** die Luſtfahrt mitzumachen, fand bald, daß ſie ihren Entſchluß, es zu thun, nicht bereuen dürfe, da ſie in einem der nachfolgenden Kähne den jungen **Reismann** mit mehreren ſeiner Freunde bemerkte.

Sie mochten nicht ganz noch die Mitte des Stromes erreicht haben, als ein gellendes Geſchrei, von den Schiffenden der beiden Kähne ausgeſtoßen, an die Ohren der beiden Liebenden drang, welche auf Waſſerfahrt, Eltern und Freunde vergeſſen hatten.

„Kaum ſuchten ſie aber die Urſache desſelben zu entdecken, als bereits der Kahn, in welchem ſich Johanna befand, von einem anderen, welcher mehrere Betrunkene nach Prag zurückbringen ſollte, hart geſtreift wurde und Johanna, das Gleichgewicht verlierend, aus demſelben hinaus in die Moldau ſtürzte.

„Meine Tochter! Mein Kind!“ kreiſchte außer ſich die Mutter.

„Johanna! Um Gottes Willen, meine Johanna!“ ſchrie der Rathsherr. „Rettet, Herr Stadtſchreiber, Ihr ſeid ein Schwimmer!“

„Wohl bin ich das,“ ſtotterte dieſer, indem er ſich mit beiden Händen noch ängſtlich an den Rändern des Kahnes feſthielt, der ſich noch immer im Kreiſe drehte, „aber bedenket —“

„Bedenket Ihr, daß es das Leben meiner Tochter, Eurer Braut, gilt.“

„Ja, aber — ich habe den Krampf in dem einen Beine —“ ſtotterte der erſchrockene Feigling.

Während dieſem aber hatte ſich ſchon der junge Reismann in die Flut geſtürzt, die Beſinnungsloſe, welche bereits untergeſunken war, erfaßt, und ſchwamm mit ihr gegen das Ufer zurück. Schnell eilten einige Schiffer in ihren Kähnen ihnen zu Hülfe und brachten Beide glücklich an das Land.

Durch die Geſchicklichkeit des Fährmanns, welcher den Kahn leitete, in dem ſich der Rathsherr und ſeine Gemahlin nebſt dem ſauberen Stadtſchreiber befanden, wurde auch dieſer glücklich vor dem völligen Umſturze, welcher ihm drohte, gerettet, und bald ſahen ſich die auf den Tod erſchrockenen Eltern neben ihrer geretteten Tochter im Trockenen.

Schnell erholte ſich Johanna wieder und Vater und Mutter erſchöpften ſich nun in Lobſprüchen und Dankſagungen gegen Reismann, welches natürlich eine Einladung, ihr Haus zu beſuchen, zur erſten Folge hatte.

Weder der Rathsherr, noch ſeine Gemahlin aber würdigten den Stadtſchreiber weiter eines Blickes.

Von nun an beſuchte Reismann das Haus des alten Rathsherrn und bevor ein Jahr vergangen war, ſtand er mit Johannen vor'm Altare.

Der Stadtſchreiber Pobuda aber ſchwur, ſich früh oder ſpät an dem begünſtigten Nebenbuhler zu rächen.

Zu ſeinem großen Mißvergnügen mußte er jedoch den Wohlſtand Reismann's ſich immer mehr verbreiten ſehen, er mußte es ſehen, wie dieſer ſeiner Redlichkeit und mancher Verdienſte wegen, die er ſich um ſeine Vaterſtadt erwarb, ſogar zum Bürgermeiſter derſelben erhoben wurde, ohne je ſeine Rache befriedigen oder das Glück ſeines Gegners trüben zu können.

III.

In einem der Vorgemächer des königlichen Palaſtes auf dem Hradſchin waren bereits die meiſten Räthe, angethan mit ihren ſchwarzen Mänteln und den Abzeichen ihrer Würden, verſammelt, unter denen ſich auch der Bürgermeiſter Reismann, Pobuda, der Richter der Altſtadt und der Geheimſchreiber des Königs, der gelehrte greiſe Silvius Properetor, befanden.

Der Bürgermeiſter, welcher abſichtlich jede nähere Berührung mit ſeinem früheren Nebenbuhler vermied, ſtellte ſich auch dieſes Mal, als ob er ihn nicht bemerkte, obwohl ſeine Gegenwart einen unangenehmen Eindruck auf ihn machte, und die ſonderbare Unruhe, die ſich ſeiner ſeit Kurzem bemächtiget hatte, auch dadurch um nichts vermindert wurde, daß der Stadtrichter dießmal mit kriechender Höflichkeit ſich ihm näherte.

„Schon lange nicht die Ehre gehabt, Euch zu ſehen, hochverehrter Herr Bürgermeiſter," redete er dieſen an, „doch ein Mann von Eurer Würde iſt immerdar ſo ſehr beſchäftiget, ſtets beſorgt um das allgemeine Beſte, und da geſchieht es wohl gar leicht daß er Manches zuweilen überſehen muß."

„Ueberſehen? wie verſteht ihr das, Herr Stadtrichter," fragte der Bürgermeiſter.

„Nun, ich meine," verſetzte jener hohnlächelnd, ſolch' geringfügige Dinge, wie zum Exempel Leute meines Gleichen, nichts Anderes, bewahre. Wißt Ihr nicht, was der heutigen Rathsverſammlung wohl zum Grunde liegen mag," fragte er hierauf.

„Ich glaube, dieß iſt Euch wohl ſo wenig bewußt, als mir, oder ſonſt einem Anderen dieſer ehrenwerthen Verſammlung."

„Allerdings," verſetzte Pobuda, indem ſich ſein Geſicht zu noch höhniſcherem Lächeln verzog, „aber man hat doch ſo ſeine Vorahnungen zuweilen und ſo habe auch ich dermalen eine derlei Vorahnung, daß über Jemand ein gewaltiges Donnerwetter losbrechen dürfte, ich will damit gerade nicht dieſen oder jenen gemeint haben, das ſei ferne, aber —"

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die rieſige Flügelthüre, welche in die Gemächer des Königs führte, und Ziska von Trocznow, der Liebling des Königs, trat aus derſelben. Eine unterſetzte, kräftige Kriegergeſtalt, mit geſchorrenem Haupthaare und einem ſchwarzen Knebelbarte; über das linke Auge, welches er im Kriege wider die Preußen verloren hatte, trug er eine ſchwarze Binde.

Bei ſeinem Erſcheinen ſenkten ſogleich die königlichen Leibwachen an der Schwelle ihre Hellebarden, welche ſie gekreuzt vor dieſelbe geſtellt hatten.

Ziska trat klirrenden Schrittes vor, und ſprach zu den Rathsherren, ſie freundlich grüßend: „Der König naht!"

Auf dieſe Worte ſtellten ſich die Rathsherren, den Gruß des Kriegsmannes höflich erwiedernd, in zwei Reihen. Gleich darauf öffneten Pagen die Flügelthüren und Wenzeslaus trat in das Gemach.

Neben ihm ging ſeine rieſenhafte Dogge, die ihn nie verließ, und hinter ihm in ſcharlachnem Mantel ſein eben ſo treuer Gefährte, der Nachrichter der Altſtadt.

Wenzel ſah bleich und krankhaft, die Stirne finſter wie immer, das Auge jedoch ſcharf und unſtät. Sein Blick überflog die Verſammlung, welche die Häupter entblößt hatte, und demüthig ein Knie ſeinem Oberherrn beugte, doch ſchien es Manchem, als ob Wenzels Blick länger auf dem Bürgermeiſter Reismann, als auf den Andern verweilt hatte.

Die Pagen waren ihm indeſſen durch das Gemach vorausgeeilt und öffneten die Thüre, welche in den großen, alterthümlichen Rathsſaal führte.

Wenzel ſchritt durch die Reihen der Rathsherren, neben ihm die Dogge, hinter ihm der Nachrichter, in den Rathsſaal, die Räthe nebſt dem Geheimſchreiber des Königs folgten.

In dem Saale angelangt, erfolgte eine große Pauſe, während Wenzel ſich in ſeinem höhergeſtellten, mit rothem Sammt und Goldtreſſen bekleideten Stuhle niederließ, und die Mitglieder des Rathes allgemach ſeinem Beiſpiele folgten, die Dogge aber ihren gewöhnlichen Platz bei ähnlichen Verſammlungen zu des Königs Füßen eingenommen hatte, und der Nachrichter ſich hinter Wenzels Stuhl auf ſein breites Schwert ſtützte, und, einzig nur ſeinem blutigen Handwerke lebend, die Hälſe der Verſammelten mit Kennerblicken zu muſtern ſchien.

„Wir haben Euch, ihr Mitglieder dieſes hohen Rathes, berufen laſſen,“ nahm jetzt Wenzel das Wort, „um Euch die Privilegien mitzutheilen, welche Wir der Altſtadt ſowohl, als auch der eben im Baue begriffenen Neuſtadt zu ertheilen geruhten, nämlich: Zwei Mal des Jahres einen öffentlichen Markt abhalten zu dürfen, ebenſo die Verordnungen, welche die künftigen Beſetzungen der Lehrerſtellen auf der zu Prag von Unſerem erlauchten Vater, ſeligen Angedenkens —“ bei dieſen Worten zog er ſein Barret vom Haupte — „dem großen Carl, gegründeten Hochſchule betreffen“.

„Sämmtliche Documente ſind nach Unſerer Willensmeinung und nach alter Form und Rechtens von Unſerem Geheimſchreiber, Silvius Properetor bereits abgefaßt und zu Papier gebracht. Man leſe die Documente der Verſammlung vor."

Silvius Properktor zog mehrere Papiere aus der Bruſt, entfaltete ſie und las die Documente ab.

„Seid Ihr damit vollkommen einverſtanden, Ihr Rechtsgelehrten und Räthe Unſerer Hauptſtadt, oder habt Ihr noch Eines oder das Andere dagegen einzuwenden," fragte Wenzel, als Silvius geleſen hatte, ſo ſei es Jedem erlaubt offene Freiſprache zu führen."

Die Verſammelten verneigten ſich ſchweigend.

Der älteſte Rath, Bohuslaw Bulkowa, Rector der Schule bei der Collegialkirche St. Aegyd aber nahm das Wort und ſprach: „Wir erkennen in dieſen Verfügungen, welche Eure königliche Majeſtät uns und den Unſrigen angedeihen zu laſſen geruhten, einen neuen und freudigen Beweis Eurer väterlichen Huld und Gnade."

„Nun ſo laßt Uns die Documente unterfertigen und beſiegeln. Reicht mir eine Feder, Geheimſchreiber."

Silvius reichte ihm das Verlangte und Wenzel unterfertigte.

„Und jetzt verrichtet Euer Amt, Bürgermeiſter der Altſtadt Prag," redete Wenzel Reismann an, „und ſiegelt dem alten Herkommen zu Folge das Document."

Reismann erhob ſich von ſeinem Sitze und öffnete die Taſche, in welcher er das Siegel der Stadt in einem ſilbernen Kapſel verwahrte, um dasſelbe herauszunehmen. Todtenbläſſe überflog aber im nächſten Augenblicke ſein Antlitz, ſeine Knie brachen ein. — Das Siegel befand ſich nicht mehr in dem Behältniſſe.

„Nun, was zaudert Ihr?“ fragte Wenzel ungeduldig, „Ihr ſeid es ja doch, dem die Stadt das Siegel, welches ſie ſelbſt ihren Königen nicht anvertraut, zur Verwahrung übergab.“

„Ich bin es,“ erwiederte Reismann außer ſich — „aber“ — ſetzte er mit tonloſer Stimme hinzu, „ich finde das Siegel nicht in meiner Taſche.“

„Nicht?! — Nicht?!“ donnerte Wenzel, und ſeine Augen glühten, daß jedem der Räthe ein eiskalter Schauer das Gebein durchrieſelte. „Verräther! ſo bewahrteſt Du das Gut, das Dir Prag anvertraute, das Siegel, das ſelbſt Mein glorreicher Vater nicht berühren durfte, das Ich nicht berühren darf. Sprich, wo iſt das Siegel? —“

Reismann ſank vor Wenzel auf die Knie und ſprach: „Gnädigſter Herr und König, verfüget über mich, Euren Knecht, nach Eurem Gutdünken, aber ich bin ſchuldlos an dem Verluſte dieſes Siegels.“

„So weißt Du nicht, wo es ſich befindet?“ fragte Wenzel.

„Ich weiß es nicht,“ ſtammelte Reismann.

„Wohlan, aber Ich weiß es,“ erwiderte Wenzel und hielt ihm das Siegel entgegen. „Sieh, hier iſt es in meinen Händen, und vor Deinem Hauſe hat es auf der Straße gelegen.“

„Vor meinem Hauſe?“ lallte Reismann, getheilt zwiſchen Schrecken und Erſtaunen.

„Vor deinem Hauſe und zwar in dem Rinnſaal,“ fuhr Wenzel fort, „und der Richter der Altſtads hat es gefunden und Mir überbracht.“

„Gnade! Gnade!“ flehte Reismann. „Ich begreife nicht, wie das Siegel aus meinem Säckel auf die Gaſſe gekommen iſt, aber ſo war ein Gott im Himmel iſt, ich bin ſchuldlos.“

„Gnädigſter Herr und König,“ nahm Pobuda das Wort, „obgleich ich ſelbſt mir keineswegs anmaſſe, über die Schuld des Bürgermeiſters Reismann ein Urtheil zu fällen, und mein Herz eher zu ſeinen Gunſten, als zu ſeinem Nachtheile ſprechen möchte, ſo könnte doch mein Eifer für den Staat, welcher mich bewog, das Siegel in die Hände Eurer Majeſtät zu liefern, bei Manchen dieſer werthen Herren den Verdacht erregen, als hätte ich mir dasſelbe auf unrechtmäßige Weiſe anzueignen gewußt, um ſo mehr, da früherer Zeit ein Privatverhältniß uns eben nicht zu den beſten Freunden machte. Erlaubt daher Eurem unterthänigſten Knechte, daß er hier in dem Rathe Kochanow einem Gewährsmann aufſtelle, welcher mit ihm zur ſelben Zeit die Martinsgaſſe durchwandelte, als er ganz zufällig das Siegel, mit Schmutz und Unflatt bedeckt, in dem Rinnſaal vor Reismanns Hauſe gefunden und aufgeleſen hatte.“

„Es iſt ganz ſo, wie der Richter der Altſtadt ſpricht, gnädigſter König und Herr,“ verſetzte der benannte Rath, ſich gegen Wenzel verneigend.

„Deine Fahrläſſigkeit iſt am Tage,“ ſchnaubte

Wenzel, vom Jähzorn hingeriſſen, den Bürgermeiſter an. „Du biſt ein Verräther und des Todes ſchuldig, den Du auch in drei Tagen an dem Orte, wo man das Siegel fand, erleiden ſollſt.“

„Mich nennt Ihr grauſam,“ fuhr **Wenzel** nach einer Pauſe fort, „weil ich ſtrenge auf die Erfüllung der Geſetze halte, die ihr nur mit Saumſeligkeit befolgt. Doch Ich ſehe, daß meine Strenge noch zu geringe war für Euch, und daß ein blutiges Beiſpiel gegeben werden muß, um Euch mit Ernſt an die Erfüllung Eurer Pflicht zu mahnen. Wie Ihr es wollt, Ihr trotzigen ſtarrſinnigen Böhmen; ſo ſoll es geſchehen. Trabanten! rief er ſodann, und ſechs Männer mit Hellebarden, von einem Hauptmanne geführt, traten in den Rathsſaal. „Feſſelt den Bürgermeiſter **Reismann**,“ herrſchte ihnen **Wenzel** zu „und übergebt ihn dem Gefangenwärter im **Königshofe**. Und Du —“ bei dieſen Worten blitzte er den Nachrichter an — „mache Dich bereit in drei Tagen Dein Amt zu verrichten.“

„Gnade! Gnade! gnädigſter König!“ flehte **Bohuslaw Bulkowa** und der greiſe **Silvius Properetor**, indem ſie ſich zu **Wenzels** Füßen warfen; — „Gnade! Gnade!“ riefen die anderen Räthe durcheinander, ihrem Beiſpiele folgend, während **Reismann** von den Trabanten umrungen und gefeſſelt wurde.

„Nimmermehr,“ rief **Wenzel**, mit donnernder Stimme, „Ich ſchwöre, daß **Reismann** ſo gewiß in drei Tagen vor ſeinem Hauſe enthauptet werden ſoll, als Ich niemals wieder durch jene Gaſſe reite, in welcher jener Frevel geſchah.“

Hierauf warf Wenzel den Stuhl zurück und verließ ungeſtüm den Saal.

Todtenſtille herrſchte auf dieſe Worte in der ganzen von dieſer unerwarteten Scene faſt betäubten Verſammlung.

Reismann war unrettbar verloren.

IV.

Ganz von jener Unruhe erfüllt, welche die Beſorgniſſe eines uns theueren Weſens in uns erzeugen und die noch durch die Fantaſie, welche uns die Möglichkeit irgend eines Unfalles vorſpiegelt, vermehrt wird, ſaß Johanna an dem Erkerfenſter ihres Gemaches, den geliebten Gatten erwartend.

Schon hatte ſie Zarda einige Male auf die Straße geſendet, nach dem Herrn zu ſehen, aber immer war dieſe mit der Nachricht, daß ſie ihn noch immer nicht erblicken könne, zurückgekehrt.

Da vermochte die beſorgte Gattin nicht länger in dem Hauſe zu verweilen. Schnell entſchloſſen verließ ſie dasſelbe, um die Urſache von dem langen Außenbleiben ihres Gatten bei dem Rathsherrn Procopius Stracz, einem alten bewährten Freunde desſelben, zu erfahren, welcher nur wenige Häuſer von ihrer Wohnung entfernt, am Ende der Martinsgaſſe wohnte.

Noch hatte ſie aber das Haus des Rathsherrn nicht erreicht, als ihr Pobuda mit einer tiefen Verbeugung den Weg vertrat.

„Wohin ſo eiligſt, ſchöne Johanna," fragte er ſie, „und warum ſo unruhig?"

„Ich ſuche meinen Mann," erwiderte Johanna, „ſein ungewöhnliches Außenbleiben beunruhigt mich."

„Ei, ei, noch immer die alte Zärtlichkeit," ſprach Pobuda. „Doch ſeid ganz unbeſorgt um Euren Gatten, er iſt ſo gut aufgehoben, als die Steine in der Krone Wenzels."

„Was meint Ihr damit?" fragte Johanna von banger Ahnung ergriffen.

„Es iſt mir endlich gelungen ihm einen früheren Freundſchaftsdienſt zu vergelten," erwiderte Pobuda höhniſch. „Ihr wißt, ich bleibe nicht gerne irgend Jemands Schuldner, wenn auch die Umſtände verhindern, die Schuld zur gehörigen Zeit entrichten zu können."

„Sprecht," beſtürmte ihn Johanna, „was iſt vorgefallen, wo iſt mein Mann?"

„Im Königshofe."

„Im Königshofe?"

„Ja," erwiderte der Böſewicht kalt, ſich an der peinigenden Angſt Johannens labend. „Der König hat ſein Todesurtheil geſprochen, welches am nächſten Sonnabend, den 15. September 1398, vor ſeinem eigenen Hauſe an ihm vollzogen wird."

„Ihr lügt! — Was könnte den König bei all' ſeiner Strenge bewegen, den treueſten und rechtlichſten ſeiner Diener hinrichten zu laſſen."

Der Verluſt des ihm vom Staate anvertrauten Gutes, weiter nichts," ſprach Pobuda.

„Welches Gutes,“ fragte Johanna, ſich an die Mauerwand eines Hauſes haltend.

„Er hat als Siegelbewahrer der Stadt Prag dieſes Kleinod verloren, und ich war ſo glücklich dasſelbe zu finden und es in die Hände des Königs zu liefern.“

„Das Siegel?!“ ſchrie Johanna, „und wo — wo habe Ihr es gefunden?“

„Ei nun, in der Goſſe vor Eurem Hauſe.“

„Gerechter Himmel!“ jammerte Johanna, deren Gehirn es in dieſem Augenblicke wie ein Blitzſtrahl durchzuckte, indem ſie ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckte: „So bin ich ſeine Mörderin.“

„Ihr,“ fragte erſtaunt der Stadtrichter.

„Doch nein, nein, der König kann ihn nicht verdammen. Mein Gatte iſt unſchuldig, er muß das Urtheil widerrufen. Ich — ich bin allein die Schuldige. Noch iſt es Zeit, ſagt, wenn Ihr noch ein menſchliches Gefühl in Eurem Buſen hegt, wo iſt der König, wo kann ich ihn finden.“

„Gebt Euch keine Mühe ſchöne Frau,“ erwiderte Pobuda, „denn eben ſo wenig dieſe Thürme der Martinskirche durch Eure Klagen gerührt werden, eben ſo wenig wird es Wenzeslaus. Euer Gatte ſtirbt am 15. September 1398 durch die Hand des Henkers, und dieß als das gerechte Opfer meiner Rache.“

„Verworfener Böſewicht!“ rief Johanna, einen verachtenden Blick auf Pobuda werfend, und eilte von allen Höllenqualen der Verzweiflung gefoltert in das Haus des Rathsherrn.

„Schmaht, wie Ihr wollt,“ rief ihr der Stadtrichter nach, „doch merkt Euch, daß Pobuda eine Beleidigung niemals ungerochen läßt.“

In dem Hauſe des alten ehrlichen Procopius Stracz erfuhr nun Johanna den ganzen Hergang der Sache.

Der alte Rathsherr, ſelbſt ein Zeuge des traurigen Vorfalles im königlichen Rathsſaale, und ſeine Gattin verſchwendeten alle Tröſtungen an Johanna, obgleich dieſe ihren Kummer nicht zu beſchwichtigen vermochten, denn nur zu ſehr kannte ſie Wenzels durch nichts zu erweichende Strenge. Kein Mittel blieb ihr übrig, als ſich ſelbſt zu den Füßen des Zürnenden zu werfen, und um das Leben ihres Gatten zu flehen.

Ihre ganze Hoffnung ſetzte ſie auf dieſen Schritt, und ſo wenig auch der alte Stracz davon erwartete, ſo feſtes Vertrauen ſetzte ſie darein, daß Wenzel, wenn er durch ſie die Unſchuld ihres Gatten erfahren würde, ſein Urtheil zurücknehmen müſſe.

Vergebens aber war ſie von dem Rathsherrn ſogleich nach dem Hradſchin geeilt und hatte verſucht vor den König gelaſſen zu werden. Wenzel hatte bei höchſter Ungnade befohlen, Niemand der um das Leben Reismanns von ihm zu erflehen kommen würde, vorzulaſſen.

So war der Abend bereits hereingebrochen, die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergüldeten mit ihrem rothen Schimmer die Thürme, Gibel und Erker dieſes alten Bauwerkes, als ein Mann, in einen grauen Mantel gehüllt, einen breiten Hut mit einer einzigen weißen Feder in das Geſicht gedrückt, aus dem Burgthore trat, die Wälle des Hradſchin langſam hinabwandelte und an dem äußerſten Ende derſelben ſtehen blieb, und ſich an dem wunderbaren Schauſpiele des Sonnenunterganges erlabte.

Im tiefſten Anſchau'n verſunken, ſtarrte der Einſame, welcher Niemand anderer, als König Wenzel war, nach ſeiner ſchönen Königsſtadt, welche mit all' ihren Thürmen und Kuppeln zu ſeinen Füßen ausgebreitet lag, und verfolgte ſodann die Windungen der Moldau, welche ſich durch die immer dunkler werdenden Ebenen wie flüſſiges Gold dahinſchlängelte. Dann ſchweifte ſein Blick an den fernen Hügeln und finſteren Bergketten, welche die ganze Gegend beſäumten, bis er ſich, faſt wider Willen, zu dem unheimlich und grauſig flammenden, einem Nordlichte nicht unähnlichem Gewölke verlor, während ſich ein wirres Chaos von bald friedlichen, bald ſchaudererregenden Bildern an ſeinem Innern vorüberzudrängen ſchien, und ihn die Außenwelt um ſich vergeſſen machte.

Ein Geräuſch hinter ſeinen Rücken ſchreckte ihn jedoch wieder aus ſeinen Träumen.

„Wer wagt es zu nahen?“ fragte er zürnend, indem er ſich raſch umwendete.

„Die unglückliche Gattin des Bürgermeiſters der Altſtadt,“ antwortete Johanna, welche mehr einer Todten als Lebenden ähnlich, mit ihren beiden Töchtern, den kleinen Wenzeslaus auf dem Arme, ſich zu Wenzels Füßen warf.

„Ihr kommt vergebens das Leben eines Treuloſen zu erflehen,“ fuhr ſie der König heftig an, „ſo wahr Ich Wenzel heiße.“

„Gnädigſter König,“ flehte die Aermſte, „laßt Euch von der Unſchuld meines Gatten überzeugen. Nicht er iſt der Schuldige, nein, ich, ich allein bin es und wenn Jemand für den Verluſt des Siegels zu büßen hat, ſo bin ich es. Ich nahm es auf dem Säckel, der in ſeinem Schreibtiſche verwahrt lag, und gab es dieſem kleinen kranken Kinde, als es im Bade ſaß und durch nichts zu beſchwichtigen war, zum Spiele. Das blinkende Metall beruhigte das arme Kind, aber ach, es ließ ſein Spielzeug, als es dasſelbe nicht mehr erfreute, in die Wanne mit Waſſer fallen und darauf vergeſſend, goß es die Magd auf die Straße.“

„Gnädigſter König, laßt Euer Herz durch die Stimme eines troſtloſen Weibes, durch das Flehen dieſer armen Mädchen, die nun zu Waiſen werden ſollen, durch das Stammeln dieſes kranken Kindes, das nicht verſteht, um was es ſeine kleinen Hände zu Euch erhebt, erweichen, laßt mich büßen für mein Verſehen, für mein Verbrechen, wenn Ihr es als ſolches erkennt, aber verzeihet ihm, der jede Stunde ſeines Lebens Eurem Dienſte gewidmet hat. Nehmt das Urtheil, das Ihr über meinen ſchuldloſen Gatten geſprochen habt, zurück, und ſprecht das meinige.“

„Gnade, Gnade, für unſeren Vater,“ wimmerten unter Schluchzen die Mädchen, und klammerten ſich an den Mantel des Königs, während Johanna mit ihrem Haupte, von welchem die Lockenfülle in wilder Unordnung herunterrollte, den Staub zu ſeinen Füßen berührte.

Wenzel ſtand ſichtbar durch den Anblick erſchüttert, plötzlich aber runzelte ſich ſeine Stirne wieder, ſein Auge rollte finſter und wild, und er rief: „Ich kann nicht, ich habe geſchworen, — Euer Gatte ſtirbt unter dem Beil des Henkers."

Mit dieſen Worten riß er ſich von den Flehenden los und verſchwand in den Schatten der Nacht, welche allmälig die Sonnenſchimmer verhüllt hatten.

„Dann — wehe — wehe mir und meinen Kindern!" rief Johanna und ſank bewußtlos neben ihren Kindern zuſammen.

V.

Alles Troſtes, aller Hoffnungen auf irdiſche Rettung beraubt, ſah Johanna und ihr unglücklicher Gatte, welcher ſich jedoch mit edler Reſignation in ſein finſteres Geſchick ergeben hatte, das dritte Morgenroth, das Letzte, welches er erleben ſollte, heranbrechen, als vor der Gefängnißthüre desſelben die ſchweren Eiſenriegel klirrten und der Kerkermeiſter mit einem Barfüſſermönch in das Gefängniß des Bürgermeiſters trat, und der Erſtere dieſem bedeutete, daß ſein Gefährte den Auftrag erhalten habe, ihm die letzte Wegezehrung zu reichen und ihn ſodann auf ſeinem letzten Gange zu geleiten.

Reismann empfing den Mönch mit jener Ruhe und Freundlichkeit, welche in ſolchen Augenblicken nur denen eigen iſt, die das Bewußtſein ihrer Unſchuld über ihr Schickſal erhebt.

Da er auf keine Rettung mehr zu hoffen hatte, ſo wendete er ſich jetzt mit aller Andacht und Frömmigkeit eines reinen Gemüthes zu der Gnade des Höchſten. Nach einer kurzen Viertelſtunde trat er geſtärkt und unerſchrocken aus dem Kerkerthore des Königshofes unter die Hellebarden der harrenden Scharwache.

Der Kapuzinerplatz ſowohl als die Königsſtraße, velche ſie zu paſſiren hatten, um nach dem Ausſpruche Wenzels den Richtplatz, das Haus des Bürgermeiſters, zu erreichen, waren mit Menſchen vollgefüllt, welche alle auf das lebhafteſte den wackeren unglücklichen Mann bedauerten und beklagten.

Ja, mehrere von ihnen, welche ſo manches geheime Gute von ihm genoſſen hatten, drängten ſich in dem Gewühle an ihn und küßten ihm ſchluchzend die Hände und as Kleid, welches die Scharwache, die ihn umgab, ſtillchweigend und ohne es zu wehren geſchehen ließ.

Welch' ein Anblick erwartetete ihn aber vor ſeinem Hauſe.

Das Blutgerüſte mit einem rothen Teppiche belegt nd von ſechs Hellebardierern umgeben, war bereits vor emſelben aufgerichtet, der Block ſtand bereit und neben emſelben der Nachrichter der Altſtadt mit aufgeſtreiften Hemdeärmeln, die nackten ſennigen Arme auf das Beil geſtützt, ſein Opfer mit gewohnter Kaltblütigkeit erwartend.

Unter dem Eingangsthore des Hauſes aber, in Trauerkleider gehüllt, lag Reismanns Gattin, von der alten arda unterſtützt, nebſt ihren beiden Töchtern auf den Knien, die wundgeweinten Augen mit ihren Tüchern verhüllend.

Bei dieſem Anblicke fuhr es wie ein Dolchſtich durch e Bruſt des Unglücklichen, und aller Schmerz, alle ebe zum Leben erwachte in ſeinem Herzen wieder. Johanna, warum haſt Du mir dieß gethan!" rief er und warf ſich weinend in die ihn krampfhaft umklammernden Arme ſeiner Gattin.

„Vater, Vater," ſchluchzten die Kinder, ſich an ihn feſthaltend.

Lautes Schluchzen ertönte unter dem Volke. Da ſchlug die Glocke ſechs Mal in der Martinskirche und der Hauptmann der Scharwache trat zu Reismann und ſprach: „Herr Bürgermeiſter, Ihr kennt meine traurige Pflicht, beeilet Euch, wenn Ihr noch Einiges mit den Eurigen zu beſprechen habt, der König will pünktliche Vollziehung ſeiner Befehle. Eure Stunde hat bereits geſchlagen.

„Ich bin bereit," ſprach Reismann mit Faſſung, „denn ich habe nichts mehr zu thun, als ſie dem Schutze des Ewigen zu empfehlen, vor den ich zu treten im Begriffe ſtehe."

„Nein, nein, ich laſſe Dich nicht," ſchrie Johanna, noch feſter Reismanns Hals umſchlingend.

„Wir müſſen der Nothwendigkeit weichen, theure Johanna," ſprach Reismann, „darum faſſe Dich, ergib Dich in Dein Geſchick, wie ich mich in das meinige bereits ergeben habe. Erziehe unſere Kinder zu guten und frommen Menſchen, zu nützlichen Weltbürgern, und lehre ſie, daß, wenn ihr Vater auch auf dem Blutgerüſte ſtarb, er doch als ein rechtlicher Mann, als ein frommer Chriſt und liebender Vater hinübergegangen ſei. Und nun lebe wohl —"

„Mein Gatte!" ſtöhnte Johanna, ohnmächtig an ihm niederſinkend.

„Steht Ihr bei," ſprach Reismann zu den Umſtehenden, drückte noch einen heißen innigen Kuß auf ihre kalten Lippen, ſchloß ſeine Kinder noch Einmal heftig an ſeine Bruſt und wendete ſich ſodann mit den Worten zu dem Hauptmanne: „Jetzt vollzieht Eure Befehle. —"

Beiläufig um dieſelbe Zeit, mindeſtens nicht viel früher, hatte König Wenzel ſich entſchloſſen Prag zu verlaſſen, um ſich auf einer Jagdparthie bei Branik zu zerſtreuen.

Schon hatte er im goldgeſtickten Jagdkleide, Horn und Schwert an der Seite, den Falken auf der Fauſt, ſich mit Ziska und einigen Herrn ſeiner Suite auf die Roſſe geworfen, und trabte nun luſtig vom Hradſchin über die hölzerne Brücke der Altſtadt zu.

Hier ritten ſie über den Tummelplatz, bei der St. Clemenskirche vorüber, auf den Bergſtein.

Nicht ferne mehr von dieſem, ſprengte Ziska voraus, um dem Fahrmanne, welcher an dieſem Orte den König erwarten ſollte, zu ſagen, daß er ſich bereit mache.

Am Bergſtein aber angelangt, ſah er zu ſeiner großen Verwunderung, weder Schiffer noch Fahre.

Sogleich ſprengte er zurück und meldete es dem König.

„In den weißen Thurm mit ihm!" rief dieſer. „Swoiker, Du kehrſt ſogleich um, zum Hauptmann der Scharwache, wenn der Schiffer nicht Abends in den Thurme liegt ſo hangt der Hauptmann."

Ein Reiter aus dem Jagdgefolge ſprengte zurück.

„Jetzt nach dem Bruckel," herrſchte Wenzel und ſprengte an dem ſchroffen Ufer der Moldau dahin. Brauſend und klirrend folgten ihm die Gefährten.

Kaum aber hundert Schritte fortgeritten, verſperrten bei einem neuen Baue die aufgehäuften Steine und ein dabei umgeworfener Fuhrmannswagen den Jägern den Weg.

Es blieb ihnen daher nichts übrig als umzukehren und durch die nächſte rechtsgelegene Seitengaſſe zu reiten, um zu dem Brückel zu gelangen.

„Durch die nächſte Seitengaſſe,“ donnerte Wenzel, über dieſes neue Hinderniß auf das Heftigſte erzürnt, warf ſein Roß herum, und jagte in die Martinsgaſſe hinein, bevor noch einer ſeiner Gefährten im Stande geweſen wäre, ihn an ſeinen Schwur zu erinnern.

Wie aber erſchrack er, als ein hundertſtimmiges: „Hoch lebe König Wenzeslaus! Gnade! Gnade dem Bürgermeiſter der Altſtadt! aus der mit Menſchen überfüllten Gaſſe ihm entgegen ſcholl.

Jetzt erſt ſah er, daß er ſich dem Richtplatze, dem er abſichtlich auszuweichen dachte, durch höhere Fügung genähert hatte.

Erſtaunt über dieſes ſeltſame Ergebniß zog er die Zügel ſeines Roſſes an, und ſtarrte auf die Scene, welche ſich ſeinen Blicken darſtellte, durch ſein Erſcheinen aber wie durch einen Zauberſchlag umgewandelt wurde.

Schon lag der Bürgermeiſter, mit entblößtem Halſe, auf den Knien, ſchon hatte der Scharfrichter der Altſtadt das blinkende Beil erfaßt, während Mehrere mit der ohnmächtig gewordenen Gattin und den Kindern des Unglücklichen eſchäftiget waren, um ſie von dem blutigen Schauſpiele u entfernen, als der weithinſchallende Jubel der Menge ie Gaſſe füllte.

Und ſchon im nächſten Augenblicke lag der Bürgermeiſter, ſeine durch den Freudenruf zu neuem Leben erweckte Gattin und ihre Kinder vor dem König auf der Erde, und tauſend und aber tauſend Stimmen jauchzten: „Heil dem Retter Reismanns! Heil dem König Wenzeslaus."

Unſchlüſſig ſtarrte dieſer auf die Gruppe zu ſeinen Füßen, doch bald milderte ſich die Strenge, welche ſich auf ſeiner Stirne gemalt hatte.

„Wohlan es ſei Dir Gnade ertheilt," ſprach er hierauf zu Reismann, „denn Ich ſehe, daß es des Himmels Wille iſt, daß Du mir und Deinem Vaterlande erhalten werdeſt, da er Mich ſelbſt zu dem Werkzeuge Deiner Rettung erkor."

„Sei in's Künftige wieder Bürgermeiſter und Siegelbewahrer, wie früher, und diene Mir treu, wie Du Meinem erlauchten Vater gedient. Die Angſt, die Du um die Deinigen erlitten, werde ich zu vergüten ſuchen."

- „Gnädigſter König!" ſtammelte der Bürgermeiſter und die Seinigen, mit von Schluchzen unterbrochener Stimme.

„Gott befohlen!" rief Wenzel und wendete das Pferd, welches unruhig zu werden begann und mit den gewaltigen Hufen den Sand aufſcharrte.

„Platz, Platz dem König!" rief Ziska und das Volk ſtäubte auseinander, während der König, dem Roſſe die

Spornen gebend, mit ſeinem Gefolge unter dem betäubenden Jubelgeſchrei: „Hoch, hoch König Wenzeslaus, der Retter!" — auf und davon brauſ'te.

Reismann aber nebſt ſeinen Angehörigen wurde im Triumphe nach ſeiner Wohnung gebracht, in welcher er ſich bald von den erlittenen Schreckniſſen erholte, und in einem unverhofften Meere von Entzücken ſchwamm.

Pobuda war von dem Augenblicke der Begnadigung des Bürgermeiſters, ein Gegenſtand der allgemeinen Verachtung.

Er legte in Folge mehrerer öffentlichen Inſulten, die er von dem Pöbel erleiden mußte, ſeine Stelle nieder, und ſtarb nicht lange darauf, unbekannt und unbetrauert, in einem elenden Dorfe, in welches er ſich geflüchtet hatte.

Noch jetzt aber wird das Haus gegenüber der Martinskirche, in welchem der Bürgermeiſter Reismann wohnte, dem wißbegierigen Fremden gezeigt; auch befindet ſich, in Folge jenes ſchauervollen Schauſpieles, ein ſchwarzes Kreuz über dem Thore desſelben, von welchem es noch immer den Namen trägt.

Anmerkung zu vorſtehender Novelle.

Den Grundſtein der ſteinernen Prager-Brücke legte Kaiſer Carl IV. im Jahre 1358. Der Bau derſelben dauerte 144 Jahre; denn erſt am 7. April 1502 wurde die Brücke das erſte Mal befahren. — Um ungehindert den Bau fortführen zu können, wurde das Ufer der Moldau in der Gegend, in welcher ſich jetzt das Urſuliner-Kloſter befindet, durchgegraben, und ihr ein neues Beet durch die ſogenannte neue Allee und den Graben angewieſen, ſo daß der Fluß erſt unterhalb des Dorfes Porziſch wieder in ſeine alten Ufer zurückſtrömte.

Die Communication mit der Altſtadt und der Kleinſeite zu erhalten, mußte die ſonſt gebrauchte, ſchon vom Herzog Neklan angelegte hölzerne Brücke bleiben.

Da nun König Wenzel, der Sohn des Gründers der Neuſtadt, wie obige Novelle ſagt, auf eine Jagd, vor das Zderaher Thor ſich begeben wollte, ſo mußte er jedenfalls ſich über den Strom ſchiffen laſſen.

Um nun entweder zu der Fähre, die, einer alten Sage nach, in der Gegend des Bergſteines war, oder zu dem Brückel, das die Alt- und die im Entſtehen begriffene Neuſtadt verband, zu gelangen, mußte Wenzel (weil wir ſeine Reſidenz auf dem Hradſchin annehmen) über das trockene, gewöhnliche Beet der Moldau und daher über die hölzerne Brücke. Der nächſte Weg nach Zderas war über die Fähre am Bergſtein.

Deßhalb nahm er den beſchriebenen Weg über den Tummelplatz, bei der St. Clemenskirche vorbei.

Da nun der Fährmann nicht des Königs harrte, war dieſer genöthiget zum Brückel zu reiten, um auf das jen ſeitige Ufer zu gelangen, und weil er des umgeworfenen Wagens, der aufgehäuften Steine, wegen des Stromes Lauf bis zu ſeinem Ziele nicht verfolgen konnte, mußte er durch die ſchon damals beſtandene Martinsgaſſe reiten.

Vier.

In dem Hofraume eines, größtentheils von Waitzenhändlern beſuchten Wirthshauſes einer ungariſchen Freiſtadt erſcholl lautes Stimmengewirre, unterbrochen von einzelnen heftigen Ausrufungen und ſchallendem Gelächter, während die Kugel ſchnurrend über die Kegelbahn dahin rollte, auf welcher ſich mehrere Waitzen- und Weinhändler, fast durchgehends ungariſche Edelleute, umſtanden von müſſigem Geſindel, nach beendetem Markte unterhielten, und dabei dem Ungarweine tapfer zuſprachen.

„Du haſt heute einen ſchlechten Schub, Juri," rief ein junger kräftiger Weinhändler. „Was wetteſt Du mit mir, ich überſchiebe Dich?"

„Eine Maaß Meneſcher," antwortete dieſer.

„Es gilt!" rief Miſchka, ſo nannte ſich der Aufforderer, faßte ſodann die Kugel, kauerte ſich, nach Weiſe der Kegelſpieler, an dem Anſtande zuſammen, mit der linken Hand auf das linke Knie geſtützt, und holte zum Schube aus.

„Wetteſt Du auf den Juri?" fragte Einer der umſtehenden Waitzenhändler den Andern.

„Ich parire ſechs Zwanziger auf den Miſchka," ſprach dieſer.

„Und ich ſechſe auf den Juri," erwiderte der erſtere, und die Silbermünze kollerte aus ihren Händen auf die Erde.

In dieſem Momente donnerte Miſchka's Kugel über den Laden, die Kegel fielen.

„Vier!" riefen Mehrere. „Vier," ſagte Miſchka, mißmuthig den Tabak in ſeine Bodrescanerpfeife drückend. „Teufel, das iſt zu wenig!"

Jetzt nahm Juri die Kugel und zielte, bald donnerte auch ſie über die Bahn. Alles drängte ſich zu dem Anſtande und machte lange Hälſe.

„Fünf!" riefen Mehrere. „Fünf!" jubelte Juri.

„Vier ſind's," ſagte hinter ihm einer der Fremden, der ſcheinbar theilnahmlos an der Gartenplanke lehnte, wie zu ſich ſelber ſprechend.

„Was?" rief Juri erzürnt auffahrend. „Wer ſagt das?"

„Fünf!" ſchrie der Kegelbube herein.

Da wendete ſich Juri, dem das Blut in das Geſicht getreten war, und es dunkelroth gefärbt hatte, zu dem Fremden, einem noch jungen, aber krankhaft ausſehenden Manne, an deſſen abgetragenen und ſichtbar vernachläſſigten Kleidern er einen Deutſchen erkannte. „Da hörſt Du's, und in Zukunft halt' Dein Maul oder ich laſſe Dich in's Loch ſtecken, ſo wahr ich ein Edelmann bin."

„Hm, meinetwegen," antwortete der Fremde, „laßt mich gleich einſperren, wenn Ihr wollt, ich ertrage es ohnedieß nicht länger."

„Wie?" rief Juri erbleichend. „Kerl, biſt Du ein Mörder?!"

„Ein Betrunkener!“ rief Miſchka.

„Wenn Ihr es gerade wollt, Beides,“ antwortete der Fremde kalt.

„Ein Mörder! Ein Mörder!“ riefen Mehrere, und ſtarrten mit Entſetzen auf die Gramgeſtalt, welche noch immer an der Gartenplanke lehnte und mit einem kalten kaum bemerkbaren, faſt irrſinnigen Lächeln die Anweſenden überſchaute. „Er hat es ſelbſt geſagt, bemächtigt Euch ſeiner!“

„Draußen ſtehen die Haiducken,“ rief Einer. „Man rufe ſie,“ ſchrien die Andern. „Holla! Haiduck! Haiduck!“

Auf dieſen Ruf tönte helles Sporengeklirr und mehrere in rothe Dolmans gekleidete Haiducken, welche vor der Schenke ihre Pfeife ſchmauchten, eilten herbei, faßten den Fremden, der ſich ihnen nicht widerſetzte, und banden ihm mit der ihnen eigenen Kunſtfertigkeit die Hände auf den Rücken.

„Fort in's Komitathaus!“ donnerte hierauf der Eine, indem er ihm von rückwärts mit dem Knie einen Stoß verſetzte und die Andern, ihn an den Rockklappen haltend, mit ſich fortriſſen. Die meiſten der Anweſenden folgten den Davoneilenden im wilden Gewirre.

„Na, was iſt's jetzt mit der Wette?“ fragte Juri den Miſchka, als ſich der Tumult entfernt hatte.

„Was ſoll es ſeyn?“ antwortete dieſer, ſichtbar betrunken, „wir haben alle Zwei Vier geſchoben.“

„Das iſt erlogen,“ verſetzte der bereits aufgeregte Juri, „ich habe Fünf geſchoben.“

„Pah,“ ſagte Miſchka, „das hat bloß der betrunkene Halunke geſagt.“

„Wer iſt ein Halunke,“ rief Juri wuthend, indem er Miſchka an dem Halskragen ſeines Hemdes faßte. Grimmig ſchlug dieſer auf Juri, welcher jedoch dieſen Schlag mit einem nicht minder kräftigen erwiderte.

Die Freunde der Beiden ſprangen hinzu und mengten ſich in den Zweikampf, jedoch gelang es ihnen erſt ſie von einander zu trennen, als ihr Blut bereits aus mehreren Kopfwunden ſtrömte.

Am Morgen des nächſten Tages klingelte der Stadthauptmann derſelben Freiſtadt und ein Komitatshuſar trat mit klirrenden Sporen in den Gerichtsſaal.

„János, bringe er den Burſchen, der geſtern in der Waitzenſchenke verhaftet wurde,“ gebot der Stadthauptmann.

Nach Verlauf einiger Minuten trat dieſer in Begleitung zweier Haiducken in den Saal. Ein Wink des königlichen Beamten entfernte die Diener.

„Ihr ſeid, laut eigenen Geſtändniſſes,“ begann jetzt der Stadthauptmann, „geſtern verhaftet worden, und erſcheinet nun hier, um Euch über Euere dunklen Worte zu erklären und wo möglich zu reinigen.“

„Es iſt dieſes nicht nothwendig,“ erwiderte der Angeſprochene. „Sie ſehen in mir einen wirklichen Verbrecher, den ſeine Gewiſſensbiſſe ſeit vier vollen Jahren unausgeſetzt martern, und der nun den Tod durch Henkershand ſeinem qualvollen Zuſtande vorzieht.“

Mit nicht geringer Verwunderung blickten die Anweſenden, welche eine ganz andere Antwort erwartet hatten, auf den Redner, dieſer aber fuhr fort. „Hören Sie meine Geſchichte. Ich heiße Johannes Rothhuber und bin wohlhabender Leute Sohn aus Weſtphalen. Ich erlernte das Tiſchlergewerbe, und ſtand in meiner Vaterſtadt Paderborn bei einem wackeren Meiſter als Geſelle in Dienſten. Bereits zwei Jahre mochte ich bei ihm zugebracht haben, ohne daß Einer von uns gegen den Andern die mindeſte Klage zu führen hatte, als eine Geringfügigkeit unſere alte Eintracht ſtörte und mich dem Verworfenſten der menſchlichen Geſellſchaft gleichſtellte."

„Es war an einem Sonntage, als ich mit meinem Mitgeſellen, Namens Bayer, vor's Thor hinaus zu einem Brauer ging, um mich mit demſelben bei Bier und Tanz zu erluſtigen."

„Wir fanden Viele von unſerer Zunft und blieben bis ſpät Abends. Als uns die Stunde wieder nach Hauſe rief, und wir uns auf den Heimweg begaben, ſahen wir, daß uns ein ſchöner herrenloſer Pudel, von ſchwarzer Farbe, folgte, und nicht von uns weichen wollte, wie wir ihn Anfangs auch zu verſcheuchen ſuchten."

„Endlich beſchloſſen wir das Thier bei uns zu behalten, und nahmen ihn mit uns in die Werkſtätte, in welcher wir unſere Bettſtellen hatten."

„Zufällig kam noch dieſen Abend die Meiſterin, ein raſches junges Weib, welches der Meiſter, kurz vor meinem Eintritte in ſeinen Dienſt, geheirathet hatte, und das ſo eben guter-Hoffnung war, in unſere Stube."

„Sie erblickte ſogleich den fremden, ihr nichts weniger als willkommenen Gaſt und gebot uns, obgleich er ihr ſchmeichelnd nahte, ihn auf der Stelle fortzuſchaffen."

„Wir verſprachen es zu thun, als ſie ſich jedoch wieder entfernt hatte, mochten wir das hübſche Thier doch nicht in der Nacht und in dem Regen, der ſich mittlerweile ergoß, auf die Straſe jagen, und behielten ihn bei uns.“

„Als Tags darauf die Meiſterin wieder in die Werkſtätte trat, und den Pudel anſichtig wurde, erzürnte ſie ſich über die Maßen, ſo, daß ſie in ihrer Galle mir mehrere Schimpfnamen gab.“

„Erbittert über dieſe Schmähungen, die ich früher noch nie erduldet hatte, gerieth ich mit ihr in einen heftigen Wortwechſel. Als aber ihre Hand mir plötzlich auf der Wange brannte, gerieth ich außer mir, und nicht bedenkend in welchen Umſtänden ſie ſich befinde, verſetzte ich ihr mit geballter Fauſt einen Stoß, daß ſie mit einem gellenden Schrei zur Erde ſtürzte, und als todt liegen blieb.“

„Wie zu Stein verwandelt, ſtarrte ich auf die Lebloſe, mein Kamerade aber rüttelte mich aus meiner Betäubung, und mahnte mich zu entfliehen.“

„Kaum hatte ich noch Zeit ihm zuzuflüſtern, daß ich in dem nahen Wäldchen ſeiner harren wolle, wohin er mir die Nachricht von dem Ausgange dieſes eben ſo unerwarteten als ſchreckensvollen Auftrittes bringen ſollte.“

„Einen ganzen langen Tag harrte ich dort unter dem Dickicht verborgen, zitternd, und von eiſigen Schauern wie von einem Fieber durchrüttelt. Mein einziger Gedanke war: Was haſt Du gethan? — Du, ein Mörder und Blut — Blut an deinen Händen!“

„Als es endlich dunkel geworden war, kam mein Kamerade, das verabredete Zeichen ließ uns bald den Weg durch die Finſterniß des Waldes zuſammenfinden.“

„Was iſt geſchehen? fragte ich ihn, mich kaum aufrecht haltend."

„Die Meiſterin iſt wieder zu ſich gekommen, antwortete Bayer, aber gleich darnach —"

„Nun, gleich darnach? ſtöhnte ich, ihn krampfhaft an der Bruſt faſſend."

„Genas ſie eines todten Kindes, fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, — und ſtarb nach wenigen Stunden darauf."

„Die Gegenſtände um mich verſchwammen in einander, alles wurde dunkel, ich mußte ohnmächtig geworden ſeyn."

„Als ich wieder zu mir kam, blickte der Mond durch die ſchwarzen Buchenzweige, an denen ein rauher Nordwind rüttelte. Mein Wanderränzel und mein Ziegenhainer, welche mir mein treuer Kamerad mitgebracht haben mußte, lagen zu meinen Füßen, er ſelbſt aber war verſchwunden."

„Ich warf mechaniſch mein Ränzel auf den Rücken, griff nach meinem Stocke und floh, wie ein zweiter Kain, von den Furien der Hölle verfolgt, durch dick und dünn, fort immer fort, ach, meinem Verbrechen konnte ich doch nicht entfliehen."

„Wie ein Toller rannte ich, jede Heerſtraße vermeidend, durch Wälder und Wildniſſe, kletterte über Berge und Felſen, wanderte ganze Nächte durch, mit blutenden Sohlen und zerriſſenen Kleidern, und erſt der Hunger trieb mich in eine einſam gelegene Hütte, aber auch hier litt es mich nicht lange, ſchon glaubte ich die Häſcher vor derſelben ſprechen zu hören und entfloh auf's Neue."

„Vier Jahre ſind ſeit jener ſchreckensvollen That entſchwunden, ohne daß ich irgendwo Ruhe gefunden hätte, ohne daß mich mein Gewiſſen raſten ließ an einem Orte. Immer, immer ſtand das arme gemordete Weib mit ihrem Kinde vor meinen Augen, und ſcheuchte mich aus der Einſamkeit in das Gewühl der Menſchen, und aus dieſem wieder in die Einſamkeit zurück, und rüttelte mich aus dem Schlafe oder marterte mich in meinen Träumen.“

„In dieſem fürchterlichen, nicht zu beſchreibenden Seelenzuſtande kom ich nach Franken, gelangte ich nach Frankfurt, von Frankfurt nach Würzburg, von dort nach Bayern. In Ulm wollte ich verweilen, aber auch dort duldete es mich nicht, ich eilte nach München, von München nach Reichenhall, dann fort durch Tyrol, Kärnthen, die Steiermark, nach Ungarn.“

„Unmöglich ward es mir endlich die Folter meines Gewiſſens noch länger zu ertragen, denn ich fühlte es, ich würde keine Ruhe mehr finden als — auf dem —“ hier brach die Stimme des Erzählers, und er verhüllte ſich das verkümmerte bleiche Antlitz mit beiden Händen.

Eine lange Pauſe entſtand.

Ueber das ernſte, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke faſt ſtrenge Geſicht des Stadthauptmanns flog ein Abglanz der inneren Rührung, von welcher ſein Herz ergriffen worden war. Bald faßte er ſich jedoch wieder, ſtrich den langen grauen Schnurbart und klingelte. Der Komitatshuſar erſchien und der Verbrecher wurde in ſein Gefängniß zurückgeführt.

Mehrere Monate waren ſeit jenem Verhöre vergangen, während welchen Johannes Rothhuber in einer Gefängnißſtube des Komitatshauſes ſaß und mit jedem Morgen ſein Todesurtheil erwartete.

Endlich klirrten zu einer ungewöhnlichen Stunde die ſchweren Riegel vor ſeiner Thüre, ein Haiduck trat in die Stube und bedeutete ihm, daß er geſandt ſei ihn in den Gerichtsſaal zu führen.

Obgleich gefaßt auf das, was ihn unvermeidlich erwarte, rieſelte dennoch ein eiſig kalter Schauer durch ſeine Glieder, und nur mit großer Anſtrengung vermochte er dem Haiducken, der mit dem angebornen Phlegma des Ungars ihm vorausging, zu folgen.

In dem Gerichtsſaale fand er bereits den Stadthauptmann nebſt dem Fiskal und mehreren Gerichtsperſonen verſammelt.

Nach einer kleinen Pauſe feierlichen Schweigens wendete ſich der Stadthauptmann an ihn und ſprach: „Ich bin erfreut Euch über Euere Selbſtanklage eine beſſere Nachricht, als Ihr wohl je erwartet haben werdet, zu verkünden.“

„Eine beſſere Nachricht,“ lallte Johannes und begann zu wanken, ſo daß ihn der Haiduck, welcher ihn in den Saal geleitet und nicht verlaſſen hatte, unterſtützen mußte.

„Erfahret denn,“ fuhr jener fort, „daß man von Seite des hieſigen Komitats genaue Nachforſchungen über den von Euch erzählten Hergang jenes doppelten Todtſchlages eingeholt. Es beſtätiget ſich Alles, wie Ihr es angegeben, nur iſt weder die Meiſterin Eueres früheren Dienſtherrn, noch ſein Kind dabei um das Leben gekommen.“

„Erſtere erholte ſich bald wieder von der Ohnmacht, in welche ſie Eu're zu raſche That verſetzt hatte, die jedoch ohne Folgen blieb, ſie genas eines geſunden Kindes, welches ſich, wie ſie ſelbſt noch am Leben befindet."

„Der Meiſter, welchem Euer Mitgeſelle den ganzen Verfall der Wahrheit getreu mitgetheilt hatte, verzieh demſelben ſeinen Ungehorſam gegen die Meiſterin, jedoch nur unter der Bedingung, daß er Euch glauben machen mußte, dieſelbe ſei ſammt ihrem Kinde an den Folgen Eu'rer Verletzung geſtorben. Eine Lüge, welche Euch für die Mißhandlung, die ihr ſeinem Weibe zugefügt, beſtrafen ſollte."

„Ich kann Euch daher als jenes angeblichen Todtſchlages an dieſen beiden Perſonen vollkommen freiſprechen, und da Ihr durch vier Jahre, während welchen Ihr den Foltern Eu'res Gewiſſens preisgegeben waret, für Eu'ren Fehltritt genugſam gebüßt, ſeid Ihr hiermit Eu'rer Unterſuchung wie auch Eu'rer bisherigen Haft entlaſſen." —

Welche Scene hierauf erfolgte, das möge ſich die Fantaſie jedes geneigten Leſers ſelbſt ausmalen, es wird ihm jedenfalls beſſer gelingen, als der lebhafteſten Schilderung, die einer ſchriftſtelleriſchen Feder entfloſſen, nur noch ſo viel, daß die Vorſicht des wackeren Stadthauptmannes einen Arzt in das Nebengemach beſtellt hatte, welcher nach dieſem Auftritte den Freudigaufgeregten zu Bette bringen ließ.

Zwei Tage darauf wanderte ein junger, obwohl ſichtbar abgehärmter Wanderburſche, der Schreinergeſelle Johannes Rothhuber, nachdem er noch eine gute Wegzehrung von dem mitleidigen Stadthauptmanne erhalten hatte, mit herzinniger Fröhlichkeit aus dem Thore der königlichen Freiſtadt, in welcher er, als das Ende ſeines nicht zu ertragenden Seelenleidens, den Tod geſucht und ein neues glückliches Leben, voll der ſeligſten Hoffnungen, gefunden hatte.

Inhalt.

Seite

Der Gedankenräuber 1
Die Verſchwundenen 17
Das Nachtlager in der Waldburg 51
Das Scheibenſchießen im Zillerthale 69
Der Klapperhans 119
Der Retter 135
Vier 167

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

NEUER

Lieder-Frühling

von

JOHANN N. VOGL.

WIEN, 1841.
Verlag und Druck von
J. B. Wallishauſſer.

Neuer
Lieder-Frühling.

Blumenlieder.

Blumen.

Viermal iſt's, daß ſich in's Leben
Sinnreich uns die Blumen weben,
Einmal in der Kindheit Scherzen
Noch als Sinnbild unſ'rer Herzen,
Später, wenn als Liebeszeichen
Wir ſie einem Theuren reichen,
Dann noch, wenn bei Feſtesglänzen
Sie den Freudentrunk uns kränzen,
Und zuletzt, wenn fromme Hände
Sie uns weih'n als Grabesſpende.

Märzveilchen.

Veilchen im März,
Blümchen, du kleines,
Dich nur, wie keines,
Grüßet mein Herz.

Veilchen im März,
Herold der Freude,
Jüngſtes der Haide,
Lächeln im Schmerz.

Veilchen im März,
Schmelzeſt durch Düfte
Herzen und Grüfte,
Starrend wie Erz.

Veilchen im März,
Bringeſt ja wieder
Blüthen und Lieder,
Jugend und Scherz!

Aufſchluß.

Warum doch nur der Winter naht
Alljährlich mit Eis und Schnee,
Und uns die holden Blumen raubt,
Die Blumen von Thal und Höh'!

Der Winter naht mit jedem Jahr
Und hüllet die Anger mit Schnee,
Damit von den Blumen das Scheiden uns
Auf einmal nicht thu' zu weh.

Morgenlüftchen.

Die kleinen Blumen weinten
Wohl durch die ganze Nacht,
Weil ſie der Sturm geſchlagen
Und nicht ein Stern gelacht.

Nun da die Morgenröthe
Auf's Neue bricht hervor,
Nun lächeln ſie durch Thränen,
Im duftig bunten Flor.

Da fliegt das Morgenlüftchen
Herbei nach ſeiner Pflicht,
Und küßet jeder Blume
Das Thränchen vom Geſicht.

Unter Blumen.

Lieg ich hingeſtreckt im Grünen,
Rings umnickt von Halm und Kraut,
Scheint mir alles doppelt herrlich
Was nur da mein Blick erſchaut.

Doppelt herrlich all die Räume,
Strom und Berge, Dorf und Hain,
Und der Himmel und die Bäume,
Wolkenzug und Sonnenſchein.

Und mir iſt ſo wohl, als ſäße
Wieder ich als Kind im Grün,
Ei, woher dieß Luſtempfinden,
Und dieß wonnige Erglüh'n?

Und ich denk' an dieß und jenes
Was mir fern und was mir nah,
Wie ich Düſt'res oft ſo heiter,
Heit'res oft ſo düſter ſah.

Und ſo denke ich und blicke
Durch die Blumen dufterfüllt,
Sieh' da iſt mit einemmale
Das Geheimniß mir enthüllt.

Ja, nun weiß ich was im Inner'n
All die Luſt herauf mir rief,
Sah ich doch die Erde wieder
In der Kindheit Perſpectiv.

Blumenlied.

Gern mag ich den Blumen lauſchen
Wie ſo ſtille ſie erblüh'n,
Wie ſie duften und berauſchen,
Bis allmählig ſie verglüh'n.

Ach, ich weiß ja eine Blume
Deren Blüh'n ich oft gelauſcht,
Als ihr Haupt das ſinnig ſtumme,
Lenzeslüfte noch umrauſcht.

Doch der Zauber der umwoben
Damals ſie, ſo reich und hell,
Iſt für immer nun zerſtoben;
Blumen, welkt doch gar zu ſchnell!

Die Sonnenblume.

Schaut doch, wie die Sonnenblume
Gar ſo hehr und prangend ſteht,
Wie nur nach dem Strahl des Lichtes
Immerdar ihr Sehnen geht.

Alle Blumen ſchau'n zur Sonne
Zaghaft und in frommer Scheu,
Sie nur folgt von Oſt nach Weſten
Freudig ihr, in alter Treu'.

Schlürft den Wein aus gold'ner Schale,
Bis der ſüße Quell verſiegt,
Und berauſcht vom Göttermahle
Sich ihr Haupt in Träumen wiegt.

Und ſo folgt dem Born des Lebens
Immerdar ihr Angeſicht,
Und ſo ſtrahlt aus allen Blumen
Sie — als: Ode auf das Licht.

Anfang und Ende.

Kinder flechten in die Locken
Gern' ſich duft'ge Blumen ein,
Haben ihre Luſt vor allen
Nur an ihrem Duft und Schein.

Wohl, wenn größer ſie geworden
Werden treulos ſie dem Spiel,
Und was früher ſie entzückte
Kümmert ſie nun nimmer viel.

Erſt wenn ſie nach langen Kämpfen
Allem Erdenſchmerz entrückt,
Siehſt du mit den Längſtvergeſſnen
Wie zu Anfang ſie geſchmückt.

Abendgang.

Die kleinen Blumen auf dem Feld, die ſüßen,
Die ſind mit mir in gar vertrautem Bund,
Und nahe ich, von ferne ſchon ſie grüßen,
Und jede ſpricht und gibt mir Neues kund.

Steinnelke ſagt: hab' lang' auf dich geharret,
Kornblümchen ſpricht: Sieh doch mein neues Kleid,
Feldröschen: Hab' den Duft für dich geſparet,
Kleinveilchen: Ach, bald iſt's zum Scheiden Zeit!

Und ſtreck' ich mich in's Gras zu ihnen nieder,
Und ſumme mir die kleinen Lieder vor,
Da nicken ſie und nicken immer wieder,
Da lauſchen alle mit geſpanntem Ohr.

Und geh' ich dann, ſo flüſtern ſie noch lange
Die Lieder nach, mit ſtill verſchwieg'nem Sinn,
D'rum freut es mich nach jedem ſolchen Gange
Wohl gar ſo ſehr, daß ich ein Dichter bin.

Blumenwonne.

Wie muß doch den Blumen ſo wonnig ſein
Im wärmenden funkelnden Sonnensſchein,
Gewiegt und umkoſet vom Morgenwind,
Gleichwie von der Mutter ein liebes Kind.

Wie muß doch den Blumen ſo wonnig ſein
Im duftigen blühenden Frühlingſchein,
Umgeben von Schweſtern, ſo weit als breit,
Voll bunter und ſtrahlender Herrlichkeit.

Wie muß doch den Blumen ſo wonnig ſein
Zu ſchauen dem Ew'gen in's Aug' hinein,
Bis dieſer voll liebender Huld zuletzt
Mit himmliſchen Thränen ihr Haupt benetzt.

Des Gärtners Glück.

O ſchönes Loos, der kleinen Blumen warten,
Sie pflegen dürfen mit beſorgter Hand,
Sie groß zu zieh'n in ſeinem eig'nen Garten,
Daß Duft und Blüthe habe d'rinn Beſtand.

Wie mag ſich da des Gärtners Auge laben
An all den Knoſpen die ihm reich erblüh'n,
An all' den bunten heit'ren Blüthengaben
Die ihm von jedem Strauch entgegenglüh'n.

Wie ſelig mag er ihrem Keimen lauſchen
Betrachten ihr Erblüh'n und ihr Vergeh'n,
Wie müſſen in der Blätter leiſem Rauſchen
Die Geiſter ſeiner Blumen ihn umweh'n.

Beglückter Mann, dem ſolch ein Loos beſchieden,
Der nur ein Fleckchen nennt auf Erden ſein,
Das er bebauen kann in Luſt und Frieden,
Und ſagen darf: Die Blumen d'rauf ſind mein!

Mir ward es nicht, mir iſt kein Fleckchen eigen,
Wo ich des kleinſten Blümchens mir bewußt,
Und was ſich ſonſt an Blüthen wollte zeigen
Das riß man längſt mir grauſam aus der Bruſt.

Die letzten Blumen.

1.

Sagt, was blüht ihr noch ihr Blumen?
Iſt doch nackt ſchon Feld und Hain,
Keine muntern Bienlein fliegen,
Keine bunten Falter wiegen
Sich auf euch im Sonnenſchein.

Weder Thau noch Strahlen ſenken
Nieder ſich auf Kelch und Blatt,
Keine lauen Weſte koſen,
Ach nur rauhe Stürme toſen
Und das Leben wird ſo matt.

Niemand naht um Euch zu pflücken,
Sei's in Liebe, ſei's in Scherz,
Ungeliebt und ungeſehen
Müßt ihr einſam hier vergehen,
Wie ſo manch' verkanntes Herz.

Aber tröſtet euch, ihr Armen,
Daß ſo Schlimmes euch geſchieht,
Sinkt nur hin im Sturmgetoſe,
Weiht, verfallen gleichem Looſe,
Doch ein Sänger euch dieß Lied.

2.

Schon welkt das Laub und düſt're Wolken ſchwärzen
Des Himmels Blau, es ſtarrt im Froſt das Land
Und dennoch blüh'n, wie Veilchen oft im Märzen,
Noch Blumen hier am kahlen Wieſenrand.

Nicht irrt es ſie, daß keine Falter ſcherzen,
Sie lächeln mild, ob auch der Lenz entſchwand,
So blüht wohl noch an manch' gebroch'nem Herzen
Ein Todtenſtrauß, den Treu' und Liebe band.

Blick der Unſchuld.

Wohl ſtehſt Du ſinnend oft in Frühlingsräumen
Vor bunter Blumen jugendlicher Pracht,
Wohl hängt Dein Auge oft in ſtillen Träumen
An einem hellen Stern in dunkler Nacht.

Doch lieber noch als an der Blume Prangen
Am Glanz des Sternes, dem Du folgſt ſo gern,
Verweilt Dein Blick von Wonne ganz befangen
An eines Kindes frommen Augenſtern.

Denn Stern und Blume findeſt Du dort Beide,
Entſchwund'ner Zeiten namenloſes Glück,
Ja, deiner Unſchuld, deiner Kindheit Freude,
Ein Himmel liegt in eines Kindes Blick.

Dreifache Bitte.

Laß nur, o Herr, meinem Auge das Licht,
Nicht daß es ſehe der Menſchen Geſicht,
Laß es mir wegen der Blumen,
Daß es noch freudig die Kleinen erſchaut,
Wie ſie der Himmel mit Thränen bethaut,
Wie ſie die Bienlein umſummen.

Laß mir, o Herr, des Gehöres Gewalt,
Nicht um der menſchlichen Rede Gehalt,
Nicht um der Liebe Geſchwätze,
Laß es mir, daß es die Lerche vernimmt,
Wie ſie mit Jubel den Himmel erklimmt,
Daß es am Lied ſich ergötze.

Laß mir, o Herr, meines Herzens Gefühl,
Nicht daß es ſchwelge im Sinnen Gewühl,
Schwimmend auf irdiſchen Fluthen,
Laß es mir, daß es das Schöne erfreut,
Das Du ſo reich in das Leben geſtreut,
Und ſich verklär' in den Gluthen.

Der Pappelbaum.

O ſchöner ſchlanker Pappelbaum,
Wie wirſt Du gelb und fahl,
Seit hinter Nebel feucht und grau
Sich birgt der Sonne Strahl.

O ſchöner ſchlanker Pappelbaum,
Wo ſind die Finken jetzt,
Die froh an deinen Zweigen ſich
Das Schnäbelchen gewetzt?

Wo ſind die munter'n Meiſen all,
Die ſchreiend dich umlärmt,
Wo ſind die weißen Falter, ſprich
Die zitternd dich umſchwärmt?

Nun ſtehſt du einſam und allein,
In Schnee und Froſt und Wind,
Und ſeufzeſt, daß die Frohen doch
Nur gern bei Frohen ſind.

Sturmbilder.

Tost durch dicke Sommerſchwüle
Plötzlich wild der Sturm einher,
Wie vom aufgeregten Pfühle
Tobt an's Land das ſtürm'ſche Meer.

Leckt der Blitz mit blauen Zungen
Durch die öde ſchwarze Nacht,
Rollt vom finſter'n Zeus geſchwungen
Wieder hin des Donners Macht.

Wäh'n ich einen Mann zu ſchauen,
Der mit Kraft das Recht beſchirmt,
Und voll Haſt durch Thal und Auen
Fort zum grimmen Kampfe ſtürmt.

Aber kommt der Sturm gezogen
Kalt und eiſig, toll und wild,
Auf der Flocken Wirbelwogen,
Ueber's ſtarre Schneegefild.

Kommt er auf den grauſig ſchnellen
Fitt'gen, weiß den Mund vom Schaum,
Peitſcht die Flocken er, die hellen,
Wüthig hin durch Nacht und Raum.

Wäh'n ich einen Greis zu ſchauen,
Flüchtig und von Schreck erfüllt,
Der durchbebt von Schmerz und Grauen,
Sich das weiße Haar durchwühlt.

Wolkenlieder.

1.

Wolken zieh'n am Himmelsbogen
Auf dem Felde ohne Schranken,
So auch zieh'n in mir und wogen
Die Gefühle, die Gedanken.

Licht und Dunkel, Nacht und Schimmer
Sind dort ewig ſich Geleiter,
So in mir auch wechſelt's immer,
Trübe bald — bald wieder heiter.

2.

Sich ſo ganz in euch verſenken
Wolken, die der Erd' entrücket,
All das Fühlen, Sinnen, Denken,
Ach, wie dieß das Herz entzücket.

Wie die Räume all verſchwimmen
In der überird'ſchen Schöne,
Waldgeſäuſel, Menſchenſtimmen,
Fluthgeräuſch und Glockentöne.

Wie dir nichts, was dein, geblieben,
Alles fort, dahin, zerſtoben,
Nur dein Hoffen und dein Lieben
Hat ſich kühn mit dir erhoben.

3.

Sieh ein roſ'ges Wölkchen ſteiget
Dort im Oſten glänzend auf,
Und durchfurcht des Äthers Bläue
Wie ein Schwan im ſtolzen Lauf.

Aber bald in Weiß verwandelt
Sich des Wölkchens roſigt Roth,
Bis es endlich grau und grauer
Auf ſich löſt im ſchnellen Tod.

Und des erſten Wölkchens Spuren
Folgt ein zweites Wölkchen bald,
Roſigt erſt, dann bleich und bleicher
Bis ſich's grau wie jenes malt.

Und ein Wölkchen nach dem andern
Alſo hin am Himmel flieht,
Roſig, wenn es aufwärts ſteiget,
Dunkel, wenn es abwärts zieht.

Und wie ich die Wölkchen ſchaue,
Wie da keines weilt und ſäumt,
Denke ich an all' die Träume,
Die mein junges Herz geträumt.

4.

Seh' ich ſo am klaren blauen
Himmel dich vorüberzieh'n,
Wolke, mit den leichten Schwingen,
Wolke, mit dem roſ'gen Glüh'n.

Kann ich mir nichts and'res denken
Als daß du, ſo mild umſtrahlt,
Ein Gedanke ſei'ſt des Himmels
Der an ſeiner Stirn ſich malt.

5.

Wolken ſind des Himmels Blumen,
Die da blüh'n zur Luſt der Welt,
Iſt der Himmel ohne Wolken
Dünkt er mich ein ödes Feld.

6.

Wolken ſind nichts als Gedichte,
Die in's Blau der Weltgeiſt ſchreibt,
Nichtzudeutende Geſichte,
Deren keines lange bleibt.

Mährchen, die wir nicht verſtehen,
D'rinnen aber Drach' und Zwerg,
Zauberer und Fey zu ſehen;
Skizzen oft: von Fels und Berg.

Wolken ſind wie all' die Lieder
Bilder nur zur kurzen Schau;
Aber ſtets auf's Neue wieder
Schreibt der Weltgeiſt ſie in's Blau.

7.

Abendwölkchen, ſprich: wie biſt du
Doch mit eins ſo trüb geworden?
War dein Kleidchen doch am Morgen
Reich verbrämt mit gold'nen Borden.

Und du ſchwebteſt, ſelig, heiter,
In der blauen Ferne droben,
Gleich, als wär'ſt du nur aus Silber
Und aus purem Gold gewoben.

Und nun zieh'ſt du, wie ein Büßer,
Trauernd hin, im ſchwarzen Kleide,
Sag', wer hat dich ſo verwandelt,
Sprich, wer that dir was zu leide?

Das Wolkchen ſpricht:

»Ei, durchforſche doch nur ſelber
Was in deiner Bruſt verborgen,
Biſt ja auch ein And'rer worden
Als der heut' du warſt am Morgen.«

II.

Gutes dich die Wolke lehrt
Eine wie die And're,
Wenn zu ihr dein Blick ſich kehrt
Ruft zu dir ſie: Wand're.

Daß wir wandern froh geſellt
D'rum nur ſchuf ſein Werde
Alſo weit das Himmelszelt,
Und ſo groß die Erde.

9.

Seid gegrüßt mit jedem Morgen
Wolken auf der Wanderſchaft,
Zieht ihr doch ſo frei von Sorgen,
Ohne Ruh' und ohne Haſt.

Wandert fort in ew'ge Weiten
Lugt hinab zu Land und Meer,
Jetzt im Frieden, jetzt mit Streiten,
Zieht ihr durch das All einher.

Stets in anderer Geſtaltung
Bleibt ihr immer was ihr war't,
Und in jeglicher Entfaltung
Ihr den Meiſter offenbart.

Möcht' mit dem mich nicht befaſſen,
Werben nicht um ſeine Gunſt,
Der in euch nur todte Maſſen
Sieht, die ſich geformt aus Dunſt.

10.

Kommſt du einſt auf deiner Reiſe
Wolke in das Geiſterland,
Wo auch meine Lieben weilen,
Sprich: Du ſei'ſt von mir geſandt.

Grüße Alle, die auf Erden
Herz im Herzen mir verwandt,
Sprich: der Sand ſei bald verronnen,
Und das Flämmchen bald verbrannt.

Sprich: und trüg' auch dann kein Flügel,
Keine Schwinge mich ſo hoch,
Wär' auch fremd mir wo ſie wohnten,
Finden müßten wir uns doch!

Maienregen.

Maienregen,
Süßer Quell,
Rauſche, rauſche,
Silberhell!

Lab' die Keimchen
Unter'm Staub,
Und am Baume
Waſch' das Laub.

Gib dem Vöglein
Friſchen Trank,
Stärk' das Heimchen,
Matt und krank.

Wolke, Wolke,
Reich an Gut,
Spende, ſpende
Deine Fluth.

Wiß', das Tröpfchen
Jetzt noch Dein,
Wird im Staube:
Edelſtein.

Thurm und Ranke.

Es ſchlingt eine Epheuranke
Sich um den alten Thurm,
An dieſer reißt und rüttelt
Mit Ungeſtüm der Sturm.

Der möchte mit in's Weite
Sie nehmen vom Geſtein,
Doch mag die Epheuranke
Ihm nicht zu Willen ſein.

Sie ſpricht: O laß beiſammen
Den alten Thurm und mich,
Was ſollt' er ohne Ranke,
Und ohne Thurm, was ich?

Baumgeflüſter.

Als ich noch lebensfroh und jung
Hin über Feld und Wieſe ſprung,
Da flüſterten mir die Weiden:
Freuden, Freuden, Freuden!

Als d'rauf, nach manchem Leid und Gram,
Gewandert ich die Straße kam,
Da flüſterten mir die Bäume:
Träume! Träume! Träume!

Und nun ich geh' dahin ſo matt,
So wandern'smüd' und lebensſatt,
Nun flüſtern ſie mir alleine:
Weine! Weine! Weine!

Ruhe.

Trübe iſt der Himmelsraum
Und kein Lüftchen will ſich regen,
Unbeweglich Strauch und Baum,
Still und lautlos aller Wegen.

Weder Nacht, noch Sonnenſchein,
Weder Weſt, noch Sturmgetoſe,
Nur die Ruhe herrſcht allein,
Sie, die träge, athemloſe.

Weh! ſo iſt auch mir zu Muth,
Ausgeſtorben, ausgeklommen,
Komm o Schmerz, mit deiner Wuth,
Will ſchon nicht die Freude kommen!

Abglanz.

Wenn vorbei des Tages Schwüle,
Sonnenglanz und Farbenpracht,
Und mit wolluſtreicher Kühle
Niederſinkt die ernſte Nacht,

Ach, dann ſchickt nach unſer'm Sterne
Auch der Mond die Schimmer aus,
Und verſilbert nah und ferne
Berg und Strom und Feld und Haus.

So auch iſt's in unſer'm Leben,
Wenn der Abend bricht herein,
Und ſchon großen Theils das Streben
Iſt vorbei mit Luſt und Pein,

Sieh, dann ſpiegelt ſich auch immer
Auf dem Haupte, nah dem Grab',
Silberhell der Friedensſchimmer
Eines beſſer'n Jenſeits ab.

Darum ehret mir die Müden,
Die umglänzt ſolch Silberſchein,
Denn er mahnt ja ſchon hienieden
An ein künft'ges ſchön'res Seyn.

Waldlied.

Gern' lieg ich in dem grünen Wald
Und ſchau' den Wolken zu,
Wie die ſo ſegeln d'rüber hin,
Ganz ohne Raſt und Ruh'.

Und ſchau' und ſchaue unverwandt
In ihren raſchen Lauf,
Und ſchaue tief in's Firmament
Und tiefer noch hinauf.

Und wie ich alſo unverwandt
Hinauf zum Himmel ſchau',
Iſt mir, als ſäh' Gottvater ſelbſt
Herab zu Wald und Au.

Als hab' er rechte Freude d'ran
Wie's da ſo friſch und grün,
Und wie ſo luſtig Baum und Strauch
In Thau und Sonne glüh'n.

Dann breit' ich wohl die Arme aus,
Und rufe, daß es ſchallt:
Herr Gott nimm meinen heißen Dank
Für deinen ſchönen Wald!

Poſthornklänge.

1.

Das Poſthorn tönt
Vom Straßenrain,
O luſt'ger Klang
Durch Wald und Hain!

Er reißt mit ſich
Mich fort im Flug,
Wie Stromes Flucht,
Wie Wolkenzug.

Fort über Berg
Und Thal und Feld,
Hinaus, hinaus,
In alle Welt.

Als Reiſ'genoß
Den munter'n Schall,
Mit Radgebraus
Und Peitſchenknall.

So geht es fort
Von Luſt beſeelt,
Hinaus, hinaus,
In alle Welt.

Denn ach, von mir
So weit, ſo weit,
Mein Liebchen wohnt,
O tiefes Leid!

Das fährt wohl oft
Erſchreckt empor,
Berührt der Schall
Nur leiſ' ihr Ohr.

Es ſpringt zur Thür'
Mit frohem Schrei,
Doch raſſelnd fliegt
Die Poſt vorbei.

Vorbei, vorbei,
So wie der Klang,
Der eben jetzt
In's Ohr mir drang.

Ach, wann nur führt
Doch mich einmal
Zu dir, zu dir
Solch munt'rer Schall?!

2.

Blaſe Schwager *), blaſe, blaſe!
In die Welt nun geht's hinaus,
Daß es ſchmett're, daß es raſe,
Nah und fern durch jedes Haus.

Flieht vorüber, Triften, Felder,
Die erfaßt das Aug' noch kaum,
Häuſer, Thürme, Flüſſe, Wälder,
Flieh' vorbei du bunter Traum!

Schneller noch als dein Geſchmetter,
Schwager, fliegt mein Herz voraus,
Wie ein ſturmgejagtes Wetter
Sucht's in Eil' ein fernes Haus.

Ach, das Haus iſt bald gefunden,
Wenn ein liebend Herz es ſucht,
Aber viele viele Stunden
Hängen an des Staubes Wucht.

Darum blaſe Schwager, blaſe!
Iſt ſo wüſt doch Feld und Hag,
Und ſo fern noch die Oaſe
Wo ich ruhen kann und mag.

---

*) Schwager wird in Öſterreich gewöhnlich der Poſtillion genannt.

3.

Behaglich iſt's zu lauſchen
Dem munter'n Poſthornſchall,
Wenn ſo vorüberrauſchen
Die bunten Bilder all.

Man meint auf Zauberklängen
Zu ſchweben durch die Luft,
Befreit von Kerkersengen,
In Sonnenſchein und Duft.

Man meint dahin zu ziehen
Auf einem glatten See,
Umhaucht von Melodieen
Die d'runten ſingt die Fee.

Dann wieder fortzujagen
Als Sieger hoch zu Roß,
Vor ſich in Angſt und Zagen
Der Feinde flücht'gen Troß.

Dann glaubt man wieder drinnen
Sich tief im Wunderberg,
Wo zu der Brünnlein Rinnen
Aufſpielet Gnomm' und Zwerg.

O kling', o kling' nur immer
Du lieber Poſthornſchall,
So ſüß ja träumt ſich's nimmer
Im bunten Menſchenſchwall.

4.

Vor der Schenke hielt der Wagen,
Morgenluft durchwühlt das Korn,
So wie nie noch blies der Schwager
Da auf ſeinem kleinen Horn.

Lieblicher als Flöt' und Harfe
Scholl zum Schenkenhaus der Klang;
Daß es in die tiefſte Seele
Mir wie ſtiller Zauber drang.

Doch nicht ſtaunt' ich, hatt' ich früher
Auch ein Gleiches nie gehört,
Sagte mir's doch eine Stimme
Daß die Liebe ihm's gelehrt.

5.

Und weißt du, was das Poſthorn ſagt,
Wenn's früh am Morgen klingt?
»Hinaus, hinaus, nur unverzagt,
So lang's noch blüht und ſingt!«

Und weißt du, was das Poſthorn ſagt,
Sengt dich des Mittags Gluth?
»Wer nie ſich müht, wer niemals wagt,
Erringt kein theures Gut!«

Und weißt du, was das Poſthorn ſagt,
Hüllt Nacht der Erde Rund?
»Vielleicht wenn's dort im Oſten tagt
Liegſt du im kühlen Grund!«

6.

Einſam im engen Raum
Sitz' ich im halben Traum,
Schaurige Nacht ringsum,
Alles ſo Grabesſtumm.

Fern nur ein Lichtlein blinkt,
Gaſtlich zur Einkehr winkt,
Raſtlos auf dieſes zu
Geht's ohne Raſt und Ruh'.

Lichtlein, du kleiner Stern,
Wie nur ſo fern, ſo fern,
Wie nur ſo ſchwarz und leer
Alles im Kreis umher.

Horch, jetzt erſchallt das Horn
Luſtig durch Buſch und Dorn,
Luſtig durch Feld und Nacht,
Leute, nun aufgewacht!

Siehe da iſt's erreicht,
Riegel und Thüre weicht,
Und auf das Kiesgeſtein
Poltert's zur Poſt hinein.

Poltert, bei luſt'gem Klang,
Dröhnend den Hof entlang,
Doch ſchon zu neuem Lauf
Macht ſich mein Sehnen auf.

7.

Nun Schwager, blaſ' dein letztes Stück,
Das ſchönſte das du kannſt,
Denn wieder naht ſich mir das Glück,
Ein Glück, das du nicht ahnſt.

Stoß' jetzt in's Horn mit aller Kraft
Mit deiner ganzen Kunſt,
Denn mit dem Schluß der Pilgerſchaft
Zerfließt mein Leid wie Dunſt.

D'rum tön' das Horn, d'rum ſchall' ſein Klang
So hell als wie noch nie,
Wie Harfenton, wie Elfenſang,
Wie Sphärenharmonie.

Daß man's vernehm' allüberall:
Die Fahrt iſt nun gemacht,
Und zur Geliebten hat dein Schall
Für immer mich gebracht.

An die Unfehlbaren.

Mögt ihr ſtets damit euch brüſten
Daß ſo eben eure Bahn,
Daß an keiner von den Klippen
Leck geworden euer Kahn.

Daß ihr immerdar beſonnen
Ihn gelenkt durch Wind und Fluth,
Und geſichert nun vor'm Sturme,
Wie ihr glaubt, im Hafen ruht.

Meine Wege waren anders,
Anders auch war meine Fahrt,
Und mein Schiff zerbrach an Klippen,
Wenn ihr's gleich auch nicht gewahrt.

Meine Wimpel, meine Segel,
Die ſo luſtig einſt geragt,
Sah ich wild vom Sturm zerreiſſen,
Und von gift'gem Zahn benagt.

Aber wie ſich auch mit Prangen
Euer Schiff noch jetzt bewegt,
Während trauernd zieht das meine,
Wie der Harm zu ziehen pflegt,

Möcht' ich dennoch all mein Irren,
Ob es gleich mein Herz beklagt,
Nicht mit eurer Reinheit tauſchen,
Die ſo ſtolz zur Schau ihr tragt.

Dichters Troſt.

Ihr könnt verbittern mir des Lebens Stunden,
Zerfleiſchen könnt ihr grauſam mir die Bruſt,
Ihr könnt in's tiefſte Leben mich verwunden,
Und Gift mir träufeln in die reinſte Luſt.

Ihr könnt mein Herz auf hundert Foltern ſchrauben,
Nur Eines nicht, wie ihr auch ſinnt und ſtrebt,
Ihr könnt mir nicht den Troſt der Dichtkunſt rauben,
Der über alle Schmerzen mich erhebt.

Heimlicher Abſchied.

So weilte wieder ich vor'm Hauſe,
Wo ich vor manchem Jahre ſtand,
Betrachtend deine ſtille Klauſe,
Du aber haſt es nicht geahnt!

Es war das alte heiße Sehnen,
Das wieder meine Bruſt empfand,
Die alte Gluth, das ſüße Wähnen,
Du aber haſt es nicht geahnt!

Nur einmal wollt' ich noch dich ſchauen,
In der mein Glück ich früher fand,
Nur einmal dir mein Leid vertrauen,
Du aber haſt es nicht geahnt!

Nur einem Blick galt mein Verlangen,
Nur einem Druck von deiner Hand,
Nichts wollt' ich ſonſt von dir erlangen,
Du aber haſt es nicht geahnt!

Da zog ich denn gar tief beklommen
Auf's Neu' hinaus in's fremde Land,
Um niemals mehr zurück zu kommen,
Und ach, du haſt es nicht geahnt!

Auf der Brücke.

Hingelehnt am Brückenbogen
Blick' ich in die Fluth ſo gern,
Spiegelt in dem Naß der Wogen
Sich der helle Abendſtern.

Sieh, wie treibt da Well' auf Welle
Sich ſo wild ſo haſtig fort,
Nur der Stern, der ſilberhelle,
Schimmert ſtets am alten Ort.

So auch blickt dein Bild voll Liebe
In mein Leben immerdar,
Sei die Fluth von Stürmen trübe,
Oder ſei ſie morgenklar.

Doch die Zeit entflieht, die ſchnelle,
Und du bleibſt mir ewig fern,
Wie der raſchen, flücht'gen Welle
Unerreichbar bleibt der Stern.

Was willſt du mehr?

Herz, wie fühlſt du dich ſo ſchwer
Seit dein Liebſtes dir verloren,
Das du einſt dir auserkohren,
Und dir nahm ein Ungefähr.

Herz, und kehrt ſie auch nicht mehr
Jene Zeit der Feenträume,
Die geſchmückt ſo ſchön die Räume,
Welche jetzt ſo wüſt und leer,

Herz, o traure nicht zu ſehr,
Mag ſich auch dein Himmel ſchwärzen,
Haſt du doch in Luſt und Schmerzen
Einſt geliebt, was willſt du mehr?

Verſöhnung.

Schlug ein Feind, von Zorn geſacht,
Wunden dir, die ſchmerzlich bluten,
Hege deines Grolles Gluthen
Niemals, niemals, über Nacht.

Reich' verſöhnt die Hand ihm dar,
Süßer ſchläfſt du auf's Vergeben,
Denk' es liſcht vielleicht dein Leben
Noch bevor's im Oſten klar.

Iſt dein Schlafgenoß' der Zorn,
Wird er wuchernd dich umranken,
Thaten werden die Gedanken,
Und nie tilgſt du mehr den Dorn

D'rum ſei ſtets des Wort's bedacht
Siegen wird und muß die Liebe,
Das Verſöhnen nur verſchiebe
Niemals, niemals, über Nacht.

Auf ein Heupferdchen.

Graues Pferdchen, grünes Pferdchen,
Springt herum und hat nicht Raſt,
Wo es weilt: ein Blumengärtchen
Wo es iſt: willkommner Gaſt.

Trinkt ſich ſatt am Blumentrichter,
Ißt ſich ſatt am Blumenſtaub,
Und verhüllet Nacht die Lichter
Schläft es ein im duft'gen Laub.

Und ſo geht es heut' wie morgen,
Frägt um alles And're nicht,
Ohne Kummer, ohne Sorgen,
Bis ſein kleines Herzchen bricht.

Sei du froh, du munt'res Pferdchen,
Daß ſolch munt'res Ding du biſt,
Weiß ich doch kein Zaubergärtchen
Das ſich mir wie dir erſchließt.

Weiß ich doch für meinen Schlummer
Nimmer mir ſo ſüßen Pfühl,
Ach, und trübt doch ſtets ein Kummer
Mir ein jegliches Gefühl.

Moderne Romanze.

Auf dem Söller ſitzt die Dame
Wang' und Tuch benetzt mit Thränen:
Denn — in der Romanze muß ſich
Vorzugsweis die Dame ſehnen.

Ach, ihr Ritter zieht zum Streite,
Fliegt dahin mit kühnem Wagen:
Denn in der Romanze muß ſich
Vorzugsweis der Ritter ſchlagen.

Und die Dame weint noch immer,
Weint, bis ſpät die Sterne ſcheinen:
Denn in der Romanze muß ja
Immerdar die Dame weinen.

Und der Ritter ficht ſo lange,
Bis die Feinde flieh'n von hinnen:
Denn in der Romanze muß auch
Stets der Held im Kampf gewinnen.

Sieh, da bricht das Herz der Dame
Ob dem Liebesſchmerz dem herben:
Denn in der Romanze muß doch
Schlüßlich auch die Dame ſterben.

Aber auch der Ritter ſinket
Unter ſeines Gegners Händen:
Denn es muß ſich die Romanze
Stets mit Blut und Todtſchlag enden.

Valed.

Was uns liebt und was wir lieben,
Freunde ſagt, wer ſtimmt nicht ein?
Laßt das Trauern uns verſchieben,
Denn nicht ſoll uns jetzt betrüben
Ird'ſcher Trennung kurze Pein;
Was uns liebt und was wir lieben,
Soll nur unſer Wahlſpruch ſein.

Was uns liebt und was wir lieben,
Jedem, jedem, ſagt's ſein Herz,
Ob wir bald wie Spreu zerſtieben,
Iſt uns doch ein Troſt geblieben,
Freunde, ſchaut nur himmelwärts,
Was uns liebte, was wir lieben,
Ewig halte d'ran das Herz.

Was uns liebt und was wir lieben,
D'rauf, ihr Freunde, leert das Glas
Ob ſie uns vereint geblieben
Oder ob ſie längſt ſchon drüben
Schlafen unter'm Friedhofsgras,
Was wir liebten, was wir lieben,
D'rauf, ihr Freunde, leert das Glas!

Aus der Reiſetaſche.

1.

Wanderluſt.

Könnt' ich nur einmal wie ich möcht'
Durchwandern auch die Welt,
Wie wollt' ich büßen da die Luſt,
Die mir das Inn're ſchwellt.

Bald ſtünd' ich auf der Alpen Höh',
Wo gold'ne Freiheit thront,
Bald weilte ich im nieder'n Thal
Wo Zucht und Frohſinn wohnt.

Bald ſäß' ich unter'm Mangobaum,
In üpp'ger Wieſen Schooß,
Bald läg' ich unter'm Fichtenſtrunk,
Geſtreckt auf ſchwarzes Moos.

Bald führte über Schlund und Kluft
Mich hin ein ſchwanker Steg,
Bald ſuchte durch den blauen See
Mein Schifflein ſeinen Weg.

So zög' ich fort und immer fort,
Mit nimmermüder Haſt,
Herr Gott, du wüßteſt ſelber oft
Nicht gleich wo du mich haſt!

2.

Unter Häuſern.

Von dem alten Erdenſchmerze
Birgt ein Theilchen jedes Haus,
Säh' es noch ſo ſchön von Außen,
Noch ſo blank und heiter aus.

Denn der Erdenſchmerz, der alte,
Gönnt ſich nimmer Ruh' und Raſt,
Und an jede jede Pforte
Pocht der unwillkomm'ne Gaſt.

Heute drüben, morgen hüben,
Früher dort und ſpäter da,
Halb noch lächelt dir die Freude
Und ſchon iſt der Finſt're nah'.

Nimmer bannſt du ihn, und ſchließeſt
Du auch Thür und Fenſter zu,
Nur von einem einz'gen Häuschen
Scheucht der Harte nicht die Ruh'.

3.

Schatten.

Ging auf grünen Wieſenmatten
Einſt im hellen Morgenſchein,
Als die flücht'gen Wolkenſchatten
Streiften über Feld und Hain.

Und verſunken in ihr Eilen
Schaute ich das luſt'ge Spiel,
Wie ſie zogen ohne Weilen,
Pilgern gleich, zu fernem Ziel.

Wie ſie, frei von Haft und Banden,
Sprangen über Berg und Well',
Bis ſie meinem Blick entſchwanden,
Ungeahnet, blitzesſchnell.

Ach, da ward ihr Flieh'n und Gleiten,
Ward mir erſt ihr Weſen klar,
Und die Arme mußt' ich breiten
Nach der haltlos flücht'gen Schar.

Ach, in dieſes Buſens Räume
Kehrt ihr nimmer mir zurück,
Meine gold'nen Jugendträume,
Ruhmeshoffen, Liebesglück!

4.

In der Herberge.

Müd' am Leibe, friſch im Herzen,
Ruh' ich in des Schenken Haus,
Denn ſchon ſtecket ihre Kerzen
Rings die Nacht am Himmel aus.

Dunkel herrſcht im nieder'n Zimmer,
Vor dem Fenſter rauſcht der Baum,
Doch des Abends letzter Schimmer
Schweift noch um der Berge Saum.

Lebensbächlein, erſt ſo ſchäumend,
Geht nun hin in ſtiller Ruh',
Halb noch wachend, halb ſchon träumend
Schließt mein Aug' ſich läſſig zu.

Und der Baum, von Nacht umdüſtert,
Flüſtert, daß man's kaum vernimmt,
Wie ein Mädchen zärtlich flüſtert,
Das vom Liebſten Abſchied nimmt.

Und mein Geiſt ſchweift in die Ferne,
Bannt mich gleich des Schlummers Macht,
Wo noch Eine mir wohl gerne
Sagen möchte: Gute Nacht!

5.

Der liebſte Ton.

Wand'rer hört ſo manchen Klang,
Der ſein Herz mit Luſt erfüllet,
Wenn durch Wieſen führt ſein Gang,
Oder Waldnacht ihn umhüllet.

Lerche ſingt in hoher Luft,
Nachtigallentöne ſchallen,
Und die munt're Wachtel ruft
Und die Abendglocken hallen.

Alpenhorn auf Bergeshöh'
Wiegt ihn ein in ſüße Träume,
An's Geſtade rauſcht der See,
Und es flüſtern Strauch und Bäume.

Aber geht in ſtiller Nacht
Wandersmann auf öden Wegen,
Wenn kein Licht am Himmel wacht
Und kein Ton ihm ſchallt entgegen,

Ach, dann iſt's was ihm gefällt,
Aller Töne Reiz beſtreitend,
Wenn ein ferner Wachthund bellt,
Ihm der Menſchen Wohnort deutend.

6.

Staub.

Wie dauert's mich ihr Bäume
Daß euch des Zufalls Hand
Verſetzt in dieſe Räume,
So nah' der Straße Rand.

Wie friſch und freudig ſtrecket
Um euch ihr Aſt für Aſt,
Allein mit Staub bedecket
Iſt jedes Blättchen faſt.

Doch beſſer auch erging es
Mir müdem Pilger nicht,
Da ſeht, wie grau nur hing es
An's Haar ſich mir ſo dicht.

Es ward ſo grau und trocken
Beinah' wie euer Laub,
Das iſt, ihr ſchwarzen Locken,
Doch gar ein böſer Staub!

7.

Das Sterbeglöckchen.

Das Sterbeglöcklein klinget
So kläglich aus der Stadt,
Als wüßt' es, daß da ringet
Ein Pilger lebensmatt.

Es ſchallt ſo dumpf und leiſe
Aus rauher Morgenluft,
Wer biſt du, den zur Reiſe
Nun ab das Glöcklein ruft?

Doch wie ſie dich auch nannten
O Wand'rer, bleich und müd',
Ob ſie für dich entbrannten,
Ob du für ſie geglüht,

Ob ſie mit Hohn und Neide
Geſtachelt dir die Bruſt,
Ob du dir mehr der Freude
Als wie des Leid's bewußt,

Ob heiter deine Pfade,
Ob ſie von Dornen voll,
Es ſagt ein Kamerade
Dir traurig Lebewohl!

8.

Bei der Mühle.

Räder klappern, Waſſer rauſchen,
Und die Bäume flüſtern drein,
Gern mag ich den Tönen lauſchen
Hier am duft'gen Waldesrain,

Denn ſolch' reges Treiben wecket
Immerdar den frohen Muth,
Und im Graſe hingeſtrecket
Ruht dabei ſich's doppelt gut.

Möchte in der Mühle hauſen
Als ein Müller, friſch und jung,
Wo ſo luſtig Sauſen, Brauſen,
Waſſerſturz und Räderſchwung.

Würde ſchaffen dort und ſchalten,
Emſig lenken Well' auf Well',
Bis das Bächlein ohne Halten
Trieb die Räder doppelt ſchnell.

Dann auf ihre Schaufeln legen
Würd' ich meinen Kummer all,
Daß er mit dem Silberregen
Stäubte hin im wilden Schwall.

Ha, dann trüge wohl behende
Ihn die Fluth hinaus in's Meer,
Und zu meinem Herzen ſände
Nie den Weg der Kummer mehr.

In ſolch' Träumen hat das Lauſchen
Mich verſenkt am Waldesrain,
Räder klappern, Waſſer rauſchen,
Und die Bäume flüſtern drein.

9.

Vor einem Dorfkirchlein.

Vor des alten Kirchleins Mauern
Spielte mit dem Gras der Wind,
Und der Lüfte Morgenſchauern
Koſte, ach, um mich ſo lind.

Aus dem Kirchlein aber tönten
Orgelton und Chorgeſang,
Und die Scheibenfenſter dröhnten
Leiſe vor dem mächt'gen Klang.

Draußen, wie in wachen Träumen,
Lehnte ich, vor'm Gotteshaus,
Von des Friedhofs ſtillen Räumen
Schweifte weit mein Blick hinaus.

Hing bald an der Wolken Helle,
Bald am Halm am Mauerrand,
Bald am Fluß, der wild und ſchnelle
Sich durch Felſenriffe wand.

Und voll ſüßer Wonne lauſchte
Auf den Sang zugleich mein Ohr,
Der ſo herzerhebend rauſchte
D'rinnen zu dem Herrn empor.

Lauſchte auf die Orgelklänge,
Die ſo heilig fromm und hehr
Sich ergoſſen aus der Enge,
Wie ein wundervolles Meer.

Und mir dünchte, halb hienieden
Halb in jener Welt zu ſeyn; —
Ach, wann kehrt ſolch ſüßer Frieden
Wieder in die Bruſt mir ein?!

10.

Vom Herzen.

Eine Warnungstafel ragen
Seh' ich drüben an dem Fels,
D'ran die Wellen zürnend ſchlagen
Ob des hemmenden Geröll's.

Als ein mahnend Zeichen iſt es
Für die Schiffer hingeſtellt,
Und nicht Einer mehr vergißt es,
Daß ein Schiff dort ward zerſchellt.

Wohl für Manchen, der die Wellen
Noch durchzieht mit frohem Muth,
Möcht' ich ſolch ein Zeichen ſtellen,
Wo den Felſen peitſcht die Fluth.

Ach, ein Schifflein ſah zerſchellen
Selbſt ich einſt zu tiefem Schmerz,
Hin als Warnungstafel ſtellen
Möcht' ich d'rum — mein eig'nes Herz.

11.

Das Lied auf Reiſen.

Dem Dichter iſt ein Lied geglückt,
Das hat er in die Welt geſchickt,
Das Lied, das Lied muß wandern geh'n,
Muß ſelbſt nach einer Heimath ſeh'n.

Schon fliegt es aus des Vaters Haus
In Gottes freie Welt hinaus,
Da ſtößt's auf einen Bauersmann,
»Sag, nimmſt du wohl das Liedchen an?«

Der Bauer aber lächelnd ſpricht:
»Was ſollte mir wohl ein Gedicht?
Es iſt ja doch nur Lug und Trug,
Mein einz'ger Reim iſt: Pflug und Krug.«

D'rauf wieder fliegt das Liedlein fort,
Auf einen Kaufherren ſtößt es dort,
»Ein kluger Mann, zu Land und Meer,
Der läßt mich fort wohl nimmermehr.«

Der Kaufherr aber lächelnd ſpricht:
»Tragt wohl Percente ein Gedicht?
Ein Wechſel nur iſt das Papier
Das ich ad natum eſtimir.«

Und wieder fliegt, mit trübem Sinn,
In's Weite unſer Lied dahin,
Zu einem Mägdlein kommt es d'rauf,
»Ob mich wohl nimmt die Jungfrau auf?«

Die Schöne aber lächelnd ſpricht:
»Nur karg erfreut mich ein Gedicht,
Viel lieber iſt mir ein Gewand
Von fränk'ſchem Stoff, als ſolch ein Tand.«

Und ſeinen Flug beginnt's auf's Neu',
Da zieht ein Krieger juſt vorbei,
»Du wack'rer blanker Rittersmann,
Sag', nimmſt du wohl das Liedlein an?«

Der Krieger aber lächelnd ſpricht:
»Reiß aus! für mich gibt's kein Gedicht,
Such' nur allein nach Ruhm und Ehr',
Nach keinem Lied trag' ich Begehr!«

Hinzieht das Lied auf neuem Pfad,
Als ſich ihm ein Gelehrter naht,
Berühmt durch Wiſſen, wie durch Geiſt,
»Ob der mir wohl die Thüre weiſt?«

Der Hochgelehrte aber ſpricht:
»Gibt Aufſchluß mir wohl ein Gedicht?
Ein ernſtes Forſchen iſt mein Ziel
Doch nicht ſo eitles Kinderſpiel!«

Und wieder, ach, mit Thränen flieht
Dahin, dahin, das arme Lied,
Da ſtößt's auf einen Dichter. — »Ach
Wohl harrt auch da nur neue Schmach!«

Der aber ruft voll Freuden aus:
»O ſey gegrüßt in meinem Haus,
Du Lied, vom Paradies geſchickt,
Das labt, erhebet und entzückt!«

12.

Öde Wanderung.

Über ſchaurig tiefe Schlünde,
Über manchen Schwindelſteg,
Über blumenleere Gründe
Führte mich der rauhe Weg.

Und ſo zog ich fern von Andern,
Gleich als wie in Acht und Bann,
Selten fand auf meinem Wandern
Sich zu mir ein Pilgermann.

Selten bot ein Baum mir Schatten,
Selten lachte mir ein Grün,
Raſtlos aber, ohn' Ermatten,
Trieb's mich immer fort zu zieh'n.

Und ſo ward der Berg erklommen,
Hoffend auf erwünſchte Raſt,
Doch nun ich herauf gekommen
Find' ich's hier noch öder faſt.

Denn ein Thal nur ſeh' ich offen,
Dicht verhüllt von nächt'gem Graus,
Und ich wag' es nicht zu hoffen,
Daß in ihm mein Glück zu Haus.

13.

Berg und Thal.

Blickt ſo weit das Aug' nur reichet
Und ihr ſeht nur Berg und Thal,
Doch in dieſem und auf jenem
Wohnt die Luſt und hauſ't die Qual.

Wo auch hin die Pfade gehen,
Sey's in Nacht und Sonnenſtrahl,
Heißt es auf- und niederſteigen,
Überall nur Berg und Thal.

Und den Frohen faßt Entzücken
Doch den Trauernden nur Qual,
Stünd' er hoch auf einem Berge
Oder tief in einem Thal.

Und ſo zieh'n der Erde Kinder
Fort und fort in reicher Zahl,
Und ſo ziehen Luſt und Schmerzen
Endlos über Berg und Thal.

14.

Wanderers Wünſche.

Erblick' ich von des Thales Enge
Den Hirten hoch am Felsgeſtein,
Und höre ſeines Hornes Klänge,
So möcht' ich wohl ein Hirte ſeyn.

Und ſeh' ich auf den flücht'gen Wellen
Den Fährmann zieh'n im Morgenſchein,
So möcht' ich mich zu ihm geſellen,
Und ſo wie er ein Schiffer ſeyn.

Doch ſprenget durch die grünen Saaten
Ein Reiterſchwarm in's Land hinein
So drängt es mich nach kühnen Thaten,
Da möcht' ich gleich ein Krieger ſeyn.

Und ſehe ich ein Kloſter ragen
Im Wald, verlaſſen und allein,
Möcht' wieder ich der Welt entſagen
Und dort ein Mönch im Kloſter ſeyn.

Doch ſtehe ich, nach langem Wandern,
An eines Friedhofs ſtillem Hain,
So wünſch' ich nichts mehr von dem andern,
Da möcht' ich nur ein Todter ſeyn.

15.

Erkennen.

Als den Freund ich wieder fand,
Den das Schickſal mir entriſſen,
Drückten wir uns heiß die Hand,
Wollten faſt in Eins zerfließen.

Mit welch' wonnevollem Blick
Hing da trunken Aug' an Auge,
Gleich als ob es all' ſein Glück
Aus dem ſüßen Borne ſauge.

Doch als ſo voll Seligkeit
Freund an Freund ſich mocht' erlaben,
Sah'n wir erſt wie uns die Zeit
Furch' an Furche eingegraben.

Und wir ſanken uns an's Herz,
Heiß von Thränen beider Wangen,
Denn wir fühlten, daß der Schmerz
Keinem war vorbeigegangen.

Das Kloſter am Strom.

(Ein Erinnerungsblatt.)

Es ſchaut ein hohes Kloſter,
Ein herrlich ſtolzer Dom,
Herab mit hellen Fenſtern
Zum hellen Donauſtrom.

Und unter jenen Fenſtern
Iſt eins mir wohl bekannt,
D'raus blickt oft Einer nieder,
Der geiſtig mir verwandt.

Ein Mann, der mir, dem Fremden,
Als Freund entgegen trat,
Als mich zu ſeiner Thüre
Geführt der irre Pfad.

Ein Mann, geliebt von Allen
Die heimiſch dort am Strand,
Ein Mann, der hochgeachtet
Im ganzen deutſchen Land.

Ein Mann, der all ſein Leben
Dem Wiſſen nur geweiht,
Der eine feſte Säule
An Kraft in unſrer Zeit.

Der manche edle Perle,
Aus tiefverborg'nem Grund,
Der Nachwelt ſchon geſpendet
Mit lügeſcheuem Mund.

Der väterlich gebildet
Ein werdendes Geſchlecht,
Und manches Licht entzündet
Für Wahrheit und für Recht.

Oft zieh' ich in Gedanken
Dahin am Donauſtrom,
Und blicke ſo wie einſtens
Hinauf zum ſtolzen Dom.

Und ſeh' ihn niederſchauen
Zum Schifflein auf der Fluth,
Und ſchwenke freud'gen Grußes
Entgegen ihm den Hut.

Wohl ſind bekannt euch Beide,
Der ſo ich eingedenk,
Denn: Melk ja heißt das Kloſter,
Und jener: Michel Enk.

Ungenügſamkeit.

Was rennt ihr doch mit ſolcher Haſt,
Was müht ihr euch, ſo Tag als Nacht,
Was ſucht ihr ohne Ruh und Raſt,
Von nimmerſatter Gier gefacht?

Was ſtrebt zu füllen ihr mit Geld
Allein nur immer Schrank und Schrein?
Gar wenig braucht's um in der Welt
Vergnügt und ſorgenlos zu ſeyn.

Genügſamkeit und rechtes Maaß
Das ſind die Gründer alles Glück's,
Nur wer nie auf die Zwei vergaß
Genieß't die Luſt des Augenblick's.

Ihr aber macht euch immerdar
Durch neue Habgier neue Noth,
Um Silber holt ihr graues Haar,
Und gebt um Gold der Wangen Roth.

Was nah' euch liegt das ſucht ihr fern,
Das Nicht'ge iſt euch Wunſch und Ziel,
Die Schale nehmt ihr für den Kern
Und brüſtet euch damit noch viel.

So treibt ihr's fort, und keucht und ſchnauft,
Getrieben von der Habgier Fluch,
Bis ihr, o Thoren, euch erkauft
Um all dieß Müh'n — ein Leichentuch.

Mit Gott.

Mit Gott, das iſt ein ſchönes Wort,
Und wo ihr's ſagt am rechten Ort,
Mit Gott, ſoll unſer Wahlſpruch ſeyn
Ruft zum Geſchäft der Morgenſchein.

Mit Gott, ſo rufe immerdar
Iſt Leib und Seele in Gefahr,
Mit Gott, dieß Wort ſtähl' dir den Muth,
Umbrauſet dich der Stürme Wuth.

Mit Gott, ſo ſage du noch ſtill
Neigſt du das Haupt dem Schlummerpfühl,
Mit Gott, ſo ſprich in Demuth auch
Entflieht dein letzter Lebenshauch.

Eigne Bahn.

Laßt mich wandern meine Straße,
Unbeirrt wohin es ſey,
Ob ich liebe, ob ich haſſe,
Iſt ja doch euch einerlei.

Ob mein Pfad umhängt von Schauern,
Ob er blumenreich und licht,
Ach nur rathen und bedauern,
Aber helfen könnt ihr nicht.

D'rum wohin ich auch mich wende,
Kümmert euch darnach nicht viel,
Denkt, es findet doch am Ende
Alles ſich an einem Ziel.

Verlorne Jugend.

Wie biſt du nur ſo ſchnell entſchwunden
O Jugend, reich an Luſt und Kraft,
So flieht in mitternächt'gen Stunden
Ein Räuber aus des Kerkers Haft.

Ich liebte dich, von dir umfangen,
Wie ſchlug mein Herz ſo freudenvoll,
Du aber biſt von mir gegangen
Und ſprachſt nicht einmal: Lebe wohl!

Nun mich der Nord umbrauſt, der ſcharfe,
Nun weiß ich wie dein Schein mich trog,
Denn ach, ich war nur eine Harfe,
Durch die ein Frühlingslüftchen zog.

Nimm's wie es iſt.

Nimm du die Liebe wie ſie iſt
Und ford're nicht von ihr zu viel,
Ein Blümchen iſt ſie, das entſprießt
Auf nacktem Fels, der Stürme Spiel.

Nimm du die Freundſchaft wie ſie iſt
Und ford're nicht von ihr zu viel,
Ein Vöglein iſt's, das kurze Friſt
Auf einem Zweig nur bleiben will.

Nimm du das Leben wie es iſt
Und ford're nicht von ihm zu viel,
Ein Bächlein iſt's, das helle fließt,
Doch grau und trüb nur kommt an's Ziel.

Spatzenlyrik.

Vom Haus zum Garten her und hin
Ein junger Sperling flog,
Wie eben ihn ſein munt'rer Sinn
Nach einer Stelle zog.

Bald ſaß er dort, bald ſaß er hier,
Und zwitſcherte dabei:
»O Frühlingsgrün, o ſchöne Zier
O Wonnemond, o Mai!«

»O Kirſchlein roth, o Weitzenkorn,
O Hälmchen zart und fein,
O friſcher Zaun von Hagedorn,
O Duft, o Sonnenſchein!«

»O Gartenraum, o Gartenraum,
Den ich ſo oft durchſtrich,
O liebes Dach, o Lindenbaum,
Wie freu't, wie freu't ihr mich!«

So pfiff und ſchwatzte fort der Spatz
In ſeinem Luſtrevier,
Doch ich verließ hierauf den Platz
Und dachte ſo bei mir:

83

Es iſt, betracht' ich recht das Ding,
Grad' zwiſchen deinem Lied
Und dem von manchem Dichterling
Kein großer Unterſchied.

Verſchiedene Stimmen.

Calavresella.

Schwarzumlocktes ſchlankes Kind,
Mit den wilden Feuerblicken,
Sprich, was eilſt du ſo geſchwind
Mir vorbei mit flücht'gem Nicken?
Komm und ſetze dich zu mir,
Stell' den Krug vom Haupte nieder,
Biſt erſchöpft vom Laufen ſchier,
Sieh, wie hebt ſich nur dein Mieder,
Calavresella,
Acconcia e bella,
Calavresella,
Calavresè.

Sprich, iſt noch dein Herzchen frei,
Hat es Amors Pfeil getroffen?
Nicht ſo blöde, Mädchen, ſey
Gegen mich dem Fremdling offen,
Vor den Spähern bergen hier
Uns ja Feigenbaum und Flieder,
Nur ein Küßchen! Geb dafür,
Kind, dir hundert Küße wieder!
Calavresella,
Acconcia e bella,
Calavresella,
Calavresè.

Kleine, fliehſt du ſo geſchwind?
Ach, die Mutter hieß dich eilen,
Fahr' denn hin, du munt'res Kind,
Schon zu lang' war dein Verweilen.
Nochmals nickſt du lächelnd mir,
Ach, und nie ſeh' ich dich wieder,
Aber träumend ſing ich mir
Oft noch deiner Heimath Lieder:
Calavresella,
Acconcia e bella,
Calavresella,
Calavresè.

Des Hammerknechts Liebe.

Die Nacht iſt ſchwarz; ich bin es auch,
Hoch aus der Eſſe ſteigt der Rauch
Empor vom düſter'n Hauſe,
Der Rauch fliegt in die Lüfte fort,
Als wüßt' er ſich was Liebes dort
In Luft und Windgebrauſe.

Und wie der Rauch ſo zieht mein Sinn
Zu dir o ſüßes Mägdlein hin,
Im Wachen und im Träumen,
Dein Bild nur ſchwebt vor mir allein,
Wie dort der Stern, ſo blank und rein,
Ob dieſen ruß'gen Räumen.

So ſchaff' ich hier nach Schmiedebrauch,
Bei Ofengluth und Bälgehauch,
Bei wilden Hammerſtreichen,
Doch was ich immer ſchaffen mag
Es will dein Bild zu Nacht als Tag
Nicht mehr von mir entweichen.

Du aber achteſt wenig d'rauf,
Und läß'ſt der Sehnſucht ihren Lauf,
Mag auch das Herz mir brechen,
O Mägdlein, ſieh nicht auf's Geſicht,
Was Außen ſchwarz iſt's Innen nicht,
O laß das Inn're ſprechen!

O höre wie der Hammer fällt,
Horch, wie er donnert, wie er gellt,
Kannſt du den Sinn wohl ahnen?
So heftig pocht, ſo heftig ſchlägt
Mein Herz für dich, von Lieb' bewegt,
Auf das will er dich mahnen.

Des Hammerknechts Lob.

Was iſt das nützlichſte Metall,
Das herrlichſte allüberall? —
Das Eiſen,
Kein zweites in der Erde Reich
Kommt je an Werth und Nutzen gleich
Dem Eiſen.

Das Gold taugt nur für Pracht und Zier,
D'rum mehr als Gold noch lob' ich mir
Das Eiſen,
Das Silber hat wohl guten Klang,
Doch beſſer klingt in Noth und Drang
Das Eiſen.

Es furcht als Pflug die Erde auf,
Als Anker hemmt des Schiffes Lauf
Das Eiſen,
Und wird in eines Mannes Fauſt
Ein Wetterſtrahl, der tödtend ſauſ't,
Das Eiſen.

Es ſchirmt das Haus, es kocht das Mahl,
Es nützt und ſchützt nach Zweck und Wahl
Das Eiſen,
Wohl lernt entbehren ſich geſchwind,
Nur nicht des Berges ſtärkſtes Kind
Das Eiſen.

D'rum mehr als Silber und als Gold
Bin ich fürwahr vor Allem hold
Dem Eiſen,
Das ſinge ich nicht bloß zum Scherz,
Nur bleib nicht meines Mädchens Herz
Von Eiſen.

Des Hammerknechts Leid.

Den Hammer konnt' ich ſchwingen
Wie ſchwer auch ſein Gewicht,
Das Eiſen konnt' ich zwingen
Wie's leicht ein Zweiter nicht.

Doch will den Hammer legen
Ich hin für immerdar,
Und will auf andern Wegen
Vergeſſen was ich war.

Das Schwert nur will ich preiſen,
Das Schwert, ſo blank und ſcharf,
Iſt's ja doch auch ein Eiſen
Das einer Hand bedarf.

Mein Lieb hat mir zum Jammer
Das Tauſchen ſo gelehrt,
D'rum tauſch' ich für den Hammer
Mir ein nun auch das Schwert.

Ade, ihr ruß'gen Räume,
Du Haus voll Gluth und Rauch,
Ihr ſchwarzverſengten Bäume,
Und du o Mägdlein auch.

Schon ruft's zum Hochzeitsreigen,
Da geht's wohl luſtig zu,
O ſieh, die jetzt mein eigen
Iſt blanker faſt als du.

So leb' denn wohl für immer
Du liebes böſes Kind,
Es ſchwind' dein Glück dir nimmer
Wie mein's, ein Blatt im Wind.

Und nah'ſt in ſpäter'n Tagen
Du dich dem Hammer hier,
Erzählt ſein dumpfes Schlagen
Vielleicht dir noch von mir.

Des Thürmers Nachtlied.

Es hüllet mit Dunkel und Schweigen die Nacht
Was Gott aus dem Staube erſchuf,
Der Wächter allein auf dem Thurme noch wacht,
Und kündet's mit ſchallendem Ruf:
Ho — ha ho!

So ferne von Liebe, von Leben und Licht,
Es iſt wohl ein harter Beruf,
Doch übet der Thürmer getreu ſeine Pflicht,
Und kündet's mit ſchallendem Ruf:
Ho — ha — ho!

Ein Reiter noch einſam die Straßen durchbrauſt,
Gott weiß es zu welchem Behuf!
Der hört es wohl gerne, daß Einer hier hauſt
Der's kündet mit ſchallendem Ruf:
Ho — ha — ho!

Da jagt er von hinnen! — O ſchönes Geſchick! —
Noch donnert von Ferne ſein Huf; —
Der Thürmer doch blieb und ſein Sehnen zurück.
Es kündet's ſein ſchallender Ruf:
Ho — ha — ho!

Ruſſiſches Liedchen.

Warſt ein Mädchen,
Lagſt im Graſe
Froh und aller Sorgen bar.

Warſt ein Bräutchen,
Und ein Kränzchen
Schmücke dir die Stirne klar.

Warſt dann Weibchen,
Trugſt ein Häubchen
Und ein Kind mit goldnem Haar.

Und nun decket
Dich der Raſen,
Der dein erſter Spielplatz war.

Jägers Luſt und Qual.

Juchhe, wie luſtig ſchallt es
Auf munt'rer Waidmanns Bahn,
Bin ich doch Herr des Waldes,
Dem Alles unterthan.

Durch Schlucht und Thalesengen
Zieh' freudig ich dahin,
Und jauchz' in Hornesklängen,
Daß ich ein Jäger bin!

Hervor ihr Waldgethiere,
Du Reh ſo flink und frei,
Es ſchützt euch im Reviere
Kein Ort vor meinem Blei.

Doch wenn die Sonne wendet
Von uns den goldnen Strahl,
Dann iſt die Luſt geendet
Für mich mit einemmal.

Dann blick' ich wohl mit Sehnen
Zur Alpenhöh' hinaus,
Und hauch in Hornestönen
Den inn'ren Kummer aus.

O horch, wie klingt die Weiſe
Durch Luft und Duft empor,
Jetzt dringt ſie wohl ganz leiſe
Der Sennerin an's Ohr.

O Sennerin, wie gerne
Zög' ich zu dir vom Thal,
Du Röslein in der Ferne,
Dich grüß' ich tauſendmal!

O ſieh, gejagt am Tage
Hab' ich manch' Reh mit Luſt,
Allein nur Sehnſucht trage
Des Nachts ich in der Bruſt.

O laß die luſt'ge Klauſe
Und komm' zu Quell und Baum,
Es iſt im Jägerhauſe
Ja auch für dich noch Raum!

Des Judenmädchens Klage.

Neben in der Stube ſitzet
Väterchen bei'm Ampellicht,
Auf die Bruſt geneigt das bleiche
Schwarzumlockte Angeſicht.

Aufgeſchlagen vor dem Frommen
Liegt der Talmud, d'rinn er las,
D'rüber er nun Ort und Stunde,
D'rüber er ſein Kind vergaß.

Lauſchend kann ich d'rum ein Weilchen
Wohl nun hinter'm Vorhang ſteh'n,
Und hinüber nach dem Fenſter
In dem Nachbarhauſe ſpäh'n.

Ach, in jenem engen Stübchen,
D'raus das Licht herüberfällt,
Wohnt der ſchöne Chriſtenjüngling,
Wohnt mein Leben, meine Welt.

Freundlich grüßt er, wenn des Morgens
Ich hinab in's Gäßchen ſeh',
Doch es ſpricht aus ſeinen Zügen
Heimlich auch zugleich ſein Weh'

Denn er fühlt es, daß für immer
Uns der Väter Glaube trennt,
Ob auch ihm und mir im Herzen
Eine gleiche Flamme brennt.

Jüngling, deſſen Bild mein Inn'res
Wie ein Kleinod in ſich ſchließt,
Ach, du ſiehſt nicht meine Thräne
Die um dich verborgen fließt.

Mög' Jehova dich beglücken
Durch des ſchönſten Mädchens Hand,
Durch ein Mädchen, das empfindet
Wie mein Herz für dich empfand.

Muß ich d'rüber gleich verwelken,
Arm an Lieb', an Thränen reich,
Einſtens werden wir uns finden,
Wo ſich Chriſt und Jude gleich.

Weberlied.

In dem Kämmerchen, dem alten,
Web' ich emſig, Tag für Tag,
Immerdar mit dem zufrieden
Was ich mir erweben mag.

Wohl der beſſer'n Stände gibt es
Als der Stand des Webers iſt,
Ob auch gleich wie mir im Weben
Eines Jeden Zeit verfließt.

Jeder webt ja ſeine Fäden,
Dieſer grob und jener fein,
Doch das Tuch, das ich gewoben,
Hüllt am Ende Alle ein.

Küffnerlied.

Wer baut doch nur landein landaus,
Ei ſagt, wer baut das ſchönſte Haus?
Klippklapp!
Das kann doch nur der Küffner ſeyn,
Denn der nur baut ein Haus dem Wein,
Klippklapp! Klippklapp! Klippklapp!

O Faß! Du biſt ſo blank und fein,
Sey Innen auch wie Außen rein,
Klippklapp!
Es gibt im Land kein ſchön'res Faß,
D'rum berg' auch kein's ein beſſ'res Naß.
Klippklapp! Klippklapp! Klippklapp!

Und nun: Halt feſt, daß ja vom Wein
Kein Tropfe mag verloren ſeyn,
Klippklapp!
Doch gießt der Wirth was Schlechtes bei,
Dann ſpringt ihr Reiſe all' entzwei!
Klippklapp! Klippklapp! Klippklapp!

Des Zechers Rath.

Freunde, haltet's mit dem Wein,
Wein nur iſt der Sorgenbrecher,
Wenn er hell erglänzt im Becher
Flieht euch Gram und Noth allein.

Freunde, haltet's mit dem Wein,
Hab' es ſelbſt erprobt im Leben,
Eitel iſt des Menſchen Streben,
Und nur ſchöner Wahn ihr Seyn.

Freunde, haltet's mit dem Wein,
Liebe iſt ein flücht'ger Falter,
Stirbt in ſeinem ſchönſten Alter,
Letzt ſich nur am grünen Hain.

Freunde, haltet's mit dem Wein,
Freundſchaftsbund, ihr müßt es wiſſen,
Iſt vom Schickſal bald zerriſſen,
Nichts oft als — ein Leichenſtein.

Freunde, haltet's mit dem Wein,
Erdengüter bringen Sorgen,
Erben harren, Arme borgen,
Und der Mißmuth ſtellt ſich ein.

Freunde, haltet's mit dem Wein,
Füllt die Krüge, leert die Becher,
Wein nur iſt der Sorgenbrecher
Auf der Welt voll Trug und Schein.

Lieder eines Bettlers.

1.

Sie geh'n an mir vorüber
Als wär' ich gar nicht da,
Und denken nicht daß ihnen
Ein fühlend Herz ſo nah'.

Ein Herz, das warm für Alles
Was Schön und Edel ſchlägt,
Weil einen ſchlechten Kittel
Des Herzens Eigner trägt.

Sie ſeh'n nur die Gewänder,
Der Mienen Lügenſpiel,
Sie haſchen nur nach Schatten,
Und dünken ſich ſo viel.

Allein im Inner'n tragen
Sie Mißgunſt, Haß und Neid,
Und machen Eins dem Andern
Nur Gram und tiefes Leid.

So rauſchen ſie vorüber
An mir auf ihrer Bahn,
Ich aber ſeh' dieß Treiben,
Mit ſtiller Wehmuth an.

Und denk', wie würde Mancher
Doch gar ſo elend ſeyn,
Trüg' er ſtatt ſeinem Flitter
Den Kittel, der jetzt mein.

2.

Die Armuth iſt ein ſchlimmer Gaſt
Doch läutert ſie das Herz,
Denn wenn du nichts auf Erden haſt,
Dann blickſt du himmelwärts.

Dann wird's dir erſt im Inner'n klar
Wie Alles Traum und Schaum,
Und wie ſo nichtig ganz und gar
Dein Haften hier am Raum.

Dann ſchwingt ermuthigt und erwärmt
Dein Glaube ſich empor,
Und wiſſe, noch iſt nicht verarmt
Wer dieſen nicht verlor.

3.

Wenn ſich rauh und hart mir Armen
Jedes Menſchenherz verſchließt,
Wenn ſich keines mag erbarmen,
Wie auch meine Thräne fließt.

Flücht' ich mich in einen Garten,
Wo viel üpp'ge Blumen ſteh'n,
Die nicht Gärtners Hände warten,
Die nicht bloß zu Staub vergeh'n.

Flüchte zu den ſtillen Gründen,
Wo die Saat für Jenſeits reift,
Und mit Tugenden und Sünden
Frucht an Frucht iſt aufgehäuft.

Und was nirgends ich gefunden
Findet hier mein Herz gewiß,
Balſam für die heißen Wunden,
Die ſo lang' man bluten ließ.

Sieh, von allen Hügeln nicken
Mir die Blumen traulich zu,
Und wohin das Aug' mag blicken,
Winkt entgegen mir die Ruh'.

Mild vom Abendwind umfächelt
Halt' ich hier die liebſte Raſt,
Denn der Herr des Gartens lächelt
Freundlich ſtets dem fremden Gaſt.

Und es kommt der alte Frieden
Jedesmal in meine Bruſt,
Und was mich geſchmerzt hienieden
Iſt mir bald nicht mehr bewußt.

D'rum auch will ich nicht verzagen,
Nicht erliegen feig dem Schmerz,
Öffnet ſich gleich meinen Klagen
Künftig weder Thor noch Herz.

Weiß ich mir doch eine Stelle,
Die durchweh't von Gotteshauch,
Wo noch eine kleine Zelle
Offen für den Bettler auch.

Die Seiltänzerin.

Hört, o hört mein Tambourin!
Luſtig ſchallt es in die Weite,
Kommt und ſchaut, ihr reichen Leute,
Auf dem Seil die Tänzerin!

Hört, o hört mein Tambourin!
Schlag' es unter Lächeln, Scherzen,
Während mir an meinem Herzen
Nagt der Schmerz und will nicht flieh'n.

Hört, o hört mein Tambourin!
Theure Heimath, unbekannte,
Nimmer ſchaut dich die Verbannte
Als in ihren Fantaſie'n.

Hört, o hört mein Tambourin!
Eltern, euch ſo früh entriſſen,
Wohl für immer muß vermiſſen
Euch die arme Tänzerin.

Hört, o hört mein Tambourin!
Könnt' ich mit dem Schmerz, dem herben,
Doch auf eu'ren Gräbern ſterben,
Wie ein Vogel flög' ich hin.

Hört, o hört mein Tambourin!
Ach, ſchon ſchmält der Meiſter wieder,
Rührt euch, ihr gelenken Glieder;
Schaut doch, wie ich luſtig bin!

Lied des Greiſes.

Mein Haar iſt weiß, verbleicht die Wang',
Die Bruſt ſo öd', ſo weit,
Doch ſchallt's in's Ohr mir wie Geſang
Aus ferner, ferner Zeit.

Es dringt durch Froſt und Winterſchnee
Wie Frühlingsſonnenſchein,
Es dringt durch all mein tiefes Weh
Wie Jugendluſt herein.

Und um ſo weiter allgemach
Entſchwebt mein Paradies,
Je zauberiſcher klingts mir nach
Aus ihm, das ich verließ.

Glaubt nicht, es mach' das Herz ſo ſchwer
Mir jetzt erſt ein Verluſt,
Mein Schmerz gilt einer Zeit von der
Ich ſcheiden längſt gemußt.

Zigeunermuſik.

Luſtig iſt's zur Kirmeßzeit,
Welch Getümmel weit und breit!

Nach der Schenke ſtrömt's zu Hauf,
Die Zigeuner ſpielen auf.

Wie das wild und luſtig klingt,
Wie das wild und luſtig ſpringt.

Geigenſtrich mit grellem Schrei,
Cimbelklang ſo toll und frei.

Doch die braunen Spielleut' dort
Zieht's im Geiſt zur Ferne fort.

Zieht's aus Tanz und Luſtgebraus
Über Berg und Thal hinaus.

Über Berg und Thäler weit,
Nach der öden Ungarhaid'.

Nach den Wäldern, wo ihr Blick
Weib und Kinder ließ zurück.

Weib und Kind, o bitt're Noth,
Unbeſchützt und ohne Brot!

Und der Schmerz der ſie erfaßt
Lenkt den Arm zu größ'rer Haſt.

Und ſo wird ein jeder Schall
Ihres Inner'n Wiederhall.

Aber lärmend ſchlingt im Kranz
Sich um ſie der Kirmeßtanz,

Und je größer wird ihr Harm
Um ſo luſt'ger macht's den Schwarm.

Liederluſt.

Wie iſt's doch luſtig heut' im Wald,
Voll Duft und Sonnenſchein,
Wie flattert's da, wie ſchwirrt es dort
So fröhlich aus und ein.

Wie dringt doch nur aus jedem Strauch
So ſüßer Klang hervor,
Wie leih' ich dir, du ſüßer Klang,
So gerne ſtets mein Ohr.

Und doch, wer glaubt's, von dir umrauſcht
O Waldes-Melodei,
Und doch gibt's Menſchen, die an dir
Mit Gleichmuth geh'n vorbei.

O weh, o weh, du Menſchenherz
Das nicht ein Lied erfreut,
Gewiß, ſchon hat's den Herrn der Welt,
Daß er dich ſchuf, gereu't.

Mit einer Roſe.

Eine Roſe ſend' ich dir,
Eine junge friſche Roſe,
Die erblüht aus grünem Mooſe,
Nimm die Roſe noch von mir.

Roſe deutet Liebe dir,
Liebe wird den Pfad dir ſchmücken,
Wird dein junges Herz entzücken,
Nimm die Roſe d'rum von mir.

Nimm die Roſe noch von mir,
Ohne Lieb' iſt nun mein Leben
D'rum als Abſchiedszeichen geben
Kann ich nur die Roſe dir.

Dieſe Roſe ſend' ich dir,
Daß du mög'ſt noch mein gedenken
Wenn ſich ihre Blätter ſenken,
Wie der Roſe ging es mir.

Die Karthauſe.

Einſam raget
Die Karthauſe,
Finſter blickend
Nach dem Thal,
Horch, die Mönche
Singen eben
D'rinnen wieder
Den Choral.

Denn ein Bruder
Iſt geſchieden,
Legte nieder
Seinen Stab,
Und die Ander'n
Tragen ſingend
Seine Reſte
Jetzt in's Grab.

Schlaf in Frieden
Bleicher Bruder,
Haſt errungen
Nun die Ruh',
Ach, mich dünket
Jene Finſter'n
Sängen trauernd:
»Wärſt es Du!«

Stiller Tag.

Was iſt's doch für ein ſtiller Tag,
Nicht trüb und auch nicht hell,
Wo man ſo recht ſich freuen mag
Für ſich an Baum und Well!

Die Luft ſo mild, der Himmel grau,
Nur Luſt mit Ruh' vereint,
Auf Gras und Blume hängt der Thau,
Als wär' das Leid verweint,

Als bräch' nach gramdurchwachter Nacht
Der erſte Sonnenſchein
Nun bald mit ſeiner vollen Macht
Und aller Luſt herein.

Da fühl' ich's wieder denn erneut
Gar tief in meiner Bruſt:
Was recht des Menſchen Herz erfreut
Iſt nicht die laute Luſt.

Letzter Wunſch.

Nicht ſoll es mich betrüben,
Wenn heim der Tod mich ruft,
Nur möcht' mit meinen Lieben
Ich ruh'n in einer Gruft.

Möcht' ſchlafen nur und liegen
Bei ihnen, Haupt an Haupt,
An ſie mich liebend ſchmiegen,
Von Rosmarin umlaubt.

Allein getrennt für immer
Vielleicht ſo Staub als Geiſt,
Das iſt's was jeden Schimmer
Des Troſt's mir oft entreißt.

Ach, daß kein Strahl von D'rüben
Erhellet dieſe Kluft,
O könnt' mit meinen Lieben
Ich ruh'n in einer Gruft!

Tempus praeteritum.

Saß mit Vielen einſt zuſammen,
In der frohen Jugendzeit,
Friſch die Wang', das Herz voll Flammen,
Unbekannt mit Harm und Leid.

Jeder Abend ward zum Feſte,
Wenn auch nur bei ſchlechtem Bier,
Waren ja doch alle Gäſte
Traute Herzensbrüder mir.

Aber bald zerriß für immer
Unſer'n Bund des Schickſals Spruch,
Und es kam der Frohſinn nimmer
So wie früher auf Beſuch.

Kleiner wurd' es ſtets im Kreiſe,
Bis ich endlich gar allein,
Fanden ſich in meine Gleiſe
Gleich auch wieder And're ein.

Ach, es waren nicht die Alten,
Mir nicht ſo wie jene Werth,
Nicht die traulichen Geſtalten
Die mit mir ſo lang' verkehrt.

Und wie auch vergnügt und munter
Ich noch jetzt bei Freunden bin,
Denk' ich immer doch mitunter
An die Früher'n, die dahin.

Und ein Tropfen Wermuth miſchet
Sich in jeden Freudentrank,
Und was vormals mich erfriſchet
Macht mir nun die Seele krank.

Denn, iſt's gleich nicht zu beſtreiten,
Daß jetzt günſt'ger mein Geſchick,
Ach, die alten frohen Zeiten
Bringt kein Gott mir mehr zurück.

Enttäuſchung.

Oft fühl' ich mich ſo jung, ſo glühend,
So frühlingsfriſch als je ich's war,
Das Herz ſo heiß, das Auge ſprühend,
Wenn auch ſchon grau durchmiſcht das Haar.

Da fällt ein Blick auf meine Lieder,
Die manch ein bitt'res Naß bethaut,
Auf all das Langvergeſſ'ne wieder
Was ich durch ſie der Welt vertraut.

Und in mir flüſtert's: Ach, zu hindern
Nicht war der Strom, der ewig fließt;
So ſieht man oft an ſeinen Kindern
Es erſt wie man gealtert iſt.

Indignation.

Betracht' ich oft die bunte Menge,
Mit ihrer Rohheit, ihrer Gier,
Mit all dem Dünkel, dem Gepränge,
Das ihrer Nacktheit dient zur Zier.

So dünkt es mich, ich ſey ein Weſen
Nicht ſo wie ſie, von dieſer Welt,
Und nur ein Zufall ſey's geweſen
Der mich zu ihnen hab' geſellt.

Und weiter drängt es mich zu eilen,
Nach einem mir noch fremden Ort,
Wo keine ſolchen Weſen weilen
Die dieſen gleich an Sinn und Wert.

Dann möcht' in ein Grab mich legen
Mit meiner Liebe, meinem Gram,
Mit all dem reichen Liederſegen,
Der über mich von oben kam,

Um dort zu ruh'n, in mich verſchloſſen,
Von keinem ird'ſchen Laut berührt,
Bis mich zu ähnlicher'n Genoſſen
Ein milder Engel endlich führt.

Alpenunſchuld.

Von der Alpe ragt ein Haus
Schlicht und arm in's Thal hinaus,
D'rinnen hauſt mit munter'm Sinn
Eine junge Sennerin.

Sennerin iſt friſch und roth,
Weiß von Kummer nichts und Noth,
Hat ein Herz von Liebe heiß,
Wie ich mir kein Zweites weiß.

Sennerin ſingt manch ein Lied,
Wenn um's Thal der Nebel zieht,
Horch, dann ſchallt's durch Duft und Wind:
»Auf da Oalm da gibt's kan Sünd!«

Als ich einſt auf ſchroffem Pfad
Jenem Paradies genaht,
Trat ſie flink zu mir heraus,
Bot zur Herberg mir ihr Haus.

Frug nicht lang' was ich hanthier',
Setzte traulich ſich zu mir,
Sang ſo lieblich dann und lind:
»Auf da Oalm da gibt's kan Sünd!«

Als ich d'rauf am Morgen ſchied,
Hört' ich ferne noch dieß Lied,
Und zugleich mit Schmerz und Luſt
Trug mit mir ich's unbewußt.

Und wo ich ſeitdem auch bin
Schwebt vor mir die Sennerin,
Und es ruft: Kehr' um geſchwind,
»Auf da Oalm nur gibt's kan Sünd!«

Flocken.

1.

Wirbeln ſo vom Himmel wieder
Flocken ohne Raſt und Ruh,
Flattern hundert kleine Lieder
Stets mir auch mit ihnen zu.

Lieder zwar, die gleich den Flocken,
Schnell entſtanden, ſchnell dahin,
Doch die Erde nimmt die Flocken
Nehmt auch ihr die Lieder hin.

2.

Wie ſo freudig ſchmiegt die Flocke
Sich an dich, du Roſe an,
Die verſpätet ihre Knoſpe
Erſt im Herbſt hat aufgethan.

Um des Frühlings Reiz der Winter
Luſtdurchbebet buhlt und wirbt,
Doch die Flocke wird zu Waſſer
Und die junge Roſe ſtirbt.

3.

Sah noch nie zwei ſchön're Farben
In ſo reizendem Verein,
Als das Roth der jungen Roſe
Und der Flocke weißen Schein.

Und doch hat mich's trüb geſtimmet
Als ich ſo vereint ſie ſah,
Denn ich dacht', wie manche Roſe
Stirbt weil ihr der Winter nah'.

4.

Flöckchen zog in hohen Lüften,
Wollte lang' noch weiter zieh'n,
Doch da ſah's die rothe Roſe
Und es konnte nicht entflieh'n.

Riß ſich los von den Gefährten,
Stürzte ſich auf ſie herab,
Kann ich auch mit dir nicht leben,
Deckt uns Beide doch ein Grab.

5.

Als die Flocken liebeſtrunken
Niedertaumelten zur Erde,
Und die Einen an der Roſe
Koſend hingen wie Verklärte,

Bargen ſich die ander'n ſchnelle
In die Erde unter Thränen,
Die am Mutterbuſen ſtillet
Aller ihrer Kinder Sehnen.

6.

Wußte nicht warum die Flocke,
Erſt des Windes luft'ges Spiel,
Gar ſo ſehr mir auf der rothen
Jungen Roſe nur gefiel.

Doch da fühlt' ich, daß auf Erden
Nichts Erhab'neres beſteht,
Als wenn Keuſchheit mit dem Schönen
Hand in Hand durch's Leben geht.

Winterlieder.

1.

Weht's ſo recht toll und wild
Her von der Höh',
Stöbert's durch's Thalgefild
Winter dein Schnee,

Hängt's an die Wimpern ſich
Klebt mir's am Bart,
Fühl' ich ſo wonnig mich
Eigener Art.

Möcht' eine Flocke ſeyn,
Scherzend verweh'n,
Möchte im luſt'gen Reih'n
Wirbeln und dreh'n.

Möcht' eine Flocke ſeyn,
Frei und behend',
Ob wohl der Erde Pein
Dann noch mich fänd'?

2.

Wenn in's Leichentuch geſchlagen
Kalt und ſtarr die Erde liegt,
Und den Tag mit ſeinen Klagen
Mutter Nacht in Schlaf gewiegt.

Dann aus reiner Himmelsferne
Scheinen auf das weite Grab,
Freundlicher als ſonſt die Sterne,
Glänzender als je herab.

Denn es dauert ſelbſt den Himmel,
Daß die Erde rings ſo leer,
Darum ſchaut das Sterngewimmel
Doppelt tröſtend auf ſie her.

Und den Sternentroſt, den hellen,
Sauget Baum und Scholle ein,
Bis die Kräfte wieder ſchwellen
Um die Erde zu befrei'n.

Und aus all den heiter'n Fernen
Sendet ſie, nach harter Ruh',
Bald in tauſend Blumenſternen
Ihren Dank den Sternen zu.

3.

Wie wehet der Flocken
Hellſchimmernder Flaum,
Wie hänget voll Locken
So Staude als Baum!

Wie wirbelt und fliegt es,
So ſcherzend und licht,
Wie flackert's und ſchmiegt es
Sich mir an's Geſicht!

O ſchaut doch das Regen
Ohn' Ende und Ziel,
Das tolle Bewegen
Im neckenden Spiel.

Die Meiſten wohl grollen
Dem Stöbern und Schnei'n,
Dem Frühling nur zollen
Sie Beifall allein.

Doch fröhlich zum Himmel
Entſchwingt ſich mein Lied,
Wenn wild das Gewimmel
Um's Auge mir zieht.

D'rum heiſſa, ihr Flocken,
Und jagt euch im Kreis,
Behänget mit Locken
Das ſchwankende Reis.

Umſchwärmet, umflimmert
Die Giebel im Tanz,
Und glänzet und ſchimmert
Von Thürmen als Kranz.

Doch wer da entmarket,
Der fliehe die Luſt,
Im Winter erſtarket
Nur männliche Bruſt.

4.

Schnee bedecket Berg und Hügel,
Weiß noch ſchimmert Flur und Thal,
Und doch brechen ſchon die Blümchen
Sich die Bahn zum Sonnenſtrahl.

Freudig heben ſie die Köpfchen,
Schauen hin und ſchauen her,
Sieh, da ſchwingt der Weſt als Ritter
Für den Lenz den luft'gen Speer.

Und der froſt'ge Alte flüchtet
Hin zum Nord in vollſter Haſt,
Denn an ſeinen weißen Locken
Hat der Held ihn ſchon erfaßt.

Aber auch die frühen Blumen
Reißt er mit auf toller Flucht,
Wie ein Greis oft karge Freuden
Noch am Grab zu haſchen ſucht.

8.

Wie ſtarrt ihr doch, ihr nackten Äſte,
So kahl hinaus zur eiſ'gen Luft,
Wer dächte daß im Frühlingsweſte
Ihr nochmals prangt mit Blatt und Duft.

Wer dächte daß ihr uns mit Schatten
Mit ſaft'gen Früchten noch erquickt,
Der euch jetzt ſieht, die Lebensmatten,
Von Schnee und Sturm beinah' zerknickt.

Und dennoch prangt in wen'gen Tagen
Im Schmuck' ihr, den der Winter nahm,
Und ach, — du wollteſt faſt verzagen
Du thöricht Herz, ob kurzem Gram!

6.

Kommt der froſt'ge Winter wieder
Im Geleite Schnee und Wind,
Fällt die Flocke wirbelnd nieder,
Als ſein jüngſtes liebſtes Kind.

Hüllen ſich in Weiß die Räume,
Trauernd zu der Menſchen Leid,
Prangen doch noch manche Bäume
Hier und dort im grünen Kleid.

Und man meint, der Winter wolle
Eben jetzt von hinnen zieh'n,
Und es müſſ' aus Schnee und Scholle
Morgen ſchon ein Blümchen blüh'n.

So auch wähnt im ſüßen Traume
Oft mein Herz den Frühling nah',
Weil's an ſeinem Hoffnungsbaume
Manch ein grünes Blättchen ſah.

Doch mit freudigem Erkühnen
Jauchzt es kaum: Der Lenz beginnt!
Sieht es auch, daß jene grünen
Blätter ſeine letzten ſind.

7.

Kalt und froſtig war's noch geſtern,
Sturm und Wolke rang mit Macht,
Doch mit tauſend heiter'n Schweſtern
Sprang die Knoſpe an den Bäumen,
Kam der Lenz mit gold'nen Träumen,
Über Nacht, ja über Nacht.

Und ſo hatte Leid und Kummer
Oft auch mir der Tag gebracht,
Doch da träufte milder Schlummer
Balſam in die herben Wunden,
Und die Wolke war entſchwunden,
Über Nacht. ja über Nacht.

D'rum auch mög'ſt du nicht verzagen,
Herz, von heißer Gluth gefacht,
Mög'ſt dein Loos geduldig tragen,
Denn wie Schnee im Strahl der Sonne
Wandelt Schmerz ſich oft in Wonne,
Über Nacht, ja über Nacht!

Liebesend'.

Was klageſt du, daß nimmer ſo
Wie einſt mein Herz erglüht?
Und weißt doch, wenn der Lenz entfloh,
Daß auch die Blum' verblüht.

Wohl liebt' ich dich ſo treu und warm,
Ach, daß man's nur vergißt,
Doch bin ich jetzt an Lieb' ſo arm,
Als arm ein Bettler iſt.

Denn ach, die Zeit, die Alles raubt
Was nur erfaßt dein Sinn,
Die ſelbſt den grünſten Baum entlaubt,
Nahm auch mein Lieben hin.

O ſieh mich nicht ſo traurig an,
Macht's doch das Herz nur ſchwer,
Und was ich ſelbſt nicht ändern kann
Das ändert wohl nichts mehr.

Reich' mir noch einmal deine Hand,
Wie einſt, da ſie mein Glück,
Find' ich in's alte Wunderland
An ihr auch nicht zurück.

Und glaub' es mir, gern träumte ich
Auf's Neu' den ſchönen Traum,
In dem noch einem Eden glich
Der kleinſten Hütte Raum.

Doch ach, es ward mein Herz ein Grab,
Ein Fels, von Nacht bedeckt,
In welchem ſelbſt des Moſes Stab
Kein neues Leben weckt.

Momentanes.

Ich möchte los mich reißen
Von Allem was mich umgibt,
Von Allem was mir befreundet,
Und was mich haßt und liebt.

Ich möchte vom Anfang wieder
Beginnen die Lebensfahrt,
Mit all dem was ich erfahren,
Empfunden, gelernt und bewahrt.

Ich würde umſchiffen die Klippen,
An denen mein Kahn zerſchellt,
Ich würde beglücken und lieben,
Wie Keiner auf dieſer Welt.

Ich würde durch's Leben mich ſchlagen,
Als Sieger, mit blitzendem Schwert,
Doch, wenn ich's genau betrachte,
Wär's erſt nicht der Mühe werth.

Verfinſterung.

Wohl denk' ich's noch, da war mein Herz ein Spiegel,
Ein ungetrübter, rein von jedem Mahl,
D'rinn zeigte ſich der Sonne Flammenſiegel,
Und bunt gemiſcht ſo Baum als Fluß und Thal.

D'rinn ſpiegelte ſich ab die Luſt des Falters,
Des Wurmes Freude und des Menſchen Glück,
Der Kindheit Traum, die Heiterkeit des Alters,
Kurz, der Geſchaff'nen neidenswerth Geſchick.

Doch lang' nicht ſollten dieſe Wunderſcenen
Erquicken mich, der gierig ſie verſchlang,
Zu bald nur ward getrübt das Aug' von Thränen
Durch das der Strahl zu jenem Spiegel drang.

Und heißer ſtets entſtrömten ihm und wilder
Die ſalz'gen Fluthen, die des Schmerzes Fracht,
Bis ſie das Herz, den Spiegel jener Bilder,
Zur Camera obscura mir gemacht.

Nun zeigte anders ſich's dem inn'ren Spiegel,
Nun ward es grau und finſter rings herum,
Die ſonn'gen Berge wurden ſchwarze Hügel,
Die Freudenplätze — Gräber öd' und ſtumm.

Mag auch die Außenwelt der Früh'ren gleichen,
Von alter Luſt und gleicher Lieb' bewegt,
Nicht wird die Nacht mehr von dem Spiegel weichen,
Bis gnädig ihn die Hand des Herrn zerſchlägt.

An das Glück.

Ich will nichts mehr von deinen Gütern allen,
Du falſches Glück, du trügend bunte Welt,
An denen nur ein thöricht Herz Gefallen
Noch hegen kann, das Schein für Wahrheit hält.

Was du vermagſt, du eitles Glück, zu ſpenden,
Erfahren hab' auch ich's, zu Luſt und Schmerz,
Wohl ließ auch ich von deinem Glanz mich blenden,
Doch hat er nimmer mir erfüllt das Herz.

Nun ſteh' ich frei, und hab' es abgeſchüttelt
Das Kleinliche von Sehnſucht, Luſt und Qual,
Und wenn auch manch' ein Sturm noch an mir rüttelt,
Ich biet' ihm eine Bruſt beſchirmt von Stahl.

Nicht kann Syrenenſang mich mehr verlocken,
Nicht kann's der Schönheit allzuflücht'ger Glanz,
Nicht der Genuß, der auf beſchwingten Socken
Vorübertaumelt im Bachantentanz;

Nicht jene Schätze, die entrafft den Schachten,
Und nur im Wahn des Menſchen Eigenthum,
Nicht kann's, wornach ſo viel vergeblich trachten,
Das ſchnellzerfloß'ne Luftgebild, der Ruhm.

Zieh' hin mit ihnen allen Glück und wähle
Dir Sclaven, aus der leichtgetäuſchten Schar,
Ich aber ſag', mit ungetrübter Seele,
Von dir mich los, für jetzt und immerdar.

Denn nichts ja will ich — als von Ufers Säumen
Zum Strome blicken, der ſo ſchnell verfließt,
Und ſtill für mich, bei ſeinem Rauſchen träumen
Von einem Jenſeits, das verhüllt uns iſt.

War's nicht ein Traum?

War's nicht ein Traum, daß ich gelebt,
Daß Luſt und Leid mein Herz umſchloſſen,
Daß Jahre mir dahin gefloſſen,
Von Sonnenglanz und Nacht durchwebt?

War's nicht ein Traum, daß ich geliebt,
Daß manch ein Herz für mich empfunden,
Und als ſich Arm dem Arm entwunden,
Manch Auge ſich um mich getrübt?

War nicht die ganze lange Bahn
Ein Traum, voll wechſelnder Geſtalten,
Ein Traum, dieß Welken und Entfalten,
Sammt dem was ich gedacht, gethan?

War alles dieſes nicht ein Traum,
Aus dem ich juſt in dieſen Räumen
Erwacht, um wieder fortzuträumen,
Bis Alles mir zerfließt wie Schaum?

Letzte Treue.

Wenn ein Theu'res uns geſtorben
Schmückt man gern ſein enges Haus
Noch mit Rosmarin und Roſen
Und mit ander'n Blumen aus.

D'rum wenn euch von mir, ihr Lieben,
Einſtens nur die Hülle blieb,
Schmückt auch mir mein Haus mit Blumen,
Hab' die Blumen ja ſo lieb.

Doch wenn juſt der Winter hätte
Allen Schmuck geraubt dem Hain,
Legt ſtatt ihrer meine Lieder
Mir noch in den Sarg hinein.

Sind auch minder reich als Blumen
Sie an Duft und Farbengluth,
Denkt, bei ſeinen Kindern ſchlummert
Wohl ein Vater doppelt gut.

Mein Wahlſpruch.

Dem Schlechten trutz, dem Schönen aber hold,
Der Wahrheit treu und nie ein Sclav' dem Gold.

Inhalt

Seite

Blumenlieder, 1 bis 13 . . . . . 1—15
Dreifache Bitte 16
Der Pappelbaum 17
Sturmbilder 18
Wolkenlieder, 1 bis 10 . . . . . . 20—28
Maienregen 29
Thurm und Ranke 30
Baumgeflüſter 31
Ruhe 32
Abglanz 33
Waldlied 34
Poſthornklänge, 1 bis 7 . . . . . 35—42
An die Unfehlbaren 43
Dichters Troſt 45
Heimlicher Abſchied 46
Auf der Brücke 47
Was willſt du mehr? 48
Verſöhnung 49
Auf ein Heupferdchen 50
Moderne Romanze 51
Valet 53

Aus der Reiſetaſche:

1. Wanderluſt 54
2. Unter Häuſern 56
3. Schatten 57

Seite
4. In der Herberge 58
5. Der liebſte Ton 59
6. Staub 60
7. Das Sterbeglöckchen 61
8. Bei der Mühle 62
9. Vor einem Dorfkirchlein 64
10. Vom Herzen 66
11. Das Lied auf Reiſen 67
12. Oede Wanderung 70
13. Berg und Thal 71
14. Wanderers Wünſche 72
15. Erkennen 73
Das Kloſter am Strom 74
Ungenügſamkeit 76
Mit Gott 78
Eigne Bahn 79
Verlorne Jugend 80
Nimm's wie es iſt 81
Spatzenlyrik 82

Verſchiedene Stimmen.

Calavrenella 84
Des Hammerknechts Liebe 86
Des Hammerknechts Lob 88
Des Hammerknechts Leid 90
Des Thürmers Nachtlied 92
Ruſſiſches Liedchen 93
Jägers Luſt und Qual 94
Des Judenmädchens Klage 96
Weberlied 98
Küffnerlied 99
Des Zechers Rath 100
Lieder eines Bettlers. 1 bis 3 . . . . . . 102—104
Die Seiltänzerin 106
Lied des Greiſes 108
Zigeunermuſik 109
Liederluſt 111

Seite

Mit einer Roſe 112
Die Karthauſe 113
Stiller Tag 114
Letzter Wunſch 115
Tempus praeteritum 116
Enttäuſchung 118
Indignation 119
Alpenunſchuld 120
Flocken, 1 bis 6 . . . . 122—124
Winterlieder, 1 bis 7 . . . . . . 125—132
Liebeſend' 133
Momentanes 135
Verfinſterung 136
An das Glück 138
War's nicht ein Traum? 140
Letzte Treue 141
Mein Wahlſpruch 142

Neueſte

Dichtungen

von

Joh. Nep. Vogl.

Neueste

Dichtungen

von

Joh. Nep. Vogl.

Pesth, 1845.

Verlag von Guſtav Heckenaſt.

Ta.[illegible]/691

Dem

Hochgebornen Herrn

Ferdinand Grafen von

Colloredo-Mannsfeld,

Herrn der Herrſchaften Staatz und Siebenhirten in Nieder-Oeſterreich, k. k wirklichen Kämmerer, Commandeur des öſterr. kaiſ. Leopold-Ordens, Major in der Armee, General-Hofbau-Direktor, niederöſterr. ſtänd. Verordneter, General-Direktor der k. k. priv. wechſelſeitigen Brandſchaden-Verſicherungs-Anſtalt. Präſident der k. k. Landwirthſchafts-Geſellſchaft in Wien. Referent der nied. öſterr. Steuer-Regulirungs-Provinzial-Commiſſion, Mitglied mehrerer in- und ausländiſchen Gelehrten-Geſellſchaften etc.

widmet in innigſter Verehrung dieſes Buch

der Verfaſſer.

Lieder.

Neuer Liederfrühling.

Liederfrühling, Liederfrühling,
Biſt du wieder eingezogen,
In das Dichterherz, das arme,
Dem ſo lang' du nicht gewogen

Dachte ſchon, du kämeſt nimmer,
Habeſt ganz auf mich vergeſſen,
Und mit doppelt reichen Blüthen
Kamſt du plötzlich unterdeſſen.

Nun, ſo ſei mir hoch willkommen,
Da ſo milden Sinn du hegteſt,
Wär's auch ſelbſt nur eine Spende,
Die auf einen Sarg du legteſt.

Frühlingsboten.

I.

Vorgefühl.

Fällt vom Dach die Traufe nieder,
Rinnt das Bächlein frei vom Eis:
Iſt ſo frühlinghaft mir wieder,
Daß ich's nicht zu ſagen weiß.

Sehe überall nur Roſen,
Wo gehäuft noch liegt der Schnee,
Und zu milder Lüfte Koſen
Wird der Nord in meiner Näh'.

Gleich der Welle, frei, lebendig,
Iſt erwacht in mir der Muth,
Und, obgleich auch Nichts beſtändig,
Scheint mir doch jetzt Alles gut.

Wie vergeſſ'ne Kummernächte
Schwand der Winter meinem Blick,
Und mir iſt, der Frühling brächte
Selbſt die Jugend mir zurück.

2.

Schwalbengezwitſcher.

Ich hab' der Schwalben Zwitſchern
Geachtet nie zu ſehr,
Als ſie vor meinem Fenſter
Noch flogen hin und her.

Nun möcht' ich Manches geben,
Zög' Eine nur vorbei,
Und zwitſcherte wie früher,
So lebensfroh und frei.

Erwacht mit einem Male
Iſt mir im Ohr der Klang,
Erwacht nach euch, ihr Schwalben,
Iſt mir ein ſüßer Drang

O kommt, o kommt nur ſchnelle
Herbei zu Haus und Hain,
Denn wo ihr zwitſchert, muß es
Ja grün und ſonnig ſein.

3.

Lenzphyſiognomie.

Wie iſt es ſo ganz anders worden,
So anders in der kurzen Zeit!
Obgleich am Dach noch eiſ'ge Borden,
Und jede Fläche überſchneit.

Obgleich noch unbelaubt die Zweige,
Und kahl und dürr ein jeder Strauch,
Noch unbetreten all' die Steige,
Gerade wie es früher auch.

Und dennoch ſpricht ein and'res Weſen
Aus Baum und Strauch, umhüllt von Schnee,
Mir iſt, ich könnt' auf jedem leſen:
Du böſer Winter, nun abé!

Es ſcheint die Erde mir ein Kranker,
Der zwar vom Siechthum noch bedräut,
Doch ſchon erfaßt den Hoffnungsanker
Und ſtill ſich ſeiner Rettung freut.

4.

Uebergang.

Was iſt das für ein tolles Treiben? —
Bald Wind und Schnee, bald Sonnenſchein;
Jetzt toſ't es an die Fenſterſcheiben,
Jetzt lächelt's mild zu mir herein.

Iſt's Winter noch? — wer kann es ſagen?
Woher dann dieſes milde Licht?
Iſt's Lenz? — woher dieß tolle Jagen
Von weißen Flocken wirr und dicht?

Daß du's nur weißt, 's iſt keines eben,
Es iſt ein bloßer Uebergang,
Gerade wie der Menſchen Leben,
Wo Luſt und Leid nicht von Belang.

5.

Vorſicht.

Bald werden wieder Blumen blüh'n,
Und rings in tauſend Farben glüh'n;
Doch werden wohl auch Manche ſterben,
Bevor ſie dieſe Luſt erwerben:

Und ſollt' ich unter Dieſen ſein,
So ſcharrt nur tief, recht tief mich ein,
Daß nicht der Lenz, ſtatt fremder Thüre,
Des Sarges Deckel mir berühre.

6.

Frühlingsblätter.

Wenn ſich neu im Lenz belauben
Bergeshöh' und Thalestiefe,
Seh' ich in den jungen Blättern
Lauter hoffnungsgrüne Briefe.

„Hoffe, liebe!“ ſind die Worte,
Die auf jedem ſteh'n geſchrieben,
Mahnend, daß nun jedes Weſen
Möge hoffen, möge lieben.

Und die Käferchen und Vögel,
Und die bunten Schmetterlinge
Kommen haſtig und erblicken
Voll Erſtaunen all' die Dinge.

Und ein jedes ſucht ein Blättchen,
Buchſtabirt voll Haſt die Zeichen,
Will nicht, eh's den Sinn verſtanden
Wieder von dem Blättchen weichen

Und der's glücklich nun entziffert,
Lehrt dem andern raſch die Worte:
Ha! welch' freudiges Gewirre,
Welch' Gewühl an jedem Orte.

Vogel, Käferchen und Falter
Fühlt das Herz voll ſel'ger Triebe!
Und aus Näh' und Ferne ſchallt es:
Hoffe! Liebe! Hoffe! Liebe!

7.

Schmäht mich nicht!

O ſchmäht mich nicht
Daß ich die alten Dinge
Mit neuer Luſt und wiederum beſinge.
O ſchmäht mich nicht.

Es iſt ſo ſchön,
Wenn rings erwacht das Leben,
Mit ſeinem Hoffen, ſeinem jungen Streben,
Es iſt ſo ſchön.

Schon ſchlägt der Puls
In Stämmen und Geſträuchen,
Bald wird der Scheintod auch von Außen weichen.
Schon ſchlägt der Puls.

Bald ſiegt das Licht,
Das Dunkel muß verſchwinden,
Nicht ewig kann es uns in Ketten binden,
Bald ſiegt das Licht.

O ſchöne Zeit
Mit deinem Himmelsſegen!
Dir jauchzt mein Herz voll heil'ger Luſt entgegen,
O ſchöne Zeit!

D'rum ſchmäht mich nicht,
Wenn euch mein Lied mißfallen;
Bald werden ſchön're Klänge zu euch ſchallen,
O ſchmäht mich nicht.

An die Sterne.

Es war der Tag ſo heiß, ſo ſchwer,
D'rum blickt nun tröſtend auf mich her,
Ihr hellen lieben Sternlein d'roben,
Die ihr im Himmel eingewoben.

Die Sonne, die ſo ſegnend blickt,
Hat nicht mein wundes Herz erquickt,
Die Lüfte ſelbſt, mit kühlen Schwingen,
Sie konnten mir nicht Labung bringen.

So ſank der lange Tag hinab,
Im Weſten ſuchend ſich das Grab,
Indeſſen ihr das bange Dunkel
Durchwebt mit eurem Lichtgefunkel.

O ſpiegelt euch, ſo hell ihr ſcheint,
In jedem Auge das geweint,
Und ſenkt als wahre Himmelskerzen
Ein Fünkchen Troſt in alle Herzen.

Denn Jeder, der nach Troſt begehrt,
Am Ende doch zu euch ſich kehrt,
Wo fänden Troſt auch die Verzagten,
Wenn ihn die Sterne uns verſagten?

D'rum blick' auf mich auch tröſtend her,
Du unabſehbar Funkenmeer,
Daß, wenn zerſchellt des Lebens Schäume,
Ich mindeſtens von Sternen träume.

Ein Traum.

Es träumte mir, ich läg' im Meeresgrunde,
Gefräß'ge Haye ſchwammen in der Runde,
Mit ſpitzen Zähnen, aufgeſperrtem Rachen,
Und Thiere, wie ich nie ſie ſah im Wachen.
Der Schwertfiſch ſtreifte mich in toller Eile,
Seeſchlangen ringelten in dichtem Knäule,
Die Krabben krochen träg nach ihrer Weiſe,
Und rieſ'ge Spinnen zogen ihre Gleiſe,
Polypen ſtreckten weit von ſich die Arme,
Von allen Seiten kam's im wilden Schwarme,
Das war ein Ringeln, Ziſchen, Haſchen, Schnauben,
Schon wollte mir's die Macht der Sinne rauben,
Da wacht' ich auf, erfaßt vom tiefſten Grauen,
Doch mocht' ich kaum den eig'nen Augen trauen;
Denn um mich ſah ich, ſtatt der Erſtgenannten,
Die werthen Vettern, Muhmen, Baſen, Tanten

Täuſchung.

Wie blinkt dort aus den Bäumen
Der Eine nur heraus!
Ward er aus Feenräumen
Verſetzt in's Waldgebraus?

Wie ragt er dort vom Gipfel
Im hellen Sonnenſchein!
Es dünkt mir Kron und Wipfel
Aus purem Gold zu ſein.

Doch als ich hin nun trete,
Wie iſt's ſo anders ganz;
Da ſchmückt ein Strunk die Stätte
Mit dürrem Blätterkranz.

So prangt wohl auch im Leben
Gar Manches, hehr und ſtolz,
Was nah' beſeh'n, juſt eben
Nichts mehr als — faules Holz.

Allein.

Ich bin ſo gern allein
Im Wald, auf grüner Haide,
In Trauer und in Freude,
Bei Nacht und Sonnenſchein

Ich bin ſo gern allein,
In freien Bergeslüften,
In dunklen Ahnengrüften,
Mit moderndem Gebein.

Ich bin ſo gern allein,
Der Abgeſchied'nen denkend,
In Träume mich verſenkend,
Von dem, was einſtens mein.

Ich bin ſo gern allein,
In fernen Weiten ſchwebend,
In künft'gen Tagen lebend,
Und glücklicher'm Verein.

Ich bin ſo gern allein,
Zu ihm das Aug' gerichtet,
Der Alles lenkt und ſchlichtet,
Und fühle keine Pein.

Ich bin ſo gern allein,
Dem Treiben fern, dem bunten,
D'rum, denk' ich, wird mir d'runten
Im Grab am wohlſten ſein.

Botenlied.

Es hat der Herr mich ausgeſandt,
Doch iſt das Ziel mir unbekannt,
Er ſprach zu mir nur dieſes Wort:
Du junger Bote, wand're fort.

Da zog ich hin nach Botenart,
Zuweilen wohl da fiel mir's hart,
Doch dacht' ich oft in meinem Frohn:
Am Ziele wartet dein der Lohn.

Der Boten ſah ich vielerlei,
Die zogen rings an mir vorbei,
Der Eine trüb, der And're froh,
Doch jeder fragte: Wo, ach, wo?

Nun bin ich müd', wie nie ich's war,
Und wand're ach, noch immerdar,
Doch blinkt's vor mir wie Hoffnungsſchein:
Nun wirſt du bald am Ziele ſein!

Nur Eines wüßt' ich gar ſo gern,
Wenn ich dem Pfad, dem rauhen fern, —
Ob's dann wohl Einer nimmt in Acht,
Daß ich vor ihm den Weg gemacht!

Andre Zeiten, andre Lieder.

Nicht ſollt ihr euch der Welt verſchließen,
Die ihr der Lyra Saiten rührt;
Nicht ſoll er euch vorüberfließen
Der Strom, der Luſt und Leid entzündet.

Nicht müßig heißt's am Ufer ſtehen,
Wenn grimm und wild die Brandung tobt,
Im Fluthenkampf, im Sturmeswehen,
Nur wird des Manneskraft erprobt.

Was Groß nur, ſollt allein ihr preiſen
Mit lautem Mund, mit hellem Klang;
Wie Adler in den Lüften kreiſen
Erhebe kühn ſich euer Sang.

Gleich einem Geyer aber fahre
Er nieder, wo ſich Schlechtes beut,
Zerreiſſe, wo er ſie gewahre,
Die Schlange, die vor'm Licht ſich ſcheut.

Nicht iſt's mehr an der Zeit, zu ſingen
Im Liedeston der Nachtigall ;
Die Zeit iſt ernſt und ernſter klingen
Soll darum auch des Liedes Schall.

Das preiſ' ich als ein Sängerſtreben,
Das ſeiner Zeit zum Frommen ſtrebt;
Denn, die mit ihrer Zeit nicht leben,
Die haben nun und nie gelebt.

Lebensfragen.

Was iſt wahr, was iſt es nicht,
Was iſt Nacht und was iſt Licht,
Was iſt Welle, was iſt Luft,
Was die Blume, was ihr Duft?

Was iſt Frucht und was der Kern,
Was die Wolke, was der Stern,
Was der Fels und was der Baum,
Was das Wachen, was der Traum?

Was dein Leib und was dein Blut,
Was dein Geiſt und was dein Gut?
Alles Täuſchung, Räthſel, Schein,
Aber wo wird Löſung ſein? —

Mühlenlieder.

1.

Es brauſt das Mühlrad fort und fort,
Es brauſet ohn' Ermatten,
Doch ſagt's dabei ein mahnend Wort,
Das komm' euch wohl zu Statten.

Es bleibt das Mühlrad nimmer ſtill,
Wozu auch ſollt' das führen?
Es ſagt: Wer Tücht'ges ſchaffen will,
Muß ſich auch tüchtig rühren.

2.

Du liebliches Mühlengeklapper,
Wie horch' ich ſo gerne dir zu!
Dein luſtiges Sauſen und Brauſen,
Das wiegt erſt das Herz mir in Ruh.

Es iſt mir, als würd' ich vom Waſſer
Mit fröhlichen Armen gepackt,
So ſchlägt's in der Bruſt mir, ſo pocht es
Mit dir im harmoniſchen Takt.

O klappre, du Mühle und brauſe,
So lang es der Meiſter nur will,
Es iſt wohl die Zeit nicht mehr ferne,
Dann ſtehen mit einmal wir ſtill.

3.

Immer zu, immer zu,
Rad an der Mühle!
Sauſe du, brauſe du,
Fern vom Gewühle.

Bade in Well' und Schaum
Nabe und Felgen,
Haſt du doch Zeit und Raum
Fröhlich zu ſchweigen.

Fort nur mit friſchem Muth!
Schwach, wer da ſäumet,
Da noch des Bächleins Flut
Brauſet und ſchäumet.

Künd' es dem Waldrevier,
Ruf's in's Gehege,
Daß ſich ein Mühlrad hier
Luſtig bewege.

4.

Auf und ab und ab und auf,
Geht des Mühlrad's raſcher Lauf,
Immerdar nach alter Weiſe
Dreht ſich's im gewohnten Gleiſe
Auf und ab und ab und auf.

Auf und ab und ab und auf
Geht der Waſſer raſcher Lauf,
Perlen ſtäuben, Perlen blinken,
Die im nächſten Nu verſinken,
Auf und ab und ab und auf

Auf und ab und ab und auf
Rollt die Zeit in ihrem Lauf,
Reißt die Menſchenkinder alle
Fort mit ſich in raſchem Schwalle,
Auf und ab und ab und auf.

Auf und ab und ab und auf
Geht des Lebens-Wechſel-Lauf,
Zeigt uns öfters bunte Träume,
Die nicht mehr als Wogenſchäume,
Auf und ab und ab und auf.

Auf und ab und ab und auf
Geht der Sterne ew'ger Lauf,
Doch ihr Kommen und Entſchwinden
Deutet auf ein Wiederfinden,
D'rum nur rüſtig: Ab und auf!

5.

Ein Mühlrad hör' ich gehen
In einſam ſtiller Nacht,
Wenn Frühlingslüfte wehen,
Im Sturm die Eiche kracht.

Ich hör' es klappern, ſauſen,
Mit ewig gleichem Schall,
Ich hör' es donnern, brauſen,
Im wildbewegten Fall.

Mir iſt, als zürn' die Welle
In ihrem raſchen Gang,
Daß ich noch nicht zur Stelle
Wie ſonſt am Felſenhang.

Daß nicht mein Lied begleitet,
Wie vormals, ihr Gebraus,
Und nur der Müller ſchreitet
Gleichgiltig ein und aus.

34

O Mühle, liebe Mühle,
Bei dir wohl wär' ich gern,
Bei deinem Bächlein kühle,
Das mir nun fließt ſo fern.

Doch ach, wer weiß, o Mühle,
Ob wir uns jemals ſeh'n:
Im regſten Fluthgewühle
Bleibt oft ein Mühlrad ſteh'n.

Gruß in der Fremde.

Kam vor vielen, vielen Jahren
In ein lachend grünes Thal,
Und ein Kind mit blonden Haaren
Fand ich dort im Morgenſtrahl.

,,Guten Morgen!'' ſprach die Kleine,
,,Guten Morgen!'' und entſchwand,
Doch der Ton, der ſilberreine,
Folgte mir von Land zu Land.

Bin nun müd' der langen Reiſe,
Und ich wollt', es wär' vollbracht,
Sagte nur ſo milder Weiſe
Sie noch früher: ,,Gute Nacht!'' —

Herbſtfrage.

Was faßt am Blumenbeete
Mich gar ſo trüber Sinn?
Nur gelbe Blätter gaukeln
Vor mir am Boden hin.

Du Roſe meiner Liebe,
Du Jugendkönigin,
Wohin mit Duft und Blüthe
O Roſe, ſprich, wohin?

O Tulpe, Bild des Ruhmes,
Die mir unwelkbar ſchien,
Mit deinen bunten Flammen,
O Tulpe, ſprich, wohin?

Du ſchlanke Kaiſerkrone,
Du ſtolze Prahlerin,
Die mir das Glück bedeutet,
O Krone, ſprich, wohin?

37

Verödet ſteht der Garten,
Kein Blümchen iſt darin;
Nur gelbe Blätter gaukeln
Vor mir am Boden hin.

Weihnachten.

Die ſchönſte Nacht der Erde
Umſchattet Land und Fluth,
Damit erhoben werde
Auf's Neu, des Menſchen Muth.

Viel ſtille Geiſter ziehen
Durch's Dunkel dieſer Nacht,
Und ſingen Melodien
Gar lieblich fromm und ſacht.

Nur Wen'ge aber hören
Den ſeltſam fremden Ton
Von jenen ſel'gen Chören
In dieſem Leben ſchon.

Der Meiſten Ohr verſchließet
Die Sucht nach ird'ſchem Tand,
Der gleich dem Schaum zerfließet
In eines Menſchen Hand.

Darum auch angezündet
Hat Gott im Himmelsraum, —
Daß er vom Sohn verkündet, —
Den größten Weihnachtsbaum.

Mit Miriaden Sternen
Hat er den Baum erhellt,
Daß er durch alle Fernen
Hinleuchte durch die Welt.

Daß ſie, die ihn nicht hören,
Den Herrn im Bilde ſchau'n,
Und Zweifel nicht bethören
Ihr kindliches Vertrau'n.

Und jeglich Sternlein lächelt
Auf Einen mild herab,
Daß Hoffnung ihn umfächelt
Bis Ruh ihm wird im Grab.

Das iſt die heil'ge Stunde,
In der der Vater ſpricht
Mit ſtummbewegtem Munde:
„Vergeßt des Sühners nicht.“

Die Poſt.

Horch auf! horch auf! das Poſthorn ſchallt,
Ha, wie mir's Blut zum Herzen wallt!

Was zittert mir nun Hand und Fuß?
Iſt doch das Horn ein holder Gruß.

Es ſagt: Ich bring mit hellem Klang
Was du erſehnt ſo ſchmerzlich bang.

Darum nur raſch zum Poſthaus fort,
Vielleicht iſt heut' ein Briefchen dort.

Ein Briefchen, das mein fernes Lieb
Mit ihrem weißen Händchen ſchrieb,

Von ſüßen Wort'n überdeckt,
Die juſt nicht alle ganz correct.

Ein Briefchen, d'raus man's klar erkennt,
Daß uns nicht Berg noch Waſſer trennt.

Haidelieder.

I.

Auf einer Ungarhaide

Unabſehbar iſt die Fläche:
Nicht ein Bäumchen, nicht ein Strauch,
Keine Blumen, keine Bäche,
Selbſt nicht einer Hütte Rauch.

Sand, wohin das Auge blicket,
Sand, was hier Natur erſchuf;
Hier und dort nur eingedrücket
Eines flücht'gen Roſſes Huf.

Und durch dieſe weite Wüſte
Zieh' ich einſam und allein,
Und mir iſt gerad', als müßte
So es, und nicht anders ſein.

Gleicht es ganz doch meinem Innern,
Arm an Freude und an Qual,
Dem als trauriges Erinnern
Eingedrückt manch ſchmerzlich Mal

2.

Haidenebel.

Es rieſeln kalte Schauer
Herab auf's öde Land,
D'rüber voll ſtummer Trauer
Der Himmel ausgeſpannt

In feuchte Thränenflöre
Hüllt er die Flächen kahl,
Und raubt ſogar der Sonne
Den ſegensvollen Strahl.

Es iſt, als wär' verſchwunden
Was je an's Licht geſtrebt,
Als läge hier begraben
Was jemals hat gelebt.

Und über die Gräber hin kröche
Langbeinig träg' und matt,
Die Sonne als rieſige Spinne
Nun ſelbſt des Lebens ſatt.

3.

Das Grab auf der Haide.

Sieh' ein Grab hier auf der Haide,
Ohne Kreuz und ohne Kranz,
Streute nicht als weiße Roſen
Mond darauf den Silberglanz.

Wen wohl mochten ſie begraben
Hier ſo einſam und allein?
Senkten ihn wohl in die Tiefe
Ohne Lied und ohne Schrein

Nur ſein Sehnen und ſein Lieben
Nur ſein Wollen und ſein Thun.
Nahm er mit um einſam d'runten
Wie kein Zweiter auszuruh'n

Schlaf im Frieden, du, der doppelt
Hier dem Tode angehört;
Keiner wird dem Grabe nahen,
Der den Schlaf dir frevelnd ſtört

Nur vielleicht, daß ſich ein Reicher
Von dem See mit einem Fiſch
Hervorirrt, der ſich den Hügel
Für ſein Mahl erwählt zum Tiſch

Windiſches Volkslied.

Es ſang eine ſchwarze Amſel
Im grünen Buchenwald,
Die möcht' ein Jäger ſchießen
Aus ſeinem Hinterhalt.

„O ſchieß' nicht, du junger Jäger, —
Drei Länder nenn ich mein,
In jedem ſteht ein Schlößchen
D'rin wohnt ein Liebchen fein.

„Eine Schreiberin iſt die Erſte,
Verwalterin die Zweit',
Die Dritte iſt nichts als mein Liebchen,
Mein Liebchen zu jeder Zeit.“

„Bei der Erſten aß ich Braten,
Bei der Zweiten trank ich Wein,
Mit der Dritten hab' ich genoſſen
Nur Brod und Waſſer allein.“

„Bei der Erſten ruht' ich auf Kiſſen,
Bei der Zweiten auf Flaumen gar;
Auf Stroh lag ich bei der Dritten,
Dort ſchlief ich am beſten fürwahr.“

Traumwelt.

Einen Hafen weiß ich offen,
Der das Schiff geſichert hält,
Sei der Maſt vom Blitz getroffen
Und das Ruder auch zerſchellt.

Eine Welt iſt's, die im Schwunge
Dich entreißt der Erde Pein,
Traumwelt nennt ſie unſ're Zunge,
Himmel ſollt' ihr Name ſein.

Mährchenhafte Huldgeſtalten,
Wie ſie malt der Dichtung Wort,
Zieh'n mit zaub'riſchen Gewalten
Dich in ihre Reigen fort.

Wüſten werden Paradieſe,
Stürme werden zum Zephir,
Und der Schmerz, der grimme Rieſe
Liegt im Staub zu Füßen dir.

Hinter dir in Nebelfernen
Sinkt die Welt, der du entfliehſt,
Während du von Stern zu Sternen
Als ein ſel'ger Träumer ziehſt.

Den Feinden.

Glaubt es mir, ich ſcheu' euch nicht;
Treff' ich euch auf meinen Wegen,
Trett' ich ſicher euch entgegen,
Blicke feſt euch in's Geſicht,
Glaubt es mir, ich ſcheu' euch nicht.

Glaubt es mir, ich ſchmäh' euch nicht;
Seinen Feind im Rücken ſchmähen
Heißt ſein Unrecht ſelbſt geſtehen;
Seid ihr gleich ſo redlich nicht,
Glaubt es mir, ich ſchmäh' euch nicht.

Glaubt es mir, ich weich' euch nicht;
Kämt ihr mit der Hölle Mächten,
Würd' ich doch mein Recht verfechten,
Bis mein Auge ſterbend bricht,
Und ſelbſt dann noch weich' ich nicht.

Varietas.

Und ſteh ich dir nicht zu Geſicht
Magſt du nach andern ſeh'n,
Es iſt ja grad' ſo nöthig nicht,
Daß wir zuſammen geh'n.

Es wächſt nach ſeiner eignen Art
Empor ein jeder Baum,
Der Eine rauh, der And're zart,
Wie's Zeit erheiſcht und Raum.

Nicht ford're von der Fichte d'rum
Der Palme ſtolze Pracht;
Der liebe Herrgott weiß, warum
Jedwede ſo gemacht.

Das ſchlimmſte Wort.

Kennſt du den grimmſten Folterknecht,
Der an dir übt ſein grauſam Recht,
Kennſt du das Gift, das ewig wühlt
Und das kein ird'ſcher Balſam kühlt?
Den Dolch, der ſtündlich hundertmal
Bereitet dir des Todes Qual;
Die Kette, die dich hält in Haft
Bis dir verſiegt die letzte Kraft;
Die Glut, die durch dein Inn'res brennt
Und nie — ach nie ein Ende kennt;
Den Froſt, der jede Blüthe würgt,
Die dir nur eine Frucht verbürgt;
Das Grab, das ewig dir verſchließt,
Was je dir theuer war und iſt;
Die Nacht, die nie ein Morgenlicht
Mit ſeinem milden Strahl durchbricht —
Kennſt du den größten, tiefſten Schmerz,
Dem je erlag ein Menſchenherz? —
Dieß Alles nennt ein Wörtchen blos,
Das ſchlichte Wörtchen: — „Hoffnungslos.“

Letztes Gedicht der Maria Stuart.

(Wenige Stunden vor ihrer Hinrichtung von ihr geſchrieben)

O Domine Deus!
Speravi in Te:
O care mi Jesu!
Nunc libera me;
In dura catena,
In misera poena,
Desidero Te;
Languendo, gemendo,
Et genu flectendo
Adoro, imploro,
Ut liberes me!

Auf dich o mein Vater!
Nur hofft' ich allein,
Geliebteſter Jeſu!
Woll'ſt Retter mir ſein.
Nach dir iſt — in Banden,
In ſtrafenden Schanden,
Mein Sehnen allein;
Der Ohnmacht zum Raube,
Verehrend im Staube
Lieg' hier ich und flehe:
Du mögſt mich befrei'n!

Des Geiſtes Nachtlied.

In ſtürm'ſcher Nacht auf ſeinem Thurm
Der todte Meiſter ſteht,
Vom Trümmerwerk hinaus, im Sturm,
Sein weiter Mantel weht.

Die Harfe, die er in der Hand,
Begleitet ſeinen Sang,
Der ſchallt hinab zu Strom und Land
Mit wunderbarem Klang:

Was groß ihr wähnt, wie iſt's ſo klein!
Was ſtark ihr glaubt, wie ſchwach!
Wo Nacht, da ſeht ihr Glanz und Schein,
Und Ruhm, wo oft nur Schmach.

Was werthvoll eurem Blick, iſt Schaum,
Was dauernd, nur ein Hauch;
Doch träumt nur fort den alten Traum,
O träumt, ich that's ja auch.

Balladen.

Jäger Füßli.

Möge Jeder doch befragen
Sein Gewiſſen, eh' er handelt,
Ob auch nicht in das Verderben
Führ' der Pfad, auf dem er wandelt.

Jäger Füßli, Jäger Fußli,
Kehre um von deinen Wegen,
Denn was du zu thun geſonnen,
Bringt in's Haus dir keinen Segen.

Doch des Füßli böſe Gierde
Weiß den Warner zu vertreiben,
Und ſein Engel muß entfliehen,
Wie er gern auch möchte bleiben.

Eingehüllt in nächt'ges Dunkel
Wandert er zur Waldkapelle
Nicht zu beten, nein, zu rauben
Naht er ſich der heil'gen Schwelle.

Schon erbricht er dort das Pförtchen,
Wühlt's ihm kalt gleich durch die Haare;
Nimmt das Bild der reichgeſchmückten
Jungfrau von dem Hochaltare.

Schreitet dann zurück in Eile,
Blickt um ſich mit ſcheuem Spähen,
Ob, was frevelnd er begangen,
Auch kein Menſchenaug' geſehen.

Wohl kein Menſchenaug' erblickte
Das, was ſelbſt ihn macht erbleichen,
Doch der Ew'ge hat's geſehen,
Und ſein Arm wird dich erreichen.

Schon mit ſeiner Beute iſt er
Angelangt im nächt'gen Hauſe
Hu, wie kalt! — Die morſchen Laden
Klappern laut im Windgebrauſe.

Da entfacht er raſch die Kohlen,
Reißt ſodann mit frechen Händen
Von dem Bild die Perlen, Münzen,
Sammt den andern Opferſpenden.

Wirft das Bild d'rauf in die Flammen,
Die es glüh'nden Arm's umfangen,
Daß es nicht dem Tag verrathe,
Was er frevelnd Nachts begangen.

Ha, wie flackert's da und züngelt
Aufwärts an der finſtern Eſſe!
Doch zum Kruge greift der Füßli,
Daß er auf ſein Thun vergeſſe.

Freut ſich, daß es vom Kamine
So im Sturm zum Schlotte raſſelt,
Und das Bildniß und ſein Rahmen
Bald in hellen Gluten praſſelt.

Und nicht ſäumt er, immer neuen
Muth ſich aus dem Krug zu holen;
Doch die Flamme, die geſchäft'ge,
Schlängelt weiter ſich verſtohlen.

Hüpft und ſpielt, ein blaues Männchen,
Um die Balken, um die Dielen,
Züngelt wieder dann, wie Schlangen
Heuchelnd um ihr Opfer ſpielen.

Plötzlich bricht es durch die Aeſte,
Die um's Dach ſich ſchützend breiten
Und in hellen Flammen lodert
Füßlis Haus von allen Seiten.

Auf von ſeinem Sitze taumelt
Bleich, erſchreckt der trunk'ne Jäger,
Sieht von Flammen ſich umwirbelt
Immer enger, wilder, reger.

Als ein Häſcher ſpringt und langet
Schon nach ihm die Glut behende,
Wirft ihm feurig rothe Ketten
Um die räuberiſchen Hände.

Schreiend, brüllend wälzt der Füßli
Bald ſich auf dem glüh'nden Bette;
Daß er doch den Warner früher
Nicht betäubt im Innern hätte! —

Nur auf ſchwarzgebrannte Knochen
Blickte drauf des Tages Helle,
Doch bei Ryderswill bezeichnet
Noch ein Kreuz des Frevels Stelle.

Das Licht auf der Haide.

Die Haide liegt öde und wüſt und leer,
Die Nacht nur ſchauert darüber her.

Es ſeufzet der Wind auf wilder Flucht
Dem Wanderer gleich, der die Herberg ſucht.

Da blinkt noch ein Lichtlein aus nied'rem Haus
Auf einſamer Steppe zur Nacht hinaus.

Es ſcheint faſt, als wär's zwiſchen Himmel und Feld
Das einzige Licht auf der ganzen Welt.

Doch glimmt's ſo verlaſſen, ſo trüb und allein,
Als brennt' es bei einem Todtenſchrein.

Gar fern von dem Hüttchen, viel Meilen weit,
Da ſchreitet ein Mann durch die Dunkelheit

Hinab und hinan ſo luſtig frei
Ein einſamer Krieger auf öder Baſtei.

Der Federbuſch flattert, es knarret der Sand,
Wie hin er gehet an des Walles Rand.

Jetzt ſtehet er ſtille am Ravelin
Und blickt in die Ferne und ſtarrt dahin.

Er blickt nach den Wolken von Regen ſchwer,
Er blickt nach den Gräben, ſo öd' und leer.

Da ſieht er im Geiſte auf ferner Haid
Das flimmernde Licht in der Einſamkeit.

Nicht ſpürt er es mehr, wie der Wind erbraust,
Er denkt nur an Sie, die im Hüttchen haust,

Er denkt nur der Zeit, wo mit raſchem Schritt
Er wieder hinein zu der Fernen tritt.

Und heißer durchſtrömt es die Bruſt dabei
Dem träumenden Burſchen, auf ſeiner Baſtei.

Doch ſiehe das Lichtlein im niedern Haus
Das flimmert und flimmert und löſcht nicht aus.

Das glimmt ſo verlaſſen ſo trüb und allein,
Als ſtünd' es bei einem Todtenſchrein.

Der Meiſtertrunk.

Zu Hüffelsheim in der Schenke
Erſchallt viel Luſtgebraus,
Es zecht mit den Geſellen
Der Gaugraf drin im Haus.

Da iſt Herr Dhaun, als Zecher
Bekannt am ganzen Rhein,
Der Sponheim und der Stromberg,
Die auch nicht gram dem Wein.

Doch ſieh, auch noch ein Fremder
Tritt jetzt zur Thür hinein,
Der ſcheint kein alſo froher
Geſell wie ſie zu ſein.

Ergraut ſind ſeine Locken,
Gar ärmlich ſein Gewand,
Der ſetzt ſich, fern den Zechern,
Ganz hinten an die Wand.

Die aber kümmert wenig
Der alte düſt're Mann,
Die ſchau'n nur in die Becher,
So tief ein jeder kann.

„Ihr Herrn," ruft nun der Gaugraf,
„Wohl mundet uns der Trank;
Doch laßt die Zeit uns würzen
Auch jetzt mit einem Schwank."

„Seht hier den Reiterſtiefel
Er ragt mir bis an's Bein,
Den füll' ich bis zum Rande
Vollauf mit edlem Wein."

„Und wer mit einem Zuge
Ihn leert bis auf den Grund,
Dem ſei das Schlößlein Walbeck
Zu eigen in dieſer Stund!"

„Ihr wißt, das Schloß gehörte
Einſt einem tücht'gen Herrn,
Dem biedern Hans von Walbeck,
Der trank wie ihr ſo gern."

„Und weil er's hat vertrunken,
Der nimmerſatte Gauch,
So ſoll's der beſte Trinker
Nach ihm bekommen auch.“

„D'rum langt jetzt zu, ihr Herren,
Des Weines iſt wohl g'nug,
So ruft der Gaugraf lachend,
Es gilt nur einen Zug!“

Verwundert ſtarrt wohl Alles
Den rieſ'gen Stiefel an,
Doch wagt von all den Zechern
Sich auch nicht Einer d'ran.

Es ruft Herr Dhaun: „den Becher
Leer aus, wer will und mag!“
Der Sponheim drauf: „Ich trinke
Solch Maß nicht all mein Tag!“

Herr Stromberg kraut am Kopfe:
„Den Zug, den laß' ich ſein,
Den thut wohl Hans von Walbeck
Auf dieſer Welt allein.

Da plötzlich tritt der Fremde
Zu ihnen raſch heran,
Und faßt mit kräft'gen Händen
Den Rieſenſtiefel an.

Und ſpricht: „Ihr habt's errathen,
Dazu hat er den Muth;
Denn wißt, ich bin der Waldeck,
Der den Beſcheid euch thut."

D'rauf ſetzt er ohne Säumen
Den Stiefel an den Mund,
Und trinkt — und trinkt bis dieſer
Geleert bis auf den Grund.

Ha welch Gelärm und Jubel
Erfüllt nun da das Haus!
„Das iſt ein Zug, beim Geyer!"
So ruft der Gaugraf aus.

„Doch wie ich's hab' verſprochen
Soll's auch gehalten ſein,
Das Schloß, du wack'rer Zecher,
Iſt nun für immer dein."

Da drückt der alte Ritter
Des Grafen Hand gar warm,
Dann aber ſinkt er plötzlich
Dem nächſten in den Arm.

Und lächelt im Verſcheiden
Noch all die Andern an:
„Den Trunk ihr Herr'n, den hab ich
Zur Weib und Kind gethan!“

Die Koſakenbraut.

Die Koſaken haben erobert die Stadt
Und werden des Wüthens, des Mordens nicht ſatt.

Sie plündern und brennen nach Feindesbrauch,
Schon züngelt die Flamme, es qualmt der Rauch.

Sieh' dort der Koſake, wie ſtürmt er an's Thor,
Doch hemmt ſeine Wuth doch der Riegel davor.

„Und wär'ſt du verwachſen gleich mit der Wand,
So mußt du doch weichen vor meiner Hand!"

Schon trümmern die Balken, jetzt tobt er hinein,
Was ſtrahlet ihm entgegen wie Morgenſchein?

Ein Mägdlein iſt es gar lieblich und mild,
Ein wunderbar reizendes Engelsbild.

„O ſchone mein Leben, du wilder Mann!"
So fleht's auf den Knie'n den Koſaken an.

Doch dieſer: „„Nicht bebe, du ſchmuckes Kind,
Wir ſind nicht den Frauen ſo ſchlimm geſinnt.““

„„Ja preiſen noch ſollſt du's in Freuden laut,
Folgſt du mir zur Heimath als meine Braut.““

Drauf ſchließt er ſie heiß in die Arme ſein,
Nicht Ja ſagt das Mägdlein, doch auch nicht Nein.

Da hebt er ſie raſch auf den Sattel empor
Und ſprengt mit der Beute hinaus zum Thor.

Wie brauſt nun ſein Schimmel dahin im Flug:
Nicht ſchneller ein Huf noch die Erde ſchlug.

Das jaget und rennet landaus, landein,
Nicht ferne mehr können vom Don ſie ſein.

Welch' endloſe Steppe, wie ſchaurig und leer,
So endlos und flach, wie das weite Meer.

Verkümmerte Bäume und trauriges Weiß,
Doch keine Kabake, nur Schnee und Eis,

Wohl hüllt' in die Schleier das Mägdlein ſich ein,
Doch dringt es gar froſtig ihr durch's Gebein.

Kalt wie eine Natter umſchlingt ihr's den Leib,
O rette vor'm tödtenden Froſt dir das Weib!

Wohl ſchlingt der Koſake um ſie den Arm,
Doch wird ihr am Bräutigamsherzen nicht warm;

Umſonſt jagt ſein Roß, er zum tollſten Lauf,
Sie ſchließet ihr Auge — und ſchlägt's nimmer auf

Da hält der Koſake auf ſeiner Bahn, —
„Weißröslein, du armes, um dich iſt's gethan."

„Zu rauh war für dich der Koſaken Land,
Nicht dacht ich's, als ich dich im Süden fand."

Drauf hebt er die Todte vom Pferde herab,
Und gräbt ihr mit blutenden Nägeln ein Grab;

Er küßt auf die Stirn ſie mit heißem Mund,
Und bettet ſie ſanft in dem tiefen Grund,

Dann häuft' er zum Hügel den kalten Schnee.
Und reitet d'rauf weiter, mit ſtillem Weh

Er reitet und reitet wohl manchen Tag, —
Doch nimmer ihr Bild ihm entweichen mag.

Er reitet und reitet manch langes Jahr,
Doch ſchaut er die Bleiche noch immerdar.

Manch' heimliche Thrän' ihm die Wang' bethaut,
Nicht kann der Koſake vergeſſen die Braut.

Junker Klettenberg.

Zu Elrich ſind verſammelt,
Das volle Glas in der Hand,
Die größten aller Säufer
Vom ganzen Sachſenland.

Da gilt's ein ſcharfes Trinken
Und einen ſchönen Dank —
Das iſt ein gülden Kettlein
Gar ſchwer und hell und blank.

Wer wird den Preis erringen
Als Held des Zechermahls?
Wer wird das gold'ne Kettlein
Sich hängen um den Hals?

Heiſſa, das iſt ein Schlürfen
Als gält's das tiefe Meer,
Schon wird der Kopf ſo Manchem
Vom vielen Schlürfen ſchwer.

Schon ſinket da und dorten
Manch Einer untern Tiſch:
Von Klettenberg der Junker
Nur trinkt noch wie ein Fiſch.

Schon hat geleert der Schwelger
Den dreißigſten Pokal,
Nun ſitzt, ein blut'ges Nordlicht,
Er ganz allein im Saal.

Er hängt das gold'ne Kettlein
Sich um den Hals und lacht:
„Hei, wie ſie da nur liegen,
Das nenn' ich eine Schlacht!“

„Von all den tapfern Zechern
Bin übrig ich allein,
D'rum iſt, als ihres Königs,
Nun auch die Kette mein.“

„Jetzt bringt mein Roß, ihr Burſche!“
Ruft d'rauf der Junker aus,
„Und hebt mich in den Sattel
Damit ich komm' nach Haus.“

Mit großer Müh' nur bringen
Vier Knechte ihn hinauf;
Da ſteigt das Roß und brauſet
Dahin im ſchnellſten Lauf.

Mit ſeinem ſchwanken Reiter
Brauſt's über Stock und Stein,
Schon trabt es in die Vorſtadt
Von Klettenberg hinein.

Da läuten und klingen die Glocken
Im nahen Gotteshaus,
„Aha, das ruft zur Veſper
Beim heil'gen Nicolaus!“

„Da ſollte wohl auch ſputen
Sich unſ're Majeſtät,
Zu ſeh'n, wie's dir, du Alter,
In deiner Clauſe geht?“

„Doch mag ich ſo nicht nahen
In Demuth, wie der Troß,
Nein, wie's für einen König
Sich ziemt, komm' ich zu Roß.“

Er ſpricht's und preßt dem Pferde
Die Sporne in den Bauch,
Und ſteht mit lautem Lachen
Schon vor dem Kirchlein auch

Aufſchreien da die Frommen
Und fahren bleich empor;
Doch lauten Hufes klappert
Der trunk'ne Mann durch's Thor.

Wohl ſtäubt da auseinander
Die fromm vereinte Schaar,
Der Prieſter nur ſchaut ruhig
Auf ihn vom Hochaltar.

Ha! wie ſich bäumt der Rappe,
Er will nicht fort vom Platz;
Doch wieder ſpornt der Junker,
Als ging's zur tollſten Hatz.

Da, mit den Vorderhufen
Greift der mit einmal aus,
Und ſetzt mit einem Sprunge
Durchs ganze Gotteshaus.

Doch kaum, daß er die Stufen
Erreicht am Altar dort;
So ſpringt von allen vier Hufen
Wie Glas das Eiſen fort.

Allein zugleich auch ſchleudert
Das Roß, von Schreck durchbebt,
Von ſich den Säuferkönig,
Daß er zu längſt gelebt.

Wohl ſtarren da die Frommen
Bleich auf den blut'gen Graus,
Und werfen dann ſich nieder
Vor'm heil'gen Nicolaus.

Die Eiſen aber, welche
Das Roß beim Sprung verlor,
Sah man noch lang dort hängen
Zur Warnung über'm Thor.

(Siehe Anmerkung 1.)

Die barmherzige Schweſter.

(Wahre Begebenheit aus der neueſten Zeit.)

Ein ſinnberauſchter Schwelger
Im Spittel liegt und ſtöhnt,
Von Gottes Zorn getroffen,
Den er ſo lang gehönt.

Der fühlt, von Angſt gefoltert,
Dem grauſen End' ſich nah!
Ein ſchreckerregend Scheuſal,
Wie's kaum ein Aug' noch ſah.

Und Alles flieht den Siechen,
Nicht Einer ſteht ihm bei,
Umſonſt iſt all ſein Ringen,
Sein Wimmern, ſein Geſchrei.

So liegt er, preisgegeben
Des Siechthums ganzer Noth,
Und harrt nur eines Retters,
Und dieſer iſt — der Tod.

Da aber naht ein Mädchen
Im faltig ſchwarzen Kleid,
Das ſich dem Dienſt der Pflege
Verlobt, für jeglich Leid.

Schon tritt, noch friſch die Wange
Von jugendlicher Glut,
Die gottergebne Schweſter
Zum Kranken hin voll Muth.

Allein, wie ſie auf dieſen
Nun richtet ihren Blick,
Da ſchreckt auch ſie das Grauen
Zum erſtenmal zurück.

Erblaßt ſtarrt ſie dem Grauſen
In's hohle Angeſicht,
Nein ſolche, ſolche Züge
Erſah ihr Aug' noch nicht.

D'rauf aber raſch bewält'gend
Das inn're, tiefe Grau'n,
Erhebt den Blick zum Himmel
Die Fromme voll Vertrau'n,

Und ſpricht: „Wie auch der Sieche
Verzweifelnd raſ't und tobt,
Ich will den Armen pflegen
So wie ich's Gott gelobt.“

„Allein, damit nichts wanken
In meiner Pflicht mich läßt,
So ſchließt mit einer Kette
Mich an ſein Lager feſt.“

Und wie ihr Mund geheiſſen,
So iſt's auch bald geſcheh'n;
Schon iſt ſie angefeſſelt,
Am Lager dort zu ſeh'n.

So bleibt ſie bei dem Kranken
In ſelbſtgewählter Haft,
Der eignen Schwäche trotzend
Durch ihres Willens Kraft.

Und pflegt den Qualerfüllten
Mit nimmermüder Treu,
Bis ihm, ein Wunder Gottes,
Geneſung lacht auf's Neu'.

Da ſprengt ſie ihre Kette,
Beglückt durch ihre That ;
Und reuig flieht der Sünder
Hinfort den böſen Pfad.

Seemannsſagen.

I.

Die Kirche im Meere.

Aus des balt'ſchen Meeres Wogen
Ragt ein Fels zum Himmelsbogen.

Moensklint*) heißt er dort zu Lande,
Weil ein Nonnenſtift am Strande.

Düſter ſteht der Bau, der hehre,
D'raus es dumpf erſchallt zum Meere:

Dies irae, dies illa
Salvet secla in favilla.

Hörten Räuber einſt die Klänge
Aus des Kloſters finſt'rer Enge.

---

*) Mädchenfels.

Sprach der Führer: „Friſch ihr Leute,
Drinnen ſingen unſ're Bräute.“

„Laßt uns landen, faßt das Eiſen,
Will den Weg auch Andern weiſen!“

Doch wie ſie an's Thor nun prallen,
Kracht's und dröhnt's mit Donnerknallen.

Und hinab zum Meeresgrunde
Sinkt der heil'ge Bau zur Stunde.

Leiſe nur, wie Sphärenklänge
Tönt es noch herauf zur Menge:

Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

Sinken da, von Schmerz ergriffen,
Hin die Räuber an den Riffen;

Und ihr Führer ruft mit Bangen:
„Weh, daß Solches wir begangen!“

„Laßt uns nun auf dieſen Steinen
Unſer frevles Thun beweinen.“

Und bald ſteh'n die Siedlerklauſen,
Drinnen ſie als Büßer hauſen,

Flehend unter Reue beben,
Daß der Himmel woll' vergeben.

Doch wenn oft der Mond die hellen
Schimmer breitet auf die Wellen,

Sieht man in dem Grund, dem feuchten,
Geiſterartig ſich's erleuchten

Und herauf, vernehmlich leiſe,
Schallt es zu der Büßer Kreiſe:

Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla

2.

Niels Abendfahrt.

Niels der Hualſunderlappe
Klein vom Leib und wirr im Geiſte,
Zieht den alten Kahn vom Ufer
In das Meer, das dicht beeiſte.

Nimmt auf's Neu' die Zaubertrommel,
Die als Erb' er überkommen! —
Und den Rennthierſchlägel, rufend:
„Kiöſe Olmai *) laß es frommen!“

Steigt ſodann in's Boot und lenkt es
Ohne Furcht durch Eis und Fluthen,
Während Flockenſchwang're Wolken
Streiten mit den letzten Gluten.

Und er rührt die Zaubertrommel
Singend zu dem dumpfen Klange:
„Sohn, mein Sohn, o Utze Beivazh **)
Wie nur ſäumſt du gar ſo lange?“

---

*) Der Gott der Fiſcher bei den Finnmarken.
**) Kleine Sonne.

Seit du fern, muß in der Skiä *)
Einſam ich am Feuer ſitzen,
Kann das Setnings-Garn **) nicht flicken,
Das mir riß an Felſenſpitzen.

„Sohn, mein Sohn, am warmen Herde
Iſt dein Rennthierfell gebreitet,
Und gefrorne Milch und friſcher
Seehundsſpeck für dich bereitet.“

„Sohn, mein Sohn, o Utze Beivagh
Wirſt doch jetzt zur Heimath kehren,
Ruft dich doch die Runne Bomme,
Die den Fernſten kann beſchwören!“

Alſo ſingt der Geiſtesirre
Mit gebrech'nem Vaterherzen,
Immerdar die Trommel ſchlagend,
Daß ſie künde ſeine Schmerzen.

Aber nur die flücht'ge Skaitte,
Hört allein den tollen Rufer,

---

*) Fiſcherhütte.
**) Netz.

Und der roth behauchte Wiege,
Der dort ſchwimmt am ſtein'gen Ufer.

Doch der Sohn iſt fern geblieben,
Trotz der Zaubertrommel Schallen,
Denn er liegt im ſtillen Meere
Unter Seegras und Korallen.

Und zurück durch Sturm und Toſen
Kehrt der alte Fiſcher wieder
Seine ſchiefen Aeuglein ſtarren
Auf die krummen Beine nieder.

„Morgen will ich weiter ſchiffen„
Spricht er d'rauf zu ſich beklommen,
„Heute hat der Utze Beivatzh
Nicht des Vaters Ruf vernommen.“

Der Gefangene.

Der Graf, von finſterm Grimm beſeelt,
Einen Lanzknecht im Thurm gefangen hält.

Und als er nun lag in dem Thurm von Stein,
Erblickt ihn des Grafen Töchterlein.

Und als den Gefang'nen ihr Aug' gewahrt,
Da wühlt's ihr im Herzen gar eig'ner Art.

„Ach Vater, mein Vater, nicht zürne du mir,
Daß jetzt eine Gnad' ich erfleh' von dir."

„Entlaß den Gefang'nen der ſtrengen Haft,
Daß d'rinn nicht verwelkt ſeine junge Kraft."

Der Vater doch finſter von ihr ſich kehrt,
„Der Lanzknecht muß ſterben durch's ſcharfe Schwert."

Darüber wohl weinet das Mägdlein ſehr,
Und ſinn't, wie der Lanzknecht zu retten wär'.

Zwei Brote läßt backen ſie dann geſchwind,
Darinnen zwei Feilen verborgen ſind.

Die wirft ſie zu ihm in den Thurm hinein,
„Nun feile, ſo wirſt du gerettet ſein“

Wohl feilte der Lanzknecht mit großer Plag,
Er feilte und feilte ſo Nacht als Tag.

Er feilte die Gitter im Thurme entzwei
Und ſieht ſich gerettet, und ſieht ſich frei.

Da bracht' ihm das Mägdlein ein flücht'ges Roß
Und führte ihn heimlich hinweg vom Schloß.

„Nun ſuch' in der Ferne dein gutes Glück;
Vielleicht auch denkſt du an mich zurück.“

Der Lanzknecht ſich bald in dem Sattel wiegt,
Kein Vogel ſo ſchnelle die Luft durchfliegt.

Er brauſt wie der Sturmwind durch's weite Land.
Schon iſt er geſichert vor Feindeshand.

Doch denket der Flücht'ge in tiefem Leid
Nur ſtets an den Thurm und die junge Maid

Und fühlt es, obgleich er der Ketten frei,
Ach, daß er noch immer gefangen ſei.

Der letzte Tänzer.

Bravo Lanner, bravo Lanner,
Nur die Geige friſch geſtrichen,
Heiſſa, walzen, walzen, walzen,
Bis die Sterne ſind verblichen.

Alſo ruft's von hundert Lippen,
Alſo ruft's in hundert Herzen,
Und die Walzermelodieen
Klingen hin in Moll und Terzen.

Engbehoste Herr'n mit mächt'gen
Zwickel-, Schnur- und Judenbärten,
Faſſen zierlich ihre Damen,
Die zu walzen nur begehrten.

Und in flatternd weißen Kleidern
Rauſchen dieſe hin wie Feen,
Bis im ſüßen Wonnetaumel
Ihre Sinne faſt vergehen.

Schöne Roſa, blondgelockte,
Zierlichſte der Tänzerinen,
Ha, wie lacht des Walzers Wonne
Doch aus jeder deiner Mienen.

Wie nur weißt du auf den kleinen,
Flinken Füßchen hinzuſchweben,
Gleich als wären Automaten
All die andern, ohne Leben.

Zehnmal hat die ſchlanke Schöne
Schon durchrauſcht des Saales Länge
Und es ward bei jedem Walzer
Ihres Tänzers Bruſt zu enge.

Und noch immer nicht befriedigt,
Wie Mama auch mahnt an's Schlafen,
Sucht ſie für den nächſten Walzer
Nur noch einen neuen Sklaven.

Sieh' da naht ein zartes Herrchen,
Schwarzbefrackt, mit dünnen Beinen,
Bleich das Antlitz. ſchmal von Taille,
Wie ſie's jetzt zu lieben ſcheinen.

Dieſer ſpricht: „Mein Fräulein, darf ich
Mir noch eine Tour erbitten?"
Und ſie knixet artig lächelnd,
Nach ſalongemäßen Sitten.

Und die Walzermelodieen
Rauſchen in bachant'ſchen Weiſen.
Ha, wie fliegen da die Beiden
Fort in wilden Wirbelkreiſen.

Wie das brauſet, ſchleift und wehet,
Wie ſich's haſtet ohne Halten,
Gleich als würden fortgeriſſen
Sie von zaub'riſchen Gewalten.

Ei, warum nur brennen immer
Düſterer des Saales Kerzen?
Selbſt die lichterhellten Wände
Scheinen mählig ſich zu ſchwärzen.

Doch das ſchwarzbefrackte Herrchen
Reißt ſie fort in wirren Ringen,
Nein, das ſind nicht mehr die Räume,
Die ſie ſchimmernd erſt umfiengen.

Oede Haiden, finſt're Wolken
Kreiſen flüchtig um die Weiden;
Jetzt ein Kirchthurm, ein Gemäuer,
Neben hängend graue Weiden.

Horch, was klirrt? — Aus roſt'gen Angeln
Raſſelt auf ein altes Gitter —
Und hinein mit ſeiner Schönen
Brauſt der tapfre Walzerritter.

Hügel ragen da an Hügel,
Nein, ſie ſieht es nicht im Truge;
Ueber nachtbethaute Gräber
Raſen beide hin im Fluge,

Und ihr Haar durchweht die Lüfte,
Fiebernd klappern ihre Zähne,
Und ihr Herz erſtarret im Buſen
Ob der ſchaudervollen Scene.

Ach umſonſt ſucht ſich die Arme
Ihrem Tänzer zu entringen,
Spinnenartig weiß der Raſche
Sie nur feſter zu umſchlingen.

Schau, da fliegt ſein Schopf vom Scheitel,
Und ſein Frack zerfällt in Fetzen,
Und ein Beingeripp' erblicket
Sie mit Schaudern und Entſetzen.

Fühlt von ihm ſich fortgeriſſen,
Gleich als hätten Beide Flügel,
Unter Klappern unter Raſſeln
Ueber Schollen, Särge, Hügel.

Und die alten moos'gen Steine
Taumeln ihnen aus dem Wege
Und ein ſchaurig Nachtgezüchte
Wird um ſie mit einmal rege.

Aus den Gräbern tauchen Larven,
Hohl das Aug' und weiß wie Kreide;
Winken hier mit dürrem Finger,
Haſchen dort nach ihrem Kleide.

Plötzlich reißt zu Roſa's Füßen
Mit Gekrach ſich auf die Erde,
Und in ſchwindelnd raſchen Wirbeln
Zerrt zur Gruft ſie der Gefährte.

Da entringt ein gellend wilder
Schreckensſchrei ſich ihrem Munde;
Aber ſchon iſt ſie umfangen
Sammt dem Scheuſal von dem Schlunde.

Sieh' da ſtirbt's vor ihren Blicken,
Horch, da klingen wirre Klänge,
Und im Saale ſieht ſie wieder
Sich umdrängt von bunter Menge.

Denn am Arme ihres Tänzers
War ſie plötzlich hingeſunken,
Als zum zwölftenmal die Runde
Sie durchjagt von Wonne trunken.

Doch verſchwunden wie ein Schatten
War im ſelben Nu der Grauſe,
Und die erſt voll Luſt erglühte,
Bringt man halb entſeelt nach Hauſe.

Bettet ſie in weiche Kiſſen,
Rennt nach Arzt und Apotheke —
Doch im Saale dreht ſich's wieder
Luſtig auf dem alten Flecke.

Und des Walzerkönigs Bogen
Iſt ſchon wieder flink im Gange,
Als das dumpfe Zügenglöckchen
Drein ſich mengt mit ſchrillem Klange.

Des Räubers Liebe.

Es wandelt der Räuber im Wald dahin,
Mit glühendem Auge, mit finſterm Sinn;
Wie rauſchen die Bäume ſo ſchaurig drein,
Als riefen ſie warnend: Halt ein! Halt ein!

Der Räuber ſich eben daran nicht kehrt,
Nach Beute allein ſein Herz begehrt,
So geht er, am Dolchgriff die nervichte Hand,
Da blinkt durch die Zweige ein weiſſes Gewand.

Und ſieh' da, ein Mägdlein auf ödem Pfad,
In argloſer Unſchuld dem Blut'gen naht;
Ein niedliches Kindchen, gar friſch und jung,
Das Antlitz ſo lachend, die Glieder voll Schwung.

Wohl bebt es zurück vor dem fremden Mann,
Doch der faßt's mit feurigen Armen an —
„Jung Mägdlein, du nahteſt zu rechter Zeit,
Du haſt mir gefehlet in der Einſamkeit.“

„O ſchont meines Lebens, ſo flehet das Kind,
O ſchont um der Mutter, die krank und blind!“
„‚Was ſchert mich die Alte,‘“ ſo lachte er laut,
Biſt du nur die blühende Räuberbraut.‘“

Und heißer das liebliche Kind er umſchlingt,
Doch dieſes mit kräftigen Armen ringt,
Da regt ſich der Zorn in des Mannes Bruſt
Da ſchleudert er's nieder faſt unbewußt.

„Und willſt du nicht werden des Räubers Weib,
So geb' ich den Tod deinem jungen Leib!“
„‚Viel lieber im Grab als in deinem Arm!‘“
Da färbt ſchon den Raſen ihr Blut ſo warm.

Betäubt blickt der Räuber die Leiche an,
„Und hab' ich denn wirklich ein Leids dir gethan?“
So frägt er ſich ſelber, den Stahl in der Fauſt,
Von flammendem Groll noch die Bruſt durchbrauſt.

So ſtarrt er auf ſie, auf das Blut am Strauch,
„Was mußteſt du trotzen dem Räuber auch?
„Was mußteſt du trotzen?“ — ſo grollt er wild
Und ſchien'ſt doch ſo ſanft und ſo lieb und mild.“

D'rauf gräbt er im Walde ein einſam Grab ,
Legt ſchweigend das liebliche Mägdlein hinab
Und wölbt einen Hügel darüber auf,
Und ſchnitzt noch ein Kreuzlein, und ſetzt es d'rauf.

Dann ſchreitet er wieder durch Wald und Nacht,
Nicht merkt er's, wie wüthend der Sturm erwacht ;
Die Aermſte nur ſieht er im letzten Hauch,
Und zürnet : „Was mußteſt du trotzen auch !?“

So ſchreitet er hin, wo nicht Pfad noch Steig ;
Es ſchlägt an die Stirn ihm manch knorrig Gezweig ,
Es ritzet ihn blutig manch dorniger Strauch ,
Er aber, er grollt nur : „Was trotzteſt du auch !?“

Und Tage und Nächte in ſteter Flucht
Sich ſelbſt zu entrinnen der Räuber ſucht ,
Doch nimmer entflieht er, wie groß ſein Grimm,
Dem Sehnen, das plötzlich erwacht in ihm.

Dem Sehnen nach ihr , deren junges Blut
Zu raſch er vergoſſen im Zorneswuth,
Dem Sehnen, das ewig in ihm nun quillt,
Dem Sehnen, das Nichts auf der Erde ſtillt.

So irrt er umher ohne Wehr und Stab,
Bis wieder er ſteht an des Mägdleins Grab,
Da löst ſich's vom Herzen mit einemmal —
Da fühlt er der Reue, der Liebe Qual.

Da wirft er ſich hin zu Grab und Strauch,
Und ſchluchzet: „Was mußteſt du trotzen auch!
Du Mägdlein, nach dem dieſes Herz begehrt,
Das Reue zerfleiſchet und Sehnſucht verzehrt.“

So ſchluchzt er und wimmert durch Nacht und Wind
Und rauft ſich die Haare und weinet ſich blind,
Und wühlt in der Erde im tiefſten Schmerz,
Doch wühlt er heraus ſich kein liebend Herz

So ſchluchzt er und wimmert, daß ſchaurig und weit
Sein Jammer durchſchallet die Einſamkeit
Und ſcheu von dem Platz, wo ſie ſonſt geruht,
Die Wölfin ſich flüchtet mit ihrer Brut.

Nach Wochen erſt fanden, mit Blut befleckt
Den Räuber ſie dort, auf das Grab geſtreckt.
Doch ſchien es, als ſeufzte ſein letzter Hauch:
Was mußteſt du trotzen dem Räuber auch?

St. Ritza.

St. Ritza floh des Lebens
Verlockenden Genuß,
Als Klausnerin bewohnte
Ein Hüttchen ſie am Fluß.

Jenſeits des Flußes ragte
Ein Kirchlein vom Geſtein,
Zu dieſem ging die Fromme
Mit jedem Morgenſchein.

Sie ging mit bloßen Füßen,
Geſchürzt bis an das Knie;
Durch Rohr und Wellenſchäume
Ging ohne Bangen ſie.

Ob hell die Sonne ſtrahlte,
Ob Regen wuſch den Stein:
Mit jedem Morgen mußte
Sie dort im Kirchlein ſein.

Einſt aber brauste wilder,
Als je gebraust der Fluß;
Die Brandung warf an's Ufer
Manch weißen Wogenguß.

Wohl kam die fromme Ritza
In große Angſt darob,
Als höher ſtets und höher
Die Flut ſie rings umſchnob.

Im Waſſer eine Weide
Ergriff ſie da mit Haſt,
Und brach nicht ohne Mühe
Von ihr ſich einen Aſt.

Mit dieſer Stütze kämpfte
Sie gegen Schwell und Flut,
Allein nur toller brauste
Um ſie der Welle Wuth.

Schon fühlt ſie ihren Sohlen
Entführt den feſten Grund,
Schon reißen ſie die Wirbel
Mit ſich hinab zum Schlund.

Da denkt mit eimal wieder
Auf Gott die bange Magd,
Und fühlt ſich werth der Strafe,
Weil ſie an ihm verzagt.

Und in die Wogen ſchlendert
Sie reuevoll den Stab
Und ſieh' — da ſinkt das Waſſer
In's alte Gleis hinab.

Gleich einer zahmen Schlange,
Hinzieht wie ſonſt der Fluß,
Nur noch voll Ehrfurcht küſſend
Des Mägdleins zarten Fuß.

Éljen a' király *)

(Wahre Begebenheit.)

Welch ein Lärmen in der Schenke!
Geig' und Cymbal ſchallen d'rein,
Und der Werber, der gelenke,
Bietet tanzend Geld und Wein.

„Auf! wer wird noch länger ſäumen?
Friſch zum Handſchlag reicht die Hand!
Müſſen bald die Roſſe zäumen,
Jagen durch der Haide Sand.“

„Drum, ihr Magyarenſöhne!
Von der Väter Muth durchglüht,
Laßt den Andern Pflug und Fröhne,
Da für Euch der Lorbeer blüht!“

---

*) Der Ruf: Es lebe der König! wird Éljen a' király ausgeſprochen.

Und die raſchen Burſche drängen
Kühn zum Werber ſich hinan,
Und mit wilden Cymbalklängen
Schallt ihr Jubel himmelan.

Nur ein kräftig ſtolzer Junge
Hört mit Gram das Aufgebot:
Doch dem Armen iſt die Zunge
Für den Klang der Rede todt.

Mächtig drängt's ihn, hinzutreten,
Mitzufechten als Magyar;
Doch der Stummheit Eiſenketten
Schließen aus ihn von der Schaar.

Darum blinkt ſein Aug' in Thränen,
Ballt ſich krampfhaft ſeine Fauſt:
Doch umſonſt iſt Harm und Sehnen,
Und der Zorn, der ihn durchbrauſt.

Sieh' da ſchwenkt der Werber wieder
Hoch den Krug und jauchzt ſodann:
Éljen á király! ihr Brüder,
Wer ein Held, der klingt mit an!'

Und mit Toben ſtürmen Alle
Auf den Ungarreiter los,
Und es jauchzt mit wildem Schalle:
Éljen a király! der Troß.

Ach, da kann der Stumme nimmer
Zähmen ſeines Herzens Glut,
Und, das Aug' in feuchtem Schimmer,
Stürzt zum Werber er voll Muth:

Faßt ein Glas, im höchſten Grimme
Ueber ſeiner Ohnmacht Qual,
Schwingt's und ruft — mit lauter Stimme:
Éljen, éljen á király!

Staunend blickt wohl auf den Jungen
Alles da, erſtarrt zu Stein; —
Doch der ſchlägt von Luſt durchdrungen
In die Hand des Werbers ein.

Und in Worten, voll und tönig,
Leiſtet er den Eid der Treu',
Denn die Lieb für ſeinen König
Gab die Sprache ihm auf's Neu'!

Eduard und Kunigunde.

(Eine rührende Ballade mit ganz neuer Melodie.)

Eduard und Kunigunde
Liebten ſich gar ſeltner Art,
Seufzten früh und ſpäter Stunde:
Kunigunde! Eduard!

Reich an Geld war Kunigunde,
Ach, und er ſo jung und zart.
Und es ſeufzten aus dem Grunde
Kunigunde, Eduard.

Stand am Fenſter Kunigunde,
Strich er drunten ſich den Bart,
Und ſo nährten ihre Wunde
Kunigunde, Eduard.

Doch er liebte Kunigunde
Nur von fern', wie Abelard; —
Darum ſeufzten ſo jetzunde
Kunigunde, Eduard.

Oft wohl winkte Kunigunde:
Doch er war zu ſcheuer Art,
Und dann ſcholl's aus beider Munde
Kunigunde, Eduard.

Täglich ſah ihn Kunigunde,
Täglich ſtrich er ſich den Bart,
Täglich klang's auf ſeiner Runde:
Kunigunde, Eduard.

Doch daß nie zu Kunigunde
Er ſich wagte, fiel ihr hart;
Darum ſeufzten ſo im Bunde
Kunigunde, Eduard.

Seufzten ſo, bis Kunigunde
Endlich eines Andern ward:
Denn ſonſt ſeufzten noch zur Stunde
Kunigunde, Eduard.

Die vier Evangeliſten in der Sophienkirche zu Konſtantinopel.

Soliman der Zweite, auf hohem Roß,
Durchjaget Stambul mit ſeinem Troß,
Im Prunke des Herrſchers, beſchaut er die Stadt,
Die Mahom entriſſen den Griechen hat.

Zur Kirche Sophia gelangt er da,
Die nie noch im Innern ſein Auge ſah,
Die dünket ihm werth des Beſuchs zu ſein,
D'rum ſpringt er vom Pferde und tritt herein.

Welch' fürſtliche Halle! welch' ſtolze Pracht!
So hatte er nimmer den Bau ſich gedacht;
Wie haſtet voll Staunen ſein trunkener Blick,
Dort an den Gebilden von Moſaik.

„Ei ſagt doch, wer ſind dort die Vier' an der Wand,
Mit rieſigen Leibern und falt'gem Gewand,
Die niederſchauen ſo ernſt zu mir
Mit Löwe und Rind und mit Adler und Stier?"

Da ſpricht ein Veſir: „Wie mir bekannt,
Sind jene die Evangeliſten genannt,
So heißen die Jünger ſie von dem Chriſt,
Der feig unſerm Halbmond gewichen iſt.“

„‚Hinweg mit den Giauren! hinweg ſogleich!
Wie ſchön ſie auch immer und farbenreich,
Betüncht ſie mit Mörtel, daß Keiner ſeh'
Je wieder die Bilder in der Moſchee.

So herrſchet der Sultan, und wie ſein Mund
Geboten, ſo thun die Moslims zur Stund,
Und hüllen die Bilder, gefügt aus Stein,
In ſandigen Mörtel für immer ein.

Wohl faßte die Chriſten ein tiefer Gram,
Als ſolches ihr Ohr von den Moslims vernahm,
Doch konnten ſie hindern den Frevel nicht,
Der grauſam vertilgte der Farben Licht

Da regt ſich's mit Eins in der Erde Schooß,
Es ſchienen die Geiſter des Abgrunds los
Die wühlen und reißen in toller Haſt,
An Mauer und Hütte, an Thurm und Pallaſt.

Schon brechen und ſtürzen mit wildem Gekrach,
Die Häuſer zuſammen mit Mauer und Dach,
Da flieh'n die Bewohner in wildem Schwall,
Da flieht auch Suleimann zum erſtenmal

Nach Wochen erſt, als ſchon vorbei die Gefahr,
Kehrt wieder der Sultan mit ſeiner Schaar.
Doch Trümmer nur, ſieht er, auf Trümmer gehäuft
Ein Leichenfeld, d'rüber der Nachtwind ſtreift.

Nur unverſehrt fand er die Kirche allein
Doch wie er in dieſe nun tritt hinein,
Da prallt er, von Staunen erfaßt, zurück;
Den Gottesſänger gewahrt dort ſein Blick

Am Boden verſtreuet liegt Mörtel und Sand,
Womit ſie die Heil'gen bedeckt an der Wand,
Und niederſchau'n wie früher die Vier'
Mit Löwe und Rind und mit Adler und Stier.

Floretta.

Im Cirque Franconi eingeengt,
Die Menge ſich voll Schauluſt drängt —
Doch, wie von Blumen aller Arten
Ein üppig reicher Wundergarten,
Die Damen in gar holden Reigen
Sich lächelnd aus den Logen neigen.
O hört nur, welch ein Schrei'n und Toben
Von unten bis zur Spitze droben,
Wo ſich von Neugier nur bewegt
Die lachend frohe Jugend regt,
Und in dies wirre Chaos ſchmettern
Trompeten d'rein mit Jubelwettern.

Jetzt wird es ſtiller in der Runde,
Ein Ach erſchallt aus Aller Munde,
Denn ſchlank und ſchön im vollſten Staate
Den Federhut in's Haupt gedrückt,
Mit Band und Schleife reich geſchmückt
Zeigt ſich die junge Akrobate,
Fürwahr, ein wunderlieblich Kind —
Welch' Ebenmaß in allen Gliedern!

Ein Engel, wie ſie in den Liedern
Der Dichter nur zu finden ſind.

Bajazzo auch iſt ſchon zur Hand,
Um ſeine Lazzis zu kredenzen,
Doch ach, der hat gar ſchlimmen Stand
Wie er ſich auch bemüht zu glänzen;
Denn von Tribüne, vom Parquette
Hängt jedes Aug' nur an Florette.

Ein ſtolzes Pärchen nur allein,
Dort, ihr zunächſt, im erſten Range,
Scheint von dem gift'gen Hauch der Schlange,
Die Mißgunſt heißt, berührt zu ſein.
Denn aus des Spitzenſchleiers Falten,
Verachtung in dem Blick, dem kalten,
Schaut auf die junge Tänzerin
Die Dame aus der Loge hin.

Doch ſchon betritt die junge Schöne
Das ſchwanke Seil mit feſtem Fuß,
Die Muſik wirbelt ihre Töne
Und Alles klatſcht ihr ſeinen Gruß.

Aber einer Sylphe gleich
Schwebt ſie in der Lüfte Reich,
Lieblich lächelnd, ohne Zagen,
Kaum vom ſchwanken Seil getragen,
Auf und nieder
Hin und wieder,
Wie ein bunter Schmetterling,
Deſſen Herz die Roſe fing,
Wie die keuſche Lilie, welche
Träumend ſchwankt mit ihrem Kelche.

Jetzo neiget auf ihr Knie
Sich die luſt'ge Schöne nieder,
Hebt mit einmal raſch ſich wieder
Wie Zephires anzuſehen,
Nach dem Takt der Melodie
Auf den Zehen
Vorwärts ſchwebend,
Rückwärts gleitend,
Jetzt die Arme zierlich hebend,
Jetzt ſie wieder zärtlich breitend.

Jetzo ſeht im Wirbelkreis
Tanzesheiß
Sie mit wildem Sturmesweh'n

Sich im raſchen Schwunge dreh'n,
Eine ſchlanke Amazone,
Die, als wie dem Feind zum Hohne,
Stolz erhöht,
Nun mit kühnen Freudenſprüngen
Und mit keckem Gliederſchwingen
So ihr Siegesfeſt begeht.

Da bricht, wie aller Zügel bloß,
Des Beifalls Sturm mit einmal los,
Da bleiben müßig keine Hände,
Da ſchallt der Jubel ohne Ende.
Doch wie nun vor dem Publikum,
Die Tänzerin beſcheiden, ſtumm,
Sich tief verneigt für dieſe Ehre,
Da gellt in jener Loge Grund
Ein laut Gelächter, und vom Mund
Der Dame ſchallt's: „die Bajadere!“

Wohl blickt, die Wange wie Carmin,
Florette nach der Schmäherin,
Doch dieſe weist ihr kalt den Rücken.
Da trübt ſich's vor Florettas Blicken,
Ihr Herz durchwühlt's mit eiſ'gen Krallen

Sie wankt, erbleicht, ſie droht zu fallen,
Allein Bajazzo ſpringt hinzu,
Die Diener fliegen hin im Nu,
Und neuer Jubel mahnt die Schöne,
Daß ſie der Pflicht auf's Neue fröhne.
Und wie im Inner'n auch gekränket,
Eilt ſie, den Blick zur Erd' geſenket,
Den Wunſch der Menge zu erfüllen,
Die tobend ein da capo brüllen. —
Doch kaum daß ſie das Seil betritt.
Da hemmt ein Angſtruf ihren Schritt;
Das iſt der Feuerglocke Klingen,
Die Rettung heiſcht mit raſchen Schwingen,
Und „Feuer!“ ruft's mit grellem Schalle,
Und „Feuer! Feuer!“ zettern Alle.
Da drängt, von wilder Angſt erfaßt,
Die Menge ſich hinaus mit Haſt,
Ein Strom, der überſchwellt das Bette,
Es brauſt und tobt es von der Stätte.

Schaut! von dem Nachbarhauſe dort,
Schlägt hoch die Lohe auf zum Himmel,
Mit Schrecken ſtarrt das Volksgewimmel
Hinan zum rauchumqualmten Ort
Mit einmal ſchallt ein heller Schrei

Aus eines Kindes Mund hernieder,
Und wieder ſchallt's, und nochmals wieder;
Vom letzten Stockwerk kommt's. — Herbei!
Daß wir der Kinder Rettung wagen!
Umſonſt die Menge ſteht voll Zagen,
Denn aus dem Erdgeſchoße ſchlägt
Die Flamme ſchon vom Sturm geregt,
Und wogt und ringt,
Und leckt und bringt
Hinein zur Kammer, wo die Kleinen,
Von Menſchenhilf' verlaſſen, weinen.

Doch ſeht, da naht auf flücht'gem Fuß
Floretta ſich der ganzen Menge
Es ſagt ein Blick ihr, was ſie muß,
Und ſchnell durchbricht ſie das Gedränge,
Und ſchwinget, ſo behend ſie kann,
Auf ſchwanker Leiter ſich hinan,
Und dringt mit Muth durch Rauch und Flammen;
Nur jetzt, nur jetzt nicht brich zuſammen,
Du ſchwindelnd grauſe Rettungsbahn!
Schon hat ſie das Geſchoß erreicht,
Nun iſt im Fenſter ſie verſchwunden,
Und Alles ſtarrt — von Angſt erbleicht —
Sind Stunden denn jetzt die Sekunden?

„Glück auf! Glück auf! da iſt ſie wieder!“
So ruft mit Jubel jetzt der Schwarm,
Und durch die Flammen ſteigt ſie nieder,
Zwei holde Kinder auf dem Arm.
Schon brennt das Kleid aus leichtem Tülle,
Doch fühlt Floretta keinen Schmerz,
Denn unter der verbrannten Hülle
Jauchzt ja in Freuden auf ihr Herz

Doch ſieh', wer kommt herbeigeflogen?
Sich wühlend durch des Volkeswogen,
Wer iſt das Weib mit wirrem Haar,
Aus deren Mund ſolch Jammer tönet?
Die Dame iſt's, die ſie gehöhnet.
Im Wahnſinn bricht ſie durch die Schaar,
„Zu Hülf! zu Hülfe, habt Erbarmen!
Iſt denn kein Retter in der Noth?
O meine Kinder!! Helft den armen —
Zu ſpät! zu ſpät! — ſchon ſind ſie todt!“
So ruft ſie, mit des Gram's Geberde,
Und wirft verzweifelnd ſich zur Erde.
Da aber ſchwankt, nur Lappen mehr
Statt ihres Flitters um die Glieder,
Floretta zu der Mutter her,
Und legt die beiden Kleinen nieder,

Die unverſehrt, ihr an die Bruſt,
Und ſpricht, kaum ihrer noch bewußt,
Mit letzter Kraft: „Nun ſtillt die Zähre;
Dieß bringet euch — die Bajadere.“

Vor Kurzem noch ſah man am Stabe
Ein Mütterchen in St. Denis,
Verkrümmt und bleich, ſchon nah' dem Grabe,
Gelähmt den Arm und ſteif das Knie.
Das ſchleppte täglich durch die Straſſen
Mit Müh' ſich hin zum Gotteshaus.
Doch ſprach aus dem verfallnen, blaſſen
Geſichte ſich kein Kummer aus.

Floretta war's, die damals glühte,
Der Roſe gleich voll üpp'ger Pracht,
Und die Geſundheit, Kraft und Blüthe
Zur Rettung Andrer dargebracht.
Doch fand bereuend keine Sonne
Sie je den ſchmerzlichen Verluſt;
Denn eines ganzen Himmels Wonne
Trug ſie dafür in ihrer Bruſt.

Das Allerſeelenlicht.

Es war am Tage der Seelen
Da gingen ſie All' zu Hauf
Zum Friedhof hinaus und ſteckten
Dort ihre Lichtlein auf.

Und mit den Andern allen
Ging auch eine junge Magd,
Der hatte kein tiefer Kummer
Noch je am Herzen genagt.

Die wußte daheim noch die Mutter
Den Vater mit weißem Haar,
Umrungen mit fröhlichem Toſen
Von ihrer Geſchwiſter Schaar.

Und dennoch auf einen Hügel
Wollt' ſetzen auch ſie ihr Licht,
So wie es zu aller Seelen
Gelehrt ihr die fromme Pflicht.

Doch als ſie hinausgekommen,
Da blinkte es ringsumher
Von hundert und hundert Lichtern;
Ein Hügel nur war noch leer

Zu dieſem nun ging die Fromme
Und ſetzte ihr Lämpchen hin,
Und ſprach manch' altes Sprüchlein
Dazu mit bewegtem Sinn.

Und betete für den Todten,
Der ihr zu Füßen lag,
Und manch ein ſtilles Thränlein
Benetzte den grünen Hag.

Daß aber juſt Dieſer, für welchen
Ein Lichtlein ſie zünden gemußt,
Sie heimlich geliebt bis zum Grabe —
Das hatte ſie nicht gewußt.

Der letzte Hirſchhorn.

Zu Hirſchhorn liegt im Sterben
Ein ſiecher Greis,
Zur Bruſt das Haupt geſenket,
Wie Silber weiß.

Der ſpricht: „Vor dreißig Jahren
Da focht ich gut,
Da floß von meinem Degen
Des Gegners Blut.“

„Zu Heidelberg am Markte
Erlag er mir,
Der Handſchuhsheim, noch ſeh' ich
Ihn ſelber ſchier.“

„Es warf ſich ſeine Mutter
Wohl über ihn
Und fluchte mir, dem Mörder,
Als er dahin.“

„‚So wie du mir getödtet
Den einz'gen Sohn,
So ſoll auch dir geſchehen
Zu blut'gem Lohn!'"

„‚All deinen Kindern werde
Ein früher Tod!
Der Hirſchhorn Letzter, ende
Du ſelbſt in Noth!'"

„Wohl ſind ſeit jenem Tage
Im Lauf der Zeit
Eilf Söhne mir gefallen
Im blut'gen Streit."

Noch aber lebt der Zwölfte
Im Kaiſers Heer,
Darum auch fällt das Sterben
Mir jetzt nicht ſchwer."

D'rauf faltet er zum Beten
Die matte Hand;
Da kommt's hereingeraſſelt
Im Stahlgewand.

Vom Kaiſerheer ein Bote
In bleicher Haſt,
Was bringſt du? ſchreit der Alte
Von Angſt erfaßt.

„„Ach! – euer Sohn““ – ſo lautet
Des Kriegers Spruch —
„Ich weiß genug! Es hat ſich
Erfüllt der Fluch.“

Er rief's, da iſt erlegen
Sein Herz der Pein;
So ging der letzte Hirſchhorn
Zur Ruhe ein.

(Siehe Anmerkung 2.)

Die Hand des Herrn.

Vor ihres Vaters Hauſe,
Ihr Kindlein auf dem Arm,
Blond Hannchen ſitzt, die Wange
Gebleicht von tiefem Harm.

Sie weint ſich faſt die Augen,
Die ſchönen Augen blind,
Hat er ſie doch verlaſſen,
Verlaſſen mit ihrem Kind.

Der böſe ſchlimme Niklas,
Der ſie ſo ſüß bethört,
Bis er das Glück des Lebens
Für immer ihr zerſtört.

Des reichen Schulzens Tochter
Dort drunt im letzten Haus,
Die führt der falſche Niklas
Nun heim mit Saus und Braus.

Ei horch! was iſt's, das alſo
Durch Dorf und Ried erſchallt?
Der Brautzug iſt's, o Himmel,
Der nach dem Kirchlein wallt.

Lautſchluchzend flüchtet Hannchen
In's innerſte Gemach,
Um dort ſich zu verbergen
Vor Spott und nied'rer Schmach.

Der Bräut'gam aber ſchreitet
Vorbei mit Klang und Scherz,
Und denkt nicht, wie ſo nahe
Der Gram zerreißt ein Herz.

Schon hat er heimgeführet,
In's Haus ſein junges Weib,
Daß es mit ſeinem Golde
Ihm heg' und pfleg' den Leib.

So in dem Haus des Schulzen
Lebt er gar wohlgemuth,
Denkt nicht an's blonde Hannchen
Und denkt nicht an ſein Blut.

Da wurde der Gemeinde
In ſelber Zeit der Raum
Zu klein im alten Friedhof
An grüner Wieſen Saum.

Darum auch zu erſtehen
Beſchloß ſie einen Grund,
Der hart am Haus des Schulzen,
Verkäuflich juſt zur Stund'! —

Wohl paßt gar ſchlecht die Trauer
Zu jenem Freudenhaus,
Doch ſcheint's, als ſuche öfters
Sie ſolche Stellen aus.

Bald ragte in die Lüfte
Ein Kreuz vom grünen Plan,
Fand auch das junge Eh'paar
Kein groß Gefallen d'ran.

Nun hebt ſich auch die Mauer
Mit ihrem ſchwarzen Thor,
Nicht ſieht man mehr am Fenſter
Den Niklas wie zuvor.

Horch auf, da ſchallt's vom Thurme,
Der Gräber gräbt ein Grab,
Ei ſagt, wer iſt der Erſte,
Den man dort ſenkt hinab?

Das iſt das blonde Hannchen,
Im Mutterarm ihr Kind; —
Wie doch ſo ſchnell gebrochen
Betrog'ne Herzen ſind!

Mit finſterm Auge ſtieret
Der Niklas auf den Zug,
Und wirft dann zu das Fenſter —
Er hat geſeh'n genug

Doch ſeit dem Augenblicke
Ward er nicht wieder froh;
Es iſt die Schuld im Innern,
Die quält und treibt ihn ſo.

Nicht läßt's ihn länger weilen
Hinfort in ſeinem Haus,
Das Grab in ſeiner Nähe,
Das Grab jagt ihn hinaus.

D'rum ſucht er zu vergeſſen,
Im Trunk, was er gethan.
Doch mahnt ihn ſtets auf's Neue
Das nahe Grab daran

Allmälig mehr entſchwindet
Von ſeiner Wang' die Glut,
Als hätt' der Todten Nähe
Vergiftet ihm das Blut.

Gekrümmt den dürren Rücken,
Hohläugig, wirr und bleich,
Schwankt er einher in Kurzem,
Faſt einem Schemen gleich

Und frägt beſorgt ihn Einer:
Was iſt's, das euch geſchah?
So ſpricht er: „Ach! die Todten,
Sie modern mir zu nah“

Und ſchwelgt er in der Schenke
In tollem Uebermaß,
So wird im wildſten Taumel
Mit einmal er dann blaß,

Und wühlt im Haar, und murmelt,
Wenn ihn juſt keiner ſah:
„Die Todten, ach! die Todten,
Sie modern mir zu nah.“

So trieb er's wen'ge Wochen,
Da hält auch ihn der Pfühl;
Schon dringt's gleich einer Natter
An's Herz ihm, todeskühl.

Nur einmal möcht' er laben
Sich noch an Duft und Schein,
Und hin zum Fenſter ſchleppt er
Sein ſchlotterndes Gebein.

Hilf Gott, da trifft ſein Auge,
Umglüht vom Abendroth,
Auf Hannchens Grab, und ſtöhnend
Sinkt hin er — und iſt todt.

Doch als ſie ihn verſenkten
Von jenem Grab nicht fern,
Da dachte wohl ein Jeder:
Das war die Hand des Herrn.

Ritter Schlemuſalnik, der den Feind freſſen will.

(Parodirende Ballade)

Der Ritter Schlemuſalnik iſt ein grauſer Held,
Der Ritter Schlemuſalnik zieht hinaus in's Feld

Der Ritter Schlemuſalnik hat ein ſchlimm Geſicht,
Der Ritter Schlemuſalnik iſt ein arger Wicht.

Der Ritter Schlemuſalnik hat auch 'n großes Maul,
Das iſt beim Fraß ſo wie beim Schimpf nicht faul

Der Ritter Schlemuſalnik focht ſchon manchen Strauß;
Oft hat man ihm geklopft den Buckel aus.

Das hat der Ritter Schlemuſalnik fein bedacht;
„Da reit' ich künftig lieber in ſtockfinſt'rer Nacht“

Die Nacht, die iſt des Schlemuſalniks Element,
Weil ihn kein Gläubiger zur Nachtzeit kennt

So reitet er in Nacht und Nebel fort
Und denkt: Bald bin ich bei den Feinden dort.

„Dann reiß das Maul ich auf und ſchluck' fürwahr
Sie Alle, wie ſie ſind, mit Haut und Haar!“

Der Schlemuſalnik denkt's, der grauſe Held,
Und reitet fürder fort und fort in's Feld.

Der Schlemuſalnik aber reit't ein ſchlechtes Pferd,
Das iſt ſo viel juſt als der Reiter werth.

D'rum ſtolpert plötzlich unter ihm der Gaul,
Da liegt der Schlemuſalnik auf ſein'm großen Maul.

O Schlemuſalnik! dir geſchieht ſchon recht,
Was haſt du reiten müſſen in ſtockfinſt'rer Nacht.

Das Hirtenmädchen.

Das Hirtenmädchen zog vom Schweizerland
Als Grafenbraut zum fernen Themſeſtrand.

Sie ließ das Haus, das ſie ſo lang bewohnt,
Die weiße Firne, die in Lüften thront.

Die grünen Matten und den Felſenhang,
Von dem das Alphorn ihr ſo oft erklang.

Das Alphorn, dem ihr Ohr ſo gern gelauſcht,
Und das mit Wonne ſtets ihr Herz berauſcht.

In's Nebelland zog ſie mit ihm dahin; —
Wohl dir, haſt du von dieſem Tauſch Gewinn!

Schon hat die enge Stadt ihr Fuß erreicht,
Auftauchet Englands Pracht, die Ferne weicht.

Ein Feenſchloß nimmt ſie als Herrin auf,
Nur Luſt verkürzet ihrer Tage Lauf.

Da naht die Stunde, die mit höchſtem Glanz
Ihr ſchlingen ſoll in's Haar den Myrthenkranz.

Nicht hat geſchont der Graf ſein rothes Geld,
Das Madras ſeinen Vätern einſt gezollt.

Damit nur Ueberraſchung, Luſt und Pracht,
Ihr huldigend als Spende ſei gebracht.

Schon ſitzt die Hirtin dort und ihr Gemahl,
Mit Gold geſchmückt im feſtlich hellen Saal. —

Um ſie der Gäſte lärmend rege Schaar;
Nur Frohſinn wird der Blick ringsum gewahr.

Was bieten kann die alt' und neue Welt,
Mit dem iſt reich des Grafen Tiſch beſtellt.

In Strömen fließt der Franzen beſter Wein,
Und Geig' und Cymbal klingen jubelnd d'rein.

Da winkt der Graf mit freudig ſchlauem Blick,
Und alſogleich verſtummt auch die Muſik.

Was mag geſchehen? — horch! welch ſüßer Klang!
Ganz fern, wie eines Kindes Schlafgeſang.

Als wie ein Wiegenlied, das ſich in Luſt
Und Harm zugleich entringt der Mutterbruſt

Wie eines Knaben nächtig Liebesfleh'n,
Wie Engelsſtimmen, die um Gräber weh'n

Es iſt das Alphorn, deſſen ſüßer Laut
Nun freudig überraſchen ſoll die Braut.

Der aber, ach, mit nie empfund'nem Schmerz
Gleichwie ein glüh'nder Pfeil durchbohrt ihr Herz

Und reglos horcht ſie, einem Bilde gleich,
Das Aug' erſtarrt, die Wange todtenbleich.

Schon reißt der Töne Zaubermacht ſie fort,
Nicht iſt ſie mehr die Braut im Saale dort

Die Hirtin iſt ſie wieder, die ſie war,
Den Stab zur Hand, den Blumenkranz im Haar.

Und vor ihr liegt die Heimath, morgenhell,
Mit Hütt' und Firne, Wieſe, Wald und Quell.

Und Geiſt und Herz umgarnt vom ſchönen Trug,
Stürzt ſie hinaus, im haltlos raſchen Flug.

Hinaus, von wo, mit rührender Gewalt,
Der Ruf der Ihren aus der Heimath ſchallt.

Doch plötzlich ſchweigt der wundervolle Klang,
Noch horchet ſie und athmet ſchwer und bang.

Dann blickt, als wie erwacht aus einem Traum,
Sie rings herum im weiten fremden Raum;

Erkennt mit einmal wieder, wo ſie ſei,
Und ſinkt dahin mit einem lauten Schrei.

Wohl warf der Bräutigam im größten Harm
Vor ihr ſich hin und ſchlang um ſie den Arm;

Allein zu ſpät, denn mit den Klängen ſchwand
Bereits ihr Geiſt und floh zum Heimathland.

Das neue Haus.

Es war ein reicher Grundherr, der hatte Geld wie Sand
Der will ein Haus ſich bauen, wie kein's im ganzen Land

Der läßt die Werkleut' ſchaffen durch viele Monde lang;
Und will ſein Geld nicht reichen, ſo hilft wohl auch der Zwang.

Bald iſt der Grund gemauert, ſchon ſteigt wie ein Pallaſt
Das Haus empor, mit Pfeilern und ſtolzer Bogen Laſt.

Und höher immer höher entragt der ſchöne Bau,
Kein ſchön'rer ragt vom Lande hinauf in's ew'ge Blau.

Nun iſt das Werk vollendet, da gibt es Tanz und Schmaus;
Nur ſeines Herrn gewärtig iſt noch das leere Haus.

„Jetzt laßt die Becher klingen, was ich gewünſcht, iſt mein!"
Mit nächſtem Morgen zieh' ich in's neue Haus ſchon ein!"

Und kaum noch hat verſendet der Tag den erſten Strahl,
Da bringen ihn die Seinen in's Haus, nach ſeiner Wahl.

Doch Keiner iſt ſo fröhlich, wie er's noch geſtern war,
Auch ſcheint der Grundherr ſelber verwandelt ganz und gar.

Das macht ſein Haus, ſein neues — war nicht das Haus voll Pracht
Das hatte ihm gezimmert ein Schreiner — über Nacht.

Mulei Maluk.

Um den Atlas wirft der Himmel ſeinen Sternenmantel wieder;
Stiller wird's; im Beduinenlager glimmt das Feuer nieder
Da beruft noch Mulei Maluk ſeine Dei's, die kampfesmuth'gen,
Um ſie nochmals anzueifern für den nächſten Tag, den blut'gen.

Mühſam hebt der kranke Kaiſer ſich von ſeines Lagers Kiſſen
Denn er fühlt's, in wen'gen Stunden iſt der Erde er entriſſen;
Darum ſpricht er zu den Führern, die ihn finſtern Blicks umſtehen:
„Nimmer kann ich's euch verhehlen, was in Kurzem wird geſchehen.“

„Meine Tage ſind verronnen und gezählt ſind meine Stunden,
Und wenn neu die Sterne funkeln, ſeid ihr eurer Treu entbunden.“

Eins nur will ich, daß geſchehe, als die letzte eu'rer Pflichten.
Wehe, wer dawider handelt, denn es wird ihn Allah richten;‘

„Und nun hört: — ſollt' ich erbleichen früher, als die Schlacht beendet,
So verheimlicht dieß dem Heere, daß nicht Schreck die Würfel wendet;
Reitet nah an meiner Sänfte, bahnt den Weg ihr durch's Getümmel. —
Wenig nur den Umhang lüftend, wenn wir mitten im Gewimmel,

„Neigt euch zu mir her, als hörtet ihr Befehle mich ertheilen,
Dann entflammt auf's Neu' die Krieger, mit der Rede Feuerpfeilen,
Daß der ſtolze Spanierkönig nicht im Sterben mich beſiege,
Und ſich auf dem Thron Maroccos als ein Siegestrunkner wiege.“

Und die Dei's geloben finſter zu befolgen ſein Begehren,
Wenden ſich dann ſtumm und ſchweigend, zu den Horden rückzukehren

Und es kommt der Tag aus Oſten, und die Schlacht entbrennt und wüthet,
Mitten drinn des Kaiſers Sänfte, von den kühnen Dei's gehütet.

Dieſe ſchau'n hinein zum Vorhang, ſprechen manche flücht'ge Worte,
Aber immer näher ſchwebet Mulei an der Todespforte. —
Weh! mit einmal flieh'n die Seinen; weiße Mäntel, luft'ge Pferde
Fliegen traumhaft ihm vorüber, und vom Hufſchlag bebt die Erde.

Da erfaßt Verzweiflung, Schrecken die ſchon halb entfloh'ne Seele,
Doch vergebens ſucht ein Ruf ſich zu entringen ſeiner Kehle,
Und die letzten Kräfte ſammelnd, Heldenglut in allen Gliedern
Springt der Kaiſer aus der Sänfte, trotz der Seinen Flucht, der nieder'n,

Wirft dem Feinde ſich entgegen, Aug' und Waffe: Todesblitze,
Wie ein Aar, den niederſandte Mahomet vom Wolkenſitze.

Und die Seinen fleh'n und zögern, folgen dann beſchämt dem Einen,
Bis ſie unter Allahrufen ſich auf's neu zum Kampf vereinen

Und der Heldengeiſt des Kaiſers iſt mit Jeglichem von ihnen
Und ſie drängen, würgen, morden bis die Feinde flieh'n von hinnen;
In der Sänfte aber bringen raſch die Dei's den Kaiſer wieder,
Laſſen den zum Tod Erſchöpften gramerfüllt auf's Lager nieder,
Doch, erloſch'nen Auges, legt noch dieſer an den Mund den Finger —
Und geendet hat der ſtarke, ſieggekrönte Todbezwinger.

Der Lanzknecht.

Der Lanzknecht in der Schenke ſitzt,
Wie doch ſein Aug' von Frohſinn blitzt.

Er faßt den Krug, er trinkt ihn leer,
Der Wein behagt dem Lanzknecht ſehr.

Da iſt auch eine junge Maid,
Ein friſches Röslein von der Haid.

Die ſpringt mit Krügen hin und her,
Die Maid gefällt ihm noch viel mehr.

Und um die Maid von Liebe warm,
Der Lanzknecht ſchlingt den ſtarken Arm.

Er gibt ihr einen heißen Kuß,
Holla! da knallt der erſte Schuß.

Wie rafft er da ſich auf geſchwind!
„Nun fahre wohl, du ſüßes Kind!“

„O wahr' mir deine Liebe du,
Bis mir auch einmal lacht die Ruh!"

Und muthig eilt er in die Schlacht; —
Ha! wie das blitzt und toſ't und kracht.

Er ſtreitet als ein rechter Mann;
Bald iſt es um den Feind gethan.

Die Schlacht iſt aus, die Wahlſtatt leer,
Was wallt dort durch die Oede her?

Das iſt des Lanzknechts junges Lieb,
Will ſehen, wo ihr Liebſter blieb.

Hilf Gott! da liegt mit Blut befleckt
Vor ihr der Lanzknecht hingeſtreckt.

„Iſt das, o Lanzknecht, deine Ruh',
Wenn kalt dein Herz, dein Auge zu?"

„Doch iſt ſie's auch zu meinem Leid,
Dich lieb' ich doch in Ewigkeit."

Der letzte Dienſt.

Blutig ſteh'n Sevillas Häuſer
Ueberglänzt vom Morgenrothe,
Und der Sturm durchbraust die Gaſſen
Wie ein angſterfüllter Bote.

Gleich als wollt' er die Bewohner
Wecken aus ſo dumpſem Brüten,
Daß ſie nimmer länger dulden
Ihres grimmen Drängers Wüthen.

Ach, vergebens, nimmer hindert
Ihn das nahende Verderben,
Was nach Gusmann ſich benennet
Muß am Hochgerichte ſterben.

Alſo iſt des Königs Wille,
Pedros, der von Haß durchdrungen,
Weil ein Gusmann um die Krone
Spaniens mit ihm gerungen.

Sagt, wen ſchleppen dort die Schergen
Schon herbei durch's Volksgebrauſe?
Ach Sevillas reinſte Blume
Aus der Gusmanns edlem Hauſe.

Donna Clara, ſie, die Mutter
Von dem edlen Ritterſtamme,
Sie Don Petro als das erſte
Opfer hat verdammt zur Flamme.

Doch nicht Furcht und Angſt geleiten
Die auf ihrem letzten Gange;
Sind auch weiß wie Schnee die Locken,
Iſt auch weiß wie Schnee die Wange.

Gramgebeugt, doch feſten Schrittes
Naht dem Holzſtoß die Matrone,
Im Gefolg die Treuen Alle,
Denen ſie geſtrahlt als Sonne.

Einer ſcheint jedoch vor allen
Andern dieſer Gang der ſchwerſte. –
Donna Claras Liebling, ihrer
Jungen Dienerinen erſte.

Iſabell Davalos nennet
Sich die kaum entknoſpte Roſe,
Welche Clara nun geleiten
Muß zu ſolchem Schreckenslooſe.

Doch ſchon wird von rauhen Händen
Dieſe an den Pfahl gebunden,
Und die Diener durch die Schergen
Fortgeſcheucht von ihr gleich Hunden.

Jetzo ſteht ſie angefeſſelt
Und der Flamme überlaſſen,
Die ſchon kniſternd aufwärts ringelt,
Ihre Beute zu erfaſſen.

Höher ſtets und höher ſchlängelt
Sich's hinan mit glüh'nden Zungen,
Bald von wilden Feuerringen
Iſt die Märtyrin umſchlungen.

Sieh, da kommt der Sturm geflogen,
Eine heulende Hyäne,
Wirft hinein ſich in die Flammen,
Gleich als zürnt' er dieſer Scene

Aber ſtatt ihr Heil zu bringen
Die ſo hilflos ſteht dort oben,
Bringt er Unheil nur der Aermſten
Durch ſein ungezügelt Toben.

Denn das Kleid, das ſie umfließet,
Letzter Reſt entſchwund'ner Größe,
Wühlt er auf, dem Aug' enthüllend
Ihrer keuſchen Glieder Blöße.

Und ein laut Gelächter gellet
Aus dem rohen Volksgedränge;
Doch ein Blitz an Schnelle flieget
Iſabella durch die Menge.

Schwingt zum letzten Dienſte, welchen
Ihres Herzens Reinheit fordert,
Sich hinauf zur Schamerfüllten
Von der Flamme Gier umlodert.

Schlingt dort ihre beiden Arme
Um die flatternden Gewande,
Daß im Martertod die Herrin
Nicht gekränkt noch ſei durch Schande.

Aber kaum daß ihre Arme
Sie umſchlungen, ach ſo haben
Sie auch ſchon die glüh'nden Brände
Mit der Heldenfrau begraben.

Längſt verweht ſind jene Zeiten,
Und nicht viel der beſſern kamen:
Doch mit Stolz noch nennt Sevilla
Iſabell Davales Namen.

Und wie ſie vor Schmach zu hüten
Ihre Herrin hielt umfangen,
Siehſt du zu St. Iſidoro
Sie noch jetzt in Marmor prangen.

(Siehe Anmerkung 3.)

Maria.

„Es klingt ein ſüßer Name
Mir immerdar in's Ohr,
Er ſchallt im Waldesrauſchen
Und im bewegten Rohr."

„Er ſchallt im Hirtenreigen,
Wenn er vom Berg ſich ſchwingt,
Maria heißt der Name,
Der mir ſo ſüß erklingt."

„Maria muß ſie heißen,
Die nie mein Aug' noch ſah;
Doch werd' ich ſie erkennen,
Sobald ſie einſt mir nah."

„Maria muß ſie heißen,
Das iſt kein eitler Traum,
Und ſollt' ich auch ſie finden
Erſt über'm Erdenraum."

So ſang der junge Krieger
Auf nächt'ger Lagerwacht,
Und horch — Maria ſcholl es
Zurück vom Felſen ſacht.

Im Mantel eingewickelt
Schläft d'rauf der Reiter ein,
„Maria, ach Maria!
Wo magſt du jetzo ſein?"

Horchauf, da hallt der Donner
Vom feindlichen Geſchoß,
„Nun gilts, ihr Kameraden,
Zu Roß, holla, zu Roß!"

So tönt es durch die Reihen,
D'rauf ſchmettert Knall auf Knall;
Schon brauſet der junge Krieger
Voraus dem luſt'gen Schwall.

Wie hau'n ſich Bahn die Säbel
Ins feindliche Carrée,
Nur Dampf und Roßgeſtampfe
Und drunter Tod und Weh.

Da ſchweigt der Kampf; auftauchet
Die Sonne und erſchrickt,
Wie ſie voll rother Roſen
Das weite Feld erblickt.

Wen ſchleppen dort die Krieger
Zum Haus der frommen Frau'n,
An deſſen Bruſt die ſchönſte
Der Roſen iſt zu ſchau'n?

Das iſt der junge Reiter,
Der von Maria ſang;
Nun wird nach ihr er ſuchen
Auf Erden nimmer lang.

Schon liegt er dort im Spittel
Auf Kiſſen ſanft und weich,
Doch ach! zu tief verwundet
Hat ihn des Feindes Streich.

Umſonſt, ihr frommen Schweſtern,
Naht ihr dem wunden Mann;
Könnt ihr nicht Wunder wirken,
So iſt's um ihn gethan.

Bald wenden ſich auch dieſe
Von ihm ſo ſtarr und fahl,
Die Andern all zu pflegen,
Die dort in reicher Zahl.

Die jüngſte Laienſchweſter
Allein nur weilt noch dort,
Sie kann von ihm nicht wenden
Ihr thränend Aug' mehr fort.

Die neigt voll tiefen Mitleids
Zum Blut'gen ſich hinab,
Ihr iſt als ging ein Theures
Mit ihm zugleich in's Grab.

Da wird's vor ſeinen Sinnen
Auch ihm mit einmal licht,
Da ſchaut auch er verwundert
Ihr frommes Angeſicht.

Und gleich als ſäh' er offen
Des Paradieſes Thor,
So ſtarrt mit ſel'gem Lächeln
Zur Jungfrau er empor.

Dann breitet er die Arme
Und ruft mit glüh'ndem Blick:
„Du biſt's, du biſt's, Maria!“ —
Und ſinkt d'rauf todt zurück.

Vukszan von Bulatovich.

In der Veſte Scutari am Bojan
Lagen einſt in Haft drei Serbenhelden,
Ljeſch von Piper nannte ſich der Eine,
Jolat von Baszojevich der Zweite,
Vukszan von Bulatovich der Dritte.

Sprach der Vukszan zu den beiden Andern:
„Unabwendbar iſt es, meine Brüder,
Daß wir durch die Hand der Türken fallen,
Sprecht, was ſchmerzt dabei euch wohl am meiſten.“

Spricht der Ljeſch von Piper zu dem Vukszan:
„Eines wahrlich ſchmerzet mich vor allen,
Daß ich ohne Hilf' und ohne Pflege
Muß die Eltern in der Heimath wiſſen,
Meinen Vater und die alte Mutter,
Da ihr einz'ger Sohn ich und Ernährer.“

Jolat von Baszojevich erwiedert:
„Wahrlich dieſes ſchmerzet mich am meiſten,

Daß ich mich von meinem jungen Weibe
Muß ſo früh und ohne Abſchied trennen.
Da ich erſt gefreit vor fünfzehn Tagen.

Doch der Bukszan ſpricht da zu den Beiden:
„Wahrlich, Brüder, thöricht ſeid ihr Beide,
Denn noch ſchmerzlicher will mir's bedünken,
Daß wir alſo ſchmählich müſſen ſterben,
Ohne Gegenwehr, durch's Schwert des Henkers.“

Als der Bukszan ſolches hat geſprochen,
Tritt ein Türkenſcherge in den Kerker,
Alſo zu den drei Gefang'nen rufend:
„Wer von euch genannt der Ljeſch von Piper
Kann den Kerker alſogleich verlaſſen
Und zurück in ſeine Heimath kehren,
Da für ihn das Löſegeld gekommen.“

Tritt der Ljeſch da aus dem finſtern Thurme,
Doch ein Henker, harrend vor dem Thore
Haut ihm ſtracks das Haupt herab vom Rumpfe.

Tritt ein zweiter Scherge in den Kerker
„Wer von euch ihr Helden iſt geheißen

Jolat von Vaszojevich mit Namen,
Kann den Kerker alſogleich verlaſſen,
Da für ihn die Löſung auch gekommen,
Daß er kann nach ſeiner Heimath ziehen.“

Und auch dieſer tritt hinaus zum Kerker,
Doch ein Henker haut, gleich wie dem Erſten,
Ihm das Haupt herab von ſeinem Rumpfe.

Aber auch ein dritter Scherge nahet,
Bukszan von Bulatovich berufend.

Tritt hinaus der Bukszan aus dem Kerker
Alſo ſprechend zu dem Türkenhenker:
„Gönne mir, o Türke, daß vom Leibe
Ich vorerſt die ſchönen Kleider nehme,
Daß ſie nicht mein Heldenblut beflecke.
Denn gar koſtbar ſind ſie, wie du ſiehſt,
Und zu brauchen wohl für manchen Paſcha.

Wohl verlangt gar ſehr dem Türkenhenker
Nach des Serbenhelden ſchönen Kleidern,
Und das Richtſchwert wirft er auf den Raſen,
Löſet haſtig ihm die ſtarken Stricke

Von den nerv'gen Armen, von den Händen,
Um die Kleider ihm herabzuziehen,
Daß ſie nicht des Helden Blut beflecke.

Aber ſchnell beſonnen iſt der Vukszan,
Rafft behende auf das Schwert vom Raſen,
Schlägt die Henker alle drei zu Boden
Und entflieht aus Scutari, der Beſte.

Was auf ſeinem Wege ihm begegnet
Mäht er nieder mit dem Schwert des Henkers.
So zur Brücke kam er, an dem Bojan.

Doch der Kadi und der Hedſcha ſtehen
Auf der Brücke, ihm entgegen ſchreiend:
„Vukszan von Bulatovich, vergebens
Suchſt du einen Weg hier zum Entrinnen!“

Doch der muth'ge Vukszan da entgegnet:
„Find' ich vor mir keinen Ausweg offen,
Iſt auch keiner offen mir im Rücken!“
Alſo rufend ſtürzt er auf die Beiden.

Als der Hodſcha dieß gewahrt, da ſpringet
Er voll Furcht hinunter in den Bojan;
Doch den Kadi ſtößt der Bukozan nieder,
Und um ihn noch manche andere Türken.

So entkam er glücklich in's Gebirge,
Nach Czernicza, der berühmten Veſte,
D'rin der Mata Vaſovich gebietet.
Der verbarg den Helden fünfzehn Tage,
Gab ihm dann nach Novarz das Geleite,
Wo daheim er. Denkt, wie da ſich freuten
Seine Mutter, die beſorgte Gattin
Und nebſt ihnen alle ſeine Kinder!

Der Gang im Schnee.

In dichten Flocken fällt der Schnee,
In Nebel hüllt ſich Thal und Höh',
Ein Weib nur geht, von Angſt erfüllt,
Die Pfade, die der Schnee verhüllt.

Sie konnt' nicht weilen mehr im Haus,
Sie mußt' zu Sturm und Froſt hinaus,
Dem Sohn entgegen, den ſo lang
Sie ſchon erwartet kummerbang.

So eilt ſie hin, ein flücht'ges Reh,
In dichten Flocken fällt der Schnee,
Doch naht kein Sohn, der Pfad bleibt leer,
Wie wirds im Herzen ihr ſo ſchwer.

Und dicht und dichter fällt der Schnee,
Schwarznächtig liegt's um Berg und See;
Doch raſtlos treibt's von Ort zu Ort
Die gramerfüllte Mutter fort

Da ſchwindet ihre letzte Kraft,
O kummervolle Pilgerſchaft!
Schon ſinkt ſie hin mit Ach und Weh,
Und immer wilder flockt der Schnee.

Da plötzlich ſchallt ein ferner Laut —
Sie horcht von tiefſter Angſt durchgraut,
Sie horcht in banger Zweifel Qual,
Da gellt der Ruf zum zweiten Mal.

„Mein Kind! mein Kind!“ ſo ſchreit darauf
Das Weib und reißt ſich haſtig auf;
Denn, von des Wahnſinns Glut entbrannt,
Hat ſie im Schrei den Sohn erkannt

„O Himmel, jetzt nur zeig' den Pfad,
Daß noch zur Zeit ihm Hilfe naht,
O reich den Faden mir, die blind
Durchirrt dies grauſe Labyrinth!“

Und haltlos eilt ſie fort und dringt
Durch Schnee und Wildniß angſtbeſchwingt,
Den Leib zerpeitſcht vom Sturmgeweh';
Doch dicht und dichter flockt der Schnee

Da liegt's gehäuft vor ihrem Pfad,
Wie ſich's gelöſt vom Felſengrat,
„Hier muß er ſein! das iſt ſein Grab!“
Sie ruft's und ſinkt zur Erd' hinab.

Die Bruſt durchwühlt vom tiefſten Weh,
Durchwühlt ſie raſtlos d'rauf den Schnee
Von der Lawine, deren Fall
Noch fern verbrauſet im Wiederhall.

Sie gräbt und wühlt, da ragt empor
Ein Zipfel Tuch, — nun taucht empor
Ein Antlitz — Weib! Nur jetzt geſchwind
Die Hülle fort, es iſt dein Kind!

Und von der kalten, eiſ'gen Laſt,
Befreit den Sohn des Weibes Haſt!
Er lebt, er langt zu ihr hinauf,
Der ganze Himmel thut ſich auf!

Und bald, befreit von allem Harm,
Die Mutter hält ihr Kind im Arm;
Doch ſagt, wer konnt' ihr Führer ſein? —
Ein Mutterherz nur konnt's allein

Mack Jan.

Im Schenkenhaus bei dem Foyers-Fall
Ausſtürzet Mack Jan den vollen Pokal.

Wild donnert in's Ohr ihm der Katarakt,
Wo tödtlicher Schwindel die Sinne packt.

Doch klingt für Mack Jan nur der Becherſchall,
Was kümmert ihn Schwindel und Waſſerfall.

So ſitzt er und trinket in frohem Muth,
Die Stirn ohne Falten, die Wang voll Glut.

Da mahnet die Stunde; doch fällt der Schnee
Stets dichter und dichter von neblichter Höh'.

„He Schenke! gefüllt nun zum letzten Mal
Den Becher, dann geht's über'n Foyers-Fall."

„Wie?" frägt da High-Gregor, was fällt Euch ein?
Ueber'n Foyers-Fall führt nur ein Baum allein —

„Von Felſen zu Felſen ein einzelner Baum,
Der kaum für den Fuß eines Menſchen Raum.“

Und drunten der Abgrund mit Weg und Giſcht,
Der wild bis zu Häupten dem Wand'rer ziſcht.“

„Ein Baum! ha! da iſt ja des Raum's genug!
Wohl ſchlimmere Pfade mein Roß mich trug!“

Und als er nun lachend den Trunk geleert,
So ſchwingt ſich Mack Jan auf ſein wildes Pferd.

Vergebens beſchwört ihn des Freundes Mund;
Schon ſteht er am gähnenden grauſen Schlund.

Wohl ſcheut da ſein Roß den luft'gen Pfad,
Den nimmer vor ihm noch ein Huf betrat.

Es bäumt ſich und ſteigt und ſchäumt in's Gebiß,
Es fühlt's, auf dem Pfad ſei der Tod ihm gewiß.

Doch weiter ſtets treibt es der trunk'ne Mann
Mit Schlägen und Stößen den Baum hinan.

Schon ſchwebt's wie in Lüften und keucht und ſchnaubt,
Mit triefenden Mähnen, des Muthes beraubt.

Jezt wankt es — es ſtürzt! Noch rafft es ſich auf'
Ein Schritt und erreicht hat's den Fels darauf —

Zu Makjans-Hall jezt der Reiter ruht,
Er träumt noch am Morgen von Wein und Flut.

„Wie iſt mir doch! — Nahm ich denn nicht den Weg
Vergang'ne Nacht über'n Foyers-Steg?"

„Wie? — nicht doch! — darüber, da geht kein Huf,
Den Paß zieht kein Reiter, den Gott erſchuf —

„Und doch! — nein beim Himmel! — und doch 's iſt geſcheh'n!
Mit eigenen Augen will ich es ſeh'n!"

Und wieder zum brauſenden Foyers-Fall
Hinreitet Mack Jan mit klingendem Schall.

Und als er am Abgrund nun ſteht und ſchaut
Dem eigenen Aug' nicht der Reiter traut.

Von Felſen zu Felſen, ſo ſcharf gezackt,
Ein Baum nur und — drunter der Katarakt,

Mit Sauſen und Brauſen zu ewiger Nacht
Sich wälzend und ſtürzend in felſiger Jacht.

Der Baum nur, darüber gewagt er den Ritt,
Und d'rauf noch die Spuren von jedem Schritt.

Die Hufe im Schnee — ihn erfaßt ein Graus,
Und zitternd und bleich zieht er wieder nach Haus.

Noch ſchwebt ihm vor'm Auge allein nur der Pfad,
Der luftige, ſchwindelnde, den er betrat.

Er ſieht nur den Baum, der ſo ſchmal und nackt,
Er hört nur den Donner vom Katarakt.

So peitſcht ihn der Schrecken durch Schnee und Hain,
Mit Glut im Gehirn und mit Froſt im Gebein.

Wohin er ſich flüchtet, da ſtarret der Baum,
Da klafft ihm entgegen der Höllenraum,

Da donnert in's Ohr ihm mit grauſem Takt,
Der ſauſende brauſende Katarakt.

Und eh's noch getagt über'n Foyers-Fall,
Liegt Mack Jan als Leiche in Makjans-Hall.

* *

Die Kinder.

Der Vater fällt den Eichenbaum,
Die Mutter ſpinnt im Hüttenraum,
Sie dreht das Rädchen dort mit Fleiß,
Es ſtrömt ihm von der Stirn der Schweiß;
Die Kinder ſcherzen und ſpielen,

Der Vater hat ein Erb' gethan,
Herrſcht nun im Schloß, ein reicher Mann,
Die Mutter lacht beim frohen Mahl,
Die Cymbel gellt zum Goldpokal;
Die Kinder ſcherzen und ſpielen.

Was pfeift durchs Schloß ſo wild der Wind?
Er ſagt, wo Dach und Fenſter ſind?
Das Schloß der Flamme Opfer war,
Auf Trümmern weint das Ehepaar;
Die Kinder ſcherzen und ſpielen.

Der Vater ſteht im Hinterhalt
Als Räuber dort im finſtern Wald,
Des Wandrers lauernd, der da geht,
Um Brod ſein Weib am Wege fleht;
Die Kinder ſcherzen und ſpielen.

Was rennt das Volk und ſtrömt zu Hauf? —
Ein Mörder ſchließt den Lebenslauf;
Wie blitzt das Schwert vom Blut ſo roth!
Am Wege liegt die Mutter todt —
Die Kinder ſcherzen und ſpielen.

Die Büßende.

Der Nonnen gottgeweihte Schaar
Zur Kirche wandelt, Paar und Paar,

Die Hand gekreuzt, den Blick geſenkt,
Den Sinn auf Reu und Buß gelenkt.

Des Kloſters Schirmherr, hoch und ſtolz,
Zur Bürſch juſt zieht ins Tannenholz.

Der ſteht am Thor gar fromm erbaut,
Wie er den Zug der Schweſtern ſchaut.

Doch als die Schaar vorüberzieht,
Nicht Eine hebt das Augenlied.

Sanft neigt jedwede nur das Haupt,
So wie's die Regel ihr erlaubt.

Der Letztern Eine nur allein —
Der iſt's, als blend' ſie Sonnenſchein.

Die blickt den herrlich ſtolzen Mann
Mit flüchtig raſchem Auge an.

Sie blickt, und blickt und bebt darob;
Weh, daß ihr Auge ſie erhob.

Und weiter geht die fromme Schaar;
Nicht Eine ward den Blick gewahr.

Doch quälet Reu' ohn' Unterlaß
Die Aermſte, ſo der Pflicht vergaß.

Und vor die Abbatiſſin tritt
Sie hin mit langſam ſchwankem Schritt.

„O ſprich, wie man, vom Schein bethört,
Die Sünde ſchon im Keim zerſtört?“

Und die Aebtiſſin: „„So an dir
Ein Glied erfüllt von böſer Gier,““

„„So wirfs hinweg als ſchlimme Laſt,
Bevor dich ganz die Sünd' erfaßt.““

Und in die Zelle geht zurück
Die Nonne mit geſenktem Blick,

Und denkt und ſinnt darüber nach
Was zu ihr die Aebtiſſin ſprach.

Doch als das Hora-Glöcklein ſchallt,
Und Alt und Jung zur Kirche wallt,

Tritt auch zur Zelle ſie heraus;
Doch Zetter füllt das ganze Haus.

Denn blutig, augenlos, erbleicht,
Die Nonne einer Todten gleicht.

„Um Gott! Wer hat in frevler Wuth
Die Hand befleckt mit deinem Blut,"

„Wer war's, der aus dem frommen Haupt
Die Augen grauſam dir beraubt?"

Die blut'ge Nonne aber ſpricht:
„Sucht außer mir den Thäter nicht."

„Weil ſichs nach Irdiſchem erhob,
So ſtrafte ich mein Aug' darob.“

Lehrt doch die Schrift: „So du an dir
Ein Glied gewahrſt voll ſünd'ger Gier,“

„So wirfs hinweg als böſe Laſt,
Bevor dich ganz die Sünd' erfaßt.“

Und ſtumm erſchüttert, wie noch nie,
Die Schweſtern ſinken auf ihr' Knie.

Doch, thränennaß ihr Angeſicht,
Zur Nonne die Aebtiſſin ſpricht:

„Wollſt fortan ſelbſt Aebtiſſin ſein
Da Keine, die wie du ſo rein.“

Ritter Pegam und Herr Lamberger.

Herr Pegam reitet hin durch Wien,
Vor'm Kaiſerhofe hält er ſtill,
Zum Kaiſer alſo ſprechend dort:
„Sag, haſt du einen Krieger wohl,
Der mit mir einen Zweikampf wagt?“

Der Kaiſer ihm entgegnet d'rauf:
„„Wohl nenn' ich einen Krieger dir,
Der einen Zweikampf mit dir wagt;
Doch iſt er fern von meiner Burg,
Im Krainerland am weißen Stein!“ “

„Nun, iſt er nah', ſo ſchickt um ihn,
Und iſt er fern, ſo ſchreibt an ihn.“
Wenn ſich ein junger Burſch nur fänd',
Der wüßte zu dem weißen Stein!
Wohl fand ſich bald ein junger Burſch,
Der wußte hin zum weißen Stein,
Der nahm ſein Hütlein untern Arm,
Den Brief nahm feſt er in die Hand

Hingeht der Burſche über's Feld;
Lamberger auf der Mauer ſteht,
Und ſpricht darauf in ſolcher Weiſ':
„Wohin nur geht der Wienerburſch,
Der Neuigkeiten bringt aus Wien?"
Da geht Lamberger ſchnell hinab
Begegnet auf der Stiege ihm,
Umfängt ihn mit der einen Hand,
Nimmt mit der andern Hand den Brief.

Schnell hat er überflogen ihn
Und ſpricht zu ſeiner Mutter dann:
Was ſag ich dir, lieb Mutter mein,
Der grimme Pegam ſchickt um mich."
„„Herr Pegam nennt zwei Teufel ſein,
Du haſt Maria und den Herrn.
Du haſt im Stall ein muth'ges Pferd,
Das ſieben Jahr ihn nicht verließ,
Das nie ein kaltes Waſſer trank,
Das ſüßes trank nur immerdar,
Und ſtets nur goldnen Weizen fraß." "

Er ſetzt ſich auf ſein gutes Roß,
Das ſchnell mit ihm von dannen fliegt,
Dem Vogel unter'n Himmel gleich;
Er braucht nur Nacht und Tag bis hin,

Und ſprengt durch Wien, daß rings herab
Das Glas aus allen Fenſtern fliegt
Beim Morgenimbiß aber ſitzt
Der Pegam eben jetzt und ſpricht:
„Herein, herein, du Diener mein,
Iſt dieß der Donner, iſt's der Blitz,
Wie oder iſt's ein Wagen, ſprich?"
„„Das iſt nicht Donner, iſt nicht Blitz,
Der junge Herr Lamberger iſt's.""

Da lädt zum Frühſtük Pegam ihn
Doch ſo zu ihm Lamberger ſpricht:
„Ich komm' nicht her zu Gaſterei'n,
Mit dir zu kämpfen komm ich her;
Ich komm dir über's graue Haupt
Und deine Feder ſchimmernd weiß;
Sie glänzt am Rande ſchön von Gold
Doch werd ich treten ſie in Koth!"
Zu ihm hierauf der Pegam ſpricht:
„„Mir thut es um nichts weiter leid,
Als um das Hemd an deinem Leib,
Das bald ſich tränken wird mit Blut.""
Darauf noch ſpricht der Pegam ſo:
Geh'n wir nun in des Kaiſers Hof,
Sprich, oder in die Straßen Wiens?""

Entgegnet Herr Lamberger da:
„Am Hofe tödten Schweine ſie,
Und Weiber keiſſen in der Stadt;
Dort kämpfen ſtarke Helden nicht,
Wir wollen auf das weite Feld,
Damit uns all das Volk erblickt.“

Und was da Edles war in Wien,
Begab ſich auf das weite Feld.
Da rannten auf einander ſie,
Doch thaten ſie einander nichts;
Dann rannten ſie zum zweitenmal
Und ſtießen ſich vom Kopf den Helm;
Doch als zum Dritten ſie gerannt,
Da flog hinweg des Pegam Haupt,
Lamberger auf dem Säbel dieß
D'rauf zum erlauchten Kaiſer trug.

„Was ſoll ich geben dir zum Lohn,
Willſt hundert weiße Burgen du?“
„„Erlauchter Kaiſer!““ jener ſpricht,
„„Es können neunundneunzig ſein
Damit es mehr zu zählen gibt!““

Die Willis.

(Slaviſche Sage.)

Der Marko reitet heim aus blut'ger Schlacht,
Zur ſüßen Braut zieht ihn der Sehnſucht Macht.

Es pocht ſein Herz mit wildem Ungeſtüm,
Gleich Wolken fliegt der Boden unter ihm

So brauſt ſein Roß dahin in wilder Haſt,
„Geduld, Geduld, bald hältſt du gute Raſt!“

Am Himmel ſteht der Mond erſterbnen Scheins,
Und endlos dehnt die Fläche ſich des Hains.

Kein Laut erſchallt, es regt ſich nicht ein Laub,
Die ganze Schöpfung ſcheint des Todes Raub.

Da plötzlich ſchimmer'ts weiß auf fernem Grund; —
Wer iſt noch wach dort in ſo ſpäter Stund?

Gleich einem Irrwiſch ſchwankts bald hier bald dort,
Zeigt ſich dem Blick und iſt dann wieder fort.

Da hemmt der Marko ſeines Pferdes Lauf,
Wie eine alte Sage taucht's ihm auf.

Lehrt nicht ein Mährchen, daß in tiefer Nacht
Die Willis tanzen, bis der Tag erwacht?

Die todten Bräute, die vorm Hochzeitstanz
Der Knöchler abgeholt mit Strauß und Kranz.

Und wer da kommt in ihren mächt'gen Reih'n
Der darf ſich nimmer ſeines Lebens freu'n.

Den reißen ſie dahin im wilden Flug,
Daß er am Tanz für immer hat genug. —

„Ei, thöricht Herz," der Marko ruft ſodann,
„Was zagſt du und gehörſt doch einem Mann?"

„Und ſei die Hölle ſelbſt mein Widerpart;
Nur mitten drein, das iſt ſo Reiterart."

Und ſeinem Roße preßt er ein den Sporn,
Ha! fliegt das über Stein und Stock und Dorn!

Und näher kommt er ſchon der luſt'gen Schaar —
Ein Dutzend weißer Jungfrau'n ſind's fürwahr,

Geſchmükt mit Strauß und Gold und Edelſtein,
Die tanzen da vor ihm auf ödem Hain.

Wie? — iſt es wirklich, was ſein Auge ſchaut?
Die Zwölfte dort — iſt ſeine eig'ne Braut.

Und „Swatka! Swatka!“ — ruft er froherſchreckt,
Und ſpringt vom Roß, das Schaum und Staub bedeckt.

Sie iſt's. — Umſchlungen hält die Braut ſein Arm —
Doch fühlt er's an der Bruſt nicht lebenswarm.

Eiskalt und ſtarr iſt ſie, die er umſchlang,
Und unterm Koller wird's ihm plötzlich bang.

Die Jungfrau aber ruft: „Herbei, herbei,
Ihr Schweſtern, die der Tod gewürgt im Mai!“

„Der Bräutigam iſt da, nun ſchlingt den Kranz,
Herbei, herbei zum luſt'gen Hochzeitstanz!“

Drauf faßt die Braut den Bräutigam mit Macht
Und reißt ihn fort durch Haid und öde Nacht,

Und reißt ihn fort, von wilder Luſt beſchwingt,
Wie er dagegen auch ſich ſträubt und ringt

Hinſauſt und brauſt es über Moor und Hain,
Hinſauſt und brauſt es über Dorn und Stein

Hinſauſt und brauſt es — horch, da gellt ein Schrei,
Drauf löſt's in Nebel ſich und — iſt vorbei

Am Himmel ſteht der Mond erſtorbnen Scheins,
Und endlos dehnt die Fläche ſich des Haines;

Kein Laut jedoch durchſchallt den öden Plan,
Drauf hingeſtreckt ein todter Reitersmann

(Siehe Anmerkung. 4.)

Zwei Reiche.

Zwei Särge mit ihrem Gefolge
Begegnen einander am Thor,
Die bringen zur Ruh' was vor Kurzem
Die Erde für immer verlor.

Den einen der Särge umglitzert
Weitab eine Decke von Gold,
Ein Bahrtuch, von Wachslicht beträufelt,
Iſt bloß um den andern gerollt:

Auch ſind von einander verſchieden,
Die beiden Gefolge gar ſehr,
Die hinter den ſchwankenden Särgen
Als Trauernde ſchreiten einher.

Denn hinter dem Einen da gibt es
Der Herren und Damen genug,
Mit flatternden Flören und Lichtern
Es will faſt nicht enden der Zug.

Den Andern aber geleiten
Nur Wen'ge, im einfachen Kleid,
Die haben kein Zeichen der Trauer
Als in Ihrem Antlitz das Leid.

Den Erſten umklingt und umſchallet
Poſaunengetön und Geſang;
Des Andern Gefolge zieht ſchweigend
Und lautlos die Straße entlang.

Wer mögen doch wohl nur die Beiden,
Die hier ſich begegnet ſein?
Weil man ſo verſchieden beſtattet
Des Ein wie des Andern Gebein.

Das waren: zwei Reiche, die eben
Der Zufall zuſammen geſellt;
Der Eine war reich — an Gedanken,
Und reich war der Andre — an Geld.

Ave Maria.

Der Sturm durchbrauſt des Berges Kamm,
Der Räuber liegt am Eichenſtamm,
Sein Blick hoch in den Lüften irrt,
Ihn freuts, wie das ſo ſauſt und ſchwirrt.

„Wohl“ ſpricht er, „wars ein ſchönrer Klang,
Der mir als Kind zu Ohren drang,
Wenn ſie nach heißer Tagesmüh'
Geläutet zum Ave Marie“

„Ach könnt' ich hören nur einmal
In meinem Leben noch den Schall
Vom Heimatsthurm, ſo friedlich ſanft
Wie einſt am grünen Wieſenranft!“

So denkt des Waldes blut'ger Sohn
Und geht zur Höhle, wo im Frohn
Des Laſters ſie beim Zechgelag
Verſchwelgen ihren Sündertag.

Doch kann ſo Wein als Becherklang
Bezähmen nicht den inner'n Drang,
Und klarer wird's ihm fort und fort:
Er muß zu ſeinem Heimatsort.

„Lebt wohl", ſo ruft er alſobald,
„Kann länger weilen nicht im Wald,
Mich treibt ein fremder, inn'rer Geiſt,
Der mich zur Heimat wandern heißt."

„Muß hören dort der Glocken Schall,
Der niederweht in's ſtille Thal,
Und Frieden gibt, wenn Abends ſie
Ertönen zum Ave Marie."

Drob aber lacht der Brüder Schaar —
„Willſt werden wohl ein Büßer gar?!
Du Thor, im flachen Lande droht
Aus jedem Buſch dir ſichrer Tod!"

Doch hemmt dieß nicht des Räubers Gang
Er hört ja nur den ſüßen Klang
Wie einſt, da an des Vaters Hand
Als Kind er ging durchs grüne Land.

Und niederſteigt er aus dem Wald
Zum Thal, vom Abendſchein beſtrahlt,
Und wandert ohne Raſt und Ruh'
Dem ſtillen Heimatsdörfchen zu.

Er geht und geht und wird nicht müd',
Bis wo im Korn der Mohn erblüht,
Bis wo der Theuren Hütten ſteh'n,
Die er ſo lang nicht hat geſeh'n.

Sind das Soldaten nicht, die dort
Sich ſchleichen um die Felder fort? —
Was kümmerts ihn, er denkt nur, wie
Erklungen das Ave Marie.

Und horch, da tönts mit mildem Schall
Vom Thurm herab in's liebe Thal.
Es klingt, als ſäng' ein frommes Lied
Die Mutter ihm, die längſt verſchied

Da wird's ihm klar was er verbrach,
Da wird die Reu' im Innern wach,
Da ſagt ihm jeder Klang ſogleich,
Wie Gott an Huld und Gnaden reich

Und nieder ſinkt er, wo er ſtand,
Und faltet fromm die rauhe Hand,
Und betet ſo, wie er noch nie
Gebetet, zum „Ave Marie.“

Und wie er alſo betend kniet,
Da rauſcht es hinter ihm im Ried,
Und durch den hellen Klang und Schall
Der Glocken kracht ein dumpfer Knall.

Der Räuber ſtürzt, hinſtrömt ſein Blut;
Der Schütze traf nur allzugut;—
Doch ſanft wie Sphärenmelodie
Verhallet das Ave Marie. —

Die Schenkendirne.

Die Räuber nah'n im luſt'gen Hauf;
„Du Schenkendirne! ſpiel uns auf,

Die Zither nimm und ſing dazu; —
Nicht lang iſt uns vergönnt die Ruh'.“

Sie nimmt die Zither von der Wand
Und ſingt und ſpielt mit brauner Hand.

„Hat einen Liebſten, hoch zu Roß,
Kein Kühn'rer iſt in eurem Troß;“

„Sein Auge ſchwarz und blond das Haar,
Kein ſchön'rer in der Tſcharde war.“

„Und als ihn fing der Schergen Hand,
Kein Treuer ihm zur Seite ſtand.“

Die Räuber ſchauen wild ſich an,
Horch auf! da ſprengts die Haid heran.

„Holla zu Roß!" — die Erde bebt,
Schon iſt die flücht'ge Schaar entſchwebt.

Da kommt's heran wie Sturmgebraus; —
Huſaren treten wild ins Haus.

„„Wie? keine Räuber hier beim Wein?
Das Dirnlein ſitzt und ſingt allein.""

„Oft ſchlang er wohl um mich den Arm
Und küßte mich ſo warm, ſo warm;"

„Nun küßt ihn nur, weil ers gewohnt,
Auf bleichen Mund der bleiche Mond."

Die todte Mutter.

Die Mutter ringt in Todesqual,
Die Wang' verbleicht zu Schnee,
Um ſie der Kinder reiche Zahl,
Erfaßt vom tiefſten Weh.

Zu Häupten ihr der Gatte ſteht
Und rauft ſein graues Haar; —
Bald iſt ja nun dahin, verweht,
Sein Glück für immerdar.

Erloſchnen Auges aber ſtarrt
Zur Thür' die Mutter hin,
Weil ſie nur noch auf Einen harrt
Mit angſterfülltem Sinn.

Noch einmal ſchickt ihr letztes Fleh'n
Sie brünſtig zu dem Herrn,
Den Sohn, den einz'gen, möcht' ſie ſeh'n.
Der ach, von ihr ſo fern.

Den Sohn, der treulos ſie verließ,
Sie und des Vaters Haus,
Der Beider Arme von ſich ſtieß
Und lachend zog hinaus;

Der niederem Gelüſt nur lebt,
Vergeſſend was da war,
Die Mutter, die um ihn gebebt,
Des Vaters graues Haar.

Doch ach! der Sohn kehrt nicht zurück,
Schon iſt vorbei die Friſt,
Nach welcher ſie, es ſagt's ihr Blick,
Dem Grab verfallen iſt.

Noch einmal ſeufzt ſie ſchmerzlich auf,
Nicht ward erhört ihr Fleh'n,
Zur Bruſt ſinkt ihr das Haupt darauf.
Es iſt um ſie geſcheh'n.

Des Vaters Jammer füllt das Haus,
Der Kinder Wehgeſchrei,
Horchauf, da kommts wie Sturmgebraus,
Zur Hausflur klirrts herbei.

Wer iſt der fremde, kühne Mann,
Der nicht nach Einlaß fragt?
Und wie ein Krieger angethan,
Solch' eine Störung wagt?

Wirr' iſt ſein Haar, ſein Antlitz bleich,
Die Stirn' des Kummers Thron,
Das Aug' dem Sprüh'n des Blitzes gleich —
Es iſt — der Todten Sohn.

Der ſieht die Leiche kaum und ſinkt
Auf ſie mit wildem Schrei;
Umſonſt ſein Aug' in Thränen blinkt,
Es iſt, es iſt vorbei.

Wie du mit Haſt geſpornt dein Roß,
So kamſt du doch zu ſpät; —
Ihr kurzer Lebenstraum verfloß,
Ihr Athem iſt verweht.

„O Mutter! Mutter!" ſchluchzet da
Der Sohn, ſo biſt du todt!
Nun ich, voll Reu', dir wieder nah',
Nach jahrelanger Noth."

„So konnteſt ohne Gruß und Kuß
Du aus dem Leben flieh'n!
Weh' mir, daß ich's erleben muß,
Daß du mir nicht verzieh'n!"

Und wieder auf das todte Weib
Wirft er ſich hin voll Schmerz,
Umſonſt, in dieſem ſtarren Leib
Schlägt nimmermehr ein Herz.

O Mutter, nun der Leiden baar,
Die Du jetzt ſchwebſt im Licht
Und ſchaueſt in der Sel'gen Schaar
Des Schöpfers Angeſicht."

„O kehre von des Ew'gen Thron,
Vom Paradies zurück,
Und bring Verzeihung deinem Sohn,
Mit einem einz'gen Blick!" — —

Und ſieh, kaum war verhallt dies Wort,
Da regt ſich allgemach
Die Leiche auf dem Lager dort
Und wird auf's Neue wach.

Und ſchlingt die Arme um ihr Kind ,
Für ſie verloren ſchon ,
Und preßt's an's Herz und weint gelind
Und liſpelt ſanft: „Mein Sohn!

Dann ſinkt ſie wieder hin und ſchließt
Das Aug', gehüllt in Flor ,
Und wieder eine Leiche iſt
Die Mutter , wie zuvor.

Kalt bleibt ihr Herz jedwedem Trieb ,
Bleibt kalt für Leid und Noth ;
Doch zeigte ſie , daß Mutterlieb'
Beſiegen kann den Tod.

Jung Dmitri.

Jung Dmitri, heim in der Ukraine Sand,
Auf langer Irrfahrt zog von Land zu Land,
In der Littauer Reich gelangt er drauf,
Mit Freuden nimmt ihn da der König auf.
Des Königs Tochter, lieblich wie der Mai,
Entdeckte ſchnell wie ſchön Jung Dmitri ſei
Und bald zur Flamme ward in Beider Bruſt
Die ſtille Glut, bevor ſie's ſelbſt gewußt.

Da ſagt Jung Dmitri einſt aus Unbedacht,
Was ihn zum Glücklichſten auf Erden macht,
Wie froh er leb' am Königshof zur Stund'
Und wie geküßt er hab' den ſchönſten Mund.
Zwei falſche Freunde hörten dieß mit Neid,
Die lieſen hin zum König alle Beid',
„Nicht können wir verſchweigen, was geſcheh'n,
Magſt du auch zürnend auf die Boten ſeh'n;
Jung Dmitri hegt, von ſchlimmer Ehrſucht blind,
Verbotne Lieb' zu deinem ſchönen Kind.“
Da färbt des Königs Wang' ſich zornesroth,

„Ich ſchwör's, Jung Dmitri, dir: bloß iſt dein
Tod!
Sind treue Diener hier in meiner Näh'
So ſorgt dafür, daß ihm ſein Recht geſcheh'.
Werft den Verwegnen in den tiefſten Thurm,
Wo fern der Sonne nichts denn Molch und Wurm.
Ihr aber lenkt in's grüne Feld den Lauf,
Und lockert dort zwei tiefe Gruben auf,
In dieſe ſenkt zwei Säulen und nicht mehr
Drauf leget einen Balken überquer,
Und auf den Balken, wenn ihr das gethan,
Hängt einen Strick von Seide noch ſodann,
Dran knüpft Jung Dmitri, wenn der Morgen
graut;
Doch ſorgt, daß ja mein Kind ihn nicht erſchaut!“

Jung Dmitri auf die erſte Sproſſe trat,
„Verzeiht, herzliebſte Eltern, was ich that!“
Jung Dmitri auf der zweiten Sproſſe ſteht,
„Verzeiht auch ihr, die ihr mich hängen ſeht!“
Jung Dmitri ruft auf dritter Sproſſe dann:
„Verzeih' auch du, mein Lieb, was ich gethan!“

Auf dieſes wird des Königs Tochter wach,
Und ſchreitet hin zum oberſten Gemach,
Und einen goldnen Schlüſſel, ſchön und fein,

Nimmt ſie und öffnet einen Silberſchrein,
Aus dem langt ſie ein Meſſer blank und hell,
Das ſtößt ſie in die weiße Bruſt ſich ſchnell.
Mit Dmitri ſpielt der friſche Morgenwind,
In ſeinem Blute liegt das Königskind;
Verzweifelnd eilt zu dem der Vater hin:
„O raſche That, was bringſt du für Gewinn?“
Den Eichentiſch zerſchlägt er drauf in Wuth
Und netzt ſein Kind mit heißer Thränenflut.
„Mein Töchterlein, ſo bitter jetzt beklagt,
Daß du ihn liebſt, o hätteſt du's geſagt,
Nicht hing Jung Dmitri jetzt an ſeidnem Band,
Gelegt in ſeine hätt' ich deine Hand.
Doch nimmer will ich, wie gethan ich vor,
Je dem Verrathe leihen mehr mein Ohr,
Sind treue Diener hier in meiner Näh'
Die Mitleid noch mit eines Vaters Weh,
So flieget hin, daß jedem werd' ſein Theil,
Und richtet jene Beiden mit dem Beil.

* * *

Schluß der Lieder.

Am Kloſterbrunnen.

Im düſtern Kloſtergarten
Ein einſam Brünnlein ſteht,
Das plätſchert leiſe, leiſe,
Von Blätterduft umweht.

Es klingt wie heimlich Beten,
Es klingt wie ſüßer Gruß,
Es klingt, als wie ein letzter,
Ein bitt'rer Liebeskuß.

Es klingt wie ſtilles Weinen,
Als wie ein ferner Sang,
Es ſtimmt die Bruſt ſo wonnig,
Und doch ſo wehmuthbang.

Von Düſterkeit umgeben,
Wie horch' ich nur allein
Dem Quell, der ſo bezaubernd
In's Becken quillt hinein.

Wie fern von hier, wie ferne
Sind Leben, Luſt und Schmerz! —
Es regt ſich nur der Brunnen,
Es regt ſich nur mein Herz

O Herz! — hör auf zu ſchlagen,
Verſieg', o Brünnlein du!
Dann wäre wohl im Garten
Daheim erſt recht die Ruh'.

Am Allerſeelentag.

Euch preiſ' ich glücklich, die das ſtille Grab
Umſchließt in ſeinen düſtern Friedenshafen,
Die einem ſchöner'n Sein entgegenſchlafen,
Nicht wandelnd mehr am irren Pilgerſtab.

Die Jugend nur hat ihren goldnen Traum,
Und einmal nur im Frühling blüh'n die Roſen,
Der Sommer naht und ſieh', die Stürme' toſen
Und wenig des Erhofften bleibt am Baum.

Bevor du's denkſt, wird welk das grüne Laub,
In Nebel hüllen ſich der Hoffnung Sterne,
Der Kindheit Traum verſinkt in trüber Ferne,
Und deine Roſen ſind der Stürme Raub.

Nur daß die Sendung du erfüllt, die Pflicht,
Kann Tröſtung noch in deine Bruſt dir ſenken,
Und ober dir als: Gottesdeingedenken,
Ein ewig ſchimmernd Allerſeelenlicht.

Zu dieſem heb' den Blick, von Thränen ſchwer,
Am Jrd'ſchen iſt kein Haften und kein Halten;
Hier muß ſich Alles ewig neu geſtalten,
Unwandelbar und ewig — iſt nur er!

Schmiedelieder.

1.

Wenn die Arme ſchwarzberußt
Kräft'gen Schwung's den Hammer ſchwingen,
Wenn um's Haupt die Funken ſpringen,
Fühlt ſich wohl des Mannes Bruſt.

Manchen gibt's, der ſchmiedet auch
Schaale Reime auf die Schönen,
Die nicht ſprühen, die nicht tönen,
Und verweh'n wie Eſſenrauch.

Heimlich ſchmiedet manch ein Wicht,
Nur daß er den Nächſten kränke,
Giftdurchhauchte böſe Ränke; —
Solch ein Schmiede bin ich nicht!

Pläne ſchmiedet auch ein Thor,
Die ſich nie verwirklicht weiſen,
Greif zum Hammer, ſchmiede Eiſen,
Ziehſt es bald dem Grübeln vor.

Eiſen, ja, das iſt's allein,
Was ich ſchmiede, was ich zwinge,
Wenn ich hoch den Hammer ſchwinge
Bei der Eſſe Wiederſchein.

Ha, wie von der wilden Kraft
Ambos da und Wände beben!
Das iſt Freude, das iſt Leben,
Wenn ein Starker wirkt und ſchafft.

2

Soll das Eiſen raſch erglüh'n
Und die Arbeit dir gelingen,
Mußt du ſtets in gleichem Takt
Nach wie vor den Hammer ſchwingen

Nur wo Ordnung und Geſetz,
Kann der Menſchen Werk gedeihen;
Ohne dieſe wirſt du nur
Saamen in die Winde ſtreuen

D'rum in immer gleichem Schwung
Laß des Hammers Schlag erſchallen,
Und der Sieg iſt deiner Kraft,
Und es wird dein Werk gefallen

3

Schon in aller Morgenfrühe
Gibt der munt're Schmied ſich kund;
Seines Hammers Schläge klingen,
Noch bevor die Lerchlein ſingen
Ueber'm grünen Wieſengrund.

Wohl ſo Mancher hebt mit Grollen
Sich von ſeinem Pfühl empor,
„Hohl' der Geier alle Schmiede!
Iſt doch nirgendwo ein Friede
Vor dem hölliſchen Rumor.“

Doch ein Andrer denkt dagegen:
„Traun, das iſt ein wackrer Mann,
Seine Klugheit muß ich preiſen
Früh ſchon ſchmiedet er ſein Eiſen,
Daß er Abends ruhen kann.“

Aber auch manch hübſches Dirnchen
Horcht dem Schall im Morgenſchein,
Denkt ſich: „Ei, der Junggeſelle,
Der ſo rüſtig ſtets zur Stelle,
Muß wohl flink beim Küſſen ſein!“

5

Luſtig iſts im Schmiedehaus,
Früh und Abends Saus und Braus,
Bälge blaſen, Eſſen glühen,
Hämmer donnern, Funken ſprühen,
Und der Arbeit nimmer müd'
Singt der Schmied dazu ſein Lied.

Ach, was wäre das für Pein
Andres als ein Schmied zu ſein!
Als ein Schneider krumm zu ſitzen,
Als ein Schreiber Federn ſpitzen,
Als ein Dreher Horn zu dreh'n,
Und als Krämer müßig ſteh'n!

Lieber hier nach Schmiedebrauch
Schaffe ich bei Glut und Rauch,
Baar des Kleid's bis an die Lenden,
Hammers Wucht in ſtarken Händen
Schmiedend mit gewalt'gem Schlag
Was ich ſchmieden kann und mag.

So auch jeder gern erfaßt,
Was für ihn juſt taugt und paßt,
Schwache lieben ſtill'res Wirken
In begrenzteren Bezirken;
Aber üben, wo er kann,
Soll und muß die Kraft der Mann.

5.

Weißt du den Hammer
Rüſtig zu führen,
Wirſt du vom Kummer
Wenig verſpüren; —
Friſch nur geſchmiedet,
Da es noch glüht,
Sei es nun Eiſen
Oder Gemüth.

Schmieden doch Alle,
Die da auf Erden,
Hoffend des Spröden
Meiſter zu werden,
Schmieden faſt immer
Sich ihr Geſchick,
Aber nicht Einer
Schmiedet ſein Glück

Schmiedet, o ſchmiedet
D'rum nur behende
Fleiß und Beharren

Fördern das Ende;
Thut nur als Schmiede
Was euch zur Pflicht,
Und, glaubt, — vergebens
Schmiedet ihr nicht.

Der ſaubere Cumpan.

(Ein Nachzügler zu den Blättern und Trauben *)

Saß mit Einem einſt beim Wein —
Schien ein wackrer Burſch zu ſein,
Trank ſo wohlgemuth als man
Nur ſein Gläschen trinken kann.

Viele Gläſer wurden leer,
Manche Flaſche mußte her,
Waren Freunde da im Nu,
Tranken gar auf du und du:

Doch wie's mit dem Trinken aus,
War der Freund zur Thür' hinaus,
Schmähte gleich, zu ſchuld'gem Dank,
Ueber Alle frei und frank.

---

*) Wein-, Trink-, Keller- und Tafellieder v. J. N. Vogl, 1843. gr. 8. 124 S. Wien bei Strauß Witw. et Sommer.

Seht doch, kommt der Gauch daher,
Trinkt mir Glas und Flaſche leer,
Und ſchimpfirt noch Wirth und Wein,
Ei, da ſchlag' der Donner d'rein

Folgt darum des Herzens Drang
Nicht zu ſchnell beim Gläſerklang:
Denn iſt Wein und Geld verpufft
Zeigt ſich nur zu oft der Schuft

Das Jägerhorn.

Das Thal iſt ſtumm,
Kein Blättchen rauſcht;
Umſonſt mein Ohr
Zur Ferne lauſcht

Der Abendſtern
Aus hoher Luft
Nur ſchaut herab
Durch Nebelduft.

Der Friede zog
In jedes Haus,
Die Sorge trieb
Er weit hinaus.

Da tönt vom Wald
Durch Buſch und Dorn
Mit lindem Schall
Des Jägers Horn.

Doch klingt's nicht wild
Als wie am Tag,
Es klingt als künd'
Es tiefe Klag'.

Es klingt und ſchallt,
Vom Schmerz belebt,
Daß Buſch und Wald
Und Herz erbebt.

O ſchweig, o ſchweig
Doch allgemach,
Und ruf das Wild
Im Wald nicht wach.

Das Wild, das nun
Im Schlafe ruht,
Den Schmerz, den Schmerz
Mit ſeiner Glut.

Vergangenheit und Gegenwart.

Der Winter wirſt den Schnee mir an das Fenſter,
Mit Zacken iſt betreſſt des Daches Saum,
Und ſchaurig zieht die Stunde der Geſpenſter
Ob meinem Haupte hin ein finſtrer Traum.

Ich aber träume bei der Stürme Toſen
Vom Frühlingsſchein, der durch mein Fenſter fiel,
Und von der Pracht und von dem Duft der Roſen,
Und von der Weſte ſchmeichleriſchem Spiel.

Da kommt der Frühling wirklich, der erträumte,
Und bringt ſo Weſt als Duſt und Roſe mit,
Und ſäumt die Pfade, wie er ſonſt ſie ſäumte,
Mit Blumen rings, wohin er lenkt den Schritt.

Doch ſieh', da träume ich, umlacht von Blüthen,
Vom Winter wieder, der vorüberzog,
Und von der Stürme luſtigwildem Wüthen,
Und von der Flocke, die an's Fenſter flog.

So leb ich meiſt nur dem, was mir entſchwunden,
Als hätt' ich das Entſchwund'ne nur geliebt,
Und denke kaum, daß uns zu allen Stunden
Die Gegenwart doch nur das Schönſte gibt

Mein Allerſeelenlicht.

S' iſt Allerſeelen heute
Und jedes das nur kann
Es zündet einem Theu'ren,
Ein kleines Lichtlein an.

Möcht' auch ein Lichtlein ſetzen,
Wem Theu'ren auf das Grab,
Doch weiß ich nicht den Todten.
Weil ich ſo viele hab,

So mög' das Licht denn brennen
Als wie ein ſtumm Gebet,
Den Seelen meiner Lieder,
Die ungeahnt verweht.

Anmerkungen zu den Balladen.

1. Da die Kirche zum heiligen Nikolaus jedoch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Alters halber einſtürzte, ſo kam jenes Wahrzeichen an das Inſpectorat von Ellrich, wo es noch heut zu Tage dem Schauluſtigen gezeigt wird. Seite 78.

2. Die Burg Hirſchhorn liegt am Neckar in düſterer Waldeinſamkeit. Im Jahre 1600 tödtete der Herr dieſes Schloſſes den letzten Handſchuhsheim auf dem Markte zu Heidelberg im Zweikampfe. —

   Von deſſen Mutter verflucht, überlebte er alle ſeine Söhne und ſtarb im Jahre 1632 als der Letzte dieſer mächtigen Dinaſtie. Seite 126.

3. Als bürgerlicher Krieg geraume Zeit hindurch Spanien zerrüttet hatte, ſiegte endlich König Pedro, dem ein Prinz von Wales ſeinen Arm geliehen hatte, über ſeinen Mitbewerber um die Krone Kaſtiliens Heinrich Traſtamara, aus dem Hauſe der Guzmann.

   Schon vor längerer Zeit übertrug der Verfaſſer obiger Ballade einen Cyklus Romanzen aus dem Altſpaniſchen, welche zu Zeiten Pedro des Grauſamen auf dieſes Ereigniß gedichtet wurden, und der für

Manchen nicht ohne Intereſſe ſein dürfte. Sieh Vogls Fahrender Sänger. Wien. Wallishauſer. 1839. S. 42.

König Pedro, welcher den ebenerwähnten Beinamen nicht mit Unrecht führte, dürſtete nach Rache; über jedes noch ſo ſchuldloſe Mitglied der Familie des Beſiegten fiel ſein Haß wieder her und ihr Blut floß.

Als er nach Sevilla kam, wo eine alte achtbare Matrone, Mutter des Don Juan Alfonß de Guzmann lebte, war dieſe die erſte, an deren Martern ſeine Rache ſich zu kühlen ſuchte.

Durch ſeinen Machtſpruch ward ſie in den Kerker geſchleppt und zu dem Tode auf den Scheiterhaufen verurtheilt.

Bei ihrer Hinrichtung wurde nun ihre erſte Dienerin Iſabella Davalos durch ihr weibliches Zartgefühl zu jener heroiſchen That verleitet, welche ihren Namen der ſpäteſten Nachwelt aufbewahren wird und dem Verfaßer den Stoff zur vorſtehenden Ballade lieferte.

Die Familie der Guzmann ließ die theure Aſche der Matrone und ihrer Dienerin ſammeln; eine prächtige Kapelle in der Kirche des heil. Iſidoro zu Sevilla verſchließt den Aſchenkrug, und an dem Marmordenkmale der Matrone iſt die wahrhaft erhabene Scene abgebildet.

Da ſieht man das Mädchen knieend vor der Verlaſſenen ſich an ſie ſchmiegend, von Flammen umgeben.

So ehrten die Zeitgenoſſen das Andenken dieſer Großthat, aber ſie beurkundeten ihre Theilnahme noch ehrenvoller durch ein Familienbündniß, welches jedes Mitglied der Familie Gutmann feierlichſt verpflichtete, keinen von dem Geſchlechte der Davalos, der in Noth ſei, hülflos zu laſſen, es koſte auch was es wolle. — Seite 151.

4. Im Trentſchiner Comitat, in der Gegend von Sillein, herrſcht der Volksglaube, daß die Seelen der nach der Verlobung verſtorbenen Bräute keine Ruhe genießen, ſondern, mit Brautkranz und Edelſteinen geſchmückt, zu nächtlichem Umherſchweifen genöthigt ſind, wo ſie zur Zeit des Neumondes Rundtänze halten und ſchaurige Lieder ſingen. Werden ſie eines Mannes anſichtig, ſo muß er ſo lange mit ihnen tanzen, bis er todt iſt. Dieſe Geiſter nennt man Willi. Die Aehnlichkeit derſelben mit den nordiſchen Elfen und andern ins griechiſche Alterthum hinauf reichenden Volksmährchen iſt auffallend. Seite 182.

Inhalt.

Seite

Lieder.

Neuer Liederfrühling 7
Frühlingsboten:
  1. Vorgefühl 8
  2. Schwalbengezwitſcher 9
  3. Lenzphyſiognomie 10
  4. Uebergang 11
  5. Vorſicht 12
  6. Frühlingsblätter 13
  7. Schmäht mich nicht 15
An die Sterne 17
Ein Traum 19
Täuſchung 20
Allein 21
Botenlied 23
Andere Zeiten, andere Lieder 25
Lebensfragen 27
Mühlenlieder 1 — 5 . . . . 28—33

Seite

Gruß in der Fremde . . . 35
Herbſtfrage . . . 36
Weihnachten . . . 38
Die Poſt . . . 40

Haidelieder:

1. Auf einer Ungarhaide . . . 42
2. Haidenebel . . . 44
3. Das Grab auf der Haide . . . 45
Windiſches Volkslied . . . 47
Traumwelt . . . 49
Den Feinden . . . 51
Varietas . . . 52
Das ſchlimmſte Wort . . . 53
Letztes Gedicht der Maria Stuart . . . 54
Des Geiſtes Nachtlied . . . 55

Balladen.

Jäger Füßli . . . 59
Das Licht auf der Haide . . . 63
Der Meiſtertrunk . . . 65
Die Koſakenbraut . . . 70
Junker Klettenberg . . . 74
Die barmherzige Schweſter . . . 79

Seemannsſagen:

1. Die Kirche im Meere . . . 84
2. Niels Abendfahrt . . . 86
Der Gefangene . . . 89
Der letzte Tänzer . . . 92
Des Raubers Liebe . . . 99
St. Rita . . . 103
Éljen a' Király . . . 106

Seite
Eduard und Kunigunde 109
Die vier Evangeliſten in der Sophienkirche zu Konſtantinopel 111
Floretta 114
Das Allerſeelenlicht 122
Der letzte Hirſchhorn 124
Die Hand des Herrn 127
Ritter Schlemuſalnik, der den Feind freſſen will 133
Das Hirtenmädchen 135
Das neue Haus 139
Mulei Maluk 141
Der Lanzknecht 145
Der letzte Dienſt 147
Maria 152
Pukszan von Vulatovich 157
Der Gang im Schnee 162
Mack Jan 165
Die Kinder 169
Die Büſſende 171
Ritter Pegam und Herr Lamberger 175
Die Willis 179
Zwei Reiche 183
Ave Marie 185
Die Schenkendirne 189
Die todte Mutter 191
Jung Dmitri 196

Schluß der Lieder.

Am Kloſterbrunnen 201
Am Allerſeelentag 203

Seite
Schmiedelieder 1 — 3 . . . . . . 205 — 211
Der ſaubere Cumpan 213
Das Jägerhorn 215
Vergangenheit und Gegenwart 217
Mein Allerſeelenlicht 219
Anmerkungen zu den Balladen . . . 220

Druckfehler:

Seite 169 Zeile 14 ſtatt Ehepaar lies Elternpaar.
„ 171 „ 2 „ Paar und Paar; lies Paar um Paar
„ 173 „ 14 „ beraubt lies geraubt
„ 175 „ 11 „ Nun lies Und
„ 180 „ 7 „ mächtigen lies nächtigen
„ 203 „ 10 „ füllen lies hüllen.
„ 211 „ 3 „ vom lies von

34811

SCHATTEN

VON

I. N. VOGL.

Wien, 1844.

Verlag der Jasper'ſchen Buchhandlung.

Herrengaſſe № 251, im Fürſt Liechtenſtein'ſchen Palais.

UNIVERSITAETS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Gedruckt bei A. Strauß's ſel. Witwe & Sommer.

J. S. E. 311

Ihrer Excellenz

der hochgebornen Frau

Iſabelle, Gräfin von Goëß,

gebornen Gräfin von **Thürheim,** Sternkreuz-Ordens-
und Pallaſt-Dame Ihrer Majeſtät der Kaiſerin, auch
Ehrendame des ſouverainen Ritterordens des heiligen
Johann von Jeruſalem

eignet in tiefſter Ehrfurcht dieſes Buch

der Verfaſſer.

Schatten.

Neue

Novellen und Erzählungen

von

Joh. N. Vogl.

Schatten.

Schatten ſiehſt Du allenthalben,
Schatten folgen jedem Licht,
Ja die Wüſte ſelbſt entbehret
Flücht'ger Wolkenſchatten nicht.

Mit des Schickſals finſtern Mächten
Liegen wir auch hier im Streit,
Bis des Grabes ew'ger Schatten
Von den ird'ſchen uns befreit.

Manche düſtre Lebensſchatten
Sieh' nun hier vorüberweh'n,
Wie des Himmels Licht ſie öfters
Als der Menſchen Aug' geſeh'n.

Laß vorbei an Dir ſie gleiten,
Da verſiegt nun Harm und Pein,
Und des Lebens Schatten mögen
Fern von deinen Wegen ſeyn.

Der Führer.

Hiſtoriſche Skizze.

Die ſchwarzen, hohen, mit Schnee bedeckten Berge Norwegens ſchauten finſter in das Thal herab, in welchem ein kleines namenloſes Dörfchen, noch auf ſchwediſchem Gebiete, der Gegend ein maleriſches und romantiſches Anſehen verlieh.

Graue Schneewolken drängten ſich durch die Klüfte und Felſenkegel herein und verhüllten den wilden Bergpaß von Ruden, welcher dort ſeinen Anfang nimmt.

Eine traurige Düſterkeit lag über der herbſtlichen Gegend und das Leben in den Hütten jenes Dörfchens ſchien ausgeſtorben. Denn kein Laut regte ſich, kein menſchliches Weſen ließ ſich erblicken, nur aus einem einzigen Fenſter ſchimmerte der ſchwache Schein eines Lichtes, es kam aus dem größeren Gemache einer Herberge, ein Eigenthum des alten Sweyne Koping, eines Schweden mit Leib und Seele.

Nicht lange aber ſollte dieſe Einförmigkeit währen, bald ſollte die öde Herbſtlandſchaft Zeuge einer eben ſo zärtlichen als traurigen Szene werden. — Die Thüre, welche in das Vorgemach jener Herberge führte, wurde ſachte aufgemacht und heraus trat ein junges weibliches Geſchöpf, hoch, ſchlank, mit ſchön geſcheitelten blonden Haaren: dieß Alles konnte man nur in dem Augenblick wahrnehmen, als die jugendliche Geſtalt an dem erleuchteten Fenſter vorüber, nach einer benachbarten Hütte ſchritt.

Noch hatte ſie aber dieſe nicht erreicht, als plötzlich aus der Dunkelheit ihr eine zweite Geſtalt entgegentrat.

»Alf?« flüſterte das Mädchen.

»Ich bin es,« antwortete die Geſtalt, in welcher wir einen jungen Norweger, einen Schützen aus dem Nachbarthale, erkennen.

»So ſpät wagteſt du dich noch über den Jodel, jetzt, wo Schneegeſtöber und Nebel wie unentrinnbare Mörder auf den Wanderer lauern?«

»Der Weg führte ja zu dir,« ſagte Alf, »auch kenne ich die Berge wie kein Zweiter in Norwegen und Schweden, und weiß wohl auch Schutz für plötzliche Überfälle. Doch laſſen wir das, es iſt vorüber, und wir haben Wichtigeres zu beſprechen. Sag', Rikza, wie ſteht es um uns, iſt dein Vater noch immer nicht günſtiger gegen mich geſinnt?«

»Ach,« ſeufzte das Mädchen, »er hat ſich nicht geändert, ſeit du ihn nicht geſehen. Er lobt dich als einen der tüchtigſten Schützen, als einen wackeren kräftigen Mann, als einen Bergſteiger, der nicht ſeines Gleichen aufzuweiſen, das einzige Sündhafte an dir iſt in ſeinen Augen —«

»Daß ich ein Norwege bin,« fiel Alf in die Rede »und aus dieſer Urſache verweigert er mir die Hand ſeiner Tochter und macht zwei Herzen für immer unglücklich. Nun, ſo möge er es denn thun, er wird der Reue nicht entrinnen, wenn er kinderlos auf ſeinem Sterbebette liegen und vergebens bei Fremden nach Beiſtand in ſeinen letzten Nöthen ſuchen wird. Rikza, ich habe meinen Entſchluß gefaßt. Heute übernachte ich noch in eurer Hütte, aber mit dem nächſten Morgen ziehe ich über die Berge fort, und über das Meer, bis Norwegen und Schweden wie ein Traumgebilde hinter mir verſchwinden, um es nimmermehr in der Wirklichkeit vor mir aufſteigen zu ſehen.

»Alf, handle nicht zu raſch!« flehte das Mädchen und lehnte ſich weinend an ſeine Bruſt.

»Für uns gibt es keine Hoffnung mehr,« ſagte Alf mit einem Tone, aus dem ſeine innere Gemüthsſtimmung zu entnehmen war. »Darum iſt es das Beſte, wir ergeben uns in unſer Schickſal. Rikza, wir können nur hier getrennt werden, für eine kurze Spanne Zeit, die vorüberfliegt, ehe wir es ahnen; denn was ſo wahrhaft und rein liebt wie wir, das muß ſich in einem Jenſeits wiederfinden, das ſagen uns die Sterne, die dort herniederſchauen durch die Wolken, das ſagt uns das Herz in unſerer Bruſt.«

»Und ich ſoll ſo ganz allein, ſo fern von dir dahinwelken,« jammerte Nikza.

»Welke immerhin,« ſprach Alf ſie liebkoſend, »du ſchöne Roſe meiner Heimat, du theilſt nur das Loos von ſo vielen Tauſenden deiner Schweſtern. Auch mir wird der Strahl des Glückes nicht das Herz durchdringen in der Ferne, auch ich werde freudenlos die Tage vorüberſchwinden ſehen, aber mich wird das Andenken an die Roſe meiner Heimat, an deine Liebe erheben und mich ſtark machen in meinem Unglück, und in meinen Nöthen.«

»Ja, Alf,« rief Nikza, »wir werden uns nie, niemals vergeſſen!«

»Niemals!« rief Alf, drückte das ſchluchzende Mädchen eng an ſeine Bruſt und preßte einen langen Kuß auf ihr Haupt. Eine lange Pauſe erfolgte. Der wilde Sturm in ihrem Innern ſchien etwas nachzulaſſen, langſam richteten ſich Beide wieder auf, ſahen einander durch die naſſen Wimpern in die Augen und reichten ſich ſodann die Hand. Es ſchien, als ſei der Schmerz in ihnen geſtorben und habe der Ergebung und der Trauer Platz gemacht. Ohne ein Wort weiter zu ſprechen, gingen ſie hierauf Hand in Hand in die Hütte des alten Swenne Koping.

»Ei ſieh da, der Schütze von Filefjeld,« rief der alte Sweyne. »Willkommen, wenn Ihr mit einer freundlichen Geſinnung meinem Herde naht.«

»Ich komme als Freund,« antwortete Alf, »und hege keinen Groll auf Euch, ob Ihr auch gleich mein Lebensglück vernichtet.«

»Laßt das,« ſagte Sweyne, mit einer verdrießlichen Miene die Pelzkappe vom Ohre ſchiebend. »Ihr kennt meine Anſichten, nur gleich und gleich paßt zu einander. Norweger zu Norweger, Schwede zu Schwede. Wärt Ihr ein Schwede, beim großen Hakon Jarl! ich würde ſtolz auf Euch als meinen Schwiegerſohn ſein. Allein was iſt, kann nicht geändert werden. Doch ſagt, was bringt Euch zu uns.«

»Ich komme um Abſchied zu nehmen.«

»So wollt Ihr uns verlaſſen?«

»Für immer.«

»Und wohin gedenkt Ihr zu reiſen?«

»In die weite Welt.«

»Recht ſo, die Jugend muß ſich draußen umſehen und was verſuchen. Gebt Acht, Ihr vergeßt meine ſchlanke Rikza früher als Ihr glaubt, es gibt gar herrliche Weiber auch außer unſern Nebelbergen. Nun, Rikza, eile dich und bringe Meth und einen Imbiß für unſern wackern Nachbarn, er ſoll ſehen, daß wir nicht ohne Theilnahme von ihm ſcheiden und das Schätzenswerthe an ihm gar wohl erkannten. Na, reicht mir nur immer Eure Hand,« ſprach der alte Sweyne, als Rikza die Stube verlaſſen hatte, um das

Geforderte zu holen, Ihr zürnt auf mich in Eurem Innern, aber Ihr werdet wieder freundlicher geſinnt auf mich werden in der Folge, wenn ſich das Ungeſtüm Eurer Leidenſchaften gelegt, und werdet es einſehen, daß mein Grundſatz die Frucht langjähriger Erfahrungen iſt, der durch nichts mehr wankend gemacht werden kann. Darum reicht mir die Hand und gebt mir altem Manne, den Eure Augen nun zum letzten Male ſehen, einen Abſchiedskuß ohne Groll.«

»Ohne Groll,« ſprach Alf mit zerriſſenem Herzen und preßte ſeine Lippen auf den bärtigen Mund des Greiſes.

In dieſem Augenblicke trat das Mädchen mit rothgeweinten Augen, Meth und Trinkgeſchirre bringend, in die Stube.

»Und ſomit,« nahm wieder Sweyne das Wort, »wären wir in Richtigkeit, und nun laßt uns noch ein Weilchen zuſammenſitzen und bei einem Becher Meth noch Eins plaudern, bevor wir uns auf's Lager ſtrecken. Komm, Nikza, ſetze dich neben unſern Gaſt und Ihr ſetzt Euch in den großen Lehnſtuhl, das iſt der Ehrenplatz, der gebührt dem Scheidenden.«

Wie Sweyne ſagte, ſo ſetzten ſie ſich an den Tiſch, welchen Nikza früher gedeckt hatte. Aber die Unterhaltung gerieth bald ins Stocken, ſo ſehr ſich auch der alte Sweyne bemühte, an den abgeriſſenen Faden jedesmal wieder einen neuen anzuknüpfen. Die Herzen der beiden jungen Leute waren zu betrübt, und die Zukunft ſtarrte ihnen ſo leer und troſtlos entgegen, wie draußen die öde herbſtlich todte Gegend durch das Fenſter hereinſtarrte.

Ein ſichtliches Unbehagen hatte ſich aller bemächtigt und ſchon wollte Sweyne zum Aufbruche mahnen, als plötzlich ein Geräuſch vor der Hütte vernehmbar wurde.

»Was gibt es denn da noch ſo ſpät?« fragte er, einen mißtrauiſchen Blick auf Alf werfend.

»Ihr habt doch keinen Argwohn auf mich?« fragte dieſer finſter.

»Nein,« ſprach Sweyne, »Ihr ſeid ein Ehrenmann und keiner Niederträchtigkeit fähig, obgleich dieſes ungewöhnliche Geräuſch in dieſer Stunde —«

»Die nächſte Minute wird uns hierüber belehren,« erwiederte Alf, ergriff ſeine Armbruſt und verließ die Hütte.

Schweigend ſtanden Vater und Tochter eine Weile, ihr ganzes Gefühl ſchien in ihr Gehör übergegangen zu ſein. Das Geräuſch draußen währte fort, verminderte ſich wieder, erſcholl aber nach Kurzem lauter als zuvor.

Gleich darauf trat Alf in die Stube.

»Es ſind Krieger,« berichtete er, »Schweden, die wahrſcheinlich ein geheimer Anſchlag auf meine Landsleute in dieſen Thalwinkel bringt.«

»In großer Anzahl?« fragte Sweyne erſtaunt.

»Es müſſen mehrere Hunderte ſein,« entgegnete

Alf, »denn ſie bilden einen langen ſchwarzen Streifen über die Schneehänge herab.«

»Sonderbar,« brummte Sweyne, dem jedoch die innere Freude über ſeine kühnen Landsleute aus den Augen leuchtete. In dieſem Augenblicke pochte eine Männerfauſt an die Thüre und herein trat ein hoher ſtarker Kriegsmann.

Er hatte einen Blechhelm auf dem Kopfe, trug einen Oberrock von weißem ſchweren Wollenzeuge mit einer Reihe großer Knöpfe und weiten Ermeln. Sein Antlitz zierte ein ſtarker Schnur- und Knebelbart.

»Glück und Frieden allen Schweden!« ſprach der Eintretende.

»Einen gleichen Gruß auch Euch, Herr Landsmann,« erwiederte Sweyne, und noch dazu: »Gedeihen Eurem Unternehmen.«

»Das gebe der Himmel,« verſetzte der Erſtere. »Und nun ſorgt, daß wir ein leidliches Unterkommen finden bei Euch und in den andern Hütten, der Hauptmann folgt mir auf der Ferſe.«

»Was in unſern Kräften liegt, ſoll geſchehen,« ſprach Sweyne, »dafür iſt unſere Vaterlandsliebe Bürge. Ich will ſogleich alle Anſtalten bei den Nachbarsleuten treffen.«

»Vor Allem,« nahm der Krieger das Wort, »mache ich Euch verantwortlich, daß unſere Ankunft ein Geheimniß bleibe und Niemand vor uns das Gebirge paſſire.«

»Sorgt Euch darum nicht,« ſagte Swenne, »über die Gebirge wagt ſich jetzt kein einzelner Mann und wenn er noch ſo großen Lohn dafür zu erwarten hätte.« Auf dieſes zog er ſeine Kappe über die Ohren, warf einen Pelz über die Schultern und verließ die Hütte.

Der Krieger und Nikza hatten nur wenige Worte gewechſelt, während welchen ſich Alf in einem Winkel der Stube niedergelaſſen hatte, als der Hauptmann der ſchwediſchen Soldaten mit noch zehn andern Kriegsleuten in die Stube trat.

»Nicht wahr,« ſprach dieſer zu Nikza, »ein unerwarteter Beſuch, doch hoffe ich kein unwillkommener für echte Schweden. Habt Ihr für uns geſorgt?« fragte er den erſten Krieger.

»Es iſt Alles in Ordnung gebracht.«

»Nun ſo ſorge du, ſchönes Mädchen, daß wir Trunk und Imbiß bekommen, wir haben einen tüchtigen Marſch gemacht und bedürfen Beides gar ſehr, um uns zu erholen und noch für größeres Ungemach zu ſtärken.«

Nikza eilte ſogleich in die Küche und bediente mit geſchäftiger Eile die Krieger, die ſich bald in der Herberge heimiſch fühlten. Nicht lange ſo kam auch Swenne wieder zurück, der alles zur Unterbringung der Mannſchaft veranſtaltet hatte. Was nicht in den Häuſern und Hütten Platz fand, wurde in Baraken aus Holz und Stroh untergebracht, die in Eile errichtet worden waren, und die Mannſchaft auf die kurze Zeit von Froſt und Wind genugſam ſchützten.

Jens Sture, ſo nannte ſich der Hauptmann, äußerte ſeine große Zufriedenheit über Swenne's Bereitwilligkeit und bot ihm auf, ja darauf zu ſehen, daß ſeine Leute nicht zu viel in die Methbecher ſchauen möchten. „Bedenkt,“ ſchloß er ſeine Rede, „daß alle jene, die morgen hinter jenen Bergen ſchlafen wollen, einer feſten Hand und eines ſicheren Auges bedürfen.“

„Uns aber,“ fuhr er fort, „laßt noch, bevor wir uns auf das erſehnte Lager ſtrecken, ein Lebehoch dem König bringen.“

Alles griff zu den Bechern, nur Alf ſchien in ſeinem Winkel eingeſchlafen.

„Es iſt ein Toaſt,“ ſprach Jens Sture, „der aus treuen Schwedenherzen kommt, denn ſicher iſt kein Norweger jetzt in unſerer Nähe.

„Doch, doch, meine Herren,“ nahm Alf nun plötzlich das Wort. „Es iſt einer in Eurer Nähe, und dieſer bin ich ſelbſt.“

„Wie?“ rief der Hauptmann mit rollendem Auge, und ſeine Rechte griff nach dem Schwerte, ſo wie die der andern Krieger, welche wild gegen Alf herandrangen.

„Laßt die Schwerter ruhen,“ rief Swenne, „von einem Norweger unter meinem Dache habt ihr nichts zu beſorgen, ſo wenig als er von euern Schwertern, ſie müßten denn zuerſt durch meine Bruſt den Weg ſich bahnen. Dieſer Mann, den ihr mit ſo grimmigen Augen betrachtet, iſt ein Schütze von Fjileſfjeld und hat bereits aufgehört ein Norweger zu ſein, denn er hat ſeinem Vaterlande für immer Lebewohl geſagt, um ſein Glück in der weiten Welt zu ſuchen.«

Dieſe Worte beſchwichtigten Jens Sture und die Seinen wieder, die Schwerter raſſelten zurück in die Scheide, und die Hände griffen wieder zu den Methbechern.

»Da Ihr nun ein Fremder geworden ſeid,« nahm Jens Sture zu Alf gewendet das Wort, »und daher keiner Partei angehört, ſo könnt Ihr immerhin auf das Heil eines edlen Königs einen Becher leeren.«

Hierauf nahm er einen Becher und reichte ihn dem Schützen. »Wohlan,« fuhr er fort, »auf das Wohl des Königs der Schweden!« Die Becher klangen aneinander. Alle Becher waren geleert, auch jener des Alf, er hatte aber den Meth verſchüttet, was jedoch nur die bebende Nikza bemerkte.

»Und nun ſagt mir,« ſprach der Hauptmann zu dem Wirthe, »Sweyne, glaube ich, iſt Euer Name.«

»Ganz recht, Sweyne Koping.«

»Sagt mir alſo, Sweyne Koping, wißt Ihr Niemand von Euren Leuten oder Nachbarn, der uns auf dem gefahrvollen Wege, den wir nach wenigen Stunden antreten wollen, als Führer dienen könnte?«

»In der Nacht?« ſagte Sweyne erblaſſend. »Beſchütze Gott, wer wagte ſich da über die ſchrecklichen

Pſade an den thurmhohen Abgründen vorüber. Jetzt, wo kein Mond leuchtet und die Nebel trügeriſch das ſchaudervolle Grab verhüllen.«

»So wißt Ihr Niemand?« fragte der Hauptmann und tiefe Furchen legten ſich über ſeine breite Stirne.

»Herr, das iſt mehr als tollkühn,« ſagte Sweyne, »das heißt den Herrn verſuchen.«

»Es gilt das Vaterland zu retten,« erwiederte Jens Sture, »und da ſcheut der Schwede weder Gefahr noch Tod.«

»Wir haben ſichere Nachrichten erhalten, daß die Schotten auf der weſtlichen Küſte Norwegens gelandet, um ſich mit unſerm Heere zu vereinigen.«

»Dreihundert Krieger, unter meiner Führung, die Blume Schwedens, beſchloſſen daher die Grenze an dem unzugänglichſten Puncte zu überſchreiten, da wir überzeugt ſind, daß die Norweger ihre Mannſchaften in den ſüdlichen Gegenden verſammelt haben, wo ſich ihnen die ſchwediſche Armee entgegenſtellt, und daß ſie die Vertheidigung der Berggänge dem tiefen Schnee, der die Berge unwegſam macht, anvertrauten. Du ſiehſt, was von dieſem Zuge abhängt, er entſcheidet den Sieg des Kampfes und uns bleibt keine andere Wahl mehr. Darum beſinne dich, die reichſte Belohnung harrt des Mannes, der uns führt.«

»Und doch — und doch —« ſtammelte Sweyne,

»jetzt in der Nacht, mich überläuft ein Schauer, wenn ich nur daran denke.«

Eine lange Pauſe erfolgte. Swenne ſtand in tiefes Nachſinnen verſunken, während der Hauptmann in banger Ungewißheit den finſtern Blick auf ihn gerichtet hatte und Rikza mit tiefem, ſchlecht verhehltem Schmerze auf Alf blickte, der die Armbruſt haltend auf den Boden ſtarrte.

»Halt! Halt! ich habe einen,« rief Swenne, »der kann Euch führen, er allein und ſonſt keiner auf der Welt.«

»Wo iſt er, bringe ihn ſchnell hieher,« verſetzte raſch Jens Sture.

»Deſſen bedarf es nicht,« ſagte Swenne, »er iſt ſchon hier.«

»Hier?« fragte der Hauptmann erſtaunt.

»Ja, er iſt hier,« fuhr Swenne fort, »es iſt kein Anderer als Alf, der Schütze aus Filefjeld.«

»Er?« fragten die Schweden.

»Alf?« erſcholl es aus Rikza's Munde.

„Ich?« fragte der junge Schütze ſelbſt, ſtarr vor Erſtaunen.

»Ja, Ihr,« nahm Swenne wieder das Wort. »Ich weiß was Ihr mir einwenden wollt, aber Ihr ſeid kein Norweger mehr; als Ihr Lebewohl Eurer Heimat geſagt, habt Ihr Euch ſelbſt aller Pflichten gegen dieſelbe entbunden. Norwegen hat kein Recht mehr auf Euch. Alf, überlegt es wohl, es gilt keinen geringen Preis, der Lohn für den Führer der Schweden iſt die Hand meiner Tochter.«

»Eurer Tochter?« ſtammelte Alf, und die Zornröthe, die auf ſeinem Geſichte gebrannt hatte, verwandelte ſich in das Weiß des Todes.

Rikza's Seele hing an Alf's Lippen.

»Der Lohn für den Führer iſt die Hand Eurer Tochter,« murmelte dieſer und ſah wie ein Träumender vor ſich hin.

»Willigt ein!« rief nach einer Pauſe Jens Sture, »traun, es iſt der köſtlichſte Preis, der Euch geboten werden kann.«

»Rikza's Hand!« fuhr Alf, immer vor ſich hinſtarrend, fort. »Rikza und das Vaterland. — Mord und Brand in die ſicheren Hütten der Meinen, Rikza, die für mich Verlorene, Fluch auf der einen Seite, das größte Glück meines Lebens auf der andern.«

»Grüble nicht länger,« begann Swenne, »es iſt der Finger des Herrn, der dich heute hiehergewieſen, um mit dieſen Helden zuſammenzutreffen. Du allein kannſt ſie führen, darum hat dich der Herr geſendet, daß du ſie führen ſollſt.«

»Der Herr! — Ja,« rief plötzlich Alf, von einer wunderbaren Glut durchlodert, »der Herr hat mich hiehergewieſen, daß ich ſie führen ſoll.«

»Nicht möglich,« fiel ihm Rikza in die Rede. »Nein, nein, das kannſt du nicht, Alf, das darfſt du nicht.«

»Ich kann's und will's,« rief Alf entſchloſſen. »Schweden, hier meine Hand, ich führe Euch.«

Ein lauter Jubel erſcholl, der Schwedenhauptmann ſchlug freudig in Alf's dargebotene Rechte, lärmend drängten ſich die Krieger um den Schützen und klangen mit den Methbechern zuſammen, während Nikza laut weinend aus der Stube ſtürzte.

Bald darauf jedoch ermahnte Jens Sture ſeine Krieger der Ruhe zu pflegen, da ihnen nur wenige Stunden für dieſelbe gegönnt ſeien. Die Schweden ſo wie der Hauptmann und Sweyne ſuchten hierauf ihr Lager, nachdem die Letzteren auch Alf anlagen, dasſelbe zu thun.

Tiefe Nacht und Stille lag bald über den Hütten und den Schlafenden. Die Lichter waren ausgegangen, der Tod ſchien ſeinen vorigen Sitz von der Stelle, über welche ſich erſt vor Kurzem ſo reges Leben verbreitet hatte, genommen zu haben.

Da ſchlich ein Mann durch die Dunkelheit und öffnete eine Thüre, die von dem erſten Gemache der Schenke, in welchem Sweyne und der Hauptmann ihre Lagerſtätten hatten, in ein zweites kleines Kämmerchen führte.

Als er die Schwelle überſchritten hatte, horchte er, es war ihm als hörte er ein leiſes Weinen. Vorſichtiger trat der Mann vorwärts, bis er an dem Lager ſtand, auf welchem Nikza vom Weinen erſchöpft, in einen ohnmachtähnlichen Schlaf verſunken war.

Leiſe neigte er ſich zu der Lieblichen hinab und drückte einen ſchmerzlich heißen Kuß auf ihre Lippen.

In dieſem Augenblicke regte ſich die Schlummernde, aber der Mann war verſchwunden. Der Kuß brannte noch auf ihren Lippen, es konnte Niemand anderer als Alf geweſen ſein, und laut ſchluchzend warf ſie ſich wieder auf das Lager hin und rief: „Ja, nun ſind wir auf immer für einander verloren.“

Zwei Stunden ſpäter war das rege Leben wieder in die todten Räume zurückgekehrt. Alles rüſtete ſich zu dem ſchreckensvollen Gange. Die Krieger richteten ihre Schlittſchuhe von Tannenholz, deren ſie ſich dazumal mit vieler Geſchicklichkeit bedienten, zurecht, brachten ihre Waffen in Ordnung oder machten ſich Fackeln aus Tannenreiſern. Endlich erſchien auch Jens Sture, Alf der Führer, Sweyne Koping und zuletzt auch Rikza, letztere bleich wie eine Todte, das thränenvolle Auge zur Erde geſchlagen.

„Nun, gräme dich nicht zu viel,“ ſagte Sweyne zu ſeiner Tochter, „Alf wird ſie glücklich über die Berge bringen und in zwei Tagen iſt er wieder hier, um ſich niemals mehr von dir zu trennen. Ich gab ihm mein Wort, und ich werde es dem Retter Schwedens mit Freuden halten.“

„Und nun zum Aufbruch, Kinder,“ drängte der Hauptmann, „die Zeit hat Flügel, und der Tod will ſeine Beute.“

„Ich wittere ihn,“ ſagte Alf, welcher ganz das

Benehmen eines ſtillen Irrſinnigen angenommen hatte. »Kommt, kommt, er ſoll nicht zu lange auf ſie warten.« Alles eilte nach dem Ausgange, da begegneten ſich noch einmal Rikza's und Alf's Blicke, hafteten eine Secunde auf einander mit einem Ausdruck, den vergeblich eine Feder beſchreiben wollte. Sie verſtanden ſich.

Stürmiſch flogen ſie einander an die Bruſt, ſich eng und glühend umſchlingend, dann ließ Alf die Ohnmächtige zur Erde ſinken und ſtürzte aus der Hütte.

Mehrere Stunden waren die kühnen Schweden emporgeklettert, als ſie auf Alfs Anrathen Halt machten, um ihre Eisſchuhe anzubinden.

Sie hatten nun jene langen ſchlüpfrigen Schluchten zu durchziehen, deren Pfad ſich auf dem ſchwindelnden Rande der jähabſtürzenden Felſen an ſchauervollen Abgründen vorüberwindet und ſich hier und dort, plötzlich abbrechend, um kahle Klippen dreht.

Jetzt bildeten ſie eine einzige Reihe, von welcher der erſte Mann ihr Führer, der kühne Schütze von Fjilefield war.

Dieſer brach von einer hervorhängenden Fichte einige Zweige, flocht dieſe behend in einander, entzündete dieſelben durch ſchnelle Reibung und gebot den Übrigen ſeinem Beiſpiele zu folgen.

Bald warfen mehr als zweihundert Fackeln ihre geſpenſtiſchen Lichtreflexe in die rabenſchwarze Nacht hinein und auf die grauſige Umgegend.

„Und nun," nahm Alf, von einem fürchterlichen Ernſt ergriffen, das Wort, „bereitet Euch auf das Schrecklichſte. Wer nicht den Muth hat, allen Schaudern des Todes die Stirne zu bieten und um ſeines Entſchluſſes Willen ſein Heiligſtes, ſein Leben, als eine verlorne Sache zu betrachten, der kehre zurück, da es noch Zeit iſt, denn wenige Augenblicke ſpäter röthet wahrſcheinlich ſein Blut die Felſenzacken des Abgrundes und ſein Todesröcheln miſcht ſich in das Heulen der Nachtwinde."

„Wir wollen ſiegen oder ſterben," war die Antwort des Hauptmanns.

„Wohlan," fuhr Alf fort, „ſo folgt mir, einer nach dem Andern, ruhig und beſonnen, eine Fackel zeige der andern den Weg, denn der Tod grinſt zu unſern Füßen herauf; nur wenn ihr getreu meiner Fackel folgt, könnt ihr bei den abgebrochenen Wendungen die rechte Spur nicht verfehlen."

Nach dieſen Worten flog er, die Fackel hoch in den Lüften haltend, auf dem ſchmalen ſchwindelnden luftigen Bergpfad dahin, zur Linken die überragende Gebirgswand, zur Rechten bodenloſes ſchwarzes Geklüfte. Ihm nach flog Jens Sture und hinter ihm folgte ein Krieger dem andern durch den ſchneidenden Nachtwind.

So ging es beinahe eine Glockenſtunde, jetzt aber wurden bei jedem Schritte die Krümmungen des Weges abgebrochener, die Wendungen um die Felſen häufiger und ſchwieriger, und ſchon glaubte Jens Sture bei dem flüchtigen Schimmer der Fackel, welche über Alf's Antlitz ſtreifte, eine Spur von Ängſtlichkeit auf demſelben zu bemerken.

»Vorwärts, vorwärts, wackerer Alf,« rief daher der Schwedenhauptmann, »die Schweden folgen dir ohne Zagen!«

»Vorwärts,« rief Jens Sture zurück, und »Vorwärts! vorwärts!« hallte es durch die lange Kette der Dahinſauſenden. Eine ununterbrochene Feuerſäule ſchwebten die Fackeln, eine hinter der andern, im brauſenden Fluge dahin.

Da gelangte Alf im raſenden Dahinbrauſen an eine Stelle, auf welcher der Pfad plötzlich um einen Felſenvorſprung ſich windend, mit einemmale abbrach.

Hier war die höchſte Vorſicht und der größte Kraftaufwand nothwendig, ſogar für Jemand, der die Stelle und die Gefahr genau kannte, um ſich nach der linken Seite von dem gähnenden Abgrunde wegzuwenden und nicht vorwärts über den Rand des Felſens wegzuſtürzen.

Dieſe Stelle war es, die ihm in das Gedächtniß gekommen war, als Sweyne ihm ſagte, der Herr habe ihn zum Führer der Schweden auserſehen, und die in ihm plötzlich den Gedanken erweckte, Norwegens Retter zu werden und ſeine innige, heilige, reine Liebe als blutendes Opfer auf den Altar des Vaterlandes zu legen.

Auf dieſe Stelle baute er ſeine Hoffnung, ſie ſollte die Pforte des Todes für die Schweden werden.

Noch einmal wandte er ſich nach Jens Sture, ermahnte ihn zu größerer Eile, ſchnellte wie ein Pfeil von der Sehne ihm voraus, bog ſodann mit Blitzesſchnelle um die Felſenecke, ſeine Fackel weit vor ſich in die ſchwarze Nacht hinausſchleudernd, und warf ſich mit Anſtrengung aller Kräfte links hinüber, kaum noch vermögend, ſich mittelſt des linken Schlittſchuhes auf der ſchmalen Bahn zu erhalten, auf welcher er noch eine gute Strecke dahinſauſte, dann aber beſinnungslos zuſammenbrach.

Jens Sture aber folgte, mit gleicher Schnelle um den Felſen biegend, arglos der Fackel vor ihm, da ſah er ſie verſinken, erblickte den bodenloſen Abgrund — aber zu ſpät, die Gewalt des Fluges riß ihn der Fackel nach und nur ſein Todesſchrei vermiſchte ſich mit dem ſeines Nachmannes. Ebenſo erging es dem Nächſtfolgenden und allen Übrigen. Jeder von ihnen bog um die verhängnißvolle Ecke und prallte von der Fackel ſeines Vorläufers getäuſcht, über den Felſenrand hinaus in das Bodenloſe.

Gerade erholte ſich Alf wieder aus ſeiner Betäubung und erhob ſein vom Schwindel ergriffenes Haupt, als die Fackel des letzten Schweden in dem finſteren leeren Raume verloſch und deſſen Todesſchrei ſein Ohr erreichte.

Er hatte ſeine That vollbracht. Sein Vaterland war gerettet, aber Rikza unwiederbringlich für ihn verloren.

Dreihundert Helden hatten an jener Stelle durch ihn ihren Tod in den ſchrecklichen Klüften gefunden.

Ungefähr zehn oder zwölf Jahre nach dieſem ſchaudervollen Ereigniſſe, während welcher Zeit immer kleinere Gefechte zwiſchen den Norwegern und Schweden vorgefallen waren, kam ein fremder Krieger in jenes Grenzdörfchen.

Er war ein ſtarker hoher Mann in den Vierzigen, mit graublonden Haaren und einem narbenentſtellten Antlitze, das in ſeine Tapferkeit keinen Zweifel ſetzen ließ.

Er trat in die Schenke des Dörfchens, die jetzt nicht mehr in dem Hauſe des alten Sweyne Koping, ſondern ganz neu zugebaut ſchien, und ließ ſich einen Becher Meth reichen.

Nach einigem Hin- und Herreden befragte er den Wirth, warum die Herberge ihren früheren Standort verändert habe, und was aus den Bewohnern derſelben geworden ſei. Da erzählte ihm der geſchwätzige Alte die Geſchichte von Alf, dem Norweger, der die Blüte ſeiner Landsleute in die Abgründe geführt habe, und ergänzte dieſelbe noch damit, daß der alte Sweyne Koping, aus Kummer über ihr trauriges Schickſal, das er gleichſam ſelbſt veranlaßt, da er es in die Hände eines Norwegers legte, geſtorben ſei; ſeine Tochter aber, welche von jener Zeit an kränkelte, noch längere Zeit einſam und zurückgezogen wie eine Nonne in dem Dörſchen gelebt habe, bis auch ſie endlich der Tod aus einem Daſein hinübergerufen, das ihr nichts mehr, als die ſchmerzliche Erinnerung an ein verlornes Lebensglück zu bieten hatte.

Der Krieger hörte dem Erzähler nicht ohne einen Anflug von innerer Bewegung zu, begab ſich hierauf nach dem kleinen Friedhofe des Dörſchens und ließ ſich Sweyne Koping's und Rikza's Gräber zeigen, bei denen er ungewöhnlich lange verweilte und gleich darauf wieder das Dörſchen verließ.

Von Alf, dem Schützen von Fjilefjeld, aber vernahm man keine weitere Kunde mehr. Wahrſcheinlich, daß in einem ſpäteren Gefechte für ſein Vaterland auch ihn der wohlthätige Todesengel in ſeine Arme genommen, um ihn in beſſeren Gefilden mit ſeiner Rikza zu vereinen.

Der Tartar von Aleppo.

Novelle, dem Franzöſiſchen nacherzählt.

Es war ungefähr im Jahre 1736, als ein Tartar, nachdem er mehrere enge und krumme Gaſſen von Adana durchſchritten hatte, am Bazar in ein Kaffehhaus trat, um daſelbſt etwas auszuruhen. Er kam von Aleppo und hatte an Schnelligkeit, dem Kurden gleich, welcher hartnäckig auf der Verfolgung einer reichen Karavane verharrt, die ganze Reiſe zurückgelegt, indem er ſich nirgends länger aufhielt, als zum Wechſeln der Pferde nothwendig war. Mit ernſter und ſorgloſer Miene beſchäftigte er ſich zum Zeitvertreibe während ſeiner Reiſe mit ſeiner Tabakspfeiſe, welche neben ſeinem Säbel prangte, wenn er zufällig nicht ſchmauchte, und ſang in dieſen Zwiſchenräumen auf eine eintönige und melancholiſche Weiſe, die langen Klagen eines Liebenden, welchen die Härte ſeiner grauſamen Spröden gelber als Safran machte. Er ging nach Konſtantinopel und ſeine Sendung war bisher für alle Neugierigen, die ihm in den Weg kamen, trotz ihrer zudringlichen Fragen ein nicht zu erforſchendes Geheimniß geblieben, indem er jedem Fragenden mit einer Strophe des endloſen Klageliedes antwortete. Nur als ihm auf der Station ſein Bündel auf das friſche Reitpferd getragen wurde, hätte man einen plötzlichen Ausdruck des Schreckens auf den Geſichtern derer leſen können, welche ihm dieſen Dienſt erwieſen; denn an der auffallenden Leichtigkeit des anvertrauten Gutes hatten ſie erkannt, daß es kein Gold ſey, welches den Schatz des Sultans bereichern ſollte, wohl aber ein Haupt, beſtimmt, den Eingang ſeines Palaſtes zu zieren.

Der Tartar hatte ſchon im Stillen in einem Winkel des Kaffehhauſes ſeinen Teppich ausgebreitet, und wollte ſich eben auf denſelben hinſtrecken, nachdem er ſein Bündel ſich zum Kopfkiſſen zurecht gemacht hatte, als ihn ein Mann in albaniſcher Kleidung bei ſeinem Namen rief. Er wendete ſich ſchnell um, ließ ſeine Blicke über die zahlreiche Verſammlung ſchweifen, welche in dieſem Augenblicke ganz mit Tabakdampfen beſchäftigt war, und fand bald einen alten Kameraden heraus, den er ſchon lange nicht mehr geſehen hatte. Dieſes Zuſammentreffen ließ ihn das Stillſchweigen brechen, welches er bisher beobachtet hatte. Es entſpann ſich zwiſchen den beiden Freunden ein ſehr lebhaftes Geſpräch, dem die gewöhnlichen Gäſte des Kaffehhauſes, in ſo weit es beſcheidener Weiſe geſchehen konnte, ein aufmerkſames Ohr zu leihen ſtrebten. „Du ſiehſt, Osman-Aga,“ ſagte der Tartar zu ſeinem

Freunde, nachdem er ſich neben ihm niedergeſetzt und eine Pfeife erhalten hatte, die dieſer auf ſeine Art ſtopfte, »du ſiehſt, das Sprichwort hat Recht, die Berge begegnen einander nicht, ſo lange die Menſchen einander begegnen. Aber mein Sohn, ſeitdem wir getrennt leben, ſcheint keiner von uns dem Glücke begegnet zu ſein.« — »Was ſagſt du,« erwiederte Osman-Aga mit einer weichen Miene, »das Leben iſt ein Pfeifenkopf, welches mit Leichtigkeit verraucht, während man von einem andern nicht einen Mund voll Rauch ziehen würde, brächte man auch das ganze Feuer daran, welches zum Verbrennen der Ungläubigen in der Hölle beſtimmt iſt. Ich habe viele Proben davon, ſeitdem wir uns getrennt haben. Du erinnerſt dich ohne Zweifel auf die tauſend Zechinen, welche ich in dem Gürtel jenes perſiſchen Emirs fand, deſſen Haupt ich dem Daud-Paſcha brachte, der die Armee kommandirte, bei welcher wir zuſammen dienten. Ach. ich ging mit dieſem Schatze nach Konſtantinopel, entſchloſſen von nun an ein ruhiges Leben zu führen. Ich eröffnete nahe an der Moſchee des Sultan Soleiman ein Kaffehhaus, in welchem ich alte Freunde und tapfere Kampfgefährten aufnahm. Zu derſelben Zeit aber brach eine Empörung unter den Janitſcharen aus und als ſie gedämpft war, würdeſt du es glauben? ſchützte man vor, mein Kaffehhaus hätte den Unzufriedenen zum Sammelplatze gedient. Die Folge war, daß es niedergeriſſen wurde, und ich wäre ſicher um meinen Kopf gekommen, hätte ich nicht die Flucht ergriffen. Ich kam nach Damaskus und ſtellte mich dem Paſcha vor, den ich kannte; er behielt mich in ſeinem Dienſt, ich erwarb mir ſeine Gunſt, und einſt an einem Frühlingstage ſchickte er mich als Gouverneur nach Hamma. Ach, mein Freund, wie freundlich iſt dieſe Stadt, welche ſchöne Gärten liegen an den Ufern des Orontes: Räder, hoch wie Häuſer, bewäſſern ſie. Und die Rajas und die Juden ſind reich wie Saràfs der Pforte. Ich regierte wie ein echter Vezir; die Gefängniſſe waren immer gefüllt und mein Chrasné nahm ſichtbar zu. Ich verſtand mich mit dem Kadi, denn mit dieſen Füchſen muß es immer getheilt ſein. Endlich war ich ſo reich geworden, um mit der Pforte unmittelbar über den Kauf einer guten Statthalterſchaft unterhandeln zu können, als der Paſcha, eiferſüchtig auf mein Glück, unverſehens mitten in mein Serail einfiel. Er ſagte, er käme, um meinen Erpreſſungen ein Ziel zu ſetzen, und den Armen das Gut zurückzuſtellen, mit dem ich mich gemäſtet hatte. Ich wurde in ein Gefängniß geworfen, auf die Folter geſpannt und gezwungen dieſes Bekenntniß abzulegen und alle meine Schätze zurückzugeben; wodurch ich mein Leben rettete. Güter ſind des Lebens Löſegeld, ſagt man, und doch wäre ich beinahe von dem Volke ermordet worden, als ich die Stadt verließ. Der Paſcha reiſte mit meinem Schatze ab, und ließ an meiner Statt inen Hund zurück, der noch ausgehungerter als ich war.

Endlich gelangte ich hieher, begab mich in den Dienſt des Gouverneurs dieſer Stadt, und ergriff ohne Reue und Stolz den Stock eines einfachen Kawas in der Erwartung, daß das Geſchick mir beſſere Tage ſenden werde.«

»Wollte Allah!« erwiederte der Tartar, welcher während dieſer langen Erzählung ganz Ohr war und in vollen Zügen ſchmauchte. »Ich zürne auf das Schickſal, daß es mich nicht in den Tagen deines Glückes nach Hamma geführt hat; du hätteſt mich zum Chef deiner Tartaren ernannt und ich würde dir entgegen vielleicht manche gute Rathſchläge haben ertheilen können. Der Mollah kann deren von einem Zigeuner wohl annehmen. Ich meiner Seits bin nach unſerer Trennung Tartar geworden und auch geblieben. Ich habe mein Haus zu Aleppo und bringe drei Viertheile meines Lebens auf der Straße nach Konſtantinopel zu.« — »Ach, du biſt Einer der Tartaren von Aleppo,« ſagte Osman-Aga, »du biſt alſo im Dienſte Ismail-Paſchas, des tapfern und freigebigen Vezirs?« —

»Ja,« verſetzte der Tartar »er war ein tapferer und freigebiger Vezir; es ſind nicht mehr als 10 Tage, daß ich ihm begegnete, als er verkleidet in der Stadt herumging; er blieb vor mir ſtehen und gab mir, ohne ein Wort zu reden, eine Hand voll Rubieh. Ach ja, er war ein tapferer und freigebiger Vezir!« ſetzte er nach einer ziemlich langen Pauſe hinzu, während welcher er mit düſterer Miene den Rauch betrachtete, der ſeinem Munde entquoll und wirbelnd über ſein Haupt aufſtieg.

»Was ſagſt du? er war ein tapferer und freigebiger Vezir? Hat der Scheik die Derwiſcherie verlaſſen?« fragte ängſtlich Osman-Aga.

»Nein, aber man hat ihn daraus vertrieben,« entgegnete der Tartar. »Allah erhalte dich, mein Kind! Was den Ismail-Paſcha anbelangt, ſo hat er ſich zum letzten Mal gereiniget; ſieh,« ſetzte er hinzu, indem er auf das Kopfkiſſen zeigte, welches er ſich bei ſeinem Eintritte bereitet hatte, »dort iſt ſein Haupt — ich trage es nach Konſtantinopel. Das wird ein angenehmer Augenblick für den Groß-Vezir ſein, wenn ich es ihm überreichen werde; denn Ismail-Paſcha und er waren unverſöhnliche Feinde.«

»Wirklich!« erwiederte der verſtändige Osman-Aga; eine günſtige Gelegenheit alſo für dich; denn, wenn dem ſo iſt, ſo kannſt du auf eine reichliche Beſchenkung rechnen; dieſer Kopf wird dir mindeſtens ſo viel eintragen, als wenn du einem alten, in Ungnade verfallenen Paſcha die Roßſchweife brächteſt.«

»Allah gebe es!« rief der Tartar.

»Daß es geſchehe!« verſetzte der Osman-Aga, indem er nach dieſem Ausrufe inne hielt, um zu zeigen, wie ſehr er die Wünſche ſeines Freundes theile. »Aber ſag' mir doch, mein Lieber, wie hat der berühmte Vezir Ismail-Paſcha geendet? Iſt der Löwe der hinterliſtigen Nachſtellung oder im offenen Kampfe unterlegen, beſiegt durch die furchtloſen Jäger?« — »Ich habe noch zu keinem lebenden Weſen davon ein Wort geſprochen,“ erwiederte der Tartar, indem er mißtrauiſch um ſich blickte; »ich fürchtete, meine Worte könnten in Aleppo wiederhallen; aber heute, da ich weit von der vornehmen Stadt bin, will ich das Verbot aufheben, das ich meiner Zunge auferlegt habe. Gleichwohl tritt näher und reden wir leiſe, denn ich will nur von Freundesohren verſtanden ſein; du kennſt das Sprichwort: »Laute Worte, Narrenworte,« und unſer Kopf muß oft für unſere Zunge Bürge ſein.“

Nach dieſen Worten blies der Tartar drei Mund voll Rauch aus, nahm die achtunggebietende Stellung eines Mannes an, der Etwas zu erzählen hat, und fuhr mit leiſer Stimme alſo fort: »Vor mehr als zwei Monaten, es war ein Freitag, kam ein Derwiſch vor dem Gebete zu dem Kiahia, ſetzte ſich auf den Divan und fing an, einige perſiſche Lieder zu ſingen. Er machte Miene ſich zurückzuziehen, ſobald ihm der Kiahia ein Goldſtück gegeben hatte. »Ich nehme dieſes Almoſen an,“ ſagte hierauf der Derwiſch; »aber dagegen nehmt dieſes Papier; es wird für Euch ein Talisman ſein, der Euch die höchſten Gunſtbezeugungen des Schickſals verſchaffen wird, wenn Ihr Euch deren würdig zu machen wißt;“ hierauf entfernte er ſich, und ließ auf dem Divan ein Packet zurück, welches mit grober Leinwand umwickelt, aber ſorgfältig verſiegelt war. Der Kiahia, welcher es für ein Amulet hielt, wie deren die Derwiſche gewöhnlich bei ſich zu tragen pflegen, achtete wenig darauf und begab ſich in die Moſchee. Abends jedoch öffnete er, von Neugierde getrieben, das Packet des Derwiſch, und wie erſchrack er, als er darin zwei Ferman's des Großherrn fand. Der erſte befahl ihm den Tod Ismail-Paſcha's ſeines Herrn, und der zweite übertrug ihm die Statthalterſchaft von Aleppo. Ich glaube, daß er in dieſem Moment lieber ſeinen Harem entweiht und alle ſeine Weiber ſchleierlos mitten auf dem Bazar zur Schau geſtellt geſehen hätte, als dieſen Auftrag erhalten zu haben. Da er jedoch ein ſehr kluger Mann war, ſo dachte er nach vielen angeſtellten Betrachtungen, daß der vorgebliche Derwiſch Niemand anderer, als der leibhaftige Böſe ſelbſt ſein konnte, und die zwei Ferman's nichts anderes als Schlingen ſeien, um ihn zu fangen. Er zweifelte bald gar nicht mehr daran, als nach den ſorgfältigſten Forſchungen um den Derwiſch, Niemand wußte, was aus ihm geworden, denn er war wie eine Rauchwolke verſchwunden. Der Kiahia verbarg demnach ſorgfältig die beiden Ferman's, und ſagte gegen Niemanden Etwas von dem, was ihm begegnet. Aber was nützt Menſchenweisheit gegen die Beſchlüſſe des Schickſals? Die beiden Ferman's waren echt, und der Derwiſch ein Emiſſär der Pforte, welche, da ihre Befehle nicht geachtet wurden, einen neuen Ferman nach Aleppo ſandte, der aber diesmal auf den Paſcha lautete und das Todesurtheil des Kiahia enthielt. Ismail beſtürzt über einen ſolchen Auftrag, ließ ſeinen Kiahia kommen, und entdeckte ihm die Gefahr, welche ihn bedrohte. Bei dieſer Nachricht ſtürzte dieſer wüthend und von einem plötzlichen Entſchluſſe beſeelt auf den Paſcha, ohne ihn ausreden zu laſſen, hin, durchbohrte ihn mit 20 Stichen ſeines Yatagans, und zerriß den Ferman, der ſeinen Tod befahl. Hiernach wies er jene vor, welche der Derwiſch ihm gebracht, und die er ſtets im Buſen verborgen hielt, ließ ſich zum Gouverneur von Aleppo ausrufen und beauftragte mich, das Haupt ſeines Opfers nach Konſtantinopel zu bringen.«

Der Tartar ſchwieg nach dieſer Erzählung und ſtumm betrachteten ſich geraume Zeit die beiden Freunde. Alsdann rief Osman-Aga voll Feuer: »Man muß bekennen, daß die hohe Pforte ſehr klug iſt; ſie weiß ſtets ihr Ziel zu erreichen.«

Während ſich die beiden Freunde alſo gegenſeitig vertraulich mittheilten, hatten ſie nicht bemerkt, daß ein junger, noch unbärtiger Mann, dem Anſcheine nach ein Soldat, auf einem hinter ihnen ausgebreiteten Teppiche lag. Eine Stunde früher, als der Tartar, war er in das Kaffehhaus getreten, das Geſicht blaß und ſichtbar von Müdigkeit und Schlaf überwältigt. Ohne ein Wort zu reden, hatte er ſich niedergelegt, und begann eben einzuſchlafen, als er durch das Erſcheinen des Tartaren wieder aufgeweckt wurde, deſſen Geſpräch er Anfangs mit Gleichgültigkeit anhörte. Als er jedoch die Namen: »Aleppo und Ismail-Paſcha« vernahm, ſchien ſeine Aufmerkſamkeit auf das Höchſte geſpannt. Bei der Nachricht des Todes dieſes Vezirs hatte der Ausdruck des Schmerzes alle ſeine Geſichtszüge entſtellt. Er ſank auf ſeinen Teppich wie zerſchmettert zurück von der Angſt und Beklemmung, welche ſein Innerſtes zerfleiſchten. — Inzwiſchen ſchien eine dunkle Kraft nach und nach den trägen Schmerz, der kurz zuvor ihn ganz und gar überwältigt hatte, zu verdrängen und ihm einen kaltblütigen und unabänderlichen Entſchluß einzugeben. Nachdem der Tartar ſeine Erzählung und der geweſene Gouverneur ſeine Ausrufungen geendet hatten, trat der junge Mann, zwar blaß aber ruhig, vor ſie hin und ſprach:

»Tartar-Aga, Ihr geht nach Konſtantinopel?«

»So Allah will,« verſetzte der Tartar.

»Wolltet Ihr Euch wohl,« entgegnete der junge Mann, »mit einem Reiſegefährten beläſtigen, der Euch mehr Zechinen verſchaffen, als Beſchwerlichkeiten verurſachen würde?«

»Kind!« rief der Tartar mit einem ſpöttiſchen Lächeln aus, »du getrauteſt dir die Kraft zu, mit dem Chalil-Aga, dem Tartaren von Aleppo, gleichen Schritt zu halten? das hieße ſo viel, als den Lauf der Gazelle überholen wollen. Mein Lieber! ich müßte dich noch vor Ende des erſten Tages auf der Landſtraße zurücklaſſen.«

»Alter Pilger,« erwiederte darauf der junge Mann, »mache nicht ſo viele Worte; Ja oder Nein iſt die Antwort eines Mannes. Höre mich; hier ſind **500** Piaſter, die will ich dir geben; dagegen mußt du alle Auslagen der Reiſe beſtreiten, ſo lange ich mit dir Schritte halten kann. Von dem Augenblicke an, als ich dieſes nicht mehr im Stande ſein ſollte, gehſt du deines Weges weiter, ohne dich um mich zu bekümmern und die **500** Piaſter bleiben dein.«

»Maſch-Allah,« antwortete der Tartar, indem er die erhaltenen Goldſtücke zählte und prüfte, »du ſprichſt beſſer, als der Iman des Großherrn. Ich ſtimme dir bei; im Geſchäft und auf der Reiſe muß man den kürzeſten Weg wählen; deine Worte, ſo wie deine Zechinen ſind vom guten Klange; gib mir deine Hand, unſer Geſchäft iſt abgethan. Sieh da, die Sonne geht unter und der Mond wird erſt eine Stunde vor Mitternacht aufgehen; benützen wir die Zeit zum Schlafe, in welcher die Wege ſchwärzer ſind, als der Bart eines Arabers; denn wir werden von hier bis nach Konſtantinopel nur mehr einmal Raſt halten.«

Nach dieſen Worten trat er zu ſeinem Freunde Osman und nahm von ihm Abſchied mit dem Verſprechen, ihn bei der Rückkehr wieder zu beſuchen, beauftragte den Herrn des Kaffehhauſes, ihm auf der Poſt die nöthigen Pferde zur Abreiſe, eine Stunde vor

Aufgang des Mondes, zu beſtellen, legte ſich ſodann auf ſeinen Teppich nieder und verfiel bald in einen tiefen Schlaf. — Auch der junge Mann ſtreckte ſich auf den ſeinigen hin, ſchien aber, obgleich er ſich vollkommen ruhig verhielt, weit mehr ſeinen Betrachtungen als dem Schlafe nachzuhängen.

Während nun die Beiden ſchliefen oder zu ſchlafen ſchienen, füllte ſich ohne Unterlaß das Kaffehhaus mit den täglichen Gäſten. Eine halbe Stunde, nachdem der Muezzim der nahen Moſchee den Untergang der Sonne verkündet hatte, wurde die Geſellſchaft noch zahlreicher. Der Herr des Kaffehhauſes zündete zwei kleine Lampen an, die wie matte Sterne am Platfond hingen und von den Rauchwolken bald noch mehr verdunkelt wurden. Die Pfeifen und Kaffehtaſſen kreiſten ſchnell herum, das Schweigen wurde nur durch die Ausrufungen unterbrochen, welche das ſtille Wohlbehagen dieſen honetten Türken entlockte.

»Allah! wie biſt du groß! wie biſt du groß- müthig in deinen Wohlthaten! Beraube deinen Sclaven nie des Thaues deiner Milde. Ewiger Preis dem, der iſt und immer ſein wird.« Darauf verfielen ſie bald wieder in ihre gewohnte Schweigſamkeit, und überließen ſich mehr dem Schmauchen als dem Sprechen.

Als jedoch die feierliche und gottesdienſtliche Stimme des Muezzim zum zweiten Male ertönte und die Gläubigen zum letzten Gebet des Tages einlud, verlor ſich nach und nach die ernſte Geſellſchaft und bald war Niemand mehr im Kaffehhauſe, als der Herr desſelben, der Tartar und ſein neuer Gefährte. Der Inhaber dieſes Kaffehhauſes breitete, nachdem er ſeine Pfeifen in Ordnung gebracht hatte, ſeinen Teppich auf den ſteinernen Fußboden, verrichtete ſein Gebet, ſchloß hierauf die Bude und entfernte ſich, um die Aufträge des Tartaren in Vollzug zu ſetzen.

Sobald der junge Mann ſich allein ſah, erhob er ſich vorſichtig, zündete eine Wachskerze an, näherte ſich dem feſtſchlafenden Tartaren, und zog behutſam einen ledernen Gürtel hervor, in welchem ein Paar Piſtolen ſich befanden. Er unterſuchte ſie ſorgfältig, ſchüttete, als er ſie geladen fand, das auf der Pfanne befindliche Pulver ab, riß von der Wachskerze ein Stück los und verſtopfte damit gänzlich die Zündlöcher der beiden Piſtolen, ſchüttete hierauf wieder Pulver auf die Zündpfanne, ſteckte ſie in den Gürtel, legte dieſen auf ſeine vorige Stelle, und ſtreckte ſich wieder auf ſeinen Teppich. Nach einer Stunde ließ ſich ein fernes Geräuſch vernehmen. Es waren die Tritte mehrerer Pferde, welche auf den Pflaſterſteinen wiederhallten. Die Thüre öffnet ſich, der Herr des Kaffehhauſes tritt herein, nähert ſich dem Tartaren und ruft: „Tartar-Aga, erwacht; der Mond geht auf, glänzend wie eine junge rothbackige Georgierin. Die Pferde ſind bereit, Eure Pfeiſe iſt geſtopft und der Kaffeh am Feuer.“

»Ganz wohl,« antwortete der Tartar, halb im Schlaſe, nahm aber doch die Pfeiſe, welche ihm ſein Wirth darreichte. »So wahr es iſt, daß ich wegen der Schnelligkeit meines Rittes zwanzig Ehrenpelze erhalten habe, ſo würde ich doch nichts dagegen haben, wenn dieſes Jahr zwei Ramazan's hätte, mit dem Beding, daß ich dieſe ganze Nacht ſorgenfrei ſchlafen könnte. Doch, ich habe ſchon zu viel geſchlafen...« Und er wendete ſich zu dem Teppiche des jungen Mannes, um ihn zu wecken. Dieſer aber war bereits aufgeſtanden und zur Abreiſe bereit. »Maſch-Allah! mein Sohn, du biſt wachſamer als ein Muezzim!« rief er erſtaunt aus. Nur eine Pfeiſe geraucht, eine Schale Kaffeh getrunken und dann zu Pferde.«

Nach einer halben Stunde hatten ſie die Mauern von Adana im Rücken, von einem Surudſchi, einer Art Führer, der mit den Poſtpferden verſehen war, begleitet.

Der Tag begann zu grauen, und ſchon waren unſere Reiſenden in die Engpäſſe des Taurus gekommen; inmitten der Schrecken dieſes Weges, folgten ſie einem reißenden Sturzbache, welcher in der Tiefe eines Abgrundes brauſte, während zur Rechten und Linken gigantiſche Felſen ſich über ihren Häuptern zu einer Höhe von 1200 Fuß erhoben, aus deren Riſſen hundertjährige Fichten hervorragten, und deren Spitze mit nie betretenen Wäldern, einer dem Menſchen unzugänglichen Zufluchtsſtätte, bekränzt waren.

Dort erſchrecken ungeheure Felsblöcke, losgerüttelt durch den Zahn der Zeit, den Wanderer durch ihren noch friſchen Einſturz; hier liegen Eichſtämme, an deren Fuß die Karavanen Feuer angezündet hatten, durch einen langſamen Brand von mehreren Tagen entwurzelt quer über dem Weg. Enger ſtets wird die Schlucht; näher rücken ſich die ungeheuren Felſen und ſcheinen ſich zu berühren; mühſam dringt das Licht dahin; nur das Toſen des Sturzbaches läßt ſich hören. Es iſt eine Gegend von furchterregendem Anblicke, wo der Menſch ſein Elend und ſeine Nichtigkeit fühlt, wo die Macht des Herrn ſich in ihrer ganzen majeſtätiſchen Feierlichkeit zu offenbaren ſcheint. Hier riß ſich der junge Gefährte des Tartaren aus der tiefen Niedergeſchlagenheit, in welche er ſeit der Abreiſe verſunken geblieben war, näherte ſich wie auf ein geheimes Signal plötzlich dem Führer und ſtreckte ihn mit einem Piſtolenſchuſſe zur Erde; das Opfer würde in den Sturzbach gerollt ſein, hätte es nicht ein Baumſtrunk an dem Rande des Abgrundes zurückgehalten. Bei dieſem unerwarteten Schauſpiele ſtand der Tartar einen Augenblick wie vernichtet; da er aber ſah, daß der junge Mann auf ihn zuſchritt, ergriff er ſeine Waffen und machte ſich fertig, einen Feind zu bekämpfen, deſſen Haß er ſich nicht erklären konnte. Er drückte auf ihn ſeine beiden Piſtolen ab, allein vergebens.

»Teufliſche Liſt!« ſchrie er und griff nach ſeinem Säbel. — »Die geringſte Bewegung bringt dir den

Tod,« ſprach hierauf der junge Mann und ſchlug auf ihn an; »aber ich will mich lieber einen Augenblick mit dir beſprechen — höre mich alſo.«

Der Tartar, von ſeinen Waffen verrathen und keinen anderen Ausweg mehr ſehend, als in der Gnade ſeines Feindes, hatte ſich an den Felſen gelehnt, und erwartete in einer entſchloſſenen und ruhigen Stellung die Anrede des jungen Mannes, um zu ſehen, ob für ihn noch eine Hoffnung ſei. — »Vor allen mußt du wiſſen, wer ich bin,« fuhr der junge Mann mit kaltblütiger Entſchloſſenheit fort. »Ich bin der Sohn des Ismail-Paſcha; ich bekam während meines Aufenthaltes in Bruſſa, wo ich in dem Hauſe meines Onkels in Dunkelheit lebte, Kunde von dem Ungewitter, das meinen Vater bedrohte; ich reiſete ſogleich nach Aleppo, um ihm zuvorzukommen; allein es war zu ſpät. Ich treffe dich in Adana und deine Reden erſtickten jede Hoffnung in meiner Bruſt. Das Haupt, das du mit dir führſt, iſt das Haupt meines Vaters. Es iſt beſtimmt, vor dem Glücksthore mit einer Inſchrift zu prangen, welche dem Volke verkünden wird, Ismail-Paſcha ſei ein Verräther geweſen. Denkſt du wohl, ich laſſe dich es nach Konſtantinopel tragen?« — »Bey Effendi,« antwortete der Tartar mit der Ängſtlichkeit eines Menſchen, welcher ſich an dem Rande eines Abgrundes feſtgebannt ſieht, »ich will Euch dieſes Haupt geben, auf die Gefahr geſpießt zu werden, ich will auf meine Sendung Verzicht leiſten; ich will ſagen, Diebe hätten es mir geraubt, ſo wahr es zwei Tempel auf der Erde, nur Einen Gott im Himmel und nur einen Kalifen unter den Menſchen gibt. — Euer Name wird nie über meine Lippen kommen, und das Haupt Eures Vaters, dem Allah gnädig ſein wolle, ſoll nicht den Eingang des großherrlichen Palaſtes zieren.«

»Ich will es glauben,« erwiederte Ismail-Bey. »Gib mir alſo das Haupt, welches dem edlen Sadr-Azim zum Spielwerk dienen müßte,« und der Tartar gab ihm den Sack mit dem Haupte. »Nun,« fuhr er fort, »wirſt du mir die Depeſchen geben, in welchen der Pforte gemeldet wird, wie es gekommen, daß man den Löwen wie ein elendes Lamm erwürgte.«

Der Tartar zog aus einer der Taſchen ſeines Pelzes mehrere Papiere, eingeſchlagen in ein Stück rothen Atlaſſes, hervor und übergab ſie dem Sohne des Vezirs, indem er demüthig deſſen Hand an ſeine Lippen und an ſeine Stirne drückte.

»Das iſt noch nicht Alles,« fuhr Ismail-Bey fort, »du wirſt mir auch noch deine lange Filzmütze und den Tartaren-Pelz geben.« Und als der Tartar zögerte, ſprach er: »Weißt du denn nicht, daß auch ich geächtet bin? Derſelbe Ferman, welcher das Haupt meines Vaters verlangte, begehrte auch das meinige. Ich muß aber leben, meinen Vater zu rächen; ich muß nach Konſtantinopel, um den Groß-

Vezir, ſeinen Henker, zu ſehen. Ich bedarf einer Verkleidung, ich bedarf deines Namens und deiner Kleidungsſtücke; ich will vor der hohen Pforte in deinem Coſtume und mit deinen Depeſchen erſcheinen.«

Und der Tartar entkleidete ſich Stück um Stück, da er nur durch eine gänzliche Ergebenheit in das Begehren des Ismail-Bey hoffen konnte, ſich zu retten.

»Gut,« ſprach der junge Bey, indem er die Kleider des Tartaren auf ſein Pferd legte, »aber,« fügte er hinzu, den Blick eines Siegers auf den Tartaren werfend, »mir fehlt noch Etwas. Dieſe Briefe hier künden ein Haupt an, ſtatt des Hauptes meines Vaters brauche ich ein anderes. Ich bedarf noch deines Hauptes, deines Stillſchweigens und deines Todes.«

Mit dieſen Worten erhob Ismail-Bey ſeine Piſtole. Der Tartar, welcher alle ſeine Bewegungen beobachtete, riß in demſelben Momente ſeinen krummen Säbel aus der Scheide, und machte Miene, auf Ismail-Bey loszuſtürzen — aber ſchon knallte der Schuß und der Tartar taumelte von der Kugel getroffen zur Erde.

Ismail-Bey ſchnitt ihm ſogleich den Kopf ab, legte dieſen ganz blutig neben den ſeines Vaters, zog ſeine Kleider an, warf die beiden Leichen in den Sturzbach, beſtieg das Pferd und ſetzte die Reiſe fort. — In Coniah angelangt, verſchloß er ſich in eines der Zimmer des Chans, wuſch ſorgfältig den Kopf des Tartaren, ſalzte ihn ein und reiſte nach Konſtantinopel ab.

Nach einigen Tagen erdröhnte das Pflaſter eines der Säle des Palaſtes des Vezirs zu Konſtantinopel von den ſchweren, mit Eiſen beſchlagenen Stiefeln des als Tartar verkleideten Ismail-Bey; er trat in die Halle des Audienzſaales des Groß-Vezirs und durchſchritt dreiſt die Gruppen der Kawas, Tſchauſche und der Tartaren, mit welcher ſie angefüllt war, und von denen die Einen bereit ſtanden, auf der Stelle die Befehle des kaiſerlichen Befehlshabers zu vollſtrecken, die Anderen nur auf das Signal warteten, um die Ferman's der hohen Pforte bis an die äußerſten Grenzen des Reiches zu tragen. Der Neuangekommene zog die Aufmerkſamkeit Aller, und insbeſonders der Tartaren auf ſich, welche erſtaunten, unter der langen Filzmütze und dem halbhaarigen Pelze einen ihnen gänzlich Unbekannten zu finden. Allein, ohne ſich um die Blicke, die ihn unabläſſig verfolgten, zu bekümmern, ſchritt er auf die Thüre des Saales zu, in welchen der Groß-Vezir ſich befand, und wollte eben die Tapete in die Höhe heben, als er von dem Kawas-Baſchi zurückgehalten wurde.

„Haſt du den Verſtand auf der Reiſe verloren,“ herrſchte dieſer zu ihm, „oder biſt du der Tartar aller Narren des Reichs, daß du wie ein Wahnſinniger, ohne gerufen zu ſein, es wagen willſt, dich dem

Groß-Vezir zu nahen?« — »Freund!« antwortete Ismail-Bey, „entſchuldige einen Neuling, der Eure Gebräuche noch nicht kennt. Es iſt die erſte Reiſe, die ich nach Konſtantinopel, dem wohlbewachten, mache. Ich komme von Aleppo, habe Briefe und einen Kopf unſerm Herrn, dem Groß-Vezir, zu übergeben. Ich glaubte, dieſe Sendung ſelbſt vollenden zu müſſen.«

Der Kawas-Baſchi wollte eben antworten, trat aber ſchnell in den Audienzſaal, denn die Stimme des Herrn ließ ſich vernehmen. Nach einem Augenblicke erſchien er wieder und beſchied den jungen Tartaren zu dem Vezir, der ihn allſogleich zu ſprechen wünſche.

»Wohlan! mein Sohn, welche Neuigkeit bringſt du aus dem Lande der Araber?« ſprach der Vezir mit erkünſtelter Unbefangenheit zu dem jungen Bey, der ſich niedergeworfen hatte, um ſein Kleid zu küſſen. — »Herr!« erwiederte Ismail-Bey, »dieſe Briefe und dieſer Kopf werden Euch von dem Kunde geben, was in Aleppo vorgegangen iſt.«

Der Vezir ergriff voll Neugierde die Depeſchen, um zu erfahren, ob ſein Feind getödtet ſei; denn die Pforte hatte zwei Köpfe verlangt, und er wußte noch nicht, ob nur ein ganz gewöhnliches Opfer, oder ob Ismail-Paſcha gefallen ſei. — Kaum aber hatte er eines der Schreiben geleſen, als ſein Geſicht von Freude ſtrahlte.

»Sei willkommen, mein Sohn,« ſchrie er, indem er den Kopf des unglücklichen Tartaren aus dem

Sacke herausnahm, in welchem er verwahrt war; „ſei mir ſehr willkommen. Hätteſt du mir hinterbracht, ein Paſcha des ewigen Reiches ſei Herr des reichen Iſpahan, du hätteſt mir keine willkommenere Botſchaft gebracht.«

Hierauf blickte er mit funkelnden Augen den enthüllten Kopf an, ſtellte ihn neben ſich auf den Divan und ſprach: »Ach, hätteſt du ihn mir noch friſch und minder entſtellt bringen können! um recht deutlich daran die Züge meines Feindes zu erkennen; ſo aber hat er kaum mehr die Geſtalt eines Kopfes! Nichts verkündet an ihm, daß ich mich gerächt habe!« und zornig warf er die Hülle wieder über den Kopf, die ihn umgeben hatte. Er ſchwieg einen Augenblick in Nachdenken verſunken, erhob ſodann den Blick gegen Ismail-Bey und begann den jungen Mann, ſeine ebenmäßigen Formen, ſeine ſchwarzen und großen Augen, ſein ſchönes und blaſſes Geſicht aufmerkſam zu betrachten, und rief erſtaunt: „Wie kommt es, daß man einen ſo jungen Menſchen, der vielleicht noch beſſer auf dem Divan eines Harems als auf dem Sattel eines Pferdes ſitzen würde, mit einer ſolchen Sendung beauftragt hat?«

»Herr,« entgegnete Ismail-Bey, ganz in der Rolle eines Tartaren und die Empfindungen bemeiſternd, die ihn durchbebten, »eigentlich war der Chalil-Aga damit beauftragt. Ich war ihm verwandt, und er nahm mich mit ſich, um mich an das Gewerbe zu gewöhnen. In den Schluchten des Taurus wurden wir aber von Räubern überfallen. Chalil wurde durch einen Flintenſchuß getödtet. Ich bemächtigte mich ſeines Pferdes, rettete mich und kam hierher, um die Sendung zu vollenden, die ihm anvertraut war.«

»Armer Knabe,« ſprach hierauf der Vezir, deſſen Blicke mit Wohlgefallen auf der ſchönen Jünglingsgeſtalt ruhten, »es ſcheint, daß du großes Ungemach unſeres Dienſtes wegen erduldet haſt! Ich will mich dafür erkenntlich bezeigen. Verlaſſe das Tartarengewerbe und ſei von nun an ein Glied meines Hauſes. Du ſollſt den Rang unter meinen liebſten Sclaven erhalten.«

Ismail-Bey küßte das Kleid des Vezirs.

»Du wirſt müde ſein, mein Sohn,« fuhr ſodann der Vezir fort; »geh', genieße der Ruhe.« Er flatſchte in die Hände. Ein Sclave erſchien, und erhielt den Befehl, den jungen Bey wegzuführen, ihm ein Bad bereiten zu laſſen und ein Gemach im Palaſte anzuweiſen.

Tags darauf figurirte das Haupt des armen Tartaren auf dem Thore des Serails, mit einer Inſchrift, welche verkündete, daß es dem Ismail-Paſcha angehörte, deſſen ehrgeizige Abſichten eine ſolche Züchtigung verdient hatten.

Inzwiſchen ſchien Ismail-Bey, nach ſeinem Dienſtantritte bei dem Vezir, dieſem von Tag zu Tag theurer zu werden. Er wußte ſich, bevor noch wenige

Monate verfloſſen, in die Launen ſeines neuen Gebieters ſo ſehr zu fügen und ſeine Talente auf ſo glänzende Weiſe geltend zu machen, daß er dieſem unentbehrlich wurde, und er ihn bald vor Allen, die ihn umgaben, auszeichnete. Ja, es währte nicht lange, ſo ernannte er ihn ſeiner Treue und Geſchicklichkeit wegen ſogar zu ſeinem Kjedſchuba. Aber dieſe Ernennung erweckte die Eiferſucht ſeines Sohnes, des Muſtapha-Bey.

Ismail ſchien anfänglich wenig hierauf zu achten, und ſich im Wonnetaumel ſeines Glückes ohne Rückhalt der Rolle überlaſſen zu haben, die ihm das Schickſal angewieſen hatte. Er ſchien den Tod ſeines Vaters zu vergeſſen und ſich ganz und gar der ehrgeizigen Laufbahn zu überlaſſen, welche ſich vor ihm eröffnete. Man hätte denken können, er opfere Alles der Gunſt, die er genoß, und die Schluchten des Taurus ſeien aus ſeinem Gedächtniſſe entſchwunden.

Indeſſen verwandelte ſich die Eiferſucht des Muſtapha-Bey in grimmigen Haß, Ismail-Bey wurde oft die Zielſcheibe ſeines Hohnes und nur die Gegenwart des Vezirs allein vermochte die bitteren Anfälle ſeines Sohnes im Zaum zu halten.

„Warum biſt du ſo finſter, Ismail?“ fragte eines Tages der Vezir den jungen Bey, als dieſer ihm, düſterer als gewöhnlich, die lange orientaliſche Chibouque überreichte. „Gelüſtet deinem jugendlichen Ehrgeiz nach einer höheren Würde, als du bekleideſt?

ſo wiſſe, daß dich nächſtens der Großherr auf mein Anſuchen zum Capidſchi-Paſcha ernennen wird und du dich bald unter ſein glänzendes Gefolge miſchen kannſt; oder ſollte dich ein geheimer Feind beleidiget haben? wünſcheſt du eine vollgültige Rache an demſelben? ſo bedarf es nichts weiter, als daß du mir den Namen jenes Elenden nennſt.«

»Ach Herr,« unterbrach ihn Ismail-Bey, »gebt kein Verſprechen, das Ihr nicht halten könnt. Ja, ein geheimer Feind ſieht mit eiferſüchtigen Augen die Gunſt, die Ihr mir angedeihen laſſet und überhäuft mich mit unverdienten Unbilden — aber dieſer geheime Feind iſt — euer Sohn.«

»Was liegt daran, daß er mein Sohn iſt,« erwiederte der Vezir. »Morgen wird er Konſtantinopel verlaſſen. Auch will ich nicht,« fuhr er fort, »daß du künftig als ein Diener in meinem Palaſte betrachtet werdeſt.« Bei dieſen Worten zog er einen Ring mit einem Carniol, in welchem ſein Name eingegraben war, von ſeinem Finger. »Dieſes Geſchenk,« ſprach er, »wird Allen die Größe meiner Zuneigung zu dir zu erkennen geben und dich vor ferneren Beleidigungen ſchützen. Bewahre es wohl und ſei von nun an mein Mohuc Dac.«

Hierauf ſteckte ihm der Vezir den Ring an den Finger, Ismail-Bey aber verneigte ſich und berührte den Saum von dem Feredſche oder Oberkleide des Vezirs mit Mund und Stirne. —

Seit mehreren Stunden ſchon lag die Nacht über Konſtantinopel, eine ſtern- und mondloſe Nacht; ein ſchneidender Nordwind blies vom ſchwarzen Meere her und brachte Unwetter und Froſt; der Regen fiel in Strömen. Ismail lag auf einem Divan in ſeinem Zimmer. Aber es war nicht mehr der junge Bey, der ſorglos der Glücksgunſt entgegen lächelte. Sein Geſicht war düſter, ſeine Züge waren entſtellt, bei dem Scheine einer flackernden Lampe überlas er eine Schrift, die ſeine Hand ſo eben mit großen Buchſtaben beendet hatte. Hierauf erhob er ſich, trat zu einem Schranke, hob mit Gewalt eine Diele in die Höhe, nahm das Haupt ſeines Vaters, das er allen Blicken zu entziehen gewußt hatte, heraus, betrachtete es unverwandten Auges und ſprach ſodann mit feſter Stimme: „Glaube ja nicht, Ismail-Paſcha, daß du einen deiner unwürdigen Sohn haſt; du kannſt in dem Günſtling deines Mörders ganz wohl noch dein Kind wieder erkennen und ſollſt gerächt werden.“ Hierauf hüllte er das Haupt in ein Tuch, legte die Schrift zuſammen, ergriff einen breiten Kamah, verbarg denſelben in ſeinem Gürtel und verließ ſein Gemach.

In dem Palaſte des Vezirs herrſchte eine ganz ungewöhnliche Stille. Säle und Gemächer waren wie ausgeſtorben: kein Laut, kein Leben regte ſich in den weiten Räumen. Einſam, in einem ſeiner geheimſten Gemächer, von einer Öhllampe an der Decke erhellt, ſaß der Vezir, wie es ſchien, in Gedanken verſunken und über geheimen Plänen brütend, als Fußtritte in dem äußern Gemache vernehmbar wurden.

»Wer wagt es, mich zu ſtören,« fragte der Vezir und erhob ſein Antlitz, das er auf die Hand geſtützt hatte, als ſich der Vorhang, welcher den Eingang verhüllte, theilte, und Ismail vor ihm ſtand.

»Du hier? Ismail, in dieſer Stunde? Was bringſt du mir? was haſt du unter jenem Tuche?«

»Herr,« erwiederte der junge Bey, »verlangt es nicht zu wiſſen, Ihr werdet es nur zu bald erfahren.«

»Es iſt ein Kopf,« ſagte der Vezir erſchrocken, »was jenes Tuch verhüllt.«

»Vezir!« rief Ismail, »Ihr habt es errathen, es iſt nur ein Kopf; es ſoll für Euch nur ein Spielwerk ſein und kann nur ein Kind erſchrecken.«

»Hat eine teufliſche Zauberei deinen Verſtand berückt, daß du mir dieſen ſcheußlichen Gegenſtand zu bringen wagſt? wirf den Kopf hinweg!«

»Nein, Herr,« ſchrie der junge Bey,« dieſer Kopf muß bei der bevorſtehenden Scene gegenwärtig ſein.«

Der Vezir war aufgeſprungen und klatſchte in die Hände.

»Bemüht Euch nicht,« ſprach Ismail, »dieſer Ring mit eurem Namenszuge entfernte alle eure Diener. Kein Lebendiger befindet ſich in dieſem Theile des Palaſtes außer Euch und mir.«

»Und was willſt du von mir?« ſtotterte Jener, von einer bangen Ahnung ergriffen.

»Kennſt du dieſes Haupt?« ſprach Ismail, indem er plötzlich die Hülle von dem Haupte ſeines Vaters riß. Erſchrocken prallte der Vezir bei dem Anblicke des Hauptes zurück, raffte ſich aber ſchnell auf und wollte aus dem Gemache entfliehen. Noch aber hatte er nicht den Eingang erreicht, ſo fiel er mit einem dumpfen Schrei zurück; ein Stoß von dem breiten Kamah des Ismail-Bey hatte ihm das Herz durchbohrt.

Kalt betrachtete Ismail den kurzen Todeskampf des Vezirs und ſchnitt ihm mit eiſiger Gleichgültigkeit das Haupt ab.

Schweigend verließ er hierauf das Zimmer, den Kopf des Großvezirs am Barte haltend, durchſchritt mehrere Höfe, gelangte zu einer geheimen Thüre, zu welcher er den Schlüſſel hatte, öffnete ſie und ſtand auf der Straße. Die tiefſte Finſterniß bedeckte die Stadt. Im Schutze derſelben erreichte Ismail-Bey das erſte Thor des großherrlichen Serails, ſtellte das Haupt des Vezirs an den Platz, welcher für jenes ſeines Vaters beſtimmt war, heftete die Schrift, welche er ſelbſt geſchrieben hatte, daran und verſchwand.

Als man Tags darauf in das Gemach des Vezirs trat, ſah man mit Schrecken einen friſchen und blutigen Leichnam, neben ihm in Blut gebadet ein altes, runzliches Haupt.

Welche Beſtürzung herrſchte da in Konſtantinopel! Das Volk hatte ein friſches Haupt das kaiſerliche Thor ſchmücken ſehen, hatte es für das des Großvezirs erkannt und las über ihm mit Staunen die Worte: Dieſes Haupt iſt des Großvezirs und ich, Allah's elender Sclave, Ismail-Bey, Sohn des Ismail-Baſcha, bin es, der ihn getödtet hat, weil er den Tod meines Vaters befohlen. — Allah nur iſt ſtark und Mahomet iſt ſein Prophet.

Alles was die Pforte Schreckliches in ihren Drohungen hat, wurde gegen den Urheber eines ſolchen Frevels aufgeboten; alle Hilfsmittel zur Entdeckung eines Verbrechers wurden angewendet, allein vergebens. Ismail-Bey blieb nach der Rache, die er geübt, verſchwunden, und ſei es, daß er in entfernten Erdſtrichen ein Aſyl gefunden hat, ſei es, daß er kurz darauf in die Stille des Grabes hinabgeſtiegen — man erfuhr nichts weiter von ſeinem Leben.

Jedoch ereignete ſich fünfzehn Jahre nach dieſem Vorfalle folgendes Erwähnungswerthe:

Muſtapha-Bey, der Sohn des Großvezirs, hatte alle Wechſelfälle der ottomaniſchen Größe durchgemacht. Geſtürzt durch einen Aufſtand der Janitſcharen, wurde er in ein furchtbares Exil verwieſen; denn in der Türkei hat die Verbannung Grade, ſie hat einen Sinn, eine Bedeutung, bald läßt ſie eine ſchnelle Rückkehr in die Gunſt des Sultans erwarten, bald iſt ſie die Vorläuferin eines nahen Todesurtheiles. Das Exil Muſtapha's hatte dieſe letztere Bedeutung; er war nach Koniah verwieſen. Aller ſeiner Güter beraubt, führte er in dieſer Stadt ein elendes Leben, da er einen jeden Augenblick fürchten mußte, den Emiſſär mit dem todbringenden Ferman erſcheinen zu ſehen. Eines Freitags trat er in die große Tekje von Koniah; es war der Tag, an welchem ſich die Derwiſche in einem achteckigen Saale, von Gallerien umgeben, verſammelten, um ihren geheimnißvollen Übungen obzuliegen. Das Volk hatte ſchon alle Plätze beſetzt; bei Erblickung Muſtapha's aber zog ſich Jeder zurück, um ihm Platz zu machen, denn die Türken achten ſtets die Größe, auch die gefallene. Eine ſanfte, himmliſche Muſik ertönte; die Derwiſche traten in den freien Kreis und warfen ſich vor dem Myſterium des Gründers ihrer Religion nieder. Endlich erſchien der Scheikh; es war eine heilige Perſon. Sobald ihn das Volk anſichtig wurde, überhäufte es ihn mit Segnungen. Er recitirte mit Würde das erſte Capitel des Korans; die Derwiſche ſangen eine perſiſche Hymne ab. Plötzlich brach die Muſik aus dem bisherigen Andante grazioso in ein Allegro furioso aus. Hierauf erhoben ſich die Derwiſche und machten, den Scheikh an ihrer Spitze, dreimal die Runde um den Saal. Hierauf blieb der Scheikh ſtehen, Jedermann ergriff deſſen Hand, führte ſie an Lippen und Stirne und trat wieder zurück, während der Scheikh langſamen und feierlichen Schrittes durch die Kreiſe ging, die ſie beſchrieben hatten.

Dieſe ganze heilige Ceremonie hindurch waren die Blicke Muſtapha's unabläſſig auf den Scheikh geheftet. Es war ein blaſſes Geſicht von ſchmerzvollem Ausdrucke. Je länger und aufmerkſamer es Muſtapha betrachtete, deſto mehr ſchien er eine furchtbare Entdeckung zu machen. Als der Scheikh an Muſtapha vorüberging, ſprach dieſer mit einer ſehr vernehmbaren Stimme den Namen »Ismail« aus. Der Scheikh wendete ſich einen Augenblick um — ſetzte aber ſodann ſchnell wieder ſeinen ernſten und feierlichen Gang fort. Muſtapha verließ in aller Eile die Tekje und ſtürzte, von der heftigſten Unruhe gefoltert, auf ſeine Wohnung zu. »Nur für Einen Tag noch Macht und Leben,« ſchrie er, »und ich will zufrieden ſterben.« Allein er fand zu Hauſe einen Capidſchi, der ihn mit dem Todesurtheile erwartete. Nach zehn Minuten war er nicht mehr.

Der Freineger.

Erzählung.

Die Sonne war, wie es in den heißen Zonen immer geſchieht, plötzlich in das Meer geſunken, und der glühende Sommertag, der nur wenig von den Seewinden gekühlt wurde, und ſeine Strahlen verſengend auf die Häupter der armen Negerſklaven ſendete, hatte einer kalten Nacht Platz gemacht, die nun ihre Schatten über die Plantagen von Cap Français verbreitete, welches ſich an der nördlichen Küſte der Inſel San Domingo, jetzt Hayti genannt, ausbreiten. Die Sklaven und Sklavinnen hatten die Kaffeh- und Zuckerfelder bereits verlaſſen und ſich in ihre Kaſen begeben, in welchen ſie nun bei einem Feuer von Reiſig auf ihren Kavannen ſaßen oder ſich auf ihr Lager geſtreckt hatten, das aus einer auf Querbalken gelegten Hürde aus Weidenzweigen, die auf Gabeln ruht, beſtand, wo ſie Maniak, Kürbiſſe und grüne Bananen zum Nachtmale verzehrten, oder, ſowohl Männer als Weiber, ihre Pfeifen ſchmauchten.

In einer der letzten dieſer Hütten, welche ſich zwiſchen Piſangbäumen und Platanen um das Herrenhaus des Pflanzers Levebre hinzogen und die Geſtalt eines halben Mondes bildeten, ſaßen drei Negergeſtalten auf ihren Matten.

Es waren zwei jüngere und ein alter Neger, der älteſte auf der ganzen Plantage, deſſen Fleiſch bereits an der Sonnenhitze und den Zuckeröfen ganz vertrocknet war, und der, durch die vielen Namenszüge und Zeichen, welche ihm bei dem jedesmaligen Verkaufe von ſeinem Herrn auf die Haut gebrannt wurden, einer mit Hieroglyphen überladenen egyptiſchen Bildſäule nicht unähnlich ſah.

In der Mitte der Hütte loderte ein luſtiges Feuer von Reiſig, bei welchem die beiden jungen Neger, in ihren Hemden und Beinkleidern von Werktuch, kauerten und zwei Tauben in die Flammen ſteckten, damit ihre Federn darin verbrannten.

Der alte Neger ſaß regungslos im Hintergrunde und dampfte eine dichte Rauchwolke in die Luft.

Da hinkte der häßliche Fabrice, ein Krämer, mit kleinen, ſchiefblickenden Augen, dem es in das Geſicht geſchrieben ſtand: mir iſt alles feil, um — Geld, und der mit europäiſchen Waaren von Pflanzung zu Pflanzung wanderte, zu den Negern herein, legte ermüdet ſeinen Waarenbündel bei Seite und ſetzte ſich auf einen Haufen Maisähren, welcher in einem Winkel der Hütte lag.

»Sieh da, Fabrice,« rief einer der jungen Neger am Feuer; »haſt du auch dein Tagwerk ſchon geſchloſſen, alte Landkröte?«

»Hat ſich was zu ſchließen,« quickte Fabrice mit ſeiner ſchneidenden widrigklingenden Stimme, »wenn man gar nicht angefangen hat, 's iſt kein Verdienſt mehr im Lande, kein Verdienſt, das Geld wird immer weniger, der Handel immer ſaurer.«

»So haſt du heute eine ſchlechte Rechnung gemacht?«

»Schlechte Rechnung? gar keine Rechnung, Rechnung ohne Wirth,« ſchnarrte Fabrice; »ein Lumpenhandel ſag' ich euch.« Mit dieſen Worten zog er eine Blechflaſche aus der Taſche ſeines abgeſchabten Rockes, welcher einmal grün geweſen ſein mochte, und machte einen guten Schluck aus derſelben, worauf er ein Brot aus indiſchem Korn hervorholte und davon ein Stück abbiß.

»Was gibt's Neues auf Domingo?« fragte der andere Neger, »du weißt ja immer etwas zu erzählen.«

»Hat ſich was Neues, nichts als Schläge, Schläge und Blutſtriemen, und wiederum Blutſtriemen und Schläge,« antwortete Fabrice. »Dem Neger Germain haben ſie heute Früh, obgleich das Code-noir es verbietet, den rechten Kniebug abgehauen, weil er davon laufen wollte.«

»So,« entgegnete gleichgiltig der Neger.

»Und die kleine Sambo-Negerin der geizigen Spanierin,« fuhr der Krämer fort, »hat wieder fünfzig Peitſchenhiebe bekommen, fünfzig Peitſchenhiebe, wohlgezählt, obgleich der **Code-noir** nur neununddreißig erlaubt, weil ſie eine Porzellanſchüſſel beim Serviren fallen ließ. Kam juſt zurecht, wie ſie ihr der Bambo in Gegenwart der Donna auflegte — hu! die ſchrie!«

»Haſt du den Freineger Jean Robert lange nicht geſehen?« fragte der erſte Neger.

»Schon an vierzehn Tage nicht,« antwortete der Krämer, indem er wieder einen Schluck aus ſeiner Blechflaſche that, »aber gehört habe ich von ihm und ſeinem Fetiſch. Auf St. Louis iſt wieder ein Weißer, deſſen Tod er vorausſagte, auf die Stunde geſtorben.«

»Der Jean Robert iſt ein Todtenvogel,« ſprach der andere Neger, indem er die Tauben, deren Federn bereits verbrannt waren, mit Aſche bedeckte, um ſie zu braten.

»Weißt du ſchon, Fabrice,« nahm hierauf ſein Gefährte das Wort, »daß die junge Madelaine, in die der Jean Robert ſo heftig verliebt war, die aber immer die Spröde gegen ihn ſpielte, heute plötzlich in eine Art Raſerei verfallen ſein ſoll?«

»Weiß alles, alles,« ſagte Fabrice und ſein Geſicht verzog ſich dabei auf eine widrige Weiſe, ſeine grauen Katzenaugen blinzelten und ſchielten noch einmal ſo unheimlich aus ihren ſchiefliegenden Spalten, »das heißt,« fuhr er fort, »vom Hörenſagen, alles bloß vom Hörenſagen.«

»Warſt du nicht heute Früh ſelbſt bei Madelaine?« fragte derſelbe Neger; »mir iſt ja, als hätte ich dich in ihre Kaſe hinken ſehen, als ich eben an die Arbeit ging.«

»Bei Madelaine,« ſtotterte der Krämer in ſichtbarer Verlegenheit, die er dadurch zu verbergen ſuchte, daß er wieder einen langen Zug aus der Flaſche that. »Nun ja,« ſprach er nach einer Pauſe, »erinnere mich ſchon darauf, warum ſollte ich —«

Da unterbrach eine alte Negerin, welche haſtig eintrat, das Geſpräch. Es war Juſtine, die Mutter des Mädchens, von welchem eben geſprochen wurde, ein hageres altes Weib, voll Runzeln, ein Kittel von Werktuch, der ihr bis an die Knie reichte, machte ihre ganze Bedeckung aus, und ein altes Stück rothen Zeugs, welches ſie um den Kopf gewunden hatte, gab ihr ein ſeltſames phantaſtiſches Ausſehen.

Als die Alte eingetreten war, wendete ſie ſich zu den beiden Negern am Feuer und fragte ſie: »Habt ihr den Freineger Jean Robert nicht geſehen?«

Die Neger ſchüttelten ſchweigend die Köpfe.

»Wißt ihr auch nicht,« fuhr ſie mit den deutlichſten Geberden einer geſteigerten Angſt fort, »wo ich ihn jetzt finden könnte?«

»Wir können dir keine Auskunft geben,« antwortete einer der Neger, »wenn nicht Fabrice, der öfters mit ihm verkehrt —«

»Ich?« ſchrie der Krämer aufgebracht, »ich weiß von nichts, von gar nichts, ich verkehre mit keinem Freineger, und wenn ich mit Jean Robert zuſammentreſſe, ſo geſchieht es zufällig, aber —«

»Ach, ſo iſt Madelaine verloren!« unterbrach ihn die Alte und wendete ſich, händeringend, wieder zum Gehen.

»Verloren,« fragte einer der Neger, indem er den Kopf nach ihr wendete, »und weßhalb?«

Da erzählte die alte Negerin, vom heftigen Weinen unterbrochen, daß Jean Robert dem Mulatten Joſeph, dem er begegnete, geſagt habe, ſein Fetiſch hätte ihm prophezeit, daß Madelaine noch heute Nacht ſterben würde. Beinahe ſeit derſelben Stunde, ſchloß die Gramgebeugte, in welcher Jean Robert den Mulatten in den Bergen ſprach, wälzt ſich die Arme in fürchterlichen Krämpfen auf ihrer Matte.

»Danke Gott, wenn ſie ſtirbt,« ſprach hierauf der häßliche Krämer, »ſo wird ſie doch ihrer Sklaverei los. Ich dächte,« fuhr er hierauf fort, »man hätte dir dein altes Fell bereits genug durchgegärbt, um dir einſehen zu lernen, daß es für einen Schwarzen beſſer iſt, todt, als ein Nacktfuß im Weſtindiſchen zu ſein.«

»Du haſt keine Kinder und weißt nicht, was es heißt, ein Kind verlieren,« antwortete die Negerin und wendete ihm den Rücken zu.

»Meinſt du denn, daß es ſo ganz ſicher eintreffen wird, was der ſonderbare Zeineger prophezeit?« fragte der jüngere Neger.

Die Alte verhüllte ſich mit ihren Knöcheln die Augen und nickte einigemale bejahend mit dem Haupt.

»Man merkt,« erwiederte Fabrice, »daß erſt ſechsmal die Sonne über Domingo aufgegangen iſt, ſeitdem du das Negerſchiff verlaſſen haſt, da du noch an dem zweifeln kannſt, was ſogar der weiſeſte Dagoman für bare Münze anerkannt. Jean Robert iſt der gefürchtetſte Obiach auf dieſer Inſel, der Liebhaber aller Mädchen, der Schrecken der Weißen, und ſein Fetiſch weisſagt alles, was da geſchehen wird.«

»Ach könnte ich ihn doch finden!« jammerte die Alte und rang die dürren Hände; »er allein könnte ſie noch retten, ſeine Kenntniſſe der Kräuter —«

»Für dein Kind iſt kein Kraut mehr gewachſen, das glaube nur immerhin,« ſprach der Krämer wieder; »alles beim Lichte betrachtet, iſt es ja doch nur ſelbſt an ſeinem Tode Schuld.«

Juſtine ſah den Redner ſtarr mit den erloſchenen Augen an.

»Warum,« fuhr Jener fort, »hat Madelaine die Zuneigung, welche Jean Robert für ſie hegte, nicht erwiedert. Sie wußte ja, daß Acconpong alle bisher mit dem Tode beſtrafte, die ſeinem Liebling feindlich begegneten.«

»Arme Madelaine!« jammerte die Alte.

Da wurden plötzlich Schritte vor der Hütte laut, erſchreckt wie das böſe Gewiſſen fuhr Fabrice zuſammen, alle wendeten ſich nach dem Eingange.

Jerome, ein junger Negerſklave von derſelben Plantage, trat verſtört und eilig herein. »Was gibt es?« rief einer der Neger. »Uf!« keuchte Jerome, indem er ſich den Schweiß von den kurzen krauſen Haaren ſtrich, »kaum kann ich mich erholen. Ich wollte zu euch, um eine Harke zu borgen, da mußte ich an Juſtinens Hütte vorüber« — Die Alte ſchreckte zuſammen und ihre Zähne klapperten hörbar an einander — »ein gellendes Geſchrei,« fuhr Jerome fort, welches in derſelben erſcholl, bewog mich hineinzutreten, aber welch ein Anblick wurde mir da! Madelaine, die liebliche Tochter der alten Negerin, lag in den Armen einiger andern Sklavinnen, die auf ihr Geſchrei herbeigeſprungen waren und die ſie nur mit Mühe bewältigen konnten. Eben als ich eintrat, ſtieß ſie jedoch einen Schrei aus, der mir das Mark in den Beinen gefrieren machte, indem ſie mit beiden Händen zugleich nach dem Herzen fuhr, darauf ſank ſie leblos aus den Armen der Negerinnen auf ihre Kavanne herab.«

»Todt! todt!« heulte die Alte und rannte händeringend aus der Hütte. Erſchrocken ſtarrte ihr Jerome nach, der jetzt erſt die alte Juſtine, welche in dem Dunkel der Hütte ſtehend, von dem Feuerbrande nur zur Hälfte beleuchtet wurde, erkannte. Fabrice hatte ſich ſchon während der Erzählung Jerome's mit ſeinem Waarenbündel davon gemacht. Ein leiſer Schauer rieſelte den Zurückgebliebenen durch die Glieder, das Feuer in der Hütte drohte zu verlöſchen, in dieſem Augenblicke erhob ſich der alte Neger im Hintergrunde, welcher bis jetzt theilnahmslos auf der Kavanne geſeſſen zu haben ſchien, und bei der ſchwindenden Beleuchtung des Feuers mehr einem Schemen, als einem Menſchen ähnlich ſah, und ſprach mit einer Stimme, die aus der Tiefe des Grabes zu kommen ſchien: „Jean Robert's Fetiſch hatte es prophezeit!“ —

II.

In einer Hütte am Strande, aus welcher man in die nahe unbegrenzte See hinausblicken konnte, auf deren Wellen eben die zauberiſchen Schimmer eines wolkenloſen Vollmonds ſchwankten und zitterten, hatte ſich eine bedeutende Anzahl Negerſklaven vom Cap Français zu einer Bambula, einer ihrer gewöhnlichen Beluſtigungen, eingefunden.

Die Hütte war ſehr geräumig und am oberſten Ende gabelförmig gebildet. Das Dach aus ſchrägzuſammenlaufenden Sparren, welche mit Palmen und Kokosblättern gedeckt waren, beſtehend, ruhte auf vier ſtarken hölzernen Pfeilern, die Wände zwiſchen dieſen Pfeilern waren von Lehm, mit Weidenzweigen durchflochten und der Boden die nackte Erde.

Röthlichbraune, Braune und Schwarze beiderlei Geſchlechts ſaßen hier mit verſchränkten Beinen, oder kauerten in verſchiedenen Gruppirungen neben einander und tranken aus hölzernen Gefäßen ihren Taffia, während mehrere Neger und Negerinnen in dem freien mittleren Raume der Hütte einen Nationaltanz ausführten.

Einen ſeltſamen Gegenſatz zu dieſer Luſtbarkeit, welche mit einer Art Trommel, mit Händeklatſchen und einem betäubenden Geſang, deſſen Melodie jedoch nur in zwei Takten beſtand und ſehr melancholiſch klang, begleitet wurde, und zu den fröhlichen Blicken und Mienen, mit welchen die Mehrzahl der Verſammlung die Tänzer begleitete, machten die zerfleiſchten und blutrünſtigen Rücken, welche hie und da an mehreren ſichtbar wurden, die der Wuth der fühlloſen Sklaven-Aufſeher in den letztverfloſſenen Tagen anheim gefallen waren.

Unter allen Anweſenden wurden aber zwei Individuen, ein Negermädchen von ungefähr ſiebzehn Jahren, Namens Viktorine, und ein Neger von zwanzig Jahren, Namens François, durch ihre körperliche Schönheit bemerkbar. Beide waren Sklaven von benachbarten Plantagen und hatten ſich, da eben Sonntag war, wo die Zuckerrohrfelder unbearbeitet blieben und die Siedereien und Zuckermühlen ſtille ſtanden, mit andern zu dieſer Luſtbarkeit eingefunden.

Eben hatten die Tänzer unter Beifallsklatſchen ihren Tanz vollendet und ermüdet eine Kavanne geſucht; die Trommel ſchwieg, die rauhen Sängerkehlen verſtummten und eine Pauſe trat ein, während welcher man wieder den abgeriſſenen Faden des Geſpräches auflas, und über dieß und jenes, was zu denſelben die Veranlaſſung gegeben hatte.

Da ſetzte Jaques, ein junger Neger, von breitſchultrigem Baue und auffallender Wildheit, nachdem er noch einen tüchtigen Trunk aus einem Kalabaſſen-Kürbis gethan hatte, das Trinkgefäß zur Seite und ſprach zu ſeinem Nachbar: »Wo bleibt doch nur heute der Jean Robert, ohne ihn heißt ſo eine Bambula im Grunde doch nicht viel mehr, als nichts. Nur wenn er den Krug ſchwingt und ſeine kräftige Stimme dazu erſchallen läßt, daß die ſchlaftrunkenen Landkrabben mit den Köpfen zuſammenſtoßen, iſt es eine Luſt, die uns für Sonnenſtich und Schläge einigermaßen entſchädigen kann. Heda! hat ihn keiner von euch geſehen?« Die Neger verneinten. »Sonſt war er die Seele jedes Negerfeſtes,« fuhr Jaques fort, »und verſäumte nie zu erſcheinen, wo die Trommel geſchlagen wurde. Es war als ob ihre Schläge eine Zauberkraft beſeſſen hätten, ihn aus den fernſten Winkeln, in welchen er ſich befinden mochte, zu dem Orte herbeizulocken, wo ſie die Luſtbarkeit des jungen Volkes begleitete.«

»Ei,« ſprach Euſtache, ein Neger aus Benin, »er wird wieder mit ſeinem Fetiſch auf irgend einem Felſenriffe, der in's Meer hinausragt, ſitzen, wie ein Nachtvogel, was er gerne zu thun pflegt; habe ich ihn ja ſelbſt mehrmals ſo ſitzen und hinausſtarren ſehen in die wilde See, wenn der wüthige Sturm die Wolkenfetzen am Himmel vorüber jagte und der Mond nur zuweilen die einſame rieſenhafte Geſtalt auf dem Felſenblocke mit ſeinem weißen Lichte übergoß, indeſſen drunten die ſchwarze Brandung an die Riffe ſchlug, gleichſam als wäre ſie erzürnt über die Gleichgültigkeit dieſes Einen gegen den Aufruhr der Elemente.«

»Es iſt noch nicht ſo ſpät an der Zeit,« nahm ein Neger von der Goldkiſte das Wort, »er kann noch immer kommen.« — »Erzähle uns doch,« ſprach hierauf ein junger Neger zu Euſtache, »wie Jean Robert zu dem Fetiſch und der Prophetengabe gekommen iſt. Euſtache, du weißt ja ein Näheres um die Sache.« — »Wohl weiß ich es,« verſetzte der Neger, »und wollt ihr hören, ſo ſetzet euch um mich herum und horcht mir zu.« Da drängte ſich alles in der Hütte um Euſtache und dieſer erzählte.

»Jean Robert, oder mit ſeinem eigentlichen Namen Makandal, iſt der Sohn eines Häuptlings von einem Landſtriche am Atlasgebirge, und wurde in ſeinem zwölften Jahre von einem Negerſänger geraubt, der ihn einem Mäkler verhandelte, mit deſſen übrigen Sklaven er nach San Domingo gebracht wurde, wo ihn Herr Lefebre an ſich kaufte, und ihm den Namen Jean Robert beilegte. Jean Robert wurde bald der Liebling aller ſeiner Mitſklaven, denn er beſaß bedeutende Kenntniſſe in der Arznei und Pflanzenkunde und war die Seele aller Negerfeſte. So lebte er, gleich bekannt auf ganz Domingo durch ſeine Kenntniſſe, wie durch ſeine fröhliche Laune und Luſtbarkeit, bis in ſein achtzehntes Jahr. Da aber geſchah es, daß in ſeinem jugendlichen Herzen die Liebe, die demſelben bis dahin fremd geblieben war, mit allem Ungeſtüme dieſer Leidenſchaft erwachte.«

»Es war ein ſehr ſchönes, kaum fünfzehnjähriges Negermädchen, Namens Marianne, das in ihm dieſe Glut erweckte, auf welches aber auch unglückſeliger Weiſe der Plantagenaufſeher ſein Auge geworfen hatte.«

»Marianne hatte zwiſchen dem kraftvollen und feurigen Jean Robert und dem bläulichen ausgetrockneten Kreolen keine ſchwere Wahl, doch fürchtete ſie die Rache des Letzteren, wenn ſie ſeinen Bewerbungen kein Gehör geben würde, allein auch dieſe Furcht beſiegte endlich die Liebe und ihr Herz entſchied ſich für den Negerſklaven.«

»Der Aufſeher entdeckte bald die Urſache von Mariannens Abneigung gegen ihn, und beſchloß ſich bei erſter Gelegenheit blutig an beiden zu rächen. Jean Robert erfüllte jedoch trotz ſeiner Liebe zu Mariannen ſeine Pflichten ſo genau, daß er bis jetzt noch immer ſeine Haut von Geißelſtriemen rein erhalten hatte.«

»Da nun der Kreole bald einſah, daß er ihn mit Recht nicht beſtrafen konnte, beſchloß er unter was immer für einem Vorwande ſeine Rache an ihm zu fühlen. Nicht lange hierauf benützte er ein nichtsſagendes Verſäumniß und befahl Robert ſich auf die Erde zu ſtrecken, um eine Anzahl Peitſchenhiebe zu empfangen. Robert weigerte ſich ſtandhaft dieſen empörenden Befehl zu vollziehen, der Kreole wurde aber immer wüthiger und legte endlich ſelbſt Hand an ihn. Da ergriff aber Jean Robert, zum höchſten Zorne durch dieſe Ungerechtigkeit entflammt, den rachedürſtigen Henker, ſchmetterte ihn zu Boden und entfloh. Vergebens raffte ſich dieſer in aller Eile ſchäumend und blutend von der Erde auf und verfolgte ihn nebſt den Negern, welche innerlich über dieſe Begebenheit jubelten, mit der Wuth eines verwundeten Tiegers. Der Flüchtling entkam glücklich in die Gebirge. Obgleich aber Jean Robert auf den Höhen zwiſchen den Diſtrikten Margaux und Liube, welche er nun als Maronneger bewohnte, hinlängliche Sicherheit vor ſeinen weißen Verfolgern gefunden hatte, ekelte doch bald ſeinem lebhaften Geiſte die ſchweigende Einſamkeit und das Gleichförmige und Unthätige ſeiner neuen

Lebensweiſe an, und er konnte dem Hange nicht widerſtehen, ſeine früheren Leidensgefährten heimlich auf ihren Pflanzungen zu beſuchen und zuweilen ihren nächtlichen Feſten beizuwohnen. So kam er regelmäßig jede Woche in die Pflanzung des Herrn Levebre, als er plötzlich ausblieb. Die Neger wußten ſich ſein Ausbleiben nicht zu enträthſeln und dachten ſchon, daß ihn ein Krokodill verſchlungen habe, oder daß er auf irgend eine andere Weiſe in den Gebirgen umgekommen ſei, als er zu ihrer Verwunderung mit einem Male wieder unter ihnen erſchien. Jedoch war er dieſes Mal ernſter, düſterer als jemals; ja, er hatte faſt etwas Unheimliches in ſeinem Benehmen. Auf ihr Befragen, wo er ſo lange geblieben, erzählte er, daß Accompong, der Gott der Neger, ihm perſönlich erſchienen ſei. Er hatte die Geſtalt eines ſchwarzen Rieſen, von furchtbarem Anſehen, angenommen, und winkte Robert ihm zu folgen. Hierauf führte er ihn tief in das Gebirge hinein und zeigte ihm dort einen Orangenbaum von ungewöhnlicher Größe, von welchem er ihm einen Zweig abzuhauen befahl.«

»Als er dieſes gethan, gebot er ihm aber, aus dieſem Zweig ſein Bildniß zu ſchnitzen. Robert entſchuldigte ſich, daß er ſolches nicht verſtände, aber der Rieſe ſprach zu ihm, er ſollte es nur verſuchen.«

»Robert ſchnitzte hierauf, und obgleich er dieſe Kunſt niemals gelernt hatte, ſo geſtaltete ſich jedoch wie durch Zauberei unter ſeinen Händen immer mehr und mehr eine fabelhafte Menſchenbildung aus dem Zweige, welche eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Rieſengotte hatte. Als dieſe völlig zu Stande gekommen war, ſprach Accompong: dieſer Baum iſt mir geweiht von meinen Prieſtern und mit Zauberkräften begabt iſt der Stab, den du dir daraus geſchnitzt. Bewahre ihn als ein Geſchenk meiner Huld, denn er beſitzt die Kraft, dir den Tod aller jener vorauszuſagen, auf welche Accompong zürnet. Auch wird er mir mit Windesſchnelle berichten, was du ihm vertrauſt, und dadurch dich ſchützen vor den Verfolgungen der Weißen.«

»Erſtaunt horchten die Neger, denen Robert dieſes erzählte, ſeinen Worten zu und wirklich erblickten ſie in ſeiner Hand einen Stab, in welchen eine menſchenähnliche Geſtalt geſchnitzt war; doch zweifelten noch immer einige von ihnen an der Wahrheit des Geſagten.«

»Bald aber überzeugten ſie ſich, daß dem Fetiſch wirklich die Prophetengabe verliehen ſei, denn Jean Robert ſagte ſchon bei ſeinem nächſten Beſuche den Tod jenes blutgierigen Kreolen und eines Mädchens voraus, welches ihm treulos geworden war, und das viele Meilen von Cap Français entfernt in dem Landſtriche Los Leanos wohnte, und faſt auf die Stunde ging die Prophezeihung an Beiden in Erfüllung. Seit dieſer Zeit iſt Jean Robert bekannt als Obeah oder Hexenmeiſter, wie die Weißen ſagen, und alles zittert vor ſeinen Ausſprüchen, die immer eintreffen, und alle Schwarzen, wie ihr ſelber wißt, ſind ſeine geheimen Freunde und dienſtwillig in allem, was er von ihnen begehrt, und würden eher jede Mißhandlung dulden, als ihn an ſeine Feinde verrathen.« — Mit dieſen Worten ſchloß Euſtache ſeine Erzählung, auf welche eine allgemeine Pauſe erfolgte.

»Der große Geiſt hat ihn geehrt vor allen Schwarzen auf Domingo,« ſprach hierauf ein alter Neger von Wehdah, welcher der Erzählung mit voller Aufmerkſamkeit zugehört hatte, »möge er ihm noch lange gnädig bleiben, und Roberts Fetiſch niemals etwas prophezeien, was einem von uns Schaden bringen könnte.«

Indeſſen hatte ſich das junge Volk wieder erhoben und die Muſiker zeigten durch einzelne Töne, welche ſie ihren Inſtrumenten entlockten, nicht undeutlich an, daß ſie die flüchtigen Stunden der Freiheit nun lieber mit Luſt und Tanz als mit Erzählen zuzubringen geſonnen ſeien.

»Seht doch,« rief Jaques, »die Trommler werden ungeduldig, nun laſſet nur der Fröhlichkeit ihren Lauf, wir Negerſklaven müſſen die Augenblicke der Luſt beim Schopfe erfaſſen, wo wir ſie finden, das Leid lauert ſchon draußen wieder vor der Thür in Geſtalt der Meiſterknechte und Peitſchen, die Accompang verdammen wolle.« — »Friſch da! getanzt! getanzt!« rief eine Stimme, und »getanzt! getanzt!« ſcholl es aus allen Ecken der Hütte, während die Trommler lärmend in den Chorus einfielen.

„Laßt doch ſehen, wie unſere junge Viktorine und der muntere François ſich im Kalenda ausnehmen,“ rief, als das Gelärm ſich wieder etwas gelegt hatte, ein Neger von der Plantage des reizenden Negermädchens. „Beim alten Tam, es iſt das ſchönſte Paar, das dieſe Inſel noch geſehen hat.“

„Auf! Auf! Viltorine! Auf! Françis!“ ſcholl es von allen Seiten, und viele Arme waren geſchäftig Beiden von ihren Kavannen, auf welchen ſie in den entgegengeſetzteſten Winkeln der Hütte ſaßen, aufzuhelfen und ſie in den Mittelgrund derſelben zu bringen.

Obgleich aber ſo weit entfernt von einander, hatten ſich die Beiden doch ſchon lange bemerkt, und mit nicht geringerem Wohlgefallen ruhten François Blicke auf dem zierlichen Wuchſe, auf den glänzend ſchwarzen Augen, den Korallenlippen und ſchneeweißen Zähnen der Schönen, als ihre Blicke auf der kräftigen Geſtalt und dem vollen glatten Gliederbaue des Jünglings hafteten.

Doch war es nicht das Wohlgefallen an der Schönheit ihres Körpers allein, das ſie bei ihrem gegenſeitigen Anblicke erfaßte, es war das tiefe Gefühl eines inneren Einklanges, welches bei dem Zuſammentreffen geiſtig verwandter Menſchen ſich ſo wunderbar in ihnen ausſpricht. Mit einer Art von

Schüchternheit ſtanden ſich jetzt Viktorine und François gegenüber, und ſahen ſich verwundert in die Augen, als wollten ſie fragen: »Wie kommt es, daß wir uns jetzt erſt finden, da du doch ſo lange ſchon in meinem Innern lebteſt?« Viktorine reichte François die Hand, und er fühlte wie ein leiſes Beben durch dieſelbe ging, als er ſie erfaßte. Von den Negern umrungen und von ihrem Beifallsklatſchen angetrieben, begannen ſie nun die Kalenda. Beide tanzten mit hinreißender Anmuth. Das Ebenmaß ihres Körperbaues, welches ſich mit jeder neuen Wendung vortheilhafter zu zeigen ſchien, die Leichtigkeit und Anmuth ihrer Bewegungen, in welchen die ſchön geſchwungenen üppigen Formen ſich dem Auge darſtellten, alles dieſes entzückte die Zuſchauer und ihre Beifallsbezeigungen wuchſen zum wildeſten Gelärm. Da erſcholl mit einem Male aus einem Winkel der Hütte der Ruf: »Jean Robert! Jean Robert!« und aller Augen wandten ſich nach dem Eingange, die Trommel ſchwieg, Tanz und Lärmen hatte wie mit einem Zauberſchlag geendet.

Unter den Eingangspfeilern der Hütte aber lehnte Jean Robert, eine hohe atletiſche Geſtalt, eine rothe weſtindiſche Mütze auf dem Haupte, geſtreifte weite Unterkleider, welche nur bis an die Hälfte der Schenkel reichten, über die Schulter hing ihm eine Doppelflinte, an der linken Seite ein langes Waidmeſſer. Den verhängnißvollen Fetiſch in der Linken haltend, ſtand er mit der rechten auf den einen Pfeiler geſtützt und ſchien nur Auge für Viktorine zu haben, welche eben von Francois zu ihrer Kavanne geführt wurde, und die er mit glühendem Blicke verfolgte.

»Woher iſt die Negerin?« fragte er Jaques. — »Eine Sklavin von der Pflanzung des alten Galifet,« entgegnete dieſer. — »Und heißt?« — »Viktorine.« Während dieſen Worten war er mehr vorwärts getreten und warf ſich dort an dem Feuer, an welchem die Neger ihr Mahl bereiteten, nachläſſig auf eine Kavanne nieder, doch ſo, daß er die junge reizende Negerin ſo gut als möglich im Auge behalten konnte. Viele Neger reichten ihm ihre Kürbiſſe mit Taffia, der Freineger ergriff einen derſelben, und ſtürzte ſeinen Inhalt hinunter. »Was gibt es Neues auf eurer Pflanzung?« fragte er hierauf. »Weißen Geiz und ſchwarze Trübſale,« antwortete Euſtache, »wie immer.« — »Das weißt du wohl ſchon,« nahm Jaques das Wort, »daß die arme Madelaine, deine einſtige ſpröde Ge —« — »Accompong iſt groß!« fiel ihm Robert ins Wort, »mein Fetiſch hat es mir prophezeit. Wie er mir noch manches prophezeite,« fuhr er düſter fort, und blickte im Kreiſe umher, als wollte er eben wieder ein Todesurtheil über einen der Anweſenden ausſprechen, worüber faſt jeder, den ſein Blick traf, von unwillkürlichem Schauder ergriffen, zurückbebte. »Doch davon ein andermal,« ergänzte der Furchtbare.

»Du biſt heute ſonderbar aufgeregt und ſcheinſt verſtimmt,« ſprach jener alte Neger von Webda. »Denke, daß du bei einer Bambula biſt und ſei fröhlich wie ſonſt. He! bringt Taffia und Fleiſch und Caſſave, und bewirthet euren Gaſt,« rief er den Jüngeren zu, »und ihr fahret fort in eurer Luſtbarkeit. Der Trübſinn iſt anſteckend wie die Peſt.« Mit dieſen Worten reichte er dem Freineger eine volle Kürbisflaſche, welche eben ein Negerknabe hereinbrachte. Robert that ihm Beſcheid und vertiefte ſich bald mit ihm und mehreren anderen Negern in ein Geſpräch über den Zuſtand der franzöſiſchen und ſpaniſchen Pflanzungen auf Dominge, über die Unterdrückung und Mißhandlung der armen Schwarzen durch ihre weißen Henkersknechte und über die Möglichkeit ihrer einſtigen Befreiung, während ſeine Blicke jedoch immerwährend die ſchöne Negerin aus der Menge herausſuchten und verfolgten.

Vittorine hatte ſich aber mit François auf eine Kavanne geſetzt, und beide unbekümmert um Jean Robert und Tanz, ſchwelgten nur in den unausſprechlichen und wonnigen Gefühlen ihrer jungen Liebe, welche ſie der rauhen Wirklichkeit entzog und ihnen ein niegeahntes Eden eröffnete. Während dieſem hatte die Luſtbarkeit der Anderen wieder von Neuem begonnen. Männer und Weiber hatten ſich in einen weiten Kreis geſtellt und führten nun einen allgemeinen Tanz aus, welcher darin beſtand, daß alle nach dem Takte der Trommel in die Höhe ſprangen und gleich darauf wieder zur Erde fielen. Drei oder vier Worte, welche immerwährend wiederholt wurden, machten den Geſang aus, der dieſen ſonderbaren Tanz begleitete. —

Die älteren Sklaven ſetzten ſich während dieſes Tanzes zu Jean Robert oder umſtanden ihn, in dichten Gruppen, andere bedienten ihn mit getrockneten Fiſchen, Pickfet genannt, und mit gerödeltem Fleiſche, und wieder andere füllten fleißig ſeinen Kürbis mit Taffia; während aber alle aufmerkſam auf ſeine Worte horchten, die ſie für Orakelſprüche hielten, und verſtohlene Blicke auf ſeinen Fetiſch warfen. Als der Tanz wieder geendet war und die Gruppen ſich theilten, ſuchten Jean Roberts Blicke vergebens die ſchöne Viktorine wieder in der Verſammlung, ſie war verſchwunden, mit ihr François. — Beide zogen es vor, unter dem Rauſchen der Palmen zu wandeln und ſich Verſicherungen ihrer niemals endenden Liebe zu geben, und durch glühende Küſſe und inniges Umfangen dieſe Verſicherungen zu bekräftigen. Jean Roberts Stirne zog ſich in finſtere Falten, als er ihre Abweſenheit bemerkte, mißmuthig und raſch erhob er ſich von ſeiner Kavanne und nahm eiligſt Abſchied von ſeinen Freunden, um wo möglich noch das Negermädchen einzuholen, das er auf dem Wege nach Galifets Plantage wähnte. Geflügelten Fußes verfolgte er dieſen Weg, aber Viktorine war nicht auf demſelben zu finden, und der nahende Morgen zwang Jean Robert zur Rückkehr in ſeine Gebirge.

III.

Seit dieſer Zeit waren François und Viktorine die glücklichſten Menſchen auf Domingo. So oft die Glocke der Plantagen des Abends durch die Savannen klang und die Sklaven ihre Arbeitsplätze verließen, eilte François, der bei ſeinem Herrn die Dienſte eines Unteraufſehers in einem Diſtillirhauſe verſah, auf die Pflanzung ſeiner Geliebten, wo ihn dieſe vor ihrer Hütte oder in einem nahe gelegenen Orangenwäldchen bereits erwartete. Es fehlte nichts, um ihr Glück vollkommen zu machen, als die Erlaubniß, ungetrennt beiſammen leben zu dürfen. —

Beide kamen auch darin überein, ſich zu den Füßen des alten menſchenfreundlichen Galifet zu werfen, und ihn zu bitten, François von ſeinem Herrn, welcher ein Neffe Galifets war, an ſich zu kaufen und ihm die Erlaubniß, ſich mit Viktorine zu verbinden, zu ertheilen. —

Der alte Galifet war als der wohlthätigſte aller Pflanzer auf ganz Domingo bekannt und ſeine Herzensgüte wurde ſogar zu einem Sprichworte, denn wollte man einen glücklichen Schwarzen auf Domingo bezeichnen, ſo pflegte man zu ſagen: »Il est heureux comme un Nègre de Galifet.«

Denn Galifet behandelte ſeine Sklaven menſchlich, forderte keine übermäßigen Arbeiten von ihnen, wie viele der Nachbarpflanzer, er erlaubte ihnen, in jeder Woche zwei Tage ihre Carreaus zu bebauen, und die Früchte davon für eigene Rechnung zu verkaufen.

Daher mochte es auch kommen, daß man bei den Negern von ſeiner Plantage nicht jene Tücke, jene Hinterliſt, welche ſonſt die Negerſklaven bei jeder Gelegenheit wider ihre Herren an den Tag legen, und die in der Regel ſelbſt allen Schwarzen eigen iſt, bemerkte. Ja, es gab keine rüſtigeren und geſitteteren Arbeiter auf Domingo, als Galifets Sklaven. Ein Hauptbeweggrund ihres Fleißes und ihrer Ordnungsliebe mochte wohl darin beſtehen, daß jeder Sklave, wenn er zehn Jahre bei Galifet gedient hatte, ohne ſich eines bedeutenden Vergehens ſchuldig gemacht zu haben, darauf rechnen durfte, nach Ablauf dieſer Zeit von ihm ſeinen Freibrief zu erhalten und unter die freien Arbeiter auf der Pflanzung aufgenommen zu werden.

Dieſes alles wußten die beiden Liebenden und bauten daher auf Galifets Herz und ſeinen Edelmuth die Hoffnung ihres Glückes und ihrer Zukunft. Viktorine fühlte ſich aber noch aus einem andern Grunde bewogen, dieſen Schritt ſo viel als möglich zu beſchleunigen. Sie hatte nämlich ſchon mehrere Male den Freineger Jean Robert bei Einbruch der Nacht durch die Lianenbüſche vor ihrer Hütte ſchleichen ſehen, und ahnte nicht mit Unrecht, daß irgend eine ſchlimme Abſicht hinter dieſem Auflauern verborgen liegen müſſe, und der Neger vielleicht nur allein eine ſchickliche Gelegenheit abwarte, ſie auszuführen und dadurch ihrem Glücke auf irgend eine Weiſe gefährlich zu werden oder ſtörend in den Weg treten könnte. Ohne jedoch weiter beunruhigt zu werden, erſchien der Tag, an welchem Viktorine und François ihre Bitte dem Pflanzer vorbringen wollten. Es war der 68. Geburtstag deſſelben, welchen ſämmtliche Bewohner der Pflanzung feierten.

Männer und Weiber ſtanden am Morgen dieſes Tages in dichten Reihen vor ihren Kaſen, feſtlich geſchmückt, wie nur an einem Sonn- oder Feſttage. —

Jene in Röcken von gefärbter Leinwand, die bis an die Knie reichten, oben am Gürtel gefaltet und an den Hüften mit zwei Schlitzen, die mit Bändern zuſammmengebunden, dieſe mit einem ſchmalen Korſette, mit einem Bandlatze und mit zwei kurzen Röckchen bekleidet, von welchen das untere von buntfarbiger, das obere von weißer Leinwand war. Kopf und Buſen hatten ſie mit bunten Muſcheln, Glasperlen oder Bändern von rothen Beeren behangen, doch waren alle nackt von Füßen.

Vor ihnen ſtand der Ökonom nebſt den Zuckerſiedern und Schreibern, ſämmtliche Weiße, welche die Reihen muſterten und den Zug nach dem Herrenhauſe anordneten.

Endlich gab der Ökonom das Zeichen zum Aufbruche, und mit freudigem Gelärme eilten nun die Schaaren der Schwarzen, an der Spitze die Kinder, welche Körbe mit Akazienblüten und Bignonien gefüllt trugen, ſodann die Handwerksneger, nach dieſen die Feldneger, immer zwei und zwei, ein Neger und eine Negerin, von dem Tata geführt, nach der Wohnung des Pflanzers. —

Hier ſchloſſen ſie einen weiten Halbkreis um das Herrenhaus und brachen in ein ſchallendes Gejauchze aus, während welchem die Kinder ihre Bignonien- und Akazienblüten vor die Thüre ſtreuten und die Alten ihre rothen weſtindiſchen Mützen in die Luft warfen und ihre gellenden Inſtrumente erklingen ließen.

Der alte Galifet, ein Mann von gedrungenem, noch kräftigem Körperbaue, mit grauem Haupthaare, ſchwarzen buſchigen Brauen und einem ernſten, aber nicht unfreundlichen Geſichte, ſaß eben behaglich, aus einer roththönernen Pfeife rauchend, bei ſeinem Morgenkaffeh, von ſeinen Faktoren, Buchhaltern, Agenten und den übrigen vorzüglicheren Hausleuten, welche ihm ihre Wünſche zu dieſem Tage darbrachten, umgeben, als das ohrenbetäubende Gelärme unter ſeinem Fenſter losging. —

»Aha! meine ſchwarzen Kinder!« rief Galifet lächelnd; »auch ſie kommen, mir Glück zu wünſchen, kommt meine Herren, daß wir ihnen nicht ihre Freude verderben.«

Begleitet von den Umſtehenden, begab er ſich ſofort auf die Hausflur, wo ihn ein bunter Blumenregen und das Geſchrei von hundert Kehlen: **»Vive le Planteur Galifet! vive notre Père!«** empfing.

Nachdem der erſte Freudenſturm verbrauſt war und Galifet von ſichtbarer Rührung ergriffen den Tatas für ihre Aufmerkſamkeit gedankt und ſie zu fernerer Treue und Ordnung ermahnt hatte, warfen ſich Viktorine und François, welche auf dieſen Moment gewartet hatten, dem menſchenfreundlichen Pflanzer zu Füßen und brachten nicht ohne Zagen ihre Bitte vor. —

Der alte Galifet betrachtete lange und nicht ohne ſichtbarem Wohlgefallen das ſchöne Paar, hieß es ſodann aufſtehen und ihm folgen, während er ſeinen Hausleuten befahl, die andern Neger mit Speiſe und Trank zu betheilen, dieſe aber ermunterte, in ihrer Luſtbarkeit fortzufahren, und ſich heute als an einem freien Tage durch nichts in derſelben ſtören zu laſſen.

In dem nach altfranzöſiſcher Art mit reich verziertem Geräthe eingerichteten und mit Seeſtücken und rieſenhaften Landkarten behangenen Wohnzimmer des Pflanzers angelangt, reichte dieſem eine niedliche Sambo-Sklavin eine friſche Tabakspfeife mit Varinas und zündete ihm dieſelbe an, worauf ſich Galifet auf ein großblumigtes Kanapee niederließ und Viktorine aufforderte, ihm nun über ihre früheren Lebensſchickſale, ihren Heimatsort, über ihre Ältern und deren Namen u. dgl. nähere Aufſchlüſſe zu geben.

Die Geſchichte der armen Viktorine war eben ſo einfach als traurig. Viktorine, damals Samba genannt, lebte mit ihrem Vater, welcher Jenjue hieß, auf der Inſel Zanzabar in Afrika, deren Bewohner, ein friedlicher Negerſtamm, ſich ausſchließlich mit Jagd und Fiſchfang beſchäftigten.

Jenjue hatte nur eine Tochter (Samba) und einen Sohn, welcher aber ſo unglücklich war, bei einem Fiſchfang auf der hohen See von dem Sturme überraſcht und von den Wellen verſchlungen zu werden.

Lange währte die Trauer, welche der Tod des Jünglings in Jenjues Hütte gebracht hatte, aber auch dieſen Schmerz beſiegte endlich die Zeit, und die Wunden der Ältern waren ſchon ziemlich verharſcht, und ſchon begann die alte Heiterkeit wieder heimiſch zu werden in ihrer Hütte, als ein Schiff aus Spanien an ihrer Inſel landete.

Die weißen Männer, welche ſich auf dem Schiffe befanden, benahmen ſich ſehr freundlich gegen die Inſulaner, brachten ihnen Geſchenke und erbaten ſich nur, ihre Tonnen mit ſüßem Waſſer füllen zu dürfen, welches ihnen jene gerne gewährten. Als ſie wieder günſtigen Wind hatten und das Schiff die Inſel verlaſſen mußte, luden ſie noch alle jungen Mädchen und Männer auf daſſelbe zu einem Feſte, welches ſie den Inſelbewohnern aus Dankbarkeit für ihre Gaſtfreundſchaft geben wollten.

Das Schiff war mit bunten Bändern und Flaggen geſchmückt und liebliche Muſik erſcholl aus ſeinem Innern. Die jüngſten Neger und Negerinnen, begleitet von einigen ihrer ältern Angehörigen, wie auch Samba und Jenſue eilten in fröhlicher Erwartung nach demſelben. Mit heiterem Sinne und nach Landesart mit bunten Federn und Muſcheln geſchmückt, ſprangen ſie in den Kahn, welcher am Ufer ſchaukelte, und ließen ſich in das Schiff hinüberführen; kaum aber hatte der Letzte von ihnen den Bord beſtiegen, ſo änderte ſich plötzlich die Scene. Wie ergrimmte Tieger fielen die weißen Männer mit einem Male über die argloſen Neger, welche ſich nun zu ſpät hintergangen ſahen, banden ihnen Hände und Füße, warfen ſie in einen engen finſtern Raum und das Schiff flog leicht wie ein Vogel mit ſeiner Beute davon.

Monate lang dauerte die Qual der unglückſeligen Schwarzen, welche ein Opfer ihres Vertrauens geworden waren, endlich landete das Schiff auf der Inſel Barbados, an welcher die Sklavenhändler, die aus Afrika kommen, gemeiniglich zuerſt zu landen pflegen. Hier ſtellte man ſie zur öffentlichen Schau aus und verkaufte ſie wie andere Waare. Unbarmherzig riß man das Weib von dem Manne, die Mütter von ihren Kindern und Samba aus den Armen ihres

Vaters. Beide wurden von verſchiedenen Pflanzern gekauft und hatten ſich ſeit dieſem ſchrecklichen Augenblicke nicht wieder geſehen. Samba wurde von dem Pflanzer Galifet gekauft und nach San Domingo gebracht.

Nach Beendigung dieſer Erzählung, welche Viktorine dem alten Pflanzer auf die ungeſchmückteſte und einfachſte Weiſe, die aber dadurch an Wirkſamkeit nur um ſo mehr gewann, mitgetheilt hatte, kam die Reihe des Erzählens an François. Dieſer aber wußte nur mehr Bruchſtücke ſeines früheren Lebens. Er erzählte, daß er ſchon als Knabe durch weiße Männer geraubt worden ſei, ſich aber auf nichts mehr zu erinnern wiſſe, als daß er einſt durch ein großes Geheul aus dem Schlafe geweckt wurde, die Hütten in Flammen und ſeine Ältern von den Weißen ermorden ſah, während er ſelbſt mit zwei kleinen Geſchwiſtern und vielen andern auf ein Schiff gebracht wurde, auf welchem er anfangs viel geweint habe. Nach langer Zeit habe das Schiff endlich an einem ihm fremden Orte gelandet, wo er von einem Mäkler für ſeinen jetzigen Herrn erhandelt und nach den Antillen gebracht worden ſei.

Der alte Galifet hatte ſowohl der Erzählung der lieblichen Viktorine als jener des François mit ſichtbarer Theilnahme zugehört, doch ſchien er eine beſondere Aufmerkſamkeit der erſteren zu ſchenken, ja er hatte ſich ſogar während ſie erzählte einiges in ſeine Brieftaſche notirt. Nachdem ſie beide geendet, drückte der Pflanzer die glimmenden Varinasblätter in ſeinen Pfeifenkopf, beſtellte Viktorine und François, nachdem er noch einige tröſtende Worte zu ihnen geſprochen hatte, auf den nächſten Sonntagsvormittag wieder zu ſich in das Herrenhaus. Drei Tage waren noch bis dahin. Sie entſchwanden jedoch, ohne daß ſich irgend etwas Merkwürdiges ereignete, außer daß Viktorine abermals den verdächtigen Neger gleich einem Nachtgeſpenſte um ihre Hütte ſchleichen ſah und der Pflanzer Galifet eine kleine Reiſe nach Port Margot machte, um neue Individuen für ſeine Colonie zu kaufen, von welcher er erſt am Abend vor dem verhängnißvollen Tage wieder zurückkehrte. Endlich ſchlug die beſtimmte Stunde, mit welcher Viktorine und François vor dem Pflanzer erſcheinen und aus ſeinem Munde ihr Schickſal erfahren ſollten. Mit pochendem Herzen verfügten ſich beide zu demſelben. Galifet, eben im Vorhofe beſchäftigt, den Ankömmlingen ihre Arbeiten anzuweiſen und ſie in ihren neuen Verrichtungen zu unterweiſen, empfing ſie freundlich, übergab ſein Geſchäft dem Ökonom, dem er noch einiges in das Ohr wiſpelte, und hieß ſodann Viktorine und François ihm in ſein Gemach folgen.

In dieſem angelangt, faßte er beide an der Hand und ſprach: »Ich habe euch verſprochen, mich hinſichtlich eurer Verbindung für euch zu verwenden, ich habe Wort gehalten, und freue mich, noch vor meinem Tode zwei Menſchen glücklich machen zu können.

François,« ſprach er zu dieſem, indem er ein Papier aus der Bruſttaſche nahm und es ihm überreichte, »du haſt meinem Neffen durch eilf Jahre treu gedient, dafür erhälſt du hier deinen Freibrief, von ihm und den nöthigen Zeugen unterzeichnet, welcher mit Beendigung der heurigen Ernte ſeine Wirkſamkeit erhält, und den du ſodann durch das Gouvernement kannſt bekannt machen laſſen.«

»Hier, Viktorine,« fuhr er zur Negerin gewendet fort, indem er ihr ein ähnliches Blatt überreichte, »iſt der deine. Wollt ihr als freie Neger in meiner Pflanzung bleiben, ſo erhält jedes von euch jährlich dreihundert Livres, beabſichtigt ihr jedoch eine andere Lebensweiſe für die Zukunft, ſo ziehet in Frieden, wohin es euch beliebt und gedenket zuweilen noch freundlich des alten Galifet, wenn der Wind mit dem Graſe über ſeinem Grabe ſpielt.«

Erſtarrt, betäubt, außer ſich vor Freude und Überraſchung ſtanden die beiden Schwarzen und ſtarrten den Pflanzer an, und dann ſich und dann wieder den Pflanzer, die Papiere in der Hand, ohne eines Wortes mächtig zu ſein, dann ſtürzten ſie vor ihm auf die Knie, umklammerten und küßten ſeine Füße und konnten den Sturm ihrer Gefühle durch nichts als durch lautes Schluchzen zu erkennen geben.

Der menſchenfreundliche Pflanzer aber hob ſie liebreich auf, legte ihre Hände in einander und ſchämte ſich nicht, daß eine Thräne ſogar über ſeine gebräunten Wangen perlte, die einzige lautere vielleicht, welche von einem Pflanzer auf Domingo geweint worden war.

„Noch aber habe ich meiner Viktorine ein Hochzeitsgeſchenk zu geben,“ fuhr Galifet fort, indem er ſich mit ſeinem bunten Seidentuche die Augen trocknend von der weinenden Negerin losmachte, ſodann auf eine Nebenthür zuſchritt und dieſe öffnete. Viktorine ſtarrte von tauſend ſich kreuzenden Ahnungen bewegt nach derſelben. Aus dem Nebengemache trat ein alter verkümmerter Neger und ſtreckte die beiden hageren Arme zitternd nach Viktorine aus.

„Mein Vater!“ ſchrie Viktorine außer ſich und flog auf ihn zu und hing ohnmächtig an dem Hals des Greiſes, der die Blicke zum Himmel erhob und ſtammelte: „Weißer Mann, dort oben iſt ein Gott, der dir einſt dieſen Augenblick vergelten wird!“

Viktorine, François und Jenjue lebten nun in ununterbrochener Zufriedenheit, gleichſam wieder zurückverſetzt in jene Tage, in welchen ſie noch frei und unabhängig ihr fernes Heimatsland bewohnten und Letzterer konnte nicht aufhören, in Lobeserhebungen über Galifet auszubrechen, daß er ihn aus den Händen eines grauſamen Spaniers erlöſt und ihm ſeine geliebte Samba wieder gegeben habe; nur in der Bruſt der eben Genannten ſtiegen noch heimliche Beſorgniſſe auf, wenn ſie des Freinegers gedachte, aber auch dieſe konnten die Freude ihres Herzens nur auf Augenblicke trüben. Eines Abends aber, als Jenſue und François noch das Feld beſchickten, erſchien um ſo überraſchender vor Viktorinens Blicken der Verwegene, als die freudige Gegenwart das düſtere Bild bereits in den Hintergrund gerückt hatte.

»Ha! finde ich dich endlich,« rief er, »ſchönſtes Negermädchen auf San Domingo!«

Viktorine ſprang, erſchrocken über ſeine Heftigkeit, von ihrem Sitze auf, und wollte entfliehen, aber Jean Robert hielt ſie an der Hand zurück und drückte die Bebende mit der leidenſchaftlichen Wildheit eines Afrikaners an ſeine Bruſt. —

»Viktorine,« fuhr er hierauf fort, »ahneſt du es nicht, was mich hieher führte zu dir, durch die tauſend Gefahren, welche mich bedrohten, was mich verachten ließ alle dieſe Gefahren und mich bewog, meinen ſicheren Aufenthalt in den Gebirgen gegen einen unſicheren zu vertauſchen?«

»Wie ſollte ich?« antwortete die Negerin verlegen.

»Du weißt es wohl ſelbſt nicht, mit welchen Reizen Aſſacai, der Gott der Erde, dich geſchmückt, welche Gewalt er dir in den Blick deines Auges, in das Lächeln, welches deine Lippen umſpielt, gelegt hat; du ahneſt es wohl ſelbſt nicht, daß du alles um dich her bezauberſt mit den wundervollen Strahlen deiner Schönheit, der Schönheit meines Heimatlandes, daß du alle Herzen in ihre Feſſeln legteſt. Viktorine, ſchönſtes aller Negermädchen, ſollteſt du es nicht ahnen, daß auch Jean Roberts Herz in dieſen Ketten ſchmachtet?«

Da ward ihr denn mit einem Male enthüllt, vor was ſie ſo lange gezittert hatte, es war zur Wirklichkeit geworden, was ſie ſich immer ſelbſt verläugnen wollte, was ſie ſich immer als Träumerei und Einbildung vorzulügen verſuchte. Er ſelbſt hatte ja die ſchrecklichſte aller Wahrheiten ausgeſprochen. —

»Viktorine,« fuhr Jean Robert fort, da er keine Antwort von der Negerin erhielt, »willſt du ein Herz von dir ſtoßen; ein Herz, mit einer Liebe, zu welcher Accompong es ſelbſt entflammte, mit einer Sehnſucht, welche nur dich zum Ziele hat, und die mich ſeit dem Negerfeſte, bei welchem ich dich zum erſten Male ſah, forttreibt mit Flammengeißeln von Ort zu Ort, ohne Ruh, ohne Raſt, bis ich dich finde, um vor dir in Worten auszuſtrömen, was mein Innerſtes mit einer Glut durchwühlt, die nicht zu nennen iſt, um dir zu ſagen, daß Jean Robert dich liebt, daß er dich um jeden Preis der Welt erringen will, erringen muß!«

»Jean Robert, du raſeſt!«

»Folge mir auf die Berge der Freiheit! Du ſollſt ein ſorgenfreies heiteres Leben auf ihnen genießen. Wir ſind unſer fünfzig, die ſich dort angeſiedelt haben als freie Neger, unſere Kaſen ſind gefüllt mit reichlichen Vorräthen, unſere Reisfelder gedeihen wie jene in den Niederungen, unſere Wohnungen ſind feſt und geräumig, wie die der Pflanzer. Wir haben Alles, was wir bedürfen und leben frei und harmlos, ungebunden und geſichert vor den Verfolgungen der Weißen und ihren Unterdrückungen. Viktorine, beſinne dich nicht länger, ſage, daß du Jean Robert folgen willſt.«

»Jean Robert,« ſagte Viktorine, »ich bin auf Galiſets Plantage und fühle keine Ketten.«

»Aber, Viktorine, du trägſt ſie doch, und wer iſt dir Bürge dafür, daß es immer ſo bleiben wird. Galiſet iſt alt, er kann ſterben über Nacht und dein Herr werden einer ſeiner Neffen. Eigennutz kann deſſen Seele beherrſchen, er kann dich verkaufen an einen Wüſtling, er kann — ha! des Gedankens, der mir das Gehirn füllt mit Wahnſinn; er kann ſelbſt entbrennen in wilder Leidenſchaft gegen dich, und dann —«

»Wohin führt dich die Raſerei?«

»Sieh,« ſprach Robert weiter, »Jean Robert will künftig leben, nur um dich glücklich zu machen, er will dich lieben allein, als lebteſt du nur auf dieſer Inſel, er will entſagen jeder anderen Liebe, alles verlaſſen, alles um dich! Sprich! willſt du Jean Robert folgen?«

»Was verlangſt du von mir? ſtotterte Viktorine in der peinlichſten Verlegenheit, »was ſoll ich dir ſagen.«

»Jean Roberts Bewerbung hat dich überraſcht,« ſprach er nach einer Pauſe, indem er einen langen forſchenden Blick auf die Negerin warf, als wollte er ihre geheimſten Gedanken in ihren Mienen leſen, »wohl, er will dir Bedenkzeit laſſen,« fuhr er hierauf fort, »Viktorine überlege aber gut, was ſie thut, es iſt Accompong, der Gott der Neger, welcher ſie zu dem Weibe Jean Roberts beſtimmte.«

»Horch!« rief Viktorine plötzlich, »ich höre ein Getöſe, entfliehe, bevor du dein Wagniß zu theuer bezahlen mußt.«

In der That erhob ſich jetzt unfern der Hütte ein Geräuſch, welches näher zu kommen ſchien.

»Wir ſehen uns wieder!« rief der Neger und entſprang, während Viktorine im Angſtſchweiß gebadet auf ihre Kavanne niederſank.

Mehrere Tage verlebte nun die arme Negerin in namenloſer Angſt, welche für ſie um ſo drückender wurde, da ſie es nicht wagte, ſich Jemanden mitzutheilen. Als aber bereits eine Woche vorüber gegangen war, ohne daß Jean Robert ſich wieder gezeigt hatte, ſtahl ſich jedoch der ſchwache Schimmer von Hoffnung in ihre Bruſt, Jean Robert möchte ſeine Bewerbungen um ihre Liebe aufgegeben haben. Dieſe Hoffnung wurde dadurch noch um vieles vermehrt, daß dem Freineger nun auch auf längere Zeit alle Gelegenheit benommen wurde, ſie auf ihrer Plantage zu beſuchen. Der Gouverneur hatte nämlich in dieſe

Gegend eine beträchtliche Anzahl Soldaten gelegt, um eine Unruhe, welche unter den Negerſklaven der Nachbarpflanzungen auszubrechen drohte, zu unterdrücken.

Mehrere Monate waren vergangen und Viktorine mit François bereits durch einen katholiſchen Prieſter verbunden worden, auch die Soldaten waren wieder abgezogen, und der gefürchtete Freineger hatte ſich noch immer nicht gezeigt. Seiner gänzlich vergeſſend, ſaß Viktorine eines Abends vor ihrer Hütte, unter dem Geflüſter eines Latanpalmbaumes, mit ſtiller Sehnſucht der Zeit entgegenſehend, in welcher François Freibrief in Wirkſamkeit treten und ihr Gatte ihr dann ganz angehören und eine Hütte mit ihr bewohnen würde.

In dieſe Gedanken verſenkt, ſah ſie träumend den Feuerfliegen nach, welche wie irrende Funken das Dunkel der Gebüſche durchſchwirrten, als plötzlich eine Hand über ihre nackte Schulter fuhr, und ſie erſchrecken ſich umſehend — Jean Robert erblickte.

„Viktorine," ſprach dieſer, „Jean Robert kommt jetzt, um ſich Entſcheidung zu holen."

Viktorine war keines Wortes mächtig, ihre Lippen waren ſchneeblaß geworden und ihre Knie ſchlugen an einander.

„Du ſchweigſt," fuhr der Freineger nach einer Pauſe fort, „Jean Roberts Anblick hat dich überraſcht, ich will nicht glauben, daß er dich erſchreckte.

Viktorine,« ſprach er hierauf im ſchmeichelhafteſten Tone, indem er die Hand auf ſeine Bruſt legte, »in Jean Roberts Bruſt brennt eine Flamme, die ihn verzehren muß, du kennſt den Brand, du kannſt ihn löſchen mit einem einzigen Worte, einem armſeligen. Folge Jean Robert als ſein Weib.«

Viktorine hatte ihn während dieſer Rede einen Augenblick mit furchtſamen Augen angeſehen, dieſe aber gleich wieder mit ihren Händen bedeckt und weinte bitterlich.

»Viktorine,« fuhr der Neger ungeſtümer als früher fort, »Jean Robert muß dich beſitzen, oder — das iſt mir klar, er muß mit dir zu Grunde gehen. Leben kann Jean Robert nicht ohne dich, leben darfſt du nicht ohne Jean Robert. Überlege nicht länger, keiner von allen, die auf dieſer Inſel leben, weiß deinen Werth zu ſchätzen, ſo ſehr als Jean Robert; keiner von dieſen allen hegt zu dir eine ſolche Liebe, wie er.« Bei dieſen Worten hatte er die Bebende mit glühenden Armen umſchlungen und an ſich gedrückt. »Du willigſt alſo ein, du willſt werden Jean Roberts Weib.«

Da aber raffte Viktorine ſich auf, wie plötzlich aus einem Traume erwachend, und riß ſich mit dem Worte: »Nimmermehr!« aus ſeinen Armen.

Sprachlos und erſtarrt, als wäre er durch dieſes Wort zu Stein verwandelt worden, ſtand jetzt Robert vor der Negerin.

»Jean Robert,« ſprach dieſe hierauf mit einer unausſprechlich ſanften und weichen Stimme, indem ſie mit ſchmeichelnden Händen ſeinen Arm erfaßte, »glaub es mir, Viktorine kann Jean Roberts Weib nicht werden.«

»Viktorine kann es nicht!« brüllte Jean Robert und ſein Auge glühte mit dem Ausdrucke des Wahnſinns, »du mußt! Jean Robert trägt dich mit ſeinen Händen durch die weißen Schergen nach ſeinen Bergen.«

»Aber nur als Leiche!« rief die Negerin, welche jener bereits bei den Hüften erfaßt und emporgehoben hatte, indem ſie raſch ein Meſſer, welches ſie in ihrem Gürtel trug, mit der Spitze an die Bruſt ſetzte.

Überraſcht von dieſem unerwarteten Widerſtande, ließ der Neger ſeine ſchöne Beute langſam zur Erde niedergleiten, ſie mit den Blicken des höchſten Erſtaunens betrachtend.

»Jean Robert,« ſprach Viktorine nach einer Pauſe wieder, in welcher ſie ſich von ihrer Aufregung etwas erholt hatte, »verlaſſe mich. Bei Accompong, den du deinen Beſchützer nennſt, flehe ich dich darum, bei dem Haupte deines Vaters nähere dich mir niemals wieder. — Liebſt du Viktorine wirklich, wie du ſagſt; ſprach Jean Robert nicht nur mit den Lippen, ſondern aus ſeinem Herzen, ſo kann er ja Viktorinens Glück nicht ſtören wollen, und er würde es, wenn er ſie nicht ließe.«

»Jean Robert, du biſt weiſe und ſtark, angeſehen und geachtet von den Schwarzen, gefürchtet von den Weißen, wie keiner deinesgleichen auf ganz Domingo, du wirſt ein ſchöneres Weib finden, als Viktorine iſt, das dir willig, ja freudig folgen wird.«

»Störe meine Ruhe nicht ferner, denn —« fügte ſie mit entſchloſſener aber milder Stimme hinzu, »ich ſage es dir noch einmal, Viktorine kann Jean Roberts Weib nicht werden!«

Wortlos hatte ihr bis jetzt Jean Robert zugehört, ohne einen Blick von ihr zu wenden, oder ſich zu regen; ſeine Bruſt allein arbeitete ungeſtüm und auf ſeinem Antlitze malte ſich Liebe, Wuth, Verzweiflung und Rache in einem grauſamen Wechſelſpiele. Endlich ſchien er ſeiner Stimme und ſeiner Glieder wieder mächtig zu ſein, denn mit der plötzlich ausbrechenden Wildheit eines Panthers, der lange ſeinem Feinde gegenüber gelegen und ihn betrachtet, aber plötzlich mit einem Satze auf ihn losſchießt und ſeine Beute erfaßt, fuhr auch der Freineger jetzt auf Viktorine los und ſchnaubte: »Und warum kann Viktorine es nicht? — Was iſt die Urſache, daß ſie es wagt, Jean Roberts Liebe zu verſchmähen, was gibt ihr den Muth, den Zorn des Negergottes zu verachten?«

»Erlaſſe mir die Antwort auf dieſe Frage.«

»Bekenne!« rief Robert. —

»Ich kann nicht,« ſtöhnte Viktorine in der peinlichſten Unentſchloſſenheit.

»Bei dem Zorne Accompongs, dem abtrünnig du geworden, bei meinem Fetiſch!« rief er, indem er ſie heftig mit der einen Hand am Arm erfaßte, und mit der andern den verhängnißvollen Stab mit der häßlichen Menſchenlarve über ſie ausgeſtreckt hielt.

»Halt ein!« ſchrie die Negerin und ſtürzte, wie von Schreck gelähmt zu ſeinen Füßen, ſeine Knie umklammernd, ihre Glieder zuckten fieberhaft, ihr Buſen flog und ihre Augen waren voll Furcht und Entſetzen nach dem Zauberſtabe gewendet. »Halt ein!« ſtöhnte ſie nochmals, »ich will es dir ſagen — aber verlaſſe mich, um Viktorine nie wieder zu ſehen!«

»Sprich!« herrſchte Jean Robert.

»So wiſſe denn — ich bin bereits das Weib eines andern und —«

»Und?« hallte es von den Lippen des Negers, wie ein ferner Nachhall.

»Und — Mutter! —« ſchluchzte Viktorine.

Da ſchlug Jean Robert eine gräßliche Lache auf, daß die Negerin entſetzt zuſammenbebte, ohne doch Roberts Knie loszulaſſen, die ſie eben mit flehenden Händen wieder umſchlungen hatte. Robert aber ſtieß ſie mit ſolcher Heftigkeit von ſich, daß ſie mit einem Schrei und halb beſinnungslos auf die Erde dahinſtürzte. »Gedenke an Jean Roberts Fetiſch!« donnerte Robert ihr noch einmal zu und war verſchwunden.

Jenjue, welcher kurz darauf nach Hauſe kam, fand ſeine Tochter in der ſichtbarſten Abſpannung, faſt erkrankt und an allen Gliedern zitternd, und beſtürmte ſie vergebens um Aufklärung über ihren aufgeregten Zuſtand.

Sie verſchwieg ihm, ſo wie François, welchem Jenjue am nächſten Tage ſeine Beſorgniß über Viktorinens Zuſtand mittheilte, aus Furcht vor dem Fetiſch, die Begebenheit mit dem grauſenvollen Eigenthümer desſelben und ſuchte ſich von den liebenden Armen François umſchlungen, mit dem Gedanken zu tröſten, daß vielleicht bald eine andere Negerin Roberts Blicke auf ſich ziehen und die Erinnerung an ſie aus ſeinem Gedächtniſſe verlöſchen würde.

V.

Eine ſtille heilige Mondnacht war auf die Erde niedergeſunken. Die Milchſtraße ſchimmerte in dem in dieſer Zone ihr ſo eigenthümlichen Glanze aus den anderen Geſtirnen am Horizonte hervor, und der Mond goß ſein weißes Licht in zauberiſchen Strahlen über die dunklen Platanen und die ſäuſelnden Rohrfelder und übertünchte die ſtummgewordenen Hütten der Neger von Cap Français.

Auch in die Hütte François blickten ſeine Schimmer hinein, in welcher dieſer bereits auf ſeiner Kavanne lag, auf welcher der Schlummer ihn ſo eben einwiegen wollte zu lieblichen Träumen von ſeiner Viktorine.

Plötzlich aber hörte er das Geräuſch eines Nahenden, er erhob ſich, es war Jean Robert.

»Biſt du noch wach?« fragte dieſer mit gedämpfter Stimme.

François bejahte es und ſprang überraſcht von ſeinem Lager auf, denn obgleich er als Sklave der Nachbarpflanzung Lefebres, ſonſt nicht ſelten mit Jean Robert, welcher ihn vor vielen auszuzeichnen ſchien, verkehrte, ſo hatte dieſer doch, ſeit er in dem Beſitze jenes wunderbaren Fetiſches ſich befand, noch niemals ſeine Kaſe betreten. François konnte daher ſchließen, daß irgend eine beſondere Begebenheit die Veranlaſſung dieſes unerwarteten Beſuches ſein müſſe.

Jean Robert war indeſſen in die Hütte getreten, und obgleich der Mondenſchimmer nur die Rückſeite des Eingetretenen beleuchtete, deſſen Schatten er geſpenſtig an die Wand der Hütte warf, ſchien es François dennoch, als ſei der Freineger in ſeinem ganzen Weſen auffallend verändert.

»Was bringt dich zu mir, Jean Robert,« nahm nun François das Wort, »bin ich vielleicht im Stande, dir einen Dienſt zu erweiſen?«

»Jean Robert verlangt keinen Dienſt von dir,« antwortete der Neger in ernſtem, faſt feierlichem Tone; »wohl aber der große Geiſt, der ihm dieſe Sendung an dich durch den Mund ſeines Fetiſches auftrug. »Erfreue dich, Neger François, denn Accompong hat dich auserſehen zu ſeinem Werkzeuge.«

»Und was ſoll ich thun, um mich dieſes Auftrages würdig zu machen?« fragte François.

»Begib dich morgen, ſobald das Zeichen zur Ruhe gegeben wird mit der Glocke, nach der Pflanzung des alten Galiſet, und ſuche dort die junge Negerin Viktorine auf.«

»Viktorine,« ſtotterte François in höchſter Überraſchung.

»So iſt der Name der Negerin,« erwiederte Jean Robert. »Eile zu ihr, bitte ſie um Gaſtfreundſchaft und ſtreue heimlich ihr den Inhalt dieſes Bananenblattes in die Calalu. Mit dieſen Worten reichte er François ein zuſammengerolltes Bananenblatt.

»Und was wird die Folge davon ſein?« fragte dieſer, von einer bangen Ahnung erfaßt.

»Keine Menſchenzunge frage um das, was Accompong in ſeiner Weisheit beſchloſſen,« ſprach der Freineger, »thue was er dir durch Jean Robert befiehlt.«

»Nimmermehr, wenn ich nicht weiß, was dieſes Blatt enthält.«

»Du widerſetzeſt dich den Geboten Accompongs?«

»Nicht ihm, wenn ich weiß, daß wirklich er es iſt, der mir's befiehlt,« erwiederte François, indem er einen durchdringenden Blick auf den Freineger warf. »Wer aber bürgt mir dafür, daß nicht irgend eine Beleidigung Viktorinens dich ſelbſt bewegt, den Inhalt dieſes Blattes, als ein Mittel deiner Rache zu gebrauchen. Darum ſprich, was enthält dieſes Blatt?«

»Ich ſtaune über deine Verwegenheit.«

»Noch einmal, was enthält dieſes Blatt?«

»Da du es durchaus wiſſen willſt, ſo vernimm,« entgegnete der Freineger gelaſſen, »dieſes Blatt enthält ein heilſames Mittel, bereitet aus ſeltenen Pflanzenſäften, welches die Negerin von einer Krankheit heilen ſoll, die ſie befallen hat ſeit längerer Zeit.«

»Du lügſt! Viktorine iſt ſo geſund wie du und ich.«

»Das weißt du?«

»Ich weiß es, ſo gewiß, als dieſes Blatt kein Heilmittel enthält, ſo gewiß es —«

»Gift enthält,« willſt du ſagen, fiel ihm der Neger kaltblütig ins Wort. »Nun ja, es iſt ſo, das Blatt enthält Gift und ſterben muß Viktorine, bevor noch untergegangen iſt die morgige Sonne. Was aber kümmert dieſes François und Jean Robert. Die Negerin Viktorine hat auf ſich geladen den Zorn des großen Geiſtes und er hat beſchloſſen in ſeiner Weisheit ſie zu beſtrafen an ihrem Leibe, und François ſoll das Werkzeug ſein, das dieſe Strafe an ihr vollſtrecken ſoll.«

»Ich, ich ſoll der Mörder Viktorinens ſeyn?«

»Du *ſollſt* es nicht bloß, du *wirſt* es ſein.«

»Nimmermehr!« rief François und ſchleuderte das Blatt mit Abſcheu von ſich.

»Elender!« ſchnaubte Robert in höchſter Entrüſtung.

»Nein, Accompong, das kannſt du von mir nicht fordern,« rief François außer ſich. »Ich, ich ſollte das ſchönſte Weib dieſer Inſel morden, das Weib meiner Liebe, das Weib, das mich bald mit dem Namen Vater —«

»Du alſo,« ſchrie der Freineger mit allen Äußerungen der höchſten Überraſchung im Geſichte, welche aber bald einem grimmigen Hohne Platz machte, »der Beglückte du! Ha, das entdeckſt du mir zur rechten Stunde!«

Mit dieſen Worten, welchen ein wildes ſchallendes Gelächter folgte, riß er wüthig das Waidmeſſer von ſeiner Seite und war eben im Begriffe, mit den funkelnden Augen eines blutſchnaubenden Panthers, auf François, der beſtürzt zurückgeſprungen war, loszuſtürzen. —

In dieſem Augenblicke erſchien ein ſchwarzer Kopf am Fenſter der Hütte, welcher haſtig herein flüſterte: »Fort, Jean Robert, man iſt dir auf der Spur!« worauf er ſchnell wieder verſchwand, und wirklich erſcholl gleich darauf ein wirres Getöſe, aus welchem man deutlich die Stimmen der Plantagenaufſeher vernehmen konnte.

Einen vernichtenden Blick auf François werfend, ſprang Jean Robert aus der Hütte und verſchwand in den nahen Gebüſchen, den Lärmen auf der Ferſe.

Plötzlich fiel ein Schuß — darauf wurde es wieder ſtille.

Von der gräßlichſten Unruhe gepeiniget blieb François in ſeiner Hütte, bald entſchloſſen Alles den Weißen zu entdecken, bald wieder davon abgeſchreckt aus Furcht vor dem Obnah und ſeinem Fetiſch. —

Da rief ihn die Morgenglocke wieder an ſeinen Poſten. Lange unſchlüſſig, ob er ihrem Rufe folgen oder zu Viktorinen eilen ſollte, beſchwichtigte er ſich doch endlich damit, daß Jean Robert es nicht wagen dürfe, am hellen Tage die Plantage zu beſuchen und ging an ſein Geſchäft.

Kaum aber erſcholl die Abendglocke, ſo eilte er auf Sturmesflügeln nach dem zwei Stunden fernen Wäldchen, in welchem Viktorine ſeiner an dieſem Abende zu warten verſprochen hatte.

Noch war Viktorine nicht gekommen, eine unausſprechliche Angſt bemächtigte ſich ſeiner. So oft eine große Eidechſe vorüberraſchelte, glaubte er ihren Fußtritt zu vernehmen, ſo oft der Nachtwind in den Zweigen der Piſangbäume oder in den breiten Blättern der Palmen rauſchte, meinte er ſie nahen zu hören. — Eine Stunde war verfloſſen, aber Viktorine war noch immer nicht erſchienen.

Da ließ ihn ſeine Angſt nicht länger harren, nicht ſchreckte ihn die Furcht, eine fremde Pflanzung durch ſein Kommen zu beunruhigen, von den Hunden aufgeſtöbert und für einen Dieb oder Flüchtling ergriffen zu werden, unaufhaltſam eilte er zu Viktorinens und Jenjues Hütte.

Schon war er dort angelangt, ſchon trat er getheilt in Sehnſucht und Todesangſt, in der Hoffnung ſeine innere Ahnung als unwahr, und in der peinigenden Furcht, ſie als wahr beſtätiget zu finden, in die wohlbekannte Hütte, aber wer ſchildert ſein Entſetzen, welches ihn jetzt mit eiſigen Krallen erfaßte und einen lauten Schrei aus ſeiner Kehle preßte; wer ſeinen Schmerz, der ihn an dem Eingange der Hütte niederwarf, als er Viktorine, ſeine Geliebte, ſein Weib, ſein Alles, entſtellt und kraftlos, und bereits mit dem Tode ringend, auf ihrer Kavanne liegend, von dem verzweifelnden Jenjue und mehreren Negerweibern mit brennenden Holzſpänen umgeben fand.

Mit lautem Schluchzen raffte er ſich wieder auf und warf ſich über das theure Weſen.

»François! o mein François!« ſtöhnte Viktorine, als ſie ihn erblickte, und ein ſchmerzliches Lächeln verbreitete ſich über ihr von Qualen entſtelltes Antlitz. —

»Viktorine!« ſchluchzte dieſer, »ſo muß ich dich wieder finden!«

»Faſſe Muth, mein Geliebter!« ſprach die Negerin nach einer Pauſe, während welcher nur das dumpfe Schluchzen der Anweſenden gehört wurde, »wir trennen uns ja nicht für ewig. Der Gott der Chriſten, welcher größer iſt und milder, als jener finſtere Accompong, hat uns ja gelehrt, daß wir uns wieder finden werden in einem ſchöneren Lande, wo uns keine Trennung wieder droht. Umarme mich noch einmal, François, und lindere die Qualen, die mein Gebein ſo fürchterlich durchwühlen.«

François war unvermögend zu ſprechen und umſchloß die Sterbende, mit heißen Thränen ihr Bruſt und Angeſicht überſtrömend.

»Verzweifle nicht, François,« liſpelte ſie mit kaum noch hörbarer Stimme, indem ſie ihre brechenden Augen mit unausſprechlicher Zärtlichkeit auf ihn richtete, »bald, bald ſehen wir uns ja wieder!« Mit dieſen Worten umſingen ihre Arme noch einmal krampfhaft den von Schmerz zerriſſenen François, dann ſank ihr Haupt an ſeiner Bruſt hinab, und mit einem leiſen Seufzer war ihre Seele dem ſchönen Körper entflohen.

»Nein! Nein! du darfſt nicht ſterben!« ſchrie der verzweifelnde Neger und umfing ſie neuerdings, aber es war nur mehr ihre Leiche, die er umfangen hielt. Ohnmächtig ſank François auf dieſelbe nieder.

Die Negerinnen, die Zeugen dieſes ſchrecklichen Schauſpieles waren, mußten ihn und Jenjue mit Gewalt von der geliebten Todten trennen.

Erſt mit dem Morgen erfuhr François, daß eine alte Negerin, welche, wie viele andere ihresgleichen, mit europäiſchen Waaren die Pflanzungen beſuchte, zu Viktorine gekommen ſei und mit ihr gegeſſen habe.

Jetzt ſcheute François nicht mehr Jean Roberts Fetiſch, nicht mehr die Macht des fürchterlichen Obnah, trotz ſeiner Erſchöpfung eilte er, von Rache angeſpornt, nach Cap Français, der Hauptſtadt des franzöſiſchen **San Domingo**, wo er ſich dem Gouverneur zu Füßen warf, ihn um Rache für ſein Weib anflehte und ſodann den Meuchelmord des Freinegers an Viktorinen mit jener gemüthserſchütternden Schilderung erzählte, die nur einem auf ſo gräßliche Weiſe intereſſirten Zeugen des Vorgefallenen eigen ſein konnte.

Nicht ohne ſichtbare Beſtürzung hörte La Valette die Erzählung des verzweifelten François, denn am Morgen deſſelben Tages war zufällig auch der Krämer Fabrice eingebracht worden, welcher einen Weißen mit Feigen vergiftet hatte, aber auf der That ertappt worden war, und in der Überzeugung, daß er dem wohlverdienten Strange nicht mehr entrinnen könne, mehrere Meuchelmorde, unter welchen auch jener Madelaines, die er auf Veranlaſſung Jean Roberts verübte, bereits eingeſtanden hatte.

Nun ward auf einmal die Prophetengabe des Freinegers und die Wunderkraft ſeines Fetiſches enträthſelt.

Jean Robert hatte, nebſt vielen Negerſklaven, deren Aberglauben er benützte, mehrere der wandernden Krämer auf der Inſel zu ſeinen Verbündeten, welche, die herkömmliche Gaſtfreundſchaft auf Domingo benützend, ſeine Opfer aufſuchen, und heimlich vergiften mußten, er konnte auf ſie, wie auf ihre Verſchwiegenheit rechnen und daher war es ihm ein Leichtes, den Tod dieſer oft ferne von ihm lebenden Perſonen vorherzuſagen.

La Valette entſetzte ſich vor den vielen Vergiftungen, die ſeit längerer Zeit auf der Inſel vorgefallen, und deren Thäter er jetzt auf die Spur gekommen war, und ſchauderte vor der Gefahr, in welcher ganz Domingo durch die Liſt und Ruchloſigkeit dieſes Wütherichs ſchwebte.

Er ließ ſogleich einen Befehl an die Beſatzung von Cap Français und eine Aufforderung an alle Pflanzer zur Maronjagd auf den nächſten Tag ergehen, zugleich ſetzte er einen hohen Preis zur Belohnung für denjenigen, der den Neger Jean Robert lebendig oder todt einliefern würde. —

Seine Befehle wurden auf's pünktlichſte vollzogen. Was Waffen führen konnte, rüſtete ſich mit der größten Erbitterung gegen den vielfachen Mörder und ſeine Gefährten.

Selbſt die Neger, bisher ſeine geheimen Freunde, fühlten ſich von Abſcheu gegen dieſes menſchliche Ungeheuer durchdrungen und geſellten ſich zu Jean Roberts Verfolgern.

VI.

Auf der Plantage des alten Galifet herrſchte indeſſen allgemeine Trauer, denn Alle welche Viktorine kannten, erfüllte eine ebenſo aufrichtige als tiefe Betrübniß über das beklagenswerthe Schickſal der armen Negerin, welches ſie eben erreichen mußte, da ſie an der Pforte ihres irdiſchen Glückes ſtand.

Am tiefſten aber von Allen auf Domingo fühlte ſich durch dieſes traurige Ereigniß der alte biedere Galiſet erſchüttert, welcher ſich ſo viele Mühe gegeben hatte, ſie glücklich zu machen, und der nun vermeinte, in Viktorinen eine Tochter verloren zu haben.

Noch in demſelben Augenblicke, in welchem er die Nachricht ihres Todes vernahm, eilte er in ihre Hütte, ſendete nach den nächſten Ärzten und wendete Alles an, um ſie wieder in das Leben zurückzurufen, es war zu ſpät, und keine Macht der Welt war es mehr im Stande.

Im ſtummen Grame ſtand er lange vor der noch immer ſchönen Leiche der zu früh Verblichenen, welche man auf eine Matte gelegt und ihr, als einer chriſtianiſirten Negerin, ein hölzernes Kreuz in die Hände, die ſie über die Bruſt gefaltet hielt, gelegt hatte.

»Tod! Tod! du blinder, nimmerſatter Würger!« ſeufzte er, die naſſen Augen ſtarr auf die Leiche geheftet, »ſo mußteſt du auch dieſe Knoſpe brechen, auch dieſe, da ſie ſich eben zur duftenden Blume ihres Glückes entfalten wollte. Warum ließeſt du an mir morſchem Stamme deine vernichtende Senſe vorüberſchwirren und knickteſt dieſe?

Endlich riß ſich Galiſet gewaltſam aus ſeiner finſteren Gemüthsſtimmung und befahl den Leichnam der Unglücklichen in einen Sarg zu legen und ſodann in den nur für freie Angehörige der chriſtlichen Kirche beſtimmten Kirchhof zu beſtatten. —

In kurzem waren ſeine Befehle vollzogen und Alles zur Beerdigung Viktorinens veranſtaltet.

Sechs junge Negermädchen mit Lianen bekränzt und in weißen Kleidern trugen den Sarg, welcher mit rothen Sternblumen und gelben Akazienblüten geſchmückt war.

Alle Neger der Plantage und viele Einwohner von Cap Français begleiteten die Leiche, nur François und Jenſue, von welchen man nicht wußte, wo ſie hingekommen, fehlten in dem Gefolge.

Es war kein Prunk bei dieſer Beſtattung, wie er bei dem Begräbniſſe eines reichen Pflanzers zur Schau getragen wird, aber wer dem Zug einige Aufmerkſamkeit ſchenkte, den erfaßte ein heiliger Schauer, denn er las in den Geſichtern der Grabgeleiter: Es iſt ein theures Weſen, welches hier zur Erde beſtattet wird. —

Ein lautes Schluchzen erfüllte die Lüfte, als man den Sarg in das Grab, das für Viktorine unter zwei jungen Tamarindenbäumen in einer Ecke des weitläufigen Todtenangers bereitet worden, verſenkte, und jeder der Anweſenden drängte ſich hinzu, um eine

Handvoll Erde als letzten Liebesdienſt auf denſelben zu werfen.

Die Sonne war bereits untergegangen, als die letzten Schaufelklänge an dem Grabe verhallten und das Trauergeleite den Friedhof in düſterer Gemüthsſtimmung verließ. Ein brauſender Sturmwind, der Vorbote eines nahenden Gewitters, eine jener häufigen, obwohl ſchnell vorübergehenden Erſcheinungen dieſer Inſel, hatte ſich erhoben und wühlte in den fächerigen Palmen.

Immer dichter und dichter ballte ſich das Gewölke zuſammen und einzelne ſchwere Tropfen, welche bereits auf die Blätter niederfielen, mahnten die Heimkehrenden zur Eile.

Pechfinſtere Nacht lag wie ein ſchwarzes, ſchweres Bahrtuch über der Erde und wurde durch das plötzliche Aufleuchten der Blitze, die noch fernes und dumpfes Donnergerolle begleitete, nur noch geſteigert.

Eine grauenvolle, geſpenſterhafte Stille lag über der nun öde gewordenen Behauſung des Todes, nur ein Geier krächzte zuweilen in den erſchütterten Zweigen der Friedhofsbäume, oder ein aufgeſtörter Papagei ließ ſeine häßliche Stimme vernehmen.

Da erſchollen von zwei entgegengeſetzten Richtungen Schritte durch den Gottesacker, die einander immer näher zu kommen ſchienen. — Es waren Tritte zweier Neger, welche auf Viktorines friſchem Grabeshügel zuſammentrafen. Jetzt ſtanden ſie einander gegenüber, den Hügel zwiſchen ihnen, doch ſchienen beide in ſo tiefen Gram verſenkt, daß ſie einander, ſo nahe ſie ſich ſtanden, nicht bemerkten.

Mit einem Male riß ein Blitzſtrahl im Zickzack durch das Firmament und erhellte auf Sekunden die Gegenſtände umher mit ſeinem blendenden Lichte und beide Männer ſtarrten ſich in demſelben Momente finſter und wild in das gramentſtellte Antlitz.

»Jenſue!« rief der Eine mit dumpfer Stimme.

»François!« der Andere.

Es war, als ob ſich zwei Schatten aus der Unterwelt an dem Grabe wiedergefunden hätten.

Doch ſchon im nächſten Augenblicke waren beide wieder in die alte Finſterniß gehüllt und es erfolgte eine Pauſe, in welcher nur das Heulen und Brauſen des wüthenden Orkans vernehmbar wurde.

Da reichte François dem Jenſue ſeine Hand über den Hügel Viktorines hinüber. —

Jenſue erfaßte dieſelbe langſam und drückte ſie.

»Rache!« ſprach hierauf Jenſue mit kalter, tonloſer Stimme.

»Rache!« erwiederte François mit einer ähnlichen.

Darauf verſchwanden beide Männer wieder in der Finſterniß und der nächſte Blitzſtrahl beleuchtete nur noch den einſamen Hügel der Gemordeten.

VII.

Die Morgenſonne erglänzte in ihrer vollſten Herrlichkeit und der Seewind wehte wieder lieblich und erquickend von der Küſte her, als die Maronjäger die nördlichen Vorgebirge des Cap erreicht hatten, von welchem aus ſie einer entzückenden Ausſicht genoſſen.

Zur Rechten unter ihnen lag die Stadt, in der Ferne die ſchönen Berge Grange und Monte Chriſti. Die reizenden Savannen, die Pflanzungen voll üppiger Vegetation, der ferne Spiegel des Meeres und die klare, durchſichtige Tropenluft machten das Ganze zu einem Bilde von unausſprechlicher Schönheit.

Nicht lange aber genoſſen ſie das Vergnügen dieſes Anblickes, da die Gebirge zu beiden Seiten ſich in immer gewaltigeren Maſſen erhoben und die Ausſicht gar bald gänzlich verhüllten.

Die rieſigen Platanen, die ſtolzen Kokospalmen drängten ſich immer dichter und dichter an einander und wurden immer mehr von dem rieſenhaften Farrenkraute und von den breitblätterigen Lothosgewächſen umwuchert, ſo daß ſie endlich nur Mann an Mann durch das Dickicht vorzudringen vermochten. — Zwei Neger mußten daher mit Äxten bewaffnet der Truppe vorausgehen, um den Übrigen einen Weg zu bahnen.

Ihnen folgte ein Offizier und zwei Gemeine nebſt mehreren Spürhunden als Avantgarde. Nach dieſen in einiger Entfernung kam die Suite, Koloniſten, Soldaten, bewaffnete Mulatten, Neger und Pflanzer, ja ſelbſt einige Pflanzerinnen, die ſich das Vergnügen, Menſchen zu jagen, nicht verſagen konnten, ebenſo wie die Männer in kurze Beinkleider und wollene Wämſer gekleidet, befanden ſich unter derſelben, nebſt einem Rudel jener hiſtoriſch gewordenen, von den Marons ſo ſehr gefürchteten Fang- oder Bluthunde. Ein Wundarzt und mehrere Negerſklaven, welche Schießpulver und Lebensmittel trugen, machten den Beſchluß.

Es war einer der Ausläufer der Sierra Brieta, der ſich durch einige Schluchten mühſam emporwand, auf welchen ſich eben die Jagdgeſellſchaft befand und mehr als einmal durch die Steile des Weges gezwungen wurde, Raſt zu halten.

Unter einem Felſenhange hatte ſie eben wieder gelagert, Jung und Alt, Schwarz und Weiß bunt durcheinander, mit breiten Strohhüten, langen Weſten und weißen Röcken, darunter die Pflanzerinnen, braungelb und ſchmal. Etwas ferner lagerten die Soldaten und Neger.

»Ich begreife nicht, Madame,« ſprach ein älterer, wohlgenährter Pflanzer zu ſeiner Nachbarin, einer langen, hagern Kreolin, »wie Ihr nur Luſt daran finden könnt, eine ſolche Partie, welche mit ſo vielen Fatiquen verbunden iſt,« mitzumachen.

»Ei,« erwiederte dieſe, »ich verachte alle Strapazen auf einer Partie de Plaisir. Die Maronjagd iſt mein Vergnügen, und meine Fanghunde gehören zu der beſten ſpaniſchen Race. He Milord! Dragon!« — ſie pfiff — drei rieſige Bullenbeißer kamen wedelnd und in linkiſcher Freundlichkeit auf ſie zugeſprungen. — »Da ſehet ſelbſt, dieſe breite Naſe, dieſes ſchöne Gebiß, dieſe trefflichen Fangzähne.«

»In der That,« verſetzte der Pflanzer, »ich möchte dieſe trefflichen Zähne nicht in meinen Waden fühlen.«

Ein ſchallendes Gelächter der Dame folgte dieſer Rede.

»Seid Ihr noch niemals dabei verwundet worden, Madame?«

»Ein einziges Mal,« antwortete ſie, »ſtreifte mir die Kugel eines Marons die Hüfte, doch hatte ich dafür die Satisfaktion, den Schützen lebendig zu bekommen, und ihm die Haken meiner Schuhe ſo lange in das Geſicht zu ſchlagen, bis er ſeine ſchwarze Seele verhauchte.«

»Und habt Ihr ſchon mehr als einen Nackfuß erlegt?«

»Ich habe noch keine Jagd mitgemacht, bei welcher ich nicht eine Leiche im Gebirge zurückließ, ich hoffe es auch dieſes Mal zu thun.«

Da erſcholl von den Vorderen der Ruf zum Aufbruch und unterbrach das empfindſame Geſpräch des Pflanzers und der gefühlvollen Amazone.

Die Gegend wurde jetzt immer dichter und wilder, die Ausſicht auf die Niederungen war gänzlich verſchwunden. Mit jedem Augenblicke ſah ſich einer aus der Suite in das dichte Geſtrippe verwickelt, von welchem er ſich nur mit Beihilfe von anderen wieder losmachen konnte.

Ein kahles Steingerölle erhob ſich nun vor ihnen, welches ſie erklimmen mußten. Sie waren dabei gezwungen ihre Gewehre auf die Schultern zu nehmen und ſich mit den Händen an die vorragenden Steine feſtzuhalten, wobei nicht ſelten einer derſelben ſich ablöſte und der Kletternde ein gutes Theil wieder herunter kollerte.

Da löſte ſich plötzlich ein Stein, an welchen ſich die Amazone, die wir ſchon ſprechen hörten, geklammert hielt, und hinter dem unglücklicherweiſe eine giftige Schlangenart ihren Aufenthalt gewählt hatte.

Ein Schrei der Maronjägerin zeigte, daß ſie von den Schlangen verwundet worden ſei. Sie fiel mit ſchrecklichem Geheule zuſammen und wälzte ſich wie unſinnig auf der Erde.

Alles eilte, ſo ſchnell als unter dieſen Umſtänden möglich war, hinzu, auch der Arzt im Nachtrab kam herangeklettert, aber zu ſpät, ſie kamen nur, um ſie unter fürchterlichen Zuckungen verſcheiden ſehen. —

Auch jener wohlbeleibte Pflanzer, welcher mit ihr das Zweigeſpräch geführt hatte, war hinzugetreten, und blickte, auf ſeine Flinte geſtützt, verwundert auf die Todte. „Hm,“ brummte er für ſich in den Bart hinein, indem er den Kopf dazu ſchüttelte. „Sie hat Wort gehalten. — Eine Leiche ließ ſie auch bei dieſer Maronjagd zurück, aber ich wette meinen Kopf darum, eine, welche ſie nicht vermuthete.“ —

Dieſes Ereigniß hemmte übrigens nicht lange die Fortſetzung des Marſches, bald lag ein Steinhaufen, von den Negern herzugewälzt, auf der Todten, und die Suite bewegte ſich weiter.

Unter hundertfältigen Mühſeligkeiten hatten ſie endlich ein großes Felſenthal voll grotesk übereinander gethürmter Granitblöcke erreicht, als bereits die Nacht im Fluge hereingebrochen war und das Licht des Abendſterns, dem unſeres Vollmondes gleich, über der einſamen Gegend ſchimmerte. Sie beſchloſſen daher in dieſem Thale ihr Nachtlager aufzuſchlagen.

Es wurden ringsum Wachen ausgeſtellt, in der Mitte des Thales ein großes Feuer aus dürrem Moorgras und Reiſig angefacht, bei dem das Nachtmahl bereitet wurde, und um welches ſich Alles im bunten Gemenge lagerte.

Schon hatte man das Mahl zu ſich genommen, ſchon ſtreckten ſich die Meiſten, in ihre Mäntel gewickelt, in das hohe Gras, um im Schlafe neue Kräfte für den nächſten Tag zu ſammeln, und nur einige Pflanzer und Offiziere ſaßen noch, ihre Zigarren ſchmauchend, am Feuer, im Geſpräche über ihr bevorſtehendes Abenteuer, als die Spürhunde plötzlich unruhig wurden, in die Luft ſchnupperten und zu knurren anfingen. —

Schon wurden die älteren Maronjäger darauf aufmerkſam, als es wie ein Wetterleuchten durch den Wald flog und ein Schuß aus dem pechfinſtern Dickicht krachte, welchem ein zweiter und dritter folgte, und von denen zwei Männer am Feuer verwundet zur Erde ſtürzten.

„Die Marons! die Marons!“ ſcholl es jetzt von allen Seiten. Alles ſprang in größter Haſt und Verwirrung auf und griff zu den Waffen, während wieder in verſchiedenen Richtungen mehrere Schüſſe fielen und abermals zwei Koloniſten und ein Gemeiner getroffen zu Boden ſtürzten. —

Nun ging es mit wüthendem Geſchrei und Gelärm nach der Gegend, von welcher die meiſten Schüſſe kamen, die Hunde flogen bellend voraus und zwängten ſich durch das Geſtrippe, die Fliehenden verfolgend, während ihre Herren ſich erſt mühſam eine Bahn durch dasſelbe machen mußten.

Einige Schüſſe fielen noch in der Finſterniß des Waldes, welche aber nur den Hunden galten. Bald ſahen die Verfolger, welche den Marons ebenfalls mehrere Kugeln nachgeſendet, wie fruchtlos ihre Bemühung ſei, und kehrten knirſchend und unverrichteter Dinge wieder zu ihrer Lagerſtelle zurück, auf welcher bereits der Arzt ſich mit den Verwundeten beſchäftigte. Hier brachten ſie nun die Nacht vollends zu, allein in der größten Vorſicht und bereit den erſten Schuß wieder ungeſäumt zu erwiedern. Doch blieb es die ganze Nacht hindurch ruhig.

Als das häßliche Geſchrei der Papageien den Morgen verkündete und bald darauf die Sonne wieder die Felſenſpitzen beleuchtete, machten ſich die Jäger ſogleich auf und verfolgten die Spur der Flüchtlinge, welche die Hunde genau anzeigten.

Einige der Bullenbeißer, welche die Neger in der Nacht verfolgt hatten, fand man erſchoſſen im Walde liegen, ſonſt war jedoch nichts weiter von den Marons zu ſehen. —

Mit einem Male gelangten ſie an ein Grasmoor, welches ſich in beträchtlicher Ausdehnung vor ihnen erſtreckte und rings von dichtem Gehölze umſchloſſen war.

Es blieb keine andere Wahl als dasſelbe zu durchwaten. Sie ſtreiften ſich daher ihre Unterkleider über die Schenkel hinauf, banden die Schuhe und ſonſtige Kleidungsſtücke in Bündel auf den Rücken und wateten ſodann, Gewehr und Säbel über dem Haupte haltend, rüſtig vorwärts.

Schon hatten ſie, nicht ohne Lebensgefahr, die Mitte des Moors erreicht, als es plötzlich wieder in den Büſchen knallte und einige Kugeln über ihre Köpfe hinwegpfiffen, ohne daß ſie die Schützen, die ſich hinter Baum und Buchholz verborgen hatten, zu Geſichte bekamen.

Die ganze Karavane ſtand gefeſſelt.

Mit grimmigen Blicken ſpähten die durch ihre wehrloſe Lage auf das äußerſte erbitterten Soldaten umher, aber einige neue Schüſſe, von welchen einer einem Koloniſten mitten durch die Bruſt ging und ein anderer einem Mulatten die Kinnlade zerſchmetterte, belehrte ſie, daß hier weiter nichts zu thun ſei, als wieder umzukehren, und, mit welchen Beſchwerden es auch verbunden ſein möge, das Moor zu umgehen. Wirklich machte man ſich auch abermals auf den Weg, dem Unabänderlichen Folge zu leiſten.

Die Felſen zu beiden Seiten ſtiegen jetzt immer höher empor wie Granitdome, während die üppigſte und zugleich wildeſte Vegetation zu ihren Füßen wucherte und ein toſender Waldſtrom zwiſchen Mimoſen und rieſenhaften Pfefferſträuchen in der Tiefe dahin rauſchte.

Die Sonne ſtand am Mittag, als man, die Ufer dieſes Stromes verfolgend, in eine weite Waldebene gelangte, an welche ſich ganz in der Ferne ein Bergrücken lehnte.

Da begannen mit einem Male die Spürhunde leiſe zu knurren und unruhig hin und wieder zu laufen. —

»Die Marons!« flüſterten die Jäger und wirklich erblickte man in der Ferne etwas, was Menſchen ſein konnten.

So leiſe als möglich, aber mit größter Eile ging es nun durch das hohe Kraut vorwärts, immer von den Pfefferſträuchen und baumartigen Mimoſen bedeckt.

Eine Strecke fortgewandert, erblickten ſie wirklich bewaffnete Neger, welche ſie ſogleich für Marons erkannten. Sie waren alle ganz nackt und trugen nur Mützen und kurze Schürzen um die Lenden, welche ſie ſich ſelbſt aus den Fäden der Seidenpflanzen zu wirken pflegen, doch waren ſie mit Flinten, Säbeln, Beilen und Äxten wohl bewaffnet. Jean Robert war nicht unter ihnen.

Freudig winkten ſich die Jäger zu, beſahen die Schlöſſer und Hähne ihrer Flinten und eilten nun raſcher und immer raſcher ihren Opfern entgegen.

Noch waren ſie ihnen aber nicht auf Schußweite gekommen, als auch die Neger ihre Verfolger erblickten, ein gräßliches Geſchrei erhoben und entflohen.

Huſſa! Huſſa! zetterte es durch die Lüfte und die Hunde flogen mit Windeseile den Flüchtigen nach, bald hatten ſie dieſe erreicht und fielen wie Löwen unter ſie.

Die Neger wehrten ſich verzweifelnd, aber der Hunde waren zu viele. Gräßlich hackten ſie ihre Fangezähne in die nackten Beine und Lenden der Fliehenden, nur wenige von den Negern hatten noch Zeit genug, ihre Flinten auf die wüthenden Ungethüme abzudrücken und einige von ihnen auf die Erde zu ſtrecken.

Mittlerweile waren auch die Jäger angekommen und feuerten nun von allen Seiten unter die Schwarzen. Rings erſcholl Geſchrei, Geheul, Hundegebell und Sterbegeröchel.

Hier ſtürzte ein Neger, von rieſigem Gliederbaue, welcher ſeinen Fänger glücklich erlegte und ſchon eine gute Strecke geflüchtet hatte, von einer nachgeſendeten Kugel erreicht. Da taumelte ein anderer ſchon halb zerfleiſcht empor, ſchlug aber gleich wieder, mit einem gellenden Todesſchrei, von einem neuen Schuſſe getroffen, zur Erde hin. Dort fällt einer heulend auf die Kniee, faltet flehend die Hände gegen den Weißen, aber der Schuß jenes Pflanzers legt ihn zu ſeinen blutenden Gefährten, der ſich im ſchrecklichſten Todeskampfe, wie eine verwundete Rieſenſchlange zuſammenrollt, auf dem Boden wälzt, und das Gras aus demſelben wühlt. Neben dieſen wird ſo eben ein Neger von einem fürchterlichen Bullenbeißer zur Erde geriſſen, jetzt will er ſich wieder aufrichten, aber der Säbel eines Koloniſten ſpaltet ihm den Schädel.

Die Übrigen, von den Hunden grauſam zerfleiſcht und zu Boden geworfen, ſchrien und wimmerten auf das Erſchütterndſte um Gnade, aber die ergrimmten Pflanzer feuerten mit teufliſcher Kaltblütigkeit unter die wehrloſen Opfer.

Fünf waren von zwanzig lebend geblieben, dieſe wurden nun, mit eigends zu dieſem Zwecke mitgeführten Stricken gebunden, an einander gekoppelt und den Soldaten zur Transportirung übergeben.

Nach einer kurzen Raſt, während welcher ſich die ganze Suite unter Lachen und Scherzen durch einige Bouteillen Cognac erquickte, brach man abermals auf und erklimmte den Bergrücken. —

Als die Jäger aber denſelben wieder verlaſſen und das daranſtoßende Thal erreicht hatten, hatte auch ſchon die Nacht ihren Sternenmantel wieder über dasſelbe ausgebreitet, welches ſie bewog, ihr Nachtlager unter einer Gruppe verhängender Felſen aufzuſchlagen.

Jedoch auch dieſe Nacht erging es ihnen nicht beſſer als in der verfloſſenen, und die Marons ſtörten ſie plötzlich wieder aus ihrer Ruhe und verwundeten mehrere von ihnen.

Unter dieſen und ähnlichen Mühſeligkeiten und Beſchwerden war der dritte Tag bereits zur Hälfte verſtrichen, ohne daß ſich weiter etwas Erwähnungswerthes ereignet hätte, außer daß einer der verwundeten Maronneger im Nachtrab, unfähig weiter zu marſchiren, an einem der nächſten Bäume aufgeknüpft wurde, und der Weg, welchen die Suite eingeſchlagen, ſich immer verworrener und unwegſamer zwiſchen den engenden Bergen dahinwand. Endlich eröffnete ſich die Felſenſchlucht, und gewährte dem Blick eine ferne Ausſicht. „Was iſt das?“ rief plötzlich einer der Pflanzer, „dort ſteht der Wald in Flammen!“

Und wirklich erblickten die Maronjäger dichte Säulen von Rauchwolken vor ſich, welche über Wälder und Berge dahin wogten und wallten und die Sonne zu verhüllen drohten, und bald darauf gewahrten ſie hinter der Tulpenbäumen in der Ferne eine fürchterliche Lohe. Eine ganze Stadt ſchien vor ihnen in Flammen zu ſtehen.

Mit verdoppelten Kräften eilten ſie nach der Gegend, in welcher ſie die Flammen gewahrten, und hatten bald die Brandſtätte erreicht, die ſie allſogleich für die Hauptniederlaſſung der Freineger erkannten, welche dieſe ſelbſt nebſt den ſchönen Reisfeldern und Pflanzungen in Brand gelegt.

Einige Zeit betrachteten ſie das eben ſo großartige als furchtbare Schauſpiel, bald aber zwang ſie Hitze und Rauch die Stelle zu verlaſſen. Sie verfolgten daher eine Schlucht, welche ſich ihnen zur Rechten eröffnete, in der Hoffnung, auf dieſem Wege vielleicht auf die liſtigen Flüchtlinge und ihren ſchreckensvollen Häuptling zu ſtoßen, den ſie bis jetzt vergebens geſucht hatten.

VIII.

In einem Bergkeſſel, welcher bloß aus nackten Felſen beſtand, von denen die meiſten vulkaniſchen Urſprungs waren, und von welchen noch viele deutliche Spuren des vulkaniſchen Feuers trugen, war François, nachdem er mehrere Tage, fruchtlos den Freineger ſuchend, die Gebirge zwiſchen Margeant und Libue durchſtrichen hatte, aus Ermattung niedergeſunken und ſtarrte, auf einen Steinblock gelehnt, in ſtummer Verzweiflung vor ſich hin. Die Atmoſphäre war erſtickend, der brennend dürre Boden, der ausgetrocknete Pflanzenwuchs, die vorragenden Felſen, von welchen die Sonnenſtrahlen zurückprallten und die mehr oder minder tiefen Riſſe, mit welchen der ſumpfige Boden durchfurcht war, gaben der Gegend ein wüſtes, troſtloſes, ja unheilverkündendes Anſehen, welches jedoch ganz mit der Gemüthsſtimmung François im Einklange ſtand. —

Nichts ſtörte die Todtenſtille, welche in dieſer Wildniß herrſchte, als etwa ein Pelikan, oder ein Zug wilder Enten, der ſchreiend aus den Niederungen emporflog oder das fürchterliche Geheul des Schakals.

Die Sonne brannte heiß auf François Scheitel herab, aber François fühlte ihre ſengenden Strahlen nicht, die Moskitos zerſtachen ihm Geſicht und Hände, aber er fühlte ihre Stiche nicht; die Sandflöhe zernagten ſeine nackten Beine, aber er war empfindungslos dafür geworden.

Eine dicke gelbe Schlange raſchelte aus einem dürren Lianenbuſche hervor und ringelte zu ihm heran, mechaniſch griff er nach ſeiner Keule und tödtete ſie. —

Jetzt dünkte es ihm, als höre er ein fernes Geſchrei, welches aus einer menſchlichen Kehle zu kommen ſchien. Er erhob ſich und horchte mit angehaltenem Athem. Noch einmal erſcholl der Ton, mit welchem ſich jetzt noch ein zweiter vermiſchte. Dieſen Ton ſollte er kennen. Seine ganze Seele lag in dem Ohre. Da ertönte es zum dritten Male. In wilder Freudigkeit ſprang nun François von der Erde auf und faßte ſeine Keule. Er kannte nun die Stimme, es konnte keine andere ſein, als jene des Freinegers Jean Roberts, ſein Todesengel ſelbſt führte ihn ihm entgegen.

Obgleich noch vor wenigen Minuten bis zum Tode ermattet, erklimmte er doch jetzt mit der Haſt und Leichtigkeit einer Gazelle die nächſten Felſen, und flog über die Kanten derſelben dahin, nach jener Gegend zu, von welcher der Ruf zu kommen ſchien.

Deutlich vernahm er nun die Stimme Jean Roberts, auch die andere Stimme erkannte er jetzt, es war die des alten Jenſue, offenbar hatten ſich beide getroffen und lagen nun im Kampfe auf Leben und Tod.

Da donnerte plötzlich ein Schuß, gleich darauf hörte er die Stimme von neuem und noch heftiger als früher. Noch deckte aber die Streitenden ein Felſenvorſprung mit ſeinen Zacken, jetzt ſchwang ſich François um dieſelben und im nächſten Augenblicke erſah er die beiden Neger, welche kaum in einer Entfernung von einigen hundert Schritten unter ihnen am Fuße der Felſen, wie zwei feindliche Schlangen ſich umſchlungen hatten.

Univ. Bibl.
München

Zenjue, mit zerriſſenem Oberkleide und bereits aus mehreren Wunden blutend, hatte ſo eben die Keule erhoben, welche ihm Jean Robert zu entringen ſuchte, deſſen Flinte auf der Erde lag. Beide rangen auf das Wüthigſte, doch ſah François die übermenſchliche Anſtrengung Zenjues.

Mehr fallend als kletternd ſtürzte er die Felſenjähe hinunter, um ihm beizuſtehen in dem ungleichen Kampfe. Bevor er aber noch den Fuß derſelben erreichte, ſank Zenjue bewältiget zur Erde. Jean Robert hatte ihm die Keule entriſſen, und zerſchmetterte ihm jetzt mit derſelben das Haupt, daß das Blut weithin wider die Felſen ſpritzte.

Schreiend vor Wuth und ſchnaubend nach Rache ſprang François über die letzten Felſentrümmer hinab, wie eine Boa auf Jean Robert zuſtürzend, welcher ſich mit Blitzesſchnelle ihm entgegenſtellte.

Ein neuer noch ſchrecklicherer Kampf begann. Fürchterlich ſchnaubten die beiden Neger, ihre Augen glühten, wie die Augen zweier Tieger, jede ihrer Muskeln und Sehnen war angeſchwellen von der gräßlichen Anſtrengung, und ihre Keulen ſauſten gegen einander, daß die Schläge in den fernen Klüften widerhallten.

Mit jedem Schlage, welchen Robert nach François führte, ſchien er neue Kraft zu gewinnen, aber eben ſo gewaltig war der Widerſtand des Letzteren. Plötzlich aber lähmte ein ſo fürchterlicher Keulenſchlag den Arm des Freinegers, daß er machtlos ſammt der Keule hinunterſank, und in dem nächſten Augenblicke ſtreckte ihn ein zweiter beſinnungslos neben die Leiche Jenjues nieder. —

Nun warf auch François ſeine Keule von ſich und griff raſch nach dem Meſſer, das er in ſeinem Gürtel ſtecken hatte. Schon zuckte er es zum tödtlichen Stoße über der Bruſt des Freinegers, plötzlich ſich eines Beſſeren beſinnend, ſteckte er es wieder zu ſich, löſte ſeinen langen Gürtel und band damit dem Ohnmächtigen die Hände auf den Rücken.

Als dieſes geſchehen, nahm er ihn auf die Schulter und kletterte mit ihm wieder die Höhe hinan, keuchte über die Felſenzacken dahin nach den Niederungen, den Mörder ſeiner Viktorine der gerechten Strafe zu überliefern.

Kaum eine Viertelſtunde von jener Stelle entfernt, begegnete er einer Abtheilung der Maronjäger, welche mehrere von den Gefährten Jean Roberts gefangen mit ſich führten, ihnen übergab François den Freineger und verſchwand dann in der unwirthbaren Wildniß.

Triumphirend brachten dieſe Jean Robert nach der Hauptſtadt, wo er in ein feſtes Gefängniß gebracht und der Pflege eines Arztes übergeben wurde.

Als Jean Robert aus ſeiner Betäubung erwachte und die Augen aufſchlug, ſtarrte er zuerſt wie träumend um ſich, doch nicht lange brauchte es, um ſeinen ſcharfen Verſtand mit der Lage bekannt zu machen, in welcher er ſich befand.

Einen fürchterlichen Blick warf er auf die Wachen an der Thür und den Arzt, welcher vor ſeinem Lager ſtand. Dann aber furchte ſich ſeine Stirne zu ehernem Trotze, und ohne weiters auf ſeine Umgebung zu achten, ſtreckte er ſich auf dem Lager aus und ließ ſeine Blicke kalt und gleichgültig an den Gegenſtänden vorüberſchweifen, welche ſich ſeinem Auge darboten.

Auch zeigte er in ſeinem ferneren Benehmen weder eine Furcht vor der Strafe, welche ſeiner wartete, noch Gewiſſensbiſſe über die Gräuelthaten, die er verübte, oder eine ſonſtige Gemüthsunruhe. —

Selbſt als er nach mehreren Tagen vor das peinliche Tribunal geſtellt wurde [illegible], der Gouverneur ſelbſt vorſaß, blieb er ſich gänzlich gleich und antwortete auf keine von allen Fragen, welche die Richter an ihn ſtellten. —

Sämmtliche Stimmen verdammten ihn zum Feuertode, welches Urtheil am dritten Tage nach dem Spruche vollzogen werden ſollte.

Vergebens aber fragten die Richter nach François, um ihm den verdienten Preis für die Einlieferung des Freinegers einzuhändigen. Niemand wußte wo er ſich befinde, nur ein Sklave wollte in einer der letztverfloſſenen Nächte einen Neger auf Viktorinens Grab liegen geſehen haben, welchen er für François erkannte. Alle ferneren Erkundigungen blieben fruchtlos.

Mittlerweile war der Tag angebrochen, welcher zu Jean Roberts Hinrichtung feſtgeſetzt war.

Faſt ſämmtliche Neger von Cap Français hatten ſich auf dem dazu beſtimmten Platze, einer ſteinigten Ebene vor der Stadt, am Fuße des hohen Le Morne du Cap, zur Exekution eingefunden. Schon war der Pfahl in die Erde gerammt und Reisbündel und Holz herbeigebracht.

Dicht gedrängt ſtanden die Neger und Bewohner von Cap Français, ungeduldig des Augenblickes harrend, in welchem das Ungeheuer erſcheinen, und die Strafe für ſeinen Frevel erleiden würde. Mit einem Male ging eine Bewegung durch die verſammelte Menge und ein dumpfes Gemurmel verkündete die Ankunft des Verbrechers. —

Wirklich kam jetzt ein Bataillon der Beſatzung von Cap Français langſam und feierlich mit geladenen Gewehren, an welchen ſich die Morgenſonne ſpiegelte, von der Stadt herangerückt.

Hinter dieſen, von acht Mann mit blanken Säbeln umgeben, ging Jean Robert mit auf den Rücken gebundenen Händen, deren Stricke zwei peinliche Gerichtsdiener hielten, welche zugleich brennende Fackeln trugen.

Ihnen folgte wieder ein Bataillon und der Capitain der Beſatzung nebſt einigen Offizieren zu Pferde.

den gänzlichen Beſchluß machten mehrere Gerichtsperſonen in Wagen.

Jean Robert ſchritt ſtolz einher und ſah gleichgültig auf die Zuſchauer, welche ihren Abſcheu gegen ihn, ſo wie ihr Grauen in lebhaften Ausdrücken äußerten. Selbſt an dem Pfahle angelangt, gab er kein Zeichen einer Erſchütterung, welches die abergläubiſchen Neger noch immer fürchten ließ, daß ſein Fetiſch ihn aus den Flammen retten würde —

Nun hatte das Militär ein Quarrée um den Pfahl formirt und Jean Robert wurde mit ſtarken Stricken an denſelben gebunden und das Holz um ihn aufgehäuft.

Jetzt trat eine Gerichtsperſon hervor, und las ihm, während alle Anweſenden mit Ausnahme des Militärs die Häupter entblößten, noch einmal ſein Todesurtheil nach den Paragraphen des ſogenannten ſchwarzen Geſetzbuches vor, worauf der Kommandirende das Zeichen gab, Feuer an die Reisbündel zu legen.

Die beiden Gerichtsdiener vollzogen den Befehl, und nach wenigen Augenblicken züngelten ſchon die Flammen um das Reiſig herum. Wüthig riß Jean Robert an ſeinen Banden, aber immer höher ſtieg die Lohe, ſchon leckte ſie an ſeinen Schenkeln empor, da verdoppelte Schmerz und Wuth ſeine Kräfte, mit der Gewalt eines Rieſen riß er jetzt plötzlich den Pfahl aus der Erde und ſprang mit ihm aus den Flammen. —

Ein Zettergeſchrei erſcholl von allen Seiten, viele der Zuſchauer ſuchten von paniſchem Schrecken ergriffen das Weite, die Hinteren ſtürzten über die Vorderen, überall Geſchrei, Getümmel, Flucht und Verwirrung, ſelbſt die Soldaten ſtanden von dem unerwarteten Ereigniß betäubt, unſchlüſſig, oder wurden mit fortgeriſſen von der Menge. Mitten durch flüchtete ſich Jean Robert.

Da aber ſtieß er auf einen, der nicht vor ihm entfloh, es war François, der regungslos auf ſeine Keule gelehnt, keinen Blick von dem grauſen Schauſpiele, dem Todtenopfer ſeiner Viktorine verwendet hatte. Mit ſchauderhafter Kaltblütigkeit und übernatürlicher Kraft packte er den Fliehenden und ſchleuderte ihn in den lodernden Holzſtoß zurück, daß die Flammen kniſternd über den ſich in den Gluten Krümmenden zuſammenſchlugen.

Noch ſtand François an jener Stelle, als der Holzſtoß bereits verkohlt und nichts als ſchwarz gebrannte Knochen von Jean Robert übrig geblieben waren.

Abends ſahen ihn heimkehrende Fiſcher einen ſteilen, weit in die See hinausragenden Felſenvorſprung erklimmen. — Seitdem war nie mehr etwas von ihm auf den Antillen zu ſehen.

Eine letzte Liebe.

Nach Emile Souveſtre.

1.

Im Hintergrunde des Saales, in einem Hotél der Straße Saint-Lazare, ruhte eine Dame von ungefähr dreißig Jahren auf einem Sofa, die Hände über der Bruſt gekreuzt, das Haupt zurückgeworfen und die Augen feſt auf den Plafond geheftet. Ihr Angeſicht konnte für angenehm gelten, wenn es die Farbe der Geſundheit und das Lächeln der Freude geſchmückt hätte, ſo aber entſtellten es die Thränen, wie es bei allen denen geſchieht, deren Schönheit eine gewöhnliche iſt. Ihre Stirne war weder breit noch rein genug, um jene erhabene Bläſſe, jene ſchwärmeriſche Würde auszudrücken, welche der Schmerz ſeinen Erwählten zuweilen verleiht, bei ihr war dieſe Bläſſe ohne Wirkung. Ihre gedrängten Züge, welche die Fröhlichkeit verſchönern konnte, hatten in der Traurigkeit etwas Plumpes und der Umfang ihrer ſtarken Taille bildete mit dem troſtloſen Ausdruck ihres Geſichtes einen unangenehmen Kontraſt. —

Kurz, wenn auch im Ganzen dieſer Dame die Harmonie mangelte, wenn der Schmerz aller Grazie entbehrte, und die heftige Leidenſchaft ihr gewaltſam eingeprägt und über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen war, ſo ſah man ſie doch um ihr blondes und wellenförmiges Haar flattern und aus ihren Augen ſchimmern, deren graulichés Blau ihrem Blicke den unzerſtörbaren Glanz des Stahles gab. Sie war offenbar eine von den ſtarken Naturen, die nur über das Leichte und Ruhige erſchrecken; eines von den Herzen, die, einmal getroffen, feſt an dem Gefühle halten, und die man nicht anders davon mehr losreißen kann, als wenn man ſie zerſtört. —

Wer immer dieſe Dame, deren Bild wir ſkizzirt haben, in dieſer ihrer traurigen Unbeweglichkeit ſah, hat bereits errathen, daß ſie ſich eben in jener ſchrecklichen Ruhe befand, die weder Niedergeſchlagenheit, noch Reſignation, ſondern das Schweigen einer Leidenſchaft iſt, die Kräfte ſammelt und Athem ſchöpft. Ein halbgeöffnetes Käſtchen ſtand auf einem kleinen Kiſſen zu ihren Füßen, um welches Briefe zerſtreut herumlagen, die ſo zerknittert waren, daß man es ihnen anſah, daß ſie oft geleſen und lange auf dem Herzen getragen wurden. — Ihre Gegenwart auf dem Sofa allein ſchon enthüllte ihren Werth. Daß die traurige junge Dame in ihre düſtere Träumerei verſank, kam zweifelsohne von dem Leſen dieſer Briefe. Seit einigen Augenblicken war ſie in eine jener inneren Betrachtungen verſunken, während welcher ſich unſer ganzes Leben auf ein einziges Vermögen konzentrirt, und ihm eine ſo durchdringende Kraft verleiht, die alle Hinderniſſe überſteigt, ſie ſah in ihrem Inneren etwas Entferntes, etwas Schmerzliches; bei dem Anblicke des unzweideutigen Ausdruckes von Verzweiflung, der ihrem Geſichte eingeprägt war, konnte man leicht errathen, daß es kein gewöhnliches Unglück ſei, deſſen Bild ſie bewegte, ſondern daß ſie im Hintergrunde der Zukunft ein verhängnißvolles Räthſel las, und daß ſie eines von den großen Mißgeſchicken des Herzens muthmaßte, die das Leben in der Wurzel zerſtören.

Ganz ſich dieſer letzteren Betrachtung hingebend, hatte ſie vergeſſen, was ſie umgab. Aber ungeachtet dieſer Geiſtesabweſenheit würde man geſagt haben, daß die Sinne eine mechaniſche [illegible]nglichkeit beibehalten, denn ihr Körper ſchrack bei einem Geräuſch zuſammen, das ſie aus ihrer Viſion erweckte und ihren Verſtand wieder in die materielle Welt zurückführte, ſie erkannte die Stimmen und Schritte, welche ſich dem Saale näherten. Dies iſt einer von den Augenblicken, in welchen eine unausweichliche gleichgültige Unterredung etwas Unerträgliches ſcheint, und in welchen das Wort, das unſere Ruhe ſtört, auf uns dieſelbe Wirkung macht, die uns in dem halbwachen Morgenſchlummer beunruhigt, der Gedanke Fremde zu empfangen, den Geiſt zu einer ſchalen Unterredung zu nöthigen, machte die junge Dame auf ihrem Sofa erbeben. Sich erinnernd, daß ſie vergeſſen hatte, die Thüre abzuſchließen, warf ſie das Kiſſen, welches ihre Füße bedeckten, raſch zurück, ergriff das Käſtchen mit Briefen, und ging ſchnell auf ihr Zimmer. Sie hatte kaum die Thüre hinter ſich geſchloſſen, als jene des Saales ſich öffnete.

Ein junger Mann in Begleitung einer alten Dienerin trat ein, er ſah rings umher und Niemand bemerkend ſprach er gegen die Alte gewendet: »Meine Baſe iſt nicht hier, Anne?«

»Sie wird ausgegangen ſein, während ich abweſend war,« antwortete die Dienerin, »ſie war hier, als ich wegging.«

»Iſt ſie noch immer ſo leidend?« — fragte der junge Mann zögernd. —

»Leidend?! — das iſt nicht der rechte Ausdruck, Herr Heinrich, obſchon ſie nicht ſchläft und nicht ißt, ſo befindet ſie ſich doch ſo wohl als Sie und ich. — Aber das Übel hat ſeinen Sitz im Innern, — verſtehen Sie. Das ſpaltet das Herz, und dieſes Kind wird ſich nie Rechenſchaft zu geben wiſſen.«

Der junge Mann ſchwieg einen Augenblick verwirrt. Es war leicht zu merken, daß er eine Frage hatte thun wollen, und daß er nun damit zögerte, indem er nicht wußte, ob ſie zuläſſig ſei. Er betrachtete eine Zeit lang die Dienerin, näherte ſich ihr endlich und ſagte ſehr leiſe: »Kommt Herr Marzoi auch ſelten?«

Die Alte zuckte die Achſeln, mit einem verdrießlichen Ausdrucke von Unzufriedenheit.

„Wie? Hat denn ein Arzt auch ein Herz? Er weiß ja doch wohl, daß ſein bloßer Anblick die Madame froh, wie eine Lerche, macht, aber daß er ſie noch weit öfter verſcheucht. — Seit drei Tagen ſchon haben wir ſie nicht geſehen."

Heinrich neigte das Haupt und es entſtand eine ziemlich lange Pauſe.

Die Dienerin machte Miene ſie zu unterbrechen und wollte ohne Zweifel über dasſelbe Sujet weiter ſprechen, aber Heinrich kam ihr zuvor und gab dem Geſpräche eine andere Wendung, indem er fragte: „Iſt Viktorine ſchon lange ausgegangen?" —

„Höchſtens vor einer Viertelſtunde, vielleicht hat ſie ſich ſogar in ihr Zimmer eingeſchloſſen, denn das thut ſie jedesmal, wenn ſie weinen will. Wenn Sie wollen, Heinrich, daß ich ſie ſuchen ſoll, ſo will ich ihr ſagen, daß Sie hier ſind."

„Nicht doch, ich kann nur wenige Augenblicke bleiben; — ſtören wir ſie nicht."

Ohne auf die Antwort der Alten zu hören, machte er ſich, wie wenn er zu Hauſe wäre, bequem, nahm ein Journal vom Konſoltiſchchen und begann, wie es ſchien, ſo aufmerkſam zu leſen, daß es der Dienerin gerathener ſchien, ſich zurückzuziehen. Sie entſchloß ſich hierzu aber erſt, nachdem ſie einige Stühle in Ordnung gebracht und ſich einige Zeit um Heinrich in der vergeblichen Abſicht, das Geſpräch zu erneuern, herumgemacht hatte. Sie murmelte etwas zwiſchen den Zähnen und verließ den Saal.

Kaum hatte ſie die Thüre geſchloſſen, warf der junge Mann das Journal bei Seite und erhob ſich trotzig und niedergeſchlagen zugleich. Er warf einen träumeriſchen Blick um ſich, die ganze Umgebung verrieth die Gegenwart einer Dame. Ein goldener Fingerhut lag am Boden, und unter den Falten einer begonnenen Stickerei bemerkte man ein noch geöffnetes Journal. — Heinrich betrachtete einen Augenblick dieſe elegante Unordnung mit einer Art von ſtiller Wolluſt; ſchritt ſodann gegen den Hintergrund des Saales und blieb vor der Stelle ſtehen, welche ſeine Vaſe eingenommen hatte. Das Sofa zeigte noch den Umriß des Körpers, den er in dasſelbe eingedrückt hatte, und auf dem blauen Tuche des Kißchens, auf welchem ihr Haupt geruht hatte, waren Spuren von Thränen zu ſehen; ein halbgeöffneter Brief, den ſie vergeſſen hatte, lag bei den Füßen des Sofas. Heinrich ſchien die Schrift zu kennen, denn er erblaßte etwas, als er ſie erſah, und wendete die Blicke ab. — Aber ſich wieder aufrichtend fiel ſein Blick auf den aufgehängten Spiegel und eine innere Bewegung erſchütterte ſein ganzes Weſen. — Einen Augenblick ſtand er unbeweglich und las mit bitterer Verzweiflung in ſeinem eigenen Geſichte, dann verhüllte er, als hätte dieſer Anblick unerträgliches Leiden in ihm aufgeregt das Geſicht mit ſeinen Händen, und ſank auf das Sofa nieder.

Dieſer plötzliche Schmerz des jungen Mannes, durch das Abbild ſeiner Züge erzeugt, könnte etwas übertrieben ſcheinen, wenn er nicht gewiſſermaßen durch ſeine übergroße Häßlichkeit gerechtfertiget wäre. Sein Wuchs war ſo klein, und ſeine Glieder ſo ſchmächtig, daß man ihn im erſten Augenblick für ein Kind halten konnte, wenn nicht eine allzuſichtbare Kränklichkeit die Urſache dieſer Schwäche erklärt hätte. Seine Geſtalt hatte, ſo wie bei allen Höckerigen, einen ſo ſardoniſchen und fratzenhaften Ausdruck, daß ihn die Natur damit wie mit einer zweiten Krankheit zu ſtrafen ſchien; es koſtete Mühe, wollte man in den tiefen Furchen dieſes Geſichtes die Strahlen einer nicht zu benennenden Schönheit entdecken, die auf einen Augenblick aus einem faſt ſchielenden Auge fielen, oder die in Winkel verſchrumpften Lippen glätteten.

Um ſein Unglück voll zu machen, war ſeine Häßlichkeit mit einer jener falſchen Lebensfarben geſchmückt, welche das Alter entſtellen, weil ſie keinem Alter angehören; eine Art künſtlicher Farbe, welche den Geſichtszügen, ich weiß nicht, welche zweideutige und welke Jugend aufdrückt, und die, ohne daß ſie mit den Grazien der Jugend ſchmückt, bis zur Schönheit der Falten, und bis zur Erhabenheit des Alters bleibt.

Sicher hatte Heinrich das Bewußtſein ſeiner körperlichen Entſtellung heftig ergriffen, denn er ſtand lange, das Geſicht mit den Händen bedeckt, in der Stellung einer tiefen Betrübniß. Endlich erhob er doch das Haupt, mit ſichtbarer Gewalt dieſen widrigen Gedanken unterdrückend, ſah er um ſich und heftete ſeine Augen auf den vergeſſenen Brief. Dieſer Anblick erneuerte ohne Zweifel eine Menge der auf einen Augenblick unterbrochenen Gedanken, denn er verfiel ſchnell in tiefe Betrachtung, der ſeine Häßlichkeit augenſcheinlich fremd blieb.

Doch bevor wir den Leſer in das Geheimniß dieſer Betrachtung einweihen, halten wir uns verpflichtet, einige Aufklärungen über die junge Dame, deren wir im Eingange dieſes Kapitels erwähnten, und über dieſen Heinrich zu geben, von dem wir nichts weiter als ſeinen Namen wiſſen.

2.

Viktorine war in ihrem achten Jahre Waiſe, und als Mündel dem Stanislaus Marcel, einem Rathe am königlichen Hofe zu Paris, anvertraut, und mit ſeiner Familie verbunden. Ihre erſteren Jahre floſſen ihr bei ihrem Vormunde in gänzlicher Entfernung von der Welt dahin; und als ihr in ihrem neunzehnten Jahre der alte Rath vorſchlug, er wolle ſie heiraten, ſah ſie in dieſer Verbindung nur das Mittel, ein behagliches Leben fortzuführen, das ihr nicht mißfallen konnte, weil ſie kein anderes kannte. Sie ſtand in einem Alter, wo man die Gewohnheiten leicht für Zuneigung nimmt. Wie die meiſten Frauen, welche man in dieſer Epoche der Unerfahrenheit heiratet, betrachtete auch ſie dieſen wichtigen Akt nur als ein Wechſeln des Schlafzimmers, als ein freudiges Ausziehen durch Geſchenke und Feſte gefeiert, und ſie veräußerte ihre Zukunft mit der ſorgloſen Freude eines Wilden, der ſeine Hütte um eine Flaſche Branntwein verkauft.

Das erſte Jahr endete, ohne ſie über den Fehler, den ſie begangen hatte, aufzuklären. Und in der That es liegt etwas ſo Lockendes und Schönes in der Verſetzung zweier Weſen in Gemeinſchaft, daß ſelbſt die unglücklichſten Ehen in ihrer Morgenröthe noch einige berauſchende Wohlgerüche aushauchen. Aber wenn Viktorine nicht gleich Anfangs die unter dem Kranze der Neuvermählten verborgenen Dornen fühlte, ſo erfuhr ſie doch in der Folge den gefährlichen Einfluß ihrer unglücklich gewählten Stellung. Verpflichtet, die Liebkoſungen eines Alten zu ertragen, an die man ſich wohl gewöhnen kann, die man aber nicht erwiedert, ſuchte ſie unmerkbar in der großmüthigen Galanterie des Rathes eine Entſchädigung für das Ertragen ſeiner Leidenſchaft zu finden.

Sie ſchlug alſo, ohne es ſelbſt zu merken, den Weg der Verſtellung ein, der ſo verhängnißvoll für die Heiligkeit der Ehe iſt — indem er das Berechnen dem Entzücken ſubſtituirt und wie die Juden an der Schwelle des Tempels, an dem Ehebette den Handel aufſchlägt. Ohne ihr Wiſſen gewöhnte ſie ſich, die lächerliche Zärtlichkeit eines Greiſes zum Vortheile ihrer Launen auszubeuten. Die Verbindungen, in welchen das Herz nicht intereſſirt iſt, haben zur unvermeidlichen Folge, daß ſie die Schamhaftigkeit tödten; denn die Liebe allein kann die Wolluſt keuſch machen und das Raſen der Sinne heiligen. Viktorine vergaß eine um die andere von jenen entzückenden Schüchternheiten, die eine Frau beſſer als alles übrige vor dem Laſter bewahren. Unglücklicher Weiſe geſchah dieß gerade zu der Zeit, wo ihre moraliſche Kraft ſo abnahm, daß die Gefahr für ſie ſehr groß ward. In Folge der blinden Eitelkeit, die alle alten Männer dahin vermag, ihre jungen Frauen der Welt gleichſam als eine Proteſtation gegen ihre Runzeln und weißen Haare zu zeigen, führte auch Marcel Viktorine aus ihrer Zurückgezogenheit, und ſetzte ſie allen Stürmen einer entſitteten Geſellſchaft aus. Kaum verließ die junge Frau die ſichere und ruhige Mittelſtraße, in welcher ſie erzogen worden war, und fühlte die aufregende Atmoſphäre der Welt, fing ihre Seele Feuer, und ſie kam zu ſich. Die Leidenſchaften, welche ſich in der Kindheit enthüllen, gewinnen durch die Gewohnheit etwas Gefälliges; aber jene, die ſich erſt ſpät offenbaren, und die man daher mit aller Lebenskraft umfaßt, haben immer etwas Unüberlegtes und Heftiges an ſich. Eingenommen von der Neuheit der Zerſtreuungen, die man ihr verſchaffte, geſchmeichelt in allen ihren weiblichen Eitelkeiten, die alle auf einmal erwachten, ließ

Viktorine dem Vergnügen, wie ein Kind dem Schmetterling nach, indem es die Blumen und das reife Getreide niedertritt, und an jedem Strauche am Wege einen Lappen ſeines weißen Kleides zurückläßt. Ihre Stellung überlieferte ſie ohne Vertheidigung allen Gefahren. Ihr Gemahl, ohne für ſie ein Schützer zu ſein, wurde ſelbſt eine Urſache der Gefahr; denn er gefiel ſich darin, ſie allen jungen Männern zu zeigen, um zu verkünden, daß die Liebe dieſe Verbindung nicht verbot, und um ein hochmüthiges Vertrauen zu zeigen. Viktorine konnte der Betäubung ihres Triumphes nicht mehr widerſtehen; geblendet durch die Huldigungen glaubte ſie Alles wagen zu können, und gab ſich furchtlos ihren tollſten Launen hin. Die Welt, die ſie beobachtete, ſah ihren Fehler, und machte ihr daraus ein Verbrechen.

Inzwiſchen ging die junge Frau, unbekümmert um das, was vorging, ihren Weg. Statt daß ſie durch Iſolirung darauf aufmerkſam gemacht worden wäre, wuchs die Menge um ſie. Der Verdacht, den man geſchöpft hatte, zog ſehr viele herbei, und die Lockungen eines zweifelhaften Vergehens erwarb ihr ſicherer Verehrung und Anbeter, als es die Gewißheit der Tugend gethan hätte. Sie beging daher Unvorſichtigkeiten, die man leicht tadeln konnte, und die eine Frau ſehr ſchnell in jene verzweiflungsvolle Lage verſetzen, die nur zwei Ausgänge hat, von denen der eine weit weg von der Welt, in die Abgeſchiedenheit und Vergeſſenheit, und der andere auf den heißen Kampfplatz führt, wo die Leidenſchaften mit der feſten Moral ringen. Nach kurzem Zaudern ſah ſich Viktorine zu dieſem zweiten hingezogen, ohne ihn ſelbſt gewählt zu haben, und ohne es zu bemerken, und als ſie umkehren wollte, war die Schwelle bereits überſprungen und jede Hoffnung zur Rückkehr verloren.

Der erſte Eindruck auf ſie war ein Erſtarren vor Schrecken: — nach dieſem miſchte ſich Zorn in ihre Reflexion; ſie ward unwillig über die Umſtände, die ſie verhängnißvollerweiſe dahingebracht, über Vergnügungen, die ſie verführt, gegen die Welt hauptſächlich, die ſie an dieſen Abgrund geſchleudert, und dann noch mit Hohngelächter ihren Fall verkündigte, bevor ſie noch gefallen war. Bald fragte ſie ſich mit Bitterkeit, welchen Vortheil es ihr bringen könne, beſſer als ihr Ruf zu ſein. Es war keine von den auf den Glauben gegründeten Tugenden, die kein Sturm verſenken kann, und die reine und ſtärkende Nahrung ſelbſt gegen die öffentliche Verachtung findet. Sie fühlte ſchon die Verblendung des Verderbens. Sie wollte ſprechen; das Geſchrei erſtickte ihre Stimme. Sie wollte ſich beklagen, und man behandelte ihre Klagen als Heuchelei. Über ſo großes Unrecht ergriff ſie die Verzweiflung; ſie nahm das Urtheil der Welt aus Wuth an, wie ein Opfer, das ſeinen Henkern trotzt, nachdem es ſie vergebens angefleht, ſie ergriff ihre Partie, lachte über ihre Schande, öffnete die

Arme, welche ſie bisher über ihrem Herzen gefaltet hatte, und verſank allmälig in den angenehmen und verblümten Abgrund.

Sie begann alſo eine von den zerſtreuungsſüchtigen Lebensweiſen, die die Frauen, welche in ihren Fehlern noch aufrichtig ſind, und das Schlechte noch nicht lange genug ausgeübt haben, um ihm eine gefällige Form geben zu können, unwiederruflich verderben. Die Welt, die über ihre Heirat nichts zu tadeln fand, ſkandaliſirte ſich über die ſchlimmen Folgen derſelben. Viktorine aber achtete nicht darauf. Sie hatte die Urtheile der Welt erfahren und ſie verachten gelernt. Wie es bei allen geſchieht, welche die Vorurtheile zertrümmert haben, fand ſie ein ſtolzes Vergnügen darin, es bis zur Verleumdung zu treiben, und ihr übergroßer Unwille gegen die Geſellſchaft drückte ſich durch die außerordentliche Kühnheit aus, mit welcher ſie ihr Trotz bot. — Aber ungeachtet ſie ihre Eigenliebe für ihre Fehler anfachte, blieb ſie doch traurig und verdrießlich inmitten der Stürme, die ſie bewegten. Anfänglich durch das Feuer der Jugend hingeriſſen, kettete ſie ſpäter der Zorn an dieſe Lebensweiſe, die für ſie zur Nothwendigkeit geworden war; doch war es nur ihr Geiſt, der auf Rache dachte. So richtete ſich Viktorine, als ein beſonderes moraliſches Phänomen, das man oft beobachten kann, zu Grunde, ohne daß ſie verblühte. Nach Maßgabe als ihre Verirrungen kühner wurden, verſchloß ſich ihre Seele mehr in ſich ſelbſt und blieb weit mehr den äußeren Handlungen fremd. Man hätte ſagen können, ſie ſpare an ihrem Leben, um es ſpäter, wenn es möglich wäre, zu genießen. Daß dieſe Seele einige unreine Flecken an ſich hatte, war kein Zweifel; aber dieſe Flecken entſprangen nicht aus ihr; das Laſter, das den Geiſt verderbt hatte, ging nicht weiter, und es blieb in der Mitte der Trümmer dieſer ſchönen Natur ein Winkel unentdeckt, wo die Keime von Aufopferung Liebe und Schwärmerei ſchlummerten. Die Welt aber wußte inzwiſchen nichts davon, denn ſie analiſirt nicht; ſie ſah in Viktorinen nur die ſchuldhafte Flatterhaftigkeit und richtete ſie darnach. Der Rath Marcel, der lange Zeit nicht wußte, was vorging, wurde erſt durch das öffentliche Gerücht davon unterrichtet. — Der Schlag war furchtbar, den ihm dieſe Nachricht verſetzte. — Er hatte für Viktorinen eine Liebe gefaßt, die, wie alle letzten Leidenſchaften, etwas Unſinniges an ſich trug. Als er vernahm, daß dieſe koſtbare Blume, die er mit ſo viel Sorge gepflanzt hatte, und deren Wohlgeruch ſeine letzten Tage verſüßen ſollte, beſudelt ſei, fühlte er ſich im Innerſten getroffen. Er ließ keine Klage darüber laut werden, kein Vorwurf kam über ſeine Lippen, aber er verfiel in eine ſchwere Krankheit und ſtarb nach drei Tagen. Viktorine, welche die Bälle beſchäftigten, erfuhr faſt zu gleicher Zeit ſeine Krankheit und ſeinen Tod. Sie fühlte darüber ein ſchmerzhaftes Erſchrecken und einige mit Gewiſſensbiſſen vermiſchte Traurigkeit; aber die Thränen waren bald getrocknet, — denn ſie kannte den Antheil nicht, welchen ſie an dieſem Unglücke hatte; ſie ſah es als eine natürliche Folge des Alters an.

Man fand bei Eröffnung des Teſtamentes des Verſtorbenen, daß er Viktorine zur Univerſalerbin eingeſetzt hatte. Dieſer letzte Wille des Rathes machte viel Lärm in der Welt. Die Abſcheulichſten ſpotteten über die klaſſiſche Gutherzigkeit des alten Gatten, der eine Frau bereicherte, die ihn entehrt hatte, die Ernſthafteren bedauerten, daß er vor ſeinem Tode nicht aufgeklärt wurde; Niemand dachte daran, daß er Alles wiſſen, und die Rache dieſſeits des Grabes als eine Gottloſigkeit verachten mochte. Alles erräth die Welt, nur die edelmüthigen Geſinnungen nicht.

Übrigens genoß Viktorine auf eine in den Augen der Welt noble Weiſe die Freigebigkeit des Rathes. Sie bezeugte ſich großmüthig gegen die entfernten Verwandten, die im Teſtamente übergangen waren; und dieſe leichte Tugend, die einzige, welche der Pöbel an erhabenen Seelen begreift, weil ſie die mindeſte iſt, ſtimmte die öffentliche Meinung, die ſich ſchon gegen ſie ausgeſprochen hatte, für ſie. Sie legte wenig Gewicht auf dieſes Wiederkehren des Wohlwollens; aber die Umſtände gewannen ihr mit dem auch einen theuern Freund.

Unter den Verwandten des Rathes Marcel, welche ſie zur Theilung des Nachlaſſes herbeigezogen hatte, befand ſich ein junger Menſch, der verwaiſt, arm und krank war. Heinrich Richome fing mit ſeiner Geburt zu leiden an. Von ſeiner Geburt an, durch ſeine ſchimpfliche Häßlichkeit betrübt, ward er von ſeiner Familie mit Niedergeſchlagenheit empfangen, und der erſte Wunſch, den ihm ſeine Mutter, als ſie ihn erblickte, darbrachte, war, er möchte nicht geboren ſein. Übrigens erklärten die Ärzte, nach einer mit ihm vorgenommenen Unterſuchung, daß er nicht leben könne, welche Erklärung weniger als eine Drohung, als vielmehr für eine Hoffnung aufgenommen wurde. Die Eltern gewöhnten ſich daher, in dieſem unglücklichen Kinde nur ein unvollkommenes Weſen zu ſehen, das für einen baldigen Tod beſtimmt ſei. In dieſem Gedanken hüteten ſie ſich, ihn zu lieben, um der Trauer zu begegnen, und indem ſie ſeine Exiſtenz als eine jener verhängnißvollen Erduldungen anſahen, über die nichts Troſt geben könne, wendeten ſie ihre Augen von ihm ab. Heinrichs Kindheit floß daher in Einſamkeit und ohne Liebkoſungen hin. Des Zaubers bar, der Zuneigung erwirbt, war er aller belebenden Freuden und jener Liebe beraubt, die die Kindheit blühen machen. In ſich ſelbſt verſchloſſen und ohne Ermuthigung zum Leben, entfaltete ſich das arme Kind, langſam und ärmlich. Die zurückſtoßende Gleichgültigkeit, welche ihm die bewieſen, die ihn umgaben, prägte ihm eine große Schüchternheit ein, die durch ſeine Kränklichkeit noch vermehrt ward. Die

Natur hatte ihn nur ungeſtaltet gemacht, die Erziehung machte ihn auch lächerlich, die Abneigung ſeiner Familie gegen ihn wuchs hierdurch noch, denn er wurde für ſie immer mehr ein Gegenſtand der Verlegenheit, der Schande. Seine Mutter allein hätte ihm, da ſie ihn leiden ſah, ſeine Häßlichkeit verzeihen können; denn das Herz einer Mutter gleicht jenem von Gott, und bei dieſem werden alle Unvollkommenheiten durch Thränen ausgeglichen; aber Heinrichs Mutter war einige Jahre nach ſeiner Geburt geſtorben. Es blieb ihm alſo keine weitere Zuflucht. Sein Vater, ein rechtſchaffener, aber harter Mann, hatte die Zukunft für einen ſtarken Sohn geſichert, der ſeine Geſchäfte fortführen konnte, und des Bucklichten Geburt hatte alle ſeine Pläne zerſtört. Wenn er ſich in dieſes Unglück ergab, ſo geſchah es, weil er dachte, daß er bald ſterben werde. Und ſiehe da, jetzt wollte der Unglückliche, der zu nichts taugte, zur Arbeit unfähig war, und ſtets unter den Augen ſeines Vaters, wie ein lebendiges Andenken an eine grauſame Täuſchung herumwandelte, Allen zum Trotze leben. Dieſes elende Kind wurde ihm mit jedem Tage verhaßter; ſein Leben war ein unverzeihliches Verbrechen, die Nichterfüllung des Glaubens an das Verſprechen, welches die Ärzte auf ſeine Schwäche gegeben hatten.

Ohne Zweifel würde dieſe Lage für Heinrich der Grund unerträglicher Leiden geworden ſein, wäre nicht der Tod ſeines Vaters eingetreten. Dieſer Tod befreite ihn zwar von einer grauſamen Verfolgung, ließ ihn aber ganz ohne alle Hülfe. Dieß geſchah gerade zu der Zeit, als ihn Viktorine kennen lernte. Heinrich war mütterlicher Seits einer der nächſten Verwandten des Rathes Marcel, und darum gedachte ihn die Erbin für das Unrecht zu entſchädigen, welches ihm durch das Teſtament des Verſtorbenen zugefügt wurde. Sie wollte ihn ſehen, und das flüchtige Intereſſe, welches ſie Anfangs für ſeine Lage genommen hatte, verwandelte ſich ſchnell in zärtliches und inniges Mitleid. Nach ſo viel Schalem und Langweiligem, inmitten der gezierten Verachtung der Welt und der Verirrungen, zu welchen ſie ihre Schwäche verleitet hatte, fand Viktorine eine unausſprechliche Freude darin, etwas Nützliches und Gutes unternehmen zu können. Das Gute hat immer die Freude im Geleite, aber es hat für die, die nicht daran gewohnt ſind, einen viel friſcheren und berauſchenderen Geſchmack. Madame Marcel verfolgte ihr großmüthiges Vorhaben mit jenem unermüdbaren Eifer, den der erſte Aufſchwung des Herzens gibt. Sie ward Heinrich eine Mutter, die er nie gehabt hatte; ſie ſchenkte ihm Zuneigung, Wohlſtand und Obſorge. Anfangs liebte ſie ihn, um Gutes zu thun, und hernach liebte ſie ihn um des Guten Willen, das ſie ihm gethan. Das arme Kind ward über eine ſolche Veränderung ganz verblüfft, es ſchien ihm, er ſei geſtorben, und er lebe jetzt im Paradieſe, von dem ihm ſeine Amme ſo oft erzählt hatte.

Inzwiſchen kam er doch allmälig zu ſich, vergaß die Vergangenheit, und lernte begreifen, daß leben nicht leiden ſei. Sein Herz, das lange Zeit verſchloſſen war, öffnete ſich halb einem Strahle von Liebe. Seine Kindheit, welche phyſiſche Leiden, und die Härte derjenigen verlängert hatte, die ihn erzogen (er zählte bereits ſechzehn Jahre) endete ſogleich mit der Veränderung ſeiner Lage. Das Glück gab ihm Verſtand, ſeine Seele und ſein Körper entwickelten ſich wunderbar ſchnell in der warmen Atmoſphäre, die ihn jetzt umgab; aber dieſe ganze Entwicklung ſchlug zum Vortheile der Erkenntlichkeit aus. Man möchte ſagen, er beeilte ſich nur darum ſo, ein Menſch zu werden, um unwiderlegbare Beweiſe ſeiner Zuneigung und Ergebenheit zu liefern. Die fantaſtiſche Verehrung, welche er gegen Viktorine hegte, wuchs mit dem Alter, ſie, ihrer Seits, machte ſich dieſer Verehrung dadurch würdig, daß ſie bis ans Ende treu erfüllte, was ſie ſich vorgenommen hatte. Heinrichs Unterricht war ſehr vernachläſſigt worden, ſie gab ihm die geſchickteſten Meiſter, und mit Hülfe ihrer Unterweiſung und ſeines Eifers vollendete er in vier Jahren die Studien, die man gewöhnlich in neun Jahren vollendet. Viktorine placirte ihn dann in einem Handlungshauſe, mit dem er in Kompagnie trat. Die Handlungsverbindung ſchlug glücklich aus, und nach wenigen Jahren ward Heinrich vor den Wechſelfällen der Zukunft geſichert.

Aber während ihm Alles ſo glücklich ging, ereignete ſich ein Umſtand, welcher die moraliſche Lage ſeiner Wohlthäterin änderte und deren Glück ſehr erſchütterte. Dieſer Umſtand war die Verbindung Viktorinens mit Herrn Edmund Marzoi.

Eduard Marzoi war ein junger Arzt, deſſen Ruf ſich in Folge eines Konkurſes, der ihm die Aufnahme in die Fakultät von Paris verſchaffte, und in Folge zweier oder dreier wunderbaren Kuren, die ſeine Geſchicklichkeit bezeugten, ſchnell verbreitete. Vor einigen Monaten noch unbekannt, nahm er plötzlich unter den berühmten Zeitgenoſſen einen Platz ein, und ſchien ſie ſelbſt noch verdunkeln zu wollen, denn er hatte die Jugend für ſich, und das erſte Wohlwollen, welches bloß darum neuen Ruhm erwirbt, weil dieſer noch keine Schattenſeite hat, deſſen ſich die Eiferſucht, als einer Waffe gegen den alten Ruhm bedienen kann. — Er erlangte das in Frankreich ſo gewöhnliche Glück, das einen Menſchen zur Berühmtheit bringt, ohne daß er eine andere Mühe hat, als ſich dahin führen zu laſſen, und deſſen Name ſelbſt das leichte und angenehme Fortſchieben eines günſtigen Geſchickes ausdrückt, das mit vollen Segeln fährt, wie ein Schiff auf der hohen See. Edmund Marzoi war in der Mode. Viktorine kannte ihn nicht, aber ſie hörte ſeinen Namen und ſeine Geſchicklichkeit überall rühmen, und es iſt ſelten, daß ein Gegenſtand, der ſo ſehr gelobt wird, uns nicht ſchon im Voraus anzieht oder abſtößt. Ermüdet durch dieſes allſeitige Lob, ward die junge Frau unwillig

nd verweigerte eine Bewunderung, die ihr das ein-
timmige Urtheil abnöthigen zu wollen ſchien. — Herr
arzei wurde ihr unerträglich, bloß darum, weil ſeine
ychologie ſo in der Mode war. Anfangs alſo erklärte
e ſich aus Kaprice für die Feindin des jungen Arztes,
as Geſpräch beſtärkte ſie in dem Widerwillen und
nachte ſie ihn haſſen.

So ſtanden die Dinge, als ein zufälliger Um-
tand Alles umänderte.

Viktorine war, wie die meiſten Weiber dieſer
rde, deren Herz noch etwas Sanftes und Erhabenes
ewahrte, wohlthätig. — Sie liebte in kurzen Auf-
allungen von Menſchlichkeit den Neigungen ihres Her-
ens Genüge zu thun, und ſo auf Augenblicke wenig-
ens in ihrem gekünſtelten und vergriffenen Leben Er-
nerungspunkte an Jugend zu finden. Daher benützte
e oft ihre Morgenſtunden, um die Armen zu beſuchen
nd Troſt den Kranken zu bringen. Am Bette eines
ieſer Letzteren geſchah es, daß ſie zum erſten Male
it Herrn Marzoi zuſammentraf. Sie hatte ſich ſchon
um Voraus, ohne ihn noch geſehen zu haben, ſein
orträt entworfen. — Ein Menſch, der ſo in Aller
unde war, konnte nicht anders, als eitel, kalt und
ochmüthig ſein. Sie getraute ſich alſo den berühmten
rofeſſor in dem jungen beſcheidenen Manne, der vor
ren Augen ſtand, nicht zu muthmaßen, und als er ſich
erkennen gab, ſo glaubte ſie Anfangs, daß er eine
hnlichkeit im Namen mißbrauche. Nachdem ſie aber Ge-

wißheit erlangt hatte, daß der junge Arzt, den ſie für einen unbekannten Anfänger gehalten hatte, wirklich Herr Marzoi war, machte ihr Erſtaunen dem Bedauern und der Verwirrung Platz. — Sie warf ſich ihr voreiliges Urtheil, ihren unüberlegten Widerwillen vor, und durch eine ſehr leicht begreifliche Rückwirkung verwandelte ſich ihre vorgefaßte ungünſtige Meinung plötzlich in eine lebhafte Sympathie. Sie hielt ſich verbunden die Ungerechtigkeit ihrer vorigen Feindſeligkeit durch ihren gegenwärtigen übergroßen Enthuſiasmus ſühnen zu müſſen.

Das zufällige Zuſammentreffen mit Herrn Marzoi am Bett eines Unglücklichen ward die Urſache einer Verbindung, die ſchnell den ganzen Charakter einer heftigen Leidenſchaft gewann. Der junge Arzt theilte ſie, aber nur nachdem er ſie eingehaucht hatte. Seine Liebe entſtand aus jener Viktorinens zu ihm; er rief ſie nicht hervor, er verhinderte ſie nur nicht. Seiner Seits war es alſo keine blinde Zuneigung; er fand darin weder jene Unruhe, jene Pein, jenes Pochen des Herzens, noch ſonſt einen von jenen lockenden Schmerzen, welche ſehr verliebte Herzen faſt eben ſo ſehr als ihre Freuden lieben; er hatte für eine ſo heftige Liebe in ſeinem Herzen nicht Raum. Seit langer Zeit ſchon war ſein Herz in ſeinen Geiſt übergefloſſen; ſeine erſte und angebetete Geliebte war die Wiſſenſchaft; dieſe umfaßte er mit Feuer und Eiferſucht; dieſer hatte er alle ſeine leidenſchaftlichen Ausbrüche, all ſeine

be geweiht. — Die Liebe für ein Weib konnte neben
ſer Liebe nichts anderes ſein, als die Zuneigung
es Bruders der Zuneigung eines Verliebten ver-
chen.

Viktorine hingegen ergriff dieſes ihr neue Gefühl
t Feuer. — Die Verbindungen, welche ſie zeither
habt, hatten ihre Seele ohne Intereſſe gelaſſen. Dieß
ar das erſte Mal, daß ſie liebte, und daß ſie ſich
Innern gefeſſelt fühlte. Es war dieß keine von den
ichtigen Liebeleien der Jugend, von jenen wohlrie-
enden Blumen, die aus dem Herzen, wenn es des
aftes zu voll iſt, hervorſprießen, und die aufblühen,
bfallen, und wieder entſtehen. — Viktorine trat in
as Alter, wo die Blüthenzeit der Seele endet, und
o die ſchon geformte Frucht an der Flamme der Lei-
enſchaft reift. Ihr ungeregelter und unüberlegter
ang, quer über durch das Leben hin, hatte ſie weit
eſſer für eine ernſte Neigung vorbereitet, als es ein
uhiges Leben hätte thun können. Sie kam, verbrannt
on der Sonne, bedeckt mit Staub und ermüdet bei
iner Oaſe an, die voll Schatten und Vogelgeſang
nd Grüne war, und dieſer Anblick mußte bei ihr
nehr, als bei jeder anderen unwiderſtehliches Verlan-
gen erwecken. Sie hatte vorher nur die phiſiſche und
nachahmliche Liebe kennen gelernt, das war ihre erſte
Einweihung in die Welt der Leidenſchaft. Sie beſtand
eine Kriſis, ähnlich derjenigen, welche ſie durch ihre
Sinne zum Weib machte, jetzt ward ſie durch ihr Herz

zum Weibe und ihre Seele wurde mündig. Ihre Liebe hatte daher die ganze Heftigkeit einer erſten Leidenſchaft, verbunden mit der Hartnäckigkeit einer letzten Liebe. — Das unvollkommene Vergnügen, welches ſie bis nun kennen gelernt hatte, erweckte nur ihre Neugierde, ſtärkte ihr Verlangen und fachte ihr Feuer an. Nachdem ſie aber den Rauſch des vollen Beſitzes gekoſtet hatte, glaubte ſie erſt Sinne gefunden zu haben, ſo wie ſie nun erſt eine Seele gefunden hatte.

Sie überließ ſich daher auch mit grenzenloſer Wuth dieſen unbekannten Wonnegefühlen; ſie goß ihr Leben in dieſe neue Neigung und gleichwie Cortez ſeine Schiffe verbrannte, als er Amerika betrat, ſo verbrannte ſie den Reſt ihres Lebens, und verurtheilte ſich in der neuen Welt zu ſterben, welche ſie ſo eben entdeckt hatte.

Es war ſchwer, daß ſich eine ſo heftige Leidenſchaft zu der halben Liebe ſchicken ſollte, die ihr erwiedert wurde. — Viktorine ward mit jedem Tage begehrlicher, gebieteriſcher und eiferſüchtiger, deſſen Edmund Marzel bald ſatt wurde.

Alle dieſe Gemüthsbewegungen hinderten die Studien und ſtörten die für ſeinen Geiſt nöthige Ruhe. Die Klagen wurden häufiger und führten Zwiſtigkeiten herbei, die den jungen Arzt immer kälter machten, die Folge davon war, daß ſeine Beſuche ſeltener wurden und faſt ganz aufhörten.

So ſtand es in dem Augenblicke, wo wir unſere

Erzählung begonnen haben. Viktorine ſchien verlaſſen, und ihre Briefe blieben unbeantwortet. Nur Tags vorher hatte Herr Marzoi, ohne Zweifel dieſer Botſchaften ſchon müde, dem Überbringer dieſer Briefe geſagt, daß er Madame Marcel im Verlaufe des Tages beſuchen werde; — aber der Tag war faſt zu Ende und er noch nicht erſchienen. —

3.

Wir verließen Heinrich Richome zu Ende des erſten Kapitels im Saale der Madame Marcel, die Augen auf einen, bei ihrer Flucht vergeſſenen Brief geheftet. Schon lange war er in ſeiner traurigen Betrachtung verſunken, da öffnete ſich raſch die Thür und er wendete das Haupt.

„Herr Marzoi!“ ſprach er, indem er ſich erhob. —

Es würde ſchwer zu beſtimmen geweſen ſein, ob in der Art und Weiſe, wie dieſer Name ausgeſprochen wurde, Schmerz oder Freude, Vorwurf oder Dank lag. Der Arzt ſchien übrigens nicht zu bemerken, mit welcher verwirrten Ängſtlichkeit ſein Name genannt worden war; er trat auf den Bucklichen zu, und grüßte ihn freundlich. Heinrich, der aufgeſtanden war, verbeugte ſich, und machte ihm an ſeiner Seite Platz. Beide ſetzten ſich und ſchwiegen einen Augenblick, indem ſie die Verlegenheit fühlten, in welcher zwei Menſchen ſind, die einen gemeinſchaftlichen Stoff zur Unterredung haben, und von denen keiner zuerſt beginnen will.

Marzoi faßte ſich zuerſt. »Ich hoffe Ihre Baſe hier zu treffen,« fing er an.

Heinrich ſchlug die Augen nieder, als hätten dieſe Worte einen unangenehmen Gedanken aufgeregt; jedoch gab er mit ſehr leiſer Stimme zur Antwort: »Ich glaube ſie iſt ausgegangen.«

Hierauf entſtand eine Pauſe.

»Sie ſchrieb mir, ſie ſei unpäßlich,« erwiederte der Doktor etwas verdrießlich, »ich ſehe, daß ich unnöthigerweiſe bekümmert war, und daß ſie nicht krank ſein könne, da ſie ausgeht.« Heinrich athmete tief, und hielt ſeine Augen am Boden geheftet. »Meine Baſe hat Sie keineswegs hintergangen,« antwortete er raſch, »ſie leidet viel, und hat Ihres Anblickes nöthig.« Er hielt einen Augenblick inne, ſchien ſich Gewalt anzuthun und ſetzte hinzu: »Sie ſind zu hart mit ihr, mein Herr, Sie werden ſie tödten.« —

Herr Marzoi prallte zurück, überraſcht von einem Vorwurfe, der ſo offen war, und ſich ſo augenſcheinlich auf ſein Verhältniß mit Madame Marcel bezog. Er hatte zwar nie gedacht, daß dieſes ein Geheimniß für den Bucklichten ſei, aber dieſer hatte bisher ſehr ſorgfältig jede Anſpielung darauf vermieden, und ſich ſo unwiſſend geſtellt, als es nur ein ehrerbietiger Sohn gegen die Fehler einer Mutter thun kann. Edmund ward durch die Bemerkung, die ihn ſo unverſehens traf, ſo ſehr überraſcht, daß er ziemlich unpaſſend und heftig antwortete: „Ich glaube keinen ſo großen Einfluß auf die Geſundheit der Madame Marcel zu haben.“

Heinrich warf raſch den Kopf in die Höhe. Die Lüge, welche ſo plump in der ausweichenden Antwort des Arztes lag, ſchien ſein Herz zu treffen. Seine Augen blitzten, ſein Mund war ſchon halb geöffnet — aber er unterdrückte faſt eben ſo ſchnell wieder die Bewegung und ſprach mit gedämpfter Stimme: „Sie wiſſen den Grund ihres Leidens, Sie allein können ſie geſund machen.“

„Mein Wiſſen ſteht Madame Marcel zu Gebote,“ antwortete Marzoi, der noch immer den wahren Sinn von Heinrichs Worten zu umgehen ſuchte; aber, wie alle furchtſamen Leute gewann dieſer Muth, nachdem einmal das erſte Wort über ſeine Lippen war. — Die Affektation, mit welcher der Arzt eine Erklärung vermeiden wollte, reizte ihn. Er näherte ſich Edmund, legte ſeine ſchwache und blaſſe Hand mit einem gewiſſen Anſehen auf deſſen Arm und ſprach: „Herr Marzoi, ich ſpreche zu Ihnen im Ernſte; ich bitte Sie, daß Sie mich verſtehen wollen. Ich wollte ſchweigen über dieſe Sache, allein es iſt mir nicht mehr möglich; meine Baſe kann ihre Verſtoßung nicht ertragen. Sie haben ſie an Ihre Gegenwart, an Ihre Stimme, an Ihre Liebe gewöhnt; entziehen Sie ihr alles dieß, ſo iſt dieß eben ſo viel, als ob Sie ihr Luft und Sonne entzögen. Man iſt nicht Herr über das Vergeſſen, glauben Sie mir, es iſt eine Krankheit, mit der man Mitleid haben muß. Sie würden keinen Sterbenden verlaſſen, weil er Sie in ſeinem Frohſinne beleidiget hat, ſeien Sie nicht härter gegen Viktorinen. Ich ſpreche mit Ruhe zu Ihnen, mein Herr, ich will Ihnen weder mißfallen, noch Sie aufbringen, ich will nur, daß Sie Madame Marcel nicht dafür ſtrafen, daß ſie Sie zu viel liebt.«

Marzoi machte eine ängſtliche Bewegung und antwortete, indem er die Hand gegen den Bucklichten ausſtreckte: »Hören Sie mich: Ich bin weder ein Verführer noch ein Geck; das was geſchehen, wird mir ein immerwährender Vorwurf ſein. Daß ich mich von hier entfernt habe, geſchah darum, weil ich dazu gezwungen wurde, weil ich nichts für Viktorinens Glück thun konnte, weil jede unſerer Zuſammenkünfte eine Gelegenheit zu Zwiſt und Verzweiflung wurde. Ich handelte in dieſer Verbindung, wie ein Mann von Ehre handeln muß; Madame Marcel zwang mich zum Beſuche durch ihre tiranniſchen Anſprüche.«

»Sie liebt Sie ſo ſehr!«

»Ach mein Herr, Sie wiſſen nicht, was man leidet, zu ſehr geliebt zu werden.«

»Das iſt wahr,« erwiederte Heinrich in traurigem aber ſo entſchloſſenen Tone, daß der Arzt darüber erſchrack. —

»Ich klage Viktorinen nicht an,« fuhr dieſer fort, »ich weiß, daß ſie eben ſo ſehr leidet, als ich; aber

ir können uns nicht verſtehen, ſie hat es mir tauſend-
al geſagt. Warum alſo ein Verhältniß fortſetzen,
as ſie ſelbſt unglücklich machen wird?«

»Das iſt, weil ſie liebt, um zu lieben, nicht
n glücklich zu ſein,« erwiederte Heinrich kopfſchüt-
lnd, »glauben Sie denn, mein Herr, das Herz mache
ine Geſchäfte mit der Pünktlichkeit eines Kaufman-
s ab und ſchenke nur Liebe gegen Glück?«

»Wozu nützt ſodann die Liebe?«

»Wozu nützt denn das Leben?«

»Ich nehme das Leben ohne Zweifel nicht ſo poe-
ch,« bemerkte Marzoi lächelnd; »aber wenn ich liebte,
geſchah es in der Hoffnung, glücklich zu ſein.«

»Das heißt, Sie ſchieben dem Intereſſe ein Ge-
hl unter und Ihr Herz treibt Wucher?«

»Es mag ſein, mein Herr. Ich ward ſtets in
iner Hoffnung betrogen. Ich würde mich vielleicht
rüber haben tröſten können, wenn ich geſehen hätte,
ß ich allein leide; aber es war dem nicht ſo; denn
bemerkte, daß wir uns beide getäuſcht hatten.«

»Ach, das war zu ſpät, mein Herr, viel zu
t,« rief Heinrich — »haben Sie denn geglaubt, daß
n auch mit der Liebe Verſuche anſtellen könne? Sie
en ein Herz an ſich gezogen, und wollen es jetzt,
l es zu heftig pocht, von ſich ſtoßen!«

»Ich habe dieſe Zuneigung nicht geſucht,« ſprach
rzoi hitzig — »ſie kam, ohne daß ich ſie verlangte,
ich nahm ſie mit mehr Verdruß als Freude an.

Sie zerrüttete alle Affektionen meines Lebens, ſie ſtörte die Ruhe meiner Studien, ſie drang wie ein Ungeweihter in mein Heiligthum und ich hatte nicht den Muth, ſie daraus zu verjagen, weil ſie weinte. Seit zwei Jahren fühlte ich die Strafe dieſer Schwäche. Ich kann Ihnen darum lächerlich vorkommen, mein Herr, aber ich glaube eine andere Sendung erfüllen zu müſſen, als die Thränen eines Weibes zu trocknen. — Seit zwei Jahren verſplittere ich meine Zeit mit läppiſchen Zänkereien und lebe mir allein und unnütz für alle Anderen. Ein ſolches Leben iſt ſchlecht und ſtrafbar. — Der Menſch iſt nicht für ſich allein, ſondern für die ganze Menſchheit erſchaffen. Dieſe egoiſtiſche Liebe, in welcher ich mich iſolirt habe, iſt nichts anderes als ein heuchleriſcher Selbſtmord, mittelſt deſſen wir die Reihen der Arbeiter verlaſſen. Ich kann dieſen Weg nicht ferner gehen, ich bin Verpflichtungen gegen die Kunſt eingegangen und will ſie erfüllen.“ Er erhob ſich bei dieſen Worten, und als ob die Gedanken, die er eben ausſprechen wollte, ihn in Hitze gebracht hätten, durchlief er den Saal mit großen Schritten. —

Heinrich hatte mit ſchlecht verſtellter Ungeduld zugehört, und es war leicht zu ſehen, daß Herrn Marzois Worte alle ſeine Empfindungen hart getroffen hatten. Der Zufall brachte dieſe zwei Menſchen auf einem Terrain zuſammen, wo ſie nothwendiger Weiſe Feinde werden mußten. — Verſtand und Herz ſtanden ſich gegenüber und erklärten ſich den Krieg.

aher erwiederte ihm Heinrich mit aufgereizter Bitter-
t: »Ich begreiſe wohl, wie man glücklich ſein Leben
mit hinbringen kann, um auf dem Wege der Kunſt
es jener glänzenden Ziele zu erreichen, welches das
enie Einmal in jedem Jahrhunderte erreicht; die
wißheit eines Zweifels, die Schwärmerei des Her-
s, die Berauſchungen der Liebe und die Thränen
es flehenden Weibes ſind freilich dagegen unbe-
utende Dinge.«

»Nicht eines Zweifels wegen gebe ich dieſen
eg,« rief Marzoi, der in der Mitte des Saales
l ſtand, »es iſt wegen einer definitiven und vollkom-
enen Löſung, ſehen Sie,« fügte er hinzu, — indem
einen Finger an ſeine Stirne legte, »ich habe da eine
ee, die mich dahin führen kann, zu erforſchen,
e man lebt. Es handelt ſich nur darum zu wiſſen,
der Menſch nicht aus Voltaiſchen Säulen zuſam-
engeſetzt, und ob das Leben nicht eine ganz einfache
iſchung entgegengeſetzter Elektricitäten ſei.«

»Das wird Ihnen wahrſcheinlich dazu dienen, um
te wieder ins Leben zurückzurufen, die Ihre Verſto-
ung getödtet hat?« fragte Heinrich mit Bitterkeit.

Der Doktor machte eine ungeduldige Bewegung.
Wir verſtehen uns nicht,« ſagte er, indem er nach
nem Hute griff, um wegzugehen.

Dieſe Bewegung ſchien dem Buckligen den Ge-
nſtand dieſer Erklärung ins Gedächtniß zu rufen.

Er trat ſchnell auf Marzoi zu und ſprach: »Verzeihen Sie, Sie werden wieder kommen, nicht wahr?«

Der Doktor, der beleidigt war, erwiederte: »Ich weiß es nicht, ich habe viel zu thun.«

»Herr Marzoi,« rief Heinrich traurig — »ich kann nicht glauben, daß Sie mehr darauf halten, zu erforſchen, warum der Menſch lebe, als darauf, einen am Sterben zu hindern.« —

»Madame Marcel hat Erfahrung, und wird einer ſolchen Kleinigkeit wegen nicht ſterben,« entgegnete er. Dieſes grauſame Wort war kaum geſprochen, als es ihn reute, — allein es war zu ſpät.

Heinrich that einen Schritt vorwärts, indem ſich ſeine Fäuſte ballten und ſeine Lippen bebten. Bevor er jedoch noch ein Wort geſprochen hatte, flog die Thüre des Saales mit einem Stoße auf und Viktorine erſchien auf der Schwelle ihres Zimmers. Sie war blaß wie der Tod, und ihr rechter Arm war vor ſie hin ausgeſtreckt, gleichſam als wolle ſie eine Stütze ſuchen. —

Sie wankte in den Saal, blieb vor den zwei jungen Männern ſtehen, und ſprach, indem ſie ſich eine übermenſchliche Anſtrengung anzuthun ſchien, mit hohler Stimme: »Heinrich!« — — —

Dieſer blickte ſie an, und ſchien ſie zu verſtehen, denn er neigte entſchloſſen das Haupt, grüßte ſie und verließ langſam den Saal. —

Marzoi ſtand verblüfft an derſelben Stelle. —

Viktorine ging zum Sofa, faßte die Lehne, und ſetzte ſich wie ein Geſpenſt nieder. »Ich habe Alles gehört,« begann ſie. Marzei ſtockte einen Augenblick, endlich ſprach er mit tiefer und bewegter Stimme: »Der Verdruß hat mich hingeriſſen; ich bereue lebhaft das unkluge Wort, das nicht bedacht war.«

Viktorine noch immer kalt und blaß, machte mit der Hand ein Zeichen, als wolle ſie ihm Schweigen gebieten. »Ich habe Alles gehört,« — wiederholte ſie, »ich danke Ihnen — jetzt weiß ich, was ich zu hoffen habe.« Sie bedeckte ſich das Geſicht mit den Händen und verblieb einen Augenblick in dieſer Stellung; hierauf erhob ſie das Haupt und fuhr in demſelben langſamen und düſteren Tone, als ſpräche ſie mit ſich ſelbſt, alſo fort: »Warum ſollte ich mich beklagen? Muß es nicht ſo ſein? Man gewinnt ſich die Liebe einer Frau, indem man ſich gut, edel und groß in ihren Augen zeigt: man betet ſie an, wie eine Gottheit, man berauſcht ſie, macht ſie wahnſinnig; und — endlich ſucht man in ihrem Leben einen Flecken zu finden, den die Thränen nicht wegwaſchen konnten, und hat man ihn gefunden, ſo erfaßt man ihn, wie einen Schatz, wirft ihr ihn mit freudigem Stolze vor und verläßt ſie mit Verachtung, indem man ihr den Koth der Vergangenheit ins Angeſicht wirft.«

Sie lächelte, ſchwieg einen Augenblick, fuhr dann lebhafter fort: »Und doch hat vielleicht dieſe Frau ſehr bereut, viel geweint! Aber was liegt denen daran, die nicht mehr lieben, und weder den Thränen, noch der Reue Glauben ſchenken. Man war ja gegen ſie nicht ſtrenger, als man es ſein mußte, man hält ſie an ihrem Vergehen, wie einen Sklaven, an der Kette feſt, und weint ſie zu laut, und beklagt ſie ſich, ſo ruft man ihr kaltblütig eine Erinnerung in das Herz, und alsdann muß ſie wohl die Augen zu Boden ſchlagen und ſchweigen. — Ach, ich begreiſe das Alles — es muß ſo ſein.« Madame Marcel bedeckte ſich noch immer das Geſicht mit den Händen, ſie zitterte am ganzen Körper.

Marzoi näherte ſich ihr, und ſprach mit ſehr bewegter Stimme: »Gnade! Viktorine, ſprechen Sie nicht alſo. Ich that Unrecht. Sie ſehen mich gefoltert von dem Schlimmen, ſo ich Ihnen angethan.«

»Wie? verdient denn ein Weib wie ich Erbarmen? — Kann denn ein Weib wie ich leiden?«

»Viktorine!«

»Es iſt übrigens meine Schuld; warum liebte ich Sie? Sie haben mir es nicht befohlen, Sie haben mich nur aus Mitleiden, weil ich weinte, wie Sie kurz vorher ſagten, zu dem Gegenſtande Ihrer Liebe erwählt. Ihre Freuden, Ihre Betheuerungen, Ihre Liebkoſungen, kurz Alles, was mich glücklich machte, war nur ein Almoſen! Und ich wollte mich beklagen, ich, wenn Sie ſo großmüthig waren, mich zwei Jahre lang alſo zu täuſchen. Ach, ich wäre ſehr undankbar.« —

»Auf mein Ehrenwort, Viktorine, ich habe Sie geliebt.« —

»Lüge! Lüge!«

»Ich habe Sie geliebt, aber unſere Naturen ſtoßen ſich ab, Sie konnten es ſelbſt ſehen; wir hofften glücklich zu ſein, und die Erfahrung hat uns grauſam getäuſcht.«

»Eine Erfahrung,« rief Madame Marcel, indem ſie wahnſinnig die Hände zuſammenſchlug, »ach, das iſt ſie wohl, mein Herr; Sie wollten eine Erfahrung über ein Herz machen, Sie haben ihm die Liebe eingeflößt, wie man ein Skalpel in ein krankes Glied taucht, und nachdem ſie es in der Wunde herumgedreht, ziehen Sie es ruhig zurück und ſagen: »Ich habe mich getäuſcht,« — ohne ſich darum zu bekümmern, ob die Wunde, die Sie gemacht haben, nicht das Leben koſte.«

»Viktorine, Gnade!«

»Aber nein, bei mir Wahnſinnigen fürchten Sie ſo etwas nicht; Sie kennen mich ja zu gut. Ein Weib, wie ich, hat Erfahrung und ſtirbt einer ſolchen Kleinigkeit wegen nicht.«

»In des Himmels Namen!« ſchrie Marzoi mit einer verzweiflungsvollen Geberde, »hören Sie auf, Viktorine, hören Sie auf.«

Sie verſtand aber nichts mehr davon. — Verſtört das Auge, blau und zuſammengepreßt die Lippen, fuhr ſie mit höhniſchem Lächeln fort: »Sehen Sie, wie doch der Zufall günſtig iſt. Es gibt Leute, die Sie zu ſehr lieben, um Ihnen ins Geſicht zu ſagen, was Sie von Ihnen denken. Sie vertrauen es Anderen, wenn Sie ſie ferne wähnen; alsdann genügt, daß ſie unvermuthet dazwiſchen kommen, daß das Verlangen ſie ergreife, die geliebte Stimme zu hören, und eine halbgeöffnete Thür läßt ſie in einigen Minuten genauer ein Herz kennen lernen, als zwei volle Jahre es vermochten.«

Wie von einer plötzlichen Aufwallung von Unwillen ergriffen ſtand ſie auf und rief: »Ha, das iſt ſehr feige, eine Frau zu inſultiren, weil ſie verloren iſt, eine Frau, die nicht mehr da iſt, eine Frau, die Sie liebt, ſie zu tödten, wenn ſie allein iſt, damit ſie ſich nicht rächen kann; ha, das iſt feige, feige!«

»Viktorine!« ſchrie Marzoi, »wir ſehen uns nimmer wieder. — Leben Sie wohl.«

Madame Marcel zitterte und ſtand ſtarr, dieſe Worte und die Bewegung des Arztes ſchienen plötzlich den Zorn zu überwältigen und den Wahnſinn zu verſcheuchen. »Edmund!« rief ſie in dem Augenblicke, als er die Thüre des Saales öffnete.

Der Ton, mit dem dieſer Name ausgeſprochen wurde, vermochte Marzoi zu verziehen. »Was wünſchen Sie?« fragte er, ohne ſich umzuwenden.

»Edmund!« wiederholte dieſelbe Stimme, und dießmal konnte der Arzt ſich nicht enthalten, aufzublicken; Viktorine ſtand vor ihm aufgerichtet, mit ausgeſpreiteten Armen und erſchrecklich in ihrem Schmerze.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte Marzoi noch leiſer, indem er ſein Haupt wendete.

Die junge Frau legte ihre beiden Hände an ſeine Stirne, dann auf ſein Herz, und blickte verwirrt um ſich. „Mein Gott! was habe ich denn geſagt!“ rief ſie, — „doch ich bin ja wahnſinnig, — wahnſinnig!“ Sie ſank ſchluchzend auf die Knie nieder. „Edmund, ich habe nichts geſagt, wollte nichts ſagen, bleibe, ach mein Gott, gehe nicht weg! Edmund, du ſiehſt wohl, daß ich eine arme Wahnſinnige bin, du ſiehſt wohl, daß ich's bereue, daß ich weine, daß ich dich um Vergebung bitte. Vergib, vergib!“ Sie umſchlang die Knie ihres Geliebten. „Ach! ich beſchwöre dich, ſprich mit mir, blicke mich an: ich ſage dir ja, daß ich wahnſinnig bin, man hat Mitleid mit einer Irrſinnigen. Verſprich mir, daß du nicht weggehen werdeſt. Sieh, ich will ja Alles thun, was du begehrſt. Ich will mich nicht mehr beklagen, will nicht mehr zornig werden, will fröhlich ſein. Ach, er wendet ſich noch immer ab. Edmund! ſage mir doch, was du willſt, ich werde in Allem gehorchen. Ich verdiene deine Liebe nicht, es iſt wahr, aber ich liebe dich ſo unendlich, ich kann ohne dich nicht ſein. Kannſt du mich nicht lieben, wohlan, ſo liebe mich nicht, aber betrachte mich als eine Unglückliche, die du aus Mitleid beſucheſt, Alles, Alles, was du willſt, nur gönne mir, daß ich dich ſehe. Ach, antworte mir doch. Biſt du noch böſe? Fluche mir hernach, ſchlage mich, trete mich, aber ſprich mit mir, nenne meinen Namen, Edmund, mein Edmund. Ha, du weinſt, du vergibſt mir, du wirſt wieder kommen, nicht wahr? Nicht wahr, du wirſt wieder kommen?“

„Ja, ich werde wieder kommen,“ ſprach Marzoi traurig und gerührt, indem er beide Hände auf Viktorinens Schultern niederſinken ließ.

Sie ergriff ſie, und bedeckte ſie mit Küſſen. „Du biſt mein Engel!“ ſprach ſie. Marzoi brachte den Reſt des Tages bei Madame Marcel zu; aber ungeachtet der Ausbrüche ihrer Zärtlichkeit konnte er das einſtige Entzücken nicht bei ihr finden. Die Bitterkeit des Zornes und der Eiferſucht hatte ſich in dieſe Liebe gemengt, und ihre Süßigkeit auf immer vergiftet. Sie war von nun an eine von jenen ausgebrannten, an aller Luſt leeren Neigungen, aus welcher nur traurige Blumen von Mißtrauen und Reue entkeimen konnten.

4.

Die Wiederverſöhnung zwiſchen Viktorinen und Marzoi war nur von kurzer Dauer. — Die Urſachen der Spaltung, die zwiſchen ihnen beſtand, wurzelten in ihren Naturen ſelbſt, und ſie befanden ſich bald darauf in ihrer vorigen Situation. Ohne zu einem offenen Bruche zu kommen, fing Marzoi an, Madame Marcel zu vernachläſſigen und beſchäftigte ſich faſt ausſchließend mit ſeinen begonnenen Studien.

Er war, wie wir bereits geſagt haben, einer
ner hellen, kühnen und abenteuerlichen Geiſter, die
Gebiete des Bekannten niemals Anker werfen kön-
n, und die den Blick an den Sternen geheftet ohne
aſt nach einem geiſtigen Amerika ſteuern; wie wahre
oeten, die, Begeiſterung im Auge und Enthuſiasmus
Herzen, mitten in der geheimnißvollen Natur ein-
ergehen, und die ewigen Geſtirne fragen und auf
re verſchwiegene Stimme hören und einige Züge die-
r unausſprechlichen und unbegriffenen Harmonie auf-
zeichnen ſuchen, welche die Welt und das Leben in
rer himmliſchen Bewegung erkennen laſſen. — Sich
n Unterſuchungen über das nervöſe Fluidum hin-
bend, hatte Marzoi gefunden, daß die Anwendung
ektriſcher Kräfte auf ein krankes Organ eine ſo aus-
breitete Wirkung, als die Krankheit ſelbſt hervor-
achte, und daraus hatte er geſchloſſen, daß dieſe nichts
nderes ſein könne, als eine Störung in dem Gleich-
ewichte menſchlicher Elektrizitäten. Er hatte bei ſei-
en Verſuchen gefunden, daß zwei verſchiedene Flüſſig-
iten, in eine Röhre gebracht, eine Säule, ein galva-
iſches Element bildeten, und daß ſie auf einander
irken konnten, um ſich zu zerſetzen, ſobald ſie durch
nen leitenden Körper vereinigt waren.

Dieſe Entdeckung brachte ihn auf den Gedanken,
aß das Blut der Arterien und jenes der Venen, wenn
e ſich berühren, ebenſo auf einander einwirken könn-
n, und daß hieraus die Abſonderung der Nahrungs-

ſäfte und anderer Flüſſigkeiten, die Erzeugung der Wärme, kurz, alle gewöhnlichen Erſcheinungen des Lebens entſtehen könnten. Er ſuchte nun ſich dieſe Ideen klar zu machen und zu vervollkommnen, und obgleich er noch nichts Gewiſſes gefunden hatte, ſo glaubte er doch in dieſen Erſcheinungen unbeſtimmt irgend ein großes Geſetz alles Seins zu erblicken, das man einſt entdecken müßte und gegen das alle wiſſenſchaftlichen Fortſchritte der Zeit anſtießen. Das Vorurtheil für dieſe Entdeckung nahm ihn bald ganz ein und entfremdete ihn jedem andern Gedanken. Er achtete auf nichts mehr, was nicht in unmittelbarer Beziehung auf ſeine Unterſuchung ſtand. Jede That wanderte in den Schmelztiegel ſeiner fixen Idee und ſo beſchränkte ſich unmerkbar ſein weitumfaſſendes Wiſſen auf die Rolle eines Suchers, indem ſich Alles ſeiner einzigen und unfehlbaren Erfahrung unterwarf.

In dieſer Art Einzelnſucht ſchien ſein Geiſt an Ausdehnung zu verlieren, was er an Stärke gewann. — Um ſeine Kräfte auf dieſe einzige Idee zu konzentriren, vernachläſſigte er alles Andere. Sein beſchränkter Horizont zeigte ihm das nicht mehr, was er ſonſt geſehen. — Anfangs bekümmerte er ſich um das nicht, was nicht ſeine Studien anging, und bald hernach begriff er es nicht mehr. Endlich entfernte er ſich unmerkbar von ſeinen Erinnerungen und wurde immer fremder in der Welt des Herzens, von der er übrigens ohnehin nie mehr als den Eingang kannte.

In Folge eines ſonderbaren, aber oft beobachteten moraliſchen Phänomens, ſchien Madame Marcels Liebe in dem Maße zuzunehmen, als jene des Arztes abnahm. Je mehr das Vorurtheil dieſes Letzteren für Alles gleichgültig wurde, deſto heftiger zeigte ſich die Leidenſchaft Viktorinens in ihren Beſtrebungen ihn zur Rückkehr zu bringen. —

Viktorine hatte ſich ein unerreichbares Ziel geſetzt, gleichſam als wäre ſie durch ein unabänderliches Geſetz dazu gezwungen worden, und ähnlich den Danaiden, hörte ſie nicht auf, ihre Thränen, ihr Gebet, ihre Liebe in dieß bodenloſe Herz zu gießen, in dem nichts zurückblieb. —

Kurz, wenn ſie auch nicht blind für die Kälte ihres Geliebten war, ſo mißkannte ſie doch ganz die eigentliche Urſache hievon. Die Wiſſenſchaft ſchien ihr nur der Vorwand zu ihrer Verſtoßung zu ſein, und ſie ſuchte den wahren Beweggrund ſtets in einer neuen Liebe Edmunds. Nichts konnte ſie von dieſer Meinung abbringen. — Es gibt für gewiſſe Naturen ſo fremdartige Neigungen, daß die vollſte Evidenz ſie nicht von ihrer Wirklichkeit überzeugen kann, und daß ſie bloß darum nicht daran glauben, weil ſie nicht fühlen können.

Madame Marcel, allen Foltern einer unſteten Eiferſucht preisgegeben, erſchöpfte ſich in der fruchtloſen Nachforſchung, den Gegenſtand derſelben zu entdecken. Ihre Leidenſchaft lehrte ſie Geduld, ſie trocknete ſich die Augen, beruhigte ihre Seele, um beſſer zu ſehen, und verlegte ſich auf das Ausſpähen ihres Unglückes mit einer kleinlichen, vorſichtigen und erfinderiſchen Beharrlichkeit; — Alles wendete ſie an, um zu ihrem Zwecke zu gelangen.

Nachdem ſie Alles verſucht hatte, nahm ſie zum Spioniren ihre Zuflucht und ließ ſich täglich über jeden Tritt und Schritt des Herrn Marzoi Rechenſchaft geben. Dieſes Mittel ſchien endlich zum Ziele zu führen. Eines Abends, als ſie eben allein war, und auf dem Sofa ſitzend einen neuen Roman zerſtreut durchblätterte, trat die alte Dienerin, die Vertraute ihrer Leiden, mit freudiger und wichtiger Miene ſachte in das Zimmer. »Madame!« ſprach ſie leiſe, — »etwas Neues.«

Viktorine wendete ſich raſch um. »Was haſt du erfahren, Katharina?« fragte ſie.

»Wo er ſeine Abende zubringt.«

»Wo denn?«

»In der Straße Sarbonne, in einem fünf Stock hohen Hauſe, nächſt der Straße Mathurins.«

»Und was macht er dort?«

»Ja was macht er! Es heißt er behandle dort eine alte Frau, die im vierten Stocke wohnt und ſeit langer Zeit krank iſt.«

»Und was kümmert das mich? Ich will ja nicht die Liſte ſeiner Patienten wiſſen.«

»Geduld, nur ein wenig Geduld; — es heißt auch, die alte Frau habe eine Nichte, die Weißnätherin iſt.«

Viktorine bebte, und machte ſich wieder zurecht. »Eine Nichte,« ſagte ſie lebhaft, — »und jung?«

»Sehr jung.«

»Und hübſch?«

»Ein ſchön gewachſenes Mädchen, wie die Obſtkrämerin ſagt.«

»Und dahin geht er jeden Abend?«

»Alle Abend zu Fuß. Sein Kabriolet holt ihn ſpäter bei ſeinem Bekannten ab, wo er eben den Abend beſchließt.«

Dieſe Nachricht endete allen Zweifel Viktorinens. Edmunds Treuloſigkeit ſchien erwieſen. Alles klärte ſich nun vor ihr auf. Die alte Frau, welche Marzoi beſuchte, war augenſcheinlich nur ein Vorwand, wozu ſonſt das Geheimnißvolle, womit er ſich umgab? Wozu ſonſt die Vorſicht, daß er nur zu Fuß, und Abends heimlich hinging! Und dann dauert ja die Viſite eines Arztes nicht zwei Stunden. — Es war klar, daß Marzoi nur der jungen Nätherin wegen kam; ſie war ſicher ſeine Geliebte; ſie war es, um derentwillen Viktorine verlaſſen wurde. Madame Marcel umfaßte dieſe einmal gehegte Idee mit einer Art wüthiger Freude. Bisher konnte ſie Niemanden ihre Leiden zur Laſt legen, ſie mußte ins Leere faſſen, und ihre Verzweiflung war unmerkbar in muthloſe Niedergeſchlagenheit ausgeartet; aber dieſe Entdeckung belebte ſie wieder, indem ſie ihr einen Gegenſtand für ihren Haß gab. Ihr herumſchweifender Verdacht gewann nun Geſtalt und Namen; ſie konnte ihren Schmerz mit dem Haſſe tröſten, ſie hatte eine Feindin.

Ihr Entſchluß ward ſchnell und mit jener kühnen Schwungkraft und Überlegenheit gefaßt, die wichtige Umſtände einhauchen, ſie wollte das junge Mädchen in der Straße Sarbonne kennen lernen, und mit eigenen Augen ſehen, was ſie von einer ſolchen Nebenbuhlerin zu fürchten habe; ohne den folgenden Tag abzuwarten, verließ ſie, obgleich es ſchon ſpät war, allein das Hotèl, und ſchlug, in einen Schleier gehüllt, den Weg nach dem bezeichneten Hauſe ein.

Diejenigen Frauen, welche noch nie des Abends zu Fuß durch gewiſſe Gaſſen in Paris gegangen ſind, kennen nur die wenigſt Neugierigen von den zwei Menſchenklaſſen, die die große Stadt bewohnen. Sobald die Nacht die Stadt bedeckt und der ungeſunde Nebel, der ſie jede Nacht umhüllt, auf die ſtinkenden Straßen ſich lagert, ſo kommt eine unbekannte und namenloſe Menſchenklaſſe zum Vorſchein, die man ſonſt nirgends geſehen hat. Es ſind Menſchen von irdiſcher Geſtalt in ſchmierigen und häßlichen Kleidern, die ohne Zweck herumzuwandeln und ohne Urſache ſtehen zu bleiben ſcheinen; Weiber mit zerrauſten Haaren, die mit Atlasſchuhen in der Gaſſe gehen, furchtbare Alte, die euch ganz leiſe anrufen, und bloße Kinder, die euch furchtbare Worte, die keiner Sprache angehören, in das Ohr murmeln. Woher dieß Alles kommt, weiß ich nicht; man ſieht ſie aus der Erde hervor kommen, an den Gaſſenecken auftauchen, aus jedem finſteren Eingange hervortreten, man möchte ſie Geſpenſter, nach einem Wetterregen aus der Erde entſproſſen, nennen, deren unreine Menge unſere Gärten überfüllt. Das geht, das bewegt ſich und wimmelt im Kothe, mitten in einer von Hydrogene verpeſteten Atmoſphäre, und man hört, ich weiß nicht was für ein rauhes Freudegemurmel aus dieſem ſchmutzigen und lebendigen Haufen ertönen; man fühlt, daß daraus ein Dunſt des Laſters aufſteigt, der das Herz beengt, und man iſt verſucht, mit Schauder zu fliehen, als wäre man in eine Welt voll Schande und Ungeheuer gerathen. —

Es war zum erſten Male, daß Madame Marcel ſich zur Nachtszeit und allein in dieſe wenig beſuchten Straßen wagte. Trotz ihrer vorgefaßten Meinung ward ſie ungemein betroffen, als ſie ſich allein inmitten dieſer unbekannten Menge ſah. — Zwei- oder dreimal verdoppelte ſie erſchrocken ihre Schritte, als ſie zweideutige Geſtalten ſich ihr nähern ſah. Aber weit entfernt durch das Entſetzen niedergebeugt zu werden, wuchs vielmehr ihr Entſchluß. — Je gewagter und neuer ihr dieſer Gang erſchien, deſto mehr ſagte er ihrer Aufregung zu; ſie blieb deſto feſter dabei, je mehr als es ihr koſtete; die Gefahr, die ſie umgab, verlieh ihr Muth, und das Fieber ihrer Nerven vermehrte das

Fieber ihrer Seele; ſie fühlte etwas von dem, wie einem Menſchen ſein muß, der zum erſten Mal inmitten der feindlichen Kugeln marſchirt, bewegt zwar und verdutzt, aber das Auge feſt auf ſeine Fahne geheftet und entſchloſſen zu ſterben, wenn es ſein muß. — Ihr Zittern brachte ſie nicht um einen Schritt von ihrem Wege ab. Sie wurde endlich ganz ihrer Furcht Meiſter und als ſie die Straße Sorbonne erreichte, ſo war ihre Entſchloſſenheit ſo groß geworden, daß ihr Alles leicht vorkam. Sie erkannte das Haus, das man ihr bezeichnet hatte, mit jener Schnelligkeit, welche die höchſte Aufregung verleiht, ſtieg vier Treppen hoch, ohne zu überlegen oder zu fürchten, als ob ſie einen gewöhnlichen Beſuch abſtattete und trat keck ein. —

Sie befand ſich in einem finſteren Zimmer, aber durch eine im Hintergrunde nicht ganz geſchloſſene Thüre ſah ſie ein zweites Zimmer, das beleuchtet war. — Viktorine ging, um ſich tappend, darauf zu, klopfte an, und da ſie keine Antwort erhielt, ſtieß ſie die Thüre auf und blieb auf der Schwelle ſtehen. Dieſes zweite Zimmer war leer, wie das erſte. Ein Licht, das in einer auf einem Strohſeſſel ſtehenden Flaſche ſtack, ließ die ärmliche Einrichtung und die Unordnung erkennen. In einem Winkel lagen verſchiedene Küchengeräthe, ſchmutzige Wäſche und alte Schuhe bunt durcheinander. Ein Brot lag auf dem Kamine zwiſchen Kerzen und Schuhbürſten, indeſſen das Bett, welches ohne Vorhänge und noch mit ſchartigen Tellern und ſchmutzigen Gläſern bedeckt war, als Tafel zum Speiſen gedient zu haben ſchien. Im Hintergrunde auf einer mit Kupfer beſchlagenen Kommode bemerkte Viktorine eine Elektriſirmaſchine, Leydener Flaſchen und mehrere andere Inſtrumente der Phyſik, deren Gebrauch ſie nicht kannte. — Während ſie nun verwundert dieſes fremde Kapharnaum unterſuchte, ließ ſich neben ihr ein klägliches Stöhnen vernehmen. — Sie wendete ſich um und erſchrack über einen Gegenſtand, den ſie bisher noch nicht geſehen hatte. Auf einem alten Lehnſeſſel von Stroh, von dem Schatten, den der Fuß des Bettes warf, verborgen, bewegte ſich etwas Unkennbares, das man beim erſten Anblick für einen Haufen ſchmutziger Lumpen hätte halten können, aber bei genauerer Betrachtung unterſchied man eine menſchliche Geſtalt, etwas Belebtes, das man unmöglich beſtimmen konnte, was es ſei. — Madame Marcels Ungewißheit aber wurde bald gehoben, denn ein zweiter Seufzer ward hörbar, das Weſen auf dem Armſeſſel bewegte ſich und man ſah einen Kopf aus den Lumpen hervorkommen. Viktorine trat dem Bette einen Schritt näher. „Madame Godard?“ fragte ſie.

Die ungeſtaltete Maſſe ſtieß einen heiſeren Seufzer aus, dann drehte ſie das Haupt nach der jungen Frau, die ein häßliches dummes Geſicht erblickte. Sie ſtürzte faſt vor Schrecken zuſammen; der Kopf blieb eine Minute lang in derſelben Stellung, Viktorine dumm anglotzend; hernach ſank er nieder und verſchwand in den Lumpen, womit er umgeben war.

In dieſem Augenblicke hörte man auf der Stiege reden; Madame Marcel ging ſchnell in das erſte Zimmer zurück, und ſie war kaum daſelbſt angelangt, als die äußere Thür ſich öffnete und zwei Männer herein traten. Einer von ihnen war Marzoi. Sie hatte nur ſo viel Zeit, ſich an die Wand zu drücken, zum Glücke aber war das Zimmer ſo finſter, daß ſie an ihr, ohne ſie zu bemerken, vorübergingen. Sie verfügten ſich in das zweite Zimmer, und ſie hörte bald, daß ſie halblaut mit einander ſprachen.

Die Gelegenheit war zu günſtig, um ſie nicht zu benützen. Madame Marcel näherte ſich vorſichtig und horchte. Marzoi ſetzte eine angefangene Erklärung fort.

»Die Lähmung der Glieder war faſt ganz ſchon verſchwunden,« ſagte er, »ſelbſt jene des Gehirnes hatte ſich ſchon umgeſtaltet, und während ich die Kranke der Wirkung der Säulen unterziehe, regt ſich der Verſtand; Sie werden es gleich ſelbſt ſehen.«

Viktorine hörte die Maſchine zurecht machen, und ganz mit den Vorbereitungen beſchäftigt, ſchwiegen beide Ärzte eine Zeit lang.

»Begreifen Sie,« ſagte auf einmal Marzoi, »wohin ich gelange, wenn es mir gelingt dieſer Frau Verſtand und Bewegung wieder zu geben? Ich habe das Univerſalmittel des Lebens erfunden, ich habe das

ehirn bezwungen, und darin nach Belieben die Ge-
nken erzeugt. Alsdann gebe mir Gott etwas Men-
yenſtoff, und ich ſchaffe einen Menſchen ſo gut als er.«

»Das wäre wunderbar,« erwiederte der Fremde.

Marzoi ging mit großen Schritten auf und nie-
r, von einem Enthuſiasmus ergriffen, der unmerk-
r zunahm.

»Und dieſes ungeheure Problem,« ſagte er plötz-
h, indem er vor dem dummen Weibe ſtehen blieb,
iegt in dieſer Fleiſchmaſſe, die ſelbſt in dieſem Augen-
icke nicht weiß, ob ſie lebt. Daher können Sie gar
cht wiſſen, wie theuer mir dieſes Weib iſt! theurer
s Alles in der Welt! Ich würde meine Mutter für
sſelbe hingegeben haben. — Dieſes Weib! — beden-
n Sie nur, iſt Alles! in ihm liegt der Ruhm, in
m liegt die Wiſſenſchaft! durch dieſes kann ich der
ößte Mann unſerer Zeit werden. Es iſt meine Ga-
he; — von ihm träume ich des Nachts; als ein
ier Pygmalion ſehe ich es aus ſeiner ſteinernen Um-
llung hervorgehen; ich fühle, es lebt, geht und
icht mit mir.« —

»Ich begreiſe,« entgegnete der junge Arzt lächelnd;
Sie haben es zu Ihrer Geliebten gemacht, wie Agrippa
Retorte, in welcher er das große Werk ſuchte. —
as Ihnen an ihr gefällt, iſt nicht ſie ſelbſt, ſondern
re Idee, die Sie an ihr Schickſal gebunden haben,
geſtalt, daß Denken für Sie Liebe iſt. — Nie hätte
ſchönes und geſundes Weib Sie ſo feſſeln können.«

Marzoi zuckte die Achſeln. »Von einem ſchönen und geſunden Weibe lernt man nichts,« — verſetzte er. Dieſe fürchterliche Antwort gab er mit ſo ruhigem Ernſte, daß ſich Viktorine bis ins Innerſte erſtarrt fühlte, — ſie fing an, ihren Geliebten ganz zu begreifen.

»Doch beginnen wir,« ſagte Marzoi, der ſeine Vorbereitungen beendet hatte, — »Sie werden dann ſelbſt über die Wirkung urtheilen können.«

Eine Zeit lang hörte man nichts, als die Reibung des Glasrades an den Kiſſen und das Geräuſch der kupfernen Röhren; plötzlich aber ſtieß das dumme Weib einen leiſen Seufzer aus.«

»Hören Sie,« rief Marzoi freudig, »die Elektrizität entleert ſich.«

Bald wurden die Klagen der Kranken häufiger, und ihre Glieder fingen zu zittern an.«

»Wenden wir jetzt die Säulen an,« ſprach Marzoi, »die Maſchine allein reicht nicht aus.«

Die Säulen wurden geladen, und die Seufzer der Kranken neuerdings hörbar, waren aber ſtärker und vernehmlicher. Sie murmelte einige Worte, und ihre Geberden waren alle voll Richtigkeit und Ausdruck. — Der Doktor war außer ſich vor Freude.

Viktorine hatte dieſe ganze Scene mit angeſehen, Anfangs mit neugierigem Erſtaunen, hernach mit einem gewiſſen Schauder. Dieſe zwei Menſchen, von ihren geheimnißvollen Maſchinen umgeben, folterten ein dummes

ih, und indem ſie aus einem Automaten ein Weib
ben wollten, ſuchten ſie ihm auf unrechtem Wege
Anmuth zu verleihen; Viktorine ſchien etwas Gott-
es und Entweihendes in dieſem Kampfe der Wiſſen-
aft gegen Gott zu liegen. Inzwiſchen gewann es den
ſchein, als würden die Schmerzen der Kranken un-
räglich, und Marzoi war genöthiget, ſeine Opera-
nen einzuſtellen.

Er that an die Kranke einige Fragen, die ſie
ntwortete; aber bald ſchien ſie ihrer Schwäche zu
erliegen, und murmelte einige Worte in dem ſin-
nden Tone eines Kindes, das ſich wiegt und ein-
läfert; darauf vernahm Viktorine ein gleichmäßiges
d ruhiges Athemholen.

»Jetzt ſchläft ſie,« ſprach Marzoi — »es iſt der
wöhnliche Erfolg der Kriſen, welchen die Aufnahme
r Elektrizität bei ihr hervorbringt.« Sie ſetzten
nige Zeit mit leiſer Stimme eine mediziniſche Unterre-
ng fort, welche Viktorine nicht verſtehen konnte,
rauf näherten ſie ſich neuerdings der Kranken.

»Dieſes Weib iſt doch ohne Zweifel nicht allein
er?« fragte der Fremde; »es pflegt ſie doch Jemand?«

»Sie wohnt mit einer Nichte, die ſie nicht in
s Hoſpital ſchicke, weil die Alte ein kleines Vermö-
n hat, wovon ſie mitgenießt. Sie iſt eine Weißnä-
erin, die zum öfteſten außer Haus arbeitet und Sie
nnen es an der Unordnung dieſes Zimmers ſehen,
ß ſie ſich wenig um ihre Tante bekümmert. — Mir

iſt dieſe Vernachläſſigung lieb; ich kann deſto beſſer die Wirkungen meiner Behandlung beurtheilen.«

Ganz über das Geſpräch über dieſen Gegenſtand vertieft, waren ſie in das zweite Zimmer getreten. Viktorine verbarg ſich im Schatten; ſie entfernten ſich, ohne ſie zu bemerken.

Nachdem das Geräuſch ihrer Tritte auf der Stiege verhallt war, ſtand ſie noch lange an der Mauer gelehnt, unbeweglich und verſunken in ihre Träumereien. Endlich richtete ſie ſich raſch empor, als hätte ſie einen großen Entſchluß gefaßt, und ſagte: »Auch mich wird er lieben!« Und vor ſich hertappend mit ihren krampfhaft zitternden Händen fand ſie die Thüre und verließ die Wohnung der Kranken.

5.

Zwei Tage nach dem Beſuche in der Straße Sorbonne lag Madame Marcel zu Bette, von einem Übel ergriffen, das ſchnell und aus unbekannter Veranlaſſung kam. Marzoi, der alſogleich gerufen wurde, erklärte, daß dieſe Unpäßlichkeit von keiner Bedeutung ſei; — allein ſeinem Ausſpruche zum Trotze verſchlimmerte ſie ſich immer mehr und widerſtand allen Mitteln. — Dieſe Hartnäckigkeit der Krankheit feſſelte die Aufmerkſamkeit des Arztes, er fing an ſich dafür zu intereſſiren. Seine Beobachtungen wurden aufmerkſamer, ſeine Beſuche häufiger, ſeine Unterredungen länger. — Zwanzigmal glaubte er den Weg gefunden zu haben, den er verfolgen müſſe, um das Übel zu bekämpfen; aber nach einigen Tagen der Beſſerung, wenn er ruhiger und weniger fleißig war, erneuerte es ſich immer mit Heftigkeit und mit einer unerklärbaren Grundloſigkeit. — Marzoi ward hierdurch gereizt, es ſchien ihm, man ſetze Mißtrauen in ſeine Kunſt. Dieſe Krankheit ſchien wirklich mit Verſtand begabt. Trügeriſch in ihren Symptonen, bald einfach und gewiſſermaßen natürlich, bald zuſammengeſetzt und geheimnißvoll, bald nachgebend, bald widerſtrebend, hätte man ſie ein Weib mit feinen Fineſſen und launenhaften Koketterien heißen können.

Nachdem Marzoi die gewöhnlichen Mittel ohne Erfolg erſchöpft hatte, nahm er zur Elektrizität ſeine Zuflucht. Die gute Wirkung ließ ſich anfangs nur wenig ſpüren, doch bald wurde ſie ſichtbar, dauerhaft nd vorwärtsſchreitend. Dieſer Triumph berauſchte hn, und hatte ihm bald ſeine vorige Liebe zu Vikto- inen finden laſſen. —

Er wurde eifrig, fragte häufig, nahm Antheil nd liebkoſte die Kranke. Jeden Tag brachte er mehrere Stunden an Madame Marcels Bette hin, und nie, lbſt in den ſchönſten Augenblicken ſeiner Liebe, hatte e ihn ſo aufmerkſam auf Alles, was ihr gefallen önnte, geſehen. —

Ungeachtet ihrer traurigen Erfahrungen ließ ſie ch von dieſer täuſchenden Zärtlichkeit hinreißen; ſie kräftigte ſich ſelbſt in der Leichtgläubigkeit, ähnlich jenen Unglücklichen, die hungrig eingeſchlafen ſind, ſich im Traume an einer Tafel ſitzen ſehen, und gewaltſam das Erwachen verhindern wollen, gab ſie ſich der glücklichen Chimäre, die ſie betrog, hin, überredete ſich, in Marzois Herzen noch eine vibrirende Saite entdeckt zu haben und bei ihm das einſtige Entzücken wieder finden zu können. — Sie mochte dem Gedanken nicht Raum geben, daß er in ihr nicht ſie, ſondern ihre Krankheit liebe. — Sie mußte ſich ſelbſt täuſchen, denn die Wahrheit würde für ſie tödtend geweſen ſein, und ſie wollte noch nicht ſterben. —

Die gebrechlichen Hoffnungen, die ſie ſich ſelbſt gemacht hatte, gaben ihr wieder Kraft zum Leben; ſie fühlte die Luſt zum Leben, die Nothwendigkeit zu athmen, den Himmel zu ſehen und zu lieben, die ſich unſer bemeiſtert, wenn wir auf dem Wege der Wiedergeneſung ſind. Sie unterdrückte den Verdacht, ſchloß die Augen und zwang ſich ſo lange, als es nur möglich war, zur Täuſchung.

Heinrich Richomme leiſtete ihr Beiſtand in dieſer ſchweren Aufgabe. Er begriff wohl, daß ſie nur mehr von dieſer ihrer Täuſchung lebe, ſchwur mit der, nur reinen Seelen eigenen, erhabenen Aufopferung ſeinen eigenen Verſtand ab, um die Geiſtesverirrung von Madame Marcel anzunehmen, machte ſich mit ihr an Marzois Liebe glauben, und als ſein Glaube ſchwächer wurde, war er es, der ſie in dem ihrigen beſtärkte, indem er ſtets Beweiſe oder Entſchuldigun-

en auffand. Er war übrigens nicht bloß auf ſeine
telle beſchränkt; ſich neben Viktorinens Kopfkiſſen
inpflanzend, hatte er mit dem Anfange ihrer Krank-
eit ſich ihr ganz und gar gewidmet.

Seine Sorgfalt hatte Madame Marzel Anfangs
nehr Verdruß als Freude gemacht; ſein blaſſes trö-
tendes Geſicht, das ſich ohne Unterlaß über ſie hin-
neigte, ſtörte ihre Verzweiflung; ſie hatte ganz ver-
aſſen ſein, und den bittern Ruhm eines vollſtändigen
Inglücks genießen wollen. Sie ſtieß daher die erſten
Sorgfaltsbezeugungen Heinrichs zornig zurück; aber
der Bucklichte ließ ſich nicht abſchrecken; er ward nicht
inmal traurig darüber; — er ertrug die Härte der
Kranken mit Milde und Schonung, als Zeichen eines
heftigen Schmerzes.

Alle Pfeile ſtumpften ſich an ſeiner unverwund-
baren Güte ab, und er duldete von Viktorinen Alles,
wie junge Mütter die Schläge ihrer neugebornen Kinder
mit Liebe und Lächeln dulden.

So viel Ergebung entwaffnete Madame Marcel;
ſie gewöhnte ſich, den Bucklichten Anfangs nur zu
dulden, bald aber war er ihr unentbehrlich. —

Wie alle Weſen, die ſchwach ſind und in den
erſten Jahren verlaſſen waren, hatte ſich Heinrich
Mäßigung angewöhnt; er beſaß jenen umfaſſenden
Scharfblick, jene aufmerkſame Geſchicklichkeit, die ge-
wöhnlich nur den Frauen eigen ſind, und die ſie ſo wun-
derbar geſchickt machen, die Leiden der Krankheit zu

beſchwichtigen. — Seine Sorgfalt war Viktorinen ſehr nützlich. Aber was ihr einen unſchätzbaren Werth und Anmuth verlieh war das Verſtändige, womit er ſie an den Tag legte. —

Ein natürlicher Trieb des Herzens leitete den Bucklichten, er errieth den Wunſch ſeiner Baſe, ehe er ihr ſelbſt noch klar war, er kam dem Verdruſſe zuvor, bevor ſie ihn noch vermuthete.

Durch ſeine Güte war Madame Marcel des Dankes enthoben. Alles ſchien auf einen inneren Ruf ihres Wunſches zu kommen, als ſtände ihr einer jener dienſtfertigen Geiſter Schottlands zu Gebote, die allen unſeren Wünſchen zuvorkommen. Heinrich verließ ſie nur in den Augenblicken, wenn ſie allein zu ſein wünſchte. — Alsdann ſuchte auch er einen verborgenen Winkel, wo er einen Augenblick ſeiner mühſam verborgenen Traurigkeit freien Lauf laſſen konnte; er befreite ſein Herz von den Thränen, die ſich darin aufgehäuft hatten, und ward neu belebt durch dieſe Kriſis, geſtärkt, duldſamer und zärtlicher, kurz, glücklich, eine Stunde zum Weinen gehabt zu haben.

Inzwiſchen nahm der Eifer Marzois mit der Krankheit ab, und ſeine Beſuche wurden in dem Maße ſeltener, als die Wiedergeneſung wuchs. — Bald war es Viktorinen nicht mehr möglich, ſich zu täuſchen. — Eines Tages, nachdem ſie lange und ſchmerzlich dieſer abermaligen Verſtoßung nachgehängt war, trat Marzoi, der ſchon zwei Tage nicht gekommen war, plötzlich ein, und Madame Marcel hatte nicht mehr eit, die Thränen zu trocknen, die ihre Wangen be- eckten; der Doktor blieb erſtaunt ſtehen.

„Was iſt Ihnen?“ fragte er.

„Ach, Sie da!“ rief die Kranke, indem ſie ihm ärtlich beide Arme entgegenſtreckte, — „mein Gott, ndlich ſind Sie da!“

Marzei erfaßte eine von Viktorinens Händen und griff ihr aus Gewohnheit den Puls.

„Ei, ei, was iſt das? Sie ſind ganz bewegt, Sie haben etwas Fieber!“

Madame Marcel zog ihre Hand zurück.

„Haben Sie ſich ſchlimmer befunden, ſeit ich Sie nicht geſehen habe?“

Sie machte ihm ein verneinendes Zeichen.

„Ich ſehe, was es iſt; Ihre traurigen Gedanken und die Traurigkeit überhaupt taugt nichts in gaſtriſchen Zufällen; warum zerſtreuen Sie ſich nicht, warum nehmen Sie keine Beſuche an?“ —

Viktorine gab ihm keine Antwort, aber ſie blickte ihn ſo troſtlos an, daß er beſtürzt ward.

Er ſchwieg einige Augenblicke, zuckte die Achſeln und ſagte mit einem leiſen Seufzer: „Sie ſtoßen die Zerſtreuungen zurück, und gerade dieſes zurückgezogene Leben tödtet Sie. Sie ſind ſo ſchwach, ſo empfindlich; — das Geringſte bringt Sie auf. Sie haben einen Streit gehabt, nicht wahr?“

Viktorine kreuzte die Hände und ſchloß die Augen.

„Er weiß nicht einmal warum ich leide,“ murmelte ſie.

Marzoi hörte es nicht. Das Kinn auf einen Stock mit einem goldenen Knopf geſtützt, den er ſeit einiger Zeit, gleichſam als Symbol des frühzeitigen Alters trug, ſchien er in tiefes Nachdenken verſunken. Endlich wendete er ſich zu dem Bette, um die bleifarbne Geſtalt der Madame Marcel zu betrachten Zwei Thränen rollten noch langſam über ihre bleichen und welken Wangen herab. Marzoi ſchien ſich ſodann zu erinnern, daß ſie weinte als er kam.

»Sie ſagten mir noch nicht, was Ihnen ſei,« ſprach er zu ihr mit jenem einſchmeichelnden Tone, der ſeiner Stimme eigen war, und der ihr ſelbſt ohne ſein Wiſſen etwas Zärtliches verlieh: »Iſt Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?«

»Was kann mir jetzt Unangenehmes widerfahren?«

»Iſt es alſo Ihre Geſundheit, die Sie beunruhigt? Aber ſeien Sie doch vernünftig, in wenigen Tagen werden Sie außer Bette ſein; Sie ſehen wohl, daß ich Sie nicht mehr als eine Kranke behandle und daß ich ſeltener komme; dieß allein muß Ihnen den Beweis liefern, daß ich Sie als geheilt betrachte.«

»Es iſt wahr!« entgegnete Viktorine mit herzzerſchneidender Stimme.

Marzoi erhob ſich. »Nur Muth, der Frühling rückt heran; und wenn Sie mir folgen, werden Sie ihn auf dem Lande zubringen, zum Beiſpiel in der Normandie, Ihrem Vaterlande, und künftigen Herbſt erden Sie friſch wie ein Rieſenſtück zu uns zurück-ommen.“

Viktorine mochte nichts weiter hören; ſie legte hre beiden Hände auf ihr Herz, mit unausſprechlichem Schmerze, und ſank zurück. „Mein Gott!“ ſagte ſie, er hat ſogar vergeſſen, daß ich ihn liebe.“

Marzoi war an das andere Ende des Zimmers egangen, um ſeinen Hut zu nehmen, und kam wieder zur Kranken zurück. — „Leben Sie wohl,“ ſprach r, „in einigen Tagen werden Sie mich wiederſehen; aben Sie Geduld und härmen Sie ſich nicht; Sie müſſen meine Kur nicht verderben.“

Er drückte Madame Marcel die Hand und ging.

Sie blieb einige Augenblicke ganz regungslos, ndlich aber erhob ſie das Haupt, ließ die Arme matt iederſinken und ſprach: „Ich muß alſo ſterben.“ Sie ing zu weinen an.

Als Marzoi wieder kam, fand er Madame Marcel ſchlechter als je. Er flüchtete abermals zu der Behandlung, die früher günſtig ausſchlug; ſie war aber dießmal ohne Erfolg. Das Übel nahm immer zu, und ließ Alles befürchten. Der Doktor war ganz aus ſeinem Konzepte gebracht, und in Verzweiflung. In dieſer ſonderbaren Krankheit verwirrte ſich Alles, er konnte die Urſache, die keiner feſten Regel folgte, und gegen die alle Mittel wirkungslos blieben, nicht begreifen. Umſonſt war das Ausforſchen Viktorinens, er konnte von ihr nichts erfahren, was ihn auf den rechten Weg gebracht hätte.

Madame Marcel, entſchloſſen zu ſterben, ſchien keinen anderen Zweck mehr zu haben, als Marzoi an ihre Seite zu feſſeln. Wie es immer geſchieht, wuchs ihre Leidenſchaft nach Verhältniß der Opfer, die ſie ihm gebracht, und ſie ward verrückt durch ihr Gefühl, ſo wie Marzoi durch ſeine fixe Idee. Anderer Seits hatte die Krankheit all ihren Stolz gebrochen, alle ihre Empfänglichkeit ausgelöſcht, und ſie in eine Art ſchmerzhafter Stumpfheit verſetzt, in welcher dieſer einzige Wille herrſchend war: Ihren Geliebten zu ſehen und zu hören. Es war ſogar nicht mehr ein Wille, es war natürlicher Trieb, Nothwendigkeit. Sie hatte jenen Stolz des Herzens verloren, der eine verachtete Liebe ſchweigen macht. Sie bat, ſie flehte, Edmund ſollte bleiben; ſie nöthigte ihn bei ihrem Bette zu ſitzen, um ſeine Hände halten und ihn anſehen zu können. Ihre Liebe, ſo ganz alles Adels beraubt, hatte etwas kindiſch Schreckliches, das kein Wort ausdrückt, da ihr Übel in Marzois Augen ihre Schönheit ausmacht, ſuchte ſie es geltend zu machen. Wenn er zu ihr trat, um ſie zu examiniren, folgte ſie mit unruhigem Blicke allen ſeinen Bewegungen, und hatte er geendet, ſo ſprach ſie zu ihm: »Ich bin ſehr krank, nicht wahr, krank genug, damit Sie oft kommen.« Und wenn der Arzt aus Überdruß verſprach,

s Abends wieder zu kommen, klatſchte ſie wie ein
ind mit freudigem Wahnſinn in die Hände.

Marzoi ſah in dieſer ſonderbaren Selbſtverläng-
ung nichts als die Laune einer Liebe, die ihm entge-
n wirkte; aber Heinrich, der Alles mit den hellſehen-
n Augen des Gefühls beobachtete, war ſeit einiger
eit einer ſchrecklichen Ungewißheit zur Beute gewor-
en. Er hatte zu ſeinem Schrecken bemerkt, daß ſich
iktorinens Übel dann immer ſchnell erneuerte, wenn
hr Geliebter ſie zu vernachläſſigen begann, und dieſes
onderbare Zuſammentreffen hatte einen neuen Arg-
ohn in ſeiner Seele erregt. Er wußte, wie weit der
ahnſinn einer hoffnungsloſen Liebe führen konnte.
r glaubte in dieſer veränderlichen und doch auch ge-
rdneten Verſchlimmerung eine freiwillige Urſache zu
rblicken, und an Marzoi's Monomanie denkend,
ragte er ſich mit Schaudern, ob es nicht Viktorine ſelbſt
ei, die ſich alſo zum Leichnam zu machen beſchloſſen
abe, um dieſen Kurmacher des Todes, den ſie nicht
nders an ſich feſſeln konnte, bei ſich zurückzuhalten.
Dieſer Argwohn gewann mit jedem Tage mehr Kraft,
nd der Höckerichte entſchloß ſich, Alles zu thun, um
ſich von der Wahrheit zu überzeugen; die Gelegenheit
dazu blieb nicht lange aus.

Es geſchah eines Tages, daß Marzoi, weniger
mehr in Sorge um Madame Marzel und ohne Zweifel
anderwärts zurückgehalten, ſeinen gewöhnlichen Be-
ſuch nicht machte. Die Kranke, die in dieſer Vernach-

läſſigung eine vorſätzliche Verſtoßung erblickte, brachte die ganze Nacht in Fieber und Thränen hin. Nur gegen Morgen ſchloß ihr Ermüdung die Augen, und wiegte ſie in einen tiefen und unruhigen Schlaf.

Als ſie erwachte, war es ſchon ſpät und die Aprilſonne lächelte zwiſchen den Fenſtervorhängen hervor, die man niedergelaſſen hatte, um das Licht zu mildern. Sie richtete ſich mühſam auf, indem ſie einen wehmüthigen Seufzer ausſtieß, ſetzte ſich im Bett zurecht und ſah beſtürzt um ſich.

Heinrich, der die ganze Nacht gewacht hatte, war nicht mehr zugegen. Er ſuchte wahrſcheinlich eine kurze Ruhe; ſie war allein. —

Sicher von Niemanden geſehen zu werden, zog ſie ein Säckchen von Seide aus ihrem Buſen und betrachtete es eine Zeit lang ſtarren Blickes; plötzlich ermannte ſie ſich mit einer verzweiflungsvollen Miene, öffnete es, ſchüttelte etwas von dem weißlichen Pulver, das darinen enthalten war, in ein Glas, ſchloß die Augen, und ſetzte den Trank an die Lippen. —

In dieſem Augenblicke erſcholl vom Fenſter her ein Schrei. Madame Marcel hielt erſchrocken inne, und wendete ſich um; — die Vorhänge bewegten ſich, eine zitternde Hand hob ſie in die Höhe, und Heinrich kam zum Vorſcheine. —

Er war ſo blaß, daß ſie ſogleich erkannte, er habe Alles geſehen und errathen. —

Sie ſetzte das Glas neben ſich, und war einer nacht nahe, ſo ſehr hatte ſie dieſe Erſcheinung ſen.

„Was machen Sie dort?“ fragte ſie nach kurzem eigen in gereiztem Tone; — bin ich denn von nen umringt? kann ich nicht einen Augenblick und frei ſein?“

Heinrich antwortete nicht; aufrecht ſtehend die e gefaltet und irr das Auge, drückte ſich in ſei- ganzen Weſen ein ſo furchtbarer und leiſer Schmerz daß Viktorine ſelbſt darüber gerührt wurde. —

Sie ſchlug die Augen nieder, im Gefühle ihres nſterbenden Zornes. —

Der Bucklichte ſtand lange unbeweglich und m, endlich ſtreckte er ſeine Arme Madame Marcel einer unausſprechlich ſtehenden Miene entgegen ſagte: „Mein Gott! mein Gott! es iſt alſo wahr, Sie ſterben wollen.“

Viktorine ſenkte das Haupt und fühlte das Wei- nahe.

„Ach! antworten Sie mir,“ fuhr Heinrich fort, mit ich Ihre Stimme höre. Sagen Sie mir, daß nicht ſo ſei, daß Sie leben werden.“

„Ach, ich wollte es gerne,“ ſprach die Kranke er Thränen, — „ich fürchte das Sterben, denn werde ich ihn nicht mehr ſehen.“

„Und warum haben Sie alſo den Tod doch ge- hlt?“

»Weil ich wußte, daß er kommen wird, um mich ſterben zu ſehen.«

Heinrich verbarg ſein Haupt in ſeine Hände.

»Ich habe viel gelitten,« fuhr Viktorine fort, »bis ich dahin gekommen bin; ich habe oft verſucht, mich wieder an das Leben zu binden. Wie oft habe ich, wenn ich Edmund wiederkommen ſah, mit dem Selbſtmorde innegehalten und zugewartet! — — Aber ach — bald mußte ich mein Hinſterben wieder da beginnen, wo ich damit geblieben war. O Heinrich, man weiß nicht, was das heißt, ſich in ſechs Monaten ſo tropfenweiſe zu tödten. — Wie viele Stunden habe ich auf den Knien im Gebete um etwas Liebe von Ermund, nur um ſo viel, um leben zu können, hingebracht! Aber der Himmel erhörte mich nicht. Ich mußte alſo zur Krankheit flüchten? — Ich ſah meine Reize verwelken; ich fühlte meine Haare ausfallen, meine Augen matt, meine Glieder lahm werden, und trotz allem den ertönte immer eine Stimme in mir: Du leideſt nicht genug, er wird nicht wieder kommen, und ich trieb höher das Leiden, um ſeines Wiederſehens ſicher zu ſein.« —

»O Viktorine!« ſprach Heinrich, »konnte Sie denn nichts von dieſem herzloſen Menſchen abbringen, und haben Sie denn nicht verſuchen wollen, ihn zu vergeſſen?«

»Ich fand das Sterben leichter.«

»Alſo lieben Sie nichts mehr in der Welt —

ne Zuneigung, keine Aufopferung kann Sie für
ſe Liebe tröſten?“

„Heinrich, des Lebens Stelle vertritt nichts.“

„Sie haben Recht,“ ſagte der Bucklichte nieder-
ſchlagen; — „es iſt nur Ein lebendes Weſen auf der
de, das man liebt. — Die übrigen ſind Fantome,
f die man ſtößt, ohne ſie wahrzunehmen, und die
den, ohne daß man ſie hört.“

„Getröſtet ſein!“ wiederholte Vikterine kopf-
hüttelnd, „ach, ich will nicht getröſtet ſein. — Das
as ich im Leben liebe, iſt mein Schmerz; verliere
h den, was liegt mir dann am Leben? Nein, nein,
einrich, ich werde erſt dann getröſtet ſein, wenn ich
eine Augen werde geſchloſſen haben, wenn ich in
er kühlen Erde liegen werde.“

„Ich werde Sie nicht hineinlegen,“ verſetzte der
Bucklichte mit erſtickter Stimme, begierige Blicke auf
en vergifteten Trank werfend.

„Sagen Sie das nicht, Heinrich,“ fuhr die Kranke
anft fort; — „ſind Sie nicht mein Sohn, und kommt
s Ihnen nicht zu, über meine letzten Augenblicke zu
wachen?“

„Nimmermehr, nimmermehr! — Ein Anderer
mag dieß Schreckliche beſorgen. — Ich ſoll Sie ſter-
ben ſehen!? — ich ſoll Sie überleben?! — Nein,
nein, ich kann es nicht.“ —

Er ſank neben Vikterinens Bett auf die Knie,
faltete die Hände und fuhr fort: „Was ſoll ich denn

auf der Erde machen, wenn Sie nicht mehr da ſind? — wer wird mir meine Liebe bleiben? — Ich habe dann weder Mutter noch Schweſter, noch Freundin mehr. — Sie waren das einzige Weſen auf der Welt, das mich Heinrich nannte und mir die Hand reichte. Überall bin ich allein, wo Sie nicht ſind, wo Sie ſind, habe ich die ganze Welt. — Und wozu ſoll ich leben? wer bedarf meiner? Um eine Lücke zu verurſachen, muß man einen Platz haben, und wo iſt mein Platz? Nennen Sie mir eine einzige Perſon, die meinen Tod zu beweinen hätte, und ich werde für ſie leben! — Ach ſie wiſſen ſehr gut, daß meine Welt ſich nie über Ihren Blick hinaus erſtreckte, und Sie wollen, daß ich leben ſoll, wenn Sie in dem Sarge liegen? — Nein, ich, ich will dieſen fürchterlichen Augenblick nicht abwarten, ich will früher ſterben, ich will jetzt ſterben!« —

»Heinrich!« rief Viktorine, indem ſie ſeine Hände ergriff, »beruhigen Sie ſich um des Himmels willen: Ihre Verzweiflung zerreißt mir das Herz.«

Der junge Mann ließ ſchluchzend ſein Haupt auf das Bett niederſinken. »Ach, leben Sie, und ich will auch leben,« — ſprach er.

»Iſt denn unſere Lage gleich?« fragte die Kranke.

»Vielleicht!« murmelte der Höckerichte mit leiſer Stimme; — »wiſſen Sie denn, ob ich nicht eben ſo nöthig habe zu ſterben als Sie?«

Viktorine bebte und blickte ihn mit Schrecken an: — ſie begann ihn zu begreifen.

„Heinrich," ſagte ſie mit zitternder Stimme, „ich leide, und habe Ihre Schonung nöthig. Sie ſind jetzt das einzige Weſen in der Welt, das mir meine letzten Tage minder ſchrecklich machen könnte; verlaſſen Sie mich nicht, ſeien Sie ſtandhaft in Ihrer Güte. Nur noch Einen Liebesdienſt erweiſen Sie mir, der Sie ſchon ſo viele geleiſtet haben. Ich bitte, ich flehe darum, Heinrich; beruhigen Sie ſich, Ihre Aufgeregtheit tödtet mich; faſſen Sie ſich in des Himmels Namen und ſchonen Sie mich!"

Madame Marcel war über ihr Bett herabgeglitten und hielt die Hand des Unglücklichen an ihre Bruſt gepreßt. Der Anblick dieſes Schmerzes that der Verzweiflung Heinrichs ſchnell Einhalt.

Seine Muskeln ſpannten ſich, als ob er ſeine ganze Kraft gegen einen unſichtbaren Feind aufböte und auf ſeinem Geſichte malte ſich eine ſo fürchterliche Unruhe, daß Viktorine ihn einer Ohnmacht nahe glaubte, aber dieſer Kampf dauerte nur einen Augenblick, er ſtand ſchwankend auf und ſagte ſehr leiſe: „Ich bin ruhig, Viktorine, vergeben Sie mir dieſe kurze Schwäche; Sie werden bis zum letzten Augenblicke Jemanden um ſich haben, der Sie liebt; ich verſpreche Ihnen, Sie zu überleben."

6.

Vierzehn Tage nach der eben berichteten Szene lag in demſelben Zimmer ein Geiſtlicher auf den Knieen im Gebete, während Heinrich nahe am Bette ſtehend, die ſterbende Viktorine mit trocknen Augen betrachtete

Der Anblick ſeiner fahlen Bläſſe, ſeiner Unbeweglichkeit und ſeines, dem Geſichte eingeprägten Leidens hätte Einen glauben machen können, der Tod überraſchte ihn ſelbſt, hätte nicht ſein heiſeres Athemholen ſein Leben beurkundet. —

Er war in ſeine düſtere Betrachtung ſo ſehr verſunken, daß er weder die raſchen Tritte, noch das Geräuſch hörte, welches die haſtig geöffnete Thür machte; aber der Schall einer ſehr bekannten Stimme machte ihn erbeben, er erhob das Haupt und erkannte Marzoi, den man benachrichtigen ließ, und der ſchnell herbeikam. — Der Blick, den der Bucklichte dem Arzte zuwarf, hielt dieſen in der Mitte des Zimmers feſt.

»Ich komme zu ſpät,« fragte er ängſtlich. —

Der Bucklichte ſchüttelte das Haupt.

Marzoi machte eine Bewegung der Überraſchung und des Schmerzes, er trat an das Bett vor, ſuchte Viktorinens Puls, legte die Hand auf ihre Lippen und auf ihr Herz. »Nichts,« murmelte er, »ſie iſt todt, ganz todt.«

Er trat zurück, und blieb vor der Todten mit

rabhängenden Armen, mit geſenktem Haupte, düſter
d erſchüttert ſtehen.

Heinrich glaubte, die Rührung habe zu dieſem
rch die Kunſt geharniſchten Herzen eine Fuge geſun-
n, und indem er die, durch das Studium frühzeitig
hl und runzlich gewordene Stirne, die endlich ein
enſchliches Mitleid gekrümmt hatte, betrachtete, fühlte
ſeinen Unwillen allmälig verſchwinden.

Plötzlich neigte ſich Marzoi mit einer Art Ver-
eiflung gegen die Todte, betaſtete den Körper an
ehreren Stellen, betrachtete das Geſicht ſehr nahe
nd befühlte es.

„Gott des Himmels!“ ſchrie Heinrich, „ich glaube
ie ſuchen an was ſie geſtorben iſt?“

„So iſt es,“ verſetzte Marzoi, ſich raſch erhebend.

„Zurück, mein Herr, Sie haben ſie im Leben
enug gepeinigt, laſſen Sie ihrer Leiche doch etwas
uhe.“

Der Arzt wollte antworten, aber der Bucklichte
eß ihm nicht Zeit dazu. „Sie haben das Übel dieſer
rau nicht finden können, als ſie lebte und wollen an
rem unempfindſamen Körper entnehmen, was ſie ge-
dtet hat? Denn darin liegt die Narrheit, die ihr
unſt nennt: im Tode zu wühlen, um das Leben zu erra-
hen. Sie haben ein ſtarkes Herz, mein Herr, ich weiß,
aß Sie, um ſich zu belehren, Ihre Hände in dieſen Leich-
am tauchen würden, ohne auch nur einmal daran zu den-
en, daß er einer Frau angehöre, die Sie liebte; aber

dieſe Entweihung iſt nutzlos, konnte denn Ihre Kunſt Ihnen nicht ſagen, woran ſie geſtorben iſt?«

Marzoi machte eine verachtende Bewegung.

»Nun wohlan, ſo werde ich es Ihnen ſagen, denn mein Herz hat mich geſchickter gemacht, als Sie Ihre Kunſt. Dieſe Frau, mein Herr, iſt aus Liebe zu Ihnen geſtorben. Sie haben Sie um der Kunſt willen verſtoßen, und Sie hat gewollt, daß die Kunſt Sie zu ihr zurückbringe, da es ihre Liebe nicht vermochte. Sie brachte ſich ein wiederkehrendes Übel bei, um Sie anzuziehen, und Sie durch lockende Heilung an ſich zu feſſeln, ſie hat jeden Tag Gift genommen, um Sie zu ſehen.« —

»Das iſt eine Lüge!« ſchrie Marzoi.

»Da ſehen Sie!« — der Bucklichte that die Kleider der Todten auseinander, ergriff das Säckchen, das auf ihrer Bruſt verborgen war, und öffnete es, der Arzt prallte zurück.

»Arſenik!« rief er.

„Endlich kennen Sie es.“

»Und Sie wußten es, und haben es zugelaſſen?«

»Haben Sie ſie nicht zum Tode verdammt?«

Marzoi erhob verzweiflungsvoll die Hände. »Unglücklicher, das iſt ein Meuchelmord, den Sie mich begehen ließen! Sie haben dieſes Gift geſehen, und haben ihr es nicht entriſſen.«

»Nein,« erwiederte Heinrich mit ſeltſamen Lächeln, »das gehörte ihr, — das meinige war hier.« —

lnd er zog aus dem Buſen ein Säckchen, ähnlich
von Viktorinen, es war aber leer.

In dieſem Augenblicke wankte er, und ſuchte die
r, um ſich zu halten.

„Was ſoll dieß heißen?“ ſchrie Marzoi.

„Sehen Sie denn nicht, daß er auch ſtirbt?“
der Geiſtliche, der herbeigeſprungen war, um
unterſtützen.

„Ich habe nur verſprochen, ſie zu überleben,“
nelte der Bucklichte; „jetzt gehört mein Leben
r mir.“

Marzoi ſchlug ſeine Hände über den Kopf zuſam-
— Der Prieſter legte aber ſeine Hand auf Marzois
lter und ſprach: „Sie haben der Kunſt wegen
Herzen gebrochen, nie wird die Kunſt Ihnen die-
Verluſt erſetzen.“ —

Lorelei.

Rheiniſche Sage.

Der junge Ritter Albrecht von Rheinfels hatte ſich von ſeinem Jagdgefolge verirrt. Vergebens ſtieß er in ſein blankes Hüfthorn, um aus einer Antwort zu erfahren, welchen Weg ſeine Gefährten eingeſchlagen hatten. Kein Hornſchall ließ ſich hören, nur das Echo antwortete aus den Thalgründen auf ſeinen Ruf.

Mißmuthig ſchleuderte er das Horn wieder auf die Seite und zog den Zügel ſeines Pferdes an, recht verdrießlich darüber nachſinnend, was nun wohl zu beginnen ſei. Bald aber gewann er ſeine heitere Laune wieder, ließ dem Pferde den Zügel und dachte: Ei nun, was iſt es denn mehr als ein kleines Weidmannsabenteuer, das, wenn es hoch kommt, damit endet, daß du die Nacht über unter freiem Himmel kampiren mußt, und einmal des guten Bettes daheim und eines noch beſſeren Nachttrunkes entbehrſt nach einem heißen, angeſtrengten Tagewerk. Aber auch dieß iſt ja noch nicht ſo ganz und gar ausgemacht, denn leicht kannſt du noch Herberge in irgend einem einſamen Häuschen finden, wie es deren viele gibt hier in den ſchwarzen Wäldern am Rhein.

Auf dieſes drückte der Junker dem Pferde die
pornen in die Weichen und ritt auf gutes Glück
iter. Der Weg aber wurde immer rauher und ſtei-
gter und die Bäume wölbten ſich immer dichter und
chter über ſeinem Haupte zuſammen, ſo daß am
nde kaum mehr ein ſchmaler Streifen des Abend-
mmels durch das Gezweige auf ihn herunterblickte.

Deutlich hörte er jetzt ein Bächlein neben ſich
Gebüſche über die Steine rieſeln und glucken, und
ſchloß dieſes zu ſeinem Wegweiſer zu machen, und
m zu folgen.

Mühſam brach er durch das Dickicht und gelangte
ld auf einen freien Pfad, neben dem ſich das Bäch-
n, von Haſelbüſchen und Stauden umwuchert, da-
n ſchlängelte.

Er mochte noch nicht gar zu lange ſo fortgerit-
n ſein und ſich in ſeinen Gedanken wieder daheim
i ſeinem alten Vater, dem reichen Ritter von Rhein-
s, befunden haben, der ihn wohl ſchon mit Unge-
ld zum Nachtimbiß erwarten mochte, als mit einem
ale ganz wunderbare liebliche Töne an ſein Ohr
lungen.

Albrecht hielt ſtille und horchte hoch auf, es
ar eine Frauenſtimme, wie er deren Zeit ſeines
bes noch keine ſchönere gehört hatte. Haſtig ſprang
von ſeinem Pferde herab und ſchritt, dieſes hinter
h am Zaume herführend, der Stelle zu, von wel-
r der Geſang zu kommen ſchien.

Jetzt war er derſelben nahe gekommen und erblickte durch die Büſche, deren breite Blätter ihn vor der Sängerin verbargen, in dieſer ein junges reizendes Geſchöpf von höchſtens achtzehn Jahren mit langen hellblonden Haaren, welche ihr um die marmorweißen Schultern hingen, friſch und zart wie eine Roſe. Sie war nur in ein kurzes leichtes Röckchen gehüllt und hüpfte munter wie eine Gazelle über das Bächlein herüber, kaum die waſſerbeſpühlten Steine mit ihren nackten feingeformten Füßchen berührend, während ſie alſo ſang:

Silberhelle
Hüpft die Welle
Fort in ewig gleichem Tanz,
In den klaren
Weichen Haaren
Als Geſchmeid' —
Tralerala — der Sonne Glanz.

Juſt ſo helle
Wie die Welle
Iſt auch immerdar mein Sinn,
Fern von Sorgen
Heut' wie morgen
Hüpf' auch ich —
Tralerala — durch's Leben hin.

Als das liebliche Mädchen mit dem Liedchen zu Ende war, hatte es eben das Bächlein überſchritten und wollte mit einem kecken Sprunge über das Dickicht hinwegſetzen, als es plötzlich vor Albrecht ſtand, welcher, obgleich er es kommen geſehen, dennoch wie über etwas ganz Unerwartetes zuſammenſchrack.

„Ei ſieh da,“ ſprach aber das Mädchen, als es den fremden Mann in ſeiner ſchmucken Jägertracht erblickte, „was iſt denn das für ein ſeltener, wunderlicher Gaſt in unſeren Bergen?“

„Verzeiht, holde Jungfrau,“ verſetzte Albrecht, „ich fühle mich ſo angezogen durch die faſt zauberhaften Klänge Eurer Stimme, daß ich mir wie in den Boden feſtgewurzelt vorkam und nicht weiter konnte.“

„So liebſt du wohl auch den Geſang; ach, das dachte ich ja gleich, als ich dich erblickte!“

„Und woraus ſchließeſt du das, du junges, räthſelhaftes Mädchen?“ fragte Albrecht lächelnd.

„Woraus? das kann ich dir ſo deutlich nicht erklären, aber es liegt ſchon ſo etwas in deinem Geſichte, welches mir ſagt, daß dein Herz empfänglich ſein muß für jene ewig ſprudelnde Wunderquelle, die ſie Muſika, glaub' ich, benennen. Sieh, hätteſt du graues ſtruppichtes Haar, eine blaßgelbe Geſichtsfarbe und einen gekrümmten Rücken, wie mein alter Pflegevater, ſo würde ich mir gleich gedacht haben, ach! dem iſt wohl auch dein fröhliches Singen und Trällern zuwider, ſo wie dieſem.“

„Und wer iſt dein Pflegevater, der, nach deiner Aeußerung, wohl recht griesgrämig ſein muß?“

»Freilich iſt er das,“ verſetzte das Mädchen mit einem leiſen Seufzer, »aber,« fuhr es bald fröhlicher fort, »er läßt mich gewähren und im Wald herumſchwärmen wie ich will und mag, und darum habe ich ihn auch recht lieb. Er nennt ſich Heimeran; ein paar hundert Schritte von hier, gegen den Rheinſtrom zu, ſiehſt du ſchon ſeine Hütte und kannſt ſein Handwerk an den vielen Garnen und Netzen erkennen, die da um dieſe Hütte herumliegen und hängen.«

»Und biſt du ſchon lange bei ihm?«

»Ach ja, es ſind ſchon bei drei Jahre und es gefällt mir auch ſo ſehr wohl hier im grünen Wald unter dem blauen Himmel, wo die roſigen Wölkchen zieh'n und die Vöglein ſingen, und die Blumen ſo ſchön und duftig blüh'n, daß ich mich nicht entſchließen könnte den alten Heimeran zu verlaſſen, zumal, da ich ihn ſelbſt gerne in ſeinem munteren Treiben unterſtütze und oft mit ihm, und den fröhlichen Fiſchersleuten hier herum, hinausſchiffe auf den Salmenfang.«

»Wie nennſt du dich denn, du fröhliches Kind?«

»Ich heiße Lore.«

»Lore? das iſt wohl Eleonora, nicht?«

»Das weiß ich nicht; Lore nannte mich mein Vater und ſo nennt mich auch der alte Heimeran.«

»Dein Vater? war dein Vater auch ein Fiſcher und lebt er noch?«

»Ei, ei mein junger ſchöner Gaſt,« ſagte Lore mit lautem Lachen, »du ſcheinſt ja ganz ausnehmend

ngierig zu ſein: bemerkſt du denn gar nicht, daß
ſchon dunkel um uns geworden iſt, und wir noch
mer hier im feuchten Graſe ſtehen? Folge mir in
e Hütte meines Pflegevaters, der ohnehin ſchon um
ich beſorgt ſein wird, da ſollſt du ein gutes Nacht-
ahl und ein warmes Lager finden. Reich' mir deine
and, ich will dich führen," — und ohne auf eine
ntwort von ihm zu warten, ergriff das Mädchen
lbrecht bei der Hand und zog ihn, wie ein flüchti-
es, neckiſches Elfchen, mit ſich fort, durch das nie-
ere Heidekraut.

2.

„Vater, Vater!" rief Lore, als ſie mit dem
ungen Ritter in die Stube der Fiſcherhütte trat, „hier
ring' ich dir einen Gaſt für heute Nacht."

„Was haſt du denn ſchon wieder, du muthwil-
ges Ding?" fragte der Alte, welcher bei einer Talg-
ampe ſeine zerriſſenen Netze ausbeſſerte.

„Verzeiht," nahm nun Albrecht das Wort, in-
em er ſich dem unwirſchen Fiſcher näherte, „und legt
einen unerwarteten Beſuch nicht Eurer Pflegetochter
ur Laſt. Ich habe mich verirrt und ſuche für heute
Nacht eine Herberge; wollt Ihr mir dieſe in Eurer
Hütte gewähren, ſo nehmt meinen warmen Dank dafür,
wollt Ihr es aber nicht, ei nun, ſo ſchwinge ich mich
wieder in den Sattel und will nach einer anderen
Unterkunft in der Gegend ſuchen."

»Die dürſtet Ihr wohl ſo leicht für heute Nacht nicht finden,« verſetzte der Fiſcher, indem er den ſchmucken Ritter nicht ohne Wohlgefallen betrachtete. »Nun bleibt nur immerhin hier. Wenn ich zürnte, ſo geſchah es durchaus nicht Euretwegen, ich dachte nur, Lore habe mir wieder einen Schabernack geſpielt, wie neulich, als ſie mir unter demſelben Vorwande eine große Ohreule in die Hütte brachte und ſich darüber zu Tode lachen wollte, als ich das abſcheuliche Thier nur mit großer Mühe wieder aus derſelben hinauszujagen vermochte.«

»Ei ei, Väterchen,« ſprach Lore, ihm ſchmeichelnd die runzlichten Wangen mit ihren weichen Händen ſtreichelnd, »nimm doch einen unſchuldigen Scherz nicht ſo übel, daß du ihn mir ſo lange noch nachträgſt.«

»Na, du treibſt es aber öfters auch gar zu arg; eine Dirne von deinem Alter ſollte ſich viel ſittſamer benehmen und nicht wie ein toller wilder Junge.«

»Aber ich thue ja doch nichts Unrechtes,« ſprach Lore mit ſolch' einer einſchmeichelnden Stimme, daß die Falten auf Heimeran's Stirne anfingen ſich allgemach wieder auszugleiten.

»Jetzt ſieh ob noch geräucherte Salmen auf den Sparren hängen,« ſprach er hierauf zu Lore, »und hole auch das Fläſchchen Wein vom Herdbrete herunter, unſer Gaſt wird nicht gewohnt ſein, Waſſer zu trinken wie wir.«

»Macht Euch keine Ungelegenheit, Herr Hei-

n,« ſagte Albrecht, »ich bin ſehr ermüdet vom
n und bedarf eher des Schlafes als eines Imbiſſes
eines Nachttrunkes.«

»Einen gern gebotenen Schlaftrunk werdet Ihr
nicht verſchmähen,« verſetzte Heimeran, wäh-
Lore mit dem Verlangten erſchien und mit
enhafter Geſchäftigkeit daſſelbe dem Ritter
zte.

»So, jetzt ſetzt Euch und langet zu,« ſagte Hei-
n, zog einen alten Lehnſtuhl zu dem ſchweren
en Tiſche und ſetzte ſich ſeinem Gaſt gegenüber,
end Lore ſich auf den Stuhl des Alten lehnte
ihre ſchönen lichtblauen Augen auf dem Fremden
eilen ließ.

»Ihr ſeid wohl heute tapfer herumgeritten,«
n Heimeran, während Albrecht dem Nachtmale
r zuſprach.

»Wohl bin ich das, und ohne viel mehr als
igkeit und Hunger zu erbeuten, wie das ſchon
ei Jägersleuten geht.«

»Iſt Eure Wohnung fern von dieſem Gaue?«

»Die Burg, welche ich mit meinem Vater bewohne,
icht am Rheinſtrome, dem hohen ſinſtern
n gegenüber, welcher mit ſeinen übereinander
rmten Maſſen faſt bis in die Mitte des Rheines
ragt, und den mächtigen Strom in ſeinem
llen Laufe hemmt.«

»Hilf Himmel! dem Geiſterfelſen gegenüber.«

»So hab' ich ihn ſelbſt ſchon nennen hören, doch konnte ich nicht in Erfahrung bringen, woher er dieſen Namen erhalten.«

»Ei, das weiß ja meine Lore ganz ausnehmend gut zu erzählen, oder vielmehr zu ſingen.«

»Ach laß doch das, Vater,« verſetzte dieſe.

»Warum, du kindiſches Mädchen? wenn Einer was kann, ſo braucht er ſich deſſen nicht zu ſchämen. Weiß ich doch ſelbſt nicht, wie du zu all' der Kenntniß im Geſang und im Zitherſpiel gekommen biſt, da es dir Niemand gelehrt als die Langweile und der Zufall, der eine alte Zither ſchon vor undenklichen Jahren in meine Hütte brachte.«

»Ach thut mir doch ja dieſes zu Liebe, ſchöne Lore,« bat Albrecht, »ich horchte gar ſo gerne noch vor dem Schlafengehen auf Eure ſüße Stimme; auch denke ich um Vieles beſſer zu ſchlafen, wenn ich ſie gehört habe, da ſich wohl die lieblichen Liederklänge in meinen Traum verweben könnten, wie das ſchon oftmals zu geſchehen pflegte.«

»Wenn Ihr es durchaus haben wollt, ſo muß ich wohl Eurem Wunſche willfahren,« ſagte Lore, ſprang ſodann in den Hintergrund der Hütte und langte eine alte Zither von der Wand. — Hierauf rückte ſie einen Schemel zum Tiſche, ſetzte ſich darauf und klimperte in den Saiten.

Bald darauf ſang ſie:

Es ragt ein ſchwarzer Felſen
Inmitten in den Rhein,
Die wilden Wogen brauſen
Wie zürnend an's Geſtein.

Auf dieſem Felſen weilte
Die ſchönſte Maid am Rhein
Mit langen gold'nen Haaren,
Rheinkönigs Töchterlein.

Sie ſaß dort auf dem Felſen
Gar oft im Mondenſchein,
Und ſang viel ſchöne Lieder
Hinab zum grünen Rhein.

Oft lauſchten ihr die Schiffer,
Doch wußte ſie allein
Was ſie in ihrem Herzen
Verbarg für ſtille Pein.

Es zog ein heißes Sehnen
Sie ſtets zu Flur und Hain,
Sie wunſchte — froh wie Menſchen —
Bei Menſchen nur zu ſein.

Wohl zürnte d'rob der Alte,
Der König d'runt im Rhein,
„O bleib' auf deinem Felſen,
Mein junges Töchterlein."

„Du wirſt es tief bereuen,
So du verläßt den Rhein,
Denn trugvoll ſind die Menſchen
Und was ſie thun, iſt Schein.“

Doch that nicht ſo das Mädchen
Und floh den Fels im Rhein,
Sie wollte gar ſo gerne
Bei jenen Frohen ſein.

Seitdem nun ſteht verlaſſen
Der Felſen dort im Rhein,
Und nur des Königs Klage
Schallt noch auf ihm allein. —

„Das iſt eine recht wunderlich ſeltſame Mähre,“ ſagte Albrecht, nachdem Lore geendet hatte und die letzten Zitherklänge wie ein wehmüthiger Nachhall verklungen waren, und verſank in ein tiefes Nachdenken.

Auch Lore war um Vieles ernſter geworden, und ſenkte ihr ſchönes Flachsköpfchen hinab auf die Zither, ja die Saiten derſelben erklangen ſogar ganz leiſe, leiſe, obgleich ſie nicht berührt wurden von ihren zarten Fingern, als ob eine Thräne auf ſie hinabgefallen wäre und ſie in dieſe Schwingung geſetzt hätte.

Da aber ſagte Albrecht nach einer langen Pauſe: „Und weiß man nichts Weiteres von der feenhaften

ungfrau, wie ſie die Menſchen aufgenommen und
as ferners aus ihr geworden?«

Lore ſchüttelte ſchweigend das Haupt und ver-
arrte in ihrer früheren Stellung.

»Seht, ſo macht es das launenhafte Ding im-
er,« verſetzte Heimeran, »bald iſt ſie toll und über-
üthig, daß es kaum auszuhalten, und gleich darauf
ird ſie wieder ſchwermüthig und trübſelig, daß kein
ort aus ihr herauszubringen. Doch es iſt ſpät ge-
orden,« fuhr er fort, »und Ihr bedürft der Ruhe.
ore, weiſe unſerm Gaſt ſein Lager in deinem Stübchen,
u wirſt für heute Nacht ſchon ein Plätzchen hier außen
nden.« Auf dieſes erhob ſich Lore langſam wieder,
ing die Zither an ihren alten Ort und entzündete
n Licht an der Lampe.

»Ich danke Euch für Eure freundliche Auf-
ahme,« ſprach Albrecht zu Heimeran, »und wünſche
e Euch, recht bald entgelten zu können, und auch
uch ſchöne Lore, danke ich für Euer ſeltſames Lied
om Geiſterfelſen, obgleich es mich faſt etwas weh-
üthig geſtimmt hat, und mit ſeltſamer Beſorgniß
nd Zweifel über das Schickſal des jungen Wellenkin-
es erfüllte.«

Hierauf drückte er dem alten Heimeran die Hand,
nd folgte dem Mädchen in das Nebengemach, in
elchem er ein nettes, reinliches Lager für ſich be-
it fand.

Lore ſtellte den eiſernen Leuchter auf einen Tiſch und ging dann langſam und wie in Gedanken verſunken zur Thüre.

„Und habt Ihr keine gute Nacht für mich, ſchöne Lore?“ fragte Albrecht mit allem Schmelz ſeiner wohltönenden Stimme.

Lore wurde über und über roth, während ihre großen blauen Augen treuherzig auf Albrechts männlichem Antlitze ruhten, endlich kam ſie mit kleinen zögernden Schritten auf ihn zu, reichte ihm die Hand und ſprach mit einer Stimme, welche in der Bruſt des Ritters wiederklang: „Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“ rief Albrecht feurig, und ſeiner Stimmung nicht länger Meiſter, und drückte raſch einen glühenden Kuß auf die Roſenlippen des Mädchens.

Doch flüchtig wie ein Aal entſchlüpfte dieſes hierauf ſeinen Armen und war mit einem Sprunge zur Kammer hinaus.

Albrecht ſtarrte noch lange auf den Fleck, auf welchem die Liebliche geſtanden, und es kam ihm vor, als ob er von all dem, was ihm begegnet war, bloß geträumt habe.

Als aber der Schlaf ihn wirklich aufnahm in ſeine weichen Arme und die Traumgötter ihre bunte Bilderwelt vor ihm entrollten, da ſah er ſich wieder verſetzt an den einſamen Felſen am Rhein und erblickte ſie als das Mädchen droben, von dem ſie ge-

gen, und in ſein Ohr klang es mit tiefergreifender
imme:

„Sie wollte ja ſo gerne
Nur bei den Frohen ſein!“

3.

Die Sonnenſtrahlen funkelten bereits in den
hautropfen, welche über Kräuter und Bäumen wie
e reiche Saat von Perlen zerſtreut waren, und der
orgenwind ſchaukelte luſtig die Wipfel der friſch-
ünen Tannen, als Albrecht aus ſeinem Schlaf
wachte.

Sein erſter Gedanke war: Lore. Haſtig warf
ſich in ſeine Kleider und trat in die allgemeine
ube hinaus.

Hier traf er bereits ſeinen Wirth, welcher ſich
en anſchickte ſeine Netze zu dem vorhabenden Sal-
enfang zurecht zu richten, und der ihn mit einem
ten Morgen begrüßte.

Albrecht dankte freundlich, aber ſeine Augen
ieben immer auf die Thür geheftet, in der Erwar-
ng, daß die Erſehnte eintreten würde.

Heimeran verkündete dem Ritter, daß er für
n Pferd Sorge getragen habe, da er wohl mit die-
n umzugehen wiſſe, indem er in ſeiner Jugend Reit-
be bei dem Herrn des Gaues geweſen ſei.

Albrecht dankte ihm, doch fiel es ihm zugleich
wer auf das Herz, da er dachte, daß er nun von

dem lieblichen Lorchen, welches einen eigenthümlichen Zauber über dieſes einſame Waldhäuschen ſtreute, ſcheiden müſſe. Doch konnte er ſeine Neugierde über das fröhliche Geſchöpfchen nicht bezähmen und befragte den Alten, wie es doch gekommen, daß er Lorchens Pflegevater geworden.

„Es mögen ungefähr drei Jahre ſein,“ erzählte dieſer, „als ich eines Abends vom Fiſchzuge heimkehrte und die Kleine ganz durchnäßt und weinend am Strande ſitzen ſah.“

„Ich befragte ſie, was ſie da ſo ſpät noch wolle und wem ſie angehöre, worauf ſie mir ſagte, daß ſie die Tochter eines Fiſchers ſei, welcher am ſelben Tage mit ihr ausgefahren. Ein plötzlich einbrechendes Ungewitter hatte ſie aber auf dem Strome, in der Gegend der Bank, überraſcht, und ihren Kahn umgeworfen. Sie ſelbſt, erzählte ſie weiter, habe ſich mit vieler Anſtrengung durch Schwimmen gerettet, von ihrem Vater aber ſei nichts mehr zu hören und zu ſehen geweſen.“

„Mich dauerte das hübſche, arme, verlaſſene Kind, und ich beſchloß ſogleich es zu mir zu nehmen, und ſo lange Vaterſtelle an ihm zu vertreten, bis ſein Vater, wenn er nicht verunglückt, wieder zum Vorſcheine kommen würde, oder ſonſtige Verwandte des Kindes ſich meldeten.“

„Aber eine Woche verſtrich um die andere, es verging ein Monat um das andere, ohne daß Jemand

n das Kind eine Anfrage gethan, obgleich ich allen
ſchern der Umgegend mittheilte, daß ſich das fremde
nd bei mir befinde.«

»Bald auch ſiegte die eigenthümliche Fröhlichkeit
Jugend über den Harm und die Trauer des Kin-
s und es war als ob Lore nie einen andern Vater
s mich gehabt, und nie eine andere Hütte als die
eine gekannt hätte.«

»Täglich begleitete ſie mich und die Knechte auf
n Fiſchfang und war immer froh und guter Dinge,
cht lange ſo erwachte eine eigentliche Lerchennatur
dem Mädchen. Vom erſten Sonnenſtrahl bis zum
zten Abendſchimmer ſang es mit lieblicher Stimme
eder, von denen man nicht wußte, wer ſie ihr ge-
hrt, denen aber, wie Ihr ſelbſt wißt, recht anmu-
ig zuzuhören iſt.«

»So erblühte Lore zu einer lieblichen Jungfrau,
hielt aber immer ihr früheres kindiſches Weſen bei,
nd ſchien ganz aus Muthwillen und Leichtſinn zu-
mmengeſetzt. Oft ſchweift ſie ſtundenweit durch die
inſamkeit des Waldes dahin, ohne Furcht und
chen, wie ein leichtfüßiges Reh, aber ein Ruf von
ir bringt ſie mit Blitzesſchnelle von dem fernſten
unkte wieder in die Hütte zurück.«

»Ich kann ſagen,« ſchloß der Fiſcher ſeinen Bericht,
daß ich das närriſche Ding nunmehr ſo gewohnt bin,
aß es mich recht ſehr betrüben würde, wenn ich von
m ſcheiden müßte.«

„Wohl müßte es recht betrübt ſein, ſolch' ein liebliches Kind zu verlieren," ſagte Albrecht und in ſeinem Innern regte ſich eine recht tiefe Schwermuth über das nahe Scheiden von demſelben.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre und herein trat Lore mit einer Schale warmer Milch und Brot, dem Morgenimbiß für ihren Gaſt.

Abrecht erſtaunte nun erſt recht über die Schönheit des Mädchens, die ſich über Nacht noch um Vieles vergrößert zu haben ſchien.

Ihre Wangen glühten wie das Morgenroth auf einer Roſe, und ihr Auge glich einem Vergißmeinnicht, auf dem ein Thautropfen zittert, während ihre langen lichtblonden Haare ſich, mit dem Schimmer des reinſten Goldes, zum Theil um ihren blendend weißen Schwanenhals ringelten, zum Theil in zierlichen Flechten um das Hinterhaupt gelegt waren.

Mit einem freundlichen Knixe näherte ſie ſich dem Ritter und reichte ihm die Schale, welche ihr dieſer, ganz in ihren Anblick verſunken, abnahm, und die Fabel von der Göttin Hebe, der ewigjungen Nektarſpenderin, die ihm einſt der alte Schloßkaplan erzählte, vor ſich verwirklicht zu ſehen vermeinte.

Doch ſchien ſich ihm ſo wie dem alten Heimeran die Bemerkung aufzudringen, daß eine ſeltſame unerwartete Veränderung mit Lore's ganzem Weſen vorgegangen ſei. Sie ſchien viel ſchüchterner und mädchenhafter geworden, es kam ihnen vor, als ob die erſchloſſene Nacht bei ihr die Scheidegrenze zwiſchen em Kinde und der Jungfrau gebildet habe.

„Ei, ei, Lore, wie kommſt du mir nur heute er, wo iſt deine heitere Laune? — ſonſt ſprangſt u des Morgens immer ſingend in die Stube, und etzt —“

„Ach,“ verſetzte Lore, den Blick auf die Erde geheftet, „wie ſollte ich fröhlich ſein, da wohl in urzer Zeit unſer Gaſt die Hütte verläßt.“

„Und das betrübt dich, du liebes Mädchen?“ agte Albrecht, ihr das Köpfchen, welches ſie auf ie Bruſt geſenkt hatte, ſanft in die Höhe hebend. — Als ſich aber [illegible] Blicke begegneten, ſah Albrecht, daß ihre ſchönen blauen Augen in Thränen chwammen.

„Betrübe dich nicht,“ fuhr Albrecht fort, „wenn s dein Pflegevater nicht mißbilliget, ſo werde ich recht bald, ja morgen ſchon und übermorgen und alle Tage zu euch herüberkommen.“

„Willſt du das wirklich?“ fragte Lore voll unerſtellter Freudigkeit.

„Lore, das ſchickt ſich nicht für eine ehrſame Jungfrau,“ ſagte der Fiſcher kopfſchüttelnd.

„Warum denn nicht?“ fragte Lore, „mir liegt s ſo ſchwer auf dem Herzen, wenn ich denke, daß unſer junger Gaſt uns für immer verlaſſen ſoll, und ich glaube, wenn er nicht wieder kömmt, würde ich mein Lebelang nicht wieder froh.“

„Nein, nein, du ſchuldloſes taubenreines Weſen, ich werde gewiß wieder kommen, denn glaube mir, es regt ſich dasſelbe Gefühl in meinem Innern.“ Hierauf ſchloß er Lore zärtlich in ſeine Arme und drückte einen heißen Kuß auf ihre Stirne. —

„Hier, Alter,“ ſprach er ſodann zu Heimeran, dieſem einen vollen Beutel mit Geld in die Hände drückend, „ein kleines Vergelt für Eure Gaſtfreundſchaft. Ich hoffe, Ihr werdet einem Manne, der es ehrlich mit Euch und Eurer Pflegetochter meint, wohl nicht die Thüre weiſen, wenn er wieder bei Euch einſpricht.“

„Ihr ſeid uns immerdar willkommen, Herr,“ ſagte Heimeran, voll Erſtaunen über das viele Geld, „doch kann ich unmöglich ſolch ein reiches Geſchenk für ſo einen geringen Dienſt —“

„Behaltet immerhin,“ verſetzte Albrecht, „es kommt aus frohem Herzen, und nun lebt wohl und morgen — morgen,“ fuhr er fort, einen liebeglühenden Blick auf Lore werfend, „ſehen wir uns wieder!“

Mit raſchen Schritten eilte er nun Arm in Arm mit Lore aus der Stube, preßte das Mädchen draußen noch einmal in ſeine Arme, warf ſich ſodann auf ſein Roß und jagte in Sturmeseile fort.

Lore aber ſah ihm lange regungslos in die Ferne nach und ſang traurig:

Da ziehet er hin, der ſchöne Gaſt,
Da reitet er hin, mit Sturmeshaſt.
Es neigen die Zweig' ſich von jedem Baum,
Ihn grüßen die Blümlein auf jedem Raum,
Es rauſchet der Rhein ihm manch' ſüßen Gruß,
Es ſandte die Welle manch' lieben Kuß,
Er aber fliegt weiter mit eiligem Schritt
Und nimmt noch mein Herz in die Ferne mit.

4.

Als kaum noch der nächſte Morgen graute, hatte ore ſchon die Hütte ihres Pflegevaters verlaſſen und ar auf einen nahen, nur mit niederem Geſträuche ewachſenen Hügel geeilt, von welchem aus ſie ne gute Strecke des Thalgrundes und des ſilberblin-enden Rheines überſehen konnte. Hier ſaß ſie und blickte nverwandt nach jener Gegend hin, von wo Albrecht ommen mußte.

Stunden vergingen um Stunden, aber kein Rei-r wollte ſich in der Ferne zeigen. Endlich kam etwas aher geflogen, es war noch weit aus dem Geſichts-reiſe, aber das Auge der Liebe ſieht ſcharf und Lore kannte ſogleich den Ritter.

Ihr Herz hüpfte vor namenloſer, nie empfundener reude; ach, ſie wußte ja, daß er ihretwegen komme, aß ſeine Liebe ihn zu ihr zöge. Haſtig verbarg ſie ſich n das Geſträuch und lugte durch das Zweigig auf den Steinpfad hinab.

Jetzt kam es herangebrauſt. Sie hörte das Schnauben und das langſamere Anſchlagen der Hufe an das rauhe Geſtein.

Schon erblickte ſie die wehende weiße Feder auf Albrechts Barret und ſein dunkelgrünes Wamms. Kichernd drückte ſie ſich hinter den Strauch zuſammen und rief mit ihrer ſchalkhaften Stimme: »Guckguck!«

Albrecht blickte verwundert um ſich; denn der Ruf klang nicht wie der Ruf dieſes Vogels.

Da aber rief es ſchon wieder: »Guckguck! Guckguck!« —

Nun erkannte auch er in dem Klange die Stimme der Schäckernden und mit lachendem Munde fragte er neugierig um ſich blickend: »Ei, wo biſt du denn, du loſer Vogel Guckguck?«

»Guckguck! Guckguck! Guckguck!« aber rief Lorchen noch lauter als früher, und ſprang lachend aus dem Dickicht auf den Steinweg hinab.

Albrecht ſchwang ſich ſogleich von ſeinem Pferde und umarmte das neckiſche, muntere Mädchen mit aller Glut der erſten Liebe.

Es waren ſelige Minuten. Die Waldvöglein ſangen und die Bäume rauſchten vom leichten Morgenwinde bewegt, und alles ſchien das Feſt ihrer jungen Liebe zu feiern. Das Wiehern des Pferdes ſchreckte die Träumenden in die Wirklichkeit zurück und mahnte den Reiter, daß es auch der Labung bedürfe für den heißen Gang, den es mit ihm gemacht, und Albrecht

ſein Liebchen auf das Pferd, ſchwang ſich ebenfalls
daſſelbe und trabte mit ihm zur Hütte des alten
neran.

Heimeran ſaß vor derſelben und konnte ſich des
elns nicht enthalten, als er das Paar dahertraben
doch hatte er auch ſchon wieder auf Lore zu
äben, daß es ſich nicht ſchicke, einem Manne nach-
ufen. Lore aber merkte nicht ſonderlich viel auf
e Reden und ſchwamm in einem Himmel von
nne.

Aber auch Albrecht fühlte ſich ganz vergnügt bei
er neuen Liebe, und Stunde um Stunde verflog
er zärtlichem Gekoſe und freundlichem Geplauder.

Jede Minute machte ihn mit einer neuen Liebens-
tigkeit des Mädchens bekannt, welches allen Zau-
eines makelloſen Gemüthes vor ihm entfaltete.

Endlich war die Stunde wieder gekommen, wel-
ihn ſcheiden hieß, und traurig wie das erſte Mal,
mit der beſeligenden Beruhigung, daß ſie ſich ja
derſehen würden, geleitete ihn Lore zu ſeinem mun-
n Pferde, und ſah ihn auf demſelben dahinbrau-
in die Ferne.

Beinahe an jedem Tage kam nun Albrecht in die
te des alten Heimeran, welche bald, durch die
gebigen Spenden des jungen Ritters, von einer
ßeren Wohlhabenheit ſeines Eigenthümers als frü-
zeugte. —

Lore war ganz Liebe und Frohſinn und nur die jedesmalige Trennung von Albrecht glitt wie ein trübes Wölkchen über den Himmel ihrer Liebe, um ihn jedoch nur am nächſten Tage durch deſſen Erſcheinen um ſo glanzvoller und heller zu machen. Auf dieſe Weiſe waren den Liebenden bereits zwei Monate in ungetrübter Heiterkeit entſchwunden, als Albrecht bei ſeinem letzten Beſuche zu bemerken glaubte, daß Lore bei weitem nicht mehr ſo muthwillig und fröhlich ſei als früher.

Als ihn daher das Veſperglöckchen aus dem Thale wieder zur Heimkehr ermahnte, und Lore ihren Ritter wie gewöhnlich aus der Hütte zu ſeinem Pferde geleitete, fragte ſie dieſer: »Lorchen, mein liebes Lorchen, ſprich, was biſt du heute wieder ſo ernſt und verdüſtert?«

»Ich habe keinen Grund dazu, mein Albrecht,“ verſetzte Lore, »doch dringt ſich mir öfters eine Beſorgniß auf, der ich nicht Meiſter werden kann, und die wie ein böſer Geiſt den Frohſinn aus meiner Bruſt verſcheucht.«

„Und dieſe Beſorgniß iſt?“ forſchte Albrecht wieder?

»Daß es vielleicht nicht immer ſo bleiben wird zwiſchen uns, und daß du« —

»Und daß ich?« — fragte Albrecht.

»Daß du mich wieder verlaſſen könnteſt,« verſetzte Lore, ſich an ihn ſchmiegend und in ein lautes Schluchzen ausbrechend.

„Das werde ich nie!“ verſetzte Albrecht raſch und
mt.

„Gewiß nicht?“ fragte Lore, beſorgt zu ihm auf-
nd, während ihre Augen noch in hellen Thränen
mmen. „Ach! es würde mich namenlos elend
en!“

„Ich ſchwöre es dir bei dem Sternenhimmel über
“ rief Albrecht mit feſter Stimme, „ich werde dich
nie verlaſſen!“

Da ſcholl ein leiſes Rauſchen, wie fernes Wel-
brauſe, vom Rheinſtrome herüber. —

„Albrecht,“ fuhr Lore fort, „es iſt eine ernſte
de, wir ſind nicht allein, obgleich du es vielleicht
ſt; wirſt du halten können, was du gelobteſt?“

„Ich ſchwöre es dir!“ rief Albrecht noch kräftiger
früher. —

Kaum hatte er aber dieſes geſprochen, ſo erſcholl
Geräuſch noch heftiger, als wolle ſich mit allem Un-
m der Rheinſtrom herüber brauſen über Felſen
thäler, ſo daß Albrecht beinahe erſchrocken um ſich
e, ohne jedoch das Geringſte bemerken zu können.

Lore aber warf ſich an ſeine Bruſt und rief mit
Heftigkeit, welche alle ihre Glieder beben machte:
nn, dann bin ich das glücklichſte Geſchöpf auf
ganzen weiten Erde!“

Da verlor ſich allmälig das Gebrauſe und Gezi-
in der Ferne, und nur ein dumpfes Gemurmel,

wie das Murren eines fernen Gewitters, verhallte nach und nach durch die Waldeinſamkeit.

5.

Einige Wochen waren ſeitdem wieder vorübergegangen im allzuraſchen Fluge, wie ſie hienieden dem Glücklichen zu entſchwinden pflegen, als Lore auf ihren Ritter harrend vor der Hütte ſaß und in Gedanken verloren folgendes Liedchen vor ſich hin ſang.

Auf der hohen Felſenzinne
Sitz' ich einſam und allein,
Und die Waſſergeiſter grüßen
Mir zu Füßen,
Froh herauf vom grünen Rhein.

Unterthänig ſind die Geiſter
Mir, ſo wie dem Vater mein,
Bringen Perlen und Korallen
Als Vaſallen
Gern dem Königstöchterlein.

Doch es locken ihre Gaben
Nicht wie früher meinen Blick,
Zu den Menſchen möcht' ich gerne
In die Ferne,
Denn bei ihnen wohnt mein Glück.

Kaum aber hatte Lore dieſes Lied geendet, als ſie ſich von rückwärts umfangen fühlte, es war Al-

recht, welcher ſie ſchon aus der Ferne ſingen gehört,
nd ſich leiſe zu ihr geſchlichen hatte.

»Was ſangſt du da für ein wunderliches Lied-
en, Lore?« fragte ſie Albrecht, nachdem er ſich ihr
r Seite auf die Moosbank niedergelaſſen; »iſt mir
och, als hätte ich es ſchon einmal gehört, nur weiß
h mich nicht zu beſinnen, wann und an welchem
Orte.«

»Es iſt ein altes Lied,« verſetzte Lore und ſuchte
re Verwirrung vor ihm zu verbergen. »Ein Lied,
as ich bei meinem Vater ſingen gehört, und welches
ir aber zufällig wieder in das Gedächtniß gekommen
.« —

»Bei deinem Vater,« fuhr Albrecht fort, »das
wohl ſchon lange her, und dennoch haſt du dir die
Weiſe ſo gut gemerkt?«

Lorchen gab keine Antwort.

»Sage mir, Lore,« ſprach Albrecht nach einer
auſe, ſeinen Arm um ihren blendenden Nacken ſchlin-
end, „welche Gegend an dem Rheinſtrome nennſt du
eine Heimat?“

»Meine Heimat?« fragte Lore mit ſichtbarer Be-
angenheit; »ſie iſt — an dem jenſeitigen Ufer des
Rheines.« —

„Das Ufer des Rheines mißt eine lange Stre-
e,“ verſetzte Albrecht lächelnd, »vom Graubündner-
ande, wo er entſpringt, bis er ſich in die Nordſee
rgießt. In welcher Gegend des Stromes aber ſtand

die glückliche Hütte, in der du das Licht der Welt erblickteſt?«

»Die Hütte?« fragte Lore noch verlegener.

»Nun ja, Heimeran ſagte, daß dein Vater ſeinem Gewerbe nach ein Fiſcher geweſen ſei.«

Lore ſchwieg.

»Du ſcheinſt durch meine Fragen verlegen geworden,« ſprach Albrecht. »Warum machſt du mir ein Geheimniß aus deiner Herkunft? Glaube mir es gilt mir gleich, ob dein Vater ein Bettler oder der Beſitzer unermeßlicher Reichthümer und Länder geweſen ſei, denn ich liebe dich um deiner ſelbſt willen und werde nicht aufhören dich zu lieben. Darum gib mir Vertrauen. Mißtrauen iſt der Tod der Liebe.«

Lorchen neigte ſchweigend ihr Haupt in ſeinen Schooß und weinte.

Albrecht hierüber betroffen, ſprach: »Lore, wie kommſt du mir vor, und was ſoll ich von allem dem denken?«

Da aber erhob ſich Lore langſam und ſtarrte recht kummervoll vor ſich hin und ſagte: »Ach, das wußte ich ja, daß es ſo kommen würde.«

»Daß es ſo kommen würde?« fragte Albrecht verwundert.

»Höre, mein holder Freund,« ſagte Lore nach einer Pauſe, während welcher ſie ſich alle Mühe gab, ihre volle Faſſung zu erringen, mit einem Ernſte, welchen er noch nie an ihr wahrgenommen. »Willſt du

t ſelbſt den ſchönen Traum unſerer jungen Liebe
ſcheuchen, willſt du nicht, daß ich für dich verloren
ſoll für immer, ſo gelobe mir noch Eines!«

»Und dieſes iſt?« fragte Albrecht, und ſeine
d zitterte in der ihrigen. —

»Daß du mich nie mehr um meinen Vater, noch
meine frühere Heimat befragen willſt.«

»Welche ſonderbare Grille,« verſetzte Albrecht;
as kann es uns für einen Nachtheil bringen, wenn
es erführe?«

»Es iſt das einzige Geheimniß, welches ich vor
habe, ſo wahr als das Auge des mächtigſten Be-
rſchers aller Geiſter auf uns blickt, das einzige,
ches ich eben auch vor dir bewahren muß.«

»Du ſprichſt in Räthſeln.«

»Albrecht, du ſagteſt erſt: Mißtrauen iſt der
d der Liebe. Sollte ſich ein Mißtrauen in deine
uſt geſchlichen haben über die Reinheit meines frü-
n Lebens?«

»Beim Himmel! nein,« erwiderte Albrecht raſch,
ar begreife ich nicht« —

»So laß dir dieß genügen, mein holder Freund,«
ſetzte Lore mit dem einſchmeichelndſten Ton ihrer
imme, »und glaube feſt, daß kein Weſen dieſes Rund
ohnt, welches dich ſo grenzenlos lieben könnte
ich, keines, welches wie ich, ſeine ganze Glückſe-
keit auf dich gebaut, und deſſen Leben ihre Liebe
Nimm der Blume das Licht und ſie wird welken

in kurzer Zeit, nimm mir deine Liebe und ich werde todt ſein für dieſe Erde. Darum ehre auch du mein Geheimniß, und gelobe mir, mich nie wieder darum zu befragen.«

»Wohl,« verſetzte Albrecht, »ich gelobe es dir!«

In dieſem Augenblicke trat der alte Heimeran zu ihnen und unterbrach ein Geſpräch, welches beide in eine ſo quälende und befangene Stimmung verſetzt hatte.

Heimeran wußte viel von ſeinem Salmenfange zu erzählen, und nach und nach die Gedanken der beiden Liebenden von dem früheren Gegenſtande abzulenken, ſo daß am Ende die alte Heiterkeit wieder in ihre Gemüther zurückkehrte und ſie mit der früheren Innigkeit und Wärme erſt ſpät am Abend von einander ſchieden.

6.

Eines Morgens, als Albrecht eben ſein Pferd wieder zu ſatteln gebot, um zu der einſamen Fiſcherhütte hinüber zu reiten, ließ ihn Herr Kunibert, ſein Vater, zu ſich rufen.

Der Junker erkannte ſogleich an den Mienen des Alten, daß er etwas Beſonderes auf dem Herzen haben müſſe, und hatte ſich auch nicht geirrt, denn, nachdem dieſer einige Gänge durch das Zimmer gemacht, blieb er plötzlich vor Albrecht ſtehen, und redete ihn folgendermaßen an: »Albrecht! du ſiehſt, mein Scheitel iſt kahl und weiß geworden, und die Zeit

wohl die längſte geweſen ſein, welche wir bei-
n waren.“

„Du warſt immer ein guter Sohn, der mir viel
e und wenig des Kummers gemacht, und ich
aher, daß du deinem alten Vater, der am Rande
rabes ſteht, die letzte Lebensfreude nicht verſagen
die du ihm noch bereiten kannſt.“

„Befehlt, mein Vater!“ verſetzte Albrecht, „und
ewiß, daß Alles geſchehen ſoll, was in meinen
en liegt.“ —

„Das erwartete ich von dir,“ ſagte Kunibert und
ſeinen Sohn gerührt auf die Stirne. „Sieh,
cht,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „ich möchte
Welt nicht gerne verlaſſen, ohne den Gedanken
nehmen, daß das Geſchlecht der Ritter von Rhein-
ortdauern werde nach meinem Tode. Du biſt der
ge und letzte Sproſſe meines Stammes, auf dir
n beruht daher die Erhaltung desſelben, und die
nung einer Fortpflanzung. Du haſt nun die Jahre
Mannbarkeit erreicht, biſt ausgerüſtet mit Körper-
und manchen Geiſtesgaben, deren ſich nicht viele
s Ranges zu rühmen wiſſen werden. Die Freude,
u mir nun vor meinem Tode noch bereiten ſollſt,
ht darin, daß du mir eine Tochter und dir eine
ende Gattin aus den Reihen der adeligen Jung-
en wählen möchteſt.“

„Mein Vater!“ ſtotterte Albrecht.

„Antworte mir nicht, Albrecht, überlege erſt erwäge und dann ſage mir deine Meinung. — Der Schritt, den du thun ſollſt, erfordert allerdings der Überlegung; denn einmal gethan, iſt er nicht zurückzunehmen.«

»Ach! mein Vater,« erwiderte Albrecht, indem er einen heißen Kuß auf ſeine Hand drückte, »Ihr ſeid ſo ſehr beſorgt für mein Beſtes, daß ich auch hierin nur Eure Liebe, Eure väterliche Sorgfalt erkenne; doch dächte ich, daß es noch lange nicht ſo dringend ſei, dieſen Schritt zu thun, als Ihr wohl glaubt. Obgleich an Jahren vorgerückt, ſeid Ihr noch immer kräftig und heiteren Geiſtes und werdet gewiß noch durch ein langes Leben Euren Sohn erfreuen.«

»Mein Sohn!« verſetzte Kunibert, »die Tage der Jugend ſind Knoſpen, welche Blüthen und Früchte verſprechen, obgleich auch ſie ein Sturmwind mit ſich nehmen kann, bevor ſie uns mit jenen erfreuen; die Tage des Alters aber ſind gelbe Blätter, welche nur eines geringen Lufthauches bedürfen, um von dem dürren Aſte hinweggeführt zu werden.«

»Darum noch einmal, führe es dir wohl zu Gemüthe, was ich dir geſagt. Vor Allem mache ich dich auf eine Jungfrau, tadellos hinſichtlich ihrer Schönheit und Geburt, aufmerkſam. Es iſt die vielberühmte und allgemein geachtete Tochter des Ritters von Katzenellenbogen, Namens Zenobia. Viele der mächtigſten Edlen des Rheingaues haben bereits um ihre Hand geworben, aber keinem konnte es gelingen das

der reizenden Jungfrau zu gewinnen. Nächſter
wird ſie mit ihrem Vater in unſere Burg einſpre-
und du wirſt dann ſelbſt in den Stand geſetzt ſein,
on der Schönheit, Frauenanmuth und Tugend
Fräuleins Überzeugung zu verſchaffen, und zu
theilen, ob der Ruf von ihr zu viel geſprochen
“

„Es wäre mir unlieb,“ fuhr Kunibert fort,
n dieſe Andeutung dir die Meinung beibrächte,
wolle ich dich zwingen dem Fräulein deine Hand
ichen, das ſei ferne von mir; doch kann ich nicht
n, zu geſtehen, daß mein ſehnlichſter Wunſch in
llung ginge, wenn dieſe Blume der adeligen
gfrauen meinem theuern Albrecht als Gattin zum
re folgte. Und nun gehabe dich wohl, und gehe
erhin deinem Weidwerk nach; denn wohl weiß ich
daß du ſeit Kurzem ein gar eifriger Jäger gewor-
biſt.“ Nach dieſen Worten ſchüttelte der biedere
ibert noch einmal ſeinem Sohne die Hand, und
eß das Gemach.

Noch lange ſtand der junge Ritter betäubt, als
in Lichtſtrahl vor ihm in die Erde gefahren wäre;
ich erholte er ſich wieder, aber nur um von einem
ng von Gefühlen beſtürmt zu werden, welche ſein
zerfleiſchten.

Sollte er ſich dem Greiſe entdecken, ihm ſagen,
er eine Fiſcherdirne liebe, ein Mädchen, über
n Abkunft ein geheimnißvoller Schleier gebreitet

iſt? nimmermehr; ſo ſehr konnte er ſeinen guten alten Vater nicht am Rande des Grabes kränken, ebenſowenig aber konnte er den Gedanken faſſen, Lore zu entſagen.

Ohne zu einem Entſchluß gekommen zu ſein, oder zu begreifen, wie ſich dieſes Alles noch entwirren würde, verließ er das Gemach, um ſich Luft in einem Ritte zu machen, welcher ihn wie gewöhnlich in die weichen Arme ſeines räthſelhaften Fiſchermädchens bringen ſollte.

7.

In tiefen Gedanken verſunken, verfehlte aber Albrecht dießmal den gewohnten Pfad und bemerkte es erſt, als er ſchon tief in die unwirthbare Wildniß gerathen war. —

Vergebens ſuchte er nach einem Ausweg aus derſelben, es ſchien, als habe ihn eine zauberiſche Macht in ihre Kreiſe gebannt, und ſpiegle ihm Gegenden vor, welche ſein Auge noch nie geſehen hatte.

Hier klafften vom Blitz getroffene Bäume mit zerſplitterten Stämmen und weithin vorragenden Äſten, hier wucherte das üppige Unkraut über gefallene Rieſenſtrunke, dort wieder verwirrte ſich Baum und Strauch zum undurchdringlichſten Gitter. Nur mit großer Mühe vermochte ſich Albrecht mit ſeinem Roſſe durch das Zweigig durchzuzwängen.

Schon war die Sonne hinter die Berge verſun-

d noch immer hatte der ermattete Reiter keinen
ten Pfad gefunden.

etzt warf der Mond ſein bleiches melancholiſches
uf die öde lebloſe Waldeinſamkeit. Da blitzte es zur
n durch das Laubwerk. Albrecht lenkte ſein Roß
er Gegend. Es war der Rhein, welchen der
mit ſeinem Schimmer übergoß.

Nun hatte er gewonnenes Spiel, bald fand er
ch in der Gegend zurecht, doch ſah er zu ſeinem
 Mißmuthe, daß er noch ferne von ſeiner Fi-
ütte ſei.

Langſam ritt er nun, umgeben von dem Schwei-
er Nacht, an dem wildbewachſenen Rheinufer

Da war es ihm mit einmal, als hörte er eine
ekannte Stimme.

Er horchte mit geſpanntem Ohre und täuſchte
cht, es war Lore's Stimme. Was ſollte ſie hier
ſer Einſamkeit? wie käme ſie hierher aus der
 Hütte, und um dieſe Stunde? Dieß wa-
e Fragen, welche er ſich vergebens zu löſen be-
.

Jedoch war er feſt entſchloſſen das Geheimniß zu
nden. Er lenkte daher ſein Roß langſam durch
ickicht und ſtand bald, nur von dem äußerſten
ngebüſche bedeckt an einer Stelle, von welcher er
 guten Theil des Ufers überſehen konnte. Aber
 ein Anblick bot ſich ihm dar!

Das Ufer des Rheines bildete hier eine Art Felſenbucht, welche rings wirres Geſträuch umwucherte.

Am äußerſten Rande des Ufers ſtand Lore, nur von einem leichten weißen Kleidchen umweht, die langen blonden Haare wirr um die Achſel und Schulter hängend, und blickte, mit einer Hand ſich an den Aſt einer alten Ulme haltend, welche weit über das Ufer in das Waſſer hinausragte, in den Strom hinab.

Aus dieſem aber ſchaute dem Ritter ein ſeltſames Gewirr undeutlicher Geſtalten entgegen. Es ſchienen Gruppen von rieſigen ſchilfbekränzten Männern mit grünlichen Haaren, von reizenden Meerfräulein und von Wellenmädchen, und von ſeltſamen niegeſehenen Thierungethümen, welche einen Mann umgaben, der, wie es ihm dünkte, auf einem Thron von Muſcheln und Korallen ſaß.

Dieſer Mann hatte ein ernſtes, ehrwürdiges Anſehen, langes ſchneeweißes Haar und einen Bart von gleicher Farbe, deſſen Ende er jedoch nicht abſehen konnte. Auf ſeinem Haupte aber blitzte eine goldene ſeltſam gezackte Krone und ſeine nervigte Rechte hielt eine Art Dreizack.

Über dieſes ganze Bild wogten die Fluten des Stromes in ihrem Wechſellauf dahin, daß Albrecht es bald ganz deutlich, bald nur höchſt verzerrt und undeutlich zu ſehen vermochte. Kaum ſeinen Augen trauend, harrte der erſtaunte Ritter wie zur Bildſäule

, und mit hochklopfendem Herzen, auf das was
h kommen würde.

Da beugte ſich Lore noch tiefer zu den Fluten
ſo daß ihre langen Haare faſt den Saum ver-
berührten und ſprach mit gedämpfter Stimme:
uäle mich nicht, mein alter Vater, weil ich nicht
einem Willen einem deinesgleichen meine Liebe
nkt habe, ſondern ſie einem Weſen anderer Art
dete. Ach! du thuſt deinem armen Kinde unrecht,
; was kann ich dafür, daß ich den ſchmucken
ichen Jüngling ſo ſehr liebe, wie ich noch nichts
t habe, und deine grauen Genoſſen drunten nie-
lieben könnte. Doch wenn du mir auch noch
zürnen würdeſt, ſammt all'deinen Waſſergeiſtern,
aß ich dir doch meinen Entſchluß verkünden, der
ederruflich iſt. Höre alſo: Ich will dein Element
mmer verlaſſen um ſeinetwillen. Ich will meine
ndgeſpielinnen und Freudenplätze, unſere kriſtalle-
Palläſte und ſmaragdnen Gärten, ſo bezaubernd
ſie ſind, nicht wiederſehen, ich will meiner Ho-
entſagen und deinen Schätzen, und an den Chriſt
ben, von dem wir noch nichts wiſſen in unſerer Ab-
iedenheit drunten."

Auf dieſe Worte ſchien das Bild unter einem dum-
Getöſe plötzlich in einander zu laufen, doch gleich
uf erblickte Albrecht, daß ſämmtliche Geſtalten
einen Ausdruck des heftigſten Schreckens und
etzens angenommen hatten, eine tiefe ſchauer-

erregende Stimme aber, welche dem alten König anzugehören ſchien, rief herauf: »Bethörte! er wird dich verlaſſen!«

»Nein! nimmermehr!« erwiederte Lore, »das wird er nicht!«

»Er wird es,« donnerte dieſelbe Stimme, und fuhr dann um vieles ſanfter fort: »Lorelei, mein Töchterlein, beſinne dich und kehre zurück an die Bruſt deines Vaters!«

Lore ſchüttelte langſam das Haupt.

»Kehre zurück zur ewigen Jugend, zur ungetrübten Freude, zu deinen Geſpielinnen, die um dich weinen, o kehre zurück aus dem Thale der Vergänglichkeit und Täuſchung!«

»Kommt!« rief der Alte wieder, »ihr Jugendgefährtinnen meiner Tochter, ihr Genoſſen und Beſchirmer meiner Schätze, flehet mit mir, daß ſie wieder zurückkehre zu den Ihren!«

»Kehre zu uns zurück!« erſcholl es im dumpfen Chore und der alte König ſtreckte ſeine Arme nach ihr aus, und alle Waſſergeiſter folgten ſeinem Beiſpiele und ſtreckten ihre Arme nach Lore aus; und Albrecht ſchien es, als ob dieſe immer länger und länger würden, ſo daß die Hände der Meiſten endlich über das Waſſer herausragten.

Lore aber rief nach einem inneren Kampfe: »Umſonſt, ich kann nicht!«

In dieſem Augenblicke verhüllte eine ſchwarze

Wolke den Mond, und als dieſer ſeinen vollen Schein
ieder auf die Gegend warf, war Alles verſchwun-
en, nur der Rhein tobte ungeſtüm und warf ſeine
Wellen wie zürnend an das Ufer, und was Albrecht
ir die Hände der Waſſergeiſter gehalten hatte, ſchaute
och immer aus den Fluten als eine Menge weißer
elſenklippen und kleiner ſpitzer Riſſe.

Albrecht wußte nicht, ob er dieſes Alles wirk-
ich geſehen oder bloß geträumt habe, und ließ von
inem ſeltſamen Grauen befallen, faſt unbewußt ſeinem
Roſſe die Zügel.

8.

Albrecht war wie ein Träumender lange Zeit durch
ie Waldnacht fortgeritten, ohne darauf zu denken,
wohin er gelangen würde, als ihn ein wüſtes ſchallen-
des Gelärme aus ſeinem Nachſinnen ſchreckte.

Er blickte um ſich und gewahrte zwiſchen Bäumen
und Geſträuch eine einſame hölzerne Hütte, aus deren
erblindeten Scheibenfenſtern ihm Licht entgegen ſchim-
merte.

Dieſe Hütte war eine Waldſchenke, und ſchien,
nach den rauhen Männerſtimmen und dem Becherge-
klirre zu ſchließen, welches in derſelben wirr durch-
einander ſcholl, mit Gäſten angefüllt.

Albrecht bedachte ſich nicht, ſprang von dem
Pferde und pochte an die morſche Thüre.

Nicht lange, ſo erſchien der Beſitzer dieſer Waldwirthſchaft mit einem brennenden Kienholze in der Hand, und begrüßte den Angekommenen.

Albert hieß ihn ſein Pferd an einen Pflock binden, und trat in die niedere Gaſtſtube.

Hier ſaßen ein Dutzend Reiſiger bei ihren Weinkrügen und unterhielten ſich lärmend und polternd nach Art der Lanzknechte unter einander, während andere auf und unter den Bänken lagen und ſchliefen.

Der Ritter warf ſich auf ſeinen Stuhl und ließ ſich Wein bringen. Die Hand an die Stirne gepreßt, achtete er nicht viel auf das Treiben der Kriegsleute, welche eben einen ihrer Kameraden beſtürmten, ihr Trinkgelage mit einem Liede zu würzen.

»Wenn Ihr es durchaus verlangt,« rief dieſer, »ſo will ich Euch noch ein kleines Lied ſingen, wie es mich ein Schiffer am Rhein gelehrt, Ihr müßt aber nicht lachen, weil meine Stimme etwas rauh und heiſer« —

»Na, thu' nur erſt einen rechten Schluck,« rief einer der Zechgeſellen, »das gibt der Stimme einen friſchen Klang!«

Der Kriegsmann ließ ſich dieß nicht zweimal ſagen, und begann, nachdem er einen tüchtigen Trunk gethan:

Es ragt ein Fels im grünen Rhein,
D'rauf ſitzt ein blondes Mägdelein,
O Schiffer laß dich warnen!

Das ſchaut hinab die ſteile Wand,
Hält eine Harfe in der Hand,
O Schiffer, laß dich warnen!

Und kommt ein Schiff den Strom heran,
So faßt es ſeine Harfe an,
O Schiffer, laß dich warnen!

Es lockt daraus gar ſüßen Klang,
Und ſingt dazu gar ſchönen Sang,
O Schiffer, laß dich warnen!

Und wem der Sang erſchallt in's Ohr,
Der blicket wie bethört empor,
O Schiffer, laß dich warnen!

Er denkt auf Ruder nicht und Schiff,
Denkt nicht auf Well und Felſenriff,
O Schiffer, laß dich warnen!

Er hört allein des Mägdleins Sang,
Er hört nur ihrer Harfe Klang,
O Schiffer, laß dich warnen!

Doch bald hat ihn die Flut erfaßt
Und zieht zum Abgrund ihn mit Haſt,
O Schiffer, laß dich warnen!

Zu ſpät, zu ſpät wird's jetzt ihm klar,
Daß jenes Lied ſein Grablied war, —
O Schiffer, laß dich warnen!

»Das haſt du gut gemacht, Jodok,« ſagte ein alter, weinrother Lanzknecht, als der Sänger geendet hatte, »du ſollſt leben!« und hierauf ſtießen Alle lärmend ihre Krüge zuſammen.

»Aber ſagt mir nur?« fragte einer der Reiſigen, »hat es denn ſeine Richtigkeit mit dieſer Jungfrau am Rheinfelſen, oder iſt es nur ſo eine Fabelei?«

»Hätteſt du geſehen was ich geſehen habe,« ſagte ein junger blondbärtiger Reitersmann, welcher ſich durch ſeine kräftige Geſtalt vor den andern auszeichnete, »ſo würdeſt du an der Wahrheit der Sache keinen Zweifel hegen.«

»Na, was haſt du denn geſehen?« fragte dieſer.

»Heraus, heraus damit!« tobten die Andern.

»Es iſt wohl ſchon über drei Jahre her,« begann der Aufgeforderte, »als mein Herr, der tapfere Falkenſtein, mit dem von Schönberg in einer Fehde begriffen war, und uns hinterbracht wurde, daß dieſer geſonnen ſei unſere Burg in der Andreasnacht zu überfallen.«

»Der alte Herr ſetzte in mich ein großes Vertrauen, und ſendete mich zur Nacht heimlich aus der Burg, um den Rheinfels und die andern Nachbarn zur Hülfe aufzufordern, welche denn auch nicht lange auf ſich warten ließen. Da ergab es ſich denn, daß ich gerade zwiſchen Eilf und Zwölf an dem Geiſterfelſen, der mitten in den Rhein hineinragt, vorbeireiten mußte. Kaum in der Nähe deſſelben gelangt, hörte ich plötz-

eine Frauenſtimme, welche von dort herüber kam,
ſo lieblich und wunderherrlich erklang, daß mir
Herz im Leibe bebte.

Ja ſelbſt mein Roß ſchien von den Klängen ganz
ubert und wollte nicht von der Stelle; und ſo
hten wir Beide, und die Töne klangen immer lieb-
r und wunderſamer, und wie ich ganz in Stau-
aufgelöſt nach dem Felſen hinüberblickte, da ge-
rte ich im hellen Mondenſchimmer auf der Spitze
ſelben ein Mädchen von nicht beſonderer Größe,
langen wehenden Haaren, das eine Art Harfe in
Händen hielt, und mit derſelben ihren Geſang
leitete.

Von nun an konnte ich mein Auge nicht mehr
n dem Mädchen abwenden, und ich weiß nicht, be-
uberte mich mehr der Anblick ihrer Geſtalt oder der
ang ihrer Stimme; genug ich ſtand wie eingewur-
t und außer mir ſelbſt gebracht.“

„Und wie biſt du wieder zu dir gekommen?“
agte einer der Reiſigen.

„Durch eine Fügung des Himmels, welcher in
lber Stunde noch einen frommen verſpäteten Pilgers-
ann des Weges ziehen ließ, dieſer faßte mit kräftiger
and mein Pferd an dem Zügel und riß es mit ſich
rt, ſo ſehr es ſich auch dagegen ſtemmte und ſträubte,
is uns die Töne nicht mehr erreichen konnten mit ihrer
eſtrickenden verführeriſchen Zaubermacht, worauf es
ir wie ein Stein von der Bruſt fiel.“ —

»Aber ſage mir, Bruderherz,« fragte einer der Reiſigen, »warum ſingen denn dieſe Waſſerjungfrauen eigentlich?«

»Warum? ei, du Tölpel, um junge rüſtige Rittersleute in ihre Garne zu locken, wie ſie deren ſchon gar viele verlockt haben, die ihnen leichtgläubigerweiſe ein Gehör geliehen, und ſie dann hinabzuziehen in ihr zauberhaftes Waſſerreich, wo ſie ihnen als Sklaven dienen und ihrer verbrecheriſchen Liebe fröhnen müſſen.«

»Und haſt du ſonſt nichts mehr gehört von der Waſſerfee auf dem Geiſterfelſen?«

»Ich ſelbſt habe es wohl bleiben laſſen, jemals den Weg wieder an jenem Felſen vorbei zu nehmen. Mein Retter aber erzählte mir noch Manches von der betrüglichen Syrene, er nannte mir ſogar ihren Namen, wartet nur, ich muß mich erſt beſinnen — wie hieß er ſie doch?« —

»Lore!« ſchrie wider Willen der Ritter, welcher dem Erzähler mit geſpannter Aufmerkſamkeit und von der peinlichſten Unruhe gefoltert, zugehört hatte.

»Lore! ganz recht, Herr!« verſetzte raſch der Reiſige, »ach! ſo wißt Ihr auch darum? Lore, Lorelei, Lurlei, ja, ja, ſo war's, ſo nannte er ſie.«

Da aber vermochte ſich Albrecht nicht länger auf ſeinem Stuhle zu erhalten, außer ſich riß er ſich empor, und taumelte gleich einem Trunkenen aus der Stube.

Bald ſaß er wieder auf ſeinem Roſſe und trabte
n banger Unruhe und folterndem Zweifel zerriſſen
rch die ſinſtere Nacht dahin, eine Stimme in ſeinem
nneren donnerte ihm unaufhörlich zu, daß er Un-
cht gethan, ſich der zauberiſchen Dirne hinzugeben,
d an ſein Ohr ſummte fortwährend der Rundreim
nes Liedes: O Schiffer, laß dich warnen! und den-
ch tauchte wieder Lore's lieblich rührende Geſtalt,
it den ſchönen treuherzigen Augen und den langen blon-
n Haaren, vor ihm auf, und ſtrafte jene Stimmen
igen.

In ein Meer von Widerſprüchen und Zweifeln
ſtürzt, langte er erſt gegen Morgen verſtört und er-
höpft auf Burg Rheinfels an.

9.

Die reizende Zenobia war mit ihrem Vater, dem
itter Humpert von Katzenellenbogen, auf Rheinfels
gekommen und hatte die Schilderung des alten Ku-
bert nicht zu Schanden gemacht.

Sie war eine jener hohen jungfräulichen Geſtal-
, welche uns gleich bei ihrem erſten Anblicke Hoch-
htung und Bewunderung zugleich einflößen.

Ihr kaſtanienbraunes Haar fiel zu beiden Seiten
s ſchönproportionirten Hauptes in reicher Lockenfülle
rab und erhöhte das feine Inkarnat ihrer Wangen
d den Schnee des Nackens. Ihr Wuchs war ſchlank

und edel, ihre Bewegungen ungezwungen und anmuthig.

Der alte Kunibert ſuchte durch Feſtlichkeiten aller Art ſeine Gäſte zu vergnügen, bei welchen natürlich ſein Sohn nicht fehlen durfte.

Auch konnte es ſich Albrecht nicht verhehlen, daß Zenobia auf ſein Herz einen tieferen Eindruck gemacht habe, als er erwartet hatte; unwillkürlich drängte ſich ihm ihr Bild vor die Augen und ſetzte dadurch immer mehr und mehr jenes ſeiner früheren Geliebten in den Hintergrund.

Noch immer mit ſich ſelbſt im Streite, ob er dieſer neuen Neigung in ſeinem Herzen Raum geben, oder den Schwur halten ſollte, den er in ſeiner erſten Liebesglut dem räthſelhaften Fiſchermädchen geleiſtet, gerieth er immer mehr in die Liebesgarne der ſchönen Zenobia, deren Herz ebenfalls für den kräftig deutſchen Jüngling nicht unempfindlich geblieben war.

Nicht lange, ſo ſuchte Albrecht voll Begierde die Gegenwart des ſchönen Gaſtes, welches er anfänglich aus bloßer Höflichkeit nicht vermeiden konnte.

Zwei Tage waren auf dieſe Weiſe vorübergegangen, als ſich Albrecht nach einem fröhlichen Bankette, welches bis ſpät in die Nacht hinein gewährt hatte, doch ganz berauſcht von der Schönheit und Liebenswürdigkeit des Fräuleins, in ſein Gemach, welches die Ausſicht auf den Rheinſtrom hatte, begab, und ſich, in ſeinen Gedanken nur mit ihr beſchäftigt, auf ſein Lager ſtreckte.

Er war noch nicht lange dort gelegen, als es ihm plötzlich vorkam, als trete drunten der Rhein aus ſeinen Ufern und käme immer näher herangezogen gegen die Burg, und ſtiege endlich gar, zur ungeheuren Waſſerſäule geworden, immer höher und höher über die bemooſten Felſen heran, und dazwiſchen, dünkte es ihm, vernehme er ein leiſes verhaltenes Weinen; als aber die Waſſerſäule ſein Fenſter erreicht hatte und ſich durch dasſelbe in ſein Gemach wand, da war es nicht mehr eine Waſſerſäule, ſondern Lorelei ſelbſt, in weiße Schleier gehüllt, welche ſehnſüchtig die Arme nach ihm ausbreitete und ſchluchzte: „Ach, mein lieber Freund, ſo iſt es nun wirklich geſchehen, was ich ſo ſehr gefürchtet? du haſt mich verlaſſen und vergeſſen, wie ein überdrüſſiges Spielzeug und ich habe dich ſo innig, ſo grenzenlos geliebt, und alles für dich hingegeben, was ich zu geben hatte. Ach, Albrecht! was that ich dir doch, daß du mich in ſolch' ein namenloſes Elend geſtürzt?«

Da erwachte Albrecht aus ſeinem Traume. Deutlich hörte er noch das Rauſchen der Flut, wie dieſe über die Felſen hinabſtürzte, und ſah wie die weißen Schleier der Lorelei vom Mondenſchimmer beleuchtet zum Fenſter hinausgleiteten.

Als er aber von einem unnennbaren Weh erfaßt, an das Fenſter ſprang, lag die Gegend ruhig und regungslos im Dunkel der Nacht, nur von dem finſtern Felſen, welcher wie ein ſchwarzes Ungethüm ſeinem Fenſter gegenüber lag, erſcholl es wie dumpfes leiſes Weinen.

Nachdem er aber am nächſten Morgen aufwachte, hielt er alles für Ausgeburten ſeiner aufgeregten Einbildungskraft, er zürnte wider ſich, wie er ſo lange noch mit ſich uneinig ſein könne, ein heidniſches fremdartiges Zauberweſen, deſſen Liebesgarnen er glücklicherweiſe entronnen ſei, aufzugeben, und um die Gunſt der herrlichen Zenobia zu werben.

Das Bild der Lieblichen vor Augen und in dem Herzen, eilte er in den Burggarten, um in dem Erwachen der Natur ſein nächtliches Traumgebilde zu vergeſſen.

Dort angelangt wurde er aber durch Zenobia's Anblick, welche ſinnend vor einem blühenden Roſenſtocke ſtand, in das lebhafteſte Entzücken verſetzt.

Auch Zenobia befand ſich durch das plötzliche Erſcheinen Albrechts in einer lieblichen Verwirung, und beide ſuchten vergebens nach Worten, um ſich ihrer peinlichen Lage zu entziehen.

Zenobia's Verlegenheit ſteigerte ſich mit jeder Sekunde, ſie ſchlug die Augen zu Boden und ſie pflückte, unbewußt deſſen was ſie that, eine Roſe von dem Buſche.

Da aber, ſeiner nicht mehr mächtig, ergriff Albrecht heftig ihre Hand, ſtürzte vor ihr auf die Knie, und ſprach: »Zenobia! vernehmt es endlich, was ich nicht länger zu verſchweigen vermag, vernehmt, daß dieſes Herz in namenloſer Liebe für Euch glüht und Euer Beſitz das einzige Glück iſt, nach dem es ringt. Sprecht, was habe ich zu hoffen?«

Eine hohe Röthe hatte bei dieſen Worten Zenobia's Wangen überzogen, ſie vermochte nicht zu ſprechen und zitterte ſichtbar, endlich faßte ſie ſich wieder, entzog ihm ſanft ihre Hand, ließ jedoch die gepflückte Roſe zu ſeinen Füßen fallen und entfloh.

Albrecht hob im ſeligſten Liebestaumel die Roſe auf und preßte ſie glühend an ſeinen Mund, hierauf befeſtigte er ſie an ſeinem Hute und folgte der Entflohenen, einen Himmel voll Seligkeit und Wonne in ſeinem Herzen, in die väterliche Burg.

10.

Noch an demſelben Morgen eröffnete Albrecht ſeinem Vater, was zwiſchen ihm und Zenobia vorgefallen, und Kunibert, außer ſich vor Freude über die Liebe ſeines Sohnes, verſprach dieſem nach Beendigung der Jagd, welche er an dieſem Tage ſeinen Gäſten zu Ehren veranſtaltet hatte, bei Ritter Humbert um Zenobia's Hand für ihn zu werben.

Bald erſchollen die Harſthörner im Schloßhofe, die Jagdluſtigen zum Aufbruche mahnend. Schon hatte ſich Kunibert und Albrecht, mit Speer, Horn und Waidmeſſer verſehen, eingefunden. Die Roſſe ſtampften den

Sand und ſchüttelten die Mähnen, die Rüden klafften und die Falken auf den Händen der Diener breiteten ihre Flügel, alles ſchien ungeduldig auf das Zeichen zum Aufbruche zu harren, ungeduldiger als Alle harrte Albrechts Herz auf Zenobia's Erſcheinen.

Endlich erſchien ſie, ein einfaches grünes Jagdkleid zeichnete in ſeinem Faltenwurfe das ſchöne Ebenmaß ihrer Glieder noch reizender als ihre gewöhnliche Tracht, und eine grüne wehende Feder, welche von ihrem Hute herabnickte, gab ihr ein kriegeriſches kühnes Anſehen.

Zenobia's erſter Blick fiel auf Albrecht, ſie erkannte die Roſe, und ihre Wangen übergoſſen ſich mit Purpur.

Alſogleich wurde das Zeichen zum Aufbruche gegeben und luſtig klangen die Hörner durch die Stille des Morgens und der Waldnacht, und der zahlreiche Jägertroß jagte fröhlich und wohlgemuth ſeiner Waidmannsluſt nach.

Tiefer in den Forſt gelangt, zerſtreuten ſich in Kurzem die Jäger, je nachdem hier oder dort ein Wild von den Hunden aufgejagt wurde, nur Albrecht und ein Knappe blieben in Zenobia's Gefolge.

Sobald Albrecht ſich ohne Zeugen ſah, drängte er ſein Pferd an das ihre und ſprach: „Mein edles Fräulein! verzeiht Ihr mir, daß ich es wagte, Euer früheres Benehmen im Garten zu meinem Gunſten zu deuten und dieſe Roſe, welche Euch dort entfiel, als ein Geſchenk von Eurer Hand zu betrachten?«

»Ihr habt meine Empfindung nicht mißdeutet, Albrecht!« verſetzte Zenobia, »darum behaltet immerhin die Roſe als ein Zeichen Eurer Dame, jedoch bedenkt, daß Roſen ſchnell verwelken.«

»Eben aus dieſer Urſache,« verſetzte Albrecht, »laßt die ſchöne flüchtige Roſenzeit nicht vorübergehen, ohne durch Eure Reize, gleich der Roſe den Auserkornen zu beglücken, wie es der Schöpfer den zarten Blumen überhaupt zur Beſtimmung und Pflicht gemacht.«

»Kann ich das aber auch?« fragte Zenobia.

»Nur Ihr allein,« antwortete Albrecht.

»Nun,« verſetzte Zenobia, ihn liebevoll anblickend, »ſo muß ich mich wohl meinem Schickſale fügen.«

»Zenobia!« rief Albrecht glühend. —

»Halt! halt!« entgegnete dieſe, »hier iſt nicht der Ort mit den Hof zu machen, und wir dürfen nicht die ſchlechteſten der Jäger ſein. Hallo! Hallo! dem Wilde nach!« rief ſie ſodann, ſpornte ihr Roß und ſprengte waldeinwärts und bald hatte Albrecht volle Gelegenheit die Kühnheit und Anmuth ſeiner Gefährtin als kunſtverſtändiger Jäger zu bewundern.

Gleich einer Amazone flog Zenobia ihm zur Seite dahin, ſetzte unerſchrocken über Gräben und Hecken, und warf mit einer Sicherheit ihren Jagdſpeer nach dem flüchtigen Wilde, welche Albrecht in Erſtaunen ſetzte. —

Schon war beinahe die Halbſcheid des Tages im Genuſſe dieſer kriegeriſchen Vergnügung dahin geſchwunden, als die Jagdhörner die zerſtreuten Jäger wieder zuſammen riefen.

Auch Zenobia und Albrecht ließen nun von fernerer Verfolgung des Wildes ab, und lenkten ihre Roſſe nach dem allgemeinen Verſammlungsorte.

Um zu dieſem zu gelangen, hatten ſie nur noch durch einen kleinen Bach zu ſetzen, welcher vom Berggewäſſer angeſchwellt, durch tiefe Schluchten ſich ſchlängelte, um ſich weiter unten in den Rhein zu ergießen. Schon umſpülten die friſchen Wogen die Flanken des munteren Pferdes, welches Zenobia trug, als Albrecht das ſeine eben in die Flut hinunterſteigen ließ. Zufälligerweiſe ſtreifte er in dieſem Momente mit dem Haupte an das niedere Baumgeäſte, wodurch ſein Hut in die Wellen geſchleudert wurde.

„Meine Roſe!“ rief Albrecht, und wendete ſich raſch nach dem Knappen, welcher in einiger Entfernung gefolgt war, und ſagte zu dieſem: „Schaff mir den Hut, und du ſollſt reich belohnt werden.“

Alſogleich ſchwang ſich der Knappe von ſeinem Pferde und ſtürzte ſich in die Fluten.

In wenigen Sekunden ſchon erſchien er wieder und überreichte Albrecht den Hut.

Die Roſe aber war von demſelben verſchwunden, und an ihrer Stelle eine weiße Waſſerpflanze ſichtbar.

Auf das heftigſte beſtürzt über dieſen unerwarteten Tauſch, rief Albrecht, als er die ſeltſame Blume anſichtig wurde: „Ha! ſo verfolgſt du mich noch bis hieher, du verdammtes Waſſergeſpenſt!“ riß nach dieſen Worten die Blume vom Hute herab, und ſchleuderte ſie weit von ſich in die Wellen, worauf er, ſeine innere Aufregung ſo gut als möglich bergend, ſeiner reizenden Gefährtin folgte.

11.

Schon am nächſten Tage nach der Jagd warb der alte Kunibert feierlichſt bei dem Ritter von Katzenellenbogen für ſeinen Sohn, und Herr Humbert willigte mit Freuden in dieſe Verbindung, da er bereits die erwachende Liebe ſeiner Tochter für den jungen Ritter bemerkt hatte.

Die beiden Väter leerten hierauf in fröhlicher Aufregung noch manchen Becher Rheinweins auf eine glückliche Zukunft ihrer Kinder, und ſetzten die feierliche Verlobung auf den nächſten Tag, als den zwanzigſten Geburtstag Zenobia's, feſt.

Die Genien des Frohſinns und beglückter Liebe ſtreuten ihre Blumen auf die Burg Rheinfels, während nächtliche Wanderer, welche an dem ſogenannten Geiſterfelſen im Rhein vorüberzogen, auf demſelben deutlich ein dumpfes Schluchzen vernommen haben wollten.

Der Morgen brach heran und die Sonne ſtreute ihre hellſten Strahlen über die Wohnungen der Glücklichen, und Freude leuchtete aus jedem Geſichte.

Endlich erklangen die Glocken aus der Ferne und rieſen zum Gottesdienſte, mit welchem die Feierlichkeit des Tages begonnen werden ſollte.

Haſtig beſtieg alles die Roſſe, und auch Albrecht hob Zenobia auf einen reichgeſchmückten Zelter, denn die Kirche, in welcher ſie dem Gottesdienſte beiwohnen wollten, befand ſich eine gute halbe Stunde vom Schloſſe abwärts, auf einem Hügel des Rheinufers.

Bald verließ der glänzende Zug unter dem Jubelgeſchrei der Landleute, welche von allen Seiten herbeiſtrömten, die Burg.

Jetzt lenkte Albrecht, welcher an Zenobias Seite ritt, um die Ecke der Burgmauer und gelangte an die Stelle, welche dem Geiſterfelſen gegenüber lag. Doch kaum hatte er von dieſer einen flüchtigen Blick auf den Fels geworfen, als ihm ſein ganzes Unrecht an Lore plötzlich wieder ins Gedächtniß kam, und er von einer unnennbaren Angſt befallen ſein Antlitz von demſelben abwenden mußte. —

In dieſem Moment hörte er Lorelei's Stimme ein leiſes, klagendes Lied ſingen, drüben auf dem Felſen, welches ihm tief in die Seele ſchnitt, und ſeine Pulſe ſtocken machte.

Nur mit höchſter Anſtrengung vermochte er den Klängen zu widerſtehen, gleich einem Raſenden ſpornte er ſein Roß, welches nicht vom Flecke wollte, bis es endlich von neuen Spornenſtößen wüthend gemacht, plötzlich mit dem Reiter ausriß und den Vorgeeilten in ſauſendem Carriere nachbrauſte.

12.

Laute, ungetrübte Freude herrſchte auf Rheinfels. Die Verlobung war daſelbſt mit aller Pracht jenes Jahrhunderts vor ſich gegangen, und ein glänzendes Bankett ſollte den Freudentag auf eine ſeiner würdige Weiſe ſchließen.

Geigen und Zymbeln erklangen in dem hohen Prunkſaale und die hochzeitlich geſchmückten Paare ſchwebten im rauſchenden Reigen dahin, während ſich über die Gegend die ſchönſte klarſte Mondnacht gebreitet hatte. —

[illegible] und Albrecht ſchwammen in Entzücken und ſahen nichts als ſich und ſaugten Wonne und Seligkeit aus ihren Blicken. —

Doch auch ſie riß endlich der Klang der Muſik in den wirbelnden Reigen und der Beifallsruf der Menge folgte ihnen in ihre luſtigen Kreiſe. Der Wonnetaumel ſchien ſeinen Zenith erreicht zu haben.

Glühend und erſchöpft ſuchte Albrecht ſich an der Kühle der Nacht zu laben, und trat auf den Söller hinaus, welcher die Gegend überragte und der gegenüber jener verrufene Geiſterfelſen lag, auf den er in ſeinem Freudentaumel gänzlich vergeſſen hatte.

An die ſteinerne Baluſtrade gelehnt, ließ er ſeinen Blick über die Gegend dahinſchweifen, als er zufällig auch jenen Fels berührte und ihn nicht mehr von demſelben abwenden konnte. —

In dieſem Augenblicke hörte er wieder Lorelei's Stimme in ihren ſehnſüchtigen, herzzerſchmelzenden Weiſen:

Ihr Felſen, ihr Bäume,
Euch ſei es geklagt,
Wie wühlend im Herzen
Der Kummer mir nagt.

Verlaſſen, vergeſſen,
O marternde Pein,
Von ihm, der mein Alles
Auf Erden allein!

Mit pochendem Herzen horchte er auf die ſilberreinen Klänge, welche immer tiefer und tiefer ſeine Bruſt durchdrangen und ihn mit einer namenloſen Sehnſucht erfüllten.

Vom Felſen aber erſcholl es wieder:

Nicht findet mehr Ruhe
Dieß liebende Herz,
Hinab in die Fluten
Verfolgt mich der Schmerz.

Da vermochte ſich Albrecht nicht länger zu halten und ſtürzte, bleich und auf das Heftigſte bewegt, in den Saal zurück.

„Um des Himmelswillen, was iſt vorgefallen? Wie ſeht Ihr aus?“ fragte Zenobia, welche über Albrechts Bläſſe erſchrack und ihm beſorgt entgegentrat.

„Zurück!“ brüllte Albrecht, mit wildrollenden Augen; ſtieß ſeine Verlobte von ſich, und ſtürzte aus dem Saale.

Außer ſich und zu Bildſäulen verwandelt ſtanden die Gäſte um Zenobia, welche ohnmächtig in die Arme ihres Vaters geſunken war, während Albrecht wie ein Raſender die Treppe hinunterflog und aus der Burg enteilte.

Vor dem Thore aber hielt ihn plötzlich eine Hand am Arme feſt.

„Was wollt ihr?“ rief Albrecht wild.

Es war Heimeran.

„Ach, ſagt doch, wo iſt Lore, mein armes Pflegekind?“

„Lore?“ fragte Albrecht.

„Ja vor vier Tagen verſchwand ſie plötzlich aus meiner Hütte, nachdem ſie ſich um Euch faſt blind geweint. Vergebens ſuchte ich ſie bis jetzt in der ganzen Gegend.“

In dieſem Augenblicke erklang Lorelei's Stimme wieder in ihrem ganzen Schmelze:

O ſäume nicht länger
Und ſcheuche den Wahn,
Es bringt dich zur Liebſten
In Eile der Kahn.

O ſäume nicht länger
Von Zweifeln betrübt,
Kein Herz iſt hienieden,
Das heißer dich liebt.

Außer ſich faßte Albrecht den alten Fiſcher und rief: »Hört Ihr ſie nicht? — ſie iſt's — ſie iſt's!«

»Wie? Lore — auf dem Geiſterfelſen!«

»Zu ihr! Zu ihr!« rief Albrecht, und riß den Alten mit ſich fort.

Bald hatten ſie das Ufer erreicht, während die Klänge immer ſchmeichelnder und wehmüthiger ihre Ohren umklangen.

Schon hatten ſie einen Kahn vom Ufer gelöſt und ſchifften rüſtig dem Geiſterfelſen zu, die Blicke unausgeſetzt auf ihn gerichtet.

Jetzt hatten ſie das Geklippe erreicht und Lore's Stimme klang ganz nahe über ihren Häuptern, ihren vollſten Zauber in ihre Bruſt ergießend:

O gebt mir ihn wieder,
Und mit ihm das Glück!
Ihr Götter! o gebt mir
Den Theuren zurück!

Da zeigte ſie ſich ſelbſt auf einem nahen Felſenvorſprunge, lieblich und unſchuldsvoll, wie ſie Albrecht zum erſten Male erſchien, aber ſchön geſchmückt wie eine Braut, mit einem ſchimmernden Diademe auf dem Haupte und eine goldene Harfe in den Händen.

Liebreich neigte ſie ſich hinab, immer tiefer und tiefer, und als Albrecht in heißer heftiger Sehnſucht und Reue ſeine Arme ausbreitete nach der Verſtoßenen, da war es dem Fiſcher, als ſchwebe ſie den Felſen herab an ſeine Bruſt und verſänke in ſeliger Umarmung mit dem Ritter langſam in den Fluten.

Und als Heimeran über dieſes unerwartete Schauſpiel erſtarrt das Auge nach dieſen wendete, da erblickte er Beide, tief, tief drunten, aber noch immer feſt umſchlungen, von ſchlanken langhaarigen Wellenmädchen und von Waſſermännern umgeben, welche auf Muſcheln blieſen, und in lauten Jubel ausbrachen, während eine rieſenhafte Greiſengeſtalt mit einer blitzenden Krone auf dem Haupte die Hände ſegnend über das Paar ausbreitete.

In demſelben Augenblicke aber ziſchten die Wogen über den Kahn, und gerade noch zu rechter Zeit erhaſchte Heimeran das Ruder, um das Fahrzeug zu lenken, aber Albrecht war aus demſelben verſchwunden und nur ſein Mantel lag noch in dem Kahne.

Aus den Tiefen des Rheines aber erſcholl deutlich Lorelei's Stimme in der Weiſe eines Wiegenliedes zu ihm herauf

So biſt du mein, ſo bin ich dein,
Ein nicht zu trennend Paar,
Denn unſ're Liebe iſt im Rhein,
Im grünen Rhein,
Jetzt ſicher vor Gefahr.

Beſtürzt brachte der alte Fiſcher dem trauernden Vater den Mantel ſeines Sohnes und erzählte ihm, was ſich mit dieſem zugetragen.

Von dieſer Zeit an, vernahm man nie mehr die liebliche Stimme der Waſſernixe, nach welcher jedoch jener Felſen im Rhein noch heutzutage den Namen: der Lorelei- oder Lurlei-Felſen führt.

Inhalt.

Seite

Der Zuaver 1

Der Tartar von Aleppo 23

Der Freineger 53

Eine letzte Liebe 129

Lorelei 209

Klänge und Bilder

aus

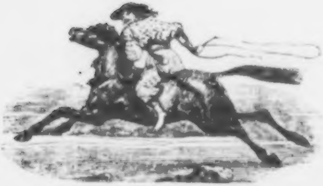
Ungarn.

Dichtungen

von

Johann Nep. Vogl.

Zweite vermehrte Auflage.



Wien, 1844.
Verlag von Fr. Tendler.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Au
vor
gla
ehr
er
Lie
Na
ler
roſc
dere
in u

auch
erſt
in

Vorwort.

Bei der freundlichen Aufnahme, welche der erſten
uflage der „Klänge und Bilder aus Ungarn“
on Seite des Publikums zu Theil geworden,
aubt der Verfaſſer einer Vorrede an die ge-
rten Leſer dieſer Dichtungen enthoben zu ſein,
erlaubt ſich daher blos anzuführen, daß dieſe
eder bereits das Glück gehabt, ein ungariſches
ationalgut zu werden, und ſowohl in den Thä-
rn der Karpathen, als an den Ufern der Ma-
ſch, kurz allenthalben wo Magyaren exiſtiren,
ren Herz für Vaterland und Dichtkunſt glüht,
ungariſcher Sprache geſungen werden.

Wie auswärtige Blätter berichteten, hat
ch der ruſſiſche Dichter Obadowsky die
e Auflage der „Klänge und Bilder aus Ungarn“
ſeine Landesſprache übertragen und mehrere

Lieder dieſer Sammlung, als „Eljen a Kyraly“ u. ſ. w. ſind ſowohl in London als Paris in gelungenen Überſetzungen bereits Lieblingslieder von dortigen Cirkeln geworden.

Möge dieſe zweite, um vieles vermehrte Auflage eine nicht minder beifällige Aufnahme finden, als deren ſich die erſte zu erfreuen hatte.

Der Verfaſſer.

Ich grüße Dich, mein ſchönes Mutterland,
Ich grüße dich, mit freud'gen Herzensſchlägen,
Mit deinen Wäldern, deiner Heiden Sand,
Mit deiner Triften ſchwellend reichem Segen.

Gleichwie der Mutter Bild, erfüllſt du mir
Das Herz mit freundlichen Erinnerungen,
Und rufſt die Sehnſucht wieder wach nach dir,
Wenn halb ſie ſchon die Flut der Zeit verſchlungen.

O ſchönes Land, ſo reich an Kraft und Muth,
Wo iſt der Sänger, der dich würdig preiſe,
In welchem Herzen wohnt ſo heiße Glut,
Und welche Leier birgt ſo kräft'ge Weiſe?

Wohl fühl' auch ich, daß mir die Kraft gebricht,
Dir eine Spende deiner werth zu bringen,
Allein vermag es auch die Leier nicht,
So wird's vielleicht dem Herzen doch gelingen.

D'rum möchteſt du, mein bald verklung'nes Lied,
Als Gabe meines Herzens nicht verſchmähen,
Sang's doch ein Sohn, der von der Mutter ſchied,
Und dem's verwehrt, ihr Angeſicht zu ſehen.

Klänge und Bilder

aus

Ungarn.

St. Benedeck mit dem Säckel *).

Legende.

Bei Trentſchin in einer Höhle
Lebte Benedeck der Fromme,
Sich dem Dienſt des Herrn nur weihend,
Unberührt vom Zeitenſtrome.

Viel der Gläub'gen, viel der Armen,
Kamen zu des Siedlers Klauſe,
Und getröſtet ging ein Jeder,
Mancher auch beſchenkt nach Hauſe.

---

*) Benedeck, in der ungariſchen Ausſprache ſtatt: Benedict.

Denn ein Säckel ward ihm eigen,
Der, ſo oft hinein er langte,
Stets fünf Ung'riſch barg, zur Spende
Für Bedürft'ge und Erkrankte.

Bald von dieſem Wunder hatte
Sich verbreitet rings die Kunde,
Und gewandert kam zur Höhle
Was da lebte in der Runde.

Saßen einſt zwei Raubgeſellen,
Halb berauſcht ſchon vom Getränke,
Als vorbei die frommen Pilger
Zogen, an der Straßenecke.

Und zu jener Beiden Ohren
Schollen laut der Pilger Worte,
Die von Benedeck, dem Heil'gen,
Sprachen, und vom Gnadenorte.

Auch erzählten ſie vom Säckel,
Der durch wunderbare Weihe,
Wenn der Fromme ihn eröffnet,
Immer ſei gefüllt auf's Neue.

Und nach jenem Gut erwachet
Wilde Habgier in den Beiden,
Und beſchloſſen iſt's, noch heute
Soll ihr Aug' an ihm ſich weiden.

Schwere Knüttel in den derben
Mordgewohnten Fäuſten ſchwingend,
Eilen ſie an's Werk, die inn're
Regung, die ſie warnt, bezwingend.

Bald auch ſteh'n ſie vor der Höhle,
Späh'n hinein mit ſcheuen Blicken,
Sieh, dort liegt der Klausner, ihnen
Zugewendet ſeinen Rucken.

Vor dem Kruzifixe eben
Beugte er ſein Haupt zur Erde,
Und ſie ſcheinen's faſt zu furchten,
Daß er ſich erheben werde.

Doch der Eine winkt dem Andern,
Neu entflammt von Gier die Wangen,
Nach dem Säckel weiſend, welcher
An der Felswand aufgehangen.

Und ſie ſchleichen auf den Zehen
Zu dem Betenden ſich leiſe,
Und die ſchweren Knüttel ſchwirren
Durch die Luft in weitem Kreiſe.

Blutend vor dem Kruzifixe
Stürzt Sanct Benedeck zuſammen.
Mit dem Säckel flieh'n die Räuber,
In der Bruſt der Hölle Flammen.

In der Straßenſchenke wieder
Sitzen Beide, trunk'ne Zecher,
Froh des glücklichen Gelingens
Leerend Becher jetzt auf Becher.

Spät erſt ruft den Wirth der Eine
Um die Zeche zu bezahlen,
Langt hervor den wunderbaren
Säckel dann, mit frechem Prahlen.

Aber wie er ihn eröffnet,
Iſt kein Pfennig d'rinn zu ſehen,
Starr wie Säulen da die beiden
Räuber vor Erſtaunen ſtehen.

Doch wie ſie auch ſpäh'n, ihr Auge
Kann im Säckel nichts ergründen,
Und was ſie geträumt von Schätzen
Und von Glück, gehört den Winden.

Sieh, da hat erkannt den Säckel
Auch der Wirth, und ohne Säumen
Läßt ergreifen er die Beiden,
Die vor Wuth und Ingrimm ſchäumen.

Zu des Klausners Höhle eilet
Dann er hin in aller Schnelle,
Ach, da liegt der fromme Siedler
Blutend an des Altars Schwelle!

Aber bald erwacht der Bleiche
Wieder zu der Gläub'gen Freude,
Und in Kurzem war geneſen
Benedeck von ſeinem Leide.

Bald auch hielt der Fromme wieder
Seinen Säckel in den Händen,
Um den Dürftigen und Kranken
Milde Gabe auszuſpenden.

Und die ſeltne Kraft zu zeigen
Säumte nun auch dieſer nimmer,
Denn ſo oft hinein er langte,
Fanden ſich fünf Ung'riſch immer.

Doch des Säckels Räuber mußten
Blutig bald ihr Leben enden,
Denn was Segen iſt dem Frommen
Wird zum Fluch in böſen Händen.

Der Blutſchacht zu Schemnitz *).

Bergmannsſage.

„Glück auf! Glück auf!“ So ſchallt's mit Macht,
Zwei Häuer fahren ein zum Schacht,
Jung Ferko, friſch und wohlgemuth,
Die Wang' ſo roth, das Aug' voll Glut,
Mit ihm der Iſtvan wild und rauh,
Von wüſtem Sinn und rieſ'gem Bau.

---

*) Dieſer Schacht, welcher auch der Amalienſchacht genannt wurde, iſt bereits eingegangen, nur ein Erdfall, durch einen inneren Bruch der Grube verurſacht, dem das Geſtein und die Dammerde nachgerollt iſt, in der Bergmannsſprache eine Bünge genannt, bezeichnet die Stelle, wo er ſich befunden hat.

Die Beiden fahren ein zum Schacht,
Der Iſtvan grollt, der Ferko lacht,
Denn dieſer ſieht nur Luſt und Heil,
Ihm ward ein ſchönes Erb' zu Theil;
Drob faßt des Andern Herz ein Grimm,
Das reiche Erb' mißgönnt er ihm.
Und wie hinab nun, frank und frei,
Die Fahrten ſchweben jetzt die Zwei,
Den Ferko ſtößt mit ſeinem Fuß
Der Iſtvan, daß er fallen muß.

Ein Schrei, ein Fall, dann iſt es ſtill,
Kein Laut ſich fürder regen will.
Der Iſtvan horcht und ſteigt darauf
Die Fahrten wieder raſch hinauf.
„Nun ſchlafe du im Schacht, Geſell,
Mein iſt dein Gold, ſo blank, ſo hell!“

Und ſachte hin zu Ferko's Haus
Schleicht er durch Nacht und Windsgebraus,
Hu, durch's Geklüft' umhüllt vom Schnee
Erſchallt's als wie ein wimmernd Weh'!
„Pfui! Iſtvan, zagſt du wie ein Kind?
Das Felsgeſtein durchſauſt der Wind.“

Doch wie im Haus den Lampenſchein
Er drauf verſenkt in Truh' und Schrein,
Da birgt, nach dem er ſucht, kein Ort,
Kein Gold iſt hier, kein Gold iſt dort.
„Wer ſagt mir's, wo's verborgen ſei?“
Holla! — Da fällt's dem Iſtvan bei,
„Aus Vorſicht trug er's wohl bei ſich,
Gewiß, gewiß, nicht irr' ich mich!“
Und wieder ſchleicht er hin zum Schacht,
Verſtohlen, ein Geſpenſt der Nacht,
Und ſteigt mit ſeinem Grubenlicht
Hinab, zu thun die grauſe Schicht.
Wohl fährt's ihm fröſtelnd durch's Gebein,
Als er hinabklimmt ſo allein,
Doch faßt er bald ſich wieder Muth,
Das Geld, er hat's erkauft mit Blut,
D'rum will er's auch als blut'gen Lohn,
Und ſollt' ihm Gnom' und Schwaden droh'n.

So ſteigt er bis zum tiefſten Grund.
Welch ſchreckenvolles wüſtes Rund,
Wie Geiſterlarven, die verſteint,
Das Felsgezack' ihm rings erſcheint,
Und dort, vom Dunkel faſt verdeckt,
Der Ferko blutig hingeſtreckt.

Und was er noch beſitzt an Kraft,
Der Iſtvan jetzt zuſammenrafft,
Und naht, das Grubenlicht zur Hand,
Der Leiche, die dort liegt im Sand,
Und beugt ſich über ſie mit Haſt
Und ſucht, von Gier nach Gold erfaßt.

Er ſucht und ſucht, frech wühlt die Hand
Dem blut'gen Todten im Gewand,
Da blitzt ſein Aug', es kreiſcht ſein Mund:
„Glück auf! zu Tage liegt der Fund,
In einer Börſe, voll und dicht,
Trug um den Leib ſein Gold der Wicht."
Und raſch die Säckel füllt er all,
Ha, wie das klingt mit hellem Schall!
Er füllt und füllt, nun iſt's geſcheh'n, —
Was macht ſein Haar zu Berge ſteh'n?
Was rollt er jetzt das Aug' ſo wild?
„Fort, Ferko! — Fort, du blut'ges Bild!"

Und wieder klettert durch die Nacht
Behend der Iſtvan aus dem Schacht,
Das Lämpchen ſchwankt, es pocht ſein Herz,
Ihm iſt's als zög's ihn grubenwärts,

Es tritt der Schweiß ihm aus der Stirn,
Im Schädel ſiedet ihm das Hirn.

Doch raſcher nur und raſcher ringt
Von Sproß' zu Sproſſe, angſtbeſchwingt,
Wild Iſtvan ſich und klimmt und klimmt,
Bis ſeltſam ihm's vorm Auge flimmt.
Er klimmt uud klimmt, er ſtrebt und keucht,
„Bald iſt das Mundloch nun erreicht,
Dort funkeln ſchon durch's Felsgeſtein
Zwei Sterne hell zum Schacht herein!"
Und eil'ger noch ringt er hinauf,
Schon thut ſich ihm der Stollen auf,
Und ſieh, zwei Sterne auf ihn ſchau'n,
Daß ihm das Herz erſtarrt vor Grau'n.

Zwei Augen ſind's voll grüner Glut,
Die ſprüh'n und glüh'n auf ihn mit Wuth
Aus eines rieſ'gen Wolfes Haupt,
Der offnen Rachens nach ihm ſchnaubt.

Da winkt kein Ausweg ſeiner Noth,
Vor Iſtvan droht der ſich're Tod

In eines Unthiers Schreckgeſtalt,
Und hinten gähnt der Felſenſpalt.
Und ſchnaubend drängt das Ungethüm
Zum Iſtvan ſich und lechzt nach ihm,
Schon ſpüret er den warmen Hauch,
Schon dampft nach ihm des Schlundes Rauch,
Schon ſchnappt nach ihm der ſcharfe Zahn,
Er fühlt's, es iſt um ihn gethan.

Und horch, tief unten in der Nacht
Da kommt's mit Eins herauf den Schacht,
Da holpert's dumpf, da dröhnt's ſo ſchwer,
Da rauſcht's und raſchelt's hinterher,
Da häckelt ſich's nach Spinnenart
Von Sproß zu Sproß, von Fahrt zu Fahrt,
Und als der Iſtvan vom Geſtein
Hinunterblickt, da fällt der Schein
Dem Todten, den er frech beraubt,
Auf das zerſchellte blut'ge Haupt.

Da wirft, vom Wahnſinn angefaßt,
Schon ſelber eine Leiche faſt,
Wild Iſtvan ſich dem Ungethüm
Entgegen mit Verzweiflungsgrimm,

Allein ſchon hat's, wie er's auch packt,
Den Zahn ihm tief in's Fleiſch gehackt,
Und ſein Geheul verkündet's weit,
Daß nichts vom Tod ihn mehr befreit. —

Horch, wie ein Kirchenglöcklein fromm
Durchklingt ein Schall den Himmelsdom,
Das Stollenglöcklein klingt und ruft
Die Knappen zu des Berges Gruft,
Und frommen Sinnes kommt die Schaar
Mit feſtem Muth, der Sorgen baar,
Da findet in des Stollen Näh'
Den Iſtvan ſie geſtreckt im Schnee,
Ein Jammerbild, bedeckt mit Blut,
Im Aug' nur noch erſtorb'ne Glut.
Nur mühſam aus des Todes Nacht
Noch einmal er zum Seyn erwacht,
Und kündet's voller Reu' der Schaar,
Wie er des Ferko Mörder war;
Und wie der Herr ihm zum Vergelt
Das Ungethüm zum Schacht geſtellt,
Daß durch den Wolf der Wolf erlegt,
Der ſchlimmre Gier als er gehegt.

So geht zu Schemnitz noch zur Stund
Die Sage in des Volkes Mund,

Und Mancher, der auf ſeinem Pfad
Der ſchönen Bergſtadt ſich genaht,
Dem iſt auch wohl der Schacht bekannt,
Der noch der Blutſchacht wird genannt.

Heidelieder.

1.

Déli Bába *).

Kalkgeſteine gräuer Sand,
Trüber heißer Mittagsbrand,
Und um mich ſo leer und ſtumm
Alles, alles rings herum.

Sieh, am weiten Himmelsraum
Regt ſich's jetzt als wie ein Traum,
Flammen ſprühen, ſchlängeln, weh'n,
Wie ein Nordlicht anzuſeh'n.

---

*) **Déli Bába**, die Fata-Morgana oder Luftſpiegelungen, auf mehren ungariſchen Heiden während der Sommermonathe.

Jetzt verbindet ſich der Glanz
Rings zum blendend hellen Kranz,
Und ein Schloß, von Gold erbaut,
In der Luft mein Aug' erſchaut.

Säulen ragen ſtolz und ſchlank,
Kuppeln hochgewölbt und blank,
Thürme ſteigen drüber auf
Und von Gold iſt Glock' und Knauf.

Und von Gold, ha, welch' ein Schein,
Wand und Schnörkel, groß und klein,
Treppe, Fenſter und Portal,
Alles, alles Glanz und Strahl.

Und am Schloß, mit Pracht geſchmückt,
Schwelgt mein Aug' von Luſt entzückt,
Ach, da ſchmilzt ſchon allgemach
Wand und Säule, Thor und Dach.

Und mit immer bleicherm Schein
Sinken Thurm und Bogen ein,
Und des Himmels glüh'nder Brand
Sengt wie vor das öde Land.

Und mich faßt ein tiefes Weh,
Als das Schloß ich nimmer ſeh',
Denn aus meiner Jugendzeit
Taucht ein Bild voll Herrlichkeit.

Taucht ein Schloß von Gold erbaut,
Wie ich's träumend einſt erſchaut,
Als mein Herz noch unbetrübt
Kühn gehofft und warm geliebt.

Doch als ſcheinbar kaum das Schloß
Auf mich nahm in ſeinen Schooß,
Ach, da ſchmolzen allgemach
Kuppel, Säule, Thor und Dach.

Und mit immer bleicherm Schein
Sanken Thurm und Giebel ein,
Und das goldne Schloß, es war
Mir entrückt für immerdar.

2.

Heidenacht.

Rings um mich, gleichwie ein Meer,
Breitet ſich die nächt'ge Fläche,
Fruchtlos ſchweift der Blick umher,
Nichts, das freundlich zu ihm ſpräche.

Ungeſtört von Klang und Schall
Füllt nur Schweigen rings die Heide,
Nimmer gab der Widerhall
Antwort hier dem Schmerz, der Freude.

Nur die Sterne blicken mild
Auf die Ebnen, auf die todten,
Gleich als ob zum Nachtgefild
Sie geſandt als lichte Boten.

Und ihr Silberſchein erglänzt
Wie ich niemals ihn geſehen,
Unabſehbar, unbegränzt,
Daß mir Aug' und Sinn vergehen.

Ja, hier liegt des Ew'gen Buch
So wie nirgend aufgeſchlagen,
Lehrend manchen frommen Spruch,
Tröſtend, will das Herz verzagen.

Heil jedwedem, dem ſo rein
Leuchten dieſes Buches Zeichen,
Denn ihm wird von ihrem Schein
Jeder ird'ſche Schatten weichen.

Himmelsraum, ſo weit, ſo weit,
Stets wird mich dein Bild umſchweben,
Reißt mich auch der Sturm der Zeit
Wieder fort in's bunte Leben.

Immer werd' ich dich erſchau'n
In dem jetz'gen Prachtgeſchmeide,
Träum' ich von den heim'ſchen Au'n
Wieder mich auf dieſe Heide.

3.

Ein Heidebild.

Bei dem Schein des Feuers lagen zwei auf nächtig öder Puſte,
Sind es Hirten, ſind es Räuber? Niemand der's zu ſagen wußte;
Ihre ſchwarzen Haare hingen um die braunen Schultern nieder,
Und zu ihren Füßen dehnten rieſ'ge Hunde ihre Glieder.

Sprach der Eine von den Beiden, die ſo träg dahin geſtrecket:
„Bruder Pali, habe heute einen tücht'gen Fang entdecket,
Einen Fang, es kann nichts Schön'res unterm Sonnenlichte geben,
Haſt du Muth darum zu wagen einen Ritt auf Tod und Leben?

„Kannſt du zweifeln?“ fragt der Andre. „Hier die
Hand, doch ſäum' nicht lange,
Und erzähle, Bruder Immre, wie es ſteht mit
jenem Fange.“
„Heute,“ ſpricht darauf der Immre, „als du
ſchlieſeſt dort im Mooſe,
Kam geſprengt ein Rudel Pferde hier vorbei mit
Sturmgetöſe.“

„Und an ſeiner Spitze jagte, kaum des Graſes
Saum berührend,
Hin ein Fuchs, als ſaß ein Feldherr d'rauf, zur
Schlacht die Seinen führend,
Schweif und Mähne hoch im Fluge, ſchmal den
Fuß und ſtark den Rücken,
Kurz, ein Fuchs, der eines jeden Reiters Auge
muß entzücken.“

„Günſtig iſt uns jetzt die Stunde, um das edle
Thier zu fangen,
Denn du ſiehſt, die düſtern Wolken haben dicht
den Mond umhangen,
Darum laß' uns fort, wie Schatten, ſtreifend
über Heid und Flächen,
Daß wir dort, eh' ſeine Schimmer wieder das
Gewölk' durchbrechen.“

Und nach wenig flücht'gen Worten, jagen Beide
in die Weite,
Nur den Muth als ihre Waffe, und die Hunde
zum Geleite. —
Bei dem Feuer aber ſitzen wachend noch der Roſſe
Hüter,
Schwarze Haare, finſt're Brauen, roh' verwilderte
Gemüther.

Die erzählten ſich von manchem Raube, den ſie
ſchon begangen,
Von den früheren Gefährten, die nun frei in
Lüften hangen,
Von den Roſſen auch, die ihnen ſind zu hüten
übergeben,
Und von Manchem, der geopfert um ein ſolches
Thier ſein Leben.

Plötzlich aber neigt ſich einer hin mit lauſchender
Geberde,
„Horch, iſt das nicht Roßgetrappe, was erdröhnen
macht die Erde?“
Und bedächtig horchen alle, eine leblos ſtarre
Gruppe,
Nur im rauhen Winde flattert wild ihr Haar
dahin, das ſtruppe.

Spricht ein Cſikos da zu jenem: „Nein, dich hat dein Ohr betrogen,
's iſt die Windsbraut nur, die über Moor und Heide kommt gezogen.“
Und beruhigt lagern wieder ſich die Cſikoſche im Kreiſe,
Schwatzend über dieß und jenes, ſtreitend auch, gewohnter Weiſe.

Horch, da ziſcht es durch die Lüfte, horch, da klafft's mit lautem Schalle,
Bleich, erſchreckt von ihrem Feuer taumeln auf die Hirten alle,
Seht, zwei Reiter, grimm wie Wölfe, werfen mitten in die Heerde
Sich hinein, und rieſ'ge Hunde ſcheuchen weit dahin die Pferde.

Pali Immre ſind's, die Beiden, die, ein Blitz, herbeigeflogen,
Als der Mond das Nachtgewölke juſt zerriß, das ihn umzogen,
Und durch's flüchtende Gewühle brauſen mitten durch die Reiter,
Schon erſieht den Fuchs der Immre und ſein Aug' erblickt nichts weiter.

Und es ſchwingt ſein Arm die Peitſche hinter ihm mit tollem Jagen,
Daß der Fuchs, zum Hirſch geworden, fliegt voraus voll Schreck und Zagen,
Jetzt ihm nach die beiden Räuber, hoch die Geißel ſtets geſchwungen,
Haar im Fluge, lauten Rufes, und von wilder Luſt durchdrungen.

Aber auch die Csikoſch' warfen ſich voll Haſt auf ihre Pferde,
Ha, wie da die Hufe ſchallen, ha, wie donnert da die Erde!
So verfolgen ſie die Räuber, auf den Roſſen, auf den ſchnellen,
Gleich als wären ſie die Schatten jener flüchtenden Geſellen.

Aber immer weiter zwiſchen jenen Räubern und den Hirten
Dehnt der Raum ſich, wie auch dieſe vogelgleich die Luft durchſchwirrten;
Nur ein dunkles Fleckchen ſchweben jene bald in fernſter Ferne,
Als das Nachtgewölke wieder hüllt in Schleier Mond und Sterne.

Kaum wie leiſer Nachhall ſummt es noch zu der Verfolger Ohren,
Und ſie ſeh'n, es iſt vergebens einzuholen, was verloren,
Und zur Puſzte zieh'n ſie wieder, finſter'n Unmuth zum Geleite,
Doch vermag zu zürnen Keiner auf die tollen Ungarreiter.

4.

Im Winter.

Heide, Heide, doppelt traurig,
Seit der Schnee vom Himmel fiel,
Seit der Winterſturm ſo ſchaurig
Dich durchzieht im tollen Spiel.

Keine Pfade, keine Wege,
Alles, alles traurig weiß,
Kein Gehöfte, keine Stege,
Nichts als Schnee und ſtarrend Eis.

Nur der Wölfe Heulen dringet
Schaurig her durch's öde Land,
Wie wenn Einer heulend ringet
Unter wüth'ger Mörder Hand.

Sieh, da fliegt ein Blitz an Schnelle
Hoch zu Roß, ein Mann vorbei,
Flatternd wild des Haares Welle,
Bleich die Wang', die Zügel frei.

Und ihm nach mit tollem Jagen
Fliegt der luſtig grimme Troß,
Jetzt ſchon ſchwelgend voll Behagen
An dem Reiter, an dem Roß.

Und vorüber toſt und brauſet
Wolf und Reiter. — Wars' ein Traum?
Nur der Sturm allein noch ſauſet
Schneeaufwirbelnd durch den Raum.

Horch, da ſummt's aus fernſter Weite,
Leiſe, leiſe überm Plan,
Ob dieß wohl das Sterbgeläute
Für den armen Reitersmann?

5.

Des Heideſchenken Töchterlein.

Vor der Heideſchenke ſitzet
Einſam dort des Schenken Kind,
Schwarzes Auge glutdurchblitzet,
Und das Antlitz friſch und lind.

Nieder zu den Lenden hangen
Schöngewund'ne Flechten ihr,
Und die jugendlichen Wangen
Glüh'n wie friſche Roſen ſchier.

Doch ſie ſitzt mit ſtillem Weinen
Unterm niedern Binſendach,
Und es folgt der Blick der Kleinen
Mir auf ödem Pfade nach.

Ach, wohl ſprechen ſelten Gäſte,
Mädchen, dir im Hauſe ein,
Und die Zeit wird dir zum Feſte,
Sitzen Räuber drin beim Wein.

Nur die Wolken zieh'n und jagen
Über dir dahin ſo frei,
Gleich als wollten ſie dir ſagen,
Wie's ſo anders drüben ſei.

Und der Sturmwind kommt geflogen,
Rüttelt an dem Häuschen dir,
„Komm' zu dir, mein Kind, gezogen,
Friſch nun auf, und folge mir!“

Sonne, Mond und Sterne ziehen
Einſam über Haus und Hain,
Flüſtern ſie nicht im Entfliehen:
„Kind, wie biſt du ſo allein!“

Mir auch that's im Herzen wehe,
Als ich ſo zurück dich ließ,
Und von dir und deiner Nähe
Mein Geſchick mich grauſam riß.

Doch ich mußte geh'n und ſcheiden,
Und ſo zog ich denn auch fort
Durch die öden fahlen Heiden,
Naß das Aug' — und ohne Wort.

Doch als d'rauf der Schlaf mich küßte,
Träumte mir, daß ich im Sand
Einer weiten, weiten Wüſte
Ein verlornes Röslein fand.

6.

Im Wandern.

Braune Heide, braune Heide,
Und der Himmel trüb und grau,
Keine andre Augenweide,
Nicht ein Fleckchen grün und blau.

Nicht ein Blümchen nah' und ferne,
Nur vergelbtes Gras und Moor,
Nirgends winken Blumenſterne
Und kein Vöglein fliegt empor.

Und ſo ſchließt es flach und trübe
Mich von allen Seiten ein,
Ohne Lieder, ohne Liebe
Mußte ſo das Leben ſeyn.

7.

Heidelicht.

Aus der nachtumhüllten Fläche
Blickt ein einſam fernes Licht,
Bald in Helle, bald in Schwäche,
Sichtbar bald, bald wieder nicht.

Iſt's das Feuer einer Hütte,
Das dem Fremden gaſtlich winkt?
Iſt's die Glut in Räubermitte,
Wo mir ſchon der Mordſtahl blinkt?

Iſt's ein Irrwiſch, der dem Raume
Sich entwand in dunkler Fern'?
Oder hat am Heidenſaume
Sich verloren dort ein Stern?

Doch das Säumen iſt vergebens,
Muthig der Entſcheidung zu,
Du, der Lenker biſt des Lebens,
Herr des Himmels, lenke du!

Sieh, ſchon iſt mit eins entſchwunden
Ganz und gar der fremde Schein,
Und von Finſterniß umwunden
Steh' ich in der Nacht allein.

Bild der Zukunft, alſo trügend,
Scheinſt auch du dem innern Blick,
Freude bald, bald Trauer lügend,
Heute Unheil, morgen Glück.

Doch nach fernen, fremden Räumen
Folg' ich dir, von Glut gefacht,
Bis nach ſchnell entſchwund'nen Träumen
Mich wie jetzt umſchließt die Nacht.

Huniad.

Ballade.

Zu Koſſow auf der Heide
Erſchallt's vom Roßgeſtampf,
Da ringen Türk und Ungar
In blutig wildem Kampf.

Da läßt wie Blitze leuchten
Den Säbel manch ein Held,
Da dröhnt wie Donnerrollen
Der Hufſchlag durch das Feld.

Wer iſt's, der alſo ſtürmend
Dahin durch's Schlachtfeld brauſt?
Das iſt der Huniadi,
Den Säbel in der Fauſt.

Von hellen Feuerkreiſen
Scheint rings ſein Haupt umflirrt,
Wie blitzesſchnell die Lüfte
Sein blanker Stahl durchſchwirrt.

Halt ein, du tapfrer Recke,
Dich treibt dein Muth zu weit,
Wend' um dein Ungarrößlein,
Wend' um, 's iſt höchſte Zeit.

Zu ſpät! Schon ſinkt's getroffen
Von einem Pfeil zur Erd',
Und in dem Sturz zertrümmert
Dem Huniad das Schwert.

Wie ſchnell zwei Moslims ſpringen
Nach ihm nur da voll Muth,
Die faſſen ihn und ſchleppen
Ihn fort in toller Wuth.

Sie ſchleppen vom Getümmel
Hinaus ihn auf die Heid',
Sie lockt an ſeinem Halſe
Das blinkende Geſchmeid'.

Sie lockt das goldne Kreuzlein
Das ihm die Mutter gab,
Schon reißt's mit Haſt der Eine
Vom Halſe ihm herab.

Schon iſt's das Gut des Räubers
Der dir's ſo frech entwand,
Und du kannſt nichts als Knirſchen
Da wehrlos deine Hand.

Doch auch der And're fordert
Darnach mit Ungeſtüm,
Da regt in beiden Heiden
Mit einmal ſich der Grimm.

Da lodert's auf in ihnen
Geſchürt von Trotz und Geiz,
Und Keiner will da weichen
Und Keiner läßt das Kreuz.

Allein bevor ſie's ahnen
Springt Huniad hinzu,
Sein krummes Schwert dem Einen
Entreißet er im Nu.

„Jetzt gilt's 'ne andre Sprache
Der Huniad iſt bewehrt!“
Und blut'gen Scheitels taumeln
Die Beiden hin zur Erd'.

Das Kreuzlein reißt er wieder
Den Räubern aus der Hand,
Er denkt gerührt der Mutter
Und küßt das theure Pfand.

Dann ſtürzt er in's Getümmel
Wo kundbar nur Gefahr,
Und muthig ſchlägt der Kühne
Sich durch mit ſeiner Schar.

Alt-Giſſing.

Finſter ſchaut die alte Veſte
Nieder von des Berges Saum,
Wie ein alter Aar vom Neſte
Blickt zum fernen Waldesraum.

Sieh, dem Aar, dem einſt ſo muth'gen,
Ward die ſichre Schwinge lahm,
Und im Herzen, in dem blut'gen,
Nagt ihm nun ein tiefer Gram.

Einſam ſitzt er ob den Klüften,
Träumend von der ſchönen Zeit,
Als ſein Aug' aus klaren Lüften
Hingeſchweift ſo weit, ſo weit.

Als zum Kampf er ſich geſchwungen
Nieder in dem Felſenſchacht,
Und den Feind, den er bezwungen,
Dann als Beute heimgebracht.

Und wie ihm iſt auch für immer
Dir nun deine Kraft geraubt,
Und im Trotze hebſt du nimmer,
Alte Veſte, mehr dein Haupt.

Träumſt nur noch von frühern Zeiten,
Wo du ſtolz am Felſenhang
Nieder in's Gewühl der Weiten
Blickteſt, das dich wild umſchlang.

Wo nur Kampf und Todesſchauern,
Grimme Wogen, dich umſchwellt,
Bis an deinen Felſenmauern
Deines Feindes Muth zerſchellt.

Doch die Zeiten ſind entflohen
Und der Friede herrſcht im Land,
Keine wilden Moslims drohen
Künftig dir mit Mord und Brand.

Jene, die auf dich vertrauten
Ruh'n vom Kampf im Grabe aus,
Und die neuen Eigner bauten
In der Fläche ſich ihr Haus.

Das Ungarweib.

Ballade.

„Du ſchlankes, du blankes Ogurenweib
Mußt werden mein mit dem ſchönen Leib,
Erſchlug ich den Mann dir auf blut'ger Heid,
Im Arm des Bulgaren vergiß'ſt du dein Leid!“

Das Ungarweib, die Wange wie Schnee,
Schreit auf und fliehet, ein flüchtiges Reh,
Allein der Bulgar, der alſo ſprach,
Eilt dröhnenden Schrittes der Flücht'gen nach.

Und hin zu den Sümpfen das Weib entflieht,
Drin will ſie verſinken, von Schmerz durchglüht,
Drin will ſie erſticken ihr Leben warm,
Nicht ſoll ſie umſchlingen des Feindes Arm.

So flüchtet voraus ſie, ihr Fuß ſo leicht
Berührt kaum im Fliehen den Moorgrund feucht,
Doch hinter ihr raſſelt im Panzer ſchwer
Voll ſchnaubenden Grimmes der Krieger her.

Und fort durch die Flächen trägt ſie der Fuß,
Schon rauſcht es im Schilfe wie Todesgruß,
Schon ſchwankt's unter'm Tritte, ſchon zittert der Grund,
Schon wähnt ſie verſchlungen ſich tief im Schlund.

Doch immer noch trägt ſie der ſchwanke Pfad,
Jetzt hat ſie dem feſterem Land ſich genaht,
Nachſtrebt der Bulgare tief watend im Rohr,
Da zettert mit einmal ein Schrei an ihr Ohr.

Feſt wurzelt die Flücht'ge, raſch blicket ſie um,
Der Sumpf und das Rohr nur, ſonſt nichts ringsum,
Dahin der Verfolger mit Panzer und Helm,
Kein Weib mehr erbangt vor dem argen Schelm.

Wohl ſinkt da inmitten dem öden Land
Das Weib auf die Kniee, dort wo ſie ſtand,
Denn jetzt erſt erkennt ſie und ſchluchzt gerührt:
Daß huldvoll ein Engel ſie hat geführt.

Lieder vom Balaton.

1.

Nachts, am See.

Regſt du wieder dich, du wilder
Nachtumhüllter Balaton,
Nun dahin die muntern Bilder
Und verſtummt der frohe Ton.

Wühlſt du in den weißen Locken
Wieder dir, voll inn'rem Grimm,
Schleudernd ſie als Silberflocken
An den Fels mit Ungeſtüm?

Warſt am Tage ſanft und friedlich
Und nun tobſt du, da es Nacht,
Heulſt und brauſeſt unermüdlich
Wie von inn'rem Drang gefacht.

Laß, o See, dein tolles Wüthen,
Laß dein grimmes Toben ſeyn,
Träume du von Uferblüthen,
Wolkenzug und Morgenſchein.

Trägſt du doch im Buſen nimmer
So wie ich, ein heißes Herz,
Wo nach kurzem Tagesſchimmer
Wieder weckt die Nacht den Schmerz.

2.

Schilflied.

Am flachen Seegeſtade,
Vom hohen Schilf umrauſcht,
Geh' ich auf ödem Pfade,
Von keinem Ohr belauſcht.

Verſchwunden meinen Blicken
Iſt Thurm und Binſendach,
Nur ſchlanke Halme nicken
Den flücht'gen Winden nach.

O Schilf mit lindem Flüſtern,
O Schilf in ſtetem Schwung,
Verliehſt wohl manchem düſtern
Gemüth ſchon Sänftigung!

O neig auf ſchwankem Stamme
Dich immer, immer zu,
Und lulle mir als Amme
Nun auch mein Herz in Ruh.

3.

Die ſchöne Schifferin.

Schiffermädchen, ſchönes Kind,
Rühr' das Ruder nicht ſo ſchnelle,
Viel zu haſtig, glaub' es mir,
Bringt an's Ufer uns die Welle.

Wohl umtobt ein wilder Sturm
Unſern Kahn mit Macht und Grauen,
Dennoch kann ich furchtlos dir
In das ſchöne Auge ſchauen.

Biſt du doch ſo reizumſtrahlt,
Selbſt bedeckt mit dieſer Bläſſe,
Daß ich drüber Sturm und See,
Blitz und Donner faſt vergeſſe.

Daß mit Gleichmuth ich es ſchau',
Wie herein die Wogen ſchlagen,
Nur was jetzt mein Herz ſich wünſcht,
Weiß ich wahrlich nicht zu ſagen.

Iſt es beſſer tief im See
Mit dir ruh'n und nie dich meiden,
Oder landen dort am Strand
Um für immerdar zu ſcheiden?

4.

Seeſtück.

Hart am Saum der grauen Wogen
Schifft ein Reiher hin im Flug,
Und ein Fiſcher und ſein Burſche
Rudern dort am Felſenbug.

Wüſt umfliegt das Haar des Alten
Stirne, die gefurcht und kraus,
Nach dem Fogas, nach dem Welſe,
Werfen ſie die Netze aus.

Aber nur die Wogen rauſchen,
Und im Winde ſtöhnt das Rohr,
Keine munt're Fiſcherweiſe
Schallt melodiſch an mein Ohr.

Denn dem Freudenquell des Liedes
Steht der düſt're Ungar fern,
Horcht allein dem ſtillen Weinen
Der Zigeunergeige gern.

D'rum wohl harren dort die Beiden
Auch ſo ſtumm auf ihren Fang,
Und die thränenfeuchten Lüfte
Streifen mir um Stirn' und Wang.

Schon auch zieh'n ſie ihre reiche
Beute in den Kahn, doch ſieh,
Eng' umgarnt mit ihren Netzen
Hat auch mich Melancholie.

5.

Wellenſtimmen.

Schwarze Nacht umhüllt die Weite, und es ſchlummert Luſt und Weh,
Nur die nächt'gen Geiſter ſingen einſam noch im tiefen See

Unter Schilf und bunten Muſcheln ſitzen im kryſtallnen Reich
Nun die grauſen Waſſerfeien, grünbehaart und marmorbleich.

Und ſie ſingen, wie vor tauſend Jahren ſchon erſcholl ihr Sang,
Und es weht durch's Wogenrauſchen her zu mir wie Harfenklang.

Alles iſt mir nicht verſtändlich, was da ſingt der grauſe Chor,
Wen'ges nur weiß ich zu deuten, das zu mir ſich juſt verlor.

Und ſo hör' ich denn ſie ſingen von der Welten
Wunderpracht,
Von dem Ew'gen, der da lächelt nieder in den
See zur Nacht;

Von den Zeiten, die da wechſeln, immerdar wie
Ebb' und Flut,
Von Geſchlechtern, die da ſchwanden ſpurlos wie
des Abends Glut;

Von den Menſchen, wie ſie träumen, Schlöſſer
bauen in die Luft,
Hoffen, Wünſchen, Ringen, Streiten, bis ihr
Haupt ſich neigt zur Gruft;

Von dem Geiſte, der in ihnen thätig iſt und
nimmer ruht,
Und hinan zur Klarheit ſtrebet, fruchtlos wie
zum Fels die Flut;

Von dem Herzen, das von ew'ger Sehnſucht
Flammen wird durchwühlt,
Und erſt dann den Frieden findet, wenn es nicht
mehr pocht und fühlt;

Und um all mein Denken ſchlinget ſich ein mährchenhafter Traum,
Nur der Sang umweht mich leiſe, längſt entſchwand mir Zeit und Raum.

Und mir iſt, als wär' ich ſelber hingeſchwunden von dem Rund,
Und von meinem Geiſt und Herzen kläng' ein Lied aus tiefem Grund.

6.

Abendläuten.

Riefeſt du auch dießmal wieder
Wach in mir das ſtille Weh',
Du mit deinen frommen Klängen,
Abendglocke, überm See?

Iſt mir doch als hätt' ich nimmer
Noch gehört ſo ſüßen Schall,
Daß ſogar das Herz im Buſen
Zitternd gibt den Wiederhall.

Wohl zu einem fernen Herzen
Drängt mich hin mein ſtilles Weh',
Könnt' ich zieh'n mit deinen Klängen,
Abendglocke, überm See!

Könnt' ich zieh'n zu jenem Herzen,
Das nun auch dieß Weh' berührt,
Und der Schall der Abendglocke
Träumend in die Ferne führt.

Könnt' ich nur ſo lang verweilen
Dort bei ihm mit meinem Weh',
Als dein frommes Läuten ſchallet,
Abendglocke, überm See!

Aber wie des Himmels Roſen
Sich verbleichen mehr und mehr,
Schwinden auch die ſüßen Träume
In ein nebeldüſt'res Meer.

Eins nur bleibt noch wach im Herzen,
Und dieß iſt mein ſtilles Weh,
Wenn auch längſt dein Schall verklungen,
Abendglocke, überm See!

7.

Beim Scheiden.

Finſt're Felſen, rauhe Riffe,
See, ſo ungeſtüm bewegt,
Weiße Segel flücht'ger Schiffe,
Flüſternd Schilf vom Wind geregt,

Wolkenzüge überm Haupte,
Kirchlein mit dem Spiegelbild,
Schwarze Wälder, dichtbelaubte,
Wogenbrandung toll und wild,

Seht, ich ſcheide von euch wieder,
Ohne daß mir's trübt die Luſt,
Denn als Seelen künft'ger Lieder
Trag' ich euch in meiner Bruſt!

Pandur und Räuber.

Ballade.

Im Komitatshaus ſitzet der Räuber auf den Tod,
Doch kühn ſein Aug' noch blitzet und ſeine Wang' iſt roth,
Und Ungarwein und Braten ſtellt hin ihm der Pandur,
Wie Herren und Magnaten ſie auf der Tafel nur.

„Nun laß dir's wohl behagen, es iſt dein letzter Schmaus,
Denn wenn's beginnt zu tagen, du weißt's, dann iſt es aus.“
„„Wohl weiß ich's,““ ſpricht der Räuber, „„doch ſetz' dich her zum Tiſch,
Noch leben unſre Leiber und ſind geſund und friſch.““

„„Drum laſs die Zeit nicht ſchwinden beim Becher
mir allein,
Werd' wohl zum Dreibein finden, und ſei's auch
voll vom Wein.““
Da leeren ſie die Becher, ſchon iſt es tief zur
Nacht,
Als mählig beide Zecher der Schlaf befällt mit
Macht.

Jetzt dämmert durch das Dunkel des Morgens
gold'ner Schein,
Und Bajonettgefunkel umblitzt den Rabenſtein;
Da nah'n ſie ihn zu holen, zu Ende iſt die
Friſt,
Doch längſt ſchon hat empfohlen der Räuber ſich
mit Liſt.

Im Walde iſt's ihm lieber als in dem düſtern
Haus,
Wohlan ſo bleibt nichts über als raſch zum Wald
hinaus;
Zum Walde ohne Weilen, wie rennen ſie mit
Haſt,
Damit ſie noch ereilen den flüchtig ſchlauen Gaſt.

Auch der Pandur durchſuchet den Wald nach ſeiner Pflicht,
Doch wie er ſpähe und ſuchet, den Flüchtling trifft er nicht;
Da tönt ein Schrei'n, ein Gellen, mit Einmal ihm in's Ohr.
Herr, Gott! die Raubgeſellen, ſchon ſpringen ſie hervor.

Schon faſſen ſie und bringen zum Hauptmann ihn ſogleich,
Der ſitzt bei Mahl und Singen, als wär' der Wald ſein Reich;
„Ei ſieh doch, ein Bekannter," ruft der mit Lachen aus,
„Nicht wahr, ich fand gewandter als du zum Wald heraus."

„Doch da du mir geſpendet noch kürzlich Speiſ' und Wein,
Sollſt du, da ſich's gewendet, bei mir zu Gaſte ſeyn,"
Und hin zum Mahle ſetzen heißt er den bangen Mann,
Daß er ſich möge letzen, wie früher ſie gethan.

Ha, wie die Becher klingen herum im luſt'gen Kreis,
Vor Singen und vor Klingen wird dem Panduren heiß,
Doch nun das Mahl beſchloſſen, der Räuber ſpricht zum Gaſt:
„Jetzt zieh' zu den Genoſſen, doch braucht es keiner Haſt.“

„Nicht Einer meiner Brüder ſoll hemmen dir den Fuß,
Doch treffen wir uns wieder, ſo gilt es ernſt'ren Gruß.“
Er ſchüttelt ihm die Rechte, nachdem er ſprach dieß Wort,
Und durch das Zweiggeflechte eilt jener haſtig fort.

Zwei Monden ſind vergangen, und ſieh, noch immerdar
Führt keck und ohne Bangen zum Raub er ſeine Schar.
Wohlauf zum neuen Jagen, ihr Dollmanns blau und roth,
Nicht ſoll der Räuber ſagen, er bring' uns Gram und Noth.

Hin eilen die Panduren, als ging's in eine Schlacht,
Von blanken Armaturen erblinkt des Waldes Nacht;
Sie eilen fort behende, geſpornt von Muth und Grimm,
Fällſt du in ihre Hände, dann, Räuber, geht dir's ſchlimm.

Dahin auf öden Pfaden geht nun der Eine auch,
Den er zum Mahl geladen, und ſpäht durch Buſch und Strauch,
Da rauſcht's am Felſenſteige, was wird er dort gewahr?
Jetzt theilen ſich die Zweige, der Räuber iſt's fürwahr.

Sie ſteh'n ſich gegenüber nunmehr zum drittenmal,
Hinüber und herüber blitzt grimmen Zornes Strahl.
So ſtehen ſie und lauern, voll Trotz und inn'er Wuth,
Und Jedem ſagt's ein Schaudern: Nun gilt es Blut für Blut!

Nun faſſen plötzlich Beide das tödtliche Gewehr,
Und ſei's zu eig'nem Leide, kein Zögern hilft da mehr.
Und Beider Schüſſe knallen — wen traf die Kugel nur?
Der Räuber iſt gefallen und mit ihm der Pandur.

Zigeunerlieder.

1.

Sternlein ſchaut
Auf des Friedhofs nackte Räume,
Sind es Geiſter, ſind es Bäume,
Was dort ſchwankt von Nacht umgraut?

Alles ſtumm,
Hört ihr's unter euren Sohlen
Nicht wie leiſes Athemholen
Von den Schläfern ringsherum?

Seid getroſt,
Sorgt die Blöße nur zu decken,
Todte werden nimmer wecken
Euch vom Schlaf, doch Sturm und Froſt.

Legt das Haupt
Sanft nur auf den mooſ'gen Hügel,
Träuft doch von des Nachtwinds Flügel
Ruhe, die der Tag uns raubt.

Schlaft nur ein,
Vor den Todten zaget nimmer,
Denn, was Leben hat, iſt ſchlimmer,
Und der Menſch nur haßt allein.

2.

Es feget die Heide der heulende Wind,
Verſchwunden die Sterne, die ſchimmernden, ſind,
Ein Feuer nur glimmt in der Öde allein,
Dort ſitzen wir einſam auf mooſ'gem Geſtein.

Wir bieten dem Sturme die kräftige Bruſt,
Nicht kann uns verſcheuchen ſein Toſen die Luſt,
Wir kauern und ſitzen, und ſtrecken uns lang,
Beim Klange der Zither, beim frohen Geſang.

Wir ziehen und wandern landaus und landein,
Die Erde zum Lager, das Kiſſen ein Stein,
Als Leiter die Sterne, den Himmel zum Schutz,
Zur Kurzweil die Zither, und Fäuſte zum Trutz.

Wir mögen nicht fröhnen und buhlen um Geld,
Nie ruhende Wand'rer durchzieh'n wir die Welt,
In Wüſten nur weilend, den Menſchen vorbei,
Wir ziehen und wandern, und fühlen uns frei.

3.

Schlaf wohl nun, Kamerad, ſchlaf wohl im fremden Land,
Wir ſcharren hier dich ein, gleich wo du ſtarbſt im Sand;
Nun zieh'n wir wieder fort, wohin weiß das Geſchick,
Und laſſen einſam dich in deinem Grab zurück.

Kein Hügel zeigt den Ort hier auf der öden Heid',
Wo deine Reſte ruh'n nun aus nach langem Leid,
Und achtlos drüber hin, juſt weil er eben muß,
Der Wandrer geht und tritt dein Grab mit ſeinem Fuß.

Kein feuchtes Antlitz neigt ſich mehr zu dieſem Raum,
Blickt nicht der Mond herab aus naſſer Wolken Saum,
Kein Klagelaut entſtrömt hier je mehr einem Mund,
Wühlt nicht ein nächt'ger Wolf aus Hunger dieſen Grund.

5.

An einen alten Zigeuner.

Nimm den Bogen, der mit ſchwarzen
Pferdehaaren neu beſpannt,
Nimm die Geige, nimm und ſpiele
Alter, brauner Muſikant.

Träum' bei deinen düſtern Klängen
Dir zurück die ſchön're Zeit,
Wo du noch die Welt durchwandert,
Arm wie jetzt, doch ohne Leid.

Träum' dich in die nächt'gen Wälder
Zur erſtorbnen Lagerglut,
Wo bei deinem braunen Liebchen
Froh und harmlos du geruht.

Träum' dich in die finſtre Schenke
Zu den Räubern rauh und wild,
Wo das Cymbal ſie geſchlagen,
Während du den Baß geſpielt.

Träum' dich zu der fernen Wüſte,
Wo du weinend ſie verſcharrt,
Weil ſie hilflos dort geendet,
Recht nach der Zigeuner Art.

Auf dem flücht'gen Flügelroſſe,
Das man den Gedanken nennt,
Will ich zieh'n indeß nach andern
Räumen, die mein Inn'res kennt:

Fern im Thale, wo ein Häuschen
Reich der Rebe Laub umzieht,
Will ich weilen, weil ein Theures
Mir an jener Stelle ſchied.

Unterm Baume, nächſt dem Häuschen,
Wo ich einſt ſo ſelig war,
Will ich ruh'n, daß ſeine gelben
Blätter er mir ſtreu' in's Haar.

Doch wenn unſer Traum verflogen
Und dahin, was wir geſchaut,
Ach, dann ſchließ' die trüben Weiſen
Mit noch trübrem Klagelaut.

Denn mit ſtumm beredter Sprache
Sagt's das Naß in unſrem Blick,
Daß umſonſt geſucht auf Erden
Ich und du ein harmlos Glück.

Das gefangene Zigeunerweib.

Ballade.

Vor dem Thurm im nächt'gen Dunkel
Sitzt der lange Stadthuſar,
Blickend in das Sterngefunkel,
Stramm die Glieder, grau das Haar.

Horch, da klagt in trüben Weiſen
Drinnen das Zigeunerweib,
Klirrend mit den ſchweren Eiſen,
Drein gelegt ſie ihren Leib.

„Fern im Hüttchen auf der Heide
Schläft mein Kind, vom Sturm gewiegt
Während hier in Harm und Leide
Ringend ſeine Mutter liegt.“

„Zücht'get morgen mich mit Schlägen.
Vor dem Thurm der Stadthuſar,
Lächelt's eben erſt entgegen
Froh und friſch, dem vierten Jahr.“

„Wollte ihm ein Spielzeug bringen,
Weil's im Hüttchen ſo allein,
Ach da lärmten ſie und fingen
Mich, mit ſammt dem Kaufe ein.“

„Freilich hatt' ich ganz vergeſſen,
Daß die Puppe nicht bezahlt,
Aber war das Ding indeſſen
Doch auch gar zu ſchlecht bemalt.“

„Und wer weiß es, was ich leide
Hier im finſtern Kerkerhaus,
Nun ich ſtatt erhoffter Freude
Nichts als Striemen bring' nach Haus.“ —

Lange horcht dem Lied voll Klagen
Der Huſar, umhüllt von Nacht,
„Ach, ſo hat in frühern Tagen
Mütterchen auch mein gedacht.“

Und mit tröſtendem Erbarmen
Tritt er bald zum Weibe hin,
Reicht ein Spielzeug dar der Armen
Sprechend, mit bewegtem Sinn:

„Muß ich morgen gleich vor'm Thurme
An dir üben meine Pflicht,
Soll's darum dem armen Wurme
Fehlen doch am Spielzeug nicht.“

Im Thale.

Sey willkommen aus der tiefſten
Seele mir, du ſchönes Thal,
Das der Sonnengott, der heit're,
Grüßt mit ſeinem hellſten Strahl.

Wie ſo lieblich hebt zur Rechten
Sich das Weingebirg empor,
Während links in bunten Farben
Prangt der Mohn im vollſten Flor.

Nebenhin, mit dichten Kolben,
Sieh von Kukurutz *) ein Feld,
Pflaumenbäume dort, an denen
Kaum die Laſt der Früchte hält.

---

*) Kukoricza, Mais.

Weizengold und Schmelz der Wieſen
Trifft vor mir der trunkne Blick,
Und den Bergwald ſeh ich dampfen,
Wende ich das Aug' zurück.

Und um alles dieſes ſchlinget
Sich des Stromes Silberband,
Wie die Stola eines Prieſters,
Die da bindet Hand mit Hand.

Ach, für immer niederlegen
Möcht' ich hier den Wanderſtab,
Wär's ja doch die beſte Stelle
Für ein Hüttchen — für ein Grab.

Schenkenbild.

In der Stube karg beleuchtet, welch' ein ſeltſam Thu'n und Walten,
Breite Hüte, ſtrupp'ge Bärte, räthſelhafte Nachtgeſtalten,
Rieſ'ge Pelze, reich verzieret rings mit bunten dichtverſchlung'nen
Nähereien, hüllen ihre Gliederformen, die gedrung'nen.

Weite Gatjen kleiden Jene, Ziſchmen mit gewaltgen Eiſen,
Kurze Hemden, blaue Hoſen, Ebenmaß und Fülle weiſen,
Viele ſitzen bei den Krügen, wild geröthet Wang und Stirnen,
Andre, ihre Pfeifen ſchmauchend, ſchäckern mit den jungen Dirnen.

Finſtere Zigeuner ſpielen auf dem Hackbret, auf der Geige,
Hinter einem Tiſche kauernd, wo der Wein ſchon ging zur Neige,
Braune räuberhafte Larven, dichtverhängt von zott'gen Haaren,
Theilnahmslos die alten Weiſen wiederholend ſchon ſeit Jahren.

Wie durch's Waldgeklüft ſich ſchlängelnd ein verlornes Bächlein weinet,
Klagen jetzt die Geigentöne mit des Hackbrets Klang vereinet,
Und der Gäſte Augen leuchten, und die mächt'gen Sporen klirren,
Nach dem Bogenſtrich der Braunen, bis die Töne wilder ſchwirren.

Hei, jetzt brauſen durch einander dieſe, wie mit Donnerſchallen
Von dem ſchroffen Felsgezacke Waſſerſtürze niederprall[illegible]
Und es toſ't und lärmt und tobet fort in regelloſen Maſſen,
Gleich als wär' die Jagd, die wilde, in der Schenke losgelaſſen.

Und da geht es an ein Klatſchen, an ein Pochen, Lärmen, Schreien,
Geiget! Geiget! Schallt es donnernd, bis die Weiſen ſich erneuen;
Seht, ein kräft'ger Ungarburſche ſchwingt jetzt in der Gaffer Mitte
Seine Dirne, mit den Sporen klirrend, nach des Ungarn Sitte.

Eine Gatje, durch den Riemen feſtgeſchnallt bloß an den Hüften,
Und ein Hemd iſt ſeine Kleidung, und ſein Haar wallt in den Lüften,
Doch ein kurzer Pelz umflieget ſeiner Dirne Leib, den ſchlanken,
Und die leichten tanzesmuth'gen Füße zieren die Opanken.

Ihre Hände in die Seiten feſtgeſtemmt, beginnen Beide
Nun den Tanz, und aller Blicke funkeln da beſeelt von [illegible]ude,
Und ſie drehen ſich und wenden kunſtgewandt die regen Glieder
Kauernd jetzt, beinah am Boden, ſchwebend jetzt in Lüften wieder.

Und des Burſchen und der Dirne Sporen geben helle Klänge,
Bloß nur Auge ſteht geſchaaret um das Paar die finſtre Menge,
Schaut, auf ſeinen eignen Ferſen ſcheint der Tänzer jetzt zu ſitzen,
Stolz im Antlitz, und die Augen wild als wie in Kampfluſt blitzen.

Seht da ſchleudert ſeine Beine plötzlich vorwärts der Geſelle,
Bald das rechte, bald das linke, mit bewund'rungswürd'ger Schnelle,
Plötzlich aber hält er inne und erfaßt mit beiden Händen,
Während er die Zähne weiſet, ſeinen Schnurbart an den Enden.

Schwingt ſodann mit keckem Sprunge, immer noch den Schnurbart haltend,
Hoch ſich auf, die ſchönſten Formen gleich darauf im Tanz entfaltend,
Und die Hände in den Hüften, regen Burſch und Dirne wieder
Wunderbar behend' zum Tacte, ſo wie früher, ihre Glieder.

Und von wüthendem Getümmel, von Gejubel und Geſchwirre,
Füllet ſich die düſt're Stube, Krüge trümmern und Geſchirre,
Doch die nächtigen Zigeuner, dichtumhängt von ſchwarzen Haaren,
Spielen theilnahmslos die Weiſen des Bihari wie vor Jahren.

Die Flüchtende *).

Ballade.

In dem nächtig ſtillen Hauſe
Sitzt die Mutter gramerfüllt,
Hört nicht auf das Sturmgebrauſe,
Auf die Fluth, die donnernd ſchwillt.

Denn ihr Kindlein iſt geſchieden,
Liegt vor ihr ſo bleich und kalt,
Ach, welch ſüßer heil'ger Frieden
Sich auf ſeinem Antlitz malt.

Anders iſt's im Mutterherzen,
Ach, da iſt der Friede fern,
Und die heftigſten der Schmerzen
Wühlen an des Lebens Kern.

---

*) Ein Nachtſtück aus der Überſchwemmung von Peſth im Jahre 1838.

Nicht vernimmt ſie, daß mit Brauſen
Aus den Ufern trat der Fluß,
Und um's Haus mit Todesgrauſen
Heulet den Vernichtungsgruß:

So in ſtiller Kammer droben
Sitzt ſie mit gebrochnem Muth,
Und in ihrer Bruſt das Toben
Übertäubt den Schall der Fluth.

Schaut, wie flücht'ge Nachtgeſpenſter
Kommt's daher, vom Sturm gejagt,
Schäumt und toſet, bis zum Fenſter
Hoch hinan die Brandung ragt.

Doch da nah'n, mit kühnem Herzen,
Sich zwei Schiffer, um vereint
Sie zu retten, die in Schmerzen
Dort ihr todtes Kind beweint.

Und das Fenſter geht in Scherben,
„Schnell in unſ'ren Kahn herab,
Willſt du um ein Kind nicht ſterben,
Das verfallen ſchon dem Grab!“

„Nimm das Beſte was dein eigen,
Nimm was dir am meiſten werth,
Aber eile, denn es ſteigen
Schon die Wellen wuthempört.“

Da empor aus ihren Träumen
Fährt das Weib in bleicher Haſt,
Doch ſie ſieht, es gilt kein Säumen,
Wenn vor'm Hauſe ſolcher Gaſt.

Und ſie ſucht in allen Schränken,
Sucht und ſucht, und findet nicht,
Denn verwirrt iſt all ihr Denken,
Blind vor Weinen ihr Geſicht.

Und mit immer größ'rem Bangen
Späht ſie nach Geſchmeid und Gold,
Während von den blaſſen Wangen
Thrän' um Thrän' auf Beides rollt.

Horch, da ruft's: „Es drängt die Stunde,
Eile, denn die Zeit iſt um!“
Und noch einmal in die Runde
Schickt ſie raſch den Blick herum.

Da erſchaut im tiefſten Harme
Sie das Kindlein ſtumm und fahl,
Und ſie frägt: Wie konnt' ich Arme
Doch nur zögern in der Wahl!

Und die Leiche faßt ſie ſchnelle,
Schwingt mit ihr ſich in den Kahn,
Und durch Sturm und Eis und Welle
Brechen ſich die Schiffer Bahn.

So, im Arm ihr Kind gebettet,
Schifft die Mutter durch die Fluth,
Schmerzlich lächelnd, denn gerettet
Hat ſie ja ihr liebſtes Gut.

Morgenträume.

Segensſchwere Weizenfelder
Sich vor meinen Blicken breiten,
Wo auch hin das Aug', das frohe,
Mag in flücht'ger Eile gleiten.

Einſam ob den ſchwanken Ähren
Ragt nur eines Thurmes Spitze,
Die gleich einer fernen Sonne
Weithin ſendet ihre Blitze.

Und in märchenhafte Räume
Wähnt ſich da mein Geiſt verſetzet,
Wo ihn niegeſeh'ne Schöne,
Niegeahnte Luſt ergötzet.

Denn von einem goldnen Meere,
Dünkt es mich, ſei ich umfloſſen,
Deſſen mächt'ge Wellen rauſchend,
Spielend ſich um mich ergoſſen.

In den Wolken, die da fliegen,
Wo ſich Feld und Himmel gränzen,
Seh' ich flücht'ge Schiffe, deren
Segel weiß wie Silber glänzen.

Und der Kirchthurm, der zur Ferne
Weithin blitzt in Morgenhelle,
Dünkt ein Pharus mir, die Pfade
Weiſend durch des Meeres Welle.

Und in träumeriſchen Wonnen
Zieh ich hin mit jenen ſchnellen
Ruheloſen Silberſchiffen
Auf den goldnen Meereswellen.

Segle fort und immer weiter,
Meine Bruſt voll heißer Triebe,
Bis das Land erreicht, in welchem
Mir auch ſchlägt ein Herz voll Liebe.

Der Ritt des Wallachen.

Ballade.

Der Winterſturm über die Heide fährt,
Da flieget, da brauſet heran ein Pferd.

Drauf ſitzt der Wallache, ſo braun und wild,
In den zottichten Pelz den Leib gehüllt.

Im Auge erglüht ihm ein wilder Brand,
Einen Knüttel ſchwinget die nervigte Hand.

So fliegt er dahin durch Wald und Kluft,
Ein nächtiger Schatten, ein Bild der Luft.

Da kommt ihm entgegen auf ſeiner Bahn,
Im glänzenden Dollmann, ein Reitersmann.

Der ſieht den Wallachen und greift zum Schwert,
Er weiß was der wilde Reiter begehrt.

Doch der wirft ſich ihm in den Weg mit Haſt,
Den Knüttel zum wüthigen Streich gefaßt.

„Und gebt mir den Dollmann ſo blank und fein,
Dann möget Ihr ziehen durch Wald-Harn.“

Der Reiter zur Antwort führt einen Hieb,
„„Den Dollmann, den geb' ich dir nicht, du Dieb!““

Da ſchwingt der Wallache mit rieſiger Fauſt
Den Knüttel, ha wie er die Luft durchſauſt.

Hinſtürzet der Reiter, befleckt mit Blut,
Der Knüttel, der traf ihn nur allzugut.

D'rauf ſpringt der Wallache vom Roß herab,
„So hat dich der Dollmann gebracht in's Grab!“

Dann zieht er dem Reiter mit raſcher Hand
Vom Leibe herab das ſchmucke Gewand.

Wirft wieder auf's Pferd ſich und ſprenget fort,
Die Flocken verhüllen den Reiter dort. —

Wie dehnt ſich die Heide, ſo weiß, ſo weit,
Ein finſterer Tannenwald rauſcht zur Seit',

Horch auf, was ſtöhnt wie im tiefſten Weh',
Inmitten der Öde umhüllt von Schnee.

Ein Kind iſt's, das dort der Wallach' gewahrt,
Gehüllet in Lappen, gar bleich und zart.

Das krümmt ſich zuſammen und zittert ſehr,
Ein Ränzel zur Seite, und das iſt leer.

„Du Knäblein, was machſt du hier auf der Heid?“
„„Ich komme gewandert daher gar weit.““

„„Nun bin ich ermattet zum Tode ſchier,
Und muß auf der Heide jetzt ſterben hier.““

„Wie? — Sterben?“ — Verwundert der Wilde ſpricht,
„Ja hätt' der Wallach' dich gefunden nicht!“

D'rauf ſpringt er herab, und faſſet das Kind,
Und hüllet es dann in den Dollmann geſchwind.

Und wickelt's noch ein in den Schafpelz gut,
„Das wird dich erwärmen, du junges Blut!“

D'rauf ſchwingt er ſich wieder hinauf auf's Roß,
Und flieget dahin, das Kind im Schooß.

Er flieget dahin, in den Lüften das Haar,
Im flatternden Hemde der Kleidung bar.

Es flockt ihm der Schnee um die braune Bruſt,
Es peitſchet der Sturm ihn mit grimmer Luſt.

Doch kümmert ſich wenig der Wilde d'rum,
Sein Auge nur ſpäht im Kreiſe herum.

Es ſpähet ſein Auge, es ſuchet ein Haus,
Das Knäblein zu bergen vor'm Sturmgebraus.

Da winkt eine Schenke, hinfliegt er geſchwind:
„Da nehmet und pfleget das arme Kind.“

„Verirrt hat ſich's draußen auf öder Heid,
Faſt wär' es verkümmert im harten Leid.“

D'rauf gibt er's dem Schenken in ſeinen Arm,
Und wirft um die Schultern den Schafpelz warm.

Lacht nochmals vom Roſſe herab auf's Kind,
Und brauſet dahin, wie der flücht'ge Wind.

Der Cſikos.

(In fünf Liedern.)

1.

Ohne Sattel, ohne Bügel,
Ha, wie fort der Cſikos brauſt,
Rößlein, Rößlein, haſt du Flügel,
Daß du ſo von hinnen ſauſt?

Peitſchenknall durchgellt die Weite,
Schaut, der Wolf entflieht mit Haſt,
Läßt in Frieden ſeine Beute,
Denn er wittert ſchlimmern Gaſt.

Wolken hoch am Himmel jagen,
Schnell wie ſie mein Rößlein fliegt;
Doch wer iſt ſo kühn zu ſagen
Welches da von beiden ſiegt?

Und ſo geht's dem Wind zur Wette,
Haar und Hemd im Fluge weht,
Und das Rößlein weiß die Stätte,
Wo es ſchnaubend ſtille ſteht.

Tief im Wald iſt eine Schenke,
Rauch und Zitherſpiel darin,
Und an die mit Luſt ich denke,
Schaffet dort als Kellnerin.

Springt hinauf und ſpringt hinunter
Mit den Krügen in der Hand,
Und wie ſie iſt keine munter
In dem ganzen Ungarland.

Dréſi, Dréſi, munt're Dirne,
Hörſt du nicht den Peitſchenknall?
Streif das Haar dir von der Stirne,
Laß die durſt'gen Gäſte all'!

Denn dein János kommt geflogen,
Horch, ſchon brauſt's zum Wald herein,
Auf, Zigeuner, rührt den Bogen,
Heiſſa, Tanz und Ungarwein!

II.

Abend ſinket auf die Heide,
Lautlos iſt der weite Raum,
Rößlein nur und ich, wir Beide,
Jagten fort und merkten's kaum.

Leiſe flüſtert's jetzt im Rohre
Wie ein heimlich Liebesfleh'n,
Rößlein mit geſpanntem Ohre
Horcht und will nicht weiter geh'n.

Horch, das iſt kein Rohrgeflüſter
Und auch nicht des Windes Spiel,
Durch die Heide öd' und düſter
Sucht ein froher Klang ſein Ziel.

In der Schenke ſpielen drüben
Meinen Lieblingstanz ſie auf,
Daß er mit dem Klang, dem lieben,
Noch erreich' des Rößleins Lauf.

Dréſi mocht' es wohl verlangen,
Und ſie folgten gern dem Wort,
Und nun lehnt mit heißen Wangen
Träumend ſie am Fenſter dort.

Blickt hinaus nach fernen Wegen,
Die ihr theurer János zieht,
Denn der Sehnſucht Schmerzen regen
Leiſe ihr ſich im Gemüth.

Kind, das ſo zur Ferne blicket,
Gleich als wär's ein ſtrenges Muß,
Auch dein treuer János ſchicket
Dir zurück noch ſeinen Gruß.

Horch! er läßt die Peitſche knallen,
Schwingend ſie mit kräft'ger Hand,
So allein nur kann erſchallen
Liebesgruß im Ungarland!

III.

Auf der nächtig öden Heide
Lieg' ich armer Cſikos hier,
Und die Rößlein, meine Freude,
Liegen nicht zu fern von mir.

Murrend rauſcht, von Nacht umhüllet,
Nur der See noch an mein Ohr,
Und allein von Luſt erfüllet
Schreit der Moosbühl *) dort im Rohr.

Doch wie ſonſt mein Roß, das blanke,
Hin mich trägt in Lüften ſchier,
Juſt ſo trägt mich der Gedanke
Muntre Dréſi jetzt zu dir.

Und ſchon bin ich in der Schenke,
Ha, da iſt's jetzt leer und ſtumm,
Schwarze Wände, rohe Bänke,
Nacht und Schweigen rings herum.

---

*) Rohrdommel.

Jetzt erhebt noch kein Gebelle
Huſſar, der das Haus durchirrt,
Und ein Fenſter iſt noch helle,
Das, umbrauſt von Nachtwind, klirrt.

Fenſterchen, du biſt zertrümmert,
Und verklebt zwar mit Papier,
Doch des Grundherrn Fenſter ſchimmert
Nicht wie du ſo lieblich mir.

Hinter dir, im engen Raume,
Wohnt ja, die mein Herz erkohr,
D'rum wohl ſchwebt auch ſelbſt im Traume
Mir ſo oft dieß Fenſter vor.

IV.

Alſo war nur Scherz dein Lieben?
Alſo war nur Trug dein Wort?
Dréſi, und du konnteſt ziehen
Lieblos aus der Heimath fort?

Konnteſt deinen János laſſen
Einſam und allein zurück?
Und du nahmſt doch in die Ferne
Mit dir fort ſein ganzes Glück.

Ach, was ſcheint mir doch die Schenke
Jetzt nur für ein ſchlechtes Haus,
Seit dein liebes Antlitz nimmer
Lächelt dort zu mir heraus!

Doch erblickt mein Roß von ferne
Nur ihr Dach, will's nicht vorbei,
Wiehert freudig, denn es denket,
Daß es noch wie früher ſei.

Aber, ach, es lohnt dein Koſen
Nimmer ihm den raſchen Gang,
Und dein János fliegt vorüber
Eine Thrän' auf brauner Wang'.

Denn du wohnſt nun fern der Schenke
Denkeſt nicht in Luſt und Scherz,
Daß mein Rößlein nach dir wiehert,
Und nach dir ſich ſehnt mein Herz.

V.

Rößlein, Rößlein, laß dein Sträuben,
Fliege über Moor und Heid,
Nur dein Fliegen kann betäuben
Einzig noch des Csikos Leid.

Fliege hin, wie Windesſauſen
Schnaubend über'm Hándſag *) fährt,
Daß das Sauſen und das Brauſen
Jedes Denken mir verwehrt.

Fort nur fort, und ohne Halten,
Wie ein Pfeil die Lüfte theilt,
Mag zur Kluft der Pfad ſich ſpalten,
Daß uns nicht der Gram ereilt.

Mag die trägen Hirten ſchrecken
Unſer Flug, aus ihrer Ruh',
Laß' ſie bang' die Hälſe ſtrecken,
Flieg', o flieg' nur immer zu.

---

*) Schwimmender Waſen.

*

Doch erblickſt du eine Schenke,
Drinn der Frohſinn lärmt als Gaſt,
Dann, mein flinkes Rößlein lenke
Wieder um, in ſchnellſter Haſt.

Flieh' als folgte deinen Hufen
Wüthend nach der wilde See,
Laß' die Zecher ſchrei'n und rufen,
Fort, nur fort mit meinem Weh'!

Reiß mit dir den Csikos, deſſen
Herz nicht blieb von Qual verſchont,
Ach, er kann's ja nicht vergeſſen
Daß ſein Liebſtes dort gewohnt!

Der Cordoniſt.

Ballade.

Das iſt der arme Cordoniſt,
Der niemals lacht noch weint,
Es ſcheint ſein Herz von Eiſen faſt,
Sein Antlitz wie verſteint.

Sein Säbel, ſeine Flinte iſt
Tagtäglich ſpiegelrein,
Das ſchwarze Riemzeug ſtets ſo blank,
Es könnt' nicht blanker ſeyn.

Auch iſt ſein Schnurbart ſteif gewichſt,
Kein zweiter iſt ihm gleich,
Sein Aug' allein iſt ſtier und todt,
Und ſeine Wang' iſt bleich.

Zehn Jahre ſind nicht ganz vorbei,
Da ward die Wang' noch roth,
Da war ſein Aug' noch friſch und klar,
Das jetzt ſo ſtier und todt.

Als Wache auf dem Poſten ſtand
Er einſt nach ſeiner Pflicht,
Und ſah mit Schmerz hinab ins Thal,
Wo er erblickt das Licht.

Denn drunten würgte grimm die Peſt,
Die Alt und Jung nicht ſchont,
Im Thale, wo die Mutter ihm,
Die greiſe Mutter, wohnt.

Nicht wußte er, ob lebend ſie,
Ob ſie bereits im Grab,
Denn Niemand durfte ja herauf
Und Niemand durft' hinab.

So ſtand er dort in finſt'rer Nacht,
Allein, auf felſ'ger Höh',
Und blickte nieder in das Thal
Voll tiefem Sehnſuchtsweh'.

Doch größ're Sehnſucht noch ergriff
Sein altes Mütterlein,
Sie konnte nimmer einſam mehr
In ihrem Hüttchen ſeyn.

Die dachte nur an ihren Sohn
Und raffte ſchnell ſich auf,
Sie mußte wiſſen, wie's ihm ging,
Sie mußt' zu ihm hinauf.

Und durch die finſt're ſtürm'ſche Nacht
Zog ſie dahin zur Stund',
Laß hören mich zwei Worte nur,
O Herr, aus ſeinem Mund!

So klomm ſie wohl den Berg hinan,
Umtobt vom Windsgebraus,
Es troff der Schweiß ihr von der Stirn',
Der Athem ging ihr aus.

Jetzt hatte ſie erreicht die Höh',
Da rief es barſch: „Wer da?“
Da brach ihr Knie, da wußte ſie
Nicht gleich, wie ihr geſchah.

Und nochmals rief's: „Wer da?“ — doch ach,
Ihr fehlte Stimm' und Wort,
Hat ſie erkannt auch gleich den Sohn
Im Cordoniſten dort.

Und wieder donnert's an ihr Ohr:
„Wer da?“ zum drittenmal,
Da wollte rufen ſie — doch ſchon
Verſchlang den Ruf — ein Knall. —

„Dich hab' ich!“ brummt der Cordoniſt,
Und läd't ſein Rohr auf's Neu',
Doch war um's Herz mit einmal ihm
Gar ſonderbar dabei.

Ihm war, als wär' der Schuß ihm ſelbſt
Gefahren durch die Bruſt,
Und war er ſich doch weiter nichts
Als ſeiner Pflicht bewußt.

Da trat aus dichter Wolkennacht
Der bleiche Mond hervor,
„Wer war's doch, der's ſo kühn gewagt
Zu klimmen hier empor?“

Und wie er hin zur Leiche trat,
Da ſtand er ſtarr wie Stein,
Denn vor ihm lag, durchbohrt die Bruſt,
Sein eig'nes Mütterlein.

Seitdem hat nie der Cordoniſt
Gelacht mehr und geweint,
Seitdem ſcheint Eiſen faſt ſein Herz,
Und ſein Geſicht verſteint.

Seitdem iſt ſeine Wange bleich,
Sein Aug' ſo ſtier und wild,
Denn immer ſchwebt vor ſeinem Blick
Das nächtig blut'ge Bild.

Auf einem ungariſchen Friedhof.

1.

Offen liegt der Ort der Trauer,
Grün, als wie der Nachbarhain,
Keine düſtre Friedhofsmauer
Schließt die heit're Stätte ein.

Keine Monumente prangen,
Die an Wort und Lüge reich,
Alle die hier eingegangen,
Sind ſich nun für immer gleich.

Stangen nur mit ſchwarzen Flaggen *)
Zeigen, wo die Schläfer ruh'n,
Und ihr Rauſchen ſcheint zu ſagen:
Glücklich, glücklich ſind ſie nun!

---

*) In mehren Comitaten Ungarns pflegt man ſtatt der Kreuze hohe Stangen mit ſchwarzen Fahnen auf die Gräber zu pflanzen.

Ach, wie friedlich muß ſich's ſchlafen
Hier, ſo friſch und grün umlaubt,
Wohl auch wünſcht' ich ſolchen Hafen,
Hinzulegen einſt mein Haupt.

2.

Wo dieſe Wimpel wehen,
Verſtummet der Orcan,
Da ruht nach manchen Stürmen
Der müde Schiffersmann.

Wo dieſe Wimpel wehen,
Droht Wirbel nicht und Riff,
Vor Anker liegt, geſichert,
Wie nirgend dort das Schiff.

Wo dieſe Wimpel wehen,
Bleibt ferne der Corſar,
Da iſt zum Mährchen werden
Das Leid und die Gefahr.

Wo dieſe Wimpel wehen,
Geht's fernem Ziele zu,
Der Wimpel Farbe kündet's,
Das Schiff heißt: Grabesruh'.

Eine Csikosſage.

Iſtvan, Miska und der alte
Miklos lagen unter'm Schatten
Grüner Eichen hingeſtrecket,
In dem Abendduft der Matten.

Sinnend ſtarrte hin der Miklos
Nach den Bergen, nach den Heiden,
Während blaue Tabakwolken
Dampften in die Luft die Beiden.

Nicht zu fern doch von den Dreien
Weideten die ſchlanken Pferde,
Flink wie Hirſche, ſtolz und muthig,
Eine luſtig freie Herde.

Sprach der Miska da, die Pfeife
Sich aus ſeinem Koſtöck füllend:
„Sag, was ſitzeſt du ſo ſchweigend
In den Köperneck dich hüllend?

„Miklos, weißt, wie deine Mährchen,
Deine Schwänke uns behagen,
Ei, erzähle uns doch wieder,
Laß dich nicht mit Bitten plagen.“

„Sieh, wo drüben die Karpathen
In die Wolken ſich erheben,
Bieten jenes Schloſſes Trümmer
Einen guten Stoff dir eben.“

Spricht der Miklos: „Wohl, doch laſſet
Zünden mir vorerſt die Pfeife,
Unter blauen Tabakwolken
Kommt es beſſer dann zur Reife.“ —

„In dem Schloſſe, deſſen Trümmer
Ihr am Hügel dort erblicket,
Szomolan mit Namen, hauſte
Einer, der das Volk gedrücket.“

„Zwar ein Vogt nur, den Erdödi
Hingeſetzt, ſein Gut zu hüthen,
Aber wie der Satan ſelber
Herrſchte Zongor dort mit Wüthen.“

„Einſtens ſieht von ſeinem Fenſter
Er vorbei ein Mägdlein gehen,
Jung und lieblich, ſchlank und blühend,
Wie ſein Aug' noch kein's geſehen.“

„Und von Glut durchlodert fühlt er
Seine Bruſt und von Verlangen,
Ha, da ſieht er einen Fröhner
Liebevoll die Magd umfangen.“

„Sieht, wie ganz nur Glück und Liebe
Beide mit einander koſen,
Und die Wuth im ſchwarzen Herzen
Wacht ihm auf wie Sturmestoſen.“

„Und den Knecht läßt er berufen
Noch zu ſich in ſelber Stunde,
Und befiehlt, von Haß durchlodert,
Ihm ſodann mit herr'ſchem Munde:“

„Nach Preßburg mit dieſem Schreiben
Haſt du alſogleich zu eilen,
Mir die Antwort drauf zu bringen,
Die der Herr dir wird ertheilen.“

„Aber merk dir's, in drei Stunden
Muß das Schreiben ſeyn zur Stelle;
Vier darauf erwart' ich wieder
Dich an dieſes Schloſſes Schwelle.“

„Säumſt du läng're Friſt, ſo laß ich
Peitſchen dich von den Haiduken,
Bis die alſo trägen Glieder
Dir im Todeskrampfe zucken.“

„Herr, wie ſoll ich dieß verrichten?“
Lallt der Knecht mit bleichen Wangen,
„Kaum vermag in einem Tage
An den Ort ich zu gelangen.“

„Darum magſt du ſelbſt dich kümmern,“
Lacht der Vogt, mit argem Hohne,
Will indeſſen dir bereiten
Alles zum verdienten Lohne.“

„Und verzweiflungsvoll enteilet
Mit dem Brief darauf der Bothe,
Der da ſieht, daß er verfallen
Ohne Rettung ſei dem Tode.“

„Faſt beſinnungslos durchflieget
Er die Fluren und die Flächen,
Bis erſchöpft im Waldesdunkel
Ihm die matten Kniee brechen.“

„Sieh' da kommt ein Wagen plötzlich
Hergebrauſt in tollem Jagen,
D'ran geſpannt drei ſchwarze Rappen,
Die voll Wuth die Zäume nagen.“

„Auf dem Wagen aber ſitzet
Einer, der die Geißel führet,
Und mit wilden grimmen Schlägen
Die unbänd'gen Thiere kirret.“

„Nur ein ſchwarzer Kittel flattert
Um des Fuhrmanns nerv'ge Glieder,
Und ſein Haar, von gleicher Farbe,
Hängt um Bruſt und Schulter nieder.“

„Friſch herauf, da gilt kein Säumen,“
Herrſchet dieſer zu dem Armen,
Und ſchon ſitzet der im Wagen,
Gott, du magſt dich mein erbarmen.“

„Horch, ſchon gellt der Knall der Geißel
Ihm betäubend um die Ohren,
Und der Knecht in Todesbangen
Wähnet Leib und Seel' verloren.“

„Denn an ihm vorüber fliegen
Blitzesſchnelle Feld und Hügel,
Bäume, Kirchen, Wälder, Wieſen,
Thurm und Berge haben Flügel.“

„Und ſo flieget alles, flüchtet,
Wie zur Wette mit den Winden,
Bis zuletzt vom ſtürm'ſchen Fluge
Ihm beinah die Sinne ſchwinden.“

„Doch da hält vor einem Thore
Plötzlich ſtill mit ihm der Wagen,
Und der Knecht erblickt die Thürme
Von Preßburg vor ſich mit Zagen.“

„Da gebietet ihm der Fuhrmann:
„Nun vollziehe deine Sendung,
Ich will hier am Thore harren
Bis nach deiner Pflicht Vollendung.“

„Und gleich einem Trunk'nen taumelt
Hin der Knecht durch Markt und Gaſſen,
Und wie er hiehergekommen,
Immer kann er's noch nicht faſſen.“

„Hoch am Himmel ſteht die Sonne,
Dennoch iſt's kein bloßes Träumen,
Nein, er ſieht ſich wahr und wirklich
In den fernen, fremden Räumen.“

„Und zum Schloß des Grundherrn eilet
D'rauf der Knecht mit ſeinem Schreiben,
Wo man, bis die Antwort fertig,
Heißt den müden Bothen bleiben.“

„Doch nur kurze Friſt, ſo iſt auch
Dieſe ſchon in ſeinen Händen,
Und er fliegt zum Thore wieder,
Und er denkt, wie wird das enden.“

„Freundlich aber grüßt der Schwarze,
Schwingt ſich raſch auf ſeinen Wagen:
Nun herauf Geſelle, nimmer
Haſt du ob der Fahrt zu zagen.“

„Weiß die Roſſe wohl zu bänd'gen,
Daß ſie thun nach meinem Willen,
Mögen ſie voll Grimm und Schmerzen
Auch am Zügel kau'n im Stillen.“

„Heute aber kommt der Vierte
Zum Geſpann, das hier zu ſehen,
Hei, dann ſoll's erſt ſchnell und luſtig
Durch die Welt im Fluge gehen.“

„Und es knallt die Peitſche wieder,
Daß die Berge faſt erzittern,
Raſſelnd brauſt dahin der Wagen,
Während Strunk und Steine ſplittern.“

„Wieder fliegen Berg und Hügel
Ihm vorbei wie Traumgeſtalten,
Bis vor Szomolan die Roſſe
Wieder ſchnaubend ſtille halten.“

„Halbbetäubt vom Wagen gleitet
Da der Knecht herab in Eile,
Dankt dem Fuhrmann dann mit Thränen,
Der erſchienen ihm zum Heile.“

„Und mit ſeinem Briefe eilet
Er zum Vogt hinauf, zum ſchlimmen,
Dieſer ſieht ihn kaum, ſo lodert
Auf in ihm ein wild Ergrimmen.“

„Wo die Antwort?“ ſchnaubet Zongor,
Zorngeröthet Stirn und Wangen,
Sieh, da reicht der Knecht das Schreiben
Ihm, das er vom Herrn empfangen.“

„Wohl erſtarrt der Vogt vor Staunen.
„Nein, fürwahr, ſ'iſt keine Lüge,
Dieſes iſt des Grundherrn Siegel,
Dieſes ſind des Grundherrn Züge!“

„Und voll Haſt befragt den Bothen
Zongor, d'rauf von Schreck durchdrungen,
Wie ſo ſchnell ihm ſeine Bothſchaft
Auszurichten ſei gelungen.“

„Da erzählet unbefangen
Ihm der Knecht, was ſich ergeben,
Von dem Fuhrmann und den Rappen
Und von ſeines Herzens Beben.“

„Wie gezüchtiget der Wilde
Seine drei unbänd'gen Roſſe,
Daß mit ihm dahin ſie flogen
Wie beſiederte Geſchoſſe.“

„Wie er ihnen einen Vierten
Heut' noch werde zugeſellen,
Und ſich jetzt ſchon freue ob der
Künft'gen Fahrt, der ſturmesſchnellen.“

„Aber Zongor's Antlitz bleichet
Mehr und mehr bei jedem Worte,
Und ſchon ſieht ſein rollend Auge
Aufgethan die Höllenpforte.“

„Sieh, da blinken durch das Fenſter
Purpurroth des Abends Flammen,
Und als wären's blut'ge Pfeile,
Stürzet Zongor todt zuſammen.“

„Da wie Peitſchenknallen hallt es
Wieder von des Schloſſes Zinnen,
Und vier ſchwarze Roſſe bänd'gend
Brauſt der Fuhrmann d'rauf von hinnen.“ —

Alſo hat der alte Miklos
Dort erzählt den andern Beiden,
Als die Nacht ſich niederſenket
Auf das Schloß und auf die Heiden.

Herzlich dankten die dem Alten,
Schwatzend noch ſo manche Stunde
Von dem Märchen, das ſie hörten
Aus des greiſen Csikos Munde.

Von dem Vogt und ſeiner Strafe,
Und vom Fuhrmann, den mit Grauſen
Selber ſie in nächt'gen Stunden
Oft gehört den Wald durchſauſen.

Der Huſar.

Bin führwahr mit Seel und Leben
Ein Huſar und das voll Muth,
Stets bereit dahin zu geben
Für den König all mein Blut.

Kann mir gar nichts Schön'res denken
Als zu ſprengen über's Feld,
Und den Sarras hoch zu ſchwenken
Als ein tapf'rer Ungarheld.

Lebte nie ſo friſch und munter,
Als ich noch im zwilchnen Sack,
Hab' manch' luſt'ge Zeit mitunter,
Wein und Speck, und auch Tabak.

Auch an Dirnen iſt kein Mangel,
Die zu uns die Liebe drängt,
Denn der Dollmann iſt die Angel,
D'ran ſich gern ein Fiſchlein hängt.

Nur wenn einſam als Vedette
Nachts ich ſitze auf dem Roß,
Naht, wenn günſtig juſt die Stätte,
Mir das Heimweh als Genoß.

Und die Flächen ſeh' ich wieder
Weit gedehnt vor meinem Blick,
Schau, dort blickt der Kirchthurm nieder
Auf der Winzer reiches Glück.

Dort der Fluß im trägen Laufe,
Und die Schenke nahe bei',
Ha, wie drängt ſich's da zu Haufe,
Gleich als ob juſt Kirmeß ſei.

Horch, die Geigen hör' ich ſchnarren,
Und das Cymbal gellt darein,
Hör' die Tänzer ſtampfen, ſcharren,
Und die Brüder jubeln, ſchrei'n.

Ha, da wird das Herz mir enger,
Unter'm Dollmann pocht's mit Macht,
Kaum noch halt' ich da mich länger,
Ging's nur gleich dann in die Schlacht!

Waldgang.

1.

Ringsumher nur graue Stämme
Eingehüllt in Tannennacht,
D'runter Moos und gift'ge Schwämme
Nie vom Sonnenſtrahl umlacht.

Und ſo dehnt ſich's in die Ferne,
Über Thal und Berggeſtein,
Kaum noch dringt der Blitz der Sterne
Durch das Baumgezweig herein.

Nur der Sturm durchwühlt die Gipfel
Dieſer Waldeswüſteney,
Horch, es rauſcht in jedem Wipfel:
Schaurig iſt es hier, doch — frei.

2.

So tiefe Waldeseinſamkeit
Betrat noch nie mein Fuß,
Noch nie begrüßte mich wie hier
Solch düſt'rer Waldesgruß.

Die Tannen ſtarren, Stamm an Stamm,
Wie Krieger wild und rauh,
Wachholderſträuche kriechen rings
Am Boden, dürr und grau.

Kein Bächlein murmelt hier vorbei,
Kein Laub der Wind bewegt,
Mein Herz nur pocht mit leiſem Schlag,
Das einz'ge was ſich regt.

Ja ſelbſt mein Schmerz, mein ſtiller Schmerz,
Entflieht voll banger Scheu,
Er wähnt, es lauſch' der Wald ihm zu,
Weil gar ſo ſtumm er ſei.

Das Ungarröſslein.

Ballade.

„Ungarröſslein, Ungarröſslein,
Weh', ach weh', mit dir iſt's aus,
Muß dich nun zum Tode führen,
Führen nach des Freimanns Haus."

„Warſt ſo treu ſeit ſieben Jahren
Mein Gefährte Tag und Nacht,
Haſt mit mir durchſtürmt, durchbrauſet,
Manche kecke Reiterſchlacht."

„Ach und nimmer zu erretten
Biſt du von des Siechthums Noth,
Und, o bitt're Schmach, vom Henker
Muß nun werden dir der Tod!"

Alſo jammert, tiefe Furchen
Auf der Stirne, der Huſar,
Gleich als ob es ihn verſtünde,
Schaut das Roß ihn an fürwahr.

Schwankt ſodann, geſenkten Hauptes,
Langſam hinterm Reiter fort,
Bis ſie Beide, ſtill und traurig,
Stehen an dem grauſen Ort.

Heftig lärmt und pocht der Reiter
Dort den Freimann aus dem Haus,
Und doch ſchauderts ihn, als dieſer
Tritt zur niedern Thür' heraus.

„Nehmt dieß Roß und macht es ſchnelle,"
Spricht zu ihm der Reiter dann,
Blickt noch einmal auf das treue
Thier, und flieht ſo raſch er kann.

Schnauben hört er noch ſein Rößlein,
Gleich als ſagt' es: Fahre wohl!
Doch ſein Aug' nicht mag er wenden,
Iſt's ja auch von Thränen voll.

Und er flieht in aller Eile
Um das Grauſe nicht zu ſeh'n,
Plötzlich aber bleibt er wieder
Ohne es zu wollen ſteh'n

Und er horcht. — Nur tiefe Stille,
Kaum im Winde rauſcht die Saat,
Und auf's Neu', gleich einem Mörder,
Eilt er hin auf ödem Pfad.

„Wohl ſchon naht dein kalter Würger
Dir, mein muthiger Wallach,
Streichelt dich, indeß dein Auge
Schaut dem Herrn, dem Flücht'gen, nach.“

„Jetzt umfaßt er deine Mähne,
Ach, ſchon zuckt zum Stoß die Fauſt!“ —
Horch, was iſt's, das hintern Reiter
Plötzlich kommt dahergebrauſt?

Leichte Hufe hört er ſchlagen
Schallend auf das Kiesgeſtein,
's iſt ein Roß, im tollſten Jagen
Fliegt's heran den Straßenrain.

Und zurück der Reiter blicket,
Himmel! — 's iſt ſein eignes Roß
Schon im Hals die Todeswunde,
D'raus das Blut, das Leben, floß.

Hoch den Kopf, im Flug die Mähne
Sprengt's mit letzter Kraft herbei,
Dem's im Leben treu geweſen,
Dem iſt's auch im Tod' noch treu.

Seht, ſchon hat es den Huſaren
Eingeholt im haſt'gen Lauf,
Ach, da ſtürzt es hin zur Erde
Und nicht wieder ſteht es auf.

Bei dem todten Rößlein aber
Steht noch dieſer lang' und weint,
Weint, als wäre ihm geſchieden
Eben jetzt der treu'ſte Freund.

Der Waldhirte.

Fern von Liebe, Luſt und Leben,
Weil' ich hier im düſtern Wald,
Wo im Sturm die Eichen beben
Und der Wölfe Heulen ſchallt.

Sonnenſchein und Sturmeswüthen
Schwärzten Bruſt mir und Geſicht,
Und die borſt'ge Herde hüthen
Hier im Wald iſt meine Pflicht.

Keine Menſchenſtimme dringet
Durch die Öde an mein Ohr,
Selbſt das Vöglein flieht und ſinget
Lieber fern in Buſch und Rohr.

Aus dem Thale nur zuweilen
Summt herauf der Glocke Klang,
Und in's Dörfchen hinzueilen
Faßt mein Herz ein heißer Drang.

Eilt doch jetzt zum Kirchlein munter
Alles, wie zum Meer die Fluth,
Und auch Mári iſt darunter,
Mári, die ſo ſchön und gut.

An den Hals ihr würd' ich fliegen,
Eiligſt, wie der tollſte Sturm,
Müßt' ich nicht zum Lohne liegen
Drunten im Heidukenthurm *).

Und da fühl' ich's erſt, das Meiden
Iſt noch nicht die herbſte Pein,
Denn ein vielfach größ'res Leiden
Iſt: wie ich verlaſſen ſeyn.

---

*) Der Hirte, welcher ohne Erlaubniß ſeines Grundherrn ſeine Pußte oder Herde verlaßt, wird in Ungarn für einen Räuber gehalten und als ſolcher beſtraft.

Die Mutter des Tökeli.

Ballade.

Wie der Donner rollt's von ferne,
Wie die Windsbraut kommt's daher,
Sagt doch, naht ein Ungewitter,
Brauſet ein Orkan ſo ſehr?

Nicht Orkan, nicht Ungewitter
Iſt's, was ſich der Heide naht,
Reiter ſind's auf flücht'gen Hufen,
Schmach nun erntend für Verrath.

Tökeli, der Pflichtvergeß'ne,
Flüchtend vor des Kaiſers Schwert,
Sucht nun Schutz im feſten Schloſſe,
Das der Mutter angehört.

Und ſo jagt auf ſchnellem Roſſe
Er, von ſcheuer Angſt durchbebt,
Hin, wo ihre ſchwarzen Thürme
Seiner Ahnen Burg erhebt.

Und mit ſeinem flücht'gen Troſſe
Hält er ver dem Thore ſchon:
„Mutter, Mutter, öffne ſchnelle,
Vor der Pforte harrt dein Sohn!“

Sieh, da zeigt ſich auf dem Erker
Eine Frau im ſchwarzen Kleid,
Bleich das Antlitz, gleich als berge
Ihre Bruſt ein tiefes Leid.

Und befremdet ſchaut die Hohe
Nieder von des Erkers Rand
Auf den Tökeli, der drunten
An dem Saum des Felſens ſtand.

„„Sprich, was willſt du, frecher Fremdling,““
Ruft ſie dann: „„in dieſem Schloß?
Einlaß wird hier nun und nimmer
Solchem Führer, ſolchem Troß!““

„Mutter, wie, haſt du verloren
Das Gehör, ſeit ich dir fern,
Daß dir unbekannt die Stimme,
Die du ſonſt vernahmſt ſo gern!“

„Iſt das Aug' dir ſo erblindet
Daß du nicht den Sohn erkennſt,
Und den Einlaß ihm verweigernd
Einen Fremdling ihn benennſt!“

Drauf die Frau: „„Wie kannſt du's wagen
Dich zu nennen meinen Sohn!
Du, der treulos ſich gewendet
Von des Ungarkönigs Thron.““

„„Der den Erbfeind hat gerufen
Als Verräther in das Land,
Und nach ſeinen eig'nen Brüdern,
Ein Rebell, erhob die Hand.““

„„Nimmer hab' ich den geboren,
Der ſolch' Schimpfliches verübt,
Nimmer kann verüben ſolches,
Den geſäugt ich und geliebt.““

„„Darum fort von dieſer Schwelle,
Eh' dich Schlimm'res hier bedroht,
Denn mein Sohn — der biſt du nimmer,
Denn mein Sohn iſt lang ſchon todt!““

Und hinein zum Erker wieder
Tritt die hohe bleiche Frau,
Und die Pforte bleibt verſchloſſen,
Stumm und finſter liegt der Bau.

Und mit leichenfahlen Wangen
Starrt noch lang' hinauf der Sohn,
Preßt den Helm in's Aug' und brauſet
Mit den Seinen d'rauf davon.

Weinend aber durch's Gegitter
Sah' vom Schloß ein Weib ihm nach,
Der das Mutterherz im Buſen
Über den Verlornen brach.

Abendwehmuth.

Mit den breiten Blätterfächern
Spielt im Kukuruz der Wind,
Bis in leiſen immer ſchwächern
Tönen er zuletzt verrinnt.

Träumend zwitſchert das Geflügel
Hier und dort noch auf im Rohr,
Um des Sees Silberſpiegel
Schwebt's im geiſterhaften Chor.

Und in's große rieſ'ge Sterben
Blick' ich düſtern Sinns hinein,
Setzte ja doch auch zum Erben
Mich der Tag, der heitre ein.,

Hat auch meiner nicht vergeſſen,
Seines flücht'gen Seyns bewußt,
Und von dem, was er beſeſſen,
Ward ein Theil auch meiner Bruſt.

Stand auf Bergen, ſtieg zu Klüften,
Zog mit ihm dahin in Eil',
Und ſein Rauſchen, Blühen, Düften,
Ward auch mir, auch mir zu Theil.

D'rum mit Wehmuth muß ich ſchauen
Wie er nun zum Grab ſich neigt,
Wie verſenkt in nächt'ges Grauen
Alles trauert, alles ſchweigt.

Und es ſeufzet durch die Heiden,
Wie's nur tiefſtes Weh' vermag,
Und mich dünkt, ſo ſchmerzlich ſcheiden
Sah ich nirgends noch den Tag.

Der Jurat von Peſth.

Ballade.

Einſam ſitzt im nächt'gen Keller
Vor den Bechern der Jurat,
Wo mit ſeinen frohen Brüdern
Er ſo oft geſeſſen hat.

All' die andern ſind zerſtoben,
Denn gar furchtbar iſt die Zeit,
Mit dem Erbfeind, mit dem grimmen,
Liegt im Kampf die Chriſtenheit.

Bomben fliegen, Donner knallen,
Und der Türke ſtürmt heran;
Doch die tapfern Ungarn ſtehen,
Kühn ihm ſperrend ſeine Bahn.

Zechend aber ſitzt indeſſen
Der Jurat im Keller dort,
Denkt an all' die luſt'gen Nächte,
Die verſchwelgt er an dem Ort.

Und er hebt den vollen Becher,
Wie vom Geiſterhauch umweht;
„Theure Freunde, ſchöne Stunden,
Dieſen Becher zum Valet!“

Horch, da ſchallt's von flücht'gen Tritten,
Und der Schenke fliegt herbei:
„Wehe uns, die Türken ſiegen,
Hört, ſchon ſchallt ihr Siegsgeſchrei!“

Auf vom Sitze ſpringt in Eile
Da der zechende Jurat,
Reißt den Säbel von der Seite,
Friſch beim Wein und bei der That.

Und hinaus zum Walle flieget
Der Jurat mit Sturmeshaſt,
Wo die Seinen weichen, flüchten,
Wie vom blinden Schreck erfaßt.

„Ungarn, Ungarn, wollt' ihr fliehen,
Wo uns Sieg und Ehre winkt? —
Nach, mir nach, bis tief im Staube
Sarazen' und Roßſchweif ſinkt!“

Und hinein in's Kampfgetümmel
Stürzt der muthige Jurat,
Und die Andern folgen alle.
Fliehe Türk', die Rache naht!

Und vom Walle ſtürzt zerſchmettert
Roßſchweif, Mond und Sarazen'; —
Doch von keinem ward im Leben
Der Jurat hinfort geſeh'n.

Die Reiterin.

Ballade.

Hin trägt den Reitersmann ſein Pferd,
Es blinkt ſein Helm, es klirrt ſein Schwert.

„Du Reitersmann in fremder Tracht,
Woher? wohin? geht's in die Schlacht?“

„Nicht trägt zur Schlacht mich jetzt mein Roß,
Bewältigt iſt der Ungarn Troß.“

„Ich reit' zu ſuchen mir ein Weib
Zu flüchtig frohem Zeitvertreib.“

„So ſprengt er hin“ — „ob ich's erſpäh'?“
Es ſchallt ſein Huf am blauen See.

Sieh da, ein Röckchen fein und bunt
Erblickt er auf dem ſtein'gen Grund.

„Wo kommt das bunte Röckchen her?“
Die Blicke ſchickt er kreuz und quer.

Da rauſcht's im See, da ſchwankt das Rohr,
Da ſchaut voll Schreck ein Weib hervor.

Ein nacktes Mägdlein weiß wie Schnee,
Das dort ſich badet juſt im See.

„Juhei, du Mägdlein friſch und fein,
Du ſollſt die Braut des Reiters ſeyn!

Vom Pferde ſpringt er drauf mit Haſt
Und bindet's feſt am nächſten Aſt.

Wirft weg den Helm, reißt ab das Kleid:
„Was ſäumſt du noch, du roſ'ge Maid?“

Das Mägdlein aber ſchüchtern ſpricht:
„O wendet erſt das Angeſicht.“

„Gern will ich nahen mich dem Strand,
So ihr das Aug' von mir gewandt.“

„Wohlan, doch ſpute dich mein Kind,
Geduldig nicht die Reiter ſind.“

D'rauf hüllt mit ſeinem Mantel dicht
Der Reitersmann ſein Angeſicht.

Es rauſcht das Schilf, es rauſcht die Fluth,
Das Röslein bald im Arm dir ruht!

Noch harret er. — „Nun nahſt du bald? —“
Was iſt's, das jetzt in's Ohr ihm ſchallt?

Schnell wendet ſich der Reiter um,
Allein der Schrecken macht ihn ſtumm.

Schon hat die Magd mit flinker Hand
Befreit das Roß von ſeinem Band,

Schon faßte ſie, raſch wie der Blitz,
Im Sattel droben feſten Sitz,

Und ſchwenkt das Roß, mit muth'gem Sinn,
Und lacht auf den Betrog'nen hin.

„Wollt eine Ungarmagd ihr frei'n,
So müßt ihr künftig klüger ſeyn!“

So ruft zu ihm ſie noch mit Hohn
Und jagt im raſchen Flug davon.

Lang ſtarrt ihr noch der Reiter nach,
Und weiß nicht Rath für ſeine Schmach.

Magyarentod.

Ballade.

Wer ſprengt dort feldein auf dem windſchnellen Roß,
Verfolgt von dem jauchzenden Türkentroß?
Doboczi iſt es, der Ungarheld,
Zur Seite das Weib, das ſein Herz erwählt.

Eng' hält es geklammert um ihn den Arm,
Hinflatternden Haares, das Antlitz voll Harm,
Den Sarras aber ſchwingt ſeine Hand,
Und hoch über ſie wirft das Roß den Sand.

„Nur jetzt noch halt' aus, du mein treues Pferd,
Und rette mir, die über alles mir werth,
Nur jetzt noch halt' aus, in der höchſten Noth,
Sonſt iſt ſie verfallen dem grauſen Tod.“

Hui, geht es dahin im geſtreckten Lauf
Die Eb'ne hinunter, die Hügel hinauf,
Als hab' er verſtanden des Reiters Wort,
So jagt mit den Beiden der Rappe fort.

Wie weit doch dahinten ſchon blieb der Troß,
Da ſtrauchelt mit einmal, da ſtürzt das Roß,
Helf' Gott nun, du wack'res Magyarenpaar,
Nun biſt du verfallen der wüth'gen Schaar!

Umſonſt ringt Doboczi ſich raſch hervor,
Umſonſt reißt das Roß er am Zügel empor,
Die Gattin nicht rettet dir mehr ſein Huf,
Schon nahen die Würger mit Jubelruf.

Doboczi ſtarrt ihnen entgegen voll Wuth,
Das Auge durchzuckt der Verzweiflung Glut,
Allein voll Ergebung in ihr Geſchick
Liegt dort die Gefährtin, mit naſſem Blick.

Seine Knie umklammernd gar haſtig wild
Fleht nun zu dem Helden das bleiche Bild,
„O Doboczi! — Raſch jetzt den Säbel durch's Herz,
Von Liebeshand ſterben hat wenig Schmerz.“

„Nicht laß' mich zum Opfer den Rohen ſeyn,
Daß ſie mich nicht höhnen in langer Pein,
Doboczi, wir ſind aus magyariſchem Blut,
Zeig' was für die Ehre der Ungar thut!"

Und raſch hat zertheilt ſie den Buſenflor,
D'raus quellen zwei Lilienhügel hervor,
Der Doboczi ſtarrt auf ſein Weib, auf den Feind,
Er ſtarret, — als hätt' ihn der Schmerz verſteint.

Und die Rotte ſchon ſprenget heran an die Heid —
„Doboczi! Doboczi!! Jetzt iſt es Zeit!!" —
Da blitzet ſein Säbel — da ſpringet ein Quell
Aus den Lilienhügeln rubinenhell.

Die Blutige küßt er noch einmal hierauf,
Dann ſtürmet er hinein in der Feinde Hauf,
Nun thut's um das Retten nicht weiter Noth,
Jetzt gilt's nur noch einen Magyarentod.

Wie ein Todesengel der Ungar mäht,
Daß ein Blutbach über die Heide geht,
Zehn Leben ſchon haben das Blut bezahlt,
Das den ſchönſten Buſen mit Purpur bemalt.

Verwundet noch kämpft er auf ſeinen Knie'n,
Und ſieht noch manch Leben von hinnen flieh'n,
Da ſinkt er — und ruft noch, im Blute roth:
„Es war doch ein edler Magyarentod.“

Heidelieder.

(Fortſetzung und Schluß.)

8.

Auf einer Ungarheide.

Unabſehbar iſt die Fläche;
Nicht ein Bäumchen, nicht ein Strauch,
Keine Blumen, keine Bäche,
Selbſt nicht einer Hütte Rauch.

Sand, wohin das Auge blicket,
Sand, was hier Natur erſchuf;
Hier und dort nur eingedrücket
Eines flücht'gen Roſſes Huf.

Und durch dieſe weite Wüſte
Zieh' ich einſam und allein,
Und mir iſt gerad', als müßte
So es, und nicht anders ſein.

Gleicht es ganz doch meinem Innern,
Arm an Freude und an Qual,
Dem als trauriges Erinnern
Eingedrückt manch' ſchmerzlich Mal.

9.

Der Dritte *).

Im einſamen Wirthshaus, auf öder Heid',
Nicht fern von dem Hochgericht,
Da ſitzet ein Mann im rauhen Kleid,
Mit wildem, verbrannten Geſicht.

Ein Säbel vor ihm auf dem Tiſche liegt,
Im Gürtel ein Meſſer blinkt,
Das Haupt er gleichwie ein Trunk'ner wiegt,
Das müd' auf die Bruſt ihm ſinkt.

Jetzt ſtreckt er ſich träge und greift zum Glas
Und ſtürzt bis zum Grunde es aus,
Den Wurm, der ſo tief ihm am Inner'n fraß,
Den tränkt er jedoch nicht aus.

---

*) Vorſtehendes Fantaſieſtück verdankt ſeine Entſtehung einer einſamen Heidenſchenke in der Gegend von St—r, die des benachbarten Hochgerichtes wegen gewöhnlich das Galgenwirthshaus genannt wird, und in welcher mich ein plötzlich ausbrechendes Ungewitter vor mehreren Jahren einzuſprechen nöthigte.

Der Verfaſſer.

Und finſt'rer ſtets furcht ſich ſein Antlitz wild,
Laut lacht er nun vor ſich hin,
Die Ader an ſeiner Stirne ſchwillt,
Was kommt ihm doch nur zu Sinn?

Da raſſelt's im Dunkel, die Wanduhr ſchlägt,
Herab brennt das düſt're Licht,
Was iſt es, das noch ſich vor'm Hauſe regt,
Und kreiſchend um Einlaß ſpricht?

Aufſpringt jetzt die Thüre mit Einemmal,
Welch' ſeltſame Companei?
Zwei Männer, gar ledern verſchrumpft und fahl,
Die ſchlottern zu ihm herbei.

Ihr Haar iſt zerzauſet, ihr Auge ſtier,
Nur Lappen ſind ihr Gewand,
Da ſchauert's dem einſamen Trinker ſchier,
Es fällt ihm das Glas aus der Hand.

Doch ſetzen, als wären ſie da zu Haus,
Die Zwei ſich zur Seite ihm dicht,
Und faſſen die Gläſer und ſtürzen ſie aus
Und grinſen ihm in's Geſicht.

Da wühlt er im Haare; iſt das ein Traum?
Iſt's Wirklichkeit, was er ſchaut?
Bald dünkt's ihm, er ſäß in dem öden Raum
Allein, nur von Nacht umgraut,

Bald wieder, da ſieht er die hager'n Zwei
Vor ſich, mit höhn'ſchem Mund,
Wie ſie ihre Gläſer mit heiſ'rem Schrei
Entgegen ihm halten zum Bund.

Da leidet's nicht länger ihn dort zur Stell',
Aufſpringt er, das Inn're voll Graus,
Und tappt nach dem Säbel und faßt ihn ſchnell,
Und rennt in die Nacht hinaus.

Wie liegt da die Heide ſo leer, ſo weit,
Wie ſchimmert im Mond der Plan,
Der Sturm nur, er hat nicht zum Raſten Zeit,
Durchfegt ihn auf öder Bahn.

Doch eilt auch der Mann, nicht mit mind'rer Haſt
Tiefathmend durch Moor und Hain,
Da ſteht er auf's Neue von Schreck erfaßt
Mit Einmal am — Rabenſtein.

Hoch über ihm ſchwankt es in Mond und Wind,
Da knarrt es und ſchwebt es ſo frei,
Und wie er hinaufblickt, da ſieht er, es ſind
Die bei ihm geſeſſen, die Zwei.

Und wieder durchrieſelt es ſein Gebein,
Fort ſtürzt er in neuer Flucht,
In Wolken verhüllt ſich des Mondes Schein,
Wer iſt's, der den Flücht'gen ſucht?

Doch als auf der Heide ſich wieder verſtreu'n
Die Schimmer des Mondes ſo lind,
Da ſah man gar luftig, zunächſt den Zwei'n,
Einen Dritten noch ſchwanken im Wind.

10.

Heidenebel.

Es rieſeln kalte Schauer
Herab auf's öde Land,
Darüber voll ſtummer Trauer
Der Himmel ausgeſpannt.

In feuchte Thränenflöre
Hüllt er die Flächen kahl,
Und raubt ſogar der Sonne
Den ſegensvollen Strahl.

Es iſt, als wär' verſchwunden
Was je an's Licht geſtrebt,
Als läge hier begraben
Was jemals hat gelebt.

Und über die Gräber hin kröche
Langbeinig, träg' und matt,
Die Sonne als rieſige Spinne,
Nun ſelbſt des Lebens ſatt.

11.

Das Licht auf der Heide.

Die Heide liegt öde und wüſt und leer,
Die Nacht nur ſchauert darüber her.

Es ſeufzet der Wind auf wilder Flucht
Dem Wandrer gleich, der die Herberg ſucht.

Da blinkt noch ein Lichtlein aus nied'rem Haus
Auf einſamer Steppe zur Nacht hinaus.

Es ſcheint faſt, als wär's zwiſchen Himmel und Feld
Das einzige Licht auf der ganzen Welt.

Doch glimmt's ſo verlaſſen, ſo trüb und allein,
Als brennt' es bei einem Todtenſchrein.

Gar fern von dem Hüttchen, viel Meilen weit,
Da ſchreitet ein Mann durch die Dunkelheit,

Hinab und hinan ſo luſtig frei,
Ein einſamer Krieger auf öder Baſtei.

Der Federbuſch flattert, es knarret der Sand,
Wie hin er gehet an des Walles Rand.

Jetzt ſtehet er ſtille am Ravelin
Und blickt in die Ferne und ſtarrt dahin.

Er blickt nach den Wolken von Regen ſchwer,
Er blickt nach den Gräben, ſo öd' und leer.

Da ſieht er im Geiſte auf ferner Heid'
Das flimmernde Licht in der Einſamkeit.

Nicht ſpürt er es mehr, wie der Wind erbraust,
Er denkt nur an Sie, die im Hüttchen haust,

Er denkt nur der Zeit, wo mit raſchem Schritt
Er wieder hinein zu der Fernen tritt.

Und heißer durchſtrömt es die Bruſt dabei
Dem träumenden Burſchen auf ſeiner Baſtei. —

Doch ſiehe das Lichtlein im niedern Haus
Das flimmert und flimmert und löſcht nicht aus.

Das glimmt ſo verlaſſen, ſo trüb und allein,
Als ſtünd' es bei einem Todtenſchrein.

12.

Heidegrab.

Sieh' ein Grab' hier auf der Heide,
Ohne Kreuz und ohne Kranz,
Streute nicht als weiße Roſen
Mond darauf den Silberglanz.

Wen wohl mochten ſie begraben
Hier ſo einſam und allein?
Senkten ihn wohl in die Tiefe
Ohne Lied und ohne Schrein.

Nur ſein Sehnen und ſein Lieben
Nur ſein Wollen und ſein Thun
Nahm er mit, um einſam d'runten
Wie kein Zweiter auszuruh'n.

Schlaf im Frieden, du, der doppelt
Hier dem Tode angehört;
Keiner wird dem Grabe nahen,
Der den Schlaf dir frevelnd ſtört.

Nur vielleicht, daß ſich ein Reiher
Von dem See mit einem Fiſch
Herverirrt, der ſich den Hügel
Für ſein Mahl erwählt zum Tiſch.

13.

Die Schenkendirne.

Die Räuber nah'n im luſt'gen Hauf;
„Du Schenkendirne! ſpiel' uns auf,

Die Zitther nimm und ſing' dazu;
Nicht lang' iſt uns vergönnt die Ruh'."

Sie nimmt die Zitther von der Wand
Und ſingt und ſpielt mit brauner Hand.

„Hat einen Liebſten, hoch zu Roß
Kein Kühn'rer iſt in eurem Troß,"

„Sein Auge ſchwarz und blond das Haar,
Kein ſchön'rer in der Tſcharde war."

Und als ihn fing der Schergen Hand,
Kein Treuer ihm zur Seite ſtand."

Die Räuber ſchauen wild ſich an,
Horch auf! da ſprengts die Heid' heran.

„Holla zu Roß!“ — die Erde bebt,
Schon iſt die flücht'ge Schaar entſchwebt.

Da kommt's heran wie Sturmgebraus;
Huſaren treten wild ins Haus.

„„Wie? keine Räuber hier beim Wein?““
Das Dirnlein ſitzt und ſingt allein:

„Oft ſchlang er wohl um mich den Arm
Und küßte mich ſo warm, ſo warm,

„Nun küßt ihn nur, weil er's gewohnt,
Auf bleichen Mund der bleiche Mond.“

14.

Heidekind's Lied in der Ferne.

Nach der Heide,
Nach der Heide möcht' ich wieder,
Die ſich dehnt im Ungarland,
Wo nicht Blumenduft noch Lieder,
Wo nur Sonnenglanz und Sand.

Nach der Heide,
Nach der Heide möcht' ich wieder,
Über die der Reiher fliegt,
Und ſein glänzendes Geſieder
In dem Meer der Lüfte wiegt.

Nach der Heide,
Nach der Heide möcht' ich wieder,
Wo nur Roſſe leichtbehuft
Muthig ſtrecken ihre Glieder
Und der wilde Cſikos ruft.

Nach der Heide,
Nach der Heide möcht' ich wieder,
Wo vom Hügel, dornumſtrickt,
Einſam ſchaut die Hütte nieder,
Drinnen ich das Licht erblickt.

Die Türkenflaſchen zu Großwardein.

Ballade.

Vor Großwardein gelagert das Heer der Ungarn
liegt,
Kyniſi Pál, ihr Führer, das Haupt voll Sor-
gen wiegt,
Dieweil der Sely Baſſa den Sitz ſich dort erwählt,
Und nimmer konnt' befreien die Stadt der Ungar-
held.

Schon fünfmal rief die Trommel zum Sturme ſie
hinan,
Doch warf der Feind ſie immer zurück die Sieges-
bahn;
D'rum blickt voll Groll Kyniſi hinauf zu Wall und
Schloß,
D'rum dreht ihn zu verlaſſen der unzufried'ne Troß.

Da zeigt der Sely Baſſa ſich auf des Thurmes Rand,
Und ſtellt fünf volle Flaſchen d'rauf hin mit ſeiner Hand,
Er thut's den Feind zu höhnen mit ihrer Stürme Zahl,
Und ruft ſodann: „Ihr Chriſten, verſucht's doch noch einmal!“

„Und kommt in eure Hände das Schloß, das jetzt noch mein,
So will der Gnade Mahom's ich nimmer würdig ſein,
So will ich dieſe Flaſchen ausleeren bis zum Grund,
Mag auch ſein Zorn mich treffen noch in derſelben Stund'.“

So ruft der freche Türke; d'rob faßt gar grimme Wuth
Den tapfern Pál Konyſi, heiß kocht in ihm das Blut:
„Wohlan zum Sechſtenmale, und wirſt du jetzt nicht mein
So will ich hier verhauchen mein Leben vor Wardein!“

Und wieder lärmt die Trommel, und wieder brauſt's
im Sturm
Hinan die luft'gen Leitern, hinauf zu Wall und
Thurm;
Da knallt's aus hundert Röhren, da flieget Bolz
und Stein,
Von Pfeilen wird verdunkelt beinah' der Sonne
Schein.

Schon häufen ſich die Leichen zum ſchauerlichen
Wall,
Der Bruder reißt den Bruder mit ſich im grauſen
Fall;
Schon wollen wieder weichen die Ungarn ſchreck-
erfüllt
Wie alſo das Verderben hernieder tobt und brüllt.

Da aber denkt Kyniſi, jetzt Wardein oder nie,
Und klimmt durch Dampf und Flammen, ſein Herz
nicht ſchrecken die,
Jedwede Hand des Helden ein Schwert in Lüften
ſchwingt,
So wie Kyniſi immer in's Schlachtgetümmel dringt.

Wie wettert's da zur Rechten, wie flammt es links dazu,
So fährt der Bliz vom Himmel, der Tod folgt d'rauf im Nu,
Hinmäh't er ganze Ketten zur Erde, blutig, bleich,
Ha, folgen da die Seinen, ha, klingt da Streich um Streich.

Erobert iſt die Veſte, die Ungarfahne weht
Vom Thurm, vor dem als Sieger, der Pál Kiniſi ſteht;
In Ketten ihm zu Füßen der ſtolze Baſſa bebt,
Es ſagt's ihm ſein Gewiſſen, nun hat er ausgelebt.

Da ſpricht der Held: „Das Leben, ſei Baſſa dir geſchenkt,
Doch daß du all' die Meinen durch frechen Hohn gekränkt,
Das ſollſt du jetzt mir büßen, wie ſelbſt beſtimmt dein Mund,
Und ſollſt fünf volle Flaſchen austrinken bis zum Grund.

Fünf Flaſchen, vollgefüllet vom beſten Ungarwein,
Läßt Pál Kiniſi bringen ſogleich drauf nach Martern,

Da ſtellt er hin dem Baſſa, „Nun thu' was du
geſagt,
Ich will doch ſeh'n wie Türken der Ungarwein be-
hagt."

Im Schmerz verbleicht die Wange, das Aug' vom
Grimme geſchwellt,
Schaut tiefer auf die Flaſchen, die hin vor ihm
geſtellt;
Er iſt ein ächter Moslem, der nie den Eid noch
brach,
Und nun muß er bedecken ſein Haupt mit ſolcher
Schmach.

Nur mühſam holt er Athem, jetzt ſammelt er ſich
Kraft,
Und langet nach dem Weine, allein ſein Arm er-
ſchlafft,
Nun blickt er auf zum Himmel, ſeufzt nochmals
tief und ſchwer,
Dann faßt er raſch die Flaſche, und trinkt — und
trinkt ſie leer.

Wie röthet da ſein Antlitz des Ungarweines Glut
Nun langt er nach der Zweiten, zu Feuer wird ſein
Blut;

Doch will ſein Wort er löſen, troz Schwur und Alkoran,
Und voll von Ingrimm faſſet er ſchon die Dritte an.

Er trinkt mit ſtarken Zügen der Baſſa fort und fort,
Doch flehet er um Gnade auch nicht mit einem Wort;
Schon treibt's die glüh'nden Augen ihm weit zum Kopf heraus,
Und jede ſeiner Mienen zeigt Eckel, Wuth und Graus.

Doch trinkt er ohne Säumen, ſtets mehr und mehr betäubt,
Je heft'ger ſich ſein Inn'res dagegen ſtemmt und ſträubt.
Jezt gilt's die lezte Flaſche: „Nun friſch, noch einen Zug!“
So ruft mit Hohn Koniſi, „dann Baſſa iſt's genug!“

Der aber blickt verachtend auf ihn, ſezt an den Mund
Die Flaſche d'rauf und leeret ſie aus bis auf den Grund,

Dann ſchmettert er zu Scherben ſie noch an einen Stein,
Und ſtürzet ohne Leben zur Erde hinterdrein. —

Noch ſieht man zum Gedächtniß an dieſes Strafgericht
Alldort an einer Mauer, die Geisblatt rings umflicht,
Fünf Flaſchen eingehauen, wenn gleich von roher Hand,
Die noch die Türkenflaſchen von Großwardein benannt.

Zigeunerlieder.

(Fortſetzung und Schluß.)

5.

Zigeunerwerbung.

Braune ſchlanke Tänzerinn
Mit den glühend ſchwarzen Augen
Kam's dir nie noch in den Sinn
Daß wir füreinander taugen?

Flink im Tanze weißt du dich
Wie kein Zingari zu drehen
Und das Cymbal ſchlage ich
Daß Gehör vergeht und Sehen.

Glaub' daß wir geboren ſind
Unter einem guten Zeichen,
Nackt und arm biſt du, mein Kind,
Und dein Liebſter iſt desgleichen.

Aber iſt behend' dein Bein
Bin behend' ich mit den Fäuſten,
Darum ſchlag' geſchwind nur ein,
Können noch ein Tücht'ges leiſten.

Heiſſa, frohen Angeſichts
Laß den Brauttanz uns beginnen,
Gibt es zu verlieren nichts
Kind, ſo gibt's nur zu gewinnen.

6.

Zigeunermuſik.

Luſtig iſt's zur Kirmeßzeit,
Welch' Getümmel weit und breit.

Nach der Schenke ſtrömt's zu Hauf,
Die Zigeuner ſpielen auf.

Wie das wild und luſtig klingt,
Wie das wild und luſtig ſpringt.

Geigenſtrich mit grellem Schrei,
Cimbelklang ſo toll und frei.

Doch die braunen Spielleut' dort
Zieht's im Geiſt zur Ferne fort.

Zieht's aus Tanz und Luſtgebraus
Über Berg und Thal hinaus,

Über Berg und Thäler weit,
Nach der öden Ungarheid'.

Nach den Wäldern, wo ihr Blick
Weib und Kinder ließ zurück.

Weib und Kind, o bitt're Noth,
Unbeſchützt und ohne Brot!

Und der Schmerz, der ſie erfaßt
Lenkt den Arm zu größ'rer Haſt.

Und ſo wird ein jeder Schall
Ihres Inner'n Wiederhall.

Aber lärmend ſchlingt im Kranz
Sich um ſie der Kirmeßtanz.

Und je größer wird ihr Harm
Um ſo luſt'ger macht's den Schwarm.

7.

Zigeuner im Concertſaal.

Schlanke braune Heidenſöhne
Steh'n wir mit beſcheid'nem Schweigen,
Alte Weiſen, ſchlichte Töne
Lockend aus den braunen Geigen.

Welche Pracht, und welch' ein Schimmer
Muß da unſer Aug' gewahren,
Zweifeln ſelbſt faſt, daß noch immer
Wir dieſelben, die wir waren.

Frauenbilder, wie in Träumen
Uns nur früher ſind erſchienen,
Schauen ſtatt des Waldes Bäumen
Jetzt auf uns, mit holden Mienen.

Glanzerfüllte Hallen machen
Unſ're Blicke faſt erblinden;
Statt dem Land, dem traurig flachen,
Wo nur Sand und Moos zu finden.

All das alte trübe Leben
Scheint ein Märchen, das verſchellen,
Ach, daß uns ſo ſchnell entſchweben
Dieſe ſel'gen Stunden ſollen.

Aber wie jetzt unſ're Töne
Flüchtig Euer Ohr berühren;
Wird zu bald der Heide Söhne
Wieder ihr Geſchick entführen.

All' die ſchönberahmten Bilder
Werden uns vorübergleiten,
Wie ein Maientag, ein milder,
D'rum ſich Erd' und Himmel ſtreiten.

Und ſo werden wir uns wieder
Auf der alten Heide finden,
Wo der Reiher ſein Gefieder
Tragen läßt von rauhen Winden.

Kaum wird's dann noch Einer glauben,
Daß ſo viel, ſo viel des Schönen
Hat vermocht die Zeit zu rauben
Den vergeſſ'nen Heideſöhnen.

Beim Tokayer zu ſingen.

Flüſſiges Feuer
Iſt der Tokayer,
Schenkt ihn nur ein,
Laßt uns zuſammen
Lodern in Flammen,
Selig nun ſein!

Innig verbunden,
Würz' uns die Stunden
Feuer und Flut,
Schwell' uns die Adern,
Ohne zu hadern,
Rolle das Blut.

Klebe wer wolle
Träg' an der Scholle,
Wo er zu Haus,
Weit in die Ferne
Über die Sterne
Reißt's uns hinaus.

Freudig Erwärmen ,
Schweifen und Schwärmen
Wonniges Glück ,
Nie aus den Räumen ,
Die wir uns träumen
Kehrt mehr zurück.

Feuer iſt Leben ,
Feuer der Reben
Doppeltes Sein ,
Klingt d'rum zuſammen :
Éljen den Flammen ,
Éljen dem Wein !

Éljen á Király *).

(Wahre Begebenheit.)

Welch' ein Lärmen in der Schenke!
Geig' und Cymbal ſchallen d'rein,
Und der Werber, der gelenke,
Bietet tanzend Geld und Wein.

„Auf! wer wird noch länger ſäumen?
Friſch zum Handſchlag reicht die Hand!
Müſſen bald die Roſſe zäumen,
Jagen durch der Heide Sand.“

„D'rum, ihr Magyarenſöhne!
Von der Väter Muth durchglüht.
Laßt den Andern Pflug und Fröhne,
Da für Euch der Lorbeer blüht!“

---

*) Der Ruf: »Es lebe der König!« wurde in dem vorſtehenden Gedichte nach der ungariſchen Ausſprache: Eljen á Kyrál geſchrieben, die Schreibweiſe jedoch iſt, wie in der Überſchrift dieſer Ballade: Eljen á Kyrály.

Und die raſchen Burſche drängen
Kühn zum Werber ſich hinan,
Und mit wilden Cymbalklängen
Schallt ihr Jubel himmelan.

Nur ein kräftig ſtolzer Junge
Hört mit Gram das Aufgebot;
Doch dem Armen iſt die Zunge
Für den Klang der Rede todt.

Mächtig drängt's ihn, hinzutreten,
Mitzufechten als Magyar;
Doch der Stummheit Eiſenketten
Schließen aus ihn von der Schaar.

Darum blinkt ſein Aug' in Thränen,
Ballt ſich krampfhaft ſeine Fauſt;
Doch umſonſt iſt Harm und Sehnen,
Und der Zorn, der ihn durchbrauſt.

Sieh' da ſchwenkt der Werber wieder
Hoch den Krug und jauchzt ſodann:
Éljen á Kyrál! ihr Brüder,
Wer ein Held, der klingt mit an!

Und mit Toben ſtürmen Alle
Auf den Ungarreiter los,
Und es jauchzt mit wildem Schalle:
Éljen á Kyrál! der Troß.

Ach, da kann der Stumme nimmer
Zähmen ſeines Herzens Glut
Und, das Aug' in feuchtem Schimmer,
Stürzt zum Werber er voll Muth;

Faßt ein Glas, im höchſten Grimme
Über ſeiner Ohnmacht Qual,
Schwingt's und ruft — mit lauter Stimme:
Éljen, éljen á Kyrál!

Staunend blickt wohl auf den Jungen
Alles da, erſtarrt zu Stein;
Doch der ſchlägt von Luſt durchdrungen
In die Hand des Werbers ein.

Und in Worten, voll und tönig,
Leiſtet er den Eid der Treu',
Denn die Lieb' für ſeinen König
Gab die Sprache ihm auf's Neu'!

Inhalt.

Seite
Sanct Benedeck mit dem Säckel. Legende . 3
Der Blutſchacht. Bergmannsſage 9

Heidelieder:

1. Déli Bába 17
2. Heidenacht 20
3. Ein Heidebild 22
4. Im Winter 28
5. Des Heideſchenken Töchterlein 30
6. Im Wandern 33
7. Heidelicht 34
Huniad. Ballade 36
Alt-Giſſing 40

Seite
Das Ungarweib. Ballade 43

Lieder vom Balaton:

1. Nachts am See 45
2. Schilflied 47
3. Die ſchöne Schifferin 48
4. Seeſtück 50
5. Wellenſtimmen 52
6. Abendläuten 55
7. Beim Scheiden 57
Pandur und Räuber. Ballade 58

Zigeunerlieder:

1. 64
2. 66
3. 67
4. **An einen alten Zigeuner** 68
Das gefangene Zigeunerweib. Ballade . . 71
Im Thale 74
Schenkenbild 76
Die Flüchtende. Ballade 81
Morgenträume 85
Der Ritt des Wallachen. Ballade 87

Seite

Der Cſikos (In fünf Liedern):

1. 91
2. 93
3. 95
4. 97
5. 99
Der Cordoniſt. Ballade 101

Auf einem ungariſchen Friedhof:

1. 106
2. 108
Eine Cſikosſage 109
Der Huſar 120

Waldgang:

1. 122
2. 123
Das Ungarrößlein. Ballade 124
Der Waldhirte 128
Die Mutter des Tökeli. Ballade 130
Abendwehmuth 133
Der Jurat von Peſth. Ballade 136
Die Reiterin. Ballade 139
Magyarentod. Ballade 143

Seite

Heidelieder. (Fortſetzung und Schluß.)

8. Auf der Ungarheide 147
9. Der Dritte 149
10. Heidenebel 153
11. Das Licht auf der Heide 155
12. Heidegrab 158
13. Die Schenkendirne 160
14. Heidekinds Lied in der Ferne 162

Die Türkenflaſchen von Großwardein.

Ballade 164

Zigeunerlieder. (Fortſetzung und Schluß.)

5. Zigeunerwerbung 171
6. Zigeunermuſik 173
7. Zigeuner im Conzertſaal 175
Beim Tokayer zu ſingen 178
Éljen á Kyrály (Ballade) 180

Dom-Sagen.

Von

Johann Nep. Vogl.

Wien, 1845.

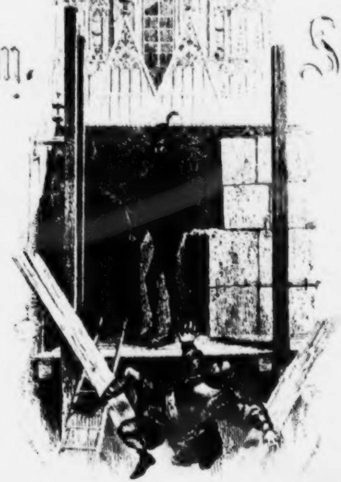
Verlag der Carl Haas'ſchen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei Leopold Grund.

J. N. Vogl's

Dom. Sagen



Wien
1845

[illegible]

Der
Stephans-Dom
in Wien.

Inhalt.

Der Stephansdom in Wien.

Baugeſchichte des Domes 1
Merkwürdigkeiten des innern Domes 13
Die Thürme des Stephansdomes 28

Dom-Sagen.

Der Rieſenfinger 39
Meiſter Bolkhner und ſein Geſelle 42
Eberhard Hueber, der erſte Pfarrer an der Stephanskirche 46
Die Todtenmette 49
Georg Hauſer, der erſte Bauherr am Stephansthurm . 54
Die Herzogsgruft 59
Wind und Regen 64
Meiſter Hans Puchsbaum 69
Capiſtran 75
Der Gang nach dem Thurm 79
Das Wunderbild aus Pöts 84
Die Kegelbahn auf dem Stephansthurme 88

Baugeſchichte des Domes.

Sieben Jahrhunderte ſind ſeit dem Baue der herrlichen Stephanskirche dahingerollt, und Chronos hat ſo manches ſeiner Kinder wieder verſchlungen; der Dom aber, welcher ein wahrer Baum Gottes als beſcheidenes Pflänzchen aufwuchs, und nun die Bewohner dieſer Erde unter ſeinem Dache verſammelt, hat dem Fluche der Zeit widerſtanden, und ſein in die Wolken ſtrebendes Haupt, ſeine ehrwürdige von Gewittern umtobte Geſtalt ruft jedem Vorüberſchreitenden das gebietende: „Steh, Wanderer!“ zu. Wer je nach langer Trennung von ſeinem Vaterlande in deſſen Grenzen wiederkehrte, und durch den Staub der Landſtraße die graue Thurmesſpitze, das Zeichen der geliebten Heimathſtadt winken ſah — wer nächtlicher Weile, da der Schimmer des Vollmondes den Dom verklärte, zu demſelben aufblickte und ihn ſo ruhig, ſo heilig ſtehen ſah, einen Wächter der Stadt, eine Bürgſchaft des Himmels — der mag ſich wohl bei dem Gedanken aufhalten, daß das Leben und Heil des Chriſten mit dem älteſten Grundſtein ſeines Glaubens zuſammenhalte und ein freundliches, magiſches Band uns wie Kinder zu den deutſchen Mährchen von redenden Steinen, ſingenden Bäumen, graubärtigen Eckarts, geprellten Teufeln und Engelserſcheinungen hinziehe, die ſich wie Immergrün um das Erhabenſte der Nationalwerke, den St. Stephansdom, winden.

Dieſes alte, ehrwürdige Gebäude, welches ſo reich an Meiſterwerken der Architektur, Skulptur ꝛc. iſt, befindet ſich faſt im Mittelpunkte der Stadt, auf einem freien, geräumigen Platze. Das Bewunderungswürdigſte an demſelben iſt wohl der Bau des daranſtoßenden Thurmes, welcher ſo viele Meiſter beſchäftigte, ſo viele Mittel in Anſpruch nahm, aber endlich durch die Großherzigkeit der Fürſten, die Unermüdlichkeit der Baumeiſter und den frommen Sinn der Gemeinden zu ſeiner heutigen Vollendung gelangte.

Die vorzüglichſten Meiſterwerke der Kirche haben den Baumeiſter Hanns Puchsbaum zu ihrem Verfertiger, welchem Wenzel von Kloſterneuburg und Peter Brachawitz, unſterblichen Angedenkens, vorarbeiteten. Der erſtere brachte den Thurm bereits auf zwei Drittel in die Höhe, als ſein 1404 erfolgter Tod einen andern Bauherrn in der Perſon des Brachawitz erforderlich machte, der bis 1429 wacker an der Ausführung arbeitete, aber die Vollendung ſeinem tüchtigen Gehilfen Puchsbaum überlaſſen mußte, der 1433 die Spitze des Thurmes krönte.

Allein nicht nur die Vollendung des Thurmes, ſondern auch noch mehrere Meiſterwerke im Innern der Kirche, machten dieſen Bauherrn unſterblich. Vor allem Anderen iſt hier der Kanzel und des von ihm ſo geſchmackvoll verzierten Orgelchores in der Unterkirche zu erwähnen.

Die Kanzel, aus Stein gehauen, iſt mit den ſchönſten Arabesken und Sinnbildern geſchmückt. Der mittlere Theil, die eigentliche Kanzel, enthält rings herum bis an die Treppe, vier mit durchbrochenem Zierwerke bedeckte Vertiefungen, aus denen die Bruſtbilder der vier Kirchenlehrer hervorſchauen. Der Fuß der Kanzel beſteht aus mehreren freiſtehenden Pfeilern und Bogen, zwiſchen welchen eine Menge von ſteinernen Heiligen-Statuen angebracht iſt. Unter derſelben befindet ſich nun auch ein vortreffliches Bruſtbild des Hanns Puchsbaum, wahrſcheinlich ausgeführt von einem unter der Leitung des Meiſters an der Kanzel arbeitenden Steinmetze.

Ungleich ſchöner und beſſer ausgeführt aber iſt desſelben Meiſters Bruſtbild unter dem Orgelchore. Es iſt da, wo der Chorfuß aus der Knoſpe heraustritt, angebracht, und zeigt eine Geſtalt, die in der Rechten einen Zirkel, in der Linken ein Winkelmaß hält. Das geiſtreiche, durch kräftige Züge ausgezeichnete Haupt, von dem buſchige Haare über Stirn und Rücken wallen, iſt mit einem Baret bedeckt, der Hals blos, das Oberkleid weit gefaltet, das Unterkleid mit Schnüren zuſammengeheftet.

Dieſes Bruſtbild, viele Jahre unbeachtet geblieben, erhielt ſeine Würdigung erſt durch den kunſtſinnigen König Ludwig von Baiern, welcher noch als Kronprinz eine Gypsform davon machen ließ.

Von der Entſtehung des Wiener Stephansdoms bis auf gegenwärtige Zeit iſt folgendes bekannt:

1. Heinrich II., Jaſomirgott genannt, erſter Herzog Oeſterreichs und ein Sohn des heiligen Leopold, ſoll zwiſchen 1140 und 1150 an der Stelle, wo die gegenwärtige St. Stephanskirche ſteht, eine Kirche erbaut haben, welche bald die Wiener- die Mutter-, bald die Pfarr- die Haupt- und die St. Stephanskirche genannt wurde. Den letztern Namen erhielt ſie wahrſcheinlich daher, weil auch die biſchöfliche Hauptkirche zu Paſſau dem heiligen Stephan zu Ehren geweihet iſt. Dieſe St. Stephanskirche lag damals nicht inner den Stadtmauern von Wien, indem bekanntlich die Stadt keinen ſo großen Umfang wie gegenwärtig hatte. Im Jahre 1258 brannte

ſie gänzlich ab, ſo daß auch die Glocken zerſchmolzen ſind. Sie wurde wieder aufgebauet, aber im Jahre 1275 zum zweiten Male in Aſche gelegt. Ottocar, König in Böhmen, ließ ſie dann vom Grunde auf wieder herſtellen. Im Jahre 1278 ſtattete Kaiſer Rudolph I. nach erhaltenem Siege uber König Ottocar in dieſer Kirche ſeinen Dank auf das feierlichſte ab. 1326 wurde die Kirche rechter Hand am Rieſen- oder Hauptthore durch die Kreuzkapelle vergroßert, welche durch eine Stiftung des Ritters Ulrich von Tirna und ſeiner Hausfrau Bertha erbaut wurde. Man ſetzte den Bau zur Verſchönerung und Vergrößerung der Kirche von Zeit zu Zeit langſam fort. Er muß fur die damaligen Zeiten ſehr koſtſpielig geweſen ſein, weil Herzog Albert II. 1339 von Jedermann, ohne die Kinder in der Wiege auszunehmen, einen Groſchen Steuer abgefordert, welchen er dazu verwendet hatte. Ungeachtet deſſen wurde doch im folgenden Jahre 1340 ein neuer Chor zu Stande gebracht, welchen gedachter Herzog in eben dieſem Jahre zu Ehren des heiligen Stephan weihen ließ. — Sein Sohn Rudolph IV. mit ſeinen Brüdern Albrecht III. und Leopold vergrößerten ſie 1359 durch das angebaute Chor oder Sanctuarium, ließen die noch nicht vollendeten Gewölber ſchließen, das hohe Dach aufſetzen, und gaben der Kirche den Namen zu allen Heiligen, der ihr aber nicht lange blieb, indem ſie [illegible] hernach wieder zum heiligen Stephan genannt wurde. Nach dem bald darauf erfolgten Tode Rudolphs ſetzten deſſen Bruder Albrecht III. und Leopold, dann König Mathias von Ungarn, während ſeines Beſitzes von Wien, Kaiſer Friedrich III. und andere nachfolgende Fürſten den Bau fort, bis dieſes Gebaude in den gegenwärtigen vollkommenen und bewunderungswürdigen Stand kam. — Im Jahre 1296 gab Kaiſer Albert I. dem hieſigen

Stadtrathe die Erlaubniß, einen Schulmeiſter aufzuſtellen, welcher genannt wurde: Schulmeiſter des St. Stephan und der Pfarrkirche. — 1365 wurde dieſe Kirche, welche bis dahin nur eine Pfarrkirche war, zu einer Probſtei- und Kollegiatkirche erhoben. Im Jahre 1469 erwirkte Kaiſer Friedrich IV., daß Wien ein eigenes Bisthum erhielt, und die Kirche St. Stephan zur Kathedrale erhoben wurde, und im Jahre 1723 wurde hier auf Verſpruch Kaiſer Karl IV. ein Erzbisthum errichtet.

Die Kirche iſt ganz aus Quaderſteinen aufgeführt, und ihre Mauerpfeiler ſind 7 Schuh dick. Die Länge erſtreckt ſich auf 57, die größte Breite zwiſchen den zwei großen Thürmen auf 37, die vordere Seite auf 24 und die Höhe auf 13 Klafter. Sie iſt eingeſchloſſen und außen in der Höhe mit ſteinernen Gängen von zierlicher Steinmetzarbeit umgeben, aus welchen das gewaltige Dach empor ſteigt, deren größeres, nämlich von dem Hauptthore bis zu den zwei großen Thürmen 17 Klafter 3½ Schuh hoch und mit glaſirten halbrunden Ziegeln von ſchwarzer, grüner und weißer Farbe gedeckt iſt. Das andere Dach, welches den hintern Theil der Kirche bedeckt, iſt 11 Klafter und 1 Schuh hoch. Das hohe Dach ließ Herzog Rudolph IV., das niedere aber Kaiſer Friedrich III. errichten.

Bei der Anlegung und urſprünglichen Geſtaltung der Kirche wirkten als Baumeiſter, zuerſt Octavian Falkner aus Krakau, noch unter dem Gründer Herzog Heinrich Jaſomirgott, und ſpäter unter Rudolph dem Stifter, Meiſter Wenzla. Die für den Ausbau der Kirche gezeichneten Pläne finden ſich im Stadt-Archive unter dem Namen eines Gregor Hauſer aufbewahrt.

Einer der merkwürdigſten Baugegenſtände an dem alten Baue iſt das Rieſenthor, welches nur bei beſonderen Anläſſen geöffnet wird. Die Steinmetzarbeiten deren beurkunden ein hohes Alter. Im Jahre 1799 wurden alle einzelnen Zierathen des Portals durch Säuberung ſichtbar gemacht. Sie beſtehen theils aus Menſchen-, theils aus Thiergeſtalten und andern dem Kunſtgeſchmacke der damaligen Zeit entſprechenden Arabesken. Unter den erſteren findet ſich das Bildniß des heil. Stephan, jene der zwölf Apoſtel, ferner den zwiſchen zwei Engeln ſitzenden Heiland und andere ſitzende und ſtehende Geſtalten. Unter den Thiergeſtalten ſind Löwen, geflügelte Ungeheuer u. ſ. w. zu ſehen.

Das eben beſchriebene Thor iſt aber auch Alles, was von Großartigkeit und äußerer Pracht Zeugniß geben könnte. Die dabei beſchäftigten Künſtler waren offenbar in Verlegenheit, wie ſie einen ſo großen Raum zierlich genug ausſtatten ſollten.

Die zwei an den Wänden dieſer Fronte vertheilten Fenſter laſſen das Licht einerſeits in die Eligius-, andererſeits in die Kreuz-Kapelle dringen, und ſind mit den Standbildern des Herzogs Rudolph IV. und ſeiner Gemalin Katharina geſchmückt.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung der Längenſeiten, welche von den erſtbeſchriebenen Kapellen bis zu den Thürmen die Unterkirche einſchließen.

An dieſen Seiten ſind 4 Eingangshallen bemerkbar, die in Form kleiner Kapellen erbaut wurden, und unter denen ſich wieder mancherlei Zierathen und Bildwerke zeigen. So erblickt man unter der erſten, an der Seite der Eligius-Kapelle ſich öffnenden Halle des Singerthores die ſteinerne Grabſtätte des Neidhart Fuchs, der von einem altadeligen Geſchlechte Frankens ſtammte, und bei dem öſterreichiſchen Herzoge die Stelle eines Spaßmachers bekleidete. Sein Tod fällt in das Jahr 1334. Leider hat das Monument durch die Zeit und den Muthwillen ſehr gelitten. — Gegenüber wird eine Statue des Erlöſers verſtus, welcher in Lebensgröße, als leidender Menſch dargeſtellt, erſcheint.

Im Innern dieſer Halle, welche Anton Pilgram verfertigte, iſt wieder das Bildniß des Herzogs Rudolph IV. und ſeiner Gemalin zu finden.

Den Raum zwiſchen dem Singer- und zunächſt befindlichen Primglöckchenthor nimmt die große untere Sakriſtei ein. Letzteres Thor iſt gerade unter dem hohen Thurme gelegen.

Noch ſehr gut erhalten ſind die ober dem Eingange zu dieſem Thore angebrachten Glasmalereien.

Nächſt der Wohnung des Thurm-Meiſters und bei dem erwähnten Eingange ſind zwei ſchätzenswerthe Denkmäler zu ſehen, deren Entwurf und Ausführung nicht nur die tiefe Empfindung ihrer Gründer, ſondern auch den Kunſt- und Geſchmackſinn der damals lebenden Künſtler uns auf ergreifende Art vor die Augen ſtellen. Das eine, durch den Kirchenmeiſter Johann Straub 1540 entſtandene Monument, in Sandſtein gearbeitet, ſtellt die heil. Maria vor, wie ſie ihrem Sohne die Hand zum Abſchiede reicht. Es iſt von einem Ciclus von Darſtellungen aus dem Leben des Heilandes umkränzt.

Das andere, der Grabſtein des Georg Siegenfelder, Riemermeiſters, welches ſich unter dem hohen Thurme eingemauert befindet, iſt ungleich ſchöner. Es ſtellt ebenfalls jene traurige Kataſtrophe Jeſu und ſeiner heiligen Mutter dar; aber die Haltung der Perſonen iſt des erſchütternden Momentes würdiger gedacht als im erſteren Bilde.

An dem nächſten Pfeiler iſt ein Weihbrunnſtein mit der Jahreszahl 1506. Zufolge dem daran befindlichen Zeichen liegt hierbei Jörk Khlaig, Baumeiſter zu St. Stephan, begraben. — Nun kommen die Grabmäler von der Wohnung des Thurmmeiſters bis zu dem Oehlberge.

Hierauf folgt der Oehlberg. Dieſen Oehlberg hat die Frau Lackhnerin, zweite Gemahlin des Linhart Lackhner, geweſenen Kirchenmeiſters zu St. Stephan, errichtet, und wegen der Beleuchtung der dabei befindlichen Lampe täglich 3 Pfund Pfenning bis 1533 bezahlt. Die Stifterin ſtarb laut ihres Grabſteines 1555. Das ganze Werk iſt in dem Jahre 1726, 1747 und 1767 erneuert worden.

An der Rückſeite des Domes ſieht man die dreizehn Geheimniſſe von dem Leiden Chriſti, in halberhobner Arbeit. Unter denſelben finden ſich die Namen der Rathsherrn, welche dieſes Werk der Kirche verehrten. Es ſind 8 an der Zahl.

Ferner ſieht man unter einer Gewölbung die Kreuzigung Chriſti mit der Jahreszahl 1523. Es iſt das Grabmal des Johann Hutſtocker, Brückenmeiſters und Rathsherrn in Wien, welcher 1523 mit Tod abgegangen iſt. Schade, daß dieſes nicht ganz unbedeutende Denkmal des alten Kunſtfleißes ſo ſehr gelitten hat.

Von hier kommt man zu einer ſteinernen Kanzel, auf welcher der heil. Johann Kapiſtran, vom Franziskaner-Orden geprediget, und worauf man einſtens in der Armenſeelen-Octav ebenfalls Predigten gehalten hat. Gegenüber auf dem Hügel an dem Fuchſelhof war auch eine Kanzel, auf der man lange Zeit gegen die Lehre Luthers Controverspredigten zu halten pflegte. Bei dieſer Kanzel iſt der Eingang zur neuen Gruft, die 1752 mit mehr als 20,000 Gulden Unkoſten iſt erbauet worden.

Nun ſind wir am Adlerthore, welches darum ſo genannt wird, weil es ſich unter dem unausgebauten Thurme befindet, auf deſſen Kuppel ein Adler aufgeſtellt iſt. Rechts an dieſem Thurme iſt eine Statue unſers Erlöſers mit der Jahreszahl 1490 und mit dem Namen Görg Jordan. Unweit davon war das Todtenbeinhaus, welches vor einiger Zeit erneuert und in Ordnung iſt gebracht worden. Doch wurde es bald darauf ganz wieder weggebrochen, der Platz gereiniget und mit einem Geländer eingefaßt.

Unten an dem unausgebauten Thurme iſt das Grabmal des berühmten Protucius Celtes. Er war 1449 den 1. Februar zu Wipfeld in Franken geboren, und war der Erſte aus den Deutſchen, welcher die Ehre hatte, als Poet vom Kaiſer Friedrich III. zu Nürnberg 1487 den 1. Mai gekrönt zu werden. Er war lange Zeit in Wien Lehrer der Dichtkunſt, und ſtarb 1508 im 49. Jahre ſeines Alters. Auf ſeine Krönung verfaßte er dieſe Verſe:

Si me non pietas, virtus, doctrina coronant
Ecquid proderit haec nexa corona mihi?

(Wenn mich nicht Frömmigkeit, Tugend und Gelehrſamkeit krönen,
Was mag mir dieſe geflochtene Krone nützen?)

Auch die Halle zu dieſem Thore iſt mit bunten Glasfenſtern geſchmückt, auf deren einem die Steinigung des heil. Stephans dargeſtellt iſt.

Nun gelangen wir zu dem prächtigen Thore, zunächſt der Kreuzkapelle.

Rechts im Winkel ſieht man an der Seite ein Eccehomobild, welches Wolf Solmann, niederöſterreichiſcher Kammerregiſtrant, Amthofmeiſter und Grundbuchsverwalter des Frauenkloſters bei St. Lorenz in Wien, 1625 errichten ließ.

Gegenüber in der Höhe wird der Oehlberg vorgeſtellt. — Gleich daneben iſt folgende alte Schrift in Stein ausgehauen: † Ihr † Menſchen geſamt, glaubt in

Gott. † Und behalt Chriſti Gebot, † das die Heiden nicht haben gethan † So (Sie) baten an die Tatmanbaat (Tatman oder Tatermann war ein Götze) die ſie ſelbſt habet bereit † davon waret ſie wol geait † (geſtraft) in dem Höllenfeuer † All Freud iſt in (ihnen) teuer †. Unterhalb dieſem Steine inner dem kleinen eiſernen Gitter ſollen einſt goldene Bildniſſe der heiligen drei Könige geweſen und hernach entfremdet worden ſein.

Innerhalb der Rundung dieſer Pforte an der Wand iſt eine geheime Schrift von der Erfindung Herzog Rudolph IV. Die gelehrteſten Männer Deutſchlands ſowohl als von andern Orten haben ſich lange Zeit vergebens bemüht, ihren Sinn heraus zu bringen. Endlich gelang es dem Joh. Bapt. Kepſer, des gefürſteten Abtes von St. Blaſius Hofrath, ſie glücklich alſo auszulegen: **Hic est ſepultus Dei gratia Dux Rudolphus fundator.** (Hier iſt begraben von Gottes Gnaden Herzog Rudolph der Stifter.) An der Thüre ſteht des Herzogs Rudolph und ſeiner Gemahlin Katharina Bildniß mit dem Wapenträger. — Ober der Thüre wird das Begräbniß und ganz in der Höhe die Krönung Maria vorgeſtellet. — Bei der Thüre linker Hand iſt ein weißer Stein in Meſſing eingeſetzt, worauf nachfolgende Schrift, die aber jetzt nicht mehr ganz leſerlich iſt, ſich befand: Dieß iſt der Stein, auf welchen bei Abſägung der Beine des heiligen Martyrers Kolomann das Blut gefloſſen iſt, welchen hieher der durchlauchtigſte Herr Rudolph IV., Herzog von Oeſterreich, geſetzt hat.

Nun hätten wir die Merkwürdigkeiten der äußern Kirche beaugenſcheiniget, und es erübrigt nur, über das Terrain, auf dem ſie ſich ausbreitet, in ſeiner früheren Geſtalt, zu ſprechen.

Die Kirche hatte in den älteren Zeiten, wie beinahe jede chriſtliche Pfarrkirche, rings um ſich her einen Kirchhof. Es wurde zwar ſchon ſeit langer Zeit Niemand mehr darauf begraben. Aber er war doch durch eigene Thore gegen die Schulerſtraße, Singerſtraße, den Stockimeiſenplatze und die Biſchofgaſſe abgeſondert, welche alle Nacht geſchloſſen wurden. Kaiſer Joſeph II. ließ dieſe Thore abreißen, und öffnete die Gemeinſchaft mit mehreren Gaſſen der Stadt. Jedoch ſtand vorne noch gegen eine der vorzüglichſten und lebhafteſten aller Straßen eine lange Reihe kleiner, unanſehnlicher und aus der Kirchhofmauer entſtandenen Krämerbuden nebſt ein Paar unbedeutenden Häuſern, welche die dortige Gegend verengten, die Fahrenden ſowohl, als die Gehenden hinderten, und die ſchöne Ausſicht der Hauptkirche gänzlich benahmen. Im Jahre 1792, während Kaiſer Franz bei der Krönung in Frankfurt am Main war, ließ der Magiſtrat ſchnell jene Buden wegreißen, und als der neugekrönte Kaiſer, in ſeine Hauptſtadt zurückkehrend, ſeinen Einzug in Wien hielt, war die bewaffnete Bürgerſchaft zum erſten Male auf dieſem Platze aufgeſtellt. — Indeſſen waren noch einige unförmliche Häuſer ſtehen geblieben; dieſe wurden endlich 1804 vollends abgeriſſen, und dadurch der geräumige Stephansplatz hergeſtellt, welcher gegenwärtig einer der ſchönſten der Stadt iſt, der Kirche mehr freien Luftzug, eine bequemere öffentliche Gemeinſchaft und eine ungehinderte Anſicht des Kirchengebäudes gewährt.

Außer dieſem wurde auch durch die Unterſtützung des Stadtmagiſtrates und die Thätigkeit des verdienſtvollen äußern Rathes und Kirchenmeiſters bei St. Stephan, Herrn Johann Weiß, im Jahre 1799 die Kirche nicht nur von Holz- und Steinlagen, Unrath u. ſ. w. äußerlich, und auch die in den Portalen befindlichen Figuren von hundertjahrigem Staube gereiniget, ſondern auch von Innen das kaiſerliche Oratorium geſchmackvoll erneuert, und uberhaupt Alles aus der Kirche weggeſchafft, was mit der Hoheit einer Hauptkirche und dem Erhabenen eines Meiſterwerkes gothiſcher Baukunſt in keinem Verhaltniſſe ſtand.

Merkwürdigkeiten des inneren Domes.

Wenn man durch das Rieſenthor in die Kirche tritt, ſo fallt dem Beſchauer vor allem Andern der Hauptaltar in die Augen. Dieſer auf Veranlaſſung des Wiener Biſchofs Friedrich Grafen von Breuner 1647 vollendete Altar rührt von der Hand des Bildhauers Johann Jakob Bock her, den man nicht ohne Grund eines verfehlten Geſchmackes bei Anbringung der Zieraten anklagt. Die Erhabenheit des Domes, deſſen Geſammteindruck nur durch ſeine würdevolle Einfachheit hervorgebracht wird, weiſ't gleichſam als Entweihung eine Zierde von ſich, die dem tandelnden, weichen Geſchmacke einer neueren Zeit, aber nicht dem Großartigen des Mittelalters entſpricht.

Zum Materiale wurde ſchwarzer, polniſcher Marmor genommen. Vor dem Altare gereiht, ſtehen 11 Bildſäulen von weißem Marmor. Seine Höhe mißt 11, die Breite 4 Klafter und 4 Schuh. Das Altarblatt, die Marter des heiligen Stephans darſtellend, wurde von des Bildhauers Bruder, Tobias Bock, gemalt. Es wurde aus Zinn von Johann Georg Diebald gegoſſen, und plattenweiſe zuſammengefügt.

Um eben dieſe Zeit wurden die zwei Portale aus ſchwarzem Marmor bei der Sakriſtei und Schatzkammerthür auf Unkoſten des erwähnten Biſchofs gemacht, worüber mit vergoldeten Buchſtaben folgende Schrift angebracht iſt: Im Jahre des Herrn 1647 den 4ten Sonntag nach Oſtern habe ich Philipp Friedrich von Gottes Gnaden, Biſchof zu Wien und des heil. R. R. Fürſt, dieſen von mir vom Grunde aus aufgeführten Altar zu Ehren des heil. Martyrers Stephan und aller Heiligen conſecrirt u. ſ. w.

Der bei dieſem Hochaltar befindliche Chor hat beiderſeits 16 Stände mit eben ſo vielen aus Holz geſchnitzten Bruſtbildern, deren zwei erſtere Kaiſer **Friedrich III.** als den Stifter, und Papſt **Paulus II.** als den Beſtätiger dieſes Bisthums, die übrigen aber die Reihe der Biſchöfe, von dem erſten angefangen bis auf den Grafen von Breuner, nebſt dem Bisthumswappen, das durch ein weißes Kreuz im rothen Felde angezeigt wird, mit eines Jeden eigenem Wappen, Namen und Jahrszahl ſeiner Gelangung zum Bisthume, vorſtellen.

Ruckwarts dieſer Chorſtühle, wo verſchiedene Bilder der Heiligen gemalt ſind, an der Epiſtelſeite, befindet ſich die alte Schatzkammerthür, worüber in die Wand zwei Grabſteine mit folgenden lateiniſchen Inſchriften gemacht ſind: Im Jahre 1347 an einem Sonntage war geboren Friedrich, ein Sohn des Herzogs Albert und der Herzogin Johanna. Er ſtarb an einem Samſtag in der dritten Stunde den 10. December 1362.

Die andere Inſchrift lautet: Im Jahre 1365 den nachſten Sonntag nach Jakob des Apoſtels ſtarb zu Mayland Herr Rudolph IV., Herzog von Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain, der durchlauchtigſte und mächtigſte Fürſt, der Stifter dieſer Probſtei, der die Katharina, eine Tochter des glorwürdigſten Kaiſer Karl

IV., zur Gemahlinn hatte. Dieſer Rudolph brachte die Grafſchaft Tyrol an das Haus Oeſterreich. Hierbei hing einſt ſeine Abbildung, welche jetzt in der Schatzkammer aufbewahrt wird.

An der Evangeliumsſeite dieſes Chores iſt das neue erzbiſchöfliche Oratorium und über dem marmornen Gelander hingen vordem beiderſeits an dem großen Pfeiler feindliche Fahnen.

Gerade über der herzoglichen Gruft hinauf an dem Kirchengewölbe hing die große Türkenfahne, welche in einem Treffen bei Humſabegh unweit Ofen unter dem Kommando des Herzogs von Lothringen 1684 erobert, und auf Befehl des Kaiſers Leopold bei dem „Herr Gott dich loben wir“ aufgemacht worden. Dieſe Fahne war aus einem rothen dicken, 8 Ellen langen und 4 Ellen breiten Seidenzeuge gemacht, in welcher nebſt verſchiedenen Zierrathen in der Mitte ein zweiſchneidiges Schwert und eine arabiſche Inſchrift mit Gold eingewirkt iſt. Unter andern ſtehen aber folgende viermal wiederholten Worte: Es iſt kein Gott außer Gott, und Muhamed iſt ſein Prophet, welche Worte das Glaubensbekenntniß der Muhamedaner anzeigen.

Oberhalb den alten Chorſtuhlen iſt das kaiſerliche Oratorium von ſauberer Tiſchlerarbeit und mit Gläſern verziert. Es iſt 1647 errichtet, und 1799 in einen verbeſſerten Zuſtand geſetzt worden.

Linker Hand bei den Stufen zum Hochaltare iſt der Kreuzaltar. Gegenüber iſt der Karlboromäus-Altar. Wo man zum Grabe Kaiſer Friedrichs III. hinauf geht, linker Hand iſt der Altar des heil. Johann von Kent, wo auch Chriſtus im Grabe vorgeſtellt wird. Die auf dieſem Altare befindliche Statue des heil. Johann von Kent wurde 1769, da man wegen ſeiner Heiligſprechung die Feierlichkeit bei St. Stephan beging, in einer Prozeſſion herum getragen, und nach einem Jahre hier aufgeſtellt.

In der Mitte befindet ſich der hohe Paſſionsaltar. Das Blatt ſtellt die Kreuzigung Chriſti vor, und wird für ein Kunſtſtück gehalten. Man ſieht hierauf den Namen des Künſtlers Sandrarte mit der Jahrszahl 1653.

Hier zeigt ſich das prächtige Grab Kaiſers Friedrich des Dritten, an welchem er ſelbſt 20 Jahre und ſein Sohn Maximilian, ſein Nachfolger, bis zur Vollendung beinahe eben ſo lang unausgeſetzt arbeiten ließ, und deſſen Koſten ſich auf 40000 Dukaten beliefen. Der Künſtler hievon war Nikolaus Lerch, ein Steinmetz von Straßburg, welcher zu Neuſtadt in Oeſterreich begraben liegt, wo man auf deſſen Grabmale die Abbildung dieſer von ihm verfertigten kaiſerlichen Ruheſtätte zum Andenken entworfen hat. Es iſt aus ſalzburgiſchen roth und weiß beſprengten Marmor ſehr fein ausgearbeitet. In den vier Ecken ſind die Bildniſſe der Churfürſten mit ihren Wappen. Auf dem Deckel iſt Kaiſer Friedrich in Lebensgröße in kaiſerlicher Kleidung mit einer Krone auf dem Haupte, mit einem Reichsapfel in der rechten und mit dem Scepter in der linken Hand majeſtatiſch entworfen. Rechts zeigt ſich ein verzogener Name mit lateiniſchen Buchſtaben, welche auf deutſch bedeuten: Friedrich von Gottes Gnaden romiſcher Kaiſer, allzeit Vermehrer. Links ſind die fünf Buchſtaben A. E. I. O U., die er ſelbſt alſo auslegte: Alles Erdreich iſt Oeſterreich Unterthan*).

Ober dem Haupte des heil. Chriſtoph mit dem Jeſukinde und an dem Rande läuft eine lateiniſche Inſchrift, welche auf deutſch alſo lautet: Friedrich der Dritte, römiſcher Kaiſer, allezeit Vermehrer: Herzog von Oeſterreich, Steyermark, Kärnthen und Krain, Herr der windiſchen Mark und von Portenaw, Graf in Habsburg, Tyrol, Pfirt und Kiburg, Markgraf von Burgau, und Landgraf von Elſaß im Jahre des Herrn 1400. Es ſollte heißen im Jahre 1493; denn in dieſem Jahre iſt er geſtorben. Weil nur der Deckel bei ſeiner Lebenszeit fertig war, ließ man unterdeß die Zahl 93 aus, die man nach Vollendung des Grabes hinzuzuſetzen vergeſſen hatte. Die Inſchriften an den vier Seitenwanden zeigen acht von ihm gemachte Stiftungen an. Man kann das Grabmal bequem umgehen, und rückwärts auf einer Treppe den kunſtlichen Deckel in der Nahe beſehen.

---

*) Austriae Est Imperare Orbi Universo, Kollar Annal Monument Vindob. Col. 675.

An dem Altare ſieht man das Ebenbild dieſes Kaiſers nebſt einer Tafel, worauf in Kurze ſeine Lebensbeſchreibung zu leſen iſt. An dem Rahmen lieſ't man, daß Ferdinand, römiſcher, ungariſcher und böhmiſcher ꝛc. König ꝛc. ſeinem Urgroßvater Friedrich dieſe Tafel habe errichten laſſen.

Dieſer Kaiſer wurde 1415 den 21. Sept. geboren, 1440 den 2. Februar zu Frankfurt zum römiſchen König erwahlet, 1442 den 24. Junius zu Aachen vom kölniſchen Erzbiſchof gekrönet, 1452 den 16. Marz mit der portugieſiſchen Prinzeſſin Eleonora vom Papſte Nikolaus zu Rom vermahlet, von dem ſie auch Beide zugleich den 19. Marz ſind gekrönt worden. Friedrich ſtarb in Linz den 19. Auguſt 1493. Seine Eingeweide wurden dort in der Pfarrkirche beigeſetzt, der Leichnam aber den 27. zu Waſſer nach Wien gefuhret, und den Tag darauf unterdeß in die herzogliche Gruft bei dem heiligen Stephan geſtellet. Es iſt noch eine ſchriftliche Anmerkung von dem damaligen Kirchenmeiſter

Konrad verbanden, daß an dem Auguſtintage 6 Biſchöfe nebſt 13 Aebten und Prälaten der Todtenfeier beigewohnet, und daß die Domherren durch 32 Tage ununterbrochen die Seelenveſper und andere Gebethe für ihn verrichtet haben.

Nachdem nun 1513 dieſes Grab, woran man beinahe 40 Jahre gearbeitet hatte, zu Stande gekommen war, wurde Friedrich den 1. November aus der Gruft erhoben und in ſelbes gelegt. Bei dieſer Gelegenheit wurden Denkmünzen geprägt, deren vordere Seiten ſein Bildniß mit der Inſchrift **Friderici tertii** und die Rückſeite die Inſchrift: **Imperat. Archiduc. Austriae sepultura A. M. D. XIII.** enthielten. Dieſes Grab war vormals mit einem Gitter umgeben und mit Tuch bedeckt, und es wurden dem Baumeiſter, um es rein zu erhalten, jährlich 7 Gulden unter dem Namen Kleidergeld von dem Vicedomamte bezahlet. Es ſtand vorher an den zwei Pfeilern, wo ſich der Kantiusaltar befindet. Kaiſer Karl **VI.** ließ aber 1732 dieſes Grab auf den gegenwärtigen Platz ſtellen.

Vor dem Eingange zu dieſer kaiſerlichen Ruheſtätte unterhalb bei den Stufen auf der Erde iſt ein Grabſtein mit meſſingenen Wappen und Buchſtaben. Er iſt aus rothem Marmor und mit den Namen der drei Rathsherren: Conrad Vorlauf, des Bürgermeiſters, Kunz Ramperstorfer und Hans Rock bezeichnet, welche Herzog Leopold **IV.** wegen eines wider ihn zu Gunſten ſeines Bruders Erneſt erregten Aufruhrs 1408 am Pfingſttage nach St. Margareth hatte enthaupten laſſen. Sie wurden außerhalb der Kirche in der Gegend, wo jetzt der unausgebaute Thurm beſtattet. Ob man ſie nach der Ausſöhnung der herzoglichen Brüder in die Kirche daher überſetzt, oder nur zum Andenken dieſen Grabſtein gemacht habe, iſt nicht bekannt. Aus der Grabſchrift erſieht man, daß ein Jeder ſich beſtrebt habe, zuerſt ſeinen Hals dem Scharfrichter preiszugeben, und daß Vorlauf dieſen traurigen Vorzug behauptet habe. Nahe bei dieſem Grabſtein an der Wand in der Mitte des Chors war zuvor der Leopoldaltar, welcher von den Freiherren von Ungerſchitz, die hiebei ihr Begräbniß hatten, iſt errichtet worden. Nachdem man aber den jetzigen ſteinernen Altar aus der Kreuzkapelle hieher übertragen, und zu Ehren der heil. Thecla errichtet hatte, wurde der obere Theil des Leopoldaltares auf den Zwölfbotenaltar übertragen.

Zunächſt ſtellt ſich den Blicken des Beſchauers die Katharinen-Kapelle dar, in welcher der einſtmals hinter dem Markus-Altar angebrachte Taufſtein merkwürdig iſt. Das Becken desſelben iſt aus rothaderigem Marmor gebildet und zeigt auf der Außenſeite die zierlich gearbeiteten Figuren der Apoſtel. Am Fußgeſtelle erblickt man die Geſtalten der vier Evangeliſten. In eben dieſer Kapelle iſt auch der Wolfgangs-Altar zu ſehen.

Ueber dem Eingange in die Sakriſtei befindet ſich der Leopolds-Altar und unter dem alten Chore, den eine 1507 verfertigte Orgel zierte, der Ulrichs-Altar. Das Bild desſelben ſtellt den heil. Leopold vor. Gegenüber davon, an der Stelle des ehemaligen Marcus-Altars ſteht der Josephs-Altar, über dem ſich die Wappen und Ehrenzeichen jener edlen Herren befinden, die dem großen Votivamte für den verſtorbenen Friedrich beiwohnten.

An den nächſten Pfeilern ſind der Dreifaltigkeits-, Sebaſtians-, Veits- und Allerheiligen-Altar angebracht. Das Altarblatt des erſteren rührt von Michael Angelo Unterberger her. Neben demſelben befindet ſich das erzbiſchöfliche Oratorium ſeit 1707. — Unter dieſem Oratorium in der Roſe des Fenſters iſt in gemalten Scheiben die Jahreszahl 1683 bemerkbar, zum

Andenken einer, während der Belagerung Wiens durch die Türken, eingefallenen Kugel.

Der Sebaſtians-Altar war ſchon 1544 vorhanden. Ihm gegenuber iſt der Veits-Altar.

Der Allerheiligen-Altar wurde auf Veranlaſſung der bürgerl. Maler errichtet.

Ganz nahe der Kirchenthür befindet ſich der Martins-Altar, und in der Eligius-Kapelle der Blaſius-Altar. Die erwähnte Kapelle hatte ein hohes Fenſter in der Kirche, das aber ſeit 1734 verſchlagen iſt, wie man es bei dem Martins-Altar bemerken kann.

Ober dieſer iſt die Bartholomäus-Kapelle mit einem Altare gleichen Namens, worauf ein Engel die Jahreszahl 1513 hält. Hier ſind noch fünf Fenſter mit gemalten Scheiben ubrig, deren erſtes die Steinigung des heiligen Stephan, das zweite die heiligen drei Könige und das funfte den Erzengel Michael vorſtellet. In dem dritten und vierten iſt das Habsburgiſche Geſchlecht in folgender Ordnung entworfen:

Rudolph, römiſcher König I.

Albrecht, römiſcher König I.

Friedrich, römiſcher König I., ein Jeder mit dem einfachen Adler.

Albrecht, Herzog von Oeſterreich II.

Rudolph, König von Böhmen II. mit einem Löwen.

Heinrich, Herzog von Oeſterreich I.

In dem vierten Fenſter.

Leopold, Herzog von Oeſterreich I.

Otto, Herzog von Oeſterreich I.

Rudolph, Herzog von Oeſterreich III. (ſonſt der IV.)

Friedrich, Herzog von Oeſterreich II.

Leopold, Herzog von Oeſterreich II.

Von hier gelangt man zu der ober dem Rieſenthore 1720 geſtifteten großen Orgel.

Nicht weit davon führt eine Stiege zu der ſogenannten Schatzkammer-Kapelle mit einem ſchön geſchnitzten Altare. Sie hieß auch die Kapelle des Johannes des Täufers.

Die unterhalb dieſer befindliche ehemals Tirna'ſche, heißt jetzt die Kreuz-Kapelle, weil auf dem Altar derſelben ein großes geſchnitztes Kreuz verehrt wird. Man findet hier die koſtbaren Grabmäler des Helden Eugen von Savoyen und des Emanuel, Herzogs von Savoyen, deſſen Gattin, eine geb. Fürſtin von Lichtenſtein, dieſe Familien-Grabſtätte errichtete.

An dem zweiten Pfeiler iſt der Maximilians-Altar, anfänglich erbauet von der bürgerlichen Schneiderzunft. Im Jahre 1708 iſt laut der Aufſchrift auf Verordnung des Herrn Michael Kurz gegenwärtiger marmorner Altar zu Ehren ſeines Namenspatrons errichtet worden, wozu er eine tägliche Meſſe geſtiftet, und daneben ſich ſeine Ruheſtätte gewählet hat.

An eben dieſem Pfeiler iſt die bereits erwähnte Kanzel, gegenüber neben der Wand der Agnes-Altar.

Weiter aufwärts bei der alten Orgel iſt der Peter- und Paulus-Altar erbauet, der Aufſchrift nach von der bürgerlichen Maurer- und Steinmetzzunft im Jahre 1679. Indeß [illegible] man ſchon 1556 von einem ſo genannten Altare. Der breite Stein ober den Stufen, worauf der Prieſter ſteht, iſt der älteſte Grabſtein bei der Kirche. Man ſieht darauf die Jahreszahl 1300.

Der Barbara-Altar befindet ſich in der Kapelle gleichen Namens in der Nähe des Adlerthores.

In eben dieſer Kapelle iſt noch der Cyprians-Altar aus Ebenholz, welcher nebſt den 4 mit Silber eingelegten Leuchtern und dem dabei befindlichen Weihbrunnſtein 1623 iſt verfertiget worden. Dieſer Altar wurde vom Grafen von Khuen erbauet, wozu er mit einem Capital von 10000 Gulden eine tägliche Meſſe geſtiftet hat. Neben dieſem Altare wird ein auf einer Säule ſtehendes Marienbild verehrt. In dieſer Kapelle iſt auch ein Gemälde, die heil. Thekla vorſtellend, ober dem Eingange rechts zu ſehen. Es iſt vom Hrn. Hunglinger, Profeſſor der k. k. Thereſianiſchen Ritter-Akademie gemalt, und war beſtimmt, den Thekla-Altar zu zieren.

Gegenüber an der Wand iſt der neue Altar zur Ehre der Empfängniß Marien's im Jahre 1766 erbauet worden.

Der Altar des heil. Anton von Padua iſt im Jahre 1744 erbauet worden.

Nun ſind wir bei dem großen Frauen- oder Speisaltar, der den letzteren Namen führt, weil man von hier aus geht, um die Kranken zu verſehen.

An der Epiſtel-Seite dieſes Altars iſt, wie es der berühmte Abt Mart. Gerbert beſchreibt, das ſteinerne Grabmal Rudolph IV. und ſeiner Gemahlin Katharina, welches 9 Schuh 4 Zoll in der Lange, 4 Schuh 9 Zoll in der Breite, und eben ſo viel in der Höhe hat. Rudolph liegt auf dem Deckel im Harniſch, mit dem Schwerte umgurtet, hat auf dem Haupte eine Zinkenkrone, und zu den Fußen einen Löwen. Ihm zur Seite ſeine erlauchte Gemahlin in einem langen Kleide. Sie hat zu den Füßen einen Löwen, auf dem Haupte ebenfalls eine Zinkenkrone, und in der linken Hand einen Scepter. Zwiſchen beiden befand ſich vormals eine Kirche, und in dem untern Theile ſah man 8 Standbilder, durch welche trauernde Perſonen vorgeſtellet waren. — Es hat die Aufſchrift: Hier liegt der Sohn Alberts des Herzogs von Oeſterreich, und ſeiner Gemahlinn Johanna von Pfirt begraben, deſſen ſich das Volk andächtig erinnern ſoll.

In eben dieſem Frauen-Chore wurde 1618 das Herz und das Eingeweide des Erzherzogs Maximilian, eines Bruders des Kaiſers Mathias, beigeſetzt, und hierzu ein ewiges Licht geſtiftet.

Unter den vielen Grabdenkmälern in der Kirche befindet ſich eines, das wir nicht verſchweigen können. Es iſt jenes des berühmten Geſchichtſchreibers Johann Cuſpinian unweit des Eingangs zur Kreuzkapelle. Er war Doktor der Arzeneiwiſſenſchaft zu Maximilian des Erſten Zeiten, und genoß die Ehre, von dieſes Kaiſers eigener Hand zum Dichter gekrönt zu werden. Er ſtarb 1529 im 56. Jahre ſeines Alters, und verfaßte ſich ſeine Grabſchrift ſelbſt.

Unter den noch zum Kirchen-Fundamente gehörigen Bauten ſind die beiden Sacriſteien zu benennen.

Die obere, alte Sacriſtei bei dem Hochaltare wurde 1466 errichtet, und damals der neue Sagrer genannt, weil ſie erſt zu dieſer Zeit mit dem oberen Kirchengebäude aufgeführt wurde. Ihr anfängliches Schindeldach wurde ſpäter bei Erweiterung derſelben mit Kupfer gedeckt. Die Gemälde darin ſind von Martin Altomonte gemalt,. und von beſonderem Werthe. Ihr Portal rührt, wie ſchon erwähnt, von der Freigebigkeit des Biſchofs Brenner her.

Die untere Sacriſtei hatte zur Zeit Rudolphs IV. zwei Abtheilungen, deren eine die innere und heimliche Sacriſtei genannt wurde, in welcher die Kleinodien und Schätze der Kirche, dann auch alle der Univerſität gehörigen Handfeſten und Briefe aufbewahrt wurden. Sie wurde 1731 erhöhet und um mehrere Klafter verlängert, indem man den Platz, den vormals bis zur Seitenwände ein Gartchen einnahm, hiezu benützte. Dadurch entſtanden 2 geräumige Sacriſteien, wovon die Innere für die höhere Geiſtlichkeit beſtimmt iſt. Das **große Bild** in der Höhe hat **Martin Altomonte** 1732 für 1200 Gulden gemalt. 1771 wurde es von **Karl Auerbach** erneuert. Im Jahre 1743 verfertigte der berühmte Bildhauer **Raphael Donner** für die Sacriſtei 2 kunſtreiche Becken, wovon eines die Samaritin bei dem Brunnen, das Andere die Agar vorſtellte. Sie waren zum Zwecke einer **Brunnenleitung** in die innere und äußere Sacriſtei beſtimmt, ſind aber nicht aufgeſtellet, ſondern nach Hof gegeben worden. An ihrer Stelle befinden ſich zwei andere Stücke von weißem Marmor.

Orgeln. Die Kirche beſaß früher 3 Orgeln. Die Eine auf dem **Muſikchore** ſeit 1701, eine zweite bei der untern Sacriſtei 1507, und die dritte **große** Orgel ober dem Rieſenthore. Gegenwärtig beſtehen nur mehr die erſtere und letzte, indem die unterhalb der Sacriſtei befindliche, als die älteſte, bereits 1797 abgetragen wurde.

Die erwähnte große Orgel wurde auf Veranlaſſung eines **Georg Neuhauſer**, Kirchendieners bei St. Stephan, im Jahre 1720 erbaut, der auch unter dem ſteinernen Chore begraben liegt. Sie iſt mit 32 Regiſtern verſehen, und wurde ehemals bei jeder beſonderen Gelegenheit und am Tage der Todesfeier ihres Stifters geſpielt. Jetzt wird zum täglichen Gottesdienſte die andere auf dem Muſikchore, dem kaiſerl. Oratorium gegenüber befindliche Orgel benutzt, welche von **Ferdinand Römer**, kaiſerl. Orgelmacher 1701 verfertiget worden iſt, und wegen ihres hellen Klanges gerühmt wird.

Der Eingang zur **geiſtlichen Schatzkammer** befindet ſich beim Hochaltar nächſt der Epiſtelſeite. Man findet daſelbſt ſehr viele Reliquien, Gebeine und Leiber von Heiligen und verſchiedenen Kirchen-Kleinodien.

Die herzogliche Gruft befindet ſich oben am Ende der Altar-Chorſtühle gleich bei den Stufen, worauf man zu dem Hochaltare geht. Es hat ſie Herzog Rudolph IV. laut einer Urkunde von 1363, worin er ſeinen Jahrestag verordnete, für ſich und ſeine Nachkommenſchaft zum Begräbniß erwählet. Man bediente ſich derſelben auch bis 1576. Von dieſer Zeit an gerieth ſie wegen der langwierigen Kriegs-Unruhen und Verwirrungen in Oeſterreich in eine ſolche Vergeſſenheit, daß man faſt ein ganzes Jahrhundert hindurch davon nichts wußte, bis endlich Hr. Schnepf, Kammerdiener des Kaiſers Ferdinand III., ſich unweit davon eine Familiengruft erbauen ließ, bei welcher Arbeit man die fürſtlichen Grabſtätten entdeckte.

In der Mitte der Gruft lag Rudolph der Stifter. Sein noch ganzes Todtengerippe war 6 Schuh lang und in einer ſchwarzen Ochſenhaut eingemacht, worin er von Mayland nach Wien iſt überbracht worden. Nach eröffneter Haut ſah man ihn in einem geſtickten Kleide liegen, wovon das Gold noch einen lebhaften Glanz hatte. Es war noch ein Handſchuh übrig, und man fand an der linken Seite der Gebeine einen Ring. Das dabei liegende Schwert war zweiſchneidig, aber ohne Spitze, und das bleierne Kreuz hatte folgende Inſchrift: Im Jahre des Herrn 1365 den Sonntag nach Jacobi des Apoſtels, den 27. Juli ſtarb zu Mayland der durchlauchtigſte Fürſt Rudolph, Herzog von Oeſterreich, Steyermark und Kärnthen, in dem 26ſten Jahre ſeines Alters, welcher durch ſeine Frömmigkeit die Grafſchaft Tyrol unter ſeine Bothmäßigkeit gebracht, die Pfarrkirche bei St. Stephan zu Wien gebauet, und ſie zu einer Collegiat-Kirche gemacht hat, und iſt hier begraben.

Rechter Hand waren Gebeine in einem rothſeidenen mit Gold geſtickten Mantel verhüllet. Eine Inſchrift, die 1754 bei der zweiten Beſichtigung der Gruft erſt recht entdeckt worden iſt, lautet alſo: Wilhelm, Herzog von Oeſterreich, ein Sohn Leopolds, ſtarb in Chriſto 1406 den 11. Juli und wurde hier beigeſetzt.

Der Leichnam dieſes Fürſten, ſo wie alle übrigen hier aufgefundenen erlauchten Reſte, wurden ſpäter in kupfernen Särgen in die erweiterte neue Gruft verſetzt.

Bei dieſer Gelegenheit müſſen wir noch der Katakomben dieſes Rieſenbaues erwähnen.

In einem Hauſe mit vorſpringendem Winkel, rückwarts des Domes auf dem St. Stephansplatze, der Wohnung des Meßners (Küſters) gegenüber, erſchließt eine ſchmale ſchwarze Thür im Erdgeſchoſſe den Eingang zu den unterirdiſchen Katakomben des Domes, die ſich in drei übereinander gelegenen Etagen unter dem ganzen Stephansplatz, bis zu dem Zwettelhof und der Poſt, hin erſtrecken.

Aus einem ſchmalen Gewölbe, in welches das Licht aus dem Hofe des deutſchen Hauſes ſparſam hinabfällt, gelangt man in eine Art Vorhalle, und von hier durch ein Labyrinth von Gängen in die zahlloſen Gewölbe dieſer Katakomben.

Dieſe Gewölbe ſind zum Theil mit Schadeln und Knochen, die einſt aus dem Stephansfreithof und der Magdalenen-Kapelle ausgegraben wurden, mit mumienartigen, vertrockneten Leichen, oder mit Moder und Sargtrümmern angefüllt, über welche ewige Finſterniß brütet.

An manchen Stellen der oberſten Etage vernimmt man noch den Tritt der in die Kirche Gehenden und das Geraſſel der Wagen auf dem Stephansplatze, welches doppelt ſchauerlich mit der lautloſen Stille dieſer Raume kontraſtirt.

Von dem Schlußgewölbe der zweiten Etage führt eine Leiter durch eine Oeffnung in den Fußboden in ein Gewölbe der unterſten Räume dieſer Katakomben, welches faſt bis zur Bogendecke mit den mumienhaften Ueberreſten verfloſſener Jahrhunderte angeſchobert iſt.

Der Eintritt in dieſe Katakomben iſt jedoch ſchon ſeit langerer Zeit nicht mehr geſtattet.

◆

Die Thürme des Stephansdomes.

Die Ecken der Weſtſeite des Domes werden von den zwei alteſten Thürmen gebildet. Sie ſind noch Ueberbleibſel von der alten, zuerſt erbauten Stephanskirche vor 600 Jahren, und geben uns eine Probe der Meiſterſchaft ihres Erbauers Oktavian Falkner, der einer der Erſten, ſeine Hande an das große Werk des Kirchenbaues legte.

Dieſe beiden Thürme waren auch unter dem Namen der Heidenthürme bekannt.

Im Jahre 1258 traf die alte Kirche das Ungluck, daß ſie abbrannte, und die Glocken in dieſen Thürmen zerſchmolzen.

Im Jahre 1681 zerſprang die ſogenannte neue Glocke in dem Thurme von dem Stockameiſenplatze herüber. Weil man ſie wegen ihrer Größe aus den engen Fenſtern nicht herab laſſen konnte, wurde ſie zerſchlagen und ſtückweiſe herabgeworfen.

In dem Thurme gegen den Biſchofshof befindet ſich nahe dem Chore ein gewölbtes Zimmer, welches vor Zeiten im Winter das landesfürſtliche Bethzimmer war. Man ſieht noch bei dem Eingange den doppelten kaiſerlichen Adler in Stein ausgehauen. In dem andern Thurme zeigt ſich in einem Fenſter das gemalte öſterreichiſche Wappen.

In den Thürmen hangen 6 Glocken. Im Jahre 1772 wurden ſie, um ſie harmoniſch zu ſtimmen, umgegoſſen. Die größte darunter von 80 Zentnern hat nachfolgende Inſchrift und zwar in der Höhe: Der Name des Herrn ſei gebenedeiet. In der Mitte: Die zu Ehren des heil. Erzmartyrers Stephan vom Kardinale Chriſtoph Grafen von Migazzi, Erzbiſchof zu Wien, geweihte Glocke hat unter Regierung beider kaiſerl. königl. Majeſtäten Joſeph des Zweiten und M. Thereſia, da Leopold Franz Gruber Bürgermeiſter war, der wieneriſche Stadtrath und die Bürgerſchaft auf Veranſtaltung des Kirchen-Adminiſtrators Raymund Ferdinand Schweidler in dieſe Geſtalt in einen mit den übrigen Glocken übereinſtimmenden Klang bringen laſſen 1772. Unten ſieht man die Worte: Franz Joſeph Scheichel goß mich in Wien. Die Bildniſſe darauf ſtellen den gekreuzigten Erlöſer, die Mutter Gottes, den heil. Joſeph und heil. Stephan vor. Sie ward täglich um drei Viertel auf 11 Uhr zum Amte und Nachmittags um drei Viertel auf 5 Uhr zur Litanei geläutet.

In eben dieſem Thurme hing einſt eine Glocke, die Zwölferin oder Fürſten-Glocke genannt mit dieſer Inſchrift: Ich Erz dieſer Glocke erſchalle niemals vergeblich, ich verkündige entweder Krieg, Feierlichkeit, Feuersbrunſt oder ein ehrbares Begräbniß. Mich goß Leonhard, gebürtig von München im Jahre 1279. Sie dauerte 230 Jahre, und wurde 1509 umgegoſſen.

In dem andern Thurme dem Biſchofshofe gegenüber hing vormals die ſogenannte Bierglocke mit der Jahreszahl 1457. Ihre Benennung mag damals entſtanden ſein, weil etwa mit derſelben zur Schließung aller Bierſchenken das Zeichen gegeben wurde. 1459 erging ein Befehl, daß nach der Bierglocke Niemand ohne offenes Licht auf der Gaſſe gehen ſollte. Sie dauerte ſogar 315 Jahre, und wurde erſt 1772 mit den übrigen Glocken umgegoſſen.

Gegen die Mittagsſeite zu erheben ſich die beiden großen Thürme, der unausgebaute und der hohe ausgebaute.

Der erſtere wurde nicht zu gleicher Zeit mit dem Andern begonnen, ſondern erſt unter Kaiſer Friedrich III. im Jahre 1450.

Der Bau ging ſehr langſam vorwärts, indem nur 10 bis 11 Perſonen daran arbeiteten. Im Jahre 1511 endlich, da er die Höhe von 15 Klaftern erreicht hatte, ſtand man von dem Baue ab. Man ſieht linker Hand vom ehemaligen Todtenbein-Behältniſſe hinauf die Jahreszahl 1499, 1502, 1507 und die letzte Jahreszahl 1511 eingehauen, zum Andenken, wie weit man von Zeit zu Zeit mit der Ausführung fortgeſchritten ſei. 1579 wurde ein kleiner Thurm darüber geſetzt, welcher mit Kupfer gedeckt, dann mit einer Kugel und einem beweglichen Adler geziert wurde. 1761 den 27. Februar ſtürzte ein Sturmwind dieſen Adler ſammt der Kugel herab, auf welcher in lateiniſchen Verſen zu leſen war, daß 1579 auf Befehl des Kaiſers dieſer Thurmgipfel ſei aufgeſetzt worden. Im Jahre 1768 war an dieſem Thurme das obere Mauerwerk und die Stiege, ſo wie die äußere Bekleidung der zwei großen Pfeiler in der Kirche nächſt dem Rieſenthore ſo beſchädigt, daß ſie der Gefahr wegen ſchnell und mit einem großen Koſtenaufwand ausgebeſſert wurden.

In dieſem Thurme hängt eine Glocke, die Pummerin genannt, über 200 Zentner ſchwer und mit Heiligenbildern verziert, mit der Inſchrift: Im Jahre von der Geburt

Unſers Heilandes 1558 unter der beglückenden Regierung Unſers Kaiſers Ferdinand I. ließ die Wiener-Gemeinde dieſe Glocke herſtellen, Urban Weiß goß mich.

Der ausgebaute Thurm. Dieſer in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts von Rudolph dem Stifter gegründete Thurm wurde von Hanns Puchsbaum im Jahre 1433 vollendet, nachdem dieſem die Baumeiſter Wenzel von Kloſterneuburg und Peter von Brachawitz vorgearbeitet hatten. Zur Vollendung dieſes Rieſenwerkes brauchte man volle 74 Jahr und die Koſten mögen ungeheuer geweſen ſein, indem man aus einer alten öſtreichiſchen Chronik erfahrt, daß ſchon bis zum Jahre 1407 jeder Stein im Thurme etwa den Werth eines Dukaten ausmachte und der Bau ſchon damals die Summe von mehr als 44000 fl. verſchlungen habe, eine Summe die zu jener Zeit nicht unbeträchtlich war.

Der Thurm iſt bis zur Spitze aus Geviertſteinen zuſammengeſetzt, deren einer mit dem andern durch 5 eiſerne Klammern befeſtigt ſind. Von großartiger Wirkung ſind die um das Thurmgerippe ſich reihenden pyramidalen Anſätze von ſchön durchbrochener Arbeit.

Oberhalb der Uhr befindet ſich der in der Anmerkung zu dem Gedichte: „Der Gang nach dem Thurm“ erwähnte Gang mit dem Steinſitze Rüdigers von Starhemberg.

Der Thurm ſelbſt wurde oft benutzt, bei feierlichen Anläſſen die Empfindungen der Kaiſerſtadt ringsumher kund zu geben. So wurde er im Jahre 1519 bei der Kaiſerwahl Karl V. eine ganze Nacht hindurch mit Pech- und Schwefelfeuer erleuchtet.

Im Jahre 1552 wurde er wieder wegen der Ankunft des Erzherzogs Maximilian und ſeiner Gemahlin Maria mit Laternen beleuchtet.

Da im Jahre 1577 Rudolph II. als römiſcher Kaiſer nach der Kirche zum heiligen Stephan zog, ſo war auf dieſem Thurme die Anſtalt getroffen, daß ihm ein Adler an einem langen Rennſeile von der Spitze herab bis an den Friedhof entgegengeflogen kam. Einige Beſchreibungen geben dieſen Adler für ein künſtliches Uhrwerk aus.

Im Jahre 1631 hatte man dieſen Thurm wegen des Beilagers Erzherzogs Ferdinand III. und 1637 wegen ſeiner römiſchen Königswahl mit Laternen beleuchtet.

Im Jahre 1683, nach der Entſetzung Wiens, befahl Kaiſer Leopold, auf dem Thurmgipfel ſtatt des bisher befindlichen Mondes, das ſiegreiche Zeichen des Kreuzes zu erheben. Lange wollte ſich zu dieſer halsbrecheriſchen Arbeit keine Hand finden, bis endlich ein aus Troppau gebürtiger Schieferdecker, Reſſytko, ſich erbot, um den billigen Entgelt von 1000 Gulden und einige Kleider für ſich und ſeine zwei Söhne, das Werk zu unternehmen.

Im Jahre 1686 den 12. Juli um 11 Uhr Vormittags fing er an, mit Beihilfe ſeiner Söhne an der Seite des Thurmes, dem Curathauſe gegenüber ober der Uhr das Gerüſte zu machen. Es war ſehr einfach, und koſtete nur 11 Gulden. Schon den 14. Juli um 9 Uhr Vormittags machte er den Stern ſammt dem Monde los, rührte darauf eine Weile die Trommel, trank dem Volke die Geſundheit aus 6 blechernen Bechern, die er alle, nebſt einem Sack voll Obſt herabwarf, machte einen Piſtolenſchuß und einen nochmaligen Trunk, und ließ dann den Stern und Mond an dem Orte, wo er aus- und einzuſteigen pflegte, durch die große Oeffnung des Gewölbes in die Kirche herab. Sie werden jetzt in dem bürgerlichen Zeughauſe aufbewahrt. Den 14. September wurde dann ein ſpaniſches Kreuz aufgeſetzt, welches aber, weil es unbeweglich war, ſchon den 14. Dezember ein Sturmwind herabſtürzte.

Im folgenden Jahre den 15. September wurde dann zur Probe ein hölzerner beweglicher Adler aufgeſetzt. Er gefiel und blieb unbeſchädigt. Man verfertigte alſo nach dieſem Modell einen aus Kupfer, und ſetzte ihn den 31. Oktober unter Ruhrung der Trommeln und Auswerfung ſowohl ſilberner als goldener Denkmünzen hinauf. Dieſer Adler ſammt einem Kreuze war 120 Pfund ſchwer.

Im Jahre 1838 endlich wurde auch die Abtragung dieſes Adlers und überhaupt wegen bedeutender Schadhaftigkeit der Thurmſpitze, deren vollſtändige Reparirung beſchloſſen, und das Werk mit der neuen Krönung des Thurmes im Jahre 1842 vollendet.

Die Schadhaftigkeit des Thurmes rührte theils von Elementar-Ereigniſſen, theils von Belagerungen her, beſonders von Seite der Türken. Im Jahr 1683 wurden aus türkiſchen Stücken 1000 Schüſſe auf denſelben gemacht, wornach man durch 4 Jahre mit Reparatur-Arbeiten zubringen mußte. Zum Andenken dieſer Epoche ſind an mehreren Orten Kugeln eingemauert. Eben ſo lit er bei der Beſchießung Wiens im Jahre 1809.

Ueber die Höhe des Thurmes finden ſich aus früherer Zeit verſchiedene Daten vor. So z. B. ergab ſich nach der Abmeſſung durch den oben erwahnten Reſſytko eine Höhe von 74 Klaftern und 4 Schuhen; nämlich von der Spitze des Kreuzes bis zur Kugel 7 Schuhe. Die Kugel ſelbſt war 5 Schuh hoch. Von dieſer bis zur alten Roſe 6½ Schuh. Der untere Theil der Roſe, woran die Blätter befeſtiget waren, hatte in der Dicke faſt 3½ Schuh, und die Blätter im ganzen Umfange 9 Klafter 4 Schuh. Von der Roſe bis zur Krone 5 Klafter 2 Schuh. Von dieſer endlich bis zur Erde noch 422 Schuh. — Nach der im Jahr 1839 vorgenommenen Meſſung fand man indeſſen nur eine Höhe von 71 Klaftern und etwa 5 Schuhen, und jetzt nach den bewerkſtelligten Reparaturen und Aenderungen vermehrte ſich dieſes Maß noch um Eine Klafter und einige Schuhe.

Eine der weſentlichſten Verbeſſerungen iſt wohl die Umſtaltung der alten ſteinernen Roſe in eine eben ſo große aus Kupfer, hohl getrieben, wodurch man dem Uebelſtande unverhältnißmäßiger Schwere in ſo bedeutender Höhe abgeholfen hat.

Die immer mehr zunehmende Neigung des Thurmes nach Norden, wodurch eben eine Abtragung nothwendig wurde, rührt theils von Erdbeben, theils, wie ſchon erwähnt, von Belagerungen her. In den Chroniken der St. Stephanskirche findet man auch viele Hindeutungen auf dieſe verhängnißvollen Zeiten, beſonders was die türkiſchen Einfälle in die friedlichen Marken Oeſterreichs betrifft, und ſo manche auf uns gekommene Feſtlichkeit gibt den Bewohnern der Hauptſtadt ein Bild der damaligen Begebenheiten und der Sitten des Volkes.

So meldet ein im Jahr 1815 geſchriebener Codex uber den in der Stephanskirche abgehaltenen Gottesdienſt, unter andern: „Es wird in dieſer Thumkirche das ganze Jahr hindurch auf alle Freytage eine Prozeſſion von denen Thumherren gehalten, welche ihren Anfang folgendermaßen genommen: Als Anno 1529 Solimannus, der türkiſche Kaiſer, dieſe Stat mit einer harten Belagerung ängſtiget, wurde damahls von dem allhieſigen Klero um Abwendung ſolches Uebels an einem Freytag eine Prozeſſion mit dem hochwürdigſten Gut angeſtellt, weilen nun aber am ſelbigen Tag, unter wehrender dieſer Prozeſſion obgedachter türkiſcher Kaiſer die Belagerung aufgehebt, dahero wird noch bis dato dem Allerhöchſten zu ſchuldigſt und dankbarſten Andenken alle Freytag das ganze Jahr hindurch von allhieſigem Thumſtifft, und zwar im Sommer um den Freythof, allwo die Station hinter dem hohen Altar bei dem allda ſtehenden Ecce Homo Bild und bei der Kruzifix Kapellen, im Winter aber in den Kirchen herum, allwo die Station allein bei der Kruzifix Kapellen, Vormittag nach vollendetem Chore mehrbeſagte Prozeſſion gehalten, und kontinuirt, dabey auch die Antiphon ſamt dem Collect oder Oration contra Paganos geſungen.“

Auf dem Thurme befindet ſich ein groſes Uhrwerk. Die Höhe der Uhrtafel beträgt 2 Klafter und 5 Zoll. Der Stundenzeiger iſt eine Klafter, 4 Zoll lang und das Herz daran 2 Schuh breit. Die Ziffer haben 2 Schuh Länge und 2 Zoll Breite. Auswendig an der Tafel iſt unten die Jahreszahl 1813 und oben nebſt dem öſtreichiſchen und Stadtwappen die Jahreszahl 1586 zu leſen. Dieſe Uhr ſchlägt bloß die Stunde. Die Viertel werden von dem Thurmwächter mittelſt eines Drahtes an dem Primglöcklein geſchlagen.

Als Urſache, daß das letzte Viertel nicht geſchlagen wird, gab man früher ebenfalls ein Ereigniß aus dem Türkenkriege vom Jahre 1683 an: Die Türken hatten nämlich verlauten laſſen, daß an einem gewiſſen Tage, bevor die Uhr noch das letzte Viertel ſchlüge, die Stadt in ihrer Gewalt ſein würde. Sogleich unterließ man, das angegebene Viertel zu ſchlagen und die Feinde müßten daher gewiſſermaßen noch heute an den Zurüſtungen zu dem gedrohten Sturme arbeiten.

Indeſſen durfte dieſe Erzählung eine von den vielen ſein, welche mehr ihrer Seltenheit und abenteuerlichen Form als ihrer Wahrheit wegen Eingang gefunden. Beſſer erklart dürfte die Thatſache mit dem nicht angeſchlagenen letzten Viertel dadurch ſein, daß man annimmt, es ſei unnöthig und könne ſogar zu Verwirrungen Anlaß geben, wenn es nämlich zu früh oder mit der Stunde zugleich angeſchlagen würde.

Zur genauen Richtung dieſer Uhr befindet ſich in demſelben Thurme, nebſt mehreren Sonnenuhren und jener künſtlichen des berühmten Mathematikers David, auch eine Mittagslinie, welche 1742 nach Anleitung des gelehrten Pater Franz, eines Jeſuiten, gezogen worden iſt.

Noch iſt eine Denkwürdigkeit dieſes Thurmes zu erwähnen, welche wenigſtens in den Augen des Volkes nicht minder beachtenswerth erſcheint, als das große Faß zu Kloſterneuburg. — Es iſt dieß die Kegelbahn neben der Wächterwohnung unterhalb der Uhr, auf welcher ihres beſchränkten Raumes wegen, es gebräuchlich war, die Kugel hinterrücks oder durch die Beine nach den Kegeln zu werfen.

Schlüßlich ſind noch die in dem beſprochenen Thurme hangenden 5 Glocken zu bemerken, unter welchen die zur Zeit Kaiſer Joſephs aus eroberten türkiſchen Kanonen gegoſſene beſonders ſehenswürdig iſt. Ihre Höhe beträgt gegen 10 Fuß. Sie iſt mit Inbegriff des Helmes und Schwengels über 400 Zentner ſchwer und das Eiſenwerk, an dem ſie befeſtigt iſt, wiegt allein 82 Zentner. Sie wurde in der Leopoldſtadt von Johann Aichamer 1711 gegoſſen und auf einem eigens hierzu verfertigten Wagen an einer Schleife von 200 Menſchen nach der Kirche geführt.

Die übrigen Glocken haben folgende Namen: Die Feuer- oder Rathsglocke, die Speiſeglocke, das Zügenglöcklein und das Primglöcklein.

Mögen dieſe Herolde der Gottheit noch lange mit ihren erſchütternden und hellen Klängen die Herzen einer gläubigen chriſtlichen Gemeinde erfreuen, die von denſelben in Luſt und Schmerz, bei Feſt- und Trauerzügen aufgerufen wird, nach Oben zu blicken und Alles, was da kommt aus der Höhe, im Gebethe zu empfangen, damit der Leib des Menſchen ſelbſt ein Dom und ſein Herz ein Altar des Ewigen werde.

Dom-Sagen.

Der Rieſenfinger.

Es ragt als Rieſenfinger, weit über Land und Au,
Ein ſtolzer Thurm zum Himmel von eines Domes Bau,
Den mit viel goth'ſchen Schnörkeln der Meiſter hat geſchmückt,
Daß Jeder nur mit Staunen zu ſeiner Höhe blickt.

Es rauſchte manch' Jahrhundert an ihm vorbei im Flug,
So Blitz als Feindesdonner ihm manche Wunden ſchlug,
Er ſah manch grauſes Schauſpiel, manch' einen blut'gen Streit,
Er ſah auch manche Feier in freudenvoller Zeit.

Es kroch zu ſeinen Füßen die Peſt voll gift'ger Wuth,
Aus Dach und Gibel leckte nach ihm die rothe Glut,
Den Hunger ſah er ſchleichen um ſich, hohläugig, fahl,
Doch oftmals auch vernahm er des Sieges Jubelſchall.

Zumeiſt doch ſah er nieder auf ein beglücktes Land,
In dem das Korn in Fülle, der Weinſtock blühend
ſtand,
In dem die Herrſcher waren mit Treue ſtets bedacht
Zu pflegen und zu ſchützen das Land mit ihrer Macht.

D'rum Alle, die da wohnen, um ihn im weiten Kreis,
Die wiſſen viel zu ſagen zu ſeinem Ruhm und Preis,
Die ſchau'n aus nah' und ferne, gar froh zu ihm
hinauf,
Als hing ihr Glück und Segen dort an des Thurmes
Knauf.

Und zögen ſie aus dem Lande, und auch noch weiter fort,
Und wären ſie viel Meilen von ihm an einem Ort;
Des Rieſenfinger's dächten ſie doch in jeder Stund,
Den Rieſenfinger preiſ'te doch früh und ſpät ihr
Mund.

Nicht viele, die auf immer ihm möchten ferne ſein,
Es faßt gar bald jedweden nach ihm der Sehnſucht Pein,
Sie können nirgends werden des Lebens froh als da,
Wo ragen ſonſt ihr Auge den Rieſenfinger ſah.

Leicht mögt ihr's auch errathen, wo jener Finger iſt,
Der alſo kühnlich raget empor ſeit langer Friſt,
Der alſo kühn getrotzet ſo manchem grimmen Sturm
Das iſt am Stephansdome zu Wien der hohe
Thurm.

Leicht iſt's auch zu erwerben, was jene wünſchen hier,
Die ſonſt des [illegible] [illegible] nur allein,
Die, wenn ſie von ihm ſcheiden, [illegible] [illegible] Ruf'
Das ſind die wackern Wiener mit ihrem alten
Tone!

* * *

Meiſter Puchsbaum und ſein Geſell.*)

Der alte Bauherr ſitzt im Kämmerlein,
Mit Stift und Zirkel früh am Tag allein,
Denn einen Dom ſoll er in Wien erbau'n,
Wie keiner noch in Oeſtreich iſt zu ſchau'n.

Und als der wack're Meiſter ganz vertieft
In Pergament und Riß und alter Schrift,
Da tritt ein Jüngling in's Gemach herein
Der aufgedrungen als Geſell will ſein.

---

*) Meiſter Puchsbaum, auch Octavianus Falkner, fälſchlich Meißner genannt, aus Krakau in Polen, war unter Heinrich Jaſomirgott Erbauer der Stephanskirche im Jahre 1144.

Und als den Freibrief las der Meiſter alt,
Betrachtet er des Jünglings Wohlgeſtalt,
Welch ſchlanker Wuchs, welch Adel im Geſicht
Das Aug' wie hell, das Haar wie goldiglicht.

Und wunderbar ergreift es ſein Gemüth,
Wie ſchön die Jugend, die ſo keuſch erblüht,
Und ſeiner eig'nen Jugend, nun dahin,
Denkt noch der Meiſter mit bewegtem Sinn.

Und aufgenommen als Geſelle ward
Alsbald der Jüngling von ſo ſeltner Art,
Und eh noch eine kurze Friſt verrinnt
Den frommen Bau der Meiſter ſchon beginnt.

Und wenn zur Seiten ſteht ihm der Geſell,
Und wo er ſchafft da geht es doppelt ſchnell,
Und wo er immer anlegt ſeine Hand,
Da iſt's als wüchſe ſichtbar Stein und Wand.

Tagtäglich iſt der Erſte er am Bau,
Und ohn' Ermüden bis zum Abendgrau,
Ja alle ſpornt zur Thätigkeit ſein Fleiß,
Und immer werther wird er d'rum dem Greis.

Und eh' vier flüchtige Jahre noch vorbei
Da ragen ſchon empor der Thürme zwei,
Da ſteht der Bau, ſo ſtolz und ſchmuck erhöht
Wie keiner noch in Oeſtreichs Gauen ſteht.

Horchauf! da klingen von den Thürmen weit
Die Glocken, preiſend Gottes Herrlichkeit,
Und bunte Fahnen in den Lüften weh'n,
Und Blumen ſind an Thor und Sims zu ſeh'n.

Und feierlich im prunkenden Ornat
Der Biſchof Reinbert*) ſich dem Dome naht
Und hinter ihm die Prieſter all und Lay'n,
Um feierlich den Dom nun einzuweih'n.

Und vom Geſange wiederhallt der Dom,
Die Orgel brauſ't, ein heil'ger Jordansſtrom,
Das Rauchfaß dampft, die Lichter flackern hell
Und auf den Knien liegt Meiſter und Geſell.

Und als darauf das heil'ge Werk vollbracht
Der Jüngling wieder auf zur Reiſ' ſich macht,
Spricht da der Meiſter: „Gehe nicht von hier
Iſt's doch, als nehmſt du mit ein Stück von mir.“

Doch jener d'rauf: „Hier iſt mein Werk gethan
Zu andern Domen führt mich jetzt die Bahn,
Doch ſeh'n wir uns noch einmal, d'rauf die Hand!“
So ſprach der ſchöne Jüngling und verſchwand.

---

*) Reinbert, Biſchof zu Paſſau, weihte im Jahre 1147 die Stephanskirche zu Ehren des heiligen Blutzeugen Stephan, eben auf dem Zuge nach dem heil. Lande begriffen.

Betrübt der alte Meiſter bleibt allein:
Doch weicht der Nebel bald dem Sonnenſchein,
Und heiteren Gemüthes wallet fromm
Noch oft der Meiſter hin zu ſeinem Dom.

Da ſchlägt das Stündlein auch dem wacker'n Greis,
Doch preßt's ihm aus der Stirne keinen Schweiß
War rein ſein Wandel doch, und makellos
Gibt er ſein Irdiſches der Erde Schooß.

Nur oftmals denkt er: „Sieh ſo muß ich fort
Und der Geſelle hielt mir nicht ſein Wort,
Wie wird er es bereuen, wenn zu ſpät
Gekommen, er an meinem Grabe ſteht.“

Doch als er nun zum Sterben hin ſich legt,
Ein ſeltſam Wehen im Gemach ſich regt,
Und zu ihm neigt, mit lächelndem Geſicht,
Ein Jüngling ſich, in Locken goldig licht.

Der Leib gehüllt in ſchimmerndes Gewand,
Trägt eine Lilie er in weißer Hand,
Und als in's Antlitz ihm der Meiſter blickt
Da war ſein Herz gar wunderbar entzückt.

Und ſelig lächelnd ſchaut er noch auf ihn,
Und nickt und ſenkt das Haupt, und iſt dahin,
Ward's doch dem Meiſter noch im Scheiden klar
Wer ſein Geſell beim Bau des Domes war.

Eberhard Hueber,

der erſte Pfarrer an der Stephanskirche in Wien.

Unfern von Faviana, ein Münſter ward erbaut,
Wie das mit ſtolzen Thürmen zur Waldnacht niederſchaut!
D'ran ſchmiegte ſich ein Häuschen, beſcheidentlich und klein,
Das ſchloß den erſten Prieſter vom Stephansdome ein.

Herr Eberhardus Hueber*) ward dieſer zubenannt,
Ob ſeines frommen Wandels im Städtlein wohl bekannt,
Ihn hatte Herr Henrikus**) zum Pfarrherr dort beſtellt,
Daß er am Dom verkünde des Herren Wort der Welt.

---

*) Im Jahre 1147 Pfarrer zu St. Stephan, erſcheint auch unter dem Namen Eberhard von Wien in einer Urkunde vom Jahre 1150.

**) Heinrich Jaſomirgott.

Gern ſah Herr Eberhardus aus ſeinem engen Haus
Zum grünen Waldesfrieden, zu Baum und Strauch hinaus,
Jedoch von all' den Bäumen, entſproßt in jenem Raum,
Ward ihm zum Liebling worden ein junger Lindenbaum.

Ihn hatte ja gerettet ſein Wort vom frühen Tod,
Mit dem beim Bau des Häuschens ihn eine Art bedroht'.
Nun dünkte ihm's, als wäre der Baum ſein Pflegekind,
Und ſtreue ſeine Blüthen dafür ihm doppelt lind.

Und höher wuchs und höher der Baum zum Haus hinan,
Schon klopften ſeine Zweige an's Pfarrerfenſter an,
Schon flüſterten die Blätter Herrn Eberhard in's Ohr,
Wenn er in Buch und Schriften ſich allzutief verlor.

Da ſaß Herr Eberhardus einſtmal auch unterm Baum,
Doch war ſein Geiſt verſunken in wehmuthsvollen Traum;
Ward's klar doch ſeinem Innern, bevor der Lenz erſchien
Sei er dem Grab verfallen, ſein Irdiſches dahin.

Mit ſtiller Trauer blickte er d'rum zum Baum hinauf,
„So lang' o Herr, nur friſte noch gnädig meinen Lauf,
Bis wieder prangt im Lenze mein rüſt'ges Pflegekind,
Daß nochmals ich mich labe an ſeinen Blüthen lind.“

Doch ſchwächer ward und ſchwächer des ſiechen Körpers Kraft,
Schon ſehnte ſich die Seele aus ihrer ird'ſchen Haft,
Und fern noch war's zum Lenze, in Schnee lag Feld und Wald
Und durch die Wipfel ſauſ'ten die Winde rauh und kalt.

Da eines Morgens fühlte Herr Eberhard, es ſei
Mit ihm zu End', d'rum rief er den Diener noch herbei:
„Erſchließe dort das Fenſter und führ' mich hin geſchwind,
Daß ich noch einmal ſchaue mein liebes Pflegekind.“

Und als befolgt der Diener des Sterbenden Geheiß,
Da fuhr erſchreckt vom Fenſter zurück der fromme Greis,
Denn unter Schnee und Schollen, kein Traum war's, was er ſah,
Ganz überſäet mit Blüthen ſtand ſeine Linde da.

Wohl neigte tief erſchüttert Herr Eberhard ſein Haupt
Und ſah verklärt zur Linde, der letzten Kraft beraubt,
Doch ſüße Düfte hauchte ihm zu ſein Pflegekind,
Und ſtreute auf die Leiche die erſten Blüthen lind.

◆

Die Todtenmette.

Wen, angethan mit ſeinem Grabgewand,
Zur Chriſtnacht du erſchau'ſt im Gotteshaus,
Dem liſcht, bevor das nächſte Jahr entſchwand,
Der Würger Tod die Lebensleuchte aus."

So in der Chronik lieſt, beim Ampelſchein,
Der Pfarrherr zu Sanct Stephan, ſpät zur Nacht,
Indeß der Nord durchbrauſ't den Friedhofshain,
Und an das Haus ihm ſchlägt, von Wuth gefacht.

Allein verſenkt in jenen finſtern Spruch,
Das bleiche Haupt auf ſeine Hand geſtützt,
Den Sturm nicht hörend, beim vergilbten Buch
Der ernſte Greis in tiefem Sinnen ſitzt.

Doch horch, was klingt nur da ihm ſo an's Ohr?
Iſt's eine Fliege, die am Fenſter ſummt,
Iſt's nicht ein ferner, ferner Betherchor,
Der Sturm, der bald ſich hebt und bald verſtummt?

Er horcht und ſinnt — und horchet dann auf's Neu',
Und lauter ſtets erklingt der fremde Schall,
Da überwindet er die inn're Scheu
Des räthſelhaften Klanges Wiederhall.

Und Hut und Leuchte nimmt der würd'ge Greis,
Und tritt gefaßt dann aus dem engen Haus,
Wie liegt der Stephansfreythof rings ſo weiß,
Wie weiß das Land bis zum Gebirg' hinaus.

Die Kirche nur, die tief im Dunkel ſteht,
Wirft ihren Schattenriß in's Schneegefild,
Indeß vom Mond beglänzt der Ginſter weht
Am Thurmesrand um manch' ein Heil'genbild.

Vernehmlich aber aus dem Innern dringt
Von ſeltſam dumpfen Stimmen der Choral,
Und zu den hohen ſchmalen Fenſtern ringt
Ein Schimmer ſich, wie Irrwiſchglanz ſo fahl.

Da ſpricht der Prieſter: „Herr, des Schirmers Pflicht,
Nicht Frevel hieß mich kommen hier heraus,
D'rum was auch meiner harrt, ich fürcht' es nicht,
Und ohne Zagen tret' ich in dein Haus.“

„In deinem Namen öffne ich das Thor,
Gelobt ſei Gott!“ — dumpf dröhnt's hinaus zum Hain,
Aufklappt das Schloß, und nochmals blickt empor
Der Greis und tritt zur Pforte d'rauf hinein,

Und ſieh — ein räthſelhaftes Dunkel hüllt
Das Schiff, in dem ſich's grauenhaft bewegt
Mit Nachtgeſtalten iſt der Raum gefüllt,
Von Bethern ſich's in Chor und Bethſtuhl regt.

Manch Antlitz aus der Menge taucht hervor
Das ihm bekannt und dennoch wieder fremd,
Doch jeglichen vom nächt'gen Betherchor
Umfließt ein faltig langes Todtenhemd.

Dem hüllet die Capuzze hier das Haupt,
Indeß mit Flittern jener iſt geſchmückt,
Hier ſieht er Kinder, grün die Schläf' umlaubt,
Und dort ein Etwas, ſchwarz, zur Erd' gebückt.

Jetzt wendet ſich zu ihm ein bleich Geſicht,
„Ei ſieh, jung Suschen, das zum Sterben krank,
Und dort im Betſtuhl, bei dem Stümpchen Licht,
Frau Margarethe, wie ſo feſtlich blank.“

„Das iſt ja Klaus, der auf den Stab ſich ſtützt,
Der alte Vater und ſein Enkelkind!“
Und immer mehr und mehr erkennt er itzt,
Faſt all' die Seinen ja verſammelt ſind.

Wem wird er am Altar nur jetzt gewahr,
Daß er, der Muthige, darob erſchrickt?
Ein greiſer Prieſter, weiß das Lockenhaar,
Er ſelber iſt es, den er dort erblickt!

Da wird es in der Glockenſtube laut,
„Eins“ hallt's vom Thurm, und wie im Wind verweht
Iſt alles was er eben hat erſchaut,
Ein Einzler, er im nächt'gen Dome ſteht.

Nur durch die ſchmalen Fenſter blinkt der Schein
Des Mondes in die augenloſe Nacht,
Und draußen brauſ't es über'n Friedhofshain,
Als ſtürmte hin ein Kriegerheer zur Schlacht.

Und wieder ſitzt der Prieſter wie zuvor,
Das Chronikbuch beſcheint vom Ampellicht,
Hat ihn getäuſcht ſein Auge, trog ſein Ohr?
War's Wahrheit — Traum? — er weiß es ſelber nicht.

D'rauf aber ſchreibt er, wie die Hand auch matt,
Die Namen der Geſeh'nen noch getreu
In's Chronikbuch, und als nun voll das Blatt
Da ſetzt er noch den eig'nen Namen bei. —

Und wieder kam die Chriſtnacht in das Land,
Doch als im frühen Grau'n erloſch der Stern,
Kein Prieſter ſich zur Morgenmette fand,
Und die Gemeinde auch blieb dießmal fern.

Denn hingerafft vom ſchwarzen Tode war
So Alt als Jung, wie's prophezeiht der Spruch,
Und von dem Schreiber und der Bether Schaar
Verblieb der Name bloß im Chronikbuch.

Georg Hauſer*),

Der erſte Bauherr am Stephansthurme in Wien.

Bis ſpät hinein in tiefe Nacht
Der Meiſter Georg Hauſer wacht,
Er wacht und ſinnt und ſinnt und denkt,
Wie recht der Bau jetzt ſei gelenkt;
Beſtellt ja hat von Neuburg ihn
Erzherzog Rudolph in ſein Wien,
Daß zu Sanct Stephan einen Thurm
Er bauen mög' zum Trutz dem Sturm.

---

*) Georg Hauſer, Baumeiſter in Kloſterneuburg, wurde von Rudolph dem IV. mit dem Beinamen der Stifter, der zuerſt den Titel eines Erzherzogs führte, beauftragt, die Thürme an der Kirche zu St. Stephan zu erbauen. Sehr ſinnreich ſtellte Meiſter Hauſer dieſe neuen Thür-

Und wie nur kaum der Morgen graut,
Da wird's am Gotteshauſe laut,
Da ſteht der Meiſter frank und riſch,
Und ſchafft und lenkt und ordnet friſch,
Und überſchaut der Löhner Thu'n,
Und mag nicht vor dem Ave ruh'n.

So treibt er's fort von Tag zu Tag,
Wohl fördern da der Bau ſich mag,
Schon ſteigt er höher ſtets empor,
Schon ſpringet Säul' um Säule vor,
Ein Quader ſich zum andern reiht
Als wie zum Trutz der Ewigkeit.

Und wie der Thurm ſo ſtolz und hehr
Dem Grund entſteiget mehr und mehr,
Und höher ſtets und höher ſtrebt,
Es heißer auch ſein Herz durchbebt,
Und höher ſtets die Bruſt ihm ſchwillt,
Die Künſtlerſtolz und Ehrſucht füllt;
Jahrhunderte ſieht er voraus,
Sieht prangen Thurm und Gotteshaus
Palläſte, Wagen nah und fern,
Und ſchöne Frau'n und ſchmucke Herr'n,

---

me über die Vorſprünge des Kreuzes, da an der vordern Seite der Kirche, welche unverändert bleiben ſollte, bereits zwei Thürme (Die ſogenanten Heidenthürme von Meiſter Vollhner oder Falkner aus Krakau) ſich befanden, und brachte den nun ausgebauten Thurm an der Mittagsſeite bis

Ein neu Geſchlecht, mit Braus und Schall,
Hintreiben ſich gleich Wogenſchwall,
Sieht drängen ſich das Volk zu Hauf',
Voll Staunen ſchau'n zum Thurm hinauf,
Und fragen hört er, was da geht:
Wer wars wohl, der den Thurm erhöht?
Wie hieß der Bauherr? ſaget an?
„Der Georg Hauſer hat's gethan."

So träumt er oft, von Ehrbegier
Zerſpringt die Bruſt im Innern ſchier,
Und heft'ger ſpornt mit jeder Stund'
Die Sehnſucht ſeine Seele wund,
Vollendet in der Lüfte Weh'n,
Am Münſter dort den Thurm zu ſeh'n.
Zwei Drittheil hat er ſchon erreicht,
Wie dünkt der Reſt ihm nun ſo leicht,
Wie blickt, des bald'gen Sieg's bewußt,
Zum Thurm er jetzt, in ſtolzer Luſt,
Und ruft: „Nur friſch, Geſellen mein,
Der Meiſter möcht' am Ende ſein!"

Und haſtig bauet fort und fort
Der Hauſer an dem Thurme dort;
Der Hammer gellt, die Rolle knarrt,
Der Lehner ſchafft, der Kärner karrt,

---

zu ſeinem Tode auf zwei Drittheile in die Höhe. Das Archiv des Wiener Stadtmagiſtrats bewahrt noch einen auf Pergament gezeichneten Grund- und Aufriß des Thurmes von dieſem Meiſter. Beide ſind mit dem Monogram

Da überfällt des Siechthums Qual
Des Meiſters Leib mit Einem Mal
Sein Antlitz bleich, die Sehn' erſchlafft,
Dahin, dahin die ſtolze Kraft
Doch mitten unter ſeiner Pein
Gedenkt er nur des Thurms allein.
„O Thurm, o Thurm, mein Ruhm, mein Glück,
Wann ſieht dich deines Meiſters Blick?!“
Doch ſchlimmer wird von Tag zu Tag
Des armen Meiſters Leid und Plag',
Es ſagt ſein Inn'res ihm zur Friſt
Der Meiſter jetzt am Ende iſt.

Da blickt zu ihm in's Kämmerlein
Des Oſtermorgens Dämmerſchein,
Und Meiſter Hauſer fühlt's, es mag
Für ihn wohl ſein der letzte Tag.
Doch Gott ergeben iſt ſein Sinn
Und Schein und Ehrſucht ſchwinden hin,
Nur einmal möcht' den Thurm er ſeh'n,
Kann früher nicht von hinnen geh'n.
Wohl leiten da vom düſtern Haus
Die Seinen ihn zum Bau hinaus;
Schon ſteht die Menge, trüb und ſtumm
Um Hauſer an dem Thurm herum.

---

desſelben G $\overset{\dagger}{\underset{7}{}}$ H verſehen. Georg Hauſer ſtarb im Jahre 1400. Nach Georg Hauſer's Tode, arbeitete Meiſter Peter von Brachawitz mit unermüdlicher Thätigkeit an der Vollendung des Thurmes bis 1429.

Der Meiſter aber ſinkt zur Erd',
Den Blick hinan zum Thurm gekehrt,
Und zieht vom Haupte das Barret,
Und hebt die Hände zum Gebeth:
„O Herr, ich weiß, wie du gewollt,
Doch that ich nimmer wie ich ſollt',
Verblendet von des Ruhmes Trug
Mein Herz voll eitler Selbſtſucht ſchlug,
Du aber wollteſt, daß allein
Voll Demuth ſollt' dein Bauherr ſein,
Weil jedes And're iſt verkehrt,
Den Meiſter und ſein Werk entehrt.“

„Und weil ſo thöricht ich gefehlt,
Nur eitlen Schein mein Herz erwählt,
So rufſt du wohl vom Erdenrund
Mich ab, o Herr, in dieſer Stund';
Doch gerne büß' ich meine Schuld,
Nur mögſt verzeihen du in Huld,
Es hing ja doch zu jeder Zeit
An dir mein Herz mit Frömmigkeit!“

Dieß Wort der kranke Meiſter ſprach,
Und ſenkt' das Haupt dann allgemach,
Hell ſtrahlt auf ihn das Morgenroth
Doch war der wack're Meiſter tod.

Die Herzogsgruft*).

In Nacht gehüllet lag St. Stephans Dom,
Am Hochaltar ein einzig Lämpchen glomm,

Vom Gruftg'wölb' war weggewälzt der Stein,
Die Meſſingſchrift erglänzt im Fackelſchein.

Am Rande des Gewölb's doch ſtanden drei
Gleich Eichen ragend, in des Lebens Mai.

---

*) Die herzogliche Gruft befindet ſich oben am Ende der Altar-Chorſtühle gleich bei den Stufen, worauf man zu dem Hochaltare geht. Es hat ſie Herzog **Rudolph IV.** laut einer Urkunde von 1363, worin er ſeinen Jahrestag verordnete, für ſich und ſeine Nachkommenſchaft zur Begräbniß erwäh-

Drei Söhne ſind's vom Hauſe Oeſterreich
Drei Herzoge an Muth und Kraft ſich gleich.

Herr Rudolph, der als Stifter wird genannt,
Herr Leupold, der als kühner Held bekannt,

Und Albrecht, der an Milde unerreicht,
Die ſteh'n dort an der Gruft, ſo ſchaurig feucht.

Spricht da Herr Rudolph: „Brüder, alſoweit
Wär' nun der Bau gedieh'n im Lauf der Zeit.“

„Erhöht die Hallen und das Schiff geſchmückt,
Zum Wolkenflug der Thurm emporgerückt.“

„Und wie ich über alles dieß gewacht,
Ward minder nicht des Künſt'gen ich bedacht.“

„Denn auch vollendet iſt die Gruft, die bald
Sich uns erſchließt zum ſtillen Aufenthalt,

---

let. Man bediente ſich derſelben auch bis 1576. Von dieſer Zeit an gerieth ſie wegen der langwierigen Kriegsunruhen und Verwirrungen in Oeſterreich in ſolche Vergeſſenheit, daß man faſt ein ganzes Jahrhundert hindurch davon nichts wußte, bis endlich ein Kammerdiener des Kaiſers Ferdinand III. ſich unweit davon eine Familiengruft erbauen ließ, bei

„Bereitet iſt in ihr das Pfühl dem Gaſt
Den als den erſten jener Raum umfaßt,“

„Auch mein' ich, muſſe gut ſich's ruh'n darinn,
Weil ob dem Schläfer Orgelklänge zieh'n,“

„Weil ihm zu Häupten ſtets der Prieſter ſteht
Wenn er am Hochaltar ſein Amt begeht,“

„Doch da ich fort nun muß in's welſche Land,
So reicht, ihr Wackern, nochmals mir die Hand.“

„Und ſchwört, daß ihr an meiner Statt genau
Nun fördern wollt der Habsburg ſchönſten Bau,“

„Auf daß, wenn wieder ich zur Stelle hier,
Ihr ſprechen könnt mit heit'rer Stirn zu mir,“

„Damit ſich Habsburg's Treu auf's Neu erprobt:
Gehalten haben wir, was wir gelobt!“

---

welcher Arbeit man anfänglich eine Mauer und nachdem man ſie durchbrochen hatte, die Aſche ſo großer Fürſten entdeckte.

Zu dieſer Gruft gelangt man auf 14 Stufen. Oben an dem Gewölbe ragt eine in Stein ausgehauene Hand hervor, welche auf die Mitte, nämlich auf die Ruheſtätte Rudolphs

Da reichten beide Brüder ihm die Hand
Und ſprachen: „Dieſen Druck dafür zum Pfand!“

D'rauf ſchritten wieder ſie zum Dom hinaus,
Und Nacht erfüllte rings das Gotteshaus. —

Vorüber war ein Jahr, und wieder glomm
Am Hochaltar das Lämpchen dort im Dom:

Vom Gruftgewölb war weggewälzt der Stein,
Wie früher glänzt die Schrift im Fackelſchein.

Und an der off'nen Gruft ganz nahe bei
Wie damals ſiehſt du jetzt auch dort die Drei.

Herrn Albrecht, der wie keiner ſanft und mild,
Und Leupolt dann, das kühne Heldenbild,

Und Rudolph, der als Stifter wird genannt,
Und kürzlich erſt den Weg zur Heimath fand.

---

des Stifters zeigt. Rückwärts an der Wand iſt ein Stein errichtet, in deſſen oberem Theile ein einfacher Adler mit der Krone, und ein doppelter Adler erſcheint, welche beide öſterreichiſche Wappen an der Bruſt haben. Unten ſind zwei Pickelhauben mit Pfauenfedern geziert.

Doch jeglicher von dieſen Dreien ſchweigt,
Denn — **Rudolph** liegt im Sarg, das Haupt geneigt.

Die Hand gefaltet auf der kalten Bruſt
Die an dem Bau des Dom's nur hing mit Luſt.

Erloſchen in dem hohlen Aug' der Schein,
Das Freude fand am Stephansthurm allein.

Und beide Brüder, gramerfüllt den Sinn,
Zum dritten in dem Sarge treten hin

Und reichen ob der Leiche ſich die Hand
Wie einſt, da ſie gereicht ſie ihm zum Pfand.

Und ſprechen d'rauf, von tiefen Schmerz durchtobt:
„Gehalten haben wir, was wir gelobt!“

* * *

Wind und Regen.

Zu Wien herrſcht große Trauer, dieweil ein Wack'rer ſtarb,
Das war der Georg Hauſer, der vielen Ruhm erwarb,
Schon hat er an zwei Drittel erhöht den Stephansthurm,
Da mußte er erliegen des Siechthums gift'gem Wurm.

D'rum ſteh'n betrübt ſie Alle, die dort der Bau vereint,
Nur Einer lacht in's Fäuſtchen, das iſt der böſe Feind,
Der denkt ſich, da der Meiſter jetzt fehlt am Bau zu Wien,
So müſſ' nun unterbleiben, was er vollführt ſo kühn.

D'rum will er ſelber kommen, von inn'rem Grimm gefacht,
Den Bau zu hintertreiben, ſo viels in ſeiner Macht,
Deßhalb mit Wind und Regen beſpricht er ſich zuvor
Weil er zu Helfershelfern, die beiden ſich erkohr.

Der Regen ſoll den Mörtel zu Brei erweichen dort
Und ſoll die Maurer jagen von Stein und Meißel fort,
Dann ſoll der Wind erſchüttern die leichtgefügte Wand,
Der könn' mit leichter Mühe zerreißen den Verband.

Und ſo, mit Wind und Regen im Bund, zieht er dahin,
Mit frecher Hand zu rauben, den Edelſtein von Wien;
Fort geht's nun über Berge, fort über Thal und Strom,
Bis ferne aus dem Nebel auftaucht der Stephansdom.

Doch wie er hin des Weges mit ſeinen Helfern zieht,
In Federhut und Mantel er einen Reiter ſieht,
Dem fallen weiße Locken um's ernſte Angeſicht,
Aus dem ein Auge blitzet, gar adlerkühn und licht.

Zwei blanke Diener folgen dem greiſen Reitersmann,
Doch ſieh, da naht ein Prieſter mit einem Sakriſtan,
Der erſte hält in Händen das Venerabile,
Da flieht und birgt der Böſe ſich hinter Dorn und Schlee.

Doch wie zurück er blicket, da ſchwingt ſich juſt vom Pferd
Der ſilberlock'ge Reiter und wirft ſich hin zur Erd',
Vorüber zieht der Prieſter, der Reiter rafft ſich auf,
Und wieder, ſtaubaufwirbelnd, geht's fort im raſchen Lauf.

Nicht lang, ſieht d'rauf der Böſe ein Kirchlein arm und klein,
Das ſchaut gar fromm und lieblich aus Laub und nackt Geſtein,
Und vor dem Kirchlein wieder hinkniet der Reitersmann,
Und faltet fromm die Hände und hebt zu bethen an.

Da Einen von den Dienern ergrimmt der Böſe fragt:
„Wer iſt's, dem hinzuknien doch gar ſo ſehr behagt?"
Antwortet der: „„Ihr habt wohl in Japan Euren Sitz,
Weil Ihr nicht kennt den Edlen Herrn Peter Brachawitz.""

Auflacht wohl da der Böſe und raſ't auf's Neue fort,
Und hat auch bald im Fluge erreicht den rechten Ort,
Alldort läßt er ſich nieder mit jenen ſchlimmen Zwei'n,
Und meint nun werd' in Bälde er ſich des Sieges freu'n.

D'rauf heißt er Wind und Regen zu harren am Geſtein,
Und nicht vom Dom' zu weichen, bis wieder er erſchein';
Er ſelber aber menget, von Allen ungeſeh'n,
Sich hinter die Geſellen, die vor dem Dome ſteh'n.

„Wer ſoll den Bau jetzt leiten? Kein Zweiter der es kann!
Es war der Meiſter Hauſer allein dazu der Mann!"
So hört er dort ſie ſprechen, und iſt gar wohlgemuth,
Und wo er kann, da ſchürret er an der Zwietracht Glut.

Doch horch, da ruft ein Glöcklein zuſammen was da lebt,
Nicht fehlt dabei der Böſe, von Grimm und Haß durchbebt,
Nunmehr erſcheint vom Rathe ein Herr in Locken dicht,
Der zieht hervor ein Schreiben, und räuſpert ſich, und ſpricht:

„Es ſei hiermit euch allen, ihr Herr'n und Werkleut' kund
Daß einen neuen Meiſter erwählt des Herzogs Mund
Es iſt ein Ehrenfeſter, voll Tugend und Verſtand,
An dem ſchon eine Stütze der alte Hauſer fand.“

„Ein Mann, deß ganzes Trachten dem Herrn nur zugekehrt,
D'rum hat durch ſolchen Auftrag Herr Albrecht*) ihn geehrt,
Es iſt der Meiſter Peter von Brachawitz genannt,
Der nun den Bau wird führen, von Gottesfurcht entbrannt.“

Kaum aber hat der Böſe vernommen ſolches Wort,
Da faßt's ihn wie ein Fieber, da läßt's ihn nimmer dort,
Er weiß es iſt vergeudet hier Mühe nur und Zeit,
Vergebens kämpft die Hölle mit wahrer Frömmigkeit.

---

*) Herzog Albrecht III. mit dem Zopf, nicht minder befließen mit der Fortſetzung des Kirchenbaues als ſein Vorgänger, Rudolph der Stifter.

D'rum flieht er raſch von hinnen, mit zorngeſträubtem Haar,
Und hat auf Wind und Regen vergeſſen ganz und gar,
Wohl harrten die noch lange, doch als kein Teufel kam,
Da ſprachen ſie: „Laßt ſehen wohin den Weg er nahm!“

Hierauf wohl brauſ'ten Beide um Thurm und Kirche rund,
Und ſuchten nach dem Böſen, und ſuchten manche Stund',
Und ſuchten viele Tage und ſuchten manch' ein Jahr,
Doch wurden nun und nimmer den Böſen ſie gewahr.

Sie fuhren um die Ecken mit wildem Braus und Guß,
Und machten durch ihr Treiben den Wienern viel Verdruß,
So ſuchten ſie und ſuchten, mit Haſt und lauter Klag',
Und ſuchen, wie's verlautet, am Dom noch heut' zu Tag.

Und weil ſich ſolche Kunde verbreitet allerwärts,
So heißt's im Mund der Wiener, die ſtets geneigt dem Scherz:
„Wenn auch das ſchönſte Wetter im Lande ein und aus,
Iſt Wind doch oder Regen am Stephansplatz zu Haus.“

◆

Meiſter Hans Puchsbaum.

Der Stephansthurm iſt ausgebaut,
Weit über alles Land er ſchaut:
Herr Brachawitz hat dieß vollbracht,
Der ſelbſt nun ruht in Grabesnacht.

Wohl einen kunſterfahrnen Mann
Berief der Wiener Rath ſodann,
Hans Puchsbaum iſt des Meiſters Nam'
Der jetzt zur Hand das Richtſcheid nahm.

Und wie der Thurm iſt hingeſtellt
Soll ſein ein zweiter ihm geſellt,
An Pracht und Schönheit dieſem gleich,
Der nun der Stolz von Oeſterreich.

Schon reget ſich der Söldner Fleiß,
Schon wird des Werkmanns Stirne heiß,
Doch langſam nur der Bau gedeiht
Es iſt als ſei das Werk geſeit.

Wie auch voll Eiſer fort und fort
Der Puchsbaum ſchafft am Thurme dort,
Viel eher ſcheint's, er ſchrumpfe ein,
Als daß erhöh' ſich ſein Geſtein.

Da auf dem Stephansfreithof ſpat
Im Sinnen Meiſter Puchsbaum ſteht
Vor ihm, ſo rieſig ſtolz und groß
Des todte Meiſters Prachtkoloß.

Mit Tiegerkrallen greift der Schmerz
Dem Meiſter da in's ſtolze Herz,
„Und ſollt ich keinen Thurm erbau'n
Der ſo, wie dieſer wär' zu ſchau'n?“

„Wie, ſollte ich nur Spott und Hohn
Erringen als des Strebens Lohn,
Umſonſt vergeuden Müh und Plag'
Um all das Sinnen, das ich pflag?“

„In Schanden vor Maria ſteh'n
Vor meiner Braut zu Boden ſeh'n.
Weil mir das Größte nicht gelang
Nach dem mein Herz ſo glühend rang?“

„Nein, nein und hilft dein Engel nicht
Du Ew'ger uber'm Sternenlicht,
So ſtehe mir die Hölle bei,
Damit mein Werk vollendet ſei!“

Und kaum der Puchsbaum alſo ruft,
Da wetterleuchtet's in der Luft,
Und ihm zur Seite ſteht ein Mann
Nach Art der Junker angethan.

Ein ſchwarz Kollet, ein bleich Geſicht
Darum ein rother Bart ſich flicht,
Vom Hut die Hahnenfeder nickt,
Der Mantel reich und goldgeſtickt.

Der ſpricht: „Was ſchmält und hauſ't Ihr da,
Iſt Euch ja doch die Hilfe nah,
Noch ſchöner als des Alten Bau
Soll ragen Euer Thurm in's Blau.“

„Nur Eins beding' ich nach Gebühr,
Daß Ihr auf Eurem Bau hinfür
Niemals der Frauen Namen nennt,
Die als gebenedeit Ihr wähnt.

„„Wohlan ſo ſei's!““ — „So ſchlaget ein,
Ich will ein treuer Helfer ſein.“
Doch als der Meiſter reicht die Hand,
Da wimmert's um die Friedhofswand,

Da kreiſcht's aus ſchwarzer Nacht herab,
Da ſtöhnt es tief in jedem Grab,
D'rein aber dröhnt mit einemmal
Vom Thurm ein langer dumpfer Schall.

Dem Meiſter tief im Innern graut,
Doch wie er nach dem Fremden ſchaut,
Iſt der verſchwunden, wie ein Traum,
Und leer und ſtill der Friedhofsraum. —

Und wieder wird's im Oſten hell
Der Meiſter Puchsbaum iſt zur Stell',
Doch wie er Maß und Senkblei lenkt
Dabei er nur des Helfers denkt.

Nicht horcht er auf der Frommen Sang,
Der aus der Kirche Hallen drang,
Noch ſah man ſo wie früher ihn
Beim Sanktusläuten niederknie'n.

Und wirklich wie durch Zauberhand
Erhebt ſich Bogen bald und Wand,
Daß Manche mit geheimen Grau'n,
Auf das Gedeih'n des Thurmes ſchau'n.

Doch Puchsbaum nur den Helfer preiſ't
Der ſich ſo rüſtig ihm erweiſ't,
Und ſieht im Geiſte ſchon den Thurm
Aufragen zwiſchen Wolk' und Sturm.

So eines Sonntagsmorgens ſteht
Von friſcher Maienluft umweht
Auf dem Gerüſt der Meiſter jung
Deß Lob nun ſchallt von jeder Zung'.

Und glüh'nden Blickes ſchaut und mißt
Er Höh' und Breite vom Gerüſt,
Und ſchon vor ſeinem Geiſt erhöht
Am Thurm der Wind die Fahne bläht.

Horchauf was iſt's, das alſo ſchallt?
Wie's unter ihm nur wogt und wallt!
Zum Hochamt ruft's die Cleriſei
Vom neuen Thurme juſt herbei.

Und wider Willen niederſchaut
Der Puchsbaum bei der Glocken Laut,
Und ſieh', da kommt in weißem Kleid
Des Wegs heran auch eine Maid.

Den Roſenkranz in zarter Hand,
Im ſchwarzen Haar ein grünes Band,
Das iſt ſein Lieb', er täuſcht ſich nicht,
Ein Engelsbild im Morgenlicht.

Und froherſchrecket ruft ſein Mund:
„Maria!“ — Weh! da weicht der Grund
Ihm unter'm Fuß und ſturmumbrauſ't
Gerüſt und Stein hinunterſauſ't.

Mitreißt's in toſend wilder Flucht
Den Frevler, der den Herrn verſucht,
Allein im Fall noch wird gewahr
Den Böſen er, der Helſer war.

Denn dicht gehüllt im Mantel ſein
Schaut der mit Grinſen vom Geſtein,
Und eh' der Buchsbaum noch zerſchellt
Sein Lachen in das Ohr ihm gällt.

Seitdem nun, wie man's noch erſchaut,
Ward weiter nicht am Thurm gebaut
Zur Warnung, daß ſo nah als fern
Kein Menſchenkind verſuch' den Herrn.

◆

Capiſtran*).

Zu Wien am Stephansfreithof, da ſteht das Volk zu Hauf',
Kaum nimmt der Todtenanger die wirre Menge auf,
Da glänzt's in Sammt und Seide, in heller Kettenpracht,
Dazwiſchen Doktorſchauben, ſo wie auch ſchlechte Bettlertracht.

Zur Kanzel dort am Dome, kunſtvoll aus Stein erbaut,
Voll Neugier jedes Auge hinan vom Friedhof ſchaut,
Alsbald ein bleiches Männlein, gar armlich angethan,
Beſteigt den Ring der Kanzel, ei ſeht, das iſt der Capiſtran.

---

*) Am 31. Mai im Jahre 1451 kam Johann Capiſtran, ein Franziskanermönch und berufener Prediger aus Italien, bei Kaiſer Friedrich in Neuſtadt an, und nachdem er daſelbſt einige Predigten gehalten, begab er ſich am 6. Juni nach Wien, wo er unter großen Zulauf des Volkes empfangen

Von Rom kommt er gezogen, barhäuptig und ohne
Schuh',
Das nahende Verderben rief ihn aus ſeiner Ruh',
Mohamed ſiegt und mordet im ſchönen Ungarland,
Blutrothe Wolken künden allmählich neuen Gräu'l und
Brand.

Conſtantinopel zittert, es bebt das ſtolze Wien,
Denn näher, immer näher ſieht man die Heiden zieh'n;
Da kommt vom Papſt geſendet, zum Aufruf deutſcher
Macht,
Der Capiſtran gezogen, ein ſichrer Hort in [illegible].

Und Alles ſchaut verwundert den Mann ſo bleich und klein,
Wie er ſo gar verkümmert, faſt fleiſchlos ſein Gebein,
Und Aller Ohren hangen allein an ſeinem Mund,
Was wohl das ſchwache Männlein dort auf der Kanzel
thue kund.

Und er beginnt — da ſtarren verdutzt ſie all' hinan,
In Lateins alter Sprache hebt er die Predigt an;
Kaum, daß von Hundert Einer des Wortes Sinn verſteht,
Das gleich des Donners Rollen zu ihren Ohren herüberweht.

---

wurde. Er nahm ſeine Herberge im Minoritenkloſter und predigte in der Folge mehrere mal vom St. Stephansfreithofe, wo ſeine Kanzel (welche 1738 erneuert und mit der Statue deſſelben geziert worden) noch heut zu Tage an der Außenſeite des Stephansdomes gegen die Schulerſtraße zu ſehen iſt.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
»Für Gott und unsern Glauben!« [illegible]
»Für Gott und unsern Glauben,« hallt's nach durch das ganze Land.

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Der Gang nach dem Thurm *).

Es herrschte in Wien gar große Noth,
Seit Mustapha die Stadt bedroht;
Schon unterliegt der Hungersqual
Die heldenmüthige Christenzahl.

Bemächtigt hat der Kleinmuth sich
Der Wiener, aller Wangen blich,
Und jedes Herz harrt jammerbang
Auf den gewissen Untergang.

---

*) Oberhalb der Uhr des ausgezeichneten Thurmes läuft rings herum ein Gang mit 12 [illegible], deren jedes mit einem vergitterten Fenster versehen. Auf diesem Gange zeigt man noch jetzt den Steinsitz, auf welchem Rüdiger Graf von Starhemberg, Commandant von Wien, während der letzten türkischen Belagerung das feindliche Lager zu besichtigen pflegte.

Nur Starhemberg*), der edle Graf,
Den gleiches Loos, wie Alle traf,
Der ſchaut mit heldenmüth'ger Ruh'
Dem grauſen Gang der Dinge zu.

Tagtäglich mit dem Morgenlicht,
Sobald es nur erlaubt die Pflicht,
Steigt er den Stephansthurm hinan
Und ſchaut des Feindes Lager an.

Dort ſpäht er durch den weiten Graus
Zum fernen Kahlenberg hinaus,
Ob vom Entſatz, auf den ſie bau'n,
Kein Zeichen immer noch zu ſchau'n.

Allein kein Zeichen gibt ſich kund
Und wieder von des Thurmes Rund
Der Graf voll Kummer ſteigt hinab
Als ging es jedesmal in's Grab.

Doch kaum er ſich dem Volke zeigt
Da iſt ſein Haupt nicht mehr geneigt,
Und neu erfacht ſein feſter Muth
Die faſt erloſch'ne Hoffnungsglut.

---

*) Graf Rüdiger von Starhemberg, im Jahr 1683 Stadtkommandant von Wien.

Doch höher immer wächſt die Noth,
Schon wird die Rinde ſelbſt zu Brot,
Geſchlachtet ward manch edles Pferd,
Wie ſehr es ſeinem Reiter werth.

Und dreißigmal ſchon ſtieg hinan
Herr Rüdiger die ſteile Bahn,
Und ſaß dort auf der Bank von Stein,
Und Gott nur ſah ſein Herz allein

Und dreißigmal ſchon trügt ſein Blick
Die Menge über ihr Geſchick,
Es heuchelt Gleichmuth ſein Geſicht,
Obgleich ſein Herz ihr Anblick bricht.

Jetzt hat den höchſten Grad erreicht
Die Noth, der keine zweite gleicht,
Schon liegt's mit Lumpen kaum bedeckt
Auf Markt und Gaſſen hingeſtreckt.

Dahin der letzte Hoffnungsſchein,
Rings Siechthumsqual und Hungerspein,
Schon raſt Verzweiflung, groß und bloß,
Auf allen Wegen zügellos.

Und noch einmal, das letzte Mal,
Zum Thurme geht in tiefſter Qual
Herr Rüdiger mit ſtolzem Gang,
Ob auch ſein Herz wie nimmer bang.

Und wieder ſitzt er auf der Bank
So bleich, als wär er ſterbenskrank,
Und ſchaut hinaus in's wüſte Rund
Und ſchaut umſonſt die Augen wund.

D'rauf aber ſinkt er hin auf's Knie,
Die Hände faltend, wie noch nie,
Und blickt hinauf zum Himmelszelt,
Vom tiefſten Harm das Herz geſchwellt.

„O du, den Cherubim's umweh'n,
O höre deines Knechtes Fleh'n,
Verloren ſind wir allzumal,
Fällt nicht auf uns dein Gnadenſtrahl!“

„O ſieh' der Deinen Angſt und Noth,
Und rette ſie von Schmach und Tod,
Und ſoll dafür ein Opfer ſein,
So nimm mich hin, gern bin ich dein!“

„Doch ſendeſt du die Hilfe nicht,
Bevor erliſcht des Tages Licht,
So iſt verloren was da lebt,
Und Aug' und Herz zu dir erhebt!“

Und kaum gebetet ſo ſein Mund,
Ein Donner ſchüttert Thurm und Grund,
Vom Kahlenberge dröhnt's herein, —
„Das muß der Sobiesky ſein!“

Und freudig rafft der Graf ſich auf
Und ſtürmt hinab mit haſt'gem Lauf,
Und ruft mit flammendem Geſicht:
„Glück auf, der Herr verließ uns nicht!“

„Der Retter naht mit Sturmgewalt,
Hört ihr's, wie's von den Bergen ſchallt?
Das Schwert, den Spieß, das Beil zur Hand,
Für Gott und Fürſt und Vaterland!“

Und was ein Schwert nur ſchwingen kann,
Das ſtürmt hinaus, der Graf voran;
Hernieder, wie ein Wetterſtreich,
Vom Kahlenberge brichts zugleich.

Noch einmal unter Pulverdampf
Entbrennt der letzte blut'ge Kampf,
Dann iſt befreit ſo Stadt als Land,
Sein blut'ges Grab der Heide fand.

Und ſeit beſiegt der grimme Wurm,
Im Wappen führt der Graf den Thurm,
Weil's zu ihm war der ſchlimmſte Gang,
Den er gemacht ſein Lebelang.

Das Wunderbild aus Böts *).

Zu Böts im Ungarland
Ein Frauenbild ſich fand,
Gar ſchlecht auf Holz gemalt,
Von wenig Glanz umſtrahlt.

Beachtet nur gering
Das Bild im Dunkel hing,
Nur bunt'ren Schilderei'n
Sie dort die Andacht weih'n.

---

*) Im Jahre 1696, am 4. November bemerkte der Bauer Michael Córy zu Böts, in der Geſpannſchaft Szabolcs, das in der vorſtehenden Legende erzählte Wunderzeichen an dem Marienbilde daſelbſt, welche Begebenheit ſich bald in der ganzen Umgegend verbreitete, ſo, daß nicht allein eine große Zahl der Einwohner herzueilte, um mit eigenen Augen zu ſehen, ſondern auch Viele die Thränen in ſeidene, leinwandene und andere Tücher auffingen und als einen köſtlichen Schatz mit ſich hinweggetragen haben. Unter dieſen war auch

Einſtmals in ſeinem Gram
Ein armer Bauer kam,
Den heißt ſein frommer Sinn
Zur Heil'gen hinzuknie'n.

Der hebt empor die Hand
Zum Bildniß an der Wand,
Und fleht gar brünſtiglich:
„O Jungfrau, rette mich!“

Da wird's ihm, wie ein Traum,
Er ſieht und glaubt es kaum,
Er ſieht und ſteht verſteint,
Das Heil'genbildniß weint.

Voll Schreck zum Gotteshaus
Der Bauer flieht hinaus
Und kündet's fern und nah'
Was dort ſein Auge ſah.

Graf Joh. Andr. von Corbelli, kaiſerl. General, welcher die Wahrheit dieſer wunderſamen Begebenheit documentariſch bezeugte.

Im Jahre 1697 wurde das Marienbild von Pöts in die kaiſerliche Favorita nach Wien überbracht, und von hier am 7. Juli in die Hofpfarrkirche der Auguſtiner übertragen, allwo es von Ihrer Majeſtät der Kaiſerin mit Diamanten und Edelſteinen geſchmückt worden. Hierauf wurde es in einer volkreichen Prozeſſion in die St. Stephans-Domkirche überſetzt. Dieſer Prozeſſion haben beide kaiſerl. Majeſtäten ſammt

Und Alles ſtrömt im Nu
Dem Wunderbilde zu,
Da ſehen all' vereint:
Die heil'ge Jungfrau weint.

Bald in dem ganzen Land
Das Zeichen ward bekannt,
Unzähl'ge Waller nah'n:
Ob wahr auch, was ſie ſah'n.

So auch nach Oeſterreich
Die Kunde kam ſogleich,
Zu holen da das Bild
Des Kaiſers Wort befiehlt.

Und als in Ehr' und Pracht
Das Bild nach Wien gebracht,
Da iſt verſiegt zur Stell'
Der heil'ge Thränenquell.

---

der jungen Herrſchaft beigewohnt, und wurde das Gnadenbild bei St. Stephan auf dem zubereiteten Altare neben der Schatzkammer dem Volke zur öffentlichen Verehrung ausgeſtellt. (Marienſagen von Kaltenbaeck.)

Als Wiener-Denkwürdigkeit dürfte noch beigefügt werden, daß im Jahre 1713 zur Zeit der Peſt, die Bewohner der Jägerzeile eine Kapelle zu Ehren Maria von Pöts an der Hauptſtraße ihres Grundes erbauten, deren Fürbitte ſie auch die gänzliche Befreiung von dieſer Seuche zuſchrieben.

Geſchmückt gar reich und fein
Mit Gold und Edelſtein,
Ward zu St. Stephan d'rauf
Geſtellt das Bildniß auf.

Und manch ein fromm Gemüth,
Das Andacht dort durchglüht,
Ward durch der Jungfrau Bild
Mit ſtillem Troſt erfüllt.

Die Kegelbahn auf dem Stephansthurm.

Die Thurner von St. Stephan hatten lange Weil',
D'rum bauten eine Kegelbahn ſie hin in Eil',
Doch weil zu kurz die Strecke für's Kegelſpiel
So warf ein Jeder rücklings nach ſeinem Ziel.

Geſellte einſt ein Fremder ſich ihnen bei,
Der mochte nichts denn ſpielen, wo's immer ſey,
Auch warf er hin die Kugel mit gutem Glück,
Und zapfte ab den Thurnern manch' Silberſtück.

Deß waren überdrüßig die Thurner d'rauf,
„Wir wollen nicht mehr kegeln, wir hören auf!“
Sprach der Geſelle: „„Mögt Ihr nicht thu'n zu mir
So wollte ich, es wäre der Teufel hier!““

Und wieder rücklings warf er keck hinein,
Da fielen hin, die Kegel alle Neun,
Ruft jetzt der Schelm mit Höhnen und lacht dazu:
„Nun iſt's an dir, Herr Teufel, nun kegle du!“

Da kam's mit Donnerrollen daher die Bahn,
Hinſtürzten alle Kegel, wer hat's gethan?
D'rauf aber ſcholl ein Lachen wie Sturmgedröh'n
Und wild in's Ohr klangs jedem: „Ich habe zehn!“

Und ſiehe bei den Kegeln der Freche lag,
Und mochte nimmer ſchauen hinfur den Tag,
Die Thurner aber ließen das Kegeln ſein
Sie fürchten, daß ſich ſtelle der Teufel ein.

Damit jedoch vergeſſen nicht ſei hinfort
Ein ſolch verkehrtes Treiben an heil'gem Ort,
So muß allda noch Jeder, der kegeln will,
Die Kugel rücklings werfen nach ihrem Ziel.

◆

In der **Carl Haas'ſchen** Verlagshandlung ſind noch zu haben:

Math. L. Schleifer's

Gedichte.

8. 841. br. 1 fl. 20 kr. C. Mze.

Alxinger, J. v.

ſämmtliche Werke.

10 Bde. Original-Auflage. Mit ſchönen Kupfern und Porträts. gr. 8. 1812. 8 fl.

Enthält:

1. u. 2. Bd. Bliomberis. Ein Rittergedicht in zwolf Geſangen. — 3. Bd. Doolin von Mainz, Rittergedicht in zwölf Geſängen. — 4. u. 5. Bd. Numa Pompilius; nach Florian. — 6. Bd. Theater. — 7. u. 8. Bd. Gedichte. — 9. Bd. Vermiſchte poetiſche Schriften. — 10. Bd. Proſaiſche Aufſätze. Leben.

Hievon einzeln:

Alxingers, J. v., Bliomberis, Rittergedicht in zwolf Geſangen. 2 Bde. mit Kupfern. gr. 8. 812. 2 fl.

— — Numa Pompilius, nach Florian. gr. 8. 1 fl.

Die früheren Jahrgänge des beliebten Taſchenbuches

Immergrün,

jeder à 1 fl. 20 kr. C. M.

Sämmtliche Taſchenbücher ſind mit den herrlichſten Kupferſtichen verziert und in Goldſchnitt eingebunden.

Der Jahrgang 1838 enthält:

Das Mädchen von Beauvais. Von A. von **Tromlitz**. — Die Gräfinnen von Schauenſtein. Von **Blumenhagen**. — Kinder-Liebe, von **Dingelſtedt**. — Das Ballkleid. Von J. G. **Seidl** und viele lyriſche Beiträge.

Der Jahrgang 1839 enthält:

Der deutſche Helot Von **Blumenhagen**. — Nordmann. Von L. **Rein**. — Blinde Liebe. Von **Dingelſtedt**, mit vielen lyriſchen Beiträgen.

Der Jahrgang 1840 enthält:

Vanina. Von **Blumenhagen**. — Das böſe Auge. Von **Dingelſtedt**. — Die Verſchloſſenen. Von **Seidl**. — Ein Dichterlos. Von L. **Storch**, und viele lyriſche Beiträge.

Der Jahrgang 1841 enthält:

Das Kroatenmädchen Von J. **Krebs**. — Der Goldſchacht. Von L. **Storch**. — Der Aar von Tunis. Von **Bernd** von **Guſeck**. — Guttenberg's Tod. Von **Dingelſtedt**.

Der Jahrgang 1842 enthält:

Die Opfer des Islam. Von **Duller**. — Die neue Hipparchia. Von **Iſidor** (v. M.) — Das Mädchen von Carrickfergus. Von **Menk**. — Die Folgen der Leidenſchaften Von **Vogl**, und viele lyriſche Beiträge.

Der Jahrgang 1843 enthält:

Beßy. Novelle. Von A. v. **Sternberg**. — Der Odalbauer. Novelle v **Bernd** v. **Guſeck** — Die Rache des Senats. Hiſtoriſche Novelle v. J. **Krebs**. — Der Horale. Ein Roman aus dem Haiduckenlande. Von L. **Tarnowsky**. und viele lyriſche Beiträge.

Der Jahrgang 1844 enthält:

Ida und Pauline. Novelle von A. v. **Sternberg**. — Die Königsritter. Novelle von **Bernd** v. **Guſeck**. — Der Schein trügt. Potpourri aus dem Reiſejournal eines Unbedeutenden. Von **Iſidor** (v. M.) nebſt vielen lyriſchen Beiträgen.

Deutſche Lieder

von

Johann N. Vogl.

* * *

Jena,
Druck und Verlag von Friedrich Mauke.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Hoch- und Wohlgeboren

Herrn

Anton, Freiherrn von Doblhoff-Dier,

Doctor der Rechte und niederöſterr. Ständiſchem Verordneten,

widmet

dieſes Buch

aus inniger und wahrhafter Hochachtung

der Verfaſſer.

Inhalt.

Seite
Das deutſche Lied 3
Die Heimath 5
Gruß an das Vaterland 7
Gebet 9
Heller Klang 11
Becherlied 12
Altes 14
Männerlied 17
Beim Becher 20
Deutſches Blut 22
Das Land der Eichen 24
Einklang 27
Deutſche Art 29
Was iſt ein deutſcher Mann 31

Seite

Deutſcher Gruß 33
Mahnung 35
Mein Deutſchland 37
Das dankbare Jahrhundert 39
Feſteſſen 42
Jetziges Treiben 44
Schwert und Lied 47
Deutſches Mährchen 49
Pflug und Schwert 51
Liederfragen 53
Charakteriſtik 55
O vor, nur vor! 57
Das deutſche Herz 59
An der Donau und am Rhein 61
Hausregel 63
Topf und Heerd 64
Das deutſche Schwert 66
Deutſches Eiſen, deutſche Weiſen 68
Vertrauen 70
Deutſche ſind wir 72
Des Barden Sang 74

Seite
Die deutſchen Eichen 77
Kommt und ſeht! 79
Der deutſche Mann 81
Der ſtarke Ritter 83
Wann es gilt 86
Wo iſt's am Schönſten 87
Der deutſche Sänger 89
Vom deutſchen Kameraden 91
Grad und offen 93
Deutſche Frömmigkeit 95
Wo lebt das Volk, das unſer'm gleich? 97
Deutſcher Handſchlag 99
Achte dich ſelbſt 101
Scheue nichts 103
Bruderſinn 105
Letzter Wunſch 107
Was iſt die deutſche Poeſie 109
Wirken, wirken! 111
Deutſches Morgenlied 113
Deutſch und frei 115
Deutſche Frauen 117

Seite
Der beſte Klang 120
An die Gleichmüthigen 123
Der Lorbeerbaum 125
Verkappte Wilde 127
Deutſches Vaterhaus 129
Beſſ'res, Beſſ'res bringt die Zeit 131
Deutſcher Wächterruf 133
An das Vaterland 136
Deutſchlands Ehre 138

Deutſche Lieder.

Das deutſche Lied.

Bewährt zu allen Zeiten
Hat ſich das deutſche Lied,
Es hat in Nah und Weiten
Schon Vieler Herz erglüht.

Was Arndt und Körner ſangen
Und Schenkendorf und Kleiſt
Iſt nicht im Wind vergangen,
Und lebt noch jetzt im Geiſt.

All' ſeine Zauber klingen
Noch immer ungeſchwächt,
Als Banner wird es ſchwingen
Manch' kommendes Geſchlecht.

Drum laßt, die wir dem Sange
Das volle Herz geweiht,
Auch uns an ſeinem Klange
Erfreu'n in Luſt und Leid.

Laßt ſingen uns und hören
Mit freudigem Gemüth,
Und keiner ſoll uns ſtören
Und ſchmäh'n das deutſche Lied.

Die Heimath.

O ſüße Heimathslüfte
Wie weht ihr doch ſo mild,
Wie labet ihr, o Düfte
Vom heimiſchen Gefild.

Ihr breiten Eichenſchatten
Auf väterlichem Grund,
Wie kühlet ihr den Matten
Und macht ſein Herz geſund.

Was auch auf fernen Wegen
Das Herz für Freuden fand,
Es gibt den reichſten Segen
Doch nur das Heimathland.

In ihm nur kann erſtarken
Ein kindliches Gemüth,
Nur innen ſeiner Marken
Iſt's, wo das Glück ihm blüht.

Ob höh'rer Glanz und Schimmer
Die Fremde gleich erhellt,
Die Heimath bleibt doch immer
Der ſchönſte Fleck der Welt.

Gruß an das Vaterland.

Gegrüßt, du Land der Treue,
Du deutſches Vaterland,
Froh leiſt' ich dir auf's Neue
Den Eid mit Mund und Hand.

Gegrüßt, du Land der Treue,
So reich an Korn und Wein,
O Wonne ſonder Reue,
Dein eigen ſtets zu ſein.

Gegrüßt, du Land der Treue,
Mit Eichen friſch und grün,
O gib, daß ich mich freue
Noch lang' an deinem Blüh'n.

Gegrüßt, du Land der Treue,
[illegible] in [illegible] der Noth,
[illegible] du mein, so schwöre
Ich tausche nicht um [illegible].

Gegrüßt, du Land der Treue,
Das mir das Leben gab;
Von deinen Eichen streue
Ein Blatt nur auf mein Grab.

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] jeden deutſchen Mann
Mit einem [illegible], der [illegible] und [illegible],
[illegible] jeden deutſchen Mann
Mit einem [illegible] von deutſchem [illegible].

Ich [illegible] jeden deutſchen Mann
[illegible]
Ich [illegible] jeden deutſchen Mann
[illegible] von einem deutſchen [illegible].

Ich [illegible] jeden deutſchen Mann
[illegible]
Ich [illegible] jeden deutſchen Mann
[illegible]

Ich [illegible] jeden deutſchen Mann
[illegible]
Ich [illegible] jeden deutſchen Mann
In deutſcher [illegible], in deutſchem [illegible].

Heller Klang.

Deutsche Lieder klingen hell,
Hell auch deutsche Brüder,
Springt doch ein deutscher Quell,
Lebt auch kräftig wieder.

Deutsche Liebe klinget hell,
Klingt, wie Harfen, Saiten,
Wenn schmettern ein Wort zu Gesell',
Spricht es leise, die Weiten.

Deutsche Schwerter klingen hell,
Schlägt auch andre Feinde,
Jedem Feind einen Streit hat hell,
Schlägt ihn ewig nieder.

Becherlied.

Als noch die Alten tranken
Aus Bechern groß und klein,
Aus roſtigen und blanken,
Da war noch gut der Wein.

Als noch die Alten ſangen
Bei Bechern groß und rund,
Da machte Herz und Wangen
Noch glüh'n ein Sängermund.

Als noch die Alten ſcherzten
Bei Bechern voll und weit,
Und ungereimt ſich herzten,
Da war noch ſchön die Zeit.

Nun wir aus Gläſern trinken,
Aus Gläſern blank und fein,
Nun will es mir bedünken
Sei ſchlechter viel der Wein.

Nun wir bei Gläſern ſingen,
Bei Gläſern dünn und ſchmal,
Nun reget ſeine Schwingen
Kein Lied wie dazumal.

Nun wir bei Gläſern ſcherzen,
Zerbrechlich wie das Glück,
Nun wünſchen wir vom Herzen
Die Becherzeit zurück.

Altes.

Der Väter alte Sitte,
Sagt an, wo iſt ſie hin,
Die Frömmigkeit, die Treue,
Wer bringt uns nur auf's Neue
Den biedern ſchlichten Sinn?

Erwachten ſie und ſähen
Die Enkel, wie ſie ſind,
Sie ſtreckten gleich ſich wieder
Auf ihre Pfühle nieder,
Fänd' Keiner ja ſein Kind.

Wohl herber viel und rauher
War ihre Sitt' und Art,
Nicht mochten ſie ſich zieren,
Noch weniger barbieren
Den ſtruppig langen Bart.

Doch war ihr Herz geſünder
Und friſcher war ihr Blut,
Sie hielten feſt am Rechte
Und ſtanden im Gefechte
Mit unerſchrocknem Muth.

O wollt nicht ganz vergeſſen
Die Väter in der Gruft,
Es war ja doch das Alte
Von beſſerem Gehalte
Als was ihr ſchafft und ſchuft.

D'rum fort mit all' dem Plunder
Von fremder Äfferei,
Laßt deutſch uns wieder werden
An Worten und Geberden,
An Herz und Sinn dabei.

Vom alten deutſchen Stamme
Sind wir ja doch ein Pfropf,
D'rum ſoll auch Keiner ſagen
Daß aus der Art geſchlagen,
An Herz wir oder Kopf.

Männerlied.

Alle haben Hoſen an,
Doch nicht jeder iſt ein Mann,
Viele ſind nur Zwitter,
Sind nicht Mann und ſind nicht Weib,
Spielen nur zum Zeitvertreib
Dann und wann den Ritter.

Leer im Herzen und im Kopf
Geht durch's Leben manch' ein Tropf,
Übt ſein Tag nichts Rechtes,
Denn er weiß nicht, was er ſoll,
Hegt auf alles Beſſ're Groll,
Weil er ſelbſt ein Schlechtes.

Mancher iſt mit grauem Haar
Noch ein Knabe ganz und gar,
Konnt's zum Mann nicht bringen,
Macht ihn gleich dazu der Bart,
Hält er doch nach Bubenart
Nur an kleinen Dingen.

Manch' erbärmlich feiger Wicht
Macht ein heldenhaft Geſicht,
D'rob man könnt' erſchrecken,
Aber iſt da Noth an Mann
Läuft der Burſch ſo ſchnell er kann,
Weiß nichts mehr vom Recken.

Mancher iſt nur Mann, nachdem
Ihm es eben juſt bequem
Macht die Windesroſe,
Bald Tyrann und bald ein Knecht,
Schmäht, wie Keiner, ſein Geſchlecht
Der Charakterloſe.

Und ſo gibt's allüberall
Männer noch, in reicher Zahl,
Die's nur ſind zum Scheine,
Selten trefft ihr einen an,
Der an Leib und Seel' ein Mann,
So wie ich ihn meine.

Darum freut euch, findet ihr
Einen, ſei auch ſeine Zier:
Kittel oder Panzer.
Fragt nicht lang' woher und wann,
's iſt genug, wenn's nur ein **Mann**,
Und dazu ein ganzer.

Beim Becher.

Haſt du nicht deine Freude d'ran,
Daß du, wie wir, ein deutſcher Mann,
So meide unſer Rund,
Trink deinen Wein, wie's dir behagt,
Uns aber ſei's nicht nachgeſagt,
Daß du mit uns im Bund.

Uns dringt es in das tiefſte Herz,
Daß Deutſche hier, wie allerwärts,
Sich gleich an Sinn und Muth,
Wir leeren gern darauf das Glas
Und färben gern dafür das Gras
Mit unſer'm wärmſten Blut.

D'rum dreimal hoch ein jeder Mann,
Der, froh mit uns, ſich rühmen kann
Solch' eines Vaterlands,
Sein iſt die Stelle, wo er fußt,
Denn freudig iſt er ſich bewußt
Des heiligſten Verbands.

Und wie die Becher hier am Tiſch,
So ſchwingen wir behend und friſch,
Wenn's Noth thut, auch das Schwert,
Und ſchreiben's jedem frechen Wicht
Mit blut'gen Lettern in's Geſicht,
Daß wir des Landes werth.

Deutſches Blut.

Es lebe hoch das deutſche Blut,
Zum Trotze böſer Schlangenbrut,
Mit ſeinem ewig frohen Hang
Bei Becherſchall und Schwerterklang!

Es lebe hoch das deutſche Blut,
Mit ſeiner keuſchen Liebesglut,
Es ſprudle friſch, ſo wie's ſein Drang,
Bei Becherſchall und Schwerterklang!

Es lebe hoch das deutſche Blut,
Mit ſeinem feſten, kühnen Muth,
Es lebe frei und ohne Zwang
Bei Becherſchall und Schwerterklang!

Es lebe hoch das deutſche Blut,
Die lauterſte der Lebensflut,
Hoch, bis zum Weltenuntergang,
Bei Becherſchall und Schwerterklang!

Das Land der Eichen.

O ſchönes Land der Eichen,
Wo meine Wiege ſtand,
Dein Ruhm wird nie verbleichen,
Mein deutſches Vaterland.

Es blühen deine Bäume
So friſch als ſie geblüht,
Und ſauſen durch die Räume
Manch' altes ſchönes Lied,

Von blut'gen Heldentagen,
Von mancher deutſcher Schlacht,
Von ſchönem Jünglingswagen,
Das Tod und Ruhm gebracht.

Von ew'gen Eichenkränzen,
Die deinem Forſt entblüht,
Von Siegesmorgenglänzen,
Hellfreudig aufgeglüht.

Ihr Vaterlandesbäume,
O rauſcht in alter Luſt,
Daß heiß es wall' und ſchäume
In deutſcher Söhne Bruſt.

Wir horchen dir mit Freuden,
Du grüner Eichenſang,
Und wo ſich's grün mag kleiden
Erſchall' mit lautem Klang:

Du ſollſt bereit uns finden,
O grüner deutſcher Wald,
Sobald aus Morgenwinden
Zu uns dein Aufruf ſchallt.

Dann gib als Siegeszeichen
Dein allergrünſtes Laub;
Nie, ſchönes Land der Eichen,
Wirſt du der Willkür Raub!

Einklang.

In hohem Einklang ſchalle
Das kräft'ge deutſche Lied,
Sei's, wo der Frohſinn walle,
Sei's, wo die Freude ſchied.

Dem Einklang nur entquillet
Die Perle reiner Luſt,
Sein Zauber nur erfüllet
Mit Hochgefühl die Bruſt.

Im Einklang laßt erklingen
Die Gläſer luſtdurchbrauſt,
Im Einklang laßt uns ſchwingen
Die Schwerter in der Fauſt.

Durch Einklang wird errungen,
Was noch kein Gold errang,
Durch ihn nur wird bezwungen,
Was noch kein Held bezwang.

D'rum laßt in Luſt und Schmerzen,
Ihr Deutſche, ſtark und kühn,
Auch immer eure Herzen
Im Einklang freudig glüh'n.

Deutſche Art.

Der Deutſche liebt gerade Sitte,
Der Deutſche liebt ein offnes Wort,
Er geht nicht mit zu raſchem Schritte,
Allein er kriecht juſt auch nicht fort.

O laßt daran uns immer halten,
Das beſte bleibt: das rechte Maß,
Mag Alles ſich um uns geſtalten
Auch noch ſo thorenhaft und graß.

Wir wollen treu der Weiſe bleiben,
Die weder ſchmeichelt, noch verletzt,
Die Andern mögen thun und treiben
Was ſie vergnügt, was ſie ergetzt.

Nur Eines ſoll ſich nie verwandeln,
Und bleib' uns immer ungeſchwächt,
Die Art zu fühlen und zu handeln,
Die nie uns werden läßt zum Knecht.

Was iſt ein deutſcher Mann.

Das iſt noch nicht ein deutſcher Mann,
Dem juſt der Wurf geglückt,
Daß ihn ein deutſches Weib als Kind
An's Mutterherz gedrückt.

Das iſt noch nicht ein deutſcher Mann,
Der, weil's ihm grad gefällt,
Auf unſerm Boden hier ſein Haus
Und ſeinen Heerd erwählt.

Das iſt noch nicht ein deutſcher Mann,
Der hier im deutſchen Land
Ein Plätzchen für ſein müdes Haupt,
Sein letztes Kiſſen fand.

Das aber iſt ein deutſcher Mann,
Vollgiltig wahr und echt,
Dem höher noch als Leib und Blut
Das alte gute Recht.

Das aber iſt ein deutſcher Mann,
Wo er auch immer ſei,
Dem höher noch als Leib und Blut
Die alte deutſche Treu'.

Das aber iſt ein deutſcher Mann,
Was immer auch ſein Theil,
Dem höher noch als Leib und Blut
Des deutſchen Volkes Heil.

Deutſcher Gruß.

Ein deutſcher Gruß hat guten Klang
Und labt wie Morgenthau,
Er ſchallt wie froher Lerchenſang
Aus reinem Ätherblau.

Ein „Grüß' dich Gott!" ein Druck der Hand,
Kein nutzlos fad' Geſchwätz,
So lehrt bei uns im deutſchen Land
Ein altgewohnt Geſetz.

Ein deutſcher Gruß hat guten Klang
Und labt wie Morgenthau,
Iſt er auch arm an Wortgeprang
Und ſchwülſt'gem Phraſenbau.

Mag katzenbuckeln d'rum wer will,
Und zierlich zieh'n den Hut,
Wir grüßen einfach uns und ſtill
Und meinen's ſchlicht und gut.

O haßt auch künftig jeden Zwang,
Scheint ihr auch Manchem rauh;
Ein deutſcher Gruß hat guten Klang
Und labt wie Morgenthau.

Mahnung.

Wär' doch alles auch nur deutſch,
Was in Deutſchland ward geboren,
Doch zu viel des Fremden hat
Sich ſchon unter uns verloren.

Und was noch nicht fremd, das ſucht
Läppiſch Fremdes nachzuahmen,
Und manch' Fäntchen glaubt dadurch
Sich des Sieg's gewiß, bei Damen.

Freilich lacht der Kluge d'rob,
Aber dennoch iſt's zum Grämen,
Sieht man einen Deutſchen ſich
So komödienhaft benehmen.

Hört doch endlich einmal auf
Mit dem faden: Fremden-Spielen,
Mit den oui und mit den Yes,
Und was noch des Ecklen vielen.

Ehrt das Vaterland dadurch,
Daß ihr ſeines Werthes Kenner
Scheint, was euch zur Ehr' gereicht,
Wenn ihr's wirklich: Deutſche Männer.

Mein Deutſchland.

Nicht nach doppelfärb'gen Schranken,
Nicht nach Mark und Meilenſtein,
Nicht nach Farben, nicht nach Namen
Theile ich mein Deutſchland ein.

Frage nicht: was iſt wohl deutſcher
In dem lieben deutſchen Reich,
Iſt es Sachſen, iſt es Preußen,
Bayern oder Öſterreich?

Frag' an keinem Orte: Hab' ich
Deutſchland hier zu ſeh'n das Glück,
Oder iſt hier dieſes Krautfeld
Wohl von Deutſchland auch ein Stück?

Geographen, Geometer,
Haltet ihr's mit Riß und Schrift,
Anders denke ich mein Deutſchland,
Als man's auf der Karte trifft.

Denn — mein Deutſchland — iſt zu finden
Wo noch deutſche Kunſt erblüht,
Wo noch deutſche Kraft und Sitte,
Deutſcher Sinn und deutſch Gemüth.

Das dankbare Jahrhundert.

Sei geprieſen mir, wie kein's,
Neunzehntes Jahrhundert,
Werth, daß man vor Allem dich
Und nur dich bewundert.

Ehrſt du doch, wie's keines that,
Deine großen Ahnen,
Bauſt Erinn'rungstempel rings
Allen ihren Manen.

Zierſt mit Säulen groß und klein
Hügel, Berg' und Felder,
Und an Mählern läſſeſt du
Sproſſen ganze Wälder.

Freilich frägſt du nicht gar viel
Juſt um die, die leben,
Mag was immer untergehen
Für ein ſchönes Streben.

Wer auch wird um Alles ſich
Gar ſo heiß bekümmern,
Dringt ja doch nicht in dein Ohr
Der Bedrängten Wimmern.

Gilt's nicht einer Tänzerin
Beine zu begaffen,
Siehſt du ſelten, wo noch wie
Künſtlerkräfte ſchaffen.

Doch wozu, war Einer werth
Ehre ihm zu zollen,
Sagt's ein Nekrolog, wenn er
Unter Friedhofsſchollen.

Und dann iſt's noch immer Zeit,
Eingedenk der Pflichten,
Um auch ihm ein dauernd Mahl
Dankbar zu entrichten.

Feſteſſen.

Ja wahrlich ſolchen Antheil nahm
An höh'ren Intereſſen
Noch keine Zeit als unſ're, wie
Sie's täglich zeigt, durch — Eſſen.

Die großen Todten, die wir längſt
Zu eigner Schmach vergeſſen,
Sie müſſen wieder her, daß wir
Zu Ehren ihrer — eſſen.

Was Beſſ'res in der Kunſt erſteht,
In Pommern oder Heſſen,
Iſt Grund, daß unſ're Achtung wir
Ihm zollen durch ein — Eſſen.

Auf Wiſſenſchaft und Induſtrie
Sind wir nun gar verſeſſen,
Und zeigen unſern Durſt für ſie
Alljährlich durch ein — Eſſen.

Was ſich nur immer kund uns gibt
Von neueren Progreſſen,
Das wird voll edlen Eifers gleich
Gefeiert durch ein — Eſſen.

Ja wahrlich unſer Hochgefühl
Iſt nimmer zu ermeſſen,
Wo gibt's noch etwas? — wo? — daß wir
Es feiern durch ein Eſſen.

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Zeit.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Zeit.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Zeit.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible],
[illegible],
[illegible],
[illegible].

Schwert und Lied.

Sie wollten lang' nicht glauben
An unſ're deutſche Kraft,
Sie wollten lang' uns rauben
Den [illegible] der [illegible].

Da haben ſich [illegible] [illegible]
Das Schwert, wie ſich's gebühret,
Daß manch' ein Herz mit Grauſen
[illegible] deutſche Kraft geſpüret.

Da haben ſich [illegible] [illegible]
Das Lied [illegible] [illegible] [illegible],
Daß manch' ein Herz [illegible]
[illegible] deutſchen [illegible] laut.

So ſind wir eingezogen
In manch' ein fremdes Reich,
Und machten's uns gewogen
Mit Schwert und Lied zugleich.

Teutſches Mährchen.

Man ſagt, in einem Berge
Da ſchläft bei tauſend Jahr'
Der alte Friedrich Rothbart
Mit ſeiner Helden Schaar.

Er ſitzt an einem Tiſche,
Um den der Bart ihm wächſt,
In Kron' und Eiſenpanzer,
Das treue Schwert zunächſt.

So harrt er dort, und ſchlummert
In ſchwarzer Bergeskluft,
Bis ihn die Noth der Teutſchen
Auf's Neu' in's Leben ruft.

Dann, heißt es, wird er plötzlich
Aufraffen ſich voll Zorn,
Und wird die Seinen wecken
Zum Kampf, mit ſeinem Horn.

Wird auf den Feind ſich ſtürzen,
Der unſer Land bedräut,
Daß bald auf Feld und Anger
Sein bleich Gebein verſtreut.

Das iſt ein ſchönes Mährchen,
Obgleich es ſeltſam ſcheint,
Doch glaub' ich ward im Schläfer
Der Rothbart nicht gemeint.

Das iſt ein ſchönes Mährchen,
Und nicht zum Scherz erdacht,
Die deutſche Kraft wird ſiegen,
Sobald ſie nur erwacht.

Pflug und Schwert.

Wie wächſt ſo vieles Eiſen
Bei uns, im deutſchen Land,
Es wollte Gott uns weiſen:
Das iſt für eu're Hand.

Zu nähren und zu wehren
Gab ich euch dies Metall,
Die Art hievon wird lehren
Sowohl Gewicht als Schall.

Wohl furchten d'rauf die Erde
Wir fleißig mit dem Pflug
Und ſchlugen mit dem Schwerte
Der Feinde auch genug.

Nun wiſſen handzuhaben
Wir Beide, friſch und frank,
Für deine beſten Gaben,
O Herr, den beſten Dank!

Liederfragen.

Was iſt des Deutſchen ſchönſte Zier,
Ihm mehr denn Goldeswerth?
Es iſt, im luſt'gen Schlachtrevier,
Ein gutes deutſches Schwert.

Was iſt des Deutſchen größter Stolz,
Dagegen Alles Tand?
Es iſt, mit Wein und Eichenholz,
Sein ſchönes Vaterland.

Was iſt des Deutſchen höchſter Preis,
Und war's zu aller Zeit?
Es iſt, wie Chriſt und Heide weiß,
Die deutſche Biederkeit.

Was iſt des Deutſchen höchſte Luſt,
Ob Ritter oder Knecht?
Es iſt, ſtets ſei er ſich's bewußt,
Sein altes gutes Recht.

Was iſt des Deutſchen ſchönſter Staat,
Sein Schmuck an jedem Ort?
Es iſt des Guten reiche Saat,
Das freie deutſche Wort.

Was iſt des Deutſchen höchſter Schatz,
Sein größtes Heiligthum?
Es iſt, kein Land wie unſ'res hat's,
Des deutſchen Landes Ruhm.

Was iſt des Deutſchen beſter Stab,
Verſcheuchend Schmach und Spott?
Es iſt der Glaube bis in's Grab
An ſeinen alten Gott.

Charakteriſtik.

Nie prahlt mit ſchnöden Worten
Der echte deutſche Mann,
Und thut nur aller Orten,
Was er vermag und kann.

Er fordert nicht verwegen
Jedweden gleich zum Strauß,
Doch weicht er auch hingegen
Nicht feig dem Frechen aus.

Er geht die alten Gleiſe
Mit altgewohntem Schritt,
Und nimmt nach ſeiner Weiſe
So Gut als Schlimmes mit.

Doch, was er mag vollbringen,
Das ſcheint ihm Alles klein,
Und was ihm ſollt' gelingen,
Nicht werth des Lob's zu ſein.

Geſetzt, hervor ſelbſt bräche
Ein rieſ'ges Krokodil,
Er ſchlüg' es todt und ſpräche:
Ei nu, was war's denn viel.

O vor, nur vor!

O vor, nur vor, es rollt das Rad der Zeiten,
Da gibt's kein Hemmen, gibt's kein Widerſtreiten,
D'rum vor, nur vor!

O vor, nur vor, wo's Beſſ'res gilt zu ſchaffen,
Sei's mit dem Liede, ſei's mit ſcharfen Waffen,
O vor, nur vor!

O vor, nur vor, mit ſturmbeſchwingten Schritten,
In Bildung eu'rer Herzen, eu'rer Sitten,
O vor, nur vor!

O vor, nur vor, nennt Kunſt ihr's oder Wiſſen,
Seid nur des beſten Wollens ſtets befliſſen,
Nur vor, nur vor!

O vor, nur vor, das alte Recht zu ſchirmen,
Wenn Schlangen ziſchen, ſich Gewitter thürmen,
O vor, nur vor!

O vor, nur vor, zu heilen und zu ſtillen,
Wo Wunden bluten und wo Thränen quillen,
O vor, nur vor!

O vor, nur vor, der erſten aller Pflichten
Getreu, die alte Nacht des Wahn's zu lichten,
O vor, nur vor!

O vor, nur vor, und gält's das wärmſte Leben,
Um Deutſchland über Alles zu erheben,
O vor, nur vor!

Das deutſche Herz.

Ein deutſches Herz iſt Goldes werth,
Im Norden, wie im Süd,
Und wo ihr hin die Schritte kehrt,
Es friſch und froh erglüht.

In ſeinem Innern wohnt die Luſt,
Der Frohſinn und der Muth,
Und nie erſtirbt in deutſcher Bruſt
Der Liebe heil'ge Gluth.

O ſucht und forſchet allerwärts,
Wo fremde Tracht und Zucht,
Ihr findet doch kein deutſches Herz,
Wie ihr auch immer ſucht.

Das deutſche Herz iſt voll und warm,
Iſt feſt und doch ſo weich,
Und bei des Nächſten Noth und Harm
Wie kein's an Milde reich.

Es bebt nicht vor des Feindes Grimm,
Vor Waffen, blank und ſcharf,
Und Bruder iſt ein Jeder ihm,
Der ſeiner nur bedarf.

Dem Leuen gleicht's in ſeinem Zorn,
Und in der Heiterkeit
Der Frühlingslerche über'm Korn
In ſel'ger Morgenzeit.

O deutſches Herz, o volles Herz,
So kühn und doch ſo ſcheu,
O bleibe du, in Luſt und Schmerz,
Nur ewig dir getreu.

An der Donau und am Rhein.

Bleibt auch Vieles noch zu wünſchen,
Könnt' auch Manches beſſer ſein,
Iſt's bei uns doch noch am Beſten
An der Donau und am Rhein.

Segensſchwer ſind unſ're Felder,
Von den Bergen fließt der Wein,
Und genug noch wächſt des Eiſens
An der Donau und am Rhein.

Weit hinaus von uns entſenden
Kunſt und Wiſſen ihren Schein,
Handel und Erwerb gedeihen
An der Donau, wie am Rhein.

Wie beſcheid'ne Veilchen blühen
Unſ're Mädchen fromm und rein,
Unter deutſcher Zucht und Pflege,
An der Donau, wie am Rhein.

So auch ſchaffen unſ're Frauen
Bienen gleich, Jahr aus Jahr ein,
Flink für Tiſch und Wiege ſorgend,
An der Donau und am Rhein.

Nebſt dem Allen hüllt die Erde
Noch den Staub der Väter ein,
Darum fühlt ſich wohl, wer heimiſch
An der Donau und am Rhein.

Hausregel.

Trittſt du, Freund, als Gaſt in's Haus,
Sei dann auch beſcheiden,
Komm' uns nicht mit Saus und Braus,
Mögen das nicht leiden.

Komm' auch nicht an unſ're Thür
Mit gekrümmtem Rücken,
Geben nicht ſehr viel dafür,
Wenn wir das erblicken.

Komm' als g'rader, off'ner Mann,
Der nicht ſchmäht und ſtreitet,
Und die Thür iſt aufgethan
Und das Mahl bereitet.

Topf und Heerd.

Geht's dir wohl bei deinem Topf,
Steck' nicht weit hinaus den Kopf,
In der Ferne iſt's nicht beſſer,
Scheint auch alles Schwarze bläſſer,
Darum, Freund, ſei du kein Tropf,
Bleib' nur hübſch beim eig'nen Topf.

Hat ein Feuer nur dein Heerd,
Iſt er ſchon der Ehren werth,
Froh zu ſein im eig'nen Hauſe
Braucht's nicht, daß man ſchwelg' und ſchmauſe,
Schafft er, was die Noth begehrt,
Preiſe jeder ſeinen Heerd.

Glücklich wer im deutſchen Land
Topf und Heerd als eigen fand,
Auf der ganzen Welt beneiden
Darf er Niemand um die Beiden,
D'rum, wer deutſch mit Herz und Hand,
Finde Topf und Heerd im Land.

Das deutſche Schwert.

Die ſchönſte Waffe, die es gibt,
Die Waffe, die der Deutſche liebt,
Es iſt das deutſche Schwert,
Noch blitzt es mit der alten Kraft,
Noch bricht's die Ketten ſchlimmer Haft,
Und ſchirmt uns Haus und Heerd.

Nicht führt es um Tyrannenſold
Der Deutſche, nicht aus Gier nach Gold,
Nicht, weil er muß, als Knecht:
Er führt es zu der Seinen Schutz,
Er führt es zu der Seinen Trutz,
Für Vaterland und Recht.

D'rum iſt ſein Griff auch das Symbol
Des Kreuzes, dem ſich demuthvoll
Die ganze Menſchheit neigt,
D'rum iſt ſein Schaft, wie blinkt er nur!
Der Zeiger an der Weltenuhr,
Der Tod und Freiheit zeigt.

O ſchirme du, mein deutſches Schwert,
Uns immer: Ehre Haus und Heerd
Und färb' dich oft noch roth:
Wildfreudig ſchwingt dich unſ're Fauſt,
Wildfreudig ſtürzt, von dir umſauſt,
Der Deutſche in den Tod!

Deutſches Eiſen, deutſche Weiſen.

Deutſches Eiſen,
Deutſche Weiſen
Sind ſich ſtets getreu;
Jenes ſchmeidig,
Dieſe freudig,
Beide ohne Scheu.

Singt das Eiſen
Seine Weiſen,
Iſt's ein kräftig Lied,
D'rüber muthig,
Wenn auch blutig,
Manch' ein Wackrer ſchied.

Schallt die Weiſe
Deutſchem Kreiſe,
Iſt ſie wie ein Schwert,
Das mit Flammen
Euch zuſammen
Durch die Herzen fährt.

Frei von Makel
Flammt die Fackel
Stets für Ehr' und Recht,
Deutſches Eiſen
Deutſche Weiſen,
Acht' ein jed' Geſchlecht!

Vertrauen.

Vertraue, o vertraue
Auf uns, mein Vaterland,
Auf deine Söhne baue,
Du baueſt nicht auf Sand.

Uns feſſelt ja auf immer
Ein Band, das nie zerreißt,
Kein bloßer Gnadenſchimmer,
Der nur im Glücke gleißt.

Ein Band iſt's, daß die Kinder
An's Herz der Mutter knüpft,
Und das kein Überwinder
Mit frechen Händen lüpft.

Es war's, was unſ're Väter
Geknüpft an dich allein,
Wie könnten d'rum Verräther
Nur ihre Söhne ſein?

Vermag's je wer im Leben
Zu opfern dir ſein Blut,
So ſind ja wir es eben,
In heißer Liebesgluth.

D'rum mögſt du nie verkennen
Die Deinen, dir zur Reu',
Wir, die dich Mutter nennen,
Wir bleiben dir getreu!

Wenn Falſchheit auch, die ſchlaue,
Dich ſchlangenhaft umwand,
Vertraue, o vertraue
Auf uns, mein Vaterland!

Deutſche ſind wir.

Deutſche ſind wir!
Hört's an dem Klange der Becher,
Hört's am Geſange der Zecher,
Hört's an der Schwerter Geklirr,
Deutſche ſind wir!

Deutſche ſind wir!
Schwellende Kraft in den Adern,
Wollen mit Worten nicht hadern,
Rechten in Kampfesgewirr',
Deutſche ſind wir!

Deutſche ſind wir!
Lieber im Grabe gebettet,
Als wie mit Schanden gekettet.
Hochauf du deutſches Panier!
Deutſche ſind wir!

Deutſche ſind wir!
Sind es den Unſern zur Freude,
Sind es den Feinden zum Leide,
Sind es dem Lande zur Zier,
Deutſche ſind wir!

Deutſche ſind wir!
Laſſet die Scheelſucht euch tadeln,
Kann doch ihr Wort uns nicht adeln,
Adeln uns ſelber dafür,
Deutſche ſind wir!

Deutſche ſind wir!
Jauchzet d'rum freudigen Schalles:
Vaterland, du über Alles,
Vaterland, ewig mit dir!
Deutſche ſind wir!

Des Barden Sang.

In deutſchen Eichenhainen
Verlaſſen und verwaiſ't,
Da hauſt, bei Burggeſteinen,
Des alten Barden Geiſt.

Der ſingt den moos'gen Bäumen
Ein Lied, voll Kraft und Schwung,
Von ewig jungen Träumen
Und neuer Kräftigung.

O leihe du im Düſtern
Dem Bardenſang dein Ohr,
Und horch dem heil'gen Flüſtern,
Dem leiſen Geiſterchor.

Vernehmlich wird's dir ſchallen
Aus ſturmbewegter Kron:
„Verflach' dich nicht, gleich Allen,
Germaniens edler Sohn!"

„Zeig' dich der Väter würdig
An Treue und an Kraft,
Sei ihnen ebenbürtig,
An Geiſt und Wiſſenſchaft."

„Bewahr' die alte Sitte,
Des Herzens Lauterkeit,
Sei in Pallaſt und Hütte
Ein echter Sohn des Teut."

„Verſpritz' für deine Ehre
Den letzten Tropfen Blut,
Sei deines Glauben Wehre,
Und dines Landes Huth."

„Bring' du auch deinen Pflichttheil
Zum Dombau deutſchen Ruhms,
Und zage nie vor'm Richtbeil
Des wahren Märtyrthums."

„Die Väter, die geſchieden,
Bewahren dir den Lohn,
O ſei, in Kampf und Frieden,
Ihr ſtarker, ſtarker Sohn!"

Die deutſchen Eichen.

Die deutſchen Eichen wachſen
In Öſterreich und Sachſen,
Am Rhein und Weſerſtrand,
Sie breiten ihre Kronen
In rauh' und milden Zonen,
Hin über alles deutſche Land.

Sie rauſchen mit den Wipfeln
Und ſind bis zu den Gipfeln
Sich gleich, ſo hier wie dort,
An Blättern und an Rinden,
Und flüſtern mit den Winden
In gleichem rythmiſchem Accord.

O Deutſche, ſucht den Eichen
In Einem nur zu gleichen:
In ſteter Einigkeit,
Dann werdet ihr noch ragen,
Wie ſie in dieſen Tagen,
Voll deutſcher Kraft in ſpäter Zeit.

Kommt und ſeht!

Ihr Thoren, die ihr Deutſchland ſchmäht,
Kommt doch nur einmal her,
Und ſeht euch, wie's in Deutſchland geht,
Was gilt's, ihr ſchmäht nicht mehr.

Noch grünt bei uns der Eichenhain
In ſtolzer junger Pracht,
Noch wächſt das Korn, noch reift der Wein,
Und Eiſen birgt der Schacht.

Noch herrſcht bei uns die alte Treu',
Die Biederkeit und Luſt,
Noch wohnet Sittſamkeit und Scheu
In unſ'rer Frauen Bruſt.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Da kam ein blanker Streiter
Der ſchwang gar kühn den Speer,
Und ſprach: „Nicht treibſt du weiter
Dein Weſen, wie bisher!“

„Heraus! und laß uns kämpfen,
Mit Siegen ſei im Sturm,
Ich will den Muth dir dämpfen,
Du ungeſchlachter Wurm!“

Da fiel der wilde Ritter
Voll Zorn den Kühnen an,
Doch ging's ihm diesmal bitter,
Er fand den rechten Mann.

Der ſchlug den Drachen nieder
Mit manchem kräft'gen Schlag,
Daß er ſeitdem nicht wieder
Sich mehr erheben mag.

Der grimme Eiſenrecke,
Das war die rohe Kraft,
Die nur zu wildem Zwecke
Geführet der Lanze Schaft.

Doch der, der ſich als Sieger
Noch immerdar erwies,
Das war der edle Krieger,
Der ſtarke Ritter: Geiſt.

Wann es gilt.

Gilt's ein deutſches Lied zu ſingen,
Stimme laut und fröhlich ein,
Denn, wo deutſche Weiſen klingen
Darf nicht ſtumm der Wack're ſein.

Gilt's ein deutſches Wort zu ſprechen,
Sprich es frei an jedem Ort,
Denn die ſchändlichſte der Schwächen
Iſt bei Recht ein ſcheues Wort.

Gilt's ein deutſches Schwert zu ſchwingen,
Sei der erſte du zur Hand,
Denn des Mannes ſchönſtes Ringen
Iſt der Kampf für's Vaterland.

Wo iſt's am Schönſten?

Wo mag es wohl am Schönſten ſein
Auf dieſem Erdenrunde?
Wo mag es wohl am Schönſten ſein,
Wer gibt davon mir Kunde?

Am Schönſten iſt's nur dort allein,
Wo deutſche Eichen ſauſen,
Wo deutſches Korn in Fülle ſteht,
Wo deutſche Ströme brauſen.

Wo deutſcher Wein und Hopfen blüht,
Wo deutſche Worte ſchallen,
Wo deutſche Frauen, ſchön und fromm,
Durch duft'ge Gärten wallen.

Wo deutſcher Liederſang ertönt,
Zu voller Becher Klingen,
Wo deutſche Männer treuvereint
Die blanken Schwerter ſchwingen.

Wo deutſche Berge hoch in's Blau
Und deutſche Dome ragen,
Mit einem Wort, am Schönſten iſt's:
Wo deutſche Herzen ſchlagen.

Der deutſche Sänger.

Ich bin ein deutſcher Sänger,
Und freu' mich, daß ich's bin,
Ich ſcheue keinen Dränger
In meinem freien Sinn.

Mit Geiſt und Blut verbunden
Dem Land, dem ich entſtammt,
Verkünd' ich unumwunden,
Was mir die Bruſt durchflammt.

Iſt mein auch keine Scholle,
Kein Stein mein Eigenthum,
So freut mein Herz, das volle,
Doch meines Landes Ruhm.

Ja, dir nur bleib' ich eigen
Du Land, das mich gebar,
Will als dein Sohn mich zeigen,
Dein kühner, in Gefahr.

Und wenn für dich zu fallen
Mir nicht der Herr beſchied,
So ſoll doch ewig ſchallen
Dir, Vaterland, mein Lied.

Vom deutſchen Kameraden.

Er war in's Feld gezogen,
Als ging's zur Wachtparad',
Nicht bläſſer iſt er worden
Als angeſprengt die Horden,
Er ſtand im grimmſten Morden
Als deutſcher Kamerad.

Scharf hat er mitgeſchoſſen,
Ein muthiger Soldat,
So Manchen warf vom Pferde
Sein Blei hinab zur Erde,
Doch gleich blieb an Geberde
Der deutſche Kamerad.

So ging's im heißen Treffen
Wohl bis zu Abends ſpat,
Wir konnten g'nug nicht laden,
Noch ſtand im Pulverſchwaden,
Mit ſeinen Kameraden,
Der deutſche Kamerad.

Mit Eins kam's hergepfiffen
Von feindlicher Brigad',
Da ſah ich in den Flanken,
Mit dem Gewehr, dem blanken,
Zum erſtenmal dich wanken,
Du deutſcher Kamerad!

Noch einmal ſchoß er 'nüber,
Ging's fehl, ſo war es ſchad,
Dann legte er die Glieder
Sammt ſeiner Flinte nieder. —
Fahr wohl, dort d'roben wieder,
Du deutſcher Kamerad!

Grad und offen.

Grad und offen ſei der Deutſche,
Haſſe knecht'ſche Kriecherei,
Sclaven zittern vor der Peitſche,
Doch der deutſche Mann iſt frei.

Grad und offen in der Hütte,
Grad und offen im Pallaſt
Sei des Deutſchen Wort und Sitte,
Ob nun Eigner oder Gaſt.

Grad und offen war der Väter
Immer gleiches Loſungswort,
Ob ſie Vaterlandsvertreter
Nun mit Waffen oder Wort.

Grad und offen iſt ja eben
Unſer Vorzug noch allein,
Grad und offen ſoll im Leben
Stets auch unſer Wahlſpruch ſein.

Deutſche Frömmigkeit.

Fromm, wie eure Väter waren,
Sollt auch ihr, die Söhne, ſein,
Sollt, ob alt ob jung an Jahren,
Das Gewiſſen ſtets bewahren
Vor der Reue Folterpein.

Wenn's auch drängt in Zeit der Nöthen,
In der Leiden banger Nacht,
Zum Altar des Herrn zu treten,
Sollt ihr brünſtig zu ihm beten,
Der ob euern Häuptern wacht.

Aber nimmer ſollt ihr trügen
Mit verſtellter Frömmelei,
Sollt nicht frevelnd Gott belügen,
Kein Gebet wird ihm genügen,
Iſt nicht auch das Herz dabei.

Nicht, daß dieſes ſtets entzunden,
Iſt's, was Gott von euch begehrt:
Betet ihr zu allen Stunden,
Habt in keiner ihr empfunden,
Und kein Ohr iſt, das euch hört.

D'rum, wie unſ're Väter waren,
Laßt auch uns, die Söhne, ſein,
Laßt zu Gott und ſeinen Schaaren
Uns in Nöthen und Gefahren
Beten, ohne Falſch und Schein!

Wo lebt das Volk, das unſer'm gleich?

Wo lebt das Volk, das unſer'm gleich,
In welchem Land, in welchem Reich,
Das Volk, der Väter edle Saat,
Das gleich den Deutſchen Geltung hat?

Wo lebt das Volk, das unſer'm gleich,
An Biederkeit und Frohſinn reich,
Das Volk mit ewig junger Kraft,
In Künſtlerthum und Wiſſenſchaft?

Wo lebt das Volk, das unſer'm gleich,
Das von Gemüth ſo tief und weich,
Das Volk, das freudig ſeine Treu'
Mit Blut beſiegelt, wo es ſei?

Wo lebt das Volk, das unſer'm gleich,
Das nimmer vor Tyrannen bleich,
Das Volk ſo friſch und eichenſtark,
So lebenskräftig bis in's Mark?

Wo lebt das Volk, das unſer'm gleich
An Muth bei jedem Schickſalsſtreich,
Das Volk, dem Alles, was beſteht,
Nicht über ſeine Heimath geht?

Wo lebt das Volk, das unſer'm gleich? —
In keinem Land, in keinem Reich,
Der Stern der Völker, hehr und rein,
Wird ſtets das Volk der Deutſchen ſein.

Deutſcher Handſchlag.

Preiſet mir die Alten, welchen
Noch ein Handſchlag hat genügt,
Die für einen Eidſchwur hielten,
Wenn ſich Hand in Hand gefügt.

Preiſet mir die Alten, welchen
Schon ein Druck als Siegel galt,
Das zu löſen nicht vermochte
Weder Zufall noch Gewalt.

Preiſet mir die Alten, welchen
Nie es fiel im Traume ein,
Daß ein deutſcher Handſchlag könne
Je ein Schlag der Hand nur ſein.

Preiſ't die Wackern mir und ſtrebet
Neu zu ehren ihren Brauch,
Deutſchen Handſchlag gebt, und haltet
Ihn wie deutſche Männer auch.

Achte dich ſelbſt.

Großes deutſches Vaterland,
Das nur nach dem Beſten trachtet,
Viel zu wenig haſt du dich
Wahrlich ſelbſt bisher geachtet.

Iſt gleich höher auch dein Werth,
Segenbringender dein Streben,
Als der Werth der Meiſten iſt,
Die ſich über dich erheben:

Mochteſt deine Geltung du
Nie dir ſelber doch geſtehen,
Und was Alle ſah'n, das ſchien'ſt
Du allein nur nicht zu ſehen.

Glaube mir, es wird dein Ruhm
Noch von Pol zu Pol erſchallen,
Bleibſt du an der Achtung nur,
Gegen dich, nicht hinter allen.

Läſſeſt du Gerechtigkeit
Endlich ſelbſt dir widerfahren,
Werden huldigen ſie dir
Alle, die dir Feinde waren.

Darum zeig', was du vermagſt,
Was du zu erringen trachteſt,
Zeig's, indem, nach deinem Werth,
Du dich einmal ſelber achteſt.

Scheue nichts.

Scheue nicht der Schlange Ziſchen,
Die dich zu verderben glaubt,
Tritt, bevor ſie mag entwiſchen,
Keck dem Wurm auf's freche Haupt.

Scheue nicht des Sturmes Toben,
Biete ihm, von Muth geſchwellt,
Deine Bruſt, aus Erz gewoben,
Daß er machtlos d'ran zerſchellt.

Scheue nicht der Waffen Schneide,
Die der Feind in Mordluſt ſchwingt,
Lehr' es ihm zu Schmach und Neide,
Daß die deine beſſer klingt.

Scheue nicht der Zunge Geifer,
Die des Schlimmſten Schlimmſtes iſt,
Zeig', daß du durch ihren Eifer
Nun und nie verwundbar biſt.

Scheue nicht der Flamme Lecken,
Sei, wie Scävola, bereit,
In die Gluth die Hand zu ſtecken,
Wenn's das Vaterland gebeut.

Bruderſinn.

Laßt uns Bruderſinn nur hegen,
Hegen ihn mit Geiſt und Blut,
Der des Deutſchen reichſter Segen,
Der des Deutſchen beſte Huth.

Bruderſinn, ſo heiß' die Kette,
Die das deutſche Land umſchling',
Und wer heim auf deutſcher Stätte,
Sei von ihr ein feſter Ring.

Bruderſinn, ſo heiß' die Mauer,
D'rauf des Deutſchen Banner wallt,
Trotzend jedem Kampfesſchauer,
Der an ihre Veſten prallt.

Bruderſinn, ſo heiß' die Brücke
Über jede wilde Giſcht,
Die mit frecher Wellentücke
Um den Fels der Treue ziſcht.

Hegt ihr Bruderſinn im Herzen,
Iſt geſichert Glück und Ruhm,
D'rum bewahrt in Todesſchmerzen
Euch noch dies Palladium.

Iſt's doch Eins, wornach wir ſtreben,
Eins der Zweck, wie der Gewinn,
Brüder, d'rum in Tod und Leben:
Deutſchen treuen Bruderſinn!

Letzter Wunſch.

Alles, alles, was ich habe,
Hab' ich nur von dir,
Vaterland, für jede Gabe
Heißen Dank von mir.

Gabſt, — was eine Mutter geben
Ihrem Kinde kann,
Machteſt tüchtig mich für's Leben,
Machteſt mich zum Mann.

Ja, ſelbſt meine ſchlichten Lieder
Nahmſt du freundlich auf,
Und dir dankt' ich's, glückten wieder
Neue mir darauf.

Ein's nur möcht' ich noch erwerben,
Heiſchte es die Noth,
Vaterland, für dich zu ſterben
Eines Körner's Tod!

Was iſt die deutſche Poeſie.

Ein Sonnenſtrahl in Sturm und Nacht,
Ein Blümchen, das erblüht im Schnee,
Ein Thürmer, der das Land bewacht,
Am Waldesquell ein wundes Reh,
Ein Segel, das kein Wind zerreißt,
Ein Stern, der nie verliert ſein Licht,
Ein Edelſtein, der wenig gleißt,
Ein Blitz, der kühn die Bahn ſich bricht,
Ein Täubchen, fromm und zart wie kein's,
Ein Leuchtthurm, den umtoſt die Fluth,
Ein Becher voll des beſten Wein's,
Ein Schwert für frechen Übermuth,
Ein Schmerzensſchrei aus Mutterbruſt,
Ein Opfer, das zum Himmel ſteigt,
Ein Ton der reinſten Lebensluſt,
Ein Baum, der endlos ſich verzweigt,

Ein Kind, das in der Irre geht,
Ein Klang verſcholl'ner Melodie,
Ein Roſenblatt vom Sturm verweht,
Das iſt die deutſche Poeſie.

Wirken, wirken!

Wirken, wirken ſoll ein Jeder
Zu des Vaterlandes Heil,
Ob mit Zunge oder Feder,
Ob mit Spaten oder Beil.

Nicht allein nach todten Schätzen
Sucht in der Vergangenheit,
Euer Beſtes einzuſetzen
Heiſcht von euch mit Recht die Zeit.

Was dir Gott an Kraft gegeben,
Dein Gehirn an Geiſt beſeelt,
Beides heiſcht von dir das Leben,
Beides heiſcht von dir die Welt.

D'rum durch Worte und durch Thaten
Zeige, daß du lebſt und biſt,
Daß die Früchte deiner Saaten
Froh dein Enkel einſt genießt.

Was in deiner Kraft, das bringe
Auf des Vaterlands Altar,
Iſt auch, was du gibſt, geringe,
Wenn nur echt dein Wollen war.

Wirken, wirken! alſo ſchalle
Unſer Ruf in Fried' und Streit,
Laßt lebendig ſein uns Alle,
Denn lebendig iſt die Zeit.

Deutſches Morgenlied.

Ein gold'ner Morgen bricht herein
Mit freudig hellem Sonnenſchein,
O öffnet raſch ihm Herz und Thor
Und jauchzt in freudig lautem Chor:
Gegrüßt du ſchöner Morgen!

O ſchöne Zeit, o goldne Zeit
Mit ſiegesheller Herrlichkeit,
O ſchling nur um das ganze Land
Dein herzentflammend Feuerband,
Du feurig ſchöner Morgen!

O ſcheuche das Gezücht der Nacht
Von uns mit deiner hellen Pracht,
Die Eule, die im Finſtern baut,
Die Natter, der vor'm Lichte graut,
Verſcheuche ſie, o Morgen!

Heil Jedem, der die Zeit erlebt,
Die raſch den finſtern Vorhang hebt,
Daß Licht entſtröme allerwärts,
Und freudig jauchze jedes Herz:
Gegrüßt du ſchöner Morgen!

Deutſch und frei.

Zwei Worte nenn' ich inhaltsreich,
Die heißen: Deutſch und frei,
Noch nahm auf dieſer Erde gleich
So mächtig wie die zwei.

Wie Donnerrollen dringt ihr Klang
Durch alles deutſche Land,
Und macht erglühen jede Wang',
Und zucken jede Hand.

Wie Wetterleuchten fährt es hin
Durch Berge, Wald und Heid',
Zu ſtählen aller deutſchen Sinn
Für Muth und Kraft' zu Leid.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Der beſte Klang.

Wann hat, ihr Deutſchen, euer Sang
Den kräftigſten, den beſten Klang?
Hat er ihn wohl, wenn [illegible]
Von Liebe er und Schönheit ſingt,
Von [illegible] und [illegible],
Sagt, iſt das wohl ſein beſter Klang?
Ach nein, ach nein,
Sein beſter Klang muß beſſer ſein!

Wann hat, ihr Deutſchen, euer Sang
Den kräftigſten, den beſten Klang?
Wenn er ertönt bei Becherſchall,
Beim [illegible] in der [illegible],
Der Sorgen bannt und Kummer zwang,
Sagt, iſt das wohl ſein beſter Klang?
Ach nein, ach nein,
Sein beſter Klang muß beſſer ſein!

Wann hat, ihr Deutſchen, euer Sang
Den feſtlichſten, den hellen Klang?
Wenn er vom gold'nen Morgenlicht,
Von Blumen und vom Bächlein ſpricht,
Vom Wonnetraum am Bergeshang,
Sagt, iſt das wohl kein heller Klang?
Ach nein, ach nein,
Sein heller Klang muß heller ſein!

Wann hat, ihr Deutſchen, euer Sang
Den feſtlichſten, den hellen Klang?
Wenn er der Menſchen Kraft und Geiſt,
Ihr Schaffen und ihr Wirken preiſt,
Dem, was da Großes iſt, gelang,
Sagt, iſt das wohl kein heller Klang?
Ach nein, ach nein,
Sein heller Klang muß heller ſein!

Wann hat, ihr Deutſchen, euer Sang
Den feſtlichſten, den hellen Klang?
Wenn er vergang'ner Tage Bild
Zurück euch ruft mit Schwert und Schild,

Wie freudig kühn der Held ſie ſchwang,
Sagt, iſt das wohl ſein beſter Klang?
Ach nein, ach nein,
Sein beſter Klang muß beſſer ſein!

Wann hat, ihr Teutſchen, euer Sang
Den ſeligſten, den beſten Klang?
Wenn er von deutſcher Eintracht ſingt,
Wenn er von deutſcher Freiheit klingt,
Von Deutſcher Feinde Untergang,
Das iſt ſein höchſter, beſter Klang,
Nur der allein,
Kein anderer kann's auf Erden ſein!

An die Gleichmüthigen.

Was hält für Gleichmuth euch befangen
Für alles Schöne in der Kunſt,
Seht ihr es nicht in Farben prangen,
So gilt euch Alles bloßer Dunſt.

Wie ſeid ihr doch ſo kalt geworden,
So unempfänglich an Gemüth,
Faſt glaubt man ſich im eiſ'gen Norden,
Wo karg der Dichtung Blume blüht.

Und wißt ihr Sänger doch zu nennen,
Die inn'ren Werthes ſich bewußt,
Wollt ihr allein denn nicht erkennen,
Was jedes Landes Stolz und Luſt?

Ein jedes freut ſich ſeiner Lieder,
In euch nur wird kein Echo wach,
O rafft euch aus dem Gleichmuth wieder,
Denn ſolch' ein Gleichmuth wird zur Schmach.

Verſchließet euer Herz nicht länger
Der Dichtung ewig heit'rem Reich,
Denn ehrt ihr eu'res Landes Sänger,
So ehrt ihr euch nur ſelbſt zugleich.

Der Lorbeerbaum.

Nicht mag bei deutſchen Eichen
Der Lorbeerbaum gedeih'n,
Dem Süden nur, dem reichen,
Will Blatt und Duft er weih'n.

Wozu auch, daß er wüchſe
Bei uns, vom Nord durchſtreift,
Wo nur mit ſeiner Büchſe
Ein deutſcher Nimrod ſchweift.

Mag er bei Palmenkronen
Ergrünen, wie's ſein Hang,
Wo froh're Menſchen wohnen
Mit heller Stimme Klang.

Von duftenden Gewinden
Sei rings er dort umhaucht,
Es weiß ihn ſchon zu finden
Der Deutſche, der ihn braucht.

Verkappte Wilde.

Manche glauben alles Ernſtes
Dichter ſeien überflüſſig,
Gingen immerdar nur müſſig,
Müh' und Arbeit ſei ihr Fernſtes.

Weil profan nur ihr Verkehren,
Können ſie vom Werkelleben
Nimmer ſich mit uns erheben
Zu dem luft'gen Reich der Sphären.

Nimmer können ſie's begreifen,
Wie ein Menſch nur möge dichten,
Da doch gar nichts auszurichten
Mit dem: In den Wolken ſchweifen.

Daß ein Ding, das ſo entbehrlich
Wie ein Lied, auch könn' begeiſtern,
Scheint jedoch den kleinen Meiſtern
Vollends aber unerklärlich.

Was da werkelt oder hämmert,
Iſt für ſie bloß reſpektabel,
Und d'rum Lüge oder Fabel
Was nicht ihr Gehirn durchdämmert.

Doch du edle Dichtergilde
Kannſt gekränkt nicht ſein durch ſolche,
Halten wir doch auch, wie Strolche,
Sie nur für verkappte Wilde.

Deutſches Vaterhaus.

Verwiſchet frevelnd nicht der Väter Spuren,
Bewahrt ſie treu, denn Segen hängt daran;
In andern Räumen und in andern Fluren
Sucht ihr umſonſt den Traum, der euch zerrann.

Mit Ehrfurcht nur begrüßt die heil'ge Stätte,
Die ſie in frommer Eintracht einſt bewohnt,
Des Hauſes Weiſe und ſein alt Geräthe,
Ihr wißt es nicht, wie ſolches Thun ſich lohnt.

Aus jedem Schranke, jedem alten Bilde
Schaut euch ihr Glück mit Kinderaugen an,
Erklingen Weiſen euch, ſo rührend milde,
Als ſänge ſterbend ſie ein blut'ger Schwan.

Der Tiſch, die Uhr, der Sorgenſtuhl im Winkel,
Wie zaubern ſie herauf die alte Zeit,
Wo noch durch kein Geflitter, keinen Dünkel
Der Hausrath ward: erlogne Herrlichkeit.

Wo nie das Glück der Häuslichkeit gealtet,
Für die der Sinn, das Herz der Jetztzeit fehlt,
Wo ſie erſproßt, gelebt, geliebt, gewaltet,
Und, Gott ergeben, ſchieden von der Welt.

Wie flüchtet ſich vor ſolch' geweihter Stelle,
Ein Nachtphantom, die rauhe Gegenwart,
Wie wird's in jeder Bruſt ſo wonnig helle,
Berührt ſie wieder unſ'rer Väter Art.

O daß ſie mir bewahrt die heil'ge Stätte,
Wo mir auch einſtens ſchlug das wärmſte Herz,
O daß ich ſie nur einmal, einmal hätte,
Um auszuweinen dort den innern Schmerz!

Beſſ'res, Beſſ'res bringt die Zeit.

Lieget, Deutſche, doch nicht immer
Mit der Gegenwart im Streit,
Beſſern werdet ihr ſie nimmer,
Aber Beſſ'res bringt die Zeit.

Seht ihr's nicht denn, wie ihr Flugel
Uber das Verjährte ſtreift,
Wie ſie ebnet all' die Hügel,
Die der Irrthum aufgehäuft?

Seht ihr's nicht denn, wie ſie ſichtet
Von dem Echten all' die Spreu,
Wie das Dunkel, das ſie lichtet,
Rings vor ihr entflieht voll Scheu?

Seht ihr's nicht denn, wie ſo viele
Sie im Flug zum Lichte reißt,
Und am glanzumfloßnen Ziele
Ihnen Sieg und Lohn verheißt?

Darum fort mit feigen Klagen,
Fort die Falten vom Geſicht,
Laßt das Schlimme uns ertragen,
Doch verzagen laßt uns nicht.

Wahret nur den feſten Glauben
An die eig'ne Einigkeit,
Was ſie immer auch mag rauben,
Beſſ'res, Beſſ'res bringt die Zeit!

Deutſcher Wächterruf.

Haltet Wacht!
Ob des Landes Heil und Segen,
Feinde lauern allerwegen,
Aus der Scheide d'rum den Degen,
Habet Acht!

Haltet Wacht!
Falſchheit kriecht auf nächt'gen Pfaden,
Buhlt im Staub um Gunſt und Gnaden,
Schlau bedacht nur euch zu ſchaden,
Habet Acht!

Haltet Wacht!
Wenn der Herrſchſucht Waffen blinken,
Um auf eines Drängers Winken
Gierig euer Blut zu trinken,
Habet Acht!

Haltet Wacht!
Daß Genußſucht nicht, die leere,
Lebensfriſche, Muth und Ehre
Euch mit ihrem Gift zerſtöre,
Habet Acht!

Haltet Wacht!
Neid und Misgunſt ſeh' ich beide,
Bergen unter ihrem Kleide
Ihres Dolches ſcharfe Schneide,
Habet Acht!

Haltet Wacht!
Daß die Zwietracht nicht, die Hyder
Auf der Frommen Hütte wieder
Schleud're ihre Fackel nieder,
Habet Acht!

Haltet Wacht!
Eigennutz, o laßt euch warnen,
Sucht mit Liſt auch die Erfahrnen
Spinnenartig zu umgarnen,
Habet Acht!

Haltet Wacht!
Daß nicht Treubruch, die Hyäne,
Noch im Aug' die Heuchlerthräne,
Fletſche wider euch die Zähne,
Habet Acht!

An das Vaterland.

Du großes deutſches Vaterland,
O bleib' nur du mein Hort!
Hab' ich für dich auch nichts zu Dank
Als wie mein ſchlichtes Wort.

Du großes deutſches Vaterland,
O bleib' nur du mein Troſt!
Wenn mich beſchleicht des Lebens Quaal,
Wenn mich der Sturm umtoſt.

Du großes deutſches Vaterland,
O bleib' nur du mein Sporn!
Wenn mir die Kraft erlahmt, und mich
Zu ſchmerzhaft drückt der Dorn.

Du großes deutſches Vaterland,
O bleib' nur du mein Stern!
Wenn einſam ich in dunkler Nacht,
Und alles Liebe fern.

Du großes deutſches Vaterland,
O bleib' nur du mein Stolz!
Wenn Haß und Neid die Ehre mir
Verlegt mit gift'gem Bolz.

O großes deutſches Vaterland,
O ſei nur du mein Pfühl!
Darauf mein Haupt ich legen mag,
Wenn mir der Tag zu ſchwül.

Deutſchlands Ehre.

Mag der Sturm die Eichen ſplittern,
Mag der Fels vor ihm erzittern,
Alles Starke untergehn,
Eines wird dem Sturmes-Wüthen
Ewig ſeine Stirne bieten,
Deutſchlands Ehre wird beſtehn!

Laßt darum in trüben Tagen
Nicht wie Feige uns verzagen,
Beſſ'res wird die Zukunft ſehn,
Röthen wird ein Morgenſchimmer
Manchen ſtolzen Baues Trümmer,
Deutſchlands Ehre wird beſtehn!

Mögen giftgeſchwollne Zungen,
Die nur Haß und Neid gedungen,
Geifernd über uns auch ſchmähn,
Nimmer wird ihr Wort uns ſchänden,
Denn die Nachwelt kann's nicht blenden,
Deutſchlands Ehre wird beſtehn!

Wie auch immer unſ're Looſe,
Mögen wir im Sturmgetoſe
Wie ein welkes Blatt verwehn,
Gott verhäng' nach ſeinem Willen,
Was an uns ſich ſoll erfüllen,
Deutſchlands Ehre wird beſtehn!

Pränumerations-Einladung

auf das

Oeſterreichiſche Morgenblatt.

Redigirt von

Johann Nep. Vogl.

Was wir uns zur Anempfehlung dieſes Journals, welches mit dem J. 1845 den 10. Jahrgang ſeiner geiſtigen Thätigkeit antrat, zu ſagen erlauben, geſchieht nicht ſo ſehr desjenigen verehrlichen Theiles des Publikums halber, der bereits auf daſſelbe abonnirt iſt. denn für dieſe, welche unſer Unternehmen genau kennen, genügte eine ſimple Bitte um Erneuerung der Pränumeration, ſondern nur für jenen Theil des Leſe-Publikums, der noch nicht abonnirt, und deſſen gütige Theilnahme wir uns erwerben wollen. Die Haupttendenz, die wir unverändert ſeit Uebernahme der Redaction unſeres Blattes verfolgen, iſt, ein Unterhaltungsblatt für gebildete Stände zu gründen, unſeren Leſern einerſeits durch amüſante Originalſpenden aus dem Gebiete der Novelliſtik eine zerſtreuende Lektüre zu liefern, andererſeits aber ſie durch eine unparteiiſche, gründliche Kritik mit den neueſten Erſcheinungen der Theaterwelt, der Literatur und Kunſt bekannt zu machen. In der letzten Beziehung hat die Kritik unſeres Blattes ſich wiederholt öffentlich ausgeſprochen, rühmende Anerkennung zu verſchaffen gewußt, und die auswärtigen Blätter haben ſehr häufig ihr Feuilleton mit Nachrichten über die neuen Wiener Theatererſcheinungen u. ſ. w. aus unſerem Blatte verſorgt. Wir haben aber nicht bloß die dramaturgiſche Kritik mit Vorliebe gepflegt, ſondern auch die neueſte deutſche Literatur ſtets gründlich beſprochen. Im Fache der Novelle haben wir launige Humoresken, hiſtoriſche Erzählungen, Tendenz-Novellen, Skizzen aus dem Alltagsleben in reicher Abwechſelung geliefert. Vorzüglich waren wir auch darauf bedacht, Aufſätze aus der neueſten Länder- und Völkerkunde, Croquis, zur näheren Kenntniß der neueſten Zuſtände des Auslandes, zu liefern. Unſer Notizenblatt haben wir nicht mit flachen, dem Poſtbüchlein entlehnten Späßen, abgedroſchenen Anekdoten und Klatſchereien angefüllt, ſondern großentheils hiſtoriſche und literariſche Miſcellen von bleibendem Werthe gebracht. Dabei haben wir aber ſtets alle wirklich intereſſanten Neuigkeiten, welche die Gegenwart, die Literatur, Kunſt, das Theater und ſociale Leben bietet, uns zu liefern beeilt.

Haben wir nun bisher unſer Möglichſtes gethan, das Intereſſe unſerer geehrten Leſer zufrieden zu ſtellen, ſo wird auch unſer eifrigſtes Streben dahin gerichtet ſein, daſſelbe nicht nur zu erhalten, ſondern durch noch gediegenere Leiſtungen zu erhöhen.

Vor Allem ſoll unſer Augenmerk auf die Novelle und Erzählung gerichtet ſein, und in dieſem Fache nur Originelles und Vorzügliches bieten.

Eben ſo ſoll die Ballade und das lyriſche Gedicht (mit und ohne Compoſition) nur Leiſtungen gediegener und anerkannter Schriftſteller und Compoſiteure bringen, ſo wie die Kritik unparteiiſch und in anſtändigem Tone jede wichtige Erſcheinung der Kunſtwelt, des Theaters und des Büchermarktes in möglichſter Schnelle beſprechen wird.

Daß unſer Feuilleton ſo wie bisher auch in Zukunft in reichhaltiger Abwechſelung zur Belehrung wie zur Unterhaltung des verehrten Leſers beitragen wird, dürften die Ueberſchriften der Rubriken, welche wir uns hier anzuführen erlauben, genugſam ausweiſen.

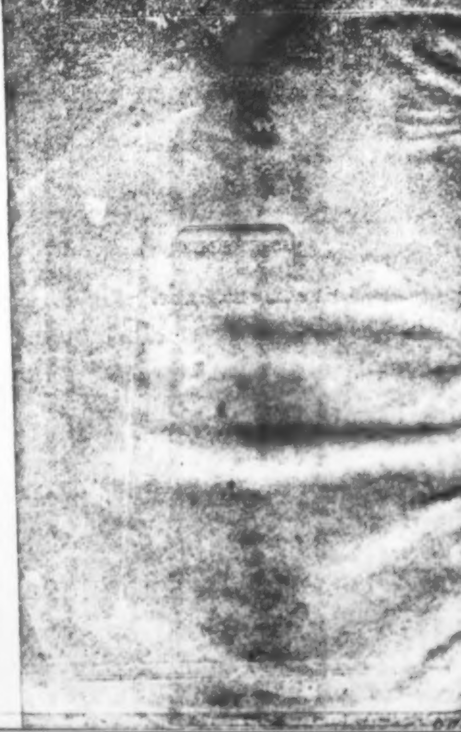
Lieder und Balladen von Joh. N. Vogl. — Aus der Gegenwart. — Sagen im neuen Gewande. — Künſtleriſcher Wegweiſer. — Curioſitäten. — Länder- und Völkerkunde. — Theatraliſches Bunterlei. — Eiſenbahnzeitung. — Muſikaliſches. — Kleine Denkwürdigkeiten. — Humoriſtiſch-ſatyriſcher Auslegekaſten. — Tagesergebniſſe. — Alt und neu Wien. — Archiv für Geſchichte und Sage. — Reiſebilder. — Naturhiſtoriſches Cabinet. — Literaturſalon. — Induſtrielles. — Oeſterreichiſche Denkwürdigkeiten. — Wiener-Denkwürdigkeiten. — Lokalzeitung. — Schnacken und Schnurren. — Omnibus.

Noch überdieß wird der Redacteur dieſer Blätter ſeine Hochachtung gegen den verehrten und gebildeten Kreis ſeiner Abnehmer auch im Laufe dieſes Jahres, gleichwie in den vergangenen Jahren, durch eine Original-Gratis-Beigabe aus ſeiner Feder an den zu legen ſuchen.

Das öſterrreichiſche Morgenblatt erſcheint Montag, Mittwoch und Sonnabend auf ſchönem Velinpapier in Groß-Quart, und koſtet für Wien ganzjährig 10 fl., halbjährig 5 fl., vierteljährig 2 fl. 30 kr. C. M., und für die Provinz: ganzjährig 12 fl. 36 kr., halbjährig 6 fl. 18 kr , vierteljährig 3 fl. 9 kr., für das Ausland: ganzjährig 8 Thlr., halbjährig 4 Thlr. und vierteljährig 2 Thlr.

Die Bewohner Wien's pränumeriren in der A. Strauß u. Sommer'ſchen Verlagshandlung (Dorotheergaſſe Nr. 1108), Auswärtige in allen k. k. Poſtämtern und guten Buchhandlungen.

No 85 [illegible]

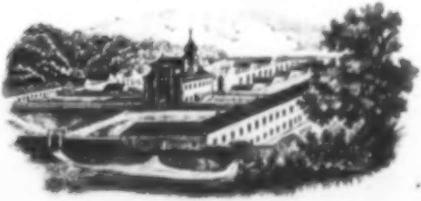


Der
Kahleberg bei Wien
und
# ſeine Bewohner.

Erinnerungsblätter für die Beſucher dieſes Berges.

Von

Johann N. Vogl.



Zweite ſehr vermehrte Auflage.

Wien.
Gedruckt bei A. Strauß's ſel. Witwe & Sommer.
1848.

[illegible]
ZEAL [illegible]

Der

Joſephsberg

und

das alte Camaldulenſerkloſter

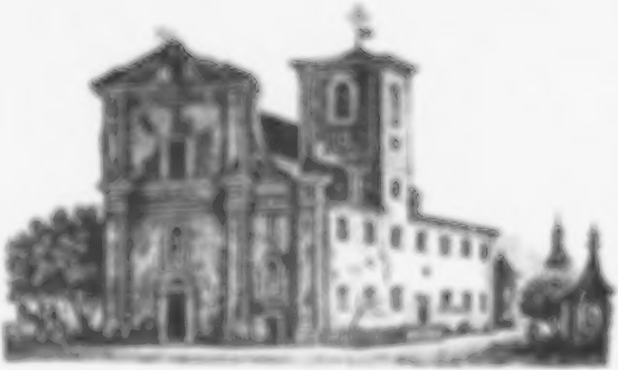
auf Kahlenberg

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]



[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

([illegible]) wohnenden Camaldulenser wünschend in der Nähe seines kaiserlichen Sitzes eine Einsiedelei in einem [illegible] [illegible] haben.

Kaiser Ferdinand berief hierauf im Jahre 1627 die Söhne des heiligen Romuald aus der [illegible] [illegible] aus Italien hierher.

Diesem Rufe folgend, erschienen vier Mönche jenes Ordens: Pater [illegible], als Vorsteher, P. [illegible] aus [illegible], P. Melchior aus [illegible], und P. [illegible] aus [illegible], welche in dem Kloster zu den Schotten, unter dem Abte [illegible], in Wien untergebracht und verpflegt wurden, bis sie einen schicklichen Ort zur Erbauung einer Camaldulenser-Einsiedelei ausgefunden haben würden.

Nach der Regel St. Benedicts, welcher zu Folge dieser Orden seine Klöster immer auf hohen Bergen erbaute, wie auch der alte Spruch [illegible]:

Bernardus liebte das Thal,
Benedictus die Berge hoch,
Die kleinen Städt' Franciscus,
Die großen Städt' Ignatius,

[illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible], als [illegible] in ganz Österreich [illegible] genannte „[illegible]" zu ihrem künftigen Aufenthalte.

Im J. 1628 wurde [illegible] [illegible] Waldgebiet von dem Stifte Klosterneuburg dem Kaiser Ferdinand abgetreten, von welchem es am 9. April desselben Jahres den Camaldulensern mit Bewilligung des apostolischen Nuntius und des [illegible] von [illegible] III., Erzherzogs von Österreich, als Eigenthum übergeben wurde.

Am 8. Juli erfolgte die Schenkungsurkunde des Kaisers und die Anweisung eines Stiftungscapitals von 20,000 Gulden, dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], Namens [illegible] von [illegible], welcher dem Kaiser [illegible] [illegible] war.

Pater [illegible] [illegible] [illegible] auf dem [illegible] der

Schweinsberges ein hohes Kreuz, und traf, nachdem er von den benannten Brüdern das erwähnte Stiftungscapital, obgleich nicht vollzählig, in Empfang genommen hatte, die Anſtalten zum Bau.

Am 10. Auguſt 1629 verfügte ſich Kaiſer Ferdinand, begleitet von ſeiner Gemahlin Eleonora Gonzaga und ſeinen beiden Söhnen, dem Erbprinzen Ferdinand III. und Leopold, Erzherzog von Oeſterreich, nebſt zwei Erzherzoginnen, unter Zuſtrömung einer großen Volksmenge, zur Grundſteinlegung auf den Berg.

Johann Bapt. Pallota, der apoſtoliſche Nuntius, ſegnete bei dieſer feierlichen Handlung den Grundſtein ein, worauf ihn der Kaiſer, welcher erklärt hatte, er wolle dieſe Feierlichkeit in eigener Perſon verrichten, in die Erde verſenkte, nachdem er noch in die Höhlung des Steines eine goldene Denkmünze gelegt hatte.

Die Inſchrift, welche ſich auf dieſer Medaille befindet, iſt folgende: „Christo Jesu Imperatori aeterno, Deiparae Virgini Imperatrici coelorum, sancto Josepho, Virginis Mariae sponso, et Dei Nutritio, sanctis Benedicto et Romualdo eorumque sancto Camaldulensi Ordini.“ Auf der Kehrſeite ſteht: „Ferdinandus II. Imperator, Eleonora Gonzaga, Imperatrix, Ferdinandus III. Hungariae et Bohemiae Rex, Leopoldus Archidux, Ferdinandi filii, eremum pia mente dedicarunt anno Domini 1629 die 10. Augusti.“

Hierauf legte die Kaiſerin den erſten Stein zum Krankenhauſe, und der Erbprinz jenen zur Gründung des Gaſtgebäudes.

Nach Beendigung dieſer Feierlichkeiten wurde von dem Hofe das Mittagsmahl auf dem Berge eingenommen, bei welcher Gelegenheit der Kaiſer noch 1000 Gulden den Mönchen zum Geſchenke machte, und den Namen der Einöde: „Schweinsberg“ in „Joſephsberg“ umwandelte, dem zu erbauenden Kloſter aber den Namen jener Einöde in Italien, von welcher die Brüder kamen, nämlich: „Monte Corona“ ertheilte.

Auch der zahlreich verſammelte Adel, dem erhabenen Beiſpiel ihres Beherrſchers folgend, verſprach den Ordensmännern thätige Unterſtützung.

Dieſe verwendeten nun die erhaltenen Beiträge theils zum Baue der Kirche und der Nebengebäude, theils zum Ankaufe des Schloſſes und der Herrſchaft Prinzendorf im Viertel unter dem Manhartsberge, und eines eigenen Hauſes in Wien (in der Weihburggaſſe zu St. Nikolai).

Der Bau machte indeſſen raſche Fortſchritte. Bald erblickte man das Noviziat, einen Keller, das Preſshaus, die Küche, Apotheke und eine Herberge für Fremde.

Das Ganze war, wie aus der vorgedruckten Abbildung zu erſehen iſt, in Geſtalt eines Viereckes erbaut, und hatte mit ſeinen zwanzig abgeſonderten Häuschen und der Mauer, welche dieſe umgab, das Anſehen eines Dörfchens. Jeder der Bergbrüder bewohnte nach der Regel des Ordens eines dieſer von einander abgeſonderten Häuschen, beſtehend aus einem kleinen Vorhauſe und einer größeren und kleineren Zelle, an welche ſich ein kleiner eingezäunter Obſt- und Blumengarten ſchloß.

Die Einrichtung dieſer Zellen beſtand aus einer Bettſtelle von weichem Holz mit Strohſack und Decke, einem kleinen Tiſche, zwei Strohſtühlen, einem Betſchemmel, einer Hängeuhr und einigem Geſchirre und Gartenwerkzeuge.

Im Hofraume ſelbſt war von Zelle zu Zelle ein Gang geführt, der ſich an die Kirche und das Krankenhaus und die Apotheke anſchloß. Über letzterer befand ſich folgende Aufſchrift: „Deo Maximo Aeterno Eleonora Gonzaga Ferdinandi Secundi conjux Augusti Augusta CIↃ.IↃC.XXXIII.“

In der Mitte befand ſich die Kirche, das Priorat nebſt den Gaſtgebäuden, von welchen ſich die herrliche Ausſicht auf die Kaiſerſtadt und ihre reizende Umgebung aufthat.

Über dem Hochaltare der Kirche erblickte man das Bild des heiligen Joſeph, welchem dieſe Kirche geweiht wurde, und an den vier Nebenaltären die heilige Jungfrau Maria, den Ordensſtifter St. Romuald, den heiligen Leopold und St. Sebaſtian; neben dieſen befanden ſich noch ſechs kleinere Altire in der Kirche, auch waren die Wände derſelben mit den lebensgroßen Statuen der heiligen Apoſtel geſchmückt, welche, als das Kloſter aufgehoben wurde, in die Pfarrkirche St. Martin zu Kloſterneuburg kamen.

Vor der Kirche befand ſich ein kleiner gedeckter Vorhof, in welchem die weiblichen Beſucher dieſes Gotteshauſes ihre Andacht verrichten durften, da dieſen die Regel des Ordens den Eintritt in die Kirche ſelbſt, ſo wie in das Innere des Kloſters nicht erlaubte. Über dem Hauptthore des Letzteren war ein Stein eingemauert, auf welchem man die Worte las: „Sit Nomen Domini benedictum MDCCXLIII," der aber vor einigen Jahren herabgenommen und über dem Portale des Kirchhofes angebracht wurde, wo er ſich noch befindet.

Kaiſer Ferdinand II. hatte nicht die Freude, die Vollendung des Baues zu erleben, da er ſchon am 15. Februar 1637 das Zeitliche ſegnete. Doch ſah er noch das Kloſter zu einem Priorat erhoben, und den Pater Proſdomicus Murianenſis im Jahre 1636 mit der Würde eines Priors bekleidet.

Erſt ſein Sohn und Nachfolger, Kaiſer Ferdinand III., erlebte die Beendigung des heiligen Baues, welcher im Jahre 1639 erfolgte, nachdem er im Jahre zuvor demſelben alle ſeine Gerechtſamen und Freiheiten ertheilt hatte.

Nun lebten die frommen Bergbrüder ein ſtilles, Gott ergebenes Leben, getheilt in einſame Betrachtungen und in Ausübung ihres Gottesdienſtes.

Der Orden dieſer Eremiten wurde im Jahre 977—1000 von dem Benediktiner Romuald, dem Sproſſen eines adeligen Geſchlechtes aus Ravenna, bei Campomaldoli oder Camaldoli auf den Apenninen geſtiftet, und 1072 vom Papſte Alexander II. beſtätigt.

Romuald errichtete daſelbſt die Klauſen für ſeine büßenden Gefährten unter der urſprünglichen Regel St. Benedikts, vertauſchte jedoch, einer Erſcheinung zu Folge, die ſchwarze Kleidung derſelben mit einer weißen.

Als er nämlich an jene Stelle auf den Apenninen gekommen war, auf welcher er ſich niederzulaſſen beſchloß, erblickte er im Traume eine Leiter, die von der Erde bis in den Himmel zu reichen ſchien, und auf welcher weißgekleidete Mönche auf- und niederſtiegen. Dieſe Erſcheinung nahm Romuald für eine Vorbedeutung des Einſiedlerordens, deren Gründer zu ſeyn er ſich vorgenommen hatte.

Dieſe Mönche, welche zu Camaldoli in vierzig abgeſonderten Klauſen lebten, kreuzigten ihr Fleiſch ſo ſehr mit Faſten und Geißeln, daß ſie eher Todten als Lebendigen gleich ſahen. Romuald ſelbſt blieb aber nicht in Camaldoli, ſondern begab ſich weiter nach Sitri in Umbrien, wo er ſieben Jahre in einer Wildniß und in einem härenen Sacke zubrachte, und nur ſo viel genoß, um nicht zu verſchmachten.

Als Beleg ſeiner ſtrengen Enthaltſamkeit dürfte hier erwähnt werden, daß, als man ihm irgend einmal ausnahmsweiſe ein Stückchen Fleiſch anbot, er nur zu demſelben — roch, und es wieder zurückgab. Der vierte Prior der Camaldulenſer, Namens Rudolph, führte eine minder ſtrenge Lebensweiſe ein und erlaubte den Einſiedlern, in Geſellſchaft zu ſpeiſen und etwas Wein zu genießen. Auch milderte er das Faſten; doch wollte er noch, daß jeder eine Wage habe, um ſein Brot abzuwägen. Er ſtiftete das erſte Nonnenkloſter des Ordens (1086).

Bei zunehmendem Reichthume ging dieſe Anfangs bloß zum Einſiedlerleben in abgeſonderten Klauſen beſtimmte Gemeinde großentheils zum Conventleben über, errichtete Klöſter in Deutſchland, Italien, Frankreich, Polen, und theilte ſich in Obſervanten und Conventualen, welche jedoch 1513 zu einem Ganzen vereinigt, dem Vorſteher des Stammſitzes in Camaldoli untergeben waren.

Die meiſten Camaldulenſer zählte man in Italien, ſie verbreiteten ſich jedoch auch von Turin aus nach Frankreich, wo ſie ihren Hauptſitz zu Grosbois, vier Stunden von Paris, hatten. Der ganze Orden beſtand aus fünf von einander unabhängigen Congregationen, unter eigenen Generalen (Majores): Camaldoli mit 6, Venedig und Murano mit 26 Mönchs- und

3 Nonnenklöſtern, jene von Turin mit 8, die von Frankreich mit 6, und die Congregation **Montis Coronae** mit 28 Klöſtern, wovon 6 in Polen und 3 in Deutſchland waren.

Camaldoli blieb immer die Stammeinſiedelei Romualds, die in dem am Fuße des Gebirges gelegenen Fontebuono Alles hatte, was Klöſter bedürfen. Oben lag die romantiſche Einſiedelei im wilden, faſt mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge, umragt von hohen Tannen. In der Entfernung von 300 Fuß ſtand auf dem Wege ein Kreuz mit der Aufſchrift: »Kein Weib nahe bei Strafe des Kirchenbannes.« **Montis Coronae** bei Peruſa war vielleicht noch reizender als Camaldoli und hatte ſein Fontebuono in der Abtei Sanct Salvator, am Fuße des Tannen- und Cypreſſenwaldes. Jetzt beſteht nur noch Camaldoli ſelbſt, mit wenigen im Kirchenſtaate und im Neapolitaniſchen (1822) wieder hergeſtellten Einſiedeleien.

Die Camaldulenſer trugen Kutten aus weißem groben Wollentuche (weitere die Mönche), lederne Gürtel und hölzerne mit Leder bedeckte Sandalen. Wenn ſie ausgingen, was nur zu Zweien geſchehen durfte, trugen ſie breitkrämpige, weiße mit ſchwarzer Leinwand gefütterte Hüte und einen bis auf die Kniee reichenden Mantel von gleicher Farbe, an dem eine Kapuze befindlich war, und der mittelſt eines Querholzes geſchloſſen werden konnte.

Außer dieſer Kleidung beſaß noch jeder Camaldulenſer eine Schreibtafel, ein Meſſer, eine Nähnadel und ein Sacktuch.

Ihre tägliche Koſt beſtand aus einem Drittheil (Pfund) Kräuter, mit Öhl zubereitet, einem Pfund Brot und etwas Wein. Fleiſch wurde ihnen nur in ſchweren Krankheiten gereicht.

In dem Speiſezimmer, ſagte ihre Regel, müſſen ſie ihre Augen auf die Speiſe richten, ihre Hände auf den Tiſch legen, und ihre Aufmerkſamkeit an den Leſer und ihr Herz an Gott richten. Auch durften ſie von ihrer Speiſe oder ihrem Tranke nichts für den folgenden Tag aufbewahren. Zur Faſtenzeit aßen ſie erſt Abends um 6 Uhr und brachen ſich an ihrer gewöhnlichen Koſt und am Schlafe ab. Allein nicht nur die Mönche, ſondern auch ihre Untergebenen, ja ſelbſt ihre Viehhüther faſteten, beobachteten ein Stillſchweigen und begehrten ſelbſt für die geringſten unnöthigen Worte eine Strafe.

Die Camaldulenſermönche durften keinen Bart und kein Leinenzeug auf dem Leibe tragen, und mußten in ihren Kutten auf Strohſäcken ſchlafen. Die Einſiedler dieſes Ordens gingen baarfuß, trugen Bärte und hatten größere Strenge im Faſten und Geißeln vor den Bergmönchen voraus.

Geringe Vergehen der Letzteren wurden mit Entziehung der Mahlzeit, größere mit Ausſchließung von gottesdienſtlichen Verſammlungen oder gänzlicher Verſtoßung aus dem Orden beſtraft. Ein ſtetes Schweigen, welches ſie ſelbſt bei ihren Mahlzeiten im Speiſeſaale zu beobachten hatten, und von dem ſie nur ihr Oberer aus triftigen Gründen und auf kurze Zeit entheben konnte, war die erſte unverbrüchliche Regel ihres Ordens, **Memento mori** der einzige Laut, der nebſt den üblichen lateiniſchen Geſängen und Gebeten über ihre Zunge kam. Bei Aufnahme der Novizen in dieſen Orden ſah man vorzüglich auf eine gute Baßſtimme.

Die Mönche des Kahlenbergerkloſters zogen dreimal in der Woche und an Sonn- und Feiertagen in Proceſſion nach dem Leopoldsberge und beteten in der dort von Herzog Albrecht V. erneuerten Georgscapelle für das Wohl des Landesfürſten; ſonſt hatten ſie in ihrem Kloſter auf dem Kahlenberge innerhalb 24 Stunden ſiebenmal ihre Andacht zu verrichten. Nämlich 1. Morgens um 2 Uhr, weil um dieſe Zeit unſer Heiland auferſtanden ſein ſollte, und dieſes hieß: die nächtliche Betſtunde; 2. Früh um 6 Uhr, weil um dieſe Zeit der Engel den Frauen die Auferſtehung des Herrn verkündigt hatte; dieß nannte man die Mette. Früh um 9 Uhr, welches die dritte Betſtunde genannt wurde, in welcher der Heiland von Pilatus zur Geißlung verurtheilt wurde. 4. Mittags um 12 Uhr, als die ſechſte Betſtunde, in welcher der Erlöſer gekreuzigt wurde. 5. Um 3 Uhr Nachmittags, als die neunte Betſtunde, weil in ſolcher der Erlöſer geſtorben.

6. Um 6 Uhr nach Mittag, welches die Veſper genannt wurde, in welcher Zeit Chriſtus vom Kreutze abgenommen worden, und endlich 7. um 7 Uhr Abends, welches man die letzte Betſtunde nannte, in der Chriſtus der Herr im Todeskampfe auf dem Öhlberge gelegen.

Nachfolgendes Gedicht dürfte die Abgeſchloſſenheit jenes ſtrengen Anachoretenlebens auf dem Kahlenberge zur inneren Anſchauung bringen.

Der Kahlenbergermönch.

Von Joh. N. Vogl.

Da ſteh' ich vor der Zelle
In früher Morgenhelle
Und ſchau hinab in's Thal,
Die Stadt mit Thurm und Bogen
Hält weithin noch umzogen
Ein grauer Nebelſchwall.

Nur leiſe Vogellieder
Erklingen hin und wieder
Herauf vom Wieſenrain,
Kein Klang von frohen Worten,
Hier ſchallt aus Thür und Pforten
Des Todes Gruß allein. *)

Dein Kleid iſt abgefallen,
Nun darf dein Blick nur wallen
Als Pilgrim durch das Land;
Wo, ſeid ihr hingeſchwunden
Ihr klängereichen Stunden
Am regen Donauſtrand?

Als noch die Becher klangen,
Als noch die Schwerter ſangen
Den blut'gen Sieg'sgeſang,
Als noch im Lindendüſter
Der Liebſten leiſ' Geflüſter
Wie Cherubsſtimme klang?

---

*) Memento mori.

O denk' nicht mehr der Zeiten
Voll Klang in Fried' und Streiten:
Die Gräber deckt das Moos;
Du haſt den Sieg erworben,
Lebendig und geſtorben
So heißt dein Erdenloos!

Im Jahre **1656** ertheilte den Camaldulenſern auf dem Kahlenberge der Biſchof von Paſſau die Erlaubniß, in ihrer Kirche nicht nur die Beichte ihrer Ordensmitglieder, ſondern auch weltlicher Leute vornehmen zu dürfen.

Unaufhörlich ſtrömten ihnen milde Beiträge und Unterſtützungen von allen Volksklaſſen zu, ſo zwar, daß ihr Prior, Johannes Advogarius, im Jahre **1681** einen neuen Bau der Kirche begann. Der damals regierende Kaiſer Leopold I. beſuchte mit ſeiner Gemahlin und deren Vater, dem Herzog von Neuburg, dieſe Einöde und beſchenkte die Mönche mit **1000** Gulden.

Aber ſchon im Jahre **1683** brachten die Türken dem angefangenen Werke ſowohl, als den alten Gebäuden, gänzliche Zerſtörung.

Am 7. Juli jenes Jahres verkündigten die aufflammenden Dörfer das Nahen des furchtbaren Feindes, und ermahnten die frommen Bergmönche zur Flucht. Ihr Prior Cerbonius raffte eiligſt alle wichtigen Documente, Bücher und Reliquien zuſammen, und verbarg ſie in zwei wohlverſchloſſene Zellen, nahm ſodann die Kirchenſchätze, das Grundbuch des Kloſters nebſt den kaiſerlichen Privilegien zu ſich, und floh mit neun anderen Eremiten nach Linz. Aber auch hier ſich nicht für ſicher haltend, begab er ſich nach Italien, während ſeine Begleiter in Baiern eine Zufluchtsſtätte ſuchten.

Es war die höchſte Zeit zur Flucht, denn der Hof ſelbſt, welcher Wien verließ und nach Linz flüchtete, ſah ſchon in dem erſten Nachtlager, welches er in Korneuburg hielt, die zum Himmel ſteigende Flammenlohe des Camaldulenſer-Kloſters, welches die ſtreifenden Tartaren in Brand geſteckt. In dieſe Zeitepoche fällt der Vorwurf zu nachſtehender Ballade.

Fra Renatus.

Ballade von Joh. N. Vogl.

„Auf, ihr bleichen finſt'ren Büßer, auf aus eurer Grabesruh',
Werft von euch die weiße Kutte, Strick und Cingulum dazu,
Denn des Eides ſeid ihr ledig, den geſchworen euer Mund,
Fern von unſeren Karthauſen findet uns die nächſte Stund'!“

So der Prior zu den Brüdern ſpricht, vom tiefſten Schmerz durchbebt,
Die im Kahlenbergerkloſter nur allein dem Herrn gelebt,
Und die Mönche, deren Zungen wieder frei vom ſtrengen Zwang,
Stottern, fragen durcheinander, bleicher noch als vor die Wang':

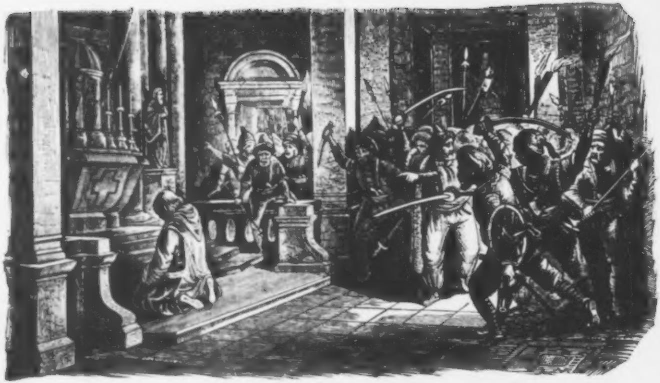
„Sprich Cerbonius, verkünde uns in Eile was geſcheh'n,
Wie, ſoll Romualdus' Regel nicht in Oeſt'reich mehr beſteh'n?
Spricht der Prior: „Blickt hinunter in das ſonſt ſo reiche Land,
Schaut, verwüſtet ſteh'n die Felder und die Dörfer ſeht in Brand.“

„Kara Muſtapha bedränget Stadt und Land, von Grimm gefacht,
Selbſt das ſtolze Wien erbebet vor des Heiden Übermacht;
Flucht allein nur kann uns retten vom Verderben, das uns droht,
Darum fliehet, denn die nächſte Stunde bringt den ſichern Tod.“

Unter Klaggeheul und Lärmen ſchickt ſich da zur Flucht die Schaar,
Ruhig nur an alter Stelle bleibt ein Greis, mit weißem Haar,
Fra Renatus, der vor fünfzig Sommern nach dem Kloſter kam,
Und in finſterer Karthauſe ſich begrub und ſeinen Gram.

Neun und neunzig Jahre machten hohl ſein Aug', die Wange bleich,
So nun ſteht er vor dem Prior, einem Grabentſtieg'nen gleich;
Doch der würd'ge Ob're wendet zu Renatus ſich und ſpricht:
„Fra Renatus, warum folget Ihr den andern Brüdern nicht?“

Aber der entgegnet: „Möge Gott beſchirmen ihre Flucht,
Mich nur laſſet, würd'ger Prior, unbeirret, unverſucht;
Denn vor mir müßt' ich erröthen, ſucht' ich in der Flucht noch Heil,
Da der Tod mein einz'ges Hoffen, da das Grab allein mein Theil.“



Spricht der Prior: „Alles endet, was da trifft der Sonne Strahl,
Unrecht aber iſt's, zu liefern zwecklos ſich der Marterqual!“
D'rauf Renatus: „Iſt's ſein Wille, daß der Heide mich verſchont,
Werd' den Meutern ich entgehen, wie zu würgen ſie gewohnt.“

„Fra Renatus,“ ſagt der Prior, „nimmer kann ich euch verſteh'n,
Wähnt Ihr, daß der Herr ein Wunder Euch zu Lieb' wohl läßt geſcheh'n?“
Doch der Bruder ſpricht: „Ich glaube, daß auf den er gnädig ſchaut,
Der mit reuerfülltem Herzen auf ihn hofft, und ihm vertraut.“

Dieſes ſprechend ſchreitet ruhig hin zum Hochaltar der Greis,
Sinket dort auf's Knie und neiget tief das Haupt, wie Schnee ſo weiß.
Da von einem heil'gen Schauer fühlt der Prior ſich umweht,
„Nun ſo mög' Euch Gott bewahren, weil Ihr ird'ſche Hilf verſchmäht!“

Und den flücht'gen Brüdern folget d'rauf Cerbonius mit Haſt,
Denn ein dumpf Gelärm im Thale meldet ſchon den grimmen Gaſt;
Einſam in der düſtern Halle kniet Renatus nun allein,
Wie ein ſanfter Tröſter ſchimmert mild auf ihn der Mond herein.

Scheint es doch, als ſei der Fromme ſchon des Erdenſein's beraubt,
Alſo kniet er, bleich und reglos, auf die Bruſt geſenkt das Haupt;
Horch, da naht es, an den Fenſtern fliegt vorbei ein rother Schein,
Thüren trümmern, Waffen raſſeln, wer nun wird dir Retter ſein?

Reglos aber liegt wie früher Fra Renatus vor'm Altar,
Im Gebet verſenkt, als wüßte nichts ſein Inn'res von Gefahr;
Sieh' da leuchtet's durch die Pforte, horch, da klirrt's im wirren Schall,
Und herein zu düſter'n Räumen tobt der Moslims wilder Schwall.

Blanke Damaszener blitzen, Kaftans rauſchen an der Wand,
Über weiß und grüne Turbans ſprühet rother Fackelbrand;
Und ſo drängt es ſich und wechſelt, halbbeleuchtet die Geſtalt,
Nur Renatus kniet wie früher, von der Andacht Hauch umwallt.

Und die grimmen Gäſte ſpähen durch das Dunkel, wild und ſcheu,
Jetzt erblicken ſie Renatus, und von ihrem Jubelſchrei
Gellt die Kirche; ſeht ſchon faſſen ſie ihn wüthend am Talar,
Da durchzuckt ſie eiſ'ger Schrecken, denn der Greis iſt — kalt und ſtarr.

Von dem Grimm der Böſen hatte gnädig ihn der Herr befreit,
Lächelnd im Gebet entſchlief er, ohne Kampf und ohne Leid;
Und die Heiden jagt ein Grauen von dem todten Heil'gen fort,
Ihre Feuerbrände ſchleudern ſie zurück nur nach dem Ort.

Doch nicht lang', ſo flieh'n die Würger wieder vor der Chriſten Schwert,
Und der Friede iſt auf's Neue in die Oſtmark heimgekehrt;
Da aus fernen Landen kommen all die Flücht'gen nun heran,
Auch der Prior mit den Seinen fand bereits zum Berg die Bahn.

Thränen auf den Wangen, wallet durch des Kloſters Schutt die Schaar,
„Seht, Renatus' Leiche knieet unverſehrt dort am Altar!“
Und der Prior und die Mönche ſtürzen hin auf's Angeſicht;
„Ja, wer ſo dem Herrn vertrauet, den verläßt im Tod er nicht!“

Am 11. September 1683 wiederhallte die Einſamkeit dieſes Berges von dem Geräuſche der Waffen, denn an dieſem Tage erſchien das chriſtliche Heer zum Entſatze der Hauptſtadt auf dem Kahlenberge und beſetzte das abgebrannte Camaldulenſerkloſter und das alte Schloß. Es war bei 85,000 Mann ſtark und führte 186 Kanonen.

Es hatte etwa eine Stunde vor Einbruch der Nacht den Gipfel des Berges erreicht, von welchem ſich ihm der prachtvollſte und zugleich fürchterlichſte Anblick darbot.

Eine unabſehbare Ebene und alle Inſeln der Donau mit Zelten bedeckt, deren Pracht ſich eher für ein Luſt-, als für ein Feldlager eignete; eine unzählbare Menge Pferde, Kamehle und Büffel. Zweimalhunderttauſend Mann in voller Bewegung und Horden von Tartaren, welche in ihrer gewöhnlichen Unordnung am Fuße des Berges ſich zerſtreut hatten; dazu das unaufhörliche und entſetzliche Feuer der Belagerer, und jenes, womit die Wiener, ſo gut ſie konnten, ihnen antworteten *); endlich eine Stadt, die man nur an den Spitzen ihrer Thürme und dem Rauch und Feuer, worin ſie gehüllt war, erkannte.

Als der tapfere Polenkönig mit dem Herzog von Lothringen das ganze Lager lange und genau beobachtet hatte, ſagte der erſtere zu den deutſchen Generalen: „Der Türke hat ſich ſchlecht gelagert; er verſteht das Kriegsweſen ſchlechterdings nicht. Wir werden ihn unfehlbar ſchlagen.“

---

*) Auf den Baſteien ſtanden nicht mehr als 10 Geſchütze.

Als mittlerweile die Nacht hereingebrochen war, wurden die Kanten des ganzen Kahlengebirges beleuchtet, welche Erſcheinung Freude und Jubel unter die bedrängten Wiener brachte, und die während der Nacht häufig aufſteigenden Racketen verſicherten ſie der Ankunft ihrer Retter.

Die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne beleuchteten auf den Ruinen der Camaldulenſerkirche eine Fahne, die auf rothem Grunde ein weißes Kreuz zeigte, und im Morgenwinde flatterte. Zu gleicher Zeit ward in den Ruinen ſelbſt in Gegenwart ſämmtlicher Kriegsfürſten von dem Kapuziner und Feldprediger Marco Avianus eine Meſſe geleſen, bei welcher der Polenkönig dem Prieſter diente.

Nach Beendigung des Gottesdienſtes ſchnallte Sobiesky ſeinem Sohne Jacob den Panzer um, und ſtellte ihn dem Herzog von Lothringen mit den Worten vor: »Mein Sohn, lerne von dieſem großen Feldherren, wie man Krieg führen ſoll.«

Hierauf ſprach er zu ſeinen Kriegern. »Polen! Euer König, Euer Beiſpiel!«

Nach dieſen Worten gab er das Signal zur Schlacht, welche Wien aus den Banden der Ungläubigen rettete.

Am 6. November desſelben Jahres kehrte Cerbonius mit ſeinen Mönchen wieder auf den Joſephsberg zurück. Er fand die verborgenen Schätze in den beiden Zellen noch unverſehrt, obgleich alle übrigen Gebäude von den Türken in Schutt verwandelt worden waren. Die frommen Brüder begannen ſogleich die Brandſtätte vom Schutte zu reinigen und arbeiteten, vom Kaiſer Leopold und dem Adel unterſtützt, mit raſtloſem Eifer an dem Wiederaufbaue ihrer Zellen und der Kirche.

In Kurzem erſtanden auch die Gebäude wieder, jedoch nicht in einem ſo vollkommenen Zuſtande als vor ihrer Zerſtörung.

Ein günſtiger Zufall beſchenkte aber bei dieſem Baue die Bergbrüder mit dem, was ſie ſeit einem halben Jahrhunderte vergebens geſucht hatten. — Am Feſttage Maria Schnee entdeckte nämlich einer der Camaldulenſermönche unfern des Kloſters eine Quelle. Er ſchöpfte, uud fand das klarſte, köſtlichſte Waſſer, welches um ſo merkwürdiger, da man bis jetzt noch nicht ſo glücklich war, auf dem benachbarten Leopoldsberge die geringſte Spur von einer Quelle zu entdecken. Man denke ſich die Freude der frommen Berggemeinde, welche ſolch einem beſchwerlichen Mangel nun für immer abgeholfen ſah.

Im Jahre **1691** gelangte von dem Biſchof von Neutra, Blaſius Jaczlin, das Erſuchen an den damaligen Prior des Kahlenbergerkloſters Don Maurus, das Kloſter desſelben Ordens auf dem Berge Zobar in Ungarn mit vier Ordensmitgliedern zu verſehen, welchem Verlangen er gerne willfahrte, und den P. Johannes Felix von Bologna als Superior mit einigen Ordensbrudern dahin abſendete.

Das Jahr **1782** war es endlich, in welchem auch dieſes Kloſter, gleich allen „ein beſchauliches Leben führenden Conventen“ in der öſterreichiſchen Monarchie aufgehoben werden ſollte.

Am **4**. Hornung dieſes Jahres erſchien bereits auf dem Kahlenberge die k. k. Commiſſion, an ihrer Spitze der Regierungsrath Edler von Menßhengen, und machte dem Prior der Bergbrüder, Aloyſius Triendl, nachdem er ihm das von dem erzbiſchöflichen Wiener Conſiſtorium an ihn ausgefertigte Decret überreichte, mit dem allerhöchſten kaiſerlichen Reſcripte bekannt, das ihre Auflöſung zur Folge hatte, nach welchem es jedem der Mitglieder des Ordens frei ſtehen ſollte, in den Stand der Weltgeiſtlichen überzutreten, oder nach einem außer Landes gelegenen Kloſter ihres Ordens zu emigriren.

Die Ordensbrüder hatten ſonach vom Tage der Auflöſung an, binnen **5** Monaten, die Laienbrüder aber binnen **4** Wochen das Kloſter zu verlaſſen, jedoch erhielt jedes Mitglied noch während ſeines Aufenthaltes im Kloſter: Kleidung, Koſt mit Inbegriff des Trunkes und täglich **40** kr., der Prior **2** fl., und am Tage des Austrittes ſelbſt: **150** fl.

Sämmtliche Camaldulenſer bis auf zwei betagte und ſchwer erkrankte Laienbrüder, Namens Pertholdus Wolf und Johannes Schwarz, welche in ein Verſorgungshaus gebracht wurden, verließen in der benannten Friſt, nicht ohne Trauer, die düſtern, aber liebgewordenen Mauern, inner welchen ſie in ſelbſtgewählter Abgeſchiedenheit und Stille ihr Leben zu enden gedachten.

Hierauf wurde die Kirche mit dem Bemerken, „daß, nachdem bekanntermaßen das Camaldulenſerkloſter ganz einſchichtig und von andern Orten weit entfernt iſt, die Population nicht erfordere, nach Austritt der Ordensgeiſtlichen, in der Kirche dieſes aufgehobenen Kloſters den Gottesdienſt fortzuſetzen,“ geſchloſſen, und mit dem Verſchließen der Kloſterpforte ſchließt auch die Geſchichte der Camaldulenſer auf dem Kahlenberge, welcher wir nur noch das Verzeichniß der Prioren, welche dieſes Kloſter von ſeinem Urſprunge bis zu deſſen Aufhebung überwachten, folgen laſſen wollen: 1628: P. Sylvanus (nur noch Superior). 1636: P. Prosdomicus (1. Prior). 1645: P. Marcianus. 1681: P. Johannes Advogarius. 1682: P. Tiburtius. 1683: P. Cerbonius. 1696: P. Modeſtus. 1714: P. Erneſtus. 1719: P. Romualdus. 1725: Don Thomas. 1726: Don Matthäus. 1734: Don Thomas. 1737: Don Bruno. 1740: Don Franciscus. 1744: Don Nicolaus. 1747: Don Adamus (früher nur Superior). 1748: Don Bruno (auch Superior). 1782: Aloyſius (Prior). — Noch in demſelben Jahre (1782) brachte ein Herr von Kriegl den Joſephsberg ſammt der verlaſſenen Kirche, den Zellen der Camaldulenſer und der Waldung an ſich.

Die Zellen verkaufte er als Bauſtellen — die übrigen Kloſtergebäude veränderte er in ein Einkehrwirthshaus. Auf ſein Anſuchen wurde die Kirche am 21. December 1783 wieder eingeweiht, und dabei eine eigene Local-Caplanei gegründet, welche durch einen Capitularen des Stiftes Kloſterneuburg beſetzt, und dem Leopoldsberge eingepfarrt wurde.

Die Seelſorger dieſer Local-Caplanei waren während dieſes Zeitraumes: (Im J. 1783) Gelaſius Sinnreich, von Rothwaſſer aus Schleſien, vorher Katechet an der Stiftspfarre. Zur Wohnung wurde dieſem die an die Kirche ſtoßende ehemalige Bibliothek der Camaldulenſer, die in drei bis vier Zimmer getheilt worden war, angewieſen; doch beſaß er dabei weder Hofraum, Garten, noch Keller. Seine Nachfolger veränderten daher bald dieſe Wohnung, und begnügten ſich mit einer etwas entfernteren. Als Gelaſius zum Pfarrer von Kierling befördert wurde, folgten ihm im J. **1785** Dominik Lotter von Wien, vorher Cooperator zu St. Martin, dann der erſte Pfarrer zu Haſelbach. **1788—1791** Philipp Dürnberger, von Haſelbach gebürtig, vorher Cooperator zu St. Martin, dann Pfarrer zu Kritzendorf. **1791—1795** Ferdinand Albrecht, aus Wien, vorher Gaſtmeiſter im Stifte, dann Pfarrer im Kahlenbergerdorf. **1795—1798** Johann Bapt. Dogl, gleichfalls aus Wien, vorher Cooperator zu St. Martin, dann Pfarrer in Weidling. **1798** Laurenz Ziegler, auch von Wien, vorher Cooperator zu Hitzing, aber noch im nämlichen Jahre Pfarrer zu Weidling. **1798—1800** Auguſtin Hermann von Barzdorf in Schleſien, vorher Katechet und Cooperator zu Korneuburg, dann Novizenmeiſter. **1800—1803** Hieronymus Höller, ein Wiener, vorher Stiftskatechet und Cooperator, dann Pfarrer zu Kritzendorf. **1803—1806** Peter Planer, von Preßburg, vorher Katechet und Cooperator zu Korneuburg, dann Pfarrer zu Nußdorf. **1806—1807** Paul Hausmann von Znaim, vorher Cooperator zu Korneuburg, dann Pfarrer im Kahlenbergerdorf. **1807—1809** endlich Frigdian Blakora, von Liderzoviz in Mähren, vorher Cooperator zu Hitzing, dann Pfarrer zu Götzendorf. Als dieſer zur Zeit des Einfalls der Franzoſen in Öſterreich ſeine Gemeinde verlaſſen mußte, wurde die hieſige Local-Caplanei, nachdem ſie **26** Jahre gedauert hatte, wieder aufgehoben, die Bewohner des Joſephs- und Leopoldsberges der Pfarre zu Heiligenſtadt zugetheilt. Seit dieſer Zeit iſt die Kirche wieder verödet, und heut zu Tage, wie ſchon erwähnt, ihrem gänzlichen Verfalle nahe.

Später kam der Joſephsberg in die Adminiſtration, von welcher ihn im Jahre **1795** das oberwähnte Stift käuflich an ſich brachte.

Hierauf erkaufte Frau von Traunwieſer von dem Stifte den Berg, welche ihn jedoch wieder dem Fürſten Liechtenſtein überließ, der noch jetziger Beſitzer desſelben iſt.

Das Einſame des Joſephsberges mit ſeinen reizenden Umgebungen erwarb demſelben viele Freunde; unter dieſen nennen wir den geiſtreichen Fürſten de Ligne, welcher viel zur Verſchönerung des Berges beitrug. Dieſer Fürſt, aus einem der edelſten und angeſehenſten Geſchlechter Belgiens, als Held und Schriftſteller gleich rühmlich bekannt, welchen Friedrich **II.** und Kaiſer Joſeph **II.** ihres beſonderen Zutrauens würdigten, der ſich der Freundſchaft eines Montesquieu, d'Alembert, Voltaire's erfreute, und bei der Einnahme von Belgrad mit Loudon den Ruhm des Sieges theilte, verlebte theils hier, theils in Nußdorf bei Wien in ländlicher Stille und Zurückgezogenheit die letzten Tage ſeines bewegten und thatenreichen Lebens, und ſtarb daſelbſt am **13.** December **1814** im **80.** Jahre.

Die Herausgabe ſeiner geſammten Werke beſorgte er ſelbſt zu Wien und Dresden **1795—1811** unter dem Titel: **„Melanges militaires, litéraires etc.“** Seine **„Oeuvres posthumes“** erſchienen **1817** in 6 Bänden. **1809** erſchien von ihm: **„Vie du Prince Eugène de Savoye, écrite par lui-même.“**

Frau von Staël gab noch bei ſeinen Lebzeiten (**1809**): **„Lettres et pensées du Prince de Ligne“** heraus; eine Huldigung, die ſie ſeinen Talenten und ſeiner Liebenswürdigkeit darbrachte.

Herr Dr. Poßinger aus Wien beſitzt nebſt dem Caſino, das er einem thätigen Manne zur Miethe gibt, mehre der niedlichen Häuſerchen, welche faſt alle eine prächtige Ausſicht bieten, während auch jenes an das Caſino gränzende — einſt de Ligne's Sommerhaus — drei Gärten mit der üppigſten Vegetation beſitzt. — Das Häuschen der Erben des Herrn Ziegler, eines vermöglichen Fabriksherrn und Naturfreundes aus Wien, deſſen Überreſte auch auf dem Joſephsdorfer Friedhofe ruhen, iſt durch ſeine niedliche Bauart, wie das Thürmchen mit der prächtigen Ausſicht, ein Gegenſtand der Neugierde luſtreiſender Städter. In wahrhaft romantiſchem Zauber liegen die Häuſerchen des Herrn Friedrich Bilhuber, mit der überraſchendſten Ausſicht, die man nur denken kann, und auch dadurch merkwürdig. daß in einem derſelben (als ſie noch im Beſitze der Fräulein Hoſſner geſtanden) Ihre kaiſerliche königliche Hoheit, die durchlauchtigſte Erzherzogin Maria Anna, mehre frohe Tage zubrachte. — Überhaupt ſcheint die äußerſt geſunde und unbeſchreiblich ſchöne Lage dieſes Ortes und ſeiner Umgebung, noch nicht jene volle Würdigung, die ſie verdient, erfahren zu haben. Aber ſeit den letzten Jahren ziehen mehre Wiener zur Sommerszeit in die früverlaſſenen niedlichen Häuſerchen, und ihr Beiſpiel wird wohl noch andere locken, wodurch am ſchnellſten dem, was zu dem Comfort des Lebens hier und da etwa noch mangeln möchte, abgeholfen werden dürfte.

Von den ſtabilen Sommerparteien des Kahlenberges iſt vor Allen der als Redacteur des „öſterreichiſchen Zuſchauers“ und Jugendſchriftſteller rühmlich bekannte Herr Sigm. Ebersberg zu nennen, deſſen Anweſenheit für die dortige Jugend von dem wohlthuendſten Einfluſſe iſt, und der dem Verfaſſer dieſer anſpruchsloſen Blätter bei Abfaſſung derſelben freundſchaftlichſt an die Hand ging.

Noch iſt der unterhalb der Fahrſtraße gelegene und ſelten beſuchte Friedhof des Joſephsberges zu erwähnen, welcher vielleicht die ſchönſte Grabeseinſamkeit der Monarchie genannt werden dürfte. Er enthält nachfolgende intereſſante Monumente:

1. Die Gräber des Fürſten de Ligne und ſeiner Familie. Ein einfaches Gitter umgibt die Granitmonumente, welche auf Veranlaſſung der Fürſten Palffy und Clary geſetzt wurden. Außerhalb ſteht ein hohes ſteinernes Kreuz mit der Inſchrift:

Memoriae Principis a Ligne
Propinqui.

Das Grabmahl des Fürſten enthält auf der Vorderſeite einen Eichenkranz, zwei Rollen umſchlingend und die Inſchrift:

Carolo Lamoralio
Princ. a Ligne
Super exerc. Duci
Praetor Praet.
Viro forti
Literatori Consp.
Bono Civium Typo
Prol. Affl. pos.

Auf den beiden Seiten lieſt man:

Chéri de ses enfans, de ses contemporains,
De guerriers de son temps, les plus grands souverains,
Ligne eut voulu mourir pour sauver sa patrie
Il attends en ces lieux une autre heureuse vie.

Nat. XVII. Maii MDCCXXXV.
Ob. XIII. Dec. MDCCCXIV.

Das Grabmahl der Fürſtin enthält auf der Vorderſeite einen Kranz und die Inſchrift:

Franciscae Xav. Princ. a Ligne
nat. Princ. a Liechtenstein
Matri Tener.
In testim. gratitud.
filiae.

Auf den Seitenwänden:

Nata XXVII. Nov. MDCCXXXIX.
Ob. XVII. Maii MDCCCXX.

Das Grabmahl der Gräfin Potocki enthält das Familienwappen nebſt der Deviſe: Scutum apponebat scutis, einen Lorberkranz und die Inſchrift:

Hanc
Aedem aeternae quietis
Carae Consorti suae
Sidoniae
de gente principum de Ligne
X. Dec. MDCCLXXXVII. natae
VIII. Sept. MDCCCVII. sponsae.
XIV. Maii MDCCCXXVIII. denatae.

Franciscus Comes a Potok,
in Zbaraz Brody etc.
Potoki
Modestus erexit.

Unter den wenigen Gräbern, welche dieſer Friedhof noch in ſich ſchließt, ſind noch bemerkenswerth, jene der Frau Caroline Traunwieſer, † **1815**, und des Stephan Ziegler, † **1829**.

Von dem Joſephsberge führt ein angenehmer Weg von einer kleinen halben Stunde durch anmuthige Waldpartien und Wieſengründe auf den benachbarten Leopoldsberg, welcher, außer ſeiner bezaubernden Ausſicht, von der Kaiſer Alexander von Rußland ſagte, nicht um ſein halbes Reich gäbe er dieſen Landſtrich, wenn er ſein eigen wäre, nichts Intereſſantes darbietet. Nach dieſen Waldungen blickt die graue Dachung der ehemaligen Karthäuſen traurig über die Baumwipfel hinab, und erweckt in dem einſamen Wanderer eine trübe, wehmüthige Stimmung, welche wohl mit jener im Einklange ſein mag, die das nachſtehende Gedicht veranlaßte:

Die Karthauſe.

Einſam raget
Die Karthauſe
Traurig blickend
Nach dem Thal,

Horch, die Mönche
Singen eben
D'rinnen wieder
Den Choral.

Denn ein Bruder
Iſt geſchieden,
Legte nieder
Seinen Stab,
Und die Andern
Tragen ſingend
Seine Reſte
Jetzt in's Grab.

Schlaf in Frieden,
Bleicher Bruder,
Haſt errungen
Nun die Ruh',
Ach, mich dünket,
Jene Finſtern
Sängen trauernd:
„Wärſt es Du!“

Joh. N. Vogl.

Urkundliches

über die Gründung des Kamaldulenſerkloſters auf dem Kahlenberge und über die frommen Schenkungen an dasſelbe.

In wörtlicher Übertragung aus dem Lateiniſchen.

Nikolaus Wollsky, Marſchall von Polen und Gründer des dortigen Eremitenkloſters auf dem Argentiner Berge, kann verdienter Weiſe Mitwirker und Vermittler einer ähnlichen Stiftung nächſt Wien in Öſterreich genannt werden, deren Entſtehung in das Jahr 1627 fällt. Da nämlich die aus Italien nach Polen abgeſchickten Mönche vieles Ungemach vor Erreichung des ſo ferne gelegenen Zieles erdulden mußten, ſo dachte man nach, ob es nicht gerathen wäre, ein Kloſter auf dem halben Wege von Italien nach Polen zum Unterſtande der Eremiten zu errichten. Dieſe Idee wurde dem obgenannten Marſchall vertraut und die Überzeugung in ihm hervorgerufen, wie ſehr dem in Polen neu errichteten Orden des heil. Romuald durch die abgeſchnittene Verbindung mit den italieniſchen Brüdern Schaden drohe. Hierauf wendete ſich Nikolaus, vertrauend auf die Frömmigkeit des Kaiſers Ferdinand, mit dem er in freundſchaftlichem Verhältniſſe lebte, an zwei ſeiner Freunde, Hofräthe des Monarchen, nämlich Mathias Arnoldini und Athanaſius Grovger, einem dalmatiniſchen Grafen, und erſuchte ſie brieflich, ſie möchten beim Kaiſer in dieſer Angelegenheit, nämlich wegen Errichtung eines Eremitenkloſters in ſeinem Lande, Fürſprache thun. Demzufolge ſtellten die Räthe dem Kaiſer das muſterhafte Inſtitut der Kamaldulenſer-Eremiten vor Augen, ſprachen von der Verpflanzung derſelben nach Polen, unterlegten ihm die Regeln und Grundzüge der ſchon gebildeten Klöſter (ſie waren das Werk des Eremiten Venantius in Italien) und bewogen Ferdinand, denſelben Eremiten den Eingang in ſein ausgedehntes Gebiet zu erlauben.

Zugleich ſicherte er dem Diodor von Lucca, welcher eben aus Polen zum Hauptkapitel des Ordens gekommen war, die Gründung des Eremitenkloſters zu, und gab ihm Briefe an das erwähnte Kapitel mit, worin er die Abſendung einiger italieniſcher Eremiten verlangte. Die Kapitelvorſteher trugen dem Viſitator Aegid aus Flandern und dem Prior auf dem Argentiner Berge Jordan, einem Baiern, auf, ſich zu Seiner Majeſtät zu verfügen. Sie thaten, wie das Kapitel befohlen, und wurden vom Kaiſer ſelbſt und den obengenannten Räthen zur Wahl eines paſſenden Stiftungsplatzes beauftragt. Die beiden Eremiten wählten, nach ihrem Berichte dd. 10. Juli an die Kapitelvorſteher, den zur Kloſterneuburger Diöceſe gehörigen ſogenannten Schweinsberg. Indeſſen waren die Räthe bemüht, die nöthigen jährlichen Einkünfte zum Unterhalte der Eremiten zu erlangen. In Cöln waren eben die Güter zweier adeliger, des Aufruhrs bezüchtigter, Brüder aus dem Hauſe Struacheda, dem Fiſcus verfallen, im Werthe von 24,000 Silberthaler, nach deutſchem Gelde 36,000 Gulden. Die Räthe brachten nun zu Wege, daß dieſe Summe mittelſt eines kaiſerlichen Reſcriptes der ins Werk geſetzten Stiftung zufalle. Da der Eremit Aegidius, an ſchwerer Krankheit in Polen darnieder liegend, nicht mehr zum Kaiſer zurückzukehren vermochte, ſo trat der zur Würde eines Novizenmeiſters der Eremiten in Rouen aus Polen nach Italien berufene Venetianer Sylvan Boſelli an ſeinen Platz, der, auf des Marſchalls Wollsky Rath, ſich an die mehrbenannten beiden Räthe wendete; dieſe verlangten, daß Sylvan bei der Ausführung dieſes Werkes zugegen ſey. Sylvan entſchuldigte ſich damit, daß ihn die Ordenspflicht zur Abreiſe verhalte; als er aber nach Paſſau kam, woſelbſt er den Ordensobern und den Viſitatoren die ganze Sache eröffnete, trugen ihm dieſe (9. November) ſelbſt auf, nach Öſterreich zurückzueilen und das Geſchäft mit dem Kaiſer abzumachen. Sylvanus trat alſo ſeinen Rückweg an, begleitet von den Genoſſen Conſtant dem Tridenter, Melchior und Bartholomäus Chieppano von Vicenza, und hielt ſich, von dem Abte Gertram albius und den ſchwarzen Benediktiner-Mönchen aufgenommen, einige Zeit in dem Schottenkloſter auf. Dann ging er nach Böhmen, wo der Kaiſer verweilte, wurde ſowohl von dieſem als der Kaiſerin gnädig aufgenommen, und erhielt von ihnen die Schenkung des obgenannten Berges, nachdem der Kaiſer mit den regulirten Prieſtern zu Kloſterneuburg und ihrem Vorſteher D. Andreas Mormillo, denen der Berg gehörte, einen Tauſchvertrag eingegangen hatte. Der Tauſch erfolgte ein Jahr darauf, nämlich 1628, und am 9. April wurde mit Zuſtimmung des päpſtlichen Nuntius und der am 28. April erfolgten des ordinirenden Biſchofs von Paſſau und Straßburg, Leopold II., Erzherzogs von Oſterreich, Herzogs von Burgund, in deſſen Diöceſe der Berg lag, von demſelben Beſitz genommen. Das hohe Kreuz auf der dem Berge zunächſt liegenden Kirche errichtete Sylvanus und trug daſſelbe in Begleitung ſeines Genoſſen Conſtant auch an den zur Gründung des Kloſters beſtimmten Platz; aber die Menge Volkes, welche hier zuſammenſtrömte, nahm das Kreuz, als einen geweihten Gegenſtand, ſtückweiſe hinweg. Bei dieſer Gelegenheit hielt der hochwürdige Abt zu den Schotten, welcher nebſt den Prieſtern und Vorſtehern von Kloſterneuburg bei der heil. Ceremonie äußerſt thätig war, eine Rede an das Volk. Das Privilegium des Kaiſers Ferdinand über die Schenkung des Berges wurde zu Wien am 3. Juli, im 9. Jahre ſeiner römiſchen, im 11. der ungariſchen und im 12. der böhmiſchen Regierung ausgeſtellt. Über den Platz der Gründung, ob nämlich auf der Spitze des Berges, oder an deſſem Fuß, herrſchte große Meinungsverſchiedenheit. Die Meinung des Pat. Sylvan behielt die Oberhand; dieſer zufolge ſollte das Kloſter auf der Mitte des Berges erbaut werden, damit es mehr vor Winden und dem Zudrange des Volkes geſchützt wäre. Unterdeſſen gab Sylvan ſich alle Mühe, das Geld für die dem Fiſcus anheimgefallenen Güter zu erlangen, was er auch glücklich vollführte, nachdem er die geringere Summe mit den Strafgeldern der in Cöln Abzuurtheilenden, in welche Stadt er ſich begab, verſchmolzen hatte. Dabei unterſtützte ihn der

Churfürſt von Baiern, Ferdinand, der ihm auch die Reliquien der heil. Urſula und ihrer Genoſſinnen für die Kirche des neuen Eremitenkloſters ſchenkte. In der Folge erklärte Kaiſer Ferdinand, daß er bei der Grundſteinlegung zugegen ſeyn wolle, wie es auch am St. Laurenztage den 10. Auguſt 1629 feierlichſt geſchah. Der Kaiſer begab ſich mit der erlauchten Gemalin Eleonora Gonzaga, ſeinem Sohne Ferdinand III. Könige von Ungarn und Böhmen, mit Leopold Erzherzog von Öſterreich, mit zwei Erzherzoginnen und einem zahlreichen Fürſtengefolge auf den Berg. Dort ſprach der päpſtliche Nuntius, Joh. Baptiſt Pallota, das Allerheiligſte in ſeinen Händen, die üblichen Gebete und Segnungen über den erſten Stein, wornach Seine Majeſtät der Kaiſer mit Beihilfe des Pater Sylvan denſelben in die dazu beſtimmte Grube legte, und mit der Kelle Mörtel darüber ſtrich. Dieſe fromme Demuth lobte der päpſtliche Nuntius und flehte zu Gott, er möge dem Monarchen zum Heile der Völker noch 50 Regierungsjahre ſchenken. Lächelnd erwiederte der Kaiſer: Ich wünſche nicht, durch ſo lange Zeit von der Anſchauung des Herrn abgehalten zu werden. — Unter den Stein wurde eine Goldmünze mit der Umſchrift gelegt: „Dem ewigen Herrn Jeſu Chriſto, der göttlichen Jungfrau, der Himmelskönigin, dem heil. Joſeph, dem Manne der Jungfrau Maria und Ernährer Gottes, den Heiligen Benedikt und Romuald und ihrem heil. Kamaldulenſer-Orden.“ Auf der andern Seite der Münze las man: „Ferdinand II., der Kaiſer, Eleonora Gonzaga die Kaiſerin, Ferdinand III. König von Ungarn und Böhmen, Leopold Erzherzog, und alle Söhne Ferdinands in chriſtlicher Ergebenheit im Jahre des Herrn 1629 am 10. Auguſt.“ Auf ähnliche Weiſe legte die Kaiſerin den Grundſtein zur Kirche des Krankenhauſes, und beſtrich, nach dem Beiſpiele des Kaiſers, ebenſo wie dieſer zur Grube niederſteigend, denſelben mit Mörtel. Ebenſo war Ferdinand III. bei der Grundlegung des Hoſpiziums beſchäftigt.

Nach Einſegnung der Grundſteine hielt der obengenannte päpſtliche Nuntius ein Hochamt. Zuletzt ging man zur Tafel, bei welcher der Kaiſer, die Kaiſerin und ringsherum die Eremiten ſaßen, die von jenem aus eigener Küche bewirthet, und durch Zutrinken beehrt wurden. Nach Tiſche beſprachen ſich die Majeſtäten mit ihnen auf das Vertraulichſte, beſuchten ihre Zellen, und ruhten ſogar eine Zeitlang auf ihren Strohſäcken. Die übrigen Fürſten verbanden ſich, die Koſten zur Erbauung anderer Zellen zu tragen; der Kaiſer aber gab 1000 Gulden als Almoſen und verordnete gleichzeitig, daß der Berg, anſtatt Schweinsberg, fortan Joſephsberg heißen ſollte. Die confiscirten Güter der beiden Kölner Adeligen wurden mit des Kaiſers Genehmigung von P. Sylvan zum Ankaufe des anſehnlichen Dominiums Prinzendorf am 12. Jänner 1630 verwendet. Auch brachten die Eremiten durch kaiſerliche Milde die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit ſowohl im genannten Dominium, als auch in den nahen Gütern Mauſtrenk und Ebersdorf, für ſich zuwege, nebſt dem Präſentationsrechte für die Pfarrei in Hauskirchen. Mit andern erworbenen Geldern kauften ſie das Gut eines gewiſſen Ottavonio, welches aber zur Zeit der Belagerung Wiens Anno 1683 bis auf den Grund zerſtört wurde.

Im Jahre 1636 wurde das Eremitenkloſter auf dem Joſephsberge zu einem Priorate erhoben, und der erſte mit der entſprechenden Würde bekleidete Eremit war der Mantuaner P. Prosdocimus. Der ſpätere Prior daſelbſt im Jahre 1691, der Eremit Johann Atragarius, lieferte eine ausführliche Geſchichte dieſes Kloſters, und machte auch, auf Anregung des damaligen hochwürdigen Vorſtehers der regulirten Prieſter zum heil. Leopold in der Stadt Kloſterneuburg, den Anfang zum Baue einer neuen Kirche, nach dem noch zu Kaiſer Ferdinands Zeiten üblichen Typus. Am 1. September beſuchte der glorwürdige Kaiſer Leopold I. mit der Kaiſerin, dem Herzoge und der Herzogin von Neuburg, den Eltern der erlauchten Kaiſerin, das Kloſter, hörte daſelbſt die heilige Meſſe, gab 1000 Gulden als Geſchenk, beſprach ſich huldvollſt mit dem Prior und den Eremiten, ermunterte ſie zum Baue der Kirche und ſpeiſte beim [illegible]; doch das Kriegsjahr 1683 verhinderte nicht nur die Ausführung des Baues, sondern fügte den schon bestehenden Gebäuden den empfindlichsten Schaden zu. Die Eremiten mußten bei dieser Gelegenheit den Ort verlassen, wohin sie erst wieder nach dem Entsatze Wiens kehrten. Sie gaben sich alle Mühe, den Schaden gut zu machen und Erweiterungen vorzunehmen, wie am gehörigen Platze erwähnt werden wird.

Wir geben hier eine kurze Notiz über den Josefsberg mit den nahegelegenen Leopoldsberg aus den Sammlungen des Pater [illegible]: —

Der gottesfürchtige und erhabene Kaiser Ferdinand wies für die Gründung und Emporbringung des Eremitenklosters der Kamaldulenser auf dem Kahlenberge, der sonst den Namen Schweinsberg, jetzt Josefsberg bekommen, 1½ Meile von der Haupt- und Residenzstadt Wien gelegenen Berg an, zunächst dem [illegible], heutigen Leopoldsberg, dem einstigen Sitze des Markgrafen Leopold des Heiligen, auf welchem eine von Carl VI. zu Ehren des heil. Leopold, Markgrafen und Schutzpatron von Österreich, erbaute Kirche steht. Dieselbe, obwohl sie von zwei Eigenthümern verlassen ist, wird [illegible] dreimal von den Eremiten des Josefsberges, [illegible] an Sonn- und Feiertagen, dem Herrn das unblutige Opfer dargebracht, für das Wohl des regierenden Erzhauses und zugleich für die [illegible]. Die Gebäude des auf dem Josefsberge gelegenen Eremitenklosters und seine genaue Beschreibung ist aber folgende:

Um bei der Kirche anzufangen, so ist zu bemerken, daß sie, nach der Form anderer Eremitenkirchen, gegen Osten gebaut ist, so daß der auf dem Hochaltare fungirende Priester das Gesicht [illegible]. [illegible] Hochaltare befindet sich ein besonderer Chor für die Eremiten, [illegible] und [illegible] geziert. Vier Capellen bilden die Seiten der Kirche. Die erste, zugleich Loretto-Capelle, ist zu Ehren der heiligsten Jungfrau mit dem der Gottesgebärerin erbauten Altare geweiht, das [illegible] Bildniß der-

[illegible] der andern [illegible] Seite, die [illegible] Capelle [illegible], die [illegible] Capelle der heil. [illegible] [illegible] die Capelle der heil. [illegible], zur Linken die Capelle der heil. [illegible] [illegible] der Kirche [illegible] [illegible] den Altar zu Ehren der heil. [illegible] [illegible] Altar [illegible] Johannes [illegible] zu Ehren der [illegible] Jesu Christi [illegible] der Jungfrau Maria. [illegible]

In den [illegible] der Kirche [illegible] [illegible] Kirche [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Fürsten von Schwarzenberg, Herzog zu Krumau. [illegible] Fürsten Schwarzenberg, Herzog zu Krumau, [illegible]

[illegible]

[illegible] Ferdinand III. [illegible]

„[illegible] Ferdinand III. [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible], als der [illegible] Kirchen Ehren, die Schenkung empfangen, und zugleich den Unterthanen, 30 an der Zahl, das Gelübde der [illegible] und Treue abgenommen. Ehre und Ruhm dem allmächtigen Gott, der ſeligſten Jungfrau Maria, dem heil. Joſeph und allen heiligen [illegible] alles ſey in Ewigkeit. Amen."

Dieß bezeuge ich [illegible] von [illegible], Benedictiner-Ordens, [illegible] Prior des Wiener [illegible].

Im Jahre [illegible] wurde in dem [illegible] abermals auf Betrieb des kaiſerlichen [illegible] Ferdinand II. ein [illegible] errichtet laut folgender Urkunde:

„Ferdinand II. von Gottes Gnaden erwählter römiſcher Kaiſer rc.

[illegible], [illegible], Liebe. Da Wir [illegible] von Euch durch Euern Ordens-Obern, den [illegible] und [illegible] [illegible] Pater [illegible], die [illegible] [illegible] [illegible], daß [illegible] die Errichtung eines [illegible] in dem von uns [illegible] [illegible] nicht [illegible] für nützlich erachtet wurde; ſo [illegible] Wir nicht, daß Ihr dieſen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible] werdet. Damit Ihr aber [illegible] erkennet, wie gnädig Ihr Uns [illegible] werdet, ſo wollen Wir es nicht unternehmen, ohne daß Wir Euch dieſes [illegible] [illegible], das [illegible] [illegible] zu errichten, mit dieſer Urkunde verliehen haben. Denn ſo wie wir aus Euerem und Euerer [illegible] [illegible], womit das Werk zur Erfüllung gebracht wurde, den glücklichen Erfolg und das [illegible] [illegible] erkannt haben; ſo erwarten Wir von dem [illegible] [illegible] nicht nur eine beſſere [illegible] [illegible], ſondern auch die Verbreitung des ganzen Ordens auch in Deutſchland, zur [illegible] [illegible] für Uns und Unſere Unterthanen. Indem Wir alſo Euerer [illegible] gegen uns vertrauen, ſo wünſchen wir, daß Ihr [illegible] und der geſammte Orden dieſe [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und das [illegible] [illegible] [illegible]. Gegeben zu Wien am [illegible] April im [illegible] Jahre des Herrn, Unſerer Reiche, und zwar des Römiſchen im 16., des Ungariſchen im 17., des Böhmiſchen im 18.

Ferdinand m. p.

J. B. Graf Verdenberg.

Auf eigenen Befehl Seiner geheiligten Majeſtät.

Kaſpar Breinſtein.

Vom Jahre 1634 wurden in dem Eremitenkloſter zum heil. Joſeph bei Wien auch folgende Namen mit Sagenwürdigkeiten genannt: Albert Maria von Sicilia aus Paralino, wo ſich damals ein Eremitenverein befand; Leopold von Görz, der nach vollendeten mathematiſchen Studien im Jahre 1680 ſeine Kunſt im Kloſter ausübte; die Johannes Paul und Innocenz Maria, zween Italiener, welche beiläufig zur Zeit, als Sylvan Valeſio ſtrenger Vorſteher und Baſil von Schiera Novizenmeiſter war, die Würde dieſes Kloſters genoſſen. Nach berichten die von Sylvan in ſeinem hohen Alter an alle jene Männer geſchriebenen Briefe, Albert verlangte gänzliche Abſchließung und wollte daß ſeine ganze Lebenszeit hindurch lieber mit Gott als den Menſchen ſich unterhalten. Leopold aber ließ ſich die Heilung ſowohl geiſtiger als körperlicher Übel angelegen ſein. Alle zeichneten ſich durch ihre Tugenden aus, und leuchteten während der neunundvierzigjährigen Zeit ihres Eremitenlebens durch ganz Öſterreich als Muſter, und erwarben dem neuen Kloſter einen vortrefflichen Ruf.

Es beſteht die Sage, daß man im Jahre 1683 zur Zeit der Belagerung Wiens eine weiße Taube von der Höhe des 1½ Stunde von der Stadt entfernten Kamaldulenſerberges niederſchweben und um den Platz herumfliegen geſehen habe, auf dem das chriſtliche Vertheidigungsheer aufgeſtellt war; man hielt dieſe Erſcheinung für die glückliche Vorbedeutung der baldigen Befreiung von den Feinden, welche auch am 12. September erfolgte. Dieß bezeugte der Pater Marcus von Aviano, Mitglied des Capuzinerordens, ein Mann von ausgezeichneter Heiligkeit. Während eben dieſer Belagerung, ſchrieb der Prior des Eremitenkloſters, Lodovicus genannt, habe er niemals um Enthebung von dem beschwerlichen Priorate gebeten, zu dem er bestimmt war; doch sei er um seines Gehorsames willen am Dienstage den 6. Juli nach Wien gekommen. Am folgenden Tage habe man an den Gränzen Ungarns einzelne Feuer und Flammen gesehen, womit das Kriegsheer der Türken die Gegend verwüstete und Dörfer und Festungen niederbrannte; der Plan um Wien herum sei am Donnerstage mit Feuer heimgesucht worden. Daher verbarg der erwähnte Prior ohne Verzug die Schriften, Bücher, heiligen Reliquien und Kirchengegenstände schleunigst unter seiner und einer zweiten Zelle, nahm die Gelder zu sich, das Verzeichniß der Besitzthümer des Klosters sammt den kaiserlichen Privilegien, und floh mit 9 Eremiten nach Linz; da er sich aber auch dort nicht sicher glaubte, wendete er sich seinem Vorsatze gemäß, nach Italien; die übrigen lenkten ihren Marsch nach Baiern oder zerstreuten sich hieher und dorthin. Nach dem Abzuge der Feinde kehrte Prior Cartanius mit den Genossen zurück, und fand die von ihm verborgenen Sachen sammt den beiden Zellen unverletzt, obschon die übrigen Gebäude von den Türken während ihres zweimonatlichen Aufenthaltes niedergebrannt waren, und ungeachtet nach deren Flucht die christlichen Soldaten und selbst die Einwohner die Grundgemäuer und Mauern niedergerissen hatten, um die vergrabenen Gegenstände zu entdecken. Der Tag seiner Rückkehr war der 6. November. Er reinigte sogleich die Zellen und verwendete alle Mühe zur Wiederherstellung des Platzes, wobei ihn auch die Großmuth des Kaisers und anderer Wohlthäter unterstützte.

Der Pater Basilius Bergi erzählt aus dieser Zeit zwei das Eremitenkloster betreffende Merkwürdigkeiten. Die Erste besteht darin, daß, nachdem das Kloster durch mehr als 30 Jahre die Wohlthat einer zum Gebrauche der Eremiten Zellen hinreichenden Quelle entbehrt hatte, obschon man mit vieler Mühe und großem Geldaufwande darauf hingearbeitet, am Festtage der heiligen Maria Schnee eine Quelle zu fließen begann, zu einer Zeit, wo nicht nur die Kirchengemeinde, sondern auch der allerhöchste Hof, viele hohe Personen und andere

Menschen aller Stände aus den entferntesten Gegenden, täglich den Trost und die Wohlthat der Heilung daraus schöpfen. Das Wunder ist um so größer, da die einst von dem heil. Leopold bewohnte erhabene Burg, welche denselben auch schützen gelehrt, nicht weit von der Eremitei entfernt liegt, und doch bis heute von einer ähnlichen Wasserquelle nichts erfahren hat.

Die andere Denkwürdigkeit ist folgende: In demselben Jahre der Belagerung flüchtete Paulinus, einer von den Eremiten, in der äußersten Bedrängniß mit dem Priester Zeleau und seinem echten Bruder Ignaz aus Österreich, zu dem erlauchten Herrscherhause Baierns, und wurde, daselbst gütig aufgenommen, den ihm zum Aufenthalte angewiesenen einsamen Ort Schleißheim, durch seine musterhaften Unterredungen zu nicht geringer Erbauung Aller bereichert und geziert. Noch besteht ein damals gedrucktes italienisches Weihgedicht, gewidmet dem hochgebornen Herrn Grafen Kaunitz, kaiserlichen Gesandten am herzoglich-churfürstlich baierischen Hofe, bei Gelegenheit der Feier des heiligsten Patriarchen und Erzvaters Romuald, wobei auch der erlauchte Churfürst zugegen war. Nach der Feindesvertreibung verließ Paulinus die neue Eremitei Schleißheim und ging nach Wien zurück. Das baierische Kloster aber wurde in eine prächtig ausgedehnte Pflanzschule verwandelt, zur Zierde des königlichen Hauses; auch wurde daselbst ein herrliches Gebäude aufgeführt, und der Convent der Capuziner damit verbunden.

Im Jahre 1691 ward der in ganz Ungarn und bei den Slaven unter dem Namen Zember, Zabor und Sombor bekannte Berg Zobor, etwa eine Stunde von der alten bischöflichen Stadt Neutra entfernt, durch seine gute Bewässerung und seine entzückenden Aussichten einer der angenehmsten Aufenthaltsorte. Schon im Jahre 880 wohnten auf demselben drei fromme und tugendhafte Männer aus Mähren, und errichteten auf Betrieb des heiligen Methodius, Olmützer und des Wichingen Neutraer Bischofes, unter der Regierung des großmächtigen mährischen Königs Zwentepluk ein Kirchlein, und der mächtige König selbst brachte nach seiner Abdankung in dieſer Einſamkeit die glücklichſten Tage zu. Nach ſeinem und der übrigen Eremiten Tode, verfielen der Berg und der geſammte Ort wieder, und dienten Räubern zum Schlupfwinkel, bis zu des heil. Stephan I., Königs von Ungarn Zeiten, der die Anhänger ſowohl des Prager Erzbiſchofs Adalbert, als auch des Romuald, dann der polniſchen Märtyrer und der Schüler der Bekenner Andreas und Benedict Romuald begünſtigte, ſich ihrer annahm und ſie mit Klöſtern beſchenkte z. B. auf dem Berge St. Martin zu Ehren dieſes Heiligen; am Fuße des Eiſengebirges zu Ehren des heil. Benedikt, und endlich auf dem Berge Zobor zu Ehren des heil. Hippolyt. Die in dieſem letztgenannten Kloſter errichtete Eremitengemeinde erneuerten die Polen Andreas und Benedict Zoerard, indem ihnen die Einrichtungen eines Johannes, Benedict, Matthäus, Iſaac, Chriſtinus und Barnabas, insgeſammt aus Polen, zur Richtſchnur dienten. Wie wir ſchon ausführlich berichtet, hörte dann um das Jahr 1616 mit dem Fortſchreiten der Zeit die Verpflanzung der Eremiten auf, und die Güter und Beſitzungen des Zoborer Kloſters fielen dem Schatze der Neutraer Geiſtlichkeit zu. Blaſius Jaklin, der fromme Biſchof von Neutra, wollte, von beſonderer Neigung zu dem Orden der Kamaldulenſer Eremiten geleitet, in ſeiner Dioceſe den ſeit beinahe 70 Jahren verlaſſenen ehrwürdigen Bund von Einſiedlern wieder aufrichten, und beſprach ſich über dieſen ſeinen Plan mit den Kahlenberger Eremiten, welche in dem kaiſerlichen Kloſter zum heil. Joſeph in Wien lebten. In Folge deſſen wurde nach Neutra ein gewiſſer Johannes Felix aus Bononien als Prior der neuen Eremitei ſammt einigen Genoſſen abgeſchickt, um ſowohl den Grund zur Stiftung zu legen, als auch die Geſchäfte der neuen Verpflanzung zu beſorgen. Den erſte, welchen Biſchof Blaſius für ſich gewann, war ſein Neffe Nikolaus Jaklin, Freiherr von Elephant. Am 20. Juni des nächſten Jahres verbanden ſie ſich, in Anerkennung der von Gott empfangenen Wohlthaten und zum Troſte ihrer Seelen in einer eigenen Urkunde, daß ſie die Eremiten des heil. Hippolyt auf dem Berge Zobor für den Beſitz des Kamaldulenſerordens aufrecht erhalten, erweitern und vervollkommnen und überdieß auf gemeinſchaftliche Koſten einen Fond zur Erhaltung von 12 Eremiten gründen wollten, mit dem ausdrücklichen Verſprechen, daß beim Todesfalle Eines Theiles, der Andere, Überlebende, aus ſeinem Vermögen die verſprochene Unterſtützung und von den Gütern des Verſtorbenen einen Antheil zur Befriedigung des Kloſters hergeben würde. Bevor ſie aber die Urkunde unterſchrieben, bat Biſchof Blaſius Seine Majeſtät den Kaiſer Leopold I. um die Erlaubniß zur Gründung des Kloſters und, bis auf Erwerbung anderer Güter, zur Anweiſung der königlichen Abtei Pilſen, als einſtweilige Unterhaltsquelle. Der Kaiſer willigte ein und beſtätigte es mit ſeiner Unterſchrift am 5. September 1691, im 34. Jahre ſeiner römiſchen Reiche, im 37. des ungariſchen und der übrigen, im 36. des böhmiſchen. Auch die Einwilligung des Strigoner Erzbiſchofes, Georg Szechingi, wegen Errichtung des Kloſters erfolgte zu Poſon am 17. December 1691, und wegen der Dotirung der Abtei zu Pilſen am 24. Jänner 1692. Die Kahlenberger Eremiten begrüßten in einer vom Prior Maurus berufenen Kapitelverſammlung dieſe Stiftung und Schenkung mit den lebhafteſten Glückwünſchen. Den Anfang zum Baue machte der Biſchof in dem bedrängnißvollen Jahre des Türkenkrieges, und zu gleicher Zeit, als man Hand an das Werk legte, übernahm er die Güter der Pilſner Abtei zum Unterhalte von 6 Eremiten, bis nach wiedergekehrtem Frieden der hinreichende Ertrag für 12 derſelben hergeſtellt werden konnte. Am 13. Februar 1693 erfolgte der hochgnädige Erlaß der Kirchenverſammlung, womit das Vermögen der Stiftung beſtimmt, und am 16. März die Verordnung des Kardinals Leopold Kollonitz, laut welcher die Abſendung von 6 Eremiten zum Dienſt und zur Pflege des werdenden Kloſters geſtattet wurde. Im folgenden Jahre 1694 am 9. Mai ſandten die Vorſteher des Hauptkapitels zu Corona Glückwünſchungsbriefe an den Biſchof, indem er in ſo ſtürmiſchen Zeiten an dem Baue des Kloſters ununterbrochen arbeitete, und beſtätigten, unter vielen Dankbezeigungen, die Wahl des Johann Felix aus Bononien zum Prior der Zoborer Eremiten. Sie gaben demſelben auch noch einen Caplan aus Mähren zur Seite, welcher der ſlaviſchen Sprache mächtig war und bei Abnahme der Bekenntniſſe und Gelübde aller zum neuen Kloſter Herbeiſtrömenden mitwirken ſollte. Aber unglückſeliger Weiſe wurde im Jahre 1695, jetzt, da alle Umſtände ſo günſtig waren, der fromme Biſchof Blaſius Jacklin nach ſechs Jahren ſeiner Amtsthätigkeit vom Tode weggerafft; doch vergaß er nicht, für den Gegenſtand ſeiner vollen Neigung zu ſorgen, und ſeinen Verwandten teſtamentariſch aufzubieten, das hinterlaſſene Geld zur Fortſetzung des Baues der Eremitei zu verwenden. Aber Nicolaus Jacklin vergaß nach des Biſchofs Tode ſein Verſprechen, und die gleichzeitig mit dem Oheime ausgeſtellte Urkunde, wich vom Vertrage ab, und weigerte ſich, die bedungene Hälfte zu bezahlen. Er wurde vor den Strigoner Erzbiſchof, den Kardinal zum heil. Hieronymus in Illyrien, Leopold Kollonitz gerufen, widerſetzte ſich aber auch da noch hartnäckig, bis er, auf Ermahnung von Seite des Kardinals und des ganzen Conventes, ſich wieder zur Anerkennung ſeines gemachten Verſprechens und zur Fortſetzung des Baues der Eremitei herbeiließ. Doch muß man geſtehen, daß Nicolaus nicht ſehr auf den Vortheil der Kamaldulenſer bedacht war, ſo daß ſie beinahe gezwungen waren, nach Wien zurückzukehren. Nichtsdeſtoweniger verſprach er am Dinſtage nach dem erſten Adventſonntage des Jahres 1695 ſowohl in ſeinem als auch im Namen ſeiner Gattin Judith Gellert für lebenslang alle Jahre 600 fl. zur Fortſetzung des Baues der Eremitei zu zahlen, unter Zuziehung des Neutraer Kapitels und Verpfändung aller ſeiner Güter zu Alſó Elephant. Dieſes Verſprechen ſanctionirte im folgenden J. 1696 am 1. Juli Kaiſer Leopold und unterzeichnete und bekräftigte es mit dem geheimen Siegel, deſſen er ſich als König von Ungarn bediente. Nicht verſchweigen darf man aber, daß dieſe neue Zoborer Eremitei im Anfange durch das unglückliche Schickſal der Rakozianer zu Schaden kam, oft geplündert und durch die verheerenden Züge der Malcontenten beunruhigt wurde. Doch iſt der betriebſame, dem Eifer und der Anſtrengung des Chriſoſtomus Virmeny, ſpäteren Prior des Kloſters, die Entſtehung der meiſten Gebäude in dieſer thränenreichen Zeit und die häufige Einſammlung von Hülfsmitteln zu danken. Auch Ladislaus, Hunyadi's Secretär und Referendar, dann Ladislaus Mathiaſowski, Neutraer Biſchof nach Blaſius Jacklin, waren dabei thätig; doch bleibt die Vollendung des Kloſters und deſſen jahrelange Leitung ein Werk des Erſtgenannten.

Statuten des Camaldulenſer-Ordens.

Vom Dienſte des Herrn und der Pflicht des Gebetes.

Die Mönche haben ſtrengen Nachtdienſt im Oratorium zu halten, wozu die mitternächtige Stunde beſtimmt iſt, und zwar im Winter und Sommer, nur mit dem Unterſchied, daß in letzterer Jahreszeit wegen der Kürze der Nächte weniger Pſalmen und Leſeübungen vorgenommen werden. Jedoch dürfen nie weniger als zwölf Pſalmen geſungen werden. An Sonntagen hat aber überhaupt ein Mehreres zu geſchehen. Darauf folgen die Morgenandachten, welche ebenfalls aus einer gewiſſen Anzahl von Pſalmen beſtehen. Auch wird aus der Apokalypſe geleſen und das Evangelium, die Litaneien u. ſ. w. vorgetragen. Eben ſo ſollen die Feſttage der Heiligen gefeiert werden. — Der Gottesdienſt zur Tageszeit, wird in ſieben Stationen abgehalten, vom Morgen angefangen von drei zu drei Stunden, weil der Prophet geſagt: Septies in die laudem dixi tibi (ſiebenmal des Tages habe ich Dich, o Herr gelobt). Eine gewiſſe Anzahl von Pſalmen iſt auch während des Tages zu ſingen. —

Von den Dechanten des Kloſters.

Bei größerer Anzahl der Mitglieder, ſollen aus ihnen anerkannt fromme Brüder gewählt und zu Dechanten beſtimmt werden, welche über ihre Dechaneien, ganz nach dem Willen Gottes und den Vorſchriften ihres Obern, zu wachen haben. Es ſollen aber nur ſolche gewählt werden, denen der Obere mit Sicherheit ihre Geſchäfte anvertrauen kann, und zwar keinem Range, ſondern dem Verdienſte ihres Wandels und Wiſſens nach. Sollte Einer davon etwa den Tadel des Hochmuthes auf ſich laden, ſoll er Ein-, zwei- und auch dreimal ermahnt, bei Verſtockheit aber abgeſetzt werden, wornach ſeine Stelle durch einen Würdigeren auszufüllen iſt. —

Wie die Mönche ſchlafen ſollen.

Es ſoll Jeder ſeine eigene Liegerſtätte haben. Im Schlafgemache ſoll bis zum Morgen eine Lampe brennen. Die Mönche haben angekleidet und umgürtet zu ſchlafen, jedoch ohne die Meſſer bei ſich zu haben. Auch ſollen ſie immer bereit ſein, ohne Verzug auf ein gegebenes Zeichen zum Dienſte des Herrn mit Würde und Anſtand ſich zu erheben. Wenn zum Dienſte des Herrn geſchritten wird, ſo ſollen ſie ſich gegenſeitig zur Nüchternheit aufmuntern. —

Excommunication der Straffälligen.

Wenn irgend Einer der Brüder durch Ungehorſam, Hochmuth, oder Widerſpenſtigkeit in irgend einem Puncte der heiligen Ordensregel, Nichtachtung gegen die Befehle ſeiner Obern gezeigt, ſo ſoll er nach unſers Herrn Gebot Ein- und Zweimal von den Älteren in aller Stille ermahnt werden. Sollte er kein Gehör geben, ſo mag die Zurechtweiſung öffentlich geſchehen; beſſert ihn auch dieſes nicht, ſo ſoll er excommunicirt werden. In beſonderen Fällen hat auch körperliche Züchtigung einzutreten.

Art und Weiſe der Excommunication.

Nach Maßgabe der Schuld iſt entweder Excommunication oder eine Disciplinarſtrafe zu verhängen, was dem Ermeſſen des Obern anheimzuſtellen iſt. Kleinere Vergehungen ziehen die Ausſchließung vom Tiſche nach ſich. In dieſem Falle dürfen die Sträflinge aber auch weder einen Pſalm, noch eine Antiphon oder eine Übung herſagen. Die Speiſen ſollen ſie erſt nach [illegible] ſpeiſen aller Brüder erhalten und dieſelben Allein zu der von [illegible]eren beſtimmten Zeit verzehren.

Von ſchwereren Strafen.

Hat ſich aber ein Bruder Schwereres zu Schulden kommen laſſen, ſo iſt er vom Tiſche und gleichzeitig von dem Oratorium auszuſchließen. Kein Mitbruder darf ihm Geſellſchaft leiſten und mit ihm ſprechen. Allein ſoll er in Reue das ihm auferlegte **Bußwerk** vollbringen, eingedenk des ſchrecklichen Spruches: „Man übergebe den Leib eines ſolchen dem Satan, damit die Seele gerettet ſei am Tage des Herrn.“

Aufzählung ſchwererer Vergehungen:

1) Gemeinſchaft mit Weibern.

2) Zuflucht zu irgend einem weltlichen oder geiſtlichen Fürſten zur Erlangung einer Würde im Kloſter.

3) Iſt es ein ſchweres Vergehen, wenn Einer durch irgend eine Stadt kommend, ſich nicht zuerſt den aus ſeinem Kloſter etwa Anweſenden vorgeſtellt hat.

4) Wenn ein Prälat aus Habſucht ſeine Mönche zu Feſtlichkeiten, Begräbniſſen ꝛc. außer das Kloſter ſendet.

5) Wenn Einer aus was immer für Gründen Waffen oder weltliche Kleider in ſeiner Zelle hat.

Von denen, welche ohne Erlaubniß des Obern den Excommunicirten ſich anſchließen.

Wenn Einer von den Brüdern ohne höheren Befehl ſich einem Excommunicirten wie immer anſchließt, mit ihm zu ſprechen ſucht, oder demſelben einen Auftrag vollzieht, der verfällt in dieſelbe Strafe.

Von denen, welche ungeachtet wiederholter Zurechtweiſungen, ſich nicht gebeſſert haben.

Wenn ein Bruder, der ſchon häufig zurechtgewieſen und auch ſchon mit Excommunication beſtraft wurde, ſich nicht beſſert, ſo muß zur ſchärferen Züchtigung mit Geißelhieden geſchritten werden. Sollte er auch jetzt noch unverbeſſerlich bleiben und von Hochmuth verblendet ſein Thun vertheidigen wollen, dann hat der Obere zu handeln wie ein weiſer Arzt. Nachdem das letzte noch verſucht worden iſt, nämlich allgemeines Gebet für den Verirrten, wird dieſer ausgeſtoßen aus der Gemeinſchaft nach den Worten des Apoſtels: „Werft das Schlechte von euch."

Wiederaufnahme in das Kloſter.

Wenn ſolch ein Ausgeſtoßener wiederzukehren wünſcht, ſo hat er vor Allem Ablegung ſeines Fehlers zu geloben, um deſſentwillen er fortgewieſen wurde. Sodann wird er im unterſten Range aufgenommen. Auch noch ein drittes Mal kann Wiederaufnahme Statt finden. Dann aber iſt ihm jeder Weg zur Rückkehr abgeſchnitten.

Vom Zellenmeiſter des Kloſters.

Bei der Wahl deſſelben muß auf ein umſichtiges, nüchternes, ſtrenges rechtliches Individuum Rückſicht genommen werden, denn er ſoll der Gemeinſchaft ein Vater ſein. Er ſtehe unter der Aufſicht des Obern und hat Alles zu überwachen. Mit den Brüdern ſoll er freundlich umgehen, und ſelbſt den Fehlenden mit Sanftmuth entgegnen. Die Geräthe des Kloſters und der Kirche ſind ihm zu übergeben; er mag dieſelben behüten, und weder geizig noch verſchwenderiſch damit walten. Die einzelnen Brüdern beſtimmten Almoſen ſoll er dieſen ungeſchmälert und ohne Verzug verabfolgen. Wenn die Zahl der Mitglieder bedeutend iſt, ſo iſt dem Zellenmeiſter ein Honorar zu verabreichen.

Ob die Mönche Etwas beſitzen dürfen.

Die Sucht nach einem eigenthümlichen Gute iſt vor allen andern Laſtern auszurotten. Keiner hat weder zu geben noch zu empfangen; denn er hat nicht einmal ſeinen Leib als ſeines Gut. Dagegen werden die Bedürfniſſe der Brüder von dem Obern befriediget werden. Gemeinſchaftlich ſei jedes Gut, wie geſchrieben ſteht. Übertretung dieſes Gebotes ſoll ſtrenge geahndet werden.

Vom Küchengeſchäfte.

Dieſes ſoll von allen Brüdern abwechſelnd betrieben werden. Selbſt der Zellenmeiſter iſt nur dann von demſelben befreit, wenn ihm Wichtigeres zu thun obliegt, oder der Stand der Corporation ſehr zahlreich iſt. Alle Samſtage hat derſelbe die Waſchungen zu beſorgen, wobei er ſich ſelbſt und den Andern die Füße reinigen muß. Der Austretende hat immer dem jeweilig nachfolgenden Zellenmeiſter die Geſchirre und Geräthſchaften rein zu übergeben, damit er wiſſe, was vorhanden iſt. Die während einer Woche Beſchäftigten erhalten noch eine kleine Zugabe an Brot ꝛc., damit ſie bei der ſchwereren Arbeit unverdroſſen ausdauern. Beim Eintritte in den wöchentlichen Dienſt haben ſie nach der Frühmette andächtig zu beten. Beim Austritte ſollen ſie die Worte ſagen: „Geprieſen ſeieſt Du Gott Herr, der Du mir beigeſtanden haſt.“ Der Eintretende ſoll die Worte: „Eile mich zu ſtärken, o Herr!“ dreimal wiederholen.

Von den Kranken.

Denſelben ſind Bäder nach Bedürfniß zu gewähren und der Genuß des Fleiſches zugeſtanden. Der Obere ſoll beſondere Sorge für ſie tragen.

Vom wöchentlichen Vorleſer.

Damit die Brüder während des Speiſens den Genuß der Lectüre haben, ſo ſoll auch ein Vorleſer erwählt werden und zwar von Woche zu Woche. Er beginnt ſein Amt mit den Worten: „Herr, öffne meine Lippen und mein Mund wird dein Lob verkünden!“ dann lieſt er. Während dem hat das tiefſte Schweigen zu herrſchen. Die Bedürfniſſe bei Tiſche haben ſich die Brüder ſtille zuzureichen. Sollte es noth thun, ſo iſt mit einer Glocke als mit einem Zungenlaute aufmerkſam zu machen. Indeſſen braucht der Vorleſer nicht im nüchternen Zuſtand ſein Geſchäft zu verrichten.

Vom Maße der Speiſen.

Zwei Schüſſeln ſind dem Bedürfniſſe der Brüder hinreichend, etwa noch eine dritte mit Obſt oder Hülſenfrüchten. Auf jeden Tag hat ein Pfund Brot zu kommen, welches in drei Theile getheilt, zum Morgenimbiſſe, zum Mittagsmahle und Abendeſſen hinreichen muß. Nach Maßgabe einer vorhergegangenen Arbeit kann nach Gutdünken des Obern auch mehr gereicht werden. Vor Allem aber iſt der Völlerei entgegenzuſtreben. Den Knaben iſt ein kleineres Maß zu geben, der Genuß des Fleiſches iſt durchaus verpönt.

Vom Getränke.

Ein halber Schoppen Wein wird jedem Bruder ohne Anſtand verabreicht. Sollte Einer freiwillig dem Genuße desſelben entſagen, ſo ſei er überzeugt, ein beſonderes Verdienſt zu haben. Nach Umſtänden aber und wenn die erforderliche Menge Weins nicht vorräthig ſein ſollte, haben die Brüder in Geduld es zu tragen.

Wann der Morgenimbiß einzunehmen.

Von Oſtern bis Pfingſten um die ſechſte Stunde. Von Pfingſten aber, während des ganzen Sommers ſollen die Brüder bis zur neunten Stunde nüchtern bleiben. Andere Beſtimmungen in dieſer Hinſicht bleiben dem Ermeſſen des Obern anheimgeſtellt.

Nach dem Completorium

hat das tiefſte Stillſchweigen unter den Brüdern zu herrſchen.

Von der Genugthuung der Excommunicirten.

Die wegen Vergehungen aus dem Oratorium und vom Tiſche Gewieſenen, haben beim Gottesdienſte vor dem Eingange im Oratorium ſtillſchweigend, auf die Erde hingeworfen, zu verweilen. So muß er zu den Füßen des vorüberſchreitenden Obern und aller Brüder, beten und flehen, daß ſie für ihn bitten. Auf Befehl des Abtes wird er nach vollbrachter Buße wieder zum Chore zugelaſſen, und auch dann hat er während des Gottesdienſtes auf ſeinem Platze ſich niederzuwerfen, bis der Obere ihm das gänzliche Ende ſeiner Genugthuung ankündiget.

Von leichteren Vergehungen.

Wer bei irgend einer Arbeit, in der Küche, in der Zelle, im Garten ꝛc. bei irgend einer Hantirung etwas zerbricht, verliert oder in Andern die Schranken der Ordnung verletzt, und ſich nicht alsbald vor dem Oberen und der Gemeinſchaft entſchuldiget, verfällt in Strafe.

Von der Händearbeit.

Müßiggang iſt der Feind der Seele. Daher iſt eine gewiſſe Zeit des Tages mit Händearbeit, nebſt den geiſtlichen Übungen auszufüllen, und zwar von Oſtern bis Anfangs October drey Stunden des Morgens, dann folgt eine zweiſtündige Andacht. Nach Tiſche Leſeübungen und dann wieder Händearbeit bis Abends. Sollte daher die Oertlichkeit oder die Armuth des Ordens die Brüder zur eigenhändigen Einſammlung der Feldfrüchte nöthigen, ſo haben ſie ſich ohne Unwillen zu unterziehen; nach dem Beiſpiele der Apoſtel.

Wie die 40tägige Faſten zu halten.

Beſonders ſtrenge in Gebeten und Kaſteiungen.

Von Brüdern, welche länge[illegible] Zeit durch Arbeit oder eine Reiſe vom Kloſter f[illegible] gehalten werden

Solche mögen an jenen Orten, wo ſie verweilen, die im Kloſter zum Gottesdienſte beſtimmte Zeit feiern und in Gottesfurcht ihre Kniee beugen.

Von Brüdern, welche ſich nicht weit vom Kloſter entfernen.

Wenn Brüder nur einer kurzen Bothſchaft willen aus dem Kloſter gehen und noch am ſelben Tage zurückzukehren hoffen, ſo haben ſie ſich nicht länger außen aufzuhalten, ſelbſt wenn ſie von Jemanden aufgefordert würden. Wer ohne Auftrag des Obern dieſes Geboth überſchreitet, verfällt in die Strafe der Excommunication.

Vom Oratorium.

Das Oratorium iſt nur zu Bethübungen beſtimmt. Es hat daher in demſelben das tiefſte Stillſchweigen und die größte Demuth zu herrſchen. Sollte Einer der Brüder nach vollendeter Andacht noch insgeheim dieſelbe fortſetzen wollen, ſo iſt er von den Anderen unbeirrt zu laſſen. Jedoch darf er nicht mit lauter Stimme bethen. Widrigenfalls er nicht allein im Oratorium verbleiben dürfte.

Von Aufnahme der Fremden.

Alle Fremden ſollen in Chriſto aufgenommen werden, der da einſt ſprechen wird: „Ich war ein Fremder und ihr habt mich aufgenommen.“ Allen iſt die gebührende Ehre zu erweiſen. Wenn alſo ein Fremder gemeldet wird, ſoll ihm der Prior oder einige Brüder liebevoll entgegeneilen. Nach vorausgeſchickten Gebeten ſoll ihm dann der Friedenskuß gegeben werden. Die ſo eingeführten Gäſte ſind ins Oratorium zu geleiten, wo der Prior an ihrer Seite Platz zu nehmen hat. Nun werden ihnen Gottes Gebote zur Erbauung vorgeleſen und nach Vollendung dieſer Feierlichkeit beſchäftigt man ſich mit aller Aufopferung zu ihrem Vergnügen. Es ſteht in der Macht des Priors des Fremden wegen einen eben einfallenden Faſttag aufzuheben, wenn er nicht einer von den heiligſten iſt. Dieſer Gebrauch erſtreckt ſich aber nicht auf die Brüder. Der Obere hat den Gäſten Waſſer zu reichen und die Füße zu waſchen, was auch die ganze Gemeinſchaft zu thun ſchuldig iſt. Arme Wanderer ſind beſonders zu bedenken.

Da das Kloſter faſt niemals frei von Gäſten iſt, ſo muß in der Küche darauf Rückſicht genommen werden, und es ſind alljährlich zwei Brüder zur außerordentlichen Aushilfe in ſelber zu verwenden. In keinem Falle aber dürfen die Gäſte unmittelbar mit den Brüdern verkehren.

Ob ein Mönch Briefe empfangen darf.

Weder von ſeinen Verwandten, noch von Jemanden Andern ſoll ein Mönch Briefe annehmen, es ſei denn früher dem Obern gemeldet worden, in deſſen Macht es ſteht die Annahme zu geſtatten oder nicht. Zeichen des Unwillens gegen ſeine Verfügung wird als Diſciplinar-Vergehen beſtraft.

Kleidung der Brüder.

Die Kleidung hat ſich nach dem Klima zu richten, wo ſich die Mönche aufhalten. Für die des niederen Ranges genüge eine Tunica. Auch ein Hut zum Schutze bei der Arbeit. Als Fußbekleidung haben Sandalen zu gelten. Daß die Kleidung den Individuen anpaſſend ſei, wird der Obere überwachen. Beim Empfang eines neuen Kleidungsſtückes, iſt das alte immer abzugeben und bleibt für die Armen aufbewahrt. Der Mönch benöthiget zwei Tuniken wegen des Wechſels und damit er ſich dieſelben ſelbſt waſchen könne. Mehr aber iſt Überfluß und wird nicht geſtattet. Auch von der Fußbekleidung gilt der Austauſch der alten Stücke gegen neue.

Die Kleidung muß durchaus von weißer Farbe ſein und es iſt keinem erlaubt eine andere Farbe zu tragen unter Verluſt ſeines activen und paſſiven Stimmrechtes durch 2 Jahre. Was die Geſtalt der Tunica anbelangt, ſo hat dieſe voran bis zum Fußgelenke, rückwärts aber bis faſt auf die Erde zu reichen, ſie muß ſehr wenig gefaltet ſeyn und um den Hals ſchließen. Die Ärmel derſelben müſſen bis an die äußerſte Spitze der Finger reichen, und ihre Weite muß ſo beſchaffen ſein, daß er zwei Dolche darunter tragen kann. Vor Allem aber iſt darauf zu ſehen, daß überflüſſiger Prunk an der mönchiſchen Kleidung vermieden werde. Der ganze Anzug iſt nur mit Tuchenden zuſammenzuhalten. Auch ſind dieſe Kleider den Mönchen in Natur und nicht im Gelde zu verabreichen.

Zu den Lagerſtätten derſelben ſind ebenfalls nur einfache Materialien zu nehmen. Eine Matte, Decke und Kopfunterlage. Der Obere hat fleißig nachzuſehen, damit ſich nicht andere Artikel einſchleichen.

Vom Tiſche des Oberen.

Wenn ſich Fremde im Kloſter aufhalten, ſo ſoll der Obere mit ihnen allein ſpeiſen. Iſt dieß nicht der Fall, ſo hat derſelbe immer ſo viel als möglich in Gemeinſchaft mit den Brüdern zu Tiſche zu ſein. Denn die Erfahrung zeigt, daß in Gegenwart eines Vorgeſetzten die Verrichtungen im Kloſter mit mehr Präciſion vor ſich gehen.

Von den Handwerkern im Kloſter.

Die Handwerker, welche ſich im Kloſter aufhalten, haben in Demuth und Unterwürfigkeit die von ihrem Oberen anbefohlenen Arbeiten zu verrichten. Sollte Einer derſelben durch Betrachtung ſeiner Geſchicklichkeit zum Hochmuthe verleitet werden, ſo iſt er von ſeinem Handwerke zu entfernen. Vor Allem aber iſt darauf zu ſehen, daß beim Verkaufe angefertigter Sachen kein Betrug unterlaufe, und die klöſterlichen Handwerker in der Regel ihre Waaren billiger als die weltlichen feilbieten. Auch ſoll ſtrenge verboten werden, daß derlei Handwerker außer das Kloſter in weltliche Häuſer gehen, um dort zu arbeiten oder ihre Werke an Mann zu bringen. Im Falle ſie aber, bei vorausgegangener Erlaubniß, einen Kaufhandel abgeſchloſſen, ſo müſſen ſie den Erlös dem Prälaten übergeben, der ihnen dagegen die nöthigen Handwerkszeuge fort und fort verabreiche.

Von der Aufnahme ins Kloſter.

Wenn Jemand die Aufnahme ins Kloſter erſtrebt, ſo iſt ihm dieſelbe ſo viel als möglich zu erſchweren. Wenn er zur Pforte kommt und den Einlaß verlangt, ſo ſoll man ihn auf verſchiedene Weiſe verunglimpfen und vier oder fünf Tage warten laſſen. Kann er dieß geduldig ertragen und beſteht er dennoch auf den Einlaß, ſo ſoll man ihn in die Fremdenzelle aufnehmen, und nach einigen Tagen in das Novizengemach. Dann wird Einer von den Ältern an ihn abgeſchickt, der ihm mit lebhaften Farben das Beſchwerliche des zu Gott führenden Pfades vor Augen ſtellt. Verſpricht er, Allem ſtandhaft ſich zu unterwerfen, ſo wird ihm nach zwei Monaten die Ordensregel vorgeleſen. Hat er dieſe vernommen und ſeinen Sinn nicht geändert, ſo wird ihm wieder nach 6 Monaten dieſelbe vorgeleſen und zum dritten Male nach einem neuerlichen Zeitraume von 4 Monaten. Jetzt iſt er zur Aufnahme geeignet.

Das Ordensgelübde ſonach hat er im Oratorium vor Allen abzulegen. Er beſchwört es bei den Namen aller Heiligen, deren Überbleibſel daſelbſt vorhanden ſind. Dieſe Formel hat er ſelbſt oder durch die Hand eines Anderen niederzuſchreiben, und auf den Altar zu legen, mit den Worten: „Nimm mich auf, o Herr, nach deinem Worte, zum Leben, und mache meine Hoffnung nicht zu Schanden.“ Dieſen Satz hat die ganze Gemeinde dreimal zu wiederholen, und mit dem Gloria zu verbinden. Dann wirft ſich der Novize zu den Füßen jedes Einzelnen und fleht ihn an, für ihn zu beten. Und von dieſem Augenblicke an gehört er in die Gemeinſchaft. Hat er ein Eigenthum, ſo muß er es alsogleich dem Kloſter übergeben, denn von nun an iſt er nicht einmal Herr ſeines Körpers mehr. Seine bisherigen Kleider ſollen ihm ausgezogen und mit klöſterlichen vertauſcht werden. Jene werden beſonders aufbewahrt, damit man ſie, dem etwa ſpäter Ausgeſtoßenen, zurückgeben könne. Auch die oberwähnte Formel bleibt im Kloſter aufbewahrt.

Das Gelübde lautet ſo:

Ich Bruder N. von N. gelobe Beharrlichkeit, Sittenreinheit und Gehorſam gegen die Regel des heiligen Benedict und die Statuten des Camaldulenſer-Ordens zu St. Eremi und zum heiligen Romualdus, vor Gott und ſeinen Heiligen in Gegenwart des hochwürdigen Paters N. von N., Oberen dieſes Kloſters und im Beiſein der übrigen Brüder. Im Jahre des Herrn ꝛc.

Wenn Vornehme oder Arme ihre Kinder ins Kloſter geben wollen.

Wenn etwa ein Adeliger ſeinen Sohn dem Kloſterleben widmen ſoll, ſo haben im Falle der Minderjährigkeit desſelben, die Eltern das Gelübde abzulegen. In Hinſicht ſeiner Güter müſſen dieſe verſprechen, daß ſie ihm von Niemanden Etwas zukommen laſſen werden. Jedoch ſteht es ihnen frei, dem Kloſter eine Schenkung, mit Vorbehalt des Fruchtgenuſſes, zu machen.

Dasſelbe gilt von den Armen. Dieſe haben ganz einfach das Gelübde abzulegen und ihren Sohn vor Zeugen zu übergeben.

Von der Rangordnung der Gemeindeglieder.

Die Rangordnung im Kloſter iſt nach der Aufnahmszeit oder dem Verdienſte oder auch nach einer Beſtimmung der Oberen ſo zu beobachten: Nach dieſer Ordnung haben daher die Brüder im Oratorium, bei der Communion u. ſ. w. zu erſcheinen. Das Alter ſoll hierin keinen Vorzug gewähren, denn Samuel und Daniel haben ſchon als Knaben Richterſtelle vertreten. Nach der Zeit der Aufnahme werden die Brüder ſo geordnet, daß z. B. jener, welcher um die zweite Tagſtunde das Kloſter betreten, hinter dem zu reihen iſt, welcher um die erſte Stunde dahingelangte, ohne Unterſchied des Alters und Standes.

Es haben ſich Alle gegenſeitig zu achten und zu lieben. Wo immer ſich zwei Brüder begegnen, hat der Jüngere im Range vom Älteren die Ertheilung des Segens zu erbitten — wenn ein Älterer vorüber ſchreitet, hat der Jüngere aufzuſtehen, ihm ſeinen Platz anzubieten und ſich nicht eher wieder niederzulaſſen, als bis dieſer es ihm erlaubt.

Den Würden nach iſt der Rang folgender: Prälat, Prior oder Subprior, Dechant, Novizenmeiſter.

Die Prälaten unter ſich haben den Rang nach der Ordnung der Klöſter. Halten ſich mehrere Prälaten in einem Kloſter auf, ſo hat der Local-Prälat (praelatus domus) den erſten Rang.

Die Titular-Prälaten haben in einem und demſelben Kloſter ihre Stelle nach dem Abte und Prior einzunehmen. Die Vicare kommen nach dem General-Vorſteher und vor den Viſitatoren. Sollten aber an Einem Orte alle vier Vicare zugegen ſein, ſo iſt die Rangordnung ſo zu beſtimmen: der General-Vorſteher, der Vicar in dieſer Provinz, die Viſitatoren und zuletzt die drei übrigen Vicare nach dem Range ihrer Provinzen.

Von der Prälatenwahl.

Da es ſich öfter ereignet, daß bei derlei Wahlen ärgerliche Auftritte Statt finden, ſo ſind dieſe einzig und allein dem Ermeſſen des Oberen anheimzuſtellen. Wo möglich ſollen dem jeweiligen Vorgeſetzten Dechante beigegeben werden, damit bei einer ſolchen Vertheilung der Geſchäfte, Keiner vom Hochmuthe verleitet werde, ſich über die übrigen zu erheben.

Sollte ein ſo Gewählter durch ſein Betragen nicht entſprechen, ſo hat man ihn viermal zu ermahnen, dann der Disciplinarſtrafe zu unterziehen, und im ſchlimmſten Falle ſeiner Würde zu entſetzen. Nachdem er abgeſetzt iſt, kann er auch gänzlich aus dem Kloſter entfernt werden.

Von den Thorwärtern des Kloſters.

Zur Kloſterpforte ſoll ein verſtändiger, bejahrter Mann aufgeſtellt werden, der mündliche Poſten geſchickt übernehmen und ausrichten kann. Seine Zelle ſoll ſich am Thore ſelbſt befinden, daß er immer zur Hand ſei. Sobald jemand an die Pforte geklopft oder ein Armer ihn aufgerufen hat, ſoll er ein Deo gratias erwiedern oder den Segen ertheilen. Wenn der Pförtner gebrechlich iſt, ſoll ihm ein jüngerer Bruder an die Seite gegeben werden.

Übrigens iſt das Kloſter mit Allem Nöthigen, als Waſſer-Mühlwerken, Gärten, Fiſchweihern u. ſ. w. zu verſehen, damit die Mönche nicht nöthig haben, auswärts herumzuſchweifen, was dem Seelenheile zuwider iſt.

Von Brüdern, welche auf Reiſen geſchickt werden.

Für ſolche iſt bei der Abreiſe, während ihres Fernſeins vom Kloſter und bei der Zurückkunft zu beten.

Wenn von einem Bruder Unbilliges verlangt wird.

Wenn einem Bruder vom Vorgeſetzten eine zu harte Arbeit oder ſonſt etwas Unbilliges aufgebürdet wird, ſo hat zwar jener es in Demuth hinzunehmen. Sollte das Begehren aber das Maß ſeiner Kräfte durchaus überſchreiten, ſo mag er in Geduld und bei günſtiger Gelegenheit ſeinem Obern die Sache vortragen und die Entſcheidung ruhig abwarten.

Von gegenſeitiger Vertretung.

Es iſt ſehr darüber zu wachen, daß bei vorkommender Gelegenheit nicht Einer den Andern vertheidigen wolle, obgleich ſie alle durch das Band der innigſten Freundſchaft verbunden ſind. Es könnten die größten Ärgerniſſe daraus entſtehen.

Von gegenſeitigem Gehorſam.

Nicht nur dem Obern haben die Brüder ſtrengen Gehorſam, ſondern auch ſich ſelbſt wechſelſeitig zu bezeigen, denn durch Gehorchen gehe der Weg zu Gott. Ein Bruder, welcher den Oberen oder einen Ältern wie immer beleidigt, hat ſich ohne Verzug demſelben zu Füßen zu werfen und ſo lange in dieſer Stellung zu verbleiben, bis er durch Gebete die Gemüthsbewegung des Beleidigten wieder beſänftigt hat.

Von den Würden überhaupt.

Von der Wahl des Conventualen.

Fünfzehn oder zwanzig Tage vor dem Wahlacte haben alle Prälaten, welche wenigſtens 10 wirkliche Mönche unter ihrer Leitung haben, die Stimmfähigen zu ſich zu berufen und ihnen die ordnungsmäßige Wahl des Conventualen an's Herz zu legen. An Wahltagen ſelbſt werden, nach vorausgeſchickter Kirchenfeierlichkeit, in eine Vaſe ſo viele Zettel, als Mönche vorhanden ſind, gelegt. Dann zieht ein jüngerer Bruder und Einer aus dem Rathe der Älteren einen Zettel aus der Vaſe; worauf diejenigen, deren Namen darauf geſchrieben ſtehen, alſogleich vor dem Prälaten niederzuknien haben. Dann werden von Allen in ein Säckchen ſo viele Zettel gelegt, als Prieſter im Kloſter zugegen ſind und ihre Namen darauf verzeichnet. In ein anderes Säckchen werden eben ſo viele unbeſchriebene Zettel gelegt, mit Ausnahme von zweien oder dreien, nach der Zahl der Mönche. Auf dieſe muß ein Kreuz gezeichnet werden. Dieſe Zettel müſſen ſo zuſammengelegt ſein, daß ſie nicht geleſen werden können. Hierauf zieht ein durch das Los beſtimmter jüngerer Bruder einzeln die mit Namen verſehenen Zettel, und ein Anderer die unbeſchriebenen. Zuletzt, wenn ſchon Alle gezogen ſind, werden die zwei oder drei mit Kreuzen verſehenen Zettel noch einmal abgeſondert in ein Säckchen gegeben, wohl vermiſcht und wieder einer gezogen. Weſſen Namen nach dieſem letzten Acte erſcheint, iſt als Conventual zu begrüßen.

Was die Prälaten dem Capitel zu ſteuern haben.

Wenn die Zeit zur Abhaltung eines Capitels herannaht, haben die Prälaten mit ihren Conventualen, bei Verluſt ihrer activen und paſſiven Stimme, bei der Definitorenwahl zu erſcheinen, und dahin den Ausweis der Einkünfte und Ausgaben ihrer Klöſter zu bringen.

Sie ſollen von den Einkünften unter Verhaltung ſchwerer Strafen ein Procent zur Verfügung des Kloſters ſtellen.

Nach Erlag dieſes Procentes hat jeder Prälat ſodann eine von wenigſtens zwei Älteren ſeines Kloſters und vom Pater Vicar der Provinz unterſchriebene Beſtätigung vorzuweiſen, daß er in die Kloſtercaſſe den 15. Theil ſeiner Einkünfte gelegt, und die von ſeinem Vorgänger überkommenen Gelder unangetaſtet bewahrt habe. Dieſe Beſtätigung iſt aber ſorgfältig zu controlliren.

Endlich haben die Prälaten auch Verzeichniſſe der Schuldner und Gläubiger ihrer Klöſter dem Capitel vorzulegen.

Von der Enthebung des General-Vorſtehers und anderer Prälaten von ihren Würden.

Nachdem die Prälaten ſich der vorerwähnten Controlle unterworfen, welche am Samſtage Statt zu finden hat, ſoll am darauffolgenden Sonntage der hochwürdige General-Caplan eine Meſſe zur Ehre des heil. Geiſtes halten. Bei derſelben iſt jeder gezierte Geſang ſtrenge verboten; er ſoll einfach und kräftig geſungen werden. An dieſem Tage haben auch die Prieſter beſondere Meſſen dem heil. Geiſte aufzuopfern.

Nach Tiſche verhandeln ſie das übrige unter ſich im Capitel, woſelbſt verſchiedene Gebete verrichtet werden. Und nun folgt die Abſolution. Die Prälaten nämlich erheben ſich von ihren Sitzen, werfen ſich in Demuth zur Erde und legen in die Hände der hochwürdigen Viſitatoren die Bekenntniß ihrer Sünden. Auch kann ein Prälat im Namen aller übrigen dieß thun, und gleichzeitig um

Enthebung von ihren Würden bitten. Nach geſchehener Abſolution und Auferlegung einiger Bußwerke begeben ſich die Prälaten wieder auf ihre Sitze.

Von der Wahl der Inquiſitoren.

Von denſelben werden drei durch Stimmenmehrheit gewählt. Die Vota ſind dem hochw. General-Vorſteher in das Ohr zu ſagen, und dieſer wird die betreffenden Namen auf einen Zettel ſchreiben. Sollte nach der erſten Abſtimmung keiner der Vorgeſchlagenen für tauglich befunden werden, ſo ſoll man zu einer neuerlichen Wahl ſchreiten. Den Gewählten hat der Vorſteher die Wichtigkeit ſeines Berufes vor Augen zu ſtellen.

Nach dieſem Acte werden in eigens bereiteten Vaſen ſo viele Zettel gethan, als ihres Amtes enthobene Prälaten ſich vorfinden, und ihre Namen darauf geſchrieben. In eine andere Vaſe werden Zettel mit den Namen der vorhandenen Conventualen gelegt.

Dieß die Vorbereitungen zur Wahl der Definitoren.

Wahl und Wirkungskreis der Deffinitoren.

Jeder Stimmfähige bekommt ſo viele weiße und ſchwarze Täfelchen, als man zur Wahl nöthig erachtet. Hierauf geht der erſte Inquiſitor mit einem Säckchen von dem einen zum andern, und ſammelt unter dem beſtändigen Ausrufen: „Pater N. wird Euch zum Definitor vorgeſchlagen, iſt er genehm?“ — die Stimmen ab. — Sodann geht der zweite Inquiſitor ebenfalls mit einem Säckchen herum und ſammelt die Stimmen für den von ihm aufgerufenen Prälaten. Eben ſo der dritte Inquiſitor. Und ſo fangen ſie wieder von vorne an, bis alle Säckchen mit den Namen der Prälaten eingeſammelt ſind. Nun werden ſie wohl verwahrt in die Vaſe gelegt. Mit denen für die Conventualen wird daſſelbe gethan. Nach dieſem Vorgange bleiben die Inquiſitoren allein im Capitel, öffnen die Säckchen mit den Namen der Prälaten und zählen die ſchwarzen Stimmen. Jene 6, deren Anzahl ſchwarzer Täfelchen die Hälfte der Stimmen überſteigt, werden nach ihrem Range abgeſondert notirt mit der Überſchrift: Prälaten-Definitoren. Die 6 ebenſo beſtimmten Conventualen bekommen die Überſchrift: Conventualen-Definitoren.

Zuletzt werden aus allen dieſen Stimmen nur zwei gewählt und unter dieſen entſcheidet der Rang.

Das Amt der Definitoren beſteht in folgendem: Sie haben die im Capitel nothwendigen Anordnungen zu treffen. — In dieſer Zeit vertreten ſie die ganze Gemeinſchaft. — Ihre im Capitel gemachten Entſcheidungen müſſen von allen Prälaten und allen Brüdern des Kloſters ohne Ausnahme angenommen und beachtet werden.

Präſidirende Definitores, Ökonomie-Verwalter, Schreiber, Thürſteher, u. ſ. w.

Unmittelbar nach der Wahl der Definitoren ſoll Einer aus dem Gremium zum Haupte der Definitoren gewählt werden. Gewöhnlich iſt es der Vorgänger des General-Caplans. Sodann ſoll zur Wahl zweier Verwalter, eines geiſtlichen und zeitlichen, geſchritten werden. Der erſtere hat die genaue Verrichtung der gottesdienſtlichen Gebräuche anzuordnen und zu überwachen — er hat zu beſtimmen, wer täglich Meſſen zu leſen und wer zu miniſtriren hat — er muß die Brüder zum fleißigen Beſuche des Chores anhalten und auch die Speiſe- und Erholungsſtunden feſtſetzen. Der zeitliche hat für den leiblichen Unterhalt des Capitels zu ſorgen.

Ferner ſoll ein Schreiber gewählt werden, nicht ſehr hochgelehrt, aber treu, klug und verſchwiegen. Er hat alle vorkommenden ſchriftlichen Geſchäfte des Kloſters zu beſorgen, und die von ihm ausgeſtellten Documente ſollen die Gültigkeit öffentlicher oder notariſchabgefaßter Urkunden haben. Er iſt aus der Zahl der Prälaten oder Conventualen zu ernennen.

Seine vorzüglichſten Verrichtungen ſind: Die an das Capitel geſchickten Briefe in Gegenwart der Definitoren zu leſen und die wichtigeren Puncte beſonders zu bemerken.

Die Verordnungen und Statuten der Obern zu regiſtriren.

Dankſagungsſchreiben an die Wohlthäter des Kloſters auszufertigen.

Kaufverträge aufzuſetzen und zu unterzeichnen.

Sollte es nothwendig ſein, ſo iſt ihm ein Gehülfe beizugeben.

Auch ſind, in derſelben Sitzung, drei Thürſteher zu wählen, welche vor den Thüren der Definitoren zu wachen haben.

Endlich ſollen noch 6 Tafeldiener, ein Vorleſer, und zur Controllirung der berechneten Ein- und Ausgaben des Kloſters drei Buchhalter aufgeſtellt werden.

Die Prälaten und Conventualen müſſen über den Zuſtand und die Verwaltung ihrer Klöſter den verſammelten Vätern ſtrenge Rechenſchaft ablegen, wobei zu bemerken iſt, daß derjenige Definitor, welcher mit dem zu Examinirenden in irgend einem Grad verwandt iſt, die Verſammlung verlaſſen muß.

Nachdem die Hauptgeſchäfte abgethan, ſollen in nachfolgenden Sitzungstagen die Definitoren den etwa an ſie geſendeten Botſchaftern Audienz geben, auch den übrigen Mönchen und ſelbſt weltlichen Perſonen, wobei der Schreiber das Protokoll aufzunehmen hat. Doch ſollen ſie deßwegen an dieſen Tagen die heilige Meſſe nicht verſäumen, es müßte denn die Maſſe der Geſchäfte zu groß ſein, wo ſie aber dann wenigſtens das Verlangen nach dem heiligen Amte äußern mögen. An demſelben Tage nach der Meſſe ſoll über verſchiedene Verwaltungs- und Disciplinargegenſtände verhandelt werden. Was die über einzelne verhängte Strafen betrifft, ſo wird von den Vätern beſtimmt, daß jene weder von dem Definitor noch einem Andern zum Theile oder ganz nachgelaſſen werden dürfen.

Von Taxen und Beſteurungen.

Die Bemeſſung dieſer Taxen ſoll nicht willkürlich geſchehen, ſondern nach dem Verhältniſſe der Einnahmen und Ausgaben eines Kloſters eingetheilt werden. Gewöhnlich beſtehen ſie den 6. Theil des ganzen Vermögens. Die Ablieferung der Taxen iſt von den Prälaten gewiſſenhaft zu beobachten und dieſer ſoll, widrigenfalls er ein Säumiger, ſeiner Prälatur enthoben werden.

Wahl des Generalvorſtehers.

Dieſelbe liegt in den Händen der Definitoren, welche den erſten Antrag zu machen haben. Die Namen der in Vorſchlag gebrachten ſind wie bei den früheren Wahlen auf eigene Zettel zu ſchreiben und in eine Vaſe zu geben. Die Inquiſitoren verleſen dieſelben und rufen den Wählern zu: Man hat den Herrn N. und N. u. Euer Hochwürden zum Generalate vorgeſchlagen. Stimmenmehrheit ſoll auch hier entſcheiden.

Zu bemerken iſt bei dieſem Acte, daß der Schreiber, wenn er nicht aus der Claſſe der Definitoren gewählt wurde, bei dieſen Wahlen nicht zugegen ſein darf, ſondern daß ein Definitor ſeine Stelle vertreten muß.

Wird einer von den Definitoren ſelbſt vorgeſchlagen, ſo hat dieſer einſtweilen die Verſammlung zu verlaſſen, damit die Wahl um ſo unbefangener Statt haben könne.

Als Hauptgrundſatz bei dieſen Wahlen hat zu gelten, daß vor dem zehnten Jahre des Aufenthaltes in der Gemeinde Keiner wahlfähig iſt.

Auch ſollen die Würden unter den Definitoren 3 Jahre nicht überſchreiten.

Von Wahlen außer der Capitelzeit.

Wenn ein Generalvorſteher oder Prälat plötzlich ſterben ſollte und die Zeit zur Zuſammenberufung des Capitels noch nicht erſchienen iſt, hat die Wahl eines neuen Individuums für dieſe Würde auf folgende Weiſe zu geſchehen: Die Inquiſitoren melden den Todesfall ſogleich den Obervorſtehern der vorzüglichſten Klöſter und beſtellen ſie an einem beſtimmten Tage nach Camaldoli, wo die Wahl vorzunehmen iſt. Sollten ſie innerhalb eines Monats vom Todesfalle über einen Nachfolger noch nicht einig geworden sein, so haben sie unter Vorsitz mehrerer Prälaten und Vorsteher noch einmal zusammengetreten. Bei dieser Wahl werden 6 Stimmenzettelchen ausgegeben und mit einer Mehrheit von 8 gegen 3 oder von 7 gegen 4 entschieden.

Die aus der Gemeinschaft eines anderen Klosters dieses Ordens in ein Conventualen-Kloster Gekommenen sind von jeder Wahl ausgeschlossen und haben keinen Anspruch auf irgend eine Würde.

Auflösung des Capitels.

Nach der Auflösung des Capitels hat der Schreiber die Publicirung aller von demselben gemachten Verordnungen zu besorgen, die Verzeichnisse aller Brüder, der [illegible], [illegible], [illegible], überhaupt alle Veränderungen u. anzugeben. Zugleich soll der Ort des nächsten Capitels bekannt gegeben werden.

Endlich werden noch allgemeine Gebete für den heiligen Vater, für die Cardinäle, die regierenden Fürsten und Wohlthäter der Gemeinde, für die Lebendigen und Todten veranstaltet.

Jeder Prälat hat sich beim [illegible] Abgange bei dem Schreiber zu erkundigen, ob er nicht [illegible] Kloster betreffende Verordnungen für ihn bereit hat.

Wirkungskreis des General-Vorstehers und der Visitatoren.

Der Generalvorsteher hat das große und kleine Siegel der heil. Gemeinschaft, auf welchem sich das Wappen des Conventualen-Ordens befindet,*) aufzubewahren. Er hat alle Geschäfte zu übernehmen und Aufsicht darauf zu haben, daß die vom Capitel gemachten Verordnungen gewissenhaft vollzogen werden. Er nimmt die Taxen und Steuern ein. Sollte während des Jahres sich ein Fall ereignen, der augenblickliche Entscheidung noth-

---

*) Dieses bildet in einem himmelblauen Schilde zwei goldene Schlüssel mit rothen Bändern, welche mit einem mit Blut gefüllten goldenen Becher [illegible], und einem [illegible] goldenen Sterne mit einem langen Schweife, [illegible] Kreuz [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible].

[illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible] zu [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

Pränumerations-Einladung

auf das

Österreichische Morgenblatt.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

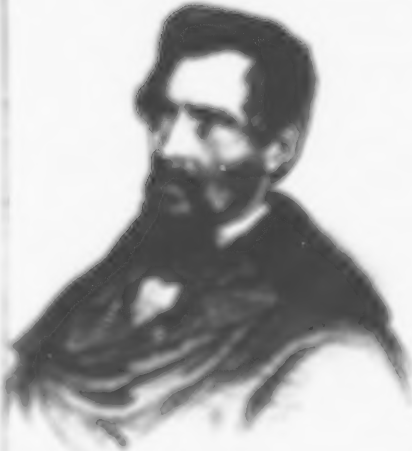
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

15274
2e Bd



Balladen

Romanzen, Sagen

und

Legenden

von

Johann N. Vogl.

Vogl
[illegible]

Wien.
Verlag und Druck von J. B. Wallishausser.
[illegible]

[illegible]

Seiner königlichen Hoheit
dem durchlauchtigſten Fürſten und
Herrn Herrn

Carl Ludwig von Bourbon,

Infanten von Spanien,

regierendem

Herzog von Lucca,

in tiefſter Ehrfurcht geweiht

von dem Verfaſſer.

Von [illegible] eine Reihe,
Eine Folge, Blütenreihe,
Sah ich ragen weit hinaus,
Und nach manchen ernsten Wegen,
Ohne Schatten, ohne Regen,
Wählt' ich sie zum Schmuck mir aus.

Schon seit alten Zeiten haben
Als die des Tempels Gaben
Solchen königlichen Hort,
Dem [illegible] von einer Sonne,
Schallt in Trauer, schallt in Wonne,
Doppelt schön des Dichters Wort.

Sie auch ließ es sich gefallen,
Daß zu ihrem Fuß erschallen
Durfte meiner Harfe Laut,
Daß mein Lied in flücht'gen Wellen
Traum und Leben durfte [illegible],
Wie's mein geist'ges Aug' erschaut.

D'rum ertönt nun in die Weiten,
Munter, meiner Harfe Saiten,
Durch die Zweige grün belaubt,
[illegible] und Segen jedes [illegible]
Dir, wie hold [illegible],
Schimmert einst [illegible] Haupt.

Balladen

Romanzen, Sagen und Legenden

von

Joh. Nep. Vogl.

Inhalt

Seite

Vaterländische Balladen.

[illegible]

Historische Balladen.

[illegible]

Seite

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Militärische Balladen.

[illegible]

Schwedische Balladen.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Seite

[illegible]

Seite

[illegible]

Seite
Die [illegible] vom [illegible] [illegible] in [illegible] . [illegible]
Das [illegible] . . . . . [illegible]
Die [illegible] [illegible] [illegible] . [illegible]

Legenden.

St. Elisabeth . . . . . . [illegible]
St. Anna . . . . [illegible]
St. Jutta . . . . [illegible]
St. Katharina . . . . . [illegible]
St. [illegible] . . . . . . [illegible]
St. Margaretha . . . . . [illegible]
Bruder Berthold . . . . . [illegible]
St. [illegible] [illegible] . . . [illegible]
St. [illegible] und der Teufel [illegible]
St. [illegible] . . . . . [illegible]
St. [illegible] . . . . . . [illegible]
Seite
Die Sage von St. Meinrad und seinen Raben . . . . [illegible]

Nachbildungen.

[illegible] . . . . . . [illegible]
Die [illegible] . . . . . . [illegible]
Die [illegible] von [illegible] [illegible]
Zum [illegible] . . . . [illegible]
Der Tod von Basel . . . . [illegible]
[illegible] und [illegible] . . . . [illegible]
Zum [illegible] . . . . . [illegible]
Die [illegible] der [illegible] . . [illegible]
[illegible] [illegible] . . [illegible]
[illegible] [illegible] und Frau [illegible] . . . . . . [illegible]
Die [illegible] . . . . . [illegible]
[illegible] . . . . . . [illegible]

Vaterländiſche Balladen.

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

„[illegible], Herr Michel! [illegible]
[illegible].“

Herr [illegible], [illegible] der Michel [illegible].
[illegible]: „[illegible],

„[illegible]
[illegible].“

„[illegible]
[illegible].“

[illegible]
[illegible].

[illegible]
[illegible].

[illegible]
[illegible].

„[illegible]!“ der Michel [illegible],
„[illegible].“

„[illegible]
[illegible].“

„[illegible]
[illegible]!“

[illegible]
[illegible].

[illegible]
[illegible].

Das Turnier zu Wien.

Geſchlagen iſt die Marchfeldſchlacht,
Des Friedens Sonn' auf's Neue lacht,
Darum [illegible] Rudolf's Majeſtät
Ein Siegesfeſt zu Wien begeht.

[illegible]
[illegible]
Doch [illegible]
[illegible]

[illegible]
Der Held, [illegible]
Ein ſchmucker Jüngling, dem noch kaum
Das Kinn [illegible] der erſte Flaum.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible] geschmückt, — jetzt geht's hinaus,
Ein jeder [illegible] sucht seinen Mann.

Doch Keiner wankt, doch Keiner weicht,
Jedweder einer Säule gleicht,
Schon schwanken wieder sie, — nun gilt's!
In jedem Herzen [illegible] und [illegible].

Jetzt tanzten sie hinaus auf's [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
Die Wange brennt, manch' Wang' erbleicht,
Doch Keiner wankt, doch Keiner weicht.

Da winkt der hohen [illegible] Hand,
„Halt! [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] spricht,
Wie nennt man [illegible] zu Lande [illegible]?"

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
Sich an [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] ist's, der ohne [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

„[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] ist's, der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible],
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]!"

Herzog Otto, der Fröhliche.

Im Herzogsschlosse saßen
Zu Wien viel edle Herr'n,
Um ihren Herzog Albrecht,
Der Weisheit hellen Stern.

Herr Otto sitzt zur Seiten
[illegible] Bruder hin,
Herr Neidhart Fuchs, der gerne
Mit Schwänken würzt den Wein.

Noch waren da die Meister
Von Wallsee an dem Tisch,
Und die von [illegible], die immer
[illegible]

Nimmt da das Wort Herr Albrecht,
„Ihr Herren, habt Dank,
Daß ihr an unsre'm Tische
[illegible]

„Den schönsten Dank vor Allen
Schuld', mein Otto, dir,
[illegible]
[illegible]“

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]“

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]“

[illegible]
[illegible]“

[illegible]
[illegible] ein [illegible].

Da [illegible] ein [illegible]
Mit [illegible],
Da [illegible] Herr [illegible]
Und [illegible] auf's [illegible].

„[illegible],
[illegible],
[illegible],
[illegible].“

„Dieß [illegible]
[illegible],
[illegible]
Mit [illegible].“

„Dieß [illegible]
[illegible]
Und [illegible],
Dieß [illegible].“

[illegible]
[illegible],
„[illegible]
[illegible].““

Und [illegible]
[illegible],
[illegible]
„[illegible]“ [illegible].

[illegible],

[illegible]

Wie [illegible]
[illegible] Georg [illegible].

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Wer that den Frevel, sagt an? —
„Der Georg Kessler hat's gethan!“

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] zu [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Und ruft: „[illegible]
Den Meister [illegible] zu Grabe [illegible]“

[illegible]
Der Kessler an dem Thurme [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
„O Thurm, o Thurm, [illegible]
[illegible] Meisters [illegible]“

Doch [illegible] von Tag zu Tag
[illegible] Meisters [illegible]
[illegible]
Den Meister [illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible] küßt's, es mag
Für ihn nicht [illegible] der letzte Tag.
Doch Gott ergeben ist sein Sinn,
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
„O Herr, ich weiß, wie du's gemeint,
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Der [illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] in Oesterreich

[illegible]
[illegible]
Ein Ritter haus't, mit blut'ger Hand,
Genannt der Schreck im Wald.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
Den grimmen Schreck' im Wald.

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]“

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Hiſtoriſche Balladen.

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

II

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

„Du voran, in's Schlachtgetümmel,
Blut'ges Herz, du, friſch voran!
Ich dir nach, dein Kampfgenoſſe,
Ich dir nach die Siegesbahn!"

Ruft's und ſtürzt mit kühnem Herzen
Sich dem blut'gen Herzen nach,
Doch, der Uebermacht zu trotzen
Iſt der eine Held zu ſchwach;

Und aus hundert Wunden blutend,
Sinkt er bald auf's grüne Feld,
Eine Hand das Schwert, die and're
An die Bruſt das Käſtchen hält.

So ward Douglas dort gefunden,
Als das Schwertgeklirr' verhallt,
An dem kalten Freundesherzen
Ruhte ſeines, ſtarr und kalt.

Und fortan ward ihm der Name,
Den kein Feind ihm rauben mag,
Ritter von dem blut'gen Herzen
Nennt ihn noch der heut'ge Tag.

Der Beſiegte.

Zum Landgerichte zieh'n mit Waffenſchall
Vom Schwedenland die tapfern Recken all',
Viel rieſ'ge Helden, göttergleich gebaut,
Wie ſelten ſie das Menſchenauge ſchaut.
Die Glieder ſtramm, ein eh'rner Wall die Bruſt,
Im blauen Auge blitzt des Kampfes Luſt,
So zieh'n ſie hin, an Herz und Wange heiß,
Zu ringen um des Sieges Ruhm und Preis.

Doch Einer ſchreitet mit der Heldenſchar,
Wie unter Kranichen ein edler Aar,
Hochüberragend Alle ihm zur Seit',
Die Rieſenformen wie geſchwellt zum Streit,
Der Ojan Pavo vom Cunioſtrand,
Der Finlandsheld, dem noch kein Gegner ſtand.

Und Frauenbilder ſind auch da zu ſeh'n,
Gleich zarter Elfen, die auf Blumen geh'n,
Wie Roſ' und Lilje prangend im Verein,
Wenn ſie erblüh'n im erſten Morgenſchein,
Doch Eine ſchreitet in der Mägdlein Zahl,
So weiß und züchtig wie der Mondesſtrahl,
Wie eine Roſe unterm Veilchenflor,
So leuchtet ihre Schönheit hell hervor.

Und Ojan Pavo ſieht die Magdgeſtalt,
Und unterm Panzer pocht ihm mit Gewalt,
Doch auch Syritha ſieht den Mann voll Muth,
Und ihre Wange brennt in heller Glut.

Und in dem Hof' des Landgerichtes ſteht
Die Heldenſchar, von Fähnlein rings umweht,
Doch ſchau'n nur alle Frauen mit Erglüh'n
Nach Ojan Pavo, der ſo ſtark und kühn,
Und aller Helden Augen ſeh'n allein
Nur nach Syritha, die ſo zart und rein.

Da ſpricht der ſtarke Pavo ſolches Wort:
„Ihr Alle, die verſammelt dieſer Ort,
Sagt, welcher, der geboren ward vom Weib,
Vermag es hier zu feſſeln meinen Leib? —
Sein ſei mein ährenreiches Ackerland,
Sein ſei mein Haus an des Cunio Strand,
Sein ſei das Silber, ſo mein Eigenthum,
Sein mein Gewaffen, das des Pavo Ruhm,
Sein ſei ich ſelber, und ihm unterthan;
Nun komme, wer, zu zwingen mich, der Mann!“

Doch Keiner naht, Jedweden hält die Scheu,
So unter Wolf und Panther ſteht der Leu,
Kein Schwert erklirrt, kein Panzer raſſelt leiſ',
Lautloſe Stille herrſcht im weiten Kreis.
Da, auf beſchwingten Sohlen, fliegt im Nu
Syritha auf den Finnlands-Helden zu,
Und ſchlingt um ſeinen Hals den Arm ſo weiß
Und legt an ſeine Bruſt die Wange heiß,
Und ſchmiegt an ſeinen Panzer kalt und blank,
Den ſchönen Leib, ſo elfenhaft und ſchlank,
Und ruft mit Lächeln zu dem Helden dann:
„Nun mach' dich frei, du ſtarker Finnlandsmann!“

Da ſteht betäubt der Pavo und erblaßt,
Auf ſolchen Gegner war er nicht gefaßt,
Gebrochen iſt des Starken Rieſenkraft,
Doch jauchzt ſein Herz, wie auch ſein Arm erſchlafft,
D'rauf küßt er glühend ſie auf Stirn und Mund;
„Beſiegt bin ich durch dich in dieſer Stund',
D'rum iſt nun dein mein reiches Ackerland,
Dein iſt mein Haus an des Cunio Strand,
Dein iſt das Silber, ſo mein Eigenthum,
Dein das Gewaffen, das des Pavo Ruhm.
Dein bin ich ſelber und dir unterthan —
Wenn meine Liebe dich beglücken kann.“

Der Schelm von Bergen.

I.

Der Retter.

Es geht auf öden Wegen, das Antlitz grimm und wild,
Ein Mann mit gold'nen Locken, ein kräft'ges Heldenbild,
Das iſt der Sohn des Henkers, zu Bergen in der Stadt,
Der möcht' was Rechtes werden, er hat ſein Handwerk ſatt.

Zu Frankfurt in dem Römer, da gibt's Banket und Tanz,
Hinzogen Herr'n und Damen im feſtlich ſtolzen Glanz,
Das hat ſein Herz ergriffen, d'rum ballt er ſo die Hand,
Er weiß, er iſt geboren nicht für ſo ſchlimmen Stand.

Schon iſt es Nacht geworden, Nacht iſt's in ſeinem Sinn,
Noch aber geht er grollend, weiß ſelber nicht wohin; —
Horchauf! — Welch' gellend Schreien, Hufſchlag tönt an ſein Ohr,
Da brauſ't und bricht es ſchäumend durch Strauch und Buſch hervor.

Zwei wildgeword'ne Roſſe, des Wagens ſchwere Wucht
Nachſchleudernd, ſchnauben haltlos g'rad hin zur Felſenſchlucht,
Ein Knecht im reichen Wamſe verſucht die letzte Kraft,
Nicht bändigt er die Roſſe, die frei von Zaumes Haft.

Im Wagen aber drinnen liegt eine Frau gar bleich,
Die hält ein Mann umſchlungen, wie ſchimmert der ſo reich,
Er ruft hinaus nach Hilfe, mit rollend wildem Blick,
Umſonſt, zum Felſenſchlunde reißt Beide ihr Geſchick.

Doch raſch beſonnen flieget, wie ein Gedanke fliegt,
Des Henkers Sohn zum Wagen, der ſchon zum Sturz ſich biegt,
Und faßt mit kräft'gen Händen das wüthende Geſpann,
Und zwingt es ſtill zu ſtehen, fürwahr ein kühner Mann!

Verwundert ſchaut der Fremde, die Dame noch im Arm,
Auf ihn heraus, die Stirne mit Eins nun frei von Harm,
Der Friedrich Rothbart iſt es, eine Krone trägt ſein Haupt,
Und Gella iſt die Dame, der Sinne noch beraubt.

„Wie kann ich,“ ſpricht der Kaiſer, „dir lohnen deinen Muth,
Gern will die Schuld ich zahlen dir reich mit Gold und Gut.“
„„Nicht hab' ich Lohn geheiſchet!““ der junge Recke ſpricht,
Und ſtarrt der ſchönen Gella noch immer in's Geſicht.

„So ſag', wie du geheißen, weß iſt dein Stand, dein Rang?“
Da blickt auf ihn der Recke, ſäumt mit der Antwort lang'.

Dann ſpricht er, bitter lächelnd: „Erſchreckt nicht ob dem Wort,
Ich bin der Sohn des Henkers!“ — D'rauf geht er eilig fort.

Verwundert ſtarrt der Kaiſer, kalt fuhr's ihm durch's Gebein,
„Nicht ſchlimm'ren Standes konnte fürwahr mein Retter ſein!“
D'rauf neigt er ſich beſorget hinab zu ſeiner Frau'n,
„Wohl, daß ſo ſchlimmen Retter nicht durft' ihr Aug' erſchau'n.“

II.

Die Maske.

Zu Frankfurt in dem Römer, da ſtrahlt's von Glanz und Pracht
Da treiben ſich die Gäſte in bunter Maskentracht,
Da ſchwankt's von Buſch und Reigern, da rauſcht's von Seid'
und Sammt,
Da drängt ſich Edelknabe und Schenk' in ſeinem Amt.

Der Kaiſer Rothbart ſelber, und Gella, ſchön wie nie,
Durchwandeln dort die Reihen und Alles blickt auf ſie,
Da ſchallt Muſik zum Tanze, da tönen Flöt' und Geigen,
Die Kaiſerin will ſelber beginnen jetzt den Reigen.

Und als ſie vor nun ſchreitet, den Tänzer zu erſeh'n,
Fällt ihr der Strauß vom Buſen zur Erde unverſeh'n,
Raſch hebt da eine Maske den Strauß zu ihrem Fuß,
Und reicht ihn ihr, ſich neigend, mit ſittig feinem Gruß.

Schön Gella nimmt die Roſen und ſchaut die Maske an,
In Weiß und blau gekleidet, ein kräftig ſchlanker Mann,
Da reichet ſie die Rechte ihm dar nach kurzem Sinnen,
„Mit dir, du feiner Ritter, will ich den Tanz beginnen.“

Und durch den Saal hin rauſchet, bei hellem Klang und Schall,
Schön Gella mit der Maske, daß d'rob verwundert all',
Nie hatten noch im Reigen zwei Tänzer ſie geſehen
Die alſo ad'lich mochten im Sturm vorüberwehen.

Und Eines frägt das And're: „Wer mag der Tänzer ſein?
Das iſt der edle Günther, nein, Otto iſt's von Leu'n."
Und jedem iſt das Inn're von Neugier angefacht,
Den Keiner mag erkennen den Ritter in ſeiner Tracht.

Die Kaiſerin ſelber faſſet darnach ein ſtiller Drang;
„Sagt, Maske, euren Namen, ihr ſeid gelöſ't vom Zwang."
Die Maske aber ſchüttelt das Haupt und ſpricht: „Verzeiht,
Daß ich ihn euch verſchweige, mein Name ſchafft nur Leid."

Schön Gella aber dringet nur heft'ger noch in ihn,
Da ſinkt er vor die Hohe auf ſeine Kniee hin,
„Und wollt' durchaus ihr's wiſſen, ſo folg' ich dem Gebot,
Und ſollt' es mir auch bringen ſogleich den ſchlimmſten Tod."

D'rauf löſ't er ab die Maske: „So ſeht denn, wer ich bin:
Ich bin der Sohn des Henkers! — Nun ſchleppt zum Tod mich hin,
Ich mußt' noch einmal ſehen dieß Bild, das Engeln gleich,
Und ſollt' ich ſelber werden zur Leiche, blutig, bleich."

Aufſchreiend, ſinket Gella dem Grauſen in den Arm,
Verſteinert ſteht der Kaiſer, wild tobt der bunte Schwarm;
„Des Henkers Sohn! — Welch' Frevel, ha, frecher Böſewicht!
Hinweg mit ihm zum Thurme und dann zum Blutgericht!"

Doch furchtlos blickt der Jüngling, wie Alles auch voll Wuth,
Auf Gella, die noch immer in ſeinen Armen ruht,
Schnell aber rafft ſich dieſe empor, ſo bleich wie Schnee,
Und ruft: „Behüt' der Himmel, daß alſo ihm geſcheh'."

„Mein hoher Herr und Kaiſer, verzeiht dem nieder'n Knecht,
Daß er ſich angeeignet ſo keck des Edlen Recht,
Doch laßt um mich nicht fließen des Allzukühnen Blut,
Nie würde mir auf Erden hinfort mehr froh zu Muth."

Der Kaiſer aber blickte, von Staunen faſt erſtarrt,
Schon lange auf den Jüngling, der ſeines Urtheils harrt,

Dann bricht er los: „Beim Himmel, ſo was iſt nicht geſcheh'n
Seit Sonn' und Mond dort oben in ihren Bahnen geh'n.“

„Schon einmal hat der Kecke an uns gelegt die Hand,
Als er uns Zwei errettet vom Sturz am jähen Rand,
Und nun zum Zweitenmale, tanzt er nun eben gar
Herum mit meiner Frauen, vor meiner Großen Schar.“

„So kühner Muth iſt eigen nur Wen'gen auf der Welt,
So keck dem Tod in's Auge ſieht wahrlich nur ein Held,
D'rum ſei dir auch vergeben, was tollkühn du gewagt,
Frei magſt du weiter ziehen, ſobald es dir behagt.“

„Doch, daß nicht ſei geſchändet durch dich und deinen Stand,
Die Ehre meiner Frauen, die dir gereicht die Hand,
So knie nun ſchnelle nieder und nimm den Ritterſchlag
Und bleib ſo muthvoll immer, wie heut' an dieſem Tag.“

Und daß der Enkel wiſſe, woher entſproßt ſein Stamm
Und wie den Ahn erhöhet des Muthes Inn're Flamm',
So ſei es allen Edlen im deutſchen Land bekannt,
Daß du: der Schelm von Bergen, hinfort nur ſeiſt benannt.“

Der Kreuzritter.

Dicht geſchart vor Arſuffs Mauern, Helm an Helm und Speer an Speer,
D'rüber hoch die Kreuzesfahne, ſteht der Franken tapf'res Heer.
Raimond von Avenn, der Führer, ſchaut hinauf voll Kampfesmuth,
„Arſuff, deine Sterbeſtunde naht heran und fordert Blut!“

Und die Schlachttrompete tönet und zur Leiter klirrt's hinan,
Blut und Staub und Waffenblitze zeichnen rings der Helden Bahn,
Doch Avenn nennt ſich der Kühnſte, denn zu retten gilt's den Sohn,
Den der Feind ihm hält gefangen, trotzend nun auf ihn voll Hohn.

Und die Mauern geh'n in Trümmer, niederdonnert Schutt und Stein,
„Hei, nun vor, ihr Kreuzesbrüder! unſer muß die Veſte ſein!“
Und mit neuem Jubel ſtürmen ſie hinauf durch Glut und Brand,
Einen Sturm noch, und die Veſte iſt geliefert ihrer Hand.

Seht, da hebt am letzten Thurme ſich ein Kreuz aus Staub und Rauch,
„Wie, erblickt ihr an dem Stamme nicht ein Chriſtusbildniß auch? —
Ausgeſpannt im Schmerz die Glieder blickt's herab vom Marterpfahl,
Locken um die Schultern wehend, und das Antlitz bleich von Qual.“

Und die Ritter fragen zürnend: „Thut uns das der Heid' zum Spott?
Nein — kein Bild iſt's — ein Lebend'ger! ein Lebend'ger iſt's, bei Gott!! —
Seht, wie unter'm Strick die Sehne ſeines Arm's im Krampfe bebt!
Sagt, o ſagt, wie heißt das Opfer, das man dort am Kreuz' erhebt?“

Weh' — es iſt — wer wagt's zu ſagen? jede Bruſt iſt ſchwer beklemmt,
's iſt des Führers Sohn — und reglos ſteht das Heer — im Sieg gehemmt,
Starr, zum Tod erblaßt der Vater, Schwert und Schild entfiel der Hand,
Und ſein Aug', weit vorgequollen, iſt nur auf den Sohn gewandt.

Von dem Thurme aber neiget ſich ein Sarazen und ruft
Zu dem Greiſe: „Kreuzesritter, raſch den Pfeil jetzt durch die Luft,
Muthig, ſchleud're Stein und Brände, biſt ja deines Sieg's bewußt,
Sieh', dem erſten Pfeile bietet kühn dein eig'ner Sohn die Bruſt.“

Reglos aber ſteht der Ritter, wie ein ſtarrend Bild aus Erz,
Hörbar nur an ſeinen Panzer pocht das grimmzerriſſ'ne Herz,
Doch der Sohn am Kreuze rufet: „Vater, ſprich, was muß ich ſeh'n?
Wie magſt du ſo lang' in Zweifeln an des Ruhmes Pforten ſteh'n?“

„Auf! du biſt des Ew'gen Streiter, der dort oben ſitzt zu Thron,
Jauchze, daß ſo ſchönes Sterben ward zu Theile deinem Sohn.
Stürme! laß nicht erſt dich's mahnen, was dir jetzt gebeut die Pflicht,
Stürm', ein Kreuzesritter bebet vor dem Tod am Kreuze nicht.“

Und zum Sohn am Kreuze ſtarret einmal noch der Greis hinauf,
Rafft dann wild und wie verzweifelnd Schwert und Schild vom Boden auf;
„Stürmt!“ ſo ruft er; die Trompeten ſchmettern laut und furchtbar d'rein,
Und die Heiden all' erblaſſen, jedem ſchaudert's durch's Gebein.

Pfeile ziſchen, Bolze pfeifen, — ha, welch' ſchmerzensvoller Ton! —
Ach, am Kreuze ſchwer verwundet blutet ſchon des Führers Sohn;
Doch im tiefſten Ingrimm ſtürzet ſich der Vater in den Kampf,
Achtet nicht die Zahl der Feinde, nicht auf Mauerſturz und Dampf.

„Rache!“ ruft er, ruft's und würget. „Rache!“ brüllt das ganze Heer,
Er voran der erſte Rächer, hundert Rächer hinterher.
Ha, wie thürmt ſich Leich' auf Leiche, hingemäht von ihrem Arm,
Ha, wie viel der Sühnungsquellen ſprudeln da ſo roth und warm.

Seht, der Roßſchweif liegt im Staube, hoch die Kreuzesfahne weht,
Ernſt und barhaupt's knie'n die Sieger unter Trümmern im Gebeth;
Auf dem Kreuz, dem hingeſtürzten, aber liegt erbleicht der Held,
Er, der jüngſte Kreuzesritter, der den Tod am Kreuz erwählt.

Ach, und auf des Helden Leiche, Wang' an Wange angeſchmiegt,
Sieh' den greiſen Heldenvater, der zum letzten Mal geſiegt,
Denn ſein Herz hat ausgeſchlagen, ſeit er ſo umfing den Sohn —
Beider Heldenſeelen ſchwangen ſich zu des Vergelters Thron.

Der Mönch zu Piſa.

Zu Piſa in dem Kloſtergarten geht
Ein finſt'rer Mönch, wo Blum' an Blume ſteht.

Sein Antlitz iſt gebleicht von langem Gram,
Man weiß nicht, wer er war, woher er kam.

Stumm wandelt er zu jeder Abendzeit
Hin durch die Gänge mit verſchloſſ'nem Leid.

Jetzt blickt er nach der Tulpe Farbenlicht,
Nach der Karthäuſernelke zart und ſchlicht,

Jetzt nach der Roſe, nach der Lilje rein,
„Ach, wer, wie Blumen, könnte ſchuldlos ſein!"

Nun lauſcht er zu der Zweige grünem Kranz,
Wo Vöglein flattern noch im gold'nen Glanz.

Er lauſcht, das Haupt geſenkt, dem ſüßen Klang,
„Ach, wer noch Tröſtung fände im Geſang!"

Dann aber ſenkt ſein Blick, von Thränen feucht,
Zur Erde ſich, von der er nimmer weicht.

„O Erde, öffne du dich mir in Huld,
Denn du, nur du, tilgſt meine blut'ge Schuld!“ —

Doch als der Lenz nun wieder kommt in's Land,
Der Mönch nicht wieder bei den Blumen ſtand.

Nicht lauſchte er der Sänger in den Höh'n,
Doch war dafür ein neues Grab zu ſeh'n;

Ein ſchlichter Stein in grauer Kloſterwand,
Auf dem: „Johannes Paricida“ ſtand.

Niklas Thut.

Bei Sempach iſt erglühet ſeit Stunden ſchon die Schlacht,
Viel Hundert ſind geſunken bereits in Todesnacht;
Des Herzogs Scharen fliehen, nur Wen'ge halten Stand,
Der Vorderſte er ſelber, das Banner in der Hand.

Die Bremgartner ihm zur Seiten, die halten treulich aus,
Wie Mann um Mann auch ſinket im wilden Schlachtgebraus;
Und iſt der Herr verloren, ſo wie es hat den Schein,
So wollen ſie, die Treuen, auch nicht gerettet ſein.

Das Häuflein ſchmilzt zuſehends, in Strömen rinnt das Blut,
Doch, die noch leben, ſtreiten mit kaltem Heldenmuth,
Da fällt ein Schwertſchlag ziſchend im blut'gen Kampfesrund,
Der ſtreckt den kühnen Leupold zur Erde todeswund.

Und einem Kämpfer reichet er raſch das Banner hin,
Der Niklas Thut geheißen, der ſchwingt es ſtark und kühn,
Zu dem noch ruft der Herzog mit ſchwacher Stimm' hinauf:
„Laß dir die Fahn' nicht nehmen!“ ſeufzt — und verſcheidet d'rauf.

Der Niklas aber faßte die Fahn' gar kräftig an,
Die konnt' ihm Keiner nehmen, wer immer mochte d'ran,
Wie Schwert um Schwertſtreich ſauſ'te hellblitzend durch die Luft,
Ein jeder Streich des Niklas reißt einen Feind zur Gruft. —

Fort wälzte das Getümmel ſich jetzt, verwirrt und wild,
Sein Nachlaß: blut'ge Leichen, zertrümmert Schwert und Schild,
Und weiter, immer weiter, hinaus durch Schlucht und Thal,
Wie ferner Brandung Murren — tönt noch der Waffen Schall.

Ringsum jetzt nächtig Dunkel — bleich ſchaut der Mond herab
Auf all' die ſtarren Todten und auf das weite Grab,
Da lagen viel der Helden, gar ſieghaft hingeſtreckt,
Die waren alle herrlich mit Purpur überdeckt.

Auf einem Leichenhaufen — zu höchſt — lag Niklas Thut,
Die beiden Arm' als Stümpfe — die treue Bruſt voll Blut,
Sein Banner aber ließ er nicht in der größten Noth,
Noch hielt er's — mit den Zähnen — als er ſchon lange todt.

So hat der wack're Kämpe vertheidigt ſeine Fahn',
Eine alte Chronik hat mir's erſt kürzlich kund gethan,
Hab' d'rauf dieß Lied geſungen, fänd's Einer nicht für gut,
Sang ich's doch dir zu Ehren, du braver Niklas Thut. —

Der Grabeswächter.

Garcias, der alte König, ſitzt im nächtig öden Saale,
Als die Glocke Zwölfe brummte in der nahen Cathedrale,
Schaurig um die Fenſter wimmert Nachtwind da, wie Grabesſtöhnen,
Und der König, einſam ſinnend, denkt an's Ende alles Schönen.

Denn auch Alda, ſeine Tochter, iſt nunmehr dem Grab verfallen,
Die geblüht vor wenig Tagen, als die Schönſte noch vor Allen,
Und ſein Herz, es will verbluten ob dem Unheil, das geſchehen,
Und die Leiche, die geliebte, drängt's ihn einmal noch zu ſehen.

Und er wankt hinaus die Hallen, Froſt durchſchauert ſeine Glieder,
Und die moos'gen Grabesſtufen ſteigt er matt und mühſam nieder,
Nicht ein Laut ſo nah' als ferne, feucht umweht es ſeine Wange,
Horch! — da ſchallt's von haſt'gen Tritten aus dem finſtern Nachbargange.

Und, die Leuchte hüllend, drücket ſich der Greis in eine Blende,
Pedro iſt's, der ſchlanke Page, der da ſchreitet ſo behende,
Und dasſelbe Ziel, ſo ſcheint es, iſt's, nach dem ſein Eilen trachtet,
Denn am öden Gruftportale hält er jetzt, von Grau'n umnachtet.

Schon erknarrt die roſt'ge Angel und er tritt zum finſtern Orte,
Wie ein Träumender, ſo folget ihm der König an die Pforte,
Was nur mag den Pagen führen in die Gruft zu dieſer Stunde,
So, von Ahnungen gefoltert, frägt er ſich mit blaſſem Munde.

Angſtvoll lauſcht er dann hinunter. Horch! da dröhnt's mit lautem Schalle,
Von dem Sarge iſt's der Deckel, der da ſcholl im ſchweren Falle,
Aufgedeckt erblickt der König jetzt ſein Kind im weißen Kleide,
Auf der Bruſt die Hand gefaltet und im Haar das Grabgeſchmeide.

Lange ſteht der bleiche Page vor der ſchönen Mädchenleiche,
Sinkt dann hin und neigt ſich nieder, weinend auf die Todesbleiche,
Und er küßt ihr Stirn' und Lippe und des keuſchen Buſens Fülle,
Und ſein Schluchzen tönet ſchaurig durch der Gräber grauſe Stille.

Horch! — Mit Einemmal da zittert wild ein Schrei, der Nacht entrungen,
Und zurück zur Pforte taumelt Garcias, von Schreck durchdrungen,

Denn er ſieht — und Todtenbläſſe deckt mit Einmal ſeine Wangen,
Von der Tochter Leichenarmen Pedro innig jetzt umfangen.

„Pedro!“ hört er's freudig liſpeln, „„Alda!““ ruft es, froh erſchrecket,
„Sprich, wo bin ich?“ — „„Lebſt du wirklich?““ — „Deine Lieb' hat mich erwecket!“
„„O der Freude! Alſo wieder biſt du mir zurückgegeben?!““
„Ohne dich nicht in dem Himmel!“ — „„Ohne dich nicht in dem Leben!““

„„Doch nun folge, raſch von hinnen!““ — „Sprich, wohin willſt du mich bringen?“
„„Wo die Bäume lieblich ſäuſeln, wo die muntern Vöglein ſingen!““
„Nimmermehr! — Dort herrſcht mein Vater!“ — „„Willſt du hier im Grabe hauſen?““
„D'roben trennt ſein Stolz uns Beide, hier beſchützt uns Nacht und Grauſen.“

„„Einſam ſoll ich hier dich laſſen!““ — „Mit der Nacht kehrſt du mir wieder!“
„„Doch dein Vater?““ — „Zu den Todten reicht ſein Scepter nicht hernieder!“
„„Alda! Blume aller Frauen!““ — „Pedro! meines Glückes Sonne!“
„„Alda! Dein in Tod und Leben!““ — „Pedro! Dein in Schmerz und Wonne!“

Und zum Sarg der Jungfrau ſinket glühend jetzt der Page nieder,
Und von Kußgeflüſter rauſcht es heimlich wie im Weſt der Flieder,
Sieh', da rafft ſich auf der Alte, aufgelöſ't von Wuth und Schmerzen,
Und den Pfeil, den giftgetränkten, im gebroch'nen, ſtolzen Herzen.

Und er ruft hinab, wo Koſen ſich vermählt mit Grabesſchweigen:
„Folgt der Liebe ihr, ſo muß ich folgſam mich der Ehre zeigen!“
Und die ſchweren Pfortenflügel ſchmettert heftig er zuſammen,
Daß kein Menſchenauge jemals Zeuge ſei ſo ſünd'ger Flammen.

Breitet dann des Purpurs Falten vor der Pforte auf die Erde,
Streckt darauf ſich mühſam nieder, Tod in jeglicher Geberde,
Läßt die Ritter d'rauf entbieten und des Reiches künft'gen Erben;
„Hört das letzte Wort von eurem König, der hier liegt im Sterben:“

„Fluch und Schande dem, der frevelnd hier vom Vorwitz wird verleitet,
Und der je durch dieſe Pforte über meine Leiche ſchreitet!“
Alſo ruft der alte König, ſinkt dann auf den Mantel nieder,
Als ein todter Wächter liegt er, hingeſtreckt vor's Thor die Glieder.

Oftmals in den erſten Nächten hörte man's noch d'rinnen flüſtern;
Wie des Tajo Wellen liſpeln, wie der Weſt oft ſpielt im Düſtern,
Allgemach doch ward es ſtiller, bis zuletzt im dumpfen Brüten,
Gruft und Sarg mit ew'gem Schweigen wieder ſchien der Tod zu hüthen.

Und ſo lag der ſtumme König, blaß von Antlitz, wüſt von Haaren,
Vor dem Grabe ſeines Kindes, um des Hauſes Ehr' zu wahren,
Und Jahrhunderte verrollten, uneröffnet blieb die Pforte,
Denn den todten Wächter ſcheute Jeder an dem grauſen Orte.

Sieh, da kamen an die Stätte hergebrauſt die fränk'ſchen Rotten,
Sprengten frech die Eiſenthüren, Schätze ſuchend bei den Todten,
Und da fanden ſie die Beiden noch im Sarg vereint zur Stunde,
Und die Löſung jenes Räthſels ward nun aller Welt zur Kunde.

Magyarentod.

Wer ſprengt dort feldein auf dem windſchnellen Roß,
Verfolgt von dem jauchzenden Türkentroß?
Dobozi iſt es, der Ungarheld,
Zur Seite das Weib, das ſein Herz erwählt.

Eng' hält es geklammert um ihn den Arm,
Hinflatternden Haares, das Antlitz voll Harm,
Den Sarras aber ſchwingt ſeine Hand,
Und hoch über ſie wirft das Roß den Sand.

„Nur jetzt noch halt' aus, du mein treues Pferd,
Und rette mir, die über Alles mir werth,
Nur jetzt noch halt' aus in der höchſten Noth,
Sonſt iſt ſie verfallen dem grauſen Tod!“

Hui! geht es dahin im geſtreckten Lauf,
Die Eb'ne hinunter, die Hügel hinauf,
Als hab' er verſtanden des Reiters Wort,
So jagt mit den Beiden der Rappe fort.

Wie weit doch dahinten ſchon blieb der Troß,
Da ſtrauchelt mit einmal, da ſtürzt das Roß;
Helf' Gott nun, du wack'res Magyarenpaar,
Nun biſt du verfallen der wüth'gen Schar!

Umſonſt ringt Dobozi ſich raſch hervor,
Umſonſt reißt das Roß er am Zügel empor,
Die Gattin nicht rettet dir mehr ſein Huf,
Schon nahen die Würger mit Jubelruf.

Dobozi ſtarrt ihnen entgegen voll Wuth,
Das Auge durchzuckt der Verzweiflung Glut,
Allein voll Ergebung in ihr Geſchick
Liegt dort die Gefährtin mit naſſem Blick.

Seine Kniee umklammernd gar haſtig und wild,
Fleht nun zu dem Helden das bleiche Bild:
„Dobozi, jetzt raſch deinen Säbel durch's Herz,
Von Liebeshand ſterben hat wenig Schmerz!“

„Nicht laß mich zum Opfer den Rohen ſein,
Daß ſie mich nicht höhnen in langer Pein,
Dobozi, wir ſind aus magyariſchem Blut,
Zeig', was für die Ehre der Ungar thut!“

Und raſch hat zertheilt ſie den Buſenflor,
D'raus quellen zwei Lilienhügel hervor,
Dobozi — ſtarrt auf ſein Weib, auf den Feind,
Er ſtarret — als hätt' ihn der Schmerz verſteint.

Und die Rotte ſchon ſprenget heran an die Haid' —
„Dobozi! Dobozi! jetzt iſt es Zeit!“ —
Da blitzet ſein Säbel — da ſpringt ein Quell
Aus den Lilienhügeln rubinenhell.

Die Blutige küßt er noch einmal hierauf,
Dann ſtürmt er hinein in der Feinde Hauf,
Jetzt thut's um das Retten nicht weiter Noth,
Jetzt gilt's nur zu folgen der Ehre Gebot.

Wie ein Todesengel der Ungar mäht,
Daß ein Blutbach über die Haide geht,
Zehn Leben ſchon haben das Blut bezahlt,
Das den ſchönſten Buſen mit Purpur bemalt.

Verwundet noch kämpft er auf ſeinen Knie'n,
Und ſieht noch manch Leben von hinnen flieh'n,
Da ſinkt er — und rufet im Blute roth:
„Es war doch ein edler Magyarentod!“

Der letzte Hirſchhorn.

[illegible]

Zu Hirſchhorn liegt im Sterben
Ein ſiecher Greis,
Zur Bruſt das Haupt geſenket,
Wie Silber weiß.

Der ſpricht: „Vor dreißig Jahren
Da focht ich gut,
Da floß von meinem Degen
Des Gegners Blut.“

„Zu Heidelberg am Markte
Erlag er mir,
Der Handſchuhſeim, noch ſeh' ich
Ihn ſelber ſchier.“

„Es warf ſich ſeine Mutter
Wohl über ihn
Und fluchte mir, dem Mörder,
Als er dahin.“

„‚So wie du mir getödtet
Den einz'gen Sohn,
So ſoll auch dir geſchehen
Zu blut'gem Lohn!‘“

„‚All deinen Kindern werde
Ein früher Tod!
Der Hirſchhorn Letzter, ende
Du ſelbſt in Noth!‘“

„Wohl ſind ſeit jenem Tage
Im Lauf der Zeit
Eilf Söhne mir gefallen
Im blut'gen Streit.“

„Noch aber lebt der Zwölfte
In Kaiſers Heer,
Darum auch fällt das Sterben
Mir jetzt nicht ſchwer.“

D'rauf faltet er zum Bethen
Die matte Hand;
Da kommt's hereingeraſſelt
Im Stahlgewand.

Vom Kaiſerheer ein Bote,
In bleicher Haſt,
„Was bringſt du?“ ſchreit der Alte
Von Angſt erfaßt.

„„Ach! — euer Sohn““ — ſo lautet
Des Kriegers Spruch —
„Ich weiß genug! Es hat ſich
Erfüllt der Fluch.“

Er rief's, da iſt erlegen
Sein Herz der Pein;
So ging der letzte Hirſchhorn
Zur Ruhe ein.

Die Bettlerkirche.

Zu Rom im gold'nen Saale kniet vor dem Pabſt Johann
Mit bleichem wüſten Antlitz ein rauher Kriegersmann,
Sein Haar iſt wirr und ſtruppig, beſtäubt ſein ledern Kleid,
Doch iſt kein Schwert zu ſehen, wie ſonſt an ſeiner Seit'.

Vom Fuß des heil'gen Vaters küßt er hinweg den Staub,
„Ach, daß das Ohr der Gnade nicht meinem Flehen taub,
Ach, daß ein Strahl der Sühne, ein milder Friedensſchein,
Durch Nacht und Frevel zöge in meine Bruſt voll Pein.“

„Mit Ziska's wilden Horden zog ich durch's Mährerland,
Im Blick nur Gier zum morden, zum Schlag bereit die Hand,
Zu groß war mir kein Frevel, zu ſchändlich kein Verrath,
Zu heilig keine Unſchuld, zu blutig keine That.“

„Auf grünem Bergesrücken ſah ich vom Felsgeſtein
Einſtmals ein Kloſter ragen, zu Thal und Wieſenrain,
Da rief ich den Geſellen: „„Friſch auf, da gibt's zu thu'n!
Ihr ſchmucken Nönnchen drinnen, ſollt warm zur Nacht heut'
ruh'n!

„Bald war der Bau umſtellet, ſchon flog der Feuerbrand.
Da quoll der Rauch in Wirbeln um Thurm and Mauerrand,
Und rothe Flammen leckten durchs Dachgeripp' empor,
Doch horch — im Kloſter drinnen erſcholl's mit Eins im Chor.“

„Die Himmelsbräute ſangen ſich ſelbſt den Grabgeſang,
Es ſcholl wie Engelsſtimmen, es klang wie Harfenklang,
Wie Silberwellen rauſchen, wie Frühlingswinde zieh'n,
So wogten durch die Lüfte die heil'gen Melodien.“

„Und hoch und höher wälzte bis zu der Thürme Knauf
Und wild und immer wilder die Flamme ſich hinauf,
Allein dazwiſchen tönte der wundervolle Chor,
Durch Sturz und Feuerpraſſeln, ein ew'ger Strom hervor.“

„Da faßte mich im Innern ein nie empfund'nes Grau'n,
Fort wollt' ich und ich mußte doch ſtets die Flammen ſchau'n,
Stets mußt' das Ohr ich leihen dem Sang, ſo weh' und ſüß,
Der mir mit ſeinen Tönen die rauhe Bruſt zerriß.“

„Jetzt ſtürzten Dach und Gibel, nur Schutt und Graus ringsum,
Da klang es immer leiſer, da ward es grabesſtumm,
Es peitſchte das Entſetzen mich von dem Schreckensort,
Von meinem Troß und Ziska und aus dem Lande fort.“

„Nicht Ruhe konnt' ich finden, wohin ich auch entwich,
Stets hört' ich jene Töne, ſtets klangen ſie um mich,

Stets peitſchten ſie mich weiter in haltlos wilder Haſt,
Bis ſie hieher mich trieben mit meiner Sünden Laſt.“

„O ſprecht, wie kann ich tilgen nunmehr ſo blut'ge Schuld,
Wie mag ich mir erringen des Allerbarmers Huld,
Legt mir die ſtrengſte Buße jetzt auf, die jemals trug
Ein fluchbelad'ner Sünder, nicht iſt ſie ſtreng genug.“

Da ſpricht der Papſt zum Krieger, der wieder reuerfüllt
Zur Erde hingeſunken, das Antlitz ſich verhüllt:
„Wohl haſt du ſchlimm gehandelt an Gott und Chriſtenheit,
Doch Vieles auch kann tilgen die Buße und das Leid.“

„So ſollſt du denn von heute, zu ſühnen dein Vergeh'n,
Barfuß und als ein Bettler von Thür' zu Thüre geh'n,
Sollſt nimmer Ruh' dir gönnen noch Raſt an einem Ort
Und, gleich dem jüd'ſchen Wand'rer, hinwandern fort und fort.“

„Sollſt zieh'n durch alle Lande, ſollſt dulden Schmach und Weh'
Auf fernen fremden Wegen, bis an die blaue See,
Um einen Pfennig betteln ſollſt du an jedem Haus
Und murren nicht, ſtößt Einer unwillig dich hinaus.“

„Und ſollſt den Pfennig legen zum Pfennig immerdar,
Bis daß dein Säckel ſtrotzend vom Golde blank und bar,
Dann ſollſt du wieder bauen alldort ein Gotteshaus,
Wo du das alte Kloſter geſtürzt in Glut und Graus.“

Da hebt der Kriegsmann wieder ſich auf von ſeinen Knie'n
Und küßt den Fuß des Papſtes, d'rauf ſeine Thränen glüh'n,
Dann geht er fort, im Innern von tiefſter Reu' bewegt
Zu wandern und zu büßen, ſo wie's ihm auferlegt.

Und eh' noch wen'ge Stunden im Lauf der Zeit entflieh'n,
Sieht man von Thür' zu Thüre ihn ſchon als Bettler zieh'n,
Er geht von Hütt' zu Hütte, mit aufgehalt'ner Hand,
Und fleht um eine Gabe, an ſtaub'ger Straßen Rand.

So zieht er immer weiter durch Welſchlands Blüthenau'n,
Durchwandert Deutſchland's Fluren, des Pohlenlandes
Gau'n,
Bis weit hinauf zum Norden, wo eiſ'ge Lüfte weh'n,
Und läßt nicht ab zu wandern, und läßt nicht ab zu fleh'n.

Und Jahre flieh'n um Jahre, wie ward er blaß und fahl,
Zu Schnee gebleicht die Locken, ſein Leib ſo dürr' und ſchmal,
Schon ſchlottern ſeine Kniee, unſicher ſchwankt ſein Tritt,
Da hat den Schatz erbettelt der reu'ge Taborit.

Nun zieht er fort nach Mähren, in Sturm und Sonnenglut,
Es iſt die letzte Reiſe, die er im Leben thut,
Und nun er angelanget, wo einſt das Kloſter ſtand,
Da wird's ihm wohl und wehe, wie's nie er ſonſt empfand.

In's Haus zu einem Meiſter tritt er noch bin zur Stund',
Der ſoll die Kirche bauen dort auf dem alten Grund,
Er reicht ihm dar den Säckel, zu ſchaffen was gebührt,
Damit der Bau des Kloſters in Eile werd' vollführt.

Da regen ſich die Hände dort auf dem öden Haag,
Da rollt's von ſchweren Karren, es klingt der Hammer Schlag,
Da kletterts an den Leitern in nimmer müdem Lauf,
Und leere Kübel ſinken und volle ſteigen auf.

Er ſelber ſchleppt die Steine zum Bau mit letzter Kraft,
Bis endlich ihm die Sehne im harten Frohn erſchlafft,
Es ſinken ſeine Hände, die Laſt wird ihm zu ſchwer,
Er fühlt's: es geht zu Ende, nicht büßen darf er mehr.

Und als der Bau gediehen und hell im Sonnenſchein
Mit Thurm und Gibel blickte hinab zum Wieſenrain,
Da ſenkte d'rin den Bettler in's Grab die fromme Schar,
Ein ſchlichter Stein nur weiſet den Platz dort am Altar.

Seitdem nun ſchaut das Kloſter herab vom Bergesrand,
Und wird die Bettlerkirche geheißen nur im Land.

Und kündet von dem Stifter noch jetzt in dieſer Friſt,
Wie ſchwer er einſt gefrevelt, wie ſtreng' er hat gebüßt.

Mulei Maluk.

Um den Atlas wirft der Himmel ſeinen Sternenmantel wieder;
Stiller wird's, im Beduinenlager glimmt das Feuer nieder;
Da beruft noch Mulei Maluk ſeine Dei's, die kampfesmuth'gen,
Um ſie nochmals anzueifern für den nächſten Tag, den blut'gen.

Mühſam hebt der kranke Kaiſer ſich von ſeines Lagers Kiſſen,
Denn er fühlt's, in wen'gen Stunden iſt der Erde er entriſſen;
Darum ſpricht er zu den Führern, die ihn finſtern Blick's umſtehen:
„Nimmer kann ich's euch verhehlen, was in Kurzem wird geſchehen."

„Meine Tage ſind verronnen und gezählt ſind meine Stunden,
Und wenn neu die Sterne funkeln, ſeid ihr eurer Treu entbunden.
Eins nur will ich, daß geſchehe, als die letzte eu'rer Pflichten,
Wehe, wer dawider handelt, denn es wird ihn Allah richten."

„Und nun hört: — ſollt' ich erbleichen früher, als die Schlacht beendet,
So verheimlicht dieß dem Heere, daß nicht Schreck die Würfel wendet;
Reitet nah' an meiner Sänfte, bahnt den Weg ihr durch's Getümmel. —
Wenig nur den Umhang lüftend, wenn wir mitten im Gewimmel,"

„Neigt euch zu mir her, als hörtet ihr Befehle mich ertheilen,
Dann entflammt auf's Neu' die Krieger mit der Rede Feuerpfeilen,
Daß der ſtolze Spanierkönig nicht im Sterben mich beſiege,
Und ſich auf dem Thron Maroccos als ein Siegestrunk'ner wiege."

Und die Dei's geloben finſter zu befolgen ſein Begehren,
Wenden ſich dann ſtumm und ſchweigend zu den Horden rückzukehren.
Und es kommt der Tag aus Oſten, und die Schlacht entbrennt und wüthet,
Mitten d'rinn des Kaiſers Sänfte, von den kühnen Dei's gehüthet.

Dieſe ſchau'n hinein zum Vorhang, ſprechen manche flücht'ge Worte,
Aber immer näher ſchwebet Mulei an der Todespforte. —
Weh! mit einmal flieh'n die Seinen; weiße Mäntel, luft'ge Pferde
Fliegen traumhaft ihm vorüber, und vom Hufſchlag bebt die Erde.

Da erfaßt Verzweiflung, Schrecken, die ſchon halb entfloh'ne Seele,
Doch vergebens ſucht ein Ruf ſich zu entringen ſeiner Kehle,
Und die letzten Kräfte ſammelnd, Heldenglut in allen Gliedern,
Springt der Kaiſer aus der Sänfte, trotz der Seinen Flucht, der nieder'n.

Wirft dem Feinde ſich entgegen, Aug' und Waffe: Todesblitze,
Wie ein Aar, den niederſandte Mahomet vom Wolkenſitze.
Und die Seinen ſteh'n und zögern, folgen dann beſchämt dem Einen,
Bis ſie unter Allahrufen ſich auf's Neu' zum Kampf vereinen.

Und der Heldengeiſt des Kaiſers iſt mit Jeglichem von ihnen,
Und ſie drängen, würgen, morden, bis die Feinde flieh'n von hinnen;
Zu der Sänfte aber bringen raſch die Dei's den Kaiſer wieder,
aſſen den zum Tod Erſchöpften gramerfüllt auf's Lager nieder,
Doch, erloſch'nen Auges, legt noch dieſer an den Mund den Finger —
Und geendet hat der ſtarke, ſieggekrönte Todbezwinger.

Der letzte Dienſt.

Blutig ſteh'n Sevilla's Häuſer
Ueberglänzt vom Morgenrothe,
Und der Sturm durchbrauſt die Gaſſen
Wie ein angſterfüllter Bote.

Gleich als wollt' er die Bewohner
Wecken aus ſo dumpfem Brüten,
Daß ſie nimmer länger dulden
Ihres grimmen Drängers Wüthen.

Ach, vergebens, nimmer hindert
Ihn das nahende Verderben,
Was nach Gusmann ſich benennet
Muß am Hochgerichte ſterben.

Alſo iſt des Königs Wille,
Pedro's, der von Haß durchdrungen,
Weil ein Gusmann um die Krone
Spaniens mit ihm gerungen.

Sagt, wen ſchleppen dort die Schergen
Schon herbei durch's Volksgebrauſe?
Ach, Sevilla's reinſte Blume
Aus der Gusmann's edlem Hauſe.

Donna Clara, ſie, die Mutter
Von dem edlen Ritterſtamme,
Die Don Pedro als das erſte
Opfer hat verdammt zur Flamme.

Doch nicht Furcht und Angſt geleiten
Sie auf ihrem letzten Gange;
Sind auch weiß wie Schnee die Locken,
Iſt auch weiß wie Schnee die Wange.

Gramgebeugt, doch feſten Schrittes
Naht dem Holzſtoß die Matrone,
Im Gefolg die Treuen Alle,
Denen ſie geſtrahlt als Sonne.

Einem ſcheint jedoch vor allen
Andern dieſer Gang der ſchwerſte, —
Donna Clara's Liebling, ihrer
Jungen Dienerinnen erſte.

Iſabell Davalos nennet
Sich die kaum entknoſpte Roſe,
Welche Clara nun geleiten
Muß zu ſolchem Schreckensloſe.

Doch ſchon wird von rauhen Händen
Dieſe an den Pfahl gebunden,
Und die Diener durch die Schergen
Fortgeſcheucht von ihr, gleich Hunden.

Jetzo ſteht ſie angefeſſelt
Und der Flamme überlaſſen,
Die ſchon kniſternd aufwärts ringelt,
Ihre Beute zu erfaſſen.

Höher ſtets und höher ſchlängelt
Sich's hinan mit glüh'nden Zungen,
Bald von wilden Feuerringen
Iſt die Märtyrin umſchlungen.

Sieh, da kommt der Sturm geflogen,
Eine heulende Hyäne,
Wirft hinein ſich in die Flammen,
Gleich als zürnt' er dieſer Scene.

Aber ſtatt ihr Heil zu bringen,
Die ſo hilflos ſteht dort oben,

Bringt er Unheil nur der Aermſten
Durch ſein ungezügelt Toben.

Denn das Kleid, das ſie umfließet,
Letzter Reſt entſchwund'ner Größe,
Wühlt er auf, dem Aug' enthüllend
Ihrer keuſchen Glieder Blöße.

Und ein laut Gelächter gellet
Aus dem rohen Volksgedränge;
Doch ein Blitz an Schnelle flieget
Iſabella durch die Menge.

Schwingt zum letzten Dienſte, welchen
Ihres Herzens Reinheit fordert,
Sich hinauf zur Schamerfüllten,
Von der Flamme Gier umlodert.

Schlingt dort ihre beiden Arme
Um die flatternden Gewande,
Daß im Martertod die Herrin
Nicht gekränkt noch ſei durch Schande.

Aber kaum daß ihre Arme
Sie umſchlungen, ach, ſo haben
Sie auch ſchon die glüh'nden Brände
Mit der Heldenfrau begraben.

Längſt verweht ſind jene Zeiten,
Und nicht viel der beſſern kamen;
Doch mit Stolz noch nennt Sevilla
Iſabell Davalos Namen.

Und wie ſie, vor Schmach zu hüthen,
Ihre Herrin hielt umfangen,
Siehſt du zu St. Iſidoro
Sie noch jetzt in Marmor prangen.

Die Mutter des Tökeli.

Wie der Donner rollt's von ferne,
Wie die Windsbraut kommt's daher,
Sagt doch, naht ein Ungewitter,
Brauſet ein Orkan ſo ſehr?

Nicht Orkan, nicht Ungewitter
Iſt's, was ſich der Heide naht,
Reiter ſind's auf flücht'gen Hufen,
Schmach nun erntend für Verrath.

Tökeli, der Pflichtvergeſſ'ne,
Flüchtend vor des Kaiſers Schwert,
Sucht nun Schutz im feſten Schloſſe,
Das der Mutter angehört.

Und ſo jagt auf ſchnellem Roſſe
Er, von ſcheuer Angſt durchbebt,
Hin, wo ihre ſchwarzen Thürme
Seiner Ahnen Burg erhebt.

Und mit ſeinem flücht'gen Troſſe
Hält er vor dem Thore ſchon:
„Mutter, Mutter, öffne ſchnelle,
Vor der Pforte harrt dein Sohn!"

Sieh, da zeigt ſich auf dem Erker
Eine Frau im ſchwarzen Kleid,
Bleich das Antlitz, gleich als berge
Ihre Bruſt ein tiefes Leid.

Und befremdet ſchaut die Hohe
Nieder von des Erkers Rand
Auf den Tökeli, der drunten
An dem Saum des Felſens ſtand.

„„Sprich, was willſt du, frecher Fremdling,““
Ruft ſie dann: „„in dieſem Schloß?
Einlaß wird hier nun und nimmer
Solchem Führer, ſolchem Troß!““

„Mutter! wie, haſt du verloren
Das Gehör, ſeit ich dir fern,
Daß dir unbekannt die Stimme,
Die du ſonſt vernahmſt ſo gern?“

„Iſt das Aug' dir ſo erblindet,
Daß du nicht den Sohn erkennſt;
Und, den Einlaß ihm verweigernd,
Einen Fremdling ihn benennſt?“

D'rauf die Frau: „„Wie kannſt du's wagen,
Dich zu nennen meinen Sohn?
Du, der treulos ſich gewendet
Von des Ungarkönigs Thron.““

„„Der den Erbfeind du gerufen
Als Verräther in das Land,
Und nach ſeinen eig'nen Brüdern,
Ein Rebell, erhob die Hand.““

„„Nimmer hab' ich den geboren,
Der ſolch' Schimpfliches verübt,
Nimmer kann verüben ſolches,
Den geſäugt ich und geliebt.““

„„Darum fort von dieſer Schwelle,
Eh' dich Schlimm'res hier bedroht,
Denn mein Sohn — der biſt du nimmer,
Denn mein Sohn iſt lang ſchon todt!““

Und hinein zum Erker wieder
Tritt die hohe, bleiche Frau,

Und die Pforte bleibt verſchloſſen,
Stumm und finſter liegt der Bau.

Und mit leichenfahlen Wangen,
Starrt noch lang' hinauf der Sohn
Preßt den Helm in's Aug' und brauſet
Mit den Seinen d'rauf davon.

Weinend aber durch's Gegitter
Sah' vom Schloß ein Weib ihm nach,
Der das Mutterherz im Buſen
Ueber den Verlornen brach.

Die beiden Todten zu Speyer.

Wie! Fackeltanz im Dome? Fußtritte dumpf hinab?
's iſt Kaiſer Karl der Sechste, er ſteigt in der Ahnen Grab,
Er ſelber will es ſchauen, bei heller Fackelglut,
Wie dort der Franke gefrevelt in frechem Uebermuth.

Und immer röther färbte ſeine Wang' gerechter Grimm.
„Bei'm Himmel! ihr Franzoſen, was ihr gethan, iſt ſchlimm!"
Die Väter in den Särgen ſieht er des Schmuck's beraubt,
Die Krone abgeriſſen von manchem theu'ren Haupt.

Zertrümmert ſind die Särge, die Deckel liegen um,
Und Leichentuch und Purpur zerfetzt im Staub ringsum,
Da blickt manch hohles Auge ihn gar geſpenſtig an,
Als wollt' es zu ihm ſagen: „räch' uns, du lebend'ger Mann!"

Und fürder ſchreitet Karl, erfaßt vom tiefſten Schmerz,
Der Fackelſchimmer gleitet über der Särge Erz.
Nun ſteht er dort vor Zweien, die ſind zerſchlagen gar,
Und die Gerippe d'runter vermengt gar wunderbar.

Er ſteht wohl tief erſchüttert, die Zwei', die kannt er gut,
Sie haßten ſich im Leben, die hier zuſamm' geruht,

Nicht konnten ſie beſtehen, wo Licht und Luft beſteht,
Es war der Kaiſer Adolf und Albrecht's Majeſtät.

Nun liegen ſie zerbrochen, vermiſcht ihr loſ' Gebein,
Von Keinem kann man ſagen: der Knochen hier war ſein;
Nur an dem Einen Scheitel, gefurcht von grimmen Schlag,
Das Haupt des Kaiſers Adolf man noch erkennen mag.

Und vor dem Staub der Beiden der Kaiſer lange ſteht,
Es iſt ein heilig Ahnen, was ſeine Bruſt durchweht;
„Ja, ob auch Haß und Zwietracht auf Erden hier zu Haus,
Es löſcht in jedem Herzen des Todes Hand ſie aus.“

D'rauf manchen Kunſterfahr'nen er hin zur Gruft beſchied,
Und läßt dort den Gerippen anfügen Glied an Glied,
Und manch ein Bein des Adolf wird Albrecht's Eigenthum,
Und manch ein Bein des Albrecht des Adolf wiederum.

So liegen beide Feinde vereinigt nun gar ſehr.
Der Adolf-Albrecht jener, der Albrecht-Adolf der;
So liegen ſie und ruhen, bis die Poſaune ruft —
Kein Frevler ſtör' hinfürder ſie mehr in ihrer Gruft!

Der Orlike Wapenbild.

Das war in finſt'rer, in ſtürmiſcher Nacht,
Als König Boleslaus ſchlug die Schlacht,
Im Reitermantel, gering und ſchlecht,
Focht er wie der niedrigſte Lanzenknecht.

Doch wie er auch ſtrahlte voran als Held,
Schon tränkten die Seinen mit Blut das Feld,
Und vollauf zechte nach Luſt und Wahl
Der Wel'ſche bei'm gräßlichen Würgermahl.

Schon ſank, in der Hand das zerbroch'ne Schwert,
Der König bewältigt dahin zur Erd',

Und was nicht der Tod noch hinweg gerafft
Von all ſeinen Streitern, das lag in Haft. —

Was wecket doch jetzt für ein gellender Schall
Aus den Klüften den ſchlummernden Wiederhall?
Was leuchtet doch dort an der Höhle Mund
Und röthet ſo ſchaurig das Felſenrund?

Die Wel'ſchen ſind es, bei'm Fackelbrand,
Sie ſchmieden und nieten mit emſ'ger Hand,
Sie ſchmieden in Ketten die Slaven bleich,
Eine Freiheit vernichtet jedweder Streich.

Sie nieten nun Jedem mit emſ'ger Hand
An die Beine ein zwengendes Eiſenband,
Dann koppeln zuſammen ſie Mann an Mann,
Den Erſten den ſchmieden am Felſen ſie an.

So liegt in der Höhle, auf felſ'gem Grund',
Die Schar, mit Grollen, erſchöpft und wund,
Es raſſeln die Ketten hin am Geſtein,
Manchen Seufzer entflügelt zuweilen die Pein.

Der König, an einem der Beine bloß
Gefeſſelt, weil er der Letzte vom Troß,
Starrt wild, aber kalt in die Nacht hinein,
Den Morgen erwartend mit blut'gem Schein.

Zur Seit' ihm, von ſchwarzem Gelock umwallt,
Streckt lange ſich aus eine kräft'ge Geſtalt,
Ein Lanzenknecht iſt's, jung, ſtolz und rauh,
Von ſtrammen Gliedern und rieſ'gem Bau.

Und zum König jetzt wendet ſich der und ſpricht:
„Laßt euch nur entſchwinden die Hoffnung nicht,
Ich weiß noch ein Mittel, ein blut'ges zwar,
Doch mag es wohl wenden von euch die Gefahr."

„In der Binde, die mir um die Hüften geht,
Hat den Dolch hier der liſtige Feind nicht erſpäht,
Die rettende Brücke aus Tod und Qual
Soll bahnen für euch der gerettete Stahl.“

„Nicht ringt ihr von dieſer Kette euch los,
Die liſtig an mich auch der Welſche ſchloß,
Geb' ich nicht das Bein an dem Ring da preis,
's bleibt das einzige Mittel. — Wohlan, ſo ſei's!“ —

Rückprallt da der König, entſetzt und bleich,
„Behüth', daß die Freiheit mir ſolches erreich',
Gefangen mit euch von der Welſchen Brut,
Mag's lieber ſich ſätt'gen an meinem Blut!“

Doch der Kriegsmann zum König: „Sprecht nicht dieß Wort,
Und wahr't euer Blut nur noch immer fort,
Denn auf jeden einzelnen Tropfen zählt
Das Volk, das zum Herrſcher euch auserwählt.“

„Ein Reiterleben ja gilt's allein,
Einen ſeligen Tod und nicht lange Pein,
Und bald, mit wiederbewaffneter Hand,
Rächt ihr wohl mein Blut im italiſchen Land.“

„Doch Eines gelobt mir, kommt ihr zurück,
So meldet den Meinen, was mein Geſchick,
Sprecht Troſt meinem Weibe in ihrem Harm,
Und küßt mir den Jungen auf ihrem Arm.“

„Mein Name iſt Orlik, — behaltet ihn feſt,
Und — daß ihr des Jungens mir nicht vergeßt!“ —
Und den Dolch erfaßt er, feſt ſteht ſein Entſchluß,
Den Boleslaus gilt's ja — was liegt da am Fuß!

Der aber beſchwöret den Orlik und fleht,
Und wehret des Opfers — doch ſchon iſt's zu ſpät,

chon färbet das edelſte Kriegerblut
as rauhe Geklüfte mit heißer Fluth.

en König erfaſſet ſo Staunen als Grau'n,
aum mag er den eigenen Sinnen trau'n;
ls jetzt mit gedämpfter Stimm' der Geſell:
Nun löſ't von dem Strunk da die Kette ſchnell."

it tanzenden Fingern, betäubt und dumpf,
aßt jener und löſet die Kette vom Stumpf,
'rauf reicht ihm den Dolch noch der Orlik: „Nun flieht,
od bringt die Minute, die ihr verzieht!"

nd der König, ergriffen von grimmen Schmerz,
mſchlinget den Krieger und preßt ihn an's Herz,
r ſchluchzet, will ſprechen und kann nicht, und drückt
uf's Haupt einen Kuß ihm, von Thränen erſtickt.

ur Mündung der Höhle d'rauf eilet er ſacht,
m Mantel gewickelt lehnt dort die Wacht,
in Stoß — d'rauf ein Fall, ein dumpfer Schrei,
nd der König ſteht d'raußen, gerettet, frei!

ang horcht' noch der Orlik dem Flücht'gen nach —
a weichen die Kräfte ihm allgemach,
in Seufzer noch löſ't ſich aus ſeiner Bruſt,
ann ſinket er hin, keines Leid's ſich bewußt.

on den Andern, die unter der Kette Laſt
ort ſeufzten, fand Viele der Morgen erblaßt,
ie Lebenden aber, wenn auch beſchwert
it Eiſen, hieb nieder der Wel'ſchen Schwert.

er König allein, durch des Orlik's Muth,
ntging noch glücklich der Feinde Wuth,
chon ſteht er wieder auf heim'ſchen Grund,
m ihn die jauchzenden Slaven rund.

Doch vor ihm, in Thränen und tiefem Harm
Ein blühendes Weib, das ein Kind auf dem Arm,
Zwei weinende Knäblein ſteh'n nebenbei,
Wie zwei friſche bethaute Roſen im Mai.

Und der König bewegt zu ihnen ſich neigt
Und tröſtet das Weib, das ſo tief gebeugt,
Und küßt das Kindlein mit heißem Kuß:
„Das iſt von dem Vater der Scheidegruß!“

„Als er ſich geopfert dem Tod für mich
Da hieß er mich bringen den Kuß an dich,
Sein Opfer — ich kann's ihm vergelten nicht,
Doch zu ſorgen für euch iſt nun meine Pflicht.“

„So ſeid denn von nun an den Erſten im Reich,
Den edelſten Slaven, am Range gleich,
Und wer euch bisher nur als Eig'ne gekannt,
Von denen ſeid fürderhin Grafen genannt.“

„Auch ſollet ihr tragen auf Helm und Schild,
Zum ewigen Denkmal als Wapenbild
Den gebrochenen Fuß mit der Kette d'ran,
Wer? — der euch ein ſchön'res noch malen kann?“ —

Seitdem König Boleslaus alſo ſprach
Vergingen Geſchlechter, manch' Wapen brach,
Die Orlike aber blüh'n noch zur Stund'
Und führen den Fuß in dem Wapengrund.

Der Geächtete.

Mathias, Ungarns König, ſitzt
Zu Ofen bei dem Mahl,
Von Gold und Edelſtein umblitzt,
Vor ſich den Weinpokal;

Doch mundet ihm nicht Mahl noch Wein,
Er fühlt ſich, ach, ſo gar allein.

Und düſter denkt er früh'rer Zeit,
Auf die er längſt vergaß,
Als hier bei ihm, voll Heiterkeit,
Sein junger Günſtling ſaß,
Als mit der Laute Zauberklang
Panonius ſein Herz bezwang.

Ach, daß ihn ſeines Oheims Wort
So leichtlich hat bethört,
Und er vom König, der ſein Hort,
Sich treulos abgekehrt;
Da Kaſimir, von Neid belebt,
Nach Ungarns Krone frech geſtrebt.

Wohl theuer ward's von ihm gebüßt
In langejähr'ger Acht,
Doch auch Mathias hat vermißt
Des Sängers Zaubermacht;
Kein ſüßer Sang, kein Lautenſchall
Hat ihm ſeither gewürzt das Mahl.

Und wieder ſitzt er ſchwermuthsvoll
Beim Becher, tief geſenkt
Das Haupt, doch frei von finſtern Groll,
Der jenen Spruch gelenkt;
Und von der Jugend Reiz umweht,
Sein Liebling ihm vor Augen ſteht.

„Wo mag der flücht'ge Sänger ſein,
Den ich geliebt als Kind? —
Wo ſtrahlt auf dich der Sonne Schein,
Umſpielt dein Haar der Wind?
Mein David: — Ha, beim heil'gen Chriſt,
Ich muß es wiſſen, wo du biſt!“

Und Boten ſchickt durch's weite Land
Er hin auf raſchem Huf,
Und bis zum fernen Meeresſtrand
Ergeht nach ihm der Ruf;
Doch Mond um Mond vorübereilt,
Und Keiner kündet, wo er weilt.

Da endlich Einer ſtaubbedeckt,
Der ſpricht: „Ich fand den Ort,
Wo man den Aechtling hält verſteckt,
Fünfkirchen iſt's, alldort
Verbarg der ſchlaue Probſt den Mann
Den Euer Mund in Acht gethan.

Ruft da der König: „Raſch zu Roß,
Der Probſt beſorg' den Tiſch!"
Und ſchon auch fliegt dahin der Troß,
Voll Luſt nach Wein und Fiſch,
Und zum Prälaten tritt mit Haſt
Der unerwartet hohe Gaſt.

Die Schüſſel ſtreuen würz'gen Duft,
Es perlt gold'ner Wein,
Erfriſchend weht die Frühlingsluft
Durch's Laubgewind' herein,
Lang ſaß nicht ſo vergnügt beim Mahl
Der König wie im Kloſterſaal.

Und als die Tafel nun beſchickt,
Zum Probſt der König ſpricht:
„Nun du uns ſattſam haſt erquickt,
Nun gib mir auch Bericht,
Und künde offen mir zum Schluß.
Was ward aus Jan Panonius?"

Der Biſchof da: „Die Lüge iſt
Mir fremd, d'rum ſag' ich frei,

Ich barg durch vieler Jahre Friſt
Den Flüchtling, der voll Reu';
Es ward dieß Haus ihm zum Aſyl,
Ob auch ſein Haupt der Acht verfiel."

„D'rum ſtraf' als Schuld'gen mich dafür,
In Demuth nehm' ich's hin,
Doch ihm verzeihe, was an dir
Gefehlt ſein raſcher Sinn;"
Der König d'rauf: „Du haſt mein Wort,
Ihm ſei des Königs Huld hinfort."

Da, in den düſtern Dom hinein
Der Probſt den König führt,
Und weiſ't ihm einen ſchlichten Stein
Im Winkel, tief gerührt:
„Hier wohnt, der ſeiner Zuflucht froh,
Dir und den Kön'gen all' entfloh."

Der blinde Geiger zu Prag.

1.

„Bruder Janko, Bruder Janko,
Nimm die Geige, nimm den Bogen,
Böſe Träume, blut'ge Träume
Haben meinen Geiſt umzogen."

„Spiel' mir wieder deine Weiſen
Die noch ſtets den Bann gebrochen,
Daß die grimmen Stürme ſchweigen
Die an's Thor des Herzens pochen."

Alſo ſpricht der blutigfinſt're
Dalibor, der wilde Räuber,
Auf den Knauf des Schwert's ſich ſtützend,
Zu dem alten Schmerzbetäuber.

Und der Geiger, gern erbötig,
Nimmt die Geige, nimmt den Bogen,
Und wie Friedensengel kommen
All' die Klänge angezogen;

Dringen ſchmeichelnd in das wilde
Räuberherz, wie milde Schimmer,
Die der Mond durch Wolken ſendet
Auf verbrannte, öde Trümmer.

II.

„„Wehe mir, ſo werden nimmer
Deine Klänge mich umſchweben!
Janko, ach, ſie ſind verklungen,
Klanglos, troſtlos iſt mein Leben!““

Alſo ruft, das Haar ſich raufend,
Dalibor mit bitt'ren Klagen,
Denn es hat der Ploskowitzer
Seinen Geiger ihm erſchlagen.

Ach, den Geiger, der ſo ſüße
Klänge aus der Bruſt gewecket,
Hat des Freundes Haupt, das theu're,
Auf das Thor der Burg geſtecket.

Darum in des Räubers Herzen
Lodern wild der Rache Flammen,
Und ſchon ſcharen die Getreuen
Um den Führer ſich zuſammen.

Ploskowitz, du ſtolze Veſte,
Mußt die blut'ge Schuld bezahlen,
Trümmer ſollen nur erblicken,
Wo du ſtand'ſt, die Abendſtrahlen.

Horch, ſchon tobt das Kampfgetümmel,
Ploskowitz, es nah'n die Gäſte,
Und durch Blut, durch Rauch und Flammen
Dringt der Dalibor zur Veſte.

Bricht ſich Bahn durch hundert Lanzen,
Bricht ſich Bahn durch hundert Herzen,
Bis er vor des Janko Mörder
Stehet, mit der Bruſt voll Schmerzen.

„Feiler Henker,“ ruft der Grimme,
„Was mir ward zum Troſt gegeben
Raubteſt du, des Janko Töne,
Gib dafür nun auch dein Leben!“

Und ſein Schwertſchlag ſchmettert nieder,
Niederklirrt die Pickelhaube,
Und geſpalt'nen Scheitels wälzet
Sich der Ploskowitz im Staube.

Doch in ſelbem Nu auch ſauſet
Fernher eines Pfeil's Gefieder,
Und getroffen ſtürzt der Rächer
Auf des Feindes Leiche nieder.

III.

Am Hradſchin im Kerkerthurme
Sitzt geblendet jetzt der Ritter,
Frühlingslüfte koſen linde
Um ſein Haupt am Eiſengitter.

Ein gefang'ner Königslöwe
Liegt er dort mit dumpfem Brüten,
Auf ſein blut'ges Ende harrend,
Nun zur Ohnmacht ward ſein Wüthen.

„Nur vergönnt, daß man zum Troſte
Mir des Freundes Geige reiche,
Und mein Haupt will ohne Murren
Neigen ich dem Todesſtreiche.“

Und man reicht ihm Jankos Geige,
Und er faßt ſie mit Frohlocken,
Und verſucht des Meiſters Töne
Aus dem todten Holz zu locken.

Horch, wie tönt es, leiſe, leiſe,
Wie im Traum die Vöglein ſingen,
Bis von den geübt'ren Händen
Kühner ſtets die Töne klingen.

Und ſo läßt der blinde Geiger
Täglich, an den Fenſterſtäben,
Seine luft'gen Liederboten
Zu dem todten Freunde ſchweben.

Alles lauſcht den ſüßen Weiſen,
Horcht, mit linden Wehmuthsthränen,
Und ein Jeder fühlt des Blinden
Namenloſes Weh' und Sehnen.

Sieh, da baut man ein Gerüſte,
Nachts, beim Schein der Fackelbrände,
Dalibor, du blinder Geiger,
Ahneſt du's, es naht dein Ende?

Aber während jene zimmern
An der grauſen Todespforte,
Dringen Jankos alte Weiſen
Aus dem Thurm wie Liebesworte.

Dringen aus den engen Gittern
Wie entfeſſelte Gedanken,

Wie ein Geiſt, der ſchmerzlich lächelnd,
Eben brach die ird'ſchen Schranken.

Horch, da ruht mit Eins der Hammer,
Da erſterben Jankos Klänge,
Und die Nacht umſchlingt mit Schweigen
Blutgerüſt und Kerkersenge.

Doch als in den Thurm die Büttel
Treten mit des Morgens Helle,
Finden ſie den blinden Geiger
Immer noch an alter Stelle.

Lächelnd ſitzt er, in den Händen
Jankos Geige, Jankos Bogen,
Aber längſt ſchon mit den Klängen
War ſein Geiſt zum Freund gezogen.

Der Kaiſer ſchläft.

Vor Ligne ſteht der Franken Heer,
Bereit die Schlacht zu ſchlagen,
Im Morgenlicht blitzt Helm und Wehr
Und hoch die Adler ragen.

Auf der Kanone aber liegt
Ganz ohne Harm und Kummer
Der Frankenkaiſer, eingewiegt,
Nach langer Wacht, vom Schlummer.

Und ſieh, da ſtäubt's von Schanz' und Wall,
Da flammt es in den Weiten,
Da rollt es her im ſchweren Schall,
Wie wildverworr'nes Streiten.

Auf heißen Roſſen fliegen ſchon
Heran die Adjutanten,

Kanonenſchall, Trompetenton
Ringsum zum Aufbruch mahnten.

„Der Feind bricht los, die Schlacht beginnt
Schon blitzt es in der Runde,
Auf, weckt den Kaiſer nun geſchwind!“
So tönt's von Mund zu Munde.

Die Garden aber ſteh'n beſtürzt:
„Er hat es nicht befohlen.
Und wer den Schlummer ihm jetzt kürzt
Dürft' ſchlimmen Lohn ſich holen.“

Und wieder naht's, in Waffen hell,
Von luſt'gem Roß getragen:
„Erweckt den Kaiſer, weckt ihn ſchnell,
Sonſt wird das Heer geſchlagen!“

Doch Keiner waget dieß zu thun,
Und gält' es eine Krone,
Und Aller Augen bangend ruh'n
Auf ihm und der Kanone.

Und laut und lauter tobt der Kampf,
Staub hüllt die grauſe Bühne,
Da wachet, unter Knall und Dampf,
Mit einmal auf der Kühne.

Nicht wundert's ihn, daß wild in's Ohr
Ihm donnern die Geſchoſſe,
Und ruhig hebt er ſich empor,
Und ruft nach ſeinem Roſſe.

Da nimmt er die Beſtürzung wahr,
Und ſpricht: „Wie, meine Braven,
Ihr konntet bangen vor Gefahr,
Und ſah't — den Kaiſer ſchlafen?“

Oertliches.

Der Bau zu Schönberg.

Was ſchallt für heller Hammerſchlag
Zu Schönberg doch mit jedem Tag,
Was knarrt und rollt auf wirrer Bahn,
Was keucht und rennt hinab, hinan?

Das iſt der rege Löhnertroß,
Der dort der Freiin baut das Schloß,
Und den zu immer größ'rem Fleiß
Die Harte ſpornt im ärgſten Schweiß.

Und höher ſteigt ſo Wand als Thurm
In ſtolzer Pracht, zum Trutz dem Sturm,
Schon ſpringet Säule, Erker, Thor,
Mit goth'ſchen Schnörkeln rings hervor.

Und eifriger ſtets wird die Frau
Zu fördern ihren ſtolzen Bau,
Gönnt Keinem Ruh, läßt Keinem Raſt,
Und mahnt zu immer größ'rer Haſt.

Der Sonntagsglocke Feierklang
Hemmt ſelber nicht des Werkes Gang,
Denn immer herrſcht ſie: „Fort zur Friſt,
Mögt beten wenn's vollendet iſt!“

Wohl da zu ihr der Bauherr ſpricht:
„Verſündigt euch am Himmel nicht,
Gebt Gott, dem Herrn, was ihm gebührt,
Zu gutem End' das nimmer führt.“

D'rob aber nur die Freiin lacht!
„Habt doch auf euer Richtſcheid Acht,

Was heut' verſäumen jene dort
Nehm' ich auf mich, deß habt mein Wort!"

Und eine Hand voll Goldes ſtreut
Sie hin den Fröhnern und gebeut:
„Nun friſch und nehmt dieß Gold zum Lohn,
Viel beſſer klingt's als Glockenton!"

Und höher ſtets und höher ſteigt
Der Bau von Säulen rings durchzweigt,
Schon glänzt im hellen Morgenſchein
Die Kuppel weit in's Land hinein.

Da zu dem Meiſter ſpricht die Frau:
„Nun ſeht, vollendet ſteht der Bau,
Dem ſchlimmes End' ihr profezeit,
Er prangt in ſtolzer Herrlichkeit!"

Doch der entgegen: „Ei bedenkt,
Was aufgeſpart, iſt nicht geſchenkt,
Denn kein Gedeihen hat ein Gut
Auf dem nicht Gottes Segen ruht."

Ob dem wohl ſehr die Frau erſchrickt;
Doch wie ſie d'rauf zum Schloſſe blickt,
Da wird's gar bald ihr wieder leicht,
Iſt doch ihr ſtolzes Ziel erreicht.

Von Lichtern glänzt es jetzt im Saal,
Kaum faſſet er der Gäſte Zahl,
Die Geige ſchreit, die Cimbel gellt,
Von Luſt iſt jede Bruſt geſchwellt.

Denn wieder fügt dem Eheband
Die reiche Freiin ihre Hand,
Juſt vom Altar führt ſie zurück
Der Freiersmann, berauſcht vom Glück.

Wie glänzt es da von gold'ner Pracht,
Von Federſchmuck und reicher Tracht,
Wie ſchlingt um's Brautpaar da ſo ganz
Der Frohſinn ſeinen Blüthenkranz.

Obgleich auch draußen durch die Nacht
Der Blitz, vom Donner dumpf umkracht,
Hinſauſt mit weh'ndem Flammenhaar,
Kaum werden ſie's im Schloß gewahr.

Horch auf! Wie klingt jetzt ein Pokal
Am andern mit ſo lautem Schall,
Ein Lebehoch dem jungen Paar
Bringt luſtberauſcht die Menge dar.

Da plötzlich fährt es durch den Bau
Herab im Zickzack, ſchwefelblau,
Der Donner kracht, und hinterd'rein
Stürzt mit Gepraſſel Stein auf Stein.

Doch auch vom gold'nen Stuhl zugleich
Die Freiin ſtürzt entſtellt und bleich —
Der Bau, um den ſie Gott verſucht,
Hat ſie zermalmt mit ſeiner Wucht.

Die erſte Orgel zu Turin.

Amadeo, muth'ger Herzog,
Laß', o laß' dich nicht bethören,
Nichtig iſt der Glanz des Ruhmes
Und den Frieden ſollſt du ehren.
Aber ach, das Herz des Fürſten,
Glüh't nach thatenreichem Streben,
Und den Lorbeer zu erringen,
Will er opfern ſelbſt das Leben.

Schon durch alle Gaſſen hallt es:
„Zu den Waffen, zu den Waffen!“
Und Savoyen ſoll die Krone
Für das ſtolze Haupt ihm ſchaffen.
Helme blinken, Schwerter klirren,
Roſſe ſchnauben kampfesmuthig,
Ach, zu bald nur werden Bilder
Sich entrollen, graus und blutig.

Da vor Amadeo neiget
Sich ein Greis mit weißem Haare,
Von Turin der Biſchof iſt es,
Der ihm nah't, im Feſttalare,
Dieſer ſpricht: „Nach deinem Willen
Hoher Herrſcher, mög' geſchehen,
Doch nicht ohne Gottes Segen
Wolle zu dem Kampfe gehen.“

„Einmal noch mit deines Heeres
Führern, komm' zur Kathedrale,
Daß der Herr ihr Inn'res ſtärke
Mit des Himmels lichtem Strahle,
Daß bei jener Orgel Tönen,
Die ein Deutſcher dort erbauet,
Vor des Krieges Grau'n ein Beſſ'res
Noch dein inn'res Aug' erſchauet.“

Da entgegnet Amadeo;
„‚Wohl, ſo ſchmückt die heil'gen Hallen
Trinita's, und laßt das neue
Pfeifenwerk darin' erſchallen,
Daß die Herzen meiner Welſchen
An dem deutſchen Ton' erſtarken,
Und das Siegesbanner freudig
Heim ich bring' in meine Marken.‘“

So der Herzog, und nach Kurzem
Iſt geſcheh'n wie er befohlen,

Und die frommen Mönche nahen
Ihn zum Dienſt des Herrn zu holen.
Sieh, im hellen Kriegerſchmucke,
Angethan mit Helm und Schiene,
Tritt der Herzog in die Kirche,
Mit des Kämpfers ſtolzer Miene.

Sinkt dann hin mit ſeinen Kriegern,
Zu empfangen dort die Weihe,
Leiſe betend, daß der Himmel
Sieg ihm in der Schlacht verleihe,
Horch, — da tönt es durch die Hallen,
Horch, da rauſcht es durch die Bogen,
Wie ein ſingend Heer von Geiſtern
Kommt es durch das Schiff gezogen.

Wie ein Gruß von Engeln, der ſich
Heimlich hat zu uns verloren,
Wie ein Klang aus Jugendtagen,
Zauberiſch herauf beſchworen.
Wie ein Sieg'sgeſang der Seele,
Die vom Erdenſchmerz entbunden,
Wie ein Jubelruf Getrennter,
Die für ewig ſich gefunden.

Und erſtaunt, verwundert, blicket
Amadeo's Aug' nach Oben,
Doch ſchon haben ihn die Klänge
In ihr magiſch Netz gewoben,
Und er meint, er müß' mit ihnen
Fort zu beſſer'n Fernen ziehen,
Und der Erde Kümmerniſſe
Säh' er ſchon wie Schatten fliehen.

Wohl noch ringt empor ein ſchwaches
Sehnen nach dem Ruhm, dem flücht'gen,
Doch ſein Geiſt wird fortgeriſſen
Von den Tönen, den gewicht'gen,

Und es flieht der Stern des Ruhmes,
Bis zuletzt er ganz verblichen,
Und der Drang nach Siegeslorbeern
Aus des Herzogs Bruſt gewichen.

Und von ſeinem Auge nieder
Rollet eine edle Zähre,
Eine Perle iſt es, werther
Als der blut'ge Kranz der Ehre.
Und er reißt den Helm vom Haupte
Mit entſchloſſener Geberde,
Reißt das Schwert von ſeinen Hüften,
Schleudernd beide hin zur Erde.

Dann zum Biſchof ſpricht er: „Wahrlich,
Klar nun iſt's in mir geworden,
Nur der Friede kann beglücken,
Nimmermehr ein blut'ges Morden.
Darum Friede! — Friede! — Friede!
Folgt mir nach, ihr andern Alle!“
Ha, wie da vom lauten Jubel
Widertönt die weite Halle.

Klirrend hin zur Erde werfen
Alle Krieger ihre Waffen,
Keine Herzen ſollen bluten,
Keine Wunden ſollen klaffen.
Doch der Biſchof ruft, das Auge
Von der Rührung Naß durchſchwommen:
„Heil dem Herzen, das den Mahner
Noch zur rechten Zeit vernommen!“

„Denn gewaltig iſt der Ew'ge
Selbſt im Kleinen und Geringen,
Mög' dieß Spielwerk eines Deutſchen
D'rum durch alle Zeiten klingen,
Mög' ſich jedem, dem ſolch frommer
Klang zu hören iſt beſchieden,

So wie dieſem Ruhmesdürſt'gen,
Künftig nah'n der beſſ're Frieden!"

Der Krämpelſtein.

Es ſchaut ein ſchroffer Felſen
Hinab zur Donaufluth,
Auf dieſem ſchwankt ein Schlößchen,
Als wie ein lockrer Hut.

Einſt hauſten tapfre Recken
Alldort im luſt'gen Haus,
Doch ihre Namen loſchen
Im Buch der Zeiten aus.

Lang ſtund es d'rauf verlaſſen,
Ein unbewohnt Geſtein,
Der Wind nur hauſte drinnen,
Und fuhr dort aus und ein.

Da kam ein luſt'ger Schneider
Zum Schloß, ein armer Gauch,
„Und kann der Wind dort hauſen,
So kann's ein Schneider auch."

D'rauf zog er in das Schlößchen
Gar keck und wohlgemuth,
Und eine Geiß nur nahm er
Mit ſich, ſein Hab und Gut.

Und als er nun bezogen
Das Schlößlein wüſt und leer,
Da ſchwoll vor blindem Stolze
Der Kamm dem Schneider ſehr.

„Und muß ich gleich hier hauſen
Mit meiner Geiß allein,

So bin ich doch der Burgherr
Jetzt auf dem Krämpelſtein."

D'rauf riß er frech das Wapen
Herab, das über'm Thor,
Und eine rieſ'ge Schere
Hing er als eig'nes vor.

So ſaß der Schneider droben
In ſeinem luft'gen Schloß,
Die Nadel nur zur Wehre,
Die Geiß nur als Genoß.

Doch ach, da traf mit einmal
Auch ihn des Schickſals Hand,
Denn leblos eines Morgens
Die Geiß der Aermſte fand.

Wohl ſchmälte da der Schneider
Voll Ingrimm ſein Geſchick,
Und ballte wild die Fäuſte,
Und Blitze ſchoß ſein Blick.

Die Geiß drauf faßte grimmig
Er auf in ſeiner Wuth,
Hinunter ſie zu ſchleudern
Inmitten in die Fluth.

Doch ach, wie da der Schneider
Ausholt zum Wurf mit Macht,
Da hat ins Horn verwickelt
Er ſich gar unbedacht.

Und als von ſeinen Händen
Die Laſt nun flog hinab,
Da riß die Geiß den Schneider
Mit ſich in's naſſe Grab.

Dieß iſt die alte Mähre
Vom Schlößlein dort am Strand,
Das noch das Schneiderſchlößchen
Geheißen wird im Land.

Die vier Evangeliſten in der Sophienkirche zu Konſtantinopel.

Soliman der Zweite, auf hohem Roß,
Durchjaget Stambul mit ſeinem Troß,
Im Prunke des Herrſchers beſchaut er die Stadt,
Die Mahom entriſſen den Griechen hat.

Zur Kirche Sophia gelangt er da,
Die nie noch im Innern ſein Auge ſah,
Die dünket ihm werth des Beſuchs zu ſein,
D'rum ſpringt er vom Pferde und tritt herein.

Welch' fürſtliche Halle! welch' ſtolze Pracht!
So hatte er nimmer den Bau ſich gedacht;
Wie haftet voll Staunen ſein trunkener Blick,
Dort an den Gebilden von Moſaik.

„Ei ſagt doch, wer ſind dort die Vier' an der Wand,
Mit rieſigen Leibern und falt'gem Gewand,
Die niederſchauen ſo ernſt zu mir
Mit Löwe und Rind und mit Adler und Stier?“

Da ſpricht ein Veſir: „Wie mir bekannt,
Sind jene die Evangeliſten genannt,
So heißen die Jünger ſie von dem Chriſt,
Der feig unſerm Halbmond gewichen iſt.“

„„Hinweg mit den Giauren! hinweg ſogleich!
Wie ſchön ſie auch immer und farbenreich,
Betüncht ſie mit Mörtel, daß Keiner ſeh'
Je wieder die Bilder in der Moſchee.

So herrſchet der Sultan, und wie ſein Mund
Geboten, ſo thun die Moslims zur Stund,
Und hüllen die Bilder, gefügt aus Stein,
In ſandigen Mörtel für immer ein.

Wohl faßt die Chriſten ein tiefer Gram,
Als ſolches ihr Ohr von den Moslims vernahm,
Doch konnten ſie hindern den Frevel nicht,
Der grauſam vertilgte der Farben Licht.

Da regt ſich's mit Eins in der Erde Schooß,
Es ſchienen die Geiſter des Abgrunds los.
Die wühlen und reißen in toller Haſt,
An Mauer und Hütte, an Thurm und Pallaſt.

Schon brechen und ſtürzen mit wildem Gekrach,
Die Häuſer zuſammen mit Mauer und Dach,
Da flieh'n die Bewohner in wildem Schwall,
Da flieht auch Suleiman zum erſtenmal.

Nach Wochen erſt, als ſchon vorbei die Gefahr,
Kehrt wieder der Sultan mit ſeiner Schar,
Doch Trümmer nur, ſieht er, auf Trümmer gehäuft,
Ein Leichenfeld, d'rüber der Nachtwind ſtreift.

Nur unverſehrt fand er die Kirche, allein
Doch wie er in dieſe nun tritt hinein,
Da prallt er, von Staunen erfaßt, zurück;
Den Gottesfinger gewahrt dort ſein Blick.

Am Boden verſtreuet liegt Mörtel und Sand,
Womit ſie die Heil'gen bedeckt an der Wand,
Und niederſchau'n wie früher die Vier'
Mit Löwe und Kind und mit Adler und Stier.

Die Wölfe von Tarent.

Einſam wandelt Beatrice
An der Blumenbeete Saum,
Als Meſſina roſigt ſchimmert
Noch im goldnen Morgentraum.

Und ſie denkt vergang'ner Zeiten
Und an Manches was da war,
Eh' Meſſina's Fürſtenkrone
Ihr geſchmückt das dunkle Haar.

Und ſie denket Zweier, deren
Namen man mit Schrecken nennt,
Da Sizilien nur Beide
Heißt: Die Wölfe von Tarent.

In Gedanken ſo verloren
Wallt den Garten ſie entlang,
Horch, da rauſcht es im Gezweige,
Horch, da klingt's wie Waffenklang.

Wohl empor aus ihren Träumen
Fährt erſchreckt ſie ob dem Schall,
Als vor ihr zwei Männer ſtehen
Kampfbewehrt, im blanken Stahl.

Schlanke, kräftige Geſtalten,
Auf der Stirne Trotz und Muth,
Schwarze Locken, ſtrupp'ge Bärte,
Und das Aug' voll dunkler Gluth.

„Was verlangt ihr?" frägt ſie zürnend,
Doch die Wange wird ihr bleich,
Als die Männer ihr entgegnen
Wie aus einem Munde: „Euch!"

„Sind ſo fremd wir euer'n Augen,
Daß ihr nimmer uns erkennt,
Die Palermo und Meſſina
Schmäht: Die Wölfe von Tarent!“

„Lange wohl durch Sturm und Wogen
Schweiften wir auf ſchwankem Kiel,
Unter Kämpfen und Gefahren
Kühn und toll, des Zufalls Spiel.“

„Doch mit Höllenflammen wühlte
Sehnſucht uns im Herzen wild,
Denn in Kampf und Stürmen ſchwebte
Uns vor Augen euer Bild.“

„Und ſo trieb es uns, wie Geiſter
Treibt ein Bann aus ihrem Reich,
Außen wie in uns die Hölle,
Weil der Himmel nur bei euch.“

„Eines gilt es jetzt von Beiden,
Darum folgt, am Faro dehnt
Sich ein Segel, euch zu führen
Mit den Wölfen nach Tarent.“

„„Fort! entflieht!““ ruft Beatrice,
„„Wahnſinn iſt's was ihr gethan,
Flieht eh' euch zu Leichen wandelt
Meiner Krieger Partiſan!““

Doch zu ihren Schwertern greifen
Friſch und keck die muth'gen Zwei,
„Laßt doch eure Helden kommen,
Auf! Meſſiner kommt herbei!“

Und die Herrin faſſen Beide
In der Rechten hoch den Stahl,

Klirrt es doch wie Sturmesſauſen,
Flammt es doch wie Wetterſtrahl.

Seht, ſchon dringt's mit Schwert und Lanze,
Auf ſie ein im wüth'gen Chor,
Aber auch der Beiden Rotten
Brechen wilden Ruf's hervor.

Und vor ihren Streichen flüchtet
Bald der Troß, zerſtreut, getrennt,
Und vom Bord des Schiffes ſchallt es:
„Hoch die Wölfe von Tarent!"

Seht, ſchon ferne den Meſſinern
Zieht das Schiff im weiten Meer,
Blauer Himmel, grüne Wellen,
Ruh' und Schweigen ringsumher.

Auf dem Vorderdeck des Schiffes
Bleich und ſtumm die Herrin ſitzt,
Ihr zur Seite ſteh'n die Brüder
Auf das Schwert die Hand geſtützt.

Lange ſtehen ſie und ſchweigen,
Als der Eine nimmt das Wort,
„Unſre Beute iſt errungen,
Glänzt als Stern an unſer'm Bord."

„Laß uns d'rum zum Ziele ſchreiten
Weil es das Geſchick begehrt,
Um den Preis, den theuern, kämpfen
Laß uns Beide mit dem Schwert."

„Beide können wir nicht theilen
Was errungen wir vereint,
Dem ſoll Beatrice werden
Dem der Stern des Sieges ſcheint."

„Sollt' uns Beide aber treffen
Jetzt ein finſteres Geſchick,
Dann geleitet ihr, Gefährten,
Nach Meſſina ſie zurück.“

Und die Schwerter, die geraſtet
Eben erſt nur kurze Zeit,
Kreuzen wieder ſich und klingen
Hell im neuentflammten Streit.

Und es klirren Streich um Streiche
Und es ſauſet Schlag auf Schlag,
Scheint es doch ſie würden kämpfen
Alſo bis zum jüngſten Tag.

Horch, jetzt endet das Geklirre,
Hier und dorten traf's zugleich,
Raſſelnd ſtürzen beide Brüder
Auf's Verdeck, entſeelt und bleich.

Haſtig nah'n wohl die Gefährten,
Aber ach, es iſt zu ſpät,
Seht, ſchon knieen ſie im Kreiſe
Um die Todten im Gebet.

Und zurück, ſo wie befohlen
Ihnen der Erſchlag'nen Mund,
Leiten nach Meſſina wieder
Sie das Schiff in ſelber Stund.

Immer noch auf alter Stelle
Aber liegt, die Wang' bethränt,
Beatrice, bei den todten
Blut'gen Wölfen von Tarent.

Schon gelangt das Schiff an's Ufer,
Und des Volkes reger Troß

Bringt die Herrin, die geliebte,
Jubelnd wieder in ihr Schloß.

Aber oft, wenn Abendſchimmer
Roſigt färben See und Baum,
Wandelt einſam Beatrice
An der Blumenbeete Saum.

Und ſie denkt vergangner Tage
Und entſchwund'nen Leiden nach,
Denket zweier Herzen, welche
Allzuheißes Lieben brach.

Und was in Meſſina's Mauern
Auch nicht Einer ahnt und wähnt,
Manche Thräne weiht verſtohlen
Sie den Wölfen von Tarent.

Die Nothglocke.

Zu Freiburg auf dem Platze
Stand einſt ein hölzern Haus,
Der Wind konnt' ungehindert
Hinein dort und hinaus.

D'rin hing ein Meſſingglöckchen,
Das gab gar hellen Klang,
Und wer da mochte klagen
Der durft' nur zieh'n am Strang'.

Doch war die alte Sitte
Schon längſtens außer Brauch,
Das Häuschen ſtand verfallen,
Umrankt von Dorn und Strauch.

Der Strang hing unberühret,
Es war die Zeit vorbei,

Wo auf den Ruf des Glöckchens
Der Richter kam herbei.

Doch horch, da ſcholl das Glöckchen
Einſtmals mit aller Macht,
Als ſeinen ſchwarzen Mantel
Um's Städtchen hing die Nacht.

Erſchrocken fuhr der Schulze
Wohl da vom Pfühl empor,
Er hört das Glöckchen gellen
Und traut kaum ſeinem Ohr.

Doch raſch weckt er den Diener
Und eilt, zur Hilf' bereit,
Hinaus zum Glockenhauſe
Wie ſpät's auch an der Zeit.

Doch kaum fällt von der Leuchte
Auf's Glockenhaus der Schein,
Da ſtarrt er gar verwundert
In's öde Haus hinein.

Denn d'rinnen ſteht ein Klepper,
Nur Haut und Knochen ſchier,
Zum Schatten faſt verkümmert,
Ein altes, blindes Thier.

Das grapſt herum am Boden
Mit wankem Tritt und Gang,
Es ſucht nach einem Futter,
Es nagt am Glockenſtrang.

Der Schulze fühlt ergriffen
Sich von des Thieres Noth,
Es heimzuleiten heiſchet
Den Diener ſein Gebot.

Der ſchüttet Streu und Hafer
Ihm vor in reichem Maß,
Wie da von ſeinen Qualen
So ſchnell das Thier genas.

Doch als auf's Neu' erwachet
Des Lebens wirrer Schall,
Da läßt der Schulze rufen
Zu ſich die Schöppen all'.

Weiſt ihnen dann den Klepper:
„Da ſeht, den ſond'ren Gaſt,
Um Hilf' hat er geläutet
Von Hungers Pein erfaßt.“

„Wem iſt das Thier zu eigen,
Weiß Keiner mir Bericht?“ —
„„Wohl weiß ich ihn,““ ein alter
Ergrauter Schöppe ſpricht.““

„„Dieß Roß gehörte Steffen,
Der hier einſt Schulze war,
Und kühn zum Kampfe führte
Des Städtleins junge Schar.““

„„Ihn ſelber hat's gerettet
Und glücklich heimgebracht,
Als er ſich damals wagte
Zu tollkühn in die Schlacht.““

„„D'rum hatte er's noch ſterbend
Dem Sohn an's Herz gelegt:
Daß ja der Rappe werde
Nach ſeinem Tod' gepflegt.““

„„Doch folgte, wie ich merke,
Nicht dem Gebot der Sohn,

Und ſtieß hinaus den Krüppel
Und Hunger iſt ſein Lohn.‟‟

„So iſt es,‟ ſpricht der Schulze,
„Ich ſeh's zu tieſem Schmerz,
Daß nur zu oft für Mitleid
Des Menſchen Bruſt von Erz.‟

„Doch ſoll umſonſt nicht haben,
Von Schutz und Pflege fern,
Verklagt der arme Rappe
Den neuen ſchlimmen Herrn.‟ —

Sogleich auch wird geladen
Der Schuld'ge vor's Gericht;
Schon ſteht er vor dem Schulzen,
Verſtört im Angeſicht.

Der läßt das Roß geleiten
Vor ihn und ſpricht ſodann:
„Sage, kennſt du dieſen Rappen,
Du pflichtvergeß'ner Mann?‟

„Dieß Roß hat deinen Vater
Errettet einſt vom Tod,
Du aber ließeſt ſchmachten
Das blinde Thier in Noth.‟

„Doch hat der Herr geleitet
Ihm ſelbſt den irren Huf,
Damit zu unſ'ren Ohren
Ertön' ſein Hülferuf.‟

„D'rum ſei dir nun geſprochen
Das Urtheil vom Gericht:
Das Roß zu pflegen, werde
Von jetzt dir ſtrenge Pflicht.‟

„Wir ſelber aber wollen
D'rob wachen, daß ſein Recht
Dem armen, blinden Thiere
Nicht wieder werd' geſchwächt.“

„Doch du mögſt dieß bedenken:
Was immer auch geſchieht,
Es iſt ein Auge, welches
Auch das Geheimſte ſieht.“

„Und ſchallt auch keine Glocke
Dem Richter an das Ohr,
Der Seufzer des Bedrängten,
Er ſteigt zum Herrn empor.“

Die Hexe zu Riegersburg.

Zu Riegersburg im alten Saal
Verſammelt ſitzt der Schöffen Zahl.

Vor ihnen ſteht ein bleiches Weib,
Verkümmert an Geſicht und Leib.

„Der ſchwarzen Kunſt biſt du verklagt,
Weh', wenn dein Mund zu läugnen wagt.“

„Viel Blumen blüh'n im Garten dein,
Doch nicht wie die auf Flur und Hain,“

„Doch nicht wie die in Gottes Luft,
Weit ſchöner noch an Farb' und Duft.“

„Ja ſelbſt wenn Schnee die Fluren hüllt,
Erblüh'n ſie dir, von Duft erfüllt.“

„Bekenne d'rum, daß durch die Macht
Der Hölle ſie hervorgebracht.“

„„Und blüh'n mir Blumen allerlei,
Die Hölle half mir nicht dabei.""

„„Schon pflegte ich der Blumen gern,
Als ich ein Kind, und euch noch fern."" —

„„Einſt kam ein Fremder, jung und hold,
Die Wang' ſo roth, das Haar wie Gold.""

„„Der liebte auch die Blumen ſehr,
Mich aber liebt' er noch viel mehr.""

„„Ihm folgte ich, vom heim'ſchen Strand,
Zu euch in's ferne Steierland.""

„„Die Blumen aber, die mein Glück,
Nicht konnt' ich laſſen ſie zurück.""

„„In eure rauhe Bergesluft
Bracht' ich die Kinder reich an Duft.""

„„Da ſtarb, von mir noch jetzt beweint,
Der mir und meinen Blumen Freund.""

„„Sie ſenkten ſeinen Leib hinab,
Ich pflanzte Blumen auf ſein Grab.""

„„Ich pflanzte Blumen ſeit der Zeit,
Wie ſonſt voll Luſt, nunmehr voll Leid.""

„„Ich pflegte ihrer ſtets mit Fleiß,
Von keiner ſchwarzen Kunſt ich weiß.""

„„Und ſo gelang es meinem Müh'n,
Daß ſie mir ſelbſt im Winter blüh'n.""

„Das lügſt du!" d'rauf der Schöffe ſpricht,
„Doch nicht bethörſt du das Gericht."

„D'rum denk' an deiner Seele Heil,
Und künde uns dein ſündig Theil.“

‚„Bekennen kann ich nichts als das.“‘
Sie ſpricht's, von bitt'ren Thränen naß.

„Wohlan, ſo ſei der Feuertod
Dein Los im nächſten Morgenroth.“

Am nächſten Tag, mit dumpfem Schall,
Ein Glöcklein tönt hinab in's Thal.

Das Todtenglöckchen wimmert laut,
Es gilt der armen Feuerbraut.

Hinführt man ſie, mit Spott und Hohn,
Zu Feldbach harrt der Holzſtoß ſchon.

Da fleht das Weib: ‚„Ein einzigmal
Laßt mich noch ſchau'n die Blumen all!“‘

‚„Nur einmal laßt, erbarmt euch mein,
Mich laben noch an ihrem Schein.“‘

‚„Mich laben noch an ihrem Duft,
Eh' meinen Staub verweht die Luft.“‘

Und zu dem Gärtchen führen hin
In Ketten ſie die Zauberin.

Wie blüh'n die Blumen rings umher,
Wie wogt von Düften da ein Meer.

Wie ſchimmert's da in Farben licht,
Aus grünem Buſch, aus Lauben dicht.

Und Jeder, der die Flur erblickt,
Der fühlt ſein Herz von Luſt entzückt.

Die ſchönſten Blumen aber bricht
Das Weib, bethränt das Angeſicht.

„„Und habt ihr mich vom heim'ſchen Strand
Geleitet in dieß rauhe Land,““

„„So leitet jetzt mich auch dahin
Wo noch viel ſchön're Blumen blüh'n.‘““

D'rauf wendet ſie ſich ab, und geht,
Von ihrer Blumen Duft umweht. —

Da ſteigt im ſchwarzen Wirbellauf,
Zu Feldbach eine Säule auf.

Die Säule ſinkt; — ſie iſt dahin
Die fremde Blumenpflegerin.

Doch ihren Kindern groß und klein,
Entſchwand hierauf ſo Duft als Schein.

Sie neigten ſich hinab zum Staub,
Mit fahlem Stern, mit welkem Laub.

Das Gärtchen ward zum öden Grund,
Kein Blümchen triffſt du dort zur Stund'.

Der Freimann von Calabrien.

I.

In ſchweren Eiſenketten, mit wüſtem Bart und Haar,
Steht vor dem Blutgerichte der Mörder grauſe Schar,
Den Blick ſo ſtier und glutlos, die Wange hohl und fahl,
Zu Caſtro Villari im hochgewölbten Saal.

Und in den vorder'n Reihen, mit finſter'n Aug' und Brau'n,
Da ſteh'n fünf düſt're Männer, gar furchtbar anzuſchau'n,

Mit nackten Arm' und Beinen, die Schultern rieſig breit,
So wie man ſich die Hünen denkt aus der alten Zeit.

Das ſind die blut'gen Meiſter, die Rizzo's zubenannt,
Die führten all' die Ander'n zu Mord und Raub durch's Land,
Und wo der ganzen Rotte zu Eis erſtarrt' das Blut,
Da war den vorder'n Fünfen am wohlſten erſt zu Muth.

Doch nun, da ſie in Banden, von Schergen rings bewacht,
Dem Henkerbeil verfallen, der grauſen Todesnacht,
Da mahnt der inn're Richter, und mahnt zum erſten Mal,
Nun ihrem Aug' erloſchen der letzte Hoffnungsſtrahl.

Jetzt faßt ein eiſ'ges Bangen die langentmenſchte Bruſt,
Ein Bangen, ſo ſich Keiner noch früher war bewußt,
Jetzt, da zum Urtheilsſpruche der Richter ſich erhebt,
Da hat von all' den Mördern nur Einer nicht gebebt.

Und nun der Stab gebrochen, der Richter alſo ſpricht:
„Verdammt ſeid ihr zum Tode vom peinlichen Gericht,
Das Blut, ſo ihr vergoſſen, das heiſchet euer Blut,
Sobald die Sonne wieder auftaucht aus dunkler Fluth.“

„Abwenden kann nur Einer von ſich das Todesbeil,
Wer ſich das Amt des Freimanns erwählt zu ſeinem Theil,
Wer all' die Andern richtet mit feſtem Sinn und Muth,
Und durch ſein ganzes Leben den Dienſt des Henkers thut.“

Und als dieß Wort geſprochen, da iſt im Saal herum
Erblaſſet jede Wange, jetwede Lippe ſtumm,
Selbſt die ſich nie entſetzten, bei Allem, was geſchah.
Die ſteh'n nun eingewurzelt und voll Entſetzen da.

Nur einem Rizzo glühet das Aug' voll finſt'rer Glut,
So glüht das Aug' des Tigers, der lechzend geht nach Blut,
Nur dieſes Einen Wange erbleicht nicht ob der Wahl,
Der ſteht ſo kalt und reglos, als wär' ſein Herz von Stahl.

Da faßt ein grauſig Ahnen das ſchreckerfüllte Rund,
„Domengo!" ſtammeln Alle mit todesbleichem Mund,
Der aber, feſten Schrittes, tritt aus der Seinen Reih'n
Und ſpricht: „Wohlan, ihr Herren, mich laßt den Henker ſein!"

II.

Auftaucht das Morgenroth aus dunkler Meeresfluth,
Und mahlet Land und See, als wären ſie voll Blut,
Da wimmert's weh' und bang', da weint es durch die Luft,
Das Todtenglöcklein iſt's, das ſo zu Grabe ruft.

Und ernſt und langſam naht's die Straße dort entlang,
Still wie ein Leichenzug, im zögernd trägen Gang,
Von Waffen dumpf umklirrt, hohläugig, wüſt, entſtellt,
So ſchleppt ſich's mühſam hin, zu zwei und zwei geſellt.

Und ganz am Ende geht ein Mann im rothen Kleid,
Als Hofſtaat vor ihm her: Entſetzen, Klag' und Leid,
Hell flammt in ſeiner Hand der blankgeſchliff'ne Stahl,
Aufleuchtend wie ein Blitz, im gold'nen Morgenſtrahl.

Das iſt Domenigo; gefurcht die finſter'n Brau'n,
Geht er mit feſtem Schritt und mit ihm geht das Grau'n,
Das Volk weicht ſcheu zurück, wo ſich der Freimann naht,
Denn minder ſchrecklich nicht iſt er, als ſeine That.

Nun haben ſie erreicht den ſchaudervollen Ort,
Schon knie't am grauſen Block — der jüngſte Bruder dort,
Schon ſtrecket nach dem Beil der Meiſter ſeine Hand,
Zu färben mit ſeinem Blut' dort unter ihm den Sand.

Da faßt's des Freimann's Herz, da wühlt's mit einemmal
Wie Lavaglut in ihm, mit namenloſer Qual,
Das iſt dein Ruf, Natur! — nichts raubet dir den Sieg,
Wenn deine Stimme auch bis zu dem Richtplatz ſchwieg.

mſonſt furcht er die Stirn', und rollt das Auge wild,
u ſeinem Inner'n ſpricht vergang'ner Zeiten Bild,
ergebens krampft die Hand ſich an das wüſte Haupt,
ein Gleichmuth iſt dahin, all' ſeine Kraft geraubt.

as Schwert, ſchon angefaßt zum ſchreckensvollen Streich,
ur Erde ſenkt es ſich, und ſeine Wang' wird bleich,
on mehr als Zentnerlaſt ſcheint jetzt ihm ſein Gewicht,
nd wie er ſich auch müht, erheben kann er's nicht.

etzt rafft er wild ſich auf — von Wahnſinn halb durchglüht,
es Armes Nerve ſchwillt und Glut ſein Auge ſprüht,
etzt holt er aus zum Streich — aufkreiſcht's aus jedem Mund' —
in Blitz — und hauptlos wälzt ſich's dort auf blut'gem Grund.

nd wie in Raſerei, ſchwingt ſchnaubend er im Kreis
as Schwert nun fort und fort, ſo Stirn' als Wange heiß,
nd immer höher ſteigt des Freimanns tolle Wuth,
nd immer röther wird ſein Beil vom Bruderblut;

icht mehr vernimmt's ſein Ohr, wie's um ihn heult und ruft,
um viertenmale ſchon durchſauſt es wild die Luft,
un iſt ſein Werk gethan, was jetzt noch ſoll geſcheh'n,
in Brudermörder kann's mit kaltem Blut begeh'n.

nd wie der Würger: Tod kalt ſeine Senſe ſchwingt,
b auch Verzweiflung kämpft, wie auch die Ohnmacht ringt,
o ſteht der Freimann jetzt und führet Streich um Streich,
enn todt iſt ſein Gefühl, ſein Herz dem Felſen gleich.

III.

s ſitzt ein Mann dort oben auf dem alten Kerkerthurm,
om Hagelſchlag gegeißelt, zerrauſt das Haar vom Sturm,
er ſchaut ſo ſtier und finſter, als wär' er aus dem Grab
urch Zauber hingebannet, zum Hochgericht hinab.

Der ſitzt ſo ſtill und reglos vom frühen Morgenroth
Auf ſeiner luſt'gen Warte, bis all' das Leben todt,
Bis Klang und Sang erſtorben, und Licht und Farbenpracht,
Und ihn in ihren Mantel einhüllt die kalte Nacht.

Der hat für nichts ſonſt Auge, als nur für Eins allein,
Das ſind vier bleiche Schädel am düſter'n Rabenſtein,
Der hat für nichts ſonſt Ohren, als für den grauſen Schall
So vom Gezücht dort unten aufgellt zum öden Wall.

Wer iſt der auf der Zinne, an Bart und Haar ergrau't,
Der auf die grauſe Stelle allein nur nieder ſchaut? —
Das iſt der alte Freimann, ſein Wohnort iſt der Thurm,
Der Rabe ſein Geſelle, ſein Lieblingslied der Sturm.

Die Schädel aber d'runten, ſo grinſend bleich und hohl,
Sind die von ſeinen Brüdern, die kennt er nur zu wohl,
Er hat ſie dort gerichtet, der Mond hat ſie gebleicht,
Der Nachtwind ſie getrocknet, der um die Stätte ſtreicht.

Und finſter'n Auges blicket er immer nur allein
Hinab auf jene Knochen, umſpielt vom Mondenſchein,
Doch keine Klage dringet, kein Seufzer aus ſeinem Mund,
Nur ſeine Ketten raſſeln auf ödem Thurmesrund.

So ſaß er zwanzig Jahre, ſo ſitzt er jetzt, ein Greis,
Die Stirn voll finſt'rer Falten, das Haar ſo ſchneeig weiß,
So ſitzt er auf ſeiner Zinne und darf herunter nicht,
Als wenn das Todtenglöcklein ihn ruft zur grauſen Pflicht.

Dann fallen ſeine Ketten, dann tritt er kalt hinaus,
Umweht vom rothen Mantel, aus ſeinem düſter'n Haus,
Dann ſauſ't es in den Lüften hochauf im Feuerkreis,
Dann wird vom warmen Blute der Block auf's Neue heiß.

Und iſt die Pflicht verübet, das grauſe Werk gethan,
So ſteigt er wieder ſtille zu ſeinem Thurm hinan,

Von aller Welt verachtet, verſtoßen und verbannt,
Mit Schaudern nur betrachtet, mit Abſcheu nur genannt.

So hauſt der Alte d'roben — lebendig und doch todt,
Um ihn die güld'ne Freiheit, er ſelbſt in Haft und Noth,
So ſah man dort ihn ſchwingen das Beil am Hochgericht,
So ſah man dort ihn ſitzen bei Sturm und Mondenlicht.

An einem Morgen aber, da war am Thurm umher
Vom Freimann nichts zu ſehen, da blieb die Zinne leer,
Da klirrten keine Ketten, da ſcholl kein Laut hinab,
Da grub der Gräber d'runten für ihn — ein einſam Grab,

Frauenbilder.

Kathrinchen.

Vor'm alten Hauſe ſitzet
Kathrinchen auf der Bank,
In Jugendſchöne glühend,
Der Roſe gleich erblühend,
Wie Schnee ſo rein und blank.

Sie ſitzt und lenkt das Rädchen
Mit weißem zartem Fuß;
Wie bieten, die da gehen
Und ſie dort ſitzen ſehen,
So freundlich ihren Gruß.

Doch wer auch da mag kommen,
Das gilt ihr einerlei,
Ob ihr auch zu Gefallen
Vorbei gar manche wallen,
Ihr Herz iſt frank und frei.

So ſaß wohl vor der Schwelle
Das Kind mit braunem Haar,
Und unter'm engen Mieder
Wogt's ahnend auf und nieder,
Als künd' es ihr Gefahr.

Da ſprengt ein ſchmucker Ritter,
Umblitzt vom Morgenlicht,
Vorbei der Magd, der ſüßen,
Doch ohne ſie zu grüßen,
Denn er bemerkt ſie nicht.

Doch ſchon zu viel geſehen
Hat die den ſchönen Mann,

Ihr wird ſo weh' im Herzen,
Als hab' es ihr zu Schmerzen
Der Ritter angethan.

Der ſchlanke Wuchs, die Locken
Hinflatternd in dem Wind,
Die Glut in Wang' und Blicken,
Wie ſenkt' das in Entzücken
So unverhofft das Kind.

Und immer vor den Augen
Steht ihr von jetzt das Bild,
Zu eng' wird ihr das Mieder,
Und durch des Mägdleins Glieder
Strömt's wie ein Feuer wild.

Im ſüßen Traume lieget
Sie wohl in mancher Nacht,
Der Traum nur ſtillt ihr Sehnen,
Doch fließen heiße Thränen,
Wenn einſam ſie erwacht.

Und vor dem Hauſe ſitzet
Sie ſinnend, Tag für Tag,
Und harrt nur auf den Einen,
Ob er nicht bald erſcheinen
Mit ſtillem Gruße mag.

Und wie ſie alſo harret
In heimlich tiefem Leid,
O ſeht, da ſprengt der Ritter,
Wie brauſendes Gewitter,
Heran zur lieben Maid.

Wie wanket nicht die Feder,
Wie blinkt's vom Helm ſo licht,
Doch ohne ſie zu grüßen

Sprengt er vorbei der Süßen,
Denn er bemerkt ſie nicht.

Da fährt's wie Todesſchauer
Dem Mägdlein durch's Gebein,
Das Herz ſcheint ihr zu brechen,
Mit heißen Thränenbächen
Wäſcht ſie die Bank von Stein.

Wohl ſitzt ſie vor dem Hauſe
Nun wieder Tag für Tag,
Der Roſen heit'res Prangen
Entſchwand von ihren Wangen,
Doch ſitzt ſie ohne Klag'.

Sie ſchaut nur nach den Straßen,
Hinauf bald und hinab,
Und ſingt dazu ſich leiſe
Manch eine alte Weiſe
Von Hoffnung und von Grab.

Warum mit einemmale
Bleibt leer der Sitz vor'm Haus?
Wo iſt die hübſche Kleine,
Die auf der Bank von Steine
Sonſt immer ſaß heraus?

In heißen Fieberwehen
Liegt ſie im Kämmerlein,
Sie fühlt's, es iſt kein Wähnen,
Bald wird ihr heißes Sehnen
Geſtillt für immer ſein.

Da ſpricht ſie zu der Mutter:
„Bringt mich ein einzigmal
Zum Fenſter, laßt mich ſchauen
Nur einmal noch die Auen,
Im Lenz und Sonnenſtrahl."

Und zu dem Fenſter leitet
Die Mutter d'rauf die Maid,
Die ſchaut wohl auf die Pfade,
Wo ſonſt der Theu're nahte,
Der ihr gebracht dieß Leid.

Und wie ſie alſo ſchauet
Hinaus zu Luſt und Mai,
O ſeht, da ſprengt der Ritter,
Wie brauſendes Gewitter,
Auf hohem Roß herbei.

Und wieder wankt die Feder,
Und blinkt's vom Helme licht,
Doch ohne ſie zu grüßen
Sprengt er vorbei der Süßen,
Ach! er bemerkt ſie nicht.

Die Maid, mit mildem Lächeln,
Schaut ihm voll Wehmuth nach,
Und wie er ihr entſchwunden
Iſt ſie des Leid's entbunden,
Ihr Herz die Liebe brach.

Meliſunda.

Ritter, Maler, Meiſterſänger, kehrten heim vom Morgenland,
Sitzen nun in Regnart's Veſte an der Rhone grünem Strand,
Godefroi, der Trovadore, ſchlank an Wuchs und blond vom Haar,
Grüßt mit ſeinen ſchönſten Liedern dort im Schloß der Freunde Schar.

Und es ſchallt von Becherklingen und es tönt von Saitenſpiel,
Und von Wundern die ſie ſahen, melden nun die Gäſte viel,
Doch als größtes Wunder preiſen all' die Pilger nur ein Weib,
Gräſin Meliſunda, die ſchon Engel iſt im ird'ſchen Leib.

Künden: wie in ihrem Schloſſe ſie zu Tripolis am Strand
Hauſet, und die Chriſtenpilger täglich labt mit eig'ner Hand,
Wie die Nackten ſie bekleidet, und die Dürſtenden ſie tränkt,
Wie ſie mild die Kranken pfleget, und die Darbenden beſchenkt.

Und ein Maler aus dem Kreiſe rollt da auf ein Pergament,
„Trovadore, ſagt: ob dieſe man mit Recht ein Wunder nennt?"
Sieh, das Bild weiſ't eine Dame, lieblich, wie die Roſ' im Mai,
Gold'ne Locken, weißen Nacken, ſchön gewölbt die Stirn und frei.

Perlenſchnüre um die Hände, um das Haupt ſo ſinnig zart,
Und im Schooß ihr eine Taube als ein Sinnbild hold gepaart,
Und der junge Trovadore prallt zurück mit einem Schrei,
Denn von ſeinem Ideale iſt's das treu'ſte Conterfei.

Nie noch ward ſein Herz im Leben einer Liebe ſich bewußt,
Doch das Bild von einer Schönen trug er lang ſchon in der Bruſt,
Sollte die ihm einſt begegnen, alſo huldvoll rein und mild,
Wollte leben oder ſterben er für dieſes Frauenbild.

Und nun ſah er all die Züge, ſah der Locken Goldgewühl,
Las jetzt aus dem blauen Auge Taubenſanftmuth und Gefühl,
Und es dringt in heißen Gluten ihm durch's Herz der Sehnſucht Qual,
Haſtig ſpringt er auf vom Stuhle, ſchleudert hin den Goldpokal.

„Ja, ihr habt mit Recht benennet ſie das Wunder aller Frau'n,
Heute noch ſeht ihr mich ſcheiden um die Herrliche zu ſchau'n,
Denn die heimlich ich verehrte, iſt's, die jetzt mein Aug' erblickt,
Und das Urbild muß ich ſchauen, eh' noch kurze Zeit entrückt!"

Und bevor von ihrem Staunen ſich erholt die frohe Schar,
Iſt der Trovador entſchwunden, der des Feſtes Würze war,
Und er eilt mit raſchen Schritten hin zum Flaggenreichen Strand,
Und beſteigt ein Schiff das eben ſegelt in's gelobte Land.

Durch die See, die uferloſe, gleitet fort und fort das Schiff,
Sieh', da faſſen es die Stürme, ſchleudernd wild an Wolk' und Riff,
Doch mit neuem Muthe ringt es immer wieder ſich hervor,
Und nur heißer flammt die Sehnſucht in der Bruſt dem Trovador.

Und die Sonne lächelt wieder, wie ein Spiegel glänzt das Meer,
Godefroi nur ſitzet düſter, und ſein Haupt iſt ihm ſo ſchwer,
Viel zu langſam für ſein Sehnen zieht das raſche Schiff die Bahn,
Viel zu träge für ſein Wünſchen, treibt der Wind die Segel an.

Und je mehr ſein Wimpel nahet dem erſehnten fernen Ziel,
Um ſo bleicher wird der Sänger, um ſo banger ſein Gefühl,
Denn er fühlt's, das heiße Sehnen hat ſein liebend Herz erdrückt
Wie die kaum erblühte Knoſpe oft der Brand des Mittags knickt.

Horch, da jubeln auf die Schiffer, und aus fernem Nebelgrau
Tauchet Tripolis, die ſtolze, wie ein feenhafter Bau,
Bald am Ufer ſieht er ragen hoch ein Schloß im Morgenſtrahl,
Und in ſeinem Herzen flüſtert's: Ja, hier wohnt dein Ideal!

Und die Saiten läßt er klingen, klingen jetzt mit aller Macht,
Zu der Schönſten Preis, die ſolche Glut in ſeiner Bruſt gefacht,
Läßt ſie klingen bis der Anker niederſinkt zum Meeresgrund,
Und die müden Fahrer grüßen nun das Land mit frohem Mund.

Ei, was ſtarrt der Trovadore da zum Felſenſchloß hinan,
Schaut, ein Frauenbild, ein hohes, ſteigt herab die ſteile Bahn,
Hinter ihr mit Körben, Krügen, folgt der Diener reiche Zahl,
Godefroi erkennt die Hohe, die der Born von ſeiner Qual.

Und in vollſter Schönheit ſtrahlend, tritt ſie in der Schiffer Kreis,
Daß zu Flammen ſich verwandelt in der roh'ſten Bruſt das Eis,
Jedem reicht ſie eine Spende, doppelt werthvoll durch ihr Wort,
Schüchtern, in beſcheid'ner Ferne, ſteht allein der Sänger dort.

Jetzt erſchau't ihn **Meliſunda**, und verwundert weilt ihr Blick
Auf dem Jüngling mit der Laute, der ſo ſchüchtern blieb zurück,
Und mit fragender Geberde tritt ſie vor den Bleichen hin,
Doch zu Füßen ſinket dieſer ihr mit wonnetrunk'nem Sinn.

Und mit ſtillem Ahnen neiget nun die Herrin ſich zum Gaſt,
Ihm die Hand voll Wehmuth reichend, die er ungeſtüm erfaßt,
Aber ach, da ſinkt ermattet auch ſein lockig Haupt zum Staub,
Und der Sehnſucht ſeines Herzens ward der Trovador zum Raub.

Olga, Fürſtin von Kiev.

In der herrenloſen Halle
Sitzet **Olga**, bleich und ſchweigend,
Auf das Kind zu ihren Knieen
Trauervoll das Antlitz neigend.

Und aus ihren Augen ſtrömen
Heiße Thränen auf den Knaben,
Da gemordet ihm den Vater
Meuchlings ſeine Feinde haben.

Und ſo weilt ſie dort im Schloſſe,
Nur am Schmerz, dem inn'ren, hängend,
Und in's Lockengold des Knaben
Immer friſche Perlen mengend.

Horch, da wird's im Thal lebendig,
Horch, da pocht es an die Pforte
Und von **Mal**, dem Drewierfürſten,
Bringt ein Bote ihr die Worte:

„Hohe Fürſtin, ſieh voll Ehrfurcht
Mich gebeugt zu deinen Füßen,
Um von **Mal**, der an dem Strande
Drunten harrt, dich zu begrüßen.“,

„Wohl hat Ingor er, den Gatten,
Dem er zinsbar, dir erſchlagen,
Weil ſein Joch das Volk der Drewier
Nimmermehr vermocht' zu tragen."

„Doch was blutig zu verüben
Ihn des Herrſchers Pflicht gezwungen,
Iſt bereit nun zu vergüten
Dir ſein Herz, von Glut durchdrungen."

„Und die Krone, die ihn ſchmücket,
Und ſein Land voll üpp'ger Schöne,
Will er dir als Brautſchmuck bieten,
Daß ſich alter Haß verſöhne,"

„Willſt du aber, was er heiſchet,
Frechen Trotzes ihm verwehren,
Wird er Kievs Mauern brechen,
Und was eigen dir verheeren."

Mög'ſt du nun auf Mal's Erbieten
Günſt'ge Antwort mir ertheilen,
Daß ich als ein freud'ger Bote
Könne zu dem Herrn enteilen."

Und das Haupt auf ihren Knaben
Senkt die ernſte Fürſtin nieder,
Und verharrt in tiefem Schweigen,
Endlich ſpricht die Hohe wieder:

„Reiflich hat mein Geiſt erwogen
Was mir Mal durch dich entboten,
Und mein Land ſoll nicht verderben,
Wie ich auch geliebt den Todten."

„Und ſo will ich deinem Fürſten
Meine Hand zum Bunde reichen,

Doch vergeb' er, will vom Antlitz
Mir nicht gleich die Trauer weichen."

„Huld'gen ſoll ihm Kiev morgen
Wie dem Herrn, den er erſchlagen,
Und auf ihren Händen ſollen
Ihn zur Braut die Meinen tragen."

Und den Saum von ihrem Kleide
Küßt der Bote und enteilet,
Während lang' noch ſtumm und ſinnend
Olga bei dem Sohn verweilet.

Wieder ſind des Morgens Schimmer
Ueber Land und See ergoſſen,
Als vom Schiff in einem Kahne
Nah't der Fürſt mit den Genoſſen.

Auf dem Haupt die Kron', den Purpur
Um den kräft'gen Leib geſchlungen,
Triumphirend, daß ſo ſchnelle
Er der Herrin Gunſt errungen.

Und die bärt'gen Ruſſen ſinken
An dem Rand des Ufers nieder,
„Sei auf Kiev uns willkommen,
Gebend ihm den Herrſcher wieder!"

Und vom Kahn' blickt Mal, der Stolze,
Auf die Schar zu ſeinen Füßen,
„Ja, als Herrn von dieſem Lande
Sollt ihr mich von jetzt begrüßen!"

„Doch um ſie zu ehren, welcher
Glühend meine Pulſe ſchlagen,
Mögt ihr mich auf euer'n Händen
Nun in's Schloß der Herrin tragen."

Und an's Land die Ruſſen ziehen
D'rauf des Fürſten Kahn und beugen,
D'runter ihre breiten Schultern,
Ihm Gehorſam zu erzeigen.

Und ſo tragen ſie den Fürſten,
Der aus der Gefährten Mitte
In der Pracht des Königs ſtrahlet,
Zu dem Schloß mit raſchem Schritte.

Schaut, im Erker ſitzt die ſchöne
Olga, mit dem theuren Kinde,
Und um ihren weißen Nacken
Wallt das ſchwarze Haar im Winde.

Reich geſchmückt mit Gold und Perlen
Thronet ſie als Fürſtin droben,
Freud'gen Staunens hat ſein Auge
Mal zur Herrlichen erhoben.

Und er mahnt und treibt die Träger
„Raſcher, raſcher, denn zum Ziele
Sehnt mein Herz ſich, wie ein Schiffer
Der die Heimath ſieht vom Kiele!“

Und die rüſt'gen Träger ziehen
Straffer ihre kräft'gen Sehnen,
Und im Arme der Geliebten
Träumt ſich Mal im ſüßen Wähnen.

Und ſchon haben ſie bezwungen
Mit der Laſt des Berges Steile,
Und auf luft'ger Brücke ſchreiten
Sie bereits zum Thor in Eile.

Da erhebt von ihrem Sitze
Olga ſich und winket nieder,

Ha, wie ſchnelle da die Freude
Wandelt ſich in Grauen wieder.

Denn von ihren Schultern ſchleudern
Jene ihre Laſt behende,
Und die erſt ſo Frohen, finden
In der tiefen Kluft ihr Ende.

Doch die Fürſtin horcht und ſpähet
Ueber'm Erker vorgebogen,
Bis der Sterbenden Gewimmer
Kommt zu ihrem Ohr geflogen.

Und ſie ruft, das Auge rollend,
Und die Stirn voll finſt'rer Schatten,
„Alſo rächt die Fürſtin Olga,
Den gemordet ihr, den Gatten!"

Heißt ſodann die Kluft verſchütten,
Stumm gebeugt auf ihren Knaben,
Und verläßt erſt dann den Erker
Als die Drewier ſind begraben.

Quanahanna.

Quanahanna, ſchönſte Blume,
Die zu des Oriſſas Ruhme
In Onebo aufgeblüht,
Jede and're muß dir weichen,
Die entknoſpt in Sennar's Reichen,
Wo die Sonne tödtend glüht.

Gleich dem Lorbeerbaum, dem jungen,
Iſt ſie ſchlank und hochgeſchwungen,
Weiß, wie Kokuskern, ihr Zahn.
Roth und blaugemalte Schlangen

Ringeln ihr um Bruſt und Wangen
Und an Arm und Hals hinan.

Viele fremde, bunte Zeichen
Schmücken noch die üppigweichen
Formen ihres ſchlanken Bau's,
Um die Knöchel von den Füßen
Sich zwei blanke Ringe ſchließen,
Und ihr Haar iſt fein und kraus.

Wie nur weiß ſie ſich zu tragen,
Wenn die Trommel wird geſchlagen
Bei der Bambula zur Nacht,
In welch' zaub'riſcher Entfaltung
Zeigt ſich da des Leib's Geſtaltung,
Ihrer Formen Götterpracht.

Ja, von ihrer Schönheit Prangen
Ganz Onebo iſt gefangen,
Doch vor Allen ſind es Zwei,
Zangar, Zami, beide blühend,
Nur für ſie in Liebe glühend,
Glühend bis zur Raſerei.

Wie ſo traurig unter Kokusbäumen
Sitzet Quanahanna dort in Träumen?

„Sprich, was fährſt du ſo empor mit Beben?
Zangar iſt's und Zami, ſüßes Leben!"

„Können's Beide länger nicht ertragen,
Unſer Urtheil magſt du jetzt uns ſagen."

„Heißer Liebe Luſt und tiefe Schmerzen
Lodern Beiden uns im warmen Herzen."

„Können nicht dich fliehen, nicht dich laſſen,
Jeden drängt es, heiß dich zu umfaſſen.“

„Luanahanna, o mein ſüßes Leben,
Wen wirſt du verachten, wen erheben?“

„Zangar iſt's und Zami, die ſo klagen,
Luanahanna, wolleſt Antwort ſagen.“

Luanahanna aber ſchweigt und hüllet
Sich das Aug', das ſich mit Thränen füllet.

Denn ihr Herz, bewegt von Luſt und Leiden,
Liebet Beide, ſchwanket zwiſchen Beiden.

Unter nächt'gem Palmendunkel,
Wo die kühlen Lüfte reger,
Wandern bei der Nacht Gefunkel
Mit dem Mädchen hin die Neger.

Felſen nur mit grauem Moſe
Starren rings, von Nacht umſchlungen,
Und des fernen Meer's Getoſe
Kommt wie Sturm herangedrungen.

Oeder wird es ſtets und wüſter,
Schaurig heulen die Schakale,
Als die Neger ſtumm und düſter
Stille ſteh'n im nächt'gen Thale.

„Luanahanna, ſüßes Leben,
Von der Götter Reiz umfloſſen,
Höre jetzt, was, eingegeben
Von Oriſſa, wir beſchloſſen.

„Keiner kann von uns dich laſſen,
Keiner kann von uns dich meiden,

Denn Verzweiflung würde faſſen
Jeden, der da wollte ſcheiden."

„Ja, es fänd' an deinem Herzen
Selbſt das Glück nicht der Geliebte,
Dächte er, daß fern' in Schmerzen
Wandeln müſſe der Betrübte."

„Doch Oriſſa hat gegeben
Kunde uns, wie wir zu handeln,
Daß zu ew'gem Freudenleben
Möge ſich das Trauern wandeln."

„Einen Trunk nur, einen herben
Gilt es noch, vom Meer' der Leiden —
Quanahanna, du mußt ſterben!
Sterben mußt du mit uns Beiden!" —

Sieh, was liegt dort in dem Thale
Mild umglänzt vom Sonnenſtrahle
Der im Graſe Funken ſprüht,
Weh', Onebos ſchönſte Blume,
Die zu des Oriſſa Ruhme
Wie die Roſe hat geblüht.

Gleich dem Lorbeerbaum, dem jungen,
Iſt ſie ſchlank und hochgeſchwungen,
Weiß, wie Kokuskern, ihr Zahn,
Viele rothgemalte Schlangen
Ringeln ihr um Bruſt und Wangen
Und an Arm und Hals hinan.

Röther aber ſcheint die Welle,
Die mit haltlos wilder Schnelle
Aus der Bruſt der Schönen quillt,
Und nach deren ſtiller'n Rinnen

Sich noch, mit entſchwund'nen Sinnen,
Niederbeugt das ſüße Bild.

Und gleich wie voll Inbrunſt ſchmiegen
Noch zwei Neger, die da liegen,
Sich an ſie, zu ſtillem Bund,
Jeder einen Stich im Herzen,
Aber ohne Spur von Schmerzen
Lächelt noch im Tod ihr Mund.

Alſo fand man in dem Thale
Jene drei, bevor Schakale,
Sich noch frech herbeigewagt,
Und begrub ſie dort in Frieden,
Die vom Leben lieber ſchieden
Als der Liebe ſie entſagt.

Floretta.

Im Cirque Frankoni eingeengt,
Die Menge ſich voll Schauluſt drängt —
Doch, wie von Blumen aller Arten
Ein üppig reicher Wundergarten,
Die Damen in gar holdem Reigen
Sich lächelnd aus den Logen neigen.
O hört nur, welch ein Schrei'n und Toben
Von unten bis zur Spitze droben,
Wo ſich von Neugier nur bewegt
Die lachend frohe Jugend regt,
Und in dieß wirre Chaos ſchmettern
Trompeten d'rein mit Jubelwettern.

Jetzt wird es ſtiller in der Runde,
Ein Ach erſchallt aus Aller Munde,
Denn ſchlank und ſchön im vollſten Staate
Den Federhut in's Haupt gedrückt,

Mit Band und Schleife reich geſchmückt
Zeigt ſich die junge Akrobate,
Fürwahr, ein wunderlieblich Kind —
Welch' Ebenmaß in allen Gliedern!
Ein Engel, wie ſie in den Liedern
Der Dichter nur zu finden ſind.

Bajazzo auch iſt ſchon zur Hand,
Um ſeine Lazzis zu kredenzen,
Doch ach, der hat gar ſchlimmen Stand
Wie er ſich auch bemüht zu glänzen;
Denn von Tribüne, vom Parquette
Hängt jedes Aug' nur an Florette.

Ein ſtolzes Pärchen nur allein,
Dort, ihr zunächſt, im erſten Range,
Scheint von dem gift'gen Hauch der Schlange,
Die Mißgunſt heißt, berührt zu ſein.
Denn aus des Spitzenſchleiers Falten,
Verachtung in dem Blick, dem kalten,
Schaut auf die junge Tänzerin
Die Dame aus der Loge hin.

Doch ſchon betritt die junge Schöne
Das ſchwanke Seil mit feſtem Fuß,
Die Muſik wirbelt ihre Töne
Und Alles klatſcht ihr ſeinen Gruß.
Aber einer Sylphe gleich
Schwebt ſie in der Lüfte Reich,
Lieblich lächelnd, ohne Zagen,
Kaum vom ſchwanken Seil getragen,
Auf und nieder,
Hin und wieder,
Wie ein bunter Schmetterling,
Deſſen Herz die Roſe fing,
Wie die keuſche Lilie, welche
Träumend ſchwankt mit ihrem Kelche.

Jetzo neiget auf ihr Knie
Sich die luſt'ge Schöne nieder,
Hebt mit einmal raſch ſich wieder
Wie Zephiros anzuſehen,
Nach dem Takt der Melodie
Auf den Zehen
Vorwärts ſchwebend,
Rückwärts gleitend,
Jetzt die Arme zierlich hebend,
Jetzt ſie wieder zärtlich breitend.

Jetzo ſeht im Wirbelkreis
Tanzesheiß
Sie mit wildem Sturmesweh'n
Sich im raſchen Schwunge dreh'n,
Eine ſchlanke Amazone,
Die, als wie dem Feind zum Hohne,
Stolz erhöht,
Nun mit kühnen Freudenſprüngen
Und mit keckem Gliederſchwingen
So ihr Siegesfeſt begeht.

Da bricht, wie aller Zügel bloß,
Des Beifalls Sturm mit einmal los,
Da bleiben müßig keine Hände,
Da ſchallt der Jubel ohne Ende.
Doch wie nun vor dem Publikum,
Die Tänzerin beſcheiden, ſtumm,
Sich tief verneigt für dieſe Ehre,
Da gellt in jener Loge Grund
Ein laut Gelächter, und vom Mund
Der Dame ſchallt's: „die Bajadere!"

Wohl blickt, die Wange wie Carmin,
Florette nach der Schmäherin,
Doch dieſe weist ihr kalt den Rücken,
Da trübt ſich's vor Floretta's Blicken,

Ihr Herz durchwühlt's mit eiſ'gen Krallen,
Sie wankt, erbleicht, ſie droht zu fallen,
Allein Bajazzo ſpringt hinzu,
Die Diener fliegen hin im Nu,
Und neuer Jubel mahnt die Schöne,
Daß ſie der Pflicht auf's Neue fröhne.
Und wie im Inner'n auch gekränket,
Eilt ſie, den Blick zur Erd' geſenket,
Den Wunſch der Menge zu erfüllen,
Die tobend ein da capo brüllen. —
Doch kaum daß ſie das Seil betritt,
Da hemmt ein Angſtruf ihren Schritt;
Das iſt der Feuerglocke Klingen,
Die Rettung heiſcht mit raſchen Schwingen,
Und „Feuer!“ ruft's mit grellem Schalle,
Und „Feuer! Feuer!“ zettern Alle.
Da drängt, von wilder Angſt erfaßt,
Die Menge ſich hinaus mit Haſt,
Ein Strom, der überſchwellt das Bette,
So braust und tobt es von der Stätte.

Schaut! von dem Nachbarhauſe dort,
Schlägt hoch die Lohe auf zum Himmel,
Mit Schrecken ſtarrt das Volksgewimmel
Hinan zum rauchumqualmten Ort,
Mit einmal ſchallt ein heller Schrei
Aus eines Kindes Mund hernieder,
Und wieder ſchallt's, und nochmals wieder;
Vom letzten Stockwerk kommt's. — Herbei!
Daß wir der Kinder Rettung wagen!
Umſonſt, die Menge ſteht voll Zagen,
Denn aus dem Erdgeſchoße ſchlägt
Die Flamme ſchon vom Sturm geregt,
Und wogt und ringt,
Und leckt und dringt
Hinein zur Kammer, wo die Kleinen,
Von Menſchenhilf' verlaſſen, weinen.

Doch ſeht, da naht auf flücht'gem Fuß
Floretta ſich der ganzen Menge,
Es ſagt ein Blick ihr, was ſie muß,
Und ſchnell durchbricht ſie das Gedränge,
Und ſchwinget, ſo behend ſie kann,
Auf ſchwanker Leiter ſich hinan,
Und dringt mit Muth durch Rauch und Flammen;
Nur jetzt, nur jetzt nicht brich zuſammen,
Du ſchwindelnd grauſe Rettungsbahn!
Schon hat ſie das Geſchoß erreicht,
Nun iſt im Fenſter ſie verſchwunden,
Und Alles ſtarrt — von Angſt erbleicht —
Sind Stunden denn jetzt die Sekunden?
„Glück auf! Glück auf! da iſt ſie wieder!"
So ruft mit Jubel jetzt der Schwarm,
Und durch die Flammen ſteigt ſie nieder,
Zwei holde Kinder auf dem Arm.
Schon brennt das Kleid aus leichtem Tülle,
Doch fühlt Floretta keinen Schmerz,
Denn unter der verbrannten Hülle
Jauchzt ja in Freuden auf ihr Herz.

Doch ſieh', wer kommt herbeigeflogen?
Sich wühlend durch des Volkes Wogen,
Wer iſt das Weib mit wirrem Haar,
Aus deren Mund ſolch Jammer tönet?
Die Dame iſt's, die ſie gehöhnet.
Im Wahnſinn bricht ſie durch die Schar,
„Zu Hülf! zu Hülfe, habt Erbarmen!
Iſt denn kein Retter in der Noth?
O meine Kinder!! Helft den armen —
Zu ſpät! zu ſpät! — ſchon ſind ſie todt!"
So ruft ſie, mit des Gram's Geberde,
Und wirft verzweifelnd ſich zur Erde.
Da aber ſchwankt, nur Lappen mehr
Statt ihres Flitters um die Glieder,
Floretta zu der Mutter her,
Und legt die beiden Kleinen wieder,

Die unverſehrt, ihr an die Bruſt,
Und ſpricht, kaum ihrer noch bewußt,
Mit letzter Kraft: „Nun ſtillt die Zähre;
Dieß bringet euch — die Bajadere.“

Vor Kurzem noch ſah man am Stabe
Ein Mütterchen in St. Denis,
Verkrümmt und bleich, ſchon nah' dem Grabe,
Gelähmt den Arm und ſteif das Knie.
Das ſchleppte täglich durch die Straßen
Mit Müh' ſich hin zum Gotteshaus,
Doch ſprach aus dem verfallnen, blaſſen
Geſichte ſich kein Kummer aus.

Floretta war's, die damals glühte,
Der Roſe gleich, voll üpp'ger Pracht,
Und die Geſundheit, Kraft und Blüthe
Zur Rettung Andrer dargebracht.
Doch fand bereuend keine Sonne
Sie je den ſchmerzlichen Verluſt;
Denn eines ganzen Himmels Wonne
Trug ſie dafür in ihrer Bruſt.

Donna Anna.

Vor dem Schloſſe Don Lorancas
Lehnt Huesca, düſter, ſchweigend,
Mohrenfürſt am Niger, fremder
Herrſchaft jetzt den Nacken beugend.

Nicht des Ebro's Silberwellen
Können ſeinen Blick verlocken,
Nicht das flücht'ge Gold der Wolken,
Nicht der Hyacinthe Glocken.

Nur nach Donna Anna hat er
Seinen glüh'nden Blick erhoben,

Nach der Herrin, deren Schönheit
Wieder ſtrahlt vom Söller droben.

Und mit immer heißer'n Gluten
Flammt es in des Negers Herzen,
Welches grimmer ſtets zerreiſſen
Hoffnungsloſer Liebe Schmerzen.

Da beruft ihn Don Loranca.
„Auf Huesca, Negerſclave,
Einen Dienſt gibt's zu verrichten,
Auf, aus deinem trägen Schlafe!“

„Donna Anna wünſcht zu ſchiffen
Auf des Ebro's Silberwellen,
Friſch zur Barke, faß' das Ruder,
Laß' des Armes Sehnen ſchwellen.“

„Leite hin ſie durch die Fluten
Nach den ſchattig kühlen Auen,
Wo die Tamarisken rauſchen,
Wo die Aprikoſ' zu ſchauen.“

„Und zum Schlag des Ruders magſt du
Ihr ein Negerliedchen ſingen,
Doch nicht wieder darf die Barke,
Merk' es wohl, zurück ſie bringen.“

„Mir verrathen ward's, daß Anna
Heimlich eine Liebe nähre,
Die zuwider meinem Range,
Die zuwider meiner Ehre.“

„Tief wie nirgends iſt der Ebro
Südwärts, dichtbeſchirmt von Bäumen,
Du verſtehſt? Nun in die Gondel,
Morgen magſt du wieder träumen.“ —

Auf des Ebro's Spiegelwogen
Gaukelt hin und her die Barke,
Und das Ruder, das bemalte,
Lenkt Huesca's Arm, der ſtarke.

In der Barke ſitzt die Herrin
Bleich und ſchön, im ſtillen Sinnen
Jener, vorn am Schnabel, ſchaudert
Ob dem blutigen Beginnen.

Spricht die Dame: „Wie doch bringen
Abendlüfte ſüße Labe!“
Doch Huesca denkt: „Sie ſtreifen
Nachts auch über manchem Grabe.“

Spricht die Dame: „Horch, wie lieblich
Sind der Nachtigallen Klänge!“
Doch Huesca denkt: „Die klingen
Nicht hinab durchs Fluthgedränge.“

Spricht die Dame: „Wie ſich Welle
Scherzend doch auf Welle wieget!“
Doch Huesca denkt: „So manche
Schäumt noch heiß, die Nachts verſieget.“

Da verſchwinden im Gebüſche
Beide mählig mit dem Nachen,
Dunkler wird's, die Sterne funkeln,
Nächtlich ſtille Himmelswachen.

Horch, da gellt ein Schrei aus eines
Weibes Kehle durch die Stille,
Hell und ſchneidend — und das alte
Schweigen ſtört nur noch die Grille. —

Sagt, was ſchwimmt dort auf dem Ebro
Mild vom Mondlicht übergoſſen?

Sieh — zwei Leichen — Donna Anna
Von Huesca's Arm umſchloſſen.

Propertia Roſſi.

In Propertia Roſſi's Hauſe,
Welch ein Treiben, welch ein Drängen,
Rings von Glanz und Pracht umſchimmert
Und umwogt von munter'n Klängen.

Doch Propertia ſtrahlt und blühet
Zu Bologna's Stolz und Ruhme,
Unter all den ſchmucken Damen
Als des Feſtes ſchönſte Blume.

Ihr, der Königin der Schönen,
Folgt als Page das Entzücken,
Denn die Liebe und die Freundſchaft
Sind es, die ihr Herz beglücken.

Ja, dieß ſind die beiden Sterne
Die ſo leuchtend ſie umſchweben.
Fiel von ihrem Himmel einer,
Schwänd' auch wohl mit ihm ihr Leben.

Auf Angelika, der Holden,
Und Leon, den ſie erkoren,
Ruhen d'rum der Herrin Blicke
Ganz in ſüßer Luſt verloren.

Horch, auf's Neu' zum Tanze rufen,
Locken da die munt'ren Töne,
Und am Arme des Geliebten
Schwebt Propertia hin, die Schöne.

Wie ihr Aug' und Wange glühen
Schwarze Locken ſie umwehen,

Und ſo ſcheinet ſie im Fliehen
Eine Königin der Feen.

Und ein Hochentzücken faſſet
Jeden der genah't dem Feſte,
Und der Frohſinn windet ſeine
Bunten Kränze um die Gäſte.

Munter durch die lichten Säle
Schallen hin des Tanzes Weiſen,
Und die Herren und die Damen
Schweben fort in luſt'gen Kreiſen.

Müd' vom Tanz, an einer Säule
Lehnt Propertia jetzt, mit Schweigen
Blickend, wie verſenkt in Träumen,
In den buntdurchflocht'nen Reigen.

„Ei, wo mag Leon verweilen?“
Frägt ſie d'rauf ſich ſelber leiſe,
Auch Angelika vermiſſet
Sie im frohen Tänzerkreiſe.

Und ſie ſuchet nach den Beiden,
Kann in Keinem ſie erkennen,
Und ſo eilt ſie zum Gemache
Wo die Lichter düſt'rer brennen.

Weh', o weh', was muß ſie ſchauen?
„Herr des Himmels hab' Erbarmen!“
Ach! Angelika, die Freundin,
Hält Leon in ſeinen Armen.

Keines ſieh't ſie, da von Liebe
Ihnen Herz und Sinne trunken,
Beide Sterne, beide Sterne
Sind vom Himmel ihr geſunken!

Und hinaus zum Saale wieder
Stürzet ſie, von Schmerz zerriſſen,
Miſcht hinein ſich in den Reigen
Ohne ſelber es zu wiſſen.

Und ſo brauſt ſie durch die Hallen
Fort in wilden Taumelkreiſen,
„Schneller, ſchneller, Flöt' und Geigen,
Viel zu träg' ſind eu're Weiſen!“

Und die Gäſte rings erbleichen,
Alle faßt ein eiſig Grauen,
Wie ſie jetzt entſtellt die Schöne,
Einer Furie gleich, erſchauen.

Wild geröthet Wang' und Stirne,
Erſt voll Liebreiz noch und blühend,
Braust ſie hin, das Haar im Fluge,
Wie im Fieberwahnſinn glühend.

„Halt!“ ſo kreiſcht mit einemmale
Sie, das Aug' erſtorb'ne Kohlen,
Greift mit Haſt nach einem Becher,
Und enteilt auf flücht'gen Sohlen.

Und ein Angſtſchrei füllt die Halle,
„Herr der Welt, ſie iſt von Sinnen!“
Und der Herrin auf der Ferſe
Stürzet Alles bleich von hinnen.

Dieſe aber reißt den Schleier
Von dem Nacken ſich behende,
Und entfliehet zu dem Bronnen
An des düſt'ren Gartens Ende.

Neiget dort ihr Haupt den Fluten
Mit vernichtendem Behagen,

Bis ſie ziſchend um die heißen
Schultern ihr zuſammenſchlagen.

Füllt ſodann voll Gier den Becher
Mit des Sprudels eiſ'ger Welle,
Als die bleichen Gäſte nahen
Angſtbeflügelt ſich der Stelle.

Schreiend auf Propertia ſtürzen
Dieſe hin, den Trunk zu wehren,
Doch zu ſpät, es iſt geſchehen,
Nimmer retten Schrei und Zähren.

Seh't ſchon ſinket ſie am Bronnen
Unter Todesſchauern nieder,
Und das Haupt, das ſchöne, bleiche,
Hebt ſie nun und nimmer wieder.

Weinend an Propertia's Seite
Kniet Leon, von Schmerz befangen,
Und der Freundin Thränen ſtürzen
Heiß auf ſie von ihren Wangen.

Da noch einmal hebt das Auge
Matt Propertia auf zu Beiden,
Seufzet leiſe: „Meine Sterne!" —
Und im Lethe ſchwand ihr Leiden.

Maria.

„Es klingt ein ſüßer Name
Mir immerdar in's Ohr,
Es ſchallt im Waldesrauſchen
Und im bewegten Rohr."

„Er ſchallt im Hirtenreigen,
Wenn er vom Berg ſich ſchwingt,

Maria heißt der Name,
Der mir ſo ſüß erklingt.“

„Maria muß ſie heißen,
Die nie mein Aug’ noch ſah;
Doch werd’ ich ſie erkennen,
Sobald ſie einſt mir nah.“

„Maria muß ſie heißen,
Das iſt kein eitler Traum,
Und ſollt’ ich auch ſie finden
Erſt über’m Erdenraum.“

So ſang der junge Krieger
Auf nächt’ger Lagerwacht,
Und horch — Maria ſcholl es
Zurück vom Felſen ſacht.

Im Mantel eingewickelt
Schläft d’rauf der Reiter ein,
„Maria, ach Maria!
Wo magſt du jetzo ſein?“

Horchauf, da hallt der Donner
Vom feindlichen Geſchoß,
„Nun gilt’s, ihr Kameraden,
Zu Roß, holla, zu Roß!“

So tönt es durch die Reihen,
D’rauf ſchmettert Knall auf Knall;
Schon brauſt der junge Krieger
Voraus dem luft’gen Schwall.

Wie hau’n ſich Bahn die Säbel
Ins feindliche Carée,
Nur Dampf und Roßgeſtampfe
Und drunter Tod und Weh.

Da ſchweigt der Kampf; auftaucht
Die Sonne und erſchrickt,
Wie ſie voll rother Roſen
Das weite Feld erblickt.

Wen ſchleppen dort die Krieger
Zum Haus der frommen Frau'n,
An deſſen Bruſt die ſchönſte
Der Roſen iſt zu ſchau'n?

Das iſt der junge Reiter,
Der von Maria ſang;
Nun wird nach ihr er ſuchen
Auf Erden nimmer lang.

Schon liegt er dort im Spittel
Auf Kiſſen ſanft und weich,
Doch ach! zu tief verwundet
Hat ihn des Feindes Streich.

Umſonſt, ihr frommen Schweſtern,
Naht ihr dem wunden Mann;
Könnt ihr nicht Wunder wirken,
So iſt's um ihn gethan.

Bald wenden ſich auch dieſe
Von ihm ſo ſtarr und fahl,
Die Andern all zu pflegen,
Die dort in reicher Zahl.

Die jüngſte Laienſchweſter
Allein nur weilt noch dort,
Sie kann von ihm nicht wenden
Ihr thränend Aug' mehr fort.

Sie neigt voll tiefen Mitleids
Zum Blut'gen ſich hinab,

Ihr iſt als ging ein Theures
Mit ihm zugleich ins Grab.

Da wird's vor ſeinen Sinnen
Auch ihm mit einmal licht,
Da ſchaut auch er verwundert
Ihr frommes Angeſicht.

Und gleich als ſäh' er offen
Des Paradieſes Thor,
So ſtarrt mit ſel'gem Lächeln
Zur Jungfrau er empor.

Dann breitet er die Arme
Und ruft mit glüh'ndem Blick:
„Du biſt's, du biſt's, Maria!" —
Und ſinkt d'rauf todt zurück.

Seebilder.

Die Kirche im Meere.

Aus des balt'ſchen Meeres Wogen
Ragt ein Fels zum Himmelsbogen.

Moensklint heißt er dort zu Lande,
Weil ein Nonnenſtift am Strande.

Düſter ſteht der Bau, der hehre,
D'raus es dumpf erſchallt zum Meere:

Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

Hörten Räuber einſt die Klänge
Aus des Kloſters finſt'rer Enge.

Sprach der Führer: „Friſch ihr Leute,
Drinnen ſingen unſ're Bräute."

„Laßt uns landen, 'iſt das Eiſen,
Will den Weg euch Andern weiſen!"

Doch wie ſie an's Thor nun prallen,
Kracht's und dröhnt's mit Donnerknallen.

Und hinab zum Meeresgrunde
Sinkt der heil'ge Bau zur Stunde.

Leiſe nur, wie Sphärenklänge
Tönt es noch herauf zur Menge:

Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

Sinken da, von Schmerz ergriffen,
Hin die Räuber an den Riffen;

Und ihr Führer ruft mit Bangen:
„Weh, daß Solches wir begangen!“

„Laßt uns nun auf dieſen Steinen
Unſer frevles Thun beweinen.“

Und bald ſteh'n die Siedlerklauſen,
Drinnen ſie als Büßer hauſen,

Flehend unter Reuebeben,
Daß der Himmel woll' vergeben.

Doch wenn oft der Mond die hellen
Schimmer breitet auf die Wellen,

Sieht man in dem Grund, dem feuchten,
Geiſterartig ſich's erleuchten.

Und herauf, vernehmlich leiſe,
Schallt es zu der Büßer Kreiſe:

Dies irae, dies illa
Solvet secia in favilla.

Das Sclavenſchiff.

Es treibt ein Schiff auf off'ner See,
Umhüllt von Nacht und Graus,
Die Wogen ſchäumen d'rüber hin,
Gepeitſcht vom Sturmgebraus.

Zweihundert Sclaven liegen d'rin',
In dumpfig engem Raum,

Halb aufgeweckt vom Sturmgeheul,
Halb brütend wüſten Traum.

Die ſeh'n ſich ſchon, dem Pflugſtier gleich,
Verkauft im fremden Land,
Die fühlen ſchon der Peitſche Schlag,
Der Sonne Glut und Brand.

Die beten brünſtig wohl hinaus
Zu Sturm und Wetterſchein:
„O Herr, befrei durch ſchnellen Tod
Uns von der langen Pein!“

Und über Sclav' und Schiffer brüllt
Der Sturm mit grauſer Macht,
Kein Leuchtthurm winkt — der Blitz allein
Durchflammt die öde Nacht.

Der Schiffer ruft: „O Alla — hilf!
Errett' uns aus der Noth!“
Die Sclaven aber wimmern d'rin':
„O Herr, gib uns den Tod!“

Und grimm und grimmer reißt der Sturm
Sie fort zu Fels und Riff,
Mit Eins — da ſchmettert's am Geklipp', —
Zerborſten ſinkt das Schiff.

Und: — „Wehe! — Wehe!“ — heult es wild
Vom Wrack hinaus auf's Meer,
Doch von zweihundert Lippen ſchallt's:
„Geprieſen ſei der Herr!“

Niels Abendfahrt.

Niels, der Hualſunderlappe,
Klein vom Leib und wirr im Geiſte,

Zieht den alten Kahn vom Ufer
In das Meer, das dicht beeiſ'te.

Nimmt auf's Neu' die Zaubertrommel,
Die als Erb' er überkommen! —
Und den Rennthierſchlägel, rufend:
„Kiöſe Olmai laß es frommen!"

Steigt ſodann in's Boot und lenkt es
Ohne Furcht durch Eis und Fluten,
Während Flockenſchwang're Wolken
Streiten mit den letzten Gluten.

Und er rührt die Zaubertrommel
Singend zu dem dumpfen Klange:
„Sohn, mein Sohn, o Utze Beivatzh
Wo nur ſäumſt du gar ſo lange?"

Seit du fern, muß in der Skiå
Einſam ich am Feuer ſitzen,
Kann das Setnings-Garn nicht flicken,
Das mir riß an Felſenſpitzen.

„Sohn, mein Sohn, am warmen Herde
Iſt dein Rennthierfell gebreitet,
Und gefrorne Milch und friſcher
Seehundsſpeck für dich bereitet."

„Sohn, mein Sohn, o Utze Beivatzh,
Wirſt doch jetzt zur Heimath kehren,
Ruft dich doch die Runne Bomme,
Die den Fernſten kann beſchwören!"

Alſo ſingt der Geiſtesirre
Mit gebroch'nem Vaterherzen,
Immerdar die Trommel ſchlagend,
Daß ſie künde ſeine Schmerzen.

Aber nur die flücht'ge Skaitte,
Hört allein den tollen Rufer,
Und der roth bebauchte Wiege,
Der dort ſchwimmt am ſtein'gen Ufer.

Doch der Sohn iſt fern geblieben,
Trotz der Zaubertrommel Schallen,
Denn er liegt im ſtillen Meere
Unter Seegras und Korallen.

Und zurück durch Sturm und Toſen
Kehrt der alte Fiſcher wieder,
Seine ſchiefen Aeuglein ſtarren
Auf die krummen Beine nieder.

„Morgen will ich weiter ſchiffen,“
Spricht er d'rauf zu ſich beklommen,
„Heute hat der Uhe Weivaßh
Nicht des Vaters Ruf vernommen.“

Tanz und Muſik.

Das Schiff durchfliegt die Wogen, der Tag iſt hell und klar,
Nur im Verdecke wimmert's, es iſt der Sclaven Schar.

Der Schiffsherr da mit Lachen zu ſeinem Bootsmann ſpricht:
„Laß' doch einmal die Schwarzen heraus zu Luft und Licht.“

„Es liegen ſich die Gäuche zuletzt noch lahm und wund,
D'rum ſollen ſie ſich regen, Bewegung iſt geſund.“

Da treten all' die Sclaven heraus mit ihrem Harm,
Den Leib voll blut'ger Striemen, in Ketten Fuß und Arm.

Ihr Häuptling unter ihnen, ein Mann voll Muth und Kraft,
Ha, wie ſie da erquicket das Licht nach langer Haft.

„Nun regt euch,“ ruft der Schiffsherr, „die Ketten ſind nicht ſchwer,
Und tanzt nach eurer Weiſe, was wollt ihr Hunde mehr?“

Da rollt des Häuptlings Auge, da ſchwillt in ihm der Groll.
„„Herr, häuft nicht Hohn zur Marter, das Maß iſt, denk' ich, voll!““

„Ha, weigerſt du dich Sclave!“ der Schiffsherr ruft's voll Wuth
„Holla, ſchmeißt ihn zu Boden und peitſcht ihn bis auf's Blut!“

„Und jedem der ſich weigert, ſoll ſo wie ihm geſcheh'n,
Auf, Hunde, tanzet, tanzet! Ich will euch tanzen ſeh'n!“

Und ſieh, die Schwarzen ſchwingen ſich hin im Wirbelkreis,
Das Herz von Qual zerriſſen, die Stirn bedeckt mit Schweiß.

Doch ungeſäumt der Schiffsherr die Schreckensgeißel ſchwingt,
Wie Einer nur ermüdet, wie Einer minder ſpringt.

So währt der Tanz, der Qualen, nicht Luſt den Tänzern ſchafft,
Bis hin die Meiſten ſinken, erſchöpft und ohne Kraft.

Da ruft der rohe Schiffsherr: „Zurück jetzt in's Verdeck!
Und morgen tanzt ihr wieder, iſt unſer Schiff nicht leck.“

Und weiter durch die Wellen geht's wie im ſchnellſten Flug,
Nichts iſt da zu erſpähen als wie der Wolken Zug.

Da wirft die Nacht den Mantel, den ſchwarzen, über's Meer, —
Horch auf, welch gellend Schreien, was tobt im Schiff ſo ſehr?

Der Häuptling und die Seinen zerbrachen, grimmerfüllt,
Die Ketten, die ſie banden, der Aufruhr tobt und brüllt.

Die weißen Schergen ſinken von ſchwarzer Negerfauſt,
Ha, wie das Schwert der Rache da durch die Lüfte ſauſt!

Der Häuptling ſchleppt den Schiffsherrn hinauf zum nächt'gen Bord,
Dort wirft er ihn zu Boden, umtobt von Gräu'l und Mord.

„Hörſt du die Deinen ſingen?!“ Er ruft's mit grimmem Blick,
„Das iſt zu unſer'm Tanze die paſſend'ſte Muſik!“

D'rauf ſchmettert er die Keule auf des Verruchten Haupt,
Die Weißen ſind gerichtet, die nur nach Blut geſchnaubt.

Da bricht durch's nächt'ge Dunkel die Sonne hell und klar,
Und nach Guinea ſegelt die freie Negerſchar.

Der alte Schiffsherr.

Iſt der alte Schiffsherr endlich
Heimgekehrt von letzter Fahrt,
Will nun ſcheiden,
Will die See für immer meiden,
Leben nach des Landmanns Art.

Und es ſteht auf ſchönen Fluren
Ihm ein blankes Haus gar bald,
Obſt und Trauben
Reifen ihm in duft'gen Lauben,
Und zur Luſt ruft Feld und Wald.

So, in einem ird'ſchen Eden,
Weilt er nun, von Luſt erfüllt,
Ohn' Ermatten,
Froh geſchäftig, und kein Schatten
Hat ihm noch die Stirn umhüllt.

Ja, die altersſchwachen Glieder
Fühlt er täglich mehr erquickt,
Allerwegen
Lacht ihm ſeiner Ernte Segen;
Keiner iſt wie er beglückt.

Und ſo ſchwinden Tage, Monde,
Und es denkt der Greis noch kaum

Früh'rer Zeiten,
All ſein Kämpfen, Wagen, Streiten,
Dünkt ihm jetzt ein flücht'ger Traum.

Sieh da ſchwingen weiße Möven
Ueber ſeines Giebels Saum
Ihre Flügel,
Meerwärts über Berg und Hügel
Segelnd durch den fernen Raum.

Faſt erſchrocken ſchaut ſein Auge
Ihnen nach auf wirrem Flug;
Da geſellet
Auch ſein Herz, das wonnig ſchwellet,
Unvermerkt ſich zu dem Zug.

Und vor ſeinem Inner'n tauchet
Plötzlich wieder auf das Meer,
Ach, die Wellen
Sieht er wieder ſchäumen, ſchwellen,
Endlos, goldbeſäumt und hehr.

Sieht die weißen Segel wieder,
Schwänen gleich, die See entlang,
Bunte Flaggen
Luſtig durch die Lüfte ragen,
Hört der Schiffer frohen Sang.

Und wie Heimweh faßt's den Alten,
Nicht erträgt er ſolchen Drang,
Feld und Garten
Mag von nun er nimmer warten,
Und im Haus wird's ihm ſo bang.

Raſch den Stab nimmt er zu Handen,
Wankt hinaus zu Hof und Thor,
Immer ſchneller

Wird ſein Schritt, und hell und heller
Strahlt's aus ſeinem Aug hervor.

Und am Meere ſteht er wieder,
Breitet weit die Arme aus;
„Seid ihr Fluten
Mir gegrüßt mit Liebesgluten,
Nur bei euch bin ich zu Haus'!“

Und ein Schiff beſteigt er ſchnelle
Das ſo eben ſtößt vom Strand,
Selig, heiter,
Zieht er mit den Schiffern weiter,
Und mag nimmer heim an's Land.

Der Doge und das Meer.

Angethan in Sammt und Seide,
Und geſchmückt mit Goldgeſchmeide,
Wandelt durch das Volksgewimmel
Von dem Marmorſchloß der Doge;
Horch, welch' Jubel ſchallt zum Himmel,
Bräutlich lächelt ihm das Meer.

Und der Bucentoro gleitet,
Von dem Barkalor geleitet,
Fort aus der Lagune Wellen;
Mitten in der weiten Fläche
Hält er, in dem ſpiegelhellen
Goldbeſäumten grünen Meer.

Und vor all' den tauſend Zeugen,
Die von Maſt und Thurm ſich beugen,
Die da füllen all' die Räume,
Schleudert jetzt der ſtolze Doge,
Stehend ob der Brandung Schäume,
Weithinein den Ring in's Meer.

Glocken und Trompeten ſchallen
Und die Freudendonner hallen,
Und die Wellen ihm zu Füßen
Schütteln ihre weißen Mähnen,
Gleich, als möchte ihn begrüßen
Jetzt als ſeinen Herrn das Meer.

Und zu des Pallaſtes Stufen,
Durch der Menge Jubelrufen,
Kehrt der hohe Gatte wieder,
Aber lohnsgewärtig tauchen
In die Fluth die Schwimmer nieder,
Suchend nach dem Ring im Meer.

Alles drängt ſich jetzt zum Feſte,
Welche Menge hoher Gäſte
Sitzet da bei'm frohen Mahle,
Nobili und Senatoren,
Horch, wie klingen die Pokale:
„Hoch, der Doge und das Meer!“

Und den Dogen drängt's zu fragen:
„Weiß es Keiner mir zu ſagen,
Wer den Ring wohl aufgefunden?“
Aber Aller Lippen ſchweigen,
Und die Antwort zu erkunden
Fliegen Pagen hin zum Meer.

Bald auch mit der Nachricht kommen
Sie zum Dogen: ‚Ohne Frommen
Mühten dießmal ſich die Ringer,
Keiner fand den Reif im Grunde.“
„Ei, ſo trägt ihn wohl am Finger“
Scherzt er — „meine Braut — das Meer.“

Und es geht das Feſt zu Ende,
Und man ſchüttelt ſich die Hände,
Und die Barken ziehen wieder

Heim mit Herren und mit Damen;
Klänge ſind verſtummt und Lieder,
Nur im Golfo rauſcht das Meer.

Unter'm hohen Paldachine
Liegt der Doge, ernſter Miene,
Und die reichen Wände flimmern,
Die damaſt'nen, karg umſpielet
Nur von einer Ampel Schimmern —
Tiefe Nacht liegt auf dem Meer.

Da, aus nächtig finſtern Räumen,
Taucht es auf in ſeinen Träumen,
Grünlichweiß, wie zorn'ge Wellen,
Neblich, wie des Berges Schwaden,
Sieht er's hoch und höher ſchwellen,
Grollend, brauſend, wie ein Meer.

Jetzt, gleichwie aus Schleiers Falten,
Will es mählig ſich geſtalten,
Und zu einem rieſ'gen Weibe
Wächſt es, das zu ihm ſich neiget,
Schilf im grünen Haar, am Leibe
Kalt und ſchaurig, gleich dem Meer.

Und den Ring, von ihm geſpendet,
Hält das Weib ihm zugewendet
Und es ſchallt in ſeine Ohren,
Wie entfernter Brandung Toſen:
„Halte treu, was du geſchworen,
Furchtbar rächt ſich ſonſt das Meer!“

Und der Schlaf, der ihn befangen,
Weicht von ſeinem inner'n Wangen,
Und er ſpringt empor — doch dunkel
Liegts um ihn, nur durch das Fenſter
Blinkt der Sterne bleich' Gefunkel,
Und im Golfo rauſcht das Meer.

Morgenlüfte wieder koſen,
Und des jungen Tages Roſen
Scheuchen bald das nächt'ge Schrecken,
Auch der Tag will ſeine Rechte —
War's doch eines Traumes Necken —
Ohne Willen rollt das Meer.

Und es ſchwinden Tag' um Tage,
In des Meeres Spiegellage
Schwimmt der Mond mit mildem Grüßen,
Kühlet Sonne ihre Gluten,
Und des Herrſcherhauſes Fließen
Küßt, in träger Ruh', das Meer.

Doch im öden Prachtpallaſte
Lädt ſich Trübſinn bald zu Gaſte,
Und zur Ferne fortgezogen
Fühlt ſein ſehnend Herz der Doge,
Oft aus ſeines Erkers Bogen
Schaut er träumend über's Meer;

Denn ein Weib, voll ſelt'ner Schöne,
Würdig, daß ſein Glück ſie kröne,
Rein wie Schnee, die Augen Blitze,
Lächelt ihm auf Parma's Fluren;
Sie nur kann zum Freudenſitze
Wandeln ihm die Stadt im Meer.

Und es drängt ihn ſein Verlangen
Heißer ſtets, ſie zu umfangen;
Und zur ſchönſten aller Frauen
Sendet werbend er die Boten,
Wie ihn auch ein heimlich Grauen
Vor dem Treubruch warnt am Meer.

Sagt, was ziehet da ſo prangend,
So voll friſcher Kränze hangend
Und geſchmückt mit bunten Flaggen

Nach Venedigs ſtolzem Hafen,
Sprecht, wen mag das Schiff wohl tragen
Fernher über's grüne Meer?

Auf! das iſt die Dogareſſe,
Aus der Wogen fahler Bläſſe
Wiederſtrahlt das Bild der Schönen,
Die des Bräut'gams ſchüchtern harret;
Horch, in hellen Saitentönen
Wehet Brautgeſang vom Meer.

Und der Doge eilt zum Strande,
Daß er, eh' ſie noch am Lande,
Huldigung der Herrin bringe,
Und ſchon regen ſich die Ruder,
Und durch grüne Wogenringe
Fliegt ſein Kahn hin über's Meer.

Doch da ſtürzen rings die Wellen
Auf den Nachen, toben, ſchwellen,
Wie mit grünen Händen langt es
Hoch auf an den ſchwanken Bretern,
Und mit grimmer Wuth umfangt es
Ihn, der Gatte heißt vom Meer.

Und vom Schiffe, — ſchmerzbefangen,
Sieht's die Braut mit bleichen Wangen,
Sieht's — und ihre Pulſe ſtocken —
Weh', — er ſinkt! — ein Raub der Fluten! —
Und der Kranz aus ihren Locken
Sinkt ihm nach in's grüne Meer.

Das Valet.

„Sagt, woher das Brüllen, ſagt, woher das Toſen?“
So auf dem Verdecke fragen die Matroſen,

Blicken ſcharfen Auges in die Meeresweite,
Aber Keiner weiß es, wie er das ſich deute.

Und ſtets laut und lauter tönt's in ihre Ohren,
Als der Herr des Schiffes ruft: „Wir ſind verloren!
Denn der Mahlſtröm iſt es, der dort tobt und brüllet
Und in's naſſe Bahrtuch jeden Schiffer hüllet.“

„Seht, ſchon faßt und ſchleudert er aus ſeinem Gleiſe
Unſer Schiff mit Brauſen in die Wirbelkreiſe,
Alles Widerſtreben iſt nunmehr vergebens,
Wer am Mahlſtröm ſchiffet, ſchifft am Rand des Lebens.“

Und von Schreck erſtarret ſteh'n die Kühnen alle,
Horch, da kommt's gezogen ſchon im wilden Schwalle,
Weißer Schaum umflocket rings des Schiffes Ränder,
Und die Wellen ſchlagen hochauf um's Geländer.

Aber zu den Treuen ſich der Schiffsherr wendet:
„Wie wir kühn begonnen, ſei's auch kühn geendet,
Laßt dem Tod nicht zagend uns entgegenſehen,
Kühnen Muth's und freudig laßt uns untergehen.“

„Darum friſch ihr Jungen, ſchaffet Wein und Becher!
So im Kreiſe laßt uns ſteh'n als freud'ge Zecher,
Laßt nochmals dem Leben ein Valet uns bringen,
Laßt uns untergehen unter Becherklingen!“

Und die Jungen taumeln nieder zur Kajüte,
Schleppen volle Krüge in der Männer Mitte,
Und die Männer heben, treue Bund'sgenoſſen,
Noch ein Mal die Becher, um ſie anzuſtoßen.

Mag auch nah und näher ſie die Fluth umkreiſen
Immer wilder brüllend ihre Grabesweiſen,
Horch! die Becher klingen noch im lauten Schalle —
Und verſchwunden — ſpurlos — ſind die Schiffer alle.

Dichterleben.

Des Sängers Lohn.

Ein Sängergreis gewandert kam,
Aus ſeinem Antlitz ſprach der Gram,
Sein Haar war weiß und morſch ſein Stab
Und all ſein Hoffen war das Grab.

Er hatte ja mit heißem Drang
Geweiht ſein Leben dem Geſang
Und frei es aller Welt vertraut
Was er gedacht, gefühlt, erſchaut.

Doch ward dafür ihm ſchlechter Lohn,
Sein Dank war Neid, ſein Sold war Hohn,
Da rief er mit bethränter Wang':
„Umſonſt, umſonſt war all mein Sang!“

Im Aug' nur noch erloſchne Glut,
Gebrochen, ach, ſo Herz als Muth,
Zog er nun hin ſo manches Jahr,
Die Bruſt voll Grämens immerdar.

So kam er einſt zur Abendſtund
In eines Thales ſtillen Grund,
Doch freundlich winkte hier zur Raſt
Ein Dörfchen ihm, vom Grün umfaßt.

Nicht fern auf einen Baumſtrunk ſaß
Ein Greis, den längſt die Welt vergaß,
Dem ſchaukelte im Schooß ein Kind
Das koſte ihm die Wangen lind.

„Großvater lehr' mir wieder doch
Ein Liedchen, weißt ſo viele noch,
O ſinge, hör' ſo gern dir zu,
Bevor mich Mutter ruft zur Ruh'.“ —

Den Enkel küßt der Greis ſodann
Und hebt darauf ſein Liedlein an,
Er ſingt's mit matter Stimm' ihm vor,
Doch lauſcht der Knab' und iſt ganz Ohr.

Was hemmt nur da des Sängers Fuß?
Es weht ihn an wie Engelsgruß,
Wie ein Willkomm' vom Heimatort,
Wie längſtverſcholl'nes Liebeswort.

Sein Lied ja iſt's das Jener ſingt,
Sein Lied, das jetzt in's Ohr ihm klingt,
Und heiß entrollt ihm's vom Geſicht —
„Nein, nein, vergebens ſang ich nicht!"

Von zwei Poeten.

In der dumpſig düſter'n Stube
Sitzt ein Mann ergraut und bleich,
Tief gefurcht und kraus die Stirne,
Einem tollen Grübler gleich.

Draußen aber auf der Straße,
Frei im Morgenwind das Haar,
Zieht ein fröhlicher Geſelle,
Friſch die Wang', das Auge klar.

Und der Bleiche in der Stube
Treibt ein gar beſonders Spiel,
Zählt ſich müde an den Fingern
Und zerkaut den Federkiel.

Der Geſelle auf der Straße
Schaut ſo froh und ſelig drein,
Zu den ſchönen roſ'gen Wölkchen,
Zu den Blümchen dort im Hain.

Und der Bleiche in der Stube
Wühlt im Haar' und ſeufzet Ach,
Denn gleichwie ein Scherg den Dieben
Keucht er den Gedanken nach.

Doch der And're auf der Straße
Zieht dahin mit freud'gem Muth,
Denn es flattern die Gedanken
Ihm von ſelbſt ja in den Hut.

Der Recenſent im Walde.

Ein Recenſente ging einmal
Zum Wald hinaus im Morgenſtrahl,
Und horchte auf der Vögel Sang
Der rings aus Buſch und Laubwerk drang.
Ha, wie nur da die Nachtigall
Hinſchmetterte den lauten Schall,
Die Lerche in ſo raſchem Flug
Ihr Lied hinauf zum Himmel trug,
Wie da nur Specht und Meiſ' und Fink
Durch's Zweigig ſchwirrten froh und flink;
Allein dem Mann that's Keines recht,
Das ſang zu viel, und dieß zu ſchlecht,
Das ſang zu lang und das zu grell,
Zu heiſer der, und der zu hell.
Da ſchimpft' er denn, von Galle voll,
Und wußt' nicht aus vor Zorn und Groll,
Doch war umſonſt ſein ſchmähend Wort,
Die Vögel ſangen fröhlich fort.
D'rob ward er zornig nur noch mehr,
Und lief die Kreuz und lief die Quer,
Und warf ſogar mit einem Stein
Nach ihnen in den Wald hinein,
Allein die Vöglein flogen, huſch!
Zum Wipfel auf aus Strauch und Buſch,

Und luſt'ger klang's noch als zuvor,
Und klang wie Spott faſt in ſein Ohr:
„Ha, welche komiſche Figur
Ein Recenſent — in der Natur!"

Eliſe Mercoeur.

Kleines Mädchen, kleines Mädchen,
Laß dich nicht vom Ruhm verlocken,
Schallet auch ſein ſchmeichelnd Rufen
Dir in's Ohr wie Feſttagsglocken.

Doch umſonſt, du folgſt und höreſt
Auf den Warner nicht, den treuen,
Ach zu bitter wirſt du's büßen,
Ach zu ſpät wirſt du's bereuen!

Wie? im feſtlich hellen Saale
Gluthdurchlodert ſteht die junge
Dichterin, und ihres Lobes
Ueberfließet jede Zunge.

Hohe Herren, zarte Damen
Drängen rings ſich zu der Kleinen,
Schau'n entzückt das Engelköpfchen
Mit dem Blick, dem ſchuldlos, reinen.

Süße Worte, ſüße Mienen,
Preiſen ihres Geiſt's Entfaltung,
Ihre Stirne, ihre Locken,
Ihren Teint und ihre Haltung.

Wie in zauberhafte Kreiſe
Sinnberückend eingewoben,
Sieht zur Königin des Tages
Nun Eliſe ſich erhoben.

Und des Sieges Wonne ſtrahlet
Aus des Mädchens holden Zügen:
„Stern des Ruhm's, dem ich gefolget,
Nein, du kannſt, du wirſt nicht trügen!“

Sieh, drei Monde ſind verſchwunden,
Seit das Dichterkind voll Freude
In dem hellen Saal geſtanden,
Aller Herz und Augenweide.

Doch nicht mehr an jener Stelle
Kann ſie jetzt mein Auge finden,
Süße Worte, ſüße Mienen,
Wie, gehörtet ihr den Winden?

In der ärmlich ſchlechten Stube,
Bei der Ampel kargem Scheinen,
Auf die Hand das Haupt geſtützet,
Sitzt ein Kind mit leiſem Weinen.

Blaß die Wang', in dünne Lappen
Eingehüllt die froſt'gen Glieder,
Kennt ihr in dem armen Kinde
Jenes Cercles Perle wieder?

Ja, ſie iſt es, der noch kürzlich
Sie gehuldigt ohn' Ermeſſen,
Und die nun von Allen, Allen,
Ach, ſo ſchmählich iſt vergeſſen,

Seh't ſie bläſt ſich in die Händchen,
Denn es heißt die Noth ſie dichten,
Doch die ſtarren Finger wollen,
Nimmer ihren Dienſt verrichten.

Heiße Thränen rollen über
Die verfall'nen Wangen nieder.

„Ihr, die mir ſo ſüß geſchmeichelt
Gebt doch Brot für meine Lieder!“

Doch kein Gönner hört's, an deſſen
Tiſch ſo manch ein Scribler lungert,
Und Paris ſingt ihre Lieder
Während ſie im Stillen hungert.

Da, als Retter, nah't ein Knabe,
Bleich, mit umgeſtürzter Leuchte
Schlingt den ewig grünen Lorbeer
Um die Schläfe ihr, die feuchte.

Und ſie lächelt mild durch Thränen
Wie ſie fühlt der Pulſe Stocken;
Ach, daß dich der Stern des Ruhmes
Alſo trügend muſt' verlocken!

Zwei Reiche.

Zwei Särge mit ihrem Gefolge
Begegnen einander am Thor,
Die bringen zur Ruh' was vor Kurzem
Die Erde für immer verlor.

Den einen der Särge umglitzert
Weitab eine Decke von Gold.
Ein Bahrtuch, von Wachslicht beträufelt,
Iſt bloß um den andern gerollt:

Auch ſind von einander verſchieden,
Die beiden Gefolge gar ſehr,
Die hinter den ſchwankenden Särgen
Als Trauernde ſchreiten einher.

Denn hinter dem Einen da gibt es
Der Herren und Damen genug,
Mit flatternden Flören und Lichtern
Es will faſt nicht enden der Zug.

Den Andern aber geleiten
Nur Wen'ge, im einfachen Kleid,
Die haben kein Zeichen der Trauer
Als in Ihrem Antlitz das Leid.

Den Erſten umklingt und umſchallet
Poſaunengetön und Geſang;
Des Andern Gefolge zieht ſchweigend
Und lautlos die Straße entlang.

Wer mögen doch wohl nur die Beiden,
Die hier ſich begegneten ſein?
Weil man ſo verſchieden beſtattet
Des Ein wie des Andern Gebein.

Das waren: zwei Reiche, die eben
Der Zufall zuſammen geſellt;
Der Eine war reich — an Gedanken,
Und reich war der Andre — an Geld.

Die Rezenſenten.

Es ſaßen Geſellen bei Bier und Wein,
Die mochten was klüger als And're ſeyn,
Die laſen, als luſtiges Nachgericht,
Zur Kurzweil ſo eben ſich ein Gedicht.
Da ſagte der Eine: „'s gefällt mir gut,
Das kommt wohl von einem wackeren Blut."
Der Zweite mit kluger Miene ſpricht:
„I nu, es iſt g'rad ſo übel nicht."

Der Dritte aber: „Ei ſprecht nicht ſo,
Das Dings iſt nichts als gedroſch'nes Stroh.“
Der Vierte: „Zu kurz iſt's, wer ſäh's nicht ein?“
Der Fünfte: „Mir dünkt es zu lang zu ſeyn.“
Der Sechſte: „Ich wend' es her und hin,
Doch ſcheint mir dahinter kein rechter Sinn.“
Der Siebente: „Den Sinn fänd' ich wohl heraus,
Doch die Form, o Himmel — das iſt ein Graus!“
Der Achte: „Ich denk' mir, wie ich's betracht',
In Proſa hätt' ſich's viel beſſer gemacht.“
Der Neunte: „'s iſt eben nur ein Gedicht
Und ſo was leſ' ich mein Lebtag nicht.

Liebeleben.

Der arme Hirtenknabe.

Was lauſcht doch wohl der Knabe
Herab in's ſtille Thal,
Was horchet er ſo bange
Dem fernen Glockenſchall?

Ihr Glocken, ach, ihr Glocken,
Welch' ernſter Feierklang!
Was wird mir doch im Herzen
Mit eins ſo weh' und bang'?

Ihr Glocken, liebe Glocken,
Wie gar ſo hell und rein,
Als führte juſt ein Freier
Sein Lieb zur Kirch' hinein.

Nun wieder bang und traurig
Durchſchauert ihr die Luft,
Als ob man einen Todten
Verſenkte in die Gruft.

Errathen, ach, errathen,
Ihr Klänge hell und rein,
Es trägt ja meine Liebſte
Im Haar den Rosmarein.

Errathen, ach, errathen,
Du armer Hirtenknab',
Sie klingen ja und läuten
Dein eig'nes Herz in's Grab.

Die Schenkendirne.

Die Räuber nah'n im luſt'gen Hauf;
„Du Schenkendirne! ſpiel uns auf,

Die Zither nimm und ſing dazu; —
Nicht lang iſt uns vergönnt die Ruh'."

Sie nimmt die Zither von der Wand
Und ſingt und ſpielt mit brauner Hand:

„Hat einen Liebſten, hoch zu Roß,
Kein Kühn'rer iſt in eurem Troß;"

„Sein Auge ſchwarz und blond das Haar,
Kein ſchön'rer in der Tſcharde war."

„Und als ihn fing der Schergen Hand,
Kein Treuer ihm zur Seite ſtand."

Die Räuber ſchauen wild ſich an,
Horch auf! da ſprengts die Haid heran.

„Holla zu Roß!" — die Erde bebt,
Schon iſt die flücht'ge Schaar entſchwebt.

Da kommt's heran wie Sturmgebraus; —
Huſaren treten wild ins Haus.

„„Wie? keine Räuber hier beim Wein?
Das Dirnlein ſitzt und ſingt allein.""

„Oft ſchlang er wohl um mich den Arm
Und küßte mich ſo warm, ſo warm;

„Nun küßt ihn nur, weil ers gewohnt,
Auf bleichen Mund der bleiche Mond."

Die gold'ne Hochzeit.

Zu Nürnberg, beim fröhlichen Hochzeitmahl,
Was ſind da für Herr'n und Frau'n ohne Zahl!

Die Frauen, ſo blühend, gleich Schwänen ſo rein,
Die Herren in Schauben und Spitzen fein.

Der wack're Herr Pfietzing und ſein Gemahl,
Die ſitzen zu oberſt im hellen Saal.

Und die Herren und Frau'n, auf der Stühle Reih'n,
Sind Kinder und Enkel von dieſen Zwei'n!

Herrn Pfietzing das Auge in Thränen erglüh't,
Frau Pfietzing iſt wonnig und weh' zu Gemüth.

Sie ſchaut wohl hinab auf den Strauß an der Bruſt,
„Wie flüchtig entſchwunden ſo Schmerz als Luſt!"

Er blickt auf die treue Gefährtin zur Seit':
„O ſei mir geprieſen in Ewigkeit!"

Und enge umſchlingt ſich, voll Wehmuth, das Paar,
So wie ſich's umſchlungen vor fünfzig Jahr.

Da heben die Kinder und Enkel zumal
Ringsum unter Jubel den vollen Pokal.

Hell klingt es und klirrt es im weiten Rund:
„Es daure noch lange der ſchöne Bund!"

Und Lippe an Lippe gar eng geſchmiegt,
Die Braut an dem Halſe dem Bräutigam liegt.

Doch wie nun geleeret ringsum der Pokal, —
Sitzt die Braut und der Bräutigam todt in dem Saal.

Noch ſchimmert ihr Antlitz gar wonnig verklärt. —
Heil Jedem, dem Gott ſolch' ein Scheiden beſcheert!

Das Tſcherkeſſermädchen.

Ein junges Kind mit blonden Haaren,
Von weißen Linnen kaum bedeckt,
Liegt am Bazar, bei andern Waaren
Die des Beſchauers Aug' befleckt.

Ihr Leib iſt ſchlank und ebenmäßig,
Ihr Blick entflammt von dunkler Glut,
Daß manch ein Weiberaug' gehäßig
Auf der Geſtalt des Mädchens ruht.

Nicht fern von ihr, als wie verſunken
In ihrer jungen Reize Pracht,
Ein Jüngling ſteht, das Auge trunken,
Doch in der Sclaven nieder'n Tracht.

Ruft da der Mäckler: Schaut ihr Käufer,
Vom Kaukaſus ein holdes Kind!
Saht Knoſpen ihr, die pflückensreifer,
Und Formen, die gleich dieſen ſind?

Von ihrer Sohle bis zum Scheitel
Iſt's eine Houris, wär ich Dai,
Ich gäbe zwanzig volle Beutel
Daß ſie mir ſchmückte das Serai.

Da drängen ſich die Muſelmänner
Voll Neugier zu dem Kind heran,
Und überraſcht ruft manch ein Kenner
Ein Wunderkind, beim Alkoran!

Solch Himmelsbild aus Alabaſter
Verſchließt noch keines Moslims Haus,

Ich gebe fünfzig Goldpiaſter
Ruft ein Kapidſchi-Baſſi aus.

Ich gebe fünfzig, ruft ein fahler
Emir, dem 's Herz im Buſen ſchwoll,
Ein Aga d'rauf ein beſſ'rer Zahler
Iſt hier, die Hundert mach' ich voll!

Was hundert — hundert fünfzig geb' ich
Schreit ein Effendi, glutherfaßt,
Auf, junge Dirne, ſei gebebig,
Du weißt nun, wen zum Herrn du haſt!

Noch nicht! Ein Grieche ruft dazwiſchen
Noch ſteht ihr fern von eurem Ziel,
Zweihundert ſind für dieſe friſchen
Gazellenaugen nicht zu viel.

Vierhundert Goldpiaſter bieth' ich
Ruft eines Moskowiten Mund,
Und euch, ihr Freunde, allen, rieth ich,
Ihr ließt's dabei, aus gutem Grund.

Und ſchon erfaßt mit rauher Rechten
Der Moskwer der Tſcherkeſſin Hand,
Da tritt herzu im Kleid, dem ſchlechten,
Der Jüngling, der wie träumend ſtand.

Und ruft: Haltein, du Moskowite
So weit nicht reicht des Sclaven Schweiß,
Denn für dieß bleiche Mädchen biethe
Ich einen zehnfach größern Preis!

Aufſchreit da freudig und erſchrocken
Das Mädchen, wie vom Ton bethört
Erklingt ihr doch, ſo ſüß wie Glocken
Des Liebſten Stimme, die ſie hört.

Doch ſieh, ſchon langt mit Zornesbeben
Der Moskwer nach dem Jatagan
Und ruft: „So ſprich, was willſt du geben
Du brauner Hund von Dagheſtan."

„„Die Freiheit!"" donnert der Tſcherkeſſe,
Aus deſſen Aug' Verderben ſprüht,
Und plötzlich lagert Todtenbläſſe
Auf jeder Wang' die erſt geglüht.

Denn — ſeht, durchbohrt von ſeinem Dolche
Liegt ihm im Arm die ſchöne Laſt
Zum Schreck der Käufer, die auf ſolche
Entwicklungsſcene nicht gefaßt.

Wohl blinken rings jetzt ihre Meſſer
Allein zu ſpät, ihn ſchreckt kein Droh'n,
Schon traf ſein eig'ner Stahl ihn beſſer,
Und Beider Seelen ſind entfloh'n!

Der Klausner.

Ein Klausner geht im Abendſchein
Dahin durch's rauhe Berggeſtein,
Das Haupt ihm die Kapuze hüllt,
Von Grabesruh' das Herz erfüllt.

So geht er durch die Oede fort,
Da ſchreckt ihn auf ein rauhes Wort,
Ein Räuber ſteht vor ihm und droht,
Geſchwung'nen Dolches, ihm den Tod.

Doch ruhig blickt der Wüſtenmann
Den dräuend wilden Mörder an,
Und wie er auch den Dolch erhebt
Doch nimmermehr ſein Herz erbebt.

Da brummt, mit grimmen Angeſicht,
Der Raubgeſelle: „Bettelwicht!“
Steckt fluchend d'rauf die Waffe ein
Und trollt ſich in den Wald hinein.

Und weiter geht der Klausner d'rauf,
Schon führt ſein Weg zur Zell' hinauf,
Als auf dem ſchmalen ſtein'gen Pfad
Ein Mägdlein ſich dem Pilgrim naht.

Nur läßig hüllt ein leichtes Kleid
Den ſchlanken Leib der jungen Maid,
Ihr Antlitz iſt ſo friſch, ſo rein,
Ihr Haar ſo braun, ihr Fuß ſo klein.

Und wie ſie nun, mit ſtillem Gruß
Vorbei ihm ſchwebt auf leichtem Fuß,
Berührt ihr wehend Kleidchen ſacht
Des Klausners rauhe Büßertracht.

Und als er nun erhebt den Blick
Da prallt er ſcheu verſtört zurück,
Und der vor'm Tode nicht gezagt
Den macht nun beben — eine Magd.

Der Lanzknecht.

Der Lanzknecht in der Schenke ſitzt,
Wie doch ſein Aug' von Frohſinn blitzt.

Er faßt den Krug, er trinkt ihn leer,
Der Wein behagt dem Lanzknecht ſehr.

Da iſt auch eine junge Maid,
Ein friſches Röslein von der Haid.

Die ſpringt mit Krügen hin und her,
Die Maid gefällt ihm noch viel mehr.

Und um die Maid, von Liebe warm,
Der Lanzknecht ſchlingt den ſtarken Arm.

Er gibt ihr einen heißen Kuß,
Holla! da knallt der erſte Schuß.

Wie rafft er da ſich auf geſchwind!
„Nun fahre wohl, du ſüßes Kind!“

„O wahr' mir deine Liebe du,
Bis mir auch einmal lacht die Ruh!“

Und muthig eilt er in die Schlacht; —
Ha! wie das blitzt und toſ't und kracht.

Er ſtreitet als ein rechter Mann;
Bald iſt es um den Feind gethan.

Die Schlacht iſt aus, die Wahlſtatt leer,
Was wallt dort durch die Oede her?

Das iſt des Lanzknechts junges Lieb,
Will ſehen, wo ihr Liebſter blieb.

Hilf Gott! da liegt mit Blut befleckt
Vor ihr der Lanzknecht hingeſtreckt.

„Iſt das, o Lanzknecht, deine Ruh',
Wenn kalt dein Herz, dein Auge zu?“

„Doch iſt ſie's auch zu meinem Leid,
Dich lieb' ich doch in Ewigkeit!“

Der alte König.

Es geht ein alter König luſtwandelnd vor ſeinem Schloß
Und mit ihm geht der Kummer, der iſt ſein alter Genoß.

Sein Haar, einſt ſchön und golden, iſt nun ſo weiß wie Schnee,
Sein Blick, einſt kühn und feurig, ein nebeltrüber See.

Die Wang', einſt friſch und glühend, iſt nun gefurcht und bleich,
Das Königsherz im Buſen allein nur blieb ſich gleich.

So geht er hin und ſinnet, vom Frühlingshauch umweht,
Als eine Magd vor'm König, hold wie ein Röslein ſteht.

Viel gelber ſind ihre Locken, als die Kron' mit güld'nem Glaſt,
Viel blauer ſind ihre Augen, als der Stein, der d'rein gefaßt.

Viel röther ſind ihre Lippen, als des Königs Purpur iſt,
Viel weißer Bruſt und Stirne, als der Pelz, der ihn umfließt.

Lang' ſchaut der alte König wohl auf die junge Magd,
Um was ſein Herz erbebet, zu wohl ſein Blick nur ſagt.

Lang' ſchaut auf ſie der König und nimmt darauf die Kron'
Setzt ſie auf's Haupt der Schönen und wanket ſtumm davon.

Des Kreuzfahrers Heimkehr.

Ein Reiter zieht des Weg's daher
Aus blut'ger Heidenſchlacht;
Es nickt ſein Haupt, ſo laß, ſo ſchwer,
Er zieht ſo ſtumm, ſo ſacht.

Sein Mantel iſt befleckt mit Blut,
Nachſchleift der Speer im Sand,
Und auf der linken Seite ruht
Wie krampfhaft ſeine Hand.

Er murmelt dumpf, es ſtiert ſein Blick,
Er zieht ſo ſachte fort:
„Ich komm', Treulieb, ich komm', zurück,
Ich gab dir ja mein Wort.“

Mit Nebelſchauern ſinkt die Nacht,
Der Wind erbrauſ't ſo kalt,
Doch hat der Reiter d'rauf nicht Acht
Und macht darum nicht Halt.

Er reitet über Steg und Brück'
In gleichem Schritte fort,
„Ich komm', Treulieb, ich komm' zurück,
Ich gab dir ja mein Wort.“

Aus ſturmzerriſſ'nen Wolken ſchaut
Der Mond zu Thal und Plan,
Doch flieht er ſchnelle, denn ihm graut
Vor'm bleichen Eiſenmann.

Da ragt empor ein mächt'ges Schloß
Mit Erker, Thurm und Knauf,
Den ſchmalen Pfad ſchon trabt das Roß
Zum luft'gen Bau' hinauf.

Erſt vor dem Thor' es ſtille hält
Und wihert in die Nacht,
Sieh — Fackelbrand! — die Brücke fällt, —
Schon trabt's hinein gar ſacht.

Was ſchreit der Pförtner da von fern
Als er den Reiter ſieht? —
Am Harniſch kennt er ja den Herrn,
Der ſtumm durch's Burgthor zieht.

Da flirrt's und irrt's von Lichterſchein,
Aufraſſelt Thür' und Thor,

Und freudig drängt ſich Groß und Klein
Aus Gang und Hof hervor.

Da ſtürzet — fliegt in ſelbem Nu
Ein Mägdlein, naß den Blick,
Die Trepp' herab, dem Reiter zu,
Und jauchzt: „Du biſt zurück!“

Allein der Mann, im Panzer ſchwer,
Blickt ſtarr auf Maid und Troß —
Denn ſeine Leiche iſt's nur mehr,
Die droben ſitzt zu Roß.

Die Oeſterreicherin und der Franzmann.

Aus Dorf und Kirche ſchlägt die Glut,
Um Gott! wie hauſ't der Feind voll Wuth,
Davouſt an ihrer Spitze,
Das Aug' voll grimmer Blitze.

Und mitten unter Rauch und Brand,
Da raubt und würgt der Franzen Hand,
Und hat für all' die Armen
Kein Schonen, kein Erbarmen.

Ha, ſchaut den Mann, vom Blute roth,
Juſt ſchlug er dort den Alten todt,
Wie tobt er, wild und fluchend
Ein neues Opfer ſuchend!

Wie wüſt und ſchreckbar ſieht er aus!
So Bart und Mütze ſchwarz und kraus,
Des Buſches roth Gefieder
Weht wild vom Haupt ihm nieder.

Und einen Beutel ſchwingt die Hand
Voll guten Geld's aus teutſchem Land,

Dem Landmann abgerungen,
Den er im Staub bezwungen.

Und ſpähend irrt er jetzt umher,
Und prüft und ſchärft die blanke Wehr',
Entbrannt von neuen Lüſten,
Zu würgen, zu verwüſten.

„Was ſchimmert dort im Fenſter?! — ha,
Welch' blühend Antlitz leuchtet da!
Dich, Röslein, lohnt's, zu brechen,
Mag auch dein Dorn mich ſtechen!“

So ruft der wüth'ge Franzmann aus,
Und tobt und rüttelt an dem Haus,
Und ach — den grimmen Streichen
Muß Thor und Riegel weichen.

Und durch die Hausflur, toll und grimm,
Bricht er mit frechem Ungeſtüm,
In ſeiner Bruſt die Gluten
Von Lavaſtrömen fluthen.

Auf reißt er jetzt die Stubenthür',
Da tritt ein Mägdlein d'raus herfür,
Wie er in ſeinen Gauen
Noch kein's bekam zu ſchauen.

Geſcheitelt ſchön das braune Haar,
Das Aug' der Maid ſo blau und klar,
Wie Pfirſch' und Kirſche prangen,
So blühen Mund und Wangen.

Ein rothes Mieder, ſchlicht und rein,
Schließt ihr den keuſchen Buſen ein,
Des Röckchens woll'ne Hülle
Umfließt der Glieder Fülle.

Kein Bangen über ihr Geſchick
Spricht aus dem kindlich freien Blick,
Dem Herren fromm ergeben
Hat ja die Maid ihr Leben.

Und ſanft ſpricht ſie den Franzmann an:
„Thu' mir kein Leid's, du blut'ger Mann!“
Und ſchaut ſo treu und milde
In's Antlitz ihm, in's wilde.

Wohl hat der grimme Franze dort
Verſtanden nicht des Mägdleins Wort,
Doch ſteht er wie vom Steine,
Hinſtarrend auf die Reine.

Und ſieh' — das Antlitz, rauh und grimm,
Durchzuckt's ſo weh' mit einmal ihm,
An den verbrannten Wangen
Zwei helle Tropfen hangen.

Den Beutel, voll und reich an Werth,
Wirft er vor ihr hin auf die Erd',
Und ſchaut, halb kühn, halb bange,
In's reine Aug' ihr lange.

Dann rafft er, hu, wie wild und graus,
Sich haſtig auf und ſtürmt hinaus;
Die Magd in aller Reine
Stand unverſehrt, alleine.

Das blutende Herz.

„Und haſt du verwundet mein Herz ſo tief,
Du roſig aufblühende Maid,
So heil' mir's auch wieder, doch thu' es bald,
Sonſt bricht es vor innerem Leid.“

Die Maid aber ſchüttelt ihr lockigtes Haupt
Und lächelt: „du thörichter Knab',
Wie ſollt' ich erfüllen die Wünſche dein,
Da ich längſt meinen Treuen ſchon hab',“

„Und haſt du zu Scherz oder Kurzweil nur
Verwundet das Herze mein,
So mög' es doch nie und nimmermehr
Deinem Herzen vergolten ſeyn!“

Mit dem blutenden Herzen eilt d'rauf der Knab'
Und weinenden Augen hinaus,
Und wandelt die Straße wohl auf und ab
Bis er kommt zu des Arzten Haus.

Und wie er nun kommt zu des Arzten Haus,
So tritt er zum Alten hinein
Und ſpricht: „O heilt mir mein blutendes Herz,
Nicht länger ertrag' ich die Pein.“

Der Arzt aber ſchüttelt ſein ſchneeweißes Haupt
Und ſpricht: „Du armer Knab',
So viel ich auch Mittel, für dieß allein
Kein einziges Mittel ich hab'.“

Und wieder wandelt der Knabe fort,
Im Innern ſo düſter und graus,
Er wandelt die Straßen wohl auf und ab,
Bis er kommt zu dem Friedhof hinaus.

Und wie er d'raußen am Friedhof ſteht,
Da gräbt juſt der Gräber ein Grab,
„Kannſt du mir nicht heilen mein blutendes Herz,
O Gräber?“ ſo frägt ihn der Knab'.

Der Gräber, trüb lächelnd, nickt d'rauf mit dem Haupt,
Und ſpricht: „Tritt immer herein,

Ich leg' nur ein paar Schaufel Erde d'rauf,
Da wird dir geholfen wohl ſein."

Die verfallene Mühle.

Es reitet ſchweigend und allein
Der alte Graf zum Wald hinein.

Er reitet über Stein und Dorn,
Zur Seiten ſchlendert Schwert und Horn.

Und immer düſt'rer wird die Bahn,
Wie raget Fels an Fels hinan.

Zu einer Mühle kommt er da,
Doch iſt kein Leben fern und nah.

Zerfallen ſind die Gänge all,
Kein Mühlrad treibt der Waſſer Schwall.

Durch's off'ne Dach der Himmel ſchaut,
Getrümmer rings und Wucherkraut.

Nur eine Bank erblickt er d'rin,
D'rauf ſetzt der düſt're Gaſt ſich hin.

Verſchränkt die Arme auf der Bruſt,
Und ſchließt das Auge unbewußt.

Da wird's lebendig um ihn her,
Die Werke poltern dumpf und ſchwer.

Das Waſſer brauſt, es lebt der Hain,
Das Mühlrad klappert luſtig d'rein.

Und ſieh, mit Säcken ein und aus,
Kommt Knecht um Knecht, durch Saus und Braus.

Vom Mühlgang, erſt noch leer und wüſt,
Der Müller freundlich niedergrüßt.

Jetzt fliegt den Steig herab im Sprung,
Sein Töchterlein, gar friſch und jung.

Das Antlitz wie der Himmel klar,
In Flechten tanzt ihr ſchönes Haar.

Das nah't dem Grafen und kredenzt
Das Glas, d'rinn' flüſſ'ges Gold erglänzt.

Wohl fühlt da, wie in alter Zeit,
Sein Herz der Liebe Seligkeit.

Und auf das Kind den Blick gewandt,
Hinſtreckt er nach dem Glas die Hand.

Doch wie nach ihm er greift mit Haſt
Da iſt's nur Luft was er erfaßt.

Verſchwunden iſt ſo Glas und Wein,
Der Müller und ſein Töchterlein.

Kein Mühlrad geht, kein Waſſer brauſt,
Der Wind nur durch's Gebälke ſauſt.

Und wieder auf den Rappen dort
Wirft ſich der Graf und reitet fort.

Er reitet ſtumm den Wald entlang,
Und ſtreift ein Thränlein von der Wang'.

Der Gefangene.

Der Graf, von finſter'm Grimm beſeelt,
Einen Lanzknecht im Thurm gefangen hält.

Und als er nun lag in dem Thurm von Stein,
Erblickt ihn des Grafen Töchterlein.

Und als den Gefang'nen ihr Auge gewahrt,
Da wühlt's ihr im Herzen gar eig'ner Art.

„Ach Vater, mein Vater, nicht zürne du mir,
Daß jetzt eine Gnad' ich erfleh' von dir.“

„Entlaß den Gefang'nen der ſtrengen Haft,
Daß d'rin nicht verwelkt ſeine junge Kraft.“

Der Vater doch finſter von ihr ſich kehrt,
„Der Lanzknecht muß ſterben durch's ſcharfe Schwert.“

Darüber wohl weinet das Mägdlein ſehr,
Und ſinn't, wie der Lanzknecht zu retten wär'.

Zwei Brote läßt backen ſie dann geſchwind,
Darinnen zwei Feilen verborgen ſind.

Die wirft ſie zu ihm in den Thurm hinein,
„Nun feile, ſo wirſt du gerettet ſein.“

Wohl feilte der Lanzknecht mit großer Plag,
Er feilte und feilte ſo Nacht als Tag.

Er feilte die Gitter im Thurme entzwei
Und ſieht ſich gerettet, und ſieht ſich frei.

Da bracht' ihm das Mägdlein ein flücht'ges Roß
Und führte ihn heimlich hinweg vom Schloß.

„Nun ſuch' in der Ferne dein gutes Glück;
Vielleicht auch denkſt du an mich zurück."

Der Lanzknecht ſich bald in dem Sattel wiegt,
Kein Vogel ſo ſchnelle die Luft durchfliegt.

Er braust wie der Sturmwind durch's weite Land.
Schon iſt er geſichert vor Feindeshand.

Doch denket der Flücht'ge in tiefem Leid
Nur ſtets an den Thurm und die junge Maid.

Und fühlt es, obgleich er der Ketten frei,
Ach, daß er noch immer gefangen ſei.

Alte Liebe.

Es feiert der Ritter ſein Hochzeitfeſt,
Es ſchallen die Cimbeln und Geigen,
Doch heimlich der Bräut'gam den Saal verläßt,
Als eben beginnet der Reigen.

Er lehnet am Söller im wachen Traum,
Er blicket hinab in die Tiefen,
Die Nachtigall wirbelt im Waldestraum,
Und weck't ihm Gefühle, die ſchliefen.

Dort ſitzt auch im Thale, vom Grün umlaubt,
Ein Mägdlein allein vor der Schwelle,
Das ſtützt auf ihr Händchen das ſchöne Haupt,
Und ſtarrt nach dem Schlößlein ſo helle.

Und wie da nur Eines das And're ſieh't,
Wie Blick da begegnet dem Blicke,
Es Jedem faſt ſchmerzlich durch's Inn're zieht,
Wie wenn ſie ein Blitzſtrahl durchzücke.

Da breitet wohl Jedes den Arm mit Haſt
Als ob es ſein Leid nicht ertrage
Denn Beide gedenken von Weh' erfaßt,
An ſchöne vergangene Tage.

Die Schönheit im Staube.

Es haben's die Fräulein vernommen,
Der Freier, der reiche, wird kommen,
„Nun laſſet uns ſorgen geſchwinde
Daß er nach Gefallen uns ſinde!“

D'rauf ſchmücken ſie Nacken und Hände
Mit Gold und Geſchmeid ſich behende,
Und kämmen und waſchen und ſtrehlen,
Meint Jede: Er würde ſie wählen.

Ein Schweſterchen war noch bei ihnen,
Das mußte als Magd ſie bedienen,
Sie ſagten zu dem nun mit Lachen:
„An dir iſt's den Staat jetzt zu machen!“

„Zieh ab deine Schuh von den Füßen,
Kannſt baarfuß den Werber begrüßen
Auch wird hier der Kittel mit Flicken
Ganz gut zum Empfange ſich ſchicken.“

Da nahet der Freier in Eile,
Wem wird ſeine Hand wohl zu Theile?
Wie ſchwer doch zu wählen von Beiden,
So reizend, ſo ſchön, im Geſchmeide.

Jetzt kommt auch die Dritte, o Schande,
Baarfüßig, im ſchlechten Gewande,
So wie es mit Hochmuth und Prahlen
Die Schweſtern zu thun ihr befahlen,

Erblicket der Freier die Kleine:
„Wie biſt du ſo blank nur und reine,
Wie zierlich von Händen und Füßen,
Geſchaffen zum herzen und küſſen!“

D'rauf ſpricht er: „Und will dir's gefallen,
So biſt du die Meine vor Allen,
Ja, ſchöner nicht iſt, wie ich glaube,
Die Schönheit, als wenn ſie im Staube.“

Die drei Freier.

Es hatte ein Mägdlein der Freier drei,
Wer doch wohl der Bräut'gam von ihnen ſei?

„Und wer mir das Schönſte zu ſpenden weiß,
Dem will ich mich geben zu eigen als Preis.“

Da bringt ihr der Erſte, was liebend er ſchrieb,
Ein herzliches Lied auf ſein herziges Lieb.

Der Zweite der bringt ihr ein Kleid von Sammt,
Deß' Stoff gar aus Conſtantinopel ſtammt.

Der Dritte der reicht ihr ein Ringlein fein,
Aus Golde geſchmiedet gar blank und rein.

Beim Erſten da wird ihr das Aug' wohl feucht,
Doch aber die Gabe iſt dennoch zu leicht.

Beim Zweiten wohl heimliche Luſt ſie beſchleicht,
Doch aber auch dieſes bedünkt ihr zu leicht.

Beim Dritten da glühte ihr Wange und Blick,
Dem ſinkt an die Bruſt ſie, der hatte das Glück.

Und Jahre verrollten in Freude und Leid,
Was ward aus den Freiern, was ward aus der Maid?

Das Mägdlein es lebte in Sorgen und Luſt,
Und preßte manch roſiges Kind an die Bruſt.

Dann rief ſie ihr Stündlein, das Aug' ihr dann brach,
Die Freier, ſie folgten zum Friedhof ihr nach.

Zu Lappen vermorſchte das Sammtkleid ſo ſtolz,
In Goldſchmiedes Tiegel das Ringlein zerſchmolz.

Das Lied nur, das Jener ihr liebend geweiht,
Das preiſ't noch wie damals die herzige Maid.

Das letzte Stück.

Der Geiger zieht aus Stadt und Land,
Die treue Geige in der Hand,
Will nur ein Stück noch geigen,
D'rum ſtellt er hin ſich vor das Haus,
Wo ſich ſein Lieb in Saus und Braus,
Dem Reicher'n gab zu eigen.

Dort fängt er, wie er ſonſt gethan,
Ihr Lieblingsſtück zu ſpielen an,
In Wind und Mondeshelle,
Dem falſchen Mägdlein klingt's in's Ohr,
Huſch, ſpringt ſie zu dem Fenſter vor,
Und ſchaut hinab zur Schwelle.

Der Ton, er traf ſie tief in's Herz,
Der alten Liebe Luſt und Schmerz
Erwachen plötzlich wieder,
Da läßt ſie Buhlen, Wein und Mahl

Und fliegt vom lichterhellten Saal
Zum armen Geiger nieder.

„Verzeih', du ſchwerbetrog'ner Mann,
Verzeih', was ich an dir gethan,
Gern' will ich's fürder büßen,
Nur wende dich nicht weg von mir,
In Reu' und Thränen liegt ja hier
Dein Liebchen dir zu Füßen!"

Der Geiger zieht, halb unbewußt,
Das Mägdlein da an ſeine Bruſt,
Muß's noch Einmal umſchlingen,
Die Geige aber, ihm ſo werth,
Die ſchmettert d'rauf er hin zur Erd',
Daß Stiel und Boden ſpringen.

„Fahr' hin, fahr' hin, mein ſüßes Kind,
Zertrümmert Herz und Geige ſind,
Mit Beiden ging's zur Neige;
Nie blüht auf's Neu' ein welker Kranz,
Nie wird gebroch'ne Treue ganz,
Nie tönet mehr die Geige!"

Liebesſtimme.

Aus dem Land der Saracenen,
Aus des Kampfes grimmer Wuth,
Zog den Ritter heim das Sehnen,
Zog ihn heim der Liebe Glut.

Und er naht, o ſüße Stunde,
Ihr, der Treue ihr gelobt,
Ach, da hört ſein Ohr die Kunde,
Daß dem Herrn ſie ſich verlobt.

Und der Ritter ſteht vernichtet,
Seiner Hand entſinkt der Speer,
Ach, kein Hoffnungsſchimmer lichtet
Je ſein trübes Leben mehr.

Und verſenkt in finſtres Träumen
Wandelt er, von Qual durchbebt,
Nach des Kloſters ernſten Räumen,
Wo ſein Lieb als Nonne lebt.

Schon hinein die düſtern Hallen
Tritt er, tiefgebeugt und bleich,
Horch, da hört er's drinnen ſchallen
Wundervoll und ſanft und weich.

Aber aus dem Meer der Klänge,
Aus den Tönen hell und rein,
Dringt zu ſeines Herzens Enge
Eine Stimme nur allein.

Ja es iſt der Liebſten Stimme,
Die er einſt ſo oft gehört,
Ach, wie da der Schmerz, der grimme,
Faſt ſein Innerſtes verzehrt.

Doch der Ton mit heil'gem Schauer
Schmiegt ſich tröſtend ihm an's Herz,
Bis zu wehmuthsvoller Trauer
In der Bruſt ihm wird der Schmerz.

Und an jedem Morgen wieder,
Lehnte er am Pfeiler dort,
Horchend auf die frommen Lieder,
Auf des Troſtes heil'ges Wort.

Und die wilden Schmerzen ſchwinden,
Ruhiger wird ſein Gemüth,

Wenn ihr Sang in ſüßen linden
Klängen um das Ohr ihm zieht.

Da erweckt auf nächt'ger Stelle
Einſt ihn eines Glöckleins Klang,
Und zum Kloſter eilt er ſchnelle,
Folgend einem inner'n Drang.

Und er fragt: „Wem gilt das Läuten?“
Und die Antwort kündet: — Ihr.
Und er ruft: „Zu ſel'gen Weiten,
Heilige, nimm mich mit dir!“ —

Monde ſchwanden, matt die Glieder,
Schleppt er ſich den alten Gang,
„Nimmer wieder, nimmer wieder
Wird mich tröſten dein Geſang!“

Und ſo ſchwankt er in die Hallen,
Als die Hora juſt ertönt;
Und der Nonnen Stimmen ſchallen,
Und der Orgel Klang erdröhnt.

Aber aus dem Meer der Klänge,
Wogend zu des Ew'gen Thron,
Dringt zu ſeines Herzens Enge
Ein bekannter theurer Ton.

Und er will dem Ohr nicht trauen
Und er lauſcht, von Schreck erfaßt,
In dem Innern Luſt und Grauen,
Und die Wang' zu Schnee erblaßt.

Doch wie Seraphstöne ſchweben
Hallt es aus dem Chorgeſang,
Und er ruft mit freud'gem Beben:
„Das iſt ihrer Stimme Klang.“

Und ſo horcht er unter Thränen
Auf der Töne Fluth und Schwall,
Hört er doch in ſeinem Wähnen
Ihrer Stimme ſüßen Schall.

Und mit jedem Morgen wieder
Naht der Ritter wie zuvor,
Sinkt auf's Knie am Pfeiler nieder,
Horchend auf den frommen Chor.

So mit jedem Morgen bringet
Tröſtung ihm der Liebſten Lied,
Und in ſeinem Innern klinget
Lang' der Sang noch, wenn er ſchied.

Einſt, von Wehmuth tief durchdrungen,
Lauſchte wieder er dem Chor,
Doch als dieſer war verklungen
Hob er nimmer ſich empor.

Lächelnd kniete dort der Trübe,
Gleich als horcht' er emſig zu,
Sang doch ſeine todte Liebe
Ihm das wunde Herz in Ruh'.

Des Räubers Liebe.

Es wandelt der Räuber im Wald dahin,
Mit glühendem Auge, mit finſterm Sinn;
Wie rauſchen die Bäume ſo ſchaurig drein,
Als riefen ſie warnend: Halt ein! Halt ein!

Der Räuber ſich eben daran nicht kehrt,
Nach Beute allein ſein Herz begehrt,
So geht er, am Dolchgriff die nervigte Hand,
Da blinkt durch die Zweige ein weißes Gewand.

Und ſieh' da, ein Mägdlein auf ödem Pfad,
In argloſer Unſchuld dem Blutgen naht;
Ein niedliches Kindchen, gar friſch und jung,
Das Antlitz ſo lachend, die Glieder voll Schwung.

Wohl bebt es zurück vor dem fremden Mann,
Doch der faßt's mit feurigen Armen an —
„Jung Mägdlein, du nahteſt zu rechter Zeit,
Du haſt mir gefehlt in der Einſamkeit.“

„„O ſchont meines Lebens,““ ſo flehet das Kind,
„„O ſchont um der Mutter, die krank und blind,““
„Was ſchert mich die Alte,“ ſo lachte er laut,
„Biſt du nur die blühende Räuberbraut.“

Und heißer das liebliche Kind er umſchlingt,
Doch dieſes mit kräftigen Armen ringt,
Da regt ſich der Zorn in des Mannes Bruſt
Da ſchleudert er's nieder faſt unbewußt.

„Und willſt du nicht werden des Räubers Weib,
So geb' ich den Tod deinem jungen Leib!“
„„Viel lieber im Grab als in deinem Arm!““
Da färbt ſchon den Raſen ihr Blut ſo warm.

Betäubt blickt der Räuber die Leiche an,
„Und hab' ich denn wirklich ein Leid's dir gethan?“
So frägt er ſich ſelber, den Stahl in der Fauſt,
Von flammendem Groll noch die Bruſt durchbraust.

So ſtarrt er auf ſie, auf das Blut am Strauch,
„Was mußteſt du trotzen dem Räuber auch?
Was mußteſt du trotzen?“ — ſo grollt er wild. —
„Und ſchien'ſt doch ſo ſanft und ſo lieb und mild.“

D'rauf gräbt er im Walde ein einſam Grab,
Legt ſchweigend das liebliche Mägdlein hinab

Und wölbt einen Hügel darüber auf,
Und ſchnitzt noch ein Kreuzlein, und ſetzt es d'rauf.

Dann ſchreitet er wieder durch Wald und Nacht,
Nicht merkt er's, wie wüthend der Sturm erwacht;
Die Ärmſte nur ſieht er im letzten Hauch,
Und zürnet: „Was mußteſt du trotzen auch!?"

So ſchreitet er hin, wo nicht Pfad noch Steig;
Es ſchlägt an die Stirn ihm manch knorrig Gezweig,
Es ritzet ihn blutig manch dorniger Strauch,
Er aber, er grollt nur: „Was trotzteſt du auch!?"

Und Tage und Nächte in ſteter Flucht,
Sich ſelbſt zu entrinnen der Räuber ſucht,
Doch nimmer entflieht er, wie groß ſein Grimm,
Dem Sehnen, das plötzlich erwacht in ihm.

Dem Sehnen nach ihr, deren junges Blut
Zu raſch er vergoſſen in Zorneswuth,
Dem Sehnen, das ewig in ihm nun quillt,
Dem Sehnen, das Nichts auf der Erde ſtillt.

So irrt er umher ohne Wehr und Stab,
Bis wieder er ſteht an des Mägdleins Grab,
Da löſt ſich's vom Herzen mit einemmal —
Da fühlt er der Reue, der Liebe Qual.

Da wirft er ſich hin zu Grab und Strauch,
Und ſchluchzet: „Was mußteſt du trotzen auch!
Du Mägdlein, nach dem dieſes Herz begehrt,
Das Reue zerfleiſchet und Sehnſucht verzehrt."

So ſchluchzt er und wimmert durch Nacht und Wind
Und rauft ſich die Haare und weinet ſich blind,
Und wühlt in der Erde im tiefſten Schmerz,
Doch wühlt er heraus ſich kein liebend Herz.

So ſchluchzt er und wimmert, daß ſchaurig und weit
Sein Jammer durchſchallet die Einſamkeit
Und ſcheu von dem Platz, wo ſie ſonſt geruht,
Die Wölfin ſich flüchtet mit ihrer Brut.

Nach Wochen erſt fanden, mit Blut befleckt
Den Räuber ſie dort, auf das Grab geſtreckt,
Doch ſchien es, als ſeufzte ſein letzter Hauch:
„Was mußteſt du trotzen dem Räuber auch?“

Die Koſakenbraut.

Die Koſaken haben erobert die Stadt
Und werden des Wüthens, des Mordens nicht ſatt.

Sie plündern und brennen nach Feindesbrauch,
Schon züngelt die Flamme, es qualmt der Rauch.

Sieh' dort der Koſake, wie ſtürmt er an's Thor,
Doch hemmt ſeine Wuth noch der Riegel davor.

„Und wär'ſt du verwachſen gleich mit der Wand,
So mußt du doch weichen vor meiner Hand!“

Schon trümmern die Balken, jetzt tobt er hinein,
Was ſtrahlt ihm entgegen wie Morgenſchein?

Ein Mägdlein iſt es, gar lieblich und mild,
Ein wunderbar reizendes Engelsbild.

„O ſchone mein Leben, du wilder Mann!“
So fleht's auf den Knie'n den Koſaken an.

Doch dieſer: „‚Nicht bebe, du ſchmuckes Kind,
Wir ſind nicht den Frauen ſo ſchlimm geſinnt.“

„„Ja preiſen noch ſollſt du's in Freuden laut,
Folgſt du mir zur Heimath als meine Braut.""

Drauf ſchließt er ſie heiß in die Arme ſein,
Nicht Ja ſagt das Mägdlein, doch auch nicht Nein.

Da hebt er ſie raſch auf den Sattel empor
Und ſprengt mit der Beute hinaus zum Thor.

Wie braust nun ſein Schimmel dahin im Flug;
Nicht ſchneller ein Huf noch die Erde ſchlug.

Das jaget und rennet landaus, landein,
Nicht ferne mehr können vom Donn ſie ſein.

Welch' endloſe Steppe, wie ſchaurig und leer,
So endlos und flach, wie das weite Meer.

Verkümmerte Bäume und trauriges Weiß,
Doch keine Kabake, nur Schnee und Eis,

Wohl hüllt' in die Schleier das Mägdlein ſich ein,
Doch dringt es gar froſtig ihr durch's Gebein,

Kalt wie eine Natter umſchlingt ihr's den Leib,
O rette vor'm tödtenden Froſt dir das Weib!

Wohl ſchlingt der Koſake um ſie den Arm,
Doch wird ihr am Bräutigamsherzen nicht warm;

Umſonſt jagt ſein Roß er zum tollſten Lauf,
Sie ſchließet ihr Auge — und ſchlägt's nimmer auf.

Da hält der Koſake auf ſeiner Bahn, —
„Weißröslein, du armes, um dich iſt's gethan!"

„Zu rauh war für dich der Koſaken Land,
Nicht dacht ich's, als ich dich im Süden fand."

Drauf hebt er die Todte vom Pferde herab,
Und gräbt ihr mit blutenden Nägeln ein Grab;

Er küßt auf die Stirn ſie mit heißem Mund,
Und bettet ſie ſanft in dem tiefen Grund,

Dann häuft' er zum Hügel den kalten Schnee
Und reitet d'rauf weiter mit ſtillem Weh.

Er reitet und reitet wohl manchen Tag, —
Doch nimmer ihr Bild ihm entweichen mag.

Er reitet und reitet manch langes Jahr,
Doch ſchaut er die Bleiche noch immerdar.

Manch heimliche Thrän' ihm die Wang' bethaut,
Nicht kann der Koſake vergeſſen die Braut.

Die Romanze von den ſchwarzen Augen.

Das war der Junker Emerich,
Zu Straßburg in der Stadt,
Der an zwei ſchwarzen Augen ſich
Nicht konnte ſehen ſatt.

Und wo da nur Frau Elſe ſaß,
Und wo Frau Elſe ging,
Des Junkers Aug' ohn' Unterlaß
An Elſen's Augen hing.

Zu ihrem Erker, heimlich, ſacht,
Iſt täglich d'rum ſein Gang,
Dort ſteht er wohl in mancher Nacht
Mit Zitherſpiel und Sang.

Und vor Schön-Elſens Schlafgemach
Hebt er zu ſingen an:

„Ihr böſen ſchwarzen Augen — ach,
Was habt ihr mir gethan?!“ —

Kein Riegel aber knarrt am Thor,
Die Fenſter bleiben zu,
Und fort durch Nebel, Nacht und Moor,
Treibt er ſich ohne Ruh'.

Die Wang' ward ihm ſo hohl und bleich,
Sein Haar hing wild und wirr,
„Ho, Junker, ſonſt an Frohſinn reich,
Wie ſchlimm nun ſteht's mit dir?“

Und wieder klagt er einſt zur Nacht
Vor'm Haus auf ödem Plan:
„Du Aug', von dunkler Glut gefacht,
Was haſt du mir gethan?!“

Da leuchtet's plötzlich hell heraus,
Aufblitzet Wehr und Stahl,
Und wüthend tobt aus Elſens Haus
Herr Konrad, ihr Gemahl.

„Heda! wer höhnet mir die Frau
Zur Nacht mit Sang und Klang?
Die Fackeln vor, daß ich ihn ſchau',
Das war ſein letzter Sang!“

Da klirret Kling' an Klinge hell,
Doch ach — Herr Konrad ſinkt,
Und ſeines Blutes warmen Quell
Der kalte Boden trinkt.

Durch wüſte Wälder irrt und flieht
Der Junker d'rauf mit Haſt,
Ein Nachtgeſell des Mondes, zieht
Mit ihm er ohne Raſt,

Und vielmal ſah der Tag ſein Leid,
Vielmal des Mondes Licht,
Zerriſſen flog um ihn ſein Kleid,
Sein Haar ihm um's Geſicht.

So ſchleppt er ſich, verwirrt und ſchwach,
Dahin auf wüſter Bahn:
„Ihr böſen ſchwarzen Augen — ach,
Was habt ihr mir gethan?!"

Doch duldet's bald in Waldesnacht
Den Junker nimmermehr,
Ein wilder Drang iſt ihm erwacht,
Der peitſcht ihn fort ſo ſehr.

Und im zerriſſ'nen Mantel tief
Gehüllt den hager'n Leib,
Eilt er zurück, da Alles ſchlief,
Zu dem geliebten Weib.

Nicht weiß er, was er will und ſoll,
Nicht was er treibt und thut,
Fort ſtachelt raſtlos ihn, wie toll,
Die inn're wilde Glut.

Und als auf Stadt und Flur die Nacht
Sich breitet, ſchwer und bang',
Schleicht er zu Elſen's Hauſe ſacht
Mit leiſem Zitherklang.

Und vor der Süßen Schlafgemach,
Hebt er wie vormals an:
„Ihr böſen ſchwarzen Augen — ach,
Was habt ihr mir gethan?!"

Doch ſieh' — da prallet auf das Thor,
D'raus blitzet heller Stahl,

Und tobend tritt ein Greis hervor,
Das Haupt gar weiß und fahl.

Der ruft: „Heda! was ſäumſt du viel,
Du Mann von Sing und Sang?
Heran! und laß dein Saitenſpiel,
Hier gilt es beſſer'n Klang!“

„Friſch auf, und ſätt'ge deine Wuth
Am Vater, wie am Sohn;
Auf, Teufel! auf! — der Hölle Glut
Harr't deiner lange ſchon!“

D'rauf, wie ein Geier, brauſt und ſchießt
Er auf den Junker los,
Doch in demſelben Nu auch iſt
Des Junkers Klinge bloß.

Da kommt's mit Eins zum Erker, wild
Gerannt, mit lautem Schrei,
Frau Elſe iſt's, das ſüße Bild,
Das alſo flog herbei.

Aufblickt der Junker — ha — wie brauſt
Sein Blut in Qual und Luſt,
Da läßt den Degen ſeine Fauſt —
Da zuckt's ihm durch die Bruſt.

O weh' — das war des Alten Schwert,
Das alſo gut ihn traf;
Und nieder ſinkt er auf die Erd',
Zu kaltem Todesſchlaf.

Noch einmal ſchaut zum Erker ſchwach
Und lächelnd er hinan:
„Ihr böſen ſchwarzen Augen — ach,
Was habt ihr mir gethan?!“

Meiſter Henricus Rumel und ſeine Liebe.

Zu Mainz am grünen Ufer, im Sonntagsmorgenſchein,
Da geht ein züchtig Mädchen, die ſchönſte Blum' am Rhein,
Und ihm zur Seite wandelt ein Mann in Bürgertracht,
Umwallt den Spitzenkragen von dunkler Lockennacht.

Der ſpricht: „Es prangt die Erde in ihrem ſchönſten Glanz,
Doch kann ein Wort ſie wandeln zum Paradies mir ganz,
O ſprich das Wort, Brigitte, das kleine Wörtchen ſprich,
Du, die mein Glück und Hoffen, o ſag': ich liebe dich!"

Wohl zögert noch die Jungfrau mit holdverwirrtem Sinn,
Dann ſinkt mit heißen Thränen an ſeine Bruſt ſie hin,
„Henricus," ſpricht ſie leiſe, „was Gott will mag geſcheh'n,
Doch ſprecht erſt mit dem Vater, bis wir uns wiederſeh'n!"

D'rauf iſt die Magd entſchwunden; erfüllt von ſeinem Glück
Bleibt lang' auf ſelber Stelle Henricus noch zurück,
Doch ſchon am nächſten Morgen zum reichen Pangraz tritt
Er hin mit feiner Sitte, allein mit feſtem Schritt.

„Seid mir nicht ungehalten, dem ungeruf'nen Gaſt,
Dieweil mich mein Geſchäfte antreibt zu ſolcher Haſt;
Ich liebe eure Tochter, als rechtlich frommer Mann,
Und wünſchte zur Gefährtin durch's Leben ſie fortan."

„Auch, denk' ich, fühlt ein Gleiches für mich die fromme Magd,
Es hat mir's eine Thräne in ihrem Aug' geſagt,
Henricus Rumel heiß' ich, bei Sorgloch einſt zur Lehr',
Und drucke ſelbſt nun Bücher und Schriften ſo wie er."

Da blickt der greiſe Pangraz den Werber lange an,
Und ſpricht: „Henricus Rumel, ihr ſeid ſehr wohlgethan,
Von unbeſcholt'nen Sitten, einnehmend von Geſtalt,
Auch, ſagt man, wohl erfahren in Künſten mannigfalt."

„D'rum will ich nicht verweigern euch meines Kindes Hand,
Obgleich es mir ein Kleinod, dagegen Alles Tand,
Und ſetze euch nur Eines vorerſt noch als Geding,
Und liebt ihr meine Tochter, ſo deucht's euch wohl gering."

„O redet," ſpricht Henricus, „was könnte das wohl ſein,
Das ich nicht froh erfüllte, damit Brigitte mein?" —
„Wohlan," erwiedert Jener, „ſo laßt von eurer Kunſt,
Um die ihr eitel Sorge erwerbt ſtatt Lohn und Gunſt."

„Zerſchlagt die Druckertafeln, vernichtet eure Schrift,
Die allem Volk verdächtig, als wär's ein tödtend Gift,
Ergreift ein ander Handwerk, und gebt das Drucken auf,
Dann ſind wir Handeleinig, hier meine Hand darauf."

Lang' ſteht Henricus Rumel, die Wang' wie Schnee ſo bleich
Das war aus heit'rem Himmel ein unheilſchwang'rer Streich,
Lang' ſteht er dort, dann rollt es ihm heiß vom Angeſicht,
„Herr Pangraz, dieſes Eine kann ich erfüllen nicht."

„Wohl lieb' ich eure Tochter, wie ſie kein Zweiter liebt,
Doch kann ich ab nicht laſſen von dem was ich geübt,
Und mag mein Herz verbluten in namenloſem Gram,
Der Weiſung muß ich folgen, die mir von Oben kam."

„Buchdrucker muß ich bleiben, ſo will es meine Pflicht,
An der nun Lieb' und Hoffen, und all mein Glück zerbricht,
Doch ſchuld' ich dieß dem Meiſter, der mich die Kunſt gelehrt,
Dem Volk, dem ich entſproſſen, dem väterlichen Herd."

„Buchdrucker muß ich bleiben, auf daß im deutſchen Reich
Das Schöne nun gedeihe, ſo wie in keinem gleich,
Daß durch das Wort entfeſſelt, und frei von langer Haft,
Ausgeh' nach allen Zonen des Geiſtes ew'ge Kraft."

„D'rum bringt nun eurer Tochter mein letztes Lebewohl,
So wie ich's euch jetzt ſage, des inner'n Kummers voll,
Und zürnet nicht der Thräne, die mir noch etwa fließt,
Und ſorgt, daß ſie vergeſſe, den, der ſie nie vergißt."

Erſtickt von heißen Thränen, Herr Rumel ſpricht dieß Wort,
Und eilt zerriſſ'nen Herzens vom reichen Pangraz fort,
Allein wohin er eilet, mit noch ſo flücht'gem Schritt,
Der Harm iſt ſein Begleiter, den Gram, den nimmt er mit.

Der ſolgt ihm allerwegen, der geht mit ihm in's Haus,
Aus ſeinem Druckerkaſten ſchaut der auf ihn heraus,
Er geht mit ihm nach Nürnberg, wo er von nun an weilt,
Jetzt nur der Kunſt noch lebend, die nicht ſein Sehnen heilt.

So ſchwinden Monde, Jahre, der Gram bleibt ihm getreu,
Doch wirkt und ſchafft der Wackre, ganz ſonder Furcht und Scheu,
Wie frech auch Neid und Mißgunſt nach ihm die Krallen kehrt,
Er druckt ſo wie Johannes von Sorgloch ihn gelehrt.

Schon hat ſich grau gefärbet ſein Haupt im Lauf der Zeit,
Doch hat ſich auch verbreitet ſein Ruhm im Lande weit,
Geehret und geachtet iſt er von Alt und Jung,
Doch iſt ſein Glück, ſein einz'ges, nur die Erinnerung.

Längſt ſchon iſt ſie begraben für die ſein Herz erglüht,
Doch denkt er oft noch ihrer, mit Trauer im Gemüth,
Und als nach vielen Jahren der Herr auch ihn berief,
Da liſpelte: Brigitte, er nochmals, und entſchlief.

Koſakenhochzeit.

Auf der endlos öden Heide ſteht ein einſam hölzern Haus,
Horch, was ſchallt darin' für Lärmen, für Gejubel und Gebraus,
's iſt das Haus des greiſen Ivan, Ruſſe noch nach altem Schlag,
Und ſein Töchterlein Maruſſa feiert heut' den Hochzeittag,

Denn der muthigſte Koſake, Oſtap, warb um ihre Hand,
Iſt des wüſten Treibens müde, will nun friedlich bau'n das Land,
Schon hat Abſchied er genommen von den tapfern Brüdern all,
Säbel, Pike, Kalpak, Schimmel, ruhen nun in Ivans Stall.

Schau, wie iſt im Haus die Stube jetzt von munter'n Gäſten voll,
Geiger ſo wie Zimbelſchläger raſen, gleich als ob ſie toll,
Meth und Branntwein fließt in Strömen, und es biegt ſich faſt der Tiſch
Von der Laſt der leck'ren Speiſen, Kuchen, Schweinefleiſch und Fiſch.

Und die jungen raſchen Burſche, und die Dirnen flink und drall,
Ha, wie ſchweben die und ſchwingen ſich herum bei'm Zimbelſchall,

Oſtap aber, wild und glühend, hält umſchlungen ſeine Braut,
Die voll holder Scham und Wonne kindlich ihm in's Antlitz ſchaut.

„O Maruſſa, theu're Seele, alſo nenn' ich jetzt dich mein,
Ach, wie wonnig, ach, wie ſelig wird für uns die Zukunft ſein,
Nimmer will ich von dir laſſen, die mir morgen angetrau't,
Nimmer will ich" — horch, was ſchallet vor dem Haus ſo wirr und laut?

Und hinaus zum Thore flieget Braut und Bräutigam und Gaſt,
Sieh, ein Pulk Koſaken iſt es, der da kommt in luſt'ger Haſt,
„Ha willkommen, ſchön willkommen, tretet nur ſogleich herein,
Hochzeit feiert Ivans Tochter, und der Trank iſt echt und rein."

„Danke," ſpricht der Führer, „reichet mir nur einen Krug auf's Roß,
Denn ich kann und darf nicht weilen unter Weg's mit meinem Troß,
Ungeduldig harrt der Hettmann unſer an des Memels Strand,
Daß mit ihm vereint wir ſtreifen weithin durch des Feindes Land."

Spricht's und leert den Krug und danket, gibt darauf dem Roß den Sporn,
Und wie Schloſſenwetter brauſ't es weiter über Stein und Dorn,
Ha, wie glänzet Pik' an Pike, wie das raſſelt, ſchäumt und klirrt,
Bis die Hinterſten des Zuges nebelgleich der Staub umſchwirrt.

Und hinein zur Stube wieder drängt die Braut der bunte Schwall,
Um auf's Neu' ſich zu erfreuen dort bei Meth und Cimbelſchall.
Oſtap nur ſteht bleich und zögernd, faſt als wie zu Stein erſtarrt,
Und zwei ſchwere Tropfen rollen ihm herab zum ſtrupp'gen Bart.

In der Stube aber regt es wieder ſich in voller Luſt,
Und der Freude iſt erſchloſſen Aller Sinn und Aller Bruſt,
Geige, Cimbel lärmen wieder, und der Tanz beginnt auf's Neu',
Als mit einemmal Maruſſa fliegt in wilder Haſt herbei.

Und ſie frägt mit Todesbangen, naß das Aug', die Wange bleich,
„Wo iſt Oſtap, wo iſt Oſtap? ſprecht, ſah Keiner ihn von Euch?"
Doch nicht Einer ſah ihn ſeit ſie rückgekehrt zu Tanz und Schmaus,
Und mit grauſer Ahnung ſtürzet wieder ſie zur Thür hinaus.

Sieh', am fernſten Rand der Heide ſtreift juſt noch der Pulk dahin,
Und ein Schimmel und ein Kalpak, roth von Farbe, mitten d'rin,
„Oſtap!" kreiſcht da noch Maruſſa, ſinkt am Thorweg dann zur Erd',
Denn erkannt hat ſie den Flücht'gen an dem Kalpak, an dem Pferd.

Lärmend nah'n ſich jetzt die Gäſte, doch kein Mund frägt was geſcheh'n,
Als die Braut mit Kranz und Schürze hingeſtreckt im Staub ſie ſeh'n.
Leiſe ſchluchzend ſteht im Kreiſe Alt und Jung um ſie herum;
Tanz und Hufſchlag ſind verklungen, und im Haus iſt's grabesſtumm.

Glockenſtimmen.

Zwei ferne Glocken klingen
Hinab zum ſtillen Thal,
Mit leiſen linden Schwingen
Im letzten Abendſtrahl.

Die Eine ruft in's Weite
Vom Schloß dort auf der Höh'
Vom Kloſter tönt die Zweite,
Das drüben ragt am See.

Im Schloſſe folgt mit Beben
Dem Bräut'gam zum Altar
Ein bleiches Fräulein eben,
Den Myrthenkranz im Haar.

Im Kloſter lichtumſchimmert
Da ſchwört in ſelber Stund'
Ein Jüngling, blaß, verkümmert,
Den Eid -- mit bleichem Mund.

Und fort vom Wind getragen
Verweht der Klang im Thal —
Zwei wunde Herzen ſchlagen
Nur noch in tiefer Qual.

Moderne Balladen.

Der alte Komödiant.

Vor der Kaffeehausthüre
Tagtäglich ſitzt ein Mann,
Des Mohren dort im Bilde
Sein treueſter Kumpan.

Das Antlitz welk und ledern,
Das Haar bereits ergraut,
Er ſich mit noblem Gleichmuth
Die Leutchen dort beſchaut.

Wer iſt der müſſ'ge Graukopf,
So pauver als galant?
Das iſt der reducirte,
Der alte Komödiant.

Sein ganzes langes Leben
Verging in Schein und Dunſt,
Belog er ſich doch ſelber
Daß ihn beſeelt die Kunſt.

Doch jetzt füllt ihn mit Ekel
Die Charlatanerie,
Die er, gewohnter Weiſe,
Verübte ſpät und früh.

Doch jetzt füllt ihn mit Ekel
Das Treiben ganz und gar,
Zu welchem hergeliehen
Er ſich ſo manches Jahr.

Nun denkt er all' der Zeiten,
Die wechſelnd ihm entfloh'n
Und denkt, wie ihm geworden,
Die heil'ge Kunſt zum Frohn.

Wie ſündlich er gelogen
Mit Miene, Blick und Wort,
Bis ihm das Herz dann ſelber
Im Lügenwuſt, verdorrt.

Wie er der Welt geheuchelt
Das heiligſte Gefühl,
Bis ihm die Wahrheit ſelber
Nur ward zum Puppenſpiel.

„Wo ſind nun meine Lorbeern?“
So ſeufzt er, gramerfaßt,
„Wo meine gold'ne Jugend,
Vergeudet und verpraßt?“

„Wo ſind die Beifallsſtürme
Die mich mit Luſt berauſcht,
Die Schmeicheleien, denen
Mit Hochmuth ich gelauſcht?“

„Mit meinem beſten Spiele,
Was hab' ich jetzt erzielt?“ —
Die Thrän' an ſeiner Wimper
Antwortet ihm: Verſpielt!

Das neue Haus.

Es war ein reicher Grundherr, der hatte Gold wie Sand
Der will ein Haus ſich bauen, wie kein's im ganzen Land.

Der läßt die Werkleut' ſchaffen durch viele Monde lang;
Und will ſein Gold nicht reichen, ſo hilft wohl auch der Zwang.

Bald iſt der Grund gemauert, ſchon ſteigt wie ein Pallaſt
Das Haus empor, mit Pfeilern und ſtolzer Bogen Laſt.

Und höher, immer höher entragt der ſchöne Bau,
Kein ſchön'rer ragt vom Lande hinauf in's ew'ge Blau.

Nun iſt das Werk vollendet, da gibt es Tanz und Schmaus;
Nur ſeines Herrn gewärtig iſt noch das leere Haus.

„Jetzt laßt die Becher klingen, was ich gewünſcht, iſt mein!“
Mit nächſtem Morgen zieh' ich in's neue Haus ſchon ein!“

Und kaum noch hat verſendet der Tag den erſten Strahl,
Da bringen ihn die Seinen in's Haus, nach ſeiner Wahl.

Doch Keiner iſt ſo fröhlich, wie er's noch geſtern war,
Auch ſcheint der Grundherr ſelber verwandelt ganz und gar.

Das macht ſein Haus, ſein neues — war nicht das Haus voll Pracht —
Das hatte ihm gezimmert ein Schreiner — über Nacht.

Zwei Särge.

In dunkler Gruft zu Weimar
Steh'n ſich zwei Särge nah',
D'rin ſchlafen zwei deutſche Sänger,
Wie nimmer die Welt ſie ſah.

Als wie zwei Meteore
Erſchien das Sängerpaar,
Der Eine mit Blitzesflammen,
Der And're wie Mondlicht klar.

Der Eine im Adlerfluge
Wildbrechend ſich die Bahn,
Der And're klug und beſonnen
Durch Wogen lenkend den Kahn.

Dahin durch alle Weiten
Erſcholl ihrer Lyra Klang,
Das Echo der fernſten Berge
Nachhallte von ihrem Geſang.

Nun Beide ſiegreich durchzogen
Des Lebens Fluthgebraus,
Nun ſchlafen die beiden Sänger
In den beiden Särgen aus.

Der Eine mit blonden Locken,
Der And're mit weißem Haar,
Wer forſchte: wie Jener geheißen?
Und früge: wer dieſer war?

Geld.

Wer ſchifft durch Sturm und Klippen, das Herz von Muth geſchwellt?
Das iſt ein junger Kaufherr, der will ſonſt nichts als Geld.

Wer ſchleppt ſich durch die Wüſte, von Durſt und Gier gequält?
Das iſt der junge Kaufherr, der will ſonſt nichts als Geld.

Wer ſitzt von Früh bis Abend's, am Tiſch und ſinnt und zählt?
Das iſt der junge Kaufherr, der ſinnt allein auf Geld.

Und Jahr um Jahr verrollet in ſteter Sorg' und Plag'
Und Geld und Silber ſpendet den Kaufherrn jeder Tag.

So ſchafft er, heut wie morgen vom alten Wunſch beſeelt,
Und iſt der Reichſten Einer gar bald an blankem Geld.

Doch hat er all' ſein Trachten nur ſtets auf Mehr geſtellt,
Zu wenig, ach zu wenig, gewann er noch an Geld.

Und wieder jagt's und treibt es ihn fort in alter Plag',
Und wieder gibt und ſpendet ihm Geld ein jeder Tag.

Doch wie auch ſeine Säckel ſich füllen fort und fort,
Zu wenig, ach zu wenig, bleibt ſtets ſein letztes Wort.

Da faßt den Altgeword'nen ein Siechthum an gar ſchwer,
Er fühlt's, es iſt auf Erden nun keine Hilfe mehr.

Doch wie's nun kommt an's Scheiden, da ward ihm plötzlich klar,
Daß er mit all dem Gelde doch nur ein Bettler war.

Wohl flucht er da dem Loſe, das er ſich ſelbſt erwählt,
Und flucht den vollen Kaſten und all' dem blanken Geld.

Und ſtöhnt noch ſelbſt im Sterben: „O Geld: wie trogſt du mich:
Ich glaubte dich zu haben, allein — du hatteſt mich!“

Eine Soiree-Scene.

Bei Sir Arthur, ſchön und ſchmachtend,
Blüht ein Kranz von zarten Damen,
Dicht umſtellt von ſchwarz und blauen
Frack's, wie aus Paris ſie kamen.

Mozart's Zauberharmonien
Sind's, die den Salon durchwogen,
Waldhorn und Piano gellen,
Und die Saiten ſtreicht der Bogen.

Wie nur ſind die Herr'n und Damen
Vor Entzücken hingeriſſen,
Von ſo meiſterhafter Leiſtung,
Von ſo hohen Kunſtgenüſſen.

„Eine Pièce noch zum Schluſſe,“
Spricht der Sir zu ſeinen Gäſten,

„Aus der Heimath gibt mein William
Noch ein kleines Lied zum Beſten.

Da im reichbetreßten Kleide
Nah't der Mohr, ſich tief verneigend,
Schlank und ſchwarz, das Haar wie Wolle,
Perlen ſtatt der Zähne zeigend.

Der beginnt: „In Senegambien
Weiß ich eine ſchöne Stelle,
Nirgend ſah ich noch den Himmel
Blau wie dort und ſonnenhelle.“

„Traumhaft nicken Piſangbäume
Und Lianen hauchen Düfte,
Und ſein bunt Gefieder ſpreitend
Schwebt der Hocas durch die Lüfte.“

„Eine Arellanolaube
Wölbt ſich nah' am Seegeſtade,
Wo die wilde Ente ſcherzend
Sich erquickt im Wellenbade.“

„Sieh, ein junges Negermädchen
Liegt gekauert in der Laube,
Schlank wie eine Tamarinde,
Ueppig wie die Palmentraube.“

„Doch ein tiefes inn'res Grämen
Spricht aus ihren ſchönen Zügen,
Und der ew'ge Frühling ſelber
Kann nicht mehr ihr Herz vergnügen.“

„An des Meeres letzten Streifen,
Der durch's Firmament gezogen,
Hängt allein ihr Blick, denn Alles
Hatten ihr entführet die Wogen.“

„Alles, d'ran ihr Herz, das heiße,
Einſtens hing mit Lieb' und Sehnen,
Riſſen ſie von ihr und ließen
Nichts ihr ſonſt als ihre Thränen.“

„Darum ſitzt ſie ſo verlaſſen,
Nicht des Frühlings Wonne fühlend,
Darum liegt ſie dort, mit ihrem
Schönen Haupt im Sande wühlend.“

„Darum ruft ſie einen Namen
Schluchzend oft hinaus vom Strande,
Einen Namen, der dem Eigner
Selbſt nun fremd, im fremden Lande.“

So der Sänger. Alles lauſchet
Bis das letzte Wort verklungen,
„Bravi William!“ ſchallt es plötzlich,
Bravi, bravi, hübſch geſungen!“

Alſo lärmen ſie und ſchreien,
Gnädig auf den Sänger blickend,
Während dieſer ſich verneiget,
Eine Thrän' im Aug' zerdrückend.

Der Botaniker.

Vor dem Pflanzenbuche der Alte ſaß,
Beſchauend die Blumen, die bleichen,
Die er in der Blüthe zuſammenlas
Und die nun vertrocknet zu Leichen.

Wie er ſie gefunden von Jahr zu Jahr
Und ſorgſam im Buch' auch verwahret,
Die Farbe iſt fahl — und fahl iſt ſein Haar,
Mit Schmerz er's an Beiden gewahret.

Ein Pflänzchen nur dünkt ihm noch friſch und licht,
Als wär' es vom Thaue getränket —
Es iſt ein ſchlechtes Vergißmeinnicht,
Das einſt ihm die Liebſte geſchenket.

Verrechnet.

Ein kluger Rechner ſo Nacht als Tag
Allein über ſeinen Zahlen lag.

Kaum kam mehr die Feder aus ſeiner Hand,
Was Keinem gelungen, er bracht's zu Stand.

Doch über dem Rechnen floh Jahr um Jahr,
Schon hatte ſich ſilbern gefärbt ſein Haar.

Schon frug ihn der Knöchler: „Freund, biſt du bereit?
Zum Rechnungsabſchluß iſt's eben Zeit.“

Da wankte hinaus er auf's grüne Feld,
Wollt' einmal doch auch ſich beſchauen die Welt.

„Wie blüh'n doch die Blumen ſo bunt und licht —
Und ſah vor den Ziffern die Roſen nicht!“

„Wie zwitſchern die Vögel im frohen Spiel —
Und hörte nur ſchreien den Gänſekiel!“

„Wie ſchimmern die Wolken im gold'nen Schein —
Und ſah nur das Schwarz von der Tinte allein!“

Und reuevoll ſchickt er den geiſt'gen Blick
Auf all' die verrechneten Stunden zurück.

Und findet — als er nun am letzten Blatt,
Daß er — um ein Leben — verrechnet ſich hat.

Ein Begräbniß.

Mit dem Aſchenkleid der Trauer
Iſt der Himmel angethan,
Schnee bedeckt die Friedhofsmauer
Und es ſtarrt im Froſt der Plan.

Und vier Männer nah'n dem Haine
Mit des Todes kalter Laſt,
Tragend eine Magd im Schreine
Die im Spittel iſt erblaßt.

Kein Geleite folgt der Bahre,
Nur der Sturm fegt hinterher,
Brauſend durch der Träger Haare;
D'rum wol eilen die ſo ſehr.

Endlich ſind ſie an der Stelle,
Schon die Grube ſteht bereit,
Niederkollert's dumpf und ſchnelle,
Und es klirrt des Gräbers Scheit.

Und die Männer gehen wieder,
Auch der Gräber läßt den Ort; —
Nur den dürren Friedhofsflieder
Schüttert noch der rauhe Nord. —

Meilenweit von jenem Grabe
Aber ſitzt ein ſiecher Greis,
Sitzt gekrümmt an ſeinem Stabe,
Bleich die Wang', die Scheitel weiß.

Doch das Herz von Luſt durchdrungen
Jubelt der in freud'gem Muth:
„Geht's doch meiner ſchönen jungen
Tochter in der Ferne gut!“ —

Die Fahrt nach Notre Dame.

Was iſt doch für ein Treiben nur heut' in St. Marcell,
Entſtrömt es gleich den Wolken als wie ein ew'ger Quell,
Er ſtäubt von allen Giebeln, es gießt von jedem Dach,
Und doch kann's nicht die Freude verjagen vom Gemach.

Denn Hochzeit iſt da drüben im reichen Bürgerhaus,
Und Hochzeit auch hier üben, d'rum ſolch ein Luſtgebraus,
Dort reicht mit glüh'nden Wangen, Margot dem Louis die Hand,
Hier knüpft Maurill erröthend mit Pierre ein gleiches Band.

Nur eines miſcht die Freude der Letzt'ren noch mit Harm,
Nach Notre Dame zu fahren, iſt er wie ſie zu arm,
Denn für's geringſte Fuhrwerk reicht ihre Barſchaft nicht,
Und ach der Regen toſet herab in Strömen dicht.

D'rum ſchau'n ſo ſchweren Herzens zum Fenſter ſie hinaus,
Dort drüben wohl reiht Wagen an Wagen ſich vor'm Haus,
Dabei geſchäft'ge Diener, die all' zur Fahrt bereit,
Nur ihre Armuth findet nicht Wagen noch Geleit.

Und immer noch verſiegen will nicht des Himmels Fluth,
Da machen endlich Beide ſich auf den Weg voll Muth,
Wie hat doch da der Regen durchnäßt die Zwei ſo ſchnell,
Doch wird's dafür in ihnen bald wieder ſonnenhell.

Denn kommen faſt gebadet ſie auch nach Notre Dame,
Es trocknet ſie wohl wieder die inn're heiße Flamm',
Und jedes denkt von Beiden, wie rauh auch jetzt die Bahn,
Iſt doch in ſicher'm Hafen gelandet nun der Kahn.

Nur rüſtig fort die Straße, durch Regen, Koth und Wind,
Sie wiſſen ja wie glücklich ſie vor ſo Vielen ſind,
Allein auch drüben wird es mit einemmal jetzt laut,
Herab zum Wagen führet der Bräutigam die Braut.

Wie iſt doch die ſo lieblich, ſo jung und ſchön dabei,
Wie ein Roſenknospe die aufgeblüht im Mai,
Das Haupt bekränzt mit Blumen, im Auge Luſt und Leid,
Und um die ſchlanken Glieder ein wallend weißes Kleid.

Louis ſelbſt, im ſchwarzen Fracke, mit ſammtenem **Gilé**,
Geſchmückt mit goldner Kette und zierlichem **Glacée**,
Fürwahr ein Paar ſo blühend, wie's kaum **Marcell** noch ſah,
Verwund'rung faßt Jedweden der nur den Beiden nah'.

Schon nimmt ſie auf der Wagen, der ſie zur Trauung trägt,
Wie ſtürmiſch da vor Wonne das Herz den Beiden ſchlägt,
Nun brauſt's mit Windeseile hin über's Kiesgeſtein,
Karoſſe an Karoſſe folgt lärmend hinterdrein.

So geht es fort im Fluge, bald iſt das Ziel erreicht,
Ha wie das ſchwirrt und raſſelt, ha wie das ſchnaubt und keucht,
Doch toller noch entſenden die Wolken ihre Laſt,
Darum auch treibt der Führer zu doppelt ſchneller Haſt.

In **Rue Victor** ergellet bereits der Roſſe Huf,
Wie drängt es an die Fenſter ſich da mit lautem Ruf,
Nicht merkt es **Louis** und preſſet die Braut an ſich voll Luſt,
Ihr blondes Köpfchen ruhet an ſeiner heißen Bruſt.

Da kracht es unter ihnen, mit donnergleichem Schall,
Herr Gott! zum Abgrund wurde der Pfad mit einemmal,
Kaum gellet durch die Lüfte ein ſchneidend ſcharfer Laut,
Und ſieh' — mit Eins verſunken iſt Bräutigam und Braut.

Verſunken und begraben für nun und immerdar,
Zu Leichen umgewandelt das erſt ſo frohe Paar,
So viel des Glück's, der Freude, erſtickt in ew'ger Nacht,
Zu der die Bahn gebrochen des Waſſers grimme Macht.

Wie gähnt dort aus der Tiefe die Nacht voll Todesgrau'n,
In die zum erſtenmale dem Licht vergönnt zu ſchau'n,
Das ſind die Katakomben am regen Seineſtrand,
Aus deren Irrgewinden kein Lebender noch fand.

Die Höhlen, die, dem Auge Jahrhunderte verhüllt,
Faſt halb Paris durchkreuzen, von Schauern nur erfüllt,
Die über ſich das Leben, den Frohſinn und das Licht,
Von dem jedoch kein Schimmer zu ihren Tiefen bricht.

Wie drängt zur Kluft ſich Alles nun hin, entſetzt und bleich,
Nicht war die Luſt von früher dem jetz'gen Jammer gleich,
Wie ringt es hier die Hände, wie rauft es dort das Haar,
Wie klagt's aus jedem Munde: O unglückſel'ges Paar!

Juſt kommen die Getrauten von Notre Dame zurück,
Und hören, ſtarr vor Schrecken, des reicher'n Paar's Geſchick,
Doch ſchon auch drängt die Menge ſie hin mit ſich zum Rand
Des Abgrund's, d'rin die Beiden verſunken Hand in Hand.

Wohl manche Thräne weihet den Todten noch ihr Schmerz,
Doch ſeh'n auch naſſen Auges ſie dankend himmelwärts,
Denn daß nicht dort zerſchmettert ſtatt Jener ihr Gebein,
Das dankten ihrer Armuth die Glücklichen allein.

Die barmherzige Schweſter.

Ein ſinnberauſchter Schwelger
Im Spittel liegt und ſtöhnt,
Von Gottes Zorn getroffen,
Den er ſo lang gehöhnt.

Der fühlt, von Angſt gefoltert,
Dem grauſen End' ſich nah!
Ein ſchreckerregend Scheuſal,
Wie's kaum ein Aug' noch ſah.

Und Alles flieht den Siechen,
Nicht Einer ſteht ihm bei,
Umſonſt iſt all ſein Ringen,
Sein Wimmern, ſein Geſchrei.

So liegt er, preisgegeben
Des Siechthums ganzer Noth,
Und harrt nur eines Retters,
Und dieſer iſt — der Tod.

Da aber naht ein Mädchen
Im faltig ſchwarzen Kleid,
Das ſich dem Dienſt der Pflege
Verlobt, für jeglich Leid.

Schon tritt, noch friſch die Wange
Von jugendlicher Glut,
Die gottergebne Schweſter
Zum Kranken hin voll Muth.

Allein, wie ſie auf dieſen
Nun richtet ihren Blick,
Da ſchreckt auch ſie das Grauen
Zum erſtenmal zurück.

Erblaßt ſtarrt ſie dem Grauſen
In's hohle Angeſicht,
Nein ſolche, ſolche Züge
Erſah ihr Aug' noch nicht.

D'rauf aber raſch bewält'gend
Das inn're, tiefe Grau'n,
Erhebt den Blick zum Himmel
Die Fromme voll Vertrau'n.

Und ſpricht: „Wie auch der Sieche
Verzweifelnd raſ't und tobt,
Ich will den Armen pflegen
So wie ich's Gott gelobt.“

„Allein, damit nichts wanken
In meiner Pflicht mich läßt,
So ſchließt mit einer Kette
Mich an ſein Lager feſt.“

Und wie ihr Mund geheißen,
So iſt's auch bald geſcheh'n;
Schon iſt ſie angefeſſelt,
Am Lager dort zu ſeh'n.

So bleibt ſie bei dem Kranken
In ſelbſtgewählter Haft,
Der eignen Schwäche trotzend
Durch ihres Willens Kraft,

Und pflegt den Qualerfüllten
Mit nimmermüder Treu,
Bis ihm, ein Wunder Gottes,
Geneſung lacht auf's Neu'.

Da ſprengt ſie ihre Kette,
Beglückt durch ihre That;
Und reuig flieht der Sünder
Hinfort des Böſen Pfad.

Kinderleben.

Räder brauſen,
Spindeln ſauſen,
Schrauben knarren,
Schaufeln ſcharren,
Kolben ſtampfen,
Röhren dampfen,
Eſſen ſpauchen,
Schlötte rauchen,
Und dazwiſchen, jung und ſchön,
Sieh', ein Kind, mit blonden Haaren,
Unter tödtlichen Gefahren,
Bei betäubendem Getön.

Fördernd ſeines Herr'n Gewinn,
Thut es, wie man ihm befohlen,

Blickt zuweilen nur verſtohlen
Nach dem Nachbarkinde hin.

So, vom frühen Morgenlicht
Sitzt es auf dem Marterſtuhle
Zieht die Schrauben, dreht die Spuhle,
Bis die Nacht ſein Aug' umſlicht.

Kraftlos ſchleppt ſich's dann nach Haus,
Kargen Lohn den Eltern bringend,
Die, mit Froſt und Hunger ringend,
Aengſtlich ſpäh'n nach ihm hinaus.

Räder brauſen,
Spindeln ſauſen,
Schrauben knarren,
Schaufeln ſcharren,
Kolben ſtampfen,
Röhren dampfen,
Eſſen ſpauchen,
Schlötte rauchen,
Und ſo findet jeder Tag,
Findet jeder Mond die Kleine,
Ob ſie lächle oder weine,
Wen ſolch' Kind auch kümmern mag?

Traf der Fluch es doch, die Pein,
Schon in ſeines Sey'ns Beginne,
Eine lebende Maſchine
Bis zum frühen Tod zu ſein.

Kurze Zeit nur fröhnt's der Pflicht,
Und ſchon iſt von ſeinen Wangen
All das friſche Roth vergangen,
Aber man bemerkt es nicht.

Wie nur ringt die zarte Bruſt
Nach Erholung, doch vergebens,

Denn es frißt am Kern des Lebens
Ein Vampyr, das Wort: Du mußt.

Räder brauſen,
Spindeln ſauſen,
Schrauben knarren,
Schaufeln ſcharren,
Kolben ſtampfen,
Röhren dampfen,
Eſſen ſpauchen,
Schlötte rauchen,
Aber ſeh', die Kleine ſitzt
Nicht mehr dort, auf ihrem Stuhle
Dreht ein and'res Kind die Spuhle,
Wo nur weilt das Mädchen itzt?

Ach — daheim, durchwühlt von Weh,
Liegt's in armuthnackter Hütte,
Hingeſtreckt auf fauler Schütte,
Hohl' das Aug', die Wang' wie Schnee.

Und das greiſe Elternpaar
Steht verzweiflungsvoll daneben,
Schluchzt um ſeines Kindes Leben,
Das ihm ſein Erhalter war. —

Räder brauſen,
Spindeln ſauſen,
Schrauben knarren,
Schaufeln ſcharren,
Kolben ſtampfen,
Röhren dampfen,
Eſſen ſpauchen,
Schlötte rauchen,
In des Kindes Fantaſie'n
Langſam mordend noch durch Wochen
Und das Knöſpchen iſt gebrochen,
Eh's zur Blume war gedieh'n.

Militäriſche Balladen.

Prinz Eugen.

Vor der Schanz bei Zent gewahret
Viel Soldaten man geſchaaret,
Kuraſſier und Muskatier,
Auch Conſtabler und Huſaren
Die auf das Signal nur harren
Zur Bataille mit Begier.

Auch dabei, als Volontaire
Prinz Eugen, voll Durſt nach Ehre,
Der aus dem Savoyen kam,
Von Geſtalt zwar klein und ſchmächtig,
Dacht' er dennoch: „Bald erfecht ich
Einen Lorbeer; **sur mon ame!**“

Ritt durch's Lager einſt am Morgen
Prinz Eugen ganz ohne Sorgen,
Schaut ſich dort die Truppen an,
Wie ſie thäten furagiren
Bivouakiren, manövriren,
Mit Bombard und Partiſan.

Spricht da einer der Huſaren
Als den Kleinen ſie gewahren
Mit dem langen Haargelock,
„Iſt das auch ein Schlachtgewinner
Dieſer kleine Kapuziner,
In dem ſchlechten braunen Rock?“

Doch der Prinz ſich d'ran nicht kehret,
Thut als hätt' er's nicht gehöret,
Reit't an ihm ganz ſtill vorbei,
Merkt ſich aber gut den Kecken
Ohne Jemand zu entdecken
Was ihm juſt paſſiret ſei.

Laſſet in etwelchen Tagen
Den Rebell der Lothring ſchlagen,
Heißt zum Sturme zieh'n das Heer,
Da geht's an ein Kanoniren,
An ein Plenkeln, Atakiren,
In die Kreuz und in die Quer.

Manichfache Heldenthaten
Wohl vollbringen die Soldaten,
Von Carol und Ludewig
Angeſpornt, doch trotz dem Streiten
Wußt man noch auf keiner Seiten
Wem Fortuna ſchenkt den Sieg.

Da, als wie ein Pfeil vom Bogen
Sprenget Prinz Eugen verwogen
Vor die Trupp' die aufmarſchirt,
Setzet über d'Palliſaden,
Wirft dann nieder ohne Gnaden
Was ſich geg'n ihn defendirt.

Alles folgt ihm unverdroſſen'
Wie auf ſie auch ward geſchoſſen
Von den Türken aus der Schanz,
Bis ſie mußten flieh'n von dannen
Und Eugenius pflanzt die Fahnen
Auf im vollen Siegesglanz.

Da erblickt er den Huſaren
Mitten in den andern Schaaren
Rufet ihn zu ſich heraus,
Spricht, und niemals heit'rer ſchien er:
„Sieh' ein kleiner Kapuziner
Richt't zuweilen auch was aus!"

Die Schildwache.

Es liegt die Mitternacht auf Berg und Flur,
Verſchollen iſt des Lebens rege Spur,
Kein Laut erſchallt in Hütte und Pallaſt
Allüb'rall hält der Schlaf nun ſeine Raſt.

Im Czarenſchloſſe dröhnt nur noch allein
Der Wache Tritt auf glattem Marbelſtein
Der einz'ge Schall, der noch ein Echo weckt,
Sonſt Groß und Klein auf weichem Pfühl geſtreckt.

Einförmig aber ſchreitet der Soldat
Der juſt im Bogengang die Wache hat,
Hinab, hinan, wie's ihm die Pflicht erlaubt,
Den Schlaf zu wehren von dem müden Haupt.

Jetzt klirrt die Flinte in des Starken Hand,
Der Säbel an der Seite ſtreift die Wand,
Wie er ſo ſchreitet ſchweigſam auf und ab,
Und wieder ſtille wird's als wie im Grab.

Iſt's doch als ſei gebannt die flücht'ge Zeit,
Es ſtört kein Schlag der Uhr die Einſamkeit,
Zwei ferne Lampen flackern nur allein
Den Gang beleuchtend mit geſpenſt'gem Schein.

Da denkt wohl der Soldat an dieß und das,
An Olga, die, faſt wird das Aug' ihm naß,
Im fernen Hüttchen am Ladogaſee
Jetzt ſeiner harrt im namenloſen Weh.

Dann denkt er wieder, und ſein Muth erwacht,
An Pulverdampf und an Tſcherkeſſenſchlacht,
Und wie als Sieger froh und hochgeehrt,
Im Flug er heim zu ſeiner Liebſten kehrt.

Und wie er ſo die künft'ge Zeit ſich mahlt,
Vom Glück des Ruhmes und des Sieg's umſtrahlt,
Horchauf, erdröhnt's da nicht ganz ferne, ſacht?
Nicht doch, was ſollte dröhnen hier zur Nacht?

Doch wieder dröhnt's und lauter als zuvor,
Es horcht der Krieger mit geſpanntem Ohr',
Nein, nein, es äffte dießmal ihn kein Wahn,
Denn immer lauter ſchallt's zu ihm heran.

Ein ſeltſam Ding! „So denkt ſich der Soldat,
Weiß Gott, was vor das Volk im Schloſſe hat,
Doch was auch kümmert mich ihr Nachtplaiſir,
Als Wache ſteh' ich auf dem Poſten hier."

„Und den zu hüthen, heiſcht des Kriegers Pflicht,
Bis „Abgelöſt" zu ihm die Runde ſpricht,
Und wahrlich bis geſprochen nicht dieß Wort,
Bringt von dem Platz auch mich kein Teufel fort."

So brummt der Krieger, doch der wirre Schall
Erwecket lauter ſtets den Widerhall,
Vom Dom daneben kommt's, was mag's nur ſein?
Sieh', durch die Fenſter, welch' ein greller Schein!

Da plötzlich zittert's durch das öde Haus,
Von unten, oben, gellt's wie Sturmgebraus,
Und gluthell durch die Scheiben malt's die Wand,
„Beim ew'gen Gott, es ſteht das Schloß im Brand!"

„Ja ja, ſo iſt's, ſchon heulet durch die Luft
Die Feuerglocke, die nach Hülfe ruft,
Im Schiff der Kirche brennt's, ſchon werd' ich klar
Durch's Fenſter, Thurm und Flamme dort gewahr!"

„Verdammt! Ich kann vom Poſten hier nicht fort,
Bis mich der Pflicht entband der Runde Wort,

Ha daß ſie käme! — Horch da kracht das Thor
D'raus drängt in wilder Flucht es ſich hervor.

Die Poppen ſind es, mit dem Kirchgeräth'
Die aufgeſcheucht vom Brande im Gebeth'
Nach Rettung ſuchen vor der grimmen Glut
Mit raſchem Fuß, für das geweihte Gut.

Und an der Wache ſtürzen ſie vorbei,
„‚Entfliehe rufen ſie mit wirrem Schrei,
Die Flamme folgt uns auf dem Fuß in Haſt,
Nicht mehr entkommſt du ſonſt dem ſchlimmen Gaſt!‘“

„Entflieh'n — vom Poſten? — Nun und nimmermehr!“
Ruft der Soldat und faßt an ſein Gewehr,
Doch wild und wilder dröhnet, hallt und ſchallt
Des Feuers allvernichtende Gewalt.

Da naht ein greiſer Prieſter im Talar
Das Antlitz Schnee, im Flug das weiße Haar,
Der ruft zum Krieger: „‚Fliehe da's noch Zeit,
Nur raſche Flucht, dich noch vom Tod befrei't!‘“

„Hinweg Verſucher!“ donnert der Soldat,
Und weiter flieht der Greis, doch ſieh', ſchon hat
Des Feuers Wuth den Bogengang erreicht,
Der Krieger ſieht's und ſeine Wang' erbleicht.

Da ſtürzt der Biſchof ſelber jetzt herein,
„‚Fort da Soldat, was weilſt du noch allein?
Hier gibt's nichts zu bewachen mehr, hinweg,
Dein müſſig Steh'n iſt hier von keinem Zweck!‘“

Der aber: „Herr, was immer mich bedroht,
Vom Poſten darf ich nicht und gält's den Tod,
Es bindet mich ein Eid an dieſen Platz
Und der gilt gleich des Kaiſers beſtem Schatz.“

„D'rum gebt mir nur den Segen unverweilt,
Bevor die Flamme beide uns ereilt!“
Der Krieger ſpricht's und ſinkt vor ihm auf's Knie,
Den Biſchof aber faßt's, er weiß nicht wie.

Mit Staunen und Verwund'rung hängt ſein Blick
Am Krieger, der das gräßlichſte Geſchick,
Mit ſolchem Muth erwartet, doch da iſt
Zu läng'rem Säumen weiter keine Friſt.

Und angeglüht vom nachgewälzten Brand'
Legt auf ſein Haupt der Biſchof ihm die Hand,
„„Gott ſei mit dir und ſeiner Heil'gen Schaar!““
Dann weicht auch er der dräuenden Gefahr.

Und wild und immer wilder bricht heran
Die ſchonungsloſe Flamme ihre Bahn,
Es kracht und trümmert, praſſelt, ſtürzt und gellt,
Als wär's der Untergang der ganzen Welt.

Schon ringelt ſich zum Fenſter dort herauf
Die Feuerſchlange mit behendem Lauf
Jetzt windet ſie von jeder Feſſel frei
Zum Grabverfall'nen ſchnaubend ſich herbei.

Der aber ſpricht noch, wie ein leiſ' Gebeth
Ein Wort, das tief ihm in dem Herzen ſteht,
Das Wort heißt: Olga. — hört es auch kein Ohr,
Die muß es ahnen, die ihn jetzt verlor.

Und ringsum füllt Verderben, Tod und Graus
Mit allen Schrecken das verlaſſ'ne Haus,
Doch feſt und aufrecht, wie auf der Parad'
Steht noch in Rauch und Flamme der Soldat.

Da gellet ſinnbetäubend ein Gekrach
Zuſammenſchmetternd ſtürzt des Hauſes Dach,

Und unter Schutt und Balken, Stein und Erz,
Begraben liegt ein ſtarkes Männerherz.

Der Deſerteur.

„Nun ſprich," ſo herrſcht der Kapitän,
„Wo triebſt du dich umher?
Warum, kein Läugnen hilft dir jetzt,
Wardſt du zum Deſerteur?"

„„Um Gott, nie kam mir's in den Sinn,
Daß treulos ich die Pflicht,
Doch konnt' die Mutter ich daheim
Erhungern ſehen nicht.""

„„Ein' Acker iſt ihr eigen nur,
Den pflügt' ich ſonſt allein,
Doch ſeit ich fort, will Niemand ihr
Die Hand zur Arbeit leih'n.""

„„Vergebens bat und flehte ich
Um vierzehn Tage Zeit,
Und endlich trieb mich hin zu ihr
Verzweiflung, Angſt und Leid.""

„„Jetzt iſt's beſorgt, nun kehr' ich auch
Zurück zu meiner Pflicht,""
So der Rekrut; der Hauptmann d'rauf
Mit finſt'rer Stirne ſpricht:

„Nicht folgen blinder Neigung darf
Nach Willkühr der Soldat,
Gehorſam iſt die erſte Pflicht,
Die er zu üben hat."

„Du kannteſt Strafe und Vergeh'n,
Du hatteſt freie Wahl —

Mit fünfzig Streichen büßeſt du
Den Fehl für dieſes Mal."

Wohl unter grimmer Streiche Wucht
Erbebt ihm das Gebein,
Doch keinen Laut des Jammers preßt
Aus ſeinem Mund die Pein.

Nur eine Thräne rollte ihm
Vom Aug', ſo treu und licht,
(Sie galt der lieben Mutter ja),
Herab im Angeſicht.

Und forthin dient er treu und brav,
Wie's ihm befiehlt die Pflicht,
Und in dem ganzen Regiment
Gibt's einen Bravern nicht.

Am Baum wird wieder welk das Laub,
Die Erde deckt der Schnee,
Und wieder kommt die Frühlingszeit,
Nur ihm zu bitt'rem Weh'.

Und ohne Ruh' und ohne Raſt
Drängt's ihn in ſeiner Bruſt,
Und bei der Mutter iſt er ſchon,
Kaum als er ſich's bewußt.

Mit kräft'ger Hand beſorgt er dort
Den Acker ihr, o Glück;
D'rauf wieder zu dem Regiment
Kehrt er in Eil' zurück.

Doch furchtbar bringt ihm den Willkomm'
Der Hauptmann jetzt voll Wuth:
„Ha, Burſche! will dir kühlen doch
Das allzuheiße Blut!"

Die Trommel wirbelt, ſauſend fällt
Die Gerte, o des Grau'n!
Ach, könnteſt du, o Mütterlein
Den armen Sohn jetzt ſchau'n!

Und achtmal hat die Marterbahn
Still wimmernd er durchwallt,
Da ſinkt er, all' der Kraft beraubt,
Zur Erde bleich und kalt.

Im Spittel erſt erwachet er
Zu neuer Fieberqual,
Doch auch von dieſer Pein geneſ't
Der Aermſte allzumal.

D'rauf in dem Schilderhäuschen ſteht
Er wieder, macht die Rund',
Und übet ſeine Pflicht getreu,
Wie früher, Stund' für Stund'

Doch Himmel! wie der Lenz erwacht,
Da treibt's ihn wieder fort,
Nur bei der Mutter, nur bei ihr,
Dort iſt allein ſein Ort.

Und emſig pflügt er ihr das Feld,
So wie er ſonſt gethan,
Und lockert hinter ſeinem Pflug,
Im Schweiß, den kleinen Plan.

Da plötzlich klirrt's in Waffen laut
Um ihn, und rauh und kalt
Reißt ihn von ſeiner theu'ren Pflicht
Die eiſerne Gewalt.

Im Kerker liegt er, weinend nur
Um ſeiner Mutter Noth,

Und denket nicht, daß ſelber er
Verfallen nun dem Tod.

Denn: Tod erheiſchet das Geſetz,
Kein Retter ſteht ihm auf,
Drei Tage — und beſchloſſen iſt
Sein dunkler Lebenslauf.

Und ach — der dritte Tag erglüht;
Und ohne Sang und Klang
Zieht eine Schar in blanker Wehr'
Durch's Thor, das Feld entlang.

Ein bleicher Jüngling mitten d'rinn',
Umglüht vom Morgenſchein,
„So mußt du doch verſchmachten jetzt
Mein armes Mütterlein!“

Und eine bitt're Thräne quillt
Ihm heiß vom Aug' herab,
„Ach könnt' ich nur erretten dich,
Wie gern ſtieg' ich in's Grab!“

Es hält die Schar — die Binde hüllt
Mit Nacht das Aug' ihm ſchon. —
Ein Blitz — ein Knall — und reglos liegt
Im Blut der treu'ſte Sohn. —

Wohl — als der Frühling wieder kommt,
Die greiſe Mutter fragt:
„Wo iſt mein Sohn? — wo iſt mein Sohn?
Iſt Keiner, der mir's ſagt?“

Der Sohn blieb fern — der Acker wüſt,
Sie hungerte ſo ſehr;
Da lud voll Huld das Mütterlein
An ſeinen Tiſch der Herr.

Erhörung.

Auf der Streu im Spittel wimmert
Fieberkrank ein Reitersmann,
Durch die engen Fenſter ſchimmert
Hell der Tag vom Frühlingsplan;
Horch, da zieht des Heeres Macht
Draußen hin zur blut'gen Schlacht,
Und hinein zu düſter'n Hallen
Dringet der Trompeten Schallen.

Mühſam von dem Lager hebet
Da der Reiter ſich und lauſcht,
Und ſein Herz, wie neu belebet,
Glüht von Kampfesluſt berauſcht,
Aber ſeiner Nerven Kraft
Hat das Fieber hingerafft,
Und zurück auf's Lager wieder
Sinkt er bleich und machtlos nieder.

D'rauf wohl ſtreckt er beide Hände
Himmelwärts in tiefer Pein:
„Herr, nur hier laß' nicht mein Ende
Hier nur nicht im Spittel ſein!
Nicht, ein Feiger, ſiech und ſchlecht,
Nein, als Streiter im Gefecht,
In des Kampfes heil'gem Werben,
Herr und Vater, laß mich ſterben!"

Und es ſchau't manch' Aug' mit Thränen
Auf des armen Kriegers Noth,
Ach, umſonſt iſt all' dein Sehnen,
Feſtgebannt hält dich der Tod;
Nimmer aus dem düſter'n Haus
Trittſt du in die Welt hinaus,
Nimmer wird dein Roß dich tragen,
Deine Stunde hat geſchlagen.

Tröſtend aber zu ihm neiget
Sich ein Greis im Mönchstalar,
Der nun ſpricht: „Der Himmel zeiget
Seine Macht oft wunderbar,
Darum mögt ihr voll Vertrau'n
Aufwärts zu dem Vater ſchau'n;
Was unmöglich ſcheint auf Erden,
Durch den Herr'n kann's möglich werden!“

Und zu dumpfem Schlafe ſinket
Auf das Pfühl der Reiter hin.
Horch! — nun ſchlägt's! — der Würger winket —
Schaut, da hat des Kriegers Sinn
Wild erfaßt des Wahnſinns Glut,
Und um ſich, mit aller Wuth,
Sieht er jetzt die Schlacht erglühen
In des Fiebers Fantaſien.

Und ſein Roß mit ſcharfen Hufen
Wühlt voll Ungeduld den Sand,
„Rechtsgeſchwenkt!“ die Führer rufen, —
Krampfhaft zuckt des Siechen Hand —
Und im blitzesſchnellen Flug
Wirft herum ſich Zug für Zug,
„Vorwärts!“ ſchallt es — und vom Hügel
Geht's hinab auf Sturmesflügel.

Und Schwadronen auf Schwadronen —
Hei, wie ſauſ't und brauſ't das vor,
Ringsum donnern die Kanonen,
Und vorüber pfeift's am Ohr.
„Vor, nur vor, mein braves Roß!“
Jubelnd folgt ihm nach der Troß,
Wie auch rings die Kugeln ſauſen,
In des Todesſchlundes Grauſen.

„Nach! mir nach! — Die Bahn iſt offen!“
Weh', da pfeift ein tödtend Blei,

„Herr, mein Gott, das hat getroffen!“ —
D'rüber, neben ſauſ't's vorbei,
„Vorwärts! — unſer iſt der Sieg!“
Und er ſinkt — die Lippe ſchwieg —
Alſo ſtarb auf ſeinem Pfühle
Er als Held im Kampfgewühle.

Der tolle Grenadier.

Nach Frankreich aus dem Norden kam
Der alte Grenadier,
Ihm hat der Sehnſucht tiefer Gram
Das Herz zerriſſen ſchier.

Ein Schuß, der ihn am grauen Haupt
Geſtreift im Reußenland,
Hat, ach! dem Veteran geraubt
Zur Halbſcheid den Verſtand.

So kommt er nach der Seine Strand,
Ein Krüppel, ſiech und alt,
Die roſt'ge Flinte in der Hand,
Den Bündel aufgeſchnallt.

Er tritt in ſeiner Lieben Haus,
O weh, wie ſchwarz und leer,
Zum Friedhof zogen die hinaus,
Lebt Kein's von ihnen mehr.

Verödet blieb die Hütte ſteh'n,
Mocht Keiner dort hinein,
Weil ſie die Seuche auserſeh'n
Zum Schauplatz ihrer Pein.

Doch anders kommt's dem Grenadier
In ſeiner Tollheit vor;

Die alte Mutter ſieht er hier
Am Rocken wie zuvor.

Sein Weib, das Kleine auf dem Arm,
Springt auf voll ſel'ger Luſt,
Und ſinkt nun frei von allem Harm
Ihm wieder an die Bruſt.

Der Hund ſelbſt ſpringt an ihn hinan
Und zerrt ihn am Gewand,
Wie wohl, wie wohl ihm das gethan,
Daß er ſie wieder fand!

Und freudig zu den Seinen ſetzt
Der Alte ſich ſogleich,
So warm durchglüht, ſo tief ergötzt,
Das Herz ſo froh und weich.

Die Leute draußen ſehn ihm's an,
Und ſind gar ſehr gerührt,
Ach, daß den armen alten Mann
Der Wahnſin hat berührt.

Schon naht ein Arzt voll edler Haſt
Dem Haus, wo jener weilt;
Der ſpart nicht Sorge, gönnt nicht Raſt
Sich mehr, bis er geheilt.

Und ſieh', nach wen'gen Wochen iſt
Der Wahnſinn ſchon verbannt,
Und klar ſo wie in alter Friſt
Iſt wieder ſein Verſtand.

Doch ſchmerzlich blickt der Kriegersmann
Herum nun in dem Haus,
„O Gott! was habt ihr mir gethan!“
Ruft er verzweifelnd aus.

„Die ich in meinem Wahnſinn ſah
Sind todt jetzt und dahin,
Ach, daß ſolch' Schlimmes mir geſchah,
Daß ich geneſen bin!"

Und grimm und grimmer ſtets zerreißt
Des Kriegers Bruſt der Schmerz,
So gab die Heilung ihm den Geiſt,
Doch ach, ſie brach ſein Herz.

Die Grabesſalve.

Sechs Korporäle tragen
Zum Friedhof einen Sarg,
Der als des Todes Beute
Den beſten Hauptmann barg.

Des Todten Kameraden,
Sie folgen, trüb vom Harm,
Sammt ſeinen Grenadieren,
Die gingen Hahn in Arm.

Die ſchwarzen Trommeln wirbeln,
Sie geben dumpfen Klang,
So ziehen ſie zum Thore
Hinaus den trüben Gang.

Schon ſteh'n in einer Fronte
Sie vor des Hauptmann's Grab,
Nun ſchwebet an den Seilen
Des Theuren Sarg hinab.

Ein lautes Klirren flieget
Durch ſeine Compagnie,
Sie ſchultern, eine Thräne
Birgt Mancher nur mit Müh'.

„So fahr' denn hin, du Edler,
Der uns ein Vater war,
Ein Lebewohl, das letzte,
Bringt dir die treue Schar."

„Fahr' hin, da dir der Himmel
Nicht läng're Friſt verlieh,
Doch wird an dich gedenken
Stets deine Compagnie."

Und ſieh, bereit zum Schuſſe
Hält Jeder ſein Gewehr,
Dem Hauptmann zu erweiſen
Im Tod' die letzte Ehr'.

Da ruft's: „Schlagt an! — Gebt Feuer!"
Aufflammt's mit einemmal,
Und weithin kracht die Salve
Mit donnergleichem Knall.

Sie dringt in's Ohr des Todten,
Der ſprengt mit Haſt den Schrein,
Und wo es knallt, da muß auch
Dabei der Hauptmann ſein!

Denn ſcheinbar nur verfallen
War er der finſt'ren Gruft,
Als ihn die Grabesſalve
Auf's Neu' in's Leben ruft.

Schnell hat er ſich der Bande
Entrafft, er weiß nicht wie,
Und ſtreckt heraus die Hände
Nach ſeiner Compagnie.

Da ſchallt die öde Stätte
Vom Jubel und Gebraus,

Da reißen aus dem Grabe
Den Theuren ſie heraus.

Schon bringt ihn freudetrunken
Zurück die Compagnie,
Und hundertſtimm'ges Jauchzen
Geleitet ihn und ſie.

Der Cordoniſt.

Das iſt der arme Cordoniſt,
Der niemals lacht noch weint,
Es ſcheint ſein Herz von Eiſen faſt,
Sein Antlitz wie verſteint.

Sein Säbel, ſeine Flinte iſt
Tagtäglich ſpiegelrein,
Das ſchwarze Riemzeug ſtets ſo blank,
Es könnt' nicht blanker ſein.

Auch iſt ſein Schnurbart ſteif gewichſt,
Kein zweiter iſt ihm gleich,
Sein Aug' allein iſt ſtier und todt,
Und ſeine Wang' iſt bleich.

Zehn Jahre ſind nicht ganz vorbei,
Da ward die Wang' noch roth,
Da war ſein Aug' noch friſch und klar,
Das jetzt ſo ſtier und todt.

Als Wache auf dem Poſten ſtand
Er einſt nach ſeiner Pflicht,
Und ſah mit Schmerz hinab in's Thal
Wo er erblickt das Licht.

Denn d'runten würgte grimm die Peſt,
Die Alt und jung nicht ſchont,

Im Thale, wo die Mutter ihm,
Die greiſe Mutter, wohnt.

Nicht wußte er, ob lebend ſie,
Ob ſie bereits im Grab,
Denn Niemand durfte ja herauf,
Und Niemand durft' hinab.

So ſtand er dort in finſt'rer Nacht,
Allein, auf felſ'ger Höh',
Und blickte nieder in das Thal
Voll tiefem Sehnſuchtsweh'.

Doch größ're Sehnſucht noch ergriff
Sein altes Mütterlein,
Sie konnte nimmer einſam mehr
In ihrem Hüttchen ſein.

Die dachte nur an ihren Sohn
Und raffte ſchnell ſich auf,
Sie mußte wiſſen, wie's ihm ging,
Sie mußt' zu ihm hinauf.

Und durch die finſt're ſtürm'ſche Nacht
Zog ſie dahin zur Stund',
„Laß hören mich zwei Worte nur,
O Herr, aus ſeinem Mund!"

So klomm ſie wohl den Berg hinan,
Umtobt von Windsgebraus,
Es troff der Schweiß ihr von der Stirn',
Der Athem ging ihr aus.

Jetzt hatte ſie erreicht die Höh',
Da rief es barſch: „Wer da?"
Da brach ihr Knie, da wußte ſie
Nicht gleich wie ihr geſchah.

Und nochmals rief's: „Wer da?“ — doch ach,
Ihr fehlte Stimm und Wort,
Hat ſie erkannt auch gleich den Sohn
Im Cordoniſten dort.

Und wieder donnert's an ihr Ohr:
„Wer da,“ zum drittenmal,
Da wollte rufen ſie — doch ſchon
Verſchlang den Ruf ein Knall.

„Dich hab ich!“ brummt der Cordoniſt
Und läd't ſein Rohr auf's Neu',
Doch war um's Herz mit einmal ihm
Gar ſonderbar dabei.

Ihm war, als wär' der Schuß ihm ſelbſt
Gefahren durch die Bruſt,
Und war er ſich doch weiter nichts
Als ſeiner Pflicht bewußt.

Da trat aus dichter Wolkennacht
Der bleiche Mond hervor,
„Wer war's doch, der ſo kühn gewagt
Zu klimmen hier empor?“

Und wie er hin zur Leiche trat,
Da ſtand er ſtarr wie Stein,
Denn vor ihm lag, durchbohrt die Bruſt,
Sein eig'nes Mütterlein.

Seitdem hat nie der Cordoniſt
Gelacht mehr und geweint,
Seitdem ſcheint Eiſen faſt ſein Herz
Und ſein Geſicht verſteint.

Seitdem iſt ſeine Wange bleich,
Sein Aug' ſo ſtier und wild,

Denn immer ſchwebt vor ſeinem Blick
Das nächtig blut'ge Bild.

Der Schweizerhirte.

Du armer Hirtenknabe,
Das iſt ein trübes Los,
Es reißt das Kriegsgewitter
Dich aus der Deinen Schoos.

Soldat biſt du geworden,
Nach Willen nicht, aus Zwang,
Es drückt der Hut dir Schwielen,
Der Rock däucht dir zu lang.

Nun mußt du ſteif und hölzern
Dort ſteh'n mit dem Gewehr,
Und zogſt ſo frei und munter
Auf luft'ger Höh' umher.

Wie weit vom Schweizerlande
Muß fort nun der Rekrut
Im knappen rothen Rocke,
In's Aug gepreßt den Hut.

Er geht im gleichen Tacte,
Das Feuerrohr zur Hand,
Schon hat er ſich gewöhnet,
An ſeinen neuen Stand.

Und ſchon auch hat's gegolten,
Schon war auch er dabei,
Doch immer flog vorüber
An ſeinem Haupt das Blei.

Nicht feig hat er gezittert,
Kühn ſtand er jedesmal,

Und gab dem Feind zurücke
Das blutige Signal.

So ſchwand manch Jahr vorüber,
Seit er vom Heimatland,
Da ſteht er einſt als Wache
An eines Berges Rand.

Er ſtehet, Hahn im Arme,
Gleichgültig, ſtumm und kalt,
Horch auf, was iſt's, das plötzlich
Vom Berg hernieder ſchallt.

Es kommt mit ſüßem Klingen
So ſchmeichelnd und vertraut,
Es dringt zu ſeinem Herzen
Ein alter frommer Laut.

Der Hirte bläſt den Reigen,
Verſteckt auf luſt'ger Höh',
Doch den im rothen Rocke
Erfaßt ein tiefes Weh.

Was klirrt doch nur die Flinte?
Was kocht ſo wild ſein Blut?
Die Flinte iſt geladen,
Er denkt: das iſt nicht gut.

Doch fort und fort erklinget
Der Ton zu Wald und Kluft,
Es iſt der Heimat Stimme,
Die zu den Seinen ruft.

Der Schweizer weiß zu ſagen
Nicht mehr wie ihm geſchieht,
Er lebt nur noch im Klange,
Der durch die Ferne zieht.

Was ſchultert er die Flinte
Mit Eins, und macht: Bei Fuß? —
Er horcht — jetzt ſchweigt der Reigen,
Und krachend fällt ein Schuß.

Reiter und Invalide.

Vor der Schenke hält ein Reiter,
Graubeſtäubt, auf heißem Roß,
Trinken will er erſt, dann weiter,
Leicht ereilt er noch den Troß.

Und den Schenken ruft er ſchnelle,
„Heda, Wein! Doch friſch und klar!“
Dienſtbefliſſen von der Schwelle
Reicht das Glas ihm jener dar.

Sieh, auf ſtaub'ger Straße ſchreitet
Da ein Mann, ergrau't und ſchwach,
Lahm auf einem Fuße, leitet
Der ſein krummes Roß ſich nach.

Kläglich, traun, iſt's anzuſehen,
Und der junge Reiter ſtutzt,
Wie die Zwei ſo mühſam gehen,
Abgedient und abgenutzt.

„Alter, ſag', wohin die Straße?“
„„Zu dem Schinder,““ ſpricht der Mann,
Und das Aug', das thränennaſſe,
Blickt ihn kalt, doch ſchmerzlich an,

„„'s iſt der letzte Gang im Leben,““
Spricht er: „„den wir Beide thu'n,

Blieb für uns nichts übrig eben
Als am Anger d'rauß zu ruh'n.‘“

„‚Haben lange ausgehalten,
Lange in Gefahr und Noth,
Krüppel ſelbſt, führ' ich den alten
Krüppel jetzt zum Schindertod.‘“

Und dem Reiter, der gehoben
Juſt das Glas an ſeinen Mund,
Iſt die Trinkluſt wie verſtoben,
Und es ſchnürret ihm den Schlund.

Und dem Greis, vom Schmerz durchnaget,
Reicht er hin das Glas mit Wein,
Gibt dem Roß den Sporn und jaget
D'rauf in voller Haſt feldein.

Appel.

Hinſprengen die Reiter, es bebet der Grund,
Wie blinkt in der Sonne der Stahl,
Der Trompeter voraus, die Trompete am Mund,
Das gibt einen herrlichen Schall.

Vernimmſt du die Klänge, du muthiges Herz?
Sie rufen zum Siege, zum Glück,
Hinein in die feindlichen Reihen von Erz,
Nicht denk' an die Deinen zurück!

Fort ſchallt die Trompete mit werbendem Klang,
Schon knallen die Schüſſe darein,
Wie donnert's die dämm'rige Heide entlang,
Es zittert der Wald und der Hain.

So woget und tobet und brauſet die Schlacht,
Wer weiß es wohin und wie weit?
Da breitet den Mantel die ſchaurige Nacht
Und endet den blutigen Streit.

Der Mond aus den Wolken tritt lauſchend hervor,
Wie öde die Wahlſtatt nun liegt,
Wie ruhen ſo friedlich ſie Alle, die vor
So wüthend einander bekriegt.

Noch regt ſich ſo mancher mit ſchwindender Kraft
Und blickt nach dem nächtlichen Licht,
Bald hat er für immer der Qual ſich entrafft,
Es ſagt's wohl ſein bleiches Geſicht.

Und ſieh, dort am Hügel, aus Leichen erhöht,
Da liegt der Trompeter im Blut,
Der Nachtwind, der ſchauernd die Haide durchweh't,
Erweckt auch in ihm noch die Glut.

„So ſeit ihr anheim ſchon, o bitteres Leid,
Der Alles vernichtenden Macht?
So bin ich der Letzte, der hier auf der Haid
Verathmet in einſamer Nacht?"

„Und bin ich der Letzte, und rief doch hinaus
Euch zu dem entſcheidenden Tag,
So iſt's meine Pflicht auch zu rufen nach Haus
Euch wieder, ſo gut ich's vermag."

Und einmal noch blicket der blutige Mann
Herum in dem lautloſen Rund,
Erhebt ſich und faßt die Trompete ſodann,
Und ſetzt ſie mit Müh' an den Mund.

Da ſchallt es noch einmal mit mächtigem Klang
Hin über die Leichen ſo roth,

Da klingt es ſo ſchaurig, ſo klagend und bang',
D'rauf aber iſt's ſtille und todt.

Reitertod.

Der Abend kam, die Schlacht war aus,
Da lagen Drei auf dem Schlachtfeld drauß',
Die hatten gekämpft voll grimmer Wuth,
Nun aber lagen ſie all' im Blut,
Und jedem von ihnen ward's offenbar,
Daß all' das Kämpfen nun aus und gar.

Der Eine, wohl gar ein tapf'rer Geſell',
Doch raſtlos und wild, wie die Meereswell',
Der hub, lautraſſelnd im blut'gen Stahl,
Sich müh'voll auf — zum letzten Mal,
Und ſchaute herum, und lachte gar wild,
Daß es weithin ſcholl über's Schlachtgefild,
D'rauf ſank er zurück, ſo dumpf und ſchwer,
Und hub und regte ſich nimmermehr.

Der And're, der wälzte ſich lange Zeit,
Faſt ward ihm zu eng' das Schlachtfeld weit,
Der ſtöhnte und wühlte mit kalter Hand
In Erd' und Haar und zerriß ſein Gewand,
Bis endlich — das zagende Herz ihm brach
Und reglos er auf der Haide lag.

Der Dritte aber, der lag gar ſtill,
Die Locken umweht von der Winde Spiel,
Der lachte nicht frevelnd der letzten Noth,
Der bebte nicht feig vor dem nahen Tod,
Der blickte recht mild in's Gewölk hinein
Und ſchlief voll Ergebung im Herren ein.

Und als nun am Morgen mit Spaten und Scheit
Sie Alle begruben auf öder Haid',
Da ſchauderten Alle vor'm Erſten zurück,
Beim Zweiten ſprach Grau'n nur aus jedem Blick,
Doch ſah'n ſie voll Ehrfurcht den Dritten an,
Denn der ſtarb recht wie ein Reitersmann.

Scherzhafte Balladen.

Noa.

I.

Nicht wußt ſich Noa Hilf' noch Rath
Als er aus ſeiner Arche trat.

Denn weil er ſah im Flutengraus
Erſäuft und todt ſo Mann als Maus,

Wollt ihm vom Waſſer rings umher
Behagen nicht ein Tropfen mehr.

D'rum ſprach zum Herrn der fromme Mann:
„Kein Waſſer mehr ich trinken kann.“

„O gib was anders mir zum Trank,
Soll ich vor Durſt nicht werden krank.“

Da ſchenkte ihm der Herr den Wein
Und lehrte ihn die Pflege ſein.

D'rob hat der Noa frohen Muth
Und pflegte d'rauf den Weinſtock gut.

Und that, ſo wie's der Herr ihn hieß,
Und kelterte die Trauben ſüß.

Und machte Fäſſer groß und klein,
Und füllte alle voll mit Wein.

Und als gefüllt die Fäſſer all'
Zapft er ſie an, nach Luſt und Wahl.

Und trank, weil's ihm behagt gar ſehr,
Die Fäſſer alle wieder leer.

Doch weil die Sündfluth er geſchaut,
Und d'rum ihm ſo vor'm Waſſer graut.

So trank er nichts als puren Wein
Und goß ein Waſſer nie hinein.

Ach käm doch wieder nur einmal
So eine Sündfluth Knall und Fall,

Daß unſer'm Wirth, nach Fug und Recht,
Doch auch vor'm Waſſer grauſen möcht!

II.

Als Noa d'rauf zum Sterben kam
Da hatten ſie gar großen Gram.

Und Frau und Kinder ſchluchzten all'
Gar ſehr ob dieſem Trauerfall.

Der Noa aber ſprach gefaßt:
„Das Waſſer war mir ſehr verhaßt.

„D'rum laßt nun auch das Weinen ſeyn,
Ihr weint ja doch kein Tröpflein Wein!“

„Bin nun neunhundert funfzig Jahr!
Da iſt's zum Geh'n doch Zeit fürwahr.“

„Sehr fraglich iſt's, ſo wie's mich deucht,
Ob Eins von euch die Zahl erreicht.“

„Doch daß ihr nicht zu deſperat,
Erhalt' Jedwedes ein Legat.“

„Du Weib, bekommſt ſo Stuhl als Haus,
Da ruh' vom vielen Zanken aus.“

„Ihr Töchter, nehmt, wornach der Mund
Euch lang' gewäſſert: Feld und Grund."

„Und ihr, o Söhn', nehmt Schaf und Rind,
Damit die Thier' beiſammen ſind."

„Euch Andern allen, nah und fern,
Die niemals nie gedurſtet gern,"

„Euch ſchenk' ich ſchlüßlich — meinen Wein,
Jetzt werd' ich nicht vergeſſen ſein."

Fiſch und Vogel.

Mägdlein ſitzt an Baches Rand
Mit der Angel in der Hand,
Will ein Fiſchchen fangen,
Fiſchchen ſchwimmt wohl hin und her,
Fiſchchen ſchwimmt die Kreuz und Quer,
Läßt ſich nicht erlangen.

Jägerburſch in grüner Tracht
Zieht dahin durch Waldesnacht,
Will ein Vöglein ſchießen,
Aber ach, von Ort zu Ort
Fliegt das liſt'ge Vöglein fort,
Mag von Raſt nichts wiſſen.

Und das Mägdlein ohne Ruh'
Fiſcht und fiſcht noch immer zu,
Fiſchchen wird ſchon kommen,
Jägerburſch durch Au und Flur
Folgt des flücht'gen Vögleins Spur,
Denkt, es wird ſchon frommen!

Plötzlich aber durch's Gebüſch
Sieht der Burſch das Mägdlein, friſch
Wie ein Röslein prangen,
Doch das Mägdlein ſieht auch ihn,
Will und kann doch nicht entflieh'n,
Und ihr glüh'n die Wangen.

Vöglein fliegt von Hag zu Hag,
Fiſchchen ſchwimmt wohin es mag,
Keines ſorgt für heute,
Sitzt ja doch mit munt'rem Sinn
Jäger bei der Fiſcherin,
Späht nicht Eins nach Beute.

Parodirende Ballade.

Es hauſte einſt im Schwabenland,
Herr Hainz, der Bluthund ſonſt genannt.

Ein Mann gar rauh und ungebar,
Mit derber Fauſt und ſtrupp'gem Haar.

Jedwedem Mägdlein ſchlich, zur Schmach,
Voll böſer Gier der Schlimme nach.

Einſt ging der Ritter wiederum,
Vor ſeiner alten Burg herum.

Da ſieht er plötzlich eine Maid,
Selbander wandeln auf der Haid.

Die war gar wohlgethan und rund,
Mocht traun wohl wiegen hundert Pfund.

Das freute Hainzen, weil gar ſehr
Dem Zarten hold der gute Herr.

D'rum ſchleppt' die Maid er auf ſein Schloß,
Wie ſehr ſie dieſes auch verdroß.

Und ſperrte, wie er's oft ſchon that,
Sie dorten in ein Kemenat.

Tagtäglich frug er d'rauf gar fein:
„Gib kund mir ob dein Herze mein?“

Doch immer ſprach die Magedan:
„Niemals wird mich dein Arm umfah'n.“

Darob wird einſt der Ritter wild,
Un faßt das zarte Frauenbild.

Und ſchlägt mit manchem guten Streich,
Die harte Schöne windelweich.

Da ward ihr Schrei in einer Schlucht
Gehört vom Liebſten, der ſie ſucht.

Der reißt heraus, nicht ohne Zwang,
Sein Schwert, ſo daß zwei Ellen lang.

Wirſt ſich mit dieſem auf ſein Roß,
Und ſprengt zehend zu Hainzens Schloß.

Durchrennt dort Mauer, Thor und Dach,
Und faßt beim Schopf den Bluthund jach,

„Was ſchlägſt du ſo die zarte Maid,
Als ſchlügſt du auf ein hartes Scheit?“

Er ruft's und rennt ſein Schwert dem Gauch,
Stracks bis an's Stichblatt durch den Bauch.

Doch, ach, zugleich in blinder Wuth,
Vergoß er ſeiner Liebſten Blut.

Denn auch die Theure hat zur Friſt,
Er unverſehens angeſpießt.

Und vor der Liebſten, todt und wund',
Der Liebſte ſtand noch manche Stund',

Und weinte laut in Nacht und Wind,
Bis er auf beiden Augen blind.

Dann ſtieß er ſelber ſich voll Schmerz,
Das allzulange Schwert durch's Herz.

Die ſeufzenden Weiden in der Brigittenau.

Tief in der Brigittenau
Steh'n zwei Weiden alt und grau,
Dieſe ſeufzen ſchauerlich
Jede Nacht und ſchütteln ſich.

Von Fortuna nicht geahnt,
Lebte einſt ein Praktikant,
Und im Hauſe neben gleich
Auch ein Kind, an Reizen reich.

Dieß erſah der Praktikant,
Als es juſt den Strumpf ſich band,
Und von Flamm' und Glut, wie Baſt,
Ward das Schreiberherz erfaßt.

Und es ſchrieb mit ſeiner Hand
Einen Brief der Praktikant:
„Werther als Directorsrang,
Biſt du meinem Herzensdrang.“

„Bin ich gleich nur Praktikant,
Weil kein Platz noch ward vakant,

Krieg' Beſoldung ich vielleicht
Noch bevor ein Jahr verſtreicht."

Und die Schöne lieſ't den Brief,
Seufzt darüber dreimal tief,
Seufzt und ruft in ihrem Schmerz:
„Ach, daß mein nichts, als dieß Herz!"

Und es ſitzt der Praktikant,
Wenn des Tages Plage ſchwand,
Bei der Schönen hochbeglückt,
Wenn ihn gleich der Hunger drückt.

Und er ſitzt mit leiſer Klag',
Oft bei ihr noch manchen Tag,
Sitzt wie Ritter Toggenburg,
Lieb' und Sehnſucht durch und durch.

Und es ſeufzt das ſüße Paar
Manches lange liebe Jahr:
„Ach, noch immer Praktikant,
O, wann wird ein Platz vakant!"

All' die Röslein ſind verblüht,
Die auf ihrer Wang' geglüht,
Schon auch wird manch weißes Haar,
Man in ſeinem Bart gewahr.

Aber wie von Friſt zu Friſt,
Nichts auch zu erhoffen iſt,
Hoffen ſie, auch hoffnungslos
Dennoch tapfer darauf los.

Hoffen, wenn ein Jahr vorbei,
Daß das nächſte beſſer ſei,
Und wenn dieſes auch entſchwand,
Daß im dritten was vakant.

Und an zwanzig Jahre ſchon
Schwanden ſo dem Paar zum Hohn,
Und der arme alte Fant,
Iſt noch immer Praktikant.

Grün vor Aerger, gelb vor Neid,
Abgetragen Hut und Kleid,
Promeniren da einmal
Sie im Abendſonnenſtrahl.

Wo bei Walzern dampft Kaffeh,
Gehen ſie vorbei voll Weh',
Wo man Bier den Durſt'gen ſchenkt,
Abſeits ihre Straße lenkt.

Denn ſie haben nur allein,
Sehnſuchtsdrang und Wartenspein,
Und für die gibt ein Marqueur
Selbſt kein Zuckerwaſſer her.

Und ſo wandern ſie denn hin,
Wandern, ſchwarz in Sack und Sinn,
Bis ſie ſteh'n im Abendthau,
Dort in der Brigittenau.

Da, in ſtiller Einſamkeit,
Setzen ſie ſich hin voll Leid,
Schauen Eins das And're an,
Haben wenig Freude d'ran.

Wie verfärbt nur und verdrückt
Iſt ihr Hut, der Strumpf geflickt,
Rock und Beinkleid, halb erſt ſein,
Viel zu kurz dem Spindelbein.

Und es ruft der Praktikant:
„Meine Flamme iſt verbrannt!

Warte hundert Jahr wer kann,
Ich bin nicht dazu der Mann!“

„Hab' genug nun prakticirt,
Hab' genug nun abgeſchmiert,
Hab' genug Papier gemauſ't,
Und als Aktenknecht gehauſ't!“

„Ende darum du, o Tod!
Meine Praktikantennoth,
Und beſcheere einen Platz,
Endlich mir und meinem Schatz.“

Legt ſodann ſich hin in's Gras,
Seufzet noch, ich weiß nicht was,
Und ſchon in der beſſer'n Welt
Hat Freund Hain ihn angeſtellt.

D'rauf die Schöne, immer nett,
Ordnet Hut noch und Bouquet,
Sinkt dann mauſetod und ſtumm,
Zu dem todten Liebſten um.

Aber als vorbei die Nacht,
Und nach ihr der Tag erwacht,
Iſt verſchwunden auf der Flur
Von den Beiden jede Spur,

Nur zwei Weiden, alt und grau,
Sieht man dort noch in der Au
Traurig bei einander ſteh'n,
Wo kein Baum ſonſt war zu ſeh'n.

Dieſe ſeufzen nun zur Nacht,
Wenn kein Aug' ringsum mehr wacht,
Wie als ew'ger Aſpirant
Einſt geſeufzt der Praktikant.

Das Brauthemd.

Mit Kaiſer Barbaroſſa's Macht
Herr Kuno zog in die Heidenſchlacht,
Und ließ zurück in öden Mauern
Mit naſſer Wang' und tiefem Trauern
Die ſchönſte Magd, die je zu ſchau'n
In Deutſchland's mädchenreichen Gau'n.

Lobpreiſend ging von Mund zu Munde
Der Schönen Name: Kunigunde,
Von ihren Reizen ſang ſogar
Bei Mahl und Tanz der Sänger Schar.

Doch nun ſiehſt du von Weh und Bangen
Die Wunderliebliche befangen,
Da ſich von ihr der Theu're trennt,
Der ſeine ſüße Braut ſie nennt.

O ſieh, wie neigt ſie von dem Rand
Des Erkers ſich, mit weißer Hand
Das letzte Lebewohl ihm winkend,
Wie ſucht ihr Blick, in Thränen blinkend,
Den Reiterzug umwallt vom Staub,
Bis ihn verhüllt der Bäume Laub,
Wie ſeufzt ſie noch ſo manches: Ach!
Dem lange ſchon Entſchwund'nen nach.

Ganz anders aber ſieht dem Troß
Der Junker nach vom Nachbarſchloß,
Der ſchlaue Veit, dem immerdar
Ein Dorn im Aug' Herr Kuno war.
Wie lacht der heimlich in die Fauſt
Als ihm vorbei der Ritter brauſt,
Wie murmelt er für ſich ſo ſacht:
„Zieh' hin nur in die Heidenſchlacht,

Und laſſ' daheim die ſchmucke Maid,
Du thuſt mir's wahrlich nicht zum Leid'."

Wie er die Süße mög' gewinnen
Auf das nur geht allein ſein Sinnen,
Vom Morgen bis zur ſpäten Nacht
Hat er allein auf ſie nur Acht,
Und folget mit geheimen Tritten
Der Jungfrau nach, auf allen Schritten.

Einſt ſaß in kühler Abendſtunde
In einer Laube Kunigunde,
Kein Vogel ſang, kein Käfer flog,
Kein leichter Zweig dem Weſt ſich bog.
Die Blümlein nickten nur allein
Zu ihren ſüßen Träumerei'n;
Da ſtürzt hervor mit Einemmal
Herr Veit in ſeiner Liebesqual
Und wirft vor ihr ſich hin und faßt
Der Schönen Hand in wilder Haſt.
Wohl kreiſchet die voll Schrecken auf
Und will davon im raſchen Lauf,
Der Junker aber hält gewandt
Mit kräft'gen Armen ſie umſpannt;
„Nicht dürft ihr fort in dieſer Stunde,
Ob ihr auch zürnet, Kunigunde!
Denn wißt, in heißer Liebe brennt
Mein Herz, ſeitdem mein Aug' euch kennt.
Und ach, in Qual muß es vergehen,
Wollt ihr erhören nicht ſein Flehen!"

Doch Kunigunde ſchnell beſonnen:
„Herr Junker, was habt ihr begonnen?
Wie wagt ihr's doch an dieſem Orte
Zu mir zu ſprechen ſolche Worte?"

„Gern', büß' ich, Herrin, meine Schuld,"
Der Junker d'rauf, „will eu're Huld

Mir künden, wo es könn' geſcheh'n,
Daß ohne Zeugen ihr zu ſeh'n."

Doch Kunigunde ſpricht mit Scheu:
„Iſt auch zu bau'n auf eu're Treu?"
„Ha," ruft da Junker Veit voll Feuer:
„Nicht Einen gibt es, der noch treuer!"

„Wohlan, ſo harr't am Abend mein
Im alten Thurm, der dort am Rain
Sein finſt'res Haupt im Norden hebt,
Und den nur Kauz und Molch belebt."

„Ganz recht, doch wann? nur noch die Stunde?"
„Um neun Uhr!" flüſtert Kunigunde,
Indem ſie, heiß von Scham erglüht,
Und hold verwirrt von hinnen flieht.

Doch, träumend von dem nahen Glück,
Der Junker wandelt ſtumm zurück,
Wie ſchleicht ihm jetzt die Zeit ſo träge,
Wie zählt er jetzt die Glockenſchläge.
Nicht mundet ihm der Weinpokal,
Nicht will behagen ihm das Mahl,
Es drückt das Dach, faſt will das Drängen
Der Sehnſucht ſeine Bruſt zerſprengen,
Er hat nicht Ruhe, hat nicht Raſt
Und hin zum Thurm eilt er mit Haſt.

Wie ſtill, wie öde iſt es dort,
Nur Nacht und Schweigen füllt den Ort,
Und wie ein ſchwarzer Rieſe ſchaut
Auf ihn der Thurm, von Nacht umgraut.

Hinſchleicht nun Veit zum Eiſenthor
Und drückt die Klinke, die davor,
Da klirrt es auf mit lautem Schalle
Und Junker Veit tritt in die Halle.

Hu! wie ſo dumpſig iſt die Luft,
Ihn dünkt er ſei in einer Gruft.
Mit ſchwarzen Tüchern rings behangen,
Scheint jede Wand, von Nacht umfangen.
Wohl ſchmält Herr Veit da auf den Mond,
Daß er noch nicht am Himmel thront
Und ſeinen milden Friedensſchein
Ihm ſendet in den Thurm hinein.

Lang' geht er auf der nächt'gen Bahn
An finſt'rer Wand hinab, hinan,
Und horchet mit geſpanntem Ohr
Wenn's draußen rauſcht in Zweig und Rohr,
Und horcht und denkt: Jetzt muß ſie kommen!
Doch all' ſein Horchen will nichts frommen.

Wie zählt er Stund' um Stund'. Schon ſchlägt
Die Thurmuhr eilf, allein noch regt
Sich immer nichts. Kein Laut, kein Klang.
Da läßt die inn're Glut, der Drang
Nicht länger harren ihn zur Stell',
Und hin zur Pforte eilt er ſchnell',
Doch wer leiht ſeinem Schrecken Worte? —
Verſchloſſen iſt die Eiſenpforte.

Wohl reißt er an dem Thor mit Kraft,
Schmählt auf die unverſeh'ne Haft.
Und rüttelt, pocht und ſtößt und ſchlägt,
Doch Angel nicht noch Thor ſich regt.
Da ſchäumt er wohl in Zornesglut
Und rauft ſein Haar, in grimmer Wuth
Und flucht und ruft manch' drohend Wort,
Allein umſonſt, er kann nicht fort,
Wie er's auch noch ſo toll mag treiben,
Er muß nun ſchon im Thurme bleiben.
So trifft, verſtört von Zorn und Qual,
Den Junker dort der Morgenſtrahl.

Den nur zu neuer Pein die Helle
Ihm kärglich ſenkt zur Kerkerzelle.

Doch ſieh', da öffnet eine Hand
Das Fenſter droben an der Wand,
Und Kunigundens Zöſchen blickt
Hinab zu Veit und lacht und nickt:
„Ei, guten Morgen," ruft ſie d'rauf,
„Ich weckt' euch doch zu früh nicht auf?" —
„Potz Blitz! jetzt macht dem Spaß ein Ende
Und öffnet mir die Thür' behende!"
Schreit ihr der Junker zu, allein
Das Zöſchen lacht: „Was fällt euch ein?
Erſt müßt ihr büßen eu're Schuld,
Und dankt's noch Kunigundens Huld,
Daß nicht des Henkers Strang euch lehrt,
Wie man in Deutſchland Frauen ehrt;
Doch über euer kühn Erfrechen
That ſelber ſie das Urtheil ſprechen."

Und als dieß Wort aus ihrem Mund,
Wirft einen Stock ſie auf den Grund
Mit einem Bündel Flachs. „Was ſoll
Das Zeugs? fürwahr, nun iſt's zu toll!"
Ruft jetzt der Junker grimmerfüllt.

„Das ſei euch alſogleich enthüllt,"
Verſetzt das Zöſchen, „und ſo wißt:
Ihr bleibt verſperrt ſo lange Friſt,
Bis ihr vom Flachs ſo viel verſponnen,
Daß d'raus ein Hemde wird gewonnen
Das meine junge Herrin ziert,
Wenn Kuno heim als Braut ſie führt."

„Nur flink, die Kunkel nun zur Hand,
Viel Arbeit fordert ſolch' Gewand,
Wollt ihr ein Abendbrot gewinnen,
Müßt ihr noch heute fleißig ſpinnen."

Hui! Bricht nur da wie Sturmgetoſ'
Der volle Zorn des Junkers los,
Wild ſtampft, mit grimmiger Geberde,
Herr Veit, gleich wie ein Ur, die Erde,
Und ſchlägt die Fauſt ſich vor die Stirne:
„Ha, falſche, heuchleriſche Dirne!
So lockteſt du, ſo kirr' und fein,
Mich in den alten Thurm herein,
Daß ich hier ſitzen ſoll und ſpinnen?
Nein, eher ſoll mein Herzblut rinnen!"

„Gemach, gemach," das Zöſchen ſpricht,
„Das Toben nützt euch wahrlich nicht,
Spinnt, ſpinnt, wollt ihr nicht Hungers ſterben.
Nun heißt es büßen und erwerben.
Die Noth lehrt euch es ſchon verſteh'n,
Wie mit der Spindel umzugeh'n.
Lebt wohl, und wenn der Tag verronnen,
Will ſeh'n ich, was ihr euch erſponnen."

In ſeinem eig'nen Netz gefangen,
Sitzt nun der Junker, ſeine Wangen
Voll Scham, ſtarrt er mit trübem Sinn
Noch lang' auf Flachs und Spindel hin.
Was iſt zu thun? hier hilft kein Sträuben
Will er nicht ſtets Gefang'ner bleiben.

Da hebt er denn die Spindel auf,
Doch, raſend, wirft er gleich darauf
Sie wieder hin — und hebt ſie wieder,
Und ſetzt ſich auf den Steinſitz nieder
Und ſpinnt. — „Verdammt!" es will nicht gehen,
Nie hat das Ding er recht geſehen.
Er zieht und zerret an dem Rocken
Herab den Flachs in wirren Flocken,
Doch ach, es reißt zu ſeiner Qual
Der Faden ihm faſt jedesmal.

Und dennoch muß, wenn auch mit Schmähen,
Er wieder an die Arbeit gehen.

Schon bricht die Dämmerung herein,
Nur kärglich blinket mehr ihr Schein
Durch's Gitterfenſter, ſieh', da zeigt ſich
Das häm'ſche Zöſchen auch, und neigt ſich
Herab zu Veit und ruft mit Lachen:
„Nun ſprecht, wie ſtehen unſ're Sachen?
Iſt euch das Kunſtwerk auch gelungen?
Laßt ſeh'n, was euer Fleiß errungen."
Da weiſ't der Junker ihr voll Scham,
Was er erwarb in Noth und Gram.

Das Zöſchen zieht's an einem Strick
Zu ſich und prüft's mit ſtrengem Blick,
Dann aber lacht es ſchallend auf:
„Ha, ha, das wär' ein feiner Kauf,
Wie grob und rauh! o pfui, mein Herr,
Wie ſeid ihr ungeſchickt ſo ſehr,
Spinnt feiner, denn fürwahr ſonſt droht
Euch morgen Mittags harte Noth."

D'rauf einen Krug voll Waſſer läßt
Und Haferbrot, geſund und feſt,
Dem jammervollſten aller Ritter,
Das Zöſchen durch das Fenſtergitter.

So ging es fort von Tag zu Tage,
Der Junker ſpann, bei Fluch und Klage,
Doch bald ward Meiſter er der Kunſt
Und immer feiner ſein Geſpunſt.
Kaum war ein ſchön'res Garn zu ſehen
Als das der Junker wußt' zu drehen.

Wie lauſchte da ſo manche Stunde
Mit ihrem Zöſchen, Kunigunde,

Am Gitterfenſter, wenn bei'm Rocken
Der ſchmucke Junker ohne Stocken
Die feinſten aller Fäden ſpann,
Als hätt' nie and'res er gethan.

Wie lachten ſich da ſatt die Beiden
Ob ſeinem wohlverdienten Leiden,
Wie ſcherzten ſie, wenn dort am Stein
Der Aermſte ſaß vom Morgenſchein
Bis zu dem ſpäten Abenddunkel,
Statt ſeiner Lieb' im Arm' die Kunkel.

Der Junker aber gönnte nimmer
Sich eine Raſt, ſobald der Schimmer
Des Morgens durch das Gitter fiel,
Bis er zuletzt erreicht ſein Ziel
Und endlich ſo viel Flachs verſponnen,
Daß d'raus das Brauthemd ward gewonnen.

Auf ſpringt mit Eins das Kerkerthor,
Und ſieh', das Zöſchen tritt hervor,
Und winkt dem Junker, Hu, wie ſchnelle
Folgt da dem Mägdlein der Geſelle;
Schon ſteht nach wenigen Secunden
Im Saale er vor Kunigunden.

Doch horch, da dröhnt mit Einemmal
Vom Thurm herab des Hornes Schall.
Im Hof ertönt's von Roſſeshufen,
Von Panzerraſſeln, wirrem Rufen,
Schon klirrt's heran, im blanken Stahl
Stürmt jetzt ein Ritter in den Saal,
Herr Kuno iſt's! o ſeht, ſchon liegt
An ſeine Bruſt die Braut geſchmiegt.

Wie ſpricht doch da nur das Entzücken
Des Wiederſeh'ns aus allen Blicken,

Wie ſchlingt nur jetzt ſo froh, ſo warm,
Ein's um das And're ſeinen Arm,
Der Junker nur, mit inn'rem Beben
Kann nicht den Blick vom Boden heben.

Da ſieht Herr Kuno ihn: „Da ſeid
Mir hochwillkommen, Junker Veit,
Wenn euch als Freund uns bringt die Stunde!“
„So iſt's!“ erwiederte Kunigunde,
Denn als der Junker kaum gehört
Daß ihr zur Heimat wiederkehrt
Flog er auch ſchon hierher behende
Und überreichte mir als Spende
Ein Garn, wie's nicht genug zu loben,
Daß d'raus mein Brauthemd werd' gewoben.“

„Seid ſehr dafür bedankt,“ ſo ſpricht
Herr Kuno, „traun das dacht' ich nicht,
Daß meine Heimkehr ſo euch freut,
Daß ihr darüber Spenden weih't.
Doch ſei's wie's ſei, jetzt mehrt die Zahl
Der Gäſte mir bei'm Hochzeitsmahl,
Und laßt, den frohen Bund zu ehren,
Uns freudig auch die Becher leeren.

Tief neigt Herr Veit ſich, der verſtört,
Nur halb noch ſieht, und halb noch hört.
Doch mitten unter'm Luſtgebraus
Schleicht heimlich er zum Schloß hinaus,
Und weder dort noch in den Nähen
Ward Junker Veit hinfort geſehen.

Doch Kunigunde, die ſo fein
Den Fuchs gelockt in's Garn hinein,
Trug, wie mich d'rob belehrt die Sage,
Des Junkers Hemd am Hochzeitstage.

Der Muſikant.

Tritt in eine Böhmerſchenke
Wegesmüd' ein Muſikant,
Läßt auf eine Bank ſich nieder,
Wo ein Plätzchen juſt vakant.

Trocknet ſich die Stirn und rufet
Raſch nach einem vollen Krug,
Setzt ihn an, und leeret ſeinen
Inhalt aus, auf Einen Zug.

D'rauf beſchaut er erſt ſich alle,
Die da ſitzen rings herum.
„Meiſter Klempner, Vater Schreiner,
Ei wie ſeid ihr doch ſo ſtumm?"

„Schade, daß ihr nicht geweſen
Auf der Kirmeß zu Chrudim,
Heiſſa, war das dort ein Leben!
Nur dem Baß erging es ſchlimm."

„Hätt' das Ganze bald verdorben,
Wirthin, einen friſchen Krug! —
Aber meine Braune brachte
Alles wieder gleich in Flug."

„Auch zu Bunzlau ſind die Geiger
Keinen rothen Pfennig werth,
Lauter miſerable Lumpe,
Wie vom Wind zuſammgekehrt."

„Einen friſchen Trunk, Frau Wirthin!"
Morgen geht's nach Leitmeritz;
Schöne Stadt, doch leider iſt ſie
Schlechter Muſikanten Sitz."

„Kennt faſt Keiner eine Note,
Wirthin! — einen neuen Krug! —
Und ſo findet man des Aergers
Immer voll — vollauf genug.“

„Doch daran muß ſich gewöhnen,
Wer ein Mu — ein Muſikant,
Gibt ſich gleich auch — dieſen Namen
Je — je — jeder Ignorant.“

„Wirthin, friſchen Wein! — zum Geier!
Iſt — das Ding ſchon — wieder aus!
Einen Mu — ſikanten — aber
Fin — det — man — man — gleich heraus.“

„Denn ein Mu — ein Muſi — kante,
Das — das ſieht doch — jeder ein,
Der ſchim — ſchimpft auf — keinen andern,
Und ma — mag auch — keinen — Wein.“

Der Zerriſſene.

Sagt, wer iſt der bleiche Jüngling,
In's Fauteuill dort hingegoſſen,
Seine ſchwermuthsbleichen Wangen
Von der Locken Nacht umfloſſen.

Staar das Auge, eine Feder
In der blaſſen ſchmalen Rechten,
Wie ein Krieger hält den Degen,
Wenn es gilt ein blut'ges Fechten.

Einer iſt's der Schmerzzerriſſ'nen,
Die das Leid von unſern Tagen,
Und den inn'ren Harm darüber
In des Liedes Zauber klagen.

Ja er fühlt's, gleich wenig Andern,
Wie die Welt jetzt liegt im Argen,
Und die Nebel ſind zerfloſſen
Die der Jetztzeit Gräul ihm bargen.

Mit zerriſſ'nen Herzen ſieht er
Wie mißbraucht der Menſchheit Würde,
Und der Beſſ're als ein Sclave
Mühſam ſchleppt des Daſeyns Bürde.

Sieht der Flachheit eklen Dünkel,
Sieht der Bosheit nied'res Treiben,
Und ihm iſt, als könn' er länger
Nicht auf dieſer Erde bleiben.

Gibt's doch nichts, für das da könne
Jemals noch ſein Herz erglühen,
Ja, der Frühling ſelber dünket
Ihm ſo ſchaal mit all dem Blühen.

Und den blut'gen Schmerz der Seele
Malt er hin mit Flammenworten,
Bringt ein Anathem dem Leben
In gewalt'gen Sturmaccorden.

Und es tobt in ſeinem Inner'n,
Und die Wunden brennen, bluten,
Und das Herz, das ungeſtüme,
Flammt in immer wildern Gluten.

Und er ſtrömt ſie aus, die Schmerzen,
Wild, wie Katarakte ſchäumen,
Horch! — da ſchlägt es Neun! — und männlich
Reißt er ſich aus ſeinen Träumen.

Und enteilt — da Erd' und Himmel
Nicht vermögend ihn zu laben, —

Um ein Lieſinger zu trinken,
In das Bierhaus „zu den Raben.“

Curios.

„Herr Doctor, ach, Herr Doctor!“
Ein Kranker ſtöhnt und ſpricht,
„O rettet mich vom Tode,
Ach, wie das nagt und ſticht!“
Da fühlt den Puls der Doctor
Und ſpricht darauf ſofort:
„Bis Morgen iſt das Uebel
Gehoben, auf mein Wort.“

„Herr Doctor, ach, Herr Doctor!“
Ein Zweiter ſtöhnt und klagt,
„O lindert nur die Qualen,
Ach, wie das ſticht und nagt!“
Da fühlt den Puls der Doctor
Und ſpricht: „Es iſt zu ſpät,
Ihr ſeid des Grabes Beute
Eh' noch der Tag vergeht.“

Und Tags darauf der Doctor
Zum Erſten kommt und fragt:
„Nicht wahr er iſt geneſen,
Ich hab's vorhergeſagt?“
Da ſchluchzen ſie: „Noch geſtern
Der Tod ſein Auge ſchloß.“
Da ſteht verblüfft der Doctor
Und denkt ſich: Curios!

Und d'rauf zum zweiten Kranken
Der Doctor kommt und fragt:
„Nicht wahr, er iſt geſtorben,
Ich hab's vorhergeſagt.“

Da heißt's: „Da draußen geht er
Spazieren, ſchmerzenlos,
Und wieder ſteht der Doctor
Und denkt ſich: Curios!

Alte Geſchichte.

Es war einſt ein Mädchen, gar lieblich und jung,
Das blühte wie Roſen im Maien,
Es trug ſich ſo zierlich in Haltung und Schwung,
Daß ſelbſt es den Neid mußt' erfreuen.

Dieß ſah einſt ein Ritter mit flaumigtem Bart,
Gewachſen wie Tannen im Walde,
Der nahte der Schönen gar ſittiger Art,
Und wußt' zu gewinnen ſie balde.

Nun ſaßen in ſchattiger Laube allein
Die Zwei unter traulichem Koſen,
Die Nachtigall flötete draußen im Hain,
Es dufteten Veilchen und Roſen.

Da riß ihn das Schickſal hinaus in die Welt,
Er mußte der Theuren entſagen,
D'rum war wohl von Kummer das Herz ihr geſchwellt,
Es ſchollen nur Seufzer und Klagen.

Doch bald kam ein Zweiter, wie Wenige hold,
Der wußte ſo zärtlich zu flehen,
Mit Wangen wie Roſen, mit Locken wie Gold,
Wie konnte ſie da widerſtehen.

Schon ſaßen in ſchattiger Laube allein
Auch ſie, unter traulichem Koſen,
Die Nachtigall flötete wieder im Hain,
Es dufteten Veilchen und Roſen.

Doch wie ſie das Band auch der Liebe umſchlang,
Beſiegelt mit flammenden Küſſen,
Bald hatte den Jüngling mit roſiger Wang'
Der Tod ihr, der grimme, entriſſen.

Da ſchwur ſie: Nie ſollte, da er nun im Grab
Sie irdiſche Lieb' mehr durchlodern,
Sie wünſchte allein nur zu ihm ſich hinab
Am Herzen des Theuren zu modern.

Doch ſiehe, da kam noch ein Dritter daher,
Der ſuchte den Schmerz ihr zu lindern,
Wohl ward ihm zu Anfang das Tröſten gar ſchwer,
Doch ließ er daran ſich nicht hindern.

Bald ſaßen in ſchattiger Laube allein
Sie Beide, mit traulichem Koſen,
Die Nachtigall flötete wieder im Hain,
Es dufteten Veilchen und Roſen.

Wohl dachte die Schlaue, wie ſchnell nach dem Mai'n
Die Blätter der Roſen zerſtieben,
Sie liebte nicht Einen von alle den Drei'n,
Sie liebte nur bloß — um zu lieben.

Vom Mutterherzen.

Das Erkennen.

Ein Wanderburſch, mit dem Stab in der Hand,
Kommt wieder heim aus dem fremden Land.

Sein Haar iſt beſtäubt, ſein Antlitz verbrannt,
Von wem wird der Burſch wohl zuerſt erkannt?

So tritt er in's Städtchen, durch's alte Thor,
Am Schlagbaum lehnt juſt der Zöllner davor.

Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund,
Oft hatte der Becher die Beiden vereint.

Doch ſieh — Freund Zollmann erkennt ihn nicht,
Zu ſehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Geſicht.

Und weiter wandert nach kurzem Gruß
Der Burſche, und ſchüttelt den Staub vom Fuß.

Da ſchaut aus dem Fenſter ſein Schätzel fromm,
„Du blühende Jungfrau, viel ſchönen Willkomm!“

Doch ſieh — auch das Mägdlein erkennt ihn nicht,
Die Sonn' hat zu ſehr ihm verbrannt das Geſicht.

Und weiter geht er die Straß' entlang,
Ein Thränlein hängt ihm an der braunen Wang'.

Da wankt von dem Kirchſteig ſein Mütterchen her,
„Gott grüß' euch“ — ſo ſpricht er und ſonſt nichts mehr.

Doch ſieh — das Mütterchen ſchluchzet voll Luſt:
„Mein Sohn!“ — und ſinkt an des Burſchen Bruſt.

Wie ſehr auch die Sonne ſein Antlitz verbrannt,
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

Der Gang im Schnee.

In dichten Flocken fällt der Schnee,
In Nebel hüllt ſich Thal und Höh',
Ein Weib nur geht, von Angſt erfüllt,
Die Pfade, die der Schnee verhüllt.

Sie konnt' nicht weilen mehr im Haus,
Sie mußt' zu Sturm und Froſt hinaus,
Dem Sohn entgegen, den ſo lang
Sie ſchon erwartet kummerbang.

So eilt ſie hin, ein flücht'ges Reh,
In dichten Flocken fällt der Schnee,
Doch naht kein Sohn, der Pfad bleibt leer,
Wie wirds im Herzen ihr ſo ſchwer.

Und dicht und dichter fällt der Schnee,
Schwarznächtig liegt's um Berg und See;
Doch raſtlos treibts von Ort zu Ort
Die gramerfüllte Mutter fort.

Da ſchwindet ihre letzte Kraft,
O kummervolle Pilgerſchaft!
Schon ſinkt ſie hin mit Ach und Weh,
Und immer wilder flockt der Schnee.

Da plötzlich ſchallt ein ferner Laut —
Sie horcht von tiefſter Angſt durchgraut,
Sie horcht in banger Zweifel Qual,
Da gellt der Ruf zum zweiten Mal.

„Mein Kind! mein Kind!“ ſo ſchreit darauf
Das Weib und reißt ſich haſtig auf;
Denn, von des Wahnſinns Glut entbrannt,
Hat ſie im Schrei den Sohn erkannt.

„O Himmel, jetzt nur zeig' den Pfad,
Daß noch zur Zeit ihm Hilfe naht,
O reich den Faden mir, die blind
Durchirrt dies grauſe Labyrinth!“

Und haltlos eilt ſie fort und dringt
Durch Schnee und Wildniß angſtbeſchwingt,
Den Leib zerpeitſcht vom Sturmgeweh';
Doch dicht und dichter flockt der Schnee.

Da liegt's gehäuft vor ihrem Pfad,
Wie ſich's gelöſt vom Felſengrat,
„Hier muß er ſein! das iſt ſein Grab!“
Sie ruft's und ſinkt zur Erd' hinab.

Die Bruſt durchwühlt vom tiefſten Weh,
Durchwühlt ſie raſtlos d'rauf den Schnee
Von der Lawine, deren Fall
Noch fern verbrauſt im Widerhall.

Sie gräbt und wühlt, da ragt empor
Ein Zipfel Tuch, — nun taucht empor
Ein Antlitz — Weib! Nur jetzt geſchwind
Die Hülle fort, es iſt dein Kind!

Und von der kalten, eiſ'gen Laſt,
Befreit den Sohn des Weibes Haſt!
Er lebt, er langt zu ihr hinauf,
Der ganze Himmel thut ſich auf!

Und bald, befreit von allem Harm,
Die Mutter hält ihr Kind im Arm;
Doch ſagt, wer konnt' ihr Führer ſein? —
Ein Mutterherz nur konnt's allein.

Das Mütterchen an der Kirchthüre.

Immer an der Kirchthür-Schwelle
Stand ein Mütterchen gar fromm,
Schauend zu des Altars Helle
In dem lichterfüllten Dom.

Nicht ein Tag noch war vergangen,
Daß ſie dort nicht betend ſtand,
Andacht auf den bleichen Wangen
Und den Roſenkranz zur Hand.

Ach, da riß ihr den geliebten
Sohn die Wuth des Krieges fort,
Traurig von der Schwerbetrübten
Schied er und verließ den Ort.

Und des Kampfes blut'ge Welle
Riß ihn immer weiter hin,
Aber an der Kirchenſchwelle
Lag ſie im Gebet für ihn.

Und ſo ſchwanden Jahr' um Jahre,
Und ihr ſcholl kein kindlich Wort,
Aber noch mit weißem Haare
Lag ſie an der Schwelle dort.

Endlich ſtrahlte durch das Grauen
Blut'ger Nacht die Sonne klar,
Und zurück nach heim'ſchen Auen
Zog der Heldenſöhne Schar.

Sieh', da flog auch zu dem Flecken,
Schlank und braun, ein Reitersmann
Blitzesſchnell auf muth'gem Schecken
Durch das grüne Land heran.

„Ei, woher mag der wohl kommen,
In ſo wildem Sturmgebraus?“
Alſo frugen ſich die frommen
Bether vor dem Gotteshaus.

Ach, es iſt der Sohn der Alten
Und er ſucht ſein Mütterlein,
Wacker hat er ſich gehalten,
Will ihr nun ein Pfleger ſeyn.

Und hinan zur Kirche ſprenget
Jetzt der Reiter, ſpringt vom Roß,
Bindet's an den Baum und dränget
Sich zur Schwelle durch den Troß;

Und er ſucht und ſpäht mit Bangen,
Doch umſonſt — er ſieht ſie nicht,
Und zwei helle Perlen hangen
Ihm am braunen Angeſicht.

Ach, ihn trifft's mit Blitzesſchnelle,
Und er ruft, durchzuckt von Pein:
„Iſt ſie nicht an Deiner Schwelle,
Herr, ſo muß bei Dir ſie ſein!“

Die beiden Mütter.

Es wandelt ein Weib durch Wald und Nacht,
Im Arme ſchläft ihr ein Knäblein ſacht;
Ihr Mann liegt erſchoſſen auf blut'gem Feld,
Sie wandert allein in die weite Welt.

Sie wandert wohl durch Geſtripp' und Wald,
„Huſch, huſch, wie ſauſ't der Wind ſo kalt!
Mein armes Kindlein, dich friert's wohl ſehr?
Und hab' nur die flatternten Lappen mehr!“

So wandert ſie hin, im raſchen Gang,
In der weiten Oede, da wird's ihr bang',
Die Nacht nur ſchauert, es blinkt kein Schein,
Ihr Fußtritt ſchallt durch den Wald allein.

Da kommt's durch das Dunkel ſo leicht und ſacht,
„O Himmel! — was läuft durch die öde Nacht?“ —
Eine Wölfin iſt's, die der winſelden Brut
Eine Beute ſucht für des Hungers Wuth.

Hell funkelt das Aug' ihr, ein grüner Stern,
Mit Schaudern erſieht es das Weib von fern',
O jetzt nur enteile, verbirg dich geſchwind,
Du arme Mutter mit deinem Kind!

Fort fliegt wohl das Weib auf wüſter Bahn,
Doch ihr nach eilt die Wölfin, mit gier'gem Zahn,
Erwittert ſchon hat die der Flücht'gen Spur,
Nun rettet dich Gott im Himmel nur!

Und nahe ſchon iſt ihr das Ungethüm,
Schon hört ſie es ſchnauben mit Hungersgrimm,
Da birgt ſie das Kind in der Zweige Huth
Und wirft ſich entgegen des Raubthiers Wuth.

Wohl krallt es ſich wüthig an ihren Leib
Doch wüth'ger noch ringt mit der Wölfin das Weib,
Sie ringen und ringen wohl ohne Raſt,
Zwei Mütter ſind's ja, die ſich erfaßt.

Die Eine, die ringt für der Ihren Noth,
Die And're, zu retten ihr Kind vom Tod,
Und Keine will laſſen die And're im Kampf —
Noch halten ſich Beide — im Todeskrampf.

Am Morgen wohl fand, unter Zweigen lind,
Ein Jäger noch ſchlummernd das zarte Kind,

Er ſah die erwürgten Zwei dort am Rain,
Und that für das Knäblein ein Vater ſeyn.

Die todte Mutter.

Die Mutter ringt in Todesqual,
Die Wang' verbleicht zu Schnee,
Um ſie der Kinder reiche Zahl,
Erfaßt vom tiefſten Weh.

Zu Häupten ihr der Gatte ſteht
Und rauft ſein graues Haar; —
Bald iſt ja nun dahin, verweht,
Sein Glück für immerdar.

Erloſchnen Auges aber ſtarrt
Zur Thür' die Mutter hin,
Weil ſie nur noch auf Einen harrt
Mit angſterfülltem Sinn.

Noch einmal ſchickt ihr letztes Fleh'n
Sie brünſtig zu dem Herrn,
Den Sohn, den einz'gen, möcht' ſie ſeh'n,
Der ach, von ihr ſo fern.

Den Sohn, der treulos ſie verließ,
Sie und des Vaters Haus,
Der Beider Arme von ſich ſtieß,
Und lachend zog hinaus;

Der niederem Gelüſt nur lebt,
Vergeſſend was da war,
Die Mutter, die um ihn gebebt,
Des Vaters graues Haar.

Doch ach! der Sohn kehrt nicht zurück,
Schon iſt vorbei die Friſt.

Nach welcher ſie, es ſagt's ihr Blick,
Dem Grab verfallen iſt.

Noch einmal ſeufzt ſie ſchmerzlich auf,
Nicht ward erhört ihr Fleh'n.
Zur Bruſt ſinkt ihr das Haupt darauf,
Es iſt um ſie geſcheh'n.

Des Vaters Jammer füllt das Haus,
Der Kinder Wehgeſchrei,
Horchauf, da kommt's wie Sturmgebraus,
Zur Hausflur klirrt's herbei.

Wer iſt der fremde, kühne Mann,
Der nicht nach Einlaß fragt?
Und wie ein Krieger angethan,
Solch' eine Störung wagt?

Wirr' iſt ſein Haar, ſein Antlitz bleich,
Die Stirn' des Kummers Thron,
Das Aug' dem Sprüh'n des Blitzes gleich —
Es iſt — der Todten Sohn.

Der ſieht die Leiche kaum und ſinkt
Auf ſie mit wildem Schrei;
Umſonſt ſein Aug' in Thränen blinkt,
Es iſt, es iſt vorbei.

Wie du mit Haſt geſpornt dein Roß,
So kamſt du doch zu ſpät; —
Ihr kurzer Lebenstraum verfloß,
Ihr Athem iſt verweht.

„O Mutter! Mutter!“ ſchluchzet da
Der Sohn, „ſo biſt du todt!
Nun ich, voll Reu', dir wieder nah',
Nach jahrelanger Noth.“

„So konnteſt ohne Gruß und Kuß
Du aus dem Leben flieh'n!
Weh' mir, daß ich's erleben muß,
Daß du mir nicht verzieh'n!“

Und wieder auf das todte Weib
Wirft er ſich hin voll Schmerz,
Umſonſt, in dieſem ſtarren Leib
Schlägt nimmermehr ein Herz.

„O Mutter, nun der Leiden baar,
Die du jetzt ſchwebſt im Licht
Und ſchaueſt in der Sel'gen Schar
Des Schöpfers Angeſicht,“

„O kehre von des Ew'gen Thron,
Vom Paradies zurück,
Und bring' Verzeihung deinem Sohn,
Mit einem einz'gen Blick!“ — —

Und ſieh, kaum war verhallt dieß Wort,
Da regt ſich allgemach
Die Leiche auf dem Lager dort
Und wird auf's Neue wach.

Und ſchlingt die Arme um ihr Kind,
Für ſie verloren ſchon,
Und preßt's an's Herz und weint gelind
Und liſpelt ſanft: „Mein Sohn!“

Dann ſinkt ſie wieder hin und ſchließt
Das Aug', gehüllt in Flor,
Und wieder eine Leiche iſt
Die Mutter, wie zuvor.

Kalt bleibt ihr Herz jedwedem Trieb,
Bleibt kalt für Leid und Noth;

Doch zeigte ſie, daß Mutterlieb'
Beſiegen kann den Tod.

Das Kind in der Wolfsſchlucht.

Zur Wolfsſchlucht eilt von Angſt erfaßt
Der Jäger hin in wilder Haſt,
Sein Kind verlor ſich aus dem Haus,
Zur wilden Wolfsſchlucht lief's hinaus.

„Weh', weh', mein armes, armes Kind!"
Der Jäger heult's in Nacht und Wind,
„Die Mutter erſt, und jetzt auch dich! —
Wer rettet vor Verzweiflung mich?"

Und ſuchend irrt er durch die Nacht,
Der Sturmwind brauſt, die Föhre kracht,
Wild flockt der Schnee ihm um's Geſicht,
Doch ach, ſein Kind — er findet's nicht.

„So mußteſt du, o herbe Pein,
Ein Opfer jener Wüth'gen ſein,
Und warſt ſo lieblich, warſt ſo zart,
Und nun zerfleiſcht ſo grauſer Art."

„Ach, fänd' ich, wenn ſchon todt und wund,
Nur deine Leiche noch im Schlund,
Daß zu der Mutter in das Grab
Ich legen könnt' ihr Kind hinab."

Und wieder in der Klüfte Grau'n
Steigt er, das Schrecklichſte zu ſchau'n,
Hu, wie nur ſpringet da voll Scheu
Das Wolfsgezücht' an ihm vorbei.

„Hilf Gott! — dort liegt das Knäblein ja! —
Weh' mir! — was ich gedacht, geſchah!!" —

Doch wie? — es regt ſich, rafft ſich auf?!
Zum Freuderſtarrten kommt's im Lauf.

„Mein Kind! — mein Kind! — und unverſehrt?!
Wer iſt's, der dieſes mir erklärt?! —
Wer hat beſchirmt dich vor der Wuth
Der grimmen, wilden Wolfesbrut?“ —

„Wie, Vater“ — d'rauf das Knäblein ſpricht:
„Erblickteſt du die Mutter nicht?
Juſt ſchwand ſie — ach, wie ſanft und gut
Hatt' ich in ihrem Schooß geruht.“

Ein Friedhofsgang.

Beim Todtengräber pocht es an,
„Mach auf! mach auf, du greiſer Mann!“

„Thu' auf die Thür' und nimm den Stab,
Mußt zeigen mir ein theures Grab.“

Ein Fremder ſpricht's, mit ſtrupp'gem Bart,
Verbrannt und rauh, nach Kriegerart.

„„Wie heißt der Theure der euch ſtarb,
Und ſich ein Pfühl bei mir erwarb?““

„Die Mutter iſt es, kennt ihr nicht
Der Marthe Sohn mehr am Geſicht?“

„„Hilf Gott, wie groß, wie braun gebrannt,
Hätt' nun und nimmer euch erkannt.““

„„Doch kommt und ſeht, hier iſt der Ort,
Nach dem gefragt mich euer Wort.““

„‚Hier wohnt, verhüllt von Erd' und Stein,
Nun euer todtes Mütterlein.‘“

Da ſteht der Krieger lang' und ſchweigt,
Das Haupt hinab zur Bruſt geneigt.

Er ſteht, und ſtarrt zum theuren Grab
Mit thränenfeuchtem Blick hinab.

Dann ſchüttelt er ſein Haupt und ſpricht:
„Ihr irrt, hier wohnt die Todte nicht.“

„Wie ſchlöß' ein Raum, ſo eng' und klein,
Die Liebe einer Mutter ein?!“ —

Ein Mutterherz.

Welch ein Gewühl auf Markt und Gaſſen,
Vom Thurme ſchallt das Feſtgeläut',
Kaum kann der Raum die Menge faſſen,
Es iſt ja heil'ge Chriſtnacht heut.

Hindrängen ſich die frohen Mütter,
Wo Tannenbäume, buntgeſchmückt,
Zu Kaufe ſind, und hundert Flitter,
Der Kinderherzen ſo entzückt.

Das iſt ein Feilſchen und Beſehen,
Ein Her und Hin, den Markt entlang,
Ein Weib nur ſieht man einſam ſtehen,
Mit naſſem Aug', mit bleicher Wang'.

Auch eine Mutter iſt die Bleiche,
Doch eine, der das Herz nun bricht,
Trug ſie ja doch ihr Kind als Leiche
Zum Grab mit weinendem Geſicht.

Nun fühlt ſie doppelt erſt die Qualen,
Um ihr geliebtes theures Kind,
Denn ach, des Chriſtbaum's Lichter ſtrahlen
Den Müttern nur, die glücklich ſind.

Da ſchallt es an des Weibes Ohren:
„Nun, kauft ihr nicht zum heil'gen Chriſt,
Der in der heut'gen Nacht geboren,
Schaut doch, wie ſchön der Chriſtbaum iſt.“

„Beſchenkt doch auch mit ſchönen Gaben
Am heut'gen Tage euer Kind,
Ihr wißt, wie ſich die Kleinen laben
An ſolchem bunten Angebind.“

Das ſchneidet durch der Aermſten Seele,
Wie eines Mörders ſcharfer Stahl,
Doch plötzlich iſt's, als ob ſich ſtehle
In ihre Nacht ein milder Strahl.

„Ja, einen Chriſtbaum ſoll es haben
Mein armes Kind, d'rum gebt nur her,
Zu ſchön iſt keiner für den Knaben,
Denn ſchön, wie Keiner, war auch er.“

Und einen Baum für ihren Kleinen
Die Aermſte trägt darauf nach Haus,
Und ſchmückt ihn, unter leiſem Weinen,
Alldort mit bunten Flittern aus.

Und als die Nacht mit ſchwarzen Schatten
Sich ſenkt auf Stadt und Flur herab,
Da trägt, will auch ihr Leib ermatten,
Sie ihn zu ihres Lieblings Grab.

Dort pflanzt den Baum ſie auf die Stelle
Wo all ihr Glück des Lebens ruht,

Und zündet all die Lichter helle,
Und netzt das Grab mit heißer Fluth.

Dann vor dem Chriſtbaum kniet ſie nieder
Und betet dort im tiefſten Schmerz,
Und um ſie ſchallt's wie Engellieder,
Denn heilig iſt ein Mutterherz.

Doch als nach heißdurchweinten Stunden
Die Thrän' vom Aug ihr milder fließt,
Da fühlt ſie, wie ſie's nie empfunden:
„Nicht todt iſt, was das Grab verſchließt.“

Die Mutter im Grabe.

Es ſchlummert die Mutter im Grabe ſtill,
Nichts mehr von der Erde ſie wiſſen will.

Drei Waiſen doch ließ ſie auf ihr zurück, —
Die waren ihr Leben, ihr irdiſches Glück.

Zwei Mägdlein gar hold, und ein blühend' Kind,
Die all' ſie betreu't und geherzt ſo lind.

Und als ſie verſcharrt in dem engen Haus,
Da wandeln die Schweſtern zum Grab hinaus.

Die Erſte, die ſchluchzet im tiefſten Schmerz,
Faſt will's ihr zerſprengen das wunde Herz.

Die Zweite vergebens nach Thränen ringt,
„O läg' ich bei dir, wenn die Lerche ſingt!“

Die jüngſte nur ſpielt mit den Blümlein fein,
„Ach, ſagt doch, wo mag nur die Mutter ſein?“

Und als da die Erſte ſo brünſtig weint,
Die Mutter im Grab' ſich zu regen ſcheint.

Und wie d'rauf ihr Weh' gibt die Zweite kund',
Da ſcheint es, als ſeufze der Todten Mund.

Als aber das Kindlein die Frage thut,
Da netzt ſich die Wang' ihr mit heißer Fluth.

Die Leichenfrau.

Frau Marthe ſaß ſo ganz allein
Im öden Haus, bei kargem Schein,
Die Bibel offen vor ihr lag,
Wie ſie's gewohnt an jedem Tag.

Schwarz iſt ihr Kleid, ihr Haar ſo bleich,
Ihr Antlitz hohl, an Falten reich,
Verſchrumpft der Leib und krummgebückt,
Von vieler Zeiten Wucht gedrückt.

Und wer die Alte mag erſchau'n,
Den faßt ein heimlich kaltes Grau'n;
Dem Tod, der ihr ſo wohl bekannt,
Scheint faſt Frau Marthe anverwandt.

Doch ſpielt ein ſeltſam freundlich Licht
Ihr um das welke Angeſicht,
Wenn ſie vom Buche, ſacht und ſtumm,
Sich wendet nach der Ecke um.

Dort in der Ecke ſchläft ſo mild
Die Tochter ihr, ein Engelsbild,
Gleich Roſen glüht ihr Wangenpaar,
Ihr Antlitz iſt ein Morgen klar.

Ihr Haar im netten Häubchen ſteckt,
Die Bruſt gar züchtig iſt bedeckt,
Und Hals und Arm ſo ſchön und rein,
Und blendendweiß wie Elfenbein.

Und oft, mit gar bewegtem Sinn,
Schaut Marthe auf das Mägdlein hin,
Das Mägdlein iſt ja ganz allein
Ihr Troſt, ihr Glück, ihr Sonnenſchein.

„Für dich nur hab' ich ja gelebt,
Für dich geſorgt und geſtrebt,
Für dich mein grauſes Werk gethan,
An das wohl Niemand mochte d'ran.“

„Für dich hab' ich ſo manche Nacht
Mit Grau'n bei Todten hingebracht,
Und ihre Glieder, ſtarr und graus,
Gewaſchen in dem Leichenhaus.“

„Für dich ging ich im ſchwarzen Kleid
Dem langen Wagen an der Seit',
So wie es Pflicht der Leichenfrau,
Und bot mein finſt'res Thu'n zur Schau,“

„Für dich ward ich zur Magd dem Tod
Und floh das Leben friſch und roth,
Und mochte einzig und allein
Dem blaſſen Schläfer Freundin ſein.“

„Wohl mir, bald iſt die Zeit vorbei,
Bald läßt der Tod mich wieder frei,
Bald iſt die Summe rund und voll,
Die deine Zukunft ſichern ſoll.“

„Und wie da kommt Silveſternacht,
Sei ihm mein letzter Zoll gebracht,

Dann brauch' ich nicht mit eiſ'gem Grau'n
Dem Würger mehr in's Aug' zu ſchau'n."

So ſprach die Alte, tief bewegt
Die Hände ſie zuſammen legt,
Und murmelt noch manch' frommes Wort,
Bis ihr der Schlaf das Aug' umflort. —

Und ſieh' — es kam Silveſternacht,
Nach der ſolch' Sehnen ihr erwacht,
Und wie im Leichentuche lag
In Schnee gehüllet Haus und Hag.

Nachtnebel zog um Thurm und Dach,
Kein Aug' war mehr im Städtchen wach,
Nur aus Frau Marthen's Kämmerlein
Stahl ſich noch karger Ampelſchein.

Und d'rinnen lag und ſchlief ſo mild
Ihr Töchterlein, das ſüße Bild,
Doch lag es nicht wie ſonſt im Flaum,
Die Wange roth von Schlaf und Traum.

Nicht war's, wie ſonſt, voll Zucht bedeckt,
Entkleidet lag's, und lang' geſtreckt,
Und von den Schultern blos und bar
Zur Erde floß der Jungfrau Haar.

Zur Erde hing ihr ſchwarzes Haar,
Und ach, ihr Aug', ſo blau und klar,
Lag jetzt ſo tief und hohl und zu,
Als ſehnte ſich's zur tiefſten Ruh'.

Frau Marthe aber ſtand gebückt,
Das Herz vom tiefſten Leid zerdrückt,
Ihr welkes Antlitz, unbewußt,
Hing an der Todten kalter Bruſt.

So wuſch mit Thränen, glühend heiß,
Sie jetzt die Magd wie Schnee ſo weiß,
Und wuſch und wuſch manch' bitt're Stund',
Und wuſch ſich beide Augen wund.

Das Lämpchen glomm dabei ſo ſchwach,
Und glomm und ſtarb dann allgemach,
Noch aber ließ die Alte nicht
Als Leichenfrau von ihrer Pflicht.

Und fort und fort mit Thränen heiß
Wuſch ſie ihr Bruſt und Antlitz weiß;
Die Nacht, die ward Frau Marthen ſchwer, —
Nie wuſch ſie einen Todten mehr.

Dorfgeſchichten.

Edelweiß.

„Mein Bub' muß hab'n ein Edelweiß
Das Schönſt' im ganzen Land!“
Die junge Sennerdirne ruft's,
Und klimmt hinauf die Wand,

Durch Steingeröll' und Dorngeſchling',
Hinauf zur höchſten Höh',
Als von des Morgens erſtem Kuß
Erglüht der Alpen Schnee.

Gleich einer Gemſe klimmt ſie fort,
Mit nimmermüder Kraft,
Daß ſie den Schmuck für ſeinen Hut,
Zur Kirms dem Liebſten ſchafft.

Schon ſchimmert's hier, ſchon blinkt es dort,
Wie Silber weiß und rein.
Doch immer ſind der Dirne noch
Die Pflänzchen all' zu klein.

Doch ſieh, auf ſchroffer Felſenwand,
Umgähnt von grauſer Kluft,
Erblüht ein Edelweiß, wie kein's
Umfächelt noch die Luft.

Da ſchürzet ſich, da zieht den Schuh
Vom Fuß das Dirnlein jung,
Was iſt es weiter mehr, als wie
Ein kecker Bergmannsſprung,

Und wie ein Vogel, ſonder Furcht,
Von Aſt ſich ſchwingt zu Aſt,
So ſpringt hinüber ſie und hält
Das Pflänzchen ſchon erfaßt.

Da aber rollt's ihr unter'm Fuß,
Nachkollert Wucht auf Wucht,
Und reißt ſo Magd als Edelweiß
Mit ſich in wilder Flucht.

Ein Jäger ſah's, auf nahem Fels,
Ihr Liebſter war's, der's ſah,
Und ſtarrt ihr nach, von Todesſchreck
Verſteinert ſteht er da.

Dann fliegt er nach den Hütten hin,
Die weiter unten ſteh'n,
Und Alle ahnen was geſchah,
Als ſie den Jäger ſeh'n.

Schon iſt geſchart das Alpenvolk
Um's grauſe Felſengrab,
In das an einem luft'gen Seil
Der Jäger ſchwebt hinab.

Nur athemloſe Stille rings,
Es ſtockt des Blutes Lauf,
Da endlich rauſcht's im Felsgeklüft' —
Da kommt's — da kommt's herauf.

Umſchlung'nen Armes, blutig, bleich,
So ſchwebt's herauf an's Licht,
Nicht wußt' man auf den erſten Blick,
Wer todt und wer es nicht.

Es ſchien, daß eine Leiche dort
Im Schlund die Andre fand,
Doch feſt noch hielt das Edelweiß
Die Eine in der Hand.

Wohl ſchwand ſeitdem ſo manch' ein Jahr,
Und mit ihm Luſt und Qual,

Da traf ich einen blaſſen Mann,
Im Oberland einmal.

Der ſprach nicht viel, der ſcherzte nie,
Schien aller Freuden bar,
Er trug ein dürres Edelweiß —
Da ward mir Alles klar.

Die Hand des Herrn.

Vor ihres Vaters Hauſe,
Ihr Kindlein auf dem Arm,
Blond Hannchen ſitzt, die Wange
Gebleicht von tiefem Harm.

Sie weint ſich faſt die Augen,
Die ſchönen Augen blind,
Hat er ſie doch verlaſſen,
Verlaſſen mit ihrem Kind.

Der böſe ſchlimme Niklas,
Der ſie ſo ſüß bethört,
Bis er das Glück des Lebens
Für immer ihr zerſtört.

Des reichen Schulzen Tochter
Dort drunt im letzten Haus,
Die führt der falſche Niklas
Nun heim mit Saus und Braus.

Ei horch! was iſt's, das alſo
Durch Dorf und Ried erſchallt?
Der Brautzug iſt's, o Himmel,
Der nach dem Kirchlein wallt.

Lautſchluchzend flüchtet Hannchen
In's innerſte Gemach,

Um dort ſich zu verbergen
Vor Spott und nied'rer Schmach.

Der Bräut'gam aber ſchreitet
Vorbei mit Klang und Scherz,
Und denkt nicht, wie ſo nahe
Der Gram zerreißt ein Herz.

Schon hat er heimgeführet,
In's Haus ſein junges Weib,
Daß es mit ſeinem Golde
Ihm heg' und pfleg' den Leib.

So in dem Haus des Schulzen
Lebt er gar wohlgemuth,
Denkt nicht an's blonde Hannchen
Und denkt nicht an ſein Blut.

Da wurde der Gemeinde
In ſelber Zeit der Raum
Zu klein im alten Friedhof
An grüner Wieſen Saum.

Darum auch zu erſtehen
Beſchloß ſie einen Grund,
Der hart am Haus des Schulzen,
Verkäuflich juſt zur Stund! —

Wohl paßt gar ſchlecht die Trauer
Zu jenem Freudenhaus,
Doch ſcheint's, als ſuche öfters
Sie ſolche Stellen aus.

Bald ragte in die Lüfte
Ein Kreuz vom grünen Plan,
Fand auch das junge Eh'paar
Kein groß Gefallen d'ran.

Nun hebt ſich auch die Mauer
Mit ihrem ſchwarzen Thor,
Nicht ſieht man mehr am Fenſter
Den Niklas wie zuvor.

Horchauf, da ſchallt's vom Thurme,
Der Gräber gräbt ein Grab,
Ei ſagt, wer iſt der Erſte,
Den man dort ſenkt hinab?

Das iſt das blonde Hannchen,
Im Mutterarm ihr Kind; —
Wie doch ſo ſchnell gebrochen
Betrog'ne Herzen ſind!

Mit finſterm Auge ſtieret
Der Niklas auf den Zug,
Und wirft dann zu das Fenſter —
Er hat geſeh'n genug.

Doch ſeit dem Augenblicke
Ward er nicht wieder froh;
Es iſt die Schuld im Innern,
Die quält und treibt ihn ſo.

Nicht läßt's ihn länger weilen
Hinfort in ſeinem Haus,
Das Grab in ſeiner Nähe,
Das Grab jagt ihn hinaus.

D'rum ſucht er zu vergeſſen,
Im Trunk, was er gethan,
Doch mahnt ihn ſtets auf's Neue
Das nahe Grab daran.

Allmälig mehr entſchwindet
Von ſeiner Wang' die Glut,

Als hätt' der Todten Nähe
Vergiftet ihm das Blut.

Gekrümmt den dürren Rücken,
Hohläugig, wirr und bleich,
Schwankt er einher in Kurzem,
Faſt einem Schemen gleich.

Und frägt beſorgt ihn Einer:
Was iſt's, das euch geſchah?
So ſpricht er: „Ach! die Todten,
Sie modern mir zu nah."

Und ſchwelgt er in der Schenke
In tollem Uebermaß,
So wird im wildſten Taumel
Mit einmal er dann blaß

Und wühlt im Haar, und murmelt,
Wenn ihn juſt Keiner ſah:
„Die Todten, ach! die Todten,
Sie modern mir zu nah."

So trieb er's wen'ge Wochen,
Da hält auch ihn der Pfühl;
Schon bringt's gleich einer Natter
An's Herz ihm, todeskühl.

Nur einmal möcht' er laben
Sich noch an Duft und Schein,
Und hin zum Fenſter ſchleppt er
Sein ſchlotterndes Gebein.

Hilf Gott, da trifft ſein Auge,
Umglüht vom Abendroth,
Auf Hannchens Grab, und ſtöhnend
Sinkt hin er — und iſt todt.

Doch als ſie ihn verſenkten
Von jenem Grab nicht fern,
Da dachte wohl ein Jeder:
Das war die Hand des Herrn.

Das Allerſeelenlicht.

Es war am Tage der Seelen
Da gingen ſie All' zu Hauf
Zum Friedhof hinaus und ſteckten
Dort ihre Lichtlein auf.

Und mit den Andern allen
Ging auch eine junge Magd,
Der hatte kein tiefer Kummer
Noch je am Herzen genagt.

Die ~~m~~wußte daheim noch die Mutter,
Den Vater mit weißem Haar,
Umrungen mit fröhlichem Toſen
Von ihrer Geſchwiſter Schaar.

Und dennoch auf einen Hügel
Wollt' ſetzen auch ſie ihr Licht,
So wie es zu aller Seelen
Gelehrt ihr die fromme Pflicht.

Doch als ſie hinausgekommen,
Da blinkte es ringsumher
Von hundert und hundert Lichtern;
Ein Hügel nur war noch leer.

Zu dieſem nun ging die Fromme
Und ſetzte ihr Lämpchen hin,
Und ſprach manch' altes Sprüchlein
Dazu mit bewegtem Sinn.

Und betete für den Todten,
Der ihr zu Füßen lag,
Und manch ein ſtilles Thränlein
Benetzte den grünen Hag.

Daß aber juſt Dieſer, für welchen
Ein Lichtlein ſie zünden gemußt,
Sie heimlich geliebt bis zum Grabe —
Das hatte ſie nicht gewußt.

Der alte Dorfſpielmann.

Es zieht ein armer Muſikant
Dahin auf ſtaub'ger Straße,
Mit ſeines Rockes Lappen ſpielt
Der Wind, als wie zum Spaße.

„Wohin, wohin du alter Knab'?
Zu alt nun ſchon zum Wandern,
Bleib hübſch beim Ofen du daheim,
Und laß' das Geh'n den Andern."

Der heit're Alte aber ſpricht:
„Das kann ich traun mit nichten,
So lang' ich leb' will ich die Pflicht,
Die ich gewohnt, verrichten."

„Seit dreißig Jahren kennt mich ſchon
Zu Friedberg die Gemeinde,
Das Kirchlein und mein Inſtrument
Sind gar vertraute Freunde."

„Zwar wird mir ſauer jetzt der Weg,
Den ich einſt flink gezogen,
Seit, ach, der Jahre Wucht mir hat
Den Leib ſo krumm gebogen."

„Doch kommt heran der Tag des Herrn,
Läßt mich's daheim nicht weilen,
Zu meinem Kirchlein muß ich zieh'n,
Und regnet' es mit Pfeilen.“

Der Alte ſpricht's, und wanket fort,
Ein Bild zum Lächeln kläglich,
Doch zieht er fort den Pfad, und müh't
Dabei ſich ab unſäglich.

Er geht und geht, ach faſt vermag
Er weiter nicht zu ſchreiten,
Da hört er's ſchon zum Dienſt des Herrn
In Friedberg's Kirchlein läuten.

Aufrafft er jetzt die letzte Kraft,
Schleppt fort die müden Glieder,
Bis er im nieder'n Chore ſitzt
Vor ſeinem Pulte wieder.

Schon gibt der Cantor dort den Tact,
Und ſeine Töchter ſingen,
Daß Chor und Schiff vom Lob des Herrn
Gewaltig wiederklingen.

Der Alte auch nicht müßig ſitzt
Und ſtreichet nach Vermögen,
Bis mit dem Venerabile
Der Prieſter gibt den Segen.

Da, ſeine Geige unter'm Arm,
Neigt er zum Pult ſich nieder,
Und ach, es übermannt der Schlaf
Die müden Augenlieder.

Schon hebt der Sang auf's neue an,
Es tönen Baß und Geigen,

Der alte Fiedler nur allein
Verharrt in ſeinem Schweigen.

Am Arme rüttelt wohl den Greis
Der Cantor, der behende,
„Wo ſteckt der Prim, hört er denn nicht?
Das Sanctus geht zu Ende!“

Doch der bleibt ruhig auf ſein Pult
Gelehnt, vom Schlaf umſchattet —
Die Englein trugen ihn hinauf,
Er war zu ſehr ermattet.

Räubers Abendgang.

Nachtnebel liegt auf Wald und Feld,
Kein Stern den düſtern Himmel hellt,
Im Bauernhaus ſo arm und klein,
Da flammt ein Lämpchen nur allein.

Bei dieſem ſitzt ein junges Weib,
Mit munter'm Blick, mit rundem Leib,
Das wiegt ein Kind in ſeinem Schooß,
Und hat mit ihm ein ſüß Gekoſ'!

Der Vater lehnt am Tiſchesrund
Beim Krug, die Stummel in dem Mund,
Er ſchnalzet laut mit Daum und Zung',
D'rob lacht gar ſehr ſein Kindlein jung.

Großmutter ſitzt davon nicht fern,
Dreht immer noch das Rädchen gern,
Sie ſpinnt und lächelt auf die Drei,
Und denkt an ihres Lebens Mai.

Allein das Licht im engen Haus,
Es blinkt gar fern zum Wald hinaus,

Es blinkt zum fernen düſtern Wald,
Der Räuber d'rinn erblickt es bald.

Es lockt der Schimmer ihn herbei,
Muß ſeh'n was doch im Hauſe ſei,
Und ſtumm, ja zaghaft, ſchleicht er ſchier
Zum Haus ſich hin, das Aug' voll Gier.

Zum Fenſter ſchaut er nun hinein,
Daraus erblinkt gar lichter Schein,
So ſpürt und lauert ſtumm und ſacht
Am Maierhof der Wolf zur Nacht.

Er ſchaut und ſchaut, gelehnt am Zaun,
Er ſchaut und kann nicht ſatt ſich ſchau'n,
Er ſchaut — und ſieh' ein Thränlein quillt
Auf's Antlitz ihm ſo braun und wild.

D'rauf geht er wieder ſtumm, bewegt,
Zum Wald zurück, der dumpf ſich regt,
Und wirft ſich hin, und ſenkt den Blick,
Und träumt ſich — ſein verlornes Glück.

Der Mutter Flehen.

Auf weichem Pfühl gebettet lag
Ein Mütterchen gar krank,
Erſchöpft ihr lebensmattes Haupt
Zur Bruſt hinunter ſank.

Die beiden Söhne meinen da
Sie ſchliefe ſanft und ſacht,
Und ſprechen von dem Erbe d'rum,
Da Niemand ſie bewacht.

Sie ſprechen über Haus und Hof
Und über Mark und Rain,

Und kamen auch am Ende wohl
Ganz friedlich überein.

Nur eine Wieſe, nah' dem Haus,
Vom Grund ein kleiner Strich,
Die wollte von den Söhnen da
Ein Jeder nur für ſich,

„Die Wieſe," ſpricht der ält're Sohn,
„Behalt' ich als mein Gut."
„„Nicht doch,"" verſetzt der Jüng're d'rauf,
„„Die bleibt in meiner Huth.""

„Die Wieſe kriegſt du nimmermehr!"
„„Das wollen wir doch ſeh'n,
Mein iſt ſie, ſollte Haus und Hof,
Darob zu Grunde geh'n!""

„Und wird ſie dein, ſo iſt's dein Tod!"
Der Eine ruft's voll Wuth,
Der And're: „„Wird die Wieſe dein,
Bei Gott, ſo gilt's dein Blut!""

Mit dieſen Worten brauſten ſie
Dahin, vom Grimm verzehrt,
Da raffte ſich die Kranke auf,
Die Alles hat gehört.

Die ſtreckt die Hände aus, indem
Ihr's heiß vom Auge fließt,
„O Vater, o erſticke du
Im Keim den Bruderzwiſt."

„Laß nicht entzwei'n die Söhne ſich
Ob dieſem Stückchen Land,
Damit nach ſeinem Bruder nicht,
Der Bruder heb' die Hand."

„Wohl beſſer wär's zu Waſſer würd'
Das Fleckchen ſchlecht und klein,
Als daß zwei Herzen d'rum durchflammt
Von Haß, und ein's von Pein."

D'rauf ſinkt ſie hin, und kurz darnach
Hilf Gott! ihr Auge bricht,
Die Söhne knie'n an ihrer Seit',
Mit naſſem Angeſicht.

Doch hat der Herr erfüllt um was
Sie bat in letztem Weh',
Denn wo die Wieſe war, da ſah
Hinfort man — einen See.

Des Urgroßvaters Geſellſchaft.

Sie waren Alle zum Tanzplatz hinaus,
Der Urgroßvater nur ſitzt zu Haus.

Der ſitzt ſo betrübt im Winkel allein:
„Wer wird nun mir Armen Gefährte ſein?"

„Jetzt dreh'n ſie ſich draußen mit heißem Geſicht,
Doch des Greiſes zu Hauſe gedenken ſie nicht."

„Die Aeltern, die lachen und ſcherzen viel
Beim blinkenden Becher, bei Sang und Spiel."

„Die Kleinen, mit ihrem blonden Haar,
Die meinen ſie ſeien im Himmel gar."

„Der Philar ſelbſt iſt mit ihnen fort,
Er weiß, es gibt manchen Biſſen dort."

„Nur ich — ich ſitze vergeſſen, allein,
Dem Alten mag Niemand Gefährte ſein!"

Da ſchallt's an ſein Ohr im lauten Gewirr':
„Was klageſt du, Alter, wer ſind denn wir?"

Und wie flüchtige Geiſter umtanzt ihn ein Reih'n,
Der ſchlinget in roſige Bande ihn ein,

Und ſchmieget an ihn ſich, ſo tröſtend und warm,
Und ſchlingt um den Greis den ätheriſchen Arm.

Da neigt ſich zu ihm wohl manch holdes Geſicht,
Mit blühenden Wangen und Augen ſo licht;

Da herzt's ihn ſo milde, da koſ't's ihn ſo lind,
So ſitzt unter Engeln das träumende Kind.

Und als nun die Jungen vom Kirmeßtanz
Heimkommen, gar matt, mit verwelktem Kranz,

Wie iſt da der Greis ſo vergnügt und froh,
Sie ſahen den Lieben ſchon lang' nicht ſo.

Die Stirn', die gefurchet das Alter ihm hat,
Wie iſt die nur jetzt ſo verkläret und glatt.

Und fragt ihr, was ſo ihm erhellet den Sinn?
Das waren die Stunden, die längſt ſchon dahin,

Das waren die heiligen Stunden der Luſt,
Die wieder umſpielt die erſtorbene Bruſt.

Genreſtücke und Croquis.

Der erſte Ausgang.

Herr Ambros liegt, verſtört und fahl,
In eines ſchweren Siechthums Qual.
Da tritt ſein alter Knecht herein,
„Ich muß ein ſchlimmer Bote ſein.“

„Derweil ihr liegt der Kräfte bar,
Fiel euch in's Land 'ne Räuberſchar,
Und Wernhart, der euch unterthan,
Führt ſie zum Raub als Häuptling an.“

„Schon warf des Wüthrichs freche Hand
In Hof und Scheuer euch den Brand,
Und ſchleppte fort im Uebermuth,
Was euer war an Hab' und Gut.“

„Nun ſprecht, o Herr, was ſoll geſcheh'n,
Daß wir nichts Schlimm'res mögen ſeh'n?“
Da rafft der Kranke, ſchreckerblaßt,
Sich mühſam auf von Wuth erfaßt.

„‚Berufe raſch im ganzen Land
Was regen kann zum Schlag die Hand,
Der Thürmer ſtoß' in's Horn zur Stund',
Auf daß es werd' den Meinen kund.‘“

„‚Der Knappe nehme Helm und Schwert,
Der Reiter werf' ſich auf ſein Pferd,
Die Senſe faſſ' der Bauersmann,
Eh' einer Stunde Friſt verrann.‘“

„‚So zieht entgegen kühn bewehrt
Dem Frechen, der mein Land verheert,
Doch eines hört, das merkt euch fein,
Lebendig muß er unſer ſeyn.‘“

„‚Lebendig ſchafft ihn mir herbei,
Daß bald nicht meine Rache ſei,
Daß ich mich labe an der Qual,
Wenn ihn zerfleiſcht des Henkers Stahl,‘“

Und raſch zur That der Alte eilt,
Und ruft die Treuen unverweilt,
Er ruft ſie auf zum blut'gen Streit,
Und ſieh', ſchon ſteht die Schar bereit.

Schon zieht er mit dem kleinen Heer
In Feld und Wald und Schlucht umher,
Horch, Waffenlärm und Roßgeſtrampf.
Schon fanden Beide ſich im Kampf.

Wohl würgt der Wernhart fern und nah,
Es blitzt ſein Schwert bald hier, bald da,
So wüthet ein gehetzter Leu,
Doch blieb ihm nicht das Glück getreu.

Umrungen ſieht er ſich gar bald
Entwaffnet in des Feind's Gewalt,
Da flieh'n die Seinen, die das ſehn,
Und um den Führer iſt's geſcheh'n.

D'rauf bringet ihn der treue Knecht
Zurück, auf daß ſein Herr ſich rächt,
Und Mancher kündet's ihm mit Hohn,
Was ſeiner harrt für blut'ger Lohn.

Erbebend und des Muths beraubt
Der Wernhart hört's und ſenkt das Haupt,
So naht mit ihm der Krieger Troß
Allmälig ſich des Herren Schloß.

Ei ſieh, wer wankt da aus dem Thor
Am Stab, ſo ſchmal und bleich hervor,

Und ſtreckt den Arm zum Morgenlicht,
Herr Ambros iſt's! — ich irre nicht.

„Der Himmel hörte unſer Fleh'n,
Läßt uns den Herrn geneſen ſeh'n!“
Der Alte ruft's und ſchwenkt den Hut,
Und Alles jauchzt im freud'gen Muth.

Und vor den Ritter bringt ſogleich
Der Knecht den Wernhart, der ſchon bleich,
Voll inn'ren Schaudern und ergrimmt
Der Marter harrt, die ihm beſtimmt.

Da blickt den furchtdurchbebten Mann
Herr Ambros eine Weile an,
Dann winkt er einem Knecht herbei;
„Mach' ihn von ſeinen Ketten frei!“

„Und du, flieh' ſchnell nun aus dem Land,
Das mir verwüſtet deine Hand,
Denn find' ich dich ein and'res Mal
Entrinnſt du nicht der Todesqual.“

Wohl wirft ſich da mit wirrem Sinn,
Der Wernhart vor den Ritter hin,
Dann flieht er fort, und eilt ſo ſehr
Als wär' der Büttel hinterher.

Verſteinert ſteht der alte Knecht,
Er weiß nicht ſieht ſein Auge recht,
Iſt wahr was juſt ſein Ohr gehört,
Hat ihn ein toller Spuck bethört?

Herr Ambros aber ſpricht: „Nicht ſei
Betroffen, daß der Räuber frei,
Iſt's heute doch das erſtemal,
Daß mich umfängt das grüne Thal.“

„Daß mich erfreut der Vögel Sang,
Daß mir der Weſt umkoſ't die Wang',
Daß mich umſtrahlt des Himmels Licht —
Wie könnt' ich halten da Gericht?“

Das vergeſſene Lied.

Maria ſitzt und ſtimmet
Die Harfe zum Geſang
Daß wieder ſie erfreue
Die treue,
Durch ihren ſüßen Klang.

Es wacht ein heilig Ahnen
Ihr auf, wie Morgenſchein:
Bald zieh'n der Mutter Freuden
Und Leiden
Auch dir im Herzen ein.

Verſenkt in ſel'ge Träume
Sitzt d'rum Maria dort,
Läßt klingen und läßt gleiten
Die Saiten
Zum ſüßen Sangeswort.

Da iſt es ihr, als wolle
Sich mit dem Klange rein
Ein and'rer Klang vermengen,
Als klängen
Bekannte Töne d'rein.

Die Weiſe ſoll ſie kennen,
Iſt's gleich von lange her,
Welch' ſüße Melodien!
So ziehen
Mondſchimmer über's Meer.

Und tiefer ſtets durchdringet
Ihr Herz ein jeder Schall,
Und jeder ſcheint bekannter
Verwandter
Dem inner'n Widerhall.

Und wie von ihrer Seele
Nun jeder Nebel flieht,
Da ſingt ſie weinend leiſe
Die Weiſe,
Die einſt: — ihr Wiegenlied.

Das Weib des Räubers.

Es wandert ein Weib mit ihrem Kind,
Vom Hagel gegeißelt, gepeitſcht vom Wind,
Um's Hochgericht flattern die Raben.

Sie wandert dahin, ſo behend' ſie kann,
Sie ſuchet nach ihrem verlor'nen Mann,
Um's Hochgericht flattern die Raben.

Ihr Mann, ein Räuber geworden war,
Er führte zum Raube die kecke Schar,
Um's Hochgericht flattern die Raben.

Er führte zum Raube die Schar hinaus,
Doch kehrte er nimmer zurück in's Haus;
Um's Hochgericht flattern die Raben.

Da will ſie ihn ſuchen, nichts länger ſie hält,
Und ſollte ſie geh'n bis an's End' der Welt,
Um's Hochgericht flattern die Raben.

So zieht ſie dahin durch Wald und Hain,
Im Wetterſturm und im Sonnenſchein,
Um's Hochgericht flattern die Raben.

Schon wandert ſie mehr als ein langes Jahr,
Mit blutenden Sohlen, im Flug das Haar,
Um's Hochgericht flattern die Raben.

„O Würmchen ſo ſchuldlos, ſo arm und klein,
Wo werde ich finden den Vater dein?!“
Um's Hochgericht flattern die Raben.

Da führt ſie ein Pfad durch's herbſtliche Thal
Hinan einen Hügel verödet und kahl,
Um's Hochgericht flattern die Raben.

Sie ſtöhnet und klimmet die ſteile Bahn
Zum Tode ermattet mit Müh' hinan,
Um's Hochgericht flattern die Raben.

Sie dringt durch's Geſträuche, ſie wimmert und keucht,
Jetzt hat ſie den Gipfel des Hügels erreicht,
Um's Hochgericht flattern die Raben.

Horch! droben da ſchwirrt es im luſtigen Spiel
Da raſchelt's und regt ſich's mit grauſem Geſchrill,
Um's Hochgericht flattern die Raben.

Aufzettert das Weib da im wilden Schrei,
Der Nachtwind vernimmt es und brauſet vorbei,
Um's Hochgericht flattern die Raben.

Er brauſet vorüber, er ſauſet daher:
Nicht ſuche den Räuber, den blutigen, mehr!
Um's Hochgericht flattern die Raben.

Des geizigen Krämers Traum.

Es hat ein Krämer jahraus jahrein
Dem Krämern geweiht nur ſein ganzes Seyn.

Er hatte gegeizt und gedarbt und geſcharrt,
Sich ſelber den Biſſen vom Mund geſpart.

Der ſah nur mit Groll und mit neid'ſchem Blick
Auf Jeden, den reicher betheilt das Geſchick.

„Ja, wer nur ſo glücklich auch könnte ſein,
Ich Armer, hab' Sorg' nur und Noth allein!"

Da träumte dem Krämer einmal im Jahr,
Er ſei geworden ein König gar.

Darob hatt' er Freude ganz ohne Maß
Als er ſo im Purpur zu Throne ſaß.

Doch dacht' er: „Statt dieſes Purpurs hier
Dient auch wohl mein Flausrock von Wolle mir."

„Den Purpur ich theuer verkaufen kann" —
Raſch zieht er die ſchmutzige Jacke an.

„Die Krone auch viel zu koſtbar iſt,
Die will ich verſilbern zu dieſer Friſt."

„Mein alter Deckel iſt auch noch gut,"
Und ſtülpt ſich auf's Haupt den ſchäbigten Hut.

„Den Thron hier, ſo prachtvoll, und ſchön und weich,
Den kann ich verkaufen im Nachbarreich."

„Statt ihm kann ich nützen wohl eben ſo
Den Seſſel daheim, der von Holz und Stroh."

So ſaß er denn wieder, daß Gott erbarm',
Als König, wie früher als Krämer, arm.

Und wollt ihr jetzt wiſſen, was die Moral? —
Ein Krämer bleibt Krämer allüberall.

Des Todten Freunde.

Sie hatten den Freund zur Ruh' gebracht
Und gingen nun Alle nach Hauſ.
„Der iſt jetzt daheim,“ hat der Eine gedacht,
Der Zweite: „Sein Leiden iſt aus!“ —
Der Dritte ſprach: „Es macht doch Schmerz
Verlieren ſo früh' ſchon den Freund!“ —
Der Vierte: „Nun, wackeres Bruderherz,
Biſt du mit den Deinen vereint!“ —
Der Fünfte: „Auf Erden iſt's nun ſchon ſo!“ —
Der Sechſte: „Ruh' über ſein Grab!“ —
Der Siebente: „Wir waren zuſammen ſo froh,
Weiß nicht, wo ich's wieder ſo hab'.“ —
Der Achte nur blieb ſtumm bis zur Schwell',
Der hatt' nichts geſagt und gemeint,
Dem blinkte im Aug' eine Thräne hell —
Der war ſein beſter Freund.

Die Kinder.

Der Vater fällt den Eichenbaum,
Die Mutter ſpinnt im Hüttenraum,
Sie dreht das Rädchen dort mit Fleiß,
Es ſtrömt ihm von der Stirn der Schweiß;
Die Kinder ſcherzen und ſpielen.

Der Vater hat ein Erb' gethan,
Herrſcht nun im Schloß, ein reicher Mann
Die Mutter lacht beim frohen Mahl,
Die Cymbel gellt zum Goldpokal;
Die Kinder ſcherzen und ſpielen.

Was pfeift durchs Schloß ſo wild der Wind?
Ei ſagt, wo Dach und Fenſter ſind?

Das Schloß der Flamme Opfer war,
Auf Trümmern weint das Ehepaar,
Die Kinder ſcherzen und ſpielen.

Der Vater ſteht im Hinterhalt
Als Räuber dort im finſtern Wald,
Des Wand'rers lauernd, der da geht,
Um Brot ſein Weib am Wege fleht;
Die Kinder ſcherzen und ſpielen.

Was rennt das Volk und ſtrömt zu Hauf? —
Ein Mörder ſchließt den Lebenslauf,
Wie blitzt das Schwert vom Blut ſo roth!
Am Wege liegt die Mutter todt —
Die Kinder ſcherzen und ſpielen.

Die Geborgenen

Es geht der Todtengräber
Hinaus im Morgenlicht,
Ein neues Grab zu graben
Befiehlt ihm ſeine Pflicht.

Auch er iſt reif zur Grube,
Sein Haar ſo weiß wie Schnee,
Doch denkt er an das Sterben,
So faßt ihn tiefes Weh.

Er zählt ja vier der Häupter,
Die ihm gar lieb und werth,
Sein Weib und ſeine Kinder,
Die er im Schweiß ernährt.

Und ſtürb' er jetzt, wie bitter
Wär' dann wohl ihr Geſchick,
D'rum fleht er nun zum Himmel
Mit thränenfeuchtem Blick:

„O Herr, nicht meinetwegen,
Ich fleh' für Weib und Kind,
So lang' nur laſſ' mich leben
Bis die geborgen ſind!“

Und Tage flieh'n und Monde,
Schon bricht der Lenz heran,
Da pocht der bleiche Knöchler
An's Gräberhäuschen an.

Doch iſt es nicht der Alte,
Den er zum Scheiden ruft,
Er reißt von Kind und Gatten
Die Mutter in die Gruft.

Und wieder pocht der Knöchler,
Gilt's jetzt dem Greis? — noch nicht,
Das jüngſte Kindlein trägt er
Hinweg vom Sonnenlicht.

Und nochmals naht der Grimme
Mit ſeiner Würgerluſt,
Und nimmt die letzten Kinder
Dem Vater von der Bruſt.

Und wieder geht der Gräber
Hinaus und gräbt ein Grab,
Doch ſchaut er nicht mit Bangen
Wie ſonſt in dieß hinab.

Jetzt iſt allein ſein Hoffen
Was ſonſt ein Schreck ihm war,
Er weiß ja nun die Seinen
Geborgen — ganz und gar.

Der Weg zum Paradieſe.

„Was will das Kind nur wieder
Am Spittel vor dem Thor,
Was pocht es doch nur immer
Und wimmert ſo davor?“

„„Ich ſuche meine Mutter,
Ach laßt zu ihr mich ein,
Sie trugen vor zwei Monden
Zu euch ſie ja hinein.““

„Du armes, armes Mädchen,
Du dauerſt mich wohl ſehr,
Doch deine Mutter findeſt
Du nun und nimmermehr.“

„Die liegt ſeit ſieben Tagen
Bereits im kühlen Grund,“
So ſpricht der alte Pförtner
Und ſchließt das Thor zur Stund’.

Wohl ſteht da vor dem Spittel
Das Kind und weint und klagt,
Denn nimmer hat’s verſtanden,
Was jener ihm geſagt.

Dann ſchleicht es ſtill und trauernd
Zurück woher es kam,
Zur Alten, die es pflegt,
Seit Gott die Mutter nahm.

Doch ſchon am Morgen wieder
Steht’s vor dem Spittel dort,
Und pocht ſich wund die Händchen
Und will vom Thor nicht fort.

„O Pförtner, ſchlimmer Pförtner,
O laß zum Thor mich ein,
Kann ja daheim nicht bleiben
Wenn fort das Mütterlein.“

„„Dein Mütterlein, du Aermſte,
Für immer dich verließ,
Denn wiß' es nur, ſie wohnet
Ja jetzt im Paradies.““

D'rauf ſchließt das Thor er wieder,
Da ſteht allein das Kind,
Und ſinnt: wie's nur die Straße
Zum Paradieſe ſind'.

Und fort mit nacktem Füßchen,
Im Röckchen dünn und leicht,
Geht's dann auf ſtein'gem Pfade
Das Aug' von Thränen feucht.

Und freundlich frägt es Jeden,
Der ſeinem Weg' ſich naht:
„Wo iſt zum Paradieſe,
O ſagt, der rechte Pfad?“

Doch Jeder ſpricht: „Ho! Kindchen,
Dein Weg iſt rauh und weit,
Geb' Gott in ſeiner Milde
Dahin dir das Geleit'.“

Doch kann auch Keiner künden
Ihm, wo der theu're Ort,
So geht doch unaufhaltſam
Das Mägdlein fort und fort.

Schon ſinkt mit ſeinen Schauern
Herab die finſt're Nacht,

Da faltet fromm die Händchen
Das Kind und betet ſacht.

Dann hinter gold'nen Garben
Puppt ſich die Kleine ein,
Bis wieder mild umſchimmert
Das Feld der Sonne Schein.

Und wieder geht ſie weiter
Und fleht: „O ſaget an,
Wo ich zum Paradieſe
Den Weg nur finden kann?“

Da dauert wohl den Leuten
Das Kind in ſeiner Noth,
Manch' eine fromme Mutter
Beſchenkt's mit Obſt und Brot.

So wandert immer weiter
Von Ort zu Ort das Kind,
Schon ſind ihm wund vom Gehen
Die Füßchen, zart und lind.

Zerrauſt ſind ſeine Härchen,
Die Wänglein hohl und blaß,
Sein dünnes Röckchen träufelt,
Wie iſt's vom Regen naß.

So ſind an vierzehn Tage
Entfloh'n im Lauf der Zeit,
Seit fort das Kind gewandert
Vom Vaterhaus ſo weit.

Und immer mehr entſchwindet
Dem Aermſten Muth und Kraft,
Kaum kann ſich's fort mehr ſchleppen
Auf ſeiner Pilgerſchaft.

Doch ſieh', da ragt ein Kloſter
Zum Wolkenzelt hinauf,
Im Morgenſchimmer flimmert
Der Thürme gold'ner Knauf.

Dahin ſchleppt ſich die Kleine,
Dort ſucht ſie Rath und Troſt,
Schon lehnt ſie müd' am Thore
Und pocht, durchbebt vom Froſt.

Wohl tritt da eine Nonne
Heraus zum Thor geſchwind,
„Was ſuchſt du, ſo verlaſſen,
Bei uns, du armes Kind?"

„„Ich ſuche meine Mutter,
Die mich zum Leid verließ,
Und kann den Weg nicht finden
Zu ihr in's Paradies.""

„Du arme, arme Waiſe,"
So ſeufzt die Gottesbraut,
Und führt hinein die Kleine
Die fragend zu ihr ſchaut."

Doch ach, wie da nur rüttelt's
Mit Ein's das Kind ſo wild,
Hinſinkt's zum Tod' ermattet,
Ein ſterbend Engelsbild.

Wohl eilen all' die Schweſtern
Voll haſt'ger Sorg' herbei,
Geſchäftig fromm ihm bringend
Manch' kräft'ge Arzenei.

Und Jede drängt mit Weinen
Sich zu dem Kindlein ſüß,

Doch ſchon hat das gefunden
Den Weg zum Paradies.

Die Brüder.

Im Schloß des alten Grafen
Da tönt gar bange Klag',
Daß Keiner länger ſchlafen
Auf weichem Pfühle mag.

Herr Ewald hat beſchloſſen
In Ehren ſeine Bahn,
Den edlen Kampfgenoſſen
Ging er, wie ſonſt, voran.

D'rum ſtehen die nun Alle,
O herbes Mißgeſchick!
In düſt'rer Todtenhalle
Mit thränenſchwerem Blick.

Der Knabe dort, der bleiche,
Iſt Ewald's jüngſter Sohn,
Wie hängt der an der Leiche
Und will nicht mehr davon.

„So biſt du nun für immer
Für immer mir geraubt!
Verloren! ach und nimmer
Schau' ich dein theures Haupt!“

Doch horch — ganz dicht daneben
Erklingt's im hellen Schall,
Als zählte Einer eben
Erprobend dort Metall.

Das iſt der Erſtgeborne,
Der wühlt ſich ſatt im Geld.

Indeß um das Verlorne
Ihm keine Thrän' entrollt.

„Hat doch genug der Fromme
Genoſſen dieſer Welt,
's iſt Zeit nun, daß ich komme
Zum Mammon, der mir fehlt!" —

Und als beim Schall der Lieder
Ihm ward das Grab beſtellt,
Da trieb's die beiden Brüder
Zu fahren in die Welt.

Der Jüng're, ſchmerzzerriſſen,
Wirft traurig ſich auf's Roß,
Und ſagt mit Thränengüſſen
Ade dem lieben Schloß.

Er zieht im ſchlechten Kleide
Hinaus, gar arm und ſchlicht,
Sein köſtlichſtes Geſchmeide
Iſt die erfüllte Pflicht.

Doch ſchlecht nur kann verſtellen
Der And're ſeine Luſt,
Denn tauſend Bilder ſchwellen
Mit Hoffnung ihm die Bruſt.

Die Säckel vollgefüllet
Mit Gold und mit Juwell,
In Purpurs Roth gehüllet,
Sprengt er zu Thale ſchnell.

So ziehen beide Brüder
Dahin im raſchen Trott,
Doch ſchaut auf Beide nieder,
Weh' Sünder dir! — ein Gott! —

Und fort durch Wald und Haiden
Treibt jeden ſein Entſchluß,
Da wälzt mit Eins vor Beiden
Sich grollend hin ein Fluß.

Und wie ſie da auch ſpähen
Nach Oſten und nach Weſt,
Kein Steg iſt zu erſehen,
Kein Boot ſich blicken läßt.

Da ſetzen die Geſellen
Keck in die Fluth hinein,
„Ihr Wellen, liebe Wellen,
O wollt uns günſtig ſein.“

Und wie nun fern vom Raine
Sie Wog' auf Wog' umrollt,
Da fühlt der böſe Eine
So ſchwer des Vaters Gold.

Es zieht ihn, wie mit Ketten,
Im Säckel das Gewicht,
Gern würf' er's, ſich zu retten,
Hinweg, doch kann er's nicht.

Und immer mehr erſchweret
Sich fort und fort die Laſt,
Bei jedem Schritte mehret
Sich ſeine Angſt und Haſt.

Der Jüng're aber reitet
Gar ſorglos durch die Fluth,
Und Mann und Roß umgleitet
Des Abends roſ'ge Glut.

Und aus den Wogen lenket
Er bald zu feſtem Grund,

Juſt als den Andern ſenket
Sein Gold hinab zum Schlund.

Das Vöglein.

Es zog durch Wald und Hain
Ein Jäger voll Behagen,
Er ging hinaus zu jagen
Im frühen Morgenſchein.

Ein Vöglein ſah er dort,
Das hieß' er gern ſein eigen,
Doch nahte er den Zweigen,
Huſch, war das Vöglein fort.

Es war ſo ſeltner Art,
Er hatte kein's geſehen
Auf all den Bergeshöhen,
So lieblich, bunt und zart.

Und bei des Vögleins Sang
Zerſchmolz er faſt in Freuden,
Nie hatt' in Wald und Haiden
Gehört er ſolchen Klang.

Doch fort auf ſteter Flucht
Entwich's von Strauch zu Sträuchen,
Er konnt' es nie erreichen,
Wie oft er's auch verſucht.

„Ha!“ rief er jetzt voll Wuth:
„Mußt dennoch mir verfallen!“
Vom Rohr d'rauf hört man's knallen,
O weh' — das galt dein Blut!

Doch Vöglein mit Geſchick
Hob zeitig ſeine Schwingen,

Noch hört's der Jäger ſingen:
„Ade! — ich bin das Glück!“

Der kranke Ritter.

Der kranke Ritter vom Erker ſchau't,
Verblaßt und trüb' und ohne Laut,
Zu Acre traf ihn ein gift'ger Pfeil,
Da iſt für ſein Siechthum wohl nimmer Heil.

Am Himmel der Mond durch's Gewölke zieht,
D'rein ſtarret der Bleiche mit finſter'm Gemüth,
Doch d'runten, im feſtlich beleuchteten Saal,
Erklingt es und ſingt es bei'm vollen Pokal.

Stumm lauſcht er hinunter — die alte Zeit
Geht wieder vorüber an ſeinem Leid,
Da wankt er zur Kammer mit düſter'm Sinn —
Die Stunden der Freude, wo ſind ſie hin?

Und wieder der Ritter vom Erker ſchaut
Als purpurn der Tag auf die Blumen thaut,
Sieh da, ein Mägdlein mit gold'nem Haar,
Luſtwandelt im Thal, wie der Morgen klar.

Gleich Roſen die Wangen, den Nacken wie Schnee,
Den Ritter erfaßt ein unendliches Weh' —
Und düſt'rer noch wankt er zum Lager hinein;
O Liebe, wo iſt jetzt dein Zauberſchein?

Und wieder der Ritter vom Erker ſchaut,
Was blinkt doch da d'runten, was toſ't ſo laut,
Wie Schwertergeraſſel, wie Roſſegeſtampf?
Es zieh'n die Gefährten zu Sieg und Kampf.

Sie reiten vorüber mit lautem Sang,
Mit Freudengejauchz', mit Trompetenklang.

Gebannt an den Zug iſt des Ritters Blick —
„O ſeliges Kämpfen um Siegesglück!“

Und lodernd zum Herzen ſtrömt ihm die Glut,
Fort reißt's ihn mit feurigem Kampfesmuth,
Da ſpringt von der Wunde das hemmende Band —
Und todt ſinkt der Ritter zur Erkerwand.

Der Thürmer.

Der Thürmer ſitzt im Stübchen klein,
Er ſitzt mit ſeinem Gram allein,
Es iſt ſein Lieb im Tod erblaßt,
Da hat der Wahnſinn ihn erfaßt.

Nun ſitzt er dort den langen Tag
Mit ſtierem Blick und ohne Klag',
Doch ruft die Stund' ſo ſäumt er nicht,
Und übt, wie früher, ſeine Pflicht.

Er übet ſeine Pflicht genau,
In dunkler Nacht, im Morgengrau,
Zieht jede Stund' den Glockenſtrang,
Wie matt die Hand, wie bleich die Wang'.

So flieht die Zeit, doch nicht das Leid,
Der Thürmer denkt nur an die Maid,
Er denket nur an ſie allein,
An ihrer Augen ſüßen Schein.

An ihrer Stimme Zauberklang,
An ihres Buſens inn'ren Drang,
An ihres Mundes Feuerkuß,
An Liebesglück und Herzerguß.

Da iſt vorbei ein langes Jahr,
So lang' wie ihm noch keines war,

Juſt iſt's der Tag, an dem die Magd
Ihr Lebewohl der Welt geſagt.

Am Himmel hängt Gewitter ſchwer,
Schwül' iſt die Luft um's Städtchen her,
In ſchwarzen Maſſen zieht's heran,
Der Donner brummt: wo nun die Bahn?

Da rafft der Thürmer raſch ſich auf,
Und ſteigt die ſchmale Trepp' hinauf,
„Mein Lieb iſt todt und lebt nicht mehr,
Muß ihm nun thun die letzte Ehr'.“

„Du ſüße Magd, im engen Schrein,
Muß läuten dich in's Grab hinein,
Muß läuten dich in's Grab, in's Grab,
Möcht' legen mich zu dir hinab!“

D'rauf zieht er wohl den Glockenſtrang,
Daß laut im Thurm' die Glock' erklang,
Er zieht am Strang mit aller Macht,
Daß Alt und Jung beſtürzt erwacht.

„Was ficht doch nur den Thürmer an,
Daß er zur Nacht ſo läuten kann,
Wer ſtarb? — iſt Feuer wo zur Stund'?“
So fragt man ſich im Städtchen rund.

Der Thürmer aber läßt nicht ab,
Er läutet ſeinem Lieb in's Grab,
Er zieht und zieht ohn' Unterlaß
Wie auch vom Schweiß die Stirne naß.

Und ſieh', von grimmer Wuth erfüllt,
Der Wetterſturm vorüberbrüllt,
Hu! Wie das kracht durch Stadt und Hain,
In Feuer ſcheint die Welt zu ſein.

Der Thürmer aber läßt nicht ab,
Mag zucken Blitz auf Blitz herab,
Mag Regen auch und Hagel dicht
Ihm blutig ſchlagen ſein Geſicht.

Er zieht und zieht ohn' Unterlaß,
„Zur Ruh', zur Ruh', mein Liebchen blaß!"
Er zieht und zieht mit aller Macht,
Hilf Gott! Wie raſ't es durch die Nacht!

Da knattert's wild, da ziſcht ein Blitz
Vernichtend zu des Thurmes Spitz',
Riſch! Schlängelt's fort zu Glock und Strang,
Da ſchweigt mit Eins der grauſe Klang.

Da ſchweigt mit Eins der Glocke Klang,
Die ſeinem Lieb der Tolle ſchwang,
Den Thürmer traf der Wetterſtreich —
Nun ſchläft er ſanft bei Liebchen bleich.

Jose mokir Schabbas.

Jose mokir Schabbas nannte
Einen Juden man vor Zeiten,
Weil gefeiert ward der Sabbath,
Wie von ihm, von keinem Zweiten.

War auch keiner er der Reichſten
Von der jüdiſchen Gemeine,
Glänzte doch am Sabbath-Abend
Voll' ſein Haus vom Ampelſcheine.

Und der Tiſch war weiß bedecket,
Nach der heil'gen Thorah Weiſen,
Und beſetzt mit Fiſch und Früchten
Und mit manchen ander'n Speiſen.

Mußt' er gleich die Woche über
Sorgſam auf den Pfennig achten,
War ihm nichts zu theuer, was ſie
Ihm zum Sabbathſchmauſe brachten.

Und ſo lebte fromm und ſtille
Jose, ſo wie es gebräuchlich,
Und für jeden kleinen Kummer
Lohnte ihn der Sabbath reichlich.

Doch zunächſt dem Frommen wohnte
Sira, einer der Genoſſen,
Dem die reichſten ſeiner Kammern
Launenhaft das Glück erſchloſſen.

Doch nicht mochte der den Sabbath
Ehren, wie ihn **Jose** ehrte,
Denn es ging nur all' ſein Streben,
Daß ſein Gold ſich immer mehrte.

Und mit gift'gem Hohne blickte
Dieſer auf den **Jose** nieder,
Wenn den heil'gen Wein der Fromme
Goß auf ſeine Schwelle wieder.

„Ei, was hilft dir's, armer **Jose**,
Daß du hängſt an all' dem Weſen,
Wurdeſt doch um keinen Pfennig
Reicher, als du je geweſen."

„Mir im Hauſe ſtrahlt am Sabbath
Keiner Meſſinglampe Schimmer,
Und mit heil'gem Wein begieße
Ich die Schwelle nun und nimmer."

„Und doch zählt die Schätze Keiner,
Die als eigen ich beſitze,

Darum laß' dein thöricht Treiben,
Iſt es doch zu nichts dir nütze.“

Doch nicht gab der fromme Jose
Sich in Schedims Netz gefangen,
Und kein Sabbath ging vorüber,
Der nicht feſtlich ward begangen.

Sieh' da kam herein zum Thore
Einſt ein Mann, von Gott erfüllet,
Deſſen inn'rem Aug' erſchloſſen,
Was dem Aeußer'n ſonſt verhüllet.

Und zu Sira ſprach der Weiſe:
„Wie du ſtrebeſt auch und trachteſt,
Nimmer wird die Saat gedeihen,
So du nicht den Sabbath achteſt.“

„Denn nur Segen kann erblühen
Aus dem ird'ſchen Gut dem Frommen,
Wiſſe d'rum, was dein, in Kurzem
Wird's in Jose's Hände kommen.“

Bebend hörte dieß der Naſcha,
„Weh', was ſoll ich jetzt beginnen? —
Iſt denn dieſes Spruch's Erfüllung
Nicht durch Liſt noch zu entrinnen?“

Und bald hat er's auserſonnen
Wie am klügſten ſei gehandelt,
Und in Perlen und Juwelen
Iſt ſein Habe bald verwandelt.

Und in ſeine Hutſchnur weiß er
Sorgſam dieſe zu verbergen,
Und ſo flieht er weit von hinnen,
Wie ein Dieb vor ſeinem Schergen.

Mag nicht Ruh' noch Raſt ſich gönnen
Bis ein Schiff ihn aufgenommen,
Dort erſt denkt er, daß er glücklich
Seinem Mißgeſchick entkommen.

Und mit ſchlauem Lächeln ſchaut er
Nach der Fluth, der ſpiegelhellen,
Als vom Haupt den Hut ihm plötzlich
Wirft ein Windſtoß in die Wellen.

Da wohl heult er, ringt die Hände,
Rauft ſein Haar und wirft ſich nieder,
Doch umſonſt, der Hut verſinket
Und kein Auge ſieht ihn wieder. —

Doch als **Jose** d'rauf am Sabbath
Wieder ſitzt im alten Kreiſe,
Und den Hecht er nun zertheilet,
Angekauft um hohe Preiſe,

Ach, da ſtarrte voll Erſtaunen
Auf den Fiſch wohl hin die Menge,
Denn nur Perlen und Juwelen
Blitzten aus des Bauches Enge.

Denn der Hecht, den für den Sabbath
Ihm der Fiſcher aufgedrungen,
Hatte **Sira's** Hutſchnur früher
In des Hungers Gier verſchlungen.

Und ſo zeigte ſich's, daß Wahrheit
War, was der Prefet gekündet
Und im treuen Dienſt des Herren
Ward des **Jose** Glück begründet.

Das Licht am Strande.

Vater, Mutter ſchlafen beide, eingeſcharrt im ſtillen Haus,
Und der Sohn iſt fortgezogen auf die blaue See hinaus,
Nur das Töchterlein noch weilet in dem Häuschen dort am Strand,
Und benetzt mit heißen Thränen ihren Rocken in der Hand.

Eine Hoffnung nur beſeelet ihre Bruſt bei ſolchem Gram,
Da der Tod ihr, ach, die Eltern, das Geſchick den Bruder nahm,
Daß ſie jene wiederfände jenſeits in dem beſſer'n Land,
Daß ihr dieſer wiederkehrte eh' zu lange Friſt entſchwand.

Hat er doch beim letzten Scheiden noch mit thränenfeuchtem Blick
Ihr verſprochen: Liebe Hogne, trau' auf mich, ich kehr' zurück,
Hat ſie doch ihm auch verſprochen, daß ſie jede künft'ge Nacht,
Eine Lampe wolle brennen, immerdar auf ihn bedacht.

Eine Lampe, die allnächtlich aus dem Fenſter, eng' und klein,
Weit hinaus in's Meer verſenden ſolle ihren hellen Schein,
Daß von fern er's könn' gewahren, auch nach jahrelanger Fahrt,
Wie die treue Schweſter ſehnend ſeiner noch am Strande harrt.

Und was Hogne ihm verſprochen, hält ſie auch mit treuem Sinn,
Stellt die Lampe jeden Abend an das kleine Fenſter hin,
Daß der Sehnſucht ſtilles Zeichen, daß der Flamme Flackerglut
Ihre rothe Feuerſäule werfe in die dunkle Flut.

Aber Mond' um Monde ſchwanden, Jahr' um Jahre rollten fort,
Und noch immer ſtand die Lampe, ſo wie einſt, am Fenſter dort,
Und noch immer ſaß Schön-Hogne in dem öden Haus am Strand,
Netzend mit den heißen Thränen ihren Rocken in der Hand.

All' den Schiffern in der Nähe war bekannt der nächt'ge Schein,
Alle wußten, wem er winke in das alternde Geſtein,
Und wenn Einer ſie befragte, dem nicht Schein noch Zweck bekannt,
Sagten ſie: „der Schweſter Sehnen," wird von uns das Licht benannt.

Manchen rührte wohl die Treue in des frommen Mädchens Bruſt,
Mancher wünſchte wohl, er wäre ſolcher Liebe ſich bewußt,
Aber Hognens Blicke mieden Jeden, der von Liebe ſprach,
Denn ihr Sehnen hing am Meere und dem Bruder galt ihr: Ach. —

In dem Häuschen dort am Strande ſitzt ein alt verkümmert Weib,
Hohl das Auge, weiß die Scheitel, hager und gebeugt den Leib,
Und am Fenſter dieſes Häuschens flimmert einer Lampe Schein,
Zeichnend eine Feuerſäule weit in's nächt'ge Meer hinein.

Sagt, das iſt doch nicht das Mädchen, einſt ſo ſchön an Wuchs und Haar.
Ja, dieß Jammerbild iſt Hogne, die ſo jung und reizend war,
Reiz und Jugend iſt entſchwunden, nur die Schweſterliebe nicht,
Und ſie zündet ihrem Bruder immer noch ihr Sehnſuchtslicht.

Wohl die Schiffer ſagten: Hoffe nicht auf ſeine Wiederkehr,
Denn im Meeresſchooß begraben ſieht dein Licht er nimmermehr.
Doch ſie ſprach: „Ihr irrt, nicht lange bin ich mehr von ihm getrennt,
Und ihr werdet's d'raus erkennen, wenn die Lampe nicht mehr brennt."

Und wie früher ſtellet immer wieder ſie die Lampe hin,
Und ihr Herz ſchifft auf dem Meere, in der Ferne ſchweift ihr Sinn,
Zittert auch die Hand am Rocken, wie der Lampe Flackerſchein,
Hält doch feſt ihr Herz am Glauben: „Bald iſt er ja wieder dein!"

Und es ſinkt ein Abend nieder, nebelſchauernd zieht's einher,
Und die Lichter all' verlöſchen, öde iſt's auf Land und Meer,
Aber auch in Hognens Fenſter fehlt zum erſten Mal der Schein —
Sollte wirklich ihr der Bruder vom Geſchick gegeben ſein?

Und im freud'gen Aufruhr eilen hin die Nachbarn ohne Halt,
Seht; am Fenſter lehnet Hogne, doch ihr Leib iſt ſtarr und kalt,
Wohl mit Wehmuth da ein Jeder deſſen, was ſie ſprach, gedenkt:
Denn die Lampe iſt erloſchen und — der Bruder ihr geſchenkt.

Der Raben Mahlzeit.

Der Rabe ſchreit im öden Hain,
Es plagt ihn ſehr des Hungers Pein.

„Du blut'ger Räuber, ſag' an, ſag' an:
Wo ich eine Mahlzeit finden kann?"

„‚Ich ſchlug den Jäger im grünen Thal,
Das iſt wohl für dich ein leck'res Mahl.'"

„Den Jäger d'runten im Thalesgrund,
Bewachet gar treu ſein brauner Hund."

„‚Den Hund auch traf mein gutes Schwert,
Ein doppeltes Mahl iſt dir beſcheert.'"

„Noch ſitzet der Falke des Jägers dort,
Der ſchützet die Beiden und fliegt nicht fort."

„‚Den Falken auch traf mein ſcharfer Bolz,
Der liegt nicht ferne im Tannenholz.'"

„Und liegt er nicht fern, ſo iſt's doch zu licht,
Will ſuchen zur Nacht, jetzt wag' ich's nicht."

Und als die finſt're Nacht ſich genaht,
Da lag der Räuber zu höchſt am Rad.

Da kam der Rabe mit wildem Schall:
„Nun hab' ich gefunden das rechte Mahl!"

Ave Maria.

Der Sturm durchbrauſt des Berges Kamm,
Der Räuber liegt am Eichenſtamm,
Sein Blick hoch in den Lüften irrt,
Ihn freut's, wie das ſo ſauſt und ſchwirrt.

„Wohl" ſpricht er, „wars ein ſchönrer Klang,
Der mir als Kind zu Ohren drang,
Wenn ſie nach heißer Tagesmüh'
Geläutet zum Ave Marie."

„Ach könnt' ich hören nur einmal
In meinem Leben noch den Schall
Vom Heimathsthurm, ſo friedlich ſanft
Wie einſt am grünen Wieſenranft!"

So denkt des Waldes blut'ger Sohn
Und geht zur Höhle, wo im Frohn
Des Laſters ſie beim Zechgelag
Verſchwelgen ihren Sündertag.

Doch kann ſo Wein als Becherklang
Bezähmen nicht den inner'n Drang,
Und klarer wird's ihm fort und fort:
Er muß zu ſeinem Heimathsort.

„Lebt wohl," ſo ruft er alſobald,
„Kann weilen länger nicht im Wald,

Mich treibt ein fremder, inn'rer Geiſt,
Der mich zur Heimath wandern heißt."

„Muß hören dort der Glocken Schall,
Der niederweht in's ſtille Thal,
Und Frieden gibt, wenn Abends ſie
Ertönen zum Ave Marie."

Drob aber lacht der Brüder Schar —
„Willſt werden wohl ein Büßer gar?!
Du Thor, im flachen Lande droht
Aus jedem Buſch dir ſichrer Tod!"

Doch hemmt dieß nicht des Räubers Gang,
Er hört ja nur den ſüßen Klang
Wie einſt, da an des Vaters Hand
Als Kind er ging durch's grüne Land.

Und niederſteigt er aus dem Wald
Zum Thal, vom Abendſchein beſtrahlt,
Und wandert ohne Raſt und Ruh'
Dem ſtillen Heimathsdörfchen zu.

Er geht und geht und wird nicht müd',
Bis wo im Korn der Mohn erblüht,
Bis wo der Theuren Hütten ſteh'n,
Die er ſo lang' nicht hat geſeh'n.

Sind das Soldaten nicht, die dort
Sich ſchleichen um die Felder fort? —
Was kümmert's ihn, er denkt nur, wie
Erklungen das Ave Marie.

Und horch, da tönt's mit mildem Schall
Vom Thurm herab in's liebe Thal.
Es klingt, als ſäng' ein frommes Lied
Die Mutter ihm, die längſt verſchied.

Da wird's ihm klar was er verbrach,
Da wird die Reu' im Innern wach,
Da ſagt ihm jeder Klang ſogleich
Wie Gott an Huld und Gnaden reich.

Und nieder ſinkt er, wo er ſtand,
Und faltet fromm die rauhe Hand,
Und betet ſo, wie er noch nie
Gebetet, zum „Ave Marie.“

Und wie er alſo betend kniet,
Da rauſcht es hinter ihm im Ried,
Und durch den hellen Klang und Schall
Der Glocken kracht ein dumpfer Knall.

Der Räuber ſtürzt, hinſtrömt ſein Blut,
Der Schütze traf nur allzugut; —
Doch ſanft wie Sphärenmelodie
Verhallet das Ave Marie.

Das Hirtenmädchen.

Das Hirtenmädchen zog vom Schweizerland
Als Grafenbraut zum fernen Themſeſtrand.

Sie ließ das Haus, das ſie ſo lang bewohnt,
Die weiße Firne, die in Lüften thront.

Die grünen Matten und den Felſenhang,
Von dem das Alphorn ihr ſo oft erklang.

Das Alphorn, dem ihr Ohr ſo gern gelauſcht,
Und das mit Wonne ſtets ihr Herz berauſcht.

In's Nebelland zog ſie mit ihm dahin; —
Wohl dir, haſt du von dieſem Tauſch Gewinn

Schon hat die enge Stadt ihr Fuß erreicht,
Auftauchet Englands Pracht, die Ferne weicht.

Ein Feenſchloß nimmt ſie als Herrin auf,
Nur Luſt verkürzet ihrer Tage Lauf.

Da naht die Stunde, die mit höchſtem Glanz
Ihr ſchlingen ſoll in's Haar den Myrthenkranz.

Nicht hat geſchont der Graf ſein rothes Gold,
Das Madras ſeinen Vätern einſt gezollt.

Damit nur Ueberraſchung, Luſt und Pracht,
Ihr huldigend als Spende ſei gebracht.

Schon ſitzt die Hirtin dort und ihr Gemahl,
Mit Gold geſchmückt im feſtlich hellen Saal. —

Um ſie der Gäſte lärmend rege Schaar;
Nur Frohſinn wird der Blick ringsum gewahr.

Was bieten kann die alt' und neue Welt,
Mit dem iſt reich des Grafen Tiſch beſtellt.

In Strömen fließt der Franzen beſter Wein,
Und Geig' und Cymbal klingen jubelnd d'rein.

Da winkt der Graf mit freudig ſchlauem Blick,
Und alſogleich verſtummt auch die Muſik.

Was mag geſchehen? — horch! welch ſüßer Klang!
Ganz fern, wie eines Kindes Schlafgeſang.

Als wie ein Wiegenlied, das ſich in Luſt
Und Harm zugleich entringt der Mutterbruſt.

Wie eines Knaben nächtig Liebesfleh'n,
Wie Engelsſtimmen, die um Gräber weh'n.

Es iſt das Alphorn, deſſen ſüßer Laut
Nun freudig überraſchen ſoll die Braut.

Der aber, ach, mit nie empfund'nem Schmerz
Gleichwie ein glüh'nder Pfeil durchbohrt ihr Herz.

Und reglos horcht ſie, einem Bilde gleich,
Das Aug' erſtarrt, die Wange todtenbleich.

Schon reißt der Töne Zaubermacht ſie fort,
Nicht iſt ſie mehr die Braut im Saale dort.

Die Hirtin iſt ſie wieder, die ſie war,
Den Stab zur Hand, den Blumenkranz im Haar.

Und vor ihr liegt die Heimath, morgenhell,
Mit Hütt' und Firne, Wieſe, Wald und Quell.

Und Geiſt und Herz umgarnt vom ſchönen Trug,
Stürzt ſie hinaus, im haltlos raſchen Flug,

Hinaus, von wo mit rührender Gewalt,
Der Ruf der Ihren aus der Heimath ſchallt.

Doch plötzlich ſchweigt der wundervolle Klang,
Noch horchet ſie und athmet ſchwer und bang.

Dann blickt, als wie erwacht aus einem Traum,
Sie rings herum im weiten fremden Raum,

Erkennt mit einmal wieder, wo ſie ſei,
Und ſinkt dahin mit einem lauten Schrei.

Wohl warf der Bräutigam im größten Harm
Vor ihr ſich hin und ſchlang um ſie den Arm;

Allein zu ſpät, denn mit den Klängen ſchwand
Bereits ihr Geiſt und floh zum Heimathland.

Räubers Erwachen.

Der Räuberhäuptling, flüchtig und allein,
Zur Nacht in einer Schenke ſitzt beim Wein,
Von ſchwarzen Bäumen iſt das Haus umhüllt,
Von ſchwarzen Träumen ſeine Bruſt erfüllt.

Und wie das Haupt er ſtützet auf die Hand,
Ein Schattenriß hingleitet an der Wand;
Ein Sünder, der am Hochgerichte ſchwankt,
Sobald im Wind des Lämpchens Flamme wankt.

Wird dir im Schattenſpiel wohl profezeit
Was dich erwartet in der Wirklichkeit?
Der aber ſieht das Schreckbild nicht der Schmach,
Und hängt nur ſeinen finſtern Träumen nach.

In eine Schenke ſieht er ſich verſetzt,
Wo Jugendmuth und Witz die Bolze wetzt,
Der Freudenbecher, der die Sorge zwingt,
Zum „Gaudeamus igitur“ erklingt.

Und lauter ſprudelt, höher quillt der Born,
Da fällt ein Wort, der Zwietracht gift'ges Korn,
Der Degen blitzt, ein Schrei durchſchallt das Haus,
Und — als ein Mörder flüchtet er hinaus.

Und wieder taucht ein Schenkenbild herauf,
Bei vollen Krügen lagern ſie zu Hauf,
Roh und verwildert, ein bachantiſch Rund,
Wie Raub und Mord vereint ſie hat zur Stund'.

Ein frühverlornes Kind, das Aug' voll Glut,
An ſeiner Bruſt in ſchönen Formen ruht,
Mit ihren Locken ſpielend, ſitzt er dort,
Und ſchlürft den Wein, und denkt an Blut und Mord.

Die Zither ſchwirrt, die Becher klirren d'rein,
Da gellt ein Pfiff vom ſchwarzen Wald herein,
Aufſpringt da Alt und Jung, „Nun, d'rauf und d'ran!"
Fort ſtürzt der Troß, der Räuberchef voran.

Und nochmals ſieht er ſich im Schenkenhaus,
Die Holzuhr ſchnarrt, fern ſtöhnt des Winds Gebraus,
Ein Flüchtling, faſt der letzten Kraft beraubt,
Beugt ihm erſchöpfend auf den Tiſch das Haupt.

Da ſchleicht's heran, da raſchelt's an ſein Ohr,
Raſch faßt er nach dem Stahl, und fährt empor,
Allein zu ſpät, ſchon hat zum Widerſtand
Der Schergen Strick entkräftigt ihm die Hand.

Und wie vor dem was wirklich er erlebt
Das Herz ihm nicht im Innern hat gebebt,
So macht ihn beben jetzt ein Traumgebild
Das ſeine blut'ge Zukunft ihm enthüllt.

Und auf vom Stuhle ſpringt er, angſterblaßt,
Da fühlt mit Eins er wirklich ſich erfaßt,
Ein Schrei des Schreckens! — — — und vom Schenkenhaus
Ihr Opfer ſchleppt die Häſcherſchar hinaus.

Stiller Ritt.

Der Mond ſchaut fahl und düſter
Auf Moos und Felsgeſtein,
Ein ſchauriges Geflüſter
Durchhallt den öden Hain.

Da nah't zu Roß ein Krieger,
Vom Schlaf halb eingewiegt,
Er nah't, ein kühner Sieger,
Und dennoch als beſiegt.

Denn unter'm Küraß fließet
Hinab ſein wärmſtes Blut,
Und keine Hand verſchließet
Den Quell von dieſer Fluth,

So zieh't er hin im Sterben,
Mit blutbeflecktem Kleid,
Die Raben ſeine Erben,
Sein Grab die öde Haid.

So zieh't er ſtumm, alleine,
In kühler Winde Weh'n,
Da meint er noch die Eine,
Die fern ihm iſt, zu ſeh'n.

Ihn deucht als wink' hinüber
Sie ihm, ſo hold, ſo mild,
Doch trüber immer trüber
Umflort's das theure Bild.

So trug das Roß ihn weiter,
Mit langſam leiſem Schritt,
Als längſt ſchon ſchlief der Reiter; —
Das war ein ſtiller Ritt.

Das Wiederfinden.

Ein Pilger kam aus weiter Fern',
Möcht' wiederſeh'n die Seinen gern.

Doch ach, ihm iſt ſein Herz ſo ſchwer
„Find' Wen'ge wohl von ihnen mehr.“

Er pocht an's Haus von ſeinem Lieb,
„Ob die wohl noch am Leben blieb?“

‚„Nicht wohnt dein Lieb mehr hier im Haus,
Du findeſt ſie im Friedhof drauß.“‘

Und weinend geht der Pilgrim fort
Und pocht an einem zweiten Ort.

Da hat gewohnt ſein beſter Freund,
‚Ob dem wohl noch die Sonne ſcheint?‘

‚„Dein Freund nicht wohnt in dieſem Haus,
Du findeſt ihn im Friedhof drauß.“‘

Und weiter geht er, ſchmerzbewegt,
Nach einem zweiten Freund er frägt.

Allein auch hier ſagt ihm ein Mund,
Er ſchlumm're ſchon im Friedhofsgrund.

Und ach, um wen er forſcht und frägt
Den hält der Friedhofs-Zaun umhegt.

Da faßt er trüb nach ſeinem Stab'
Und wandert zu der Theu'ren Grab,

Und ſetzt ſich hin auf einen Stein,
Er möchte bei den Schläfern ſein.

Und ſieh, die Nacht umhüllt den Plan;
Da tritt den Greis der Küſter an:

„Nun Alter geht, s'iſt Zeit zur Ruh';
Ich ſchließe jetzt die Thüre zu.“

Doch der bleibt ſtumm — mag nicht mehr fort. —
Er fand ja all' die Seinen dort.

Der Würden Rangſtreit.

In einem Schiffe fuhren
Sechs Männer, der Heimat müd',
Die Einen aus Nord und Oſten,
Die Andern aus Weſt und Süd.

Nie hatten ſie ſich früher
Geſehen irgendwo,
Und daß ſie jetzt ſich fanden,
Nicht macht ſie's trüb' noch froh.

„Aus Spanien,“ ſpricht der Eine,
„Komm' ich vom Tajoſtrand,
Ihr ſeht's am Jago-Orden,
Daß ich ein ſpan'ſcher Grand.“

Der Zweite ſpricht: „Von Frankreich
Macht ich die Tour sur mer,
Dort neigt man mir voll Ehrfurcht
Das Haupt, als würd'gem Pair.

„In England,“ ſpricht der Dritte,
„Begann ich meine Fahrt,
Dort hab' ich Schloß und Pferde,
God dem und nenn' mich Lord.“

„Italien,“ ſpricht der Vierte,
„War's, dem mein Fuß entwich,
Fragt nur nach meiner Villa,
Marchese nennt man mich.“

„Vom fernen Deutſchland zog es
Auch mich zum Meeresſtrand,“
So ſpricht hierauf der Fünfte,
„Und Graf werd' ich genannt,“

Der Sechste: „Eure Würden
Sind all' von gutem Klang,
Doch dünkt mich meine größer,
Denn — Menſch — nennt ſich mein Rang."

Das Bettelmädchen.

Tagtäglich auf der Straße ſteht
Ein hübſches, junges Kind,
Im ſchlechten Kleidchen, ohne Schuh,
Doch zart vom Leib und lind.

Das ſpricht um einen Pfennig an
Jedweden, der da geht,
Und ſelten nur verweigert wird,
Um was die Arme fleht.

Ihr Vater hat gethan, wie ſie,
Er bettelte um Brot,
Und Mutter und Großmutter auch,
Doch nun ſind alle todt.

Nun ſteht verlaſſen und allein
Dort auf dem Weg das Kind,
Und fleht ſo rührend, fleht ſo hold:
„Ach, ſeid doch mild geſinnt."

Doch ſieh, da lächelt plötzlich ihm,
Wie unverhofft, das Glück,
Gewandelt hat ſich wunderbar
Der Bettlerin Geſchick.

Denn eine reiche Erbin ward
Das Kind, ſo nakt und arm.
Du friſches, junges, frohes Kind,
Nun flieht wohl all' der Harm.

Nicht mehr auf ſtaub'ger Straße ſtehſt
Du jetzt mit naktem Fuß,
Und die beſchenkt dich, neigen nun
Sich dir mit lautem Gruß.

In Gold und Seide hüllt ſich jetzt
Die Maid, ſo hold und ſchlank,
Und ſchläft auf Flaum und ſpeiſ't auf Gold
In Sälen hoch und blank.

Doch iſt ſie fröhlich nicht, wie ſonſt,
Wie das nur kommen mag?
Und kann nicht ſchlafen in der Nacht,
Nicht freuen ſich am Tag.

Der ſtaub'gen Straße nur gedenkt
Sie immerdar allein,
Wo ſie gebettelt ohne Schuh',
Im Kleidchen, ſchlecht und klein.

Und ſchließt ihr Auge ſich im Schlaf,
So ſteht am Straßenſaum
Sie dort, wie einſt, vergnügt und arm,
Als Bettlerin im Traum.

Ei horch, was tönt für wilder Schall
Mit Einmal durch die Stadt,
Der Feind durchſtürmt die Straßen all'
Und wird nicht Plündern's ſatt.

Schon bricht er zu dem ſtolzen Sitz
Der Erbin ſich die Bahn,
O weh, du arme Maid, nun iſt's
Um all' dein Gut gethan.

Schon theilet ſich die wüſte Schar
Wild lachend in ihr Gold,

Zertrümmert iſt ſo Tiſch als Schrank,
Nicht blieb das Glück dir hold!

In Flammen lodert auf das Haus,
Die Mauern ſinken ein;
Und wieder auf der Straße ſteht
Die Aermſte dort allein.

Doch trauert ſie nicht allzuſehr
Wie groß auch ihr Verluſt,
Denn mit dem Reichthum fiel ihr auch
Ein Stein von ihrer Bruſt.

„Hab' Dank, hab' Dank, du guter Gott!“
Ruft ſie mit frohem Sinn,
„Daß du mich wieder haſt gemacht
Zu einer Bettlerin!“

Und raſchen Fußes, ohne Gram,
Verläßt ſie d'rauf den Ort,
Und bettelt auf dem ſtaub'gen Weg
Vergnügt wie früher fort.

Die beiden Sterbenden.

Es lagen Zwei zum Sterben
Im Spittel an der Wand,
Mit ſeinem Trank, dem herben,
Der Tod zwiſchen ihnen ſtand.

Schon reichte er den Becher
Zur Rechten dort dem Mann,
Da ward er immer ſchwächer,
Als er den Trunk gethan.

Doch ſelbſt im herbſten Wehe
Blickt' er noch lächelnd d'rein,

„Herr, wie du willſt geſchehe,
Du riefſt ja ſelbſt mich ein!“

D'rauf nahet dem zur Linken
Der Tod mit düſter'm Gruß,
Der möcht' nicht gerne trinken,
Doch jener ſpricht ſein: muß.

Ha, wie der bebt und ringet
Und zagt an Gottes Huld,
„Weh! Weh' mir! — denn mich bringet
In's Grab — die eig'ne Schuld!“

Der Verräther.

Jung Elmar ſchreitet durch den Wald
Im ſpäten Dämmerſchein,
Da kommt, gar blühend von Geſtalt
Ein holdes Jüngferlein.

„Dich bringt ein günſt'ger Zufall her,
Waldröslein, roth und weiß,
Nach dir allein nur trägt Begehr
Mein Herz ſo ſtürmiſch heiß!“

Allein die Magd, von ſtrenger Zucht,
Entringt ſich ihm gewandt,
Wie er auch fleht und droht und flucht
Von wilder Gier entbrannt.

Da aber ſchwillt in ihm der Zorn,
Da kennt er kein Gebot,
Da bricht er einen Stab vom Dorn
Und ſchlägt das Mägdlein todt.

Doch als vor ihm die Schöne liegt
So blutig, ach, und bleich,

Iſt auch des Zornes Quell' verſiegt,
Da faßt die Reu' ihn gleich.

Und raſtlos flieht er durch den Wald
Und flieht durch's weite Land,
Des Wolfes Schlucht ſein Aufenthalt
Vor Sturm und Sonnenbrand.

So flieht er, wenn die Sterne hell,
Vor aller Menſchen Blick,
Doch immer treibt's zu jener Stell'
Gewaltſam ihn zurück.

Und wieder kommt er zu dem Platz
Wo er die That vollbracht,
So kommt ein Hirſch nach wilder Hatz
Zur ſichern Eichennacht.

Und einen Hügel ſieht er dort
Darauf ein Bäumchen ſchlank,
Wer pflanzte nur auf dieſen Ort
Das Mahl, zu ſchlechtem Dank?

Doch wie er näher tritt dem Grab
Entringt ſich ihm ein: Ach!
Denn jenes Bäumchen iſt der Stab,
Den er vom Zaune brach.

Und von geheimen Grau'n erfaßt
Entflieht er da auf's Neu',
Und gönnt ſich weder Ruh' noch Raſt,
Wo er auch immer ſei.

Hinflüchtet er von Land zu Land
Durchſchiffet Strom und See,
Doch an des Indus fernſtem Strand
Gibt's Troſt nicht für ſein Weh.

Schon iſt ergraut ſein braunes Haar
Veraltert die Geſtalt,
Und wieder drängt's, faſt — wunderbar
Ihn zu dem Grab im Wald.

Und wieder vor dem Hügel ſteht
Er dort im öden Raum,
Doch ſieh' das Bäumchen duftumweht,
Iſt nun ein mächt'ger Baum.

Weit breitet der die Zweige aus
An grünen Blättern reich,
Die flüſtern laut ins Windgebraus,
D'rob wird Herr Elmar bleich.

Die rauſchen, wie kein and'res Laub
Die liſpeln ihm ins Ohr:
„Erkennſt du, was aus blut'gem Staub
Gewachſen hier empor?“

„Was du als Werkzeug dir erwählt
Zur grauſenvollen That,
Das iſt's, was ſie nunmehr erzählt
Jedwedem der da naht.

„Verrathen haben wir ſie längſt
Die deinem Stab entkeimt,
Dem Jäger, deſſen flücht'ger Hengſt
Mit Geifer uns beſchäumt.“

„Dem Rehlein, das vor ihm mit Haſt
Entflohen, keuchend, bang,
Dem Vogel, der auf unſ'rem Aſt
Ein munt'res Liedlein ſang,“

„Dem Mond, der uns ſein Silber lieh,
Dem Quell in tiefer Kluft,

Den Wolken, die ſo ſpät als früh
Geſegelt durch die Luft.“

„Dem Weſt, der lieblich uns umkoſ't,
Der Sonn' die uns gelacht,
Dem Nord, der heulend uns umtoſ't,
Und jedem Stern der Nacht.“

„Nun weiß es alle alle Welt
Was Blut'ges du gethan,
Unrettbar iſt das Netz geſtellt,
Den Mörder d'rein zu fah'n.“

Da ſinkt Herr Elmar bleich dahin
Und weint in bitt'rer Reu,
Denn klar nun iſt es ſeinem Sinn,
Daß er verloren ſei.

Und eh' er's ſelber recht noch weiß
Verkündet ſchon ſein Mund
Dem Richter, was er racheheiß
Verübt in böſer Stund.

Und als das Laub des Morgens Hauch
Bewegt in roſ'ger Glut
Hat ſeine That der Sünder auch
Geſühnt mit ſeinem Blut.

Der Wolke Wanderung.

Halb ein Kind der Meereswelle,
Halb ein Kind der heit'ren Luft,
Steigt die Wolke, morgenhelle,
Auf aus ihrer naſſen Gruft.

Und ſie ſieht die Erde prangen,
Und ſie ſchaut des Meeres Pracht,

Und in Freude und Verlangen
Zieht ſie fort mit Sturmesmacht.

Und ſie kann nicht ſatt ſich ſchauen
An der Erde Herrlichkeit,
An den Fluren, Bergen, Auen,
Und dem Wunderbau der Zeit.

Doch da ſchaut mit Einemmale
Sie der Menſchen Thun und Kampf,
Sieht im wilden Wogenſchwalle
Blut und Trümmer, Blitz und Dampf.

Sieht auf Flächen Kriegerheere
Würgen ſich in grimmer Wuth,
Sieht des Landmanns Kummerzähre,
Stadt und Dorf in rother Glut.

Sieht im Frohn der Sclaven Rücken
Bluten unter'm Geißelſchlag,
Und den Schwelger im Entzücken
Jubelnd bei dem Zechgelag'.

Sieht den Stolz in Gold ſich blähen
Und für Noth und Armuth taub,
Sieht die Unſchuld untergehen
Und die Kunſt der Rohheit Raub.

Sieht wie Zucht und Tugend fliehen,
Wie ſich Bahn das Laſter bricht,
Und nicht weiter mag ſie ziehen
Und es trübt ſich ihr Geſicht.

Und dem Himmelszelt, dem reinen,
Klagt ſie, was ſie ſchau'n gemußt,
Klagt's und wirft ſich dann mit Weinen
An der Erde Mutterbruſt.

Das Vaterland.

„Fahre hin für alle Zeiten,
Falſches Vaterland!
Und für immer ſei zerriſſen,
Was mich an dich band!“

Alſo rief, im raſchen Zürnen,
Eines Jünglings Mund,
Grünen Stab in kräft'gen Händen
Zog er fort zur Stund'.

Zog hinaus viel hundert Meilen
Ueber Berg und Thal,
Schmucke Häuſer, bunte Triften,
Fand er allzumal.

Volle Becher, ſüße Blicke,
Manchen Druck der Hand,
Aber ach, es war doch immer
Nicht ſein Vaterland.

Und ſo zog er immer weiter,
Weilte hier und dort,
Aber immer trieb es wieder
Ihn auf's Neue fort,

Jahre ſchwanden, bleich geworden
War ſein braunes Haar,
Was die Heimath ihm erſetze
Sucht er immerdar.

Und er kann den Ort nicht finden
Unter'm Sonnenlicht,
Was die Heimath ihm erſetzet
Iſt auf Erden nicht. —

Und den Stab nun wendet wieder
Gramgebeugt der Greis,
Nach der Heimath, der verſchmähten,
Lenket er die Reiſ'.

Eine Hoffnung, ach, geleitet
Ihn nur noch am Stab',
Dort das müde Haupt zu legen
In der Väter Grab.

Und mit Schluchzen ſinkt er nieder
An dem theu'ren Ort:
„Vaterland, es iſt dein Name
Doch kein leeres Wort!“

Das Licht auf der Haide.

Die Haide liegt öde und wüſt und leer,
Die Nacht nur ſchauert darüber her.

Es ſeufzet der Wind auf wilder Flucht
Dem Wanderer gleich, der die Herberg ſucht.

Da blinkt noch ein Lichtlein aus nied'rem Haus
Auf einſamer Steppe zur Nacht hinaus.

Es ſcheint faſt, als wär's zwiſchen Himmel und Feld
Das einzige Licht auf der ganzen Welt.

Doch glimmt's ſo verlaſſen, ſo trüb und allein,
Als brennt' es bei einem Todtenſchrein. —

Gar fern von dem Hüttchen, viel Meilen weit,
Da ſchreitet ein Mann durch die Dunkelheit.

Hinab und hinan, ſo luſtig frei
Ein einſamer Krieger auf öder Baſtei.

Der Federbuſch flattert, es knarret der Sand,
Wie hin er geht an des Walles Rand.

Jetzt ſtehet er ſtille am Ravelin
Und blickt in die Ferne und ſtarrt dahin.

Er blickt nach den Wolken von Regen ſchwer,
Er blickt nach den Gräben, ſo öd' und leer.

Da ſieht er im Geiſte auf ferner Haid
Das flimmernde Licht in der Einſamkeit.

Nicht ſpürt er es mehr, wie der Wind erbrauſt,
Er denkt nur an Sie, die im Hüttchen hauſt,

Er denkt nur der Zeit, wo mit raſchem Schritt
Er wieder hinein zu der Fernen tritt.

Und heißer durchſtrömt es die Bruſt dabei
Dem träumenden Burſchen, auf ſeiner Baſtei.

Doch ſiehe das Lichtlein im niedern Haus
Das flimmert und flimmert und löſcht nicht aus.

Das glimmt ſo verlaſſen, ſo trüb und allein,
Als ſtänd' es bei einem Todtenſchrein.

Ein einſames Grab.

Auf einer wüſten Inſel
Da iſt ein einſam Grab,
Zwei alte Weiden nicken
Nur traurig dort hinab.

Das gähnt ſo ſchwarz und offen,
Recht wie ein Todesſchlund,
Doch liegt, der d'rin geſchlafen
Nicht mehr im tiefen Grund.

Es mußte wiedergeben
Das Grab, was es verbarg,
D'rum iſt's nun ohne Todten,
D'rum iſt's nun ohne Sarg.

Ein grauſes Nichts nur brütet
Jetzt dort im nächt'gen Raum,
Und ſchaurig ſchwebt darüber
Manch blutigfinſt'rer Traum.

Doch brauſet zu den Bäumen
Der Sturm heran vom Meer,
Dann ſchwirrt's und brauſt's als zöge
Zum Kampf ein grimmes Heer.

Dann dröhnt's wie Trommelwirbeln,
Als wie Trompetenruf,
Dann klingt's wie Panzerraſſeln,
Zu flücht'ger Roſſe Huf.

Wenn aber ſich zum Weſte
Umwandelt d'rauf der Sturm,
Dann tönt's wie banges Seufzen
Aus tiefem Kerkerthurm.

Dann klingt's wie Abendläuten,
Weit hergeweht vom Wind,
Dann ſchallt's wie ſchmerzlich Weinen
Um ein verlornes Kind.

Blumenballaden.

Die beiden Lilien.

Eine Lilje, keuſch erblüht,
Steht auf ſand'gem Felſengrunde,
Wo ſie einſt des Zufalls Hand
Hingepflanzt in böſer Stunde.

Unter ihr, im grünen Teich,
Rings von kühler Flut umfloſſen,
Eine and're Lilje ſteht,
Jung wie ſie emporgeſchoſſen.

Und die Lilje auf dem Fels
Blickt zur andern ſehnend nieder,
Und die Lilje in der Flut
Blickt zu ihr voll Sehnſucht wieder.

Und jedwede ſenkt das Haupt
Tief hinab mit leiſem Weinen,
Denn ſie fühlen's, nimmer wird
Sie ein günſt'ger Stern vereinen.

Und ſo ſtehen Beide dort,
Ihrem herben Loos ergeben,
Ihre Blicke nur, voll Harm,
Wechſelnd hin und wieder ſchweben.

Doch da kommt ein grimmer Sturm
Hergebrauſt mit wildem Toben,
Der entreißt der Wurzeln Haft
Jene eine Lilje droben.

Wirft ſie nieder in die Flut
Wo die and're ſchwankt und nicket,
Aber freud'gen Sinnes ruft
Noch die Lilje, die geknicket:

„Habe Dank, o Sturm, daß du
Uns vereinigſt noch hienieden,
Beſſer, bei den Lieben tod,
Als am Leben und geſchieden.“

Schneeglöckchen.

Noch zieh'n die Wolken düſter,
Die Erde deckt noch Schnee,
Da ſchaut des Lenzes Küſter
Hervor mit Sehnſuchtsweh'.

Es iſt das Blumenglöckchen,
Das guckt hervor voll Scheu,
Ob's wohl im dünnen Röckchen
Zu kalt nicht droben ſei?

Es guckt nach allen Seiten
Und ſchüttelt trüb ſein Haupt,
Nur rauhe Winde ſtreiten
Kein Baum noch iſt belaubt.

Das faßt ein tiefes Grämen
Das kleine Blumenherz,
Da muß es Abſchied nehmen,
Muß wieder grabeswärts.

„Ade, ihr lieben Blumen,
Hätt' euch ſo gern' geſeh'n,
Wenn Bienlein euch umſummen,
Iſt's längſt um mich geſcheh'n.“

„Ade, ihr duft'gen Roſen,
Ihr Veilchen zart und fein,
Wenn Weſt und Falter koſen,
Wird's freudlos um mich ſein!“

Doch ſieh', auf luftigen Schwingen
Kommt ſchon ein Weſt daher,
Dem folgt mit freud'gem Singen
Ein Vöglein über's Meer.

Dem Vöglein folgt ein Zweites,
Was ſollt' es auch allein,
Und fröhlichen Geleites
Zieht Frühling hinterdrein.

Wie da zu ſüßen Freuden
Iſt Blümleins Herz entflammt,
Doch will es ſelbſt im Scheiden
Verrichten noch ſein Amt.

Da läutet ohn' Ermatten
Der Küſter, klein und ſchwach,
Aus ihren Gräberſchatten
Die Blumenſchläfer wach.

Doch kaum noch, mit Geflüſter
Erſteh'n ſie aus dem Grab,
Sinkt auch der kleine Küſter
In ſeines ſchon hinab.

Waldblume.

Eine blaue Glockenblume
Im finſter'n Walde blüht,
Als wie ein Stern, der einſam
Ueber einer Wüſte glüht.

Es ſtreckt vom feuchten Boden
Des Wald's allein'ger Flor,
Das Moos, die zarten Aermchen
Zur Lieblichen empor.

Die Vöglein im Gezweige
Beäugeln der Blume Pracht
Und ſingen zu ihrem Lobe,
Und träumen von ihr zur Nacht.

Zuweilen auch ſchwebt ein Falter
Daher den düſter'n Raum,
Der ſieht die ſchöne Blume
Und traut den Augen kaum.

Und flattert in frohen Kreiſen
Um ihrer Schönheit Glanz,
Und herzet und küßt die Blume
Berauſcht von Wonne ganz.

Da ſtört den Waldesfrieden
Einſtmal ein Mann gar frech,
Mit haſt'gen Späherblicken
Und einer Büchſe von Blech.

Der murmelt, wie ſein Auge
Die Blum' nur wird gewahr:
„Sieh da, eine Campanula,
Ein ſeltenes Exemplar!

Zieht d'rauf hervor ein Meſſer
Und ſchneidet die Blume ab,
Und ſteckt ſie in ſeine Büchſe
In's blecherne Pflanzengrab.

Dann ſchreitet er, froh der Beute,
Hinaus aus der Waldesnacht,
Nicht ahnend um welche Freuden
Er Vogel und Falter gebracht.

Zecher- und Keller-Sagen.

Der Meiſtertrunk.

Zu Hüffelsheim in der Schenke
Erſchallt ein Luſtgebraus,
Es zecht mit den Geſellen
Der Gaugraf drin im Haus.

Da iſt Herr Dhaun, als Zecher
Bekannt am ganzen Rhein,
Der Sponheim und der Stromberg,
Die auch nicht gram dem Wein.

Doch ſieh, auch noch ein Fremder
Tritt jetzt zur Thür hinein,
Der ſcheint kein alſo froher
Geſell wie ſie zu ſein.

Ergraut ſind ſeine Locken,
Gar ärmlich ſein Gewand,
Der ſetzt ſich, fern den Zechern,
Ganz hinten an die Wand.

Die aber kümmert wenig
Der alte düſt're Mann,
Die ſchau'n nur in die Becher,
So tief ein jeder kann.

„Ihr Herrn," ruft nun der Gaugraf,
„Wohl mundet uns der Trank;
Doch laßt die Zeit uns würzen
Auch jetzt mit einem Schwank."

„Seht hier den Reiterſtiefel
Er ragt mir bis an's Bein,
Den füll' ich bis zum Rande
Vollauf mit edlem Wein."

„Und wer mit Einem Zuge
Ihn leert bis auf den Grund,
Dem ſei das Schlößlein Waldeck
Zu eigen in dieſer Stund!“

„Ihr wißt, das Schloß gehörte
Einſt einem tücht'gen Herrn,
Dem biedern Hans von Waldeck,
Der trank wie ihr ſo gern.“

„Und weil er's hat vertrunken,
Der nimmerſatte Gauch,
So ſoll's der beſte Trinker
Nach ihm bekommen auch.“

„D'rum langt jetzt zu, ihr Herren,
Des Wein's iſt wohl genug,“
So ruft der Gaugraf lachend,
„Es gilt nur einen Zug!“

Verwundert ſtarrt wohl Alles
Den rieſ'gen Stiefel an,
Doch wagt von all den Zechern
Sich auch nicht Einer d'ran.

Es ruft Herr Dhaun: „den Becher
Leer aus, wer will und mag!“
Der Sponheim d'rauf: „Ich trinke
Solch Maß nicht all mein Tag!“

Herr Stromberg kraut am Kopfe:
„Den Zug den laſſ' ich ſein,
Den thut wohl Hans von Waldeck
Auf dieſer Welt allein.

Da plötzlich tritt der Fremde
Zu ihnen raſch heran,
Und faßt mit kräft'gen Händen
Den Rieſenſtiefel an.

Und ſpricht: „Ihr habt's errathen,
Dazu hat er den Muth;
Denn wißt, ich bin der Waldeck,
Der den Beſcheid euch thut."

D'rauf ſetzt er ohne Säumen
Den Stiefel an den Mund,
Und trinkt — und trinkt bis dieſer
Geleert bis auf den Grund.

Ha, welch Gelärm und Jubel
Erfüllt nur da das Haus!
„Das iſt ein Zug, beim Geyer!"
So ruft der Gaugraf aus.

„Doch wie ich's hab' verſprochen
Soll's auch gehalten ſein,
Das Schloß, du wack'rer Zecher,
Iſt nun für immer dein."

Da drückt der alte Ritter
Des Grafen Hand gar warm,
Dann aber ſinkt er plötzlich
Dem Nächſten in den Arm.

Und lächelt im Verſcheiden
Noch all die Andern an:
„Den Trunk ihr Herr'n, den hab' ich
Für Weib und Kind gethan!"

Der Säufer Meerfahrt.

Einſt ſaßen luſt'ge Brüder
Im niedern Schenkenhaus,
Die ſangen munt're Lieder
In Wind und Nacht hinaus.

Sie ſprachen unter andern,
So wie's der Burſchen Art,
Von ihrem früh'ren Wandern
Von mancher künſt'gen Fahrt.

Nicht Kartenſpiel noch Kegeln
Schien ihnen all ſo ſehr.
Erfreulich, als zu ſegeln
Auf endlos ſlachem Meer.

Und wie ſo durch's Gewäſſer
Sie's treibet g'rad' und krumm,
Da wurden immer größer
Die Zöpfe rings herum.

„Ja Schiffen, Freunde, Schiffen!
Sagt, was darüber geht!
Vorbei an Fels und Riffen,
Von Möv' und Sturm umweht."

„D'rauf laßt die Gläſer klingen
Mit lautem Ruf und Schall,
Hurrah! Auf Vogelſchwingen
Geht's nun in's weite All!"

So jubeln ſie und trinken
Mit donnerndem Juchhe,
Da will es ſie bedünken
Als ſei'n ſie ſchon zur See.

Wie wankt doch die Kajüte,,
Wie klirret Glas an Glas!
„Ei, ei, Herr Sturm, ich bitte,
Verderb' er nicht den Spaß!"

Doch wilder ſtets erbrauſet
Das weinentflammte Blut,

Da wähnen ſie, es ſauſet
So Meer als Sturm voll Wuth.

„Zu Hilfe! Ach, wer rettet
Uns jetzt aus dieſer Noth?
So war es nicht gewettet,
Die Fahrt bringt uns den Tod!“

„„Geſchwind: was iſt zu machen,““
Ruft Einer bleich wie Schnee,
„„Daß uns mit ihrem Rachen
Verſchlinge nicht die See?““

„Der Raum iſt voll zum Berſten,“
So lallt ein Hag'rer d'rein,
„D'rum denk' ich, werft den Schwerſten
Von uns in's Meer hinein.“

„„Ja ja, in's Meer hinunter!““
So brüllt's aus einem Mund,
Sonſt geht das Fahrzeug unter,
„Nur ſchnell hinab zum Grund!“

„Seht doch, liegt da nicht Einer
Seekrank ſchon unter'm Tiſch?
So feiſt wie der iſt Keiner
Hinab mit ihm, nur friſch!“

Sodann den Trunk'nen packen
Die Andern mit Rumor,
Daß ſeine Glieder knacken,
Und zerren ihn hervor.

Und werfen d'rauf, mit Blicken
In denen Wuth und Tod,
Hinaus den armen Dicken
Zum Fenſter — in den Koth.

Doctor Fauſt in Salzburg.

Zu Salzburg in dem Keller da geht es luſtig zu,
Ob auch im Schloſſe droben ſchon Alles liegt in Ruh',
Da klingen hell die Becher, da ſprudelt kühler Wein,
Da ſchallt's vom luſt'gem Singen, vom Lärmen und von Schrei'n.

Da ſitzet bei dem Humpen ein langer, bleicher Mann,
Mit einem ſchwarzen Mantel iſt dieſer angethan,
Ein Hut mit ſchwanken Federn auf trotz'ger Stirn ihm ſitzt,
Darunter kühn und feurig ſein dunkles Auge blitzt.

Zur Seit' von dieſem, ſtrecket ein widriger Geſell'
Sich aus im rothen Wamſe, das Antlitz wüſt und grell,
Ein ſpitzig Hütlein decket ſein Haupt und wilde Glut
Entſprüht aus ſeinem Blicke, der auf dem Nachbar ruht.

Und um die Beiden ſitzen noch dort der Zecher vier,
In bunten Sammetkleidern, mit ſtolzer Ketten Zier,
Die heben wild die Becher und ſtoßen mächtig an:
„Das gilt dem Ritt von heute, das nenn' ich wohlgethan!“

Schon iſt darob der Schaffner erwacht im Herrenhaus,
„Beim heiligen Rupertus, woher der Saus und Braus?
Hat einlogirt die Hölle mit ihren Teufeln all',
Daß alſo frech durchgellet das Haus ſolch' wüſter Schall?!“

Aufweckt er die Getreuen und ſteigt ſodann hinab
Die feuchten Marmortreppen in's finſt're Kellergrab,
Noch kann er's nicht begreifen, wie die nur da hinein
Durch die verſchloſſ'nen Thüren gekommen zu dem Wein.

Und doch — er hört ja deutlich, wie's d'rinnen hallt und ſingt,
Wie Becher laut an Becher, wie Sang und Zither klingt,
Aufſchließt er raſch die Pforte, die Wang' voll Zornesglut
Und heißt die Seinen harren und tritt hinein voll Muth.

Doch ſieh', — der Mann im Mantel, ſo feurig, kühn und bleich,
Erblickt im Nu den Schaffner und ſpricht ihn an ſogleich:
„Willkommen wackrer Meiſter, nur friſch in unſer Rund!
Fürwahr das iſt ein Tropfen, ſo kräftig als geſund.“

Am Arm faßt ihn der Rothe und zieht ihn hin zum Tiſch,
Vor Staunen iſt der Schaffner verſtummt gleich einem Fiſch,
Schon füllet ihm den Becher ein luſtiger Kumpan:
„Hochauf, Herr Kellermeiſter, nun klinget muthig an!“

Da geht es an ein Trinken, da ſchäumt das edle Naß,
Es füllen ſich die Becher, als gält's das letzte Faß,
Da klingt und ſchwirrt die Zither, da ſchallt es vom Geſang,
Wie's wohl ſeit Menſchendenken noch niemals dort erklang.

Und mitten in dem Treiben verblüfft der Schaffner ſitzt,
Doch Keiner mag's beachten, wie er auch zürnt und ſchwitzt,
An ſeinem Ohr vorüber brauſt Sang und Jubel fort.
Und füllt mit wirren Tönen den ſchweigend düſter'n Ort.

Jetzt aber hebt der Bleiche ſich auf und ruft: „'s iſt Zeit!
Nach Wittenberg in Sachſen, ihr Herren, iſt's noch weit,
Friſch auf, und nun zu Roſſe, Herr Schaffner habet Dank,
Ihr gebt wohl das Geleite, wir ſcheiden ohne Zank!“

Und auf die Straße zerret mit Lachen ihn die Schar,
Ihm iſt, als ſei benebelt er ſelber ganz und gar,
Da breitet ſeinen Mantel der ſchlanke, bleiche Mann —
Hui geht's da in die Lüfte — und alle hängen d'ran.

Das iſt ein ſeltſam Fuhrwerk, bei ſich der Schaffner denkt,
Als er ſo mit den Andern am Mantel d'roben hängt,
Da ſehen ihn die Seinen, kaum trauend ihrem Sinn,
„Heda, Herr Kellermeiſter, ſagt an, wo fliegt ihr hin?!“

„Zum Teufel!“ kreiſcht der Schaffner, „zu dem ihr längſt gehört!“
Indeß er feſt ſich klammert, erbebend und verſtört,

Und weiter geht's im Fluge hin über Stadt und Thurm,
Hin über Wieſ' und Berge wie wilder Hagelſturm.

Schon will ſein Arm erlahmen, ſchon ſtöhnt er manches: Ach,
Da ſenkt ſich lächelnd nieder der Bleiche allgemach,
Und ſetzt den armen Schaffner, weil alſo er verzagt,
Auf eines Baumes Wipfel, der dort zum Himmel ragt.

„Und nun lebt wohl, Herr Schaffner, laßt euch die Fahrt nicht reu'n,
Der Wein aus eu'rem Keller, er that uns baß erfreu'n,
Das meldet eurem Herren und ſagt, der heut' gehauſ't
Bei ihm mit all' den Seinen, das war der: Doctor Fauſt.“

Er ruft's und ſauſ't von hinnen mit den Geſellen ſein,
Bald ſah im hohen Wipfel der Schaffner ſich allein,
Doch erſt am Morgen wieder kam er auf feſten Grund,
Und that nun allenthalben den Schwank des Zaub'rers kund.

Der fröhlichſte Zecher.

Es ſaßen drei Geſellen
Wohl in des Schenken Haus,
Aus ihrem Blick, dem hellen,
Sah nichts als Luſt heraus.

Der Eine war gekommen
Von weiter Wanderſchaft,
Dem ruft man rings Willkommen
Beim Glas voll Rebenſaft.

Da faßt er froh den Becher
Mit echtem Honigſeim,
Und jauchzt im Kreis der Zecher:
„Juchhe, wer wieder heim!“

Da ſaß auch noch ein Zweiter
Gar froh und lebensfriſch,
Wie der ſah Keiner heiter
Von Allen dort am Tiſch.

Das Glück auf dieſem Runde,
Sonſt nie dem Burſchen hold,
Hat überhäuft zur Stunde
Ihn reich mit Gut und Gold.

D'rum faßt er jetzt den Becher
Mit freudeglüh'ndem Blick,
Und jauchzt im Kreis der Zecher:
„Juchhe, wem hold das Glück!"

Da ſaß auch noch ein Dritter,
Der ſprach kein einzig Wort,
Gleichwie der ſtumme Ritter
Saß er vergeſſen dort.

Der leerte ſtill den Becher
Voll inn'rer Freude aus —
Und denkt — der frohſte Zecher
War der im ganzen Haus.

Nicht merkten's die im Kreiſe
Ob froh er, ob betrübt,
Er ſprach ja nur ganz leiſe:
„Juchhe, was treu ſich liebt!"

Der Säuferkönig.

Zu Elrich ſind verſammelt,
Das volle Glas in der Hand,
Die größten aller Säufer
Vom ganzen Sachſenland.

Da gilt's ein ſcharfes Trinken
Und einen ſchönen Dank —
Das iſt ein gülden Kettlein
Gar ſchwer und hell und blank.

Wer wird den Preis erringen
Als Held des Zechermahls?
Wer wird das gold'ne Kettlein
Sich hängen um den Hals?

Heiſſa, das iſt ein Schlürfen
Als gält's das tiefe Meer,
Schon wird der Kopf ſo Manchem
Vom vielen Schlürfen ſchwer.

Schon ſinket da und dorten
Manch Einer unter'n Tiſch;
Von Klettenberg der Junker
Nur trinkt noch wie ein Fiſch.

Schon hat geleert der Schwelger
Den dreißigſten Pokal,
Nun ſitzt, ein blut'ges Nordlicht,
Er ganz allein im Saal.

Er hängt das gold'ne Kettlein
Sich um den Hals und lacht:
„Hei, wie ſie da nur liegen,
Das nenn' ich eine Schlacht!"

„Von all den tapfern Zechern
Bin übrig ich allein,
D'rum iſt, als ihres König's,
Nun auch die Kette mein."

„Jetzt bringt mein Roß, ihr Burſche!"
Ruft d'rauf der Junker aus,

„Und hebt mich in den Sattel,
Damit ich komm' nach Haus.“

Mit großer Müh' nur bringen
Vier Knechte ihn hinauf;
Da ſteigt das Roß und brauſet
Dahin im ſchnellſten Lauf.

Mit ſeinem ſchwanken Reiter
Braust's über Stock und Stein,
Schon trabt es in die Vorſtadt
Von Klettenberg hinein.

Da läuten und klingen die Glocken
Im nahen Gotteshaus,
„Aha, das ruft zur Vesper
Beim heil'gen Nicolaus!“

„Da ſollte wohl auch ſputen
Sich unſ're Majeſtät,
Zu ſeh'n, wie's dir, du Alter,
In deiner Clauſe geht?“

„Doch mag ich ſo nicht nahen
In Demuth, wie der Troß,
Nein, wie's für einen König
Sich ziemt, komm' ich zu Roß.“

Er ſpricht's und preßt dem Pferde
Die Sporne in den Bauch,
Und ſteht mit lautem Lachen
Schon vor dem Kirchlein auch.

Aufſchreien da die Frommen
Und fahren bleich empor;
Doch lauten Hufes klappert
Der trunk'ne Mann durch's Thor.

Wohl ſtäubt da auseinander
Die fromm vereinte Schar,
Der Prieſter nur ſchaut ruhig
Auf ihn vom Hochaltar.

Ha! wie ſich bäumt der Rappe,
Er will nicht fort vom Platz;
Doch wieder ſpornt der Junker,
Als ging's zur tollſten Hatz.

Da, mit den Vorderhufen
Greift der mit einmal aus,
Und ſetzt mit einem Sprunge
Durchs ganze Gotteshaus.

Doch kaum, daß er die Stufen
Erreicht am Altar dort;
So ſpringt von allen vier Hufen
Wie Glas das Eiſen fort.

Allein zugleich auch ſchleudert
Das Roß, von Schreck durchbebt,
Von ſich den Säuferkönig,
Daß er zulängſt gelebt.

Wohl ſtarren da die Frommen
Bleich auf den blut'gen Graus,
Und werfen dann ſich nieder
Vor'm heil'gen Nicolaus.

Die Eiſen aber, welche
Das Roß beim Sprung verlor,
Sah man noch lang dort hängen
Zur Warnung über'm Thor.

Die Türkenflaſchen zu Großwardein.

Vor Großwardein gelagert das Heer der Ungarn liegt,
Kyniſi Pál, ihr Führer, das Haupt voll Sorgen wiegt,
Dieweil der Sely Baſſa den Sitz ſich dort erwählt,
Und nimmer konnt' befreien die Stadt der Ungarheld.

Schon fünfmal rief die Trommel zum Sturme ſie hinan,
Doch warf der Feind ſie immer zurück die Siegesbahn,
D'rum blickt voll Groll Kyniſi hinauf zu Wall und Schloß,
D'rum droht ihn zu verlaſſen der unzufried'ne Troß.

Da zeigt der Sely Baſſa ſich auf des Thurmes Rand,
Und ſtellt fünf volle Flaſchen d'rauf hin mit ſeiner Hand,
Er thut's den Feind zu höhnen mit ihrer Stürme Zahl,
Und ruft ſodann: „Ihr Chriſten, verſucht's doch noch einmal!“

„Und kommt in eure Hände das Schloß, das jetzt noch mein,
So will der Gnade Mahom's ich nimmer würdig ſein,
So will ich dieſe Flaſchen ausleeren bis zum Grund,
Mag auch ſein Zorn mich treffen noch in derſelben Stund'.“

So ruft der freche Türke, d'rob faßt gar grimme Wuth
Den tapfern Pál Kyniſi, heiß kocht in ihm das Blut,
„Wohlan zum Sechſtenmale, und wirſt du jetzt nicht mein,
So will ich hier verhauchen, mein Leben vor Wardein!“

Und wieder lärmt die Trommel, und wieder brauſt's im Sturm
Hinan die luſt'gen Leitern, hinauf zu Wall und Thurm,
Da knallt's aus hundert Röhren, da fliegt Bolz und Stein,
Von Pfeilen wird verdunkelt beinah' der Sonne Schein.

Schon häufen ſich die Leichen zum ſchauerlichen Wall,
Der Bruder reißt den Bruder mit ſich im grauſen Fall,
Schon wollen wieder weichen die Ungarn ſchreckerfüllt
Wie alſo das Verderben hernieder tobt und brüllt.

Da aber denkt Kyniſi, jetzt Wardein, oder nie,
Und klimmt durch Dampf und Flammen, ſein Herz nicht ſchrecken die,
Jedwede Hand des Helden ein Schwert in Lüften ſchwingt,
So wie Kyniſi immer in's Schlachtgetümmel bringt.

Wie wettert's da zur Rechten, wie flammt es Links dazu,
So fährt der Blitz vom Himmel, der Tod folgt d'rauf im Nu,
Hinmäh't er ganze Rotten zur Erde, blutig, bleich,
Ha, folgen da die Seinen, ha, klingt da Streich um Streich.

Erobert iſt die Veſte, die Ungarfahne weh't
Vom Thurm, vor dem als Sieger, der Pál Kyniſi ſteht,
In Ketten ihm zu Füßen der ſtolze Baſſa bebt,
Es ſagt's ihm ſein Gewiſſen, nun hat er ausgelebt.

Da ſpricht der Held: „Das Leben, ſei Baſſa dir geſchenkt,
Doch daß du all die Meinen durch frechen Hohn gekränkt,
Das ſollſt du jetzt mir büßen, wie ſelbſt beſtimmt dein Mund,
Und ſollſt fünf volle Flaſchen ausleeren bis zum Grund."

Fünf Flaſchen, vollgefüllet vom beſten Ungarwein,
Läßt Pál Kyniſi bringen ſogleich d'rauf nach Wardein,
Die ſtellt er hin dem Baſſa, „Nun thu' wie du geſagt,
Ich will doch ſeh'n wie Türken der Ungarwein behagt."

Zu Schnee verbleicht die Wange, das Aug' vom Grimm geſchwellt,
Schaut dieſer auf die Flaſchen, die hin vor ihm geſtellt,
Er iſt ein echter Moslim, der nie den Eid noch brach,
Und nun muß er bedecken ſein Haupt mit ſolcher Schmach.

Nur mühſam holt er Athem, jetzt ſammelt er ſich Kraft,
Und langet nach dem Weine, allein ſein Arm erſchlafft,
Nun blickt er auf zum Himmel, ſeufzt nochmals tief und ſchwer,
Dann faßt er raſch die Flaſche, und trinkt — und trinkt ſie leer.

Wie röthet da ſein Antlitz des Ungarweines Glut,
Nun langt er nach der Zweiten, zu Feuer wird ſein Blut,

Doch will ſein Wort er löſen, trotz Schwur und Alkoran,
Und voll von Ingrimm faſſet er ſchon die Dritte an.

So trinkt mit ſtarken Zügen der Baſſa fort und fort,
Doch flehet er um Gnade auch nicht mit Einem Wort,
Schon treibt's die glüh'nden Augen ihm weit zum Kopf heraus,
Und jede ſeiner Mienen zeigt Ekel, Wuth und Graus.

Doch trinkt er ohne Säumen, ſtets mehr und mehr betäubt,
Je heft'ger ſich ſein Inn'res dagegen ſtemmt und ſträubt,
Jetzt gilt's die letzte Flaſche. „Nun friſch, noch einen Zug!“
So ruft mit Hohn Kuniſi, „dann Baſſa iſt's genug!“

Der aber blickt verachtend auf ihn, ſetzt an den Mund
Die Flaſche d'rauf und leeret ſie aus bis auf den Grund,
Dann ſchmettert er zu Scherben ſie noch an einem Stein,
Und ſtürzet ohne Leben zur Erde hinterdrein. —

Noch ſieht man zum Gedächtniß an dieſes Strafgericht
Alldort an einer Mauer, die Geisblatt rings umflicht,
Fünf Flaſchen eingehauen, wenn gleich von roher Hand,
Die noch die Türkenflaſchen von Großwardein benannt.

Der Erbe.

Beim dicken Brauer, drauß vor dem Thor
Da ſchallt es und hallt es im wilden Chor.

Da ſitzet der tolle Student von Prag
Im lärmenden Kreis beim Zechergelag'.

„Hallo! Nun ſchenket vom Beſten ein!
Bald iſt ja der Mamon des Onkels mein.“

„Hab' lange gedarbet und lang' geharrt
Auf das, was der Alte zuſammengeſcharrt.“

„Doch eh' noch vorüber der dritte Tag
Iſt Erbe des Ohm's der Student von Prag!“

Juheiſſa! da tönt es mit lautem Schall,
Da klingen und klirren die Becher all'.

Da lachen die Brüder und rufen im Rund:
„Ihm werd' eine ſelige Sterbeſtund'!“

Und als nun vorüber der Tage drei
Da drängt ſich das Volk durch die Gaſſe herbei.

Dá wallt aus dem Hauſe des Ohm's ein Zug,
Eine Bahre inmitten die Menge trug.

Doch der in der Bahre gebettet lag,
Der war — der tolle Student von Prag.

Éljen a' király *).

Welch ein Lärmen in der Schenke!
Geig' und Cymbal ſchallen d'rein,
Und der Werber, der gelenke,
Bietet tanzend Geld und Wein.

„Auf, wer wird noch länger ſäumen?
Friſch zum Handſchlag reicht die Hand!
Müſſen bald die Roſſe zäumen,
Jagen durch der Haide Sand.“

„D'rum, ihr Magyarenſöhne!
Von der Väter Muth durchglüht,
Laßt den Andern Pflug und Fröhne,
Da für Euch der Lorbeer blüht!“

---

*) Wird: Eljen a' kiral ausgeſprochen.

Und die raſchen Burſche drängen
Kühn zum Werber ſich hinan,
Und mit wilden Cymbalklängen
Schallt ihr Jubel himmelan.

Nur ein kräftig ſtolzer Junge
Hört mit Gram das Aufgebot;
Doch dem Armen iſt die Zunge
Für den Klang der Rede todt.

Mächtig drängt's ihn, hinzutreten,
Mitzufechten als Magyar;
Doch der Stummheit Eiſenketten
Schließen aus ihn von der Schar.

Darum blinkt ſein Aug' in Thränen,
Ballt ſich krampfhaft ſeine Fauſt;
Doch umſonſt iſt Harm und Sehnen,
Und der Zorn, der ihn durchbrauſt.

Sieh' da ſchwenkt der Werber wieder
Hoch den Krug und jauchzt ſodann:
„Éljen a' király! ihr Brüder,
Wer ein Held, der klingt mit an!"

Und mit Toben ſtürmen Alle
Auf den Ungarreiter los,
Und es jauchzt mit wildem Schalle:
Éljen, a' király! der Troß.

Ach, da kann der Stumme nimmer
Zähmen ſeines Herzens Glut,
Und, das Aug' in feuchtem Schimmer,
Stürzt zum Werber er voll Muth;

Faßt ein Glas, im höchſten Grimme
Ueber ſeiner Ohnmacht Qual,
Schwingt's und ruft — mit lauter Stimme:
Éljen, éljen a' király!

Staunend blickt wohl auf den Jungen
Alles da, erſtarrt zu Stein; —
Doch der ſchlägt von Luſt durchdrungen
In die Hand des Werbers ein.

Und in Worten, voll und tönig,
Leiſtet er den Eid der Treu',
Denn die Lieb' für ſeinen König
Gab die Sprache ihm auf's Neu'!

Mack Jan.

Im Schenkenhaus bei dem Foyers-Fall
Ausſtürzet Mack Jan den vollen Pokal.

Wild donnert in's Ohr ihm der Katarakt,
Wo tödtlicher Schwindel die Sinne packt.

Doch klingt für Mack Jan nur der Becherſchall,
Was kümmert ihn Schwindel und Waſſerfall.

So ſitzt er und trinket in frohem Muth,
Die Stirn ohne Falten, die Wang' voll Glut.

Da mahnet die Stunde; doch fällt der Schnee
Stets dichter und dichter von neblichter Höh'.

„He Schenke! gefüllt nun zum letzten Mal
Den Becher, dann geht's über'n Foyers-Fall."

„Wie?" frägt da High-Gregor, „was fällt Euch ein?
Ueber'n Foyers-Fall führt nur ein Baum allein." —

„Von Felſen zu Felſen ein einzelner Baum,
Der kaum für den Fuß eines Menſchen Raum."

„Und d'runter der Abgrund mit Wog und Giſcht,
Der wild bis zu Häupten dem Wand'rer ziſcht."

„Ein Baum! ha! da iſt ja des Raum's genug!
Wohl ſchlimmere Pfade mein Roß mich trug!"

Und als er nun ſtehend den Trunk geleert,
So ſchwingt ſich Mack Jan auf ſein wildes Pferd.

Vergebens beſchwört ihn des Freundes Mund;
Schon ſteht er am gähnenden grauſen Schlund.

Wohl ſcheut da ſein Roß vor den luft'gen Pfad,
Den nimmer vor ihm noch ein Huf betrat.

Es bäumt ſich und ſteigt und ſchäumt in's Gebiß,
Es fühlt's, auf dem Pfad ſei der Tod ihm gewiß.

Doch wilder ſtets treibt es der trunk'ne Mann
Mit Schlägen und Stößen den Baum hinan.

Schon ſchwebt's wie in Lüften und keucht und ſchnaubt,
Mit triefenden Mähnen, des Muth's beraubt.

Jetzt wankt es — es ſtürzt! Noch rafft es ſich auf!
Ein Schritt — und erreicht hat's den Fels darauf. —

In Makjans-Hall jetzt der Reiter ruht,
Er träumt noch am Morgen von Wein und Fluth.

„Wie iſt mir doch! — Nahm ich denn nicht den Weg
Vergang'ne Nacht über'n Foyers-Steg?"

„Wie? — nicht doch! — darüber da geht kein Huf,
Den Paß zieht kein Reiter, den Gott erſchuf." —

„Und doch! — nein beim Himmel! — und doch 's iſt geſcheh'n! —
Mit eigenen Augen will ich es ſeh'n!"

Und wieder zum brauſenden Foyers-Fall
Hinreitet Mack Jan mit klingendem Schall.

Und als er am Abgrund nun ſteht und ſchaut
Dem eigenen Aug' nicht der Reiter traut.

Von Felſen zu Felſen, ſo ſcharf gezackt,
Ein Baum nur und — d'runter der Katarakt,

Mit Sauſen und Brauſen zu ewiger Nacht
Sich wälzend und ſtürzend in toll'ſter Jacht.

Der Baum nur, darüber gewagt er den Ritt,
Und d'rauf noch die Spuren von jedem Schritt,

Die Hufe im Schnee. — Ihn erfaßt ein Graus,
Und zitternd und bleich zieht er wieder nach Haus.

Es ſchwebt ihm vor'm Auge allein nur der Pfad,
Der luftige, ſchwindelnde, den er betrat.

Er ſieht nur den Baum, der ſo ſchmal und nakt,
Er hört nur den Donner vom Katarakt.

So peitſcht ihn der Schrecken durch Schnee und Hain,
Mit Glut im Gehirn und mit Froſt im Gebein.

Wohin er ſich flüchtet, da ſtarret der Baum,
Da klafft ihm entgegen der Höllenraum,

Da donnert in's Ohr ihm mit grauſem Takt,
Der ſauſende brauſende Katarakt.

Und eh's noch getagt über'n Foyers-Fall,
Liegt Mack Jan als Leiche in Makjans-Hall.

Volksſagen.

Der Peſſerſtein.

Herr Erlach und Rudi, die Junker kühn,
Sie ſitzen und ſchwelgen bei'm Wein,
Die Augen flammen, die Stirnen glüh'n,
Ihr Blick ſtarrt wie dräuend darein.

Sie ſchauen hinunter zum dämm'rigen Wald,
Zu Hütte und Schlößlein und See,
Da faßt es ihr Inn'res mit rieſ'ger Gewalt,
Als wie ein tiefnagendes Weh.

„Und ſollen wir immer, als hielt uns ein Bann,
Hier ſchmachten im öden Geſtein,
Nach Thaten nur dürſtet der kräft'ge Mann
Der Greis mag der Ruhe ſich weih'n.“

„Doch wahrlich nicht raſten ſo müßig ſoll
So müßig nicht raſten dieß Schwert,
Nicht lang' und die Sanduhr des Alten iſt voll,
Und dann iſt uns Freiheit beſcheert.“

„Dann mögt ihr erzittern, ihr Herren im Thal
Der Phönix entſteigt dann der Glut,
Dann ſollt ihr, ihr Gnommen, im gleißenden Stahl,
Erkennen vom Adler die Brut.“

D'rauf ſtießen zuſammen die wüſten Zwei
Die Becher in trunkener Luſt,
Und tranken und ſtießen zuſammen auf's Neu'
Mit flammendurchloderter Bruſt.

Doch als d'rauf am Morgen das ſchwelg'riſche Paar
Aufſchrecket der goldene Schein,
Da trat an dem Stabe, mit weißem Haar,
Ihr Vater, der greiſe, herein.

Der heißet ſie nehmen ſo Mantel als Schwert,
Heißt Beiden zu folgen ſogleich,
D'rauf geht er, zur Erde das Antlitz gekehrt,
Das Antlitz ſo finſter und bleich.

Doch ſieh, in dem Burghof da ſtehen ringsum
Die Söldner gewappnet zumal,
Die Weiber mit Bündeln, betrübt und ſtumm,
Verſammelt in reicher Zahl.

Verwundert wohl ſchauen die Junker d'rein,
Der Alte doch ſchreitet durch's Thor,
Da flüſtern die Beiden: „Was ſoll das ſein,
Was hat doch der Alte nur vor?“

Der aber geht ruhig hinaus zum Schloß,
Steigt nieder zum Thale den Pfad,
Es folgen die Söhne, es folgt der Troß,
Der Bahn, die der Alte betrat.

Und als er gelangt an des Berges Rand,
Der Führer, da weilt er ſofort,
Und ſchaut auf die Junker, und faßt ihre Hand
Und ſpricht dann zu ihnen dieß Wort:

„Ihr habet bedrohet bei'm nächt'gen Gelag'
Den Frieden, der heimiſch im Gau,
Weil trotzend und kühn ſich erhebt vom Hag
Das Schloß eu'rer Väter in's Blau.“

„Ihr habet bedrohet, ich hört' es gar wohl,
Die Thäler mit Flamme und Raub,
Doch ſchwör' ich's, die niedrigſte Hütte, ſie ſoll
Durch euch nicht zerfallen zu Staub.“

„Jetzt blicket noch einmal hinauf zu dem Schloß,
Das einſt eu're Ahnen gebaut,

Das Schloß, dem nur Adel und Tugend entſproß,
Zum letztenmal habt ihr's erſchaut."

D'rauf ſchwenket der Alte, mit lautem Halloh,
Hochauf in den Lüften den Hut,
Und ſiehe, da lodert gleich Binſe und Stroh
Die Veſte in flammender Glut.

Wohl ſtarret da Jedes voll Schrecken hinauf,
Erbleichend die Jünglinge ſteh'n,
Sie ſehen in Flammen das Schloß bis zum Knauf
Und glauben es kaum was ſie ſeh'n.

Doch heller und heller die Lohe entſteigt,
Aufwirbelt's und flackert's ſo wild,
Schon ſtürzen die Mauern, der Thurm ſich neigt,
Vom Rauch iſt die Sonne verhüllt.

Da wendet der Alte ſich nochmals und ſpricht:
„Das Erbe der Väter iſt hin,
Nun ſchleudert von euch, als ein Nattergezücht,
Den frechen vermeſſenen Sinn."

„Denn beſſer iſt's, daß es zerfalle zu Stein,
Und ihr ohne Heimath und Dach,
Als daß ihr drinn' hauſet, dem Lande zur Pein,
Und eueren Ahnen zur Schmach."

Da ſtarrten beſchämt wohl die Beiden ſich an,
Der Nebel vor'm Auge zerſtob,
Sie ſanken auf's Knie vor dem Edlen ſodann,
Der gerne die Reu'gen erhob.

Noch blicken des Schloſſes Getrümmer vom Main
Hinunter in's lachende Thal,
Noch nennt es der Schweizer den Beſſerſtein
Weil Edles begründet ſein Fall.

Brunhilde von Tyrol.

Graf Wilhelm zog aus ſeinem Schloß,
Im ſchönen Land Tyrol,
Zu Maxens Heer mit Mann und Roß
Von Siegeshoffnung voll.
Nur was vor allem werth und lieb
Dem Grafen war, Brunhilde blieb
Zurück in Thrän' und Klage;
So lautet im Volk die Sage.

Gleich einer Nonne lebte nun
Brunhildis dort allein,
Getrennt vom irrd'ſchem Glück und Thu'n,
Auf ödem Felsgeſtein,
Und dachte nur an ihn, der fern,
Gefolgt dem Zuge ſeines Herrn,
Das Schwert bereit zum Schlage;
So lautet im Volk die Sage.

Schon war's ein Mond, ſeitdem der Graf
Von ihr den Abſchied nahm,
Und ihr der einz'ge Tröſter: Schlaf,
Verſcheuchte noch den Gram,
Als einſtens ſie, daß Gott erbarm'!
Erwacht, umſtrickt von Mannesarm,
O ſchrecklichſter der Tage! ––
So lautet im Volk die Sage.

„Was wollt ihr?" rief ſie und erblaßt
Als ſie den Frevler ſchaut,
Doch dieſer hält ſie eng' umfaßt:
„Dich will ich, meine Braut!
Den Rottenburger nennt man mich,
Der holte heim zum Weibe dich,
Nun fort zum Luſtgelage!" —
So lautet im Volk die Sage.

Wohl ſinkt Brunhilde auf ihr Knie'
Mit thränennaſſer Wang',
Doch wilder nur umſchlingt er ſie,
Durchglüht von ſünd'gem Drang,
Und zerret ſie mit wüſtem Sinn
Am Eſtrich zu dem Fenſter hin,
Nicht nützt ihr Fleh'n und Klage; —
So lautet im Volk die Sage.

D'rauf ſchlinget er ihr langes Haar
Sich um die kräft'ge Fauſt,
Und auf die Leiter, die da war
Am Fels, vom Wind umbrauſt,
Zwingt er zu ſteigen alſogleich
Die Magd, die ſtarr und ſchreckensbleich
Erbebt der grauſen Lage; —
So lautet im Volk die Sage.

Und langſam klimmt hinab das Paar
Die ſchauervolle Bahn,
Und klimmt und klimmet immerdar
Doch iſt noch fern' der Plan,
Und immer feſt am Haare hält
Der Ritter ſie, von Glut beſeelt,
Nicht achtend was er wage; —
So lautet im Volk die Sage.

So klimmt er raſtlos mit der Magd
Bis zu dem Felſenhorn,
Wo eine zweite Leiter ragt
Empor aus Stein und Dorn,
Und wieder muß durch harten Zwang
Beginnen ſie den Schreckensgang,
Wie ſie davor auch zage; —
So lautet im Volk die Sage.

Vergebens, ach, nach Rettung ſucht
Brunhilde fort und fort.

Allein da iſt kein Weg zur Flucht,
Da hilft nicht That noch Wort,
Doch halt — da fällt ihr Eines bei,
Ein Weg noch iſt's, der macht ſie frei
Von Schande, Schmach und Plage; —
So lautet im Volk die Sage.

Und ſchnell gereift iſt ihr Entſchluß,
Nicht anders kann es ſeyn,
Und haſtig ſtemmt den einen Fuß
Sie gegen das Geſtein
Und ſchnellt mit rieſenkräft'ger Hand
Zugleich die Leiter von der Wand,
Hinſauſt's mit wildem Schlage; —
So lautet im Volk die Sage.

Ein Schrei durchſchnitt die nächt'ge Luft,
Ein Krachen folgte d'rauf,
Tief unten in der ſchwarzen Kluft
Erſcholl es bis hinauf,
Dann wieder war es rings herum
Gleichwie im Grabe todt und ſtumm
Im Thal und auf dem Hage; —
So lautet im Volk die Sage.

Des Tag's darauf, zu tiefſt im Grund
Des wüſten Felsgeſtein's,
Fand man die Beiden todt und wund,
Zerſchmetterten Gebein's,
Die Herrin und den Räuber wild,
Ein Engels- und ein Teufelsbild,
Das Thal erſcholl von Klage; —
So lautet im Volk die Sage.

Als d'rauf der Graf in's heim'ſche Land
Zurückkam aus der Schlacht,
Sah er mit Blut betüncht die Wand
Bis in der Schlünde Nacht,

Und da er hörte was geſcheh'n,
Da mocht' auch er nichts weiter ſeh'n,
Er ſtarb am ſelben Tage; —
So lautet im Volk die Sage.

Jäger Füßli.

Möge Jeder doch befragen
Sein Gewiſſen, eh' er handelt,
Ob auch nicht in das Verderben
Führ' der Pfad, auf dem er wandelt.

Jäger Füßli, Jäger Füßli,
Kehre um von deinen Wegen,
Denn was du zu thun geſonnen,
Bringt in's Haus dir keinen Segen

Doch des Füßli böſe Gierde
Weiß den Warner zu vertreiben,
Und ſein Engel muß entfliehen,
Wie er gern auch möchte bleiben.

Eingehüllt in nächt'ges Dunkel
Wandert er zur Waldkapelle
Nicht zu beten, nein, zu rauben
Naht er ſich der heil'gen Schwelle.

Schon erbricht er dort das Pförtchen,
Wühlt's ihm kalt gleich durch die Haare;
Nimmt das Bild der reichgeſchmückten
Jungfrau von dem Hochaltare.

Schreitet dann zurück in Eile,
Blickt um ſich mit ſcheuem Spähen,
Ob, was frevelnd er begangen,
Auch kein Menſchenaug' geſehen.

Wohl kein Menſchenaug' erblickte
Das, was ſelbſt ihn macht erbleichen,
Doch der Ew'ge hat's geſehen,
Und ſein Arm wird dich erreichen.

Schon mit ſeiner Beute iſt er
Angelangt im nächt'gen Hauſe
Hu, wie kalt! — Die morſchen Laden
Klappern laut im Windgebrauſe.

Da entfacht er raſch die Kohlen,
Reißt ſodann mit frechen Händen
Von dem Bild die Perlen, Münzen,
Sammt den andern Opferſpenden.

Wirft das Bild d'rauf in die Flammen,
Die es glüh'nden Arm's umfangen,
Daß es nicht dem Tag verrathe,
Was er frevelnd Nachts begangen.

Ha, wie flackert's da und züngelt's
Aufwärts an der finſtern Eſſe!
Doch zum Kruge greift der Füßli,
Daß er auf ſein Thun vergeſſe.

Freut ſich, daß es vom Kamine
So im Sturm zum Schlotte raſſelt,
Und das Bildniß und ſein Rahmen
Bald in hellen Gluten praſſelt.

Und nicht ſäumt er, immer neuen
Muth ſich aus dem Krug zu holen;
Doch die Flamme, die geſchäft'ge,
Schlängelt weiter ſich verſtohlen.

Hüpft und ſpielt, ein blaues Mäuschen,
Um die Balken, um die Dielen,

Züngelt wieder dann, wie Schlangen
Heuchelnd um ihr Opfer ſpielen.

Plötzlich bricht es durch die Aeſte,
Die um's Dach ſich ſchützend breiten
Und in hellen Flammen lodert
Füßli's Haus von allen Seiten.

Auf von ſeinem Sitze taumelt ·
Bleich, erſchreckt der trunk'ne Jäger,
Sieht von Flammen ſich umwirbelt
Immer enger, wilder, reger.

Als ein Häſcher ſpringt und langet
Schon nach ihm die Glut behende,
Wirft ihm feurig rothe Ketten
Um die räuberiſchen Hände.

Schreiend, brüllend, wälzt der Füßli
Bald ſich auf dem glüh'nden Bette;
Daß er doch den Warner früher
Nicht betäubt im Innern hätte! —

Nur auf ſchwarzgebrannte Knochen
Blickte d'rauf des Tages Helle,
Doch bei Ryderswill bezeichnet
Noch ein Kreuz des Frevels Stelle.

Donauweibchen.

Die Fiſcher tanzen beim Mondenſchein
Sie ſingen und tanzen den Ringelreih'n.

Sie tanzen am grünen Donauſtrand
Es flattert im Winde ihr leichtes Gewand.

Da ſchallt ein Geſang aus dem ſchilfichten Hag
Der tönet als wär' es ein Nachtigallſchlag.

Und luſtigen Schrittes ein Weibchen hold
Die Fiſcher erblicken, mit Flechten wie Gold.

Mit ſchwellenden Gliedern, geſchürzt bis an's Knie,
So Reizendes ſchaute ihr Auge noch nie.

„Wer biſt du? von wannen? was treibſt du allhier?"
„„Ich lebe vom Waſſer, juſt eben wie ihr.""

„Und lebſt du vom Waſſer, ſo reich' uns die Hand
Und tanze mit uns hier den Reihen am Strand."

„So tanze und ſinge dazu uns ein Lied,
Bevor noch die Stunde des Frohſinn's entflieht."

Da ſinget das Weibchen, da lagern im Nu
Die Andern im Kreiſe und horchen ihm zu: —

„Ich wohne in einem kryſtall'nen Pallaſt,
Wo Nymphen den Wink mir befolgen mit Haſt."

„Ich trinke aus Golde den würzigſten Trank
Und eſſe aus Schüſſeln von Silber gar blank."

„Ich ſchmück' mit Corallen und Perlen mich ſchön
Und tanz' mit Geſpielen bei Harfengetön,"

„Und ſchlafe auf Kiſſen, die weicher wie Flaum
Von Blumen umfächelt im gaukelnden Traum."

„Doch lieber als Perle und Gold und Geſtein
Iſt mir eine Stunde beim ländlichen Reih'n."

„Iſt mir eine Stunde am ſäuſelnden Strand
Bei munterer Jugend im Fiſchergewand."

So ſang dort das Weibchen dem horchenden Rund,
Da hüllte in Wolken der Mond ſich zur Stund.

Und als er auf's Neue die Schimmer ergoß,
Fort war da das Weibchen, ein Traum der zerfloß.

Wohl ſtarrten die Fiſcher zum ſchilfichten Hag,
D'raus aber erklang's noch wie Nachtigallſchlag.

Da wußten ſie's Alle, da ward es nun klar,
Die Nixe der Donau beim Fiſchertanz war.

Und oft noch verſuchten auf heimiſchem Ried
Die Fiſcher zu ſingen der Fröhlichen Lied.

D'rum klingt auch noch jetzt in den Fiſchergeſang
Solch' fremder, die Herzen ergreifender Klang.

Ban Sukowitſch.

Im düſter'n Saal, auf ſeid'nen Kiſſen liegt
Ban Sukowitſch, in Schlummer eingewiegt,
Vom Richtplatz kommend, wo auf ſein Gebot
Manch edler Slave ſtarb den Henkertod.

Zur Seite ihm Jezid, der Würger, ſteht,
Den Ban zu hüthen bis ſein Schlaf verweht,
Auf's Beil geſtützt des nerv'gen Arm's Gewicht,
Blickt der dem blaſſen Schläfer in's Geſicht.

Wie athmet dieſer doch ſo bang' und ſchwer
Und wälzt ſich auf den Kiſſen hin und her,
Jetzt ballt die Fauſt er krampfhaft, wühlt im Haar,
Ein ſchauderhaftes Schauſpiel das, fürwahr.

Jetzt bäumt er ſich und röchelt dumpf dabei,
Nun reißt er ſich empor mit einem Schrei,

Und ſtiert umher. Da trifft Jezid ſein Blick,
Und die Beſinnung kehrt ihm neu zurück.

„Das war ein wüſter toller Traum, Jezid,
Hu, faßt doch Schauder mir noch jedes Glied;
Ei, höre doch was ich geträumt und ſag'
Was wohl das Nachtgebild mir deuten mag."

„Mir war, als läg' ich auf der Kiſſen Flaum,
Im Wachen nicht, und doch auch nicht im Traum,
Da traf mein Auge plötzlich auf die Zwei,
Den Zamboliſch und den Zumani-Bei."

„Die Beiden, denen heute erſt dein Beil
Geſpendet hat des Paradieſes Heil,
Ich ſah ſie deutlich, ſtruppig wild das Haar,
Ihr Antlitz bleich, wie's auf der Richtſtatt war."

„Lang' ſaßen ſie, umglänzt vom Mondenſchein,
Der dort durch's Fenſter fiel, ſo ſtarr wie Stein,
Und glotzten mit geſpenſt'gem Aug' mich an,
Und neigten langſam ihre Häupter dann."

„Doch als verneigt ſie ſich zum Drittenmal
Fiel eines jeden Haupt mit dumpfem Schall
Herab vom Rumpf, und kollerte mit Haſt
Zu mir hin auf den Teppich von Damaſt."

„Wohl floh ich da hinweg, erfaßt von Grau'n,
Um nicht das Ekle, Blutige, zu ſchau'n,
Doch als den Blick vor mir ich hingewandt,
Da ſaßen wieder ſie wie hingebannt."

„Verbleicht und ſtarr, der Lebensglut beraubt,
Und neigten ſo wie früher mir ihr Haupt,
Und wieder fiel's zur Erde dumpf und ſchwer,
Und kollerte in Kreiſen zu mir her."

„Und wieder floh ich, und zum Drittenmal
Erblickte ich die Beiden, ſtarr und fahl,
Vor mir das Haupt verneigend bis zum Grund,
Doch dießmal ſprach zugleich ihr blaſſer Mund:“

„Blutdürſt'ger Ban, der uns zu ſterben zwang,
Wir neigten unſer Haupt vor dir ſo lang',
Wir neigten unſer Haupt dir bis zum Fuß,
Warum erwiederſt du nicht unſer'n Gruß?“

„Da that ich zitternd, wie ihr Wort befahl,
Doch wie ich mich verneigt' zum Drittenmal
So kollerte mein eig'nes Haupt im Nu
Vor mir Kopfüber den Geſpenſt'gen zu.“

So ſprach der Ban, in deſſen Blick das Grau'n
Von ſeinem Traum noch immer war zu ſchau'n,
„Nun Alter,“ ruft er d'rauf, „nun rede frei,
Was hältſt du von ſo toller Fantaſei?“

Allein bevor noch jener ſprach ein Wort,
Flog ſchon das Haupt vom Rumpf des Wüth'rich's fort,
Ein Säbelhieb, geführt mit kräft'gem Schwung,
Riß ihm's zur Erde hin mit blut'gem Sprung.

Der Todten Freunde, die ihn längſt gehaßt,
Erſtürmten eh' er's ahnte den Pallaſt,
Und ſühnten ſo, erfüllt von Racheglut,
Des Zamboliſch und des Zumani Blut.

Die Schwanenjungfrau.

Ging Herr Walther hin im Freien,
„Horch, welch Rauſchen, horch, welch Schreien
In der heitern Morgenluft?“

Schwäne kommen hergezogen,
Senken ſich im weiten Bogen
Nieder an's Geſtad' vom See.

Und zum Strande geht der Ritter
Lauſcht durch's grüne Rohrgegitter
In den tiefen blauen See.

Doch da ſind es keine Schwäne,
Nein, in zauberiſcher Schöne
Baden Mägdlein, weiß wie Schnee.

An dem Strand die Fitt'ge liegen,
Während ſich die Wellen ſchmiegen
Brünſtig an der Mägdlein Leib.

Und der Ritter, liſt'ger Weiſe,
Schleicht ſich hin und haſchet leiſe
Sich ein ſolches Flügelpaar.

Seht die Schönen tauchen wieder
Aus dem See die weißen Glieder,
Raſch von Fittigen umweh't.

Und als Schwäne zieh'n in Reihen
Unter Rauſchen, unter Schreien,
Luſtig ſie vom blauen See.

Eine nur die läuft behende
Noch am Strand' und ringt die Hände,
Suchend nach dem Flügelpaar.

Und der Ritter naht der Schönen,
„Laſſ' die Fitt'ge, laſſ' die Thränen,
Folg' mir in mein nahes Schloß.“

„Laſſ' die Schwäne rauſchen, fliegen,
Will in meinem Arm dich wiegen,
Küſſen dir den rothen Mund."

„Will ſtatt den verlornen Schwingen
Dir ein gold'nes Reifchen bringen,
Und dich nennen meine Braut."

Und in's Aug' dem Jüngling blicket
Sie und folgt, von Lieb' berücket,
Willig ihm in's ſtolze Schloß.

Und er bringet ſtatt den Schwingen
Ihr das Reiflein, und es klingen
Horn und Flöt' zum Hochzeitsfeſt.

Sieben Jahre ſind entſchwunden,
Heiter faſt wie ſieben Stunden,
Dem beglückten jungen Paar.

Zieht Herr Walther da zum Jagen
In des Herbſtes rauh'ren Tagen,
„Bald, mein Weibchen, kehr' ich heim!"

Da in Schränke, nie geſehen,
Locket Neugier ſie, zu ſpähen
Was doch da verborgen ſei?

Und ſie ſieht, o Freude, wieder
Ihre Schwingen, ihr Gefieder
Das am Strand ihr ward geraubt.

„Meine Flügel! Beide! Beide!"
Jubelt ſie und ſchlüpft voll Freude
In das flatternde Gewand.

Schwingt ſich ſchnell dann in die Lüfte,
Ueber Wälder, Berge, Klüfte
Zieht ſie wieder als ein Schwan.

Und der Ritter ſah entfliehen
Noch den Schwan, im Heimwärtsziehen,
Aber nie die Schöne mehr.

Die Willis.

Der Marko reitet heim aus blut'ger Schlacht,
Zur ſüßen Braut zieht ihn der Sehnſucht Macht.

Es pocht ſein Herz mit wildem Ungeſtüm,
Gleich Wolken fliegt der Boden unter ihm.

So brauſt ſein Roß dahin in wilder Haſt,
„Geduld, Geduld, bald hältſt du gute Raſt!“

Am Himmel ſteht der Mond erſtorb'nen Schein's,
Und endlos dehnt die Fläche ſich des Hain's.

Kein Laut erſchallt, es regt ſich nicht ein Laub,
Die ganze Schöpfung ſcheint des Todes Raub.

Da plötzlich ſchimmert's weiß auf fernem Grund; —
Wer iſt noch wach dort in ſo ſpäter Stund?

Gleich einem Irrwiſch ſchwankt's bald hier bald dort,
Zeigt ſich dem Blick und iſt dann wieder fort.

Da hemmt der Marko ſeines Pferdes Lauf,
Wie eine alte Sage taucht's ihm auf.

Lehrt nicht ein Mährchen: Daß in tiefer Nacht
Die Willis tanzen, bis der Tag erwacht?

Die todten Bräute, die vor'm Hochzeitstanz
Der Knöchler abgeholt mit Strauß und Kranz.

Und wer da kommt in ihren nächt'gen Reih'n
Der darf ſich nimmer ſeines Lebens freu'n.

Den reißen ſie dahin im wilden Flug,
Daß er am Tanz für immer hat genug. —

„Ei, thöricht Herz," der Marko ruft ſodann,
„Was zagſt du und gehörſt doch einem Mann?"

„Und ſei die Hölle ſelbſt mein Widerpart;
Nur mitten d'rein, das iſt ſo Reiterart."

Und ſeinem Roſſe preßt er ein den Sporn,
Ha! fliegt das über Stein und Stock und Dorn!

Und näher kommt er ſchon der luſt'gen Schaar —
Ein Dutzend weißer Jungfrau'n ſind's fürwahr,

Geſchmückt mit Strauß und Gold und Edelſtein,
Die tanzen da vor ihm auf ödem Hain.

Wie? — iſt es wirklich, was ſein Auge ſchaut?
Die Zwölfte dort — iſt ſeine eig'ne Braut.

Und „Swatka! Swatka!" — ruft er froherſchreckt,
Und ſpringt vom Roß, das Schaum und Staub bedeckt.

Sie iſt's. — Umſchlungen hält die Braut ſein Arm —
Doch fühlt er's an der Bruſt nicht lebenswarm.

Eiskalt und ſtarr iſt ſie, die er umſchlang,
Und unter'm Koller wird's ihm plötzlich bang.

Die Jungfrau aber ruft: „Herbei, herbei
Ihr Schweſtern, die der Tod gewürgt im Mai!"

„Der Bräutigam iſt da, nun ſchlingt den Kranz,
Herbei, herbei zum luſt'gen Hochzeitstanz!“

D'rauf faßt die Braut den Bräutigam mit Macht
Und reißt ihn fort durch Haid und öde Nacht,

Und reißt ihn fort, von wilder Luſt beſchwingt,
Wie er dagegen auch ſich ſträubt und ringt.

Hinſauſt und brauſt es über Moor und Hain,
Hinſauſt und brauſt es über Dorn und Stein.

Hinſauſt und brauſt es —- horch, da gellt ein Schrei,
D'rauf löſt's in Nebel ſich und — iſt vorbei.

Am Himmel ſteht der Mond erſtorb'nen Schein's
Und endlos dehnt die Fläche ſich des Hain's;

Kein Laut jedoch durchſchallt den öden Plan,
D'rauf hingeſtreckt ein todter Reitersmann.

Die böſe Hand.

Es lag Frau Mettas böſer Knab'
Verſenket in des Friedhofs Grab
Bereits ſeit dreien Tagen,
Als man des Todten ſtarre Hand
Dem Hügel ſah entragen.

Die Hand, wer ſchaudert nicht darob,
Die er nach ihr zum Schlag erhob,
Sie wühlte ſich zum Lichte,
Auf daß ſie, noch im Tod, die Schuld
Die ſie verübt, berichte.

Vergebens decket man ſie zu,
Nicht hat ſie mehr im Grabe Ruh',

Vergebens ſenkt die Leiche
Man tiefer noch, die Hand entringt
Sich ſtets dem nächt'gen Reiche.

Und Jeder, der die böſe Hand
Erſchaut dort an des Hügels Rand,
Der flieht den Ort mit Schauern,
Frau Metta nur kann nicht entflieh'n
Und weilt am Grab mit Trauern.

„Verzeihe, was mein Kind gethan,
Und nimm, o Herr, es gnädig an,
Erlaſſ' ihm ſeine Sünden!"
So fleht ſie wohl zu jeder Stund',
Doch will die Hand nicht ſchwinden.

Und alſo flehend Tag für Tag
Am Grab die arme Mutter lag,
Bis ſpät die Sterne blinken,
Doch ach, die Hand, die Hand bleibt da
Will nicht in's Grab verſinken.

Und als nun von der böſen Hand
Sich das Gerücht verſtreut im Land,
Da kommt das Volk in Scharen
Herbei zum Grab, und ſteht und ſtaunt
Mit aufgeſträubten Haaren.

Und Jeder, der die Hand erblickt,
Ein brünſtig Wort zum Himmel ſchickt:
„Vergib ihm, Herr, die Sünden!"
Doch ach, die Hand, die Hand bleibt da
Und will nicht wieder ſchwinden.

Da fleht auch an dem grauſen Ort
Ein Prieſter einſt, der Gottes Wort
Mit Eifer ſtets verkündet:
„Eröff'ne, Herr, was doch die Hand
Der ſtrengen Haft entbindet."

Und als die Andacht das Gemüth
In heil'gen Flammen ihm durchglüht,
Da wird's ihm Innen helle,
Und voll Vertrau'n auf Gott erhebt
Der Greis ſich von der Stelle,

Und ſpricht zur Mutter hingewandt:
„Gezüchtigt haſt du nie die Hand,
Die ſich nach dir erhoben,
D'rum zücht'ge jetzt ſie bis auf's Blut,
Da du's ſo lang' verſchoben."

„Dort von dem Strunke brich mit Haſt
Herunter dir den trocknen Aſt
Und thu', wie ich dir ſage,
Nur Buße tilgt ſo ſchwere Schuld,
Sie tilgt nicht Thrän' noch Klage."

Und mit der Birkenruthe naht
Frau Metta, nach des Prieſters Rath,
Die böſe Hand zu ſtrafen,
Doch ach, der Mutter Arm erſchlafft,
Bevor die Streiche trafen.

Doch auf des Prieſters mahnend Wort
Entrafft ſie ſich auf's Neu' ſofort,
Wenn auch zum Tod entſetzet,
Und ſchlägt und ſchlägt die böſe Hand,
Bis ſie mit Blut ſich netzet.

Und wie ſie führet Streich um Streich,
ieh', da verſchwindet alſogleich
Hand vor ihren Blicken,
achtlos ſinkt ſie hin, es will
Ih das Herz erdrücken,

Doch als Frau Metta wieder ſich
Erholet, und das Grauen wich,

Und Tröſtung wird ihr Sehnen,
Da pflanzt ſie auf des Knaben Grab
Den Zweig mit heißen Thränen.

Und ſieh', der Zweig, er dorrt nicht ein,
Er wurzelt feſt in Erd' und Stein,
Und treibet Sproß auf Sproßen,
Bis er zum Bäumchen ſchlank und grün
Gar bald iſt aufgeſchoſſen.

Und alſo wuchs er immerdar
Mit friſcher Kraft von Jahr zu Jahr,
Ein mahnend ernſtes Zeichen,
Und wuchs heran zum rieſ'gen Baum,
Dem wen'ge and're gleichen.

Und immer iſt er noch zu ſchau'n,
Ein Warnungsbaum, zu dem mit Grau'n
Sich nur die Kinder wagen,
Und wird der Sündenbaum genannt,
Bis jetzt zu unſern Tagen.

Der Todtenſtein.

Im Kärntnerlande ragen zwei Burgen ſtolz und kühn,
D'rin das Geſchlecht der Kraigger vor Zeiten that erblüh'n,
Nicht fern von dieſen Burgen, jetzt Trümmer noch allein,
Da iſt ein Fels zu ſehen, ein wüſt und nackt Geſtein.

Dort ſaß einſtmals ein Pärchen im Abendſonnenſtrahl,
Schön Leni und ihr Konrad, die ſchauten froh zu Thal',
Die Herden von den Zweien erquickten ſich im Gras,
Derweil im ſüßen Koſen auf ſie das Paar vergaß.

Der nächſte Sonntag ſollte vereinen ja die Zwei
Im Bund der ew'gen Liebe, im Bund der ew'gen Treu',

In ſelig ſüßen Träumen d'rum ſaßen Beide dort,
Sie mochten viel ſich ſagen und fanden nicht das Wort.

Doch ſieh', da zog's am Himmel herauf in ſchwarzer Nacht,
Gedrängt kam Wolk' an Wolke, wie Krieger zieh'n zur Schlacht,
Im Weſten ſah man's flammen in bläulich flücht'gem Schein,
Wie fernes Waffenblinken, wenn ſtürmt der Feind herein.

Und näher, immer näher zog's über's Kärntnerland,
Schon fielen dichte Tropfen, in Wolken ſtieg der Sand,
Da rafft ſich auf der Konrad; „komm' Leni, komm' geſchwind',
Dort ſchützet uns die Höhle vor Hagelſchlag und Wind."

Und flüchtig eilen Beide zur Höhle, Arm in Arm,
Das Toben und das Stürmen macht ihnen wenig Harm,
Schon ſitzen ſie geborgen im düſt'ren Felſenhaus,
Und blicken nach dem Regen, der ſtrömend fällt, hinaus.

Da hört's mit Einmal blöcken, ſchön Leni, hoch am Riff,
Das iſt ihr Lieblingslämmchen, das ſich dahin verlief,
Raſch ſpringt ſie auf und eilet zum Fels mit flücht'gem Fuß,
Das Lämmchen muß ſie holen aus Sturm und Regenguß.

Schon hat ſie es ereilet, ſchon faßt es ihre Hand,
Jetzt kehrt ſie zu der Höhle, wo Konrad wartend ſtand,
Da ſchallt herauf ein Glöckchen, ein Glöckchen von Sanct Veit,
Es mahnt, das eben Einer eingeht zur Ewigkeit.

Da ſinkt auf's Knie ſie nieder, ob's ſtürmt auch noch ſo wild,
Und faltet fromm die Hände, ein ſüßes Heil'genbild,
Auch Konrad in der Höhle ſinkt betend in das Knie,
Doch fühlt er ſich beklommen und weh' als wie noch nie.

„Gib ihm die ew'ge Ruhe!" ſo betet Lenchen's Mund,
Da kracht's im wilden Schalle, da bebet Fels und Grund,
Aufſpringt erſchreckt das Mädchen und ſtarrt in's Thal hinab,
Die Höhle, wo ſie ſaßen, ward ihres Konrad's Grab.

Der Berg hat ſich gelöſet juſt ob der Höhle Schrund,
Thurmhoch liegt er geſchichtet jetzt auf dem Thal zur Stund',
Nichts iſt da mehr zu ſehen von jener Höhle Raum,
Und wo ſie war, errathen kann man die Stelle kaum.

Ein Schrei entfährt der Aermſten, ein Schrei der tiefſten Pein,
Dann ſinkt ſie leblos nieder auf's naſſe Felsgeſtein,
Halbnackt und ohne Sinnen, gelöſ't und wirr das Haar,
Fand ſie am nächſten Morgen erſt ſpät der Hirten Schar.

Wohl kehrt ihr endlich wieder zurück des Lebens Kraft,
Doch blieb der Geiſt gefangen ſeitdem in finſt'rer Haft,
Stumm ſaß ſie in der Stube von nun, ein Bild von Stein,
Und ſah durch's Fenſter immer nach jenem Fels allein.

Sah nur nach jener Stelle, wo unter Donnerſchall
Der Felſen niederſtürzte mit todesſchwang'rem Fall,
Wo er mit kalten Steinen ein warmes Herz bedeckt,
Das nur für ſie geſchlagen, wie kein's für ſie mehr ſchlägt.

So ſaß ſie dort und blickte mit blaſſem Angeſicht
Nur ſtets nach jener Stelle bis ſpät zum Sternenlicht,
Dann ging ſie ſtill zu Bette, gefaltet fromm die Hand,
Doch ſchon der Morgen wieder ſie dort am Fenſter fand.

So ſaß ſie dort am Fenſter ein langes, langes Jahr,
Schneeblaß blieb ihre Wange und ungeſtrehlt ihr Haar,
Da loſch das ſchwache Lämpchen nach kurzem Kniſtern aus,
Da trugen ſechs Geſellen zum Friedhof ſie hinaus.

Doch auf den Felſentrümmern, wo Konrad liegt zerdrückt,
Der Wand'rer ſchon von ferne ein hölzern' Kreuz erblickt,
Auch ward im Kärntnerlande ſeitdem von Groß und Klein
Die finſt're Felſenmaſſe genannt: der Todtenſtein.

Das Chriſtglöckchen.

Wieder würgt und brennt der Franze
Als ein grimmer Feind im Land,
Starr vor Schrecken
Sieht der Brisgau Dorf und Flecken
Eingeäſchert durch den Brand.

Hecklingen, du armes Dörfchen!
Dich auch ſchont nicht ſeine Wuth,
Ohn' Erretten
Wandelt dich zu wüſten Stätten
Der Vernichtung zorn'ge Glut.

Selbſt des Kirchleins heil'ger Frieden
Hemmte nicht des Frevels Gang,
Weh! zerfallen
Liegſt auch du, und Seufzer ſchallen,
Wo das Lob des Herrn erklang.

Unter Schutt und Kreuzestrümmern
Steht dort eine bleiche Frau,
Die Geberde
Spricht von Kummer, und zur Erde
Rollet ihrer Thränen Thau.

„Ach, die Stätte ſelbſt verwüſtet" —
Ruft ſie, „wo mein Kind geruht;
Wo gefunden
Balſam ich für herbe Wunden,
Find' ich jetzt nur Schmerzensglut."

„Weihte dir ein Silberglöckchen,
Troſt mir ſelbſt in frühem Gram,
Heil'ge Stelle,
Ach, wie ſcholl's ſo rein und helle
Immer, wenn die Chriſtnacht kam."

„In dem Brunnen dort verborgen
Blieb dem Feind des Glöckchens Werth,
Doch verſchüttet
Iſt er jetzt, und wüſt, zerrüttet,
D'rüber Stein auf Stein geſchwert."

„Nimmer ſoll ich wieder hören
Glöckchen dich, ſo hell und rein,
Wenn zu dienen
Dir, o Chriſt, die Nacht erſchienen,
Ach, dann ſchweigſt nur du allein!" —

So ergießt ſich ihre Klage
Oftmals an der Stätte dort,
Naß die Wange,
Horcht ſie jedem Glockenklange,
Und verläßt in Gram den Ort.

Sieh', da weicht der Franze wieder,
Neu erſtehet Kirch' und Haus,
Keine Hände
Finden aber jene Spende
Aus des Brunnens Schutt heraus.

Und ſo iſt die Nacht gekommen
Die des Heiles Anbeginn,
Und zu neuer
Freudenvoller Chriſtnachtfeier
Wallt nun Alt und Jung dahin.

Gramgebeugt erhebt die Eine
Auch von ihrem Lager ſich,
Geht beklommen
Schweigend, mit den andern Frommen,
Aber blutend innerlich.

Fremde Glocken hört ſie tönen
Zu der Stunde Weihegruß,

Ihre Gabe
Liegt in ewig finſt'rem Grabe,
Und die Stelle tritt ihr Fuß.

Horch, da ſummt es leiſe — leiſe —
Ei, woher ſolch ſüßer Hall?
Rein und helle
Klingt's herauf aus nächt'ger Stelle —
Das iſt ihres Glöckchens Schall!

Und mit zitternd freud'gem Herzen
Fällt auf's Knie ſie hin zur Friſt,
Kann nicht ſcheiden,
Muß ihr Ohr am Klange weiden,
Denn ihr Glöckchen ſchallt dem Chriſt! —

Wieder auch, ſeit dieſer Stunde,
Ward's in ihrem Inner'n licht,
Stille Wehmuth
Ward ihr Schmerz, und fromm in Demuth
Lebte ſie und klagte nicht.

Und mit jeder Chriſtnachtfeier
Hört man noch das Glöckchen dort,
Rein und leiſe
Schallt's in wunderſamer Weiſe,
Und geheiligt iſt der Ort.

Kloſter-Sagen.

Von der Pförtnerin.

In dem Kloſter zu Sanct Agnes, in dem düſter'n öden Gange,
Geht die Pförtnerin, die junge, gramerfüllt, mit bleicher Wange,
Blickt hinaus durch's Gitterfenſter, wo die Blumen luſtig ſproſſen,
Doppelt ſchmerzlich fühlend, wie ſie aller Welt hier abgeſchloſſen.

Ach, den Frieden, der beſeligt all ihr Thu'n und all ihr Handeln,
Wußt' der Lügengeiſt, der falſche, ihr in tiefen Harm zu wandeln,
Denn zur Nacht in ſüßen Träumen ſtreut der liſtige Verſucher
Ihr in's Herz den ſchlimmen Samen, daß er d'rinnen ſproß' mit
Wucher.

Zeigt die Ferne ihr, wie Trug nur ſie allein vermag zu ſchildern,
Malt des Lebens nicht'ge Freuden lüſtern ihr in tauſend Bildern,
Weiß die Sehnſucht ihr zu wecken mit bezaubernden Accorden,
Bis der Keim zur Frucht, zum Willen der geheime Wunſch geworden.

Und in nachtumflorter Stille geht ſie zu der Mauerblende,
Hebt zur Hochgebenedeiten, die in Stein dort prangt, die Hände:
„Heil'ge Mutter, die wie Keine, ich verehrt in Luſt und Wehe,
Sieh' nun treulos auch wie Keine fliehen mich aus deiner Nähe.“

„Sieh', zum letzten Male ſtell' ich friſche Blumen vor dir nieder,
Zünde dir die Silberlampe heute noch und niemals wieder;
Auch die Schlüſſel deiner Pforte leg' ich hin zu deinen Füßen,
Mög' ein Pförtner, deiner würd'ger als wie ich, das Haus dir
ſchließen.“

Und mit leiſem Weinen raffet ſich empor die Gramerfüllte,
Schwankt hinaus zur Kloſterpforte, in die Welt, die lichtverhüllte,
Und mit immer größ'rer Eile flieht ſie, ohne rückzublicken;
Ach, nur Täuſchung wirſt du finden, Ketten, die noch ſtärker
drücken.

Bald in ſeine wirren Kreiſe hat das Leben ſie gezogen,
Und um Herz und Sinn betäubend brauſen ſeine Wirbelwogen,
Doch wie ſich der Sommervogel ſchwingt von einer Blum' zur andern,
Seht ihr ſie von Freud' zu Freude, ungeſättigt, flieh'n und wandern.

Und bevor ihr noch zwei Jahre wie ein bunter Traum verflogen,
Sieht ſie ſchon zu bitter'n Schmerzen, daß ſie ſelber ſich betrogen,
Daß nur Schaum und Schein das Leben, Schatten bloß die Freuden all',
Und ſo findet ſie verlaſſen mitten ſich im bunten Schwalle.

Ach, da wachen auf die Nattern, die geſchlafen nur im Inner'n,
Da erwacht an ſchöne Zeiten all das ſelige Erinnern,
Und der Hochgebenedeiten Bildniß ſieht ihr Aug' auf's Neue,
Und zu ihr zurückzukehren mahnt ſie jetzt ihr Herz voll Reue.

Kerker nicht und Geißel fürchtend, jeder Strafe gern ergeben,
Eilet ſie zurück zum Kloſter, wie von dort ſie floh in's Leben,
Und nicht Raſt noch Ruhe gönnet ſie ſich mehr an einem Orte,
Bis die dornzerriſſ'nen Füße ſtehn vor der bekannten Pforte.

Und ſie zieht am Glockenringe, voll von glühendem Verlangen,
Mögen auch die Schweſtern zürnend die Verbrecherin empfangen.
Sieh, da thut ſich auf die Pforte und vor ihr — iſt's Traum, iſt's Wahrheit?
Steht die Hochgebenedeite, in des Himmels reinſter Klarheit.

Und ſie ſpricht: „Geh' ein in Frieden, wer bereut, dem wird vergeben,
Und gereinigt kann durch Buße ſich der Sündigſte erheben,
Niemand hat dich hier vermiſſet, da ſie mich für dich gehalten,
Und das Amt, das du verlaſſen, ſah'n wie ſonſt durch mich verwalten.“

„Sieh', noch blühen deine Blumen hier vor meiner Mauerblende,
Und wie früher brennt die Lampe, angefacht durch deine Hände.
Horch, ſo eben ruft die Glocke mahnend dich an deine Pflichten,
Auf, und eile mit den Schweſtern deine Andacht zu verrichten.“

Und zum Chore fliegt die Nonne, findet leer die alte Stelle,
Freundlich nicken ihr die Schweſtern, wie ihr Fuß betritt die Schwelle,
Und ſie ſinket auf die Kniee, innerlich zerknirſcht vor Reue,
Und gelobt der heil'gen Jungfrau bis zum Tod nun ſtete Treue.

Doch als ſie nach wen'gen Jahren nahen fühlt die letzte Stunde,
Kündet ſie den Schweſtern Alles was geſcheh'n, mit bleichem Munde,
Und voll heil'gen Schauern horchen auf die Sterbende die Frommen,
Stürzen hin dann vor der Heil'gen, die ſo huldvoll ſich benommen.

Und weil dieſe ihrem Hauſe alſo ward zum eig'nen Horte,
Nannte man in Wien das Kloſter nun hinfort: zur Himmelspforte,
Und viel fromme Pilger ſah man brünſtig dort zur Heil'gen flehen,
Daß ſie ihnen zeig' die Pfade, die zur Himmelspforte gehen.

Die büßende Nonne.

Der Nonnen gottgeweihte Schaar
Zur Kirche wandelt, Paar um Paar,

Die Hand gekreuzt, den Blick geſenkt,
Den Sinn auf Reu' und Buß' gelenkt.

Des Kloſters Schirmherr, hoch und ſtolz,
Zur Bürſch juſt zieht in's Tannenholz.

Der ſteht am Thor gar fromm erbaut,
Wie er den Zug der Schweſtern ſchaut.

Doch als die Schaar vorüberzieht,
Nicht Eine hebt das Augenlied.

Sanft neigt jedwede nur das Haupt,
So wie's die Regel ihr erlaubt.

Der Letzter'n Eine nur allein —
Der iſt's, als blend' ſie Sonnenſchein,

Die blickt den herrlich ſtolzen Mann
Mit flüchtig raſchem Auge an.

Sie blickt, und blickt und bebt darob;
Weh', daß ihr Auge ſie erhob.

Und weiter geht die fromme Schaar;
Nicht Eine ward den Blick gewahr.

Doch quälet Reu' ohn' Unterlaß
Die Aermſte, ſo der Pflicht vergaß.

Und vor die Abbatiſſin tritt
Sie hin mit langſam ſchwankem Schritt.

„O ſprich, wie man, vom Schein bethört,
Die Sünde ſchon im Keim zerſtört?“

Und die Aebtiſſin: „‚So an dir
Ein Glied erfüllt von böſer Gier,‘“

„‚So wirf's hinweg als ſchlimme Laſt,
Bevor dich ganz die Sünd' erfaßt.‘“

Und in die Zelle geht zurück
Die Nonne mit geſenktem Blick,

Und denkt und ſinnt darüber nach
Was zu ihr die Aebtiſſin ſprach.

Doch als das Hora-Glöcklein ſchallt,
Und Alt und Jung zur Kirche wallt,

Tritt auch zur Zelle ſie heraus;
Doch Zetter füllt das ganze Haus.

Denn blutig, augenlos, erbleicht,
Die Nonne einer Todten gleicht.

„Um Gott! Wer hat in frevler Wuth
Die Hand befleckt mit deinem Blut.“

„Wer war's, der aus dem frommen Haupt
Die Augen grauſam dir geraubt?“

Die blut'ge Nonne aber ſpricht:
„Sucht außer mir den Thäter nicht.“

„Weil ſich's nach Irdiſchem erhob,“
So ſtrafte ich mein Aug' darob.“

„Lehrt doch die Schrift: So du an dir
Ein Glied gewahrſt voll ſünd'ger Gier,“

„So wirf's hinweg als böſe Laſt,
Bevor dich ganz die Sünd' erfaßt.“

Und ſtumm, erſchüttert, wie noch nie
Die Schweſtern ſinken auf ihr' Knie.

Doch, thränennaß ihr Angeſicht,
Zur Nonne die Aebtiſſin ſpricht:

„Woll'ſt fortan ſelbſt Aebtiſſin ſein
Da Keine, die wie du ſo rein.“

Die Begegnung.

Hell ſchauet der Mond aus den Wolken grau
Auf das Kloſter La Trappe, auf den alten Bau;
Aus den Zellen ringsum, ſo dumpfig und graus,
Glotzt geſpenſtigen Aug's die Nacht heraus.

Da ſchallen im öden düſteren Gang
Sich Schritte entgegen mit hohlem Klang,
Zwei Mönche ſind's — ſo finſter und bleich,
Zwei Wandelnden aus dem Grabe gleich.

Sie haben geendet ihr Nachtgebeth,
Nun jeder zurück zur Zelle geht,
Doch mitten des Weg's, im Mondenlicht,
Da ſchauen ſich Beid' in's blaſſe Geſicht.

Und ein Schrei erſchallet aus Beider Mund,
Der grauſig nachhallt im öden Rund,
Denn jeder erkennt, zu Freud' und Pein,
In dem andern Mönch den Bruder ſein.

Und Beider Wangen, gebleicht von Qual,
Werden wieder roth mit einemmal,
Und jeder ſtreckt aus den zitternden Arm,
Den Bruder zu drücken an's Herz ſo warm.

Da mahn't ſie's im Innern: „Gedenket der Pflicht!
Eu're Zunge iſt todt, belebet ſie nicht,
Was euch band iſt zerriſſen, ihr kennet den Eid,
Für euch iſt auf Erden nur Buß' und Leid.“

Und es ſinket ihr Arm, und es wanken die Zwei,
Eine Thräne im Aug', an einander vorbei;
Ihre Schritte verhallen, — mit bleichendem Schein
Hüllt traurig der Mond in's Gewölk' ſich ein.

Die letzte Nonne.

So würgt die Peſt, ein grimmer Gaſt,
In Wien, von heißer Gier erfaßt,
Ja ſelbſt die Mauern Gott geweiht
Erfüllt ihr Hauch mit Graus und Leid.

So brachte ſie auch im Convent
Das man „zur Himmelspforte“ nennt,
Den gottgeweihten Schweſtern all
Die ſchaudervolle Todesqual.

Schon ruhen in der finſtern Gruft
Eilf Nonnen fern von Licht und Luft,
Zwölf Särge ſtehen dort umher,
Von denen nur noch Einer leer.

Die zwölfte Nonne nur allein
Verſchonte noch des Todes Pein
Eilfmal zog ſie den Glockenſtrang
Zu ihrer Schweſtern Grabesgang.

Eilf Schweſtern legte in den Schrein
Mit heißen Thränen ſie hinein,
Eilf Deckel ſchloß zur Grabesruh'
Mit tiefem Harm die Nonne zu.

Und in die Kloſterchronik d'rauf
Dieß Alles ſchreibt ſie emſig auf,
Setzt d'runter einen frommen Spruch
Und ſchließt für immer dann das Buch.

Und als dieß fromme Werk gethan
Legt ſie ihr Sterbehemd ſich an,
Setzt ſich auf's Haupt den Todtenkranz
Und ſchickt ſich an zum Scheiden ganz.

D'rauf nochmals ſie zur Kirche geht
Verrichtet dort ein fromm Gebeth,
Und zieht ſodann am Glockenſtrang
Zu ihrem eig'nen Grabesgang.

Und langſam ſteigt ſie d'rauf hinab
Zur Tiefe, die der Schweſtern Grab,

Und legt dort in den zwölften Schrein
Demüthig ſtill ſich ſelbſt hinein.

Und als vom hartbedrängten Land
Die Geißel nahm des Ew'gen Hand,
Da treten ſie auch in das Haus,
Das ſo erfüllt des Todes Graus.

Was war für Schweigen dort umher,
Die Kirche wüſt, die Zellen leer,
Ein Buch nur auf dem Hochaltar
Verkündet, was geſchehen war.

Und als ſie ſtiegen in die Gruft
Erfüllt von dumpfem Morderduft,
Zwölf Särge an den Wänden da
Von Nacht umflort ihr Auge ſah.

Zwölf Särge, bei der Fackel Glut,
Verſchloſſen mit den Deckeln gut,
Nur Einer offen Ihrer Klag'
In dem die zwölfte Todte lag.

Abt Rupertus.

Von dem Thurme zu St. Peter
Schallt das Zügenglöckchen leiſe,
Denn der fromme Abt Rupertus
Liegt im Sterben.

Düſtre Mönche
Stehen um das Schmerzenslager,
Trauer in den bleichen Mienen,
Heißen Schmerz in ihrem Inner'n,
Denn es ſtirbt für ſie ein Vater.

Brennend heiße Fiebergluten
Wälzen ſich durch ſeine Adern,
Brennen ihm in trockner Kehle,
Und er ſpricht mit ſchwacher Stimme:
„Brüder, ſchöpft noch einen Becher
Von des Brunnens klarer Quelle
Mir zur letzten Reiſelabung.“
Und es eilen Zwei der Mönche,
Schöpfen aus des Brunnens Quelle,
Bringen ihm den kühlen Becher.
Und mit ſtummen Danke ſetzet
Ihn der Abt an ſeine Lippen,
Aber als er kaum genippet,
Reicht er lächelnd ihn den Mönchen:
„Alſo war es nicht gemeinet;
Aus der Quelle ſollt ihr ſchöpfen,
Und den klaren Trunk mir bringen.“

Und verwundert ſteh'n die Beiden,
Eilen flug's auf's Neu' zum Brunnen,
„Iſt er irr' in ſeinen Sinnen,
Thaten wir doch wie befohlen.“
Und auf's neu den Becher ſchöpfen
Sie aus klarer Brunnenquelle,
Abermals dem Abt ihn reichend.

Nochmals führet an die Lippen
Ihn der Abt, doch ſetzt er wieder,
So wie früher, ihn zur Seite:
„Wohl erkenn' ich eure Milde,
Daß ihr ſtatt des Quellenwaſſers
Von dem Lieblingswein mir bringet,
Doch des erſtern nur bedarf ich,
Um zur Reiſe mich zu laben.“

Und erſtaunt die Mönche ſtehen:
„Nicht vom Keller, Herr, vom Brunnen
Holten wir den Trunk im Becher.“

Und zum dritten Male eilen
Mit den Beiden auch die andern
Mönche insgeſammt zum Brunnen,
Schöpfen dort und kehren wieder.

Und der Abt verſucht auf's Neue,
Blickt dann, wie verklärt, nach Oben:
„Iſt es ſo, wie ihr geſprochen,
Nun ſo laßt den Herrn mich preiſen,
Der mich noch in meinem Scheiden
Mit ſo mildem Trank erquicket.“
Schlürfet mit drei vollen Zügen
Noch vom weingeword'nen Trunke,
Neigt das Haupt — und hat vollendet.
Doch erſchüttert knie'n die Brüder,
Geiſt und Herz zu Gott erhoben,
Der noch Labſal dem Gerechten
Spendet in der ſchwerſten Stunde.

Bergmanns-Sagen.

Herr Rudhart und ſein Töchterlein.

Zu Kuttenberg im Herrenhaus
Herr Rudhart ſitzt bei Sang und Schmaus.

Das volle Glas hebt ſeine Hand
Zum Preis der ſchönſten Magd im Land.

Er hebt das Glas und leert den Wein
Zum Preis — dem eig'nen Töchterlein.

Viel edle Herrn am Tiſche ſind:
„Sprecht, wer will freien um mein Kind?“

„Doch muß er ſein an Silber reich,
Wie Keiner ihm in Böhmen gleich.“

„Und führt er in ſein Haus ſie ein,
So muß dieß nur von Silber ſein.“

„Vom feinſten Silber, weiß und blank,
So Bett als Tiſch, ſo Stuhl als Schrank.“

„Auf daß gleich einer Königin
Sie leben mög' und ſterben d'rin.“

„Und wer erfüllt nicht mein Begehr,
Der wag' zu freien nimmermehr.“

„Das ſchwör' ich bei Sanct Wenzeslaus!“
D'rauf ſtürzt ſein Glas Herr Rudhart aus.

Herr'n Rudhart's ſchmuckes Töchterlein
Pflückt Blumen ſich im Morgenſchein.

Sie ſteckt die Blümlein an die Bruſt,
Hat nur an Malv' und Nelke Luſt.

Da tritt ein ſchmucker Knapp' ihr nah',
Noch nie ſie einen ſchöner'n ſah.

„Gott grüß; Gott grüß; ſchön Jungfräulein,
Was wandelt ihr ſo gar allein.“

„O laßt mich geh'n an eu'rer Seit',
Will ſein zu eu'rem Dienſt bereit.“

„Will flechten euch manch ſchönen Kranz
Von Malv' und rothen Nelken ganz.“

Der Knappe mit dem Mägdlein geht
Nach Malv' und Nelk' er ſorgſam ſpäht.

Er pflückt ihr Blumen ſchön und fein,
So lang' voll Blumen ſteht der Hain.

Er ſchlingt ihr manchen Kranz um's Haupt,
Bis Herbſtwind jeden Zweig entlaubt.

Doch als der Winter kommt zumal,
Da ſind verwelkt die Kränze all'.

Ein Blümchen nur blüht ihr noch treu,
Das Blümchen aber nennt ſich: Reu.

„Mein Kind, wie ſiehſt du bleich und krank?
Was iſt dein Schritt ſo matt und wank?“

„„Ach, Vater, daß ihr's nie gehört,
Ein Buhle hat mein Herz bethört.““

„„Dem ſchwur ich Treue bis zum Tod,
Umblüht von Malv' und Nelke roth.““

„Und ſchwurſt du ihm bei Blum' und Strauß;
So ſchwur ich bei Sanct Wenzeslaus!“

„Nun laß uns halten feſt und treu,
Was wir geſchworen alle Zwei.“ —

D'rauf läßt er tief im Bergesgrund
Aushöhlen ein Gemach zur Stund.

Bekleiden läßt er Diel und Wand
Mit Silber bis zum Deckenrand.

Und ſetzet Tiſch und Stuhl und Schrein
Von Silber auch ſodann hinein.

Von Silber ſchön und wunderbar
Hinſtellt er eine Wiege gar.

In dieſer liegt ein Kind darein
Das auch geformt aus Silber fein.

Und als dieß alles ſo geſcheh'n
Heißt er mit ſich das Mägdlein geh'n,

Und führt's durch Stollen, Schurf und Schlund
Hinunter in der Zeche Grund.

Und führt es in das Kämmerlein,
So dort gehöhlt in's Felsgeſtein.

Stellt Brot und Licht ihr hin zum Fuß
Und geht dann wieder ohne Gruß.

Er geht und ſchließt das Pförtchen d'rauf
Und läßt's vermauern bis hinauf. —

So ſtarb in Gram und tiefem Leid
Im ſilbernen Gemach die Maid.

Die Sage vom Untersberg bei Salzburg.

Ein Schäfer ſtand am Untersberg
Noch ſpät im Abendſchein,
Da trat zu ihm ein brauner Zwerg
Hervor aus dem Geſtein.

„Magſt du den Kaiſer Carol ſeh'n,
Du munt'rer Hirtenknab'?
So ſteig' mit mir von dieſen Höh'n
Zur Bergestief' hinab."

Der Knab' gleich mit dem Männlein geht
Hinunter ſonder Grau'n,
Den Kaiſer, der dort wohnen thät',
Möcht' gar zu gern er ſchau'n.

Wohl führt der Zwerg den Knaben da
Durch Schluften aus und ein,
Sein Tage dort die Sonne ſah
Nicht nieder in's Geſtein.

Und tief und immer tiefer ging's
Hinab die ſchwarze Schluft,
Ringsum voll grauſer Felſen hing's,
Aus nachtumflorter Luft.

Da aber ward es plötzlich hell
Von einer Ampel Licht,
Und Beide ſtanden jetzt zur Stell'
Vor einer Pforte dicht.

Aufpraſſelt die mit Einemmal,
Was war nur da für Glanz,
Weit offen ſtand ein räum'ger Saal,
Der ſchien von Silber ganz.

Da ragte Säul' an Säul' herum,
Da flimmert' Wand an Wand,
D'ran ſtanden Wächter, ſtarr und ſtumm,
Den Spieß in ehr'ner Hand.

Den Helmſturz zu, den Schild am Arm,
Bildſäulen alle gleich,
Kein Herz ſchlug unter'm Panzer warm
In dieſem öden Reich.

In Mitt' des Saales aber ſaß
Der alte Kaiſer da,
Der hat des Schlafes keine Maß,
Nicht Rechts noch Links er ſah.

Es zierte eine Krone fein
Sein Haupt, nur karg behaart,
Und durch den Tiſch von Marbelſtein
Wuchs ihm ſein weißer Bart.

Er nickte, wie im Schlummer, ſchwer,
Und zog die buſch'gen Brau'n,
Als hätte juſt im Traume er
Viel ſond're Ding' zu ſchau'n.

Auch ſaßen dort am Tiſchesrand
Viel' ſtolze Herr'n umher,
Das Haupt geſtützt auf ihre Hand,
Die nicken ſo wie er.

Sie trugen Wämſer alter Art
Von buntem Farbgemiſch,
Und, wie dem Kaiſer, wuchs der Bart
Jedweden durch den Tiſch.

Der Knab' dieß ſehend, mit Bedacht,
Neigt ſich vor Carol tief,

Der wackelt mit dem Haupte ſacht,
Doch nach, wie vor, er ſchlief.

Dann aber hebt, wie iſt's ihm ſchwer,
Das Haupt der ernſte Greis,
Und wendet ſich zum Hirten her
Und frägt ihn ſolcher Weiſ':

„Sprich, fliegen wohl die Raben noch
Um dieſen Berg zur Stund'?"
„„Sie fliegen jetzt, wie früher, noch
Herum,"" ſo ſpricht ſein Mund.

Da ſenkt der Greis, wie ſchwer verletzt,
Das Haupt mit weißem Haar,
Und murmelt d'rauf: „So muß ich jetzt
Noch ſchlafen hundert Jahr!"

Dann wieder ſchläft der Kaiſer fort,
Und zieht die Brauen ſehr,
Und um ihn ſchlafen alle dort
Und nicken ſo wie er.

Da winkt der Zwerg dem Hirten ſacht,
Der folget ihm mit Haſt.
Und wieder führet durch die Nacht
Der Gnom' den jungen Gaſt.

Und wie ſie auf des Berges Haupt
Jetzt ſteh'n, von Grün umſäumt,
Iſt fort der Zwerg, der Knabe glaubt
Es hab' ihm nur geträumt.

Der Blutſchacht zu Schemnitz.

„Glück auf! Glück auf!" So ſchallt's mit Macht,
Zwei Häuer fahren ein zur Schacht,

Jung Ferko, friſch und wohlgemuth,
Die Wang ſo roth, das Aug voll Glut,
Mit ihm der Iſtvan wild und rauh,
Von wüſtem Sinn und rieſ'gem Bau.
Die Beiden fahren ein zum Schacht,
Der Iſtvan grollt, der Ferko lacht,
Denn dieſer ſieht nur Luſt und Heil,
Ihm ward ein ſchönes Erb' zu Theil;
Drob faßt des Andern Herz ein Grimm,
Das reiche Erb' mißgönnt er ihm.
Und wie hinab nun, frank und frei,
Die Fahrten ſchweben jetzt die Zwei,
Den Ferko ſtößt mit ſeinem Fuß
Der Iſtvan, daß er fallen muß.

Ein Schrei, ein Fall, dann iſt es ſtill,
Kein Laut ſich fürder regen will.
Der Iſtvan horcht und ſteigt darauf
Die Fahrten wieder raſch hinauf.
„Nun ſchlafe du im Schacht, Geſell',
Mein iſt dein Gold, ſo blank, ſo hell.“

Und ſachte hin zu Ferko's Haus
Schleicht er durch Nacht und Windgebraus,
Hu, durch's Geklüft', umhüllt von Schnee,
Erſchallt's als wie ein wimmernd Weh'!
„Pfui! Iſtvan, zagſt du wie ein Kind?
Das Felsgeſtein durchſauſt der Wind.“
Doch wie im Haus den Lampenſchein
Er drauf verſenkt in Truh' und Schrein,
Da birgt, nach dem er ſucht, kein Ort
Kein Gold iſt hier, kein Gold iſt dort.
„Wer ſagt mir's, wo's verborgen ſei?“
Holla! — da fällt's dem Iſtvan bei,
„Aus Vorſicht trug er's wohl bei ſich
Gewiß, gewiß, nicht irr' ich mich!“
Und wieder ſchleicht er hin zum Schacht
Verſtohlen, ein Geſpenſt der Nacht,

Und ſteigt mit ſeinem Grubenlicht
Hinab, zu thun die grauſe Schicht.
Wohl fährt's ihm fröſtelnd durch's Gebein,
Als er hinabklimmt ſo allein,
Doch faßt er bald ſich wieder Muth,
Das Gold, er hat's erkauft mit Blut,
D'rum will er's auch als blut'gen Lohn
Und ſollt ihm Gnom' und Schwaden droh'n!

So ſteigt er bis zum tiefſten Grund,
Welch ſchreckenvolles wüſtes Rund,
Wie Geiſterlarven, die verſteint,
Das Felsgezack' ihm rings erſcheint,
Und dort, vom Dunkel faſt verdeckt,
Der Ferko blutig hingeſtreckt.
Und was er noch beſitzt an Kraft
Der Iſtvan jetzt zuſammenrafft,
Und naht, das Grubenlicht zur Hand,
Der Leiche, die dort liegt im Sand,
Und beugt ſich über ſie mit Haſt
Und ſucht, von Gier nach Gold erfaßt.

Er ſucht, und ſucht, frech wühlt die Hand,
Dem blut'gen Todten im Gewand,
Da blitzt ſein Aug', es kreiſcht ſein Mund:
„Glück auf! zu Tage liegt der Fund,
In einer Börſe, voll und dicht,
Trug um den Leib ſein Gold der Wicht."
Und raſch die Säckel füllt er all,
Ha, wie das klingt mit hellem Schall!
Er füllt und füllt, nun iſt's geſcheh'n —
Was macht ſein Haar zu Berge ſteh'n?
Was rollt er jetzt das Aug' ſo wild?
„Fort Ferko! — Fort, du blut'ges Bild!"

Und wieder klettert durch die Nacht
Behend der Iſtvan, aus dem Schacht,

Das Lämpchen ſchwankt, es pocht ſein Herz,
Ihm iſt's als zög's ihn grubenwärts,
Es tritt der Schweiß ihm aus der Stirn,
Im Schädel ſiedet ihm das Hirn.

Doch raſcher nur und raſcher ringt
Von Sproß zu Sproße, angſtbeſchwingt,
Wild Iſtvan ſich, und klimmt und klimmt,
Bis ſeltſam ihm's vor'm Auge flimmt.
Er klimmt und klimmt, er ſtrebt und keucht,
„Bald iſt das Mundloch nun erreicht,
Dort funkeln ſchon durch's Felsgeſtein
Zwei Sterne hell zum Schacht herein!"
Und eil'ger noch ringt er hinauf,
Schon thut ſich ihm der Stollen auf,
Und ſieh', zwei Sterne auf ihn ſchau'n,
Daß ihm das Herz erſtarrt vor Grau'n.

Zwei Augen ſind's voll grüner Glut,
Die ſprüh'n und glüh'n auf ihn mit Wuth
Aus eines rieſ'gen Wolfes Haupt,
Der offnen Rachens nach ihm ſchnaubt.

Da winkt kein Ausweg ſeiner Noth,
Vor Iſtvan droht der ſich're Tod
In eines Unthiers Schreckgeſtalt,
Und hinten gähnt der Felſenſpalt,
Und ſchnaubend drängt das Ungethüm
Zum Iſtvan ſich und lechzt nach ihm,
Schon ſpüret er den warmen Hauch,
Schon dampft nach ihm des Schlundes Rauch,
Schon ſchnappt nach ihm der ſcharfe Zahn,
Er fühlt's, es iſt um ihn gethan.

Und horch, tief unten in der Nacht,
Da kommt's mit Eins herauf den Schacht,
Da holpert's dumpf, da dröhnt's ſo ſchwer,
Da rauſcht's und raſchelt's hinterher,

Da häckelt ſich's nach Spinnenart,
Von Sproß zu Sproß, von Fahrt zu Fahrt,
Und als der Iſtvan vom Geſtein
Hinunterblickt, da fällt der Schein
Dem Todten, den er frech beraubt,
Auf das zerſchellte blut'ge Haupt.
Da wirft, vom Wahnſinn angefaßt,
Schon ſelber eine Leiche faſt,
Wild Iſtvan ſich dem Ungethüm
Entgegen mit Verzweiflungsgrimm,
Allein ſchon hat's, wie er's auch packt,
Den Zahn ihm tief in's Fleiſch gehackt,
Und ſein Geheul verkündet's weit,
Daß nichts vom Tod ihn mehr befreit.

Horch, wie ein Kirchenglöcklein fromm
Durchklingt ein Schall den Himmelsdom,
Das Stollenglöcklein klingt und ruft
Die Knappen zu des Berges Gruft.
Und frommen Sinnes kommt die Schar,
Mit feſtem Muth, der Sorgen baar,
Da finden in des Stollens Näh'
Den Iſtvan ſie geſtreckt in Schnee,
Ein Jammerbild, bedeckt mit Blut,
Im Aug' nur noch erſtorb'ne Glut.
Nur mühſam aus des Todes Nacht
Noch einmal er zum Sein erwacht,
Und kündet's voller Reu der Schar,
Wie er des Ferko Mörder war;
Und wie der Herr ihm zum Vergelt,
Das Ungethüm zum Schacht geſtellt,
Daß durch den Wolf der Wolf erlegt,
Der ſchlimm're Gier als er gehegt.

So geht zu Schemnitz noch zur Stund'
Die Sage in des Volkes Mund,
Und Mancher, der auf ſeinem Pfad
Der ſchönen Bergſtadt ſich genaht,

Dem iſt auch wohl der Schacht bekannt,
Der noch der Blutſchacht wird genannt.

Der ſtumme Bruder.

In der Zelle ſitzt der finſt're
Lazarus, der weiſe Bruder,
Unter Büchern, alten Schriften,
Auf die Bruſt das Haupt geſenket.
Doch als wie ein Wetterleuchten
Zuckt's ihm über's blaſſe Antlitz,
Und er ruft mit glüh'ndem Auge:
„Ja, ich muß's, ich muß's ergründen!“

In dem düſtern Kloſtergange
Steht er wieder ſtumm und einſam,
Steht er mit verſchlung'nen Armen,
Wie verſenkt in tiefes Träumen;
Aber raſch das Haupt erhebt er,
Murmelt dumpf: „Ich muß's ergründen!“

An der off'nen Kloſterpforte,
Von des Mondes Licht umfloſſen,
Seht zum drittenmal den Bruder,
Wie ein finſt'rer Grabentſtieg'ner,
Bleich und ſtarr, die ſcheuen Blicke
Nach dem Gang zurückgewendet,
In der Hand die Meſſingklinke —
Wirft ſodann in's Schloß die Pforte,
Und hinaus in's Freie eilend
Ruft er noch: „Ich muß's ergründen!“

Wandert raſch darauf von hinnen
Auf den nächtig öden Pfaden,
Schreitet weiter ohn' Ermüden,
Schreitet durch die Nacht der Wälder,
Ueber mondbeglänzte Haiden,

Ueber Hügel, Brücken, Felſen,
Immer weiter, immer weiter.

Schon erhellt ſich's fern' im Oſten,
Als er endlich Raſt ſich gönnet,
Denn am ſchauervollen Trichter
Eines Abgrunds ſteht er plötzlich,
Maczocha wird er geheißen,
Weil ein Weib, von Haß durchlodert,
Dort das Söhnlein ihres zweiten
Gatten einſt hinabgeſchleudert.

Glüh'nden Auges ſtarrt der Bruder
Jetzt hinunter von der Jähe,
Starret auf der Felsgeklüfte
Wildverworrene Geſtaltung,
Auf die öden grauen Höhlen,
Auf die ſchwarzen Tannenwipfel,
Auf des Schlingkrauts wilde Windung,
Horchet auf die nächt'gen Waſſer,
Die da ungeſehen brauſen,
Ruft mit freudig wilder Stimme:
„Maczocha! noch hat es Keiner
Je gewagt mit kühnem Finger
Dir den Schleier abzureißen,
Den du über deine Wunder
So geheimnißvoll gebreitet.
Doch jetzt naht der Eine, deſſen
Blick vor deinem größten Schrecken,
Deinen Schaudern nicht erbebet.
Und die langen langen Leitern,
Wohlgedreht aus ſtarken Fäden,
Knüpft er feſt an Strunk und Klippe,
Steigt dann nieder in die Tiefe,
Immer weiter, immer weiter.

Manch' ein Stein löſ't aus den Spalten
Neben ihm ſich ab, und rollet

In den Abgrund, — donnerähnlich
Hallt ſein Fall erſt nach Secunden,
Aber voll Begierde ſteiget
Immer weiter, immer weiter
In den Schlund hinab der Kühne.

Und was Keiner noch geſehen
Thut ſich kund jetzt ſeinem Auge,
Höhlen gähnen, Schlünde klaffen
Aus den wildgezackten Klippen,
Dunkle Waſſer murren, rauſchen,
Zwiſchen finſter'n Felſenbrüchen,
Fiſche ſchwimmen bis zum Rande
Schau'n ihn an mit blöden Augen
Und verſchwinden dann im Dunkel.
Eulen ſchwirren, aus den Riffen
Aufgeſtört, mit wildem Krächzen
Um ſein Haupt, und trägen Falles
Träuft der Traufſtein von der Decke.

Doch mit immer glüh'nder'n Blicken,
Und mit immer heiß'rer Gierde
Nach dem neuen größ'ren Wunder
Steigt er an den ſchwanken Seilen
Immer weiter, immer weiter. —

In dem Kloſter aber fragen
Bang einander ſich die Brüder,
Frägt der Abt, beſorgter Miene:
„Wo iſt Lazarus, der Bruder?“
Keiner weiß von ihm zu ſagen,
Keiner hat ihn mehr geſehen
Seit vom Abendmahl ſie ſchieden,
Aber Jedem ahn't ein Böſes;
War er ja den ſchwarzen Künſten
Zugethan ſtets im Geheimen,
Trotz des Abtes ſtrenger Warnung,
Trotz manch' auferlegten Buße.

Und es ſchwindet Stund' um Stunde,
Zweimal ſchon verſank die Sonne,
Zweimal ſchon in ihren Schleier
Hüllte düſt're Nacht das Kloſter,
Ohne daß er rückgekehret.
Horch! — da ſchallt es ſachte, ſachte,
Horch! da pocht's am Kloſterthore.
In den ungefügen Angeln
Knarrt es bald, dem Gaſt ſich öffnend,
„Lazarus!' der Pförtner kreiſchet,
„Lazarus!“ hallt's durch's Gewölbe,
Und von Zell' zu Zelle läuft es,
„Lazarus?“ frägt jede Lippe,
Selbſt der Abt enteilt dem Pfühle,
Forſchend nach dem Langvermißten.

Aber mit erblaßtem Antlitz,
Wirres Haar um ſeine Scheitel,
Wirft ſich vor den Abt der Bruder:
„Herr, vergebt, ſo ich gefehlet,
Nimmer konnt' ich der Begierde
Heiße Gluten in mir zügeln,
Und als wie mit Geiſterhänden
Riß es mich aus dieſen Mauern,
Riß mich in des Abgrund's Tiefen,
Das Geheime dort zu ſchauen.“

„Doch nicht fruchtlos war mein Wagniß,
Denn, was in den ew'gen Kammern,
In den bodenloſen Klüften
Jener Höhlen webt und brütet,
Ward vor allen Erdgebornen
Mir allein, ein grauſes Wiſſen.“

Tiefgefurcht die finſtern Brauen,
Spricht der Abt da zu dem Bruder:
„‚Weh'! daß du ſo gar verblendet,
Dich noch rühmeſt deines Frevels.

Sühnen kann die ſtrengſte Buße
Nur allein ſo groß Verſchulden.
D'rum gebiet' ich deiner Zunge,
Kraft des Amt's das ich bekleide,
Stumm zu ſein für alle Zeiten,
Daß kein Menſchenohr erfahre
Was geſchaut dein Aug' dort unten;
Und ſo werde nun dein Inn'res
Jener Höhle gleich, und trage
Sein Geheimniß bis zum Grabe.'"

Und' es ſchwieg des Bruders Zunge,
Keiner hat es je vernommen
Was ſein forſchend Aug' erſchaut.

Die frommen Knappen.

Zu Bärenau, in Kärnten,
Da wuchs des Silbers viel,
An hundert Knappen ſchafften
Die Schätze dort an's Ziel,
Die fuhren ein und ſprachen laut:
„Nur immer auf den Herrn gebaut!"

Doch Dreie waren d'runter,
Vor allen fromm und gut,
Die fuhren ſtets zur Teufe
Mit unerſchrock'nem Muth,
Die ſprachen, rings vom Tod umgraut:
„Nur immer auf den Herrn gebaut!"

Nicht mochten die verzagen
Vor Noth, Gefahr und Plag',
Und Oel und Brot nur nahmen
Sie mit auf Einen Tag;
„Genug iſt's, bis der nächſte graut,
Nur immer auf den Herrn gebaut!"

Wohl warnte vor dem Treiben
Die Drei ſo mancher Mund:

„Verfällt der Schacht, ihr Thoren,
Verhungert ihr im Grund,“
Die aber: „Ei, ihr Freunde, traut,
Wir haben auf den Herrn gebaut!“

Doch einſt zur nächt'gen Stunde,
Da tönt gar wilder Schall,
Da ſtürzt der Berg zuſammen
Im ſchaudervollen Fall,
Da beten wohl die Dreie laut:
„Auf dich, Herr, haben wir gebaut!“

„Ach, hätten auf drei Monde
Wir jetzt doch Oel und Brot,
So könnten wir entgehen
Vielleicht dem grauſen Tod,
Doch ob auch Tod das Aug' nun ſchaut,
„Nur immer auf den Herrn gebaut!“

Und unabläſſig hauen
Sie Bahn ſich in's Geſtein,
Noch ſtillt ja Brot den Hunger,
Noch blinkt der Lampe Schein,
Und Jeder rufet, ſchürft und haut,
„Nur immer auf den Herrn gebaut!“

So graben unermüdet
Im finſtern Berg die Drei,
Und ſchlummern, wenn ſie müde,
Und ſchaffen dann auf's Neu',
Und ſprechen, wenn auch thränbethaut:
„Nur immer auf den Herrn gebaut!“

Doch Brot wie Oel, es dauert
Noch immer fort zur Friſt,
Sie wiſſen's nicht zu ſagen,
Ob das ein Wunder iſt,
Doch beten ſie, wie früher, laut:
„Nur immer auf den Herrn gebaut!“

Und bald von hellen Schlägen
Erdröhnt es an ihr Ohr,
Bald dringt's wie Sonnenſchimmer
Zu Schacht und nächt'gem Flor,
Da jauchzen die in Freuden laut:
„Nur immer auf den Herrn gebaut!“

Und ſieh', die Brüder haben
Errettet ſie vom Tod,
„Drei Monde war't ihr drunten,
Wer gab euch Oel und Brot?“ —
Da ſtaunen die und ſprechen laut:
„Wir haben auf den Herren gebaut!“

Des Gnomen Rache.

Vom Thurnerſee der Gnome kommt einſt gar müd' und matt,
Aus ſeinem Berg gewandert, nach Roll, der alten Stadt.

Er trägt ein groß Gelüſten, zu ſitzen auch am Tiſch,
Wie all' die frohen Leute, bei Wein und Brot und Fiſch.

Er hat's gemeint im Guten mit Allen weit und breit,
Hat Keinem zugefüget in ſeinem Berg ein Leid.

„Sie werden wohl auch üben jetzt Freundſchaft nach Gebühr
Und mich nicht ſchnöde weiſen hinweg von ihrer Thür'.“

So denkt der kleine Gnome und pocht gar ſachte an,
Doch wie er pocht und bittet, nicht wird ihm aufgethan.

Und wieder pocht und pocht er, er geht von Haus zu Haus,
Doch läßt ihn Jeder ſtehen in Nacht und Sturmgebraus.

„Hinweg, du Wichtelmännlein! Du wüſter tück'ſcher Zwerg,
Und ſcheu'ſt du Sturm und Regen, ſo geh' in deinen Berg!“

Da geht er grimmig weiter, ſein Auge rollt in Wuth,
„Ich will an dir mich rächen, du falſche Natterbrut!“

Und zu dem letzten Hauſe führt ihn der nächt'ge Pfad,
Noch einmal will er pochen, eh' er ſich ſchickt zur That.

Doch ſieh', die Thüre ſchließet ſich auf dem Gnomen ſchnell,
Und Wirth und Wirthin heißen willkommen ihn zur Stell',

Und tragen Brot und Früchte herbei dem kleinen Gaſt,
Und würzen ihm nach Kräften die kurze Pilgerraſt.

Dann betten ſie den Gnomen in Kiſſen rein und weich,
Er meint, er läg', ein König, in ſeinem eig'nen Reich.

Doch als die Wirthe ſchlafen und ringsum herrſcht die Nacht,
Da hebt von ſeinem Lager der Gnome ſich gar ſacht'.

Und legt ein Gold den Beiden hinein in ihren Schooß,
Und geht hinaus zum Berge, umtobt vom Sturmgetoſ'.

Da ſtreckt er ſeine Hände gebietend aus und ruft:
„Herab, herab ihr Berge, mit Horn und Riff und Kluft!"

„Herab, du alt Gerülle, und räch' den Herren dein,
Werd' du für all' die Böſen zum ſchweren Leichenſtein!"

Und ſieh', da rollt's und donnert's herab im grauſen Sturm,
Da praſſelt Haus und Giebel, da ſinket Dach und Thurm.

Da ſchallt ein laut Geheule zu ihm aus tiefem Grund,
Dann wird es todtenſtille im weiten nächt'gen Rund.

Da ſchaut noch'mal hinunter der Gnom' auf's weite Grab,
Und fährt mit wildem Lachen in ſeinen Berg hinab. —

Am Thurnerſee, da wandert ſo manch' ein Pilger matt
Am nächſten Tag, und ſuchet nach Roll, der alten Stadt.

Ein Haus nur ſieht er ſtehen gar einſam auf der Flur,
Doch von der Stadt, da findet er nirgends eine Spur.

Das Haus doch ſteht ſo friedlich, es blinkt die weiße Wand,
Umrankt von grünen Reben, ſo wie ſie früher ſtand.

Die beiden Wirthe d'rinnen, die ſind in guter Huth,
Und ſchaffen dort und leben mit immer frohem Muth.

Sie blieben unverſehret, zu nichts die Stadt verſank,
Das war des Gnomen Rache, das war des Gnomen Dank.

Geſpenſtiſches.

Es klopft im Sarg.

Voll Särgen ſteht des Schreiners Haus,
Gar todesſchaurig ſieht's dort aus.

Der Schreiner d'rinnen ſchafft allein;
Horchauf — da pocht's in einem Schrein.

Er ſchaut hinzu, der Sarg iſt leer,
's war Fantaſei, und ſonſt nichts mehr.

Doch eh' erglänzt der Sterne Gold
Vom Schreiner ward der Sarg geholt.

Und als er wieder ſchafft allein,
Da pocht's auf's Neu' in einem Schrein.

Und ſelben Tag's noch jener Sarg
Im Inner'n eine Leiche barg.

Und ſo erdröhnte jedesmal
Anmeldend in dem Sarg ein Schall.

Schon ward der Meiſter d'ran gewohnt
Und ungeſtört er ſägt und bohnt.

Bei Tagesſchein und Kerzendocht,
Und kreuzt ſich, wenn's im Sarge pocht. —

Da einmal auch gar dumpf und hohl
In einem Sarg das Klopfen ſcholl. —

Der Schreiner nach gewohnter Art
Tagüber da des Käufers harrt.

Doch ſieh' — ſchon ſinkt des Tages Schein
Und Keiner kam um jenen Schrein,

Und als er Nachts ihn noch erſchaut
Dem Meiſter da im Innern graut.

Allein bevor ein Tag dahin
Ein bleicher Todter lag darin,

Doch bei den Särgen, wie vorher,
Den Schreiner ſah kein Auge mehr.

Die Friedhofsſchenke.

Dort, wo einſt der Friedhof, da ſteht jetzt ein Haus,
D'raus ſchaut wohl der Wirth und ſein Mägdlein heraus,
Sie ſchauen ſeit Morgens, ſie haben nicht Raſt:
„Und kommt denn noch immer und immer kein Gaſt?!"

Belegt ſind die Tiſche mit Linnen gar rein,
Geſcheuert die Stühle, die Diele, der Schrein,
Hell glänzt von den Wänden der Becher Metall,
Doch leer alle Stühle und jeder Pokal.

Schon kommen und ſammeln ſich Sternlein voll Licht's,
Die Stubenuhr ſchnarret, ſonſt reget ſich nichts,
Und ängſtlicher ſtets wird den Beiden zu Muth,
Je grauer ſich färbet im Weſten die Glut.

„Was ſoll uns das Haus nun, was Keller und Wein?
Wenn Keiner uns mag in die Stube herein,
Die Thoren! ſie ſcheuen die Schenke wohl gar,
Weil Alters ein Friedhof die Stelle war."

Und dichter umſchleiert mit Nebeln die Nacht
Die Fläche, auf der auch kein Heimchen wacht,

Ein einſames Lichtlein nur dämmert hinaus
Das Licht aus Altfriedhof's verrufenem Haus.

Und noch immer in's Ferne — wie's fröſtelnd thaut,
Tiefgrollend der Wirth und ſein Töchterlein ſchaut,
Doch wie ſie auch ſpähen — nicht Einer naht,
Nur der Nachtwind ſeufzt über Haide und Pfad.

Doch endlich — „da ſieh' nur — den Hügel heran
Kommt müde und keuchend ein Wandersmann.
Jetzt ſteht er und ſchauet — was blickt er ſo ſcheu? —
Bei'm Himmel — auch der geht die Schenke vorbei!" —

„Und iſt denn ein Fluch mir gelegt auf dieß Haus,
Und flieht denn ſchon Alles die Stelle voll Graus?
So wollt' ich, es thäten die Gräber ſich auf,
Und ſchickten die Todten zu Gaſt mir herauf!"

Der Wirth ruft's, das Auge ſo rollend und graß,
Sein Töchterlein weinet die Schürze ſich naß —
Da tönt es auf einmal — poch, poch — an das Thor,
Erſchrocken faſt fahren die Zwei d'rinn' empor.

Und ſieh' da — Schwarzherrlein zu vier an der Zahl,
In ſeidenen Kleidern, tiefäugig und fahl,
Das Antlitz ſo knöchern, ſo hohl und verſteint,
D'rinn' Grinſen und Weinen gar grauſig vereint.

Sie ſetzen ſich ſchweigend, d'rauf winkt mit der Hand
Der Eine, und weiſ't nach dem Glas an der Wand,
Und als ihm der Schenke gethan nach Begehr,
Da reden und deuten alle Viere nichts mehr.

Und gleich darauf pocht es, und gleich darauf naht
Ein Herr und ein Dämchen, ei, ſeht, welch' ein Staat!
Großblumichter Reifrock, goldwellig Gelock',
Weitſchlotterndes Höschen und blutrother Rock.

Er neiget, ſie knixet, den Herren umher,
Die vier ſpitzen Naſen bedanken ſich ſehr,
D'rauf führt ſie Rothröcklein zum Tiſche galant,
Und fordert wie jene ein Glas von der Wand.

„Woher all' die Gäſte? — 's iſt tief in der Nacht.“ —
Da pocht es ſchon wieder — „wer das nur gedacht!“ —
Tief complimentir'n drei Alongen herein,
Kopfwackelndes Mütterlein ſchwankt hinterd'rein.

Dem Wirth und dem Töchterlein innerlich grau't,
Wie jedes die bleichgelben Larven erſchaut,
Doch eh' ſich noch Beide vom Staunen erholt,
Kommt ſchon wieder ein ähnliches Pärchen getrollt.

Bald ſind alle Plätze und Bänke gefüllt
Mit Gäſten, gar ſeltſam geputzt und verhüllt,
In rieſiger Weſten verblichener Pracht,
In Reifrock, Kantuſch und poſſirlicher Tracht.

Dort deckt die Along' ein blutfinſt'res Geſicht,
Dem hängt's um das Auge ſchwarznächtig und ſchlicht,
Einem Schädel vom Beinhaus gleicht jener nun gar,
Goldblümlein umglitzern den Frauen das Haar.

Und Alle ſo träg', und ſo ſchläfrig und graus,
Doch thun ſie, als wären ſie längſt hier zu Haus,
Gluck — Becher um Becher, wie leert ſich's ſo ſchnell',
Kaum früh' genug kommen die Krüg' zur Stell'.

Da geht's an ein Winken, ein Puhſten ringsum,
Flink thuen ſich Schenke und Töchterlein um,
„Pſt!“ d'rüben — „Pſt!“ hüben — und dorten und da,
Sein' Tag' man ſolch' Schwämme von Säufern nicht ſah.

Drauß' ſchauern die Wolken, kein Sternlein mehr lacht,
Doch d'rinnen die Luſt erſt allmälig erwacht,

Dumpf Murren und Schnurren, d'rein ſummend Geſang,
Wie der Bergwaſſer Murmeln am Klippenhang.

Und wilder und lauter ſtets wird es im Rund,
Wie kreiſcht es und ſtottert's aus zahnloſem Mund,
Von Fratzen und Larven, welch' hölliſch' Gewirr',
Welch' ſinnloſes Treiben und Bechergeklirr'.

Auf ſpringt's jetzt vom Tiſche, umkülpt der Pokal,
Zum brauſenden Kehraus nun reihen ſich All',
Tief neigen die Herr'n ſich, es knixen die Frau'n,
Nur Klapperdürrbeinchen an Jedem zu ſchau'n.

Da holpern Drei über die Tiſche hervor,
Mit wackelndem Kiefer und Fledermausohr,
Die fideln und fingern — „hei! — luſtig d'rauf los!“
Drauß' Hundegeheule und Sturmwindsgetoſ'.

Und holtertipolter geht's kreiſend herum,
Bei lautem Gequitſche, Geſchrill' und Geſumm',
In Scherben die Fenſter, in Trümmer der Tiſch,
Mit Teller und Krügen und Braten und Fiſch.

Hoch bläht ſich der Reifrock, es rauſcht der Talar,
Hinſchleudern die Schöße, wild flattert das Haar,
Und toller und toller erfüllet der Graus,
Mit jeder Minute ſich mehrend, das Haus.

Am Halſe des Schenken, von Schauder erfüllt,
Das zitternde Mägdlein ihr Antlitz verhüllt,
Verbleicht von der Wang' iſt die roſige Glut,
Dem Schenken erſtarret in den Adern das Blut.

Trüb flackern die Kerzen, hinnebelt die Schar,
Hu, Wunder — der Reigen, wie nackend und bar,
Fort Flaus und Perücke, weg Flitter und Schein,
Nur wackelnde Schädel und fleiſchlos Gebein.

Mit einmal umſchlingt es die kreiſchende Maid,
Wild jubelt's in's Ohr ihr: „Blaß Liebchen, 's iſt Zeit!"
Hinreißt ſie's zur Thüre, wild faßt's ſein Gewand —
Da hämmert's, und — Eins — weiſ't die Uhr an der Wand,

Und fort holpert Alles, und ſtolpert und flieht
Hinaus nach den Gräbern, blutneblicht umglüht,
Die Zwei in der Stube, tiefnächtig, allein,
Die mochten nicht Schenke und Schenkin mehr ſein.

Herrn Gunther's Kampfeszug.

Herr Gunther zieht, ſchon weiß das Haar,
Zum Kampf mit ſeiner kleinen Schar,
Im Morgenſchein, ſo klar und mild,
Wie ſchimmert da nur Helm und Schild.

So zieh'n ſie hin, Berg ab und auf,
Auf muth'gem Roß, im raſchen Lauf,
Sieh' da, ein Friedhof auf der Haid',
D'rin Hügel ſich an Hügel reih't.

Und bunte Kreuze, groß und klein,
Inmitten ein's von weißem Stein,
Das ſchaut, umglänzt vom Morgenſtrahl,
Gar tröſtungsreich zu Berg und Thal.

Da hält Herr Gunther an ſein Roß,
Und wie er thut, ſo thut ſein Troß,
Er aber ſpricht: „Nehmt ab den Hut
Zur Ehr' für Jeden der da ruht."

„Ein Vaterunſer betet ſtill,
Der Chriſtenbrauch es alſo will."
Und Jeder betet für ſich ſtumm;
Wie feierlich iſt's da ringsum.

Nur in dem Friedhof regt ſich's d'rin,
Die Kränze ſchwanken her und hin,
Da bebt's und flüſtert's in der Rund'.
Es iſt als ſpräch' der Todten Mund.

Und als vollendet ihr Gebet
Die Schar, die vor dem Friedhof ſteht,
Da winkt Herr Gunther, „Nun wohlan,
Den Todten iſt ihr Recht gethan.“

„Jetzt laßt uns zieh'n zur blut'gen Schlacht,
Den Frommen ſchützt des Himmels Macht!“
D'rauf ſprengt er fort, das Banner fliegt,
Der Helmbuſch in der Luft ſich wiegt.

Noch ſchimmert's fern wie Waffenglanz,
Jetzt ſchwindet's in der Berge Kranz,
Stumm liegt nun Feld und Thal umher,
Kein Laut erſchallt vom Häuflein mehr.

Die Sonne nur ſchickt ihren Strahl
Herab auf Hügel, Kreuz und Mahl,
Hin fliegt ein Falter durch den Raum,
Wie ein entſchwund'ner Lebenstraum.

So wandelt ſtill der Tag dahin,
Im Weſten färbt ſich's mit Karmin,
Die Sonne ſinkt, auftaucht die Nacht,
Mit Mondenſchein und Sternenpracht.

Noch immer aber tönt durch's Thal
Kein Kriegsgeſchrei, kein Waffenſchall,
Wie's dir, Herr Gunther, gehen mag?
War wohl für dich ein heißer Tag!

Schon glänzt der Mond mit weißem Schein
Von Todtenkranz und Leichenſtein,

Schon iſt es nah' an Mitternacht,
Und immer iſt kein Klang erwacht.

Doch horch, — da ſauſt's mit einemmal,
Da tönt's aus fernſter Fern' durch's Thal,
Da kommt's heran durch Feld und Bucht,
Da naht's als wie in ſchnellſter Flucht.

Jetzt blitzt es fern wie Wetterlicht,
Herr Gunther iſt's, ich irre nicht,
Er ſprengt voraus dem wirren Zug,
Auf flücht'gem Huf, im wilden Flug.

Und hintender, noch halb in Nacht
Gehüllt, des Feindes Uebermacht,
Wie Sturmgewölk', gedrängt und graus,
Herr Gunther, ach, mit dir iſt's aus!

Und immer näher kommt heran
Der flüchtig greiſe Rittersmann,
Er jagt und jagt, auf gutes Glück,
Umſonſt, der Feind blieb nicht zurück.

Den Friedhof hat er jetzt erreicht,
Da, wie das klinget, ſchnaubt und keucht,
Voraus Herr Gunther, bleich, allein,
Der ruft zum Friedhof raſch herein:

„Ihr Todten, die ich ſtets geehrt,
So wie es Chriſtenbrauch begehrt,
Errettet mich von Schmach und Plag',
Dieweil's das Leben nicht vermag!“

Und weiter ſprengt er ſeine Bahn,
Schon tobt auch Gunthers Feind heran,
Doch ſieh', da regt's mit einmal ſich,
Im Friedhof d'rinnen wunderlich.

Da taucht's hervor im Mondenſchein,
Da raſſelt Schädel und Gebein,
Da klappert's hohl, da ſchleppt ſich's ſchwer,
Von allein Seiten ſchwankt's daher.

Lebendig iſt der weite Raum,
Den Friedhof ſelber ſieh't man kaum,
So bricht's heraus, ſo brauſt's hervor,
In Trümmer geht das Friedhofsthor.

Wie bäumen da ſich nur, erſchreckt,
Die Roſſe all, von Schaum bedeckt,
Wie jaget da, betäubt, erblaßt,
Zurück der Feind in Todeshaſt.

Doch hinter ihm, durch Feld und Hain,
Ein Heer von ſchlotterndem Gebein,
Mit Wackelkopf und dürrer Hand,
So toſ't es fort durch's nächt'ge Land.

Da ſchlägt es Eins im fernen Thurm,
Und ſieh' urplötzlich ſchweigt der Sturm,
Verſchwunden iſt die grimme Schar,
Der Feind nur flieht, geſträubt das Haar.

Wie früher ſpielt um Kreuz und Stein
Im Friedhof mild der Mondenſchein,
Doch lang' ſchon hat mit ſeinem Troß
Der Rittersmann erreicht ſein Schloß.

Der nächtige Reiter zu Prag.

Die Erde ſchläft, die Wolken zieh'n mit Haſt,
Der Nachtwind rüttelt wild an Baum und Aſt.

Im Mondenſchein, ſo helle wie am Tag,
Mit Thurm und Plätzen liegt das alte Prag.

Horchauf, da ſchallt's wie ferner Hufſchlag her,
Ein Reiter naht, wie dröhnt's ſo dumpf und ſchwer.

Ein dreigeſtülptes Hütchen im Geſicht,
Im Nacken einen Zopf von Haaren dicht.

Breitſchöſſig iſt ſein Rock, nur halb bedeckt
Die tief'ge Weſte, die darunter ſteckt.

Die Stiefel ragen bis an's Knie hinan,
Gar ernſt und ſtattlich ſieht der Reitersmann.

So zieht er hin; — wie iſt es leer und ſtumm,
Doch ſieht er ſich nach keiner Seite um.

Am Platze ragt ein ſtolzes Haus hervor,
Ein goth'ſcher Erker wölbt ſich über's Thor.

Dort zieht der Reiter ſeinen Zügel an,
Und ſchaut zum Erker ſtarren Blicks hinan.

„Hartherzig Mägdlein, das du droben wohnſt,
Und nur mit Hohn mein heißes Lieben lohnſt,"

„Nun heißt die Pflicht mich zieh'n durch Sturm und Nacht
In's ferne Land, zur heißen Ungarſchlacht."

„Vielleicht nicht mehr ſiehſt du auf mich herab,
Doch meine Treue dauert über's Grab!" —

D'rauf ſchwenket er ſein Roß, und reitet fort,
Und wieder ſtumm und leblos liegt der Ort.

Wohl lange Zeit entſchwand ſeit jener Stund',
Wohin er zog, es frägt darnach kein Mund.

Doch ſieh', da iſt im fernen Ungarland
Ein wilder Kampf auf öder Heid entbrannt.

Ein Reiterſchwarm wirft in der Ungarn Troß
Sich wild hinein, auf ſchnaubend tollem Roß.

Dreiſpitzig iſt der Hut auf jedem Kopf,
Jedweden Nacken ziert ein buſch'ger Zopf.

Anprallen ſie, auf Rappen hoch und ſchwer,
Wer kennt die Reiter nicht vom böhm'ſchen Heer?

Und Einer ſprengt voraus den flinken Reih'n,
Als gält' es Eile ſich dem Tod zu weih'n.

Der Reiter iſt's, der in der Mondennacht,
Dem zarten Lieb ſein Lebewohl gebracht.

So bricht er kühn in's Herz des Feind's ſich Bahn.
Da ſchießt nach ihm ein wüthender Kuman.

Er ſchwankt, er ſtürzt — „Nun Leben iſt's vorbei,
Doch über's Grab auch geht noch meine Treu'!“ —

Und wieder ſenkt mit ihrer ernſten Pracht
Sich auf die Erde eine ſtille Nacht.

Im Mondenſchein, ſo helle wie am Tag,
Mit Thurm und Plätzen liegt das alte Prag.

Schwarz ragt das Haus wie einſt, nur über'm Thor
Vom Erkerfenſter blinkt ein Licht hervor.

Und wieder ſchallt's wie ferner Hufſchlag her,
Ein Reiter naht, wie dröhnt's ſo dumpf und ſchwer.

Ein dreigeſtülptes Hütchen im Geſicht,
Den Nacken ziert ein Zopf gar ſteif und dicht.

Den Leib ein Rock mit breiten Schößen deckt,
Doch ſcheint es faſt als wär' er blutbefleckt.

Die Stiefel ragen bis zum Knie hinan,
Doch ſtarr und reglos ſitzt der Reitersmann.

So zieht er hin, wie iſt's ſo leer und ſtumm,
Doch ſieht er ſich nach keiner Seite um.

Jetzt vor dem Hauſe hält er plötzlich an,
Und ſchaut zum Erker ſtarren Blick's hinan.

„Und ſiehſt du auch nie mehr auf mich herab,
Die wahre Treue dauert über's Grab!"

Da ſchwankt das Licht, da regt ſich's im Gemach,
Es ſtöhnt heraus als wie ein ſterbend: Ach!

Mit einmal ſchlägt's, — vom Thurme dröhnt es Eins,
Im Haus erliſcht das Lämpchen bleichen Schein's.

Und ſieh, verſchwunden iſt der Reiter dort;
In Mondenlicht und Stille liegt der Ort.

Doch nach drei Tagen trug zu jenem Haus
Ein Grabgefolge einen Sarg heraus.

Der Hexenſabath.

Auf nächt'ger Haide, ſturmumweht,
Ein müder, alter Spielmann geht,
Ein Meiſterlein, gar ſchlicht und arm
Die braune Fiedel unter'm Arm.

Wohl ſputet ſich das Männlein ſehr,
Denn gar zu ſchaurig iſt's umher,
Nur kahle Fläche weit und breit,
Und troſtlos öde Einſamkeit.

Doch was noch ſchneller ſeinen Fuß
Beſchwingt, iſt ſeines Weibchens Gruß,
Der bei den Weibern, wie ihr wißt,
Nicht immer gar zu freundlich iſt.

Mit Haſt verfolgt er d'rum den Pfad,
Wenn auch nicht immer ganz gerad,
Wo wäre auch, der ohne Wank,
Heimkäm von einem Kirmeßtrank.

Doch wie ſich haſtet ſo der Tropf,
Da reißt mit einem Mal vom Kopf
Den alten Filz ihm weg der Wind,
Und kollert fort ihn, pfeilgeſchwind.

Nachrennt, ſo ſchnell ſich's immer thut,
Das Geigerlein dem flücht'gen Hut,
Und haſcht nach ihm, und hat ihn ſchon,
Da läuft er wieder ihm davon.

Jetzt endlich hat er ihn erreicht,
Stülpt tief ihn in's Geſicht und keucht,
Und ſchnauft vom ſtarken Ritt ſich aus,
Und denkt der Heimkunft dann mit Graus.

Doch Himmel! wie er jetzt erſchrickt,
Da er mit einmal um ſich blickt,
„Wo hat doch nur, durch Wind und Nacht,
Der dumme Hut mich hingebracht?"

Ringsum, als wie zerſtreut Gebein,
Nur ſchaurig weißes Kalkgeſtein,
Dazwiſchen, ſchwarzen Schlangen gleich,
Hinkriechend wirres Dorngeſträuch.

Und horch, was zettert da vorbei
Mit wildem Braus! „Gott ſteh' mir bei!

Kein Vogel iſt's, der alſo lärmt,
Und ſolcher Art die Luft durchſchwärmt!'

Der Geiger ängſtlich horchend ſteht,
Bis fernhin das Getoſ' verweht,
Und meint zuletzt: 's iſt doch nur Trug,
Da kommt's ſchon wieder her im Flug.

Es kreiſcht und heulet und miaut,
Daß ihm zu Tiefſt im Inner'n graut,
Bis Grabesſtille wie zuvor
D'rauf wieder herrſcht auf Haid' und Meer.

Ganz wirblicht wird ihm da zu Sinn,
Nach allen Winden ſchaut er hin,
Und kann's ergründen nicht, o Gram,
Wohin er ſoll, woher er kam.

Da plötzlich hüllt des Mondes Schein
Das Nachtgewölk' in Dunkel ein,
Indeß mit doppelt wildem Grimm
Der Sturm erbrauſet über ihm.

Da rafft das Geigerlein ſich auf
Und rennt davon im ſchnellſten Lauf,
Und rennt mit ſchlotterndem Gebein
Und ſtolpert über Stock und Stein,

Bis ihn ein derber Strunk zuletzt
Ganz unſanft auf die Erde ſetzt,
Und er mit größerem Bedacht
Hinkeuchet durch die finſt're Nacht.

So kommt er noch ein gutes Stück,
Da wird es hell vor ſeinem Blick,
Da flammt es roth wie Nordlichtſchein
Inmitten auf dem nächt'gen Hain.

„Ein Feuer in ſo ſtürm'ſcher Nacht!
Weßhalb! — Wer hat es angefacht?
Wer mag nur hauſen an dem Ort?"
Er ſieht ſich's regen hier und dort.

Und näher ſchleicht er ſchon hinzu,
Es läßt die Neugier ihm nicht Ruh',
Er ſpäht und ſchleicht und ſchleicht und ſpäht,
Bis nahe er dem Feuer ſteht.

Welch Treiben muß er da erſchau'n,
Kaum kann er ſeinen Augen trau'n,
Viel Nachtgeſtalten, groß und klein,
Umtanzen dort des Feuers Schein.

Das huſcht und hüpft und ſauſt und ſchwirrt,
Und ſchleift und ſchlüpft und brauſt und flirrt,
Dazu Gezetter und Geſchrei,
Als ob erwacht die Hölle ſei.

Und ohne daß er's ſelber weiß
Gelangt er näher ſtets zum Kreis,
Der ſeinem Blick, vom Schreck erfüllt,
Sich immer deutlicher enthüllt.

Welch' grauſenhaftes Luſtgelag',
Zu ſchrecklich für den hellen Tag,
Zumeiſt nur Weiber fahl und alt
Von mehr als häßlicher Geſtalt.

Hinflatternd um den Leib das Haar,
Der Scham entwöhnt, der Kleider bar,
Von Trunk und wüſter Gier entflammt,
Der Hölle Jedes ſcheint entſtammt.

Dort mit dem ſchwabblich ſchlaffen Wanſt
Ein Scheuſal von Gerippe tanzt.

Deß ſchaurig dürres Spindelbein
Noch ſchauriger beim Flammenſchein.

Hier wieder, keck in Schwung und Sprung,
Ein Zauberweib, noch drahl und jung,
Das ſeiner Glieder ſtrammen Bau
Im Fluge bietet frech zur Schau.

Sieh' da, welch' Krötenungethüm,
Im Antlitz Luſt, Verruchtheit, Grimm,
Der wulſt'gen Formen träge Laſt
Bewegend mit des Wahnſinns Haſt;

Und hier als Haupt der Drudenſchar
Die Alte, wohl an hundert Jahr,
Mit hohlem Aug' und Hängekropf
Und Schlotterbruſt und Wackelkopf,

Und viele noch, die nur mit Grau'n
Gleich Eumeniden anzuſchau'n,
Dazwiſchen Larven, buntgeſchmückt,
Dem Abgrund und dem Grab entrückt.

Mit Eulenkopf und Drachenſchwanz,
Mit Galgenſtrick und Todtenkranz,
Mit Pferdehuf und Horn verſeh'n,
Hinbrauſend mit des Windes Weh'n.

Indeß, ein Bild der Völlerei,
Beim Mal noch Andre mit Geſchrei,
Voll wilder Canibalengier
Sich raufen um ein Ekles hier,

Und dort am Boden frech gruppirt,
Der Reſt, zur Schreckniß ſich verwirrt,
In Trunkes Taumel nur ſich regt,
Und thieriſch ſich liebkoſt und ſchlägt.

Eiskalt durchrieſelt's das Gebein
Dem armen alten Geigerlein,
Da faßt's ihn ſchon, da reißt's ihn fort!
„O Himmel, ſei jetzt du mein Hort!“

„Sieh' da, ſieh' da, du Werkelknecht!
Kommſt juſt zum luſt'gen Kehraus recht,
Nun raſch die Fiedel aus dem Sack,
Sonſt geht's zur Hölle Hukepack!“

Zu einem Throne ſchoppt darauf
Ihn mit Gejauchz' der wüſte Hauf,
Auf dem, ſo Menſch als Bock zugleich,
Ein Weſen aus dem Fabelreich.

Mit Kron' und Flittern ausgeſchmückt,
Der Unhold auf den Geiger blickt,
Um ihn gehäuft zu Schreck und Gräu'l
Ein wirrer Thier und Menſchenknäu'l.

Mit mäckernd heiſchrem Tone ſpricht
D'rauf jener: „Sträub' dich länger nicht,
Iſt dir dein lumpig Leben werth,
So thu' nur ſchnell, wie man begehrt!“

Wohl füget da ſich dem Gebot
Der Geiger, der ſo hart bedroht,
Und nimmt hervor die Geige riſch
Und geigt wie nie ſo flink und friſch.

Hei, wie ſich's da um ihn nur regt,
Und Bein an Bein im Tanz bewegt,
Welch' Wirbeln, Schwenken, Schlingen, Dreh'n,
Daß ihm die Sinne faſt vergeh'n.

Vorüber, in der Nacktheit Graus,
Weib und Geſpenſt im Sturmgebraus,

Mit Balg, Gerippe und Phantom,
Mit Rabgezücht und Alp und Gnom'.

So geigt er ſonder Unterlaß,
Und geigt bis Schopf und Stirne naß,
Und geiget bis er nimmer kann,
Und dünkt ſich ein verlorner Mann.

Da dämmert's wie ein Morgenſchein
Urplötzlich in die Seele ſein,
Und nochmals ſeine letzte Kraft
Das Meiſterlein zuſammenrafft,

Und ſtimmet eine Weiſe an,
So kräftig er nur immer kann
Und geigt, es bricht der Bogen ſchier,
„Allmächtiger, dich loben wir!“

Da zettert durch die Wüſtenei
Ein gellender Verzweiflungsſchrei,
Und ſieh', zerſtäubt die Kreuz und Quer
Iſt all' der Hexenſpuck umher.

Nur ferne wimmert's hier und dort
Noch leiſe in den Lüften fort,
Dann ſtille wie im Grabesſchooß
Nur im Geſtripp' des Wind's Getoſ'.

Und wie vom Angſtſchweiß noch bethaut,
Voll Furcht um ſich der Geiger ſchaut,
Da ſieht er, ſchroff im Mondenſchein,
Grad über ſich den Rabenſtein.

Ein Galgenmännlein ſtreift beinah
Sein Haupt, das ihm ſo freundlich nah',
Indeſſen Schädel kahl und leer
Vom Hügel kollern um ihn her.

Da rafft, ſo ſchnell er's nur vermag
Sich auf der Geigersmann vom Hag,
Sein Haus zu ſuchen, welcher Art
Auch der Willkomm', der ſeiner harrt.

Doch oft noch dachte er, wenn Noth
In ſpätern Zeiten ihn bedroht:
Geholfen iſt zu jeder Friſt
Dem Mann, der nicht auf Gott vergißt.

Das todte Kind.

Zwei Nächte ſind bereits entſchwunden,
Drei Tage, ach, ſo leidensſchwer,
Seit ſie ihr Kind zu Grab getragen,
D'rum weint die Mutter gar ſo ſehr.

Wie liegt ſie dort, in Schmerz zerfloſſen,
Zu hart, o Schickſal, war dein Spruch,
Doch horch, es rauſcht; zwölf iſt die Stunde,
Was nah't ſo ſpät noch für Beſuch?

Ihr Kindlein iſt's, das ſie begraben,
Mit trübem Blick, mit weißer Wang',
„O liebes Mütterchen, o weine
Doch um dein Knäbchen nicht ſo lang'!“

„Nicht kann im engen Bett ich ſchlafen,
Wo ſich's ſo ſtill, ſo friedlich ruht,
Wenn immerfort aus deinen Augen
Um mich entſtrömt ſo bitt're Glut.“

„Denn ſieh', o Mutter, deine Thränen
Befeuchten mir ja Haar und Kleid,
Da muß im argen Froſt ich zittern,
Und kann nicht ruh'n vor großem Leid.“

„Schon zweimal trieb mich aus dem Grabe
Herauf dein Weinen mit Gewalt,
Es lag der Schnee auf Feld und Straßen,
Huſch, huſch, wie war's ſo öd', ſo kalt.“

„Ich lief voll Angſt, um dich zu bitten,
Du wolleſt dich beſänft'gen doch,
Allein, ich konnt' am Haus nicht ſchellen,
Der Strang der Glocke hing zu hoch.“

„Heut' aber fand die Thür' ich offen,
Da huſcht' ich eiligſt denn herauf,
Ach, liebes Mütterchen, ach hemme
Doch endlich deiner Thränen Lauf!“

Und wieder iſt das Kind entſchwunden,
Die Mutter faltet fromm die Hand,
Und linder rollen ihre Thränen
Herab auf Kiſſen und Gewand.

Drei Nächte d'rauf, da war's im Hauſe
Gar ſtill, es ſcholl kein Laut der Pein,
Denn an des theu'ren Knäbchens Seite
Lag thränenlos ſein Mütterlein.

Der Dritte.

Im einſamen Wirthshaus, auf öder Heid',
Nicht fern von dem Hochgericht,
Da ſitzet ein Mann im rauhen Kleid,
Mit wildem, verbrannten Geſicht.

Ein Säbel vor ihm auf dem Tiſche liegt,
Im Gürtel ein Meſſer blinkt,
Das Haupt er gleichwie ein Trunkner wiegt,
Das müd' auf die Bruſt ihm ſinkt.

Jetzt ſtreckt er ſich träge und greift zum Glas
Und ſtürzt bis zum Grund es aus,
Den Wurm, der ſo tief ihm am Inner'n fraß,
Den tränkt er jedoch nicht aus.

Und finſt'rer ſtets furcht ſich ſein Antlitz wild,
Laut lacht er nun vor ſich hin,
Die Ader an ſeiner Stirne ſchwillt,
Was kommt ihm doch nur zu Sinn?

Da raſſelt's im Dunkel, die Wanduhr ſchlägt,
Herab brennt das düſt're Licht,
Was iſt es, das noch ſich vor'm Hauſe regt,
Und kreiſchend um Einlaß ſpricht?

Auf ſpringt jetzt die Thüre mit Einemmal,
Welch' ſeltſame Companei?
Zwei Männer, gar ledern, verſchrumpft und fahl,
Die ſchlottern zu ihm herbei.

Ihr Haar iſt zerzauſet, ihr Auge ſtier,
Nur Lappen ſind ihr Gewand,
Da ſchaudert's dem einſamen Trinker ſchier,
Es fällt ihm das Glas aus der Hand.

Doch ſetzen, als wären ſie da zu Haus,
Die Zwei ſich zur Seite ihm dicht,
Und faſſen die Gläſer und ſtülpen ſie aus
Und grinſen ihm in's Geſicht.

Da wühlt er im Haare; iſt das ein Traum?
Iſt's Wirklichkeit, was er ſchaut?
Bald dünkt's ihm er ſäß' in dem öden Raum
Allein, nur von Nacht umgraut,

Bald wieder, da ſieht er die hager'n Zwei
Vor ſich, mit höhn'ſchem Mund,

Wie ſie ihre Gläſer mit heiſ'rem Schrei
Entgegen ihm halten zum Bund.

Da leidet's nicht länger ihn dort zur Stell',
Aufſpringt er, das Inn're voll Graus,
Und tappt nach dem Säbel und faßt ihn ſchnell
Und rennt in die Nacht hinaus.

Wie liegt da die Heide ſo leer, ſo weit,
Wie ſchimmert im Mond der Plan,
Der Sturm nur, er hat nicht zum Raſten Zeit,
Durchfegt ihn auf öder Bahn.

Doch eilt auch der Mann nicht mit mind'rer Haſt,
Tiefathmend durch Moor und Hain,
Da ſteht er auf's Neue von Schreck erfaßt,
Mit Einmal am — Rabenſtein.

Hoch über ihm ſchwankt es in Mond und Wind,
Da knarrt es und ſchwebt es ſo frei,
Und wie er hinaufblickt, da ſieht er, es ſind
Die bei ihm geſeſſen, die Zwei.

Und wieder durchrieſelt es ſein Gebein,
Fort ſtürzt er in neuer Flucht,
In Wolken verhüllt ſich des Mondes Schein,
Wer iſt's, der den Flücht'gen ſucht?

Doch als auf der Heide ſich wieder verſtreu'n
Die Schimmer des Mondes ſo lind,
Da ſah man gar luſtig, zunächſt den Zwei'n,
Einen Dritten noch ſchwanken im Wind.

Der Schwur.

Eine bleiche Jungfrau harret
Am öden Meeresſtrand,

Sie ſchaut hinaus in die Weiten,
Wo die Wellen rauſchen und gleiten
Hin über den weißen Sand.

Sie harrt auf ihren Buhlen,
Der fern das Meer durchzieht,
Sie harret ſein mit Sehnen,
Sie harret ſein mit Thränen,
Seitdem von ihr er ſchied.

Er hat es ihr geſchworen
Als er beſtieg das Boot,
Der Himmel hat's vernommen,
Er würde wieder kommen
Ob lebend oder todt.

Drei Jahre ſind verronnen,
O herbes Mißgeſchick!
Allein, der Buhle kehrte,
Wie ſie auch ſein begehrte,
Noch immer nicht zurück.

Vom Schlaf bewält'get ſitzet
Sie wieder einſt am Strand,
Die Stürme heulen und ſauſen,
Die Wogen ſchäumen und brauſen
Wild auf an's felſ'ge Land.

Da iſt es ihr, als käme
Herbei ein luft'ges Schiff
Durch Nacht und Sturm geflogen,
Wie ſchnell durchfurcht's die Wogen,
Schon hält es dort am Riff.

Und ſieh' am Bord des Schiffes
Ihr todter Buhle ſteht,
Vom Moder grün und ſchaurig,

Das Antlitz bleich und traurig,
Sein Haar vom Sturm durchweh't.

Er ruft: „O ſüße Liebe,
Als meine Wang' noch roth,
Da ſchwur ich dir's, zu kommen,
Der Himmel hat's vernommen,
Ob lebend oder todt."

„Was damals ich verſprochen,
Du ſiehſt, ich hab's vollbracht,
Doch darf ich hier nicht ſäumen,
Muß fort zu fernen Räumen,
Zu finſt'rer Grabesnacht."

„D'rum lebe wohl, o Liebe,
Auf lange, lange Zeit!"
Er ruft's, der Finſt're, Treue,
Da brauſt der Sturm auf's Neue,
Wie iſt das Schiff ſo weit.

Wohl unter heißen Thränen
Erwacht die Magd am Strand,
Die Stürme heulen und ſauſen,
Die Wogen ſchäumen und brauſen
Hoch auf an's felſige Land.

Frau Sigrit.

„Ach, Leben, wie biſt du ſo freudig und ſchön,
Ach, Grab, wie grau't mir vor dir ſo ſehr!"
So ſchallet Frau Sigrits Angſtgeſtöhn',
Und ſterben, das möchte ſie nimmermehr.

Doch mählig verblühet der Wangen Roth,
Ihr ſchwarzes Haar es färbt ſich ſo bleich,

Da will ſie, bevor ſie ereilt der Tod,
Mit Gold ſich gewinnen das Himmelreich.

Und einen Münſter läßt ſie erbau'n,
Mit Säulen und Hallen von Meiſterhand,
Gar wunderherrlich iſt der zu ſchau'n,
Weit ragen die Thürme hinein in's Land.

Und wie nun der Münſter vollendet ſteht,
Gefüllet das Schiff mit der Gläubigen Schar,
Frau Sigrit hinein durch die Menge geht
Und wirft ſich nieder dort vor dem Altar.

„Ich habe erbauet zu Ehren dein,
O Herr, dieſes Haus!" ſo rufet ihr Mund,
„O laſſe ſo lang' mich am Leben ſeyn,
Als der Münſter ſtehet auf dieſem Grund!"

Wohl Jeder ob dieſem Frevel erbleicht,
Und fliehet voll Schaudern das Gotteshaus,
Und wo ſie gehet, ein Jeder weicht,
Mit Grauen der grauen Frevlerin aus.

Und Jahre ſchwinden um Jahre hin,
Schon ſanken gar Viele zur Gruft hinab,
Doch daheim noch ſitzet die Sünderin,
Als wär' ihr verſchloſſen der Weg zum Grab.

Und Jahre ſchwinden, und Jahre flieh'n,
Nicht Einer lebt mehr der ihr verwandt,
Als Greiſe ſah ſie zu Grabe zieh'n
Die ſie als Kinder ſchon hatte gekannt.

Schneeweiß iſt geworden ihr graues Haar
Und Nebel umſpinnen ihr Augenlicht,
Ihr Leib iſt verkrümmt und der Kräfte bar,
Doch der Tod naht Sigriten noch immer nicht.

Da faßt es ihr Herz mit Entſetzen und Qual,
„Ach Tod, ach Tod, was ſäumſt du ſo ſehr!
Es bringt mir nur Grauen der Sonne Strahl,
Und ſterben, ach ſterben, ſonſt will ich nichs mehr!“

Und Jahre ſchwinden um Jahre hin,
Doch immer umſonſt auf den Tod ſie harrt,
Erſtorben ſchon iſt ihr jeglicher Sinn,
Das Mark ſelbſt iſt im Gebein ihr erſtarrt.

Da läßt ſie zimmern wohl einen Schrein,
Läßt kleiden ſich in ein Todtengewand,
D'rauf legt man ſie in den Sarg hinein
Und faltet ihr über die Bruſt die Hand.

Im Münſter ſtehet, wie ſie's gebot,
Der Sarg, in den man hinein ſie gelegt,
Wohl liegt ſie ſo reglos, als wär' ſie todt,
Doch das Herz ihr noch immer im Buſen ſchlägt.

Sie nimmt keine Speiſe, ſie hat keinen Laut,
Und kalt und verblichen iſt ihr Geſicht,
So liegt ſie, vom Dunkel der Halle umgrau't,
Doch der Engel des Todes erbarmt ſich nicht.

Es beten die Frommen ſo Tag als Nacht,
Daß der Herr ſie erlöſe von Qual und Schmerz,
Doch gebunden liegt ſie und ohne Macht,
Und immer noch ſchlägt in der Bruſt ihr das Herz.

Nur wenn die Chriſtnacht die Welt erfreut,
Und die Kirche füllet der Beter Chor,
Da ſtrömt es durch ihre Pulſe erneut,
Da hebt ſie in ihrem Sarg' ſich empor.

Da ſchaut ſie ſich um, mit verzerrtem Geſicht,
Und zettert durch's Schiff mit wildem Schrei:

„Zerfällt denn der Münſter noch immer nicht?
Werd' ich denn noch immer vom Fluch' nicht frei?!“

Dann wieder ſinkt in den Schrein ſie zurück,
Erſtarret und doch ſich des Lebens bewußt,
Das Antlitz verſteint ſich, es liſcht ihr Blick,
Das Herz nur ſchlägt ihr allein in der Bruſt. —

Nicht weiß ich's zu ſagen, ob wohl zur Friſt
Bereits ſchon zerfallen des Münſters Geſtein,
Nicht, ob ſchon Frau Sigrit erlöſet iſt
Durch des Herren Gnade von ihrer Pein.

Der Wildſchütz und ſein Geſelle.

Hinſchleichet ein Wildſchütz durch Wald und Moor,
Den Hut im Aug', in der Hand das Rohr,
Es treibt ihn die Noth zur nächt'gen Jagd,
Ein Wild muß er haben, bevor es tagt.

Ein Wild muß er haben, er gab ſich das Wort,
Und ſei auch der Preis für das Wild ein Mord,
So zieht er dahin und ſpäht und lauſcht,
Wie leiſ' nur der Wind in den Tannen rauſcht.

So zieht er dahin in Trotz und Grimm,
Was raſchelt, was ſchleicht da ſich hinter ihm?
Den Hut im Aug', in der Hand das Rohr,
Ein anderer Wildſchütz tritt raſch hervor.

„Woher?‘ — „„Wohin?‘“ — Auf die nächt'ge Jagd,
Ein Wild muß ich haben bevor es tagt.“
„„Ich auch, ich gab mir darauf mein Wort,‘“
„Wohlan denn, ſo zieh'n wir zuſammen fort!“

D'rauf zieh'n die Beiden, gar ſtumm und ſacht,
Dahin durch die öde grauſige Nacht.

Sie klettern und klimmen, hinab, hinan,
Doch zeigt ſich kein Wild noch auf ihrer Bahn.

Der Erſte fluchet, der Andere lacht,
Daß's ſchaurig durchſchallet die Waldesnacht,
„Und finden muß ich's, ich ſchwöre mir dieß!“
Der And're: „‚Das meine, das iſt mir gewiß!‘“

So klimmen ſie Beide den Berg empor,
Den Hut im Aug', in der Hand das Rohr,
„‚Sieh' da eine Gemſe, riſch auf Geſell,
Nicht kann ſie entrinnen auf dieſer Stell'.‘“

„‚Nur nach, nur nach, das Keck'ſte gewagt,
Ein Wild muß ich haben bevor es tagt!‘“
Und nach ſetzen Beide, in Sturm und Saus,
Nicht kommt uns das Wild mehr, das treffliche aus!

Jetzt beugen herum ſie um's Felsgeſtein,
Da blinkt aus den Wolken des Mondes Schein,
„Wer ſperrt uns den Pfad dort, wer tritt heran?
Weh' dir, daß du naheſt, o Jägersmann!“

Der Jäger tritt ihnen entgegen voll Muth,
„Zurück, ſonſt gilt's euer wärmſtes Blut,“
„Zurück du ſelber, ich gab mir das Wort,
Ein Wild muß ich haben, und ſei's durch Mord!“

Da knallen die Büchſen — die eine traf;
Hinſinket der Wildſchütz zu ew'gem Schlaf,
Es ſtürzt aus der Bruſt ihm ein warmer Quell,
„O rette, o räche du mich, Geſell!“

Doch wie er zu dieſem erhebt den Blick
Da ſinkt er mit Todesentſetzen zurück,
Denn über ihm kichert ein fleiſchlos Gebein
Aus grinſendem Schädel: „‚Das Wild iſt mein!‘“

Das Spiegelbild.

Stumm liegt die Nacht auf Schloß und Hain,
Der Wind nur trillt mit dem Wetterhahn,
Und wirft von dem Dache manch' locker'n Stein,
Und pocht an die Laden und Thore an.

In der weiten Runde kein Auge wacht,
Der tolle Freiherr nur flieht den Pfühl,
Den läßt es nicht ſchlafen in ſtürm'ſcher Nacht,
Die ſeidene Decke, ſie wird ihm zu ſchwül.

Den reißt's aus den Dunen mit Geiſterhand,
Es peitſcht von Gemach zu Gemach ihn fort,
Sein Auge funkelt, ein wüſter Brand,
Denn ſein Inn'res mahnt ihn an Blut und Mord.

Den Bruder erſchlug er auf nächt'gem Pfad,
Der ihm als der Erbe des Ohm's verhaßt,
Doch als er verübet die grimme That,
Da hat ihn die Furie des Wahnſinns erfaßt.

Nun irrt er umher in dem öden Schloß,
Und tobt durch die Säle verſtört und wild,
Den bleichen Schrecken als Nachtgenoß,
Der tief ihm mit Schauern die Bruſt erfüllt.

In den Ahnenſaal ſtürmt er hinein zur Stund',
Die wehende Fackel in hag'rer Hand,
Doch kärglich nur ſchweifet ihr Licht im Grund
An dem ſchwarzen Getäfel, an Simſ' und Wand.

Den alternden Spiegel, umhüllt von Glaſt,
Umſpielt jetzt mit Einmal der flücht'ge Schein,
Da ſtürzet er hin in toller Haſt
Und ſtirrt mit den glühenden Augen hinein.

Laut auf aber ſchreit er, mit blaſſem Mund,
Und ſinket dahin, das Herz voll Graus,
Sein todter Bruder, erbleicht und wund,
Schaut drohend auf ihn aus dem Glas heraus.

Doch wüthig entrafft er ſich wieder und ſchnaubt
Und ſchlägt nach dem Spiegel, von Grimm entſtellt.
Hui! fliegen die Scherben ihm da um's Haupt
Und weithin der Schall durch die Wölbung gellt.

Und weiter dann brauſ't er im tollen Lauf
Zur Waffenkammer mit weh'ndem Licht,
Wie liegt das Gewaffen zerſtreut zu Hauf
Und Panzer und Helme ſo wirr und dicht.

Und unter den Waffen nun wühlet und ſucht
Der Tolle herum und erfaßt ein Schwert,
Und prüfet im Schwunge der Keule Wucht,
Das Trugbild zu fällen, wenn's wiederkehrt.

Da blitzt es im Dunkel, ein blanker Schild!
Ha, Schild, ſollſt mich ſchützen und ſchirmen gut,
Doch wie er's beleuchtet, da ſtarrt das Bild
Des Bruders auf ihn, entſtellt von Blut.

Da kreiſcht er: „Ha, werd' ich denn nie dich los,
Du Bild des Verhaßten, den ich erſchlug?
Begraben nun ſeiſt du im Meeresſchooß
Du höhnender Spiegel mit deinem Trug!"

Und flüchtigen Fußes hinaus zum Strand
Entfleucht mit dem Schilde der wüſte Mann,
Noch ſchlummert im Dunkel ſo Meer als Land,
Sein Fußtritt nur hallt auf der öden Bahn.

Ereilet jetzt hat er das Felsgeſtein
Und leuchtet hinab in die dunkle Fluth,

„Hinein jetzt, du Trugbild, in's Meer hinein,
Zu des Abgrund's verderblicher, finſt'rer Brut!"

Doch wie er nun ſenket zur Flut den Schild,
Da prallt er auf's Neue voll Grau'n zurück,
Denn wieder ſtarret des Todten Bild
Auf ihn mit graßem, vernichtendem Blick.

Und höher und höher ſtets dehnt und reckt
Sich aus die Geſtalt und grinſ't hinauf,
Und immer länger und länger ſtreckt
Nach ihm ſie die fleiſchloſen Arme auf.

Schon fühlt da der Freiherr von naſſer Hand
Erfaßt ſich am Kleide, ſchon zerrt's ihn hinab,
Da gleitet ſein Fuß und es ſtürzt vom Strand
Der Mörder hinunter in's grauſe Grab.

Die Jagd des Todes.

Zu Hellbronn im Saale da ſitzet zur Nacht
Herr Ottmar, der Himmel und Hölle verlacht,
Dort ſchlürft er am Tiſche, wo läſſig er ruht,
Den ſchäumenden Becher mit trunkenem Muth.

Und um ihn da ſitzen, von gleichem Gemüth,
Die wilden Geſellen, vom Weine durchglüht,
Die ſingen und geben mit lachendem Mund
Die Frevel, die all' ſie verübten, nun kund.

„Und ward euch gefröhnt auch im blutigen Schweiß,
Nicht macht ihr mir ſtreitig als Zwingherrn den Preis,"
So ruft jetzt der Ottmar, „und Keiner von euch
Kam jemals an Scharfſinn im Zücht'gen mir gleich."

„D'rum wagt auch kein Räuber, wie kühn er ſonſt ſei,
Zum Forſte des Ottmar ſich wieder herbei,

Ja ſelbſt der Verwegenſte bebet zurück,
Gedenkt er der früheren Frevler Geſchick."

„Denn Jedem, der gegen die Satzung von mir,
Am Waldrecht geſündigt in meinem Revier,
Den ließ auf ein Schmalthier, entblößt vom Gewand,
Mit Ketten ich ſchmieden an Hüfte und Hand."

„Dann ging's an ein Jagen, hei, flog's da hinaus,
Mit Jubel und Klaffen und tollem Gebraus,
Bis endlich, zerriſſen von Dorn und Geſträuch,
Sie Beide erlagen der Meute zugleich."

Da lachten die Andern und prieſen ſein Recht,
„Zur Hölle! Wer da ſich zu Bürſchen erfrecht!"
Dann leerten ſie lärmend die Becher auf's Neu',
Und klangen zuſammen mit lautem Juchei.

So ſaßen die Wüſten, bis helle der Tag
Hinein ſchien in's jubelnde Sündergelag,
Da herrſchte Herr Ottmar: „Jetzt Lanze und Horn,
Friſch auf nun zum Jagen durch Diſtel und Dorn!"

Schon klaffen die Hunde, es wiehert das Roß,
Da flieget, da brauſet von hinnen der Troß,
Herr Ottmar vor ihm in dem goldenen Kleid,
Den Speer in der Rechten, das Horn an der Seit'.

Er jaget und jaget voraus ſtets der Schar,
Wie flieget das Koller, wie wehet ſein Haar,
Er bricht durch's Gewälde mit lautem Hallo,
Erſchrocken vor ihm das Gevögel entfloh.

Aufſpringt da ein Hirſchlein mit luſtigem Satz,
„Hurrah! ihr Geſellen, das iſt meine Hatz,"
Nachbrauſet Herr Ottmar, dem Sturmwinde gleich,
Doch ſchneller noch ſetzet der Hirſch durch's Geſträuch.

Doch weiter und weiter verfolgt er das Thier,
Schon hat er verirrt ſich im düſter'n Revier,
Hin geht's über Strünke und moos'ges Geſtein.
„Und wär'ſt du noch ſchneller, ich holte dich ein!“

Und weiter und weiter ſtets geht es im Flug,
Faſt dünkt die Erſcheinung Herrn Ottmar nur Trug,
Denn kaum daß er wieder den Flüchtling erreicht,
Auf's Neue das luſtige Bild ihm entweicht.

Jetzt kommt er ihm näher, jetzt hebt er den Speer,
Da ſieht er mit Einmal vom Hirſche nichts mehr,
Nur Felſen auf Felſen, nur Wurzel und Baum,
Stets wüſter und wilder umfängt ihn der Raum.

Da reitet er grollend in's Irre dahin,
Es wird ihm mit Einmal ſo trübe zu Sinn,
Es wird ihm mit Einmal ſo eng' in der Bruſt,
Dahin iſt die rohe, betäubende Luſt.

„Und wenn ſie jetzt kämen, die längſt in der Gruſt,
Auf's Neue erſtanden zu Leben und Luſt,
Mit grinſenden Schädeln, mit drohender Fauſt,
Mir nach durch die einſame Wildniß gebrauſt?!“

„Ha, wenn ſie jetzt kämen, die Blutigen all',
Zu ſühnen, zu ſtrafen, zu rächen die Qual?!“
So denkt er mit Grauen, und blicket dabei
Dahin durch die Schluchten mit zitternder Scheu.

Und wie er ſo ſpähet die Wildniß entlang,
Da rauſcht's ihm im Rücken mit ſeltſamem Klang,
Da bricht's aus den Klüften, da brauſt es im Rohr,
Da tobt's aus dem Dunkel der Büſche hervor.

Ein Heer iſt's von grauſen Gerippen fürwahr,
Auf luſtigen Hirſchen, ſo nackend und bar,

Mit knickenden Leibern und loſem Gebein,
Hu, klippern und klappern die hinter ihm d'rein.

Wild raſſelt und ſchlottert das lock're Geſind',
Es ſchlenkern ſo Arme als Beine im Wind,
Es wackeln die Schädel, es knattert der Zahn,
Es knacken die Rippen an jedem Kumpan.

Und grimmig bedräu'n ihre Renner dabei
Den Rappen des Jägers mit ſpitzem Geweih',
Sie ſenken die Köpfe, ſie raſſeln heran,
Helf' Gott dir, o Jäger, um dich iſt's gethan!

Und dichter, vom eigenen Moder umſtäubt,
Die fleiſchloſe Rotte ſich dränget und treibt,
Welch' Grinſen und Fletſchen, wie rückwärts da ſchaut
Herr Ottmar, daß tief durch die Seele ihm's graut.

Anſpornt er den Rappen und jaget und jagt,
Vom Tode gehetzet, zum Tode verzagt,
Und jaget und jaget, waldein und waldaus,
Nur weiter und weiter wie Sturmwind'sgebraus.

Doch immer im Nacken, nichts rettet ihn mehr,
Das ſchlotternde, keuchende, kreiſchende Heer,
Mit Klappern und Wackeln, mit Grinſen und Dräu'n,
Mit Wanken und Schwanken und Lärmen und Schrei'n.

Und näher und näher ertönt das Getoſ',
Der knöchernen Reiter ſo ſchaurig und loſ',
Schon langet und haſchet manch' klappernde Hand,
Schon hekelt's und faßt es ſein flatternd Gewand.

Da ſiehe, da klaffet ein grauſiger Schlund
Aus Felſengezack mit umnachtetem Grund,
Der hemmt jetzt mit Einmal dem Reiter die Flucht,
Umſonſt einen Ausweg der Bebende ſucht.

Noch Ein Mal zum Spucke im Nacken ſo dicht,
Herr Ottmar jetzt wendet ſein bleiches Geſicht,
Da aber erſtarrt ihm im Herzen das Blut,
Da faßt ihn des Wahnſinns vernichtende Glut.

Wild preßt er dem Roſſe, zum Tode erblaßt,
Den Sporn in die Weichen, mit ſchreiender Haſt,
Aufbäumt ſich's noch Ein Mal, dann ſtürzt in das Grab
Kopfüber das Roß mit dem Reiter hinab.

Verſchwunden vom Felſen doch ſind auch im Nu
Die bleichen Gerippe, rings Stille und Ruh',
Nachtnebel umſpinnen allein nur den Rand,
Und blutig betüncht iſt die felſichte Wand. —

Vor Jahren noch wies man ein altes Gebild
Zu Hellbron dem Wand'rer, ein ſteinernes Schild,
Das zeigte den Jäger auf flüchtigem Roß,
Den Tod hinter'm Rücken mit Pfeil und Geſchoß.

Die vierte Stimme.

Es lebten einſt vier Freunde,
Die liebten ſich gar ſehr,
Sollt' einmal Einer fehlen
Ging's wohl den Andern ſchwer.

Die hielten an einander,
Wie's immer mochte ſein,
Die ſangen mit einander
Im lieblichſten Verein.

Sie ſangen ſchon ſeit Jahren,
Erfaßt von inn'rem Drang,
Und manch ein Herz erquickte,
Erhob ſchon ihr Geſang.

O weh, da kam den Vieren
Gar eine böſe Stund',
Denn Einer ward entriſſen
Für immer ihrem Bund.

Den trugen ſie zu Grabe
Mit Thränennaß und Flor,
Und klagten daß verloren
Für immer ihr Tenor.

D'rauf ſchwiegen wohl gar lange
Die ſchwerbetrübten Drei,
War doch die vierte Stimme
Nicht mehr wie ſonſt dabei.

Doch als ſich nun gemildert
Ihr Schmerz um den Verluſt,
Und ſie nun wieder ſangen,
Voll Wehmuth in der Bruſt.

Da ward es einem Jeden
Als töne wie zuvor
Des Vierten helle Stimme
Vernehmbar an das Ohr.

Wohl ſtarrten bleich und ſtaunend
Die Drei einander an,
Allein es ſcholl die Stimme
So oft ihr Lied begann.

Sie ſcholl, als wär der Todte
Entſtiegen ſeinem Bett,
Daß Jeder dacht' zu hören
Ihr früheres Quartett.

Da ſanken in die Arme
Die Drei ſich ohne Wort, —

Was recht zuſammgeklungen
Das klingt für immer fort.

Die junge Hexe.

„Kind, was zagſt du? nur behende
Darf dir vor der Fahrt nicht grau'n,
Raſch den Beſen in die Hände,
Wirſt bald deine Wunder ſchau'n."

„So, nun ſprich mir nach die Weiſe:
Obenaus und nirgendan!
Eh' du's denkſt, von luſt'ger Reiſe
Langen wir am Bloxberg an."

„Sieh' wie luſtig durch die Lüfte
Hin es brauſt auf ſolchem Roß,
Berge, Thäler, Haiden, Klüfte,
Fliegen hin mit Stadt und Schloß."

„Schon geſellen ſich Gefährten
Jubelnd unſer'm raſchen Zug,
Dürr am Leib mit grauen Bärten,
Und das lange Haar im Flug."

„Halt nur feſt am Beſenſtiele,
Denn der Wind iſt uns conträr
Kriegſt du gleich auch manche Schwiele,
Ei was iſt's auch eben mehr."

Und ſo geht's in wildem Sauſen
Auf der ſchwindelnd luft'gen Bahn,
Wohl erfaßt die Magd ein Grauſen,
„Hätt' ich's nimmer doch gethan!"

Aber mehr der luſt'gen Gäſte
Reihen bald ſich an die Zwei,
Ziehend zu dem Bloxbergfeſte,
Viel zu ſpät nun kommt die Reu'.

Sieh' da ſchimmert's aus dem Dunkel,
Lichter ſchweifen her und hin,
Und ein blutigroth Gefunkel
Feſſelt den erſchrock'nen Sinn.

Fratzenhafte Nachtgeſtalten
Grinſen rings im Flug ſie an,
Kaum vermag ſich's mehr zu halten,
Doch ſchon iſt die Fahrt gethan.

Und die Alte im Gedränge
Faßt die Magd mit kräft'ger Fauſt,
Zieht ſie weiter durch die Menge,
Die ſie beide hier umbrauſt.

Welche ſchreckensvolle Weiber,
Wie das grinſet, nickt und knickt,
Nimmer hat noch ſolche Leiber
Je ein Menſchenaug' erblickt.

Schlemmerwänſtig, drahl und haarig,
Schleppt ſich's träge dort heran,
Jene, dürr und Rückendarrig,
Kaum mit Lappen angethan.

Graßverzerrte Galgenmienen,
Augen, d'raus die Hölle ſprüht,
Weh' und mitten unter ihnen
Sie von Scham und Reu' durchglüht.

Schau, im Zauberkreis, der Meiſter,
Eine rieſ'ge Mannsgeſtalt,

Nachtgeſpenſter, Höllengeiſter,
Um ihn her gar mannigfalt.

Haupt und Antlitz dicht verhüllet,
Doch die Glieder nackt und bloß
Sitzt er, von dem Troß umbrüllet,
Wie ein eherner Coloß.

Da mit zagender Geberde
Nähert ſich die Alte ſchon,
Sinkt voll Demuth hin zur Erde
Und beginnet den Sermon:

„Herr, was dir mein Mund verſprochen,
Hat dir treu gehalten auch,
Die noch nie den Eid gebrochen,
Den ſie ſchwur nach Hexenbrauch.“

„Sieh' ein Jüngferchen, wie keines
Je der Bloxberg noch geſchaut,
Bring' ich dir, ein taubenreines,
Daß ſie dich umarm' als Braut.“

„Doch den Pakt mußt du erneuen,
Der nunmehr zu Ende iſt,
Und gewähren mir, der Treuen,
Neuer ſieben Jahre Friſt.“

„Wohl es ſei, doch abgehalten
Werd' die Huldigung ſogleich,“
Ruft das Scheuſal zu der Alten,
„Darum fort und ſputet euch!“

Und im weitgeſtellten Kreiſe
Eine Hand die andere faßt,
Und nun geht es toller Weiſe
Um den Thron mit Windeshaſt.

Auch die Alte, ohne Säumen,
Hat ergriffen ſchon die Magd,
Die, als wie in wachen Träumen,
Kaum verſtand was ſie geſagt.

Und vom Wirbel fortgeriſſen,
Fühlt ſich dieſe ſchreckbetäubt,
Wie ſie auch auf ſchwanken Füßen
Sich dagegen wehrt und ſträubt.

Horch, da gellen Cymbelklänge,
Wie das ſchmettert, dröhnt und ſchallt,
Und die fratzenhafte Menge
Macht vor'm Meiſter plötzlich Halt.

Da, in ſcheußlichſter Geſtaltung
Wird man dieſen jetzt gewahr,
Sich in ruchlos frecher Haltung
Zeigend der ergeb'nen Schaar.

Und das Eine wie das And're
Kniet zu ihm mit Nick und Gruß,
Und das Eine wie das And're
Huldigt ihm mit einem Kuß.

Auch die Alte thut deßgleichen,
Drängt ſich d'rauf zur Magd hinan
Haſtig flüſternd zu der Bleichen:
„Thu' nun raſch, wie ich gethan!“

„Nimmermehr!“ im tiefſten Schrecken
Kreiſchet die, zum Tod erblaßt,
Als mit Kräften eines Recken
Sie die Alte ſchon erfaßt.

Und von hundert rohen Händen,
Wie das dränget, wogt und ſchweift!

Fühlt ſie ſich an Haar und Lenden
Fortgeſchoben und geſchleift.

Nimmer helfen Schrei und Thräne
Und der Sinne faſt beraubt,
Drückt ihr lachend die Hyäne
Niederwärts zum Kuß das Haupt.

„Heilige Maria!“ zettert
Da die Magd in höchſter Noth,
Als ein Blitzſtrahl niederſchmettert
Daß es hoch zum Himmel loh't.

Alles ſcheint in blutigrothen
Feuerflammen da zu ſteh'n,
Daß den offnen Höllenbroden
Glaubt die Magd vor ſich zu ſeh'n.

Plötzlich fällt ein blendend heller
Stern herab, im raſchen Schuß,
Fällt mit Ziſchen, ſchnell und ſchneller
G'rade zu des Mägdlein's Fuß.

Und bei ſeinem Schein erblicket
Nochmals ſie den Schreckensknäu'l,
Hingeſchmettert und zerknicket,
Unter Wimmern und Geheul.

Da umnachtet's ihre Sinne,
Doch als wieder ſie erwacht,
Glänzt des Berges luft'ge Zinne
In des Morgens junger Pracht.

Doch, den Tod im Innern fühlend,
Liegt verſchmachtend ſie im Sand,
Ach und keine Labe kühlend
Reicht ihr eine milde Hand.

Horch, da klingt es leiſe, leiſe
Wie erquickt nur dieß ihr Ohr,
Und ein Prieſter, ernſter Weiſe,
Tritt aus Buſch und Strauch hervor.

Einen letzten Troſt zu ſpenden
Pilgert er zum nächſten Ort,
Als, den Kelch in ſeinen Händen,
Er erſchaut die Aermſte dort.

Und mit liebendem Erbarmen
Neigt er ſich zur ſünd'gen Magd,
Tröſtung bietend noch der Armen,
Daß ſie nicht im Tod verzagt.

Und ſie nimmt die ſüße Labe,
Die ſo unverhofft ihr naht,
Reuig dankend noch der Gabe,
Und — geſühnt iſt, was ſie that.

Der letzte Tänzer.

„Bravo Lanner, bravo Lanner,
Nur die Geige friſch geſtrichen,
Heiſſa, walzen, walzen, walzen,
Bis die Sterne ſind verblichen!“

Alſo ruft's von hundert Lippen,
Alſo ruft's in hundert Herzen,
Und die Walzermelodieen
Klingen hin in Moll und Terzen.

Engbehoſte Herr'n mit mächt'gen
Zwickel-, Schnur- und Judenbärten,

Faſſen zierlich ihre Damen,
Die zu walzen nur begehrten.

Und in flatternd weißen Kleidern
Rauſchen dieſe hin wie Feen,
Bis im ſüßen Wonnetaumel
Ihre Sinne faſt vergehen.

Schöne Roſa, blondgelockte,
Zierlichſte der Tänzerinnen,
Ha, wie lacht des Walzens Wonne
Doch aus jeder deiner Mienen.

Wie nur weißt du auf den kleinen,
Flinken Füßchen hinzuſchweben,
Gleich als wären Automaten
All die andern, ohne Leben.

Zehnmal hat die ſchlanke Schöne
Schon durchrauſcht des Saales Länge,
Und es ward bei jedem Walzer
Ihres Tänzers Bruſt zu enge.

Und noch immer nicht befriedigt,
Wie Mama auch mahnt an's Schlafen,
Sucht ſie für den nächſten Walzer
Nur nach einem neuen Sklaven.

Sieh' da naht ein zartes Herrchen,
Schwarzbefrackt, mit dünnen Beinen,
Bleich das Antlitz, ſchmal von Taille,
Wie ſie's jetzt zu lieben ſcheinen.

Dieſer ſpricht: „Mein Fräulein, darf ich
Mir noch eine Tour erbitten?"
Und ſie knixet artig lächelnd,
Nach ſalongemäßen Sitten.

Und die Walzermelodieen
Rauſchen in bachant'ſchen Weiſen,
Ha, wie fliegen da die Beiden
Fort in wilden Wirbelkreiſen.

Wie das brauſet, ſchleift und wehet,
Wie ſich's haſtet ohne Halten,
Gleich als würden fortgeriſſen
Sie von zaub'riſchen Gewalten.

Ei, warum nur brennen immer
Düſterer des Saales Kerzen?
Selbſt die lichterhellten Wände
Scheinen mählig ſich zu ſchwärzen.

Doch das ſchwarzbefrackte Herrchen
Reißt ſie fort in wirren Ringen,
Nein, das ſind nicht mehr die Räume,
Die ſie ſchimmernd erſt umfingen.

Oede Haiden, finſt're Wolken
Kreiſen flüchtig um die Beiden;
Jetzt ein Kirchthurm, ein Gemäuer,
Neben hängend graue Weiden.

Horch, was klirrt? — Aus roſt'gen Angeln
Raſſelt auf ein altes Gitter —
Und hinein mit ſeiner Schönen
Brauſ't der tapf're Walzerritter

Hügel ragen da an Hügel,
Nein, ſie ſieht es nicht im Truge;
Ueber nachtbethaute Gräber
Raſen beide hin im Fluge,

Und ihr Haar durchweht die Lüfte,
Fiebernd klappern ihre Zähne,

Und ihr Herz erſtarrt im Buſen
Ob der ſchaudervollen Scene.

Ach umſonſt ſucht ſich die Arme
Ihrem Tänzer zu entringen,
Spinnenartig weiß der Raſche
Sie nur feſter zu umſchlingen.

Schau, da fliegt ſein Schopf vom Scheitel,
Und ſein Frack zerfällt in Fetzen,
Und ein Beingerippʼ erblicket
Sie mit Schaudern und Entſetzen.

Fühlt von ihm ſich fortgeriſſen,
Gleich als hätten Beide Flügel,
Unter Klappern unter Raſſeln
Ueber Schollen, Särge, Hügel.

Und die alten mooſ'gen Steine
Taumeln ihnen aus dem Wege,
Und ein ſchaurig Nachtgezüchte
Wird um ſie mit einmal rege.

Aus den Gräbern tauchen Larven,
Hohl das Augʼ und weiß wie Kreide,
Winken hier mit dürrem Finger,
Haſchen dort nach ihrem Kleide.

Plötzlich reißt zu Roſa's Füßen
Mit Gekrach ſich auf die Erde,
Und in ſchwindelnd raſchen Wirbeln
Zerrt zur Gruft ſie der Gefährte.

Da entringt ein gellend wilder
Schreckensſchrei ſich ihrem Munde,
Aber ſchon iſt ſie umfangen
Sammt dem Scheuſal von dem Schlunde.

Sieh' da flirrt's vor ihren Blicken,
Horch, da klingen wirre Klänge,
Und im Saale ſieht ſie wieder
Sich umdrängt von bunter Menge.

Denn am Arme ihres Tänzers
War ſie plötzlich hingeſunken,
Als zum zwölftenmal die Runde
Sie durchjagt von Wonne trunken.

Doch verſchwunden wie ein Schatten
War im ſelben Nu der Brauſe,
Und die erſt voll Luſt erglühte,
Bringt man halb entſeelt nach Hauſe,

Bettet ſie in weiche Kiſſen,
Rennt nach Arzt und Apotheke —
Doch im Saale dreht ſich's wieder
Luſtig auf dem alten Flecke.

Und des Walzerkönigs Bogen
Iſt ſchon wieder flink im Gange,
Als das dumpfe Zügenglöckchen
D'rein ſich mengt mit ſchrillem Klange.

Des Todtengräbers Kind.

Des Todtengräbers roſ'ges Töchterlein
Sitzt in der nächt'gen Kammer noch allein.

Der Mond erglänzet durch die Scheiben rund,
Und auf dem Friedhof draußen heult der Hund.

„Wie öde iſt's doch auf dem Todtenhag,
Nichts regt ſich rings als meines Herzens Schlag."

„Der Vater ſitzt beim Spiel, erglüht vom Wein,
Und denkt nicht auf ſein Kind, das hier allein.“

„Wie lang' noch muß ich wachen hier im Haus,
Umgeben nur von Nacht und Todtengraus?“ —

Horch auf, was regt ſich da an düſt'rer Wand?
Das Grabſcheit war's, das dort im Winkel ſtand.

Das Grabſcheit war's, das alſo hat geklirrt,
Obgleich es keine Menſchenhand berührt.

Da faßt ein inn'res Grau'n des Kindes Bruſt
Das Aug' es wider Willen ſchließen mußt'! —

Und wieder klirrt's, da ſtockt ſein Athem faſt,
Auf ſeinem Herzen liegt's wie Zentnerlaſt.

Nicht wagt es ſeinen Kopf herum zu dreh'n,
Um nach der Wand zum Grabſcheit hinzuſeh'n.

Doch alſogleich iſt's wieder rings herum
Als wie im Grabe ſelber tod und ſtumm.

Hilf Gott! da klirrt das Scheit zum Drittenmal,
Und fällt zur Erd' dann hin mit grellem Schall.

Aufſpringt das Mägdlein da und fliegt voll Haſt
Zur Thür hinaus, die Wang' zu Schnee verblaßt.

Hin über'n Friedhof geht ſein raſcher Lauf,
Dort reißt es außer ſich das Gitter auf.

Was liegt da auf der Straße, außer'm Thor,
Was ringt ſich da im Schmerzenskrampf empor?

Sein Vater iſt's, das Haupt mit Blut befleckt,
Der ſterbend liegt am Boden hingeſtreckt.

„So bringſt du Spiel" ruft der verzweifelnd aus,
„Den Gräber und den Tod zugleich in's Haus!"

„Beraubt, ermordet, rettungslos dahin
Vom falſchen Spiel das Grab nur mein Gewinn!"

So ſtöhnt er noch und ſinkt zurück ſodann;
Hinſtürzt das Mägdlein auf den todten Mann.

Und lautlos lag wie früher Haus und Haid,
Erſt nach drei Tagen klang auf's Neu' das Scheit.

Fromme Sagen.

Der Geſang.

Erſchaffen ſchon die Erde lag,
So ſchön, als man ſie ſchauen mag,
Die Bäume ſtanden grün belaubt,
Die Blumen wiegten ſanft ihr Haupt,
Das Hirſchlein ſprang ſo froh umher,
Die Vöglein flogen kreuz und quer,
Doch nirgends klang ein froher Schall,
Und wie ein Grab — lag Berg und Thal.

Da ſah der Herr herab zur Welt,
Und dacht': das iſt wohl recht beſtellt,
Doch fehlt der Erde noch: — Geſang,
Der freudig ſchall' das Rund entlang.
Und einen Engel ſendet ſchnell
Der Herr aus ſeinem Himmel hell.

Und froh, ob ſolcher Sendung, eilt
Vom Herrn der Engel unverweilt,
Und bricht vom Schilf ein Rohr im Flug,
Das juſt zu ihm ſich neigt im Bug.
D'rauf ſetzt er nieder ſich im Wald
Und bläſt auf ſeinem Rohr alsbald,
Und bläſt, daß, wie von Luſt bewegt,
So Baum als Strauch ſich rauſchend regt.

Und wie er bläſt ſo wunderbar
Da kommt herbei der Vöglein Schar,
Da ſpringt hervor der Zeiſig flink,
Da naht der Stieglitz und der Fink,
Da kreiſ't die Lerche aus der Luft,
Rothkelchen ſchlüpft aus Laub und Duft,
Da flattert Meiſ' und Nachtigall
Herbei, und horcht dem ſüßen Schall.

Und immer nah'n der Vöglein mehr,
Schon ſitzt um ihn ein Schüler-Heer,
Das ſchaut wohl auf den fremden Gaſt
Verwundert ſehr, von Zweig und Aſt,
Und horcht und ſtreckt die Hälschen lang,
Und pipt und zwiſchert nach den Sang,
Und müht ſich, aus den Kehlchen klein,
Zu bringen ſolche Klänge fein.

Und wie der Engel d'rauf entſchwebt
Da iſt der Wald wie neu belebt,
Da zwitſchert's, ſchallt's, da hallt's und klingt's,
Da tirilirt's und pfeift's und ſingt's,
Da regt es ſich auf jedem Aſt
Von namenloſer Luſt erfaßt,
Und ſelbſtvergnüget ſpricht der Herr:
„Nun fehlt nur Eins der Erde mehr!
Das iſt der Menſch — daß eine Bruſt
Empfinde auch des Sanges Luſt.“

Des Knaben Traum.

Es war zu Köln ein Knabe,
So Theobald genannt,
Der diente jeden Morgen
Im Dom als Miniſtrant.

Und ward die Meſſ' gehalten
Nach kirchlichem Gebot,
Beſchenkte ihn der Prieſter
Mit Aepflein weiß und roth.

Da wußte ſich vor Freude
Das kleine Knäblein kaum,
Und hielt dann Raſt im Grünen
Unter einem alten Baum.

Dort nahm es ſeine Mahlzeit
Zu ſich im duft'gen Hain,
Und ſo auch ſchlief es einmal
Bei Gras und Blumen ein.

Doch an dem Stamm des Baumes
Da hing ein hölzern Bild,
Darauf die Muttergottes
Mit Jeſukindlein mild.

Da war es ihm als ſteige
Das Kind zu ihm herab,
Und koſte von den Aepfeln,
Die ihm der Prieſter gab.

Das nun erzählte Morgens
Das Kind dem frommen Herrn,
Der ſprach: „Bei guten Kindern
Iſt Jeſukindlein gern."

„D'rum halte du nur immer
Dein Herz vom Schlimmen rein,
So wird das Jeſukindlein
Auch dein Genoſſe ſein."

Und wieder ſaß der Knabe
D'rauf unter'm Lindenbaum,
Und wieder kam das Kindlein
Zu ihm in ſeinem Traum.

Und aß von ſeinen Aepfeln
Und trieb manch ſüßes Spiel,
D'rob lächelte das Knäblein
Und hatte Freuden viel.

Dann ſprach es: „Jeſukindlein,
Du iſſeſt immerdar,

Sobald wir da beiſammen,
Von meinem Aepfelpaar.“

„Doch wann von deinem Mahle
Gibſt du auch mir ein Theil?“
Da ſagt das Jeſukindlein:
„In einer kurzen Weil'.“

„Wann du wirſt wieder kommen
Hieher zum Lindenbaum,
So will mein Mahl ich theilen
Mit dir auf dieſem Raum.“

Das wieder nun erzählet
Der Knab' dem Prieſter d'rauf,
D'rob blickte der voll Wehmuth
Zum Morgenhimmel auf.

Und als die Meſſ' geleſen,
Da hüllte er gar fein
Den kleinen Miniſtranten
In Linnen weiß und rein.

Und flocht ein grünes Kränzlein
Ihm in das blonde Haar,
Und küßte es und netzte
Es d'rauf mit Thränen gar.

Und führte es zur Pforte
Und ſah ihm traurig nach,
Doch keine rothen Aepfel
Er ihm vom Baume brach.

Da geht gar ſchweren Herzens
Das arme Knäblein fort,
Und ſetzt ſich weinend nieder
An ſeinem alten Ort.

Und kaum es dort geſeſſen,
So ſchlief es wieder ein,
Vom Maienwind umſäuſelt,
Umglänzt vom Sonnenſchein.

Doch ſprach's aus ſeinem Lächeln,
Das ihm die Wang' umſpielt,
Daß mit dem Jeſukindlein
Es wohl ſein Mahl jetzt hielt.

Auch mocht' das Mal behagen
Dem Knäblein gar ſehr,
Daß es nach ſeinen Aepfeln
Nicht wieder trug Begehr.

Denn mit demſelben Lächeln,
Das es umſpielt im Traum,
Fand man des Knäbleins Leiche
Dort unter'm Lindenbaum.

Das Gericht des Sünders.

Des Moſes Bruder, Aaron, war
In Noth verſunken ganz und gar,
Wußt' nicht, wo er zu leben hätt',
Noch was er, ſich zu helfen, thät'.

Da lehrte Moſes ihn mit Fleiß
Zu ſchmelzen die Metalle heiß,
Daß ſie an Schein und an Gehalt
In Gold ſich müßten wandeln bald.

Wohl ſchwand gar ſchnelle da die Noth
Als Moſes ſolche Hilfe bot,
Und Aaron wurd' an Golde reich
Wie Wen'ge nur im Judenreich.

Doch ſprach der Reichthum nicht allein
Bei Aaron's dürft'ger Schwelle ein,
Es hinkte ihm auch allgemach
So Geiz als Neid und Herrſchſucht nach.
Denn, wie er mild ſonſt und gelind,
Er nun auf nichts als Wucher ſinnt,
Und denkt allein den ganzen Tag
Wie er ſein Gold vermehren mag.
Sucht zu verweigern jetzt mit Liſt,
Was er zu geben ſchuldig iſt
An Gottes Prieſter für und für,
Jedwedem Fleh'n ſchließt er die Thür',
Das Volk ſogar in argem Muth
Entflammet er zu Zorn und Wuth,
Daß wider Moſes grimmdurchbebt
Es ſich im Aufruhr wild erhebt.

Umſonſt ermahnet der Profet
Zur Beſſ'rung ihn und droht und fleht,
Er bleibt verſtockt und ohne Reu',
Und übt nur ſchlimme That auf's Neu'.

Da ſchwindet Moſes die Geduld,
„Zu lang mißbraucht iſt Deine Huld
O Herr,“ ſo ruft er jetzt zu Gott,
„Nicht trage mehr des Frechen Spott,
Beſtraf' ihn jetzt mit deiner Macht
Für das, was Schlimmes er vollbracht.“
Und horch — da ſcholl vom Wolkenflor
Dieß Wort des Herrn an Moſes Ohr:
„Nimm ſelber du den Frevler hin
Und ſtrafe ihn nach deinem Sinn,
Denn mich verlangt es jetzt zu ſeh'n
Wie du als Richter wirſt beſteh'n.“

Da wendet Moſes ſeinen Stab
Vom Zorn entflammt zur Erd' hinab,

Und ruft: „Eröffne dich zur Stund'!“
Und ſieh', da borſt die Erde rund,
Und Aaron's Herden, reich an Zahl,
Verſanken dort mit Triſt und Thal,
Und all' die Zelte, ſtolz erhöht,
Von luſt'gen Wimpeln bunt umweht
Verſchwanden in dem nächt'gen Raum,
Gleichwie das Bild von einem Traum.

Und wieder Moſes winkt auf's Neu',
Und ſchon verſinkt mit grellem Schrei
Im grauſen Schlund des Aaron's Weib,
Mit ſchwarzer Seel' im ſchönen Leib,
Und hinter ihr der Kinder Schaar,
Die böſer noch, als Aaron, war.

Und wieder Moſes winkt auf's Neu'
Und wieder bricht die Erd' entzwei,
Und ſchlingt hinab des Sünders Gut,
Ihm werther, als ſein eig'nes Blut,
Die Schätze, die durch lange Friſt
Er aufgehäuft mit Geiz und Liſt.

Doch all' die Schrecken, all' das Grau'n,
Das Aaron mußt' um ſich erſchau'n,
Entlockten ihm nur trotz'ge Scheu,
Doch nicht das kleinſte Wort der Reu'.

Und wieder winket der Profet,
Der alſo ſtreng ſein Amt begeht,
Und ſieh', da borſt um Aaron rund
Nun ſelber rings der Erde Grund,
Daß er in's off'ne Schaudergrab
Verſinkt bis an das Knie hinab.

Da ward in ihm die Angſt erwacht
Und beugte ſeines Trotzes Macht,

Und bittend hebt er jetzt die Händ'
Zu Moſes, daß er Hilfe ſend'.
Und vier Mal fleht er ſo ihn an
Doch ach, ſchon iſt's um ihn gethan,
Denn ohne mehr nach ihm zu ſeh'n
Ließ Moſes ihn zu Grunde geh'n.
Da ſcholl mit Eins vom Wolkenflor
Des Herren Stimm' an Moſes Ohr:
„O Moſes! Sieh' wie ungerecht
Du ſelbſt gerichtet dein Geſchlecht.
In höchſter Noth hat vier Mal nun
Der Sünder, für ſein böſes Thu'n,
Um Gnade ſich zu dir gekehrt,
Und dennoch ward er nicht erhört;
Und hätte er ein einzig Mal
Zu mir gefleht in ſolcher Qual,
Ich hätt' verziehen ihm die Schuld
Um ſeiner Reu' mit Vaterhuld.“

Der Prieſter und der Graf.

Wie klingt das Glöckchen helle
Vom Kirchlein durch die Luft,
Das zu der heil'gen Schwelle
Herbei die Frommen ruft.

Gern folgen ſie den Tönen,
Wie rauh der Weg auch ſei,
Nur Einer ſprengt mit Höhnen
Auf flücht'gem Roß vorbei.

Das iſt der Graf, der wilde,
Von Poitier's zubenannt,
Der zieht zum Waldgefilde
Von blut'ger Gier entbrannt.

Und wieder klingt's vom Thurme
Und ruft die Kleriſei,
Doch wieder jagt im Sturme
Der wilde Graf vorbei.

Da ruft ihm aus der Pforte
Der greiſe Prieſter nach:
„Verſchmähe nicht die Worte,
Die mild der Heiland ſprach!“

Doch jener raſ't vorüber,
Wie auch der Prieſter fleht,
Das Jagen iſt ihm lieber
Als Orgel und Gebeth.

Und wieder klingt vom Thurme
Der Kirchenglocke Schall,
Und wieder jagt im Sturme
Der Graf zu Wald und Thal.

Vergebens aus der Pforte
Ertönt des Prieſters Ruf,
Viel lauter als die Worte
Erſchallt des Roſſes Huf.

Da, als auf's Neu' die Matten
Im Morgenſchimmer ſteh'n,
Sieht man zu Waldesſchatten
Den Prieſter ſelber geh'n.

Den Strick um ſeine Lenden,
Das Haupt ſo weiß wie Schnee,
Und in den frommen Händen
Das Venerabile.

So tritt auf rauhen Pfaden
Zum Grafen er und ſpricht:

„Du wardſt zum Herrn geladen,
Und dennoch kamſt du nicht."

„Doch ſieh', zu deinem Frommen
Iſt er nun ſelber hier,
O heiß' ihn jetzt willkommen,
Und weiſ' ihn nicht von dir."

Da ſinkt der Graf erſchüttert
Auf's Knie in tiefer Reu',
Sein Aug', drinn's erſt gewittert,
Zur Erd' geſenkt voll Scheu'.

Doch das Hochwürd'ge haltet
Ihm jener hin zum Kuß,
„Es hat der Herr gewaltet,
Das bringt wohl guten Schluß!"

Und wenn's hinfort vom Thurme
Berief die Kleriſei,
So jagte nie im Sturme
Der Graf wie ſonſt vorbei.

Die Gründung vom Kloſter Schlegel in Oberöſterreich.

Es hat der Ritter Falkenſtein
Verirrt ſich in dem Wald,
Als nieder ſank auf Forſt und Hain
Die Nacht, gar rauh und kalt.

Es wob ſich, wo er hin nur trat,
Zum Gitter Aſt und Dorn,
Das Schlingkraut hielt auf ſeinem Pfad
Ihn feſt an Fuß und Sporn.

Nicht konnt' er aus, nicht konnt' er ein,
„Hilf Gott, was iſt zu thun?

Und kann es ſchon nicht anders ſein,
Muß ich im Wald hier ruh'n."

Und einen Schlegel ſucht er aus:
„Sei du ein Kiſſen mir,
Find' wohl in dieſem luft'gen Haus
Zum Pfühl nichts Beſſ'res ſchier."

D'rauf kniet er ſich voll Andacht hin,
Und ſpricht noch ſolches Wort:
„Maria, ſei du Schützerin
Mir heut' an dieſem Ort."

„Zwar beb' ich nicht in Angſt und Pein,
Kommt mir ein Feind heran,
Doch möcht' ich nicht gefreſſen ſein
Von eines Bären Zahn."

„D'rum ſchirme mich, du Jungfrau mild,
Mit deiner ſtarken Hand!"
Er ſprach's, und bald umſchlungen hielt
Ihn d'rauf des Schlummers Band.

Mit Eins kam's da dem Ritter vor,
Als käm' ein Wolf gerannt,
Wild brach er durch Geſtripp' und Rohr,
Von heißer Gier entbrannt.

Schon war ihm nah' der ſchlimme Gaſt,
Mit glüh'ndem Augenring,
Als, vom Gezweige dicht umfaßt,
Erwürgt das Unthier hing.

Und wieder kam's dem Ritter vor,
Als ſtürzt' durch's Waldgefild
Urplötzlich ſich auf ihn hervor
Ein Bär, gar zottig wild.

O weh', ſchon naht er ſich voll Wuth,
Wer hilft nun, Armer dir?
Da fällt ein Baum, und ſieh' — im Blut,
Zerſchmettert, liegt das Thier.

Sacht ſchlief hierauf der Rittersmann,
Wie Bett und Pfühl auch rauh,
Bis niederſchien vom Himmelsplan
Die Sonn' auf Thal und Au.

Hui, ſprang er auf, wie froh und riſch,
Erquickt an Leib und Sinn,
Doch ſtarrt im Nu auch auf's Gebüſch
Sein Blick voll Staunen hin.

Denn dort noch hing, das Aug' voll Grimm,
Der Wolf erwürgt am Aſt,
Zur Seit' das Bärenungethüm,
Zerſchellt von Baumeslaſt.

„Ja, traun, du haſt mich recht beſchützt,
Maria, dieſe Stund',
D'rum will ich auch ein Haus anitzt
Dir bau'n auf dieſem Grund'."

Er ſprach's, und ſieh', ein Kirchlein fein
Hob bald den Knauf in's Blau,
Und ſelber trug Herr Falkenſtein
Den erſten Stein zum Bau.

Und weil er dort, in Einſamkeit
Schlief, auf dem Schlegel hart,
Das Kirchlein auch ſeit jener Zeit
Darnach genennet ward.

Fra Renatus.

„Auf, ihr bleichen finſt'ren Büßer, auf, aus eu'rer Grabesruh',
Werft von euch die weiße Kutte, Strick und Cingulum dazu,
Denn des Eides ſeid ihr ledig, den geſchworen euer Mund,
Fern von unſeren Karthauſen findet uns die nächſte Stund'."

So der Prieſter zu den Brüdern ſpricht vom tiefſten Schmerz
durchbebt,
Die im Kahlenbergerkloſter nur allein dem Herrn gelebt,
Und die Mönche, deren Zungen wieder frei vom ſtrengen Zwang,
Stottern, fragen durcheinander, bleicher noch als vor die Wang',

„Sprich, Cerbonius, verkünde uns in Eile was geſcheh'n,
Wie, ſoll Romualdus Regel nicht in Oeſt'reich mehr beſteh'n?"—
Spricht der Prior: Blickt hinunter in das ſonſt ſo reiche Land,
Schaut, verwüſtet ſteh'n die Felder, und die Dörfer ſteh'n in Brand."

„Cara Muſtapha bedränget Stadt und Land, von Grimm
gefacht,
Selbſt das ſtolze Wien erbebet vor des Heiden Uebermacht,
Flucht allein nur kann uns retten vom Verderben, das uns droh't,
Darum fliehet, denn die nächſte Stunde bringt den ſichern Tod."

Unter Klaggeheul' und Lärmen ſchickt ſich da zur Flucht die Schaar,
Ruhig nur an alter Stelle bleibt ein Greis, mit weißem Haar,
Fra Renatus, der vor fünfzig Sommern nach dem Kloſter kam,
Und in finſterer Karthauſe ſich begrub und ſeinen Gram.

Neun und neunzig Jahre machten hohl ſein Aug', die Wange bleich,
So nun ſteht er vor dem Prior, einem Grabentſtieg'nen gleich,
Doch der würd'ge Ob're wendet zu Renatus ſich und ſpricht:
‚Fra Renatus, warum folget ihr den ander'n Brüdern nicht?"

Aber der entgegnet: „Möge Gott beſchirmen ihre Flucht,
Mich nur laſſet würd'ger Prior, unbeirret, unverſucht,
Denn vor mir müßt' ich erröthen, ſucht' ich in der Flucht noch Heil,
Da der Tod mein einz'ges Hoffen, da das Grab allein mein Theil."

Spricht der Prior: „Alles endet was da trifft der Sonne Strahl,
Unrecht aber iſt's, zu liefern zwecklos ſich der Marterqual“
D'rauf Renatus: „Iſt's ſein Wille, daß der Heide mich verſchont,
Werd' den Meutern ich entgehen, wie zu würgen ſie gewohnt!“

„Fra Renatus,“ ſagt der Prior: „nimmer kann ich euch verſteh'n,
Wähnt ihr, daß der Herr ein Wunder euch zu Lieb' wohl läßt geſcheh'n?“
Doch der Bruder ſpricht: „Ich glaube, daß auf den er gnädig ſchaut,
Der mit reuerfülltem Herzen auf ihn hofft, und ihm vertraut.“

Dieſes ſprechend ſchreitet ruhig hin zum Hochaltar der Greis,
Sinket dort auf's Knie' und neiget tief das Haupt, wie Schnee ſo weiß,
Da von einem heil'gen Schauer fühlt der Prior ſich umweh't,
„Nun ſo mög' euch Gott bewahren, weil ihr ird'ſche Hilf' verſchmäht!

Und den flücht'gen Brüdern folget d'rauf Cerbonius mit Haſt,
Denn ein dumpf Gelärm' im Thale meldet ſchon den grimmen Gaſt.
Einſam in der düſter'n Halle kniet Renatus nun allein,
Wie ein ſanfter Tröſter ſchimmert mild auf ihn der Mond hinein.

Scheint es doch als ſei der Fromme ſchon des Erdenſeins beraubt,
Alſo kniet er, bleich und reglos, auf die Bruſt geſenkt das Haupt,
Horch, da nah't es, an den Fenſtern fliegt vorbei ein rother Schein,
Thüren trümmern, Waffen raſſeln, wer nun wird dir Retter ſein?

Reglos aber liegt, wie früher, Fra Renatus vor'm Altar,
Im Gebeth verſenkt, als wüßte nichts ſein Inn'res von Gefahr,
Sieh' da leuchtet's durch die Pforte, horch, da klirrt's in wirrem Schall,
Und herein zu düſter'n Räumen tobt der Moslims wilder Schwall.

Blanke Damaszener blitzen, Kaftan's rauſchen an der Wand,
Ueber weiß und grüne Turbans ſprühet rother Fackelbrand,
Und ſo drängt es ſich und wechſelt, halb beleuchtet die Geſtalt,
Nur Renatus kniet wie früher, von der Andacht Hauch umwallt.

Und die grimmen Gäſte ſpähen durch das Dunkel, wild und ſcheu,
Jetzt erblicken ſie Renatus, und von ihrem Jubelſchrei
Gellt die Kirche, ſeht ſchon faſſen ſie ihn wüthend am Talar,
Da durchzuckt ſie eiſ'ger Schrecken — den der Greis iſt kalt und ſtarr.

Von dem Grimm der Böſen hatte gnädig ihn der Herr befreit,
Lächelnd im Gebeth entſchlief er, ohne Kampf und ohne Leid,
Und die Heiden jagt ein Grauen von dem todten Heil'gen fort,
Ihre Feuerbrände ſchleudern ſie zurück nur nach dem Ort. —

Doch nicht long', ſo flieh'n die Würger wieder vor der Chriſten Schwert,
Und der Frieden iſt auf's Neue in die Oſtmark heimgekehrt,
Da aus fernen Landen kommen all' die Flücht'gen nun heran,
Auch der Prior mit den Seinen fand bereits zum Berg die Bahn.

Thränen auf den Wangen, wallet durch des Kloſters Schutt die Schaar,
„Seh't Renatus Leiche knieet unverſehrt dort am Altar!"
Und der Prior und die Mönche ſtürzen hin auf's Angeſicht,
„Ja wer ſo dem Herrn vertrauet, den verläßt im Tod er nicht!"

Die grüne Eiche zu Zwettl.

Auf Lerchenbaum und Fichte klirrt,
Der Schnee, der dicht die Luft durchſchwirrt,
Indeß auf nachtumhülltem Thurm
Die Wetterfahne trillt der Sturm.

Herr Hadmar da, des Schlafs beraubt
Im Lehnſtuhl ſitzt, geſenkt das Haupt,
Und ſinnt, im Schloß der Einz'ge wach,
Vergangenem und Künft'gem nach.

Geſegnet hat mit Gold und Gut
Der Herr des Ritters frommen Muth,
Nun möcht' auch er, in heim'ſchen Gau'n,
Ein Münſter ihm zu Dank erbau'n.

Doch nimmer kommt er überein
Wo mög' dazu die Stelle ſein?
Ob auf dem Berg, im Hag, im Thal?
Viel Kummer, traun, macht ihm die Wahl!

Und alſo [illegible], ſchließet ſacht
Sein [illegible] Aug' des Schlummers Macht,
Da ſieht er plötzlich ſich im Traum
Verſetzt in einen wüſten Raum.

Von eiſ'gen Zacken, dicht und ſchwer,
Behängt iſt jeder Baum umher,
Und ein Geſpenſt im Leichentuch
Das Strauchwerk nickt vom Felſenbruch.

Und lange durch die Wildniß irrt
Der Ritter ſo, vom Traum entführt,
Und ſpäht umſonſt nach Schlott und Weg,
Im wirthlos öden Schneegeheg'.

Mit Einmal ſchimmert's durch den Schnee,
Wie Himmelstroſt in's Erdenweh',
Und vor ihm hebet grün belaubt
Ein Eichenbaum ſein ſtolzes Haupt.

Ein grüner Baum in Wintersgrimm?
„Hier iſt die Stelle!" ruft's in ihm,
Und mit dem Rufe iſt zugleich
Entrückt er aus der Träume Reich.

Und wie bekräft'gend tönt in's Thal
Vom Thurm herab der Glocken Schall,

Verkündend, daß ein neues Jahr
Die alte Mutter Zeit gebar.

Doch kaum der Morgen fahl und grau
Aufdämmert auf der ſtillen Au
Schon auch Herr Hadmar ſitzt zu Roß,
Und lenkt's den Steig hinab vom Schloß.

Und reitet fort durch Schnee und Wind,
Und fühlt umweht ſich frühlingslind,
Wie das Geflock' auch kalt und dicht
Sich hängt an Bart ihm und Geſicht.

So reitet er wohl manche Stund'
Und ſpäht zu Furth und Berg und Schlund,
Ob nicht ein grünes Baumgezweig'
Sich endlich doch dem Auge zeig'.

Doch Alles Weiß, wohin er blickt,
Da wird von Zweifeln er beſtrickt,
Ob nicht ſein jetz'ges Thu'n verkehrt,
Und ihn ein eitler Traum bethört.

Doch plötzlich ſiegt in ihm die Kraft
Des Glaubens, und auf's Neue rafft
Sich auf der fromme Reitersmann
Verfolgend die erwählte Bahn.

Beinah' verſinkt im tiefen Schnee
Sein müdes Roß, beim Sturmgeweh',
Und immer dichter fällt der Flaum,
Herab vom düſtern Himmelsraum.

Mit Mühe nur durch Schnee und Eis
Sich Roß und Reiter ringt mit Fleiß,
Schon iſt beinah' der Beiden Kraft
Vom ſauren Ritt dahingerafft.

Doch nimmer läßt die Zweifelſucht
Aufkeimen mehr zur gift'gen Frucht,
Der Ritter in des Herzens Grund,
Und bricht ſich Bahn durch Eis und Schlund.

Da plötzlich raget, hoch und breit,
Ein Baum, aus öder Einſamkeit,
Vom Stamme bis zum Wipfel hin
Mit Zweigen dicht und ſommergrün.

Und auf das Knie' herab vom Pferd
Der Ritter ſinket, frohverklärt,
Und faltet ſeine Hand gerührt,
Da ihn der Herr an's Ziel geführt.

Und wo der Baum, aus Schnee und Eis,
Aufraget, zu des Ew'gen Preis,
Da raget bald, mit Thurm und Thor,
Das Münſter Zwettl hoch empor.

Und um das Kreuz am Hochaltar,
Voll grüner Zweige immerdar,
Erhebet ſich ein Eichenbaum
Als Denkmal an des Gründers Traum.

Und noch zur Stunde ſiehſt du dort
Den Eichenbaum in Gottes Hort,
Deß Laubwerk um das Kreuz ſich ſchlingt,
Das Allen Troſt und Segen bringt.

Verkündend noch in ſpäter Zeit,
Durch Künſtlerhand, der Chriſtenheit,
Daß ſtets, wie auch der Pfad verwirrt,
Zum Ziel ein feſter Glaube führt.

Legenden.

St. Eliſabeth.

Eliſabeth, die Fromme,
Vor'm Kloſterthore ſteht,
Die Armuth zu betheilen,
Die dort um Hilfe fleht.

Jedweder, der vertrauend
Der Heiligen genaht,
Der kehrt von ihr nur wieder
Mit Spende oder Rath.

Und als beſchenkt ſie Alle
Nun fort in Thränen geh'n,
Da ſieht ſie, ſchüchtern ferne,
Nur noch ein Mägdlein ſteh'n.

Ein blühend junges Röschen,
Mit Augen treu und klar,
Und langen goldnen Flechten,
Wie nie ſie ward gewahr.

Die hängen um die Schulter
Der Kleinen bis zum Fuß,
Daß ſelbſt darob erſtaunen
Die fromme Heil'ge muß.

Da winket dieſe milde
Das Mägdlein zu ſich hin,
Mit ſchüchtern kleinen Schritten
Naht dieß der Spenderin,

Und ſinket vor der Hohen
Voll Demuth auf das Knie,
Doch voll von Liebe blicket
Die Heilige auf ſie.

„Wie Allen, die mir nahten,
So ſoll auch dir geſcheh'n,
Nicht ohne Wohlthat, Kleine,
Darfſt du von hinnen gehn."

So ſpricht ſie d'rauf und wendet
Sich um zur Kleriſei:
„Hol' Ein's mir eine Scheere
Vom Kloſter ſchnell herbei!"

Verwundert blicken Alle
Wohl auf die Fromme hin,
Doch Keiner weiß zu deuten
Sich dieſer Spende Sinn.

Als aber eine Nonne
Die Scheere nun gebracht,
Da preßt das Haupt der Kleinen
An's Knie die Heil'ge ſacht,

Und trennt, wie von der Roſe
Der Wind ein Blatt ſich raubt,
Die langen goldnen Flechten
Mit raſchem Schnitt vom Haupt.

Aufſchreit wohl da die Kleine:
„Weh mir! Mein höchſtes Gut!"
Und ſinkt zur Erd', ſie netzend
Mit heißer Thränenfluth.

Und all die Ander'n ſtehen
Vor Schreck erſtarrt und ſtumm
Wie ſteinerne Gebilde
Um jene Zwei herum.

Die Heil'ge aber wiſchet
Vom holden Angeſicht

Der Jammernden die Thränen
Mit ſanfter Hand und ſpricht:

„Nicht zürne, arme Kleine,
Und ſieh mich freundlich an,
Wiß', eine Wohlthat war es,
Was ich an dir gethan."

„Denn ließ ich dir die Flechten,
Die dich ſo reich umhüllt,
So hätte bald der Hochmuth
Dir Herz und Sinn erfüllt."

„Es hätt' als goldne Ketten
Der Böſe ſie gebraucht,
Bis in den Pfuhl der Sünde
Er gänzlich dich getaucht."

„Nun aber kannſt du wahren,
Was nicht ſo ſchnell verbleicht,
Die Schönheit deiner Seele,
Der keine ird'ſche gleicht."

St. Ritza.

St. Ritza floh des Lebens
Verlockenden Genuß,
Als Klausnerin bewohnte
Ein Hüttchen ſie am Fluß.

Jenſeits des Flußes ragte
Ein Kirchlein vom Geſtein,
Zu dieſem ging die Fromme
Mit jedem Morgenſchein.

Sie ging mit bloßen Füßen,
Geſchürzt bis an das Knie;

Durch Rohr und Wellenſchäume
Ging ohne Bangen ſie.

Ob hell die Sonne ſtrahlte,
Ob Regen wuſch den Stein:
Mit jedem Morgen mußte
Sie dort im Kirchlein ſein.

Einſt aber brauste wilder,
Als je gebraust der Fluß;
Die Brandung warf an's Ufer
Manch weißen Wogenguß.

Wohl kam die fromme Ritza
In große Angſt darob,
Als höher ſtets und höher
Die Flut ſie rings umſchnob.

Im Waſſer eine Weide
Ergriff ſie da mit Haſt,
Und brach nicht ohne Mühe
Von ihr ſich einen Aſt.

Mit dieſer Stütze kämpfte
Sie gegen Schwall und Fluth,
Allein nur toller brauste
Um ſie der Welle Wuth.

Schon fühlt ſie ihren Sohlen
Entführt den feſten Grund,
Schon reißen ſie die Wirbel
Mit ſich hinab zum Schlund.

Da denkt mit einmal wieder
Auf Gott die bange Magd,
Und fühlt ſich werth der Strafe,
Weil ſie an ihm verzagt.

Und in die Wogen ſchleudert
Sie reuevoll den Stab
Und ſieh' — da ſinkt das Waſſer
In's alte Gleis hinab.

Gleich einer zahmen Schlange,
Hinzieht wie ſonſt der Fluß,
Nur noch voll Ehrfurcht küſſend
Des Mägdleins zarten Fuß.

St. Jutta.

Auf ſeinem Thron, von Gold umblitzt,
Der Heidenkönig Ulin ſitzt,
Mit tiefgefurchten Brauen.

Vor ihm, umringt von wilder Schar,
Steht Jutta mit dem güld'nen Haar,
Die Züchtigſte der Frauen.

Von roher Gier iſt er entbrannt
In ſie, die, von ihm abgewandt,
Das Antlitz birgt voll Grauen.

„Nun, Chriſtenjungfrau, frag' ich dich
Zum letzten Mal, wird nie auf mich
Dein Aug' in Hulden ſchauen?“

Doch keines Wortes würdigt ihn
Die reine Magd, den frommen Sinn
Allein zum Herrn erhoben.

Da glüht wohl wie des Nordens Licht
Im dunklen Roth ſein Angeſicht
Vor grimmen Zornes Toben.

„Zu ſpät wirſt du den Trotz bereu'n,
Erfüllen ſoll ſich jetzt mein Dräu'n,
Zu lang' wardſt du geſchonet.“

„Nicht martern will den Leib ich dir,
Denn beſſ're Marter bietet mir
Die Scham, die in dir wohnet.“

„Ihr Sclaven, reißt dem ſtolzen Weib
Herab das Kleid vom zücht'gem Leib,
Zu Luſt und Spott der Menge!“

„Bei Jubelruf und Hörnerſchall
Schleppt hin ſie durch die Gaſſen all',
Durch's dickſte Volksgedränge.“

„So ſoll, zur Schmach für immerdar,
Sie Jeder ſchauen, nackt und bar,
Und d'rob die Zücht'ge höhnen!“ —

Da faßt ſie wohl der Schergen Hand
Und reißt herab ihr das Gewand,
Geſchmückt mit ihren Thränen.

Und auf die Jungfrau grinſ't voll Hohn
Der Wüthrich jetzt von ſeinem Thron,
Ob wohl ihr Trotz nun ſchwinde.

Doch plötzlich — ſo wie Well' auf Well',
Entrollt von ihrem Haupte hell
Das güld'ne Haargewinde,

Und rollt und ringelt ohne End',
Und ſchlängelt ſich und fließt behend'
Bis an das Knie ihr nieder.

So hüllet rings — der Locken Zier
Gleichwie ein güld'ner Mantel ihr
Die jungfräulichen Glieder.

Der Wüthrich wohl dieß Wunder ſchaut
Und kaum dem eig'nen Auge traut,
Das er nicht ab kann wenden,

Und nieder vor der frommen Maid
Sinkt er und reicht ſein ſchimmernd Kleid
Ihr dar mit eig'nen Händen.

„Wohl iſt mir's klar nun,“ ruft ſein Mund,
„Es lebt dein Gott im Sternenrund',
Er hat's an dir bewähret;“

„O lehr' auch mich den Glauben dein
Und laß' den letzten Knecht mich ſein,
Der dich als Heil'ge ehret.“

St. Katharina

Es ſteht auf einem Hügel
Ein Kirchlein, alt und klein,
Ein ärmliches Gemäuer,
Genannt St. Katharein.

Nur wen'ge Hütten liegen
Zerſtreut dort um's Geſtein,
Beſchirmet von den Händen
Der heil'gen Katharein.

Einſt drangen wild die Schweden
In's Mährenland herein,
Da flüchtete ſich Alles
Hinauf zu Katharein.

Schon ſtanden rings die Hütten
Im rothen Feuerſchein,
Als auch der Schwedenführer
Erblickt St. Katharein.

„Hinauf nach jenem Kirchlein,
Und würget, was darein,
Dann ſteckt das Neſt in Flammen!“
Weh' dir, St. Katharein!

Doch wie an's Thor ſie kamen,
Mit Lärmen und mit Schrei'n,
Da ſangen drinn die Frommen:
„Gegrüßt St. Katharein.“

Was ſtand nur da der Führer,
So ſtarr, als wär' er Stein,
Es hieß ja ſeine Liebſte
Juſt eben auch Kath'rein!

An dieſe dacht' er wieder
In ſtiller Sehnſuchtspein,
„Werd' je zu dir ich ſagen:
Gegrüßt o Katharein?“

D'rauf aber ruft er: „Schweden,
Hier laßt das Würgen ſein,
Nichts ſei von mir gefährdet,
Was ſich benennt Kath'rein!“

Und weiter mit den Seinen
Zog er in's Land hinein,
Doch ſchallt's noch jetzt im Kirchlein:
„Gegrüßt St. Katharein!“

St. Piſtlawa.

Die Frömmſte aller Frauen im ganzen Böhmerreich
War Diſtlawa, nicht Eine, die ihr an Tugend gleich,
Der Dürft'gen Engel, hauſte zu Lemberg ſie im Schloß,
Ihr Schirmvogt war der Glaube, die Demuth ihr Genoß.

Wohl eine halbe Stunde vom Schloß ein Kirchlein ſtand,
Zu dieſem ging die Fromme, in Sturm und Sonnenbrand,
Sie ging mit bloßen Füßen, durch ſcharfen Dorn und Schnee
Um einen Fehl zu büßen, durch ſelbſtgeſchaffnes Weh.

Denn ſie auch war bethöret, in früher Jugendzeit,
Wie viele Evastöchter, von ſünd'ger Eitelkeit,
Vor allen war's ihr Füßchen, ſo zartgeformt und fein,
Auf das mit Stolz ſie blickte, wo ſie nur mochte ſein.

Kein Schuſter konnt ihr machen jemals zu klein den Schuh,
Noch war kein Stoff ſo prächtig, den ſie nicht nahm dazu,
Den Hochmuth nun zu ſtrafen, der damals ſie beſeelt,
Hat ſie mit nackten Füßen zu wandeln nun erwählt.

Wie hängt voll eiſ'ger Zacken im Wald ein jeder Baum,
Bedeckt ſind Schloß und Hütte mit blendend weißem Flaum,
Doch geht ſie, wie auch ſchmerze der auferlegte Muß,
Ein Mägdlein im Geleite, mit unbeſchuhtem Fuß.

Es ſchlägt die nackten Zweige der Sturm in grimmer Wuth,
Doch Sturm und Kälte können nicht ſchwächen ihren Muth;
Da einſtmals bleibt mit Weinen, das kleine Mägdlein ſteh'n
Und ſpricht: „Nicht kann ich weiter, vor großen Schmerzen geh'n“

Doch bald ermahnt die Arme der Herrin Wort und Blick;
„Die Spuren ſeines Weges ließ uns der Herr zurück,
Und iſt für deine Kräfte zu rauh noch jetzt ſein Pfad,
So tritt nur in die Stapfen die meine Sohle trat.

Und in der Herrin Nähe das Mägdlein tritt getreu,
Und folgt ſo den Pfaden der Frömmigkeit und Reu',
So ging ſie lang die Wege, die Diſtlawa ihr wies,
Bis ſie die rauhen Pfade geführt ins Paradies.

Noch jetzt erſieht dein Auge alldort im Waldgefild,
Umſchirmt an jenem Kirchlein St. Diſtlawa im Bild,
Noch fleht dort manch ein Sünder, dem Reu das Herz befing,
Daß ſie ihm huldvoll zeige, die Wege die ſie ging.

St. Walburgis.

Der Eichwald ſauſt, es heult der Sturm,
Horch! Eulenruf im alten Thurm!
„Du Pilgrim, nimm dich wohl in Acht,
Des Mörders Aug' im Walde wacht."

„Du Pilgrim mit dem weißen Stab,
Steig' nicht in's finſt're Thal hinab,
Kehr' um, kehr' um, noch iſt es Zeit,
Der Weg nach St. Walburg iſt weit."

Der aber ſpricht: „Muß fürder zieh'n,
Muß heut' nach St. Walburg noch hin,
Hab' mich verlobt in tiefem Leid,
Der Jungfrau heut mit heil'gem Eid."

Hin geht er d'rauf in Nacht und Grau'n,
Vor Tag's den hohen Dom zu ſchau'n.
Kein Laut — der Sturm nur heult allein,
Und wimmert tief im Felsgeſtein.

Da bricht's hervor, da ſpringt's heran,
Mit nerv'gen Armen faßt's ihn an,
Wild ſchnaubt der Mord: „Dein Gold! dein Gold!"
Des Pilgrims Haar im Staub' entrollt.

Hoch aus dem Hals ein Blutſtrom quillt,
„O Mörder, fließeſt gar zu wild! —
Was wühl'ſt du ſo mir im Gewand?
Umſonſt nach Gold ſucht deine Hand!"

Und der betrog'ne Mörder d'rauf
Voll Ingrimm ſpringt vom Pilger auf,
Der aber, krümmend ſich im Blut,
Stöhnt noch mit letzter Lebensgluth

„O Sanct Walburgis, hehr und mild,
Du wunderthätig Frauenbild,
O gib, daß ich zu dir mich find',
Wenn Seel' und Leib geſchieden ſind!"

Verſtummt iſt d'rauf des Pilgrims Mund,
Der Sturm nur gibt ſein Zürnen kund,
Es ſauſt der Wald, es rauſcht die Fluth,
[illegible] gepeitſcht mit toller Wuth.

Und zu dem Strom, [illegible] Bahn,
Der Mörder ſchleppt den Pilgersmann:
„Hinab mit dir, daß nicht [illegible]
Dem Tag' vertrau' die nächt'ge That."

Da plötzlich um den Träger preßt
Der Pilgrim ſeine Arme feſt,
Wie der auch ſtrebt und wie er ringt,
Nicht [illegible] er ihn vom Rücken bringt.

Aufkreiſcht er da in Schrecken wild,
Von mehr als Todespein erfüllt:
„Wer hilft mir von der grauſen Laſt,
Die mich — weh mir! — ſo kalt umfaßt?" —

Doch feſt, an Bruſt und Schulter warm,
Klemmt ſich des Todten eiſ'ger Arm,

Das graue Antlitz, hohl, verbleicht,
Mit Grinſen ſich zu ſeinem neigt.

„Zu Hilfe! Hilfe! — Steht mir bei!"
So ſchallt des Flücht'gen Angſtgeſchrei.
Wild fliegt ſein Haar um Aug' und Stirn',
Wie Wahnſinn zuckt's ihm durch's Gehirn.

„Und bring' ich nirgends mehr dich los,
Begrab' uns Beid' des Stromes Schooß,"
Er ruft's und ſauſt im ſchweren Fall
Hinunter in den Waſſerſchwall.

Still iſt's ringsum — wohl hält der Schlund
Die Beiden feſt im tiefen Grund,
Betrogen! — ſchaut! — in grimmer Wuth
Wirft ſie zurück an's Land die Fluth.

„Weh mir! weh mir!" der Mörder ruft,
„Weh dir!" hallt's nach aus Thal und Kluft.
Die Wölfin ſelbſt, die Blut nur ſucht,
Entflieht vor ihm zur tiefſten Schlucht.

Und fort und fort durch Wald und Au'n,
Und fort und fort ſpornt ihn ſein Grau'n,
Da blinkt es fern', da klingt's ſo mild
Wie Glockenton, durch's Thalgefild.

„Was ſteigt dort auf im Morgenlicht?
Iſt das der Dom zu Eichſtädt nicht?
Der Dom, — ſo Sanct Walburg geweih't,
Zu dem den Pilgrim rief ſein Eid?"

„Wie fand mein Fuß hieher die Bahn?
Durch Sturm und Nacht, hinab, hinan!"
O folg' der Stimme, die da ſagt:
Dir hilft nur dort die Gottesmagd.

Und mühſam ringt er ſich hinauf,
Hell glühen Fenſter, Thurm und Knauf —
Die Frühmeß' mit gar frommem Sinn
Hört eben die Gemeinde d'rinn.

Zur Pforte tritt er — und mit Schrei'n
Zerſtiebet Alles vor den Zwei'n,
Und auf die Knie', zum Tod entſtellt,
Mit ſeiner Laſt der Mörder fällt.

„O Heil'ge," ruft er, „ſchau' in Huld
Auf mich, der bald geſühnt die Schuld,
Sieh' mich in meiner tiefen Reu'
Und mach' mich von dem Todten frei!"

Und kaum er ſo zur Heil'gen ſpricht,
Entweicht von ihm das Schreckgewicht,
Und auf die Schwelle gleitet ſacht
Der Pilgrim, der die Fahrt vollbracht.

Der Mörder aber im Gebet
Noch brünſtig zu der Heil'gen fleht,
Und als der dritte Morgen naht,
Hat er in Reu' geſühnt die That.

Knecht Benedikt.

Es lebt der Junker Benedikt,
Von Satansgarnen dicht umſtrickt,
Vom Stegreif auf den Straßen,
In Schwelgen und in Praſſen.

Wohl kreuzt vor ihm ſich weit und breit
Die ganze liebe Chriſtenheit,
Ihn aber kümmert's wenig,
Er ſcheut nicht Papſt noch König.

Doch als nach manchem wüſten Jahr
Sich grau und grauer färbt ſein Haar,
Da will es ihn bedünken,
Als thät' der Muth ihm ſinken.

Und in des Wilden Bruſt erwacht
Die Reu' ob dem, was er vollbracht,
Die läßt ihn nimmer raſten,
Die treibt ihn fort mit Haſten.

Wohl hin zu manchem Kloſter geht
Der wilde Junker jetzt und fleht:
„O laßt bei euch als Laien
Mich büßen und kaſteien.“

Allein die Mönche faßt ein Grau'n
Wie ſie den rieſ'gen Ritter ſchau'n,
Der Pförtner ſchließt voll Schrecken
Die Pforte vor dem Recken.

So fleht, nach manch' vergeb'nem Gang,
Gejagt von ſeines Herzens Drang,
Der Führer frecher Rotten,
Vor'm Kloſter zu den Schotten.

Dort zieht er an dem Glockenring,
Ein Büßer, demuthsvoll, gering,
Und ſinkt dem Abt zu Füßen
Mit heißen Thränengüſſen.

„Ein Haus der Freiung, wie bekannt,
Wird euer Kloſter ja genannt,
D'rum gönnt, daß ich von Sünden
Hier mög' Befreiung finden.“

Nicht wenig wohl der Abt erſchrickt
Als er den rieſ'gen Mann erblickt,

Doch ſpricht er: ‚„Dein Begehren
Das will ich nicht verwehren.‘“

„„Allein da du gehauſ't ſo ſchlecht,
So ſollſt du als der letzte Knecht
Das Holz im Hofe ſpalten
Und Nachts die Wache halten.““

Und ſeit der Stunde lebt fortan
Im Kloſter dort der ſünd'ge Mann,
Und ſucht des Böſen Schlingen
Mit Ernſt ſich zu entringen.

Er ſchafft den lieben langen Tag
So viel es ſeine Kraft vermag,
Und wachet in den Räumen,
Wenn ſanft die Andern träumen.

Juſt iſt es wieder Mitternacht,
Kein Auge mehr im Kloſter wacht,
Nur Benedikt mit Trauern
Durchwallt die öden Mauern.

Da heult ein wilder Sturm durch's Haus,
Und vor ihm ſteht, im nächt'gen Graus,
Der Höllenfürſt, der grimme,
Und ruft mit wilder Stimme:

„Wie biſt du thöricht nur und ſchwach,
Dir aufzubürden ſolche Schmach,
Und nutzlos dich zu quälen
Zum Heile deiner Seelen.“

„Komm, grauer Knab', und zieh' mit mir,
Weit Beſſ'res gibt das Leben dir,
Da winkt noch manch' Behagen
Bei fröhlichen Gelagen!“

Doch Benedikt zum Böſen ſpricht:
„„Hinweg von mir, mich lockſt du nicht,
Laß' ab mich hier zu ſtören,
Ich will nur Gott gehören.""

„Hoho," der Böſe d'rauf beginnt,
„Das geht wohl nimmer ſo geſchwind,
Der Satan läßt die Seinen
So leicht nicht, als ſie's meinen."

„Bewähren erſt durch deine Kraft
Mußt du mir deine Meiſterſchaft,
Erſt mußt du mit mir ringen
Und mich im Kampf bezwingen."

So ſpricht der Böſe wohl mit Hohn,
Da er ihn denkt entkräftet ſchon,
Allein des Büßers Glieder
Durchzuckt's mit einmal wieder.

Und grimmig hat den ſchlimmen Gaſt
Der fromme Knecht ſchon angefaßt,
Und ringet ohne Beben
Mit ihm auf Tod und Leben.

Ha, wie da jede Sehne ſchwillt,
Ha, wie das keuchet, ſchnaubt und brüllt,
Das Kloſter hört mit Grauſen
Wie die ſo grimmig hauſen.

So ringen ſie wohl manche Stund'
Die nerv'gen Glieder kampfeswund,
Doch Keinem will's gelingen,
Den Andern zu bezwingen.

Da aber hat die höchſte Kraft
Knecht Benedikt zuſammgerafft,

Und ſchleudert hin den Drachen,
Daß ihm die Glieder krachen.

Darauf wohl flieht das Ungethüm
Vom Kloſter fort, voll Schreck und Grimm,
Und mocht' nicht wiederkommen
Zu ringen mit dem Frommen.

Und lange bot noch manche Spur
Von jenem Kampfe die Klauſur,
Dem Volke zur Beſchauung,
Dem Frommen zur Erbauung.

Verbürgen kann es Niemand zwar,
Ob's wirklich auch der Böſe war,
Den dort, von Reu' durchdrungen,
Knecht Benedikt bezwungen.

Vielleicht daß unter'm böſen Feind
Der Hang zum Sünd'gen war gemeint;
Der ſtets mit uns im Streite
Wie früher ſo noch heute.

St. Benedikt's Säckel.

Bei Trentſchin in einer Höhle
Lebte Benedikt der Fromme,
Sich dem Dienſt des Herrn nur weihend,
Unberührt vom Zeitenſtrome.

Viel der Gläub'gen, viel der Armen,
Kamen zu des Siedlers Klauſe,
Und getröſtet ging ein Jeder,
Mancher auch beſchenkt nach Hauſe.

Denn ein Säckel ward ihm eigen,
Der, ſo oft hinein er langte,

Stets fünf Pfennig' barg, zur Spende
Für Bedürft'ge und Erkrankte.

Bald von dieſem Wunder hatte
Sich verbreitet rings die Kunde,
Und gewandert kam zur Höhle,
Was da lebte in der Runde.

Saßen einſt zwei Raubgeſellen,
Halb berauſcht ſchon vom Getränke,
Als vorbei die frommen Pilger
Zogen, an der Straßenſchenke.

Und zu jener Beiden Ohren
Schollen laut der Pilger Worte,
Die von Benedikt dem Heil'gen
Sprachen, und vom Gnadenorte.

Auch erzählten ſie vom Säckel,
Der durch wunderbare Weihe,
Wenn der Fromme ihn eröffnet,
Immer ſei gefüllt auf's Neue.

Und nach jenem Gut erwachet
Wilde Habgier in den Beiden,
Und beſchloſſen iſt's, noch heute
Soll ihr Aug' an ihm ſich weiden.

Schwere Knüttel in den derben
Mordgewohnten Fäuſten ſchwingend,
Eilen ſie an's Werk; die inn're
Regung, die ſie warnt, bezwingend.

Bald auch ſteh'n ſie vor der Höhle,
Späh'n hinein mit ſcheuen Blicken,
Sieh, dort liegt der Klausner, ihnen
Zugewendet ſeinen Rücken.

Vor dem Kruzifixe eben
Beugte er ſein Haupt zur Erde,
Und ſie ſcheinen's faſt zu fürchten,
Daß er ſich erheben werde.

Doch der Eine winkt dem Andern,
Neu entflammt von Gier die Wangen,
Nach dem Säckel weiſend, welcher
An der Felswand aufgehangen.

Und ſie ſchleichen auf den Zehen
Zu dem Betenden ſich leiſe,
Und die ſchweren Knüttel ſchwirren
Durch die Luft in weitem Kreiſe.

Blutend vor dem Kruzifixe
Stürzt Sanct Benedikt zuſammen,
Mit dem Säckel flieh'n die Räuber,
In der Bruſt der Hölle Flammen.

In der Straßenſchenke wieder
Sitzen Beide, trunkne Zecher,
Froh des glücklichen Gelingens,
Leerend Becher jetzt auf Becher.

Spät erſt ruft den Wirth der Eine,
Um die Zeche zu bezahlen,
Langt hervor den wunderbaren
Säckel dann, mit frechem Prahlen.

Aber wie er ihn eröffnet,
Iſt kein Pfennig d'rinn zu ſehen;
Starr wie Säulen da die beiden
Räuber vor Erſtaunen ſtehen.

Doch wie ſie auch ſpäh'n, ihr Auge
Kann im Säckel nichts ergründen,

Und was ſie geträumt von Schätzen
Und von Glück, gehört den Winden.

Sieh, da hat erkannt den Säckel
Auch der Wirth, und ohne Säumen
Läßt ergreifen er die Beiden,
Die vor Wuth und Ingrimm ſchäumen.

Zu des Klausners Höhle eilet
Dann er hin in aller Schnelle;
Ach, da liegt der fromme Siedler
Blutend an des Altars Schwelle!

Aber bald erwacht der Bleiche
Wieder zu der Gläub'gen Freude,
Und in Kurzem war geneſen
Benedikt von ſeinem Leide.

Bald auch hielt der Fromme wieder
Seinen Säckel in den Händen,
Um den Dürftigen und Kranken
Milde Gabe auszuſpenden.

Und die ſeltne Kraft zu zeigen,
Säumte nun auch dieſer nimmer,
Denn ſo oft hinein er langte,
Fanden ſich fünf Pfennig' immer.

Doch des Säckels Räuber mußten
Blutig bald ihr Leben enden,
Denn was Segen iſt dem Frommen,
Wird zum Fluch in böſen Händen.

Sanct Auguſtin und der Knabe.

Bei Hippon, an dem Meeresſtrand,
Einmal ein ärmlich Häuslein ſtand,

D'rinn' lebte, Gott nur zugethan,
Sanct Auguſtin, der fromme Mann.

Und über Pergament und Schrift
Saß er ſo Tag als Nacht vertieft
Das Weſen Gottes, dem er lebt,
Iſt's nur, nach dem er forſchend ſtrebt.

Nicht weiß er, ob um ihn erwacht
Der Lenz mit ſeiner Blüthenpracht,
Noch ob auf's Häuschen, ſturmumbrauſt,
Des Winters Regen niederſauſ't.

Auf's Eine nur iſt er erpicht,
Und weicht von Buch und Schriften nicht,
Und ſucht und grübelt ohne End',
Ob er denn nirgends Aufſchluß fänd'.

So voll des Sinnens geht einmal
Luſtwandeln er im Abendſtrahl,
Nicht lockt ihn Meer und Strand und Flur,
Ach, auf das Eine ſinnt er nur.

Und wie er alſo ſinnt und zieht,
Vor ſich er da ein Knäblein ſieht,
Das lächelt ihm ſo friſch und mild
Entgegen, wie ein Engelsbild.

Und eine Muſchel in der Hand,
Neigt ſich's zum Meer vom ſtein'gen Rand,
Und ſchöpft, ſo viel's nur ſchöpfen kann,
Ein Grübchen ſich mit Waſſer an.

Sanct Auguſtin ſteht wundernd ſtill,
Möcht' wiſſen was das Knäblein will;
Tritt zu dem Kleinen d'rauf und ſpricht:
„Was machſt du da, du kleiner Wicht?“

Doch der ſchaut ohne Schreck' ihn an:
„Das ſiehſt du ja, du großer Mann
Das Meer, ſo du erblickſt vor dir,
Schöpf' ich in dieſes Grübchen hier."

„Du Thor!" erwiedert Auguſtin,
„Wie kommt dir ſolches nur zu Sinn,
Wie glaubſt du in dieß Grübchen klein
Zu bringen all' das Meer hinein?"

„Und warum ſollt' ich's glauben nicht?"
Der Knab' gar ernſt zu jenem ſpricht,
„Glaubſt du doch zu ergründen gar
Was Keinem noch ward offenbar."

„Viel leichter iſt's, daß ich das Meer
Mir ſchöpf' in dieſes Grübchen her,
Als daß der Menſch, mit aller Plag',
Den Herrn der Welt erforſchen mag."

„D'rum bet' er tief im Staub ihn an,
Weil mehr ſein ſchwacher Sinn nicht kann!"
So ſprach der Knab' und war wie Duft
Verweht, entſchwunden in der Luft.

Sanct Auguſtin ſtand an dem Strand,
Und ſtarrte ſchamroth in den Sand,
Und tief im Innern ward's ihm klar,
Das Knäblein ſprach nur allzuwahr.

Und wie zurück in's Haus er kam,
Kein Buch er aus dem Winkel nahm,
Dünkt alles eitel ihm und leer,
Gelernt hat er vom Knäblein mehr.

Und gläub'ger lebte nun hinfort
Sanct Auguſtin im Häuschen dort,

Und ſah, für alle Zweifel taub,
Den Herrn in Sonne, Blum' und Staub.

Sanct Sebaldus.

I.

Aufgebahrt liegt Sanct Sebaldus
In der Zelle, eng' und dunkel;
Zu des Todten Füßen ſitzet
Hüthend, ſtumm, ein ſchwarzer Bruder.

Ringsum herrſchet Nacht, es ſchallet
Nicht ein Laut in öder Runde;
Trübe brennen ab die Kerzen. —
Nur der Hüther iſt noch munter.

Da, mit frevlem Sinne wendet
Zu dem Todten ſich der Bruder:
„Ei, wie biſt du nun ſo ſtille!
Sprich, was wirkſt du keine Wunder?“

„Nur getäuſcht haſt du die Menge,
Die gehuldigt deinem Ruhme;
Blendwerk war, was du verübteſt,
Und die Einfalt nannt' es: Wunder.“

„Konnteſt wirklich Wunder üben,
Gib mir jetzt davon die Kunde;
Will dir deine Zeichen glauben,
Wirkſt du eins zu dieſer Stunde.“

Aber kaum, daß ausgeſprochen
Solches Wort aus ſeinem Munde,
Sieh' — da richtet ſich Sebaldus
Plötzlich auf in ſeiner Truhe.

Aus den tiefen Augen ſchießend
Grimmer Blicke Zornesgluten,
Rufet er mit dumpfer Stimme:
„Wehe über dich, Verruchter!“ —

Und im ſelben Nu verlöſchen
Alle Lichter in der Stube,
Und, in's Antlitz ſchwer getroffen,
Stürzt zur Erde hin der Bruder.

II.

Hört ihr's nicht bei'm Todten d'rinnen
Weheklagen, Hülferufen?
Und es eilen hin die Mönche,
Wo Sebaldus liegt in Ruhe.

Seht, — im Sarge liegt die Leiche,
Doch der Hüther wimmernd d'runter,
Bleich, voll grimmer Schmerzen heulend,
Aus den beiden Augen blutend.

Und er kündet nun voll Jammer
Wie geläſtert ſeine Zunge,
Und ihn d'rauf der Todte ſtrafend,
Alſo ſchmerzlich hab' verwundet.

Und den Blinden, der verzweifelt,
Führen ſie in ſeine Stube,
Gießen Balſam, legen Kräuter,
Aber fruchtlos, auf die Wunde.

„Wehe!“ ruft er, „weh' mir Armen,
Daß ich alſo mich verſchuldet;
Nimmer werd' ich Gnade finden,
Ew'ge Nacht hält mich umwunden!“ —

III.

Einſam ſitzt der blinde Bruder,
Stillen Gram's, in öder Stube,
Reue nagt an ſeinem Herzen
Ob dem Frevel ſeiner Zunge.

Und auf ſeine Kniee ſinkt er,
Alſo zu dem Heil'gen rufend:
„O verzeih', um Jeſus Willen,
Was an dir ich hab' verſchuldet!“

„Sieh' zerknirſcht im Staub' mich liegen,
Der in ew'ge Nacht verſunken;
Sieh' mein Herz von bitt'rer Reue
Ob der ſchlimmen That durchdrungen.“

Und er fühlt ein lind' Berühren
Plötzlich auf den Augen wunde,
Und er hört Sebaldus Stimme:
„Blicke auf, du biſt geſundet!“ —

Und in namenloſer Wonne
Iſt des Bruders Herz entzunden,
Da der Quell des Lichtes wieder
Wunderthätig ihm entſprungen.

Wohl erſtaunen all' die Mönche
Ob dem neuen kräft'gen Wunder,
Preiſen laut Sebaldus Milde,
Der verzieh dem reu'gen Bruder.

Sanct Gangolf.

Des langen Weges müde
Im heißen Sonnenbrand,

Der heil'ge Gangolf wandert
Durch's ferne Haidenland.

Wie brennen die Sandalen
So ſchmerzlich ihm am Fuß,
Der Glühwind von der Wüſte
Haucht ſeinen Feuergruß.

Am Gaumen klebt die Zunge
Und jeder Nerv erſchlafft,
Sich aufrecht zu erhalten,
Hat kaum er noch die Kraft.

Da ſieht der Todesmüde
Mit Einmal einen Quell
Aus einer Felswand ſprudeln,
Wie Silber rein und hell.

Und zu der Stelle ſchleppt er
Sich hin mit neuem Muth,
Und ſchöpft vom kühlen Brunnen
Mit ſeinem Pilgerhut.

Und ſchlürft und ſchlürft, als gäbe
Der Quell den beſten Wein,
Und ſchlürfet Muth und Stärke
Auf's Neu' in ſich hinein.

Da tritt aus naher Höhle,
Die er erſt jetzt erblickt,
Zu ihm ein finſt'rer Heide,
Der höhn'ſchen Gruß ihm nickt.

„Behagt dir ſo die Quelle,"
Spricht der, „in Javas Sand,
So kauf' ſie dir und bringe
Sie heim in's Chriſtenland."

„Ihr ſprecht ja doch des Glauben's
Bedürf's ein Körnlein bloß
Um Berge zu verſetzen,
Von ihrem Mutterſchooß."

„So iſt es," ſpricht der Pilger,
„Ob ihr es gleich verlacht,
Allmächtig iſt der Glaube,
Allmächtig Gottes Macht."

„Drum nenn' den Preis der Quelle,
Ich geb' den Handel ein;
Was ſoll ich dir bezahlen,
Sag' an, damit ſie mein.""

„So meinſt du's, Thor, im Ernſte,"
Der Heide d'rauf, „wohlan,
Gib hundert Silberheller
Und nimm die Quelle dann."

„Doch kommſt du heim, ſo ziehe
Die Stirne nicht zu kraus,
Im Fall nicht wohlbehalten
Den Kauf du bringſt nach Haus!"

Allein des Hohnes achtet
Der fromme Pilger nicht,
Und reicht ihm dar die Summe
Mit ernſtem Angeſicht.

D'rauf zieht er wieder weiter
Des Weges, nach Burgund,
Von manchem Spott begleitet,
Noch aus des Heiden Mund.

Und zieht wohl manche Monde,
Durchſchiffet Meer und Fluß,

Bis in die ferne Heimath
Ihn wieder bringt ſein Fuß.

Doch wie er nun erreichet
Sein Haus, von Moos bedeckt,
Da ſteht der fromme Pilger
Mit einmal froh erſchreckt,

Denn ſeinen Glauben ſieht er
Verwirklicht nun zur Stell',
Zunächſt dem Hauſe ſprudelt
Ein luſtig friſcher Quell.

Der ſprang mit einem Male
Dort aus des Berges Wand,
Zu ſelber Zeit, als jener
Verſiegt in Javas Sand.

Die Sage von Sanct Meinrad und ſeinen Raben.

I.

Vom Kloſter Einſiedeln.

(Statt der Einleitung.)

Es ſteht im Schweizerlande
Ein hoher ſtolzer Bau —
Zwei gold'ne Kreuze flimmern
Herab vom Himmelsblau.

Viel Laubengänge ziehen
Sich um das Haus im Kreis,
Viel helle Bronnen ſpringen
Und plätſchern d'rum gar leiſ'.

Und breite Stiegen führen,
Aus weißem Marbelſtein,
Dich in die hohen Pforten
Des Wunderbau's hinein.

Wie mag der Bau doch heißen,
So reich an Herrlichkeit?
Einſiedeln iſt ſein Name
Seit altersgrauer Zeit.

Es iſt dieſelbe Stelle,
Wo, als noch wüſt das Land,
Die arme Siedlerklauſe
Des frommen Meinrad ſtand.

Als der nun ward erſchlagen,
Da ſtand die Zelle leer,
Und wilder Eppich rankte
Sich um die Thüre her.

So waren wohl verfloſſen
Schon mehr als vierzig Jahr,
Da lag, als neuer Siedler,
Ein Domherr am Altar.

Von Straßburg wallte Benno
In's wüſte Felsgeſtein,
Und mocht' in Meinrads Klauſe
Gar gern zu Hauſe ſein.

In Einſamkeit verlebte
Er viele Jahre dort,
Als fromme Brüder zogen
Zu ihm auch an den Ort.

Die bauten um die Zelle
Sich in der Wüſtenei'n

Viel kleine Siedlerklauſen
Aus Holz vom Tannenhain.

D'rauf lebten hier die Frommen
Geſchieden von der Welt,
Die Sterne ſchauten freundlich
Auf ſie vom nächt'gen Zelt.

Nun auch ein Frankenherzog
Ging in die Wildniß gar,
Herr Eberhart, ihn wählte
Zu ihrem Abt die Schaar.

Der ließ aus eig'nem Säckel
Ein ſchönes Kloſter bau'n,
Wo ſonſt die armen Klauſen
Der Siedler nur zu ſchau'n.

Das ſtand gar hell und prangend,
Mit mancher Bilderzier,
So war geſcheh'n im Jahre
Neunhundert dreißig vier.

Und ſeit benanntem Jahre,
Wie's männiglich bekannt,
Iſt immer noch das Kloſter
Einſiedeln zubenannt.

Wohl hatte viel erlitten
Das Stift im Lauf der Zeit,
Geplündert und verheeret
Ward's in ſo manchem Streit.

Auch iſt es aufgelodert
In Flammen roth und hell,
Doch immer ſchöner wieder
Erſtand's auf alter Stell'.

Eintauſend ſiebenhundert
Jedennoch ward's erbaut
Mit Hallen und mit Thürmen,
So wie man's jetzt erſchaut.

Mit ſchönen Schildereien,
Von Aſam und Franz Kraus
Aus Wiblingen in Schwaben,
Ward auch geſchmückt das Haus.

Auch hat man nicht vergeſſen
Sanct Meinrads morſch' Gebein;
Noch ruht's an heil'ger Stätte
Im reich verzierten Schrein.

Und viele Pilger wallen
Dahin von Oſt und Weſt,
Und legen fromm die Lippen
An den geweihten Reſt.

Wollt ihr von ihm nun hören
Und ſeiner Frömmigkeit,
So leſ't die ſchlichten Verslein,
Die an dieß Lied gereiht.

Leſ't, wie er dort gelebet
Am öden Felſenhang,
Und ſich im Martertode
Die Siegespalm' errang.

Wie er als frommer Bruder
Hinauf zum Ezel zieht,
Das ſoll euch jetzt vor allem
Verkünden dieſes Lied.

II.

Wie der fromme Mönch über den wüſten Ezel zieht, und ſich allda eine Klauſe erbauet.

Sanct Meinrad zieht, der fromme Mann,
Am Ezel hin die wüſte Bahn,
Durch Haſelſtrauch und Schlehen,
In Morgenwindes Wehen.

„O wüſter Ezel, wie ſo hehr,
Und ernſt und ſtill iſt's um dich her,
Welch' feierliches Schweigen
In Buſch und Baumeszweigen!“

„Wie rauſcht vom Fels der Waſſerfall,
Gleich ferner Brüder Betchoral,
Von Blumen jede Stelle
Wie gar ſo voll und helle.“

„Iſt's doch, als läge Wald und Hain,
Und Berg und Thal und Felsgeſtein
Voll höh'rer Wonne trunken,
In Andacht gar verſunken.“

„Ach! könnt' ich in den Schluchten hier
Nur eine arme Zelle mir
Zum künft'gen Wohnort bauen,
Umſchirmt von Waldesgrauen.“

„Wie ſchied ich von der Welt ſo gern',
Von all dem Trug und Schimmer fern',
Mich weihend Gott alleine,
Wie Sanct Johann, der Reine.“

„Wie klänge meines Glöckleins Klang,
Wie tönte nicht mein Abendſang,

Von Jrd'ſchem ungeſtöret
Und nur von ihm gehöret.“

Und traurig von dem trauten Ort
Zieht d'rauf der fromme Bruder fort,
Nach Bollingen am Seee,
Das Herz ſo voll vom Wehe.

Dort übt er wieder Tag für Tag,
Was Gutes er nur kann und mag,
Doch in den finſtern Hallen
Kann's nimmer ihm gefallen.

Denn, ſchaut des Nachts zum Fenſterlein
Der bleiche Mond auf ihn hinein,
So ſchwebt vor ſeinen Blicken
Des wüſten Ezels Rücken.

Und ſchwindet d'rauf dem Aug' der Raum,
So hört er noch im halben Traum
Das liebe Brünnlein rauſchen,
Um das die Tannen lauſchen.

Und nicht vermag die Sehnſucht er
Zu zwingen in dem Herzen mehr,
Zum Prior muß er gehen,
Um Urlaub dort zu flehen.

„O! laßt mich auf den Ezel zieh'n,
Zur Einſamkeit möcht' ich entflieh'n,
Möcht' eine Zelle bauen
Inmitten öder Auen.“

Und huldreich läßt der fromme Greis
Ihn ziehen, manche Thräne heiß
Rann von der Brüder Wangen,
Als er hinweggegangen.

Und wieder wallt der fromme Mann
Den Berg hinan die wüſte Bahn,
Das Haar, ſo los und linde,
Umſpielt vom Morgenwinde.

Zwei heil'ge Bücher unter'm Arm,
Im Ordenskleide, rauh und arm,
Wallt er und ſucht die Stelle
Zur Klauſe und Kapelle.

Gefunden iſt das Plätzlein bald,
Das ſtill'ſte iſt's im düſtern Wald,
Wo ſtille Bächlein gehen
Durch Heidekraut und Schlehen.

Wie regt ſich dort die Meiſterhand,
Von Hildegard aus Zürch geſandt,
Der hochehrwürd'gen Frauen,
Die Zelle ihm zu bauen.

Bald iſt gehöhlt der mooſ'ge Stein,
Schon winkt die Klauſe, traut und klein,
Mit Fenſterlein und Schwelle,
Nun geht's an die Kapelle.

Kaum von der Klauſe fünfzig Schritt,
Wo ſonſt der Regen niederglitt
Von ſchroffen Klippenjähen,
Sieht man den Bau erſtehen.

Und eh' zwei Monde geh'n in's Land
Da ſchaut ſchon von der Felſenwand
Herab in's Thalgefilde
Das Kirchlein fromm und milde.

Ein Frauenbild, gar mild und klar,
Prangt d'rinnen an dem Hochaltar,

Von Röslein reich umſtellet,
Von Lichtern rings erhellet.

Und vor der reinen Himmelsmaid
Der Klausner liegt im rauhen Kleid,
Den Strick um ſeine Lende,
Und faltet fromm die Hände.

Zwiſchenſpiel.

Wald.

Zwei Raben (ſich im Fluge begegnend).

1. Rabe.

Wohin, Geſelle, wohin? wohin?

2. Rabe.

Auf die Haide grün, auf die Haide grün.

1. Rabe.

Was willſt auf der grünen Haide dort?

2. Rabe.

Der Hunger treibt mich zu dieſem Ort,
Hab' Futter geſucht den langen Tag,
Im Wald' ich nichts mehr finden mag,
D'rum flieg' ich hinaus auf's grüne Feld,
Dort iſt wohl für mich ein Mahl beſtellt.

1. Rabe.

Bleib', bleib', nicht ſicher den Vöglein iſt
Das flache Land ob der Menſchen Liſt.

2. Rabe.

Weiß, weiß, doch treibt mich der Hunger fort.

1. Rabe.

Sieh'ſt nicht die neue Klauſe dort,
D'rein hauſ't ſeit Kurzem ein frommer Mann,
Mit braunem Rock iſt er angethan,
Schau' gern' ihm zu von dem Felsgeſtein,
Wenn er unten kniet vor dem Altar ſein
Und die Hände faltet in frommer Glut,
Er ſcheint mir gar ſo fromm und gut.
Komm', wollen hinab zur Klauſ' geſchwind
Und an's Fenſter picken ganz ſacht und lind,
Was gilt's, er ſtreut uns mit milder Hand
Ein Futter aus auf den weißen Sand;
Schau', eben wallt er vom Kirchlein zurück.

2. Rabe.

Wohlan, laſſ' uns verſuchen das Glück.

III.

Wie der fromme Meinrad als Klausner auf dem wilden Ezel hauſ't und ſich zwei Raben zieht.

Schon lebt Sanct **Meinrad** manches Jahr
Am Ezel, allen Kummers bar,
Längſt hat die Welt er aufgegeben,
Dem Herrn allein nur mag er leben.

Und eh' die Sonn' am Himmel ſteht
Tönt ſchon ſein Glöcklein zum Gebeth
Hin durch des Berges rauhe Schlünde,
Wie Harfenton im Morgenwinde.

Und ſchaut die Sonne nun hinein
Durch's buntbemalte Fenſterlein,
Trifft an des Kirchleins Altar immer
Den Klausner fromm der güld'ne Schimmer.

D'rauf in der Klauſe ſitzt er lang',
In Wiſſensdurſt und Forſcherdrang,
Belehrend ſich aus heil'gen Schriften,
Wie er nur Gutes möge ſtiften.

Und über manchem frommen Wort
Streicht ſo des Tages Hälfte fort —
Und blendend ſenkt die Sonne wieder
Des Mittags glüh'nde Pfeile nieder.

Da aus dem kleinen Schlott empor
Steigt eines Wölkchens blauer Flor,
Und nun bereitet er am Herde,
Was Sorg' und Fleiß entlockt der Erde.

D'rauf in dem Gärtchen, dornumzäunt,
Er gerne ſich die Wange bräunt,
Und gräbt und gießt die trock'nen Schollen,
Daß ſie ihm reich're Früchte zollen.

So rankt er dort ſich Bohnen groß,
Zieht Rüben aus der Erde Schooß,
Und wäſſert, wenn noch Zeit gewonnen,
Rothſprenklichten Salat am Bronnen.

Doch bricht der Abend nun herein
Mit Nebelſtreif und Sternenſchein,
Da eilt er zur Kapelle wieder,
Und ſingt darinnen fromme Lieder.

Oft trifft ihn noch die Mitternacht
Vor dem Altare bethend ſacht,
Die Lichter flackernd abgeronnen,
Von Finſterniß die Wand umſponnen.

Auf ſolche Weiſe, Gott getreu,
Lebt er in ſeiner Wüſtenei,

Zuweilen nur, auf nächt'ger Irre,
Ein Wand'rer bricht durch's Dorngewirre.

Viel trauriger jedoch die Friſt
Der Winterszeit dem Frommen iſt,
Wenn in dem hochverſchneiten Garten
Nichts mehr zu graben und zu warten;

Wenn Tann' und Föhre ringsumher
Von Schnee geſenkt die Zweige ſchwer,
Und jeder Quell, zu Eis erſtarret,
Voll Sehnſucht auf den Frühling harret.

Kein Vöglein zwitſchert auf dem Aſt,
Kein Gemslein rennt vorbei mit Haſt,
Kein menſchlich Weſen nah't der Stelle,
Bedeckt von todter Schneeshelle.

Zwei ſchwarze Raben nur allein
Den fommen Siedler noch erfreu'n,
Die ſind in Garten, Küch' und Klauſe
Gar brüderlich mit ihm zu Hauſe.

Die picken heimlich und gewandt
Das Korn ihm aus der hohlen Hand,
Schau'n klug ihm von der Achſel nieder,
Lieſ't er des Tag's Gebeth und Lieder.

Sie weichen nimmer von dem Haus,
Zieh'n auch auf Raub die Brüder aus,
Und geht der Siedler zur Kapelle
So harren ſein ſie an der Schwelle.

Auch iſt der Siedler mild und gar
Huldreich geſinnt dem nächt'gen Paar,
Und ſorgt für ſie nicht treulich minder
Als wie ein Vater für die Kinder.

Mit Staunen ſah wohl mancher Gaſt
Die Raben dort, auf ſeiner Raſt,
Und brachte mit geſchwätz'gem Munde
Dem nahen Dorf davon die Kunde.

So wurden bald ringsum im Land
Des Klausners Vögel wohl bekannt,
Und ſah man zwei im Flug erhaben,
Seht, rief man, ſeht: „Sanct Meinrad's Raben!“

Zwiſchenſpiel.

(Vor der Klauſe.)

Die beiden Raben.

1. Rabe.

Was buck'ſt du dich ſo in's Gemäuer ein?

2. Rabe.

Bin müde, ſchmerzt mich das linke Bein.

1. Rabe.

Wovon, wovon?

2. Rabe.

Ei nun, ich hub
Als unſer Meiſter im Garten grub'
Und gar ſo herrlich zu ſingen begann
Vor Freuden zu hüpfen und ſpringen an;
Da kam ich ihm zwiſchen die Füß' hinein,
Klapp, zwengte ſein Holzſchuh mein linkes Bein.

1. Rabe.

Du armer Tropf!

2. Rabe.

Ei, iſt ſchon gut,
Hat gleich mir getrocknet vom Bein das Blut.

Und d'rum gewickelt viel Linnen fein,
Wird wohl bald wieder geheilet ſein.

1. Rabe.

Der Klausner iſt doch ein guter Mann.

2. Rabe.

Bin mit Leib und Leben ihm zugethan,
Könnt' nimmer von im laſſen und weichen,
Und wüßt' ich das größte Glück zu erreichen.

1. Rabe.

Und wie er uns liebt, uns arme Raben,
Die gar nichts, um ihm zu danken, haben.

2. Rabe.

Da kommt er wieder aus ſeiner Kapell'!

Beide Raben.

Entgeggn ſchnell, entgegen ſchnell!

IV.

Wie der fromme Klausner Meinrad einen verwundeten Rittersmann aufnimmt und ihn pflegt, und dieſer hierauf ein ſilbernes Geräthe ſeiner Bergkapelle verehrt.

Zog ein Rittersmann im Walde,
Schwer verletzt an Haupt und Hand,
Vor des Klausners ſtiller Halde
Schnaubt ſein Roß und ſcharrt den Sand.

„Frommer Vater, mögt mir geben
Schirmung nur auf kurze Zeit,
Ward mit grimmen Räubern eben
Handgemein in ſchlimmem Streit.“

Und Sankt Meinrad nahm den Streiter
Gern in ſeine Sorg' und Huth,

Legte friſche Waldeskräuter
Ihm auf ſeiner Wunden Glut.

Suchte ihn mit Troſt zu laben
Wenn ein Unmuth ihn befiel,
Mit des Ritters Helm die Raben
Trieben aber Kurzweil viel.

Und eh' kurze Friſt vergangen
Ward auch wieder heil der Mann,
Reitet, wenn auch bleich von Wangen,
Freudig fort auf ſeiner Bahn.

Und es lebt der Fromme wieder
So wie vor im öden Wald,
Brünnlein rieſeln plätſchernd nieder
Und des Laub's Geſäuſel ſchallt.

Einſt doch, als mit roſ'gem Strahle
Aus dem Oſt der Tag ſich ringt,
Blendend faſt herauf vom Thale
Ihm in's Aug' ein Schimmer dringt.

Und er ſtaunt: Woher der Schimmer?
Das iſt keines Bächleins Fluth!
Und er fragt: Woher der Flimmer?
Das iſt keines Feuers Glut.

Und er ſchaut mit ſcharfen Blicken
In das Thal, da dünkt es ihn,
Daß heran den Bergesrücken
Männer durch die Wildniß zieh'n.

Wie von Federn nickt und winkt es,
Deutlich wird er nichts gewahr,
Und in ihren Händen blinkt es
Wie Geräth von Silber gar.

Horch, da werden Männertritte
In der ſtummen Oede laut,
Und ſchon naht es ſeiner Hütte,
Eh' er ſich's zu denken traut.

Schau, es ſind fünf ſchlanke Knappen,
Gleich an Kragen, Schuh und Rock,
Weiße Federn auf den Kappen,
Schwarz wie Nacht ihr Haargelock'.

In den Händen aber tragen
Eine Ampel ſie gar fein,
Und vier große Leuchter ragen
Blitzend auf im Sonnenſchein.

Und die Ampel, ſchwer und helle,
Stellen ſie mit frommen Sinn
Sammt den Leuchtern an die Schwelle
Dem erſtaunten Klausner hin.

Doch wie ihm nun wird zum Fragen
Frei die Zunge und gewandt,
Neigen die ſich tief und ſagen:
„Unſer Herr hat's Euch geſandt.“

„Nicht zu fern', auf hohem Schloſſe,
Herrſcht er, reich an Gold und Macht,
Der zu Euch auf heißem Roſſe
Jüngſt gekommen in der Nacht.“

„Und Ihr habet ihm die Wunden,
So ihm ſchlug ein Meuter wild,
Als ein weiſer Arzt verbunden
Und gepflegt ſein Siechthum mild.“

„Darum dieſe kleine Gabe
Sendet Euch der Rittersmann,

Wiſſend, daß nicht ird'ſche Habe
Euer Herz erfreuen kann."

„Doch zum Schmuck der Felskapelle,
Zu des Frauenbildes Zier,
Schickt er Euch die Ampel helle
Und die blanken Leuchter hier."

„D'rauf die Fünf gar ſittig neigen
Ihm das Haupt mit nächt'gem Haar,
Und — verhüllt von Waldgezweigen
Iſt verſchwunden bald die Schaar.

Zwiſchenſpiel.

(Nachts, vor der Kapelle.)

Die beiden Raben.

1. Rabe.

Bleibt heute lang' in der Bergkapell'.

2. Rabe.

Hat aufgeſteckt die Ampel hell,
Und auch die Leuchter, ſahſt ſie noch nicht?

1. Rabe.

Ei wohl, die ſchimmern was hell und licht!

2. Rabe.

Hat juſt gezündet die Kerzen d'ran.

1. Rabe.

Horch — hebet ſchon wieder zu ſingen an.

Geſang in der Kapelle.

Gaude, mater luminis
Quam divini numinis
Visitavit gratia
Maria!

Salva virgo regina
Flore, fructus candida
Divina potentia
Maria!

1. Rabe.

Er ſchweigt — ei ſchau' doch zum Gitter 'nein.

2. Rabe.

Er liegt geſtreckt auf dem Marbelſtein,
Die Hände gefaltet ober dem Haupt,
So ſtarr, als wär' er des Lebens beraubt. —
Jetzt hebt er ſich wieder.

1. Rabe.

Wenn er nur bald
Geendet hätt', 's iſt da ſo kalt,
Auch fällt mir ein Aug' um's and're zu.

2. Rabe.

Pflög' auch ſchon gern' in der Klauſ' der Ruh'.

1. Rabe.

Hält's wachend aus nicht mehr gar lang'.

2. Rabe.

Hör', hör', ſchon wieder beginnt ſein Geſang.

Geſang in der Kapelle.

Plena Dei munere
Meruisti gignere
Plenum fectitatis
Maria!

In virtutum speculum
Illustravit seculum
Luce claritatis,
Maria!

Te adorant superi
Te Matrem omnis gratiae
Maria!

Ad te clamant miseri
De valle miseriae
Maria!

Audi voces, terge flentes
Nos commenda filio
O Maria!

Ut nos suo pace tua
Collocet in folio
O Maria!

(Der Geſang endet, die Raben auf dem Kirchdache ſind eingeſchlafen.)

V.

Wie zwei Mönche von dem Kloſter Reichenau den frommen Klausner Meinrad auf dem Ezel beſuchen, um ſeinen Wandel zu prüfen, und was ſie für ein Wunder ſchauen.

Am Ezel zieh'n, im Abendgrau,
Zwei Mönche hin aus Reichenau,
Gern wären ſie zur Stelle
Bei Meinrad in der Zelle.

Sie hat geſchickt die Kleriſei,
Zu prüfen, wie ſein Wandel ſei,
Ob auch dem Herrn ergeben
Sein Wirken und ſein Streben.

Und leitend durch das Dunkel bricht
Hervor der Zelle Flackerlicht,
Und weiſ't durch's Dorngehäge
Dem müden Paar die Wege.

„Gelobt, gelobt ſei Jeſu Chriſt!" —
„„In Ewigkeit, zu jeder Friſt!"" —

Da ſpringen Thür' und Riegel
Den Wand'rern auf dem Hügel.

Und in die Klauſ' voll mildem Schein
Die frommen Brüder treten ein,
Mit freundlichem Willkommen
Sind dort ſie aufgenommen.

Bereitet iſt für ſie gar bald
Ein Mahl von Früchten aus dem Wald,
Dazu ein Trank vom Bronnen,
Dem nahen Fels entronnen.

Als d'rauf die Zwei, der Reiſe matt,
Durch Koſt und Trank geworden ſatt,
Läd't ſie zur Raſt die Schütte
Von Kräutern in der Hütte.

Und bald umweht von ſüßer Ruh'
Schließt ſich ihr müdes Auge zu.
Ein Gruß von Engelsflügen
Scheint Beide einzuwiegen.

D'rauf in des Siedlers engem Haus
Aufzuckend löſcht das Lämpchen aus,
Nur noch die Brünnlein gehen
Durch Heidekraut und Schlehen.

Horch! Horch! was tönt ſo voll und hell
Herüber von der Bergkapell',
Ein Chor von Engelsſtimmen
Scheint in der Luft zu ſchwimmen.

Und ob dem Klang, ſo wunderbar,
Wacht aus dem Schlaf' das fromme Paar,
Und horcht mit Wohlgefallen
Dem Klingen und dem Hallen.

„Ei horch, welch' wundervoller Sang! --
Ei horch, welch' niegehörter Klang!
Mir bebt das Herz vor Freude!“
So rufen alle Beide.

Und aus der Klauſe, ſtill und ſacht,
Die Brüder treten in die Nacht,
„Die Fenſter der Kapelle,
Schau nur, wie feſtlich helle!“

Und leiſen Schritt's die ſchroffe Bahn
Zum Kirchlein klimmt ihr Fuß hinan,
Sie wechſeln keine Worte
Und öffnen leiſ' die Pforte.

Allein, ob dem, was jetzt ſie ſeh'n,
Die Mönche wie verſteinert ſteh'n,
Mit bethender Geberde
Hinfallend dann zur Erde.

Vorn' am Altar der Klausner liegt,
Von tiefer Andacht eingewiegt,
Ein Jüngling knie't zur Seiten,
So ſah'n ſie keinen Zweiten.

Wie Silber ſchimmert reich und weit
Hinab den ſchlanken Leib das Kleid,
Die gold'nen Haare fließen
Ihm faſt bis zu den Füßen.

Und laut ertönt aus ſeinem Mund
Des Sanges Zauber durch das Rund,
Des Jenſeits ew'ge Schöne
Lobpreiſen ſeine Töne.

Und ringsum ſteigt und ſchwillt der Chor
Von Stimmen aus der Nacht empor,

Wie Flötenton und Geigen
Durchzieht's das tiefe Schweigen.

Doch fern und ferner klingt der Klang,
Der Mönche Ohr, voll heißem Drang,
Horcht ihm, ſo lang er ſchallet,
Bis gänzlich er verhallet.

Und als von ſel'ger Fantaſei
Das Brüderpaar nun wieder frei,
Auf's neu' und ohne Grauen
Zum Altar wagt zu ſchauen, —

Da knie't der Klausner noch allein
Vor'm Altar dort, bei mattem Schein,
Das Licht iſt abgeronnen,
Die Wand von Nacht umſponnen.

Und wieder von dem heil'gen Ort
Sacht ſchleichen ſich die Mönche fort,
Und pilgern von der Klauſe
Am Morgen d'rauf nach Hauſe.

Und als im Kloſter ſie ſodann
Was ſie erſchauet, kund gethan,
Da weht es durch die Hallen
Wie fernes Sangesſchallen.

Und Keinem kommt es in den Sinn
Nach Meinrad's Zelle mehr zu zieh'n,
Zu prüfen, ob ſein Streben
Auch ſei dem Herrn ergeben.

Die Eng'lein aber, fromm und licht,
Die wichen von Sanct Meinrad nicht,
Und ſangen von dem Frieden,
Der nimmer blüht hienieden.

Zwiſchenſpiel.

(Nachts, vor der Klauſe.)

Die beiden Raben.

1. Rabe.

Friſch auf! — Sitzeſt wieder ſo ſtarr und ſtumm,
Kopfhänger du! Warum? warum?

2. Rabe.

Weiß nicht, weiß nicht, ſeit Tagen lang
Iſt mir um's Herz ſo ſchwer und bang,
Mir iſt, als müßten in tiefem Leiden
Wir bald von unſerem Meiſter ſcheiden.
Er ſchaut ſeit lange ſo ernſt und bleich,
Den Heil'gen faſt in dem Kirchlein gleich,
Auch [illegible] er nur wenig auf uns mehr achten
Wie wir ihn auch zu vergnügen trachten,
Hat keine Luſt mit dem Garten mehr.
Sieh', das macht mir das Herz ſo ſchwer.

1. Rabe.

Hm, hab' es auch ſchon wahrgenommen,
Auch mir iſt d'rum das Herz beklommen;
Das wär' für uns ein großer Schmerz.

2. Rabe.

Ich glaub', mir bräche vor Leid das Herz.

1. Rabe.

Schau, wie die Wolken heut' finſter hangen.

2. Rabe.

Iſt er nun ſchon zur Ruh' gegangen?

1. Rabe.

Er ſchlief unter frommen Gebethen ein;
Sah um ſein Haupt einen güld'nen Schein.

2. Rabe.

Hab' auch ſchon öfters den Reif geſehen.

1. Rabe.

Per, hörſt, wie die Stürm' vom Haken wehen?

2. Rabe.

Huſch! In das Gemäuer, doch ſachte, ſacht'!
Daß er nicht aus ſeinem Schlaf' erwacht.

VI.

Wie der fromme Klausner Meinrad von zwei Landfahrern ermordet wird, und die beiden Raben den Tod ihres Pflegers an den Meutern rächen.

„Auf, auf du Alter! Auf geſchwind! —
Hu! Sauſt und pfeift doch heut' der Wind!
Die Hütte auf, liebſt du dein Leben,
Laß uns nicht erſt die Keulen heben!“

Und auf vom Lager fährt mit Haſt
Der Klausner fromm, nach kurzer Raſt,
Und nimmt vom Chriſtusbild behende
Das Lämpchen aus der Mauerblende.

Nun ſchließt er auf — und vor ihm ſteh'n
Zwei Männer, grauſig anzuſeh'n,
Die toben in gar roher Eile
Zur Thür herein mit ſchwerer Keule.

Landfahrer ſind's, wüſt, wild und rauh,
Verbrannt die Stirn', den rieſ'gen Bau
In weite Mäntel eingeſchlagen,
Dolchgriffe aus dem Gürtel ragen.

„Friſch, Alter,“ herrſcht der Beiden Mund,
„Ein tüchtig Mahl beſorg' zur Stund',

Doch ſpute dich, denn friſcher Kräfte
Bedarf's noch heut' für ein Geſchäfte."

Darauf wohl facht der Klausner ſchnell'
Am Herd das Feuer wieder hell'
Und eilt, mit unerſchreck'nen Mienen,
Die grauſen Gäſte zu bedienen.

Doch kaum, daß er entflammt die Glut,
Da ſcheinen Beide roth von Blut,
Und vom Gebälk, geſpenſtig nieder
Streckt ſich der Raben ſchwarz Gefieder.

Und ſieh', aus ſeinem Schlaf' geweckt,
Sträubt das Gevögel ſich, erſchreckt,
Und flattert, ſchwirrt und irrt wie trunken
Inmitten durch die rothen Funken.

„Traun!" ruft der Ein' und lacht zugleich,
„Ein ſeltſam Hausthier zieht ihr euch,
Sonſt iſt's am Rade wohl zu Hauſe,
Sah's noch in keiner Siedlerklauſe."

Doch tief in's lockere Geſtein
Schlüpft wieder das Gezücht hinein.
Der Klausner aber ſorgt auf's Beſte,
Das Mahl zu richten für die Gäſte.

Und zu den Beiden ſpricht er d'rauf:
„Bis ich das Mahl euch ſetze auf,
Mögt ihr wohl noch hinüberſchreiten
Zu der Kapelle dort zur Seiten."

„Und für das Werk, ſo ihr im Sinn,
Könnt ihr zur heil'gen Jungfrau d'rinn'
Ein frommes Vaterunſer ſenden,
Daß ihr es glücklich mög't vollenden."

D'rob lacht der Eine ſchallend auf,
Der And're aber ſagt darauf:
„Laß uns doch nur hinübergehen,
Wir können's ja zuvor beſehen.“ —

Und Beide treten durch das Thor
In's nächt'ge Schiff des Kirchleins vor;
Der Ampel Schein, die langen Schatten
Gar ſeltſam am Geſäut' ſich gatten.

Unheimlich regt es ſich im Rund,
Schwarzdunkel gähnt der Kirche Grund,
Die Heil'gen finſter auf ſie ſchauen,
Daß Jeden d'rob erfaßt ein Grauen.

Da ſeh'n in's Antliz ſich die Zwei,
Und Beider Mund entfähret ein Schrei,
Denn jedem grinſet, ohne Regen,
Ein bleicher Schädel wild entgegen.

Und aufwärts ſträubt ſich all' ihr Haar —
Da fällt ihr Blick auf den Altar —
Auch dorten ſcheint's, als ob es lebe,
Und mählig — mählig ſich erhebe.

Wie Mondendämmer aus dem Flor
Des Dunkels, taucht es ſacht empor,
Und wie aus eines Mantels Falten
Entwinden ſich zwei Grabgeſtalten.

Den ſtarren Leib der Kleider bar,
Das Haupt umhängt von ſtrupp'gem Haar,
Steh'n Beide, halb vom Licht beſchienen,
Den Körper reglos, gleich den Mienen.

Und vor'm Altar, das Aug' ſo tief,
Ein Klausner liegt, als ob er ſchlief,

Den Scheitel klaffend weit geſpaltet,
Fromm auf der Bruſt die Hand gefaltet.

Und in den Räubern, die da ſteh'n,
Das Aug' nur lebet, um zu ſeh'n,
Da regen ſich mit Eins die bleichen
Dem Rad entſtieg'nen Sünderleichen;

Und von dem eig'nen Rumpfe reißt
Jedwede ſich das Haupt und weiſ't
Mit langem dürren Arm den Zweien
Das Fratzenbild voll Hohn und Dräuen.

Und Jeder — hellauf flammt das Licht —
Erkennt ſein eig'nes Angeſicht,
Und ſtürzt mit der Verzweiflung Schnelle
Aus der geſpenſtigen Kapelle. —

Und bleich, verwirrt, mit ſchwankem Schritt,
Das Paar d'rauf in die Zelle tritt,
Schon harret zum Genuſſe fertig
Das Mahl, nur ihrer noch gewärtig.

Und freundlich und in Eile trägt
Was Küche nur und Kaſten hegt
Der Klausner auf den Tiſch den Beſten,
Doch ſcheint ſich Keiner d'ran zu weiden.

Stumm ſtützt ſich Jeder auf den Tiſch,
Nicht mundet Obſt und Trank und Fiſch,
Scheu blicken ſie umher und beben
Noch ob dem Spuk, der ſich begeben.

So iſt geendet nun das Mahl,
Geleert der hölzerne Pokal,
Und fromm erhebt den Blick nach oben
Sanct Meinrad, um den Herrn zu loben.

Doch als vom Munde ihm das Wort
Getragen nun ein Engel fort,
Da wendet er den Blick, den hellen,
Hin auf die beiden Raubgeſellen.

„Glaubt nicht,“ ſo ſpricht dann ernſt und frei
Der Klausner, „daß es fremd mir ſei,
Warum zu meiner öden Hütte
Des Nacht's gewendet ihr die Schritte.“

„Ihr habt ein böſes Thu'n im Sinn,
Ihr geht nach Blut und nach Gewinn,
Vom Tiſch des Herrn mit frechen Händen
Wollt ihr das heil'ge Gut entwenden!“

„Auch dürſtet ihr in blinder Wuth,
Wohl weiß ich es, nach meinem Blut:
Doch nimmer ſeht ihr mich erbeben,
Wie auch in eurer Hand mein Leben.“

„Schwingt immer eu'rer Keulen Wucht,
Doch hüthet euch, die Hand verrucht
Nach dem was Gott gehört zu ſtrecken,
Und des Gewalt'gen Zorn zu wecken.“ —

„Und Eines achtet als Gebot,
So ich verfallen bin dem Tod,
Daß ihr, wie's der Gebrauch begründet
Zwei Lichter meiner Leiche zündet.“

„Ein's ſtellt zu Häupten mir voran,
Das and're ſetzet unten an;
Nichts will ich ſonſt von euch begehren,
Doch weh' euch, wollt ihr dieß nicht ehren.“

Und keines Blick's der Gottesmann
Die Beiden würdiget fortan,
Und wo das Lämpchen flimmert milde
Knie't er ſich hin zum Chriſtusbilde.

Und reglos ſteh'n noch lang' die Zwei,
Gebunden nicht, und doch nicht frei,
Da fahren wild ſie aus den Träumen,
Und ſtaunen ſelbſt, warum ſie ſäumen.

Schon ſchaut ihr Aug' das Sündengold,
Schon hört ihr Ohr, wie's klingt und rollt,
Und hin zur Ecke ohn' Verweilen
Die Beiden ſpringen nach den Keulen.

Und nieder ſauſt's im wilden Fall,
Weithin ertönt des Schlages Schall,
Und bleich zur Erde hingeſtrecket
Der Klausner liegt, mit Blut bedecket.

Auf's Lager d'rauf, mit wüſtem Sinn,
Raſch ſchleppen ſie die Leiche hin,
Schon ſind die Kerzen aufgefunden,
Nur ſchnell am Lämpchen ſie entzunden.

Doch — weh'! — mit Kniſtern löſcht dies aus,
Ein dumpfer Qualm jagt ſie hinaus,
Hinſtellen ſie den Leuchter ſchnelle, —
„Noch brennt ja Licht in der Kapelle!“

Wohl bebt das Paar, denkt's an den Graus
Von früher dort im Gotteshaus,
Doch mehr noch ſcheut's den Zorn des Todten
Der Licht zu zünden ihm geboten.

Und wieder durch die Pforte klein
Die beiden Böſen treten ein,
Erſterbend zuckt der Ampel Flimmer
Und fernher ſtöhnt's wie Sterbegewimmer.

Und wieder ſtehen am Altar
Die beiden Leichen, blaß und bar,
Umſpielt von irrem Lichtgefunkel,
Wie Mondlicht dämmernd durch das Dunkel.

Und iſt's kein Spiel vom Ampellicht,
Verzerren wild ſie ihr Geſicht.
Hu! — ſchaut! — wie grinſen, fletſchen, dräuen
Die grauſen Larven nach den Zweien.

Doch ſtarrt den Beiden auch das Blut,
Keck ſchreiten ſie zur Ampel Glut,
Entflammen dort das Licht und eilen
Hinaus, hinaus, ohn' alles Weilen.

Und zu der Klauſe nun geſchwind
Geht's wieder hin, durch Nacht und Wind,
Doch ſteh'n jetzt Beide an der Schwelle
Und ſchau'n betroffen in die Helle.

Denn Innen freundlich ſpielt das Licht
Der Leiche um das Angeſicht,
Und drüber hin, in nächt'gen Ringen,
Die Raben ihr Gefieder ſchwingen.

Jetzt aber ſchießen die im Nu
Gleich einem Blitz der Schwelle zu,
Mit Flügelſchlag und wüth'gen Krallen
Voll Grimm ſie auf die Beiden fallen.

Aufſchreiend fliehen dieſe fort,
Umſonſt — es folgt von Ort zu Ort
Das Rabenpaar mit Wuth und Schreien,
Nichts kann von ihnen ſie befreien.

So geht es durch den dickſten Wald,
Wo noch kein Menſchentritt geſchallt,
Durch's Dorngeſtripp' die Meuter brauſen,
Durch's Baumgeäſt' die Raben ſauſen.

Und blutig aus dem Oſten bricht
Erſt Zwielichtſchein, dann Morgenlicht,
Da ſinken, todesmatt die Glieder,
Im Dorf die beiden Mörder nieder.

Wie ſtrömt's da, auf der Raben Schrei,
Aus Thor und Thüren rings herbei,
Wie rufen Greiſe, ſchrei'n die Knaben:
„Seh't! ſeh't! das ſind des Klausners Raben!“

Und Böſes ahnend greift die Schar
Der Hirten gleich das Meuterpaar,
Eilt dann zu Sanct Meinradus Zelle
Und ſteht erblaßt an blut'ger Schwelle.

Die Beiden aber, bleich und wund,
Schleppt vor den Landvogt noch zur Stund'
Das Volk, und feig und grau'nbefangen
Bekennt ihr Mund was ſie begangen.

Und als der Tag dem Weſten naht
Da liegen Beide auf dem Rad',
Hoch iſt's auf einem Bühl erhaben,
Und d'rüber krächzen Meinrad's Raben.

Nachſpiel.

Am Rade.

Die beiden Raben.

1. Rabe.

Wehe! wehe!

2. Rabe.

Wehe! wehe!

1. Rabe.

Der arme Meiſter, ſo fromm und gut!

2. Rabe.

Nun liegt er erſchlagen in ſeinem Blut.

1. Rabe.

Der uns arme Vögel ſo wohl gehegt!

2. Rabe.

Der uns ſo geliebt, und ſo gepflegt!

1. Rabe.
Gemeuchelt von grimmiger Mörderhand!
2. Rabe.
Mit Blut beflecket ſein braunes Gewand!
1. Rabe.
Nie, nie wird mehr unſer Aug' ihn ſeh'n!
2. Rabe.
O! möchte nie wieder der Tag erſteh'n!
1. Rabe.
Wehe! wehe!
2. Rabe.
Wehe! wehe!
1. Rabe.
Da liegt nun das feile Mörderpaar!
2. Rabe.
Mit fahler Wang' und zerrauftem Haar!
1. Rabe.
Da liegt's und glotzt in die Nacht hinein!
2. Rabe.
Geendet hat's in gerechter Pein.
1. Rabe.
Was iſt aber nun für uns zu thu'n?
2. Rabe.
Ich kann hier nimmer raſten und ruh'n!
1. Rabe.
Mich ekelt der Menſchen Aufenthalt,
Ich will zurück in den öden Wald.
2. Rabe.
Die Menſchen ſind falſch und treulos und wild!
1. Rabe.
Nur Einer, ach, war ſo ſanft und mild!
2. Rabe.
Sie lächeln in's Antlitz und morden kalt!
Beide Raben.
In den öden Wald, in den öden Wald!
(Fliegen fort.)

Nachbildungen.

Klein Karin.

Altſchwediſche Romanze

Bei König Elrich dienet als Magd die Karin klein,
Vor allen Mägden glänzte ſie wie ein Stern ſo rein.

Vor allen Mägden glänzte gleich wie ein Stern ſie dort,
Da ſprach der junge König zur Karin ſolches Wort:

„Hör' an, du Karin kleine, und willſt du werden mein,
Mein goldbezäumtes Grauroß, es ſoll dein eigen ſein.“

„„Nach deinem gold'nen Grauroß ich nun und nie begehr',
Gib das der jungen Königin und laß' mir Ruh' und Ehr'.““

„Hör' an du Karin kleine, und willſt du werden mein,
Die Kron' auf meinem Haupte, ſie ſoll dein eigen ſein.“

„„Die Kron' auf deinem Haupte ich nun und nie begehr',
Gib ſie der jungen Königin und laß' mir Ruh' und Ehr'.““

„Hör' an du Karin kleine, und willſt du werden mein,
Mein Königreich zur Hälfte, es ſoll dein eigen ſein.“

„„Nach deinem Königreiche ich nun und nie begehr',
Gib das der jungen Königin und laß' mir Ruh' und Ehr'.““

„Hör' an du Karin kleine, und magſt du mein nicht ſein,
Laß' in die Nageltonne ich ſetzen dich hinein.“

„„Laß'ſt in die Nageltonne du ſetzen mich hinein,
Seh'n doch die Eng'lein d'roben, daß ſchuldlos ich und rein.““

Da thu'n ſie in die Tonne die Magd auf ſein Geheiß,
Herrn Elrich's junge Diener die rollen ſie im Kreis.

Doch ſieh', vom Himmel flogen zwei Täubchen da herbei,
Die nahmen Karin kleine, da waren's ihrer drei.

Doch aus der Hölle flogen zugleich der Raben zwei,
Die faßten wild Herrn Elrich, da waren's ihrer drei.

Die Büßerin.

Altengliſche Ballade.

Neigt euer Ohr jetzt meinem Sang,
Ihr ſchönen Frau'n, ihr edlen Herr'n,
Wer recht des Mitleids Süße kennt
Verzeiht des Reu'gen Sünde gern.

Voll tiefer Trauer iſt mein Sang,
Die Laute minder traurig klingt,
Doch ſinge ich zu ihrem Klang
Ein ſüß Gefühl den Schmerz bezwingt.

Mit der Genoſſin, ſtets mir treu,
Der Laute, kam ich hin zum Rhein,
Die ſchönſten Frau'n, viel edle Herr'n,
Die müſſen dort zu Hauſe ſein.

So auch bei einem Ritter bat
Ich mich zu Gaſt auf ſeinem Schloß,
In dem die Tugend nur gehauſt,
Die keines ſchlechten Mannes Genoß.

Der horchte gern mir, wenn ein Lied
Ich ſang, die Laute in der Hand,
Und gab mir Speiſ' vom Tiſch und ſchnitt
Aus ſeinem Tuch mir ein Gewand.

So ſaßen wir beim Mahl vergnügt,
Da nahte eine bleiche Frau,
Geſchor'nen Haupt's, den Blick geſenkt,
Das Kleid von ſchwarzer Farb und rauh.

Sie ſchien ſo mild wie Mondenſchein,
Wenn er aus nächt'gen Wolken ſchaut,
Sie ſaß zum Rand des Tiſches hin,
Doch ſprach ihr Mund nicht einen Laut.

Mit Haſt ſie nur ein Wen'ges aß,
Drauf reichte einen Schädel kahl,
Gefüllt mit Waſſer ihr der Schenk',
D'raus trank ſie und verließ den Saal.

Zu fragen hatt' ich minder Muth
Als Muth gehabt Herr Perzival
Der bei Amphortas ſaß und ſchwieg, —
„Sieh, daß nicht fremde Schuld dir Qual!"

Der Ritter ſprach's, und ſtieg mit mir
Hinab bei fünfzig Stufen wohl,
Da hinter einer Eiſenthür'
Ein Sang gar trüb zur Cither ſcholl.

„Weh mir, die ich mich ſelbſt verdammt,
Mit Recht muß ich verworfen ſeyn,
Geſucht von mir ward meine Schand',
Gerecht mein Richter, meine Pein!"

„Mein Richter war mein ſüßer Freund,
Und liebte mich mit reinſtem Trieb,
Da ward ich treulos und vergalt
Mit Undank ſeine warme Lieb!"

„Ach, daß mich nicht der Gram verzehrt,
Die's nicht verdient ihn anzuſeh'n,
Sitz' ich zu ſeinen Tiſch, fühl' ich
Unwürdig mich zu ihm zu fleh'n!"

Da ſchob den Riegel er zur Seit',
Durch's Fenſter glomm ein matter Schein,

Nackt war die Wand, und im Gemach
Nur Bett und Cither ganz allein.

Auf einem Fußgeſtelle ſtand
Ein Beingerippe ohne Haupt,
Da warf die Cither weg die Frau,
Und ſiel dahin wie ſinnberaubt.

Nicht aber hob er ſie empor,
Verächtlich ſchauend ihren Gram,
Den Blick, als wie durch ihn befleckt,
Auf halben Weg zurück er nahm.

Dann ſprach er: „Als um dieß Gebein
Noch Fleiſch und Innen warme Glut,
Da ſtahl mir Jener dort mein Weib,
Das werther mir als Leib und Gut."

„Nun hat ſie zur Geſellſchaft ihn
Den Tag hindurch, die lange Nacht,
Da er ihr theurer als ihr Mann,
Den ſie um all ihr Glück gebracht!"

Kein Laut ſich meinem Mund entrang,
Gewaltig ſchlug des Herzens Well',
Nur einen Seufzer ſchenkt ich ihr,
Und folgte dann dem Ritter ſchnell.

Raſch nahm ich Laute dann und Stab
Und ſagte noch dem Edlen Dank,
Schwer war der Fehl, die Straf' gerecht,
Doch Frauenherzen ſind voll Wank.

Im Zirkel lief das Jahr, da kam
Ich wieder zu des Ritters Schloß
In dem die Tugend nur gehauſt.
Die keines ſchlechten Mann's Genoß.

Und wieder ſtand der Tiſch gedeckt
Und ſaß zu uns die ſanfte Frau,
Doch nicht geſchor'nen Haupt's, wie einſt.
Und nicht im Kleide ſchwarz und rauh.

Viel leichter dießmal ſchlug ihr Herz,
Das damals ihr ſo ſchwer wie Blei,
Und wie ihr einſt die Freude fern,
So war ſie jetzt ihr nahe bei.

Denn durch ihr ſtilles Dulden ward
Erweicht des Ritters ſtrenger Sinn,
Wie durch die Wehmuth, die erfüllt
Die Bruſt der ſchönen Büßerin.

Was ſie gefehlt verzieh er ihr,
Die ſelbſt ſich jedes Troſt's beraubt,
Nahm das Gerippe vom Geſtell'
Und gab's der Erde ſammt dem Haupt.

Zog ſie aus ihres Kerkers Nacht
Und ließ ſich nochmals mit ihr trau'n,
Da blühten bald die Roſen auf
Der Wang der Schönſten aller Frau'n.

Vom Lamm ſchnitt ſelbſt ſie mir ein Stück,
„Nehmt dieß von Einer die auf's Neu
Zu Freund und Gatten blicken darf,
Der ſich erbarmt ob ihrer Reu'.

Zwar hab' ich nimmer dieß verdient,
Verdient nur ew'ge Kerkernacht,
Und doch ließ er mit mir ſich trau'n,
Die ihn um Ehr' und Glück gebracht.“

„Des ſchlimmſten Todes war ich werth,
Er aber ſah das Elend mein,

Und wandelte gerührt darob
In Freuden die geheime Pein.“

Da, auf der Stirn' der Wonne Glut,
Umſchlang ich mit bewegtem Sinn
Den Mann, der, ſo Gott ähnlich, ſich
Erbarmt der ſchönen Büßerin.

Die drei Schützen von Karlisle *).

Altengliſche Balladen.

Juhei, juhei, im grünen Wald,
Auf Wegen rauh und ſteil,
Wie ſchweift da gern der Jägersmann
Mit Bogen und mit Pfeil.

Juhei, juhei, im grünen Wald,
Wo Hirſch und Eber ruht,
Da ziehen drei Geſellen jetzt
Mit friſchem, frohem Muth.

Der Eine nennt ſich Klim von Klug,
Der And're Adam Bell,
Und Wilhelm Klodeslei nannte ſich
Der dritte Waidgeſell'.

Wildſchützen ſind ſie alle drei,
Und alle drei in Acht,
Des Waldes Grün iſt ihre Luſt,
Ihr Schirm des Waldes Nacht.

Doch lebte Klim von Klug und Bell
Im Wald auch froh und frei,

---

*) Sprich: Karleil

Wußt' Klodeslei ſich ein ſüßes Weib
Daheim, voll Lieb' und Treu'.

Zu dem nun zog ihn immerdar
Sein Herz, in Luſt und Pein,
„Lebt wohl, lebt wohl, auf kurze Friſt,
Muß zu der Liebſten mein."

„Ich muß mein Weib, dort zu Karlisle
Muß meine Kinder ſeh'n,"
„Folgſt du mir," ſagt der Adam Bell,
„Läſſ'ſt du dir's wohl vergeh'n."

„Und kommſt du nach Karlisle und fällſt
Den Schergen in die Hand,
So iſt, wie frei du hier, doch dort
Nicht allzugut dein Stand."

Doch Klodeslei: „Komm' ich nicht zurück
Mit nächſtem Morgenroth,
So denkt, ich ſitz' in Karlisles Thurm,
Wo nicht, ſo bin ich todt."

Vor einem Hauſe in Karlisle
Der Klodeslei ſteht zur Nacht,
Dort pocht er an mit ſeinem Ring
An eine Thür' gar ſacht'.

„Riſch auf, wo biſt du ſüßes Weib?
Wo meine Kinder lieb?
Laſſ' deinen Mann hinein, den nur
Das Unglück von dir trieb."

„Ach," rief ſchön Elſe da, und ringt
Die Hand in Angſt und Pein,
„Von Schergen iſt die Stadt umringt,
Die ſuchen dich allein."

„Ich bin nun hier," der Klodeslei ſpricht,
„D'rum öffne nur geſchwind,
Und ſei vergnügt, daß wieder wir
So froh beiſammen ſind."

Da ſetzt dem Klodeslei Speiſ' und Trank
In Eile vor ſein Weib,
Denn mehr noch liebte Elſe ihn
Als ihren eig'nen Leib.

Am Herd jedoch im Winkel ſaß
Eine Alte mit weißem Haar,
Die hatt' der Wilhelm Klodeslei ſchon
Ernährt durch viele Jahr'.

Sacht ſtund ſie auf und ging hinaus,
Sie ging mit vieler Müh',
Denn jahrlang hatte nicht den Fuß
Geſetzt auf die Straße ſie.

Sie ſchleppt ſich zu des Schöppen Haus,
Und raunt in's Ohr ihm ſacht':
„Es iſt der Wilhelm Klodeslei hier,
Er kam in dieſer Nacht."

D'rob freu'te ſich der Schöppe ſehr,
Der Blutvogt minder nicht,
„Sollſt haben einen reichen Lohn
Daß du uns gabſt Bericht."

Sie ſchenkten ihr einen guten Rock,
Ein Mieder, fein von Tuch,
Da hinkte wieder heim das Weib,
„Das war ein guter Beſuch!"

D'rauf ward's lebendig in Karlisle,
Und vor des Klodeslei Haus.

Warum erſcholl ſo wild Gelärm'
Das fand er bald heraus.

Frau Elſe durch ein Fenſter klein
Hinab zur Straße ſah,
„Hilf Gott, der Schöpp' und der Blutvogt ſteh'n
Mit Haufen Volkes da.“

„Verrathen, verrathen!“ rief ſie, „Wilhelm,
Verbirg dich lieber Mann,
In meine Kammer birg dich ſchnell
Eh' man zu Leid dir kann!“

Da nahm er Bogen, Schwert und Schild
Und ſeine Kinder drei,
Und ging in Elſens Kammer hin
Und dacht': „Nun kommt herbei!“

Schön Elſe aber muthig, treu,
Die Holzaxt nahm herfür,
„Den erſten, der naht, den ſchlag' ich todt!“
Und ſtellt ſich hin zur Thür'.

Der Klobeslei ſpannt den Bogen friſch,
Den Bogen, ſeine Luſt,
Er trifft den Schöppen, doch zerbricht
Der Pfeil an deſſen Bruſt.

„Verflucht die Hand,“ rief Wilhelm, „die
Dir band den Küraß feſt,
Wär' er wie der vor meiner Bruſt
Du hätteſt jetzt den Reſt.“

„Ergib dich,“ rief der Schöppe da,
„Leg' Pfeil und Bogen ab,“
„Verflucht der Mund,“ ſchön Elſe ſprach,
„Der ſolchen Rath itzt gab!“

„Da ſchrie der Blutvogt: „Legt um's Haus
Nur Feuer doch geſchwind,
Klodeslei du mußt verbrennen d'rin
Und mit dir Weib und Kind!“

Da legten Feuer ſie ringsum,
Bald ſtand das Haus in Glut,
Schön Elſe rief: „O weh', ſchon dringt
Herauf der Flammen Wuth!“

Ein Fenſter öffnet der Klodeslei ſchnell,
Holt einen Strick herbei,
Und läßt damit hinab ſein Weib
Und auch die andern Drei.

„Hier habt ihr meinen beſten Schatz,
Hier habt ihr Weib und Kind,
Fügt ihnen zu, um Gott, kein Leid,
Wie ſchlimm ihr mir geſinnt.“

D'rauf ſchoß der Wilhelm Pfeil auf Pfeil,
Bis er ſie all' verſandt,
Da ward vom Feuerregen ihm
Die Bogenſchnur verbrannt.

In Flocken fiel das Feuer rings
Wohl auf den Schützen gut,
„Nicht mag verderben wie ein Schelm
Ich hier in Dampf und Glut!

Aufraffte er nun Schwert und Schild,
Lief aus dem Haus ſodann,
Da warfen ſie Stuhl und Thür' auf ihn
Und fingen ſo den Mann.

Der Blutvogt rief: „Einen Galgen baut
Für Klodeslei noch zur Stund',

Und ſchließt die Thore von Karlisle
Jetzt alle in der Rund'."

Nicht ſoll befrei'n ihn Klim von Klug,
Nicht Adam Bell vom Tod,
„Nicht tauſend Mann, wenn jetzt die Stadt
Von ihnen wär' bedroht."

Schon morgens ſtand der Blutvogt auf
Und ging von Thor zu Thor,
„Und haltet gut ſie mir verſperrt
Seht ihr 'nen Feind davor."

Dann auf dem Marktplatz läßt er bau'n
Den Galgen luftig frei,
Daß unter Trompeten und Paucken d'ran
Geknüpft der Klodeslei ſei.

Fragt da ein Knab': „Wozu der Baum?
Wozu der Schnabel d'ran?" —
„An den wird heut' noch aufgeknüpft
Klodeslei, der kühne Mann.

Der Knabe aber war ein Hirt,
Der, wo der Klodeslei ſaß,
Am liebſten hüthete ſein Vieh,
Und mit ihm trank und aß.

Der bricht ein Loch ſich in die Wand,
Läuft flüchtig dann zum Wald,
Den Klim von Klug und den Adam Bell
Erſieht er dort gar bald.

„Ach," rief zu ihnen da der Knab',
„Wie ſitzt ihr ruhig doch,
Indeß gar bald der Klodeslei hängt
Am Schnabelholz gar hoch."

„Hilf Himmel," ſpricht da Adam Bell,
„Du bringſt betrübte Kund',
Hätt' er gethan nach meinem Rath,
Nicht ſtünd's ſo ſchlimm zur Stund'."

„Er könnte leben noch im Wald
Und auf der grünen Haid',
Er hätt' erſpar't uns Noth und Gram
Sich ſelber Schmach und Leid."

In ſelber Stund' hatt' einen Hirſch
Erlegt der Adam Bell,
„Nimm dir vom Wild das beſte Stück,
Du biſt ein wack'rer Geſell."

D'rauf ſagten ſie: „Nun laßt uns geh'n,
Nun gilt kein Säumen mehr,
Zu retten Klodeslei, mit Gottes Hilf',
Und ging's auch noch ſo ſchwer."

Nach Karlisle gingen die Schützen nun
's war ein ſchöner Morgen im Mai,
Nun laſſet mich ein wenig ruh'n
Dann horcht, was gethan die Drei.

II.

Da ſie nun kamen nach Karlisle
Noch früh an ſelbem Tag,
Da fanden ſie die Thore zu,
Das gab wohl große Klag'.

Sagt Klim von Klug zu Adam Bell:
„Hier hilft uns nichts denn Liſt,

Wir ſagen, daß der König uns
Geſchickt zu dieſer Friſt.“

„Ich habe einen Brief, ſagt Bell,
Der Pförtner iſt ein Thor,
Den machen wir glauben, vom König ſei
Das Siegel ſo davor.“

D'rauf pocht an's Thor der Adam Bell,
Er pocht gewaltig laut,
Der Pförtner, der ihn pochen hört,
Hervor durch's Lugloch ſchaut.

„Wer pocht hier an“ der Pförtner fragt,
„So früh mit kecker Hand?“
„Zwei Boten ſind's,“ ſpricht Klim von Klug,
„Vom König hergeſandt.“

„Wir bringen Briefe,“ ſagt der Bell,
„Dem Schöppen von Karlisle,
D'rum öffne uns nur ſtracks das Thor,
Und wiſſ' wir haben Eil'.“

„Das Thor erſchließ' ich nimmermehr,
Daß ihr's nur immer wißt,
Bis auf dem Marktplatz in der Stadt
Gehängt der Klodeslei iſt.“

Darauf zum Pförtner ſpricht der Klim:
„Ich bürg' mit meiner Ehr',
Und läſſeſt du uns länger ſteh'n
Hängſt du noch heut' wie er.“

„Des Königs Siegel ſiehſt du hier,
Ich rath, beſinn' dich gut.“ —
Der Pförtner glaubt es wär' dem ſo,
Und nimmt vom Haupt den Hut.

„Willkommen was von meinem Herrn,
Wie heut', als jeder Zeit,“
D'rauf öffnet er die Riegel ſchnell,
Er thut's ſich ſelbſt zum Leid.

„Nun ſind wir herinnen in Karlisle“
So ruft der Bell jetzt aus,
„Doch Chriſt, der die Höll' bezwang, er weiß
Wie wir wieder kommen hinaus!“

„Ja, hätten wir die Schlüſſel“ ſagt
Der Klim, wär's bald gethan,
Und iſt der Klodeslei frei, wie leicht
Gelangten fort wir dann.“

Den Pförtner zogen ſie d'rauf zu Rath,
Sie gaben der Stich' ihm drei,
Dann warfen in ein Loch ſie ihn,
„Nun Pförtner iſt's vorbei!“

„Nun bin ich Pförtner,“ ſagt der Bell,
„Die Schlüſſel ſind jetzt mein,
Ein beſſ'rer Pförtner war noch nie
Karlisle, in den Mauern dein!“

„Nun aber ſpannt die Bogen friſch,
Nun heißt's an's Werk geſchwind,
Auf daß wir Klodeslei retten, da
Die Stunden günſtig ſind.“

Nun nahmen ſie die Bogen gut
Beſahen die Sehn' in Eil',
Dann gingen ſie zum Marktplatz hin,
Dem wackern Freund zum Heil.

Am Platz ſah'n ſie den Galgen ſchon,
Der grauſen Anblick bot,

Den Blutvogt auch, und Häſcher viel,
Die führten den Klodeslei zum Tod.

Auf einem Karren der Klodeslei ſaß,
Gebunden Fuß und Hand,
Zwei Stricke hingen am Nacken ihm,
Ein unwillkomm'nes Band.

Da rief der Schöpp' den Knaben ſein,
Schenkt ihm Klodeslei's Gewand,
Damit er nehm' darnach das Maß
Sein Grab zu ſcharren im Sand.

„Schon iſt's geſcheh'n," der Klodeslei ſpricht,
„Daß, der im Morgenſchein
Dem andern grub das Grab, ſtatt ihm
Am Abend lag darein."

„Du Narr," der Schöppe ſpricht, es hängt
„Gleich jetzt dich meine Hand!"
Des Klodeslei Freunde hörten das,
Die Bogen ſtraff geſpannt.

Der Klodeslei ſah im Kreis herum,
Er ſah von fern die Zwei,
Er ſah ſie an des Platzes End'
Ihm zeigend ihre Treu'.

„Ha Freunde nah!" der Klodeslei denkt,
„Da könnt' ich kommen los,
Und hätt' ich nur die Hände frei,
Die Sorg' wär' dann nicht groß."

Da ſagt zu Klim der Adam Bell:
„Jetzt laſſ' an's Werk uns geh'n!
Den Schöppen faſſ' in's Auge du
Sieh'ſt ihn am Karren ſteh'n."

„Den Blutvogt, den nehm' ich auf's Korn,
Mein Pfeil trifft ſeinen Mann,
Solch einen Schuß ſoll in Karlisle
Noch haben kein Schütz' gethan!"

Kein Menſch nahm ihrer wahr, als ſie
Abdrückten jetzt zugleich,
Der traf den Schöppen, den Blutvogt der,
Hinſanken ſie gar bleich.

Und als ſie lagen dort im Blut
Wie floh das Volk die Stell',
Da löſ'ten Klobeslei's Bande ſie
Von Hand und Füßen ſchnell.

Einem Schergen ſprang der Klobeslei nach
Entwand ihm raſch das Beil,
Dann ſchlug er rechts und links d'rauf los,
Noch Mancher bekam ſein Theil.

„Nun laßt uns leben froh vereint,
Wo nicht, doch ſterben frei,
Und kommt in Nöthen ihr wie ich
So zählt auf meine Treu'!"

Sie ſchoſſen friſch, indeß er ſprach,
Sie ſchlugen ſich voll Muth,
Sie machten vom Volk die Gaſſen rein,
So Mancher lag im Blut.

Doch als verſandt der letzte Pfeil,
Hui, ſtürzten die Schergen herzu.
Da faßten ſie die Schwerter ſchnell,
Da hatten die Bogen Ruh'.

So gingen ſie die Straße fort,
In ihrer Fauſt den Tod,

Schon war's nicht fern mehr von Mittag,
Die Stadt voll Lärm und Noth.

Manch' Horn erſcholl da zu Karlisle,
Die Glocken klangen d'rein,
Die Weiber rangen heulend wund
Die Händ' in Harm und Pein.

Da kam der Burgvogt und ſein Troß,
Bewehrt mit Schwert und Speer,
Wohl bangte den drei Schützen nun
Um ihre Rettung ſehr.

Der Burgvogt kam mit feſtem Schritt,
Die Streitart kühn er ſchwang,
Manch' tapf'rer Mann zur Seit' ihm ging,
Da gab's viel guten Klang.

Den Klodeslei fiel der Burgvogt an,
Er ſchlug ſein Schild entzwei,
Da ſchrie'n die Bürger: „Schließt das Thor,
Daß nicht entflieh'n die Drei!“

Allein gar wenig half ihr Schrei'n,
Den Schützen ward das Heil,
Und bald, ſo ſtanden frank und frei
Die Kühnen vor Karlisle.

„Nehmt eure Schlüſſel,“ rief der Bell.
„Nicht hüth' ich mehr das Haus,
Doch rath' ich, ſucht in Zukunft euch
'nen beſſ'ren Pförtner aus!“

Dann warf er Einem ſie zum Kopf,
Der g'rad in ſeiner Näh',
„Wer jemals treue Liebe ſtört,
Es ſo, wie euch, ergeh'!“

Jetzt gingen, leicht das Herz wie Laub,
Die Schützen hin zum Wald,
Und freuten ſich, daß wieder ſie
Entwiſcht des Feind's Gewalt.

Und da ſie nun im Wald ſo grün,
Im Wald voll ſüßer Ruh',
Da fanden Bogen ſie genug,
Und Pfeile auch dazu.

„Mein Klim," ſpricht da der Adam Bell,
„Geſteh'n wir's jetzt nur ein,
Den Sieg zu Karlisle, danken wir
Dem Klodeslei nur allein."

Nun ſaßen ſie, und gaben dann
Der Freude ihren Zoll,
Doch endet hier der zweite Sang,
Nichts Schlecht'res folgen ſoll.

III.

Und als ſie dort im grünen Wald,
Am rieſelnd kühlen Bach,
Da hörten ſchluchzen ſie ein Weib
Und gingen dieſem nach.

Schön Elſe war's, ſie ſaß im Moos,
In Thrän' und bitt'rer Klag',
„So iſt erſchlagen jetzt mein Mann,
O unglückſel'ger Tag!"

„Ach hätt' ich ſeine Freunde nur
Gefunden, jene Zwei,

Daß ihnen ich's erzählt, es wär'
Mir beſſer wohl dabei."

In Eil' der Klodeslei trat hervor,
Es ſchlägt ſein Herz voll Luſt,
Erkannt ja hat er Weib und Kind
Und ſinkt an ihre Bruſt.

„Willkommen hier im grünen Wald,
Willkommen drei Mal hier,
Noch geſtern dacht' ich, daß getrennt
Auf ewig ich von dir!"

„O Glück!" rief ſie, „daß ich dich fand
In Wald und Sonnenſchein!"
„Das dankſt du," ſprach der Klodeslei d'rauf,
„Nur dieſen Zwei'n allein."

„Verſparet dieß auf beſſ're Zeit,"
So ſpricht jetzt Adam Bell,
„Und denkt: Der Mittagsbraten trinkt
Noch jetzt vom Waldbach hell."

Da gingen tiefer ſie hinein
In Fels und ödem Thal,
Dort ſchoſſen ſie den ſchönſten Hirſch
Und brateten ihr Mahl.

Dann ſetzten ſie im Graſe ſich
Herum in froher Rund',
Und dankten Gott für all' ihr Glück,
Und dieſe frohe Stund'.

Der Klodeslei ſprach: „Das beſte Stück
Schneid' hier ich meinem Weib,
Weil ſie mir beiſtand in der Noth,
Zu ſchirmen meinen Leib."

Und als das Mahl beendet, ſpricht
Der Klobeslei: „Laßt uns geh'n
Zum König, liebe Freunde, jetzt,
Um Gnad' uns zu erfleh'n.“

„In einem Kloſter mag derweil
Mein Weib verbleiben hier,
Mit zwei von meinen Kindern, bis
Ich wiederkehr' zu ihr.“

„Den ält'ſten Knaben aber nehm'
Ich mit auf unſ're Fahrt,
Der ſoll ihr Nachricht bringen, was
Für ein Geding uns ward.“

Nach London eilten nun die Drei
Voll Haſt durch Wald und Au',
Bis ſeine ſtolzen Thürme ſah'n
Aufragen ſie in's Blau'.

Als ſie nun zu des Königs Schloß
Hinkamen, weiß von Stein,
Nicht fragten da um Urlaub ſie,
Und traten furchtlos ein.

Schon ſtanden ſie vor'm Königsſaal,
Ganz ohne aller Scheu,
Da lief der Pförtner ihnen nach,
Und ſchrie und ſchalt die Drei.

„Ihr Frechen, ſagt, was drängt ihr ſo
Herein euch in den Saal?
In Ungnad' bringt der Frevel mich,
Wer ſeid ihr allzumal?“

„Drei Männer, die gethan in Acht,
Wildſchützen alle Drei,

Und kommen, daß der König uns
Was wir verübt, verzeih'.“

Und als ſie d'rauf vor'm König ſteh'n,
Schaut der erſtaunt auf ſie,
Doch falteten ſie ihre Händ'
Und ſanken hin auf's Knie.

„Wir bitten, ſchenkt wieder uns eu're Huld,
O König, weil manch' Jahr
Erlegt wird euer ſchönes Wild,
Und wenig nicht fürwahr.“

„Wie nennt ihr euch,“ der König fragt,
Deß haben ſie kein Hehl:
„Der nennt ſich Klim, und Klodeslei der,
Und jener Adam Bell.“

Der König: „Wie? — Ihr Schurken ſeid's,
Die man verfolgt ſo lang',
Ich ſchwör' es euch bei meiner Kron',
Euch Allen werd' der Strang.“

„Ihr ſterbt noch heut', ſo wahr dieß Land
Als Herr'n mir unterthan!
Trabanten!“ rief er d'rauf, „ihr legt
In Ketten jeden Mann.“

Wohl ſtürzte ſeiner Krieger Schaar
Mit Ketten da herbei,
„Das Spiel gefällt mir nicht,“ ſprach Bell,
„Ich ſchwör's bei meiner Treu'!“

„O König, eine Gnad' gewährt,
Um eine Gnad' wir fleh'n,
Wir kamen ohne Bande her,
Laßt ohne Band uns geh'n.“

„Laßt tragen uns, wie wir gewohnt,
Die Waffen, wie bisher,
Wir fleh'n nur noch um dieſe Huld,
Und ſonſt um keine mehr.“

„Ihr redet ſtolz, allein ihr hängt
Mir doch,“ der König ſpricht's,
Die Königin: „Wie, ſollten ſie
Zu retten ſein durch Nichts?“

„Ihr gabt mir euer Wort als ich
Gekommen in dieß Reich,
Gewähren würdet ihr um was
Zuerſt ich bäth' zu Euch.“

„Und bath ich Euch bis jetzt um Nichts,
Gewährt die Bitte mir,“
„Sagt an,“ was wünſcht Ihr, ſchöne Frau,
„Die Bitte ahn' ich ſchier.“

„So bitt' ich Euch, mein hoher Herr,
Gebt dieſe Schützen frei,“ —
„Ihr hättet können fleh'n um was,
Das beſſer als die Drei.“

„Ihr hättet können fleh'n um Gold,
Um Schloß, und Land und Leut'“
„Doch nichts,“ ſpricht ſie, „was lieber ich
Erſieht in dieſer Zeit.“

„Nun wohl, es ſei ſo wie Ihr wollt,
Mein Wort ich brech' es nie,
Doch lieber hätt' der Städte drei
Verſchenkt ich als wie ſie.“

Spricht da die ſanfte Königin:
„Habt Dank für ſo viel Huld,

Doch bürg' ich, daß in Zukunft ſie
Wohl ſühnen noch die Schuld."

„Doch ſagt auch Ihr ein freundlich Wort,
Daß ſich beleb' ihr Muth" —
„Euch ſei verzieh'n" — ſpricht er, — „nun labt
An Speiſ' und Trank euch gut."

Noch ſaßen ſie nicht allzulang
Bei frohem Mahl und Wein,
Zum König traten Boten da
Von fernem Land herein.

Die fielen vor dem König hin
Auf's Knie in aller Eil',
„Wir bringen Euch viel ſchönen Gruß
Von eu'rer Stadt Karlisle."

„Was macht mein Schöpp'?" der König fragt,
„Der Blutvogt, was macht der?"
„Erſchlagen liegen im Friedhof ſie,
Und noch der Wacker'n mehr."

„Und wer," ſo fragt der König wild,
„Hat Alles dieß gethan?" —
„Der Adam Bell, der Klim von Klug
Klodeslei, der kühne Mann."

Da faßt den König tiefer Harm,
Wild kocht's in ſeiner Bruſt,
„Ha, tauſend Mark verſchenkt' ich d'rum
Hätt' früher ich's gewußt."

„Denn eben hat die ſchlimmen Drei
Begnadigt hier mein Mund,
Hätt' früher ich die That gewußt
Sie hingen ſchon zur Stund'."

Drauf öffnet er und lieſ't den Brief,
Und ringt die Hände ſehr,
„Um Gott! erſchlagen haben ſie
Dreihundert und noch mehr!“

„Der Schöppe! — Weh! Der Blutvogt fiel,
Der Burgvogt ihrem Pfeil,
Und gänzlich ohne Wunden iſt
Kein Mann faſt in Karlisle!“

„Auch haben ſie erlegt mein Wild,
Das ſchönſte Wild im Wald,
Nein, ſo verweg'ne Mörder trifft
Man wahrlich nicht ſobald!“

Der König ſeufzt und ringt die Händ',
Es reu't die Huld ihn ſehr,
„Die Speiſen ſchafft mir fort vom Tiſch,
Kein Biſſen ſchmeckt mir mehr.“

Mit ihnen ſeine Schützen heißt
Er dann zum Schießplatz geh'n;
„Die Burſche, die ſo arg gehauſt,
Muß ich doch ſchießen ſeh'n!“

Nicht ſäumten da des König's Leut',
Erfaßt von inn'rem Drang,
Doch waren die drei Schützen auch
Gar ſchnell bereit zum Gang.

Da ſprach der Klodeslei, als er dort
Das Ziel errichtet ſah,
„Bei Gott! das iſt kein guter Schütz,
Der ſteckt das Ziel ſo nah'.“

„Wie weit nur wollteſt ſtecken du's?“
Erſtaunt der König fragt,

„So weit als man's bei mir daheim
Gewohnt," der Klobeslei ſagt.

D'rauf geht er mit den andern Zwei'n
Hinaus die flache Haid',
Und ſteckt ein Reis dort, wohl vom Stand
Zweihundert Faden weit.

„Das iſt ein Schütz," ſagt Klobeslei, „der
Mir dort zerſpellt das Reis."
„Kein Schütze lebt," der König ruft,
„Der das zu ſchaffen weiß."

„Ich will's verſuchen," Klobeslei ſpricht,
„Das Ziel iſt mir nicht neu,"
Und ſpannt den Bogen, ſchnellt den Strang,
Da ſpellt das Reis entzwei.

Der König ruft: „der beſte Schütz'
Biſt du, den ich geſeh'n!"
„So Ihr's erlaubt, thu' ich wohl mehr
Als wie bis jetzt geſcheh'n."

„Ich hab' ein Kind, kaum ſieben Jahr',
Das ſtellt als Scheibe hin,
Ich lieb' es, mehr als mich, allein
Des Ziel's ich ſicher bin."

„Auf's Haupt leg' ich einen Apfel ihm,
Den ſpalt' ich mit dem Pfeil,
An hundert Faden von ihm fern,
Nicht fährd' es ihm ſein Heil."

„Wohlan, laßt ſeh'n," der König ſpricht,
„Doch ſchwör' ich's dir, beim Chriſt,
So du nicht, wie du ſagteſt, thuſt,
Hängſt du eh's Abend iſt."

„Weſſ' ich mich rühm'," der Klobeslei d'rauf,
„Bewähr' ich auch zur Stund'."
D'rauf geht er hin und rammt den Pflock
Sich feſt im lockern Grund.

Den Knaben ſtellt er dann zum Pflock,
Heißt reglos dort ihn ſteh'n,
Das Antlitz nach dem Pflock gekehrt,
Daß er's nicht könne ſeh'n.

Den Apfel legt er ihm auf's Haupt,
Nimmt dann den Pfeil zur Hand,
Die hundert Faden mißt man nun,
Und Klobeslei geht zum Stand.

Den Bogen faßt er jetzo an,
Den Bogen ſchön und ſchlank,
Und legt auf dieſen einen Pfeil,
Der Pfeil war ſpitz und blank.

Er bittet Jeden, daß er ſich
Nicht rege allzuviel,
Denn feſte Hand erheiſcht der Schuß,
Den er jetzt ſchießen will.

Wohl Viele flehten da zu Gott,
Daß Glück ihm werd' zu Theil,
Und manch' ein Mutteraug' ward naß,
Als d'rauf entflog der Pfeil.

Doch ſieh', der Apfel war entzwei,
Und unverſehrt das Kind;
Der König ruft: „Gält' mir dein Schuß,
Verweh' den Pfeil der Wind!"

„Nimm achtzehn Pfennig hin des Tag's,
Und trag mir Schwert und Schild,

Auch ſei mein Herold, zieht mein Heer
Zum Kampf gen Nordland wild."

„Ich geb' dir dreizehn," ſagt die Frau,
„Du biſt mein Kaſtellan,
Und Junker ſei'n die Freunde dein,
Sie ſeh'n ſo wohlgethan."

„Dein Sohn ſoll reichen mir den Trunk,
Da er noch zart und klein,
Doch ſo er größer, ſoll er dann
Mein Küchenmeiſter ſein."

„Nun Klobeslei, hol' dein Weib," ſo ſpricht
Die Königin gar mild,
„Als Kammerfrau bleib' ſie hinfort
Bei mir, wenn ſie's gewillt."

Die Schützen dankten ſeiner Weiſ',
„Nur laßt vorerſt uns geh'n,
Zum Biſchof, daß Vergebung wir
Auch in der Beicht erfleh'n."

Nicht währt es lang', da kehrten ſie
Geſühnt von dem zurück,
Und lebten an des König's Hof
Hinfort in Ruh' und Glück.

Drei Winterroſen.

Altdeutſch.

Zum Bade ſteigt vom Wieſenplan
Ein Mägdlein in den Bronnen,
Das hat ein ſchneeweiß Hemdchen an,
Aus eig'nem Flachs geſponnen.

Das Mägdlein ſchaut hinab, hinan,
„Hier bin ich wohl alleine?"
Da kommt ein blanker Reitersmann
Daher von Schmaus und Weine.

Er grüßt gar zierlich, grüßt gar fein,
Nach Art der Herr'n und Grafen,
„Fein's Mäd'l, willſt mein Buhle ſein?
In meinen Armen ſchlafen?"

„„Nicht mag ich euer Buhle ſein,
So ihr nicht bringt drei Roſen,
Gewachſen auf Einem Zweigelein
Bei Winterſturm und Toſen.""

Da reitet er wohl her und hin,
„Wo ſoll ich die gewinnen?"
Er reitet zur Frau Malerin,
„Frau Malerin, ſeid ihr d'rinnen?"

„Seid d'rinnen ihr, kommt 'raus geſchwind,
Und malet mir drei Roſen,
So auf einem Zweig gewachſen ſind
Bei Winterſturm und Toſen."

Frau Malerin malt mit großem Fleiß,
Drei Töchter halfen ihr malen,
Die Eine malt roth, die Andere weiß,
Die Dritte konnt' allerhand malen. —

Wie nun ein Röslein fertig iſt,
Fängt an der Knab' zu ſingen:
„Freu' dich, fein's Mäd'l, wo du biſt,
Das Röslein thu' ich bringen!"

Wie's zweite Röslein fertig iſt,
Da pfeift er in die Weiten:

„Schick' dich an fein's Mädel, wo du biſt,
Mußt mit von hinnen reiten.“

Wie's dritte Röslein fertig iſt,
Fängt an der Knab' zu lachen:
„Schick' dich an, fein's Mädel, wo du biſt,
Will dich gar traurig machen.“

Zu Schimpf hat ihm gered't die Maid,
Im Ernſt hat er's genommen,
„Sei dir's nun lieb, ſei dir's nun leid,
Hab' dich mit Liſt bekommen!“

Der Tod von Baſel.

Nach einem Volksliede.

Es freite einſt ein Bauer
Ein ſchon betagtes Weib,
Bei dieſem mocht er finden
Nicht vielen Zeitvertreib.

Denn bald ward überdrüſſig
Er ihrer ganz und gar,
Und konnt' nicht fröhlich werden
So wie er's früher war.

Da ging er eines Tages
In ſeiner herben Noth,
Zum Friedhof von Sanct Johann,
Wo aufgemalt der Tod.

„Ach, lieber Tod von Baſel,“
Sprach er in ſeiner Qual,
„Ach hole meine Alte
Doch endlich ab einmal.“

Und wie er heimgekommen
War's mit der Alten aus,
Da bracht' er ſie zum Friedhof
In aller Eil' hinaus.

„Ihr Träger, liebe Träger,
Behutſam nur und ſacht,
Daß nicht die böſe Alte
Mir wiederum erwacht!"

„O Gräber, wack're Gräber,
Nur ſchnell die Grube zu
Daß ſie heraus nicht komme
Zu rauben mir die Ruh! —

Und als im Hauſe wieder
D'rauf iſt das Bäuerlein,
Da dünkt es ihm gar öde
Und traurig da zu ſein.

Von rothen Lippen winkte
Ihm friſcher Honigſeim,
Und nicht gar lang ſo bracht' er
Ein junges Weib ſich heim.

Das aber ſchlug alltäglich
Ihm braun und blau den Leib,
„Ach, lieber Tod von Baſel,
Hätt' ich mein altes Weib!"

Blanca und Pedro.

Altſpaniſche Romanzen.

I.

Donna Blanca erzählt im Gefängniſſe ihre Geſchichte einer Duegna.

Donna Blanca zu Sidonja
Gibt von ihrem Schmerz die Kunde,
Alſo ſprechend zur Duegna,
Die mit ihr in Kerkersdunkel:

„Vom Dauphin die Schwäg'rin bin ich,
Stammend aus bourbon'ſchem Blute;
Von Fiordelis der König
Trägt mein Schild im Wappengrunde."

„Nach Caſtilien kam ich. Wehe!
Jener unglückſel'gen Stunde,
Denn mit Frankreich ward die Seele
Meinem Körper auch entſchwunden."

„Iſt das Unglück ſo, daß erblich
Es auf dieſem Erdenrunde,
Kann ich mich des Unglücks Tochter
Nennen wohl mit gutem Grunde."

„Mit dem König Pedro ward ich
Zu Valladolid verbunden,
Der, gleich dem hircan'ſchen Tiger,
Doch voll äußer'n Glanz' und Truges."

„Nur ſein Ja, ſein Herz nicht gebend,
Schwur er mir mit falſchem Munde,
Und welch' Uebel ſcheut ein ſolcher,
Deſſen Lippen Falſches ſchwuren."

„Seine Hand nur ward mir, nimmer
Hatt' ich ſeine Lieb' errungen,
Denn für eine and're Dame
War ſie lang vorher entzunden.“

„Und Maria von Padilla
Hieß ſie, die erregt die Gluten,
Treulos ließ er ſeine Gattin,
Nur um ſie, die Falſche, buhlend.“

„Auf den Rath der Grandes ſah ich
Einmal ihn mein Haus beſuchen,
Nur acht Tage d'rinnen wohnend,
Hunderttauſend d'raus entſchwunden.“

„'s war ein Tag, ein unheilvoller,
Als uns Prieſterhand verbunden,
Dienstag Morgens, und am Mittwoch
Glück und Hoffnung mir entſchwunden.“

„Einen Gürtel gab ich Pedro
Rings von Diamanten funkelnd,
Wähnend alſo ihn zu binden,
Den ſchon Buhlerlieb' gebunden.“

„Doch bald gab er ihn Marien,
Der er nichts verſagen kunte,
Einem Zaub'rer bracht' ihn dieſe
Aus dem falſchen Blut' der Juden.“

„Der nun machte, daß zur Schlange
Ihm das Pfand der Liebe wurde,
Und von nun an ward für immer
Glück und Hoffnung mir entſchwunden.“

II.

Don Pedro läßt Blanca im Gefängniſſe hinrichten Ihre letzten Klagen.

„O Maria de Padilla
Alſo nicht die Stirne furchet,
That ich's doch nur euch zu Liebe,
Wenn ich nochmals mich verbunden.“

„Allſogleich ſend' ich zu Blanca
Nach Sidonja hin die Kunde,
Eine Fahn' ſoll ſie mir ſticken,
So, wie ich für gut erfunden,“

„Thränen nehm' ſie ſtatt der Perlen,
Und die Farb' von ihrem Blute,
Solche Fahn' ſoll ſie euch wirken
Eh' noch geht die Sonne unter.“

„Und er ruf't Ignigo Ortiz,
Der bekannt ob ſeinem Muthe,
Sprechend: Eile nach Sidonja
Letzte Hand an's Werk zu thuen.“

Doch es ſagt Ignigo Ortiz:
„Nimmer thu' ich ſo, mit Gunſten,
Denn wer ſeine Herrin tödtet
Macht des Aufruhrs ſich zu Schulden.“

Und voll Zornes geht der König
D'rauf hinein in ſeine Burge,
Einen Keulenträger läßt er
Gleich darnach zu ſich berufen. —

Und als dieſer kommt zu Blanca,
Liegt ſie an des Altars Stufen,

Und ſie ſchaut den Keulenträger,
Denkend ihrer Todesſtunde.

Der nun ſpricht: „Zu euch geſendet
Ward ich von des Königs Munde,
Möget euch mit Gott verſöhnen,
Daß er gnädig eu'ren Schulden."

„Eu're Zeit iſt aus, das Letzte
Zu vollzieh'n bin ich gezwungen." —
„Nicht auf euch," verſetzet Blanca,
„Komm' das Blut von dieſer Stunde."

„Wenn mein Herr es ſo befohlen,
Thut, wie er's für gut befunden.
Wär' es mir erlaubt zu beichten,
Doch — wenn nicht — Gott iſt voll Hulden!'

Selbſt der Mörder fühlt Erbarmen
Ob den Seufzern, Thränenfluten,
Als mit zitternd ſchwacher Stimme
Jetzt die Königin begunnte:

O mein Frankreich, theure Heimat!
O mein Blut, das du entſprungen
Aus dem Blute der Bourbone,
O du kaum erblühte Jugend!"

„Fremd dem König Pedro, blieb ich,
Jungfrau bis zu dieſer Stunde,
Sag', was that ich dir Caſtilien,
Daß du mich nun ſo verwundeſt?"

„Deine Kronen, die du gabeſt
Sind von Seufzern ſchwer und Blute,
Eine ſchön're winkt mir droben
Wo die Sterne golden prunken!"

Und als ſie dieß Wort geſprochen
Fällt die Keul' im wilden Schwunge,
Und die Trümmer ihres Scheitels
Sind zerſtreut in Saales Runde.

III.

Heinrich von Trastamara bringt Don Pedro um das Leben.

Rückgebeugt die kräft'gen Körper
Von des nerv'gen Arm's Gewalten,
Sich Don Pedro und ſein Bruder
Don Enriq' umſchlungen halten.

Nicht Erguß der Liebe iſt es,
Daß ſie alſo ſteh'n umfangen,
Denn ein kurzes Schwert der Eine
Schwinget, einen Dolch der And're.

Pedro preßt an ſich Enriquen,
Welcher jenen feſt umklammert,
Dieſer brennt von Zornesgluten,
Jener glüht in wüth'gen Flammen.

Und bei dieſem Kampfesringen
Iſt Ein Zeuge nur vorhanden,
Don Enriquens Waffenträger,
Der am Eingang ſteht voll Bangen.

Und zu Boden — böſer Zufall!
Beide als Beſiegte fallen,
Doch zu unterſt liegt Enrique,
Oben auf Don Pedro aber.

Als der Wappner nun Enriquen
Schaut in ſo bedrängter Lage,

Eilt er Pedro wegzureißen,
Kräftig ihn von hinten faſſend.

„Nicht den König will ich tödten,
Noch ihn geben dieſem Lande!“
Ruft er; „doch die Pflicht des Dieners
Iſt's: dem Herren ſein zu Handen!“

Und — hin auf den Rücken wirft er
Nun Don Pedro, da gelanget
Oben auf Enrique, bohrend
Jenem tief in's Herz die Waffe.

Und mit dunklen Strömen Blutes
Reißen Pedro's Lebensbande,
Und die grauſamſte der Seelen
Flieht, die Chriſtum anerkannte.

IV.

Verwirrung unter dem Volke nach Pedro's Ermordung. Freude der einen, Trauer der anderen Parthei. Wehklagen Marien's de Padilla.

Zu den Füßen Don Enriquens
Liegt nun Pedro, kalt, erſtarret,
Sieglos durch des Himmels Fügung,
Nicht durch ſeines Gegners Waffen.
Und den Dolch einſteckend, ſetzet
Der den Fuß auf Pedro's Nacken,
Denn noch fürchtet er den Todten,
Der noch niemals lag in Banden.
Grauſig war der Brüder Ringen,
Alſo, daß man möchte ſagen:
Der iſt Kain, der da lebet,
Wär's nicht der, den er erſchlagen,
Und zu Mitleid, wie zum Frohſinn

Aufgereget ſind die Scharen,
Drängen ſich nun hin, zu ſchauen
Den Erfolg des grimmen Kampfes.
Aber die des Don Enrique
Laſſen Freudenglocken ſchallen,
Singen, ſchreien: „Hoch Enrique!“
Während, die Don Pedro's, klagen,
Todtenglocken läuten, rufen:
„Wehe, daß der Herr erſchlagen!“

„Heil der That!“ ſo ſprechen Manche,
„Wehe über ſie,“ die Andern:
„Nimmer grauſam iſt ein König
Zwingt die Zeit ihn ſtreng zu handeln.
Nimmer ſoll die rohe Menge
Mit dem König geh'n zu Rathe,
Und ob gut, ob ſchlimm er herrſchte,
Vorlaut nicht zu richten wagen.
Sind ſo lieblich doch und golden
Süßer Liebe Zauberbande,
Wie Padilla uns, die Schöne,
Hat gelehrt in dieſen Tagen,
Daß, wer ſie geſehen, Pedro
Für beſonnen noch muß halten,
Weil er nicht wie Roderigo
Land und Stadt verheert mit Flammen:“
Aber die deß Don Enrique
Laſſen Freudenglocken ſchallen,
Singen, ſchreien: „Hoch Enrique!“
Während die, Don Pedro's, klagen,
Todtenglocken läuten, rufen:
„Wehe, daß der Herr erſchlagen!“

Jene, die mit feigem Sinne,
Niedrig heuchelnd oder zagend,
Folgend dem Gebot des Königs,
Sich dem Sieger ſchüchtern nahen,
Nennen tapfer Don Enrique,

Blind, tyranniſch Pedro's Handeln,
Denn Gerechtigkeit und Freundſchaft
Geht mit Jedem bald zu Grabe.
Seines Lehrers traurig Ende
Und der Tod von ſeinem Knaben,
So auch Blanca's Leid im Kerker,
Dienten zu gewicht'ger Klage; —
Um Gerechtigkeit den Himmel
Nur noch wen'ge Treue baten,
Laut ſie fordernd von dem König,
Alſo war getheilt die Sprache,
Aber die des Don Enrique
Laſſen Freudenglocken ſchallen,
Singen, ſchreien: „Hoch Enrique!“
Während die, Don Pedro's, klagen,
Todtenglocken läuten, rufen:
„Wehe, daß der Herr erſchlagen!“

Heiße Thränen weint Padilla
Ob dem Unheil dieſes Tages,
Sclavin nun des neuen König's,
Witwe Pedro's, des gefall'nen.
„Welcher Tod ward dir, o Pedro!
Durch der Freunde falſches Rathen,
Durch dein allzugroß Vertrauen,
Durch dein Streben, allzuwagend!“
Und hinaus zum Zelte ſtürzend,
Schaut ſie dort mit ſtummem Grame,
Wie in Blut und ſchwarzen Tüchern
Man ihn hebet auf die Bahre,
Während And're zu Enriquen
Huldigend den Zepter tragen,
Dumpfe Grabesglocken ſtöhnen
Zu der Freude lautem Klange,
Aber die des Don Enrique
Laſſen Freudenglocken ſchallen,
Singen, ſchreien: „Hoch Enrique!“
Während die, Don Pedro's, klagen,

Todtenglocken läuten, ruſen:
„Wehe, daß der Herr erſchlagen!“

Wie der Neid an fremdem Gute
Stets vermehrt die inner'n Qualen,
Und der Anblick eines Feindes
Der da ſteht im Siege ſtrahlend,
So nun ſchluchzet die Sennora,
Wüthend an die Bruſt ſich ſchlagend,
Als ſie Pedro ſchaut ſo blutig,
Und Enriq' im Golde prangend.
Und ſie raufet ſich die Haare,
Die doch keine Schuld getragen,
So, daß Gold mit Perlen miſchent,
Ziert mit beiden ſie den Nacken.
„Feige, hier in meinem Herzen
Lebt noch Pedro!“ will ſie klagen,
Doch die Stimme, ſchmerzgebrochen,
Den gewohnten Dienſt verſaget.
Aber die des Don Enrique
Laſſen Freudenglocken ſchallen,
Singen, ſchreien: „Hoch Enrique!“
Während die, Don Pedro's, klagen,
Todtenglocken läuten, ruſen:
„Wehe, daß der Herr erſchlagen!“

Und zerreißend ihre Kleider
Zeigt ſie nun den Buſen wallend,
Gleich als ſei er vom Kryſtalle
Pedro's Bildniß in ſich tragend;
Doch nicht ſehen es die Feinde,
Wohl der Himmel ſieht es aber,
Neidiſch, in ſo wen'gem Schnee
Schauend ſo viel Glut und Flammen.
Und zur Erde ſinkt ſie nieder,
Nicht ſo großen Schmerz ertragend,
Und die ſchönen Augen ſchließen
Tod und Lieb' zu langem Schlafe.

Während durch des Planes Weite
Hier und dorten, durcheinander,
Sieger und Beſiegte rennen,
Nied're, wie vom hohen Range.
Aber die des Don Enrique
Laſſen Freudenglocken ſchallen,
Singen, ſchreien: „Hoch Enrique!“
Während die, Don Pedro's, klagen,
Todtenglocken läuten, rufen:
„Wehe, daß der Herr erſchlagen!“

Don Guarinos.

Altſpaniſche Romanze.

Wehe über euch, ihr Franken,
Ob der Schlacht bei Roncesvalles,
König Carl ließ die Ehre
Und zwölf Pairs dort auf dem Schlachtfeld.

Auch der Admiral des Meeres,
Don Guarinos, lag in Banden,
Von den ſieben Mauernkön'gen
Ward der ſtarke Held gefangen.

Siebenmal das Loos ſie warfen,
Wer ihn ſollt' zu eigen haben;
Siebenmal fiel er im Looſe
Auf Marlotes, den Infanten.

Höher ſchätzte ihn Marlotes
Als Arabiens gold'ne Lande,
Und er ſprach zu Don Guarinos,
Ihn entehrend, da er ſagte

„Beim Profeten, Held Guarinos;
Werde Maure, wie wir Alle,

Will dir geben, was an Schätzen
Du nur immer magſt verlangen.“

„Beide Töchter, ſo ich zeugte,
Beide Töchter ſollſt du haben,
Eine, daß ſie dich zu kleiden,
Und zu ſchmücken Sorge trage.“

„Und zur eh'lichen Genoſſin
Will ich geben dir die And're,
Und Arabien ſammt den Städten
Bring' ſie dir zur Morgengabe.“

„Wollteſt du noch mehr, Guarinos,
Sollteſt du auch mehr noch haben.“
Nun wird ſprechen Held Guarinos,
Höret wohl nun, was er ſaget:

„Nimmer mög' der Herr des Himmels
Und Maria es geſtatten,
Daß ich mich zu Mahoms Glauben
Wende, ab von Chriſto laſſend.“

„Nur der Einen werd' ich Gatte,
Die in Frankreich meiner harret.“
D'rauf gebietet, in den Kerker
Ihn zu werfen, der Infante.

„Seinen frechen Trotz zu beugen
Leget ſeine Hand in Bande,
Daß kein Roß ihn wieder trage
Sitz' er halb in faulem Waſſer.“

„Von den Schultern bis zur Ferſe,
Sieben Zentner Eiſen trag' er,
Und an jedem der drei Feſte
Werd' er bis auf's Blut geſchlagen.“

„Bei dem erſten Feſt zur Weihnacht,
Wie am heil'gen Oſtertage,
Und beim dritten, ſo zu Pfingſten
Wird gefeiert aller Lande.“

Tage kamen und vergingen,
Und es kam der Tag Johannis,
Wo die Chriſten und die Mauren
Große Freudenfeſte halten.

Galgant ſtreuen alle Chriſten,
Mirthen alle Mauren brachten,
Und die Juden opfern Kräuter,
Das Johannisfeſt zu achten.

Ein Gerüſte läßt errichten
Freudenvoll nun der Infante,
Nied'rer nicht und auch nicht höher,
Als bis in die Wolken ragend.

Und nach jenem Ziele warfen
Nun die Maurenritter alle,
Doch wie dieſer warf und jener,
Nimmer mocht's zur Erde fallen.

Sehr erzürnt iſt d'rob Marlotes,
Und er läßt den Herold ſagen:
Daß kein Kindlein man zu ſäugen,
Noch zu eſſen Jemand wage,

Bis das Ziel, ſo er geſtecket,
Sei erreicht von einer Lanze.
Und den Lärm vernimmt Guarinos,
An dem Ort, wo er gefangen.

„Mög'ſt mir helfen, Gott des Himmels!
Und du Mutter, voll der Gnaden,

Jetzt wird wohl die Königstochter,
Angetrauet einem Gatten.„

„Oder iſt der Tag gekommen,
Der mir bringt die herben Qualen?“
Dieß vernimmt der Kerkermeiſter,
Der ſo eben bei dem Franken.“

„Nicht vermählet, wie du glaubeſt,
Wird die Tochter des Infanten
Noch iſt jener Tag gekommen,
Wo du wirſt auf's Blut geſchlagen.“

„Doch der Tag iſt angebrochen
Den man nennt den Tag Johannis,
Und an dem die Freien d'roben
Froh genießen ihres Mahles.“

„Ein Gerüſte ließ errichten,
Voll der Freuden, der Infante,
Deſſen Spitze ſo gebauet,
Daß ſie bis zum Himmel raget.“

„Nach dem Ziel die Mauren warfen,
Doch ſie mochten's nicht erlangen,
D'rob Marlotes läßt im Grimme,
Solches Wort den Herold ſagen:“

„Keiner ſoll des Leibes pflegen,
Bis das Ziel erreicht die Lanze.“
D'rauf erwiedert Don Guarinos,
Nun vernehmet, was er ſaget:

„Gebet mir mein Roß, das früher
Mich in manchem Streit getragen,
Und die Waffen gebt mir, die mich
Einſt geſchmückt in früher'n Tagen.“

„Gebt mir meine Lanze wieder,
Die ich ſchwang mit kräft'gem Arme,
Und das Ziel, wie hoch es immer,
Will ich alſobald erlangen.“

„Und wenn ich es nicht getroffen,
Mag mich tödten der Infante.“
Als dieß hört der Kerkermeiſter,
Spricht er ſo zu dem Gefang'nen:

„Sieben Jahre ſind verfloſſen,
Daß du hier im Kerker ſchmachteſt,
Da ich's nicht begreife, wie man
Nur Ein Jahr hier könn' erlangen.“

„Und doch ſag'ſt du, daß du Kraft noch
Um an Solches dich zu wagen?
Wohl hoff'ſt du zu viel Guarinos,
Doch ich gehe, es zu ſagen

Dem Marlotes; wirſt nun hören
Welche Antwort ich erhalte.“
Und es geht der Kerkermeiſter
Zu Marlotes nach dem Platze.

Und er geht zu dem Gerüſte,
Alſo ſprechend zum Infanten:
„Neues bring' ich, ſo ihr welches
Zu vernehmen Willen traget.“

„Wiſſet, der Gefang'ne d'runten
Alſo, zu mir eben ſagte:
So ihr ihm den Rappen gebet
Der ihn früher hat getragen,“

„Und die Waffen all', mit welchen
Er gerüſtet ſich zum Kampfe,

Wolle er das Ziel dort oben,
Wie's auch noch ſo hoch, erlangen."

Als Marlotes dieſes hörte,
Ließ er bringen den Gefang'nen,
Um zu ſehen, ob zu Roſſe
Auch noch ſitzen könn' der Franke.

Suchen läßt er d'rauf und wieder
Geben ihm den alten Rappen,
Der gar mühſam Kalk zu ziehen
Ward verdammt ſeit ſieben Jahren.

Ausgerüſtet wird Guarinos
Jetzt mit ſeinen roſt'gen Waffen,
Spottend ſah dieß und mit Lachen
Alſo ſprechend, der Infante:

„Eile hin nun zu dem Ziele,
Siehe, ob du's magſt erlangen,"
Und voll Feuer wirft Guarinos
Nach dem Ziel mit ſeiner Lanze.

Und es liegt mehr als die Hälfte
Abgeſtürzt ſogleich im Graſe,
Und die Mauren, dieß erſehend,
Wollen ihn voll Wuth erſchlagen.

Doch Guarinos, der Gewalt'ge,
Hebt den Arm nun hoch zum Kampfe,
Ob der Mauren gleich ſo viele,
Daß verhüllt der Sonne Strahlen.

Und er focht nun ſolcher Weiſe
Daß er bald ſich durchgeſchlagen,
Und zum fernen Frankreich floh er,
Zu dem theu'ren Vaterlande,

Wo er auch mit vielen Ehren
Von den Seinen ward empfangen.

Die Sendung der Engel.

Altſerbiſche Legende.

Gott der Herr gebot einmal
Dreien ſeiner Engelein:
„Hört ihr ſchmucken Engelein,
Ihr Woiwoden meines Reich's,
Steigt hinab zur Erdenwelt
Und erbaut drei Geigen euch
Aus gedorrtem Ahornholz.
Wandert hin dann durch die Welt,
Wie durch's Feld die Biene zieht,
Geht von Gottes Fenſter aus,
Wo der Sonne Aufgang iſt,
Prüfet jedes Menſchen Herz
Nach der Reihe, Burg für Burg,
Ob von mir ein jedes weiß,
Und von meiner Herrlichkeit.“

Und die Englein allſogleich
Steigen auf die Erdenwelt,
Bauten dort die Geigen ſich
Aus gedorrtem Ahornholz
Und durchwanderten die Welt,
Wie durch's Feld die Biene zieht,
Von dem Fenſter Gottes aus,
Wo der Sonne Aufgang iſt,
Prüften jedes Menſchen Herz
Nach der Reihe, Burg für Burg,
Aber jedes wußt' von Gott
Und von ſeiner Herrlichkeit.

Und ſo kamen auch die Drei
Vor des reichen Gavan's Burg,

Als es eben Sonntag war.
Einen halben Sommertag
Stunden ſchon die Eng'lein dort,
Schmerzten Füßchen ſie vom Steh'n,
Und die weißen Händchen auch,
Wehrend grimmer Hunde Biß,
Als doch endlich Jelena,
Die des Gavan's ſtolze Frau,
Aus des Schloſſes Pforten trat.

Jungfrau'n ſchritten vor ihr her,
Jungfrau'n gingen hinter ihr,
Auf dem Haupt ihr ſaß ein Pfau,
Der ihr mußte Kühlung weh'n.
Doch das übermüth'ge Weib
Brachte nur ein Krümchen Brot,
So geknetet Freitag's ſchon,
Samſtag's in den Ofen kam,
Und gebacken Sonntag's war.

Dieſes gab den Dreien ſie,
Aber nicht wie's Gott gefällt,
Stieß es ihnen mit dem Schuh
Von dem rechten Fuße hin.

„Nimm, du ſchlechtes Bettelvolk! —
Welch' ein Gott iſt euer Gott,
Der ernähren nicht einmal
Seine eig'nen Diener kann,
Und zu mir ſie ſchicken muß?!
Mir im Hauſe wohnt mein Gott,
Seine Macht erſchuf für mich
Dieſe Burgen hier von Blei,
Und von Silber ihr Geräth'
Herden auch, und Gold und Gut.“

Und die Eng'lein zogen fort.

Da erblickten Stefan ſie,
Der des Gavan's treuer Knecht,
Und die Eng'lein flehten: „Hör'
Bruder Stefan unſer Fleh'n,
Gib uns eine Spend', um Gott!“
Spricht zu ihnen Stefan da:
„Bettler, Brüder, höret mich,
Habe nichts, ſo mir gehört,
Als ein weißes Lämmchen nur,
Das mir gab der Gavan, als
Ich zeh'n Jahr' ihm treu gedient.
Mußt' erbetteln mir die Milch,
Daß ich ſätt'gen konnt' das Thier,
Doch das ſchönſte iſt es jetzt,
Das ihr in der Herde trefft.
Wär' das Lämmchen nur bei mir
Schenkte ich's euch alſogleich.“

Doch wie Stefan rückwärts ſchaut
Sich, da naht das Lämmchen juſt,
Springt mit Blöcken zu ihm hin,
Seiner freuend ſich, als wär'
Lämmchens Mutter er fürwahr.
Stefan aber nimmt das Lamm
Küßt es dreimal auf die Stirn',
Gibt es dann den Eng'lein hin,
„Bettler, Brüder, nehmt das Lamm,
Milde Gabe ſei's für euch,
Und Fürbitte mir bei Gott.“

Und die Eng'lein zogen fort.

Und als nun die Eng'lein
Kamen vor den Thron des Herrn,
Da erzählten ſie getreu,
Wie's auf Erden ihnen ging.
Sprach zu ihnen da der Herr:

„Hört ihr ſchmucken Engelein,
Steigt hinab zur Erdenwelt,
Und begebt zu Stefan euch,
Senkt ihm Frohſinn in die Bruſt,
Und Genügſamkeit zugleich,
Daß er jetzt ſchon werd' belohnt
Für das Gute, ſo er that.
Dann auch gehet in die Burg
Jenes übermüth'gen Weib's,
Wandelt mir in einen See
Allſogleich der Stolzen Schloß.
Doch ergreift die Böſe ſelbſt,
Knüpft ihr Steine an den Hals,
Teufel knüpft an jeden Stein,
Daß ſie durch die Hölle ſie
Ziehen, wie durch's Meer ein Schiff!“

Altſerbiſche Heldenſagen.

I.

Marko Kraljewitſch findet den Säbel ſeines Vater's.

Früh am Morgen, noch vor Tagesanbruch,
War ein Türkenmädchen aufgeſtanden,
Am Mariza wollt' es Leinwand bleichen.
Klar vor Sonnenaufgang war das Waſſer,
Doch nach Sonnenaufgang wurd' es trübe,
Trübe wurd' es und mit Blut geröthet,
Führte Roſſe mit und blanke Helme,
Und manch' wunde Helden, noch vor Mittag.
So auch bracht' heran es einen Helden
Den die wilde Fluth des Strom's ergriffen.
In dem Strome ſich im Wirbel drehend

Sieht der Held das Mädchen nun am Ufer,
Und beginnt bei Gott es zu beſchwören:
„Schönes Mädchen, ſei in Gott mir Schweſter!
Wirf mir zu doch eine Rolle Leinwand
Und errette mich aus dieſen Wellen,
Und ich will zum Dank dich glücklich machen.“
Und das Mädchen fühlt in Gott Erbarmen,
Wirft ihm zu das eine End' der Leinwand,
Bringt ihn glücklich an des Fluſſes Ufer.
Siebzehn Wunden deckten ſeinen Körper,
Der geſchmückt mit köſtlichem Gewande.
An der Seite trug er einen Säbel,
Welchen dreifach gold'ne Griffe zierten,
Drei gar ſelt'ne Steine in den Griffen,
Gleich an Werth drei Feſtungen des Sultan's.

Und der Held zum Türkenmädchen ſagte:
„Türkenmädchen, meine liebe Schweſter,
Sag', wer wohnt bei dir im weißen Schloſſe?“
D'rauf das Türkenmädchen ihm entgegnet:
„Hab' ein altes Mütterchen zu Hauſe
Und noch einen Bruder: Muſtaf Aga.“
Und der wunde Krieger nun erwiedert:
„Türkenmädchen, meine liebe Schweſter,
Geh' und ſag' dem Bruder Muſtaf Aga,
Daß er mög' in's weiße Schloß mich bringen.
Trag' am Leibe drei gefüllte Gürtel,
Jeder faßt dreihundert Golddukaten,
Mit dem einen will ich dich beſchenken,
Mit dem zweiten deinen Bruder Muſtaf,
Nur den dritten will ich mir behalten
Um die ſchweren Wunden mir zu heilen.
Will es Gott, daß wieder ich geneſe,
Türkenmädchen, ſollſt du glücklich werden
So wie auch dein Bruder, Muſtaf Aga.“

Und das Mädchen geht zum weißen Schloſſe
Und erzählt dem Bruder Muſtaf Aga:

„O mein Bruder, Aga, Muſtaf Aga!
Einen Helden habe ich gefunden
Schwer verwundet am Marizafluſſe,
Trägt bei ſich drei vollgefüllte Gürtel,
Jeder faßt dreihundert Golddukaten;
Mit dem einen will er mich beſchenken,
Mit dem zweiten dich, o Muſtaf Aga!
Will den dritten nur für ſich behalten,
Um die ſchweren Wunden ſich zu pflegen.
Lieber Bruder, laſſ' Dich's nicht gelüſten
Zu erſchlagen ihn, den wunden Helden,
Bring' in's weiße Schloß ihn mit Erbarmen."

Ging zum Fluß Mariza hin der Aga.
Als er fand den ſchwerverletzten Helden,
Hub er an den Säbel zu bewundern,
Schlug dem Helden dann das Haupt herunter,
Zog ihm aus ſodann die reichen Kleider,
Und begab zurück ſich nach dem Schloſſe.

Seine Schweſter kam ihm hier entgegen,
Und wie ſie jetzt ſah, was er verübet
Sprach ſie weinend zu dem Muſtaf Aga:
„Bruder, ſag' warum, daß Gott dich ſtrafe,
Haſt den wunden Helden du erſchlagen?
Mochteſt alſo dich verleiten laſſen
Zu dem Todtſchlag, eines Säbels wegen!
Gebe Gott, daß es dein Haupt nicht koſte."
Alſo ſprach ſie und entfloh zum Schloſſe.

Kurze Zeit nach dieſem war vergangen,
Kam ein Firman von dem Türkenkaiſer,
Daß in's Feld der Muſtaf Aga ziehe.
Zog der Mujo zu dem Heer des Sultan's,
Jenen Säbel an der Seite tragend.

Als er angelangt nun bei dem Heere,
Alt und Jung den Säbel da bewundert,

Keiner doch kann aus der Scheid' ihn ziehen.
So von einer Hand zur ander'n wandernd
Kam an Marko Kraljewitſch der Säbel,
Und von ſelber flog er aus der Scheide.

Als den Säbel Marko jetzt betrachtet,
Fand er d'rauf drei wohlbekannte Zeichen:
War des Waffenſchmiedes Nam' das erſte,
Der des Königs Wukaſchin das zweite,
Und des Marko Kraljewitſch das dritte.
Und er fragt den Türken Muſtaf Aga:
„Sag' bei Gott mir, junges Türkenbürſchchen,
Wie zu dieſem Säbel du gekommen?
Haſt du ihn für bares Geld erſtanden,
Oder in der blut'gen Schlacht gewonnen,
Oder iſt's ein Erbtheil deines Vaters,
Oder ein Geſchenk von deinem Liebchen?“

Ihm entgegnet da der Muſtaf Aga:
„Weil du mich befragſt, Kaurime Marko,
Will bei Gott ich dir die Wahrheit ſagen,“
D'rauf erzählt er, wie es ſich begeben.
Doch der Marko Kraljewitſch entgegnet:
„Warum, Türke, daß dich Gott erſchlage,
Haſt du ſeiner Wunden nicht gepfleget,
Hätte jetzt, beim mächt'gen Türkenkaiſer,
Dich mit einem Agalik belohnet.“
Spricht hierauf zu ihm der Muſtaf Aga:
„Faſ'le ſo nicht, o Kaurime Marko!
Könnteſt du ein Agalik bekommen,
Würdeſt du's wohl ſelbſt für dich behalten,
Gib zurück mir lieber meinen Säbel.“

Doch der Marko Kraljewitſch ihn ſchwenket,
Haut den Kopf dem Muſtaf von dem Rumpfe.
Schnell zum Sultan bringt man dieſe Kunde,
Und der Sultan ließ den Marko rufen.

Wie die Sclaven zu dem Marko kamen
Ihn zu rufen, gab er keine Antwort,
Sondern ſaß und trank vom rothen Weine.
Als jedoch zu viel der Boten kamen,
Warf er ſeinen Wolfspelz um die Achſeln,
Langte dann nach der gewicht'gen Keule
Und begab ſich in das Zelt des Sultans,
Und ſo heftig Marko war erzürnet,
Daß im Aug' ihm blut'ge Thränen glänzten.

Als der Sultan ſo erblickt den Marko,
In der Rechten die gewicht'ge Keule,
Wich zurück er, bis, ſtets näher tretend,
An die Wand ihn hat gedrängt der Marko.
Griff der Sultan da in ſeine Taſche,
Reichte Marko hundert Golddukaten,
„Gehe Marko, labe dich mit Weine,
Warum biſt du nur ſo ſehr erzürnet?"
„„Frage nicht, o Sultan, lieber Vater,
Hab' erkannt den Säbel meines Vaters,
Hätt' ich ihn in deiner Hand gefunden,
Wär' ich minder nicht in Zorn gerathen!""
Wandte d'rauf ſich und verließ den Sultan.

II.

Marko Kraljewitſch und die Vile.

Muthig zogen einſt zwei Waffenbrüder
Ueber Miroſch's herrliche Gebirge,
Marko Kraljewitſch, ſo hieß der Eine,
Miloſch, der Woiwod', nannt' ſich der And're.
Mann an Mann auf muth'gen Roſſen reitend,
Mann an Mann die blanken Lanzen tragend,
Einer küßt des Ander'n weißes Antlitz,
Weil ſich Beide gleich als Brüder lieben.
Marko auf dem Schecken faſt entſchlummert,

Sprach zu Miloſch da, dem tapfer'n Bruder:
„O mein Bruder, du Woiwode Miloſch!
Gar ſehr hat der Schlummer mich bewältigt,
Singe Bruder, daß ich mich erheit're,“
Ihm erwiedert Miloſch, der Woiwode:
„O mein Bruder, o mein tapf'rer Marko!
Gerne wollt' ich dir, mein Bruder, ſingen,
Doch verboten hat es mir die Vile,
Schwur's, wenn ſie mich würde ſingen hören,
Mich mit ſcharfem Pfeile zu verwunden
In den Hals und in das Herz, das muth'ge.“
Da entgegnete Kraljewitſch dem Bruder:
„Singe Bruder, fürchte nicht die Vile
An der Seite deines Freundes Marko,
Und hier meines ferneſeh'nden Scheckens,
Und der gold'nen ſechsgezackten Keule.“

Hub hierauf der Miloſch an zu ſingen,
Ein gar herrlich Lied hat er begonnen,
Von den Alten, wie ſie beſſer waren,
Wie jedweder einſt das Reich verwaltet
Im gerühmten Lande Mazedonien,
Welchen Ruhm jedweder ſich erworben.

Und das Lied war Marko lieb geworden,
Und er ſtützt ſich an den Knopf des Sattels,
Marko ſchlummert und der Miloſch ſinget.
Hörte ihn die Vile Ravijoila,
Und begann mit Miloſch wett zu ſingen,
Miloſch ſingt, es ſingt die weiße Vile.
Aber ſchöner klingt des Miloſch Stimme
Als die Stimme klingt der weißen Nymphe.
D'rob ergrimmt die Vile Ravijoila,
Springt hinauf in das Gebirge Miroſch,
Spannt zwei Pfeile auf zwei weiße Bogen,
Einer trifft den Miloſch in den Nacken,
In ſein heldenmüth'ges Herz der zweite.
Rief da Miloſch: „Wehe, meine Mutter!

Wehe Marko, mir in Gott verbrüdert,
Bruder weh'! mich traf der Pfeil der Vile!
Hab' ich dir es nicht vorausgekündet,
Daß ich nicht ſoll ſingen durch's Gebirge!“

Riß der Marko da ſich aus dem Schlafe,
Sprang herab vom buntgefleckten Roſſe,
Schnallte feſt den Sattelgurt dem Schecken,
Küßt und halſet ſein geflecktes Rößlein:
„Wehe Schecke! meine rechte Hand du!
Hol' mir ein die Vile Ravijoila,
Will mit blankem Silber dich beſchlagen,
Blankem Silber und gedieg'nem Golde,
Will dich bis an's Knie mit Seide decken,
Von dem Knie mit Troddeln bis zum Hufe;
Will die Mähnen dir mit Gold durchflechten,
Will verzieren ſie mit edlen Perlen,
Doch, ſo du mir nicht erreichſt die Vile,
Will ich dich auf beiden Augen blenden,
Will dich lähmen auch an allen Füßen
Und dich in der Oede hier verlaſſen,
Daß du irren ſollſt von Tann' zu Tanne,
Wie der Marko ohne ſeinen Bruder.“
Dann erfaßt ſein Roß er an den Schultern
Und durchbrauſet das Gebirge Miroſch.

Vile flog am Gipfel des Gebirges,
Schecke ſchnaubte mitten durch die Wildniß,
Nicht zu ſehen war ſie, nicht zu hören.
Als jedoch der Schecke ſie erblickte,
Sprang er an drei Lanzen in die Höhe,
An vier Lanzen aber in die Länge;
Bald hat Schecke eingeholt die Vile.

Als ſich alſo ſah bedrängt die Vile,
Flog ſie auf gen Himmel in die Wolken,
Da erfaßte Marko ſeine Keule,
Schleudert ſie vielkräftig und behende,

Traf die Vile an die weiße Schulter,
Warf ſie ſo zur ſchwarzen Erde nieder
Und begann ſie mit der Keul' zu ſchlagen,
Wendet ſie zur Rechten und zur Linken,
Schlägt ſie mit der ſechsgezackten Keule.
„Warum, Vile, daß dich Gott erſchlage!
Warum ſchoſſeſt du auf meinen Bruder?
Gib jetzt Kräuter für den wunden Miloſch,
Nimmer trägſt du ſonſt dein Haupt von hinnen.“

Vile hub da an ihn zu beſchwören:
„Laß um Gott, mein Bruder, tapf'rer Marko,
Gott dem Höchſten, um den heil'gen Johann,
Laß doch lebend mich nur in's Gebirge,
Daß ich Kräuter ſuche auf dem Miroſch,
Daß die Wunden ich dem Helden heile!“

Marko war barmherzig, Gottes wegen,
Fühlte Mitleid in dem Heldenherzen,
Ließ die Vile lebend in's Gebirge.
Vile pflückte Kräuter auf dem Miroſch;
Pflückte Kräuter, oft ſich Marko meldend:
„Bruder Marko, werde alsbald kommen!“

Vile fand die Kräuter auf dem Miroſch,
Heilte bald mit dieſen Miloſch's Wunden,
Schöner iſt des Miloſch ſchöne Stimme
Wahrlich ſchöner als ſie je geweſen.
Ging die Vile wieder in's Gebirge,
Und der Marko zog mit ſeinem Bruder
In die Gegend zogen ſie von Porecs.
Wateten durch Timok's gelbe Fluthen
Dort bei Bregow, bei dem großen Dorfe,
Gingen an die Grenze dann von Widdin.

Sprach die Vile zu den ander'n Vilen:
„Hört ihr Vilen, hört und laßt euch warnen,
Schießt auf keinen Helden im Gebirge,

So vom Marko Kraljewitſch ihr Kunde,
Und von ſeinem fernhinſch'nden Schrecken,
Und von ſeiner ſechsgezackten Keule,
Was mußt' Aermſte ich von ihm erleiden,
Kaum daß mit dem Leben ich entkommen."

III.

Des Arabers Brautfahrt.

Baute einſt ein Araber am Meere
Sich ein Schloß von zwanzig Gaden Höhe.
Als der Bau des Schloſſes war vollendet,
Ließ er Gläſer rahmen in die Fenſter
Und mit Teppichen den Boden kleiden,
Alſo ſprechend zu dem Schloß am Meere:
„Wozu dienſt du nun, du öde Veſte?
Sag' wer ſoll ſich wohl in dir ergehen?
Habe keine Mutter, keine Schweſter,
Habe weder Gattin noch Geliebte,
Die in dir ſich Schloß am Meer erginge.
Doch ſo ſicher mich ein Weib geboren,
Will ich freien um des Sultans Tochter,
Und mir geben ſoll er ſie zum Weibe
Oder ſich im Zweikampf mit mir meſſen."

Alſo ſprach der Araber zum Schloſſe,
Schrieb ſodann ein Briefchen an den Sultan,
Schickte dieſes eiligſt hin nach Stambul:
„Sultan, der in Stambul du gebieteſt,
Habe mir erbaut ein Schloß am Meere,
Niemand lebet der ſich d'rin erginge,
Habe keine Mutter, keine Schweſter,
Habe weder Gattin noch Geliebte,
Gib mir d'rum zum Weibe deine Tochter,
Willſt du aber ihre Hand mir weigern,
Mußt du dich im Zweikampf mit mir ſchlagen."

Als den Brief der Sultan hat geleſen,
Ließ vor ſich er ſeine Kämpfer kommen,
Und verſprach demjen'gen große Schätze
Dem's geläng' den Araber zu tödten;
Viele Kämpfer zogen hin zum Meere,
Aber keiner kam nach Stambul wieder.
Immer mehr doch ſtieg die Noth des Sultans,
Denn der Kämpfer wurden immer wen'ger,
Alle hatt' der Araber getödtet.
Doch auf's Höchſte ſtieg die Noth des Sultans,
Da der Araber nun ſelbſt ſich rüſtet,
In dem unbewohnten Schloß am Meere,
Kleidet ſich in köſtliche Gewänder,
Gürtet um die Hüften ſich den Säbel,
Schirrt mit eig'ner Hand den muth'gen Rappen,
Schnallt um ſeinen Leib ihm ſieben Gurten,
Legt ihm um's Gebiß den Zaum von Golde,
Bindet d'rauf das Zelt von bunter Seide
Und die ſchwere Keule an den Sattel,
Schwingt ſodann ſich auf des Roſſes Schultern,
In die Hand, die ſcharfe Lanze nehmend,
So nach Stambul zieht er ohne Zögern.

Als er nun erblickt die Thore Stambuls,
Rammt er ſeine Lanze in den Boden,
Bindet ſeinen Rappen an die Lanze,
Spannt ſodann ſein Zelt, ſich d'runter lagernd,
Und begehrt Tribut von den Bewohnern.
Jede Nacht ein Dutzend fetter Schafe,
Einen Ochſen wohlgenährt mit Brote,
Einen Zuber Branntewein vom beſten,
Und vom rothen Weine, zwei derſelben.
Ueber dieſes noch ein junges Mädchen,
Daß den Wein ihm ſchenke und kredenze,
Deren Antlitz Nachts er küſſen könne; —
Alſo währet es drei volle Monde.

Doch den Uebermuth noch weiter treibt er,

Schwingt ſich auf den kampfgewohnten Rappen,
Sprenget hin durch Stambuls breite Straßen,
Bis er ſtehet vor'm Pallaſt des Sultans,
Ruft den Sultan dort mit lautem Hohne:
„Höre, Sultan, gib mir deine Tochter!“
Schwingt darauf die ſchwere Eiſenkeule,
Schmettert ſie an's Thor von dem Pallaſte,
Daß die Scheiben zittern in den Fenſtern.
Als ſich alſo ſteht bedrängt der Sultan,
Da verſpricht er ihm die Hand der Tochter,
Und der Araber beſtimmt den Zeitraum,
Wenn er käme ſich die Braut zu holen.

„Werde kommen binnen fünfzehn Tagen,
Muß nur früher mir noch an der Küſte
All' die ſchmucken Hochzeitsgäſte laden.“
D'rauf beſtieg der Araber den Rappen,
Flog zur Heimath Gäſte ſich zu holen.

Als vernommen dieß des Sultans Tochter
Rang die weißen Hände ſie voll Kummer:
„Dir geklaget ſei es Herr im Himmel,
Hab' mein Antlitz darum ich gepflogen
Daß ein Araber, ein Knecht, es küſſe?“
Als die Nacht jedoch bedeckt die Erde
Trat zur Sultanin an's gold'ne Lager
Eine Traumgeſtalt, die Worte ſprechend:
„Eine Eb'ne liegt in deinen Landen
Herrin, die Koſſowo wird geheißen,
In der Eb'ne ragt die Veſte Prilip
D'rin der Marko Kraljewitſch der Herr iſt,
Send' ein Schreiben an den tapfer'n Marko,
Und verheiße ihm die Hand der Tochter,
Und verſprich ihm auch noch reiche Schätze,
Daß vor'm Araber dein Kind er rette.“

Als heranbrach nun der Tag im Oſten,

Ging die Sultanin zu ihrem Gatten
Und erzählte, was ihr Nacht's geträumet.
Als der Sultan ſie gehöret, ließ er
Einen Firman fert'gen von dem Schreiber,
Schickte dieſen in die Veſte Prilip,
An den Marko Kraljewitſch, den Tapfern.
„Sei in Gott mir Sohn, du tapf'rer Marko,
Eil' nach Stambul auf des Sturmwind's Flügeln
Und erleg' den Araber im Kampfe,
Daß er nicht der Tochter mich beraube,
Will dafür drei Kaſten Gold's dir ſchenken.“

Als den Firman Marko hat geleſen,
Sprach er alſo zu des Sultans Boten:
„Meinen Gruß dem Sultan, meinem Vater,
Mag nicht mit dem Araber mich ſchlagen,
Denn noch nie beſiegt ward er im Zweikampf,
Schlüg' er mir das Haupt herab vom Rumpfe
Nützten wenig mir drei Kaſten Goldes.“,

Und der Bote kehrt zum Sultan wieder,
Ihm verkündend was der Marko ſagte.

Als die Sultanin gehört den Boten,
Schrieb mit eig'ner Hand ſie an den Marko:
„Sei in Gott mir Sohn, du tapf'rer Marko,
Rette vor dem Wüſtenſohn die Tochter;
Will dafür fünf Kaſten Gold's dir ſchenken.“

Als das Briefchen Marko hat geleſen,
Sprach er alſo zu der Herrin Boten:
„Grüß' die Sultanin mir, meine Mutter,
Mag nicht mit dem Araber mich ſchlagen,
Denn noch nie beſiegt ward er im Kampfe.
Möcht' das Haupt mir ſchlagen von dem Rumpfe,
Das mir lieber iſt als alle Schätze.“

Und zur Sultanin der Bote kehret
Ihr berichtend was der Marko ſagte.

Als des Sultans Töchterlein dieß höret
Nimmt zur Hand es ſelbſt Papier und Feder,
Rizt ſich mit der Feder in die Wange,
Fängt das Blut, das aus der Wunde quillet,
Schreibt mit ihrem Blute an den Marko:
„Tapf'rer Marko, ſei in Gott mir Bruder,
Mir, die dich beim ew'gen Gott beſchwöret,
Und bei St. Johannes, Eu'rem Heil'gen,
Gib dem Araber mich nicht zum Raube.
Will dir ſieben Kaſten Goldes ſchenken,
Und dazu noch ſieben feine Hemden,
Die gewebt nicht ſind, und nicht geſponnen,
Die gegoſſen aus gedieg'nem Golde.
Einen Tiſch von Gold auch will ich ſenden
D'rauf empor ſich ringelt eine Schlange,
Welche doch das kluge Haupt erhebet,
Tragend ein Juwell in ihrem Munde
Das des Nacht's dir leuchtet wie am Tage.
Einen Säbel ſollſt du noch bekommen,
Den drei gold'ne Griffe reich verzieren,
Gleich an Werth drei Feſtungen des Sultans,
Auch des Sultans Siegel ſoll dir werden,
Daß nie ein Weſir dich könn' enthaupten
Eh' er nicht befragt den Sultan ſelber."

Als dieß Schreiben Marko hat geleſen,
Sprach er zu ſich ſelber dieſe Worte:
„Wehe, wehe, meine liebe Schweſter!
Schlimm iſt's kommen, ſchlimm auch iſt's zu bleiben,
Fürchte nicht den Sultan, noch die Herrin,
Fürchte nichts als Gott und Sanct Johannes,
Will doch geh'n und ſollt' ich nimmer kehren."
Sendet d'rauf zurück den Boten wieder,
Sagt nicht ob er komme, ob er bleibe.

Geht jedoch zur Reiſe ſich zu rüſten,
Um die Schultern wirft er eine Wolfshaut,
Setzt ſich auf von Wolfshaut eine Mütze,
Gürtet um die Lenden ſich den Säbel,
Faßt ſodann die kampferprobte Lanze,
Steiget in den Stall zu ſeinem Schecken,
Schnallet ihn mit ſiebenfachen Gurten,
Füllt mit rothem Wein ſich eine Blaſe,
Hängt ſie auf des Schecken rechte Seite,
Die gewicht'ge Keule auf die linke.
Schwingt ſodann ſich auf des Schecken Schultern,
Und ſo zieht er hin den Weg nach Stambul.
Als in Stambul er d'rauf angekommen,
Geht der Marko in die neue Schenke;
In der Schenke will er übernachten.

Niederſinkt der Abend auf die Erde,
Und zum Meere führt er ſeinen Schecken,
Will ihn tränken dort im kühlen Waſſer.
Doch den Schecken luſtet's nicht zu trinken,
Sondern ſieht ſich um nach allen Seiten.

Sieh', da kommt ein ſchlankes Türkenmädchen,
Gold'nen Schleier um das Antlitz wehen.
Als ihr weißer Fuß betritt das Ufer,
Neigt ſie zu dem Meere ſich hinunter,
Alſo zu den grünen Wellen ſprechend:
„Seid gegrüßet mir, ihr grünen Wellen,
Meer, mein künft'ger Aufenthalt, in welchem
Ich in Ewigkeit verbleiben werde.
Lieber will ich dir mich jetzt vermählen,
Als dem Araber, der mein begehret."
Naht der Marko da dem Türkenmädchen
Alſo ſprechend: „Junges Türkenmädchen,
Sprich, warum willſt du in's Meer dich ſtürzen,
Dich vermählen mit den kalten Wellen,
Welch' ein Schmerz iſt's, der dein Herz durchwühlet?"

Spricht das Türkenmädchen zu dem Marko:
„Ei, was frägſt du mich zerlumpter Derwiſch,
Ei, was frägſt du, kannſt du doch nicht helfen?"
D'rauf erzählt ſie Alles ihm mit Thränen,
Sagt, warum ſie will in's Meer ſich ſtürzen.

Spricht: „Auch nannte man mir noch den Marko,
In dem weißen Felſenſchloſſe Prilip,
Sagte mir, er ſei ein Held und fähig
Nur allein den Araber zu tödten.
Hab' in Gott ihn Bruder angeflehet,
Hab' beſchworen ihn bei St. Johannes,
Hab' der Schätze viele ihm verſprochen,
Doch nicht kämpfen will für mich der Marko."

Spricht der Marko Kraljewitſch: „O zürne
Nicht auf mich, Du meine liebe Schweſter,
Denn von dem du ſprichſt, ich bin es ſelber."

Als vernommen dieß das Türkenmädchen,
Fällt ſie um den Hals ihm: „O errette
Von dem Araber mich armes Mädchen!"

Marko Kraljewitſch darauf erwiedert:
„Türkenmädchen, meine liebe Schweſter,
Wiſſ', ſo lang' mein Haupt noch ſitzt am Rumpfe
Haſt den Araber du nicht zu fürchten.
Aber ſprich von mir zu Niemand andern,
Sag' dem Sultan nur und deiner Mutter
Daß ſie mir ein Mahl zur Nacht bereiten
Und für friſchen Wein zum Trunke ſorgen,
Aber Beides ſollen in die Schenke,
In die neue Schenke ſie mir ſenden.
Kommt der Araber mit ſeinen Gäſten
Sollen Beide höflich ihn empfangen,
Und als Braut dich ihm nur übergeben,
Daß er Lärm nicht in dem Schloſſ' erhebe.

Werd' ſchon wiſſen dich ihm zu entreißen,
So es Gott will, und das Glück des Helden."

Ging hierauf der Marko in die Schenke,
Und das Mädchen in das Schloß des Sultans,
Und erzählt, daß Marko ſei gekommen.
Als des Mädchens Eltern dieß vernahmen,
Ließen ſie ein leck'res Mahl bereiten,
Und ihm ſelbes in die Schenke bringen.

Als ſich Marko anſchickt Wein zu trinken,
Sperrt in Stambul Alles juſt die Thore;
Kam der Schenkwirth auch, bei dem der Marko
Einſprach, um die Hausthür' zu verſchließen.

Fragt der Marko Kraljewitſch den Schenken:
„Sprich was ſperreſt du ſo früh die Thüre?"

D'rauf der Schenkwirth alſo ihm erwiedert:
„Ei bei Gott, du Held aus fremdem Lande,
Wiſſ', es freit ein Araber, ein wilder,
Um die junge Tochter unſ'res Sultans,
Und noch heute holt er heim das Mädchen.
Furcht iſt's vor dem Araber, warum wir
Unſ're Thüren heut' ſo früh verſchließen."

Doch nicht läßt der Marko dieß geſchehen,
Denn er wollte ſeh'n den frechen Werber,
Und die Gäſte die mit ihm noch kämen.

Da erdröhnt's mit Eins in Stambuls Gaſſen,
Seht, der Araber kommt angeſprenget,
Hinter ihm fünfhundert Hochzeitsgäſte,
Alle Araber, gleich wie ihr Führer.
Schnaubend bäumt ſich unter ihm der Rappe,
Daß die Steine unter'm Huf zerſpringen,
Und die Splitter fliegen in die Häuſer.

Als er kam nun zu der neuen Schenke,
Sprach der Araber zu ſich voll Staunen:
„Welch ein Wunder muß ich hier erſchauen?
Alles hat aus Furcht vor mir in Stambul
Seine Thür' verſchloſſen und verriegelt,
Nur die Schenke hier iſt nicht verſchloſſen.
Ob wohl Niemand d'rinnen ſich befindet,
Oder gar ein Thor, ein übermüth'ger,
Der noch keine Furcht vor meinem Nahen?"

Doch er reitet fort zur Burg des Sultans,
Weilet dort die Nacht mit den Gefährten,
Als genaht jedoch der nächſte Morgen,
Gibt dem Arabar ſein Kind der Sultan
Und zwölf Kaſten Gold's zur Hochzeitsgabe.
Zog hierauf der Araber aus Stambul
Mit der Braut, den Schätzen und den Gäſten.

Als ſie kamen an die neue Schenke,
Stand die Thüre offen, ſo wie früher,
Spornt der Araber den flinken Rappen,
Denn gewaltig drängt es ihn zu ſehen
Wer doch d'rinnen in der Schenke hauſe.

Mitten in der Schenke ſaß der Marko
Ganz gemächlich rothen Weines ſchlürfend,
Trank jedoch nicht ſo, wie ſonſt man pfleget,
Trank aus Kannen, die zwölf Maß enthielten,
Trank die Hälfte von dem Wein, die and're
Hälfte aber gab er ſeinem Schecken.
Lüſtet's wohl dem Araber zu zanken,
Doch der Schecke, an die Thür' gebunden,
Läßt den Araber hinein nicht dringen,
Schlägt den Rappen grimmig mit den Hufen,
Bis der Araber ihn wieder lenket
Zu dem Troß, der ihm voraus geeilet.

„Jetzt iſt's an der Zeit," der Marko denket,
Wendet um den Pelz von ſeinem Wolfsfell,
Wendet um vom gleichen Fell die Mütze
Schnallt die Gurten feſter ſeinem Schecken
Und verfolgt ſodann die flinken Reiter.

Als er nun erreicht die Hochzeitsgäſte,
Fängt er Händel an gleich mit den Letzter'n
Und verjagt im Nu die hinter'n Gäſte,
Doch als er zur Braut hindurchgedrungen,
Schlägt zur Erde, Beiſtand er und Führer.
Und zum Araber gelangt die Nachricht:
„Hold nicht, Bräutigam, iſt dir die Stunde,
Eingeholt den Brautzug hat ein Fremder,
Hat ein Roß, nicht ſo wie unſ're Roſſe,
Rein, buntſcheckicht iſt es wie die Rinder,
Und auch er iſt nicht wie and're Helden,
Denn ſein Harniſch iſt das Fell des Wolfes
Und ſein Helm von Wolfsfell eine Mütze,
Und was Schwarzes hält er in den Zähnen
In der Größe eines jungen Lammes.
Als er an den Zug gelanget, fing er
Händel an ſogleich auch mit den Letzter'n,
Jagte auseinander d'rauf die Gäſte,
Und erſchlug den Beiſtand und den Führer."

Schwenkt der Araber den muth'gen Rappen,
Sprengt zurück zu Marko alſo rufend:
„Wehe dir du Held aus fremden Landen,
Welch ein böſer Geiſt hat dich verblendet,
Daß du mir zerſprengt die Hochzeitsgäſte,
Mir erſchlägſt den Führer und den Beiſtand?
Iſt das Hirn dir plötzlich toll geworden,
Oder macht der Uebermuth dich ſinnlos,
Oder biſt du gänzlich ſatt des Lebens?
Hoch und theuer aber ſchwör' ich's Fremdling,
Will die Zügel faſſen jetzt des Rappen,
Siebenmal mit ihm dich überſpringen,

Siebenmal hinüber und zurücke,
Und dir dann den Schädel hau'n vom Rumpfe!"

Doch der Marko Kraljewitſch entgegnet:
„Spare Araber die Prahlerworte,
So es Gott will, und das Glück des Helden,
Sollſt du kommen mir nicht in die Nähe,
Und viel minder noch mich überſpringen."

Da in Zorn der Araber erglühet,
Faßt in grimmer Wuth den gold'nen Zügel,
Mit den Bügel ſeinen Rappen ſpornend,
Bis den Sprung er waget über Marko.
Doch der Schecke weiß es klug zu hindern,
Stellt ſich aufrecht auf die hinter'n Füße
Und empfängt den Rappen mit den vorder'n,
Ihn mit ſcharfem Zahne ſo verwundend,
Daß er ganz mit Blut iſt überſtrömet.

Schauderhaft, ihr Freunde war's zu ſehen,
Wie ein Held da kämpfte mit dem andern,
Nicht der Araber läßt ſich bezwingen,
Noch der Marko läßt ſich überwinden.
Und ſo kämpften ſie, bis nach vier Stunden
Ihre Säbel brachen, ihre Lanzen.
Doch, da fühlt der Araber es würde
Seine Kraft erliegen der des Gegners,
Schwenkt mit Eins den ſchweißbedeckten Rappen,
Flüchtend ſich durch Stambuls breite Gaſſen.

Wohl verfolgt ihn Marko auf dem Schecken,
Aber ſchneller iſt des Flüchtlings Rappe,
Iſt ſo ſchnell faſt wie des Berges Vile.
Faſt entronnen iſt er dem Verfolger,
Da gedenkt der Marko ſeiner Keule,
Schleudert ſie nach ihm mit kräft'gem Arme,
Trifft den Araber auch an die Schulter,
Daß er fällt; da ſpringt hinzu der Marko,

Haut herab den Kopf ihm von dem Rumpfe,
Und erfaßt ſodann den leb'gen Rappen.

Jetzt will Marko auf den Zug ſich ſtürzen,
Doch entflohen ſieht er all' die Gäſte,
Nur das Mädchen ſteht noch auf dem Platze,
Ausgeſtreut um ſelbes rings die Schätze.
Wendet d'rauf der Marko ſich zum Mädchen
Und geleitet's zum Pallaſt des Sultans.

„Bringe dir dein Töchterlein, o Sultan,
Und das Haupt des Arabers, des Frechen,
Wie auch ſchließlich deines Kindes Schätze."
Schwenkt ſodann den Schecken und enteilet
Heimwärts wieder, nach der Veſte Prilip.

Doch am nächſten Morgen läßt der Sultan
Sieben Laſten ſeiner Schätze häufen,
Und das Mägdlein legt zurecht die Hemden
Die gewebt nicht ſind, und nicht geſponnen,
Die gegoſſen aus gedieg'nem Golde.
Stellt dazu den Tiſch von purem Golde,
D'rauf empor ſich ringelt eine Schlange,
Welche hoch das kluge Haupt erhebet,
Einen Edelſtein im Munde tragend
Der zur Nachtzeit leuchtet wie am Tage.
Legt darauf den Damascener-Säbel,
Den drei gold'ne Griffe reich verzieren,
Gleich am Werth drei Feſtungen des Sultans,
Zwiſchen ihnen prangt des Sultans Siegel,
Daß den Marko kein Veſir enthaupte,
Eh' er nicht befragt den Sultan ſelber.

Alles dieß der Sultan ſchickt dem Helden:
„Nimm du tapferer Marko dieſe Schätze,
Und wenn je es dir an etwas mangelt
Komm' nur zu dem Sultan, deinem Vater!"

IV.

Zekul.

Freien wollt' der Siebenbürger Janko,
Zog d'rum nach den Schlöſſern, nach den Burgen,
So in Bosnien, Herzegowina,
In Dalmatien, Lika und Korbavien,
Doch kein ſchön'res Mädchen ſah ſein Auge
Als in Temeswar die ſchöne Jahnja.

Bald verlobt ward ihm das ſchöne Mädchen,
Und als ſie gewechſelt ihre Ringe
Kehrte Janko heim, im beſten Wohlſein.

Nicht zu lange Zeit noch war verfloſſen,
Kam ein Blatt von ſeinem Schwiegervater:
„Auf Woiwode, ſammle deine Swaten
Um dein ſchönes Mädchen dir zu holen,
Aber laß daheim den Neffen Zekul,
Der bekannt uns iſt als wüſter Zänker.“

Als das Schreiben Janko hat geleſen,
That er ſo wie jener ihm geheißen,
Sammelte die Swaten, zog von hinnen,
Ohne Neffen Zekul mitzunehmen.

Spricht zum Neffen Zekul da die Mutter:
„Zekul, ſag' was mag nur das bedeuten,
Daß dich nicht zur Hochzeit nimmt der Janko?
Um ſein theures Leben iſt mir bange,
Denn mit Jahnjas Vater lag dein Oheim
Vor nicht allzulanger Zeit in Fehde.
Sattle Zekul d'rum dein beſtes Rößlein,
Das du immer ſonſt geſchont daheime,
Hüll' den Leib dir in Bulgarenkleider,
Und von ferne folg' den andern Swaten,

Daß zu Hilf' du eilen konnſt dem Oheim
Wenn er unverhofft in Nöthen käme."

Als vernommen ſolches Wort der Zekul,
Springt der Held behend auf beide Füße
Um zur Reiſe eiligſt ſich zu rüſten,
Wirft ſich um den Leib ein feines Hemde,
Halb von Gold und halb von weißer Seide,
Zieht darüber eine feine Weſte,
Einen Dollmann auch, gemacht aus Scharlach,
Und ein Beinkleid noch mit gold'nen Neſteln.
Schnallt ſich um die Bruſt den ſchweren Panzer,
Viele Marken Gold's an Schwere wiegend,
D'rüber wirft er den bulgar'ſchen Mantel,
Daß die Kleiderpracht ihn nicht verrathe,
So ſein beſtes Roß beſchreitend, folget
Er von fern dem Oheim und den Swaten.

Als der Zug erreicht den Hof der Jahnja,
Eilten zu den Swaten hin die Diener,
Nahmen in Empfang ſo Pferd als Waffen,
Unbeachtet blieb allein der Zekul.

In's Gemach d'rauf führte man die Gäſte,
Setzte ſie an reichbeſtellte Tiſche,
Ließ allein den Zekul vor dem Hofe,
Der auf einen kühlen Stein ſich ſetzte.

Doch als jene ſich gelabt, da brachte
Man auf einer Stange einen Apfel,
Und der Schwiegervater ſprach zu Janko:
„Schieße nach dem Ziel dort auf der Stange,
Aber fehle nicht, denn fehlſt du, Janko,
Oder Einer der den Schuß will wagen,
Bringſt du nimmermehr dein Haupt nach Hauſe,
Noch die ſchmucke Temeswarer Jahnja."

Als der Janko ſolches Wort vernommen,

Sah beſtürzt er auf die andern Swaten,
Alle aber blickten ſtumm zur Erde,
Und es ſeufzte der Woiwode Janko:
„Ach, mein Zekul, daß du fern dem Janko,
Muß nun dieſer büßen mit dem Leben!“

Doch vernommen hat ihn der Bulgare
Und erhebt vom Stein ſich, alſo ſprechend:
„Sei nicht bange Hermanſtädter Janko,
Will ſtatt deiner ſchießen nach dem Apfel,
Eine Schwalbe trifft mein Pfeil im Fluge,
Werde wohl den Apfel nicht verfehlen.“

Schwang ſodann ſich auf ſein flinkes Pferdchen,
Flog heran gleich einem grauen Falken,
Schoß im Flug den Apfel von der Stange;
Aus der Noth erlöſet war der Janko.
Doch ein zweites Spiel ward nun begonnen,
Wurden hergeführt neun ſtarke Roſſe,
Jedes trug am Sattel einen Säbel,
Deſſen Spitze gegen Himmel ragte,
Und der Schwiegervater ſprach zu Janko:
„Springe Janko über Roß und Säbel,
Wagſt du aber nicht den Sprung, o Janko,
Oder einer von den andern Swaten,
Bringſt du nimmermehr dein Haupt nach Hauſe,
Noch die ſchmucke Temeswarer Jahnja.“

Wieder der Bulgare ſpricht zu Janko:
„Sei nicht bange, Hermanſtädter Janko,
Will ſtatt deiner auch den Sprung noch wagen,
Habe mit den Hirten überſprungen
Manchen grauſen Abgrund oft im Spiele,
Werd' die Pferde wohl noch überſpringen.“
Spricht zu dem Bulgaren da der Janko:
„Leg' zur Seite mindeſtens den Mantel,
Daß er nicht in deinem Sprung dich hind're.“
Aber der Bulgare ihm entgegnet:

„Weh' dem Vogel, den der Fittich hindert,"
Und er brachte noch ſein eig'nes Streitroß,
Stellte dieſes zu den andern Pferden,
Kommt geflogen d'rauf, gleich einer Schwalbe,
Springet kühn, die Pferde überſetzend,
Seinem eigenen Streitroß in den Sattel.

Ward hierauf ein drittes Spiel begonnen,
Wurden hergebracht neun junge Mädchen,
Gleich gekleidet, gleich in Schönheit blühend,
Und der Schwiegervater ſpricht zu Janko:
„Nun errathe, welches iſt dein Mädchen,
Doch erräthſt du ſelbes nicht, o Janko,
Oder einer von den andern Swaten,
Bringſt du nimmermehr dein Haupt nach Hauſe,
Noch die ſchmucke Temeswarer Jahnja."

Wußte Janko da ſich nicht zu helfen,
Aber wieder redet der Bulgare:
„Sei nicht bange, Hermanſtädter Janko,
Hab' daheim wohl an zwölftauſend Schafe,
Die mir über hundert Lämmer bringen,
Kenne jedes Lamm nach ſeiner Mutter,
Werde wohl das Mädchen auch errathen."
Reißt herab d'rauf den Bulgarenmantel,
Gleich der Sonne ſtrahlte da der Zekul,
Und den Dollmann zog er ab, von Scharlach,
Legt zu Füßen ihn den jungen Mädchen,
Auf den Dollmann legt er gold'ne Ringe
Weiße Perlen und viel edle Steine,
D'rauf bedeutet er den ſchönen Mädchen:
„Das von euch das Mädchen iſt des Janko
Nehm' von meinem Dollmann ſich die Ringe
Und die Perlen und die Edelſteine,
Aber wie ein and'res langt nach ihnen
Haut die Hand vom Arm ihm dieſer Säbel."

Wichen alle Mädchen ſcheu zurücke,

Nur des Janko's Mädchen will nicht weichen,
Nimmt die Perlen und die Edelſteine,
Steckt die Ringe an die weißen Finger:
Bei der Hand faßt Zekul da das Mädchen,
Führt es hin zu dem Woiwoden Janko:
„Oheim! ſiehe hier dein ſchönes Mädchen,
Deine Braut und meine liebe Muhme!"

Ruft der Janko da in Freudenthränen:
„Heil, daß mein ich nenne ſolchen Neffen,
Ihm verdank' ich Sieg und Braut und Leben!
Mit dem Brautpaar zogen d'rauf die Schwaten,
Roſſetummelnd nach des Janko's Heimath,
Alſo lehrt in Temeswar die Sage."

V.

Der kleine Rade von Koſſowo.

Juriſha, der Zenger, ſaß beim Weine,
Mit ihm ſaßen dreißig and're Zenger,
Bracht' den Becher Juriſha den Brüdern:
„Weder auf mein Wohl noch auf das Eu're,
Auf des Helden Wohl nur ſei getrunken,
Welcher kühn ſich wagt zur Veſte Grachacz,
Um das Streitroß mir des Bay zu bringen,
Nebſt dem koſtbar reichen Divanmantel,
Der gezieret iſt mit dreißig Knöpfen,
Jeder wiegend zwanzig Golddukaten,
Den der Kaiſer einſtmals ihm geſpendet."

All' die Zenger insgeſammt verſtummten,
Senkten ihre Blicke auf den Boden,
Doch nicht ſchweigt der Rade von Koſſowo,
Groß an Muth, wenn auch nur klein an Körper.
Er empfängt das Glas, legt ab den Säbel,
Zieht dann aus den reichen grünen Dollmann,

Kleidet ſich in ſchlechte Sclavenkleider
Und ſo geht er in die Veſte Grachacz.
Als der Rade ankam in der Veſte
Fand die Türken er im Divan ſitzen,
Fand bei ihnen auch den Bay von Grachacz.

„Salam a leich,“ grüßte Rade türkiſch,
Und vergoß dabei der Zähren viele,
Um die Türken alſo zu betrügen,
Und das ſchöne Streitroß zu erlangen.

Und der Bay von Grachacz fragt den Rade:
„Welcher großen Noth biſt du verfallen?
Sage mir's getroſt, du armer Sclave,
Daß du alſo bitt're Thränen weineſt?
Wohin gehſt du? weſſen Sclave biſt du?“

Und voll Demuth gibt der Rade Antwort:
„Beſſer wär' es, wenn ich läg' erſchlagen,
Unerhörtes fordert man zur Löſung:
Denn dein Streitroß iſt's, das ſie begehren
Und dazu noch deinen Divanmantel.
Bin geboren in der Veſte Glamocs,
Nenne mich Kavachevich mit Namen,
Doch jetzt bin ich eines Zengers Sclave,
Bin ein Sclave Juriſha's des Zengers.
Tritt mir ab dein ſtolzes Roß, Gebieter!
Will bei dir als Sclave mich verdingen.“

Als der Bay des Sclaven Wort vernommen,
Gab er gnädig dieſes ihm zur Antwort:
„Will dir meinen Streithengſt überlaſſen
Um den Preis von hundert Golddukaten,
Weil einſt unſ're Väter Freunde waren,
Doch den Mantel kann ich dir nicht geben,
Wenn ich meinen Kopf verwirkt auch hätte.“
Er befahl hierauf das Roß zu bringen,
Daß der Rade es beſicht'gen könne.

Als der Rade nun das Roß beſtiegen,
Ritt er prüfend auf und ab im Felde,
Immer zu dem Bay zurückekehrend.
Aber plötzlich flog er durch das Feld hin,
Noch zurück zum Bay im Fliehen rufend:
„Gott befohlen, guter Bay von Grachacz,
Heiße nicht Kovachevich mit Namen,
Bin der kleine Rade von Koſſowo!“

Als der Bay den Rade wohl verſtanden
Warf er auf ein ungeſattelt Roß ſich,
Und verfolgt den Rade mit den Seinen.

Günſtig aber war das Glück dem Rade,
Vor den Türken kam er zu den Zengern,
Die verſteckt im Hinterhalte lagen.

Als an den Verſteck die Türken kamen
Brachen plötzlich los die Zenger alle,
Jeder macht 'nen Türken zum Gefang'nen,
Doch der Rade fing den Bay von Grachacz,
Nahm ihm ab den ſchönen Divanmantel,
Führte d'rauf den Bay nach Zeng gefangen.

Als ſie nun zu Hauſe angekommen,
Sprach zu ihm jetzt Juriſha, der Zenger:
„Hör', mein Bruder, Rade von Koſſowo,
Du biſt klein, zu lang' iſt dir der Mantel,
Beſſer iſt es, wenn du mir ihn ſchenkeſt.“

Gab ihm d'rauf der Rade dieſe Antwort:
„Ich bin klein, zu lang' iſt mir der Mantel,
Doch es gibt in Zeng gar fert'ge Schneider
Die den Mantel leicht mir kürzen können,
Auf mein Wort, du ſollſt ihn nicht bekommen!“

VI.

Vukszan von Bulatovich.

In der Veſte Scutari am Bojan
Lagen einſt in Haft drei Serbenhelden,
Ljeſch von Piper nannte ſich der Eine,
Jolat von Vaszojevich der Zweite,
Vukszan von Bulatovich der Dritte.

Sprach der Vukszan zu den beiden Andern:
„Unabwendbar iſt es, meine Brüder,
Daß wir durch die Hand der Türken fallen,
Sprecht, was ſchmerzt dabei euch wohl am meiſten?"

Spricht der Ljeſch von Piper zu dem Vukszan:
Eines wahrlich ſchmerzet mich vor Allen,
Daß ich ohne Hilf' und ohne Pflege
Muß die Eltern in der Heimath wiſſen,
Meinen Vater und die alte Mutter,
Da ihr einz'ger Sohn ich und Ernährer."

Jolat von Vaszojevich erwiedert:
„Wahrlich, dieſes ſchmerzet mich am meiſten,
Daß ich mich von meinem jungen Weibe
Muß ſo früh und ohne Abſchied trennen,
Da ich erſt gefreit vor fünfzehn Tagen."

Doch der Vukszan ſpricht da zu den Beiden:
„Wahrlich, Brüder, thöricht ſeid ihr Beide,
Denn noch ſchmerzlicher will mir's bedünken,
Daß wir alſo ſchmählich müſſen ſterben,
Ohne Gegenwehr, durch's Schwert des Henkers."

Als der Vukszan ſolches hat geſprochen,
Tritt ein Türkenſcherge in den Kerker,
Alſo zu den drei Gefang'nen rufend:
„Wer von euch genannt der Ljeſch von Piper
Kann den Kerker allſogleich verlaſſen

Und zurück in ſeine Heimath kehren,
Da für ihn das Löſegeld gekommen."

Tritt der Ljeſch da aus dem ſinſtern Thurme,
Doch ein Henker, harrend vor dem Thore,
Haut ihm ſtracks das Haupt herab vom Rumpfe.

Tritt ein zweiter Scherge in den Kerker,
„Wer von euch ihr Helden iſt geheißen
Jolat von Baszojevich mit Namen,
Kann den Kerker allſogleich verlaſſen,
Da für ihn die Löſung auch gekommen,
Daß er kann nach ſeiner Heimath ziehen."

Und auch dieſer tritt hinaus zum Kerker,
Doch ein Henker haut, gleich wie dem Erſten,
Ihm das Haupt herab von ſeinem Rumpfe.

Aber auch ein dritter Scherge nahet
Bukszan von Bulatovich berufend.
Tritt hinaus der Bukszan aus dem Kerker,
Alſo ſprechend zu dem Türkenhenker:
„Gönne mir, o Türke, daß vom Leibe
Ich vorerſt die ſchönen Kleider nehme,
Daß ſie nicht mein Heldenblut beflecke,
Denn gar koſtbar ſind ſie, wie du ſieheſt,
Und zu brauchen wohl für manchen Paſcha."

Wohl verlangt gar ſehr dem Türkenhenker
Nach des Serbenhelden ſchönen Kleidern,
Und das Richtſchwert wirft er auf den Raſen,
Löſet haſtig ihm die ſtarken Stricke
Von den nerv'gen Armen, von den Händen,
Um die Kleider ihm herabzuziehen,
Daß ſie nicht des Helden Blut beflecke.

Aber ſchnell beſonnen iſt der Bukszan,
Rafft behende auf das Schwert vom Raſen,

Schlägt die Henker alle drei zu Boden
Und entflieht aus Scutari, der Veſte,

Was auf ſeinem Wege ihm begegnet
Mäht er nieder mit dem Schwert des Henkers,
So zur Brücke kam er, an dem Bojan.

Doch der Kadi und der Hodſcha ſtehen
Auf der Brücke, ihm entgegenſchreiend:
„Vukszan von Bulatovich, vergebens
Suchſt du einen Weg hier zum Entrinnen!“

Doch der muth'ge Vukszan da entgegnet:
„Find' ich vor mir keinen Ausweg offen,
Iſt auch keiner offen mir im Rücken!“
Alſo rufend ſtürzt er auf die Beiden.

Als der Hodſcha dieß gewahrt, da ſpringet
Er voll Furcht hinunter in den Bojan;
Doch den Kadi ſtößt der Vukszan nieder,
Und um ihn noch manche andere Türken.

So entkam er glücklich ins Gebirge,
Nach Czernicza, der berühmten Veſte,
Drin der Mata Bajovich gebietet.
Der verbarg den Helden fünfzehn Tage,
Gab ihm dann nach Povacz das Geleite,
Wo daheim er. Denkt, wie da ſich freuten
Seine Mutter, die beſorgte Gattin,
Und nebſt ihnen alle ſeine Kinder!

VII.

Jung Dmitri.

Jung Dmitri, heim in der Ukraine Land,
Auf langer Irrfahrt zog von Land zu Land,

In der Litvanjer Reich gelangt er d'rauf,
Mit Freuden nimmt ihn da der König auf.
Des Königs Tochter, lieblich wie der Mai,
Entdeckte ſchnell wie ſchön Jung Dmitri ſei.
Und bald zur Flamme ward in Beider Bruſt
Die ſtille Glut, bevor ſie's ſelbſt gewußt.

Da ſagt Jung Dmitri einſt aus Unbedacht,
Was ihn zum Glücklichſten auf Erden macht,
Wie froh er leb' am Königshof zur Stund'
Und wie geküßt er hab' den ſchönſten Mund.
Zwei falſche Freunde hörten dieß mit Neid,
Die liefen hin zum König alle Beid',
„Nicht können wir verſchweigen, was geſcheh'n,
Magſt du auch zürnend auf die Boten ſeh'n;
Jung Dmitri hegt, von ſchlimmer Ehrſucht blind,
Verbot'ne Lieb' zu deinem ſchönen Kind."
Da färbt des Königs Wang' ſich zornesroth,
„Ich ſchwör's, Jung Dmitri, dir: dieß iſt dein Tod!
Sind treue Diener hier in meiner Näh'
So ſorgt dafür, daß ihm ſein Recht geſcheh',
Werft den Verweg'nen in den tiefſten Thurm,
Wo fern der Sonne nichts denn Molch und Wurm.
Ihr aber lenkt in's grüne Feld den Lauf,
Und lockert dort zwei tiefe Gruben auf,
In dieſe ſenkt zwei Säulen und nicht mehr
D'rauf leget einen Balken überquer,
Und auf den Balken, wenn ihr das gethan,
Hängt einen Strick von Seide noch ſodann,
D'ran knüpft Jung Dmitri, wenn der Morgen graut;
Doch ſorgt, daß ja mein Kind ihn nicht erſchaut."
Jung Dmitri auf die erſte Sproße trat,
„Verzeiht, herzliebſte Eltern, was ich that!"
Jung Dmitri auf der zweiten Sproße ſteht,
„Verzeiht auch ihr, die ihr mich hängen ſeht!"
Jung Dmitri ruft auf dritter Sproße dann:
„Verzeih' auch du, mein Lieb, was ich gethan!"

Auf dieſes wird des Königs Tochter wach,
Und ſchreitet hin zum oberſten Gemach,
Und einen gold'nen Schlüſſel, ſchön und fein,
Nimmt ſie und öffnet einen Silberſchrein,
Aus dem langt ſie ein Meſſer blank und hell,
Das ſtößt ſie in die weiße Bruſt ſich ſchnell.
Mit Dmitri ſpielt der friſche Morgenwind,
In ſeinem Blute liegt das Königskind;
Verzweifelnd eilt zu dem der Vater hin:
„O raſche That, was bringſt du für Gewinn?“
Den Eichentiſch zerſchlägt er d'rauf in Wuth
Und netzt ſein Kind mit heißer Thränenfluth.
„Mein Töchterlein, ſo bitter jetzt beklagt,
Daß du ihn liebſt, o hätteſt du's geſagt,
Nicht hing Jung Dmitri jetzt an ſeid'nem Band,
Gelegt in ſeine hätt' ich deine Hand.“
Doch nimmer will ich, wie gethan ich vor,
Je dem Verrathe leihen mehr mein Ohr,
Sind treue Diener hier in meiner Näh',
Die Mitleid noch mit eines Vaters Weh',
So flieget hin, daß jedem werd' ſein Theil,
Und richtet jene Beiden mit dem Beil!“

Ritter Pegam und Herr Lamberger.

Krainiſche Volksballade.

Herr Pegam reitet hin durch Wien,
Vor'm Kaiſerhofe hält er ſtill,
Zum Kaiſer alſo ſprechend dort:
„Sag, haſt du einen Krieger wohl,
Der mit mir einen Zweikampf wagt?“

Der Kaiſer ihm entgegnet d'rauf:
„Wohl nenn' ich einen Krieger dir,
Der einen Zweikampf mit dir wagt;
Doch iſt er fern von meiner Burg,
Im Krainerland am weißen Stein!“

„Nun, iſt er nah, ſo ſchickt um ihn,
Und iſt er fern, ſo ſchreibt an ihn.“
Wenn ſich ein junger Burſch nur färd'
Der wüßte zu dem weißen Stein!“
Wohl fand ſich bald ein junger Burſch
Der wußte hin zum weißen Stein,
Der nahm ſein Hütlein unter'n Arm,
Den Brief nahm feſt er in die Hand.

Hingeht der Burſche übers Feld;
Lamberger auf der Mauer ſteht,
Und ſpricht darauf in ſolcher Weiſ:
„Wohin nur geht der Wienerburſch,
Der Neuigkeiten bringt aus Wien?“
Da geht Lamberger ſchnell hinab
Begegnet auf der Stiege ihm,
Umfängt ihn mit der einen Hand,
Nimmt mit der andern Hand den Brief.

Schnell hat er überflogen ihn
Und ſpricht zu ſeiner Mutter dann:
„Was ſag ich dir, lieb Mutter mein,
Der grimme Pegam ſchickt um mich.“
„‚Herr Pegam nennt zwei Teufel ſein,
Du haſt Maria und den Herrn.
Du haſt im Stall ein muth'ges Pferd
Das ſieben Jahr ihn nicht verließ,
Das nie ein kaltes Waſſer trank,
Das ſüßes trank nur immerdar,
Und ſtets nur gold'nen Weizen fraß.‘“

Er ſetzt ſich auf ſein gutes Roß,
Das ſchnell mit ihm von dannen fliegt,
Dem Vogel unter'm Himmel gleich;
Er braucht nur Nacht und Tag bis hin,
Und ſprengt durch Wien, daß rings herab
Das Glas aus allen Fenſtern fliegt.
Beim Morgenimbiß aber ſitzt

Der Pegam eben jetzt und ſpricht:
„Herein, herein du Diener mein,
Iſt dieß der Donner, iſt's der Blitz,
Wie, oder iſt's ein Wagen, ſprich?“
„„Das iſt nicht Donner, iſt nicht Blitz,
Der junge Herr Lamberger iſt's.“‟

Da lädt zum Frühſtück Pegam ihn,
Doch ſo zu ihm Lamberger ſpricht:
„Ich kam nicht her zu Gaſterei'n,
Mit dir zu kämpfen komm' ich her;
Ich komm' dir über's graue Haupt,
Und deine Feder ſchimmernd weiß,
Sie glänzt am Rande ſchön von Gold,
Doch werd ich treten ſie in Koth!“
Zu ihm hierauf der Pegam ſpricht:
„„Mir thut es um nichts weiter leid
Als um das Hemd an deinem Leib,
Das bald ſich tränken wird mit Blut!“‟
Darauf noch ſpricht der Pegam ſo:
„Geh'n wir nun in des Kaiſers Hof,
Sprich, oder in die Straßen Wiens?“

Entgegnet Herr Lamberger da:
„„Am Hofe tödten Schweine ſie,
Und Weiber keiſſen in der Stadt;
Dort kämpfen ſtarke Helden nicht,
Wir wollen auf das weite Feld,
Damit uns all das Volk erblickt.“‟

Und was da Edles war in Wien,
Begab ſich auf das weite Feld.
Da rannten auf einander ſie,
Doch thaten ſie einander nichts;
Dann rannten ſie zum zweitenmal
Und ſtießen ſich vom Kopf den Helm;
Doch als zum Dritten ſie gerannt,
Da flog hinweg des Pegam Haupt,

Lamberger auf dem Säbel dieß
D'rauf zum erlauchten Kaiſer trug.

„Was ſoll ich geben dir zum Lohn,
Willſt hundert weiße Burgen du?"
„„Erlauchter Kaiſer!"" jener ſpricht,
„„Es können neunundneunzig ſein,
Damit es mehr zu zählen gibt!""

Die Todtenharfe.

Altdeutſche Ballade.

Ein Edelmann wohnt an dem grünen Rhein,
Der hatte zu eigen zwei Töchterlein.

Die Aelteſte braun wie die Erde war,
Die Jüngere weiß, wie die Sonne klar.

Die Braune ſpricht zu dem Schweſterchen: „Komm,
Laß hinab uns wandeln am grünen Strom."

„„Was nützt dir's zu wandeln,"" die Jüngere ſpricht,
„„Nicht wäſcheſt du weiß doch dein braun Geſicht.""

Und als ſie nun wandeln am Strom ſo hell,
Die Braune ihr Schweſterchen ſtößt in die Well'

„„Ach Schweſterchen lieb, ach hilf mir an's Land!
Ich will dir geben mein goldrothes Band.""

„Dein goldrothes Band hat für mich keinen Werth,
Doch du ſollſt nimmer geh'n auf Gottes grüner Erd."

„„Ach Schweſterchen lieb, ach hilf mir an's Land:
Ich will dir auch geben mein ſeid'nes Gewand.""

„Dein ſeid'nes Gewand hat für mich keinen Werth,
Doch du ſollſt nimmer geh'n auf Gottes grüner Erd."

„„Ach hilf mir an's Land, lieb Schweſterlein!
Schenk' dir noch dazu auch den Bräutigam mein.""

„Dein Bräutigam lange ſchon mir gehört,
Doch du ſollſt nimmer geh'n auf Gottes grüner Erd."

„„So grüß' meinen Vater, ſo fromm und gut,
Den Hochzeitstrank trink ich in klarer Flut.""

„„So grüße mir auch mein Mütterlein,
Den Hochzeitsreigen ſpielet mir auf der Rhein.""

„„So grüß' meinen Bräut'gam im grünen Land,
Mein Brautbett das find' ich auf weißem Sand."" —

Es wohnt' auch ein Spielmann nicht fern dem Rhein,
Der ſah die Leiche im Morgenſchein.

Der holt ſie behend' aus dem Strom heraus,
Eine ſchöne Harfe macht er ſich d'raus.

Und er nimmt der Jungfrau ſchneeweiße Bruſt,
Wie die Harfe doch ſtimmen und klingen mußt'!

Und er nimmt der Jungfrau Fingerlein dann,
Und ſetzt ſie als Harfenſchrauben daran.

Und er nimmt der Jungfrau Goldlöckchen fein,
Die müſſen die Saiten der Harfe ſein.

Zum Hochzeitshaus trägt er die Harfe hin,
Wo die Brautleut' zuſammen mit frohem Sinn.

Als der Harf' er entlockt den erſten Laut:
Gar wohlgemuth ſitzt in dem Brautſtuhl die Braut.

Als der Harf' er entlockt den zweiten Laut:
Fällt das Brautkleid vom Leibe herab der Braut.

Doch als er entlockt ihr den dritten Laut:
Sinkt tod von dem Brautſtuhl hinab die Braut.

Anmerkungen.

Die Sieger.

Leopold Graf von Kollonitſch (Kollonits), wie uns die Oeſterr. National-Enciklopädie mittheilt, im Jahre 1631 zu Comorn in Ungarn geboren, erwarb ſich ſchon 1679, zur Zeit der goßen Peſt, durch Rath und That, durch aufopfernde Hilfeleiſtung große Verdienſte; ewig denkwürdig bleibt jedoch ſein edles Benehmen bei der letzten türkiſchen Invaſion 1683, wodurch er ſich in den Herzen der Bewohner Oeſterreichs unvergeßlich machte.

Schon im Juli desſelben Jahres begab ſich Kollonitſch von ſeinem Biſthum zu Wiener-Neuſtadt nach Wien, um das Schickſal dieſer Stadt zu theilen, ihm folgte ein langer Zug von Wagen mit Lebensmitteln, um mit dieſen der dringendſten Noth zu ſteuern.

Als die Türken endlich Wien ſelbſt einſchloſſen, und zu belagern angefangen hatten, ſtand er dem Stadtkommandanten auf das Thätigſte bei, begleitete ihn täglich auf die bedeutendſten Poſten, ermunterte durch ſein Beiſpiel und ſeine Ermahnungen die Krieger, pflegte die Verwundeten und tröſtete die Sterbenden.

Ihm verdankte man die pünktliche Leitung der Löſchanſtalten, ſo wie er auch ſtrenge auf die Beiſchaffung und die Preiſe der Lebensmittel wachte, und jeden Wucher ſteuerte.

In den überfüllten Spitälern, wo der Tod am drohendſten lauerte, erſchien er unerſchrocken als Rettungsengel, und gab himmliſchen Troſt, wo irdiſche Hilfe unmöglich war.

Nach der glücklichen Schlacht des Entſatzes zeigte ſich der edle fromme Sinn und die uneigennützige Menſchenliebe des frommen Biſchofs im glänzendſten Lichte. Gegen 500 arme Chriſtenkinder, welche zerſtreut im türkiſchen Lager dem ſchrecklichſten Elende Preis gegeben, deren Aeltern theils getödtet, theils in die Sclaverei geſchleppt waren, ſammt allen erkrankten Chriſten, welche in unermeßlicher Anzahl im Lager und auf den Feldern umher ſchmachteten, ließ Kollonitſch auf ſeine Koſten auf eigenen Wagen in die Stadt führen, und auf das ſorgfältigſte verpflegen.

In gerechter Anerkennung ſeiner großen Verdienſte wurde Kollonitſch 1685 zum Biſchofe von Raab befördert, und noch daſſelbe Jahr vom Papſte Innocenz XI. zum Kardinalprieſter ernannt, Kaiſer Leopold I. ſelbſt ſetzte ihm mit großer Feierlichkeit das Baret auf.

Im Jahre 1691 wurde Kollonitſch das Erzbisthum Colocza mit Beibehalt des Raaberbisthums verliehen. 1692 wurde er zum wirklichen Staats- und Konferenzminiſter und Präſidenten der Hofkammer in Wien ernannt; 1695 wurde er Erzbiſchof zu Gran, und als ſolcher Primas von Ungarn.

Seine wichtigen Geſchäftsobliegenheiten machten jedoch fortwährend ſeine Anweſenheit in Wien nothwendig, wo er im Heiligenkreuzerhof wohnte, und am 20. Jänner 1707 in einem Alter von 75 Jahren ſtarb.

Sein Leichnam wurde in der damaligen Jeſuitenkirche bei St. Anna beigeſetzt, ſodann nach Preßburg geführt, und daſelbſt in der von ihm geſtifteten Jeſuitenkirche zu St. Salvator feierlich zu Ruhe beſtattet.

Herzog Otto der Fröhliche.

Noch befindet ſich in dem von Otto dem Fröhlichen geſtifteten Kloſter Neuburg in Steiermark, in welchem derſelbe zwiſchen ſeinen beiden Gemahlinnen begraben liegt, ein Bildniß dieſes Herzogs, welches ihn mit einem Roſenkranze auf dem Haupte darſtellt.

Georg Hauſer, der erſte Bauher des Stefansthurms in Wien.

Georg Hauſer, Baumeiſter in Kloſterneuburg, wurde von Rudolf IV., mit dem Beinamen der Stifter, der zuerſt den Titel eines Erzherzogs führte, beauftragt, die Thürme an der Kirche zu St. Stefan zu erbauen.

Sehr ſinnreich ſtellte Meiſter Hauſer dieſe neuen Thürme über die Vorſprünge des Kreuzes, da an der vorderen Seite der Kirche, welche unverändert bleiben ſollte, bereits zwei Thürme (die ſogenannten Heidenthürme von Wolzner aus Krakau) ſich befanden, und brachte den nun ausgebauten Thurm an der Mittagsſeite bis zu ſeinem Tode auf zwei Dritttheile in die Höhe.

Das Archiv des Wiener Stadtmagiſtrats bewahrt noch einen auf Pergament gezeichneten Grund und Aufriß des Thurmes von dieſem Meiſter. Beide ſind mit dem Monogram desſelben $\mathrm{G}\overset{+}{\underset{7}{|}}\mathrm{H}$ verſehen.

Georg Hauſer ſtarb im Jahre 1400.

Die Burgfrau von Cſeitha.

Cſeitha oder Cſytha (Tſchaſchitz), ein Marktflecken dieſſeits der Donau in der Neutraer Geſpanſchaft mit einem nunmehr verfallenen Bergſchloſſe gleiches Namens.

Im Jahre 1610 lebte dort eine Schloßfrau, welche das Schloß durch das Blutbad, welches ſie durch ihren Hofzwerg, **Fitzko**, an mehr als 300 Mädchen ausüben ließ, bis auf unſere Zeit berüchtigt machte.

Die hohe Geburt ſowohl, als der Rang, welchen dieſer weibliche Tiger in der Geſellſchaft einnahm, waren dazu gemacht, ihre natürliche Eitelkeit bis zum höchſten Punkte zu ſteigern. Aber daß ſich die Grauſamkeit und das teufliſche Vergnügen an fremden Schmerz dazu geſellte, machte ihren Namen zum Fluche.

Zahlreiche Mädchen gehörten zum Hofſtaat der Burgfrauen jener Zeit. Dieſe bei dem geringſten Vergehen mit Nadeln ſtechen, dem Plätteiſen brennen, im Winter mit Eiswaſſer begießen und im Sommer die Hände auf den Rücken gebunden und mit Honig beſtrichen den Mückenſtichen auszuſetzen, ſchien der Strafenden nicht zu hart und das Winſeln und Jammern der Gemarterten angenehme Muſik für ihr Ohr.

Ein Blutstropfen, der einſt bei einer ähnlichen Mißhandlung auf ihr Angeſicht fiel und, wie ſie zu bemerken glaubte, die Haut weißer gemacht hatte, erzeugte in ihr den Höllengedanken, ein Bad von Jungfernblut müſſe dieſelbe Wirkung auf den ganzen Körper haben und ſei alſo das von der Alternden ſchon lange vergeblich geſuchte Verjüngungs-Mittel.

Wirklich ließ ſie nun auch alle junge Mädchen, deren ſie nur habhaft werden konnte, des Nachts zuſammenfangen, in den Schloßkellern ermorden und badete ſich in ihrem Blute in einem eiſernen Keſſel, welcher noch vor einigen Jahren dem Fremden in den Kellern der Ruine gezeigt wurde.

Unvermuthet, wie der rächende Blitzſtrahl Gottes, überf
aber der Palatin, Georg Thurzo, der von dem ungeheue
Verbrechen eine dunkle Kunde erhielt, die Mörderin in dem Mor
neſte, bevor ſie noch ahnen konnte, daß ihrem Verbrechen ein Z
geſetzt werden würde.

Ein unter den qualvollſten Martern den Geiſt ſo eben au
hauchendes Mädchen, ſprach lauter als tauſend Zungen, für
Wahrheit der ungeheuren Beſchuldigung. Der Palatin veranlaſ
alſogleich die Verhaftung der Schrecklichen und ihrer ruchloſen G
hilfen.

Die Verbrecherin ſoll nach Zavodsky's Diarium m
ewiger Gefängnißſtrafe belegt, nach Andern zu Cſeitha leben
vermauert worden ſein, der Zwerg aber wurde durch das Schw
und die beiden Weiber, die ihr als Bademägde dienten, durch
Scheiterhaufen hingerichtet.

Der Name dieſes Ungeheuers iſt: Eliſabeth Batho

Die Keller jenes Schloſſes erregen noch in unſerer Zeit, ih
künſtlichen Bauart wegen, die Bewunderung jedes Beſuchend
Seit 1701 gehört dieſer Ort dem Grafen von Erdödi.

Die Brenner-Eiche.

Rechts neben dem Kirchlein: Maria Schnee, eine ha
Stunde von Peterwardein, am Wege nach Carlowi
ſteht eine große alte Eiche, mit einer hölzernen Einfaſſung;
iſt dieſelbe, an welcher der tapfere Graf Sigfried von Br
ner, nachdem er in der Schlacht am 4. Auguſt 1716 von
Türken gefangen genommen wurde, unter ihren Pfeilen ſeine gr
Seele verhauchte.

Die Eiche mit dem nunmehr nacktgewordenen Wipfel
ihren ſparſam belaubten Zweigen, trotzt noch immer den Einn
kungen der Atmosphäre, obgleich ihr Mark bereits von mehr
einem Jahrhundert ausgetrocknet wurde und die äußere Rinde
einzige Stütze ausmacht. Das Kirchlein: Maria Schn
wurde, als der große Prinz von Savoyen in derſelben Schl
die Türken auf das Haupt geſchlagen hatte, zur Erinnerung
dieſen Sieg, neu und vergrößert aufgebaut und erhielt den
men Maria von einem Marienbilde, welches ein ö

reichiſcher Offizier, nach der Schlacht, der Kapelle weihte, und das er einſt im Schnee gefunden zu haben vorgab.

Mikarinos.

Mikarinos erhielt, wie uns Herodot meldet, die Herrſchaft über Egypten nach dem Tode ſeines Vaters, Cheops, jedoch mißfielen ihm die Werke desſelben, und er erlaubte dem gedrückten Volke zu ſeinen Arbeiten und ſeinen Opfern zurückzukehren. Auch ſoll niemals ein König ſo gerecht gerichtet haben, wie er.

Während er ſeine Unterthanen mit Sorgfalt und Milde beherrſchte, war der Tod ſeiner einzigen Tochter das erſte Unglück, das ihn betraf. Dieſer Verluſt ſchmerzte ihn unſäglich, und da er ſie auf eine außerordentliche Weiſe begraben wollte, ließ er eine hölzerne Kuh verfertigen, und dieſe vergolden, dann den Leichnam hineinlegen.

Dieſe Kuh wurde nicht beerdigt, ſondern ſtand in einem ſchöngeſchmückten Gemache des königlichen Pallaſtes zu Sais. Sie ſtand nicht aufrecht, ſondern auf den Knien. Sie wurde jährlich einmal an das Tageslicht gebracht, denn man ſagt, die Tochter des Mikarinos habe ihren Vater ſterbend gebeten, er möchte ſie doch jährlich einmal die Sonne ſehen laſſen.

Nach dem Tode ſeiner Tochter traf ihn noch ein anderes Unglück; das Orakel zu Butos verkündigte ihm, er würde nur noch ſechs Jahre leben und im ſiebenten ſterben.

Weil ihm dieſes ſehr hart ſchien, ſchickte er noch eine Botſchaft an das Orakel, um den Göttern Vorwürfe und Vorſtellungen zu machen, daß ſein Vater und ſein Oheim die Tempel ſchloſſen ohne ſich um die Götter zu bekümmern, das Volk in's Elend geführt hatten, und nur er ſollte ſo frühe ſterben?

Darauf erhielt er die Antwort, daß gerade dieſes die Urſache ſeines frühen Todes ſei, denn er hätte nicht gethan, was er hätte thun ſollen, indem Egypten noch durch 150 Jahre geplagt werden müßte.

Hierauf ließ Mikarinos eine Menge Lampen verfertigen, und dieſe bei Einbruch der Nacht jedesmal anzünden, und ergab ſich dem Trunke und dem Wohlleben.

Er ſchweifte ſowohl bei Tag und Nacht in den niederen Gegenden und Hainen umher, überall, wo ihm ein lieblicher Ort bekannt war, dieß that er, um das Orakel Lügen zu ſtrafen, indem er auf dieſe Weiſe 12 ſtatt 6 Jahre lebte. Auch dieſer König hinterlich eine Pyramide, deren eine Hälfte aus äthiopiſchen Steinen erbaut iſt.

Der Schelm von Bergen.

Auf einer Höhe, und eine halbe Stunde von Frankfurt am Main, liegt der gräflich hanauiſche Flecken: Bergen, der einſtige Hauptſitz des alten Hauſes der: Schelme von Bergen, das zur wetterau'ſchen Ritterſchaft gehörte und ſeinen auffallenden Namen von Friedrich dem Rothbart, nach der von mir behandelten Sage erhielt.

Nun iſt bereits dieſes Geſchlecht ausgeſtorben, doch, das öſtliche Ende des Bilbeler-Waldes, früher ein Eigenthum desſelben wird noch immer die Schelmen-Ecke genannt und bewahrt den Namen dieſes Geſchlechtes der Nachwelt.

Der Kreuzritter.

Der Verfaſſer erlaubt ſich in dieſer Ballade den Namen der beiden Chriſtenhelden der eigentlich Avesne geſchrieben werden ſoll, nach ſeiner Ausſprache: Avenn zu ſchreiben. Der junge Kreuzritter nannte ſich Gerhard von Avesne.

Niclas Thut.

Johannes Müller erzählt in ſeiner Schweizergeſchichte über Niclas Thut Folgendes: „Die Bürger von Bremgarten glänzten ſchrecklich von Feindesblut, ſo, daß das Haus Oeſterreich den Ruhm ſolcher Treu' durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe verewigte.“

„Nach zwölf Zofingern fiel ihr Schultheiß: Niclas Thut, unbekümmert ſeines Todes, aber des Banners, das die Bürger von Zofingen ſeiner Hand anvertrauten, damit ſich keine feindliche Gemeinde deſſen zu rühmen habe, riß er es in

Stücke, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwiſchen ſeinen Zähnen feſthaltend, von dem an ließen ſeine Mitbürger die Schultheißen ſchwören, das Stadtbanner von Zofingen ſo zu hüthen, wie der Schultheiß Niclas Thut.“

Der letzte Hirſchhorn.

Die Burg Hirſchhorn liegt am Neckar in düſterer Waldeinſamkeit. Im Jahre 1600 tödtete der Herr dieſes Schloſſes den letzten Handſchuhſeim auf dem Markte zu Heidelberg im Zweikampfe. —

Von deſſen Mutter verflucht, überlebte er alle ſeine Söhne und ſtarb im Jahre 1632 als der Letzte dieſer mächtigen Dinaſtie.

Der letzte Dienſt.

Als bürgerlicher Krieg geraume Zeit hindurch Spanien zerrüttet hatte, ſiegte endlich König Pedro, dem ein Prinz von Wales ſeinen Arm geliehen hatte, über ſeinen Mitbewerber um die Krone Kaſtiliens Heinrich Traſtamara, aus dem Hauſe der Guzmann.

König Pedro, welcher den Beinamen der Grauſame, nicht mit Unrecht, führte, dürſtete nach Rache; über jedes noch ſo ſchuldloſe Mitglied der Familie des Beſiegten fiel ſein Haß wieder her und ihr Blut floß.

Als er nach Sevilla kam, wo eine alte achtbare Matrone, Mutter des Don Juan Alfons de Guzmann lebte, war dieſe die erſte, an deren Martern ſeine Rache ſich zu kühlen ſuchte.

Durch ſeinen Machtſpruch wird ſie in den Kerker geſchleppt und zu dem Tode auf den Scheiterhaufen verurtheilt.

Bei ihrer Hinrichtung wurde nun ihre erſte Dienerin Iſabella Davalos durch ihr weibliches Zartgefühl zu jener heroiſchen That verleitet, welche ihren Namen der ſpäteſten Nachwelt aufbewahren wird und dem Verfaſſer den Stoff zur vorſtehenden Ballade lieferte.

Die Familie der Guzmann ließ die theure Aſche der Matrone und ihrer Dienerin ſammeln; eine prächtige Kapelle in der Kirche des heil. Iſidoro zu Sevilla verſchließt den Aſchenkrug, und an dem Marmordenkmale der Matrone iſt die wahrhaft erhabene Scene abgebildet.

Da ſieht man das Mädchen knieend vor der Verlaſſenen ſich an ſie ſchmiegend, von Flammen umgeben.

So ehrten die Zeitgenoſſen das Andenken dieſer Großthat, aber ſie beurkundeten ihre Theilnahme noch ehrenvoller durch ein Familienbündniß, welches jedes Mitglied der Familie Guzmann feierlichſt verpflichtete, keinen von dem Geſchlechte der Davalos, der in Noth ſei, hilflos zu laſſen, es koſte auch was es wolle.

Die beiden Todten zu Speyer.

Adolph von Naſſau fiel in der Schlacht bei Gellnheim durch Albrecht I. Seine Leiche wurde in dem unfern vom Schlachtfelde gelegenen Kloſter Roſenthal beerdigt, ſpäter nach Speyer gebracht und dort beigeſetzt. Albrecht I. von Oeſterreich, Adolphs Gegenkaiſer, wurde im Kloſter Königsfeld in der Schweiz begraben, nach einigen Jahren aber ebenfalls nach Speyer geführt, und in dem Münſter, kaum zwei Spannen von Kaiſer Adolph, eingeſenkt. Die Franzoſen erbrachen und zerſtörten im Jahre 1589 die Kaiſergruft zu Speyer und erlaubten ſich jeden Frevel, ſie ſpielten Kegel mit Todtenſchädeln, ſchlugen Chriſtusbilder mit Peitſchen u. ſ. w.

Der blinde Geiger zu Prag.

Noch jetzt befindet ſich ein alter, runder Thurm in dem Hirſchgraben zu Prag, welcher Daliborka genannt wird und dieſen Namen von Dalibor von Kozoged erhielt, welcher der erſte Gefangene in demſelben war.

Der Thurm Daliborka wurde im Jahre 1496, auf Befehl des Königs Wladislaw II. erbaut, oder beſſer, neu hergeſtellt, aus welchem Grunde auch auf der Vorderſeite desſelben, unter dem Geſimſe, das Wapenſchild des Erbauers mit deſſen Namenszug angebracht iſt.

Dalibor von Kozoged, war ein böhmiſcher Edler, und hatte, um aus den damaligen unruhigen Zeiten Vortheil zu ziehen, die Unterthanen des Ritters Adam Ploſkowsky von Drahonitz gegen ihren Herrn aufgewiegelt.

Im Vereine mit ihnen erſtürmte er das Schloß Ploſkowitz, im Leitmeritzer Kreiſe, warf den Burgherrn in den Kerker und zwang ihn eine förmliche Abtretungs-Acte an ihn auszuſtellen.

Die Bürger von Leitmeritz eilten jedoch ihrem bedrängten Schutzherrn zu Hilfe, nahmen Dalibor gefangen und lieferten ihn nach Prag, wo er der Sage nach geblendet und in jenen Thurm geworfen wurde.

Lange Zeit ſchmachtete Dalibor in demſelben, und die Einſamkeit und Verlaſſenheit ſeines Zuſtandes, ſollen ihn darauf gebracht haben die Geige zu ſpielen, in welcher Kunſt er es bald zur Meiſterſchaft brachte.

Nach mehrjähriger Haft wurde er jedoch zum Tode verurtheilt und im Vorhofe ſeines Gefängniſſes mit einem Brete enthauptet.

Der Bau zu Schönberg.

Die Veſte Schönberg, unweit der Stadt Jungwoſchitz im Taborer Kreiſe in Böhmen gelegen, ſtand ſchon im fünften Jahrhunderte.

In der Fehde zwiſchen König Ludwig und dem Böhmenherzog Hoſtivit wurde ſie zerſtört, erſtand aber nach Beendigung dieſes Krieges neuerdings aus ihrem Schutte und gelangte im Jahre 1039 an das Geſchlecht der Werſchowetze.

Von der letzten Beſitzerin, einer verwitweten Frau v. Mraczeck, erzählt die Sage, daß ſie dieſe Burg zu ihrem zweiten Hochzeitsfeſte mit großem Aufwande erneuern ließ und aber am Pfingſttage im Jahre 1211, als ſchon die Gäſte dem Prunkgelage entgegenharrten, von einem vernichtenden Blitze ſammt 13 anderen Perſonen unter den Trümmern der Veſte begraben wurde, weil ſie die Vollendung dieſer Erneuerung ſo ſehr betrieben hatte, daß ſie den Arbeitern ſelbſt an Sonn- und Feſttagen keine Ruhe gönnte.

Nach dieſer Zerſtörung ward dieſe Veſte nicht wieder erbaut, woran hauptſächlich eine damals in Böhmen herrſchende, peſtähnliche Seuche Urſache war, indeſſen ſind die Ruinen noch ziemlich erhalten und werden häufig von Fremden beſucht.

Der Krämpelſtein.

Unterhalb Paſſau, eine Stunde von der Pfarre Eſternberg, erhebt ſich auf der alten Donauleiten, hart am Donauſtrome, das Schlößlein Krämpelſtein oder Krämpenſtein, ein ehemaliges Raubſchloß der Paſſauer Biſchöfe, welches den Namen: Das Schneiderſchlößchen, durch vorſtehende Sage erhielt.

Die bewohnbaren Ueberreſte dieſes Schlößchens hängen nur noch locker auf dem Felſen, und der Vorüberſchiffende erbebt bei dem Gedanken daß ein leichter Windſtoß das alte Gemäuer auf ſein Fahrzeug ſchleudern könne.

Die 4 Evangeliſten in der Sophienkirche zu Konſtantinopel.

Im Jahre 1509, am Kreuzerhöhungsfeſte, traf Konſtantinopel das fürchterlichſte Erdbeben, deſſen die osmaniſche Geſchichte erwähnt. 109 Moſcheen, 107 Häuſer, die ganze Strecke der doppelten Landmauern und ein guter Theil der Seemauern, die 7 Thürme, die Mauern des Serail von der Seeſeite bis ans Gartenthor, in allem eine Strecke von 1040 Ellen Stadtmauern ſtürzten bis auf die Grundfeſte zuſammen; die Knäufe der vier großen Säulen der Moſchee des Eroberers (Mohamed II.) wurden zerſprengt u. ſ. w. Einige tauſend Männer, Weiber und Kinder wurden von den einſtürzenden Gebäuden erſchlagen, von der Familie Muſtapha Paſcha's, des Weſirs gingen allein 300 Reiter ſammt ihren Pferden zu Grunde. 45 Tage bebte die Erde nicht nur zu Konſtantinopel, ſondern im ganzen osmaniſchen Reiche, in Europa und Aſien. Das Meer warf ſeine Fluten über die Mauern Konſtantinopels und Galata's in die Stadt und Vorſtadt; die alten Waſſerleitungen brachen zuſammen.

Der Sultan traute nicht mehr den Mauern ſeines Pallaſtes, er wohnte zehn Tage im Garten unter einem leichtaufgeſchlagenem Zelte, dann rettete er ſich aus dem Schutte Konſtantinopels nach der zweiten Hauptſtadt des Reiches: Adrianopel; aber bald nach ſeiner Ankunft bebte auch zu Adrianopel die Erde fürchterlich, und am ſechſten Tage nach dem zweiten Erdbeben ſtürzte ein Wolkenbruch nieder, die Tundſcha trat aus ihden Ufern und bedeckte mit Flut und Schlamm die Verwüſtungen des Erdbebens.

Da berief der Sultan einen Fuß-Divan, das iſt eine Rathsverſammlung zu Pferde, mit dem Fuße im Steigbügel, zuſammen, dem er ſelbſt beiwohnte und die Berathſchlagung über die Mittel der Wiederherſtellung der Mauern Konſtantinopels, mit der folgenden bündigen Anrede an die Veſire eröffnete: „Durch eure Ungerechtigkeit und eure Grauſamkeit iſt der Seufzerrauch der Unterdrückten zum Himmel geſtiegen und hat den Grimm desſelben über Stadt und Land herunter gerufen.“

Die Hexe zu Riegersburg.

Im Monate Auguſt 1837 beſuchte ich in Geſellſchaft einiger Freunde, das alte berühmte Felſenſchloß Hohenriegersburg in der Steiermark, wo man uns unter andern auch ein Gemach zeigte, deſſen Wände mit phantaſtiſchen Thiergeſtalten und Hexen und Zauberapparaten bemahlt waren und welches dort allgemein: das Hexenzimmer genannt wird.

In dieſem Gemache ſahen wir das Bildniß jener Blumenfreundin, welche, in Folge des Aberglaubens einer minder aufgeklärten Zeit, das Opfer ihrer ſchuldloſen Neigung zu den Blumen wurde.

Der ausführliche Prozeß dieſer Martirin, welche im Markte Feldbach öffentlich verbrannt wurde, ſoll ſich noch in Original-Acten vorfinden.

Der Freimann von Calabrien.

Den Stoff zu dieſer Ballade verdankt der Verfaſſer ſeinem Freunde dem Herrn Joſef Edlen von Kanffy, welcher im letzten neapolitaniſchen Feldzuge, als Lieutenant des dritten k. k. öſterreichiſchen Jägerbataillons, zu Caſtro Villaró, dieſen fürchterlichen Freimann ſowohl auf der Zinne ſeines Kerkerthurms, als auch bei mehreren Hinrichtungen zu ſehen Gelegenheit hatte. Das Wenige, welches er noch über ihn und ſeine entſetzliche Exiſtenz erfahren konnte, iſt ungefähr Folgendes:

Domenigo Rizzo, zu Minicino in Calabrien geboren, hatte, als Herr v. M. ihn ſah, bereits ein Alter von achtzig Jahren erreicht, und war bei ſechzehn Jahren ſchon, ſeiner Verbrechen zu Folge, auf dem Thurm verſperrt. Einige leicht zuſammengefügte Breter, welche eine halbgeſchloſſene Hütte bildeten, machten ſeine Wohnung aus und ſchützten ihn nur nothdürftig vor Hagelſchlag, Sturm und Mittagsbrand. Er ging in Ketten, welche nur dann gelöſt wurden, wenn ein Verbrecher hinzurichten war.

Nach jeder Hinrichtung mußte Domenigo das Haupt des Miſſethäters, in Begleitung der Gensdarmerie, nach dem Geburts-Orte desſelben bringen, und dort in die Kirchenwand einmauern. Als Belohnung für ſeine Mühe erhielt er täglich, bis er das Haupt an Ort und Stelle gebracht hatte und wieder in ſein Gefängniß zurückgekehrt war, eine Schüſſel Maccaroni und einen Krug Wein. In dem Zeitraume von ſechzehn Jahren hatte er 1514 Verbrecher hingerichtet.

Olga, Fürſtin von Kiev

Der Normane Rurik, der eigentliche Gründer der ruſſiſchen Monarchie, herrſchte um das Jahr 864. Ihm folgte ſein Sohn Igor, die Gattin desſelben, Namens Olga, herrſchte nach ſeinem Ableben während der Minderjährigkeit ihres Sohnes Swatoslav. Die eben ſo furchtbare als liſtige Rache dieſer Fürſtin an dem Mörder ihres Gatten an dem Drewierfürſten Mal, welche uns ein Mönch des prezeniſchen Kloſters in Kiev, Namens Neſtor, Rußlands älteſter Geſchichtſchreiber, ausführlich berichtet, lieferte mir das Sujet zur vorſtehenden Ballade.

Quannahanna.

Oriſſa, oder Oriſta, der Gott der Schwarzen auf der Negerinſel Benin in Oberguinea.

Sennaar oder Fungi, das Negerreich.

Onebo, ein Dorf in Benin.

Bambula, der Name eines Negerfeſtes.

Propertia Roſſi.

Propertia Roſſi, eine berühmte Malerin des ſechzehnten Jahrhunderts von Bologna.

Das Valet.

Mahlſtröm, ein furchtbarer Wirbel im arktiſchen Ocean, deſſen Breite von Süden nach Norden zwei Meilen, und deſſen Länge in Oſten und Weſten 4 bis 5 Meilen beträgt. Er befindet ſich zwiſchen den Loffoden-Inſeln und der Inſel Waroen.

Man hört das Getoſe dieſes Wirbels, gleichſam zur Warnung, ſchon auf mehre Stunden weit. In jeder ſechſten Stunde iſt er nur eine Viertelſtunde ruhig, gleich darauf fängt er wieder an ſich rund herum zu drehen und zwar ſo gewaltig, daß er alles, was er erreicht, in den Abgrund hinabreißt. In einigen Stunden kommen die Trümmer wieder zum Vorſchein.

Alle, in anderen furchtbaren Gegenden, angewendeten Mittel oder Kunſtgriffe, dem Wirbel zu entgehen, ſind hier fruchtlos.

Eliſe Mercoeur.

Eliſe Mercoeur, franzöſiſche Dichterin, geboren zu Nantes 1809, wurde durch ihr poetiſches Talent ſchon als Kind in ihrer Vaterſtadt berühmt, und als ſie im Jahre 1827 eine Sammlung ihrer „Poésies“ veranſtaltete, vergriff ſich die Auflage ſchnell im Departement und mehrere Provinzialakademien beeilten ſich der jungen Dichterin Diplome zuzuſenden.

Paris, der verhängnißvolle Geliebte, der Alles anzieht, ſchien dem Fräulein Mercoeur der Schauplatz, auf welchem ſich ihr literariſches Geſchick entſcheiden mußte.

Sie kam mit ihrer Mutter, einem ſehr leichten Reiſebündel und mit der Liebe zum Ruhme dahin.

Das liebenswürdige Kind brachte den Titel eines Mitgliedes der Provinzialakademie und das Diplom eines correſpondirenden Mitgliedes der academiſchen Geſellſchaft der Nieder-Loire mit ſich und hatte überdieß noch zwei Briefe, einen, in welchem Herr von **Chateaubriand** ihr Berühmtheit prophezeihte, und einen, in welchem Herr von **Lamartine** an einen Freund ſchrieb: „Dieſes kleine Mädchen wird uns noch alle verdunkeln.“

In der That fand **Eliſe Mercoeur** zahlreiche Protectors. Auf den Vorſchlag des damaligen Miniſters, Herrn von **Martignac**, bewilligte **Carl X.** dem Fräulein ſogar eine Penſion. Der Buchhändler **Crapelet** druckte eine zweite ſehr ſchöne Auflage ihrer Poésies (**Paris** 1829), und ihre Büſte wurde von einem berühmten Bildhauer in Erz gegoſſen.

Eliſe Mercoeur war das glücklichſte Geſchöpf in ganz **Paris**.

Da ſtirbt plötzlich ihr vorzüglichſter Protector, die Penſion hört auf, die wenigen Privatſtunden, die ſie mühſam erlangt, werden ſchlecht bezahlt, ſie erkrankt, und kommt dadurch immer tiefer in Noth und Elend, in Kurzem — und **Eliſe Mercoeur** iſt das unglücklichſte Geſchöpf in Frankreichs Hauptſtadt. Dennoch klagte Fräulein **Mercoeur** nicht, und ſagte nur zuweilen faſt lächelnd zu ihren wenigen Freundinnen: Ich möchte doch wiſſen, ob die Dichter der Griechen alle Tage Brot hatten.

Im Jahre 1835 erlöſte ſie endlich der Tod aus ihrem Elende. Niemand außer ihrer Mutter war am Bette **Mercoeurs** als ihr letztes Stündchen ſchlug. Es war kalt und regnete. Eliſe legte ſich, weil ſie unfähig war zu ſtehen oder zu ſitzen, und bat, man möchte ihr Haupt gegen Aufgang der Sonne wenden.

In dieſer Stellung ſagte ſie noch eine ihrer neueſten Elegien her und verweilte, bevor ſie ihr unglückliches Leben verhauchte, be der Stelle:

Dieu lit au fond du mien ce quil a de souffrance,
A! puisse-t-il au votre inspirer la pitié!
Donnez: bien peu suffit, a ma frêle existence;
Donnez: j'ai faim! jattends — Aurais — je en vain prié?

Henricus Rumel &c.

Henricus Rumel war der erſte Buchdrucker in **Nürnberg**, und erhielt daſelbſt das Bürgerrecht im Jahre 1463.

Johann von Sorgloch, auch **Gänſefleiſch** genannt unter dem Namen **Johannes Guttenberg** bekannt, be wahre Erfinder der heutigen Buchdruckerkunſt, geboren zu Mainz 1401.

Parodirende Ballade.

Ungebar — ungeſtaltet; ſelbander — allein; wohlgethan — gutgewachſen; Kemenat — Zimmer; umfahn — umfangen; baß — faſt; zehend — ſogleich; jach — unerwartet.

Die Leichenfrau.

Leichenfrauen oder Seelnonnen wurden in katholiſchen Ländern, alte, zumeiſt unverheirathete Weiber genannt, welche ihren Erwerbszweig darin fanden, für Bezahlung die Todten beiderlei Geſchlechts zu waſchen und in Särge zu legen.

Auch begleiteten ſie im ſchwarzen Kleide, ein Windlicht in der Hand, den Leichenwagen, in welchem ihr Pflegling zu Grabe beſtattet wurde, gleichſam als Wehmutter für die Ewigkeit.

Jose mokir Schabbas.

Jose mokir Schabbas. Joſef, der den Sabbath ehret.
Die Thora, das jüdiſche Geſetz.
Schedim, der Böſe.
Rascha, ein großer Sünder.

Schneeglöckchen.

Schneeglöckchen, **Galanthus**. Lin. vom Griechiſch. **Gala** Milch und **anthos** Blume: Milchweiße Blume. Engliſch: Snowtrop, Schneetropfe. Franzöſiſch: **Galanthe** oder noch treffender **Perce-neige**, Schneebohrerin. In der Blumenſprache: Neubelebte Hoffnung.

Dieſes kleine, auf einem 5 bis 6 Zoll hohen Blumenſchaft überhängende Blümchen erblüht im Februar und März als **Annunciata** der anderen Blumen, und welkt noch vor dem Erſcheinen ſeiner ſchöneren Schweſtern.

Doctor Fauſt in Salzburg.

Obgleich in der Gegend von Salzburg nichts mehr von Weinbergen zu ſehen iſt, weiſen doch ältere Quellen darauf hin, daß ſich daſelbſt in früheren Zeiten welche befunden haben.

Von der Riedenburg bis zum Nonnberge blühten im zwölften Jahrhunderte Reben, welche theils dem Domſtifte, theils dem Kloſter St. Peter gehörten. Jedoch verſchwanden dieſe Weingärten allgemach, nur der Name von ihnen erhielt ſich noch im Schloſſe Weingarten außer Nonnthal in der Nähe von Leopoldskron.

Den Stoff zu vorſtehender Sage entnahm ich den Erzählungen und Volksſagen von Benedict Pillwein (Linz 1834 bei Huemer) welche mir von dem wackeren Verfaſſer, den ich im Jahre 1834 auf einer Reiſe nach München, in Linz kennen zu lernen Gelegenheit hatte, verehrt wurden, und der in dem benannten Werke, dieſe, wohl noch wenigen Leſern, bekannte Fabel des berüchtigten Schwarzkünſtlers, aus einem Tractätlein von Adam von Lebenwaldt (1682) entlehnt zu haben vorgibt.

Der Säuferkönig.

Da die Kirche zum heiligen Nicolaus jedoch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Alters halber einſtürzte, ſo kam jenes Wahrzeichen an das Inſpectorat von Ellrich, wo es noch heut zu Tage dem Schauluſtigen gezeigt wird.

Die Willis.

Im Trentſchiner Comitat, in der Gegend von Sillein, herrſcht der Volksglaube, daß die Seelen der nach der Verlobung verſtorbenen Bräute keine Ruhe genießen, ſondern, mit Brautkranz und Edelſteinen geſchmückt, zu nächtlichem Umherſchweifen genöthigt ſind, wo ſie zur Zeit des Neumondes Rundtänze halten und ſchaurige Lieder ſingen. Werden ſie eines Mannes anſichtig, ſo muß er ſo lange mit ihnen tanzen, bis er todt iſt. Dieſe Geiſter nennt man Willis. Die Aehnlichkeit derſelben mit den nordiſchen Elfen und andern ins griechiſche Alterthum hinauf reichenden Volksmährchen iſt auffallend.

Die böſe Hand.

Grazyna, ein Dorf in dem Großherzogthume **Poſen**, an der **Obra**, von drei Seiten mit Sümpfen umgeben, lag früher an der Stelle, an welcher man noch jetzt die Ruinen einer alten Kapelle erblickt.

Neben dieſen Ruinen, in welchen einſt die Preußen ihre heidniſchen Gottheiten verehrten, ſteht eine uralte, rieſenhafte Birke, die größte in der ganzen Umgegend.

Das Dorf ſelbſt, welches ſich früher unmittelbar an die Ruine anſchloß, wurde in Folge der letzten allgemeinen Peſt und der ſchwediſchen Kriege, (von denen noch eine, rechts von jenen Trümmern gelegene Schanze zeugt), an die nahen Sümpfe verlegt.

Kommſt du, Wanderer, (ſo beginnt ein Aufſatz über jene Rieſenbirke, welche ich in einem vaterländiſchen Blatte abgedruckt fand, deſſen Verfaſſer ſich aber nicht genannt hat) einſt hieher, ſo leite deine Schritte zu jenen Trümmern hin, die in ihrem eigenen Schutt begraben, ihr Haupt über die Erde erheben, gleich einem vom Unglück Verfolgten, der von Schickſalsſchlägen, die ihm alle den Sturz drohen, überhäuft, dennoch ſeine Stirne und Bruſt muthig neuen Stürmen entgegenſtellt. Sich, die muthwillige Jugend hier auf dem grünen Raſen herumſpringen; doch warum naht ſich Keiner jener Birke? Schau auf andere Bäume, die durch die Art einer boshaften Hand ihres Laubes, ihrer Aeſte und Zweige beraubt, verſtümmelt daſtehen; doch warum wird jene Birke von keines Sterblichen Hand angetaſtet? Keinen Zweig, ja kein Blättchen hat ſie ſeit ihrem Wachsthume gewaltſam verloren.

Warum bergen ſich in ihren Zweigen unzählige Vogelneſter unverſehrt und unberührt? Warum wagt der tollkühnſte und wildeſte Junge nicht einmal ſeinen verlangenden Blick nach ihnen aufzuheben? — Siehe, wie er mit Ehrfurcht vorbeigeht, ſein Auge demüthig niederſchlägt, ja nicht einmal den Schatten, den dieſer wunderbare Baum weit um ſich her verbreitet, durch ſeine Fußtritte zu entweihen wagt. — Forſche nach der Urſache dieſer heiligen Scheu und ein jedes Kind der Gegend erzählt Folgendes. —

(Hierauf folgt die einfache Erzählung der Sage, welche mir den Stoff zu der bezeichneten Ballade lieferte.)

Die Legende von der Pförtnerin.

Zur Himmelspforte wurde ein der heiligen Agnes und der heiligen Katharina geweiht geweſenes Nonnenkloſter in Wien genannt.

Die Gegend, wo die Kirche und das ſchöne und große Kloſter der Himmelspförtnerinnen (Dominae de Porta coeli) ſtanden, hieß ehemals die Treuboten- oder Trabantenſtraße; ſie iſt jetzt durchaus mit Privathäuſern verbaut, und zwiſchen der Weihburggaſſe, und der nach dem alten Frauenkloſter noch den Namen führenden Himmelpfortgaſſe, durch die Rauhenſteingaſſe und das Ballgäßchen in verſchiedene Bezirke abgetheilt.

Die Kirche zur Himmelpforte entſtand unter der unruhigen Regierung des Königs von Böhmen, Przemiſl Ottokar I. um das Jahr 1267, und wurde von Kaiſer Joſeph aufgehoben.

Das berühmte Frauenbild aber kam in den Dom zu St. Stephan, wo es noch jetzt der Verehrung ausgeſetzt iſt.

Um das Andenken an die ehemaligen frommen Chorfrauen zu erhalten, bekam die Vorſtadt Sporkenbühl, welche ein Beſitzthum derſelben war, den Namen des Grundes zur Himmelpforte, welche Benennung auch eine dortige Gaſſe und eines der älteſten Häuſer (Nr. 61) allda erhielt.

Die Begegnung.

Die Mönche von La Trappe durften nur mit ausdrücklicher Erlaubniß ihres Superiors zu einander ſprechen, ohne dieſe war jedoch ein niezubrechendes Stillſchweigen das heiligſte Gelübde ihres ſtrengen Ordens. Memento mori waren die einzigen Worte welche bei einer Begegnung über ihre Lippen kamen.

Herr Rudhart und ſein Töchterlein.

Schurf, eine Grube, durch welche man einen Gang zu entdecken ſucht.

Stollen, vom Slavoniſchen, Stola, ein Durchgang oder unterirdiſcher Gang.

Zeche, jedes Bergwerk, in welchem unter der Erde gebaut wird.

Der Blutſchacht zu Schemnitz.

Dieſer Schacht, welcher auch der Amalienſchacht genannt wurde, nun ein Erdfall, durch einen inneren Bruch der Grube verurſacht, dem das Geſtein und die Dammerde nachgerollt ſind, in der Bergmannsſprache eine Bünge genannt, bezeichnet die Stelle, wo er ſich befunden hat.

Der ſtumme Bruder.

Ein Minoriten-Mönch, mit dem Kloſternamen Lazarus, aus Brünn, war der erſte, welcher im Jahre 1782 es wagte die Maczocha zu befahren. Seine Oberen mißbilligten jedoch ſein allzukühnes Wagniß und er mußte ſich einer ſtrengen klöſterlichen Disciplin unterwerfen. Späterhin wurde jedoch dieſer Abgrund von noch einigen (unter welchen auch ein Graf Salm Reiferſcheid,) befahren.

Die Maczocha in Mähren befindet ſich nordoſtwärts von Brünn, und wird für den größten Erdfall in der öſterreichiſchen Kaiſerſtaaten gehalten. Der Terrain ſeiner Sole iſt bei dreißig Klafter breit und rings von nackten Kalkfelſen, von einer Höhe von mehr als achtzig Klaftern, umragt. Die in dieſem Abgrunde befindlichen Höhlen bemühte man ſich bisher vergebens zu durchſuchen, da die peſtartige Luft in denſelben, wahrſcheinlich durch faule Fiſche und ähnliche Subſtanzen erzeugt, es Jedem unmöglich machen längere Zeit in denſelben auszuhalten, daher ſo manche abenteuerliche Sage von dieſem Abgrunde.

Die frommen Knappen.

Frieſach, an der Nordgränze von Oſtkärnten, hieſ bekanntlich im grauen Alterthume: Bärenau.

Die Gründung vom Kloſter Schlegel in Oberöſterreich.

Schlegel oder Schlägel, in der dortigen Landesſprache gleichbedeutend mit Prügel, ein abgehauener Baumſtamm oder Baumſchlag.

Die grüne Eiche zu Zwettl.

Hadmar I. von Gufarn, Gûfarn (Gainfahren) U. W. W. ein Sproſſe des berühmten Azo von Gogelsburg aus Trier ſtiftete Zwettl um das Jahr 1138.

Zwettl wird von dem Böhmiſchen: Swietlo (Licht) hergeleitet, daher es auch im Lateiniſchen: clara vallis (lichtes Thal) heißt, das Kloſter führt daher mit dem heiligen Bernhard, welcher der Stifter des Ciſterſienſerordens war, welchem es zugehört, einerlei Namen, da derſelbe mit dem Zunamen: Clairvau hieß, was ebenfalls „lichtes Thal“ bedeutet.

Sanct Meinrad und ſeine Raben.

Das Kloſter Einſiedeln liegt faſt in der Mitte des Alp- und Silthales, 2940 Fuß über das Mittelmeer und 1570 über den Vierwaldſtädter-See erhaben. Die Gegend iſt wegen dieſer hohen Lage rauh und wild, aber doch mit ihren mäßig hohen und fruchtbaren Bergen, wegen den vielen Abwechslungen und mannigfaltigen Ausſichten, romantiſch ſchön. Das Gebäude von wahrhaft fürſtlicher Pracht, auf einer Anhöhe von Abend gegen Morgen ganz frei geſtellt, wird im Hintergrunde von einem ſteigenden Tannenwalde umkränzt. Der ankommende Wanderer ſtaunt ſchon vom fernen Berge über das Große und Unerwartete, das ſein Auge in dieſer Einöde erblickt; er vergißt alle Beſchwerden der mühſamen Bergreiſe und von Bewunderung und Sehnſucht hingeriſſen, verdoppelt er ſeine Schritte. Auf dem großen Vorplatze, wo halbrunde bedeckte Gänge und ein vierzehnröhriger Springbrunnen von Marmor ſtehen, nochmal verweilend, betrachtet er die breite und hohe Vorderſeite des Kloſters, in deren Mitte ſich majeſtätiſch die Kirche mit ihren zwei prachtvollen Thürmchen erhebt, und mit heiliger Ehrfurcht erfüllt ſteigt er allmälig die vielen Treppen hinauf und tritt in das Heiligthum ſelbſt. Da empfängt ihn im Innern gleich am Eingange die Muttergotteskapelle. Wunderſam wird er angeſprochen durch den Anblick der vielen Wallfahrer, die, auf den Knieen liegend, mit gehobenen Händen und Gemüthe die Stunde der Andacht feiern. Je weiter er vorwärts ſchreitet in der großen prachtvollen Kirche, reich an Gemälden und Statuen, (erſtere von Kosmus Aſam, bairiſchem Hofmaler und Franz Kraus aus Wiblingen in Schwaben, letztere von Babel aus München und Carloni, einem Italiener), deſto mehr wird ſein Gemüth gehoben. Nicht minder befriedigen ihn alle übrigen Theile des weitläufigen Gebäudes, wenn er ſie zu ſehen Gelegenheit und Muße hat.

Das Kloſter und der Flecken von Einſiedeln haben ihr Daſein wie ihren Namen von Meinrad, dem Einſiedler. Meinrad ſtammte aus dem gräflichen Geſchlechte von Hohenzollern in Schwaben und wurde zu Sulgen im Jahre 805 geboren. Die Eltern ſchickten den Knaben zur Erziehung in das Kloſter Reichenau auf der Inſel gleichen Namens im Unterſee. Nachdem Meinrad im Kloſter Prieſter geworden, kam er als Lehrer nach Bollingen am obern Zürcherſee. Hier weckte nach einiger Zeit der Anblick des einſamen und waldigen Etzelberges im ſtillen Sinne des Mannes das Verlangen nach einem einſamen Leben. Nach erhaltener Erlaubniß von ſeinen Obern ging Meinrad auf den Etzel. Eine fromme Witwe von Altendorf ließ ihm eine kleine Hütte und ein kleines Bethhaus bauen und reichte ihm die Nothdurft des Lebens. Aber nicht lange genoß Meinrad der Einſamkeit; Viele von Nahe und Ferne kamen wegen allerlei geiſtigen Bedürfniſſen ihn zu beſuchen. Darum zog er ſich nach ſieben Jahren auf den Etzel eine Stunde weiter in den finſtern Wald neben eine reiche Waſſerquelle zurück, eben an den Ort, wo jetzt das Kloſter und der Flecken ſtehen. Hildegard, Aebtiſſin des Frauenkloſters in Zürch, baute ihm da eine andere Wohnung und Kapelle und ſchenkte ihm das bis jetzt mit Verehrung bewahrte Marienbild. Auch da wurde Meinrad wieder, aber ſeltener beſucht, von Jenen, die Belehrung und Troſt ſuchten und ſich durch die Beſchwerlichkeit des Weges nicht abhalten ließen. Alſo abwechſelnd mit Werken der Gottſeligkeit und Liebe, hatte Meinrad wieder 26 Jahre verlebt; als zwei Landfahrer, durch Raubgier gelockt, ihn fanden und ihn, nachdem ſie von ihm noch freundlich bewirthet worden, grauſam mordeten. Dieß geſchah im Jahre 863. Von Raben, die der fromme Klausner genährt hatte, verfolgt, wurden die Räuber auf der Flucht bald entdeckt und zu Zürch hingerichtet.

Die Leiche Meinrads holte das Kloſter Reichenau und beſtattete ſie mit großer Verehrung. Im Jahre 1041 aber wurde ſie wieder, auf Bitten der Religioſen von Einſiedeln, dahin zurückgegeben, wo ſie ſeither bewahrt und gebührend verehrt wurde.

Vier und vierzig Jahre nach dem Tode Meinrads blieb ſeine Zelle unbewohnt, nur von Wallfahrern nicht ſelten beſucht. Im Jahre 907 kam Benno, ein Domherr von Straßburg, entſproſſen aus dem herzoglichen Hauſe von Burgund, dahin und beſchloß, aus Liebe zur Einſamkeit, da zu bleiben. Demnach ließ er die Zelle und Kapelle des heiligen Meinrads ausbeſſern. Bald geſellten ſich zu ihm noch mehrere fromme Genoſſen, die ſich ebenfalls Zellen bauten und für ihren Unterhalt anfingen das Land umher urbar zu machen.

Von Kaiſer Heinrich I. zum Biſchof von Metz ernannt, verließ Benno, wiewohl ungern, im Jahre 525 ſeine Einſamkeit, und bald wurde ſeine Sehnſucht nach ihr noch größer, als ſein Eifer im biſchöflichen Amte bei den verdorbenen Sitten der Zeit nur unüberſteigliche Hinderniſſe fand. Nach langem und hartnäckigem Widerſtand gegen alle Belehrungen und Ermahnungen, verſchworen ſich ſogar einige Ruchloſe gegen den frommen Biſchof, nahmen ihn mit Gewalt und ſtachen ihm beide Augen aus. Nach dieſem traurigen Schickſale kehrte Benno in ſeine vorige Einſiedelei zurück, wo er bis zum Jahre 940 lebte.

Dem Beiſpiele Benno's war noch bei deſſen Lebzeiten Eberhard, Dompropſt von Straßburg, gefolgt und nach Einſiedeln gekommen. Benno ſelbſt übertrug ihm, ſeiner anerkannten Weisheit wegen, die Aufſicht über die Gemeinde und die Sorge für den Bau des neuen Kloſters. Eberhard fing an, theils aus dem eigenen mitgebrachten Vermögen, theils aus den Schenkungen Herrmann, des Herzogs von Allemanien, zuerſt die Kapelle und Zelle des heiligen Meinrads neu aufzurichten, ſchloß dieſelbe dann in die Mitte der neuen Kirche ein und baute endlich um dieſe herum die Kloſterwohnungen.

Auf dieſe Art bildete ſich zu Einſiedeln die erſte Kloſtergemeinde und Eberhard war ihr Stifter und der erſte Abt.

Knecht Benedikt.

Einer der merkwürdigſten Männer aus dem Schottenkloſter (erzählt Realis in ſeinen Freskobildern aus Wien) war der Bruder Benedikt, der nach vielen Lebensſtürmen zum Abt des Stiftes Seitenſtetten und zum vertrauten Rathe und Hofkaplan Albrechts II. emporſtieg, nachdem er ſich früher als Volksprediger einen hohen Ruf erworben hatte.

Bevor Benedikt das Kloſterleben antrat, führte er ein gottvergeſſenes und wüſtes Leben. Böſe Leidenſchaften verfolgten ihn in ſeinen jüngeren Jahren und brachten ihn ſo weit, daß man ihn für einen Schwarzkünſtler hielt, der mit dem Böſen einen Bund geſchloſſen habe.

Seine Schweſter war eben ſo zuchtlos geweſen, hatte ſich aber aus wahrer Reue in das Kloſter der Büßerinnen zu St. Hieronymus in die Singerſtraße begeben, um Buße zu thun.

Hier führte ſie ein exemplariſches Leben und bat den Himmel, auch ihren Bruder auf den Pfad der Tugend zurückführen zu wollen.

Das fromme Beiſpiel der Schweſter mag mächtig auf Benedikt gewirkt haben; auch er faßte den Vorſatz ſich zu beſſern und ſeine künftigen Tage dem Kloſter zu widmen.

Er entſagte daher Allem was ihn im Gewühle der Welt angezogen hatte; hüllte ſich in eine einfache rauhe Kleidung und pilgerte bußfertig von einer Kloſterpforte zur andern, um Aufnahme bittend. Allein, ſeine kühne rieſenmäßige Geſtalt, ſein finſteres abſtoßendes Ausſehen, ſein wildrollender, einen geſtörten Seelenfrieden verrathender Blick, theils auch ſein bekannter Lebenswandel, verſperrten ihm allenthalben den Eintritt.

Der Verzweiflung nahe, pochte er auch an die Pforte des Schottenſtiftes, des letzten heiligen Ortes, der ihm in Wiens Umgebung zur Aufnahme übrig blieb, und ſieh', dieſes Haus der Freiung wurde auch das Aſyl, wo der reumüthige Sünder gegen die Dämonen des Laſters und der Weltluſt Schutz und Schirm fand.

Hier unterzog er ſich mit regem frommen Eifer den niedrigſten Dienſten und es gelang ihm endlich in das Noviziat zu treten. In dieſe Zeit fällt auch jener Kampf, welcher zur Volksſage wurde, und mir den Stoff zur vorſtehenden Ballade lieferte.

Die drei Schützen zu Carlisle.

Eine Wanderung der Tellsſage, wie wir ſie bei Perog, Collection of ald english Poetry finden.

Die Sage des Apfelſchuſſes wanderte von Jahrhunderte zu Jahrhunderte und wurde von jedem wieder aufgefriſcht und ſeinen Lieblingshelden zugeſchrieben, ſo treffen wir ſie nicht nur in England, ſondern auch noch in Irland und Dänemark.

Nach Grim, welcher uns auf die Wilkina-Sage, als die Mutter der Tells-Sage, aufmerkſam macht, ſoll ſie von den nordiſchen Völkern, deren Gemeingut ſie geweſen, ausgegangen ſein und ſich erſt in der Schweiz feſtgeſetzt haben.

Der Tod von Baſel.

Vorſtehendes Gedicht gründet ſich auf den an einer Mauer des Kirchhofs der Prediger in der Vorſtadt zu St. Johann in Baſel angemalten und weltbekonnten Todtentanz.

Blanca und Pedro.

So wie die übrigen in dieſem Bande enthaltenen ſpaniſchen Mauren und Ritterromanzen, ſind auch dieſe zum Theil den romances viejos von Grim, zum Theil der Sammlung von Depping entnommen.

Sämmtliche Romanzen ſind getreu, in dem Metrum des Originals und größtentheils mit der Aſſonanz desſelben, welche freilich ihren urſprünglichen, wunderbaren Klang im Deutſchen verloren hat, aus der Urſprache übertragen.

Don Guarinos.

Die Romanze de conde Guarinos almirante de la mar, in Metrum und mit Aſſonanz des Originals, aus der Urſprache übertragen, iſt eine der älteſten ſpaniſchen Volksdichtungen. Cervantes de Saavedra, erwähnt ihrer bereits in ſeinem Don Quixot. II. Cap. IX.

Die Sendung der Engel.

Die Serben unterlegen dieſer Sage die Entſtehung des Balaton in Ungarn.

Marko Kraljewitſch findet den Säbel ſeines Vaters.

Marko Kraljewitſch war einer der größten Heroen, der Cid der Serben, deſſen Heldenthaten und Abenteuer ſich in unzähligen Liedern in dem Munde des Volkes erhalten haben.

Kaurime, Schimpfname, wörtlich Chriſtenhund.

Agalik, ein Diſtrikt, über welchen ein Aga zu befehlen hat.

Marko Kraljewitſch und die Vile.

Vilen (Nymphen), welche auf die Schickſale der Verblichenen oft mächtigen Einfluß ausübten, wohnen in hohen Gebirgen an den Quellen der Flüſſe, ſind bezaubernd von Geſtalt und im Beſitze ewiger Jugend. Sie erſcheinen den Menſchen immer in blendend weißem Gewande mit fliegendem Haare. Sie erhalten oft beſondere Beinamen, wie z. B. Ravijoila.

Miroſch (Mirotſch), ein Berg an der Donau.

Porecs (Poretſch), eine Inſel in der Donau, zu Serbien gehörig.

Timok, Gränzfluß zwiſchen Serbien und Bulgarien.

Bregovo, ein Dorf am linken Ufer des Timok.

Des Arabers Brautfahrt.

„Sei in Gott mir Bruder!“ oder: „Sei in Gott mir Sohn!“ iſt eine Beſchwörungsformel, welche bei den Serben von großer Wirkung iſt und zu einer ihrer vorzüglichſten Eigenthümlichkeiten gehört.

Bei dieſem heldenmüthigen Volke beſteht nämlich ſeit den älteſten Zeiten eine ſogenannte Wahlbruderſchaft: Pobratimstwo. Wenn ſich nämlich zwei Serben durch die Bande der Freundſchaft an einander gekettet fühlen, ſo ſtiften ſie unter ſich eine ſolche Wahlbruderſchaft, mit welcher unter ihnen ganz jene freundſchaftlichen Verhältniſſe eintreten, welche zwiſchen Blutverwandten Statt finden. Ein ſolches Bruderpaar unternimmt gewöhnlich eine Wallfahrt zu irgend einem Gnadenorte, um ſich dort den gegenſeitigen Schwur ewiger Treue zu leiſten.

Nicht ſelten wird auch ein ſolches Bündniß zwiſchen ganz fremden Perſonen geſchloſſen, indem derjenige, welcher plötzlich in große Noth oder in Lebensgefahr geräth, einen andern mit den Worten Bögom brate! In Gott mein Bruder! um Hilfe anfleht. Dieſe wenigen Worte ſind hinreichend den Aufgeforderten zu bewegen, Alles zur Rettung des um Hilfe Flehenden zu unternehmen.

Zekul.

Janko, wird Johann Hunyad im Serbiſchen genannt.

Swaten: Hochzeitsgäſte.

Zekul: (Johann Szekely) Bann von Slavonien und Schweſterſohn Hunyad's, von den Serben als ein großer Held beſungen.

Einladung

zur Pränumeration auf die Zeitſchrift:

Oeſterreichiſches Morgenblatt,

redigirt von

Johann N. Vogl.

„Du ſollſt neugierig ſein!" Dieſes Geſetz hauchte uns die Natur mit dem erſten Kuſſe ein, den uns die Mutter auf die Lippen drückte, zum Zeichen: daß wir Eva's Kinder ſind.

Die Neugier iſt ſo unſer Erbe, durch welches viel Unheil über die Welt gekommen iſt; und doch beſtünde die gute Welt gar nicht, wenn die Neugier nie geweſen wäre.

Man würde aber ſehr irriger Meinung ſein, wenn man dafür hielte: daß Mutter Eva uns die Neugier nur in der Abſicht hinterließ: daß die Welt ihr Beſtehen der Neugier zu danken habe.

Mutter Eva hatte dabei einen weit größeren Zweck im Auge.

Sie wußte nur zu gut: daß einmal eine Menge ihrer Kinder Eintagsliteratur treiben werde, daß Viele die Journaliſtik pflegen, und viele viele ihrer Kinder Redakteure von Zeitſchriften ſein werden.

Auch wußte ſie nur zu gut: daß einmal eine fürchterliche Langeweile in der Welt entſtehen werde, und wußte: daß Langeweile weit mehr Menſchen umbringen werde als die Arbeit, darum ſie auch zur Erhaltung des Menſchengeſchlechtes dieſem die Neugierde anvererbe, und durch die Neugierde den Sinn für die Journale.

Wohl alſo Jedem, der bei der Langenweile Sinn für Journale hat! Er ſtirbt wenigſtens eines langſamen Todes „oder er erhält ſich lange am Leben.“ Und wem iſt es nicht darum zu thun, ſich lange am Leben zu erhalten?

Daß aber dieß zum Theil ein Journal bewirken könne, muß es in allen ſeinen Zweigen der Art beſchaffen ſein: daß man es gerne zur Hand nehme, beim Leſen desſelben ein Vergnügen empfinde, und dasſelbe befriedigt von ſeinem Inhalte aus der Hand lege.

Das ſo eben Geſagte kann man von dem „Oeſterreichiſchen Morgenblatte ſagen“ und Jeder, der das Oeſterreichiſche Morgenblatt kennt, wird dem Geſagten beipflichten.

Jene, die mit dem Oeſterreichiſchen Morgenblatte nicht bekannt ſind, wollen wir durch die nähere Bezeichnung ſeiner Rubriken auf dasſelbe aufmerkſam machen.

Das „Oeſterreichiſche Morgenblatt“ bringt Original-Novellen, Erzählungen und Skizzen, ernſten und heitern Inhalts; meiſtens gediegene Arbeiten von bekannten Autoren.

Das Feuilleton des Blattes bringt Referate über alle erſten Leiſtungen ſämmtlicher Theater und Concerte, ſo wie aller ſonſtigen Erſcheinungen der Kunſtwelt des Büchermarktes, und Aufſätze wiſſenſchaftlichen und heiteren Inhaltes.

Die Referate zeichnen ſich durch die darin ausgeſprochene Unparteilichkeit, durch den gerechten Tadel alles deſſen, was gegen das ſittliche Schöne verſtößt, und durch unbeſtochene Anerkennung alles deſſen, was die Künſte, die Theater und deren Vertreter: Dichter und Schauſpieler fördert und fördern kann.

Der „Lokalbemerker" beſpricht Tages-Neuigkeiten und Erſcheinungen aus der Gegenwart und dem ſocialen Leben.

Viel des Nützlichen bringen die Abtheilungen: „Länder- und Völkerkunde." „Intereſſantes aus dem Gebiete der menſchlichen Natur," „Curioſa," „Krizeleien auf meinem Cahier." „Retroſpectiv charakteriſtiſcher Denkwürdigkeiten," „Wiener-Denkwürdigkeiten," und „Curioſa aus dem Leben unſerer Vorältern" u. ſ. w.

Die Rubriken: „Archiv für Geſchichte und Sage, hiſtoriſche Rückblicke" u. ſ. w. enthalten intereſſante Schilderungen von Ereigniſſen früherer und neueſter Zeit aller Länder.

Der „Künſtleriſche Wegweiſer" gibt das Neueſte über die ſchönen Künſte.

Die „Eiſenbahnzeitung" beſpricht die wichtigſten Ereigniſſe und Vorgänge dieſes Kulturzweiges.

„Induſtrielles" und „Statiſtiſches von Oeſterreich" das in dieſe Fächer Einſchlägige.

„Anekdotiſches." Anekdoten, witzige und geiſtreiche Einfälle und Charakterzüge ausgezeichneter und berühmter Perſonen.

Der „Omnibus," wie dieß ſein Begriff ſchon anzeigt, Allen oder für Alle Etwas.

Nebſt dieſen Rubriken bringt das Oeſterreichiſche Morgenblatt noch die neueſten Gedichte und Balladen von Joh. N. Vogl, und eine Original-Gratis-Beigabe.

Dieſem nach iſt das „Oeſterreichiſches Morgenblatt" keine alltägliche Erſcheinung, dieß übrigens auch ſchon darum nicht, weil es in der Woche nur dreimal, nämlich: Montags, Mittwochs und Freitags erſcheint; und wenn dieß Blatt auch weniger reichhaltig an gutem Inhalte wäre, als es wirklich reichhaltig iſt, muß ihm doch ein Jeder den Preis zugeſtehen, der daſſelbe ſich eigen machen will, und um den es, mit Originalbeilagen, für Wien auf ſchönem Velinpapier für 10 fl. C. M.; für die Provinz für 12 fl. 36 kr. ganzjährig in der Strauß & Sommer'ſchen

Verlagshandlung, Dorotheergaſſe Nr. 1108, zu haben; für Auswärtige aber, durch alle löbl. Poſtämter und gute Buchhandlungen von der Jasper'ſchen Buchhandlung in Wien ganzjährig für 8 Rthlr.; halbjährig für 4; und vierteljährig für 2 Rthlr. zu beziehen iſt.

Bayer. Staats-
Bibli[illegible]k
Mü[illegible]

Bayer. Staats-
Bibliothek
München

Schnadahüpfln

von

Dr. Joh. Nep. Vogl.

WIEN

Tendler & Comp.

Schnadahüpfln.

Schnadahüpfln.

Ein Beitrag
zur
öſterreichiſchen Volkspoeſie.

Mitgetheilt
von
Dr. Joh. Nep. Vogl.

Wien.
Tendler & Comp.
1850.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die Liebe zur Natur, ſo wie zur Volkspoeſie, ließen mich manchen Ausflug in die öſterreichiſchen Gebirgsgegenden machen, welcher meine Wißbegierde nicht ſelten durch eine reiche Ausbeute belohnte.

Oftmals horchte ich den einfachen, naiven, wenn auch zuweilen derben Liedervorträgen der Gebirgsbewohner, die ſo eigenthümlich ſind, und auf ſo treffende Weiſe den Volkscharakter derſelben ſchildern. Das ganze Leben des Berglers, wie ſie ſich nennen, ſein Dichten und Trachten, ſein Lieben und Hoffen, ſeine Licht- und Schattenſeiten liegen in den nachfolgenden „Schnadahüpfln“ ausgeprägt, deren Urelement tiefes Naturgefühl, Lebensfriſche, Humor und Heiterkeit ſind.

Der Ausdruck: Schnadahupfl, welcher vorzugsweiſe im Salzburgiſchen und in dem bairiſchen Hochgebirge gang und gebe iſt, und die meiſt improviſatoriſche Dicht- und Singart der Gebirgsbewohner bezeichnet, dürfte von dem Worte: „Schnadern“ (ſchnell reden, plaudern), und dem Worte: „Hupſt“ (hüpfen, ſpringen, aus dem Gehirn ſpringen), abzuleiten ſein, obgleich der Dichter J. G. Seidl und Höfer (Verfaſſer eines etymologiſchen Wörterbuches) der Meinung ſind, daß derſelbe von Schnitt (der Schnittzeit), welche in den flacheren Gegenden Oeſterreichs mit Geſang gefeiert wird, herzuleiten ſei, und dieſe Liederchen daher richtiger „Schniddahüpfln“ (Schnitterhüpfeln) genannt werden ſollten, welcher Anſicht ich jedoch nicht beipflichten kann, da dieſe Dichtungsweiſe, meiner Meinung nach, ein vorzügliches Eigenthum der Gebirgsländler iſt.

Die „Schnadahüpfln“ entſtehen größtentheils auf Kirchtagen, Hochzeiten oder ſonſt bei Zuſammenkunft einer größeren Anzahl von Dirnen und Burſchen. Am Schluſſe der Hochzeit pflegen ſich nämlich die Gäſte in der Regel um einen Tiſch zu verſammeln und ihre heiteren, ſarkaſtiſchen Weiſen auszutauſchen.

Einer der Sänger beginnt mit einer vierzeiligen Strophe (alt oder improviſirt), worauf die Uebrigen als Chor mit einem Jodler einfallen, welcher gleichſam das Ritornale zwiſchen den einzelnen Schnadahüpfln bildet. Dem erſten Reigen der Schnadahüpfl folgt ſodann ein zweiter, von einem andern Burſchen oder einer anderen Dirne geſungen u. ſ. w., worauf die Dichtungen aus dem Stegreife, welchen meiſtens perſönliche Beziehungen auf die Anweſenden zu Grunde liegen, den Schluß machen.

Die beſten dieſer Improviſationen gehen von Mund zu Munde, von Hütte zu Hütte, von Dorf zu Dorf, und erhalten ſich in der Tradition, durch die ſie ſodann ein Gemeingut der Gebirgsländler werden.

Nach den am Schluße des Büchleins beigegebenen öſterreichiſchen Volksmelodien vorgetragen, dürften dieſe anſpruchsloſen Sangweiſen auch ferne von der romantiſchen Umgebung, in welcher ſie entſtanden ſind, ihre Wirkung nicht verfehlen, einen Wiederklang in jedem deutſchen Herzen finden, und dem mit einiger Fantaſie begabten Zuhörer die beſchneiten oder nebelumſchlungenen Berggipfel vor das Auge zaubern, und ihn an die blauen Seen und auf die friſchgrünen Matten unſerer ſchönen Gebirgswelt verſetzen, deren Bild wohl Jeder, der ſo glücklich war, jene reizenden Gefilde betreten zu haben, noch in freudiger Erinnerung bewahrt.

Dr. Joh. N. Vogl.

Erſtes Hundert.

1.

Wan's Gamsböckl ſpringt
Und die Nachtigal ſingt,
Und da Knahahn ſchreit
Js da Bua nima weit.

2.

S'is a Wedda am Himmel
Aber dunnern duad's nid,
Staig nur eina beim Fenſter
Aber rumpeln därfſt nid.

3.

Main Schatz is a Tiſchla
A Tiſchla muaß ſain,
Der macht ma a Wiag'n
Und a Kindl glei drain.

4.

Main Schatz is a Schraiba
A Schraiba muaß ſain,
Der ſchraibt miar an Liabsbriaf
Und an Gruas an di 'nein.

5.

Mein Schatz is a Raida
A Raida muaß ſain,
Das Roß gherd in Kaiſa
Da Raida gherd main.

6.

Kim do nid ſo häuſt
Hab ſel di do gern,
Du rennſt da ja d'Füaß weg
Kindſt a Zwergl no wern.

7.

Kloan bin i, kloan bleib i
Mag greßa nid wern,
Und an Schatz muaß i habn
Wie a Haſelnußkern.

8.

Sag Bua, was fald dar ein
Daß du nid main wilſt ſein,
Daß du nid main wilſt wern
Hab di ſo gern.

9.

Zwoa ſchneeweißi Täuberln
Fliag'n über mein Haus,
Und der Bua der miar bſtimd is
Der kumd ma nid aus.

10.

Geh weg von mein Fenſta
Und las ma an Fried,
Was hilſt dir dain Singa
Aufmach' i dar nid.

11.

Du launblada Bua
Kimſt vor frag'n nid dazua,
Wanſt a Buſſel willſt håb'n
Muaßt mi nid ſo lang frag'n.

12.

Daß in Wald finſta is
Dös machd da Bam,
Wans Diandarl ſauba is
Meld't ſa ſi kam.

13.

Mein Herz muaß an Fehler hab'n
Dös is ſchon g'wiß,
Denn ſo oft i mein Buab'n ſieach
Gibt's ma an Riß.

14.

Ha ha, du biſt harb
Seita göſtern auf d'Nacht,
I han di nid g'hört
Sunſten häd i afg'macht.

15.

Koan Berg is ſo hoch,
Den dö Gams nid daſtaigt,
Und koan Bua auf da Weld
Der drai oana blaibd.

16.

Im Winta wans kald is
Da warmſt di an Gicht
Und a Liab dö ſchen alt is
Wird reſti nid leicht.

17.

Die Liab is a Diarndarl
Da Vaſtand is ſein Bua,
Und ſo g'ſcheid als er is
Foppt'sn denad no gnua.

18.

Kean See und kean Bacherl
Kean Fiſch und kean Daicht,
Kean Bua is ma ſauba gnua
Di meraſt'n z'laicht.

19.

Wan i dran denga dua
Wiar falſch mit miar da Bua,
Deng i ma awolſt glai
I blaib da nid drai.

20.

Main Schatzerl is kema,
Was had er den bracht?
A Ringerl an's Fingerl,
A Bußl auf d'Nacht.

21.

Dort drunten bein Bachl
Steht a Mühl und a Sag,
Und mein Schatz drinn had gfragt:
Ob i'n gear nima mag?

22.

z'Lingfeld und St. Veid
Is kean Bua, der mi gfrait,
Und in Eſch'naua Thal
San die ſchön Buama all.

23.

Zwoa kuaſchwarzi Rößa;
A ſchebarnda Wag'n,
Das is ja mein Buabarl,
I kenn a in Fah'n.

24.

Zwoa kohlſchwarze Kerſchkern,
Mein Schatz hat mi graidsgern,
Gwand had er um mi
Wiar i fuartganga bi.

25.

I thua nuar vorn Laid'n,
Als ob miar nix war,
Awa Herz und Gidanga
San denaſt ſo ſchwar.

26.

Wie ſchwar miar in Herz'n
Soll Niamſt vernema,
Mögn'd öfda zwoa Liabi
Nid z'ſama käma.

27.

Zwoa ſchneeweiße Täubarln,
Fliag'n hin übarn See,
Und mein Liab, dö geht unta,
Kimd nimma in d'Heh.

28.

A guads Wurt ſoll i göbn,
Und i han koans bai miar,
Han's z'Haus in da Truch'n
In an Papier.

29.

In Himmel ſan Sternbarln
Die Graids und die Quer,
Und i will nuar mein Schatz, und
Sunſt will i nix mehr.

30.

I deng her und deng hi
In die Graids und die Quer,
I denk allwal an di, und
Sunſt denk i nix mehr.

31.

Main Herz is an Uhr
Und blaibds a amal ſteh'n,
Machds glai mid an Buſſarl
Main Schatz wieda geh'n.

32.

Wiar wiard's ma nuar gehn,
Bin nid raich und nid ſchen, und
Nid da Draihaid alloan
Wiard's a's a nid lang doan.

33.

Und wan mi d'Laid frag'n dahn
Ob main Draihaid ſchen blüad,
So andwuart i eana:
Da Wind had's vafüard.

34.

Eh i main Büabarl laß,
Eh laß i all's,
Ehnda no d'Schuach und d'Strimpf,
s'Diachal von Hals.

35.

Eh i main Büabarl laß,
Eh laß i's Löb'n,
Und ſold i main Bluad a
Bei an Dröpfarl heargöb'n.

36.

Eh i main Büabarl laß,
Eh laß i's Haus,
Nacha is do bain Laid'n
Da Drabſch amal aus.

37.

Das is ja main Büabarl,
I kenn a in Geh'n,
Gar gros is a nid, awa
Gar ſo vül ſchen.

38.

Main Herz und main Sinn
San z'Schwarzenbach drinn,
Und wiar geh i den an,
Daß is auſſa kriag'n kann.

39.

A ſchöns a roths Hüadl,
A Dopplband'l,
Main Schatz is a Naiba
Aus'n Obaland'l.

40.

Drei Jahr had er z'raid'n,
Nacha wiard a glai frai,
Oan Jahr bleim ma ledi,
Nacha hairath'n ma glai.

41.

Am Angarl ſtehd a Bamarl,
Dragd Nagawitzbirn,
Haſt di allimal gmeldt,
Wan i: ſchens Biabarl, g'ſchrian

42.

Schau, ſchau, wias regna duad,
Schau, ſchau, wias giaßd,
Schau, ſchau, wias Waſſa
Von Dach abaſchiaßd.

43.

Wans in Himml drob'n danz'n,
Singan d'Engarln dazua,
Und hör i a Ziddarn ſchlag'n,
Is's ma ſchon gnua.

44.

Geh', ſetz di zu miar her
Und mach ma an Gſpoas,
Afd kriagſt friſchi Mili
Und Buda und Kas.

45.

I wollt nuar, i häd di
Main Lebtach nid gſeg'n,
I woaß, das 's main Herz'n
Vül leichta war g'ſcheg'n.

46.

So bhiad di God, Büabarl,
Wals'd oanmal ſchon gehſt.
Und ſchau, das'd in Hoamweg
Di nindaſchd anſtesd.

47.

Schen blau is da See,
Und main Herz duad ma weh,
Und main-Herz wird nid gſund,
Bis da Bua wieda kumd.

48.

Aum Bod'n kriach'n d'Nöbel,
Auf da Heh wahd da Wind,
Unſri Liab is hald aus, und
Zweg'n we denn ſo g'ſchwind!

49.

Wan d'Hoanfelda danz'n,
So danz i nid mid,
I müaßd mi ja füarcht'n
I kriagad an Drid.

50.

Zwoa Neſarln in Gart'n,
Zwoa Föhran in Wald,
In a jungs ſaubar's Büabarl
Valiabd ma ſi bald.

51.

Main Büabarl is ſauba,
Nid z'gros und nid z'kloan,
Had klizadi Aug'n, und
Gherd miar ganz alloan.

52.

Du moansd, du warſt ſchen,
Dös is awa nid war,
Gehſt grump und biſt ſchienglad,
Und haſt a rod's Haar.

53.

A g'ſchegads par Ochſen,
A ſchneewaißi Kua,
Dö gibb main Vada,
Wan i hairathn dua.

54.

Dön Buam, den i nid mach,
Dön ſtach i alli Dach,
Dör miar main Herz erfraid,
Der is ſo waid.

55.

Von Wald bin i führa,
Wo's ſtockfinſta is,
Und i liab di von Herz'n,
Dös glaub ma füar g'wis.

56.

A fungelneugs Häuſerl
Mit Breder vaſchlag'n, und
Hiazd könt i main ald'n Schatz
A wida hab'n.

57.

Kloan biſt und kloan bin i,
So heirath'n ma zſam,
Du kriagſt a kloans Waibarl,
Und i an kloan Mann.

58.

I woaß nid, wia's is,
Kan mi nid dakena,
Sol a naig's Büabarl liab'n,
Und s'is ald' vül ſchena.

59.

Dö Laid ſan ma faind,
Und ſogar maini Fraind,
Und i woaß ſchon z'weg'n was,
Wal i's Büabarl nid laß.

60.

Ewen i main Buab'n laß,
Ewen laß i's Löb'n,
Afd brauchd ma main Vada
Koan Heirathsguad z'göb'n.

61.

Zwiſch'n daina und maina
Is a waidi Gaſſ'n,
Und wansd mi nid liab'n wilsd,
Kanſt a's blaib'n laſſ'n.

62.

Wan i an main Schatzerl deng
Und an ſain Drai,
Deng i ma allimal:
War i dabai.

63.

Und da lachd a, da lachd a,
Da ſchölmiſchi Diab,
Als wan eurs nid gwußd häd,
Daß i'n gar ſo viel liab.

64.

Gib mar's auſſa, was'd d'ma gſtohl'n haſt,
Gib ma auſſa main Herz,
Noan bhald's nuar, noan bhald's nuar,
I mach da koan Schmerz.

65.

Noan bhald's nuar, noan bhald's nuar,
Es war nuar main Scherz,
I g'hear dain, du g'hearsd main,
Dans in Andern ſain Herz.

66.

Auf da Alma gibd's Kalma,
Gibd's wairlbrauni Küa,
Gibd's gſchegadi Ochſ'n
Und kohlſchwarzi Stiar.

67.

Und fünf Goaß und nain Küa,
Eer Böck und drai Stiar,
Und oan Ochs und zween Kalm,
Dös gherd uns auf da Alm.

68.

Main Voda, main Muada,
Main Schweſta, main Bruda,
Main ganzi Fraindſchaft
Han ma's Büabarl veracht.

69.

Liabs Schatzerl, dain Herzl
Kan i nid verſchenga,
Das höb i miar auf
Zu oan Angedenga.

70.

Han nix als a Haus und
A gſchegadi Kua,
Und a Spinradl und a Böthſtadl,
Und a Bötharl dazua.

71.

I woaß a kloans Glöckarl,
Das had an hell'n Klang,
Und i woás a friſch's Büabarl,
Das had an ſchen Gſang.

72.

Was ſoll i den ſinga,
Und wan i nix kan,
Und ſing i mit'n Henan,
So zraißd mi da Hahn.

73.

Schen grian is da Klee,
Wan ear afgehd in d'Heh,
Schen friſch is main Bua,
Wan i'n afmundarn bua.

74.

Völli aus is's mid miar,
Wan i'n Buam nid daſiah,
Söldn kima hald z'ſam,
Wal ma gar ſo waid hab'n.

75.

Und i woaß nid, wiar's is,
Daß'd ma gar ſo liab biſt,
Dö Laid ſeg'n miar's an,
Daß i di gar ſo gern han.

76.

Wan zwoa vanand ſchaid'n,
Duad's Herzerl gar weh,
Schwiman d'Aeugarln in Waſſa,
Wiar d'Fiſcharln in See.

77.

Wiar d'Fiſcharln in See,
Schwiman hin, ſchwiman he,
Schwiman af und ſchwiman nida,
Kimsd Schatzerl bald wida?

78.

Main Herz und dain Herz
San z'ſam vabund'n,
Und s'Schlüßerl, das aufſpiard,
Wird nima gfund'n.

79.

s'Wird nima gfund'n,
Und s'ſpiard nima af,
s'Is a brinadi Liab
Und a Graizſchlöß'l d'raf.

80.

Sagſt allwal von Schaid'n,
Von Nimakáma,
Und i wiar amal ſchaid'n,
Wir nimakáma.

81.

Und wan i wiar ſchaid'n,
Wiar nima káma,
Da wern daini Aeugarln
In Waſſa ſchwimma.

82.

In Waſſa wern's ſchwimma,
Wern ſain ſo bedrüabd,
Und i wollt und i häd di
Main Lebtach nid gliabd.

83.

I han eng's ſchon gſagd,
Und i ſag eng's nomal,
Wern eng d'Augna ſchon aufgöhn,
Wan i fuart bin amal.

84.

Wan i auf's Almarl geh,
Had's an Raif, had's an Schnee,
Wan i wieda heamzua geh,
Blüad der grien Klee.

85.

Du Vögarl, du gſchafdigs,
Du fliagſt übarn See,
Geh hol ma das Reſerl
Dort ob'n von da Heh.

86.

Dö Vögarl, dö ſingan,
Duad allas ſi gfrain,
Und i hals hald main Buam, und
s'Kan ſchenars nix ſain.

87.

Main Schatz is a Jaga,
A ſcakriſcha Bua,
Gar ſchiaßd ma di Gamsböck
Und bußl'd mi gnua.

88.

'ſ Menſch in da Fledamühl
Halsd iarn Buam, wan ears wül,
Halsd iarn Buam, wan ears wül,
'ſ Menſch in da Mühl.

89.

An Winta, an Suma,
Und nacha is's gar,
Und i hairath main Schatz, und
Afd ſan ma a Par.

90.

Zwoa Anten in Daich
Und zwea Fiſcharln in See,
Und main Liab, dö gehd unta,
Kimd nima in d'Heh.

91.

Aus is's hiazd mit miar,
Und main Haus had koan Thür,
Und main Haus had koan Gſchloß,
Und main Schatz bin i los.

92.

Wia hoch a da Himm'l,
Wia glanzad di Stern,
Und ana Andarn iar Schatz
Kan a maina no wern.

93.

Für Allas war z'helfa,
Alli Krang'n wur'n g'ſund,
Wan ma 's rechd Kräubl kenad
Und wan ma's a fund.

94.

A Hof und a Kua,
Und a Haus und a Geld,
Und a luſtiga Bua
Is a Fraid in da Weld.

95.

In Dal liagd da Nöbl,
Do am Beri is's klar,
Was d'Laid von main Schatz ſag'n
Is allas nid wahr.

96.

Dö Fingan hab'n Halmarl drag'n
Und a Neſtarl ausg'machd,
Und i und da Bua, wiar hab'n
Zugſeg'n und glachd.

97.

Main Vada is angſchmiard,
In Hund han i aingſpiard,
Damid er nid beld,
Wan main Büabarl ſi meld't.

98.

Da Wind ſauſd in Wald, und
Aufmach i da bald,
Muas nuar s'Kidarl anleg'n,
Den ſunſt wars ma z'kald.

99.

Muas a Kidarl anleg'n
Und a Strimpfl dazua,
Nacha kina ma buffaln
Die ganzi Nachd gnua.

100.

Main Bua is ma liawa
Als Alls auf da Weld,
Als wia Silba und Gold, und
In Kaiſa ſain Geld.

◆

Zweites Hundert.

1.

Aerligs Geblüat
Und a aufrichtigs Gmüat,
Und a Herzl a drai's,
Das is Oeſtreicha Weis.

2.

Von Gamsböckl s'Horn und
Von Hirſcherl das Gweih,
Von Schildhahn di Fedarn,
Von Diarndarl die Drai.

3.

Main Diarndl is handſam,
Zun Tanzen ſchön langſam,
Zun Afmachen gſchwind,
Wan da rechti Bua kimb.

4.

Das Dirndl ghört main,
Es mag wiadawöl ſain,
Es mag wiadawöl wern,
I hab's denad z'tod gern.

5.

Da Wein und di Liab
Mach'n d'Aug'n an oft trüab,
Das ma gar nima ſiacht,
Was um an Allas g'ſchiacht.

6

Halbs Zinn und halbs Blei,
Und halbs liab i di drai,
Und halbs liab i di falſch,
Und i ſag dir nid all's.

7.

Möcht a Weinfalta ſain,
Kehrat überall ein,
Sprechad umadum zua,
Bis i bußelt häb gnua.

8.

A Schneeberl hab's gſchneibt,
Alli Bergarl ſan waiß,
Und i woas ma ſchon wida
A Diarndl a nai's.

9.

A Schneeberl hab's gſchneibt,
Habs waben müaſſ'n,
Und hiazd hab i main Tauſendſchatz
Graben müaſſ'n.

10.

Hiazt brauch i zwoa Herzerln,
A falſchs und a drai's,
Den hiazt hab i zwoa Diarndarln,
A alt's und a nai's.

11.

Wan koan See und koan Wald,
Und koan Stern und koan Wein,
Und koan Diarndarl nid war,
Möcht i a nima ſain.

12.

Wan da Wind ſchön ſtark geht,
Daß d'Laberln rauſch'n,
Geh her main liabs Diarndarl
Dama Herzl tauſch'n.

13.

Der Holzknecht in Wald,
Der hackt, daß's all's knallt,
Der ſingt, daß all's klingt,
Bis ſain Diarndl 'nein kimd.

14.

I rauch an Tabag,
Und i rauch'n ſchön ſtad,
Und a ſchens Diarndl warſt,
Wans d'ma aufmach'n dadſt.

15.

I rauch an Tabag,
Und i rauch an Schwama,
Und i bin ja weg'n deina
Nid zuwi ganga.

16.

I bin ja nid da,
Daß i di so gern häd,
Und i bin ja nur da,
Daß i ſiach, wias da geht.

17.

Du ſchwarzaugads Diarndarl,
Wia fangsd' as den an,
Daß'd d'Liab aus dain Augna
So blingaz'n kan.

18.

Wans z'Ligenfeld läuten,
So ſchwingt ſi da Thurm,
Und d'Lingfelda Madeln
Kriagd koani koan Buam.

19.

Main Diarndarl ſein Göſcherl
Is a Briaf zun Betſchir'n,
A andra wia i, owa
Derfs nid brobirn.

20.

Main Dirn auf da Alm
Is di ſchönſt auf da Weld,
Da brauch i koan Frack
Und koan Pfenni koan Geld.

21.

s'Neſerl in Dürnitz,
Dö hab eng an Dorn,
Und wia kloana da Nigl,
Wia greßa da Zorn.

22.

Haind kimi i no umi
Zu diar übarn See,
Und fiel a da Draunſtean
Mitt'n ein von da Heh.

23.

A Büchſarl zun Schiaß'n,
A Ranzerl zun Jag'n, und
A Diarndarl zun Buſſaln
Aſd is's zun dadrag'n.

24.

Viel Geld in da Daſch'n
War fraili nid ſchlecht,
Do a ſchens melads Diarndarl,
Dös war ma hald recht.

25.

Schen melad und ſain
Muaß main Schazarl hald ſain,
Und hibſch rank um di Mit,
Denn ſunſt mecht is hald nid.

26.

A ſüaß Göſcharl muaß hab'n
Zun Schmazarln vagrab'n,
Und d'Aeugarln ſchen braun,
Daß's mi gfraid aini z'ſchaun.

27.

J bin a jungs Bürſcharl
Und fahr auf da Draun,
Bei da Nacht mit main Diarndarl,
Bain Tag mit main Braun.

28.

Was had den da Baua
Mid'n Menſchern ſo gheam,
Had ſelba a Waih und
Sain Böth a daheam.

29.

Main anſchichti Kaiſch'n
Dort ob'n auf da Lahn,
Is ma gwar'n in's Herz, wia
Dort drebmat auf'n Stean.

30.

Grasgrien is da Hellaſtamm,
Schneewais is dö Blüa,
Main Schatzarl, di hab i gern,
Sag: wiar is mit diar?

31.

In Heubodn da rauſchd's, und
Das Diarndarl, das lauſchd,
Aba Büabarl geh ſtead,
's is di Ehr glai varſtreat.

32.

Geh ſchau mi nid an ſo,
Mach d'Aeugarln do zua,
I brauch ja zun Halſen
d'Latern nid dazua.

33.

Durt unten in Dal is
A Birkhahn varreckt, und
Da hab'n glai di Jaga,
Dö Fedarn aufgſteckt.

34.

Hairath'n dadſt ſchon gern,
Kannſt no koan Schaf ni ſcheer'n,
Kocha kannſt a nid guad,
Daß 's ſchmecka duad.

35.

Da drenat aum Bergl,
Da ſtehd a Rundeln,
Und da danz'n drai Schnaida
Um a Waſſaboudel'n.

36.

Und veraus main Diarndarl
Wird bitterli wean,
Den an Buam, ſo wiar i bin,
Da woaß ſa ſi koan.

37.

Mälknödl und Mälknödl,
Kochd allawal d'Moam,
Und wan ma wida Mälknödl hab'n,
Geh'n i nid hoam.

38.

I woas a arms Diandarl,
Das nim i um d'Mitt,
Was hälfad ma d'Geld a,
Bein Geld ſchlaft ma nid.

39.

Da oben auf'n Aſtel
Sitzd a Fing und a Zeis,
Und a Diarndl, a ſchwarz's, wiard
Sain Lebdach nid weis.

40.

Bhiad di God, Lab und Gras,
Und du ſumad's Biar,
Bai 'nar Andarn is a guad ſain,
Nid nuar bai diar.

41.

Koan Schatz und kean Geld, unt
Koan Haus und kean Feld,
Und a Kerl, wiar i bin,
Soll no leb'n auf da Weld?

42

Derfſt nima ſe weana,
Derfſt nid a ſo dean,
Bisd a graizſaubars Diarndarl,
Laß di nid alean.

43.

In Baierland drent'n,
Da wart a ſchens Kern,
Und da hab i main Diarndarl
An'm Danzbod'n varloarn.

44.

Wan da Gabarn ſchwar aufgehd,
Gehd a ſchwar wida zua,
Wan ma's Diarndarl in Haus had,
So zraißd ma keani Schua.

45.

's Diarndarl in Haus
Is ma liaba als drausd,
Dearf nid ſo waid laſ'n,
Wan da Wind a ſo hauſd.

46.

A Diarndarl in Haus,
Dés is a no kean G'winn,
Wasd' in Schuach'n nid brauchſt,
Laſſt in Strumpfſeck'ln hin.

47.

A Bittl voll Kerſch'n,
A Weirl drunta,
A Bußarl af's Herz'l
Machd's Diarndarl munta.

48.

Du Diarndarl, du liabs,
Haſt a Göſcharl a ſüaß's,
Haſt a Laibarl a waiß's
Und a Herzarl a drai's.

49.

Es gfraid mi nix mehr,
Als das i nix hab,
Hiazd gwind ma koan Kaiſa,
Koan Küni was ab.

50.

Main Diarndarl war rar,
Wans a nid a ſo war,
Wans hoamli ſain kann
Steht iehm jeda Bua an.

51.

Das landleriſch Geigna,
Und's Gaſſ'ln af d'Nachd,
Das had mi dain Dairl,
So liabarli g'macht.

52.

I was nid, is wahr,
Oda bild i miars ein,
So drai als wiar i
Kan koan andra Bua ſain.

53.

Du ſchwarzaugads Diarndarl,
Du bunkads, du kloans,
Zweg'n da Liab dan ma heirath'n,
Owa Geld ham ma keans.

54.

I weas a ſchens Almarl,
Und d'ſelb'n an grean Platz,
Dert gehd a ſchens Diarndarl,
Und das is main Schatz.

55.

Was gehd iar no a,
A Kidarl blitzbla,
Und a Jòparl a nais,
Und a Herzl a drais.

56.

Aus'n Dal bin i ganga,
Bin d'Alm aufi grend,
Und glei had mi main Diarndarl
An Juchaza kend.

57.

Main Schatzarl is gwaren
Wiar a Tenabeam grad,
's is koan Madl in Landl,
Dö di Buam ſo gern had.

58.

Wia hecha da Duarn,
Wia ſchena das Gläut,
Und wiar waida zun Diarndarl,
Wia greßa di Fraid.

59.

Main Diarndarl, mi ſeppſt nid,
Dain Schenhaid is zweng,
San no andri dein'sgleich'n,
Bideng das a weng.

60.

Ne, du main liabs Menſch
Derfſt nid gar ſo ſpred dean,
's gibt no mehr ſaubri Diarndarln,
Du biſt nid alloan.

61.

Daßd' grad nid ſauba biſt,
Das ſag i nid,
Wans'd ewa a weng hibſcha warſt,
Schaden dad's nid.

62.

Dort drobmat af'n Spitz
Had das Vögarl ſain Sitz,
Wans Diarndarl nid ſauba war,
Mechd is ja nid.

63.

Wan d'Haſelnuß zaidi ſan,
Sans a ſchen braun,
Und had jeda ſain Diarndarl,
Muas i a um eans ſchau'n.

64.

Der Adam und d'Eva
Hab'n 's Buſſaln dadacht,
Und i und main Diarndarl
Han's nechi glai gmachd.

65.

Daß i liadarli bin
Machd ma a juſt kean Fraid,
I muaß ma hald denga
's gibt mehr ſelchi Laid.

66.

s'Halſen und s'Buſſalgeb'n
Sagn's is a Sind,
Hat miars main Muada glernd
Als a kleans Kind.

67.

Gherd oan a ſchens Diarndarl,
So had er a Fraid,
Und gherd eam a Schiachi,
So bringd's eam kean Reid.

68.

Und a friſchi Halb Biar
Mit an ſchneewaiß'n Fam,
Und vor Zwölfi af d'Nachd
Gehn i niamals nid hoam.

69.

I bin hald a friſcha
Graizluſtiga Bua,
Han a Schnaid wiar da Deirl
Und Geld niamals gnua.

70.

In Wald han i drausd'n
A Schlaghäuſl gricht,
An alds Waib han i gfanga,
Das Ding had mi gifd.

71.

Warum ſoll i main Diarndarl
Nid buſſaln und liabn,
Wans d'Vögarln af'n Boam duan,
Daß d'Naſtaln ſi kiagn.

72.

A friſchi Maß Biar
Mid an Fam, an waiß'n,
Und haind gehn i nid fuart
Bis's mi auſſiſchmaiß'n.

73.

Wan is Diarndl halſ'n dua,
Druckd's ihri Aeugarln zua,
Machd, als ob's ſchlaf'n dad,
Und lachd ſchen ſtad.

74.

Das Jag'n is a Fraid,
Awa hoamli muaß gſcheg'n,
Und da Grien derf dabai nid
Den Schitz'n daſeg'n.

75.

Af'n Hahnapfalz gehn i
In Reg'n und in Schnee,
Und main Jodler hörn d'Sternbarln
Und d'Sun in da Heh.

76.

's Hirſcharl in Dal, und
Di Gams af'n Spitz'n,
Und a luſtig's Löbn is's
Um an Wildbreadſchitz'n.

77.

Wiar hecha di Rigeln,
Wiar ſlinka di Gams,
Und wiar kleana di Diarndarln,
Wiar herziga ſans.

78.

I bin hald a Wildbreadſchitz,
A graizfidels Bluad,
Und drag hald an Gamsbart,
Da ſechd's, af main Huad.

79.

's Wildſchiaß'n is main Fraid,
Mehr als di Waibalaid,
Wan d'Büchſarln luſti knall'n,
Aſd duad ma's gfall'n.

80.

Han a Haus wiar a Gſchleß
z'Hegſt droben af da Heh,
Mid'n Dach hengts in Röbl,
Mid'n Grund ſtehd's in Schnee.

81.

A Pfaiſa Tabag
Und a Krüagl voll Biar,
Is ma lang nid ſo liab
Als a Buſſarl von diar.

82.

An aufrichdigs Diarndarl,
Is nid zun dafrag'n,
Miar zimd, da letzd Schana
Had alli daſchlag'n.

83.

Um da Schwagrin iar Hidd'n,
Da ſingan di Schwalb'n,
Wans'd a Gamsl willſt ſchiaß'n,
Dreb'n ſteh'ns af da Alm.

84.

Dert eb'n af da Heh
Steht a Gams und a Reh, und
I kinds nid daſchiaß'n,
Das Herz dad ma z'weh.

85.

Da drob'n af da Heh,
Steht a Gams und a Reh, und
A Hirſch und a Schwain, und
Das Diarndarl gherd main.

86.

A luſtiga Bua
Bin hald amal i,
Und i han hald kean Geld,
Wal i z'liadarli bi.

87.

's Hirſchel ſpringt über's Bach,
Springt an ſchen Diarndarl nach,
Stolpad ſi übarn Stean,
Brichd ſi a Bean.

88.

Geh Bunkadi, Beankadi,
Zahl mar a Biar,
Ja hads g'ſagd, gſchwind is gweſt,
Awa dan hads as niar.

89.

Hui, Heraſſaſa!
Sagd da Kavuzina:
Kan di nid abſolvir'n,
Muaßd s'Dearndarl bringa.

90.

Main Herz is von Silba,
Das dain is von Gold,
Und dain Aufrichdikaid
Had da Dairl ſchen g'hold.

91.

Wan häd ears dön g'hold,
Und wan häd ears dön weg,
In Suma bain Schnid
Is a fuardgflog'n damid.

92.

Wan a Ziddarn ſchen klingd,
Und a Diarndarl ſchen ſingd,
Und a Ziddarn ſchen helld,
Is's a Fraid auf da Weld.

93.

Hausdürrieg'l, Stalbürrieg'l
Main Madl is a Dairlsnig'l,
Giſd und Gal ſtaigd ma auf,
Machſt a Mal auf?

94.

In Hoanfeld is Kirchtach,
Da gehd's luſti zua,
A fünfazwanz'g Vidſch'n
Tringt g'wiß jeda Bua.

95.

A Ziddarn, a Gaig'n,
A ſchwarzaugadi Diarn,
Da wiar i nid ſatt d'ran,
Da hab i kean Gnüag'n.

96.

Du Diarndarl haſt gherd,
s'Is dain Fenſta vafrerd,
Kan nid aini zu diar,
Geh kim auſſa zu miar.

97.

s'Gamsſchiaß'n gfraid mi nid,
s'Is nur a Gſtanz,
Schiaß liawa a waißfuaßad's
Diarndarl dain Danz.

98.

Hoch drobnad in Wald
Wahd a hölliſcha Wind,
Wiar froh is da Bua, der
Zun Diarndarl hiazd kimd.

99.

Geh Deandarl ſteh auf,
Mach ma's Fenſtarl gſchwind auf,
Laß hoamli mi 'nain,
Den laud därfads nid ſain.

100.

I hals hald main Diarndarl,
Und buſſal's a gnua,
Und d'Engarln in Himm'l,
Dö lachan dazua.

Drittes Hundert.

1.

Au'm Berg ged a Lufd,
Und in Dal wahd da Wind,
Was muas den main Bûabarl ſain,
Das a nid kimd?

2.

Wans regn'd und wans ſchnaibd,
Und wans dunard und blitzd,
So fûarchd i mi nid,
Wan main Schatz bai miar ſitzd.

3.

Auf die ſtairiſch'n Hüg'ln
Bin i drobnad gſeſſ'n,
Und di ſtairiſch'n Buam
Kan i nid vageſſ'n.

4.

Und in Wald is's a Fraid,
Wan ma's Fenſtarl aufmachd,
Und hörd, wiar in Gſtaudad
Di Nachdigal ſchlagd.

5.

Main Schatzarl is fuartzog'n,
Kimd nimamear her,
Und kam a an andra,
So is's do nid ear.

6.

An daina Link'n bin-i gſeſſ'n,
An daina Link'n ſitz i gern,
Da kin ma, wan ma ſtül ſan,
Di Herz'ln ſchlag'n hern.

7.

Wiar ma nuar s'Herz'l ſpringd,
Wan a vorn Fenſtarl ſingd,
Wan a bain Gart'nzaun
Aina duad ſchau'n.

8.

Geh her do nur af,
Und gib amal an Rua,
I deng, du heſt eanmal
Hiazd buſſ'ld ſchen gnua.

9.

Miark guad da dön Bam,
Wo ma zſamkema ſan,
Den duard ward aus'n Schnee
No a Reſarl in d'Heh.

10.

Drai Danz kan i danz'n,
Und zwoa kan main Bua,
Und ſe lang i a Gaig'n her,
Han i hald koan Rua.

11.

Main Schatz had a Schenhaid,
Der koani nid glaichd,
Und hiazd ſtöl i'n in Gart'n,
Daß ear d'Vög'ln vaſchaichd.

12.

Daß in Wald finſta is,
Das mach'n d'Neſt,
Und das mi main Schatzl liabd,
Das glaub i feſt.

13.

Vül Stern ſan an Himm'l,
Vül Bleamarln an Bod'n,
Und das mi main Schatz nid mag,
Dös is dalog'n.

14.

Wiar ſoll i nuar graſ'n,
Wan d'Sichl koan Schnaid,
Und was nutzd mi main Liab,
Wans 'n Büabarl nid gfraid.

15.

A Zeis und a Stieglitz,
Dö ſitz'n au'm Bam,
Und a Bua und a Diarndarl,
Dö ſan gern baiſam.

16.

Dearfſt nid ſo trauri ſain,
Nariſcha Bua,
d'Weld is koan Heanaſtaig'n,
Diarndarln gibds gnua.

17.

Den Buam muas i hab'n,
Kan ſe ſchen Ziddarn ſchlag'n,
Schlagd afd di ganz' Nachd,
Das's Herzarl oam lachd.

18.

Geh, du Schwarzaugada,
Laß mi in Ruah,
Bin eh' nid dain Diarndarl
Und du nid main Bua.

19.

Di gſchekadi Kuah
Mit da klingad'n Schell'n,
Dö möchd i ma amal
Zun Hairadsguad wähl'n.

20.

Koan Reſarl, koan Nagarl,
Hasd blian gſeg'n ſo ſchen,
Als wan zwoa Valiabdi
Baiſama duan ſteh'n.

21.

Wo i geh, wo i ſteh,
Duad ma's Herzarl ſo weh,
Wo i geh, wo i leahn,
Is main Herz wiar a Stoan.

22.

Du biſt a falſch's Büabarl,
I ken das ſchen an,
Liabſt mear als an Diarndarl,
Was haſt dön davon?

23.

Af eam han i ghaud und baud,
Han eam main Herz vadraud,
Awa hiazd was i's gwis,
Daß's a falſch Büabarl is.

24.

Main Büabarl ſain Falſchhaid,
Is nid zu'n dagrind'n,
Eh' wollt i an Graiza
In Gmundnaſee find'n.

25.

Biſt göſtern erſchd da gwösd,
Kimſt haind ſchon wieda,
Wansd alli Dach kima duasd,
Wiarsd ma bald zwida.

26.

Zwiſchen zwea Haſadeck
Han i main Schatz vaſteckd,
Dö ſol da Dairl hol'n,
Dö ma'n had gſtehl'n,

27.

Und fahr'n ma aum Waſſa,
Und geh'n ma aum Land,
So gögnd uns da Pfarra
Mid'n Büachl in da Hand.

28.

Weg'n an Buam drauri ſain,
Dös war a Schand,
I drah mi glai um —
Gib an Andarn main Hand.

29.

Main Herz is a Kaſtarl,
Und s'Kaſtarl ghörd main,
Und All's, was i Liabs hab,
Das lög' i da 'nain.

30.

I bit di um's Bluad,
Geh Herzarl, ſai guad,
Schau, kean Diarl friſd's Gras,
Das von Aeugarln is naß.

31.

Main Herz had a Kamarl,
Dös Kamarl ſtehd lar,
Ei, wan nuar main Büabarl
Schon ainizog'n war.

32.

Koan Kohl'n und koan Faia
Kan brina ſo hoas,
Als a hoamlichi Liab,
Von dear Niamand was woas.

33.

Gehd d'Sun amal abi,
Wiard's finſta in Dal,
Da ſchlaichd ſi main Büabarl
Zu miar allamal.

34.

In Nachbarn ſain Miarzl
Wird moring a Braud,
I häd a ſchon ghairath,
Und hab mi nid draud.

35.

Main Göd und main Godl
San graizbravi Laid,
Sö raſſan zwoar öſda,
Do nia habn's an Straid.

36.

Da ob'n auf da Wand
Ward a viarblalada Klee,
Dön brock' i main Buam ab,
Nocha liabd a mi eh'.

37.

Weg'n an Buam drauri ſain,
Dös war a Sünd,
An andari Muada
Hab a a ſchens Kind.

38.

A luſtiga Bua
Brauchd afd a Par Schuah,
A drauricha Noar
Brauchd ſelb'n a Poar.

39.

Juchhe hab i gruaſa,
Juhaiſſa dazua,
Haind kan mi nix kränga,
Haind kimd ja main Bua.

40.

Du Schlüſſ'l, du Schlank'l,
Wer had da's denn gſagd,
Das'dZallwal zun Diarndarl
Sollsd geh'n bai da Nachd?

41.

Geh ſag ma's, main Büabarl,
Was fang' ma dôn an,
Damit ma main Kidarl
Nid z'kurz wiard fuaran?

42.

I ſag da's, main Diarndarl,
A ſo fang ma's an:
Hindt ſchnai'n ma a Drum wôka
Und ſtickln's fuarn an.

43.

Anamiarl, haſt d'Hean 'naindahn?
Ja, Frau, bis auf'n Hahn;
Muasd in Hahn a 'naindahn,
Das's nid alan.

44.

Steh umi, ſteh umi,
Main bleamladi Kua,
Wer wird di den melcha,
Wan i hairath'n dua?

45.

Drunt in da groß'n Gruam
Danz'n zwoa Hüatabuam,
Main God, wiar ſchen, wiar ſchen,
Danz'n dö Zween.

46.

I woas nid, wiar's is,
Das'd ma gar ſo liab biſt,
Di Laid ſeg'n ma's gar an,
Das i di gar ſo gern han.

47.

Halbs und halbs haſt mi gern,
Halbs und halbs nid,
Sollſt mi halbs und halbs a nid hab'n,
Liaba goar nid.

48.

Scheni Kua, ſcheni Kalm,
Scheni Buam auf da Alm,
Scheni Diarndarl bai ean,
Blaibd d'Alma hibſch grean.

49.

Da Anſidla in Wald
Is nid jung, is nid ald,
Had di Bett'n umghengt,
Is in Dearndaln nachgrennt.

50.

Wan da Guga ſchraid
Is a luſtigi Zaid,
Wan da Apf'lbeam blüad,
Had main Büabarl mi liab.

51.

Durd eb'n auf da Heh
Stehd a Gams und a Reh,
Und a Jaga dabai,
Had kean Pulva, koan Blai.

52.

Geh eina, main Bua,
I zoag da main Kua,
Was ſtehſt a ſo da,
Dearfs'd as angraifa a.

53.

Entas Bach, entas Bach,
Fliag'n maini Daub'n,
Und i muas umi geh'n
d'Fodarn z'ſamglaub'n.

54.

Uebarn See bin i gfahr'n,
Ha koan Ruada aindauchd,
Han in Buam buſſ'ln glernd,
Und koan Schulmaſta brauchd.

55.

Main Schatz is a Jaga,
A luſtig's Büarſchl,
Ear had a par Wadln
Wia Graizawirſtl.

56.

Main Schatz is a Maura,
Muas hoch aufi ſtaig'n,
Und brechad eam s'Loatarl,
Müasd ear gar drebnad blai'm

57.

Main Schatz is a Schmid,
Awa brend is a nid,
Und hiazd laß i miar'n brena,
Sunsd kenad i'n nid.

58.

Main Schatz is a Schuaſta,
Auf's Jahr wiard a frai,
Und ear had miar's vaſprocha,
Afd hairath'n ma glai.

59.

Wan's z'Annaberg läut'n,
So gibd's an hel'n Klang,
Und d'Annaberga Madeln
Hab'n alli an ſchen Gang.

60.

Drob'n auf'n Annaberg,
Da gaignan's üba zwearch,
Da ſchau'ns kean Geld nid au,
Wail's 'as gnua han.

61.

In Himm'l ſan Stearndarln
Vül dauſend und mear,
Und i winſch ma main Büabarl
Vül öfta no hear.

62.

Vül hundard Vad'runſa
Beth dägli main Meam,
Und i deng an main Büabarl
Vül öfda no heam.

63.

Staig aufi, ſtaig abi,
Staig zua, liaba Bua,
Du kriagſt von dain Staig'n da,
A gwis a Mal gnua.

64.

Grad ſo wiar a Wellarl
Dön andarn in Bach,
Rend a jeda Gödang'n
In Büabarl nuar nach.

65.

Main Aehn'l, da Fiſcha,
Had langi Jahr gfiſchd,
Had flaißi aufbaßt, und
Had nia was dawiſchd.

66.

A kohlſchwarzi Kerſch'n
Hängd doch auf main Bam,
Ei, wan ma's main Büabarl
Da awa nuar nahm.

67.

Wias Gleckarl am Durn
Juar Hochzaid wo ſchald,
Da dauards nid lang,
Kimd di Kindsdauf a bald.

68.

Zwea ſchneewaißi Schimm'ln
San aing'ſpand in Wag'n,
Und main Bua, dèr ſitzd drobnat,
I kenn a in Fah'n.

69.

Main Schatz had ma d'Liab auffindt,
I hab's nid gacht,
Danach had ear ſelba gwoand,
Und i han glacht.

70.

Main Schatz had ma d'Liab auffindt.
I hab's nid gacht,
Häd ear nuar a weng'l gwart,
Se häd i eams ſo g'macht.

71.

O Ged, und: ja, ja,
Und i mean und i muas,
Dös is aft unſa ganza
Valiabda Diſchkurs.

72.

Dö Täubarl in Kobel,
Dö ſchnabarln ſo gern,
Und i buſſ'l main Büabarl,
Daß a's ſchnalz'n kind's hern.

73.

Main Herzarl is drai,
Main Herzarl is guad,
Und i woas, das di koani
So liab'n wida duad.

74.

Main Herzarl is drai,
Hängd a Schlöſſarl dabai,
Und oan anziga Bua
Had in Schlüſſ'l dazua.

75.

Geh aui, ofd awi,
Afd findſt in Weh g'wiß,
Wo fernta in Wadarn
Sain Kraud g'ſtand'n is.

76.

Wan da Mon Rhu'l ſcheint,
Is in Buama ihr Fraid,
Und in Bauarn ſain Schat',
Der a ſaubars Menſch hat.

77.

Wo kean ſchens Haus nit is,
Is kean ſchens Zimma,
Und wo kean Liab auſſaſchaut,
Is keani drina.

78.

Main Schatz is a Ding,
Nit z'ſchwear und nit z'ring,
Nit z'jung und nit z'alt,
Is a Ding, das ma gfalt.

79.

Uebars Bacharl ſtaßd a Waſſarl,
Und d'Waſſarl brichd d'Eis,
Und das ma uns liab hab'n,
Dös is gar nix naie.

80.

Da Landla is ſchena,
Als an iadi Quadrul,
Denn ma drahdt ſi und wendt ſi
Grad wiar ma halt wul.

81.

Büabarl, was dengſt da denn,
Wan ma bainanda ſteh'n?
I deng ma alizaid:
Du biſt main Fraid.

82.

Büabarl, was dengſt da denn,
Wan ma vananda geh'n?
I deng ma allamal:
Hiazd is no z'bal.

83.

Dan Schwalm macht kean Suma,
A Dür macht kean Haus,
Und da Bua, der ma bſtimd is,
Der kimd ma nit aus.

84.

Main Bua, der is gſchmaidi,
Dö Diarn ſan ma naidi,
I weaß ſchen warum,
Daß's ma naidi ſan drum.

85.

Je gringa d'Bawandſchafd,
Je kleana is's Gſchra,
Und je heamlicha d'Liab,
Um ſe ſchena is a.

86.

A Liab ohni Drai
Is a Jahr ohni Mai,
Is a Zwaih ohni Blad,
Und a Bild ohni Gnad.

87.

Was kimarn mi d'Laid,
Main Bua is main Fraid,
Und wans ne ſe vül ſchrain,
Blaibt ear denaſt de main.

88.

Ewen i main Buam
Ana andarn Diarn liaß,
Eh' danz i ma bis auf's Knia
Wég maini Füaß.

89.

Da Kirchdach kimd aft'n
Nuar eanmal in Jahr,
Und kam als a kimd,
Is er a wida gear.

90.

Main Schatzarl is harb auf mi,
Han eam nir dahn,
Han eam an Kirchdach laſd,
Nimd'n nid an.

91.

Haind had ma gar dramd,
I han lacha müaſſ'n,
I han s'Büabarl bain Hals,
Und han d'Katz bain Füaß'n.

92.

Haind'is a Dach dazua,
Wo i da rechd ſchen dua,
Und es kimd glai a Zaid,
Wo's mi nid g'fraid,

93.

A Heſarl voll Sterz
Und a Kriagl voll Moſt,
Und a Gſangl füars Herz
Gibd ean allwal an Droſt.

94.

Wia zua an ſchen Diarndal
A luſtiga Bua,
So gherd zu an Gſangl
A d'Zidbarn dazua.

95.

Luſti in Kirchdach ſain,
Zimd ſi füar d'Laid,
s'Zidbarnſchlag'n, s'Zidbarnſchlag'n,
Dës is main Fraid.

96.

Was kan ſchenars ſain,
Als wiar di drai Liab,
Und i blaib da gwis drai
Wan i koan andarn kriach.

97.

Du Buabarl, du liab's,
Wans'd du amal ſtirbſt,
Was ſtöll i denn an,
Wan i di nima han?

98.

I und main Búabarl
Han Abſchid gnuma,
Und da ſan uns dö Aeugarln
In Waſſa g'ſchwuma.

99.

Daß i main Búabarl
Nur oanmal kan ſeg'n,
Liaba Vada in Himm'l,
Nuar das las no g'ſcheg'n.

100.

Zwoa ſchneewaißi Dáubarln
Fliag'n her übarn Rain,
Und‿i hals hald main Büabarl,
Was kann ſchenars ſain?

Viertes Hundert.

1.

Main Schatz is graizſauba,
Dös is gwis und woar,
Had Reſarln auf'n Wangan
Und geldkrauslads Har.

2.

Zu Hoanfeld is Kirchdach,
Was wül main Schatz hab'n,
A zundarebs Miadarl,
An Schniaream an blawm.

3.

Had mi main Löbdach
Koan Diarndl ſo gfraid,
Als wiar d'Kuahaldaevarl,
Das Menſch, das kniawaid.

4.

Main Schatz ihri Aeugarln
San imma ſchen blau.
Dös is hald main Himm'l,
In den i gearn ſchau.

5.

I bin a friſch Büabarl,
Ha an frölich'n Muad,
Und wiar ſi da Danz drad,
Se drah i main Huad.

6.

Was klean is, is herzi,
Das mitlari liab,
Was greß is, is ung'ſchikd,
Han's aſd ſchon brobiard.

7.

Du herziſchens Diarndarl,
Du ligſt ma in Sin,
Du ligſt ma in Herz'n
Main Glaſda diaf drin.

8.

Diarndarl, ſteh auf ven Böth,
Diarndarl, geh ſchaich di nöd,
Siachd's ja da Mend allean,
Was wiar Zwea dahn.

9.

Diarndarl ſteh auf ven Böth,
I han main Kepf vawördt,
Das i a Buſſarl kriach,
Wan i di ſiach.

10.

Da Drannſian is ſpizi,
Bain Bed'n is a rund,
Und wan i a aufrichdigs
Diarndarl nuar ſund.

11.

Wan's z'Ligenfeld läut'n,
So ſchwingd ſi da Durm,
Und i winſch da vül Glick
Zu dain nitnaich'n Buam.

12.

J winſch da vül Glück,
Daß's da beſſa dua geh'n,
Füar di Zaid, das'd mi gliabd haſt,
Bedang i mi ſchen.

13.

In Wald ſchraid da Guga,
In See ſchwiman d'Fiſch,
Wia gfraid mi nuar s'Häuſarl,
Wo's Schaßarl drin is.

14.

Main Diarndarl, haſt gherd,
Js's da nid da Müah weart,
Daß'd ven Bötharl aufſtehsd
Und zun Fenſta hergehsd?

15.

s'Diarndarl is hibſch,
Had a Füaßarl, a dicks,
Und a Herzarl, a weachs,
Und a Mäularl, a gſchmeachs.

16.

Main Schatzarl is ſauba,
Und had a ſchens Gwand,
A wacharlwarms Stübarl,
Und a Holz an da Wand.

17.

Main Schatzarl is ſauba,
Nid z'groß und nid z'kloan,
Und i mag hald kean andri,
Als dö nuar alan.

18.

Als dö nuar alan,
Sunsd kean Diarn auf da Weld,
Häd's no ſo vül Küa
Und a no ſo vül Geld.

19.

Durt drebnad aum Berg'l,
Wo's Fürarl umlaufd,
Da had ma main Schatzarl
Sain Herz'l vakaufd.

20.

Dö Stearn glitzarn hell,
Und d'rum ſchau i auf d'Heh,
Maina Diarn ihri Aeugarln
Glitzarn mehr no als dö.

21.

A Schwalm machd koan Suma,
Drum hairath nuar zua,
Das machd ma koan Kuma,
s'Gibd Diarndarln no gnua.

22.

Geh Diarndarl ſai guad,
I kaf da an naig'n Huad,
Und a roſenrods Band,
Wan ma's Geld ſo waid langd.

23.

Achd Dach is a Woch'n,
Zwölf Monad a Jahr,
Kam das d'Liab had anghöbt,
Is's a wida gear.

24.

Durt zwiſchen zwoa Denabam
Sing a klean Grül,
Da Dairl kan's Diarndl hel'n,
Wan's mi nid wül.

25.

z'Graz hab i a Diarndarl,
s'Is zaumartadiar,
Und wan is wül halſ'n,
So ſtehd da Kropf füar.

26.

Wal d'Laid ſo vül wiſſen
Und red'n üba mi,
So muas i ma deng'n,
Sö ſan ſchlechta als i.

27.

Diarndarl, was dengsda,
Dain Bua is bain Fenſta,
Steh auf und laſſ'n ain,
Und nid a ſo ſchrain.

28.

Diarndarl, i liabad di,
Sag ma, wia kriag i di?
I ſag das, wias'd mi kriagſt:
Wans'd mi trai liabſt.

29.

A Sprung übars Gaſſarl,
An Juchaza drauf,
An Klepfa an's Fenſtarl,
Schens Schatzarl mach auf.

30.

Und machsd ma nid auf,
No, ſo laß'd a's halb blaib'n,
Am Sundach is Kirchdach,
Kansd a daheam blaib'n.

31.

Zun Diarndarl bin i ganga
In ſtockfinſtra Nachd,
Da kan ma do ſeg'n,
Was di Liab allas machd.

32.

Zun Diarndarl bin i ganga,
Hab's Fenſtarl raſahlt,
Und da bin i drai Wech'n
Auf da Mana umkrahlt.

33.

Main Schatzarl heaßd Reſarl,
Is reſalad g'mal'n,
Han d'Kaſerin gſeg'n,
Had ma nid ſo guad gfall'n.

34.

Main Vada had gſagd:
I ſoll's kracha laſſ'n,
Wan's Bëthſtadl brichd,
Wiard ears macha laſſ'n,

35.

Von Wald bin i auſſa,
Wear ſoll mi kena,
Und wear ſoll ma main ſchwarzaugad's
Diarndarl nema.

36.

Von Wald bin i auſſa,
Wo's ſtockfinſta is,
Und i liab di von Herz'n,
Dös glaub ma füar gwiß.

37.

Wiar aſd i zun Diarndarl
Von Schlaf'n hab grödt,
Had dös Garaiſl gſagd: daß's
Vül z'ſchmal wear iar Böth.

38.

Main Schatzarl heaßd Nanarl
Had ſchneewaißi Zahndarl,
Had ſchneewaißi Knia,
Awa gſeg'n hab is nia.

39.

Du Diarndarl, du liabs,
Hasd a Göſcharl, a ſüaß,
A Aeugarl, a ſchwarz's,
Und a Füaßarl, a zard's.

40.

Aſd ſchick i den waſchad'n
Laid'n an Gruas,
Sö ſoll'n ſi waſch'n,
San ſelba voll Ruas.

41.

Wan i an main Diarndarl deng,
Und auf ſain Böth,
So gſpiar is's grad allawal,
Koan Daheamblaim is nöd.

42.

Main Diarn is main Fraid,
Und auf mi had's a Schnaid,
Und a Schnaid muas ma ham,
Denn ſunsd kimd ma nid z'ſam.

43.

Herzigа Tauſendſchaz,
Das'd mi den nima magsd?
Soll i denn wida geh'n,
Und bi ſo ſchen.

44.

Dö Wairl ſan ſaua,
Dö Kerſch'n ſan ſüaß,
Main Diarndarl wear greßa,
Häd's nid kleani Füaß.

45.

Wan i a Jaga war
Schoiß i a Daub'n,
Dö redi Refarln had
Und brauni Aug'n.

46.

Landlariſch danz'n
Kan nid a Jeda,
Kans ſelba nid rechd,
Awa main Vöda.

47.

Bi ſchen aſd luſti gweſd,
Han danzd übaral,
Und in Kaiſa ſain Saal
Danz i a no amal.

48.

Main herzig liabs Schatzarl,
Um was a di bitt',
Geh, gib ma a Schmatzarl,
Und nim mi um d'Mitt'.

49.

A waldbäuriſch Gſangl,
Dös gehd üba all's,
Main Diarndarl is ſauba
Bis an'm dick'n Hals.

50.

Main Schatz blaib i drai,
Wan i ausgeh in's Gai,
Wan i hoamkema dua,
Bin i wida iar Bua.

51.

Hiazd han i a Steanarl
In Brun ainikaid,
Und hiazd han i a Schatzarl,
Das mi amal gfraid.

52.

Hiazd han i a Schatzarl,
Das mi amal gfraid,
Und hiazd wern's gar nid wiſſ'n,
Was röd'n ſoll'n, di Laid.

53.

In Wald is main Löb'n,
Und main Fraid is in Wald,
Wal d'Labarln duan rauſch'n,
Und s'Jod'ln ſchen ſchald.

54.

Main Fraid is in Wald,
Wal's Jod'ln ſchen ſchald,
Und a Dearndarl drin grasd,
Dös ma gear ſo guad gfald.

55.

A ſchens, a ſchens Häuſarl,
A ſchens, a ſchens Böth,
A ſchens, a ſchens Diarndarl,
Sunsd hairath i nöd.

56.

Du herziga Schatz
Sai nid harib auf mi,
Han a andars Menſch ghabd,
Han vageſſ'n auf di.

57.

Zwoa kohlſchwarzi Röſſarln,
Und oans had an Stearn,
Wiar had mi main braunaugads
Diarndarl ſo gern.

58.

Am Eisberg glanzd d'Sun, und
Am Himm'l ſan d'Stern,
Main herzig liabs Schatzarl,
Wiar hab i di gern.

59.

's Diarndarl had gſagd,
I ſoll kema auf d'Nacht,
Si had's Bötharl aufböth,
Und had's Fenſta afgmacht.

60.

Wo haſt denn dain Ligaſtad,
Wo haſt denn dain Böth?
Zwea Staff'ln muasd auffiſtaig'n,
Bai da Naſ'n is's nöd.

61.

Diarndarl, geh her zun Zaun,
Und laß di rechd anſchau'n,
Wiar daini Aeugarl ſan,
Schwarz oda braun.

62.

I geh nid her zun Zaun,
Und laß mi nid anſchau'n,
Wiar maini Aeugarln ſan,
Schwarz oda braun.

63.

San maini Aeugarln
Schwarz oda nid,
Das weas i gwis,
Füar di daug'ns nid.

64.

's Ziddarnſchlag'n, 's Ziddarnſchlag'n,
Is a ſchens Spul,
Han a mal Ziddarng'ſchlag'n
Unta da Hüll.

65.

Da drunt'n bain Bach
Stehd a Haus oni Dach,
In den Haus is Niamad drain,
Gehd da Fux aus und ain.

66.

Main Diarndarl is ſauba
Von Fuaß bis zun Kopf,
Nuar am Hals had's a Waz'n,
Das nennan's an Kropf.

67.

Da drent'n in Wirdshaus,
Da gehds haind fidel,
Da raffa'n zehn Schraiba
Um an Haring ſain Seel.

68.

I bin a Hüatabua
Aus da Lahn g'bürti,
An iads Adarl in Laib,
An iads Beanl rüard ſi.

69.

Und wan i a Beanl håd,
Das ſi nit rüard,
So liaß i ma's wögaſchnai'n,
Damid's mi nid iard.

70.

Du Diarndl blaib ma drai,
Auſ main Herz ward a Zwaib,
Brock'n a, gherd a dain,
Awa drai muaſd ma ſain.

71.

Gar Keana in Stand,
Der an Holzknechd ſangd,
Der an Holzknechd raißd
Und an'm Schuß nida ſchmaißd.

72.

Kim her, wan's di brausd,
Und i zoag da main Fausd,
Und ſo klean als i bi,
Drau mi deant üba di.

73.

Da ſchau, maini Schuach
San von Furleda gmachd,
Sö ſchlafa'n bain Dach
Und geh'n aus bai da Nachd.

74.

Da Danzbod'n had a Lucka,
Und s'Diarndl is kloan,
Wan's ma duri dad ſchlupfa,
Was ſollt i afd doan?

75.

Dö Fink'n han Gröpfarln,
Da ſingans damid,
Main Moam had an Kropf,
Awa ſinga kans nid.

76.

Zu main Diarndarl geh i
In Rög'n und in Wind,
Und wan ma a s'Waſſa
In d'Schuach ainirind.

77.

Zu diar bin i ganga,
Bai diar hab's mi gfraid,
Und zu diar geh'n i nima,
Da Wög is ma zwaid.

78.

Ear war ma nid zwaid,
Und ear war ma ſchon rechd,
Awa du bisd ma zwida,
Und i bin da z'ſchlechd.

79.

Da Weg is ma z'waid,
Und da Berg is ma z'hoch,
So kanſt da ſchon denga,
Daß i di nid mach.

80.

Was nutzd ma denn s'Gamsgebirg,
Wan's ma's vaſchnaid,
Was nutzd ma denn s'Leb'n,
Was mi gar nima gfraid.

81.

Draimal uma Gard'nzaun,
Draimal um's Haus,
Und s'Diarndarl, das ma bſchaff'n is,
Blaibd ma nid aus.

82.

Wiar ſitz'n baiſam
Untar'n Holzapflbeam,
Wiar wearn unſri Menſcha
Schen ſchlaf'n dabeam.

83.

Duard drob'n auf'n Bergl,
Stehd a Driſt'n Schaida,
Und duard danzd a alds Waib
Mid an Uebaraida.

84.

Duard dreb'n auf'n Bergl,
Da ſitzd a kloans Kind,
Sain Vada is ſchienglad,
Sain Muada is blind.

85.

Schen melad und ſain
Muas main Schatz amal ſain,
Und ſchen rank um di Mit,
Denn ſunsd mechd i'n nid.

86.

Gel Diarndarl, dain Vada,
Der war a Seltad,
Und wans'd du ma undrai wiarſt,
Wiar i a Krawad.

87.

Au'm Aſt ſitzd a Vögarl,
Das Vögarl ſingd ſchen,
Miar is grad, als klingad's:
„Zun Diarndarl ſollſt geh'n!“

88.

Oans, zwea, drai, war füar mi,
Main Diarn is d'Säubaſti,
Das main Diarn d'Säubaſt is,
Dös weaß i gwiß.

89.

Was nutzd mi a Täubarl,
Das nid in main Schlach,
Und was nutzd mi a Diarndarl,
Das mi halb nid mach.

90.

Schen grien is da Burbam,
Schen gelb ſan d'Wurz'n,
Schau, wiar ſi ſö gſchmachi drag'n
d'Mad'ln, dö kurz'n.

91.

Hab ma dreamd, had ma dreamd,
Und in Droam han i glachd,
Hab gmoand, i han's Diarndarl,
Han's Kopfbölſtarl ghabd.

92.

Wia gfraid mi das Ding,
Das i ledi no bin,
Kim i hoam, wan i wül,
San dö Kinda ſchen ſtül.

93.

Des oan Bergl aufi,
Dēs andri nida.
Geh, laich ma dain Diarndarl.
J gib diars wida.

94.

Das Diaradarl herlaich'n
Duad ſeld'n a guad,
Wal ma's laichd nima z'rukkriagd
Wia ma's ausleicha duad.

95.

Noa, wansd auf dain Diarndarl
So heagli wulſt ſain,
So nim a Papirl
Und wik'l dar's ain.

96.

Und duas in a Schachtl,
Und bind's hibſch feſt zua,
So kimd da dain Löbdach
Koan Andra dazua.

97.

A luſtiga Bua bin i,
Geh gern zu da Gaig'n,
Drum kinan dö Diarndarln
Mi alli guad laid'n.

98.

A luſtiga Bua bin i
Und tring gern an Wain,
Awa wal i nid zahld hab,
Dearf i nindaſchd rechd 'nain.

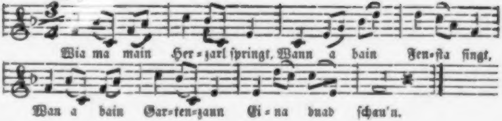
99.

A luſtiga Bua bin i,
Bain Laid'n varachd,
Und hiazd bin i's ſchon gwönd,
Daß's ma gear nix mear machd.

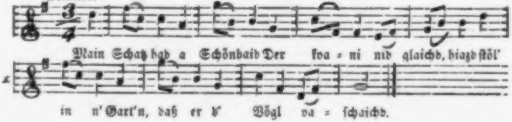
100.

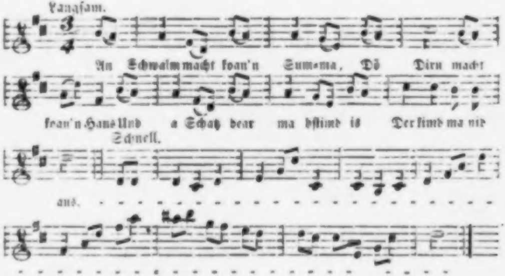
Dö Gſang'l ſan gſunga,
Und das Geld is vadahn,
I meanad, hiazd fang ma
Von fuarn wida an.

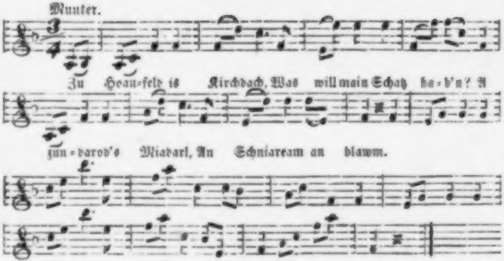
Luſtig.

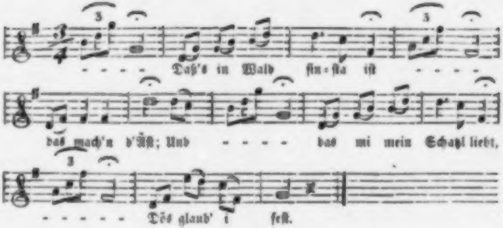

Wia ma main Her = zarl ſpringt, Wann a dain Fen=ſta ſingt,
Wan a dain Gar=ten=zaun Ei = na duad ſchau'n.

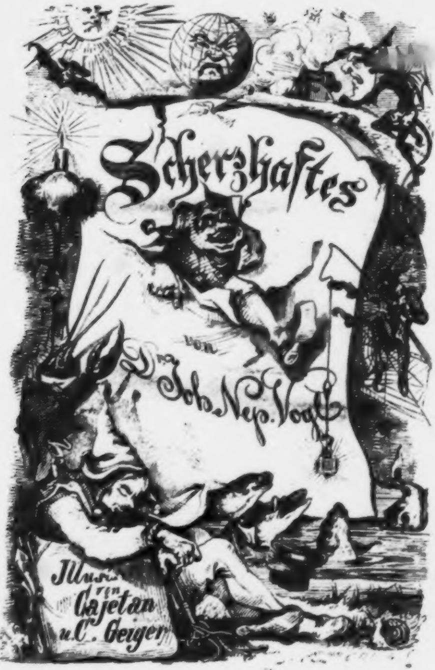
Munter.

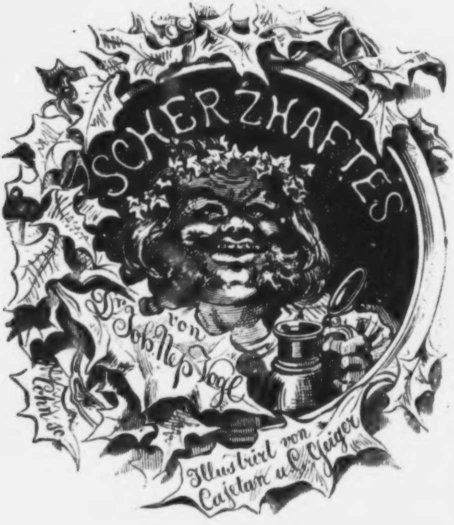

Main Schatz had a Schönhaid Der koa = ni nid glaichd, hiazd ſtöl'
in n'Gart'n, daß er d' Vögl va = ſchaichd.


Langſam.
An Schwalm macht koan'n Summa, Dö Dirn macht
koan'n Hans Und a Schatz bear ma bſtimd is Der kimd ma nit
Schnell.
aus.


Munter.
Zu Hoau-feld is Kirchdach, Was will main Schatz ha-b'n? A
zun-darod's Miadarl, An Schniaream an blawm.


3
3
- - - - Daß's in Wald fin-ſta iſt - - - -
das mach'n d'Äſt; Und - - - - das mi mein Schatzl liebt,
3
- - - - - Dös glaub' i feſt.


Scherzhaftes
von
Dr. Joh. Nep. Vogl
Illustr. von Cajetan u. C. Geiger


SCHERZHAFTES
von
Dr. Joh. Nep. Vogl
Illustrirt von
Cajetan u. C. Geiger
Rehn sc

WIEN, 1850.
Druck und Verlag von J. P. Sollinger's Witwe
Tuchlauben No. 439.

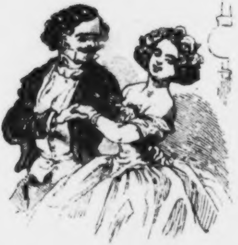
BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Carnevals-Bilder.

Ball-Anfang.

Schaut, wie niedlich und wie zierlich
Sich im Kreis die Dämchen dreh'n,
Wie ſo blühend und zephirlich
Sie an uns vorüberweh'n!

Wie die zarten Füßchen ſchleifen,
Blendendweiß und luſtbewegt!
Ja, Entzücken muß ergreifen,
Wem ein Herz im Buſen ſchlägt.



10 Uhr.

Zu welch ſchönen Pupurroſen
Sind die Damen doch erglüht!
Wie ſie hin im Kreiſe toſen,
Wie das Aug' erglänzt und glüht!

Loſer flattern alle Locken
Um die Nacken hier und dort,
Aber ohne Halt und Stocken
Brauſt's den luſt'gen Reigen fort.

11 Uhr.

Höher glühen Aller Wangen,
Schneller brauſt, als je, das Blut,
Und ihr Hangen und Verlangen
Schwelgt in höchſter Wonneglut.

Kühner regen ſich die Glieder,
Muth'ger ſchleift dahin der Fuß;
Schmerzt auch Manche Schuh und Mieder,
Hemmt's doch nimmer den Genuß.

12 Uhr.

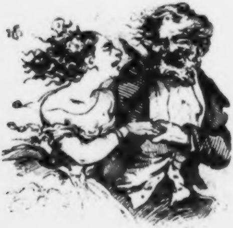
Immer luſt'ger jagt's im Kreiſe,
Sichtbar wird nun mancher Reiz,
Den, zu mädchenhafter Weiſe,
Uns verhüllt der Spröden Geiz.

Manch Ch'miſettchen iſt verſchwunden,
Loſer ſchließet manch' Gewand,
Und von zager Scheu entbunden
Brauſ't es hin, von Hand zu Hand.

1 Uhr.

Ei, wie das ſich regt und mühet,
Wie ſich's an den Tänzer ſchmiegt,
Wie das keuchet, wie das glühet,
Und doch immer ſauſt und fliegt!

Wirrer flattern ſchon die Haare,
Zum Zerſpringen wallt die Bruſt,
Aber brächt's auch auf die Bahre,
Iſt doch Ihrer jetzt die Luſt.



2 Uhr.

Alle Feſſeln ſind gefallen,
Und Ihr Leben iſt nur: Tanz.
Hei, wie wild die Klänge ſchallen!
Ei, wie trüb' der Kerzen Glanz!

O, das wonnige Ermatten!
O, der ſeligſüßen Haſt!
Doch wie fluchgepeitſchte Schatten
Treibt Sie's ohne Ruh und Raſt.

3 Uhr.

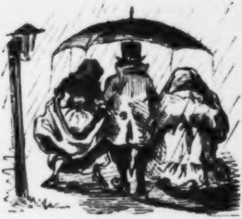
Fliegend, fliegend, Alles fliegend,
Haare, Bänder und Gewand,
Aber dennoch nicht erliegend,
Rauſcht's an trüberhellter Wand.

Hohl das Auge, welk die Blumen,
Reißt ſie's fort, erſchöpft und matt,
Läßt die Geigen nicht verſtummen,
Und am Tanz wird Keines ſatt.

4 Uhr.

Sind das noch die früh'ren Schönen,
Reich an Reiz und Jugendpracht,
Die ſich nach den grellen Tönen
Hetzen in ſo toller Jagd?

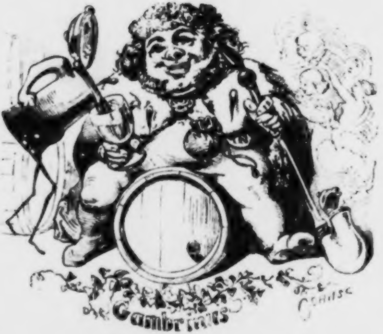
Ach, wo ſind die friſchen Wangen,
Wo der Blick voll Glanz und Glut?
Aus den Locken wurden: Schlangen,
Aus der Luſt: Bacchantenwuth.



Morgens.

Ach, was muß der Tag erſchauen,
Der herein durch's Fenſter bricht?
Nachtgeſpenſter, die voll Grauen
Scheu entflieh'n dem Sonnenlicht.

Von ſich ſelber die Contraſte,
Zieh'n ſie nun entſtellt hinaus,
Und was ſie mit Luſt erfaßte,
Treibt mit Ekel ſie nach Haus.



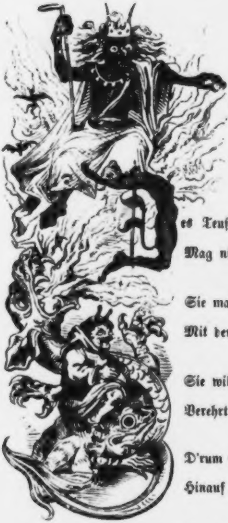
Schäumendes Bier,
Haben wir hier!
Trinkt es dem König Gambrinus zu Ehren!
Wer will die Freude, die lautere, wehren?
Horcht, wie erklinget der Gläſer Geklirr':
Vivat das Bier!

Schäumendes Bier
Haben wir hier!
Laſſet ihn leben, den erſten der Bräuer,
Sei's auch im kahlen, verrauchten Gemäuer,
Dünkt uns das Haus doch voll Schimmer und Zier!
Vivat das Bier!

Schäumendes Bier
Haben wir hier!
Friſch nun gelabt an der kühlenden Quelle;
Schaut, wie ſie ſprudelt ſo perlend und helle,
Tauſchen nicht Wein aus Campagnia dafür!
Vivat das Bier!

Schäumendes Bier
Haben wir hier!
Er auch, des köſtlichen Trankes Erfinder,
Schlürfte ſein Schöpplein des Abends nicht minder,
Sang einſt beim Becher ſo fröhlich, wie wir!
Vivat das Bier!

Schäumendes Bier
Haben wir hier!
Laßt d'rum die Kanne, die labende, wandern.
Hopfenbekröneter König von Flandern,
Nea der Zweite, umſchwebe uns hier!
Vivat das Bier!



Des

Teufels Großmutter

in Oeſterreich.

Des Teufels Großmutter im Höllenpfuhl
Mag nicht mehr thronen auf glüh'ndem Stuhl.

Sie mag ſich nicht laben mehr an der Qual,
Mit der man dort züchtigt die Sünder all'.

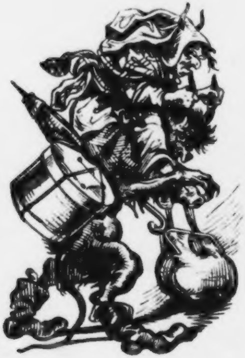
Sie will nun auf Erden von Groß und Klein,
Verehrt wie die Mutter der Chriſten ſein.

D'rum ſpricht ſie zum Sohne: „Nun bring' im Flug
Hinauf mich zur Erde, hier hab ich's genug!“

„Es lebt dort ein Völkchen am Donauſtrand,
So luſtig, als wär's im Schlaraffenland.“

„Das findet in Bälde ſich wohl bereit,
Zu huldigen mir ſtatt der Gottesmaid.“

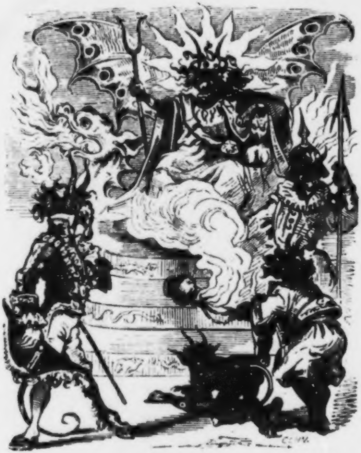
Und wie ſie geheißen, ſo bringt ſogleich
Der Teufel hinauf ſie nach Oeſterreich.



Dort raget ein Fels aus des Iſters Flut,
Der deucht ihr zum Wohnſitz vor allen gut.

„Hier baue, mein Sohn, mir ein feſtes Schloß,
Mit Säulen und Hallen gewaltig groß.“

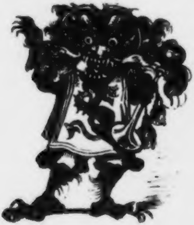
Und ſiehe! dem Felſen entſteigt darauf
Ein prangendes Schlößlein mit Thurm und Knauf.



D'rin hauſt nun, durchlodert von böſer Glut,
Die teufliſche Alte mit ihrer Brut.

Von Flöten und Zinken ergellt das Haus,
Und Herolde rufen in's Thal hinaus:

„Herbei nun, und huldigt, ſo arm als reich,
Der Königin, der keine Zweite gleich!“



Doch ſiehe! von all den Bewohnern umher
Trägt Keiner zu huldigen ihr ein Begehr.

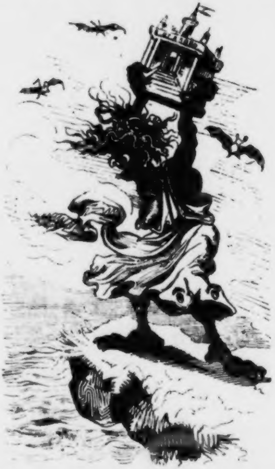
Denn lieben ſie gleich auch Geſang und Wein,
So mögen ſie doch nicht des Teufels ſein.

Sie huld'gen, wie früher, nur immerdar
Der Einen, die ihnen den Heiland gebar.

Da faſſet des Teufels Großmutter mit Wuth
Das Schlößlein und ſchleudert's hinab in die Flut,

Und fliehet d'rauf wieder zum hölliſchen Pfuhl,
Zu thronen wie ſonſt auf dem glühenden Stuhl.

Doch dort wo die Donau das Schloß verſchlang,
Da brauſt noch das Waſſer mit mächtigem Drang,

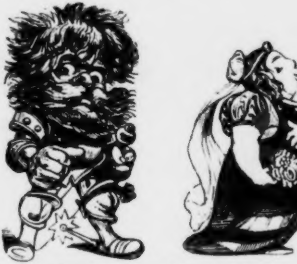


Da brauſt es und ziſcht es hinab bis zum Grund,
Und heißt noch der „Strubel“ in dieſer Stund'.

Ritter Hainz, der Bluthund.

Es hauſte einſt im Schwabenland
Herr Hainz, der Bluthund ſonſt genannt.

Ein Mann gar rauh und ungebar,
Mit derber Fauſt und ſtrupp'gem Haar.



Jedwedem Mägdlein ſchlich, zur Schmach,
Voll böſer Gier der Schlimme nach.

Einſt ging der Ritter wiederum
Vor ſeiner alten Burg herum.

Da ſieht er plötzlich eine Maid
Selbander wandeln auf der Haid'.

Die war gar wohlgethan und rund,
Mocht traun! wohl wiegen hundert Pfund.

Das freute Hainzen, weil gar ſehr
Dem Zarten hold der gute Herr.

D'rum ſchleppt die Maid er auf ſein Schloß,
Wie ſehr ſie dieſes auch verdroß.

Und ſperrte, wie er's oft ſchon that,
Sie dorten in ein Kemenat.

Tagtäglich frug er d'rauf gar fein:
„Gib kund mir, ob dein Herze mein?"

Doch immer ſprach die Magedan:
„Niemals wird dich mein Arm umfah'n."

Darob wird einſt der Ritter wild,
Und faßt das zarte Frauenbild,

Und ſchlägt mit manchem guten Streich
Die harte Schöne windelweich.

Da ward ihr Schrei in einer Schlucht
Gehört vom Liebſten, der ſie ſucht.

Der reißt heraus nicht ohne Zwang
Sein Schwert, ſo daß zwei Ellen lang,

Wirft ſich mit dieſem auf ſein Roß,
Und ſprengt zehend zu Hainzens Schloß,

Durchrennt dort Mauer, Thor und Dach,
Und faßt beim Schopf den Bluthund jach.

„Was ſchlägſt du ſo die zarte Maid,
Als ſchlügſt du auf ein hartes Scheit?

Er ruft's und rennt ſein Schwert dem Gauch
Stracks bis an's Stichblatt durch den Bauch.

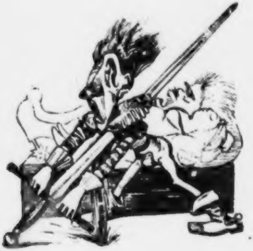
Doch ach, zugleich in blinder Wuth
Vergoß er ſeiner Liebſten Blut,

Denn auch die Theure hat zur Friſt
Er unverſehens angeſpießt.

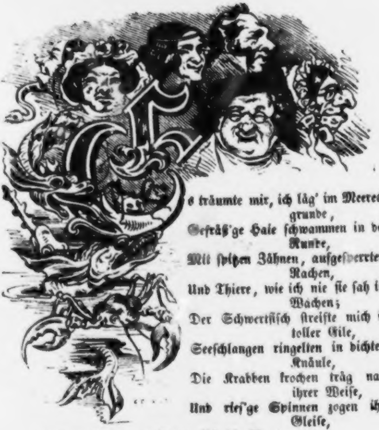
Und vor der Liebſten todt und wund
Der Liebſte ſtand noch manche Stund',

Und weinte laut in Nacht und Wind,
Bis er auf beiden Augen blind.

Dann ſtieß er ſelber ſich voll Schmerz
Das allzu lange Schwert durch's Herz.

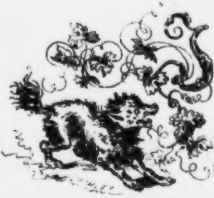


Ein Traum.



Es träumte mir, ich läg' im Meeresgrunde,
Gefräß'ge Haie ſchwammen in der Runde,
Mit ſpitzen Zähnen, aufgeſperrtem Rachen,
Und Thiere, wie ich nie ſie ſah im Wachen;
Der Schwertfiſch ſtreifte mich in toller Eile,
Seeſchlangen ringelten in dichtem Knäule,
Die Krabben krochen träg nach ihrer Weiſe,
Und rieſ'ge Spinnen zogen ihre Gleiſe,
Polypen ſtreckten weit von ſich die Arme,
Von allen Seiten kam's im wilden Schwarme,
Das war ein Ringeln, Ziſchen, Haſchen, Schnauben,
Schon wollte mir's die Macht der Sinne rauben, —
Da wacht' ich auf, erfaßt vom tiefſten Grauen,
Doch mocht' ich kaum den eig'nen Augen trauen:
Denn um mich ſah ich, ſtatt den Erſtgenannten,
Die werthen Vettern, Muhmen, Baſen, Tanten.

Der Grünebergerwein in Schleſien.



In Schleſien wächſt auf weißem
Kalkgeſtein,
Wie allbekannt, der Grüneberger
Wein.

Dem gleicht kein and'rer, wo er
auch gedieh,
Und trankſt du je ihn, ſo vergißt
du's nie.

Drum iſt er auch bekannt, nach Recht und Fug'
Am erſten Trunk hat Jeder ſchon genug.

Iſt wo ein Kind, das blos aus Störrigkeit
Nicht zu beſänft'gen und nur tobt und ſchreit,

So ſagt die Mutter blos: „Gleich kriegeſt du
Vom Grüneberger“ und es ſchweigt im Nu.

Als „Weinmond“ einſtens im Kalender ſtand,
Da lief ein kleiner Hund durchs Rebenland,

Der pflückte ein paar Beeren ſich im Lauf,
Vom reichen Weingehäg, als freien Kauf;

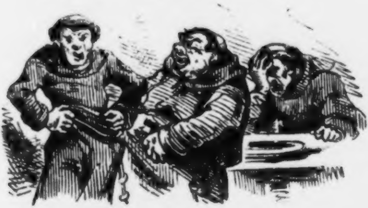
Doch kaum als er die ſüße Koſt verſchlang,
Er auch hinaus ſchon auf die Straße ſprang,

Und bellte zornig dort den Weinberg an,
Als hab' er, weiß Gott was, ihm angethan.

Frug einſtmal einen Kloſterbruder dort
Ein Fremder, der zu Gaſt an jenem Ort:

Ob von dem eignen Zuwachs ſie wohl auch
Im Kloſter tränken, wie es ſonſt der Brauch?

Verſetzte der: Wir trinken unſern Wein,
Doch — in der Marterwoche nur allein.



Genug, daß dir die Güte ganz und gar
Des Grünebergers werde offenbar,

Noch ein Ergebniß, das als treu bewährt,
Mich eine Schleſierchronik hat gelehrt.

Kam Prinz Eugen, der edle Rittersmann,
Ganz unverhofft in Grüneberg einſt an.

D'rob wußten ſich die weiſen Herrn der Stadt
Nicht gleich im erſten Augenblicke Rath,

Wie zu empfangen ſei der große Held,
Von deſſen Kriegesruhm erfüllt die Welt.

Zu ſpät ſchon war's, um draußen auf den Au'n
Ihm eine Siegespforte aufzubau'n.

Noch aufzutreiben war im ganzen Rund
Ein Lorbeerkranz, aus leicht erklärtem Grund.

Wie käm' nach Grüneberg des Südens Pracht,
Wo man nur Eſſig kocht und Tücher macht?

Da kam der weiſe Rath denn überein,
Ihm einen Ehrentrunk vom beſten Wein

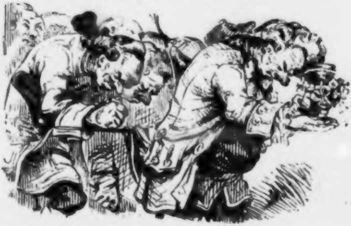
Zu überreichen, und noch kaum gedacht,
Ward ihr Entſchluß auch ſchon ins Werk gebracht.

Der größte Feſtpokal, gar reich verziert,
Der je im Rathhausſaale noch fungirt,

Ward raſch geholt in freudevoller Haſt,
Zu honoriren den geſchätzten Gaſt.

G'rad als vor'm gold'nen Stern, umringt vom Troß,
Der tapf're Prinz beſchreiten wollt' ſein Roß,

Erſchien das Haupt der Stadt mit ſeiner Schaar,
Und reichte ihm den vollen Römer dar.



Und huldvoll nahm der Feldherr den Pokal,
Und leerte ihn bei lautem Jubelſchall.

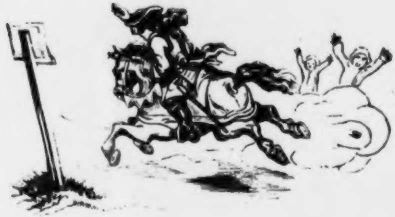
Allein als dieſes kaum der Held gethan,
Da ſtarrte er verdutzt die Männer an.

Doch als der Vorſtand voll devoter Scheu
Ihm füllen will den Feſtpokal auf's Neu',

Wirft Prinz Eugen ihn weg, und ruft: „Halt ein!
Bevor ich wieder trinke eu'ren Wein,

Will lieber ich erobern noch einmal
Die Feſtung Belgrad, mit Verhau und Wall!“

Er rief's und jagte fort in wilder Flucht. —
Nie hatte Grüneberg er mehr beſucht.



Huhn und Hecht.

Zu Paſſau ſaß am Morgen der alte Propſt allein,
Da trat zu ihm ein Diener geheimnißvoll herein:
„Verzeiht, daß ich Euch ſtöre ſo früh am Tage ſchon,
Doch heiſcht die Pflicht zu klagen, ſpricht man der Satzung Hohn.»

„Der Negerſclave, welchen in Japan Ihr gekauft,
Und den zu ſeinem Heile Ihr kürzlich hier getauft,
Der aß zum Morgenimbiß heut' ein gebraten Huhn,
Obwohls an einem Freitag verboten iſt zu thun.»

„Ruf mir den Frevler, daß ich ihn ſtrafe nach Gebühr!»
Und ſieh! ſchon tritt der Neger herein zur Zimmerthür,
Da ſpricht der Propſt mit Zürnen: „Bekenn' es offen nun,
Wie konnteſt du genießen am heut'gen Tag ein Huhn?»

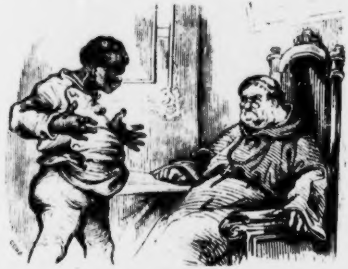
Doch dieſer: „Wahrlich, nimmer hätt' ich mich deß' erfrecht;
Auch war mein Morgenimbiß kein Huhn, es war ein Hecht.»
Der Diener d'rauf: „Ha, Frecher! der uns zu täuſchen denkt,
Es war das Huhn, das geſtern Hochwürden Euch geſchenkt.»

Es war das Huhn von geſtern? nun ja, da habt Ihr Recht,
Doch als ich's aß, da war es kein Huhn, da war's ein Hecht.
„Wie ſoll ich das verſtehen?» der Propſt verwundert ſpricht,
„In einen Hecht verwandeln kann doch ein Huhn ſich nicht.»

„Und dennoch iſt's nicht anders,“ nimmt Jener d'rauf das Wort,
„Und ſprech' ich eine Lüge, ſo jagt ſogleich mich fort;
War ich doch ſelbſt vor Kurzem ein Heide, blind und taub,
Und ohne Eurer Milde der Finſterniß zum Raub.“

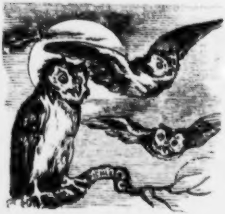
„Da goßet Ihr mir Waſſer auf's Haupt mit eig'ner Hand,
Und ſpracht: Von jetzt an, Ali, biſt Ambros du genannt.
Und wie Ihr mir, dem Heiden, gethan nach Chriſtenbrauch,
Ei ſeht, ſo that ich eben an jenem Huhne auch.“

„Bevor ich's aß, begoß ich's, und glaub' mit gutem Recht,
Und ſprach d'rauf zu dem Huhne: Jetzt, Huhn, biſt du ein Hecht.
Und ſo als Hecht genoß ich das früh're Huhn ſodann,
Darum verzeiht mir, wenn ich Euch nicht nach Wunſch gethan.“



Wohl zieht ſich da zum Lächeln des Propſten Angeſicht:
„Für dießmal noch entrinnen magſt du dem Strafgericht;
Doch laß in künft'gen Fällen das Taufen mir allein,
Sonſt dürft' nicht ſehr willkommen dafür mein Dank dir ſein.“

Der Müllerknappe und ſein Schatz.



Die Eulen krächzen laut im Wald
Uhu!
Wie weht dazu der Wind ſo kalt.
Huhu!

Da führt ſpazieren ſeine Maid
Uhu!
Der Müllerknapp' voll Zärtlichkeit.
Huhu!

Wie Eulenruf ſo häßlich ſchallt:
Uhu!
Schlecht promenirt ſich's jetzt im Wald.
Huhu!

Der Müllerknapp: „Herzliebſter Schatz,“
Uhu!
„Das iſt für dich der rechte Platz,“
Huhu!

„Und bliebſt du treu mir bis zur Stund',“
Uhu!
„So reich' mir deine Hand jetzund.“
Huhu!

Da reicht die Maid die Hand ihm dar,
Uhu!
Sehr thöricht von der Maid das war.
Huhu!

Denn plötzlich zieht ein Schwert der Knapp',
Uhu!
Und haut ihr ſtracks die Rechte ab.
Huhu!

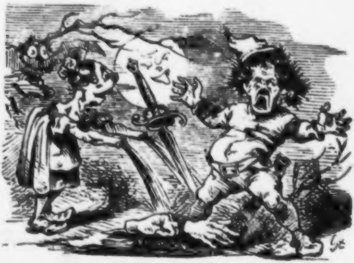
„So wird belohnt gebroch'ne Treu',“
Uhu!
„Nun birg im Kloſter deine Reu'.“
Huhu!

Da aber ruft die Maid voll Zorn,
Uhu!
Weil ſie die rechte Hand verlor'n:
Huhu!

„Nahmſt du die rechte mir, du Gauch!“
Uhu!
„So nimm' die linke Hand nur auch!“
Huhu!

Und eh's verſehen ſich der Knapp',
Uhu!
Haut ſie ſich ſelbſt die Linke ab.
Huhu!

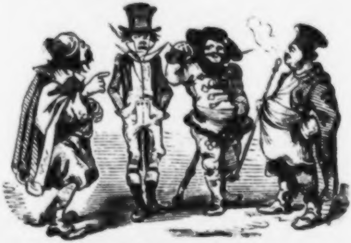
Und wirft ſie vor die Füße ihm,
Uhu!
Und ſtirbt darnach in Schmerz und Grimm.
Huhu!



Legende.

Als unſer Erlöſer, Herr Jeſuchriſt,
Für uns an dem Kreuze geſtorben iſt,
Da ſtanden, wie uns ein Mährchen erzählt,
Vier Männer auch auf dem Schädelfeld.

Der Eine, ein Raize, mit krauſem Haar,
Ein bärtiger Ungar der And're war,
Der Dritte ein Kind aus der Wienerſtadt,
Der Vierte von ihnen war ein Kroat.



Erfüllet von Traurigkeit und Schmerz
Ward einem Jeglichen das Herz,
Dieweil dem Irdiſchen entrückt
Der Geiſt, der alle Welt beglückt.
Auch hätten ſie beſtattet gern
Zu Grab den heil'gen Leib des Herrn;
Allein es hielten an jenem Ort
Gar ſtrenge Wach die Römer dort,
D'rum wußten ſie ſich ſo wenig Rath,
Als wie manch' löblicher Magiſtrat.

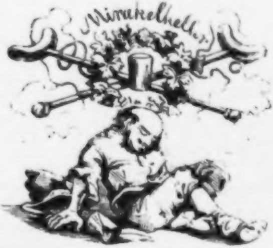
Nahm endlich der Raize das Wort und ſprach:
„Ihr Freunde, geht's meiner Anſicht nach,
So geben wir heimlich den Wächtern Geld,
Das hat noch niemals ſein Ziel verfehlt.“

Der Ungar d'rauf: „Ich ſag' euch frei,
Nicht kann ich ſtimmen dem Ausſpruch bei;
Viel beſſer iſt's, wir greifen keck
Nach einem Prügel und jagen ſie weg.“

„Nicht doch," der Wiener hierauf verſetzt,
„Das hieße das Völkerrecht verletzt;
Am Beſten, wir reichen im Verein
Ein Bittgeſuch um den Leichnam ein."

Der Kroate aber, in guter Ruh',
Den Dreien hört mit Lächeln zu,
Und ſpricht: „Laßt doch den Leichnam dort
In's Dunkel ſich hüllen, und auf mein Wort!
Kein Wächter ſoll wiſſen zur Morgenfriſt
Wohin über Nacht er gekommen iſt."

Der



in Wien.

Im Mirakelkeller ſchallt es
Rings von Sang und Gläſerklirren,
Rauhe Bäſſe und Discante,
D'rein der Harfe Saiten ſchwirren.

Was für ekle Trödellappen,
Welche ſiechgekrümmten Leiber,
Blutſchlagfleck're Säuferlarven
Und verſchrumpfte Blocksbergweiber.

Und inmitten dem Gewühle
Vor dem Faulheits-Wanſt die Schürze,
Schenkt der Kellerwirth den Gäſten
Die gewohnte Lebenswürze.

„Sagt, wo gibt es ein Getränke,
Duftender und goldigheller,
Als es duftet hier im Glaſe,
Als es perlet hier im Keller?“

„Seht ihr dort die beiden Krücken
Ueber jener Thüre hangen,
Die gekreuzt wie Siegstrophäen
Aus dem Türkenkriege prangen!“

„Zeugniß geben ſie, was einſtens
Durch den edlen Saft der Reben
Für ein Wunder ſich in dieſem
Kellerraume hat ergeben.“

„Stieg ein lahmer Gaſſenbettler
Damals zu dem Keller nieder,
Mühſam an den beiden Krücken
Schleppend ſeine ſiechen Glieder.“

„Hin zu einem Tiſche hockte
Der Gepreßte ſich mit Stöhnen,
Wo bei Wein ein Rudel Strolche
Sang und ſchrie in grellen Tönen.“

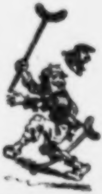
„Heiſchte d'rauf ein Glas vom Beſten,
Und mit ſichtlichem Behagen
Schien er ſich beim Saft der Reben
Seiner Leiden zu entſchlagen.“

„Denn mit immer froher'm Muthe
Ließ ein Gläschen nach den andern
Der bejammernswerthe Krüppel
Durch die durſt'ge Kehle wandern."

„Alſo ſaß er bei den lump'gen
Zechkumpanen manche Stunde,
Immer neue Labſal fordernd
Aus dem dienſtbefliſſ'nen Spunde."

„Und wie kläglich er an Mienen,
Wie bedauernswerth ſein Weſen,
Waren nur des Frohſinns Züge
Jetzt im Antlitz ihm zu leſen."

„Plötzlich aber, o des Wunders!
Raffte ſich der lahme Trinker
Von der Schenkenbank, wie keiner
Es gethan noch jemals flinker."



„Und enteilte d'rauf, der Krücken
Ganz vergeſſend in der Schnelle,
Mit beſchwingtem Fuß dem Keller
Gemſengleich zur Tageshelle."

„Dieß iſt das Mirakel, welches
Hier geſcheh'n an jenem Lahmen,
Und von dem auch jener Keller
Bis auf heut noch führt den Namen.“

„Möge Jeder d'raus entnehmen,
Der in dieſen Schank gekommen,
Was ihm könn' ein Glas vom Beſten
Im Mirakelkeller frommen.“

Alſo ſprach der Wirth, und lauter
Jubel ſcholl aus allen Ecken,
Blinde warfen weg die Hüllen,
Und die Lahmen ihre Stecken,

Krumme ſprangen auf die Beine,
Und im tobenden Gedränge
Schwang ſich um den Wirth im Reigen
Die verſchmitzte tolle Menge.

Der Tod zu Baſel.

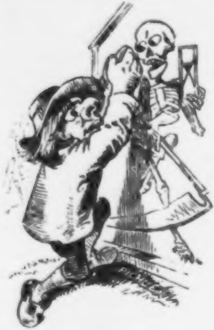
Es freite einſt ein Bauer
Ein ſchön betagtes Weib,
Bei dieſem mocht' er finden
Nicht vielen Zeitvertreib.

Denn bald ward überdrüſſig
Er ihrer ganz und gar,
Und konnt' nicht fröhlich werden,
So wie er's früher war.

Da ging er eines Tages
In ſeiner herben Noth
Zum Friedhof von St. Johann,
Wo aufgemalt der Tod.

„Ach lieber Tod von Baſel,“
Sprach er in ſeiner Qual,

„Ach, hole meine Alte
Doch endlich ab einmal!“



Und wie er heimgekommen
War's mit der Alten aus.
Da bracht' er ſie zum Friedhof
In aller Eil' hinaus.

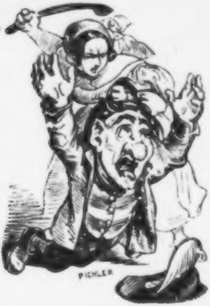
„Ihr Träger, liebe Träger,
Behutſam nur und ſacht,
Daß nicht die böſe Alte
Mir wiederum erwacht!“

„Ihr Gräber, wackre Gräber,
Nur ſchnell die Grube zu,
Daß ſie heraus nicht komme,
Zu rauben mir die Ruh'!“

Und als im Hauſe wieder
D'rauf iſt das Bäuerlein,
Da dünkt' es ihm gar öde
Und traurig da zu ſein.

Von rothen Lippen winkte
Ihm friſcher Honigſeim,
Und nicht gar lang, ſo bracht' er
Ein junges Weib ſich heim.

Das aber ſchlug alltäglich
Ihm braun und blau den Leib,
„Ach, lieber Tod von Baſel,
Hätt' ich mein altes Weib!"



Die kecken Springer.

Es kamen drei Geſellen zum Wirthshaus juſt heraus,
Die gingen mit einander, in luſt'gem Saus und Braus,
Hat ihnen doch wie nirgends behagt der Wein im Hecht,
Das hatte ihre Beine wohl gar ſo ſehr geſchwächt.

Jetzt taumelten und ſchweiften ſie hin die Kreuz und Quer,
Als wie ein ſchwankes Schifflein im ſturmbewegten Meer,
Schon ſank das Abenddunkel herab auf Wald und Hain,
Hoch über ihnen prangte der Mond im vollſten Schein.

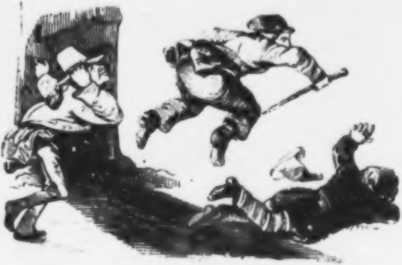
Da ſahen ſie das Städtchen vor ſich im hellen Glaſt,
Allwo ſie pflegen wollten zur Nacht der ſüßen Raſt,
Drum ſchwenkten ſie die Hüte und jauchzten fröhlich d'rauf:
„Juhei! bald nimmt die Schenke uns Durſt'ge wieder auf!“

Da aber ſeh'n die Burſche, zu großer Kümmerniß,
Getrennt ſich von dem Städtchen durch einen tiefen Riß,
Schwarznächtig klafft und gähnet auf ſie der grauſe Schlund:
So klafft nach den Verdammten der Hölle offner Mund.

Da fluchen die Geſellen und ſchmäh'n ihr Mißgeſchick,
Doch ſucht nach einem Wege umſonſt ihr banger Blick,
Denn ach, ſie ſind zu müde, den Abgrund zu umgeh'n,
So wie auch viel zu durſtig, um länger dort zu ſteh'n.

„Ei!“ ruſt da ein Geſelle, „wir thurnten wohl genung,
Als daß wir zagen ſollten vor einem kecken Sprung!“
Und über'n Abgrund ſchleudert er Bundel hin und Stock,
Und ſpringt dann nach den Beiden, im Flug ſo Haar als Rock.

Schon iſt er glücklich drüben und kugelt hin im Sand,
Doch winkt demungeachtet den Andern ſeine Hand,
Da faßte Muth der Zweite, und ſpringt dem Erſten nach,
Und kugelt hin wie dieſer, mit manchem Weh und Ach.

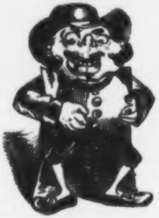


Wohl zögert noch der Dritte, doch faßt auch er ein Herz,
Und ſpringt und — ſtrecket drüben die Beine himmelwärts.
„Triumph! Es iſt gelungen!“ ſo jauchzen nun die Drei.
„Ein Proſit jedem Kühnen! Ein Hoch der Turnerei!“

Da ſchallt ein gellend Lachen den Burſchen in das Ohr,
Und tigerwüthig raffen ſich alle Drei empor.
„Wer wagt uns zu verhöhnen?“ ſo ruſt voll Zorn und Scham
Das Kleeblatt zu dem Fremden, von dem das Lachen kam.

Der aber hält noch immer vor Lachen ſich den Bauch,
Es ſcheint, daß kaum zu Athem gelangen kann der Gauch.
„Wie, ſind wir über'n Abgrund geſprungen nicht mit Muth?“
So fragen ſie und ſchwingen die Stöcke ſchon voll Wuth.

„Geſprungen ſeid ihr freilich,“ darauf der Fremde ſpricht,
„Nur über einen Abgrund ſeid ihr geſprungen nicht;
Denn, was dafür ihr hieltet und überflogt im Sturm,
Das war ja blos — der Schatten von einem alten Thurm.



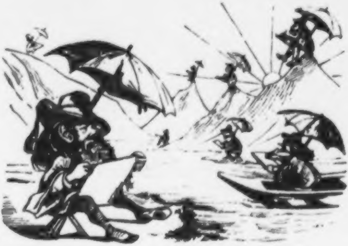
Unausweichbar.

Ach, wie lieblich iſt's zu wandeln,
Einſam durch das Grün der Haine!
Sieh, mit Zeichenſtift und Mappe
Sitzt ein Jüngling dort am Raine.

Will d'rum lieber nach dem Berge,
Rings von Einſamkeit umwoben!
Doch mit Zeichenſtift und Mappe
Sitzt auch dort ſchon Einer oben.

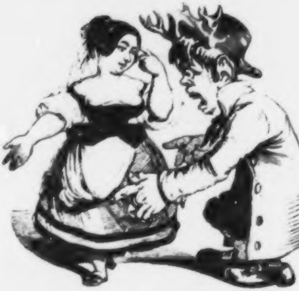
Wohl, ſo will ich nach dem Thale,
Wo im Thau die Blumen blitzen!
Doch mit Zeichenſtift und Mappe
Liebt's auch Einer hier zu ſitzen.

Nun, ſo mag auf ſanften Wogen
Einſam mich der Weſt umfachen!
Doch mit Zeichenſtift und Mappe
Sitzt auch Einer ſchon im Nachen.



Des Bauern Heimkunft.

Nach einem alten Volksliede.



Zu ſeinem Hof der Bauer kam,
Ei, ei, ei,
Im Hof da ſtehen Pferde,
Eins, zwei, drei.
Pſt! Gret'l, komm doch ſchnell herfür!

Gretel.

Ei, Mann, was willſt du denn von mir?

Bauer.

Im Hof da ſtehen Pferde
Drei oder vier.

Gretel.

Ei zünde die Laterne doch,
Du biſt nicht recht bei dir:
Melkkühe ſind's, nicht Pferde,
Die Mutter ſchickt ſie mir.

Bauer.

Melkkuh' und haben Sättel auf?
O Wind, o Wind, o Wind!
Ich bin ein armer Ehemann,
Wie leider Viele ſind.

Als d'rauf in's Haus der Bauer kam,
Ei, ei, ei,
Da ſieht er Reitermäntel,
Eins, zwei, drei.
Pſt! Gret'l, komm' doch ſchnell herfür!

Gretel.

Ei, Mann, was willſt du denn von mir?

Bauer.

Da hängen Reitermäntel,
Drei oder vier.

Gretel.

Ei, zünde die Laterne doch,
Du biſt nicht recht bei dir:
Grastücher ſind's, nicht Mäntel,
Die Mutter ſchickt ſie mir.

Bauer.

Grastücher und rothe Krägen d'rauf?
O Wind, o Wind, o Wind!
Ich bin ein armer Ehemann,
Wie leider Viele ſind.

Der Bauer in die Stube kam,
Ei, ei, ei,
Da ſtehen Reiterhelme,
Eins, zwei, drei.
Pſt! Gret'l, komm' doch ſchnell herfür!

Gretel.

Ei, Mann, was willſt du denn von mir?

Bauer.

Da ſtehen Reiterhelme,
Drei oder vier.

Gretel.

Ei, zünde die Laterne doch,
Du biſt nicht recht bei dir!
Kochtöpfe ſind's, nicht Helme,
Die Mutter ſchickt ſie mir.

Bauer.

Kochtöpfe mit Federbüſchen?
O Wind, o Wind, o Wind!
Ich bin ein armer Ehemann,
Wie leider Viele ſind.

Und als er zu dem Ofen kam,
Ei, ei, ei,
Da ſtehen Reiterſtiefel,
Eins, zwei, drei.
Pſt, Gret'l, komm doch ſchnell herfür!

Gretel.

Ei, Mann, was willſt du denn von mir?

Bauer.

Da ſtehen Reiterſtiefel,
Drei oder vier.

Gretel.

Ei zünde die Laterne doch,
Du biſt nicht recht bei dir!
Milcheimer ſind's, nicht Stiefel,
Die Mutter ſchickt ſie mir.

Bauer.

Milcheimer, und haben Sporen d'ran?
O Wind, o Wind, o Wind!

Ich bin ein armer Ehemann,
Wie leider Viele ſind.

Der Bauer in die Küche kam,
Ei, ei, ei,
Da lehnen blanke Säbel,
Eins, zwei, drei.
Pſt! Gret'l, komm' doch ſchnell herfür!

Gretel.

Ei, Mann, was willſt du denn von mir?

Bauer.

Da ſind ja blanke Säbel,
Drei oder vier.

Gretel.

Ei zünde die Laterne doch,
Du biſt nicht recht bei dir,
Bratſpieße ſind's, nicht Säbel,
Die Mutter ſchickt ſie mir.

Bauer.

Bratſpieße, und goldne Quaſten dran?
O Wind, o Wind, o Wind!
Ich bin ein armer Ehemann,
Wie leider Viele ſind.

Ins Kämmerchen darauf er kam,
Ei, ei, ei,
Im Bette liegen Reiter,
Eins, zwei, drei.
Pſt! Gret'l, komm' doch ſchnell herfür!

Gretel.

Ei, Mann, was willſt du noch von mir?

Bauer.

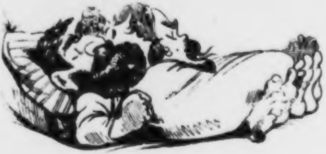
Im Bette liegen Reiter,
Drei oder vier.

Gretel.

Ei, zünde die Laterne doch,
Du biſt nicht recht bei dir!
Milchmägde ſind's, nicht Reiter,
Die Mutter ſchickt ſie mir.

Bauer.

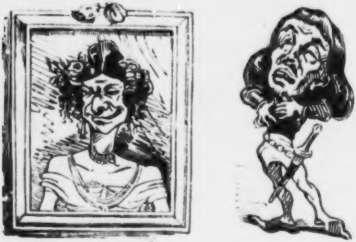
Milchmägde, mit Schnur- und Backenbart?
O Wind, o Wind, o Wind!
Ich bin ein armer Ehemann,
Wie leider viele ſind.



Eduard und Kunigunde.

Eduard und Kunigunde
Liebten ſich gar ſelt'ner Art,
Seufzten früh und ſpäter Stunde:
Kunigunde! Eduard!

Reich an Geld war Kunigunde,
Ach, und er ſo jung und zart,
Und es ſeufzten aus dem Grunde
Kunigunde! Eduard!



Stand am Fenſter Kunigunde,
Strich er drunten ſich den Bart,
Und ſo nährten ihre Wunde
Kunigunde, Eduard.

Doch er liebte Kunigunde
Nur von fern, wie Abelard,
Darum ſeufzten ſo jetzunde
Kunigunde, Eduard.

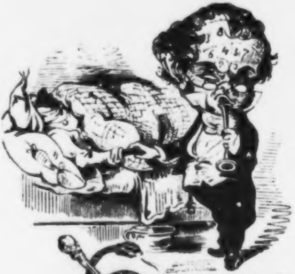
Oft wohl winkte Kunigunde;
Doch war er zu ſcheuer Art,
Und dann ſcholl's aus Beider Munde:
Kunigunde! Eduard!

Täglich ſah ihn Kunigunde,
Täglich ſtrich er ſich den Bart,
Täglich klang's auf ſeiner Runde:
Kunigunde! Eduard!

Doch daß nie zu Kunigunde
Er ſich wagte, fiel ihr hart,
Darum ſeufzten ſo im Bunde
Kunigunde, Eduard.

Seufzten ſo, bis Kunigunde
Endlich eines Andern ward,
Denn ſonſt ſeufzten noch zur Stunde
Kunigunde, Eduard.

* * *

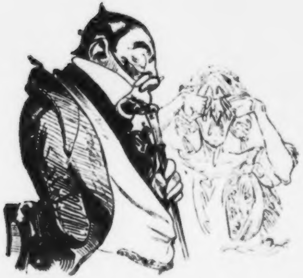


Curios.

„Herr Doctor, ach, Herr Doctor!"
Ein Kranker ſtöhnt und ſpricht:
„O, rettet mich vom Tode,
Ach wie das nagt und ſticht!"
Da fühlt den Puls der Doctor
Und ſagt darauf ſofort:
„Bis morgen iſt das Uebel
Gehoben, auf mein Wort."

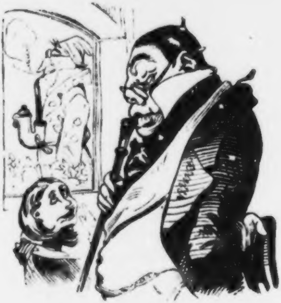
„Herr Doctor, ach, Herr Doctor!"
Ein Zweiter ſtöhnt und klagt,
„O, lindert nur die Qualen,
Ach, wie das ſticht und nagt!"
Da fuhlt den Puls der Doctor,
Und ſpricht: „Es iſt zu ſpät!
Ihr ſeid des Grabes Beute
Eh' noch der Tag vergeht."

Und Tags darauf der Doctor
Zum Erſten kommt und fragt:
„Nicht wahr er iſt geneſen,
Ich hab's vorhergeſagt?"



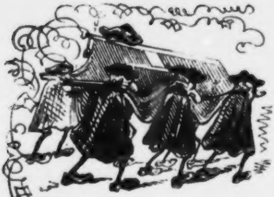
Da ſchluchzen ſie: „Noch geſtern
Der Tod ſein Auge ſchloß."
Da ſteht verblüfft der Doctor
Und denkt ſich: „Curios!"

Und d'rauf zum zweiten Kranken
Der Doctor kommt und fragt:
„Nicht wahr, er iſt geſtorben,
Ich hab's vorhergeſagt?"



Da heißt's: „Da draußen geht er
Spazieren, ſchmerzenlos."
Und wieder ſteht der Doctor
Und denkt ſich: „Curios!"

◆



Der ſpukende Amtmann.

Der Amtmann war geſtorben,
Der gröbſte, den es gab,
Und lag nun ſelbſt ad acta
Mit ſeinem Zopf im Grab.

Nie hatte er vor Andern
Gerückt den ſpitzen Hut,
Und manch' ein Rücken wußte
Von des Geſtrengen Wuth.

D'rum auf den Friedhof folgten
Nur Wen'ge ſeiner Truh',
Und Schöpp und Schreiber dachten:
Nun iſt doch endlich Ruh'.

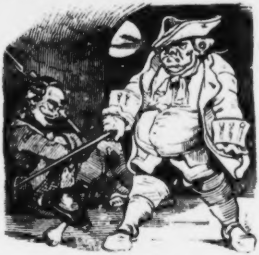
Allein die Guten irrten,
Als ſolches ſie gedacht
Denn bald erſcholl die Kunde:
Der Amtmann ſpukt zur Nacht.

Und wirklich ſah man wandeln
Den Amtmann ſteif und ſchwer
Allnächtig durch die Gaſſen
Voll Gravität einher.

Den Dreiſpitz in den Brauen,
Mit goldbetreßtem Rock,
Wie ſonſt in ſeiner Rechten
Den prügelfert'gen Stock.

Und wer an ihm vorüber
Zu geh'n beſaß den Muth,
Dem ſchlug er, eh' er's dachte,
Vom Kopf herab den Hut.

Ja ſelbſt die Stadtſoldaten,
Die ſchlafend meiſt am Thor
Die liebe Stadt bewachten,
Erhielten Eins auf's Ohr.

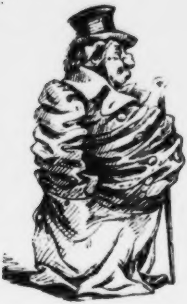


Nur, wenn ſie präſentirten
Vor ihm mit dem Gewehr,
Ließ er ſie ungeſchoren
Und brummte: „Serviteur.“

Drob ward, wie leicht zu denken,
Das Städtchen im Allarm,
Die Schreiber und die Schöppen
Erfaßte tiefer Harm.

Und wer da nur erblickte
Das Nachtgeſpenſt, o Graus!
Der wich mit pan'ſchem Schrecken
Dem groben Wandler aus.

Im ganzen lieben Städtchen
War nur ein einz'ger Mann,
Herr Staps, der Bürgermeiſter,
Der glaubte nicht daran.



Der lachte ob der Mähre,
Und rief gar frech und dreiſt:
„Ha! ha! das iſt zum Lachen,
In unſrer Stadt ein Geiſt!“

Doch als ihm einſt der Wächter
Heimleuchtete bei Nacht
Von einem Ehrenſchmauſe,
Der eben ward vollbracht,

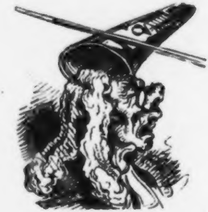
Begegnete dem Edlen
In ſeinem frohen Muth
Der Geiſt, und ſchlug herunter
Auch ihm vom Kopf den Hut.

Hui! gab's im Dach da Feuer
Ob ſolcher Frevelthat.
Verſammelt ſchon am Morgen
Ward drauf der weiſe Rath.

Ein Geiſterbanner wurde
Berufen allſogleich,
Den groben Strolch zu bannen
Hinab ins Todtenreich.

Und als die zwölfte Stunde
Erſcholl in nächſter Nacht,
Da ſtand auch der Beſchwörer
In rabenſchwarzer Tracht,

Mit Zauberſtab und Mütze
In ſeinem Kreiſe ſchon,
Und harrte auf den Amtmann
Und zählte ſeinen Lohn.



Doch ſchwupps vom Haupt geriſſen
Ward ihm die Mütze da,
Als er, mit finſt'ren Brauen,
Vor ſich den Amtmann ſah.

Da ſprach er ſeine Formel
Und ſchwang dabei den Stab:
„Geſteh', Praefectus rudis,
Was trieb dich aus dem Grab?"

Darauf der todte Amtmann:
„Nun ſo vernimm, du Wicht:
Die Höflichkeit auf Erden
War meine Tugend nicht."

„Auch war ich oft morosus
Und etwas heiß von Blut,
Und zog vor keinem Andern
Zu Gruß und Dank den Hut."

„Nun muß ich promeniren
Ganz gegen mein Gelüſt,
Und muß den Deckel nehmen
Jedwedem der nicht grüßt."

„Ei ſag", verſetzt der Banner,
„Was iſt für dich zu thun,
Wie lang wirſt du noch wandeln
Und darfſt im Grab nicht ruh'n?"

Da ſpricht mit leiſem Seufzer
Der Todte und entſchwebt:
„So lang' als noch auf Erden
Ein grober Amtmann lebt."

* * *

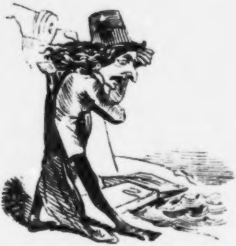
Der Selbſtmörder.

Ein Jüngling geht den Donauſtrand
Entlang mit bleichen Wangen,
Das Haar im Wind, die Bruſt durchwühlt
Von gifterfüllten Schlangen.

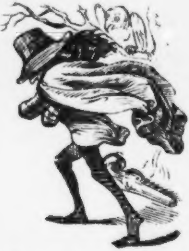
Verlaſſen hat die Falſche ihn,
Der er ſich ganz ergeben,
D'rum will er tief im kühlen Grund
Verſenken Leid und Leben.

Und zu dem Strome eilt er hin
Und ſchaut zur Tiefe nieder,
Er ſchaut und ſinnt und geht ſodann,
Zurück vom Strande wieder.

„Ja," ruft er, „eine Kugel ſoll
Mein blut'ges Grablied ſingen!"
Und in des Waldes düſt'rer Nacht!
Will er die That vollbringen.



Schon ſteht er dort, vom Wipfel ſchallt
Der Unglücksruf der Dohle,
Nun ſetzt er an die Stirne ſich
Die Mündung der Piſtole.



Jetzt drückt er los! — doch nein, er wirft
Hinweg die Todeswaffe.

„Ja Kohlendampf, der tück'ſche, ſei's,
Was linder'n Tod mir ſchaffe.“

Und in ſein Stübchen eilt er hin
Mit haſtbeſchwingten Schritten,
„In wen'gen Stunden ſonder Schmerz
Haſt dort du ausgelitten.“

Und einen Becken füllt er da
Vollauf mit ſchwarzen Kohlen,
Und ſtellt ihn mitten ins Gemach:
„Nun Leben, Gottbefohlen!“

Und ſorgſam ſchließet er darauf
Die Thüre und die Fenſter,
Hu, ſchaurig grinſt es rings auf ihn,
Wie finſt're Grabgeſpenſter.

Drauf langt er noch aus einem Schrank
Zwei langbehalste Flaſchen,
Champagner ſoll des Scheidens Weh
Ihm von der Seele waſchen.

Der Stöpſel knallt, es ſchäumt der Trank,
Der perlende im Glaſe,
Schon hat er dieſes ausgeſtülpt,
In fiebriſcher Extaſe.

Und wieder ſchäumt's und abermal,
Es folgt ein Glas dem andern,
Und wieder muß ein neuer Pfropf
Mit Knall die Luft durchwandern.

„Jetzt noch den letzten Scheidetrunk!“
So ruft er. „Herz, dann ſchweige.“
Und ſtürzt das Glas voll Feuerweins
Hinunter bis zur Neige.

Dann ſchwankt er auf das Lager hin,
Kaum mächtig ſeiner Sinne,

Das Licht erlöſcht — ſchon kommt der Tod
Als rabenſchwarze Spinne.

Tiefdunkle Nacht herrſcht ringsherum;
Nur noch — ein leiſes Stöhnen,
Dann iſt es ſtill! O ahnſt du dieß,
Treuloſeſte der Schönen!?

Und bleiern Stund' um Stunde zieht
Am gleichgemeßnen Faden,
Da ſchimmert Eos erſter Strahl
Herein zum Fenſterladen.

Und ſieh — auf ſeinem Lager liegt
Der Jüngling, langgeſtrecket,
Das Haar zerwühlt, das Auge tief,
Die Wang' mit Schnee bedecket.

Doch — wie? iſt's Täuſchung? nein — er ſchlägt
Das Auge auf betroffen,
Und ſtarrt auf Flaſche, Tiſch und Wand,
Und ruft: „Bin ich beſoffen?“

„Durch Kohlendunſt hab' ich den Tod
Mir geſtern ja gegeben
Und dennoch fühle ich mich jetzt
Noch immerdar am Leben?“

Da auf das Kohlenbecken fällt
Sein Blick nach langem Irren,
Und was ein Räthſel ihm, das ſieht
Er plötzlich ſich entwirren.

Nun iſt's ihm klar, was er umſonſt
Geſuchet zu ergründen,
Daß nämlich er darauf vergaß,
Die Kohlen — anzuzünden.

Der muthige Krämer.

Begebenheit aus den Maitagen 1848.

Hier, Freunde! iſt der rechte Platz,
Hier baut die Barricade auf.
Nur wacker mit dem Spaten, Matz,
Du, Kaſpar! lang' die Steine 'rauf."

„Das Breterwerk dort ſchnell hervor,
Nun ſputet euch und ſeid nicht laß;
Ei ſeht, was liegt dort unterm Thor
Im Winkel für ein herrlich Faß."

„Ein gutes Barricadenſtück.
Nur ſchnell gerollt hier auf's Geſtein,
Kein Feind werf' uns von hier zurück,
Und ſchöß' er mit Kartätſchen d'rein."

„Gar herrlich nimmt dieß Faß ſich aus,
Bekränzt von Steinen ringsherum,
Und nun die Fahne, daß hinaus
Sie flattre zu der Kämpfer Ruhm."

Und als nun fertig war der Bau,
Und all' die Streiter ſteh'n darauf,
Da kommt ein Männchen, ſchmal und grau,
Daher gerannt im größten Lauf.

Das klettert über Stock und Stein,
Es ſchweift ſein Blick in banger Haſt,
Dann drängt es ſich in's Thor hinein,
Von namenloſer Angſt erfaßt.

„Wo iſt das Faß, o redet! ſprecht!
Vor einer Stunde lag's noch dort,
Wer hat auf dieſes Faß ein Recht?
Wer nahm's von dieſer Stelle fort?

„„Ei, ei, Herr Süßlich, wie beſorgt!
Nicht zieht ſo finſter Eure Braun',
Wir haben uns das Ding geborgt,
Die Barricade hier zu bau'n.““

„Die Barricade!“ ruft erſchreckt
Der Krämer, „ha, dort iſt es ja
Von Stein und Bretern überdeckt,
's war eben nur, weil ich's nicht ſah.“

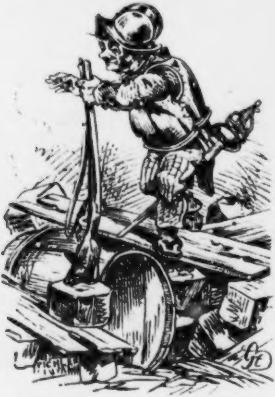
Herr Süßlich ſpricht's und eilt in's Haus,
Als fegte fort ihn ein Orkan,
Doch bald ſtürzt wieder er heraus,
Und klimmt das Steingeröll' hinan.

Sein Haupt umhüllt ein Eiſenhelm,
Von Roſt ganz überdeckt und alt,
Und auf den Rücken hat der Schelm
Sich einen Küraß feſtgeſchnallt.

An ſeiner Linken klirrt ein Schwert,
Ein Feuerrohr die Rechte hält,
So à la Don Quixot bewehrt
Der Krämer über's Faß ſich ſtellt.

„Herr Süßlich, ſagt, wie kommt Ihr doch
Mit Einemmal zu ſolchem Muth?“
Spricht dieſer: „Ei, wie fragt Ihr noch:
Für's Vaterland, mein Gut und Blut!“

Und auf der Barricade ſteht
Wie eine Mauer fort und fort
Herr Süßlich; wer da kommt und geht,
Nicht weicht er mehr von dieſem Ort.



Er ſteht am Tag, er ſteht zur Nacht,
Mag's noch ſo rauh aus Norden weh'n,
Die beſte Barricadenwacht,
Die je ein Auge noch geſeh'n.

Er weicht vom Platz nicht einen Schritt,
Er legt nicht aus der Hand das Rohr,
Als wie gemeißelt aus Granit
Steht er, umringt vom Streiterchor.

Zum Glücke aber wird ſein Muth
Auf größ're Probe nicht geſtellt,
Denn ſchon beſänftigt ſie die Flut,
Die todtverheißend angeprellt.

Und wieder löſt ſich Stein von Stein,
Die man ſo feſt gefügt erſchaut,
Und wieder fällt die Schanze ein,
Dem Feind' zum Trotze hingebaut.

Herr Süßlich aber wälzt bedacht
In's Haus das Faß mit eig'ner Hand:
Denn wißt, er hatte nur bewacht,
Im Faß die eig'ne Contreband.

Aus dem Nonnenkloſter.

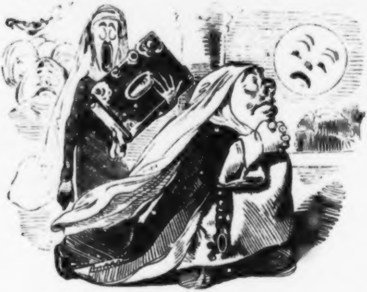
1.

Nonnenträume.

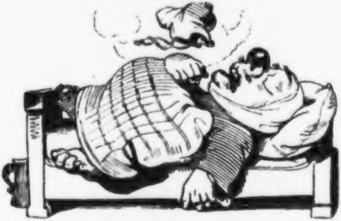
Die Schweſtern aus der Mette geh'n,
Es ſchleppt das Kleid, die Schleier weh'n,

Die Zellenthüren klappen zu,
Jedwede Nonne geht zur Ruh'!

Der Mond nur ſteht mit weißem Schein
Hoch über Thurm und Kloſterhain.

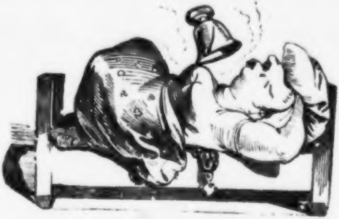


Da ſtreuet Morpheus ſein Horn
Auf ſie, darin der Träume Born.

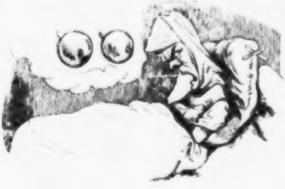


Die Frau Aebtiſſin ſchnarchet ſehr,
Sie träumt, es ſei der Säckel leer.

Es träumt die Glöcknerin mit Qual,
Daß ihre Glocke keinen Schall.

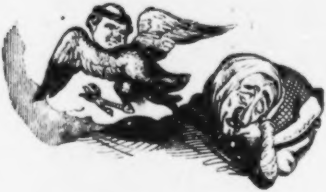


Auch wird die Gärtnerin gewahr,
Daß welk ihr ſchönſtes Aepfelpaar.

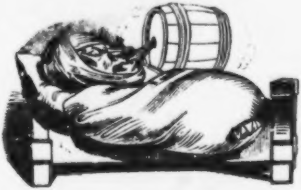


Die Küchenſchweſter facht voll Wuth
Vergebens die erſtorb'ne Glut.

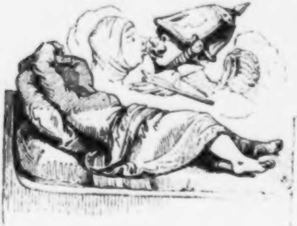
Was ſchluchzt die Schafferin nur ſo?
Im Traum ihr ſchönſter Hahn entfloh.



Die Kellermeiſterin voll Pein
Als Eſſig ſieht den beſten Wein.



Nur die Novize flieht der Harm
In St. Sebaſtiani's Arm!



II.

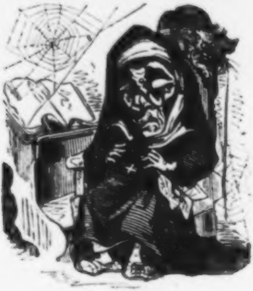
Die dritte Hand.

Die Kapuzinernonnen zu Ulm, der alten Stadt,
Die wurden keines Tages zu Tiſche völlig ſatt,
Im Vorrathſchranke woben die Spinnen kreuz und quer,
Auch blieb der Klingelbeutel an Münzen gänzlich leer.

Drum war ſo hohl ihr Auge, ſo kummervoll ihr Blick,
Sie wußten nicht zu wenden des Kloſters Mißgeſchick,

Vergebens flehten Alle zum Franz von Aſſiſi,
Von Taubheit ſchien befallen der Heil'ge gegen ſie.

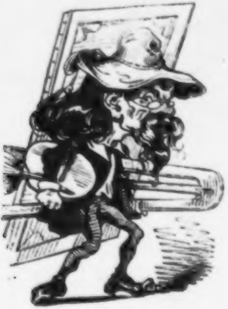
So ſchwanden Jahr um Jahre, und brachten nichts als Noth
„Wie lang noch ſollen darben bei Waſſer wir und Brot?“
Da kam einmal im Traume der alten Priorin,
Als hungrig ſie entſchlafen, ganz Eignes in den Sinn.



Und einen Maler rufen ließ ſie am Morgen ſchon,
Ein Conterfei zu malen, verheißend reichen Lohn.
Das war das Bild des Stifters, des Franz von Aſſiſi:
„Kann dieſes uns nicht helfen, wird uns geholfen nie.“

Der Meiſter war nicht ſäumig und malte Tag und Nacht,
Bis daß der bärt'ge Büßer zu Stande ward gebracht

Im härnen Klausnerkittel, die Augen fromm verdreht,
Und ſeine beiden Hände gefaltet zum Gebet.



So prangte auf der Leinwand der heilige Nozet,
Nur deuchte er den Nonnen doch gar zu viel Skelett.
Verſchloſſen in der Zelle verblieb das Conterfei
Hierauf, bis eingetrocknet an ihm die Farbe ſei.

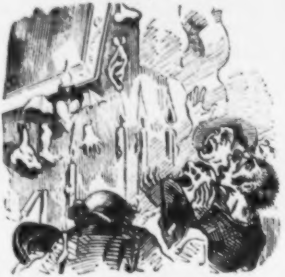
Doch als nach zweien Tagen der Meiſter ſich's beſah,
So ſtand er, wie getroffen vom Blitz, verſteinert da,
Denn neben beiden Händen, ſtill ſteht ihm der Verſtand,
Sieht er hinzugepinſelt noch eine dritte Hand.

Erzürnt beruft der Maler ſogleich das ganze Haus,
Und ſtreicht dann unter Schmähen die freche Zuthat aus,
Doch als er wieder nahet dem Bildniß an der Wand
Um nächſten Tag, iſt wieder auch dort — die dritte Hand.

Und abermals mit Zürnen ſtreicht er die Hand hinweg,
Umſonſt, am nächſten Morgen ſitzt ſie am alten Fleck,
Und wieder will er löſchen von ſeinem Bild die Schmach,
Die Priorin doch wehret ihm dieß und ſpricht darnach:

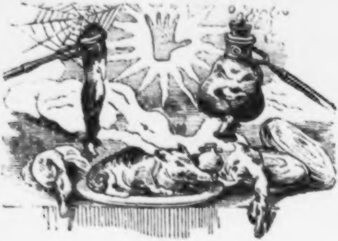
„Nicht dürft Ihr mehr vertilgen die fremde Malerei,
Ein Wunder iſt geſchehen an dieſem Conterfei,
Das ſollen alle Gläub'gen in ſpäter Zeit noch ſchau'n,
Und ſich an ſeinem Anblick tief innerlichſt erbau'n.“

Und unter Sang und Beten, von Lichtern reich erhellt,
Wird drauf das Wunderbildniß im Kloſter aufgeſtellt,
Und bald erſcholl die Kunde entlang dem Donauſtrand
Vom heil'gen Bild im Kloſter und von der dritten Hand.



Und ſiehe da! ſchon kamen von nah und ferner Trift
Die Waller all gezogen zum armen Nonnenſtift,
Begafften dumm vor Staunen das heil'ge Conterfei
Und brachten reiche Opfer und Spenden allerlei.

Nicht lang, ward aus dem Kloſter entſchwunden alle Noth,
Die Nonnen darbten nimmer bei Waſſer und bei Brot,
Es dampften volle Schüſſeln und reiche Speiſentracht,
Und dieſes Alles hatte — die dritte Hand gemacht.

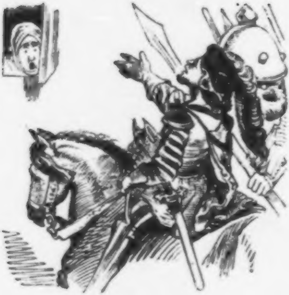


* * *

III.

Der Graf von Flandern.

Wer's Nonnenkloſter kommt zur Nacht
Mit ſeinem Troß, aus heißer Schlacht,
Der luſt'ge Graf von Flandern.



„Ihr frommen Frauen laßt uns ein,
Zeitlebens wird euch dankbar ſein
Dafür der Graf von Flandern.“

„„Nie darf betreten die Clauſur
Ein Männerfuß, d'rum ſcheert euch nur!““
So ſchallt's zum Grafen Flandern.

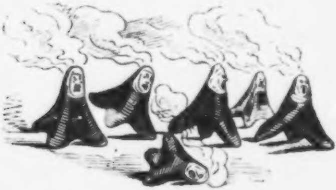
Mit einem ſtillen Fluch darauf
Abziehen heißt den Reiterhauf
Voll Zorn der Graf von Flandern.

Der Becher klingt im frohen Rund,
Das Haupt geſenkt, mit ſtummen Mund:
„Was fehlt Euch, Graf von Flandern?“

„Ihr meine tapfern Freunde ſprecht,
Wie für der Nonnen Trotz ſich rächt
Der luſt'ge Graf von Flandern?“

„Nur Liſt kann helfen hier allein,
Nur ſie, ſonſt nichts bringt dich hinein
In's Kloſter, Graf von Flandern."

Hinziehen in der dritten Nacht
Die Ritter all', in Nonnentracht,
Voraus der Graf von Flandern.



„Ihr frommen Schweſtern laßt uns ein,
Der Regen rauſcht auf Wald und Hain!"
So ruft der Graf von Flandern.

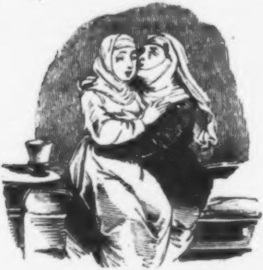
Die Angel knarrt, da tritt zum Thor,
Die junge Abbatiſſa vor,
Und ſpricht zum Grafen Flandern:

„Seid uns gegrüßt in dieſem Haus,
Gern ſchirmt es euch vor Nacht und Graus!"
Da lacht der Graf von Flandern.

„Doch fehlt's an Betten für euch all', —"
„„Viel Fromme geh'n in Einen Stall!""
Verſetzt der Graf von Flandern.

„„Ein Jedes für der Nacht Verlauf
Nimmt Eines wohl der Unſern auf,""
Ergänzt der Graf von Flandern.

In der Aebtiſſin Zelle ſitzt
Von Lieb' erfüllt, vom Wein erhitzt,
Der luſt'ge Graf von Flandern.



Erſt tändelt er nach Frauenweis,
Drauf küßt die keuſche Wang' ihr heiß
Der luſt'ge Graf von Flandern.

„Solch' Koſen ziemt uns Schweſtern nicht,
Ei laßt doch ab von mir!“ ſo ſpricht
Sie d'rauf zum Grafen Flandern.

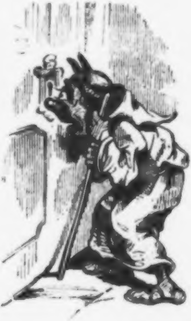
Ihr Buſen wogt, die Wang' erglüht,
Kaum weiß ſie ſelbſt, wie ihr geſchieht
Im Arm des Grafen Flandern.

„Glaubt, Schweſter, Ihr an Wunder auch?“
„„Wie ſollt' ich nicht, da 's Chriſtenbrauch?““
Sagt ſie zum Grafen Flandern.

„Nun ſchaut ein Wunder eigner Art:
Ein Mägdlein, das zum Ritter ward!“
Verſetzt der Graf von Flandern.

O Himmel! Faſt vor Schreck vergeht
Die Frau Aebtiſſin! — Ha zu ſpät!
So denkt der Graf von Flandern.

Und wer in einer Nonne Hut
Von all den Rittern, ach! der thut
Grad wie der Graf von Flandern.



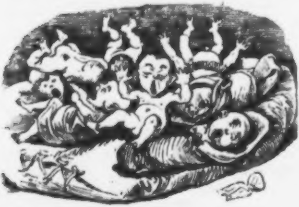
Horch auf! das Horaglöcklein klingt,
Als die Betrog'ne ſich entringt
Dem Arm des Grafen Flandern

Die Nonnen mit verſchämter Wang'
Hinflattern durch den Kloſtergang:
Ihr denkt des Grafen Flandern.

Mit ſcheuer Haſt erſchließt das Thor,
Die Pförtnerin, ſo barſch zuvor,
Dem böſen Grafen Flandern.

Doch als neun Monde ſind vorbei,
O hörteſt du den Zeterſchrei
Im Kloſter, Graf von Flandern!

Die Frau-Aebtiſſin rauft das Haar,
Ein Gleiches thut der Nonnen Schaar,
O Antichriſt von Flandern!



Denn Jedes hat ſein Ritterlein,
Und die Aebtiſſin obendrein
Ein Gräfelchen von Flandern.

IV.

Ein Nonnenſcrupel.

Bereits ſeit vieler Wochen Friſt
Voll Tiefſinn Schweſter Martha iſt;
Es mundet ihr nicht Speis noch Trank,
Obgleich ſie nicht am Leibe krank.
Geht in Gedanken ſtets herum
Iſt gegen die Gewohnheit ſtumm,
Und ſitzt oft halbe Tage lang
Dem Steinbild gleich im Kloſtergang.

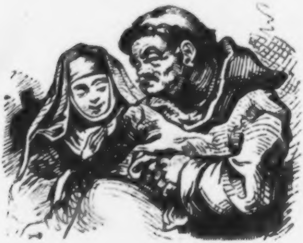
Vergebens die Aebtiſſin fragt,
Was ſo an ihrem Innern nagt,
Ob irgend Jemand ſie gekränkt
Dieweil ſie ſo in ſich verſenkt?
Mit keiner Sylbe thut ihr Mund
Die Quelle ihres Tiefſinns kund.

Den Kopf auf ihre Hand geſtützt,
In Sinnen ſtets die Schweſter ſitzt,
Die Nonnen ſchütteln all' das Haupt,
Weiß kein's, was ihr den Frohſinn raubt.

Kommt da der Pater Quardian
Vom nächſten Stift im Kloſter an,
Um Beicht zu hören, wie's Gebrauch,
Zu ſchlichten Zwiſt und Hader auch.

Nachdem der wohlbeleibte Gaſt
Hinabgeſchluckt der Sünden Laſt,
Den Einen hier mit mildem Ton
Ertheilt die Abſolution,

Den Andern, wie's zu kommen pflegt,
Gehörig Buße auferlegt,
Tritt auch mit harmerfülltem Sinn
Zu ihm die Schweſter Martha hin.



Vernommen hat der fromme Mann
Von der Aebtiſſin Lobeſan
Bereits, daß Schweſter Martha ſei
Befallen von Melancholei,
Und voll von Neugier drängt ſein Ohr
Sich d'rum zum Beichtſtuhlgitter vor.

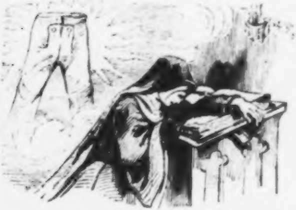
„Jedwede Sünde tilgt die Reu',
Darum bekennt nun ohne Scheu,
Was Euern Geiſt mit Nacht umflicht."
Zu ihr der fromme Beicht'ger ſpricht.

Erwiedert Schweſter Martha d'rauf,
Und ächzet dreimal ängſtlich auf:
„Ein Scrupel iſt's, der mich erfüllt,
Und nimmer ſich vor mir enthüllt."

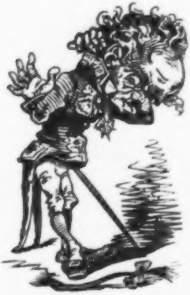
„Ein Scrupel, der in mir erwacht,
Als in der Zelle ich zur Nacht
Der heiligen Legende las
Und drüber Zeit und Welt vergaß.“

„Ein Scrupel? ei, ſo bringt geſchwind
Mir ihn zur Kenntniß, frommes Kind;
Gern klär' ich euch hierüber auf,“
Verſetzt der fromme Mann darauf.

„So ſagt, hochwürdiger Quardian,
Was nimmer ich erforſchen kann:
Ob St. Franciscus, der Patron,
Den Ordensregulis zum Hohn,
Wie's jetzt geſchieht ganz wider Fug,
Wohl auch ſchon eine Hoſe trug?“



Das Lied vom Zopf.



Was fehlt mir doch nur im Genick?
Was ſucht vergebens nur mein Blick?
Herr Gott! was iſt das für ein Schreck,
Der Zopf iſt weg! Zopf iſt weg!

Der Zopf, den ich ſo lange trug,
Der ſtets mich auf den Rucken ſchlug,
Der immer ſaß auf altem Fleck,
Der Zopf iſt weg! der Zopf iſt weg!

Der Zopf, der ſo gewichtig weg,
Mich ſpät und fruh nach hinten zog,
Wie's jeder Zopf nur hat zum Zweck,
Der Zopf iſt weg! der Zopf iſt weg!

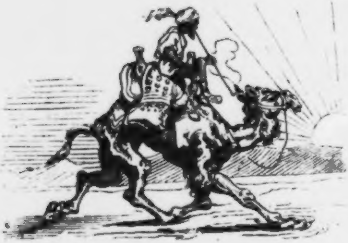
Wer hat mir doch nur das gethan?
Hab' freilich meine Freude d'ran,
Nur ſchein' ich mir nun gar zu keck;
Der Zopf iſt weg! der Zopf iſt weg!

Sahara.

Sahara iſt ein ſchlimmes Wort,
Sahara iſt ein ſchlimmer Ort,
Nicht eine Rebe ſiehſt du dort,
Sahara!

Nur Sand und Sand und wieder Sand,
Und droben nichts als Sonnenbrand,
Das wäre mir das rechte Land,
Sahara!

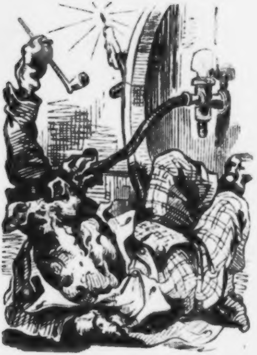
Kamehl und Reiter ſchleppen ſich
Darüber hin im Sonnenſtich,
Und ſchwitzen gottesjämmerlich,
Sahara!



Doch die Kamehle macht's nicht bang,
Die durſten ganz unmenſchlich lang
Auf einem ſolchen Wüſtengang,
Sahara!

Dieß aber kommt, weil ſie zu Haus
Schon trinken auf ein Jahr voraus,
Und vollen Schlauch's erſt zieh'n hinaus,
Sahara!

Ein Wink ſei das für Menſch und Vieh,
D'rum frage Keines: Wann und Wie,
Und ſäumt mir nur im Trinken nie,
Sahara!



Wer weiß, ob nicht ſo überquer
Uns plötzlich kommt ein Fleck daher,
Auf dem nicht eine Schenke mehr,
Sahara!

Und Schenkenburſche höre du,
Ruf' ich das Wort, ſo ſchlepp' im Nu
Nur gleich den größten Krug uns zu:
Sahara!

* * *

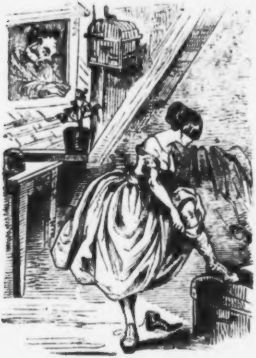
Die ſeufzenden Weiden in der Brigittenau.

Tief in der Brigittenau
Steh'n zwei Weiden alt und grau,
Dieſe ſeufzen ſchauerlich
Jede Nacht und ſchütteln ſich.

Von Fortuna nicht geahnt,
Lebte einſt ein Practikant,
Und im Hauſe neben gleich
Auch ein Kind an Reizen reich.

Dieß erſah der Practikant,
Als es juſt den Strumpf ſich band,
Und von Flamm' und Glut, wie Baſt,
Ward das Schreiberherz erfaßt.

Und es ſchrieb mit ſeiner Hand
Einen Brief der Practikant:
„Werther als Directorsrang
Biſt du meinem Herzensdrang."

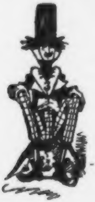


„Bin ich gleich nur Practikant,
Weil kein Platz noch ward vacant,
Krieg' Beſoldung ich vielleicht
Noch bevor ein Jahr verſtreicht.“

Und die Schöne lieſt den Brief,
Seufzt darüber dreimal tief,
Seufzt und ruft in ihrem Schmerz:
„Ach, daß mein nichts, als dieß Herz!“

Und es ſitzt der Practikant,
Wenn des Tages Plage ſchwand,
Bei der Schönen hochbeglückt,
Wenn ihn gleich der Hunger drückt.

Und er ſitzt mit leiſer Klag'
Oft bei ihr noch manchen Tag,
Sitzt wie Ritter Toggenburg,
Lieb' und Sehnſucht durch und durch.



Und es ſeufzt das ſüße Paar
Manches lange liebe Jahr:
„Ach, noch immer Practikant!
O, wann wird ein Platz vacant?!"

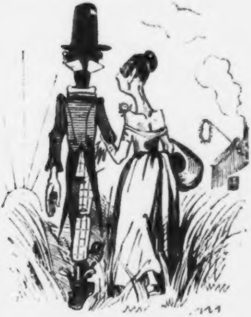
All die Röslein ſind verblüht,
Die auf ihrer Wang' geglüht,
Schon auch wird manch weißes Haar
Man in ſeinem Bart gewahr.

Aber wie von Friſt zu Friſt
Nichts auch zu erhoffen iſt,
Hoffen ſie, auch hoffnungslos,
Dennoch tapfer darauf los.

Hoffen, wenn ein Jahr vorbei,
Daß das nächſte beſſer ſei,
Und wenn dieſes auch entſchwand,
Daß im dritten was vacant.

Und an zwanzig Jahre ſchon
Schwanden ſo dem Paar zum Hohn,
Und der arme alte Fant
Iſt noch immer Practikant.

Grün vor Aerger, gelb vor Neid,
Abgetragen Hut und Kleid,
Promeniren da einmal
Sie im Abenſonnenſtrahl.

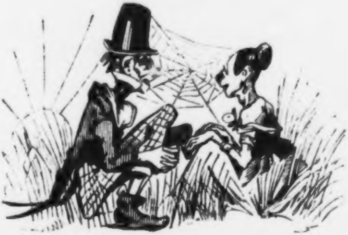


Wo bei Walzern dampft Kaffee
Gehen ſie vorbei voll Weh;
Wo man Bier den Durſt'gen ſchenkt,
Abſeits ihre Straße lenkt.

Denn ſie haben nur allein
Sehnſuchtsdrang und Wartenspein,
Und für die gibt kein Marqueur
Selbſt ein Zuckerwaſſer her.

Und ſo wandern ſie denn hin,
Wandern, ſchwarz in Sack und Sinn,
Bis ſie ſteh'n im Abendthau
Dort in der Brigittenau.

Da, in ſtiller Einſamkeit,
Setzen ſie ſich hin voll Leid,
Schauen Eins das And're an,
Haben wenig Freude d'ran.

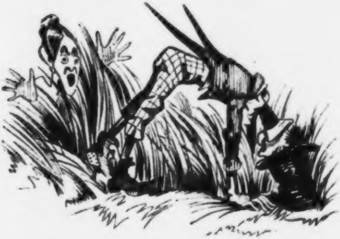


Wie verfärbt nur und verdrückt
Iſt der Hut, der Strumpf geſtickt,
Rock und Beinkleid, halb erſt ſein,
Viel zu kurz dem Spindelbein.

Und es ruft der Practikant:
„Meine Flamme iſt verbrannt,
Warte hundert Jahr wer kann,
Ich bin nicht dazu der Mann!“

„Hab' genug nun practicirt,
Hab' genug nun abgeſchmiert,
Hab' genug Papier gemauſt,
Und als Actenknecht gehauſt.“

„Ende darum du, o Tod!
Meine Practikantennoth,
Und beſcheere einen Platz
Endlich mir und meinem Schatz!“



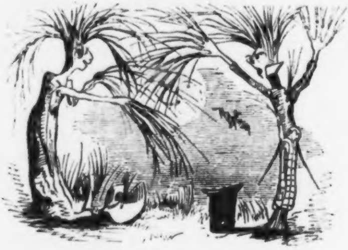
Legt ſodann ſich hin in's Gras,
Seufzet noch, ich weiß nicht was,
Und ſchon in der beſſer'n Welt
Hat Freund Hain ihn angeſtellt.

D'rauf die Schöne, immer nett,
Ordnet Hut noch und Bouquet,
Sinkt dann mauſetodt und ſtumm
Zu dem todten Liebſten um.

Aber als vorbei die Nacht,
Und nach ihr der Tag erwacht,
Iſt verſchwunden auf der Flur
Von den Beiden jede Spur.

Nur zwei Weiden, alt und grau,
Sieht man dort noch in der Au
Traurig bei einander ſteh'n,
Wo kein Baum ſonſt war zu ſeh'n.

Dieſe ſeufzen nun zur Nacht,
Wenn kein Tag ringsum mehr wacht,
Wie als ew'ger Aſpirant
Einſt geſeufzt der Practikant.



Der Wiener Meerfahrt.

Einſt ſaßen luſt'ge Brüder
Zu Wien im Schenkenhaus,
Die ſangen munt're Lieder
In Wind und Nacht hinaus.

Sie ſprachen unter andern,
So wie's der Burſchen Art,
Von ihrem frühern Wandern,
Von mancher kühnen Fahrt.

Nicht Kartenſpiel noch Kegeln
Schien ihnen alſo ſehr
Erfreulich, als zu ſegeln
Auf endlos flachem Meer.

Und wie ſo durch's Gewäſſer
Sie's treibet, grad und krumm,
Da wurden immer größer
Die Zöpfe rings herum.

„Ja, ſchiffen, Freunde, ſchiffen,
Sagt, was darüber geht!
Vorbei an Fels und Riffen,
Von Möv' und Sturm umweht.“

„D'rauf laßt die Gläſer klingen
Mit lautem Ruf und Schall.
Hurrah! Auf Vogelſchwingen
Geht's nun in's weite All!“

So jubeln ſie und trinken
Mit donnerndem Juchhe,
Da will es ſie bedünken
Als ſei'n ſie ſchon zur See.

Wie wankt doch die Kajüte,
Wie klirret Glas an Glas!
„Ei, ei, Herr Sturm, ich bitte
Verderb' er nicht den Spaß!“

Doch wilder ſtets erbrauſet
Das weinentflammte Blut,
Da wähnen ſie, es ſauſet
So Meer als Sturm voll Wuth.

„Zu Hilfe, ach, wer rettet
Uns jetzt aus dieſer Noth?!

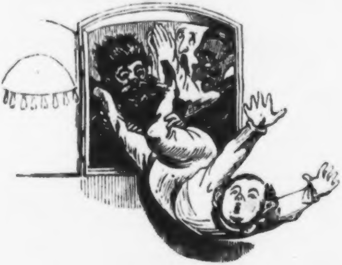
So war es nicht gewettet,
Die Fahrt bringt uns den Tod!“

„Geſchwind, was iſt zu machen?“
Ruft Einer, bleich wie Schnee,
„Daß uns mit ihrem Rachen
Verſchlinge nicht die See?“

„Der Raum iſt voll! zum Berſten
So lallt ein Hag'rer drein,
„D'rum denk' ich, werft den Schwerſten
Von uns in's Meer hinein!“

„Ja ja, ins Meer hinunter!“
So brüllt's aus einem Mund,
„Sonſt geht das Fahrzeug unter,
Nur ſchnell hinab zum Grund!“

„Seht doch, liegt da nicht Einer
Seekrank ſchon unter'm Tiſch?
So feiſt wie der iſt Keiner,
Hinab mit ihm, nur friſch!“

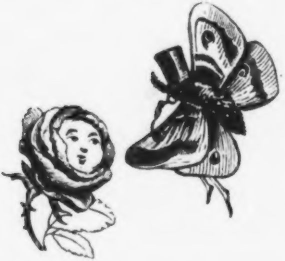


Sodann den Trunk'nen packen
Die Andern mit Rumor,
Daß ſeine Glieder knacken,
Und zerren ihn hervor.

Und werfen d'rauf, mit Blicken
In denen Wuth und Tod,
Hinaus den armen Dicken
Zum Fenſter — in den Koth.

* * *

Der verliebte Nachtfalter.



Nachtfalter fliegt im Dunkel aus,
Sumſum!
Im Mantel grau, den Bart ſo kraus,
Sumſum!

Zur Roſe, die nur Liebreiz hüllt,
Sumſum!
Der Alte fliegt, von Gier erfüllt,
Sumſum!

„O Röslein, ſchenke mir dein Herz!“
Sumſum!
„Sonſt ſterbe ich vor Liebesſchmerz!“
Sumſum!

Die Roſe da, ganz ohne Zier:
Hum hum!
„Ihr ſcheint ein art'ger Cavalier,
Hum hum!“

„Doch ſeh' ich Euer Antlitz nicht,
Hum hum!
D'rum gönnt die Ehre mir beim Licht,
Hum hum!“

Nachtfalter traurig Abſchied nimmt,
Sumſum!
Will warten, bis der Tag erklimmt,
Sumſum!

Und wie nun dieſer kommt herauf,
Sumſum!
Macht raſch ſich der Verliebte auf,
Sumſum!

Und denkt: Ob wohl ihr Herz nun ſchmelz'?
Sumſum!
Da hat ein Sperling ihn beim Pelz,
Sumſum!

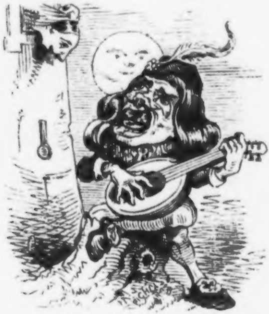
„Ach,“ ruft der Falter, „nun iſt's klar,
Sumſum!
Daß ich von ihr bethört nur war!“
Sumſum!

„Denn der willkommen nicht bei Nacht,
Sumſum!
Wohl auch kein Glück am Tage macht!“
Sumſum!

Ritter Florimund und Fräulein Urſula von Greifenſtein.

Das war der Ritter Florimund,
Deß Herz in hellen Flammen ſtund.

Der ſang nur immerdar allein
Vom Fräulein auf dem Greifenſtein.

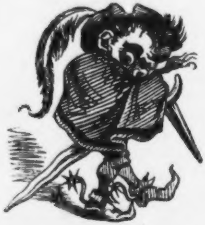


Er ſang, ſo oft er nur erſah
Die nonnenkeuſche Urſula.

Dem Fräulein auch gar ſehr gefiel
Der Ritter mit dem Lautenſpiel.

Doch hatte, ach! zu Beider Gram,
Die Jungfrau einen Bräutigam.

Herrn Gulf, ſo tückiſch als verrucht,
Der ſchleicht um's Schloß voll Eiferſucht.



Den Liedler einſt er überraſcht,
Als der nach Liebesblicken haſcht.

Da ſchreit Herr Gulf: Ha Mord und Dolch!
Hab' ich dich nun ertappt, du Strolch!?“

„Bei meinem Bart, nun iſt's vorbei
Mit deiner Minneſingerei.

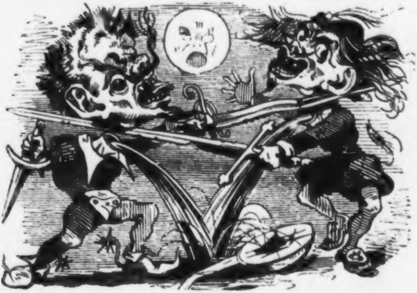
Nur raſch, zum Kampf das Schwert heraus!“
Schon fällt auf ihn der Wüthrich aus.

Da ruft der Ritter: „Saperment!“
Und zieht ſein gutes Schwert behend!

Vom Kampfe wiederhallt die Au,
Wie ſchlagen ſie ſich braun und blau.

Schon kämpfen ſie ſechs Stunden lang
Drob' wird der Jungfrau angſt und bang.

Da hauen ſie mit Einem Streich
Die Köpfe ſich herab zugleich.



Die Jungfrau ſieht's, erſtarrt vor Graus
Und rauft ſich alle Haare aus.

Darauf mit ihrer ſammtnen Hand
Zuſammenfaßt ſie ihr Gewand,

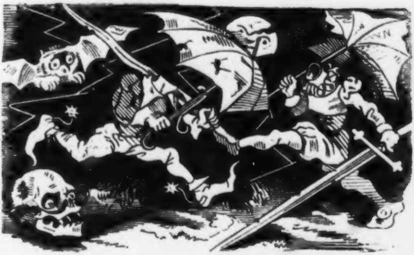
Und ſtürzt kopfüber ſich hinab
Vom Greifenſtein in's Felſengrab.

Seitdem iſt dort um Mitternacht
Ein ſchaudervoller Spuk erwacht.

Zwei Ritter wandeln, wutherfaßt,
Durch Wind und Regen ohne Raſt.

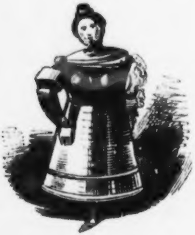
Sie wandeln rund herum um's Schloß,
Das Schwert gezückt zum Todesſtoß.

Ein Jeder ſucht den andern Mann,
Ihn aber niemals finden kann,



Weil Jedem, wie bereits erzählt,
Der Kopf auf ſeinen Schultern fehlt.

Jungfrau Kanne.



Vielholde Jungfrau Kanne,
Was iſt Sie fur ein Schatz!
Sie hat in meinem Herzen
Den allerbeſten Platz.

Sie iſt ſo rund vom Leibe,
Sie iſt ſo blank und rein,
Ich wüßte nichts auf Erden
Was ſchöner könnte ſein.

Ihr Inn'res erſt, o Himmel!
Wie iſt das friſch und klar:
Nur pure Lieb' und Milde,
Und echtes Gold fürwahr.

Auch iſt Sie gegen Alle
So folgſam wie ein Kind,
Nicht zänkiſch oder brummig,
Wie oft die Frauen ſind.

D'rum ſchwör' ich Ihr auch Treue
In jeder Luſt und Noth,
Bis mich, o Jungfer Kanne!
Von Ihr einſt trennt der Tod.

Nur muß Sie ſtets erglühen
Für mich, wie jetzt Sie glüht,
Noch darf je eine Leere
Ihr kommen in's Gemüth.

Und nun, herzliebe Kanne,
Nichts mehr von Soll und Muß,
Nun reiche Sie die Lippen
Nur raſch mir dar zum Kuß.

Der
Tod beim Heurigen.

Vor Kurzem kam gewandert
Durch's Dorf Hernals der Tod,
Daß er die Senſe ſchwinge,
Wie's ihm der Herr gebot.

Da hörte er ein Lärmen,
Ein Toben und Geklirr',
Von Klarinett und Geige
Ein ſchauderhaſt Gewirr'.

„Hm,“ dachte er mit Grinſen,
„Da gibt's für mich zu thu'n,
Da wird wohl meine Senſe
Nicht allzu lange ruh'n.“

Vorm Hauſe ſchwankt ein Reiſig,
Da tritt er raſch hinein,
Von Krämpenhut und Mantel
Verhüllt ſein nackt Gebein.

Hilf Himmel! welche Menge,
Welch Jubel und Gebraus!
Für all die durſt'gen Brüder
Iſt faſt zu eng das Haus.

Das iſt ein Schrei'n und Singen,
Ein Rufen rings nach Wein!
Ei, denkt er ſich, das muß doch
Was ganz Apartes ſein.

Will's einmal ſelbſt verſuchen,
Wie ſolch ein Krüglein ſchmeckt,
Bevor nach einem Burſchen
Sich meine Senſe ſtreckt.

Darauf nach einem Winkel
Hinſchleicht er ſich ganz ſacht.
Daß ſolch ein Gaſt im Hauſe,
Hat Niemand wohl gedacht.

Voll Frohſinn und Behagen
Iſt ringsum Alt und Jung,
Als wüßte Kein's vom Knöchler
Und ſeiner Hippe Schwung.

Der aber ruft: „He Schenke,
Auch mir vom goldnen Naß!"
Und klappert mit den Beinen
Und denkt: „Das iſt ein Spaß."

Doch als darauf ihm dieſer
Gebracht was er begehrt,
Wie hat er da ſo ſchnelle
Das Krügelchen geleert!

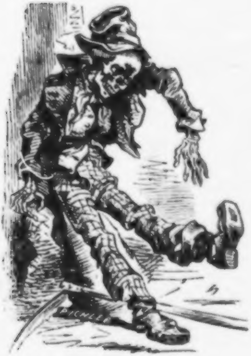
Und wieder ruft den Schenken
Der ſpindeldürre Gaſt,
Und wieder heiſcht und wieder
Nach Wein er ohne Raſt.

So ſchlurft er Eins um's And're
Hinab im raſchen Zug,
Doch trinkt er nun und nimmer
Des ſüßen Tranks genug.

Da wird's im hohlen Schädel
Mit einmal ihm ſo ſchwühl,

Und halbbenebelt taumelt
Er plötzlich auf vom Pfuhl,

Und rennt davon und zetert:
„Beim Stir! das laß ich ſein!
Anſtatt daß ich wem kriegte,
Bekäme mich der Wein!“



Die Unglücksgefährten.

Der Eſel war worden alt und ſteif,
Er deucht ſeinem Herrn zum Schlachten reif,
D'rum will er ihn aus dem Futter ſchaffen,
Da thät ſich auf der Eſel raffen,
Und rennt viel lieber bevor zum Haus
In die liebe, weite Welt hinaus.
Er denkt: wohin ſoll den Weg ich nehmen,
Am klügſten iſt's, ich gehe nach Bremen;
Denn, harren auch meiner Noth und Beſchwerden,
So kann ich doch Stadtmuſikant dort werden.

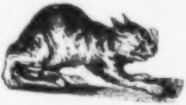
Als er ein Weilchen ſo fort gelaufen,
Ohne ſich ſonderlich zu verſchnaufen,
Sieht er auf dem Weg einen Jagdhund liegen,

Der jappte, als läg' er in letzten Zügen.
Da fragt ihn der Eſel: „Freund Packan, ſprich,
Was jappeſt du alſo jämmerlich?“

Spricht da der Hund: „Weil ich alt und ſchwach,
Und nimmer kann auf der Bürſch mehr nach,
So will mich mein Herr, der Jäger, erſchlagen,
Da lief ich heraus auf den grünen Hagen.
Weiß nun nicht, wie ich verdienen ſoll
Mein Brot, drum jappt' ich ſo jammervoll.“

Spricht da der Eſel: „Ei, weißt du was,
Ich gehe nach Bremen, ganz ſonder Spaß,
Um Stadtmuſikant alldort zu werden,
Da brauch' ich gerade ſo einen Gefährten.
Ich ſpiele alldort auf der Schalmei,
Und du kannſt die Zimbel ſchlagen dabei.“

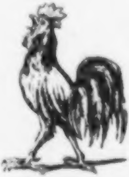
Der Hund war's zufrieden, und trabte heiter
Darauf mit dem klugen Langohr weiter.
In Kurzem ſah'n ſie auf ihrem Weg
Eine Katze ſchleichen herab den Steg,
Die ſchneidet ein ganz verdrüßlich Geſicht.
„Was fehlt dir, Freund Murner?“ der Eſel ſpricht.



„Ei hört nur!“ die Katze verſetzt darauf,
„Nachdem ich Mäuſe gefangen zu Hauf,
Will jetzt mich erſäufen zum Lohn mein Herr,
Dieweil mir das Mäuſefangen ſchon ſchwer,
Und lieber beim Ofen ich liege und ſpinne,
Als daß ich mein altes Treiben beginne.“

„Weißt du was," ſpricht der Eſel „wir gehen nach Bremen,
Wollen dich zum Reiſegefährten nehmen.
Verſtehſt ja auch etwas von Muſik,
Kannſt daher in Bremen noch machen dein Glück."
Die Katze war deſſen wohl zufrieden
Und ging mit den Beiden zum Thale nieden.

Nicht lange, ſo lockt ſie ein Geſchrei
Zu einem Bauernhofe hiebei.
Sitzt auf dem Thor der Haushahn droben,
Den Rothkopf hoch in die Luft erhoben,
Und kräht, ſo viel als er krähen kann.



„Was krähſt du ſo heftig, du närr'ſcher Hahn?"
So frägt ihn der Eſel, ſpricht der ſodann:
„Ich krähe mit allzulautem Schall,
Weil heut' ich ſoll krähen zum letzten Mal.
Sollen Gäſte am morgigen Tage kommen,
Und da hat die Hausfrau ſich vorgenommen,
Sie wollten mich in der Suppe eſſen;
Du kannſt meinen Kummer dir leicht ermeſſen."

„Ei," ſagt der Eſel, „da gibt es noch Rath,
„Geh mit nach Bremen, der ſchönen Stadt,
Du haſt eine Stimme von gutem Klang,
Da darf dir nicht machen die Zukunft bang,
Brauchſt nur noch ein Weniges zu ſtudiren,
So können zuſammen wir muſiciren."

Dem Haushahn gefällt der Vorſchlag ſehr,
Nicht wird von dem Hof ihm der Abſchied ſchwer,
Und ſo gehen ins Himmelsnamen
Die vier muſikal'ſchen Geſellen zuſammen.

Doch Bremen liegt weit, viel hundert Meilen,
Sie können's in einem Tag nicht ereilen.
Schon ſtiegen die Nebel und legten die Schatten
Sich hin auf die Wälder und grünen Matten. —
Zu greifen iſt faſt die Nacht mit den Händen:
„Ach, wenn wir doch nur eine Herberg' fänden!“

Und ſiehe! da blinket ein Lichtlein fern
Durch's finſtere Dickicht, als wie ein Stern.
Auf dieſes Lichtlein nun gehen ſie zu,
Durch die lautlos ſchaurige Waldesruh'.

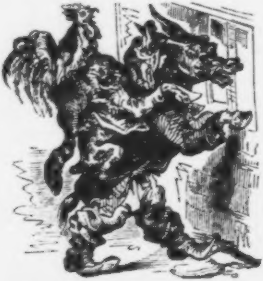
Da ſeh'n ſie ein einſames Räuberhaus,
Und hellen Kerzenſchimmer heraus.
Der Eſel, als größter, zum Fenſter ging,
Um näher ſich zu betrachten das Ding.
Da frägt ihn der Hahn: „Grauſchimmelchen, ſag',
Was ſiehſt du denn drinnen im Gemach?“

Erwidert der Eſel: „Einen prächtigen Tiſch,
Darauf viel Backwerk, Braten und Fiſch,
Und Becher auch und gewaltige Krüge,
Wir Alle hätten daran zur Genüge.
Um den Tiſch mit lautem Schall
Da ſitzen und liegen die Räuber all,
Und laſſen ſich trefflich das Mahl behagen.“

„Blitz, gäb' es da etwas für mich zu nagen!“
Bemerket der Jagdhund, und wiſcht das Maul.
Die Katze: „Wär' auch dabei nicht faul;
D'rum gebt einen Rath jetzt, vor allen Dingen,
Wie wir aus dem Hauſe die Zecher bringen.“

Da thät ſeinen Plan der Eſel ſagen,
Worauf ſie beſchloſſen den Streich zu wagen.
Nachdem hat mit ſeinen vordern Füßen
Der Eſel auf's Fenſter ſich ſtellen müſſen,

Und d'rauf ſich ein wenig niederbücken,
Daß der Hund konnt beſteigen des Eſels Rücken,
Die Katze ſtieg auf den Hund ſodann,
Und auf die Katze da ſtieg der Hahn.



Und als dieß geſchehen, ganz leiſe, ſacht,
Umhüllet vom dichten Mantel der Nacht,
Da ſingen ſie Alle aus vollem Rachen
Mit Einmal an Muſik zu machen.

Der Eſel iate, es krähte der Hahn,
Der Hund ein furchtbar Gebelle begann,
Die Katze miaute, war ein Getös
Als wäre die wüthende Heerſchaar los.
Drauf ſtürzten mit Bellen, Geſchnurr und Schrei'n
Sie Alle zugleich durch's Fenſter 'nein.

Die Räuber aber, erfüllt von Graus,
Die liefen vor Schrecken zur Thür' hinaus,
Sie dachten nicht anders, als daß der Teufel

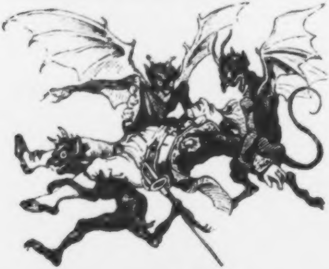
Selbander gekommen, ganz ohne Zweifel,
Sie all wie ſie waren beim Schopf zugleich
Hinunter zu führen in's Höllenreich.

Als die Muſikanten nun ringsumher
Erblickten den Tiſch und die Stühle leer,
Da ſetzten ſie hin ſich mit viel Vergnügen,
Und leerten die Becher mit großen Zügen,
Und aßen und tranken nach Jedes Wahl!
Und ließen ſich trefflich ſchmecken das Mahl.

Und da es den Vieren ſo überaus
Behagte im finſteren Räuberhaus,
So mochten ſie auch nicht, wie früher beſchloſſen,
Fortſetzen die Reiſe, als Unglücksgenoſſen,
Um, was ſie vordem ſo ſehnlich begehrten,
Stadtmuſikanten in Bremen zu werden.
Sie blieben daher dort, wo ſie waren,
Und hatten vollauf, und durften nicht ſparen,
Und hauſen wohl jetzt noch im Räuberhaus
Wenn anders ſie nicht ſchon gezogen hinaus.

Ein ſpätes Geſtändniß.

Nach kurzem Siechthum war geſtorben
Der Reichsbaron, und allſogleich
Fuhr ſeine freiherrliche Seele
Hinab in's finſt're Höllenreich.



Nachdem ſie lange dort gewandert
Durch Schauderklüfte aus und ein,
Und rings mit Grauen wahrgenommen
Der andern Seelen Flammenpein,

Begegnet ſie mit einemmale,
Geſenkten Haupt's, verwirrt das Haar,
Dem Schatten John's, der viele Jahr
Hindurch des Freiherrn Reitknecht war.

Verwundert bleibt der neue Bürger
Der Hölle vor dem Diener ſteh'n,
Doch mehr verwundert iſt noch dieſer
Den Hochgebornen hier zu ſeh'n.

„Sind Sie es wirklich?!“ ruft er endlich,
„Sie, gnäd'ger Herr! Iſt's nicht ein Traum?!
Sie hier, bei Gaunern und bei Dieben,
In dieſem infernal'ſchen Raum?“

„Ach Gott! was hat nur Sie herunter
In's Reich des Luzifers gebracht!
War's Ihre Großmuth, die ſo Viele
Zu Ihren Schuldnern hat gemacht?“

„War's Ihre Gaſtlichkeit, die täglich
Zur Tafel hat gelockt ein Heer,
An der ſich mancher arme Teufel
Geſättigt, deſſen Beutel leer?“

„War's Ihre Luſt an Pracht und Schimmer,
Die Manchem, der am Bettelſtab
Wohl ſonſt verkümmert mit den Seinen,
Erwerb und Brot in Fülle gab?“

„„Ach guter John,““ verſetzet kläglich
Darauf des todten Freiherrn Mund,
„„Daß ich herab gemußt zur Hölle,
Das hat nur allzu guten Grund.““

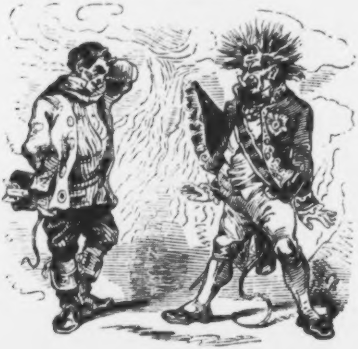
„„Hab ich geſchunden doch die Bauern
Durch Frohn und Robot bis auf's Blut,
Und auf nicht ganz geraden Wegen
An mich gebracht manch fremdes Gut.““

„„Um einen Schuft von Sohn, der leider
Mit ſchwarzem Undank mir's vergalt,

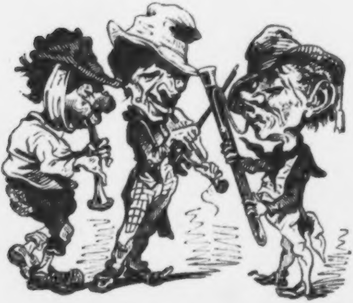
Nur Rang und Reichthum nachzulaſſen,
Wenn ich mein Irdiſches bezahlt.““

„„Allein, daß du dich hier befindeſt,
In dieſer grauſen Höllennacht,
Du, der ein Muſter aller Diener,
O ſprich, was haſt nur du gemacht?““

Da kraut ſich hinter ſeinen Ohren
Verlegen erſt der Reitknecht John,
Darauf erwidert er verdrüßlich:
„Ei, eben jenen Schuft von Sohn!“



Die wandernden Muſikanten.



Da ſind drei Muſikanten, die ſpielten manchen Tanz,
Und muſicirten wacker, wo nur ein Rebenkranz,
So zogen frohen Muthes die Drei von Haus zu Haus,
Und alle Kinder guckten voll Luſt auf ſie hinaus.

Sie mochten ſich nicht trennen, wie groß auch oft die Noth,
Und theilten mehr als Einmal den letzten Biſſen Brod.
Erſah ſie einſt ein Reicher, der ſprach: „Ein guter Stern,
Hat euch gebracht, für immer ſei jetzt die Noth euch fern.“

„Nicht ſollt ihr länger ziehen als Bettler durch das Land,
Nun hängt Fagott und Fiedel nur immer an die Wand,
Im Schloß hier ſollt ihr leben in ungeſtörter Ruh',
Und ſollt euch nicht zerreißen um hartes Brot die Schuh.“

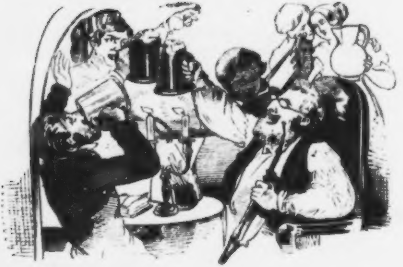
D'rauf ſaßen ſie im Schloſſe ganz ohne Sorg und Plag,
Durchzechten und durchſchwelgten manch lieben' langen Tag,
Doch fehlte bald den Dreien, ſie wußten ſelbſt nicht was,
Ihr Bäuchlein ſchwand zuſehends, die Wang' ward ihnen blaß.

Da eines Morgens traten ſie zu dem reichen Herrn
Und ſprachen: „Herr, wohl führten wir ſolch ein Leben gern,
Doch können wir nicht bleiben, wie gut auch Bett und Tiſch,
Es iſt uns hier nicht anders, als wie im Sand dem Fiſch.“

„Ja ſelbſt dem Glück im Schooße, thät' Ruhe uns nicht gut,
Es ſteckt uns gleich dem Vogel die Freiheit ſchon im Blut,
Drum laßt uns immer ziehen und habet ſchuld'gen Dank,
Ein Muſikant muß wandern durchs Leben frei und frank.“

D'rauf zogen ſie wie früher aufſpielend manchen Tanz,
Und muſicirten wacker, wo nur ein Rebenkranz,
Und zogen frohen Muthes, wie ſonſt von Haus zu Haus,
Und alle Kinder guckten voll Luſt auf ſie heraus.

Samſtagnacht.



Die Samſtagnacht, die Samſtagnacht
Vor allen andern hoch!
Mit Sturmgebraus und Sternenpracht
Iſt ſie die ſchönſte doch.

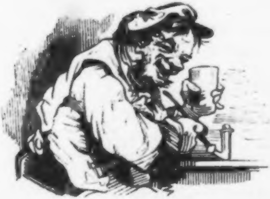
Hat Jeder auch die Woche lang
Gefröhnt an ſeinem Pflug,
So bringt doch ſie mit Sang und Klang
Ihm Scherz und Luſt genug.

Genießt d'rum was euch zugedacht,
Der Himmel hat's beſcheert,
Wer froh nicht in der Samſtagnacht,
Iſt nicht des Sonntags werth.

Nicht mahnt uns heut der Zeiger dort,
Wie's ſonſt uns wohl geſchah,
Und rück' er auch bis morgen fort,
So bleiben wir doch da.

Und trank auch Einer im Gebraus
Ein Gläschen mehr als gut,
So ſchläft er ſich am Sonntag aus
Und hat den alten Muth.

So fröhlich ſitzt es ſich fürwahr
In keiner Nacht beim Wein.
Ach, könnt' es doch das ganze Jahr
Nur immer Samſtag ſein!



Inhalt.

Seite
Carnevals-Bilder 3
Gambrinus 8
Des Teufels Großmutter in Oeſterreich 10
Ritter Hainz, der Bluthund 15
Ein Traum 18
Der Grünebergerwein in Schleſien 19
Huhn und Hecht 23
Der Müllerknappe und ſein Schatz 25
Legende 27
Der Mirakelkeller in Wien 29
Der Tod zu Baſel 33
Die kecken Springer 36
Unausweichbar 38
Des Bauern Heimkunſt 40
Eduard und Kunigunde 44
Curios 46
Der ſpukende Amtmann 49
Der Selbſtmörder 54
Der muthige Krämer 58

Aus dem Nonnenkloſter.

1. Nonnenträume 61
2. Die dritte Hand 65
3. Der Graf von Flandern 70
4. Ein Nonnenſcrupel 75
Das Lied vom Zopf 78

Seite

Sahara 79
Die ſeufzenden Weiden in der Brigittenau 82
Die Wiener Meerfahrt 88
Der verliebte Nachtfalter 91
Ritter Florimund und Fräulein Urſula von Greifenſtein . . . 93
Jungfrau Kanne 97
Der Tod beim Heurigen 99
Die Unglücksgefährten 102
Ein ſpätes Geſtändniß 108
Die wandernden Muſikanten 111
Samſtagnacht 113

47
166

Marko Kraljevits.

Serbische Heldensage

von

Dr. Johann Nep. Vogl.

Wien, 1851.
Druck und Verlag von J. P. Sollinger's Witwe.

P. o. rel. 8156 d

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite

Vorwort III

Marko und die Woiwoden 1

Der Acker des Marko Kraljevits 4

Marko Kraljevits und die Vile 6

Marko Kraljevits wird von ſeinem Vater verflucht 11

Marko und ſein Bruder Andreas 21

Marko rächt den Tod ſeines Bruders Andreas 25

Marko Kraljevits und Philipp Magiarlia 30

Marko Kraljevits und der Feldherr Wutiſcha 38

Marko Kraljevits und ſein Neffe Dragiſcha 50

Marko Kraljevits in tartariſcher Gefangenſchaft 58

Marko hebt den Hochzeitstribut auf 66

Marko und Minna Tſchidewina 75

Marko und die zwölf Mohren 85

Marko Kraljevits und des Mohrenkönigs Tochter 88

Zweikampf des Marko Kraljevits mit dem Albaneſen Muſſa . . . 92

Wie Marko Kraljevits ficht 103

Ein Mädchen überliſtet den Marko 111

Marko und Roſanda 115

Marko Kraljevits verletzt den Ramazan 136

Die Türken bei Marko Kraljevits 140

Marko's Hochzeit 147

Des Arabers Brautfahrt 158

Marko und Alil Aga 173

Marko Kraljevits und Beg Konſtantin 180

Seite
Marko Kraljevits und der ſchlimme Bogdan 183
Marko's Jagd 188
Marko Kraljevits findet den Säbel ſeines Vaters 191
Marko Kraljevits und der Habicht 197
Marko Kraljevits' Tod 199
Anmerkungen 206

Vorwort.

Anlage und Sinn für Poeſie ſind ſo ziemlich Gemeingut aller ſlaviſchen Volksſtämme, — Männer und Frauen lieben daſelbſt den Geſang und Tanz.

Aber von vielen Schweſterſprachen mag mit Recht der Serbe die ſeinige hochhalten; ſie, welche eine Fülle heimathlicher Dichtungen voll wunderbarer Schönheit, voll tiefer Empfindung, und würdig jener unſterblichen epiſchen Geſänge der Griechen, aufzuweiſen hat. Fühlt ſich doch Jacob Grimm rückſichtlich der Serbenlieder zu dem Ausſpruche beſtimmt: „Sie würden — gekannt — Europa in Staunen ſetzen,“ und weiter: „in ihnen athmet eine Poeſie, die, ſo klar und innig, ſich faſt bei keinem der neueren Völker kundgegeben hat.“

Das Stoffliche hierzu, ſammelte ſich wohl zum Theil in der an tiefgreifenden Epochen und Bewegungen reichen Geſchichte Serbiens an.

Die Serben, die Küſtenbewohner Illiriens und Dalmatiens, haben der Reihe nach in ihren Kämpfen mit dem gewaltigen Löwen von St. Marcus gegen den Ungar und den Moslim keine unrühmliche Rolle geſpielt.

Schon das 14. Jahrhundert ſah Bosnien, das früher mit Serbien vereinigt geweſen, in den Reihen der Königreiche von Europa; ein Jahrhundert ſpäter beugte es ſich unter die Hoheit Pannoniens, im 15. Jahrhundert fiel es den Türken anheim.

Kaum hatte ihm ein Lichtſtrahl der Freiheit geblinkt, indeß ihre beglückende Sonne Serbien durch Jahrhunderte beſchien. Acht Könige, zwei Kaiſer, hatte daſelbſt das Geſchlecht der Nemaritſch aufzuweiſen; der glorreichſte unter ihnen, Stephan Duſchan, gebot nach der Beſiegung der Griechen über Serbien, Bulgarien und Mazedonien.

Als dieſer Glanz von Macht und Volksherrlichkeit trüberen Tagen weichen mußte, theilten ſich die Hände kleinerer Fürſten in das Reich. Einer von ihnen, der tapfere Lazar, hauchte auf dem Amſelfelde Koſovo für das Vaterland und die Chriſtenheit im Kampfe die Seele aus, (im J. 1379 am St. Veitstage, d. i. 15. Juni alten Styls).

Soweit nun die ſerbiſche Zunge reicht, beſingen niemals alternde Lieder die Heldenthaten dieſes Fürſten, wie jene des Marko Kraljevits, des Cid der Serben.

Metrum und Sprache üben auf ſie keinen geringen Einfluß aus. Von Mund zu Mund gehen alle dieſe Lieder, in denen zugleich die Sagen, Mährchen, dann die Geſchichte des Landes verwebt iſt.

Keiner fragt dabei nach dem erſten Dichter, denn nur das Gefühl der Freude, und die Macht der Empfindung, haben den Wohlklang der Phantaſie auf Tauſende übertragen. Aber wie wir ſchon vorzeilig erwähnten, iſt Marko Kraljevits (die Tradition ſpricht dem Vater und Vatersbrüdern den Bau der Veſte Scutari zu) der gefeierte Held der Nation, auch der Held in ihren liebſten Geſängen.

Schon Vater (in Wuk Stephanowits kleiner ſerbiſchen Grammatik, Seite LIX.) macht darüber die Bemerkung: „In einer, ſo weit als möglich chronologiſchen Reihenfolge, könnten dieſe Lieder eine Art von Lebensgeſchichte des braven und frommen Helden gebildet haben, aber ſie ſind weder durch den Mund der Nation zu einem Ganzen, noch urſprünglich dazu angelegt worden, obwohl in manchem dieſer Lieder mehr als hinlänglicher Stoff für ein größeres Epos vorhanden iſt.“

Amerogio Markovich, der Herausgeber des epiſchen Gedichtes Osman (**Osman spjevasgne vitesko Giva Gundulichja, Ragusa 1826**), gibt in der Anmerkung **10** zum **3.** Geſang, Seite **103**, einen kleinen Umriß von dem Leben Marko Kraljevits, den wir hier als Einführung für den Geſangshelden theilweiſe mitzutheilen erachten.

„Marko Kraljevits iſt der Sohn Vukaniz's, des Despoten von Serbien. Schon ſeine Jugend ward durch Heldenmuth und glorreiche Thaten verherrlicht. In ſpäteren Jahren aber verlor er viel von dem Ruhme ſeines Namens, daß er nach des Vaters Tode (dieſer wurde 1371 als Flüchtling nach einer gegen die Türken verlornen Schlacht von einem treuloſen Diener erſchlagen) ſich mit den Moslims vereinigte, und unter dem rothen Banner Bezazeths des I. gegen Mirza, Ban der Wallachei, focht. Dieſer Marko Kraljevits iſt es nun, der ſich bei ſeinem Volke ein Denkmal errungen, das noch über jenes der Pharaonen Egyptens ſteht. Dazu verleiht die ſerbiſche Mythe ihm, ihrem größten und liebſten Helden, herkuliſche Stärke, und ein Alter von 300 Jahren.

Auch lebt noch zur Stunde bei vielen ſeiner Landsleute der Glaube: „Held Marko ſchlafe nur und werde jählings wieder erwachen.“

Indem ſich der Verfaſſer die ſchwierige Aufgabe ſtellte, dem intelligenten deutſchen Leſepublicum durch eine möglichſt reiche Liederſammlung das Leben des Serbenhelden Marko Kraljevits in nationeller Farbentreue abzuſpiegeln, führt er zugleich an, daß dieſem ernſtgemeinten Beſtreben die Sammlungen des Hrn. Dr. Wuck

Stephanowits Karadſchitt (geb. den 26. October 1787 alten Styls zu Trſchitſch im Jndar-Gebiete an der Scheik von Serbien und Bosnien), dann jene des Goikovitz Konkobuth — erſtere in 2 Auflagen zu Wien 1843 und 1846 und letztere zu Leipzig 1837, nebſt vielen Originalmittheilungen — zu Grunde liegen.

Wuck Stephanowits war der Erſte, welcher dieſe reizenden Volkslieder zu ſammeln verſuchte, und ſie rein und allen fremden Elementes bar mitgetheilt hat. Sein Verdienſt iſt dießfalls ein völlig unſchätzbares.

Zwar hatte er ſchon an Andreas Kadſchitz, der 1759 zu Venedig eine ähnliche Anſammlung veröffentlichte, einen Vorläufer; allein Kadſchits Lieder, durch manche Interpellationen getrübt, ſind von weit geringerem Werthe.

Wie aber die Heldenlieder des Marko Kraljevits noch gegenwärtig in ſeinem Volke fortleben, wie hoch ſie der Serbe hält, und aus welchem Munde ſie dort am liebſten und öfteſten kommen, davon weiß Spiridion Jowitſch in ſeinem ethnographiſchen Gemälde der ſlavoniſchen Militär-Gränze Folgendes zu erzählen:

„Die Märkte und Kirchweihfeſte in der ſlavoniſchen Gränze bieten eine Erſcheinung dar, welche für den Freund der ſerbiſchen Volkspoeſie von einem beſonderen Intereſſe iſt.“

„Hier iſt nämlich der Ort, wo ſich blinde Bettler in ziemlicher Anzahl verſammeln, und nationelle Lieder ſingend vortragen. Dieſe Lieder gehören faſt durchgängig zu jener Gattung ſerbiſcher Geſänge, welche Hr. Wuck Stephanowits unter dem allgemeinen Namen Heldenlieder zuſammengefaßt hat, und welche meiſtens Mährchen, Sagen, Mythen und die Thaten der Heroen der Nation zum Gegenſtande haben.“

„Da nun die Blinden überhaupt bettelnd und ſingend ihren Unterhalt ſuchen müſſen, und das Volk gerne ihre Geſänge hört, ſo hat ein jeder Blinder einen unerſchöpflichen Vorrath der herrlichſten Nationallieder in ſeinem treuen Gedächtniſſe hinterlegt, welche er an Kirchweihfeſten und andern ähnlichen Gelegenheiten den Zuhörern gegen kleine Geldalmoſen vorträgt Zu dieſem Behufe nimmt der Blinde neben der Kirche, an einer Brücke oder ſonſt einem ſchicklichen und ſtark beſuchten Orte Platz und läßt die einfachen melancholiſchen Töne ſeiner Gusle in einigen kunſtloſen Präludien vernehmen. Dieſe Gusle hat ungefähr die Geſtalt einer Mandoline, und iſt mit einer einzigen, aus mehreren Roßhaaren nach Art der Geigenbögen zuſammengeſetzten Saite beſpannt. Sie wird mit einem eben ſo beſpannten Bogen geſpielt. Der Spielende nimmt immer eine ſitzende Stellung an, und hält die Gusle, indem er ſie auf ſeinen Schooß ſtützt, aufrecht, ungefähr ſo, wie man das Violoncell zu halten pflegt. Dieſes Inſtrument dient dem Blinden zur Begleitung ſeines Geſanges.“

„Sobald nun ein Blinder ſeine Stellung genommen hat, und ein Lied zu ſingen beginnt, verſammelt ſich ſogleich eine Menge Zuhörer um ihn, welche mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit ſeinen Geſang belauſchen. Der Vortrag dieſer Lieder iſt einförmig und ruhig und eigentlich mehr recitirend als ſingend. Ein Vers wird wie der andere abrecitirt, und nur Stellen geſungen, welche einen Nachdruck bedingen. Die aus einfachen Tönen beſtehende Begleitung fällt meiſtens immer gegen das Ende eines Verſes ein, und wird mit einer ganz kurzen Cadenz geſchloſſen. Nur bei gewiſſen Ruhepuncten ſpielt der Sänger etwas länger fort, um den Zuhörern Erholung zu gönnen. Uebrigens weiß mancher Blinde ſeinem Geſange ſo viel Ausdruck und Gefühl einzuhauchen, daß die Zuhörer bis zu Thränen gerührt werden.“

Die meiſten Lieder der Serben reichen in die frühe Vorzeit hinein, vorzüglich jene, welche die Geſchichte von des Marko Kraljevits Abenteuer und Heldenthaten zum Vorwurfe haben.

Mehr als die Hälfte der in dieſem Buche mitgetheilten iſt kaum jünger als ſie.

Sie vererbten ſich von Geſchlecht zu Geſchlecht. Jeder Sänger hielt treu an jeder Thatſächlichkeit, die den

Vormann entflammt und begeiſtert, ſeine Abänderungen erſtreckten ſich kaum auf einzelne Worte. So mächtig iſt die heilige Scheu vor dem altersgrauen Mundſchatze der Nation bei dem ſerbiſchen Volksſänger, — ſie allein hat die Volksthümlichkeit im Liede rein und unverfälſcht dem Urenkel erhalten.

Marko und die Woiwoden.

Trinken zwanzig ſerbiſche Woiwoden
Zu Krushewo in der weißen Schenke.
Als ſie ſatt am Weine ſich getrunken,
Sprechen trunk'nen Muthes die Woiwoden:
Wer der ſtärkſte Held wohl unter ihnen?
Und es lautet der Woiwoden Ausſpruch:
Sei der ſtärkſte Held Woiwode Janko,
Und der ſchwächſte aber ſei der Marko.

Keine Sylbe ſpricht dagegen Marko,
Sondern trinket fort vom ſchwarzen Weine,
Geht hinaus der Marko vor die Schenke,
Daß vom Wein auch trink ſein Streitroß Scharaz.

Weit vor ihm eröffnet ſich die Ausſicht,
Auf die eb'nen Felder von Krushewo,
Da erblickt der Marko einen Helden,
Der geritten kommt auf tollem Rappen,
Eine Tanne hält er in der Rechten,
Kühlung fächelnd ſich mit ihren Zweigen.

Als geſehen dieß der ſtarke Marko,
Geht er wieder in die weiße Schenke,
Alſo ſprechend zu den Trinkgenoſſen:
„Kommt ein Held geritten durch die Ebne,

Wie ich noch geſehen keinen Zweiten,
Kommt herein er in die weiße Schenke,
Wollen wir vom Stuhle uns erheben,
Und uns neigen vor der Kraft des Fremden.“

Als vernommen dieſes die Woiwoden,
Sprechen ſie zugleich zum ſtarken Marko:
„Nicht erheben vor dem fremden Helden
Werden wir Woiwoden uns vom Stuhle,
Noch ihm reichen den Willkommungsbecher.“

Kommt zur Schenke da der rieſ'ge Mohre,
Lehnte an die Wand die ſchwere Tanne,
Daß erbebt die Schenke bis zum Grunde.

Vor der Thüre band er feſt den Rappen,
Schloß dann hinter ſich die Thür der Schenke,
Als zu dieſer er hinein getreten.
Da erheben rings ſich die Woiwoden,
Reichen dar ihm den Willkommungsbecher,
Sich erhebt zuletzt der ſtarke Marko.

Nicht erhebt ſich Sekula, der Bahnſohn,
Reicht auch dar nicht den Willkommungsbecher.

Ueber dieß ergrimmte ſehr der Mohre,
Und er ſprach zu Sekula die Worte:
„Höre, Sekula, du trotz'ge Kurra,
Willſt dich nicht erheben von dem Stuhle,
Nicht mir reichen den Willkommungsbecher?
Komm' zum Kampfplatz, dort uns zu beſchauen!“

Sprach's und geht hinaus dann aus der Schenke,
Folget Sekula dem rieſ'gen Mohren.
Doch vertraut dem Oheim der Woiwode,
Daß er helfen werde ihm beim Zweikampf.

Hättet ſehen ſollen da den Mohren!
Faßt den Sekula die Hand des Mohren,
Faßt den Bahnſohn bei dem weißen Halſe,
Schlägt mit ihm hinan die kalte Platte.

Jammert Sekula mit lauter Stimme.
„Wehe mir,“ ſo ruft er, „meine Mutter,“
Ruft noch einmal: Wehe mir, mein Oheim!

Wollte helfen ihm der Onkel Janko,
Doch ihn ſchreckte die Gewalt des Mohren.
Spricht der Sekula zum ſtarken Marko:
„Nicht die Mutter hilft mir, nicht der Oheim,
Gott allein nur kann es, oder Marko!“

Und der Marko reißt hervor den Säbel,
Haut vom Rumpf das Haupt dem rieſ'gen Mohren.

Als jedoch zurück nun ſchaut der Marko,
Sieht er, daß entflohen die Woiwoden,
Weit hin durch die Eb'ne von Krusbewo.
Eilte nach der Marko den Woiwoden,
Führte ſie zurück zur weißen Schenke.

Setzten wieder ſich, um Wein zu trinken,
Und beſprachen ſich ſodann wie früher,
Wer der ſtärkſte Held wohl unter ihnen,
Sagten alle: „Dieſes iſt der Marko!“

* * *

Der Acker des Marko Kraljevits.

Trinket Wein der königliche Marko
Mit der alten Mutter Eufroſina.
Als er ſatt am Weine ſich getrunken,
Spricht die alte Mutter zu dem Marko:
„Laß doch endlich von den ſteten Kämpfen,
Dauernd Gutes bringt dir nicht das Schlimme.
Schwer ſchon wird's für deine alte Mutter,
Immer blut'ge Kleider nur zu waſchen.
Lieber nimm zur Hand den Pflug von Eiſen,
Berge ſo wie Thäler zu beackern,
Zu ernähren dich und deine Mutter!“

War gehorſam Marko ſeiner Mutter,
Nahm zur Hand darauf den Pflug von Eiſen,
Ackert aber weder Berg noch Thäler,
Sondern ackert auf des Kaiſers Straßen.

Kamen da herbei die Janitſcharen,
Führen Laſten mit von reichen Schätzen,
Sprechen alſo zu dem ſtarken Marko:
„Weßhalb ackerſt du des Kaiſers Straßen?“
Spricht darauf der Marko zu den Türken:
„Tretet, Türken, nicht in meinen Acker.“

Sprachen da die Türken zu dem Marko:
„Pflüge ja nicht mehr des Kaiſers Straßen!“
Spricht hierauf der Marko zu den Türken:
„Trete ja mir Keiner in den Acker!“

Schon zu lange währte es dem Marko,
Ließ im Acker ſteh'n den Pflug von Eiſen,
Und erſchlug darauf die Janitſcharen,
Nimmt hinweg die mitgeführten Schätze,
Bringt nach Hauſe ſie zu ſeiner Mutter!
„Mutter, ſieh, das hab' ich heut' erackert!“

Marko Kraljevits und die Vile.

Muthig zogen einſt zwei Waffenbrüder
Ueber Miroſch's herrliche Gebirge,
Marko Kraljevits, ſo hieß der Eine,
Miloſch, der Woiwod', nannt' ſich der And're.
Mann an Mann, auf muth'gen Roſſen reitend,
Mann an Mann, die blanken Lanzen tragend,
Einer küßt des Andern weißes Antlitz,
Weil ſich Beide gleich als Brüder lieben.

Marko, auf dem Schecken faſt entſchlummert,
Sprach zu Miloſch da, dem tapfern Bruder:
„O mein Bruder, du Woiwode Miloſch!
Gar ſehr hat der Schlummer mich bewältigt,
Singe, Bruder, daß ich mich erheit're.“
Ihm erwiedert Miloſch, der Woiwode:
„O mein Bruder, o mein tapfrer Marko,
Gerne wollt' ich dir, mein Bruder, ſingen,
Doch verboten hat es mir die Vile,
Schwur's, wenn ſie mich würde ſingen hören,
Mich mit ſcharfem Pfeile zu verwunden,
In den Hals und in das Herz, das muth'ge.“

Da entgegnet Kraljevits dem Bruder:
„Singe, Bruder, fürchte nicht die Vile
An der Seite deines Freundes Marko,
Und hier meines ferneich'nden Schecken,
Und der gold'nen ſechsgezackten Keule."

Hub hierauf der Miloſch an zu ſingen,
Ein gar herrlich Lied hat er begonnen,
Von den Alten, wie ſie beſſer waren,
Wie Jedweder einſt das Reich verwaltet
Im berühmten Lande Macedonien,
Welchen Ruhm jedweder ſich erworben.

Und das Lied war Marko lieb geworden,
Und er ſtützt ſich an den Knopf des Sattels,
Marko ſchlummert und der Miloſch ſinget.
Hörte ihn die Vile Ravijoila,
Und begann mit Miloſch wett zu ſingen,
Miloſch ſingt, es ſingt die weiße Vile.
Aber ſchöner klingt des Miloſch's Stimme,
Als die Stimme klingt der weißen Nymphe.
Drob ergrimmt die Nymphe Ravijoila,
Springt hinauf in das Gebirge Miroſch,
Spannt zwei Pfeile auf zwei weißen Bogen,
Einer trifft den Miloſch in den Nacken,
In ſein heldenmüth'ges Herz der Zweite.

Rief da Miloſch: „Wehe, meine Mutter!
Wehe, Marko, mir in Gott verbrüdert,
Bruder, weh! mich traf der Pfeil der Vile!
Hab' ich dir es nicht voraus gekündet,
Daß ich nicht ſoll ſingen durch's Gebirge!"

Riß der Marko da ſich aus dem Schlafe,
Sprang herab vom buntgefleckten Roſſe,
Schnallte feſt den Sattelgurt dem Schecken,
Küßt und halſet ſein geflecktes Rößlein:
„Wehe! Schecke, meine rechte Hand du!
Hol' mir ein die Vile Ravijolla,
Will mit blankem Silber dich beſchlagen,
Blankem Silber, und gedieg'nem Golde,
Will dich bis an's Knie mit Seide decken,
Von dem Knie mit Troddeln bis zum Hufe;
Will die Mähnen dir mit Gold durchflechten,
Will verzieren ſie mit edlen Perlen,
Doch, ſo du mir nicht erreichſt die Vile,
Will ich dich auf beiden Augen blenden,
Will dich lähmen auch an allen Füßen,
Und dich in der Oede hier verlaſſen,
Daß du irren ſollſt von Tann' zu Tanne,
Wie der Marko ohne ſeinen Bruder.“
Dann erfaßte ſein Roß er an den Schultern,
Und durchbrauſet das Gebirge Mirotſch.

Vile flog am Gipfel des Gebirges,
Schecke ſchnaubte mitten durch die Wildniß,
Nicht zu ſehen war ſie, nicht zu hören.
Als jedoch der Schecke ſie erblickte,
Sprang er an drei Lanzen in die Höhe,
An vier Lanzen aber in die Länge,
Bald hat Schecke eingeholt die Vile.

Als ſich alſo ſah bedrängt die Vile,
Flog ſie auf gen' Himmel in die Wolken,

Da erfaßte Marko ſeine Keule,
Schleudert ſie vielkräftig und behende,
Traf die Vile an die weiße Schulter,
Warf ſie ſo zur ſchwarzen Erde nieder,
Und begann, ſie mit der Keul' zu ſchlagen!
Wendet ſie zur Rechten und zur Linken,
Schlägt ſie mit der ſechsgezackten Keule.
„Warum, Vile, daß dich Gott erſchlage!
Warum ſchoſſeſt du auf meinen Bruder?
Gib jetzt Kräuter für den wunden Miloſch,
Nimmer trägſt du ſonſt dein Haupt von hinnen.“

Vile hub da an, ihn zu beſchwören:
„Laß, um Gott, mein Bruder, tapfrer Marko,
Gott dem Höchſten, um den heil'gen Johann,
Laß doch lebend mich nur in's Gebirge,
Daß ich Kräuter ſuche auf dem Miroſch,
Daß die Wunden ich dem Helden heile!“

Marko war barmherzig, Gottes wegen,
Fühlte Mitleid in dem Heldenherzen,
Ließ die Vile lebend ins Gebirge.
Vile pflückte Kräuter auf dem Miroſch,
Pflügte Kräuter, oft ſich Marko meldend:
„Bruder Marko, werde alsbald kommen!“

Vile fand die Kräuter auf dem Miroſch,
Heilte bald mit dieſen Miloſch's Wunden.
Schöner iſt des Miloſch ſchöne Stimme,
Wahrlich ſchöner, als ſie je geweſen.
Ging die Vile wieder ins Gebirge,

Und der Marko zog mit ſeinem Bruder,
In die Gegend zogen ſie von Porecs,
Wateten durch Timoks gelbe Fluten,
Dort bei Bregow, bei dem großen Dorfe,
Gingen an die Gränze dann von Widdin.

Sprach die Vile zu den andern Vilen:
„Hört, ihr Vilen! hört und laßt euch warnen,
Schießt auf keinen Helden im Gebirge;
So vom Marko Kraljevits ihr Kunde,
Und von ſeinem fern hin ſeh'nden Schecken,
Und von ſeiner ſechsgezackten Keule,
Was mußt' Aermſte ich von ihm erleiden,
Kaum, daß mit dem Leben ich entkommen.“

Marko Kraljevits wird von ſeinem Vater verflucht.

Vier der Lager trafen einſt zuſammen
Auf dem flachen Amſelfeld, nicht ferne
Von der weißen Kirche Samodroſſa;
Eins dem König Wukaſchin gehörend,
Nennt das Zweite ſein der Fürſt Ugljeſcha,
Des Woiwoden Goiko war das Dritte,
Und des Czarſohn's Uroſch war das Vierte.

Stritten um das Kaiſerreich die Fürſten,
Willens, ſich einander zu ermorden,
Zu erſtechen, mit den goldnen Meſſern.
Wußte Keiner, wer der Herr im Reiche;
Spricht da Wukaſchin: Ich bin der Herrſcher!
Sagt Ugljeſcha d'rauf: Wenn ich's nicht wäre!
Spricht der Goiko da: Ihr irrt, ich bin es!
Uroſch nur allein verharrt im Schweigen,
Kind, das ſchwache, redet keine Sylbe,
Wagt nicht Widerrede vor den Brüdern,
Vor den ſtarken Merliartſchewitſchen.

Einen Brief ſchreibt Wukaſchin, der König,
Einen Brief und ſendet einen Boten
Nach dem weißen Schloſſe, Namens Prisrem,
Zu Nedeljko hin, dem Protopopen,
Daß er komme nach dem Amſelfelde,
Auskunft gebend, wer der Herr des Reiches.
Saß Nedeljko doch dem Czar zur Beichte,
Hatte ihm gereicht die letzte Zehrung;
Und beſaß die altgeſchrieb'nen Bücher.

Einen Brief auch fertiget Ugljeſcha,
Einen Brief und ſendet einen Boten
Nach dem weißen Schloſſe, Namens Prisrem,
Zu Nedeljko hin, dem Protopopen.

Einen Dritten ſchreibt Woiwode Goiko,
Gleich den Andern einen Boten ſendend,
Doch auch einen Vierten ſchreibt der Urosch,
Und entſendet ihn durch einen Boten.
Klein beſchrieben hat den Brief ein Jeder,
Und durch raſche Boten ihn entſendet,
Streng geheim es haltend vor den Andern.

Trafen ſo zuſammen dort die Boten,
Trafen ſich im weißen Schloſſe Prisrem,
Bei dem Hauſe, dem Nedeljko eigen,
Doch zu Haus war nicht der Protopope,
Sondern in der Kirche juſt zur Mette.
Wie voll Hochmuth ſind doch nur die Boten,
Uebermüth'ger als die Herren ſelber,
Wollen ſteigen nicht von ihren Roſſen,

Sprengen wild auf dieſen in die Kirche,
Schwingen frech dort die geflochtnen Peitſchen
Nach dem Leib des frommen Protopopen.

„Raſch begib dich, Protopop Nedeljko,
Nach dem Amſelfeld begib dich eilig,
Auskunft gebend, wer der Herr im Reiche,
Denn zur Beichte ſaßeſt du dem Czaren,
Reichteſt ihm die Hoſtie und beſitzeſt
Ueberdieß die altgeſchriebnen Bücher;
Oder willſt du jetzt dein Haupt verlieren?“

Weint da heiße Thränen der Nedeljko,
Heiße Thränen, ſo zu ihnen ſprechend:
„Hebet euch hinweg, ihr Uebermüth'gen,
Bis den Dienſt des Herren wir beendet,
Hören ſollt ihr dann, wer Herr im Reiche.“
Und die Boten zogen ſich zurücke.

Als ſodann der Gottesdienſt beendet,
Gingen wieder ſie zur weißen Kirche,
Und der Protopope ſprach zu ihnen:
„Hört ihr, meine Kinder, raſche Boten,
Bin zur Beicht geſeſſen wohl dem Czaren,
Reichte ihm die letzte Wegzehrung,
Doch nicht fragte ich um Land und Herrſchaft,
Sondern fragte nur um ſeine Sünden.
Doch begebt euch nach dem Schloſſe Prilip
Zu dem weißen Hof des ſtarken Marko,
Zu dem Helden Marko, meinem Schüler,
Der bei mir der Weisheit ſich befliſſen,

Früher Schreiber war bei mir in Stambul,
Und bewahrt' die altverfaßten Bücher.
Dieſer weiß es, wem das Recht des Herrſchers.
D'rum beruft auf's Amſelfeld den Helden,
Auskunft geben wird euch dort der Marko,
Denn vor Keinem fürchtet ſich der Marko,
Als allein vor Gott dem ewig wahren."

Und von hinnen jagten d'rauf die Boten,
Jagten hin zur weißen Veſte Prilip,
Zu dem weißen Hof des ſtarken Marko.

Als zum weißen Hofe ſie gekommen,
Schlugen mit dem Ring ſie an die Pforte,
Hörte dieß die Mutter Eufroſina,
Hört's und rief nach ihrem Sohne Marko:

„Hörſt du's wohl, mein heldenkühner Marko,
Wer nur mag doch an die Pforte pochen?
G'rad, als ob es Boten deines Vaters."

Geht der Marko, um das Thor zu öffnen,
Neigen ſich die Boten vor dem Marko
Und liebkoſen ihn mit ihren Händen:
„Gottes Hilfe dir, o edler Marko!"
Spricht darauf der Marko zu den Boten:
„Seid willkommen mir, ihr raſchen Boten;
Sind geſund und wohl die Serbenhelden,
Und die Könige und edlen Fürſten?"

Neigen abermals ſich ihm die Boten:
„Alle ſind geſund, o edler Marko!

Doch nicht friedlich ſind die Serbenhelden,
Hat ein grimmer Streit ſich zwiſchen ihnen
Angeſponnen auf dem Amſelfelde,
Bei der weißen Kirche Samodreſſa.“

„Liegen um die Herrſchaft ſich in Hader,
Wollen gegenſeitig ſich ermorden,
Sich erſtechen, mit den gold’nen Meſſern,
Da ſie rathlos, wem das Recht zum Herrſchen.
Dich nun rufen wir zum Amſelfelde,
Daß du Auskunft gebeſt, wer der Herrſcher.“

Geht der Marko in die weißen Höfe,
Spricht zu ſeiner Mutter Eufroſina:
„Eufroſina, meine liebe Mutter,
Liegen ſich im Streit die Serbenhelden
Draußen auf dem flachen Amſelfelde,
Bei der weißen Kirche Samodreſſa,
Um die Herrſchaft liegen ſie im Streite,
Wollen gegenſeitig ſich ermorden,
Sich erſtechen, mit den gold’nen Meſſern,
Da ſie rathlos, wem das Recht zum Herrſchen;
Rufen mich darum zum Amſelfelde,
Das ich Auskunft gebe, wer der Herrſcher.“

Und wie Marko auch dem Recht gewogen,
Bittet ihn die Mutter Eufroſina:
„Marko, einz’ger Sohn von deiner Mutter,
Wenn die Nahrung nicht verflucht vom Himmel,
Die geboten dir die Bruſt der Mutter,
Rede nur die Wahrheit, nicht die Lüge,

Selber nicht zu Gunſten deines Vaters,
Noch zu Gunſten deines Vatersbruders.
Sprich nur nach dem Recht des wahren Gottes,
Wolle nicht vergeuden deine Seele,
Beſſer iſt's für dich, dein Haupt verlieren,
Als mit Schuld belaſten deine Seele.“

Marko nimmt die altgeſchrieb'nen Bücher,
Rüſtet ſich und rüſtet ſeinen Scharaz,
Schwingt ſodann ſich ſelber auf den Scharaz,
Nach dem Amſelfelde ſich begebend.

Als gelangt ſie zu dem Königszelte,
Spricht der König Wukaſchin zu Marko:
„Wohl mir bis zu Gott, dem ewig wahren,
Daß ich meinen Sohn, den Marko ſehe;
Auskunft geben wirſt du, wer der Herrſcher,
Und vom Vater wird's der Sohn ererben.“

Marko hört's, doch ſpricht er keine Sylbe,
Noch auch wendet er das Haupt zum Zelte.

Als Ugljeſcha d'rauf erblickt den Marko,
Redet der Woiwode zu dem Helden:
„Wohl mir, daß den Brudersſohn ich ſehe,
Auskunft geben wird er, wer der Herrſcher,
Sagen, wem das Kaiſerreich gehöre,
Wollen brüderlich die Herrſchaft theilen.“

Marko hört's, doch ſpricht er keine Sylbe,
Noch auch wendet er das Haupt zum Zelte.

Als erſchaut ihn Goiko, der Woiwode,
Spricht d'rauf der Woiwode zu dem Marko:
„Wohl mir, daß den Brudersſohn ich ſehe,
Auskunft geben wird er, wer der Herrſcher;
War ein ſchwaches Knäblein noch der Marko,
Als er ſchon liebkoſ't von meinen Händen,
Oftmals barg ich ihn am ſeidnen Buſen,
Schenkte ihm ſo manchen goldnen Apfel,
Und ſo oft mein Roß von mir beſchritten,
Saß auf meinem Schooße ſtets der Marko.
Sprich nun, wem das Kaiſerreich gehöre.
Herrſchen ſollſt der Erſte Du im Lande,
Und als Zweiter will ich vor dir knieen.“

Marko hört's, doch ſpricht er keine Sylbe,
Noch auch wendet er das Haupt zum Zelte,
Reitet ſchnurgerade durch die Lager,
Zu dem Zelt des ſchwachen Knaben Uroſch,
Lenkt den Scharaz bis zum Zelt des Knaben,
Schwingt ſodann herab ſich von dem Kampfroß.

Als der Knabe Uroſch ſah den Marko,
Springt behend er von den ſeidnen Pölſtern,
Springt auf ſeine beiden Füße, ſprechend:
„Wohl mir, Marko, daß ich dich erblicke,
Dich, der mich gehalten hat zur Taufe,
Auskunft geben wirſt du, wer der Herrſcher.“

Und ſie breiten aus die beiden Hände,
Und umſchlingen ſich mit ihren Armen,
Küſſen Beide ſich das weiße Antlitz,

Fragen ſich nach ihrem Wohlbefinden.
So verblieb es eine kurze Zeitfriſt,
Doch der Tag vergeht, der Abend dunkelt.

Als erglänzt darauf die Morgenſonne,
Und die Glocken läuten in die Kirche,
Gingen all' die Helden in die Meſſe,
Harrten, bis der Gottesdienſt vollendet,
Gingen dann hinaus zur weißen Kirche,

Setzen ſich vor dieſer auf die Stühle,
Aßen Zuckerwerk und tranken Branntwein.
Nimmt der Marko da die alten Bücher,
Lieſet lange, und beginnt zu ſprechen:

„König Wukaſchin, mein edler Vater,
Iſt dein Land zu klein für dich geworden,
Möge ohne Herrn es künftig bleiben,
Weßhalb ſtrebeſt du nach fremdem Reiche?“

„Fürſt Ugljeſcha, du mein Vatersbruder,
Iſt auch dir dein Land zu klein geworden,
Möge ohne Herrn es künftig bleiben,
Weßhalb ſtrebeſt du nach fremdem Reiche?“

„Und auch du Woiwode, Vetter Goiko,
Iſt dein Land für dich zu klein geworden,
Möge ohne Herrn es künftig bleiben,
Weßhalb ſtrebſt auch du nach fremdem Reiche?“

„Sehet ihr nicht, ſoll euch Gott nicht ſehen,
Dieſes Buch beſaget, daß dem Uroſch

Eigen ſei das Kaiſerthum nach Rechtens.
Von dem Vater iſt's dem Sohn verblieben,
Von dem Czaren ward's vererbt dem Knaben,
Ihm vererbt, als jener ſchloß die Augen."

Wie dieß König Wukaſchin vernommen,
Springt er von dem Stuhle auf die Füße,
Reißt voll Grimm hervor den goldnen Handſchar,
Um mit ihm den Marko zu erſchlagen.
Flieht vor König Wukaſchin der Marko,
Flieht vor Wukaſchin, der ſein Erzeuger,
Denn nicht ziemt es ſich, mit ihm zu kämpfen;
Marko fliehet um die weiße Kirche,
Um die weiße Kirche Samodreſja.

Als zum dritten Male ſie im Kreiſe
Um die weiße Kirche ſo gelaufen,
Um die weiße Kirche Samodreſſa,
Hat erreicht der König faſt den Marko.
Ruft es aus der Kirche zu dem Helden:
„Fliehe in die Kirche, ſtarker Marko,
Denn du ſiehſt es, daß du ſonſt verloren,
Mußt verderben durch den eignen Vater,
Für das Recht des wahrhaft ew'gen Gottes!"

Und es öffnet ſich die Kirchenpforte,
Marko flüchtet in die weiße Kirche,
Hinter ihm zuſammen ſchlägt die Pforte,
Kommt der König zu dem Thor der Kirche,
An die Pfoſten ſchlägt er mit dem Handſchar,
Tröpfelt Blut da aus dem Kirchenpfoſten.

Da gereuet, was er that, dem König,
Und es ſpricht der Wukaſchin die Worte:
„Wehe mir, bis zum alleinigen Gotte,
Daß getödtet ich, den ich erzeuget!“

Schallt es da zum König aus der Kirche:
„Nicht getödtet hat dein Arm den Marko,
Hat getödtet einen Engel Gottes.“

Neu ergrimmt auf Marko da der König,
Flucht im Grimme und verflucht den Marko:
„Daß dich Gottes Blitz erſchlage, Marko,
Weder Grab noch Erben ſollſt du haben,
Noch vom Leib ſoll deine Seele ſcheiden,
Bis du Diener warſt dem Czar von Stambul.“

Flucht der König, ſegnet ihn der Uroſch:
„Pathe Marko, möge Gott dir helfen,
Glänzen ſoll dein Angeſicht im Rathe,
Und dein Säbel ſiegen auf dem Schlachtfeld,
Ueber dir benenn' man keinen Helden,
Und ſo lange Sonn' und Mond am Himmel,
Soll allein man preiſen deinen Namen.“

Und wie ſie geſagt, ſo iſt's geſchehen.

Marko und ſein Bruder Andreas.

Flogen eines Tags zwei graue Falken,
Flogen aus der weißen Veſte Prilip;
Waren aber keine grauen Falken,
Sondern zwei gewalt'ge Königsſöhne.
War Andreas und ſein Bruder Marko.

Zogen Beide hin durch viele Länder,
Bis ſie am Gebirge Romanina,
Sprach Andreas da zu ſeinem Bruder:
„Eine Mutter war's, die uns geboren,
Wer ein größ'rer Held nun von uns Beiden,
Darum laß uns kämpfen, Bruder Marko,
Wollen ſchlagen uns auf ſcharfe Säbel.“

Gegenredet aber da der Marko:
„Sprich ſo toll und thöricht nicht, Andreas,
Wenn wir uns auf ſcharfe Säbel ſchlagen,
Werden ſchlimme Wunden wir erhalten,
Schlimme Wunden, Einer, oder Beide,
Haben keine Linnen, keine Pflaſter,
Auch iſt ferne Vater uns und Mutter.“

„Wer wird einen Arzt herbei uns holen,
Wer verbinden die geſchlag'nen Wunden?
Ziehen laß uns über das Gebirge,
Daß, wenn Gott es will und unſer Glücksſtern,
Wir die Moslims irgendwo erreichen,
Wir den Moslims irgendwo begegnen;
Wollen Beide dann ſie überfallen,
Und es zeigen wer der beſſ're Held ſei."

Trieben fort die Helden ihre Pferde,
Und als etwas weiter ſie gekommen,
Hielt der Maulwurf ein mit ſeinem Scharren,
Tönte es herab vom Waldgebirge,
Kommt heran der Türke Ruſtan Aga,
Hinter ihm bei dreißig Janitſcharen.

Als Andreas ſieht die Türkenreiter,
Steigt erſchrocken er von ſeinem Braunen,
Steigt herab und küßt den Ruſtan Aga,
Küßt die Hand und küßt das Knie des Aga,
Schlägt mit flacher Hand ihn auf die Schulter:
„Ha, du Mann vom Manne," ſpricht Andreas,
„Was auch wirſt du ſchauen viel auf Marko,
Der nur ſchwarz und ſcheel auf Alles blicket."
Alle dreißig küßt er nach der Reihe,
Schlägt von ihnen jeden auf die Schulter:
„Ha, du Mann vom Mann'," zu jedem ſprechend.

Marko ſieht's, doch ſteigt er nicht vom Scharaz.
Bald doch kommt ein And'res ihm zu Sinnen,
Runzelt ſeine Stirne, bis die Brauen

Sich vereinen mit der Zobelmütze,
Blicket ſeitwärts mit den blut'gen Augen,
Kniricht dazu mit ſeinen weißen Zähnen,
Stachelt mit dem Sporn darauf den Scharaz,
Reißt den ſcharfen Säbel von der Seite,
Schlägt mit dieſem auf den Ruſtan Aga,
Zwei der Aga machend aus dem Einen.
Schwingt der Marko ſeine ſtarke Rechte,
Wie das Weib von einem feigen Manne,
Schnelle ſchwang er ſie zum öftermalen,
Drei und zwanzig haute er zuſammen,
Blickend nach Andreas, ſeinem Bruder.

Fliehen da die andern ſieben Türken,
Führen mit gebunden den Andreas,
Treibt zur Eile Marko ſeinen Scharaz.
Als die Janitſcharen dieß gewahren,
Fliehen ſie hinauf in's Waldgebirge,
Laſſen ſie zurück des Marko Bruder.

Eilt den Türken nach der ſtarke Marko,
Drei der Moslim nimmt er noch gefangen,
Führt ſie lebend hin zu ſeinem Bruder,
Gibt ihm wieder in die Hand den Säbel.
„Nimm den Säbel, hau' die Türken nieder,
Daß du nicht verlernſt das blut'ge Handwerk,
Sagſt, daß du ein beſſ'rer Held als Marko?“

Spricht hernach der Marko zu Andreas:
„Aber wie nur, Bruder, kann erſchrecken,
Kann das nur der Beſſ're vor dem Schlechtern,

Wie's der Schlechte muß vor jedem Beſſern?“
Hieb Andreas nieder da die Türken,
Und wie er begann zum Niederhauen,
Hörte er nicht auf, ſo lang' er einen
Türken wahrnahm, wahrnahm noch am Leben.

Aber Marko macht das Alles beſſer.
Abermals ſpricht dieſer zu Andreas:
„Laß uns gehen nun, mein lieber Bruder,
Anzueignen uns der Türken Schätze.“

Willig folgt dem Marko da Andreas,
Und ſie nahmen ihnen ab die Schätze,
Theilten brüderlich darein ſich Beide.
Gab Andreas ſeinem Bruder Marko
Sammt dem Recht den Antheil auch des Aeltern,
Als dem Aeltern und dem Heldenmüth'gern.

Wendeten zurück ſich ungefährdet,
Kamen ungefährdet auch nach Prilip,
Brachten heim gar vielerlei der Schätze,
Gute Pferde, ſelt'nes Pferdgeſchirre,
Und als Beſtes noch, die Bruderliebe,
Und umarmten Beide ihre Mutter;
Wir doch wollen dieſe Letzt're preiſen,
Da ſo edle Helden ſie geboren.

Marko rächt den Tod ſeines Bruders Andreas.

Tranken Wein zwei königliche Brüder,
Tranken Wein im weißen Schloſſe Prilip;
Einer von den Beiden iſt der Marko,
Und Andreas iſt des Andern Name.
Sprach Andreas da zum ſtarken Marko:
„Höre, Marko, du nach Gott mein Bruder,
Trinken Wein in brüderlicher Eintracht,
Laß es uns doch einmal noch verſuchen,
Wer der größ're Held wohl von uns Beiden?"

Sagt der Marko da zu ſeinem Bruder:
„Höre mich, Andreas, du mein Bruder,
Sind die einz'gen Söhne einer Mutter,
Und vor Gott iſt's eine große Sünde,
Und auch eine Sünde vor den Menſchen,
Wenn zwei Brüder feindlich ſich bekämpfen;
Laß uns lieber geh'n zum Waldgebirge,
Wo es nirgends gibt ein kühles Waſſer,
Laß uns geh'n vom Morgen bis zum Mittag,
Wer ſich länger kann des Durſt's erwehren,
Soll der größ're Held ſein vor dem Andern.

Willigt d'rauf Andreas in den Vorſchlag,
Schwangen ſich die Brüder auf die Pferde,
Ritten in das grüne Waldgebirge.

Als jedoch der Mittag war gekommen,
Sprach Andreas zu dem Bruder Marko:
„Höre, Marko, du nach Gott mein Bruder,
Hilf mir bänd'gen meinen muth'gen Rappen,
Daß ich Blut ihm zapfe aus dem Halſe,
Denn nicht länger wehr' ich mich des Durſtes."

Spricht jedoch zu ihm der ſtarke Marko:
„Laß von dem, daß Gott dich nicht erſchlage.
Nannte man uns Beide bis zur Stunde
Nur allein die königlichen Helden,
Würde mit dem Namen: Pferdbluttrinker
Man in Zukunft dich und mich bezeichnen.
Reite eine kleine Strecke weiter,
Finden wirſt du eine weiße Schenke,
Drinnen eine Wirthin, Namens Mara;
Dieſe Wirthin iſt mit mir verſchwiſtert,
Kannſt des Weines trinken in der Schenke,
Ohne einen Para zu bezahlen."

Als Andreas dieß gehört vom Marko,
Schwingt er ſich auf ſeinen muth'gen Rappen,
Reitet eine kleine Strecke weiter.

Als gekommen er zur weißen Schenke,
Da erblickte ihn die Wirthin Mara.

Voll Haiduken war die weiße Schenke,
Dreißig Räuber, lauter grimme Türken.
Sprach die Wirthin da zu den Haiduken:
„Höret auf mein Wort, ihr dreißig Türken,
Seh', da kommt ein junger Held geritten,
Auf der Mütze eine gold'ne Feder;
Gebt die gold'ne Feder mir zum Antheil,
Und ich lief're ihn in eure Hände.“

Sprang d'rauf Mara auf die leichten Füße,
Flocht' die blonden Haare in einander,
Hüllte dieſe in ein ſchwarzes Kopftuch,
Ging dann ſchnellen Schrittes zu Andreas,
Küßte ſeinem Pferd die flinken Hufe,
Und vergoß der Thränen, alſo ſprechend:
„Heil mir, daß ich ſehe ſolchen Helden!
Neun der Jahre ſind bereits verfloſſen,
Seit mir fremd das Haupt von einem Manne.“

„Komm herein jetzt in die weiße Schenke,
Will credenzen dir vom rothen Weine,
Und zum Kuß gewähren dir die Wange.“

Iſt Andreas da von Luſt entzündet,
Geht mit Mara in die weiße Schenke,
Dort empfangen ihn die dreißig Türken,
Reichen zum Willkomm' ihm dreißig Becher.
Leerte alle dreißig der Andreas,
Setzte ſich auf's Knie dem Harembaſcha,
Winkt der Harembaſcha mit den Augen,
Schlägt ein Türke ihm das Haupt vom Rumpfe.

Wartet Marko durch drei weiße Tage,
Kommt Andreas nicht, kein Ruf erſchallet,
Da ergrimmt gar ſehr der ſtarke Marko,
Von der Erde ſpringt er auf die Füße,
Schwingt ſich auf ſein muth'ges Kampfroß Scharaz,
Zieht des Weges nach der weißen Schenke.

Als erblickt die Wirthin hat den Marko,
Spricht ſie wieder zu den dreißig Türken:
„Seht, da kommt ein junger Held geritten,
Auf der Mütze eine gold'ne Feder,
Gebt die goldene Feder mir zum Antheil,
Will ihn euch in eure Hände liefern.“

Sprang auf ihre Füße dann die Wirthin,
Ging zu Marko auf die breite Straße,
Um den Huf von ſeinem Pferd zu küſſen.
Doch von Unmuth iſt erfüllt der Scharaz,
Und von Unmuth iſt erfüllt der Marko,
Läßt nicht einmal anſeh'n ſich der Scharaz,
Schlägt nach Mara, beißt mit ſeinen Zähnen.

Als dieß merkt der königliche Marko,
Ueberfüllt des Marko Herz ein Kummer,
Daß Andreas etwa ſei gemordet.

An die Thüre bindet er ſein Kampfroß,
Springt hinein dann in die weiße Schenke,
Schließet hinter ſich die Thür der Schenke.

Ihn empfangen ebenfalls die Türken,
Reichen zum Willkomm' ihm dreißig Becher,

Doch nicht anſeh'n mag den Wein der Marko,
Sondern zieht heraus den ſcharfen Säbel,
Und belegt mit Fleiſch die ganze Tafel,
Mit dem Fleiſch von den erſchlag'nen Türken.

Nimmt bei ihrer Hand ſodann die Wirthin,
Sticht ihr mit dem Handſchar aus die Augen,
Haut vom Leibe ihr die weißen Hände,
Und durchſchneidet vorne ihr die Brüſte,
Durch die Brüſte zieht er ihr die Hände,
So in Qualen läßt er ſie verſcheiden.

Geht der Marko durch die weiße Schenke,
Findet dort das Haupt von ſeinem Bruder,
Wirft es in den Haferſack des Scharaz,
Zog dann wieder aus dem Waldgebirge,
In ſo großem Unglück alſo ſingend:
„Daß du wieder dich erheben könnteſt,
O Andreas, du nach Gott mein Bruder!
Habe blutig deinen Tod gerochen,
Ein und dreißig zahlten für den Einen.“

Ungefährdet kam er heim nach Prilip,
Mög' die Mutter über ihn ſich freuen!

Marko Kraljevits und Philipp Magiarlia.

Saßen einſt zuſammen dreißig Helden
In der Veſte Karlowetz beim Weine,
Philipp Magiarlia, ſo wie auch
Zmai, Despot von Wuck, ein Freund des Marko.
Prahlten da die dreißig ſtarken Helden,
Was gemacht ein Jeglicher für Beute,
Und wie viel ſie abgehau'n der Köpfe.

Philipp Magiarlia nun redet:
„Meine Brüder, tapf're Ungarnhelden,
Sehet Karlowetz, die weiße Veſte,
Und in ihr die drei und dreißig Thürme?
Jeden ſchmückte ich mit einem Haupte,
Bis auf jenen Thurm dort auf der Brücke,
Doch auch dieſen werde bald ich ſchmücken,
Mit dem Haupte Kraljevits von Prilip.“

Alſo ſprach er zu den andern Helden,
Meinend, daß vernommen dieſes Keiner,
Der dem Marko Kraljevits befreundet.

Als der Zmai von Wuck gehört die Rede,
Der im Gott den Marko iſt verbrüdert,
Sprang er von dem Boden auf die Füße,
Nahm zur Hand ſogleich Papier und Feder,
Einen enggeſchrieb'nen Brief zu ſchreiben.

Schrieb ein Schreiben nach der Veſte Prilip,
An den Marko, ihm in Gott verbrüdert:
„Höre, Marko, du in Gott mein Bruder,
Lebt ein mächt'ger Feind dir hier im weißen
Karlowetz, der ſtarken Ungarveſte,
Philipp Magiarlia mit Namen.
Hat in meiner Gegenwart geſchworen,
Daß er dich berauben woll' des Hauptes,
Um damit den weißen Thurm zu ſchmücken“

„Hege Vorſicht, du in Gott mein Bruder,
Daß du hintergangen nicht von Philipp.“
Sendet fort der Zmai darauf das Schreiben.

Als an Marko iſt gelangt das Schreiben,
Und geleſen dieſer ſeinen Inhalt,
Sprang der Marko auf die leichten Füße,
Rüſtet ſich in ſeinem weißen Schloſſe,
Wirft das Wolfsfell um die nackte Schulter,
Geht hinab ſodann zum Stall des Scharaz,
Deckt ſein Streitroß mit der Haut des Bären,
Zäumt es mit dem Zaum von blankem Stahle,
Hängt ihm an den Sattelknopf die Keule,
Hängt den Weinſchlauch auf die and're Seite,
Warf ſich ſelber auf des Scharaz Rücken,

Nimmt ſodann die lange Kampfeslanze,
Und verfolgt die Straße nach Koſſowa,
Von Pajar zum Stari-Wla, dem ſchatt'gen.

Gehet durch das Waljewalar Gebiete
Reitet durch die Flächen Majwa weiter,
Bis nach Dmitrowega er gekommen,
Ueberſetzt die Save dort und ziehet
Hin ſodann durch Sirmlens flache Heiden.

Als zu Karlowetz, der weißen Veſte,
Angelangt der königliche Marko,
Reitet Marko durch die neue Gaſſe,
Bis zum Schloß des Philipp er gekommen.
Sprengt dort in den weißen Hof des Schloſſes,
Doch daheim nicht fand er, den er ſuchte,
Auf der Jagd ſo eben war der Philipp.

Stand Angelia, des Philipps Gattin,
In der Mitte von dem weißen Hofe,
Und um ſelbe noch vier junge Mägde,
Ihr die Schleppe und die Aermel haltend.

Als erblickt der Marko Philipp's Gattin,
Sprach er: „Guten Morgen," ihr ſich neigend.
„Liebe Schwägerin, iſt nicht dein Gatte,
Philipp Magiarlia zu Hauſe,
Der in Gott mir lange ſchon verbrüdert?"

Sprach des Philipps Gattin da zu Marko:
„Packe dich hinweg, du nackter Derwiſch,

Nicht mit ſolchem Wichte iſt verbrüdert
Magiarlia, mein Herr und Gatte!“

Als der Marko dieſes Wort vernommen,
Drängte er hinan zu ihr den Scharaz,
Schlug mit ſeiner Hand ſie in das Antlitz,
Schlug ihr mit dem Ring an ſeinem Finger
Eine Wunde in das weiße Antlitz.
Machte locker ihr drei weiße Zähne,
Riß drei Bänder blanker Goldducaten
D'rauf herunter ihr vom weißen Halſe,
Warf den Halsſchmuck in den Sack des Scharaz.

Sprach darauf zu der Gemahlin Philipps:
„Grüße mir den Philipp, deinen Gatten,
Wenn er heimgekommen vom Gebirge,
Mög' er mich beſuchen in der Schenke,
Daß wir ſatt uns trinken dort am Weine,
Nicht für ſeine, noch für meine Rechnung,
Sondern um den Schmuck von deinem Halſe.“

Wendet dann herum den muth'gen Scharaz,
Reitet grade auf die neue Schenke,
Steigt dort ab und bindet an den Scharaz,
Setzt ſich dann, um ſchwarzen Wein zu trinken.

Kurze Zeit nur iſt's, nicht lange währt es,
Kam nach Karlowetz zurück der Philipp.
Eilte ſeine Gattin ihm entgegen,
Heiße Thränen in dem weißen Antlitz,
Und ein blut'ges Tuch in ihren Händen.

Sprach der Magiarlia zur Gattin:
„Was iſt dir begegnet, meine Gattin,
Daß mit Thränen dir bedeckt das Antlitz,
Und ein blut'ges Tuch du hältſt in Händen?“

Sprach Angelia zu ihrem Gatten:
„Magiarlia, mein Herr und Gatte,
Als zur Jagd du wareſt ausgezogen,
Stand ich mitten im dem weißen Hofe,
Kam herangebrauſt ein nackter Derwiſch,
Hatte um den Leib ein zott'ges Wolfsfell,
An der Seite trug er einen Säbel
Und in ſeiner Hand die Kampfeslanze.
Ritt auf einem buntgeſcheckten Pferde,
Trieb das Pferd herein zum weißen Schloſſe,
Sagte: „Guten Morgen“ mir ſich neigend,
„Liebe Schwägerin, iſt nicht dein Gatte
Philipp Magiarlia zu Hauſe,
Der in Gott mir lange ſchon verbrüdert?“

Nicht erwiedert' ich den Gruß des Derwiſch,
Sondern ſprach zu ihm die ſchlimmen Worte:
„Packe dich hinweg, du nackter Derwiſch,
Nicht mit ſolchem Wichte iſt verbrüdert
Magiarlia, mein Herr und Gatte.“

Als der nackte Derwiſch dieß vernommen,
Drängte er hinan zu mir den Schecken,
Schlug mit ſeiner Hand mir in das Antlitz,
Schlug mir mit dem gold'nen Ring am Finger
Eine Wunde in das weiße Antlitz,

Machte locker mir drei weiße Zähne,
Riß drei Bänder blanker Golddncaten
D'rauf herunter mir vom weißen Halſe,
Und begab ſich in die neue Schenke,
Alſo ſprechend: „Grüße deinen Gatten;
Wenn er heimgekommen vom Gebirge,
Mög' er mich beſuchen in der Schenke,
Daß wir ſatt uns trinken dort am Weine,
Nicht für ſeine, noch für meine Rechnung,
Sondern um den Schmuck von deinem Halſe."

Als der Magiarlia vernommen
Dieſe Rede, ſprach er zu der Gattin:
„Weine länger nicht, o meine Gattin,
Fangen will ich alſogleich den Helden
Und herein in's weiße Schloß ihn bringen,
Daß er ſchaukle unſres Kindes Wiege."

Wendet d'rauf herum die falbe Stute,
Zog gerade hin die neue Straße,
Bis gekommen er zur neuen Schenke.

Steht der Scharaz vor der Thür der Schenke,
Drängt hinan der Philipp ſeine Stute,
Daß hinein ſie gehe in die Schenke,
Doch hinein nicht ließ das Pferd der Scharaz,
Sondern ſchlug die Stute in die Weichen.

Sehr erzürnte Philipp ſich darüber,
Nahm hervor die vielgezackte Keule,
Schlug mit ihr den kampfesmuth'gen Scharaz.

Wieherte das Kampfroß da des Marko:
„Wehe!“ rief es, „bis zum lieben Gotte,
Muß ich vor der neuen Schenke ſterben,
Durch die Keule des gewalt'gen Philipp,
Ob mein Herr gewalt'ger gleich als dieſer!“

Rief heraus der Marko zu dem Scharaz:
„Laß herein die Stute mit dem Helden!“

Als der Scharaz Marko's Wort vernommen,
Ließ die Stute er hinein zur Schenke.

Wie nun Philipp kam hinein zur Schenke,
Gab er keinen Gruß dem ſtarken Marko,
Sondern zog hervor die zack'ge Keule,
Und verſetzte einen Schlag dem Marko,
Schlug den Marko auf die nackte Lende.

Doch nicht einmal ſpürte es der Marko,
Sondern ſprach allein zum ſtarken Philipp:
„Gib zur Ruhe dich, mein Ungarſöhnchen,
Wecke nicht auf meinem Kleid die Flöhe,
Sondern ſteig herab und laß uns trinken,
Iſt ja noch Zeit genug zum Kampfen.“

Doch nicht hörte Philipp auf den Marko,
Sondern ſchlug noch einmal auf den Helden,
Schlug ihn auf die Hand mit ſeiner Keule,
Daß zerbrach in Marko's Hand der Becher,
Und verſchüttet ward der Wein am Boden.

Als verſchüttet ſah den Wein der Marko,
Springt vom Sitze er auf ſeine Füße,
Stürzt als wie ein Falke auf den Philipp,
Reißt den Säbel ihm aus ſeiner Rechten,
Schlägt mit dieſem auf des Philipps Schulter,
Haut entzwei den Helden bis zum Sattel,
Trifft noch überdieß durch beide Hälften
Einen Marbelſtein zunächſt der Thüre,
Dieſen auch noch ſpaltend in zwei Hälften.

D'rauf beſchaute Marko ſich den Säbel
Magiarlia's und ſprach verwundert:
„Lieber Gott, was iſt das für ein Eiſen,
Welche Waffe bei ſo ſchlechtem Helden?!“

Hieb dem Philipp d'rauf das Haupt vom Rumpfe,
Warf es in den Haferſack des Scharaz,
Zieht ſodann zum weißen Schloß des Philipp,
Oeffnet dort die reichgefüllten Kammern,
Nimmt mit ſich hinweg des Philipps Schätze,
Und verfolgt mit Singen ſeine Straße.

Blieb der Philipp mit den Beinen zuckend,
Und ſein Weib zurück mit lautem Jammer!

Marko Kraljevits und der Feldherr Wutſcha.

Iſt's der Donner, oder bebt die Erde?
Weder Donner iſt's, noch bebt die Erde,
Der Kanonen Schall iſt's auf den Wällen
Von Wardein, der ſtarken Donauveſte.

Frohen Sinnes iſt der Feldherr Wutſcha,
Da mit Beute er nach Haus gekommen;
Drei der Serbenhelden fing der Feldherr,
Miloſch von Prozenje iſt der Eine,
Milan von Toplitza heißt der Zweite,
Iwan Koſſanitſch nennt ſich der Dritte.

Auf des Kerkers Grund warf er die Helden,
Reicht den Helden bis zum Knie das Waſſer,
Reichen ihre Beine bis zur Schulter.

Weheklagt der Miloſch von Prozenje,
Denn erlernt nicht hatte der Woiwode,
Solch' ein Unglück mit Geduld zu tragen.
Seufzet d'rum gleich einer grimmen Schlange,

Schleppt ſich hin zum Fenſter ſeines Kerkers,
Daß er ſehen könne nach der Straße,
Ob ſich kein Befreundeter ihm nahe.
Sieht den Boten er, der trägt die Briefe,
Und es ruft der Miloſch von Prozenje:
„Du in Gott mir Bruder, rüſt'ger Bote,
Bringe mir ein Blatt Papier zum Fenſter,
Einen enggeſchrieb'nen Brief zu ſchreiben.“
Geht darauf in Gott der rüſt'ge Bote,
Bringt ein Blatt dem Miloſch hin zum Fenſter.

Setzt ſich Miloſch, um den Brief zu ſchreiben,
Um zu ſchreiben nach dem Schloſſe Prilip,
An den Bundesbruder, an den Marko:
„Haſt du nichts von Mileſch noch vernommen?
Bin gefallen in der Ungarn Hände,
Hält gefangen mich der Feldherr Wutſcha,
Mich und meine beiden Bundesbrüder.
Warf uns auf den tiefen Grund des Kerkers,
Bis zum Knie hinan reicht uns das Waſſer,
Bis zur Schulter reichen unſ're Beine,
Lieg' gefangen durch drei weiße Tage,
Währt es aber noch drei weißer Tage,
Wirſt du nimmer ſeh'n den Bundesbruder;
Darum rette mich, gewalt'ger Marko,
Sei's mit Schätzen, ſei's mit deinen Waffen.“

Stach darauf die Feder ſich in's Antlitz,
Siegelte mit ſeinem Blut das Schreiben,
Gibt das Schreiben dann dem rüſt'gen Boten,
Und nebſt dieſem noch zwölf Goldducaten,

Spricht ſodann der Miloſch zu dem Boten:
„Geh zur Veſte Prilip nun und lege
Dieſes Schreiben auf das Knie dem Marko.“

Geht zur Veſte Prilip d'rauf der Bote,
Kommt am heil'gen Sonntag zu der Veſte,
Als die Serben eben in der Kirche.
Bleibt der Bote vor der weißen Kirche,
Bis der Marko tritt heraus zur Pforte.

Als nun kommt der königliche Marko,
Wirft der Bote untern Arm die Mütze,
Beugt ſich vor dem Helden bis zur Erde,
Gibt den enggeſchrieb'nen Brief dem Marko.

Als empfangen hat den Brief der Marko,
Lieſt er ſtehend, was darin geſchrieben,
Doch als er durchleſen Miloſch's Schreiben,
Werden naß von Thränen ſeine Wimpern.

Spricht der Marko: „Wehe, Bundesbruder,
Biſt du alſo großer Pein verfallen!
Doch ich ſchwör' es dir bei meiner Treue,
Will befreien dich, der mir verbrüdert,
Sei's mit Schätzen, ſei's mit meinen Waffen.“

Geht der Marko d'rauf zum ſchlanken Thurme,
Setzt ein wenig ſich, um Wein zu trinken,
Gürtet um die Lenden dann den Säbel,
Wirft den Wolfspelz über ſeine Schultern,
Setzt auf's Haupt von Wolfsfell eine Mütze,

Bindet um das Haupt ein ſchwarzes Kopftuch,
Und ergreift die lange Kampfeslanze,
Geht darauf hinab zum Erdgeſchoſſe,
Um auch noch ſein Heldenroß zu rüſten,
Ziehet feſt die ſieben Sattelgurten,
Zäumt den Scharaz mit dem gold'nen Zaume.

Füllt darauf noch einen Schlauch mit Weine,
Hängt ihn an den Sattelknopf dem Scharaz,
Hängt zur Rechten ihm noch ſeine Keule,
Daß nicht hier, nicht dorthin er ſich neige.
Wirft ſich ſelbſt dem Scharaz auf die Schulter,
Zieht dann fort vom weißen Schloſſe Prilip
G'raden Weges nach der Veſte Belgrad.

Als zur Veſte Belgrad er gekommen,
Hält er an, und trinkt vom kühlen Weine,
Deckt aufs Neue dann des Scharaz Schulter.

Wie zur Ueberfahrt gelangt der Marko,
Ruft er zwei- und dreimal nach dem Fährmann.
Doch nicht länger warten mag der Marko,
Sondern reitet mitten durch die Donau,
Durch die Donau nach der Veſte Wardein.

Auf dem grünen Anger vor der Veſte
Springt der Marko von dem muth'gen Scharaz,
Rammt dort in den Boden ſeine Lanze,
An die Lanze bindet er ſein Kampfroß,
Nimmt herab den Schlauch vom Sattelknopfe,

Wirft in's Gras ihn hin und ſetzt ſich ſelber
Dann zum Schlauch, am Wein ſich ſatt zu trinken.

Trinket Wein, nicht wie man ſonſt ihn trinket,
Sondern trinkt den Wein aus einem Zuber,
Der zwölf Maß enthält und noch darüber.
Hat geleert zur Hälfte er den Zuber,
Gibt die and're Hälfte er dem Scharaz.

Als der Morgen iſt herangebrochen,
Wandelt auf dem Wall der Donauveſte
Die Gemahlin Willimir's, die junge
Schwiegertochter des Feldhauptmanns Wutſcha.

Schaut die junge Frau hinab zum Anger
Und erblickt alldort den ſtarken Marko;
Als ihr Aug' erſchaut den Serbenhelden,
Ueberfällt ſie ein dreitägig Fieber,
Und ſie flieht zurück zum weißen Hofe,
Zu befragen den Feldhauptmann Wutſcha.

„Sprich, was iſt dir, liebe Schwiegertochter?“
Spricht die Gattin Willimir's zu Wutſcha.
„O mein Schwiegervater, Feldherre Wutſcha,
Draußen ſitzt ein Held auf grünem Anger,
Rammte in den Boden ſeine Lanze,
An die Lanze band er ſeinen Schecken,
Vor ihm liegt ein Schlauch gefüllt mit Weine,
Doch er trinket nicht, wie ſonſt man trinket,
Sondern trinkt den Wein aus einem Zuber,

Der zwölf Maß enthält und noch darüber,
Hat geleert zur Hälfte er den Zuber,
Gibt die and're Hälfte er dem Streitroß.

Auch iſt nicht das Roß wie and're Roſſe,
Iſt geſleckt, ſo wie es ſind die Rinder,
Noch auch iſt der Held wie and're Helden,
Um die Schultern hat er einen Wolfspelz,
Auf dem Haupt von Wolfsfell eine Mütze,
Um das Haupt hat er ein ſchwarzes Kopftuch,
Und was Schwarzes hält er in den Zähnen,
Von der Größe eines jungen Lammes."

Spricht darauf zu ihr der Feldherr Wutſcha:
„Habe keine Furcht, o Schwiegertochter,
Gleiche Helden liegen hier im Kerker,
Bald iſt ihnen beigeſellt auch dieſer."

Ruft dann Willimir, den Sohn, der Wutſcha:
„Willimir, mein Sohn," ſo ſpricht der Feldherr,
„Nimm dreihundert rüſtige Huſaren,
Geh' in's grüne Feld hinab mit ihnen,
Und bemächt'ge dich des fremden Helden."

Springt der Willimir auf beide Füße,
Nimmt dreihundert rüſtige Huſaren,
Setzt ſich auf den bäumend wilden Rappen,
Reitet vor das Thor der weißen Veſte,
Zu umzingeln dort den ſtarken Marko.

Dieſer ſitzt und trinkt vom ſchwarzen Weine.
Als der Scharaz wahrnimmt die Huſaren,
Stampft er mit den Füßen auf den Boden,
Rücket näher ſeinem Herrn, dem Marko.

Wie den Blick erhebt darauf der Marko,
Sieht er ſich umgeben von den Reitern,
Leert den Zuber aus mit einem Zuge,
Wirft ihn auf den Anger hin und ſchwinget
Sich dem muth'gen Scharaz auf die Schulter.

Dringen da auf Marko die Huſaren,
Hätte ſehen ſollen dieß ein Zeuge!
Fuhr der Marko unter die Huſaren,
Wie ein Falke zwiſchen zahme Tauben,
Wirft zur Erde dieſe hin ſein Säbel,
So zermalmt des Scharaz Huf die andern,
In die Donau jagt den Reſt der Marko.

Fliehet auch der Willimir vor Marko,
Aber auf dem Scharaz folgt ihm dieſer;
Bald erreicht er ihn im weiten Felde,
Wenig nur berührt ihn Marko's Keule,
Und ſchon ſinkt auf's Feld dahin der Knabe.

Steigt der Marko da von ſeinem Kampfroß,
Bindet Willimir an Händ' und Füßen,
Hängt ihn an den Sattelknopf dem Scharaz,
Geht ſodann zurück zu ſeinem Schlauche,
Wirft in's grüne Gras den Knaben nieder,
Setzt ſich dann zu ihm, um Wein zu trinken.

Schaute alles dieß Willimir's Gattin,
Geht in Eile ſie zum Feldherrn Wutſcha:
„Schlimm bekomme dir der Wein, o Wutſcha,
Tod im Felde liegen die Huſaren,
Band dem Willimir der Held die Hände,
Band die Hände ihm und auch die Füße,
Und vom Neuen ſitzt er dort und trinket,
Liegt daneben Willimir im Graſe.“

Spricht der Feldherr Wutſcha d'rauf zur Tochter:
„Habe keine Furcht, o Schwiegertochter,
Sollſt nun Zeuge ſein der Kraft des Alten.“

Und erſchallen läßt er die Kanonen,
Schaart dreihundert rüſtige Huſaren,
Setzet ſich auf die arab'ſche Stute,
Reitet dann hinaus zur weißen Veſte,
Ordnet auf dem Felde die Huſaren.

Von vier Seiten nahen ſie dem Helden,
Doch gewahret dieſer nichts von Allem,
Wohl jedoch gewahrt's ſein Kampfroß Scharaz,
Mit den Füßen ſtampft es auf den Boden,
Rücket näher ſeinem Herrn, dem Marko.
Als hierauf den Blick erhebt derſelbe,
Sieht die Reiter er um ſich im Kreiſe.
Springt der Marko auf die leichten Füße,
Wirft ſich auf des flinken Scharaz Schulter.
Hätte ſehen ſollen dieß ein Zeuge,
Wie verſprengt der Marko die Huſaren!
In der Rechten hält er ſeinen Säbel,

In der Linken hält er ſeine Lanze,
Und den Zügel hält er in den Zähnen.
Traf der Marko Einen mit dem Säbel,
Fielen ſtatt des Einen Zwei zur Erde.

Traf der Marko Einen mit der Lanze,
Flog hinweg er über Marko's Scheitel,
Purzelbäume ſchlagend in den Lüften.

Flohen da voll Schrecken die Huſaren,
Floh voll Schrecken auch der Feldherr Wutſcha,
Floh vor ihm auf der arab'ſchen Stute,
Doch ihm folgte Marko auf dem Scharaz.

Schnell wohl iſt des Wutſcha mag're Stute,
Faſt erreicht ſchon hat ihr Huf die Veſte,
Schwingt der Marko da die ſchwere Keule,
Hinter Wutſcha auf dem grünen Felde,
Trifft den Wutſcha mit dem Griff der Keule,
Und hinab zur Erde ſtürzt der Feldherr.
Kniet auf Wutſcha ſich der ſtarke Marko,
Bindet ihm die Hände auf den Rücken,
Bindet ihm die Hände und die Füße,
Hängt ihn an den Sattelknopf dem Scharaz.

Fängt darauf ſich die arab'ſche Stute,
Kehrt zurück zu Willimir, dem Knaben,
Hängt hinauf den Jungen zu dem Alten.

Schwingt ſodann ſich auf die mag're Stute,
Bindet dieſe an ſein Schlachtroß Scharaz,

Alſo wieder zieht er heim nach Prilip,
Wirft dort in den Kerker Sohn und Vater.

Schreibt ein Schreiben da des Wutſcha Gattin,
Schickt es nach der weißen Veſte Prilip:
„Du in Gott mein Bruder, ſtarker Marko,
Tödte mir, um Gott nicht, meinen Gatten,
Noch auch Willimir, und künd' in Eile,
Was zur Löſung du verlangſt für Beide?“

Kommt der Brief zum Königsſohne Marko,
Als er ſieht, was in dem Brief geſchrieben,
Schreibt der Marko an des Feldherrn Gattin:
„Edle Gattin Wutſcha's, des Feldhauptmanns,
Gib mir die gefang'nen Bundesbrüder,
Schenke jedem drei der Laſten Goldes,
Frei auch gib Toplitza noch, den Alten,
Drei der Laſten Goldes gib auch dieſem,
Viel an Zeit verloren hat der Alte,
Gib ſodann auch mir drei Laſten Goldes,
Weil ermüdet ich im Kampf den Scharaz.

Außer dieſem, Gattin des Feldhauptmanns,
Wende dich an Mileſch von Prozenje,
Sieh, wie du mit ihm dich magſt vergleichen.“

Kommt der Brief zur weißen Veſte Wardein;
Als er kommt zur Gattin des Feldhauptmanns,
Ueberflieget ſie des Marko's Schreiben,
Schickt ſogleich an ihn drei Laſten Goldes,

Nimmt ſodann die Schlüſſel zu dem Kerker,
Und eröffnet ſelber Thor und Riegel.

Führt heraus an's Licht die Serbenhelden,
Führt an's Licht heraus auch den Toplitza,
Führet in den weißen Thurm ſie alle.

Ließ berufen drei der flinkſten Bader,
Einer wuſch, der and're ſchor die Helden,
Schneidet ab der Dritte ihre Nägel.

Bringt herbei den Helden Wein und Branntwein,
Und zur Auswahl reichliche Bewirthung,
Kündet ihnen, was vollbracht der Marko,
Alſo ſprechend zum Woiwoden Miloſch:
„Du in Gott mein Bruder, tapf'rer Miloſch,
Laſſe frei den Sohn mir und den Gatten,
Die gefangen hält der ſtarke Marko.“

Spricht zu ihr der Miloſch von Prozenje:
„Fürchte nichts, o Gattin des Feldhauptmanns,
Gib den Rappen mir des Feldherrn Wutſcha,
Den er reitet einmal nur im Jahre,
Wenn er geht in die Teckijerkirche,
Rüſte mir ihn, wie er ihn gerüſtet,
Daß er hin mich trage nach der Heimat.
Gib ſodann mir auch den gold'nen Wagen,
Zwölf der Rappen ſpanne vor denſelben,
Wie ſie vorgeſpannt der Feldherr Wutſcha,
Wenn nach Wien gezogen er zum Kaiſer,
Daß ſie heim auch bringen den Toplitza.

Noch auch gib das Kleid mir deines Gatten,
Welches er am Oſtertag getragen,
Daß den Greis mit ſelbem ich bekleide."

Was er fordert, gibt des Feldherrn Gattin,
Und noch Jedem tauſend Goldducaten,
Und an Wein, was reichen mag bis Prilip.

Zogen hin die Helden nun nach Prilip,
Freudig nahm ſie auf der ſtarke Marko,
Läßt ſogleich auch frei den Feldherrn Wutſcha,
Und auch Willimir, den Sohn des Feldherrn,
Gibt ein reich Geleite noch den Beiden
Bis nach Wardein, zu der ſtarken Veſte.

Theilen die Woiwoden d'rauf die Schätze,
Trinken ſatt ſich an dem ſchwarzen Weine,
Küſſen freudig ſich in's weiße Antlitz,
Küſſen auch des Marko weiße Hände,
Zog ein Jeder d'rauf nach ſeinem Hofe.

Marko Kraljevits und ſein Neffe Dragiſcha.

Trinket Wein Dragiſcha, der Woiwode,
Ihm credenzt von ſeiner alten Mutter.
Als ſich ſatt getrunken der Dragiſcha,
Flucht er aber ſeiner alten Mutter:
„Daß dich Gott erſchlagen möge, Mutter,
Warum haſt du keinen Sohn als Drago,
Einen Jüngern, oder einen Aeltern,
Daß er lehre mich, die Türken ſchlagen.“

Seufzet da des Helden alte Mutter,
Alſo ſprechend zu dem Sohn Dragiſcha,
„Du in Gott mein einz'ger Sohn, Dragiſcha,
Reiße mir nicht auf die ſchlimmen Wunden,
Hatte außer dir noch einen Sproſſen,
Keinen jüngern, aber einen ältern,
Den die Türken fortgeführt als Sclaven.

Lebt dir aber noch ein ſtarker Oheim,
Marko Kraljevits, im weißen Prilip.
Faſt vergeſſen hätte ich des Helden,
Liegt im Waldgebirge jetzt der Marko,
Wartend auf die Türken im Gebirge.“

Als Dragiſcha dieſes Wort vernommen,
Sprach er alſo zu der alten Mutter:
„Du im lieben Gotte meine Mutter,
Knete mir ein Reiſebrot, ein leichtes,
Ziehen will ich nach dem Waldgebirge,
Um den ſtarken Oheim aufzuſuchen,
Daß er lehre mich die Türken ſchlagen.“

Seufzet drauf die Mutter des Dragiſcha:
„Um den lieben Gott, nicht thue dieſes;
Wer ernähren würde deine Mutter,
Wer wohl künftig ſich mit ihr beſprechen,
Soll zurück ſie bleiben ganz verlaſſen,
Sich ernähren mit den eig'nen Händen?“

Mit Gewalt jedoch treibt ſie Dragiſcha,
Und ſie knetet ihm die leichten Brote,
Netzt zur Hälfte dieſe mit dem Waſſer,
Netzt zur Hälfte ſie mit ihren Thränen.

Als die Morgenröthe angebrochen,
Sprang Dragiſcha auf die leichten Füße,
Schwang ſich dann auf ſeinen kleinen Rappen,
Zog hinauf in's grüne Waldgebirge.

Da begann's zu hallen im Gebirge,
Kurze Zeit nur war's, nicht lange währt' es,
Kam daher geritten ſchon der Marko
Auf dem muth'gen Kampfroß, ſeinem Scharaz.

Als die Helden näher ſich gekommen,
Sprach der ſtarke Marko zu Dragiſcha:

„Geh' mir aus dem Wege, ſchwacher Krieger,
Daß ich nicht berühren darf den Säbel,
Und die Hand mit Sünde nicht belaſte,
Schlagen würd' ich dir das Haupt vom Rumpfe."

Gegenredet da ihm der Dragiſcha:
„Ei gemach, du unbekannter Krieger!
Aus dem Wege würde ich dir gehen,
Hätte ich's geſchworen nicht der Mutter,
Wie es einem Helden ziemt, zu handeln,
Keinem Kämpfer aus dem Weg zu gehen,
Keinem Beſſer'n und auch keinem Schlechter'n."

Leid dem Marko that es um den Helden,
Gab den Sporn dem muth'gen Kampfroß Scharaz,
Sehen ſollen hätte da ein Zeuge,
Wie der kleine Rappe des Dragiſcha
Drängte aus dem Weg den muth'gen Scharaz.
Mehr noch Leid that's Marko um den Helden,
Zog hervor d'rauf den beſchlag'nen Säbel,
Doch bevor ſein Arm noch ſchwang den Säbel,
Schlug ihn ſieben -, achtmal ſchon Dragiſcha,
Eh' noch einmal Marko ihn geſchlagen;
Siebzehnmal auf Marko ſchlug Dragiſcha,
Hebt den ſtarken Marko aus dem Sattel,
Daß er niederfällt zur ſchwarzen Erde.

Springt Dragiſcha drauf von ſeinem Rappen,
Um das Haupt dem Marko abzuſchlagen.

Aber zu Dragiſcha ſpricht der Marko:
„Ei gemach, du unbekannter Krieger,

Laß zuvor von mir dich noch befragen,
Wo daheim du biſt, aus welcher Gegend
Und von welchem Volke und Geſchlechte,
Daß ich weiß, von wem ich ward beſieget!?“

„Habe keine Zeit, du fremder Krieger,
Um mit dir mich lange zu beſprechen,
Bin der Schweſterſohn des ſtarken Marko,
Suche ihn auf Bergen und in Wäldern,
Daß er lehre mich, die Türken ſchlagen.“

Als vernommen dieß der ſtarke Marko,
Spricht er: „Wahrlich eine ſchlimme Stunde
Hat gebracht dich zu dem ſtarken Marko,
Denn ich ſelber bin es, und kein And'rer,
Doch ein beſſ'rer Held biſt du als Marko!“

Als vernommen dieſes der Dragiſcha,
Netzt er über Marko ſeine Wangen:
„Wie, ſo biſt du ſelbſt mein lieber Oheim?“
Und er gürtet ab den prächt'gen Gürtel,
Zieht das feine Hemd von ſeinem Leibe,
Lieſ't vom Boden auf die Heldenglieder,
Füget eines ſorglich an das And're,
Wickelt alles in das feine Hemde,
Windet d'rum ſodann den ſeid'nen Gürtel,
Ladet Marko auf ſein Kampfroß Scharaz,
Ihn nach Splet geleitend, an der Grenze.
Hier nun ſucht er nach latein'ſchen Aerzten,
Läßt dort heilen ſeinen wunden Oheim,

Durch die weißen Tage eines Jahres
Bis der Held auf's Neue iſt geſundet.

Spricht zum ſtarken Marko dann Dragiſcha:
„Wahrlich und bei Gott, mein lieber Oheim,
Sollten wir nicht zieh'n in's Waldgebirge,
Möglich, daß uns Gott ein Glück beſcheret;
Daß zu reicher Beute wir gelangen,
Nun der Ruhe wir genug gepflogen?“

Lieb war dieſes Wort dem ſtarken Marko.
„Nun wohlan, laß uns das Glück verſuchen!“

Schwingen Beide ſich auf ihre Pferde,
Zogen in das grüne Waldgebirge.

Als an einen Kreuzweg ſie gelangten,
Fanden zwei der Spuren ſie am Wege,
Von Djenſeles Alia die Spuren,
Wo geritten er auf ſeinem Braunen,
So wie auch von dreißig Janitſcharen,
Nebſt der Spur von drei belad'nen Thieren.

Sprach Dragiſcha zu dem Oheim Marko:
„Sage nun, o Marko, lieber Oheim,
Willſt der Spur des Alia's du folgen,
Oder folgen jener dort der Türken?“

Gab zur Antwort da der ſtarke Marko:
„Folgen möchte ich der Spur der Letztern.“

Folgte Marko drauf der Spur der Türken.
Weit dahinten zieh'n die letzten Krieger,
Seh'n die Türkenkrieger da den Marko,
Und bewält'gen bald den ſtarken Helden,
Binden ihm die Hände auf den Rücken.

Wider Willen folgt der Spur Dragiſcha,
Trifft am Kreuzweg auf den Türkenhelden.
Stellte Alia ſich ihm entgegen,
Solche Worte ſprechend zu Dragiſcha:
„Geh' mir aus dem Wege, ſchwacher Krieger,
Möchte meinen Säbel ich beſchmutzen,
Und mit Sünden meine Hand beladen,
Würd' ich ſchlagen dir das Haupt vom Rumpfe."

„Ei gemach," erwidert der Dragiſcha,
„Aus dem Wege würde ich dir gehen,
„Hätte ich's geſchworen nicht der Mutter,
Wie es einem Helden ziemt, zu handeln,
Aus dem Weg zu gehen keinem Beſſer'n,
Um ſo minder dir jetzt, einem Schlechter'n."

Leid dem Alia that's um den Helden,
Gab den Sporn der Türke ſeinem Braunen,
Hätte ſehen ſollen dieß ein Zeuge,
Wie nur da der Rappe des Dragiſcha
Drängte aus dem Weg des Gegners Braunen.
Mehr noch leid that's Alia um Drago,
Und er zog hervor den ſcharfen Säbel.
Doch bevor er dieſen noch geſchwungen,
Schlug ihn ſieben-, achtmal ſchon Dragiſcha,

Eh' noch einmal Alia geſchlagen,
Siebzehnmal auf ihn ſchlug der Dragiſcha,
Wirft herab ihn von dem mächt'gen Roſſe,
Daß er niederfällt zur ſchwarzen Erde,
Schlägt ſodann das Haupt ihm von dem Rumpfe,

Steigt darauf von ſeinem kleinen Rappen,
Löſ't dem Türken ab die Eiſenwaffen,
Zieht ihm aus die reichen ſchönen Kleider,
Kleidet ſelbſt ſich in's Gewand des Türken,
Gürtet um die Lenden ſeine Waffen,
Bindet an ſein Roß das Roß des Türken.

Alſo folget er der Spur des Oheims.
Bald erreicht hat Dragiſcha die Türken,
Und gewahrt, daß Marko ſie gefangen,
Und die Hände rücklings ihm gebunden.

Grüßte der Dragiſcha da die Türken,
Ihm erwiderten den Gruß die Türken,
Fragte d'rauf die Türken der Dragiſcha:
„Sagt mir doch in Gott, ihr Janitſcharen,
Wo ihr dieſen Giaur hier gefangen?
Laßt mir für ein Löſegeld den Helden,
Daß an ihm ich räche meinen Vater,
Den getödtet mir des Helden Säbel.“

Gaben ihm die Moslemins den Marko,
Nahm hervor Dragiſcha ſeinen Säbel,
Schwang ihn nach den Händen ſeines Oheims,
Doch nicht traf er ſeines Oheims Hände,

Sondern traf allein die hanfnen Stricke.
Hätte ſehen ſollen dieß ein Zeuge,
Wie der Falke fühlte frei die Flügel,
Winken ſich Dragiſcha und der Marko,
Winken Beide ſich mit ihren Augen,
An den wahren Gott dabei gedenkend.

Stürzten dann ſich Beide auf die Türken,
Hätte ſehen ſollen dieß ein Zeuge,
Wie die Säbel blinkten von den Helden,
Wie hinweg der Türken Köpfe flogen,
Nicht ein Einziger entkam von Allen,
Zu berichten von dem Tod der Andern.

Nahmen d'rauf der Oheim und der Neffe,
Was die Türken mitgeführt an Schätzen,
Nahmen auch der Türken blanke Waffen,
Und begaben ſich zurück nach Prilip,
Nach dem weißen Hof des ſtarken Marko,
Satt zu trinken ſich am ſchwarzen Weine.

Marko Kraljevits in tartariſcher Gefangenſchaft.

Lob ſei Gott für Alles, was er ſpendet!
Wie zu Muth war dir, als Delibaſcha,
Und wie iſt dir, Marko, jetzt im Kerker?
In dem Kerker Haſack's, dem Verfluchten.

Iſt ein ungewohntes Haus der Kerker,
Ragt dir bis zum Knie hinan das Waſſer,
Nagen dir die Beine bis zur Schulter,
Schleichen Schlangen dort und Scorpione,
Saugen ſollen aus dem Kopf die Schlangen
Dir die Augen, und die Scorpione
Dir das weiße Angeſicht verſtümmeln.

Von dem Leib abfallen ſollen beide
Heldenfüße dir bis zu den Knien,
Und die Heldenarme bis zur Schulter.

Seufzt in ſeiner tiefen Pein der Marko,
Seufzet, bis bei Gott es ward vernommen,
Blickt durch's Gitterfenſter nach dem Marktplatz,

Ob nicht ein Befreundeter zu ſehen,
Einer, der in Gott ihm iſt verbrüdert.

Da erblicket er ein ſchönes Mädchen,
Da erblicket er des Königs Tochter,
Und er nennt in Gott ſie ſeine Schweſter:
„Du in Gott mir Schweſter, ſchönes Mädchen,
Tritt heran zum Fenſter meines Kerkers.“

Und es nahm in Gott den Gruß das Mädchen,
Trat hinan zu Marko's Kerkerfenſter,
Sprach der Marko leiſe zu dem Mädchen:
„Du in Gott mir Schweſter, ſchönes Mädchen,
Geh zum König, geh zu deinem Vater,
Nenne Pathe ihn, im Namen Gottes,
Sag', der Marko neigt ſich ihm, und bittet,
Daß er aus dem Kerker ihn entlaſſe,
Daß er mich entlaſſ' auf Treu und Glauben,
Hinzuziehen nach der Veſte Prilip,
Um das Löſegeld herbeizuholen,
Zwanzig Saumeslaſten will ich bringen.
Will er glauben nicht dem Worte Marko's,
Nehme er mich aber aus dem Kerker,
Schmiede meinen Leib in ſchweres Eiſen,
Daß ich engbeſchrieben ſend' ein Schreiben
Meiner Mutter, nach der Veſte Prilip,
Und zur Löſung wird das Geld ſie ſenden.
Länger nicht vermag ich hier zu leben.“

Als das Mädchen ſolches hat vernommen,
Geht es zu dem Vater in den Diwan,
Fragt der König da die ſchöne Tochter:

„Sag, was fehlt in Gott dir, meine Tochter?
Haſt zu wenig du an Sammt und Seide,
Haſt zu wenig du an Gold und Leinwand,
Haſt zu wenig du an ſchönem Tuche,
An geſchnitt'nem oder ungeſchnitt'nem?“

Spricht zu ihm die ſchöne Königstochter:
„Hab' von Allem dieſem nicht zu wenig,
Fehlt mir nichts von Seide oder Leinwand,
Bitten aber läßt der ſtarke Marko,
Daß du ihn entlaſſeſt aus dem Kerker,
Ihn entlaſſen mögſt auf Treu und Glauben,
Und auf Bürgſchaft des wahrhaft'gen Gottes.
Ziehen will er nach der Veſte Prilip,
Um zur Löſung Schätze ſich zu holen,
Zwanzig Saumeslaſten will er bringen.
Sollteſt du des Marko Wort nicht glauben,
Möchteſt du ihn nehmen aus dem Kerker,
Schmieden ſeinen Leib in ſchweres Eiſen,
Daß er ſend' ein engbeſchrieb'nes Schreiben
Seiner Mutter nach dem Schloſſe Prilip,
Daß die Schätze ſie zur Löſung ſende.“

Als vernommen dieß der König Haſack's,
Sagt die ſchlimmen Worte er dem Mädchen:
„Hündin du, und nicht mehr meine Tochter,
Haſt du dich befreundet mit dem Marko?

Schwör es aber bei dem ew'gen Gotte,
Nimmer will den Serben ich entlaſſen,
Halten will ich ihn durch neun der Jahre,

Bis des Kerkers Schlangen ihm die Augen
Ausgeſauget und die Scorpione
Ihm das weiße Angeſicht verſtümmelt,
Bis ihm abgefallen von dem Leibe
Seine Heldenbeine von den Knieen,
Und die Heldenarme von der Schulter.
Und wenn Marko ſolche Pein erduldet,
Will ich hin ihn ſetzen auf die Straße,
Als ein blinder Bettler ohne Führer,
Daß er bettle um die karge Nothdurft.“

Als das Mädchen dieſes Wort vernommen,
Geht es wieder zu des Marko's Kerker,
Ihm berichtend, was der König ſagte.

Als vernommen dieß der ſtarke Marko,
Seufzt er, daß bei Gott es ward zu hören,
Und er ſpricht darauf zum ſchönen Mädchen:
„Du in Gott mir Schweſter, ſchönes Mädchen,
Bringe mir Papier und eine Feder,
Einen enggeſchrieb'nen Brief zu ſchreiben,
Um an meine Mutter ihn zu ſenden,
Daß ſie Land und Schlöſſer mög' verkaufen,
Land und Schlöſſer für des Marko's Seele;
Um zu künden meiner treuen Gattin,
Daß ſie einem Andern ſich vermähle;
Um zu ſagen meiner lieben Schweſter,
Daß ſie nimmermehr auf Marko ſchwöre,
Mir erſtarren wollen die Gebeine,
Hier im Kerker Haſack's, dem Verfluchten.“

Bringt das Mädchen ihm Papier und Feder,
Und er ſchreibt ein klein beſchrieb'nes Schreiben,
Doch nicht ſendet er's, wohin er ſagte,
Sondern ſendet über's Meer das Schreiben,
Ueber's Meer zum weißen Schloſſe Solun,
An den Doicil, der ihm verbrüdert:
„Doicil, du mir in Gott verbrüdert,
Bin in eine ſchwere Pein gerathen,
Bin gerathen in der Mohren Hände,
Bin in Sclaverei und ſchwerem Kerker,
In dem Kerker Haſacks, dem Verfluchten.
Nicht vermag ich länger hier zu leben,
Iſt ein ungewohntes Haus der Kerker,
Rette mich, wenn noch an Gott dein Glaube."
Und er ruft herbei den grauen Falken:
„Mögſt du, Falke, herrenlos nicht bleiben,
Trage dieſen Brief zum Schloſſe Solun:
Bring' ihn Doicil, der mir verbrüdert,
Daß er rette mich aus dem Gefängniß."

Nimmt den enggeſchrieb'nen Brief der Falke,
Windet durch die Wolken ſich am Himmel,
Fliegt geraden Flugs zum Schloſſe Solun.
Kommt dahin am frühen Sonntagsmorgen,
Waren in der Kirche juſt die Herren,
Waren in der Meſſe ſie verſammelt,
Stürzt der Falke auf die weiße Kirche,
Rufet, daß bei Gott es ward vernommen,
Kennt der Doicil den Ruf des Falken,
Und verläßt ſogleich die heil'ge Kirche.

Setzet hin ſich auf den Stuhl von Silber,
Kommt geflogen da der graue Falke,
Läßt des Marko's Schreiben unterm Flügel
Niederfallen da der graue Falke.

Als der Doicil den Brief geleſen,
Schlägt er mit der Hand auf ſeine Kniee,
Daß zerſpringt das neue Tuch auf dieſen,
Und der gold'ne Ring an ſeinem Finger,
Rollen Thränen ihm vom weißen Antlitz.
„Wehe, du mein Bundesbruder Marko,
In welch' ſchwere Pein biſt du gerathen.
Nicht zu retten biſt du ohne Unheil!"
Und er denket, was da zu beginnen,
Dacht' auf Alles, bis er Eins erdachte;
Nimmt der Doicil von ſchwarzer Farbe,
Färbt mit dieſer ſich das weiße Antlitz,
Macht zu einem Mohren den Woiwoden,
Führt hinaus ſodann ſein braunes Streitroß,
Schwingt hinauf ſich auf den muth'gen Braunen,
Reitet ſchnurgerad nach Aſack's Schloſſe.

Als er auf dem Felde iſt vor Aſack,
Hält er kaum ſich mehr auf ſeinem Braunen,
Springt der tolle Rappe da im Kreiſe,
Springt wohl an zwölf Ellen in die Quere,
Springt an vier und zwanzig in die Länge,
Springt drei Lanzenlängen in die Höhe.

Alſo ſprengt er in das Schloß von Aſack,
Macht ſich in der Schenke dort ſein Lager,

Ruft ſodann herbei den lieben Schenken,
Frägt ihn, wo der Marko lieg' gefangen?

Geht zu Marko, als es Nacht geworden,
Hört zu Gott den Marko alſo flehen:
„Lieber Gott, wird wohl mein Bruder kommen,
Um aus dieſer Pein mich zu erretten!“

Kennt der Doicil den Bundesbruder,
Und zu Marko redet er die Worte:
„Du in Gott mein Bundesbruder Marko,
Nimm hier dieſen Damaszener Säbel,
Und von zwölf Gewichten dieſe Keule,
Harre zwei und eine halbe Stunde,
Bis ich meinen Braunen hab gerüſtet,
Werde ſchicken den Gefangenwärter,
Ihn empfange mit der ſchweren Keule,
Komm zu mir hinaus dann auf den Marktplatz,
Daß wir fliehen, bis wir nicht zu ſehen.“
Spricht's und geht dann wieder ſeine Wege.

Steht als wie ein grauer Stein der Marko,
Wendet himmelwärts ſein ſchwarzes Auge,
Drückt an ſeine Bruſt die ſchwere Keule,
Preßt die Lippen auf den ſcharfen Säbel.
Endlich nahet der Gefangenwärter,
Karges Abendmahl dem Marko bringend.

Raſch wohl ſchreitet der Gefangenwärter,
Geht mit ihm der Tod im gleichen Schritte,
Haſtig öffnet Marko drauf die Pforte,

Eilt geraden Weges auf den Marktplatz,
Findet Doicil und zwei der Pferde;
Für das Eine, den Araberſchimmel,
Hat bezahlt er hundert Goldducaten,
Dieſen nun beſteigt der ſtarke Marko,
Und ſie flohen durch das ſchlimme Aſack,
Kamen glücklich nach der Veſte Prilip,
Tranken ſatt ſich da vom ſchwarzen Weine,
Küßten all' die Ihren nach der Reihe.

Marko hebt den Hochzeitstribut auf.

Früh ſchon brach der Marko auf am Morgen,
Um hinabzuzieh'n am Amſelfelde.
Als gekommen er zum Fluß Serwana,
Sieht er auf dem Amſelfeld ein Mädchen.

„Gottes Hilfe,“ ſpricht zu dem der Marko,
„Gottes Hilfe dir, du junges Mädchen.“

Neigt das Mädchen ihm ſich bis zur Erde:
„Möge dir Geſundheit blühn, o Krieger!“

Spricht der Marko zu dem jungen Mädchen:
„Höre Mädchen von dem Amſelfelde,
Blühend biſt du, daß du jünger wäreſt!

Blühend biſt du nach Geſtalt und Wuchſe,
Schön von Angeſicht und ſchön von Augen,
Doch entſtellen dich die grauen Haare.

Sprich, wodurch iſt grau dein Haar geworden,

Und wodurch ging dir das Glück verloren?
Biſt du Schuld daran, iſt's deine Mutter,
Oder trägt die Schuld daran dein Vater?“

Spricht das Mädchen weinend da zu Marko:
„Theurer Bruder, unbekannter Krieger,
Nicht durch mich ging mir das Glück verloren,
Auch iſt Schuld daran nicht meine Mutter,
Noch auch trägt die Schuld daran mein Vater;
Schon die Tage ſind es von neun Jahren,
Seit ein Mohr iſt über's Meer gekommen,
Der vom Czar das Amſelfeld gepachtet,
Und nach frecher Willkür herrſcht auf ſelbem.
Seit das Amſelfeld ihn nährt und tränket,
Herrſcht er drauf mit doppelt frecher Willkür.
Jedes Mädchen, das ſich will vermählen,
Muß ihm zahlen dreißig Goldducaten,
Vier und dreißig aber jeder Jüngling.
Und nur jener, dem ſo viel zu eigen,
Den Tribut dem Mohren zu erlegen,
Darf ſich auf dem Amſelfeld vermählen.
Arm jedoch ſind alle meine Brüder,
Und nicht Schätze hab' ich für den Mohren,
Dadurch habe ich mein Glück verloren,
Daß ich unvermählt in jungen Jahren.
Doch nicht trauern wollte ich darüber,
Daß der Mohr die Gatten uns verwehret,
Da noch größ'res Unglück uns belaſtet;
Denn der Mohr, noch frech're Willkür übend,
Sucht des Nachts ſich junge Frau'n und Mädchen,

Küßt ſodann der Mohr das junge Mädchen,
Küßt die junge Frau des Mohren Diener.
Liefern muß das Amſelfeld dem Mohren
Alle junge Frauen, alle Mädchen.

Eben iſt nunmehr an mir die Reihe,
Hinzugehen zu dem ſchwarzen Mohren,
Daß ich über Nacht ihm ſei zu Willen.
Doch nicht klar noch ſind mir die Gedanken,
Was nun ſoll ich, lieber Gott, beginnen.
Soll hinab ich in das Waſſer ſpringen,
Mich erhängen bei ſo jungen Jahren?
Denn vom Leben laſſen will ich lieber,
Als den Feind vom Amſelfelde küſſen.“

Spricht zum Mädchen d'rauf der ſtarke Marko:
„Liebe Schweſter, Amſelfelder-Mädchen,
Sprich nicht alſo, ſpring auch nicht ins Waſſer,
Noch auch thue ſonſt dir was zu leide,
Daß nicht Schuld belaſte deine Seele,
Sondern zeige, wo des Mohren Höfe,
Denn zu ſprechen hab' ich mit dem Mohren.“

„Lieber Bruder, unbekannter Krieger,
Weßhalb frägſt du nach des Mohren Höfe,
Frägſt nach ihnen? mögen ſie veröden!
Haſt du etwa eine Braut gefunden,
Daß du den Tribut nun willſt bezahlen?
Biſt vielleicht der einz'ge Sohn der Mutter,
Der nunmehr vernichtet wird vom Mohren?

Was ſoll werden dann aus deiner Mutter,
Wenn ihr fehlt der Sohn und der Ernährer?"

Greift der Marko da in ſeine Taſche,
Zieht aus dieſer dreißig Goldducaten,
Gibt dem Mädchen ſie vom Amſelfelde:
„Nimm hier, Schweſter, dreißig Goldducaten,
Geh' zurück zu deinem weißen Hofe,
Weile dort, bis ſich das Glück dir kündet,
Zeig' mir früher nur den Hof des Mohren,
Warum ſollte mich der Mohr vernichten,
Da genug der Schätze ich beſitze,
Um das flache Amſelfeld zu kaufen,
Weßhalb ſollt' ich den Tribut bezahlen?"

Spricht das junge Mädchen da zu Marko:
„Keine Höfe ſind es, ſondern Zelten;
Sieh hinunter dort zum Amſelfelde,
Wo ſich eine Seidenfahne windet,
Dort iſt auch das Zelt des ſchwarzen Mohren.
Rings herum gebreitet liegt ein Anger,
Deſſen Grün geſchmückt mit Menſchenköpfen,
Die vom Rumpf gehau'n der Fluchbelad'ne,
Wohl von mehr als ſiebzig ſieben Helden,
Lauter Jünglinge vom Amſelfelde.
Vierzig Diener hat der ſchwarze Mohr,
Die um ihn im Zelt die Wache halten."

Aber als der Marko dieß vernommen,
Treibt das Feld hinab er ſeinen Scharaz,
Iſt in Zorn entbrannt das muth'ge Kampfroß,

Aus den Hufen ſprüht lebend'ges Feuer,
Aus den Nüſtern bläſt es blaue Flammen;
Iſt von Zorn entbrannt gleich ihm der Marko,
Thränen netzen ſeine Heldenwangen,
Unter Thränen alſo ſpricht der Marko:
„Welch ein Trübſal haſt du doch erlitten,
Amſelfeld, bis auf die heut'ge Stunde,
Daß die Mohren alſo auf dir herrſchen,
Daß ſie küſſen deine Frau'n und Mädchen!
Heute will ich rächen euch am Mohren,
Rächen oder ſelbſt darob verderben!“

Reitet Marko g'rade zu den Zelten,
Sehen ihn ſogleich die Mohrenwachen,
Und berichten ihrem Herrn, dem Mohren:
„Hör', Gebieter auf dem Amſelfelde,
Naht ein wunderbarer Held den Zelten,
Kommt geritten auf geſchecktem Kampfroß,
Das entbrannt von Zorn, ſo wie ſein Reiter,
Aus den Hufen ſprüht lebend'ges Feuer,
Aus den Nüſtern bläſt es blaue Flammen,
Bald uns nahe iſt der fremde Krieger!“

Spricht der Mohr zu ſeinen vierzig Dienern:
„Meine Kinder, hört, ihr vierzig Diener,
Nahen würde nicht der fremde Krieger,
Hätte er ein Mädchen nicht gefunden,
Das mit Gold er löſen will beim Mohren;
Doch es ſchmerzet ihn ſo viel zu geben,
Darum iſt in Zorn entbrannt der Krieger.
Geht hinaus nur vor die weißen Zelte,

Neiget vor dem Fremden euch zur Erde,
Nehmet in Empfang ſein muth'ges Streitroß,
Nehmt ſein Roß und nehmt auch ſeine Waffen.
Heißt zu mir in's Zelt den Helden treten,
Denn ſein Gold nicht, nein, ſein Haupt nur will ich,
Daß zum Eigenthum mir werd' ſein Kampfroß."

Eilen da hinaus des Mohren Diener,
Um das Streitroß in Empfang zu nehmen;
Doch als Marko näher ſie erblickten,
Wagten ſie es nicht, zu ihm zu treten,
Flohen wieder in das Zelt des Mohren,
Bargen dort ſich hinter ihrem Herren,
Deckten mit den Mänteln ihre Säbel,
Daß der Marko nicht die Waffen ſähe.
Kommt allein der Marko auf den Anger,
Steigt vor'm Zelte ab von ſeinem Scharaz,
Alſo ſprechend zu dem treuen Kampfroß:
„Weile hier, mein Scharaz, auf dem Anger,
Während ich ins Zelt des Mohren gehe,
Daß ich an des Zeltes Thor dich finde,
Wann zum Unheil mir der Gang gereichte."

Geht d'rauf Marko in das Zelt des Mohren,
Sitzt der Mohr und trinkt vom kühlen Weine,
Den ein junges Mädchen ihm credenzet.

„Gottes Hilfe," ſpricht zu ihm der Marko,
„Gottes Hilfe dir, du mein Gebieter!"

Spricht zu ihm der Mohr in ſchöner Weiſe:
„Möge dir Geſundheit blüh'n, o Krieger!

Komm und laß vom kühlen Wein uns trinken.
Sprich, was bringt dich zu dem Zelt des Mohren?"

Spricht zum Mohren da der ſtarke Marko:
„Zeit nicht hab' ich, Wein mit dir zu trinken,
Doch mit gutem Glück bin ich gekommen.
Freite um ein junges ſchönes Mädchen,
Auf der Straße blieben die Begleiter,
Bin gekommen den Tribut zu zahlen,
Um dir Gold zu geben für das Mädchen,
Daß mich Niemand hind're heimzukehren.
Darum ſprich, was als Tribut du heiſcheſt?"

Spricht der Mohr hierauf zum ſtarken Marko:
„Längſt ſchon wiſſen ſollteſt du die Summe;
Jedes Mädchen, das ſich will vermählen,
Muß mir zahlen dreißig Goldducaten,
Vier und dreißig aber jeder Jüngling;
Doch du ſcheinſt ein beſſ'rer Held denn and're,
Und nicht ſchadet dir's, du zahlſt mir hundert."

Greift der Marko da in ſeine Taſche,
Wirft dem Mohren hin drei Goldducaten:
„Glaube mir, nicht hab' ich mehr des Geldes,
Mögeſt dich darum für jetzt gedulden,
Bis ich rückgekehret mit dem Mädchen;
Reich beſchenken wird ſie mich zur Hochzeit,
Und was ſie mir gibt, will dir ich geben,
Dir das Gold und mir dafür das Mädchen.

Kreiſcht der Mohr gleich einer zorn'gen Schlange:
„Keinen Glauben ſchenk' ich einem Fremden;
Weigerſt den Tribut du mir zum Hohne?“
Greift darauf nach ſeiner ſchweren Keule,
Schlägt mit dieſer auf den ſtarken Marko,
Schlägt wohl drei-, wohl viermal auf den Marko.

Lacht der Marko zu des Mohren Schläge:
„Rede, ſtarker Held, du ſchwarzer Mohre,
Schlägſt du wohl zum Scherz, ſchlägſt du im Ernſte?“

Kreiſcht der Mohr gleich einer zorn'gen Schlange:
„Nicht zum Scherz, mein Ernſt iſt's, daß ich ſchlage!“

Spricht der Marko zu dem ſchwarzen Mohren:
„Habe auch ein Stück von einer Keule,
Dreimal oder viermal dich zu ſchlagen.

Grad ſo oftmal du nach mir geſchlagen,
Will auf dich zurück ich wieder ſchlagen;
Aber dießmal auf dem grünen Anger
Laß zu Ende bringen uns den Handel!“

Reißt hervor der Marko ſeine Keule,
Schlägt mit dieſer nach dem ſchwarzen Mohren;
Aber ſo gelind auch ſchlägt der Marko,
Schlägt er doch das Haupt ihm von der Schulter.

Lächelt über dieß der ſtarke Marko:
„Preis und Dank ſei dir, o Gott, für Alles!

Wie ſo ſchnell ein Haupt ſich trennt vom Helden,
Gleich als hätt' er niemals eins beſeſſen."

Geht dann durch die Reihen hin der Diener,
Vierzig Diener wirft er todt zur Erde,
Vier nur läßt von ihnen er am Leben,
Läßt ſie leben als der Wahrheit Zeugen,
Was geſchehen zwiſchen ihnen Beiden.

Reißt die Köpfe dann herab vom Anger,
Daß kein Raubgezüchte d'ran ſich mäſte,
Schmückt dafür ringsum den grünen Anger,
Schmücket ihn mit ſchwarzen Mohrenköpfen,
Sammelt drauf des Mohren reiche Schätze,
Und die Mohren, ſo er ließ am Leben,
Schickt er in das Amſelfeld, das flache,
Schickt ſie aus nach vier verſchied'nen Seiten,
Daß durchs weite Amſelfeld ſie rufen:

„Jedes Mädchen, welches Luſt zum Freien,
Möge einen Gatten ſich erwählen,
Soll vermählen ſich in ihrer Jugend;
So auch jeder Held, der Luſt zum Freien,
Soll ein Mädchen ſich zur Gattin nehmen,
Kein Tribut ſei fürder mehr zu zahlen;
Denn für Alle hab' gezahlt der Marko."

Jauchzt da Alles auf dem Amſelfelde:
„Gott erhalte lang den ſtarken Marko,
Der von ſolchem Uebel uns befreite,
Der den ſchwarzen Wütherich erlegte,
Gott erhalte ihn an Leib und Seele!"

* * *

Marko und Minna Dſchidowina.

Trinket Wein der königliche Marko,
Trinket Wein in ſeinem weißen Hofe,
Schenkt die Mutter ihm vom kühlen Weine.

Als der Marko iſt im beſten Trinken,
Ueberbringt man ihm drei dünne Briefe,
Iſt aus Zarigrat das erſte Schreiben,
Vom erlauchten Czar, Wahlvater Marko's,
Daß zu ihm der Marko käm' nach Stambul;
Iſt das zweite Schreiben an den Marko,
Aus der weißen Ungarveſte Ofen,
Von Mathias, dem gewalt'gen König,
Daß er mög' nach Ofen ſich begeben,
Treu dem König und des Königs Gattin.
Iſt das dritte Schreiben an den Marko
Von dem Helden Minna Dſchidowina.

Schreibt der Minna alſo an den Marko:
„Wenn zum Kampf du zieheſt, ſtarker Marko,
Werde deine Häuſer ich verheeren,
Werd' zur Sclavin machen deine Gattin,

Werde deine alte Mutter beugen,
Und mir eigen machen deine Schätze."

Als geleſen hat die Briefe Marko,
Spricht er alſo zu der alten Mutter:
„Was beginnen ſoll ich jetzt, o Mutter,
Mögeſt einen guten Rath mir geben."

Gegenredet da des Marko Mutter:
„Du mein theurer Sohn, mein ſtarker Marko,
Gehe du zum Czar, der dein Gebieter,
Daß er dich ob keiner Säumniß ſchelte."

Spricht zur Mutter da der ſtarke Marko:
„Schweige, thöricht Haupt von einem Weibe,
Gottes Wort iſt mehr, als das des Czaren."

Springt der Marko auf die beiden Füße,
Schwinget ſich dem Scharaz auf die Schulter,
Zieht geraden Weges hin nach Ofen.

Hochzeitspathe iſt er dort dem König,
Trinket Wein durch volle ſieben Tage,
Als der ſiebente jedoch zu Ende,
Springt der Marko auf die beiden Füße,
Schwingt ſich wieder auf des Scharaz Schulter,
Zieht geraden Weges hin nach Stambul.

Als er kommt zum Kaiſer in den Diwan,
Uebergab man einen Brief dem Marko:
Daß verheert der Minna ſeine Höfe.

Als vernommen dieß der ſtarke Marko,
Wird er zornig über alle Maßen,
Doch beginnen kann da nichts der Marko,
Wendet nur in Unmuth ſeinen Wolfspelz,
Seinen Wolfspelz auf die inn're Seite.

Spricht zu Marko da der Czar von Stambul:
„Was, mein Wahlſohn, iſt dir, ſtarker Marko?
Iſt nicht Wein genug in meinem Stambul,
Iſt genug nicht fettes Fleiſch vom Widder,
Nicht genug vom weißen Weizenbrote?“

Gibt zur Antwort ihm der ſtarke Marko:
„Herr, mein Czar, Wahlvater und Gebieter,
Gib mir dreißig Türken, und vor ihnen
Noch den Bundesbruder Delil Aga.
Will zur Veſte Kuſtur mich begeben,
Um zu rächen mich für eine Schande,
Zugefügt durch Minna Dſchidowina.“

Sprach darauf der Czar zum ſtarken Marko:
„Laß von dieſem ab, mein Wahlſohn Marko,
Denn mit allen Kräften, allen Armen,
Die mir zu Gebote ſteh'n in Stambul,
Schlug ich mich mit ihm durch ſieben Jahre,
Ohne ſeine Thore nur zu ſehen,
Vollends gar die Veſte zu beſtürmen.

Wenn verheert der Minna deine Höfe,
Will ich ſchön're Höfe dir erbauen;
Machte er zur Sclavin deine Gattin,

Will ich eine ſchön're dir vermählen,
Und an Schätzen geben, was du forderſt."

Gegenredet da der ſtarke Marko:
„Ganz unſelig ſprichſt du, Czar von Stambul,
Nicht vermögend, Muth in mir zu wecken.
Was nur ſollt' ich, wenn befleckt von Schande?"

Gibt der Czar ihm d'rauf die dreißig Türken,
Und vor ihnen noch den Delil Aga.

Als die Türken Marko hat erhalten,
Zieht er ihnen aus die grünen Hoſen,
Kleidet ſie in ſchlechte Bettlerkleider,
Schnürt in Bettlerſchuhe ihre Füße,
Legt auf ihre Schultern Harſt und Hacke.

Geht ſodann der Marko in die Kirche,
Legt den grünen Rock von ſeinem Leibe,
Hüllt dann in ein Mönchsgewand die Glieder,
Setzt aufs Haupt die Mütze eines Mönches,
Birgt im Mönchsgewand den ſcharfen Säbel,
Geht ſodann des Weges hin nach Kuſtur,
Und mit Marko geh'n die dreißig Türken.

Wer der Schaar begegnet und dem Marko,
Jeden, der ihm nahet, frägt der Marko:
„Du mein Glaubensbruder und Genoſſe,
Find ich Nachtherberge wohl in Kuſtur,
Dieſe Armen unter Dach zu bringen?"

Gab zur Antwort Jeder d'rauf dem Marko:
„Sich're Nachtherberge wirſt du finden,
Beim gewalt'gen Minna Dſchidowina.
Eben will er einen tiefen Graben
Dort errichten um die weiße Veſte,
Denn er fürchtet den gewalt'gen Marko.“

Als nach Kuſtur hinkommt nun der Marko,
Spricht zum Aga er, der ihm verbrüdert:
„Mein Verbrüdeter, o Belil Aga,
Bleibe hier am Thore nun, vor Kuſtur,
Denn hinein nach Kuſtur will ich ſelber.
Einen Streit beginnen wird der Marko,
Wenn du, mein Verbrüderter, nun höreſt,
Sei zur Hand mit unſern dreißig Türken,
Laß lebendig keinen aus der Veſte,
Du hier außen und der Marko drinnen,
Bis wir uns Verbrüderte dann treffen.“

Geht darauf der Marko in die Veſte,
Als er drinnen in den weißen Höfen,
Sieht der Marko eine ſchlanke Sclavin,
Die den Boden fegt im weißen Vorhof.
Redet da der Marko zu der Sclavin:
„Gottes Hilfe, ſchlanke Chriſtenſclavin!
Iſt daheim der Minna Dſchidowina?“

Gibt zur Antwort ihm die ſchlanke Sclavin:
„Sei willkommen, Vater Mönch auf Kuſtur,

Findeſt ihn zu Hauſe, Gott erſchlag' ihn,
Aber wehe dir und deiner Botſchaft.
Sprich, woher haſt du des Marko Kampfroß?
Und woher des Marko ſcharfen Säbel?“

Spricht der Marko zu der ſchlanken Sclavin:
„Schon die Tage einer Woche ſind es,
Daß der Marko Kraljevits geſtorben,
Unter Bagdad, nah' der weißen Veſte.
Hab mit dieſen Händen ihn begraben,
Ohne einen Para zu erhalten.
Gab das Roß für eine fromme Stiftung,
Gab ſein Roß mir und den ſcharfen Säbel.“

Als die junge Sclavin dieß vernommen,
Rollen heiße Thränen ihr vom Antlitz,
Schlingt darauf ſich um den Hals des Scharaz,
Wie um einen dürren Baum die Schlange.

Alſo findet Minna dort die Sclavin,
Schlägt mit flacher Hand ſie in das Antlitz,
Schlägt die Sclavin Minna Dſchidowina,
Daß zwei weiße Zähne ihr zerbrechen.
Schluchzt zur Seite ſtehend da die Sclavin,
Wie im Steingeröll' die zorn'ge Schlange.

Doch zu Minna ſpricht der ſtarke Marko:
„Thu nicht alſo, Minna Dſchidowina,
Sünde iſt es, Sclaven zu verſtümmeln.“

Doch entgegnet Minna d'rauf dem Marko:
„Nicht vertheid'ge, Vater Mönch, die Sclavin,
Schon die Tage einer Woche ſind es,
Daß ich ſie gebracht in meine Höfe,
Und noch immer nicht geküßt ihr Antlitz.
Aber heute Abend ſoll's geſchehen!

Komm nur, Vater Mönch, in meine Höfe,
Zu erlaben uns am kühlen Weine,
Denn getauft ward ich am heut'gen Tage.“

Schwingt der Marko ſich von ſeinem Scharaz,
Geht mit Minna in die weißen Höfe,
Gehet in den weißen Thurm mit Minna.

Obenan am Tiſch ſetzt ſich der Marko,
Trinken Beide von dem kühlen Weine,
Marko trinkt, wie er's gelernt zu Prilip.

Spricht zu ihm der Minna Dſchidowina:
„Vater Mönch, wie trinkeſt du ſo wacker,
Gleich als wärſt du vom Geſchlechte Marko's.“

Spricht der ſtarke Marko da zu Minna:
„Daß dich Gott dafür erſchlagen möge!
Was erwähneſt du des todten Marko,
Heute ſind's die Tage einer Woche,
Daß ich ihn mit dieſer Hand begraben.“

Als vernommen dieſes Wort der Minna,
Nimmt er einen goldbeſchlagnen Säbel,
Der ein halbes Czarenſchloß im Werthe,
Reicht den Säbel hin ſodann dem Marko,
Alſo ſprechend zu dem Serbenhelden:

„Nimm hier, Vater Mönch, dies zum Geſchenke,
Für die Botſchaft, die du mir verkündet,
Trinke Wein, ſo viel dir mag behagen.“

Als des Wein's ſie ziemlich ſchon getrunken,
Tanzt der Eine und es ſingt der And're,
Doch zu Minna ſpricht der Mönch die Worte:
„Iſt's erlaubt, o Minna Dſchidowina,
Daß ich tanze hier nach Art der Mönche?“

Gegenredet Minna Dſchidowina:
„Tanze, Vater, wie es dir beliebet,
Werden d'rüber nicht in Streit gerathen!“

Springt der Marko auf die leichten Füße,
Tanzt ſodann herum im weißen Thurme,
Daß der Thurm erbebt in ſeinen Veſten.

Spricht der Minna zu dem luſt'gen Mönche:
„Laß, o Vater Mönch, o laß vom Tanze,
Fällt der ganze Thurm mir ſonſt in Trümmer.“

Doch nicht Antwort gibt darauf der Marko,
Sondern zieht hervor den ſcharfen Säbel,
Schlägt das Haupt dem Minna von der Schulter.

Drauf beginnt den Sturm der ſtarke Marko,
Was von Mann und Weib im weißen Hofe,
Alles wirft er unter ſeinen Säbel,

Faßt das Weib des Minna Dſchidowina,
Steckt es in den Haferſack des Scharaz,
Nimmt ſodann die junge ſchlanke Sclavin,
Seine Gattin, unter ſeine Rechte,
Nimmt den ſcharfen Säbel in die Linke,
Bricht darauf durch's Schloß hindurch im Sturme.

Was von Weib und Mann ihm nur begegnet,
Jedem ſchlägt das Haupt er von der Schulter,
Bis den Schlüſſel er vom Schloſſe Kuſtur.

Als er nun erreicht das Thor vom Schloſſe,
Sagt er zu dem Bundesbruder Aga:
„Nimm, Verbrüdeter, des Minna Gattin,
Mache ſie zur Türkin oder Sclavin.“

Geht nach Stambul d'rauf der ſtarke Marko.
Als er kommt zum Czaren in den Diwan,
Neigt er vor dem Czar ſich tief zur Erde.

Spricht der Czar Otmanowitſch zu Marko:
„Sei willkommen mir, mein Wahlſohn Marko,
Haſt dich wohl ermüdet, ſtarker Marko?“

„Wie nur hätte ich mich nicht ermüdet,
Um die Schlüſſel Kuſtur's zu bekommen!“
Wirft ſodann auf's Knie ihm hin die Schlüſſel.

Spricht der Czar Otmanowitſch zu Marko:
„Willſt du haben Boſnien's Veſierſchaft,
Oder ſonſt ein Herrenthum zum Lohne?“

Gegenredet da der ſtarke Marko:
„Keine Herrſchaft will ich zum Geſchenke,
Satt nur trinken will ich mich am Weine.“

Als vernommen dieß der Czar von Stambul,
Nimmt er hundert gelbe Golddukaten,
Gibt ſie zum Geſchenke hin dem Marko:
„Nimm, hier haſt du Geld, um Wein zu kaufen!“

Ruft der Marko: „Schmach auf ſolchen Czaren!
Daß ich hergebracht dir eine Sclavin,
Daß gebracht ich dir das Haupt des Minna
Und die Schlüſſel von der Veſte Kuſtur,
Spendeſt du mir hundert Golddukaten,
Kaum genug, den Schnurbart mir zu netzen!“

Als der Czar von Stambul dieß vernommen,
Läßt verkünden er im ganzen Lande,
Läßt verkünden durch drei weiße Tage,
Daß, wo's immer ſei, in jeder Schenke,
Marko trinken könne nach Belieben,
Ohne einen Para zu bezahlen.

Weilte Marko eines Jahres Tage,
Blieb kein Tropfen Wein in Stambul übrig.

Marko und die zwölf Mohren.

Ausſpannt ſein Gezelt der ſtarke Marko
An des Mohrenlandes ſchlimmer Gränze;
Setzt ſich unters Zelt, um Wein zu trinken;

Noch geleert nicht hat er einen Becher,
Stürzt herein ins Zelt ein junges Mädchen:
„Du in Gott mein Bruder, ſtarker Marko,
Bei dem höchſten Gott und St. Johannes!
Schütze mich Verlaß'ne vor den Mohren!

Bin gekommen ſchon in dreier Hände,
Bin gekommen heute in die vierten,
In die Hände von zwölf Mohrenbrüdern,
Nicht als Sclavin halten mich die Mohren,
Schlagen mich mit dreigeſträhnter Peitſche,
Zwingen mich, ins Antlitz ſie zu küſſen.“

Faßt der Marko bei der Hand das Mädchen,
Setzt es nieder bis zum rechten Kniee,
Schlägt ſein Wolfsfell um des Mädchens Schultern,
Gibt ihr in die Hand den vollen Becher:
„Nimm und labe dich am kühlen Weine,
Da gekommen du zum Zelt des Marko.“

Und das Mädchen nimmt den vollen Becher,
Stürzen da herbei die ſchwarzen Mohren,
Zwölf der Mohren auf zwölf ſchwarzen Pferden,
Schimpfen Marko: eine feile Kurvo!
„Biſt du zweiter Czar im Land geworden,
Daß du Sclavendirnen ſtiehlſt den Mohren?!“

„Geht nur wieder, gute Mohrenkinder,
Daß ich nicht belaſte meine Seele,
Euretwegen noch mit einer Sünde!“

Doch die zwölf ergrimmten Mohrenbrüder,
Reißen aus der Scheide ihre Säbel,
Werfen nieder das Gezelt des Marko,
Schneiden ab des Zeltes hanf'ne Stricke,
Fällt das Zelt zuſammen auf den Marko,
Fällt zuſammt der Herresfahne Marko's
Auf den Helden und ſein Kampfroß Scharaz.

Als gewahrt der heldenmüth'ge Marko,
Wie zuſammenſtürzt das Zelt von Seide,
Lodert auf er, ein lebend'ges Feuer,
Springt im Nu auf ſeine beiden Füße,
Schwingt im Nu ſich auf den muth'gen Scharaz,
Hinter ſich wirft er das Sclavenmädchen,
Gürtet dreimal um den Leib den Gürtel,
Zieht hervor den goldbeſchlagnen Säbel,
Jaget vor ſich her die Mohrenbrüder.

Haut die Mohren nicht nach ihren Hälſen,
Haut die Mohren nach den ſeidnen Gürteln,
Wirft ſtatt Jedem zwei dahin zur Erde,
Macht aus Zwölfen vier und zwanzig Mohren.

Uebers Feld dahin zieht dann der Marko,
Wie ein Stern am wolkenloſen Himmel,
Reitet d'rauf geraden Weg's nach Prilip,
Hin nach Prilip, nach der weißen Veſte.
Ruft dort ſeiner Mutter Eufroſina:
„Eufroſina, meine liebe Mutter,
Meine Mutter, meine ſüße Nahrung,
Sieh ein Mädchen, mir in Gott verſchwiſtert,
Nähre ſie, wie du genährt den Marko,
Und vermähle ſie gleich deiner Tochter,
Daß wir uns Befreundete erwerben."

Zugethan dem Mädchen war im Kurzen
Mutter Eufroſina und vermählte
D'rauf dasſelbe in dem Schloſſe Rudnik
An den Thorwartsſohn der weißen Veſte.
Unter neun der zärtlichſten Geſchwiſter
Sich Befreundete erwarb der Marko,
Kam noch oftmals nach der weißen Veſte,
Wie zu ſeinen leiblichen Geſchwiſtern,
Satt zu trinken ſich am kühlen Weine.

Marko Kraljevits und des Mohrenkönigs Tochter.

Frägt den Marko Mutter Eufroſina:
„Sag mir, Marko Kraljevits, du Kühner,
Weßhalb ſtifteſt du ſo viel der Klöſter?
Haſt du dich ſo ſchwer an Gott verſündigt,
Oder haſt du allſoviel erbeutet?“

Spricht der Marko da zu ſeiner Mutter:
„Ja bei Gott, du meine liebe Mutter!
Habe ſchwer an Gott mich einſt vergangen.

Als ich einſtens war im Mohrenlande,
Zog ich früh hinaus zu der Ciſterne,
Um zu tränken meinen muth'gen Scharaz:
Als gekommen ich zum Wüſtenwaſſer,
Fand zwölf Mohren ich an der Ciſterne.
Wollte hin ich treten durch die Rotte,
Um zu tränken meinen muth'gen Scharaz,
Wehrten deſſen mich die ſchwarzen Mohren.
Da erhob ſich zwiſchen uns ein Hader,
Und ich ſchwang die vielgezackte Keule,
Schlug gewaltig nach dem einen Mohren,

Schlug den Einen, ſchlugen mich die Eilfe,
Schlug auf Zwei, da ſchlugen mich die Zehne,
Schlug auf Drei, da ſchlugen mich die Neune,
Schlug auf Vier, da ſchlugen mich die Achte,
Schlug auf Fünf, da ſchlugen mich die Sieben,
Schlug auf Sechs, da ſchlugen mich die Sechſe,
Ward von dieſen Sechſen überwunden,
Banden mir die Hände auf den Rücken,
Führten mich ſodann zum Mohrenkönig.
Warf mich der in einen tiefen Kerker,
Wo geſchmachtet ich durch ſieben Jahre,
Wußte nicht zu ſagen, wann es Sommer,
Wußte nicht zu ſagen, wann es Winter,
Wußt' es Einmal nur; an einem Winter
Warfen ſich mit Schnee die Mohrenmädchen.
Flog ein Schneeball da in meinen Kerker,
Dadurch wußt' ich, daß es draußen Winter;
D'rauf nach langem Zeitraum wieder warfen
Mit Baſilienſträußchen ſich die Mädchen,
Dadurch wußt' ich, daß es draußen Sommer.

Alſo war das achte Jahr gekommen,
Nicht verdroſſen Kerker mich und Bande,
Mich verdroß des Mohrenkönigs Tochter,
Die am Morgen kam, ſo wie am Abend,
Und zu mir hinunter rief durch's Gitter:
„Sollſt vermodern nicht im Kerker, Marko,
Wenn du mir mit einem Eid gelobeſt,
Mich nach Serbien mit dir zu nehmen,
Und mich niemals treulos zu verlaſſen,
So ich dich aus deinem Kerker führe,
Aus dem Erdgeſchoße deinen Scharaz.

Will ſo viel der Golddueaten ſammeln,
Als du deren wünſcheſt zu beſitzen.“

Als das Mohrenmädchen dieß geſprochen,
Nahm die Mütze ich herab vom Haupte,
Legte auf das Knie ſodann die Mütze,
So der Mütze auf dem Kniee ſchwörend:
„Schwöre dir es, dich mit mir zu nehmen,
Und dich niemals treulos zu verlaſſen!
Wandelbar die Treue iſt der Sonne,
Scheint zur Winterszeit nicht wie im Sommer,
Doch nicht wandelbar ſei meine Treue!“

Als vernommen dieß die Mohrentochter,
Wähnte ſie, ich habe ihr geſchworen.
Drang Gefunkel d'rauf in meinen Kerker,
Oeffnete die Mohrin mir die Thüre,
Brachte heimlich mich hinaus zum Kerker,
Führte mir herbei den muth'gen Scharaz,
Und für ſich ein beſſres Pferd als dieſen;
Band auf dieſes dann und auf den Scharaz
Noch zwei Säcke, voll von Goldducaten,
Brachte mir auch den beſchlag'nen Säbel.
D'rauf beſtiegen Beide wir die Pferde,
Und entflohen aus dem Mohrenlande.

Als es Tag geworden d'rauf im Oſten,
Setzen wir uns hin, um auszuraſten.

Da umarmte mich die ſchwarze Mohrin.
Als ich ſah, wie ſie ſo ſchwarz vom Leibe,
Schwarz vom Leibe und ſo weiß von Zähnen,
Faßte vor der Mohrin mich ein Grauen,

Zog behende den beſchlag'nen Säbel,
Schlug die Mohrin auf den ſeid'nen Gürtel,
Flog der Säbel durch den Leib der Schwarzen.

Doch zu mir noch rief das Haupt der Mohrin:
„Marko Kraljevits, in Gott mein Bruder,
Nicht verlaſſe mich, die dich gerettet!“

Dieſes habe ich vor Gott geſündigt,
Habe viel der Schätze mir erworben,
Und zur Sühnung ſtifte ich die Klöſter.“

Zweikampf des Marko Kraljevits mit dem Albaneſen Muſſa.

Trinket Wein der Albaneſer Muſſa,
Trinkt zu Stambul in der weißen Schenke;
Als genug des Weins er hat getrunken,
Spricht der Muſſa alſo trunk'nen Muthes:
„Neun der Jahre ſind nunmehr vergangen,
Seit dem Czar in Stambul ich hier diene,
Nicht erwarb ich Roß mir oder Waffe,
Noch ein Kleid, ein neues oder altes,
Aber wenden will, bei meiner Treue,
Ich mich nun zum flachen Küſtenlande,
Sperren dort die Ueberfuhr am Meere,
Und die Straßen rings am Meeresufer,
Will erbauen einen Thurm am Strande,
Und mit Eiſenhaken ihn umgeben,
D'ran die Godſchar und die Pilger hängen.“

Und was alſo trunken ſprach der Muſſa,
Hat er nüchtern bald auch ausgeführet.
Stieg hinab zum flachen Küſtenlande,
Sperrte dort die Ueberfuhr am Meere,

Anmerkung: Der Serbe nennt den türkiſchen Großherrn, ſeit er an die Stelle ſeiner einheimiſchen Beherrſcher getreten, Czar.

Sperrte dort die Straßen an der Küſte,
Jährlich bei dreihundert Saumeslaſten
Hielt zurück für ſich alldort der Muſſa,
Baute einen Thurm am Meeresſtrande,
Steckte Eiſenhaken rings um dieſen,
Hing darauf die Godſchar und die Pilger.

Als vernommen dieß der Czar, ſo ſchickte
Von Cuprija den Veſier zum Ufer
Er hinunter mit dreitauſend Kriegern,
Aber als gekommen ſie zur Küſte,
Schlug ſie alle todt der ſtarke Muſſa,
Läßt allein am Leben den Veſier nur,
Bindet ihm die Hände auf den Rücken,
Bindet unterm Roſſe ihm die Füße,
Alſo ihn zum Czar nach Stambul ſchickend.
Doch aufs Neue ſucht der Czar nach Kämpfern,
Bietet Jedem ungezählte Schätze,
Der den Albaneſen würde tödten;
Doch wer immer zog zum Küſtenlande,
Kam nicht lebend mehr zurück nach Stambul.

Wohl ergrimmt war da der Czar und bangend,
Sprach zu ihm der Chodſcha von Tſchuprija:

„Höre mich, Gebieter, Czar von Stambul,
Wäre Marko Kraljevits zur Stelle,
Sicher würde tödten er den Muſſa."
Finſter aber blickt auf ihn der Herrſcher,
Während Thränen ſeine Wangen netzen.
„Gib dieß auf, o Chodſcha von Tſchuprija!
Was erwähneſt du des Serbenhelden,

Da bereits vermodert ſein Gebeine?
Voll ſchon ſind die Tage dreier Jahre,
Seit ich ihn geworfen ins Gefängniß
Und nicht mehr die Thür dazu geöffnet."

Gegenredet Chodſcha von Tſchuprija:
„Sprich in Gnaden, edler Czar von Stambul,
Was wohl würdeſt geben du Demjen'gen,
Der dir ſagte, daß der Marko lebe?"

Spricht zu ihm der Czar da, ſein Gebieter:
„Geben wollt' ich Bosnien's Veſierſchaft,
Ohne Wechſel auf neun volle Jahre,
Und von ihm nicht einen Para fordern."

Springt der Chodſcha auf die leichten Füße,
Oeffnet raſch die Kerkerthür dem Marko,
Führend ihn zum Czar, zu dem Gebieter.

Hing das Haar dem Marko bis zur Erde,
Hüllend ihn der Länge nach und Breite,
Nägel hatte er, damit zu ackern;
Ganz verwildert durch des Kerkers Moder
Ward er grau, wie das Geſtein geworden.
Spricht zu Marko Kraljevits der Herrſcher:
„Biſt du wirklich noch am Leben, Marko?"

„Herr, ich bin es, aber nicht zum beſten."

D'rauf begann der Czar ihm zu verkünden,
Was ſich zugetragen mit dem Muſſa,
Und den Marko Kraljevits befragt er:
„Kannſt du wohl bei deiner Kraft es wagen,
Dich zum Meeresufer zu begeben,

Zu bezwingen dort den grimmen Muſſa?
Gebe dir, was du verlangſt von Schätzen."

D'rauf der Marko Kraljevits entgegnet:
„Mächt'ger Czar von Stambul, mein Gebieter,
Bin verwildert durch des Kerkers Moder,
Und erblindet faſt iſt mir das Auge,
Wie nur könnte ich mit Muſſa kämpfen?
Bringe mich in eine weiße Schenke,
Stelle auf den Tiſch mir Wein und Branntwein,
Und das fette Fleiſch von einem Widder,
Und dazu vom feinſten weißen Brote,
Daß ich mich erlab' durch ein'ge Tage,
Will's dann ſagen, wann ich kampfeskräftig."

Ließ drei Bader da der Czar berufen,
Einer wuſch, der Zweite ſchor den Marko,
Und der Dritte ſchnitt ihm ab die Nägel,
Brachte ihn ſodann in eine Schenke,
Stellte auf den Tiſch ihm Wein und Branntwein
Und das fette Fleiſch von einem Widder,
Und dazu vom feinſten weißen Brote.
Sitzt der Marko dort drei ganzer Monde,
Harrend, daß zurück die Kraft ihm kehre.

Frägt der Czar den Marko da aufs Neue:
„Kannſt du jetzt es wohl, o Marko! wagen?
Läſtig wird mir ſchon des Volkes Drängen
Und ſein ſtetes Klagen über Muſſa."

Sagt der Marko da zum Czar von Stambul:
„Bringet Holz mir vom Kornelgeſträuche,
So die Schichten weiſt von neun der Jahre,
Daß ich dran erprobe meine Kräfte."

Und man bringt das Holz, wie er geheißen,
Und der Marko drückt's mit ſeiner Rechten,
Da zerſchellt's an drei verſchied'nen Stellen,
Doch entträufelt ihm kein Tropfen Waſſer.
„Noch, bei Gott, iſt's nicht die Zeit zum Kämpfen "

Alſo blieb noch Marko durch ein Monat,
Harrend, daß zurück die Kraft ihm kehre.
Wie er nun geſtählter fühlt die Sehnen,
Heiſcht er vom Kornelgeſträuche wieder
Holz, das Schichten weiſt von neun der Jahre,
Und wie er's nun drückt mit ſeiner Rechten,
Da zerſchellt's an drei verſchied'nen Stellen
Und heraus zwei Tropfen Waſſer ſprangen.

D'rauf zum Czar von Stambul ſpricht der Marko:
„Nun erkräftigt bin ich, Herr, zum Kampfe."
Und er geht zum Waffenſchmiede Nowak:
„Schmiede einen Säbel mir, wie keinen
Du geſchmiedet jemals noch im Leben."
Gibt dafür ihm dreißig Stücke Goldes,
Geht zurück dann in die weiße Schenke,
Trinkt dort Wein durch drei, durch vier der Tage,
Wieder dann zum Schmied die Schritte lenkend.
„Haſt du mir geſchmiedet ſchon den Säbel?"
Trägt auf dieß der Schmied heraus die Waffe,
Spricht der Marko Kraljevits zum Schmiede:
„Sage, Waffenſchmied, iſt er auch tüchtig?

Spricht der Schmied zu ihm: „Hier iſt der Säbel,
Hier der Ambos, magſt es ſelbſt verſuchen."
Nimmt den Säbel Marko in die Rechte

Schlägt gewalt'gen Schlages auf den Ambos,
Daß ſich dieſer in zwei Hälften ſpaltet.
Frägt ſodann den Schmied der ſtarke Marko:
„Sprich um Gott mir nun, Schmied Nowak, haſt du
Einen ſtärkern Säbel ſchon geſchmiedet?“

Spricht darauf Schmied Nowak zu dem Marko:
„Ja bei Gott, du heldenmüth'ger Marko,
Einen ſtärkern ſchon hab' ich geſchmiedet,
Stärkern Stahl für einen ſtärkern Helden!

Als der Muſſa zog zum Küſtenlande,
Hab' ich ihm geſchmiedet einen Säbel,
Wie mit dem er ſchlug nach meinem Ambos,
Theilte dieſen er zuſammt dem Blocke.“

Drob im Innern iſt ergrimmt der Marko,
Und er ſprach darauf zum Schmiede Nowak:
„Reiche jetzt mir deine Hand, Schmied Nowak,
Daß ich deine Arbeit dir bezahle.“
Täuſchte da den Schmied die Liſt der Schlange,
Streckte hin dem Marko ſeine Rechte,
Doch der Marko ſchwang im Nu den Säbel,
Hieb ihm ab die Rechte bis zur Schulter.
„Dieß zum Lohn, Schmied Nowak, nimm von Marko,
Schmiede beſſer's nicht und auch nichts Schlecht'res.
Doch dazu nimm hundert Goldducaten
Daß du friſten mögſt hinfort das Leben!“
Wirft ihm hin d'rauf hundert Goldducaten
Schwingt ſodann ſich auf ſein Kampfroß Scharaz,
Grade nach dem Meeresufer reitend.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dieß durchſtreifend ſpäht er nach dem Muſſa.
Früh am Morgen iſt er aufgebrochen
Nach dem Bergpaß Katſchalick, mit Namen,
Als er ſieht den Albaneſer Muſſa.
Um des Roſſes Bauch die Beine kreuzend,
Wirft der Muſſa in die Luft die Keule,
Mit der weißen Hand ſie wieder fangend.
Wie da Einer nahe kommt dem Andern,
Sagt der ſtarke Marko zu dem Muſſa:
„Heda, Muſſa, öffne mir die Gaſſe,
Oder neige dich dem ſtarken Marko.“

Gegenredet da der Albaneſer:
„Nicht beginne Streit mit mir, o Marko,
Steig vom Roß und laſſe Wein uns trinken,
Nimmer aber neigt ſich dir der Muſſa,
Hätt' auch eine Königin geboren
Dich im Prunkgemach auf weichen Kiſſen,
Eingehüllt dich nur in zarte Seide,
Und mit gold'nen Fäden dich umwickelt,
Dich ernährt mit Honig und mit Zucker.

Wiſſe, meine Mutter war ein wildes
Weib nur der Arnauten, das geboren
Mich bei Schafen, auf der kahlen Platte,
Mir den Leib gehüllt in rauhe Felle
Und umwunden mit des Brombeers Ranke,
Und mit Hafermus mich nur ernährte,
Doch beſchworen hat ihr Mund mich immer;
Keinem Helden jemals mich zu neigen.“

Als vernommen dieß der ſtarke Marko,
Läßt er ziſchen ſeine Kampfeslanze
Durch die Ohren hin dem muth'gen Scharaz,
Nach der Heldenbruſt des ſtarken Muſſa.

Aber Muſſa fängt ſie mit der Keule
Ueber ſich im Bogen weg ſie ſchleudernd.
Selbſt nun faßt er ſeine eig'ne Lanze,
Nach des Marko's Heldenbruſt ſie richtend,
Doch auch Marko fängt ſie mit der Keule,
In drei Theile ihren Schaft zerſplitternd.

Zogen d'rauf ſie die beſchlag'nen Säbel,
Heftig ſtürmend Einer auf den Andern,
Schwang der Marko Kraljevits den Säbel,
Doch der Muſſa wehrt ihm mit der Keule,
In drei Theile dieſen ihm zerſplitternd.

Zieht hierauf der Muſſa ſeinen Säbel,
Daß den Marko Kraljevits er tödte;
Doch der Marko wehrt ihm mit der Keule
Und zertrümmert ihm den Griff des Säbels.

Nehmen Beide die gezackten Kolben,
Nun mit dieſen ihren Kampf beginnend,
Bis die Zacken ſprangen von den Kolben
Und in's Gras ſie hin die Stumpfe warfen.
Sprangen Beide d'rauf von ihren Roſſen,
Faßten ſich bei ihren ſtarken Gliedern,
Ringend mit einander auf dem Raſen.

Faßt gewaltig Einer da den Andern,
Faßt der Marko Kraljevits den Muſſa,
Doch zu Boden bringt er nicht den Helden,
So wie der zu Boden nicht den Marko.
Rangen alſo einen halben Sonntag.
Schon bedecket Schaum den ſtarken Muſſa,
Schaum und Blut bedeckt den ſtarken Marko.
Spricht zu ihm der Albaneſe Muſſa:
„Schwinge du mich, ſonſt werd' ich dich ſchwingen."
Schwenkt da Marko Kraljevits den Muſſa,
Doch verſagten ihm hierzu die Kräfte,
Und den Marko ſchwenkte d'rauf der Muſſa,
Schleuderte in's hohe Gras ihn nieder,
Auf die Bruſt das ſtarke Knie ihm ſtemmend.

Rief der Marko da mit lauter Stimme:
„Ach, wo biſt du, Bundesſchweſter Vile?
Ach! wo biſt du, daß du niegeneſen!
Schwureſt einen Meineid, als du ſagteſt,
Daß, wo immer ich auch ſei in Nöthen,
Du zu Hilfe kämſt dem Bundesbruder."

Rief herab die Vile aus den Wolken:
„Habe ich dich nicht gewarnt, o Marko,
Daß du kämpfen ſollteſt nie am Sonntag?
Da's zum Unheil dir, Zwei gegen Eines,
Aber welch' Verſteck wohl birgt die Schlangen?"
Schaut der Muſſa da nach Berg und Wolke,
Zu erſpäh'n, woher die Vile riefe,
Doch behende ſein verborg'nes Meſſer

Zieht der Marko, und er ſchlitzt den Muſſa
Auf vom Gürtel bis zum weißen Halſe.

Leblos ſank der Muſſa auf den Marko,
Konnte kaum hervor ſich dieſer wühlen.
Als ſich freigemacht von ihm der Marko,
Sieht drei Heldenherzen er in Muſſa,
Und drei Rippen, eine an der andern.

Eins der Herzen zuckte, matt erſterbend
Schlug das Zweite noch lebend'gen Schlages,
Doch im dritten barg ſich eine Schlange.
Und als die neu aufgeregt vom Schlafe,
Wälzt ſich todt der Muſſa auf dem Felde.
Und zum ſtarken Marko ſpricht die Schlange:
„Dank es Gott und ſeinen Heil'gen, Marko,
Daß ich nicht erwacht, als Muſſa lebte;
Denn dreihundertfaches Unheil wäre
Dir geworden, wenn es ſo geſchehen.“

Als vernommen dieß der ſtarke Marko,
Netzten Thränen ihm das weiße Antlitz,
Rief er: „Weh' mir, bis zum lieben Gotte,
Einen beſſern habe ich erſchlagen,
Einen beſſern Helden als ich ſelber!“
Hieb hierauf das Haupt vom Rumpf dem Muſſa,
Warf es in den Haferſack dem Scharaz,
Mit es nehmend nach dem weißen Stambul.

Als das Haupt er hinwarf vor den Czaren,
Sprang der Czar entſetzt auf beide Füße;
Sprach der Marko Kraljevits zum Herrſcher:

„Fürchte dich nicht alſo vor dem Todten,
Wie empfangen hätteſt du ihn lebend,
Da du ſo erſchrickſt vor ſeinem Haupte?!“

Gab der Czar ihm drauf drei Laſten Goldes,
Und der Marko zog zur Veſte Prilip;
Auf dem Bergpaß lag der todte Muſſa.

* * *

Wie Marko Kraljevits fiſcht.

Seinen Namenstag der Marko feiert,
Feiert ihn am Tage St. Georgus;
Viel der Gäſte hat der Tag verſammelt;
Hunderte von Popen und von Mönchen,
Auch ein Dutzend ſerbiſche Wladiken,
Und vier Patriarchen aus der Gegend,
Und noch and're Gäſte eine Unzahl.

Viel der Speiſen gab es, viel des Weines,
Dennoch ſprach da einer von den Gäſten:
Nichts zu wünſchen blieb an Trank und Speiſen,
Marko Kraljevits, an deinem Hofe,
Mangelten nicht Fiſche von Ochrida.

Dieß verdroß den königlichen Marko,
Und er rufet Bogoſok, den Diener.
Reicht den Becher ihm, und auch die Kanne:
„Schenke Wein, Bogoſok, treuer Diener!“

Steigt ſodann hinab vom weißen Thurme,
Zäumt ſein Kampfroß ſich, den muth'gen Scharaz.
Da in Eile nahet Marko's Mutter
Leiſe alſo zu dem Helden ſprechend:

„Wehe mir, mein Sohn, du ſtarker Marko,
Wenn du Waffen tragſt am heut'gen Tage!
Haſt du alſo dich an Blut gewöhnet,
Daß du's willſt am Feſttag ſelbſt vergießen?

Wohl verlegen macht dieß Wort den Marko:
Schlimm iſt's auszugehen ohne Waffen,
Schlimmer noch, der Mutter nicht gehorchen!
Aber bald entſchloſſen ſchwingt der Marko
Ohne Waffen ſich auf's Schlachtroß Scharaz;
Reitet hin dann durch die grünen Felder,
Nach dem fern hin ſchimmernden Ochrida.

Aber wie er nun gelangt zur Brücke,
Kommt ein brauner Moslim da geritten,
Um des Roſſes Bauch die Füße kreuzend,
Wirft er in die Luft die Eiſenkeule,
Mit der weißen Hand ſie wieder fangend.
Spricht der Moslim da zum ſtarken Marko:
„O bei Gott! du unbekannter Krieger,
Bringt dein Weg dich von der Veſte Prilip,
Wo der königliche Marko hauſet?
Iſt daheim er in dem weißen Hofe,
Hat genug der Gäſte er geladen?“

Da erwiedert ihm der ſtarke Marko:
„O bei Gott, mein unbekannter Krieger,
Früh ſchon zog ich von der Veſte Prilip,
Wo daheim der königliche Marko,
Der juſt ſeinen Namenstag dort feiert,
Und genug bei ſich hat er der Gäſte.“

Spricht darauf zu ihm der braune Moslim:
„So es Gott will und das Glück des Helden,
Soll in Blut ſein Speiſetiſch verſinken,
Hängen will ich ſelbſt den ſtarken Marko,
Vor dem Thor der weißen Veſte Prilip,
Hat er doch getödtet meinen Bruder,
Hat getödtet den gewalt'gen Muſſa."

Wendet d'rauf ſein Roß von brauner Farbe.
Marko bleibt zurück, bei ſich bedenkend,
Was wohl da zu thuen, was zu laſſen.
Wenn ich mich entdecke jetzt dem Helden,
Wird er tödten mich mit ſeiner Keule,
Da ich zur Vertheid'gung keine Waffen.
Laß ich zieh'n ihn nach der Veſte Prilip,
Wird er dort erſchlagen alle Gäſte,
Wenn er nicht daheim den Marko findet.
Aber bald entſchloſſen ruft der Marko:
„Wende nur dein Roß, du frecher Djemo,
Denn vor dir ſiehſt du den Marko ſelber."
Ruft es, im Vertrau'n auf ſeinen Scharaz.
Und im Fluge braust er durch die Eb'ne,
Und im Fluge braust ihm nach der Djemo.

Schnell iſt Scharaz, ſchon beinah' gerettet,
Sieh' da wirft der Moslim ſeine Keule,
Trifft den Helden auf die weiße Schulter,
Marko ſtürzt, und auf ihn ſtürzt der Djemo,
Bindet ihm die Hände auf den Rücken,
Zieht hervor die Kette aus dem Querſack,
Schmiedet Marko in das ſchlimme Eiſen,
Schmiedet Eiſen ihm an beide Füße,

Schmiedet Eiſen ihm an beide Hände,
Schmiedet dann noch eine ſchwere Kette
An den weißen Hals dem ſtarken Marko;
Setzt ſodann ſich auf des Marko Schecken,
Neben ſich am Zaum den Braunen führend,
D'rauf gebunden er den ſtarken Marko.

Zieht die Straße hin dann zum Ochrida,
Richtet auf am Ufer einen Galgen,
Aufzuhängen d'ran den ſtarken Marko.

Bitten da die Chriſtenherrn den Djemo:
„O um Gott, nicht hänge du den Marko,
Denn mißrathen würden Wein und Weizen,
Sieh zur Löſung hier drei Laſten Goldes.“

Nimmt der Djemo d'rauf die Laſten Goldes,
Führt den Marko nach dem Schloß Rutſchitre,
Richtet unterm Schloß nun auf den Galgen,
Aufzuhängen d'ran den ſtarken Marko.

Bitten da die Chriſtenherrn den Djemo:
„O um Gott, nicht hänge du den Marko,
Denn mißrathen würde Wein und Weizen,
Sieh zur Löſung hier drei Laſten Goldes.“

Nimmt der Djemo da die Laſten Goldes,
Führt den Marko nach der Veſte Svetshan,
Wieder dort errichtend einen Galgen,
Daß er d'ran den ſtarken Marko hänge.

Bitten ihn von Svetshan da die Herren:
„O um Gott, nicht hänge du den Marko,
Denn mißrathen würde Wein und Weizen,
Nimm zur Löſung hin drei Laſten Goldes.“

Und auch dießmal nimmt das Gold der Djemo,
Rüſtet dann ſein Roß zu neuem Ritte,
Kommt ſodann in's Waldgebirg Jaſina.
Da erfaßt gar heft'ger Durſt den Djemo.
„Weißt du keine Quelle, keine Schenke,
Wo ich laben könnte meinen Gaumen?“

Spricht zu ihm der königliche Marko:
„Nicht die Art iſt dieß, wie Helden handeln,
Denn ſie ſchlachten Kampfroß oder Falken,
Labend ſich am Blute ihres Halſes!“

Aber ihm erwiedert d'rauf der Djemo:
„Weder Roß noch Falken will ich ſchlachten,
Schlachten aber will ich jetzt dich ſelber,
Labend mich am Blute deines Halſes!“
Und hervor zieht er den krummen Säbel,
Um, wie er geſagt, zu thun am Marko.

Da zu ihm der Marko alſo redet:
„Ferne nicht iſt eine weiße Schenke,
Drinnen eine Wirthin Namens: Jana.
Wie nun würde die ſich d'rob erfreuen,
Sähe ſie von Djemo mich gefangen,
Da ich viel des Weins bei ihr getrunken,
Ohne jemals welchen zu bezahlen.“

Kaum vernommen hatte dieß der Djemo,
Steht er auch ſchon vor der weißen Schenke.
Aus der Schenke tritt die Wirthin Jana
Und erblickt den königlichen Marko; -
Doch der Marko winkt ihr mit den Augen.
Und voll Freude ſpricht die Wirthin Jana:
„Preis und Ruhm, dir unbekannter Krieger,
Und auch Gott ſei hoher Preis und Ehre,
Daß ich ſo gebunden ſeh' den Marko.
Vollauf ſollſt du haben nun des Weines,
Durch drei Tage, ſo es dir gefällig,
Ohne einen Para zu bezahlen.“

Nimmt darauf des Djemo Pferd am Zügel,
Führt hinein es in die weiße Schenke,
Bringt heraus dem Djemo Wein und Branntwein.
Trinkt ſodann vom Wein der durſt'ge Djemo,
Trinket zu dem königlichen Marko,
Aber ohne welchen ihm zu reichen.
Als er zur Genüge nun getrunken,
Bringt' ihm auch die junge Wirthin Jana
Einen gold'nen Wein von ſieben Jahren,
Wirft hinein jedoch verſchied'ne Kräuter.
Fällt der Djemo mit dem Haupt zur Erde,
Springt da auf die leichten Füße Jana,
Und befreit den Marko von den Eiſen,
Aber dieſer ſchließt darein den Djemo.

Als nun Djemo liegt in ſchweren Ketten,
Setzt der Marko ſich zum gold'nen Weine,
Stößt ihn mit dem Stiefel, mit den Sporen.

„Heda, Djemo, laß uns Beide trinken!„
Wie nun da erblickt der braune Djemo
Ober ſich den königlichen Marko,
Und am Halſe fühlt das ſchwere Eiſen,
Springt er haſtig auf die leichten Füße,
Doch zurück wirft ihn die Laſt des Eiſens.

Rüttelt Djemo da die nerv'gen Glieder,
Daß die Hände ſpringen aus den Schultern,
Daß die Füße ſpringen aus den Knieen,
Aber feſt an beiden hält das Eiſen.

So auf ſchwarzer Erde liegt der Djemo,
Sitzt da Marko bei dem gol'dnen Weine,
Trinkes Wein und trinkt ihn zu dem Djemo,
Aber ohne welchen ihm zu reichen.

Als der Marko nun genug getrunken,
Bindet er den Scharaz an den Braunen,
Bindet auf den Scharaz dann den Djemo,
Selber er beſteigt des Djemo Braunen,
Alſo zieht er nach dem Schloß Rutſchitre.

Kommen da heraus die Chriſtenherren:
„O um Gott, du königlicher Marko,
Hänge doch nur raſch den böſen Djemo,
Sieh', hier haſt du drei der Laſten Goldes.“

Marko aber gibt zurück die Laſten
Goldes, die der Djemo hat genommen,
Und begibt ſich nach der Veſte Svetshan.

Kommen da heraus die Serbenherren:
„O um Gott, du königlicher Marko,
Hänge raſch nur auf den böſen Djemo,
Sieh', hier haſt du drei der Laſten Goldes."

Marko aber gibt zurück auch dieſen,
Was als Löſung ſie dem Djemo gaben,
Ziehend nun den Weg nach dem Ochrida.

Kommen da zu ihm die Chriſtenherren:
„O um Gott, du königlicher Marko!
Hänge nur geſchwind den ſchlimmen Djemo,
Sieh', hier haſt du drei der Laſten Goldes."

Doch nicht nehmen mag das Gold der Marko,
Sondern gibt zurück die Laſten alle,
So dem Djemo früher ſie gegeben.
Baut dann am Ochrida einen Galgen,
Und an dieſen hänget er den Djemo,
Fangt ſich Fiſche d'rauf aus dem Ochrida,
Kehrt mit dieſen nach der Veſte Prilip,
Und begeht den Feſttag St. Georgus.

Ein Mädchen überliſtet den Marko.

Arm wie Wen'ge iſt das ſchöne Mädchen,
Nimmt es eine Mahlzeit, wenn es Mittag,
Nimmt dafür es keine, wenn es Abend.
Nimmt es aber Abends eine Mahlzeit,
Nimmt's hinwieder keine, wenn es Mittag.
Und ſein Kleidchen deckt ihm kaum die Blöße.

Dennoch hat ein gutes Glück das Mädchen,
Denn um ſelbes warb der ſtarke Marko,
Und nebſt dieſem der Woiwode Janku,
So wie auch der Ustuptſchitſche Pawle.

Machen auf den Weg da ſich die Werber,
Jeder tauſend Gäſte im Geleite,
Zogen zu dem weißen Hof des Mädchens
War der Marko Kraljevits der Erſte,
Folgte dieſem der Woiwode Janko,
Und dem Janko Ustuptſchitſche Pawle.
Wendet zum Woiwoden ſich der Marko:
„Sage mir, wohin du ziehſt des Weges,
Weßhalb müheſt du ſo viel der Gäſte,
Und ermüdeſt du ſo viel der Pferde,

Wenn für dich nicht iſt das junge Mädchen,
Wenn für mich das Mädchen, für den Marko?“

Schwieg der Janko, ſprach nicht eine Sylbe,
Wendet ſich zu Uſtuptſchitſche Pawle,
Leiſe ſprechend: „Uſtuptſchitſche Pawle,
Sage mir, wohin du ziehſt des Weges,
Weßhalb müheſt du ſo viel der Gäſte,
Und ermüdeſt du ſo viel der Pferde,
Wenn für dich nicht, noch für mich das Mädchen,
Wenn das ſchöne Mädchen für den Janko?“

Schwieg der Pawle, ſprach nicht eine Sylbe,
Sondern zog voran den Hochzeitsgäſten.
Als gekommen ſie zum weißen Schloſſe,
Sah von weitem ſie des Mädchens Mutter,
Ging entgegen freudig den Bewerbern,
Stellte all' den Ihren vor die Helden.

Führte in den weißen Hof dieſelben,
Setzte dort den Beiſtand zu dem Beiſtand,
Und den Zeugen ſetzte ſie zum Zeugen,
Setzte einen Werber zu dem andern,
Wendete darauf ſich zu den Gäſten:
„Ihr geſchmückten Hochzeitsgäſte alle,
Nehmt vorlieb und ihr auch, gute Freunde.“

Als die Hochzeitsgäſte ausgeraſtet,
Zog der Marko Kraljevits den Säbel,
Legte dieſen über ſeine Kniee,
Leiſe ſprechend zum Woiwoden Janko:

„Höre jetzt mich, o Woiwode Janko,
Höre du auch, Ustuptſchitſche Pawle,
Nehme jeder jetzt drei gold'ne Aepfel,
Lege hin dieſelben auf die Erde,
Lege hin zugleich die gold'nen Ringe,
Werde dann herbeigeführt das Mädchen,
Daß von uns ſie jenem angehöre,
Deſſen Apfel oder Ring ſie wählet.

Mag ſie nehmen, was ihr ſteht zu Sinne,
Den ſie ſich erwählt, dem ſei ſie eigen.“

Folgen da des Marko Wort die Helden,
Legte jeder hin die gold'nen Aepfel,
Legte jeder hin die goldnen Ringe,
Ward herbeigeführt das ſchöne Mädchen,
Und zum ſchönen Mädchen ſprach der Marko:
„Höre mich, du junges ſchönes Mädchen,
Wähle jetzt von dieſen gold'nen Aepfeln,
Von den gold'nen Aepfeln oder Ringen!“

Als vernommen dieſes Wort das Mädchen,
Wenn auch arm, doch helle vom Verſtande,
Sprach's zu Marko Kraljevits die Worte:
„Du in Gott mein Bruder, ſtarker Marko,
Und auch Janko, und ihr ſchmucken Gäſte,
Werthe Freunde und in Gott mir Brüder,
Iſt der Apfel nur ein Spiel für Kinder,
Iſt der Ring ein Zeichen nur für Helden,
Und nicht Ring und Apfel will ich wählen,
Wähle mir den Ustuptſchitſche Pawle.“

Als der Marko ſolches hat vernommen,
Schrie er auf, als wie das Thier des Waldes,
Schlug auf's Knie ſodann mit ſeiner Rechten,
Alſo ſprechend zu dem ſchönen Mädchen:
„Höre mich, du armes ſchönes Mädchen,
Irgend Jemand hat dir das gerathen,
Aber ſag', wer lehrte ſo dich ſprechen?“

Spricht das arme Mädchen da zu Marko:
„Du in Gott mein Bruder, ſtarker Marko,
Mich belehret hat dein blanker Säbel.“

Lächelt Marko da dem armen Mädchen,
Alſo ſprechend leiſe zu der Klugen:
„Dieſes war dein Glück, du ſchönes Mädchen,
Daß du nicht gelangt haſt nach dem Apfel,
Nach dem Apfel nicht und nach den Ringen,
Denn ſo wahr als mir mein Glaube helfe,
Abgehauen wären beide Hände
Von des Marko Säbel dir geworden,
Hätteſt nie mehr ſtolz dein Haupt erhoben,
Noch mit grünem Kranz geſchmückt daſſelbe.—“

Marko und Roſanda.

Seit vom Schöpfer ward die Welt erſchaffen,
Ward kein größ'res Wunder noch zu ſchauen,
Ward von größ'ren Wundern noch vernommen,
Als man ſich erzählt von dem zu Prisrem;
Dieſes Wunder nennet ſich Roſanda,
Iſt die Schweſter des Feldhauptmanns Lecka.

Reizend war ſie, daß kein Leid ſie treffe,
Ja in Oſt und Weſt in Nord und Süden,
Bei den Moslim oder bei den Chriſten,
Soll es nirgends geben ihres Gleichen;
Keine Türkin und auch keine W'lachin,
Keine Schlank're gibt es ſelbſt in Wälſchland.
Wer die Vile ſah im Waldgebirge,
Fand, daß ſelber dieſe nicht ſo ſchön ſei.

War in einem Käfig aufgewachſen,
Aufgewachſen dort, durch fünfzehn Jahre,
Sah ihr Auge weder Mond noch Sonne;
Jetzt in's Leben plötzlich tritt das Wunder,
Und die Nachricht fliegt von Mund zu Munde.

Kam die Kunde auch zum Schloſſe Prilip,
Hörte Marko Kraljevits die Kunde;
Sehr erfreute dieß den Helden Marko.
Lobte man die reizende Roſanda,
Sprach man auch nicht ſchlimm vom Helden Marko.
Denkt der Marko: Wie, wenn ich ſie freite,
Finde einen wackern Freund an Lecka,
Der mit mir des rothen Wein's genöſſe,
Sich mit mir nach Herrenweis beſpräche.

Ruft herbei der Marko ſeine Schweſter:
„Meine Schweſter, eile auf den Söller,
Oeffne dort den Deckel von der Truhe,
Lange mir heraus die Herrenkleider,
Die ich lange dort mir aufbewahrte,
Mich zu kleiden, wenn ich mich vermähle,
Heute noch will ich nach Prisrem ziehen,
Nach der Veſte am Gebirge Schara,
Dort zu werben um die Schweſter Lecka's.
Und wenn ich zum Weibe ſie erhalten,
Und nach Haus gebracht zur Veſte Prilip,
Will ich dann auch, Schweſter, dich vermählen.“

Eilt des Marko Schweſter auf den Söller,
Leget ihm zurecht die Herrenkleider.
Als ſich Kraljevits damit bekleidet,
Hüllet er in Tuch ſich und in Sammet,
Hüllt ſich in ein Unterkleid mit Häkeln,
D'ran befeſtigt gelbe Goldducaten,
Gürtet um ſich dann den ſcharfen Säbel.
Hängen gold'ne Quaſten bis zur Erde,

Und in Gold gegoſſen iſt der Säbel,
In der Schneide ſcharf und leichten Schwunges.
Führten ihm die Diener vor den Scharaz,
Der belegt mit einem gold'nen Sattel,
Decken ihn mit Tuch bis an die Hufe,
Drüber legend ein geflecktes Luchsfell,
Zäumen ihn mit ſtählernem Gebiſſe.

Noch vor'm Austritt ſchon zerbrach's der Marko,
Rief der Marko da herzu die Diener,
Eilt der Kellermeiſter ſeines Winkes,
Brachten zwei der Diener Wein dem Marko,
Brachten zwei der Kufen rothen Weines,
Eine gaben ſie dem muth'gen Schlachtroß,
Trank die zweite Kufe leer der Marko;
Blutroth wird der Scharaz bis zum Ohre,
Blutroth wird der Marko bis zum Auge.

Saß der Drache alſo auf dem Drachen,
Kam er zum Prilipenfeld geritten,
Ritt durchs Feld und ritt durchs Waldgebirge,
Bis das Amſelfeld vor ihm ſich breitet.
Nicht nach Mitrowitz will hin der Marko,
Sondern lenket ein beim erſten Kreuzweg,
Reitet g'rade zu dem Bundesbruder,
Zu dem Bruder und Woiwoden Miloſch.

Als er auf das flache Feld gekommen,
Sah von weitem ihn Woiwode Miloſch,
Sah den Marko von dem weißen Thurme,
Rief in Eile Miloſch ſeine Diener:

„Meine Diener, öffnet raſch die Thore,
Geht hinaus auf's flache Feld in Eile,
Reihet dort euch auf der breiten Straße,
Nehmt die Mützen unter eure Achſeln,
Neiget tief euch bis zur ſchwarzen Erde,
Denn es naht mein Bundesbruder Marko.
Nicht belaſtet ihm den Saum des Pferdes,
Nicht berühret den Rand von ſeinem Säbel,
Noch zu nahe tretet hin zum Marko,
Möglich wär' es, daß ergrimmt' der Marko,
Möglich, daß er Wein zu viel getrunken,
Würde euch zerſtampfen mit den Hufen,
Und verſtümmelt laſſen auf der Heide.
Erſt wenn er herein zum Thor geritten,
Und geküßt wir uns in's weiße Antlitz,
Nehmet in Empfang des Helden Streitroß,
Und ich will ihn führen auf den Söller."

Oeffnen eilig da das Thor die Diener,
Kamen Marko auf dem Feld entgegen,
Doch auf ſie nicht ſchaut der ſtolze Marko,
Sprengt vorbei, dem Roß die Sporen gebend,
Sprengt in's off'ne Thor vom weißen Hofe,
Sitzt im Thore ab von ſeinem Scharaz.
Kommt entgegen ihm Woiwode Miloſch,
Kommt entgegen ſeinem Bruder Marko,
Breiten beide Brüder ihre Arme,
Küſſen Beide ſich in's weiße Antlitz,
Ladet Miloſch Marko auf den Söller.

„Nicht auf deinen Söller kann ich treten,
Denn mir fehlt die Zeit als Gaſt zu weilen.

Sollteſt du noch nichts vernommen haben
Von der weißen Veſte Prisrem und von
Lecka, der dort herrſchet als Feldhauptmann,
Und vom Wunder, das alldort zu ſchauen?
Dieſes Wunder nennet ſich Roſanda,
Und iſt eine Schweſter des Feldhauptmanns,
Ja in Oſt und Weſt, in Nord und Süden,
Bei den Moslim oder bei den Chriſten,
Soll es nirgends geben ihres Gleichen;
Keine Türkin und auch keine W'lachin,
Keine Schlank're gibt es ſelbſt in Wälſchland;
Wer die Vile ſah im Waldgebirge,
Fand, daß ſelber dieſe nicht ſo ſchön ſei.
Lobet man die reizende Roſanda,
Spricht man auch nichts Schlimmes von uns Beiden,
Heut noch ſind wir Beide Bundesbrüder,
Heut noch ſind wir Beide unvermählet,
Mindre wagen's über uns zu lächeln,
Mindre haben ſich bereits vermählet,
Sich vermählt, und freuen ſich der Sproſſen,
Während wir noch ohne Weib und Kinder.

Noch ein Dritter iſt in unſ'rem Bunde,
Relja, der beflügelte, in Paſar,
Oberhalb des kühlen Waſſers Raſchka,
Schon von Jugend auf mit uns verbrüdert.
Kleide d'rum dich in die ſchönſten Kleider,
Nimm auch etwas Gold zu dir, mein Bruder,
Und ein gold'nes Reiflein für Roſanda;
Wollen laden auch den flinken Relja,
Daß mit uns er zieh' zur Veſte Prisrem,

Daß uns Lecka ſeh' und ſeine Schweſter,
Wählen ſoll aus uns ſie nach Gefallen,
Einen ſoll zum Gatten ſie erwählen,
Hochzeitsführer ſeien die Verſchmähten,
Doch befreundet alle drei dem Lecka."

Als Woiwode Miloſch dieß vernommen,
Läßt im weißen Hof er ſteh'n den Marko,
Und begibt ſodann ſich auf den Söller,
Kleidet ſich in ſeine ſchönſten Kleider,
In ein Kleid, daran drei Reihen Schnüre.
Setzet auf das Haupt die Zobelmütze
Mit der ſchnell ſich drehenden Tſchelenka,
Nimmt ein Oberkleid, ein rund geflecktes,
Welches Zier für eines Königs Schulter,
Dreißig Beutel Goldes nur alleine,
Koſtete das Futter in dem Kleide,
Von des Kleides äuß'rer Seite aber
Sind die Koſten gar nicht zu berechnen.
Führten d'rauf die Diener aus dem Stalle
Ihm heraus den mutherfüllten Kranich
Während ſich bekleidet hat der Miloſch,
Trank der Marko von dem rothen Weine,
Trank vom rothen Weine eine Kufe,
Gab dann eine Kufe ſeinem Scharaz.

Wer mit Augen hätte ſehen können,
Sehen können den Woiwoden Miloſch,
Wahrlich, Marko, kannſt dich glücklich preiſen,
Wirſt du von des Landeshauptmanns Schweſter,

Auserwählt zum Gatten neben Miloſch.
Keinen Höhern gibt's an Wuchs als Miloſch,
Keinen Helden, der von breit'ren Schultern,
Wie voll Mannesſchönheit iſt ſein Antlitz,
Und ſein Auge, wie voll dunklem Feuer,
Und wie herrlich iſt ſein ſchwarzer Schnurbart,
Niederhängend ihm bis zu den Schultern,
Glücklich jene, die ihn wählt zum Gatten.

Setzten ſich die Helden auf die Roſſe,
Reiten nach der Mitrowitzer Heide,
Ziehen dann hinab nach Jenji-Paſar,
An der Raſchka, wo der Relja hauſet.

Sah der Relja ſie vom weiſſen Thurme,
Ging entgegen allſogleich den Helden,
Breiten alle drei die Heldenarme,
Küſſen freudig ſich in's weiſſe Antlitz,
Zogen dann durch's Thor auf ihren Roſſen,
Während Diener die beim Zaume halten.
Ladet Relja ſie auf ſeinen Söller,
Doch der Marko Kraljevits entgegnet:

„Zeit nicht iſt's den Söller zu betreten,
Nicht den Söller, noch des Thurmes Zinne.“
Kündet d'rauf, was ſie zu thun geſonnen.
„Eile nun auch du dich, Bundesbruder,
Deiner harren wollen wir am Thore,
Kleide dich in deine ſchönſten Kleider,
Laß dein Roß dir ſatteln von den Dienern.“

Kaum erwartet hatte dieß der Relja.
Wer mit Augen hätte ſehen können,
Sehen können den Woiwoden Relja!
Schön'rer Werber war noch nicht geſehen,
Schöner nicht als wie der flinke Relja,
Relja, der Beflügelte, in Paſar,
Scherz nicht iſt's um einen Flügelhelden,
Scherz nicht iſt's um Flügelſchirm und Flügel.
Neben ihm unſcheinbar iſt der Marko,
Neben ihm unſcheinbar iſt der Miloſch.
Als ſein Vilenroß der Held beſchritten,
Reiten hin die Helden durch die Felder
An der Raſchka und der Fuhrt des Waſſers,
Reiten durch das Waſſer Foſchaniza,
Wohl durch ſiebenzig und ſieben Fuhrten,
Bis ſie Pollaſchin erreicht, von welchem
Nach Metochnien die Helden kommen.
Wenden ſich nach Senowez, dem Dorfe,
Nach Draowez ſodann, von dieſem
Reiten durch Metochnien, das flache,
D'rauf die Felder Prisrems ſie erreichen
Unterm finſtern Waldgebirge Schara.

Fern noch waren ſie der Veſte Prisrem,
Als ſie wahrgenommen der Feldhauptmann,
Griff ſogleich zu dem kryſtall'nen Fernrohr,
Daß er ſäh', woher und wer die Gäſte.
Denn bemerket hat der Landeshauptmann
Tücht'ge Roſſe und gewalt'ge Kämpen,
Aber als durch's Rohr geſeh'n ſein Auge,
Hat ſogleich er auch erkannt die Helden,

Und was er erblickt, däucht ihm ein Wunder,
Doch erſchrak ein Wen'ges auch der Lecka.

Rief aus ſeinem weißen Hals der Lecka,
Rief herbei die Diener, alſo ſprechend:
„Meine Diener, öffnet raſch die Thore,
Geht in Eile auf die flachen Felder,
Denn es kommen drei der Serbenhelden,
Weiß es nicht, warum die Helden kommen,
Ob in ſchlimmer Abſicht, ob in Frieden.“

Oeffnen haſtig Diener da die Thore,
Gehen eilig auf die flachen Felder,
Sich verneigend bis zur ſchwarzen Erde.
Doch auf ſie nicht ſchau'n die Serbenhelden,
Drängen durch das Thor die muth'gen Pferde,
Faſſen Diener da der Pferde Zügel,
Und heraustritt Landeshauptmann Lecka,
Kommt entgegen in den Hof den Helden,
Breitet aus nach ihnen ſeine Arme,
Alle Drei in's weiße Antlitz küſſend,
Fragen um ihr Wohlſein ſich die Helden,
Faſſen ſich ſodann bei ihren Händen,
Und begeben ſich hinauf zum Söller.

Weit umhergezogen war der Marko,
Pflegte über nichts ſich zu verwundern,
Hatte keinen Grund auch ſich zu ſchämen,
Aber jetzt voll Scham und auch verwundert
Schaut der Held die reiche Pracht des Söllers,
D'raus des Lecka Herrlichkeit erkennend.

Welcher Teppich deckt des Söllers Boden?
Bis zur Thüre deckte Tuch den Boden,
War darüber ſchöner Sammt gebreitet.
Welche Polſter hatte wohl der Lecka,
Welche Kiſſen zu des Hauptes Pfühle?
Alle Polſter waren golddurchflochten.
Ringsum an den Wänden waren Haken,
Um des Herrn Gewaffen d'ran zu hängen,
Alle Haken vom gedieg'nem Silber,
Von gedieg'nem Silber alle Stühle,
Die herum da ſtanden in dem Söller,
Und die Knäufe d'ran von purem Golde.

In dem Söller auf der linken Seite
Ward das Mahl der Helden ſchon bereitet,
Standen nach der Länge auf den Tiſchen
Voll mit Wein gefüllt die gold'nen Becher.
Oben an dem Tiſche ſtand ein Becher
Neun Maß Weines und noch mehr enthaltend,
Und der Becher war von purem Golde,
Dieſes war des Landeshauptmanns Becher,
Und darüber wunderte ſich Marko.

Ladet Lecka an den Tiſch die Helden,
Platz zu nehmen an dem obern Ende,
Kaum erwartet Lecka die Woiwoden,
Kamen raſch herbei des Lecka Diener,
Hoben von dem Speiſetiſch die Becher,
Gaben ſie den Helden in die Hände,
Doch bedienten ſie vor allen andern
Ihren Herrn, den Landeshauptmann Lecka.

Gab es da des Weins in reicher Fülle,
Und genug des Leck'ren auf dem Tiſche,
Und von vielen Händen die Bedienung.
Tranken bis zum Ueberdruß die Zecher
Von dem einen Sonntag bis zum zweiten,
Blickte oft umher des Marko Auge
Nach den Brüdern, nach den beiden Helden,
Ob von ihnen keiner würd' erwähnen
Von Roſanda, von des Lecka Schweſter,
Doch ſo oft ſein Auge traf die Helden,
Senkten jedesmal ſie ihre Blicke,
Schauten nieder auf die ſchwarze Erde:
Leicht nicht iſt's, des Mädchens zu erwähnen
Vor dem Landeshauptmann, vor dem Lecka.

Als in ſolcher Noth ſich ſah der Marko,
Sprach er ſelber, von der Noth getrieben:
„Höre mich, o Landeshauptmann Lecka,
Hergekommen ſind wir, und wir trinken
Wein an deinem Tiſche ſeit dem Sonntag,
Sprachen auch von dieſem und von jenem,
Doch an uns nicht ſtelleſt du die Frage,
Was uns hergebracht zur weißen Veſte,
Weßhalb müdgeritten wir die Roſſe,
Nicht befragen will darum uns Lecka.“

„Kam der Held zuſammen mit den Helden,
Traf Verſtand mit dem Verſtand zuſammen!“
Gab gewandt der Lecka ihm zur Antwort.

„Marko Kraljevits,“ ſo ſpricht er weiter,
„Warum ſollt' ich d'rum dich auch befragen,

Der gefehlt ſo lang an meinem Tiſche?
Weßhalb biſt du früher nicht gekommen,
Daß wir uns befragen nach dem Wohlſein,
Daß wir trinken von dem rothen Weine,
Daß wir ſehen, wie das Land in Frieden?
Heute biſt du Gaſt an meinem Tiſche,
Morgen bin ich Gaſt dafür an deinem.“

Wartet da der Marko noch ein wenig,
Doch nicht lange, gab er ſolche Antwort:
„Alles wie du ſpracheſt, Landeshauptmann,
Doch ein zweites will ich dir nun ſagen,
Sagen dir, und mich nicht länger ſchämen.
Drang zu uns die wunderſame Kunde,
Uns erzählend von dem großen Wunder,
Von dem Wunder, das genannt Roſanda;
Nicht in Oſt und Weſt, in Nord und Süden,
Nicht in Bosnien und in Rumelien,
Nicht in Syrien und Anatolien,
In der Chriſten ſieben Königreichen
Soll es Eine geben, die ihr gleiche.
Lobte man die reizende Roſanda,
Spricht man auch nichts Schlimmes von uns Helden,
Sind gekommen jetzt zu deinem Hofe,
Um bei dir zu werben um Roſanda.
Unvermählt von uns iſt noch ein Jeder,
Gib die Schweſter Jenem von uns dreien,
Den du für den Würdigſten erachteſt,
Wähle dir zum Schwieger, der dir lieb iſt,
Bräutigam ſei der, den du benenneſt,
Hochzeitsführer ſeien die Verſchmähten,
Und wir alle drei dir eng befreundet.“

Fuhr die Stirne runzelnd auf der Lecka:
„Laß von dieſem, o Woiwode Marko,
Nimm den Ring hervor nicht für Roſanda,
Noch die Flaſche, nach Gebrauch der Werber.
Nicht erwartet hab' von Gott ich heute,
Was von Gott ſo ſehr mein Herz ſich wünſchet,
Daß ſo wack're Freunde ich erwerbe.
Doch nichts Freundliches kann ich berichten,
Was dein Ohr vernommen von Roſanda,
Daß ihr keine gleich in allen Landen,
Wahrheit iſt es, was die Leute ſagen,
Doch voll ſtarren Sinnes iſt Roſanda,
Fürchtet ſich vor Gott und ſonſt vor Niemand,
So wie keine Geltung ihr der Bruder.
Siebenzig und vier der Freier kamen
Schon hieher, die um Roſanda warben,
Doch an Jedem fand ſie einen Tadel,
Und beſchämte oftmals ihren Bruder.
Nicht den Brautring wag' ich zu berühren,
Noch zu trinken aus des Werbers Flaſche,
Will mit dir nicht morgen zieh'n Roſanda,
Wie ſollt' Rede ſtehen ich dem Marko?“

Stimmte Marko an ein laut Gelächter,
Alſo ſprechend zum Feldhauptmann Lecka:
„Landeshauptmann, ſelig deine Mutter,
Welcher Herrſchaft könnteſt du dich rühmen,
Welch' ein Recht beſäßeſt du im Lande,
Weigerte Gehorſam dir die Schweſter?

Schwöre dir's bei Gott und meiner Treue,
Wäre mein Roſanda und in Prilip,

Und ſie wollte Marko nicht gehorchen,
Würde hauen ihr vom Leib die Hände,
Und die Augen reißen aus dem Antlitz.

Aber höre, Landeshauptmann Lecka,
Fürchteſt du auch deine ſchöne Schweſter,
Bitte ich, der Jüngere den Aeltern,
Steig' hinan nach deinem weißen Thurme,
Gehe hin, wo deine Schweſter ſitzet,
Und erſuche ſie herabzukommen,
Daß ſie ſchauen möge die Woiwoden,
Die bisher ihr Auge nicht geſehen,
Und berede ſie, daß dem ſie folge,
Der am liebſten ihr von uns Woiwoden,
Daß kein Streit ſich zwiſchen uns erhebe,
Bräutigam der Eine ſei Roſanden,
Hochzeitsführer aber die Verſchmähten,
Und wir alle drei dir eng befreundet.“

Springt der Lecka auf die leichten Füße,
Spricht kein Wort und geht zum hohen Thurme;
Spricht dort zu Roſanda, ſeiner Schweſter:
„Komm herunter, Schweſter, auf den Söller,
Denn gekommen iſt nunmehr der Zeitpunct,
Daß du für die Dauer deines Lebens
Dir erwähleſt einen der Woiwoden,
Die genaht, um deine Hand zu werben.

Freier, wie ſonſt keine mehr zu finden,
Mache dieſe Freude deinem Bruder,
Selber dir das künft'ge Glück bereitend.“

Sprach hierauf die reizende Roſanda:
„Geh hinab nur wieder auf den Söller,
Trink mit ihnen, trink zu ihren Ehren,
Alſogleich erſcheinen wird Roſanda.“

Wieder zu den Helden geht der Lecka,
Saßen auf dem Söller die Woiwoden,
Da erklang es auf den Treppenſtufen
Von dem kleinen Abſatz der Pantoffeln,
Und mit einer Schaar von jungen Mädchen
Kam herab Roſanda auf dem Söller.

Als ihr Fuß betreten kaum den Söller,
Schienen zu erglänzen alle Wände
Von dem prächtigen Gewand Roſanda's,
Von Roſanda's Wuchs und holdem Antlitz.

Schweigend vor Roſanda aber ſtanden
Und beſchämt die ſerbiſchen Woiwoden,
Voll Erſtaunen ob Roſanda's Schönheit.
Viel der Wunder ſah bereits der Marko,
Sah die Vile in dem Waldgebirge,
Iſt verſchwiſtert ſelber mit der Vile,
Doch noch niemals war er ſo beſtürzet,
Hatte keinen Grund auch ſich zu ſchämen,
Und beſtürzt nur ſchaut er auf Roſanda,
Steht beſchämt nun vor der ſchönen Jungfrau,
Seinen Blick geſenkt zur ſchwarzen Erde.

Als geſehen dieß der Landeshauptmann,
Blickt er auf Roſanda und die Werber,

Ob nicht Einer ſpräche der Woiwoden,
Zu Roſanden oder zu ihm ſelber.
Da jedoch nicht Einer bricht das Schweigen,
Nimmt das Wort der Lecka, alſo ſprechend:
„Wähle dir, der dir gefällt am meiſten,
Von den dreien ſerbiſchen Woiwoden,
So du in dem Sinn haſt, dich, o Schweſter
Zu vermählen einem tapfern Helden,
Deſſen Glanz das Antlitz uns beſtrahle,
Uns beſtrahle, wo auch ſei der Kampfplatz,
Der auf jedem Kampfplatz kann erſcheinen.
Nimm den Marko Kraljevits, Roſanda,
Zieh mit ihm zur weißen Veſte Prilip,
Schlimm nicht wird's bei Marko dir ergehen.
Oder haſt du etwa Luſt zu wählen,
Liebe Schweſter, einen ſchönen Helden,
Dem nicht Einer gleich an Kraft und Jugend,
Noch an Wuchs und ſonſt'ger Mannesſchönheit,
Wähle Schweſter dir den Helden Miloſch,
Zieh' mit ihm zum flachen Amſelfelde,
Schlimm auch wird's mit ihm dir nicht ergehen.
Haſt du aber in dem Sinn, dir einen
Helden, der beflügelt iſt, zu wählen,
Nimm den flinken Flügelhelden Relja,
Ziehe mit ihm nach dem fernen Paſar,
Schlimm auch wird's mit ihm dir nicht ergehen."

Als gehört Roſanda dieſe Rede,
Schlägt zuſammen ſie die flachen Hände,
Daß der Söller klingt von allen Seiten,
Und mit gift'ger Zunge ſprach Roſanda:

„Sei der Herr geprieſen, der wahrhaft'ge!
Kann jedwedes ſchätzen nach dem Werthe,
Kann jedwedes faſſen und begreifen,
Nur allein nicht die Prisrener Herrſchaft
Und ihr Oberhaupt, den Landeshauptmann,
Den bethörten Landeshauptmann Lecka.
Wo iſt dein Verſtand, ſo je du welchen?
Was verwirrte alſo dir die Sinne?
Lieber wollt' ich graues Haar mir flechten
Hier zu Prisren, in der weißen Veſte,
Eh' ich mit dem Marko ging nach Prilip,
Und mich nennen möchte ſeine Gattin,
Marko Kraljevits, des Türkenknechtes,
Der gefochten nur im Sold der Moslim,
Mahl nicht und Beſtattung wird ihm werden,
Kein Geſang wird ihn zum Grab geleiten,
Wie nun ſollte ich in meiner Schönheit
Wählen einen Türkenknecht zum Gatten?
Dennoch will ich dir es noch verzeihen,
Daß dich Marko's Heldenthum geblendet,
Doch nicht kann ich's dir bei Gott vergeben,
Was du lieb gewonnen, was gefallen
Dir an dieſem Serbenhelden Miloſch.
Weil er jung an Jahren iſt und kräftig,
Hörteſt du die Leute nicht erzählen,
Daß geboren er von einer Stute,
Einer Stute aus Arabien, welche
Seinen Kranich ebenfalls geworfen,
Fanden Hirten einſt ihn unter Pferden,
Wie geſäugt er wurde von der Stute.
D'rum auch iſt er alſo ſtark und kräftig.

Doch auch deßhalb will ich dir nicht zürnen,
Sondern zürnen nur allein dir deſſen,
Was du ſagteſt von dem flinken Relja.
Wo iſt dein Verſtand, ſo je du welchen?
Was nur ſchwieg dein Mund, verſtumm' er ewig,
Daß du nicht den flinken Relja fragteſt,
Welcher Abkunſt wohl der Held ſich rühme,
Wer des Relja Vater, wer die Mutter?
Doch vernahm ich, was die Leute ſagen,
Daß er ein Baſtard, den man gefunden
Auf der Straße einſt von Jenji Paſar,
Ein Zigeunerweib war's: die ihn ſäugte,
Darum hat er Flügelſchirm und Flügel.
Ha, nicht Einem folg' ich von den Dreien!"

Haſtig ging hinweg ſie d'rauf vom Söller.

Standen glüh'nden Angeſichts die Helden,
Schämte ein Woiwode ſich vor'm Andern,
Lodert Marko auf in hellen Flammen,
Springt mit einmal auf die beiden Füße,
Reißt den ſcharfen Säbel aus der Scheide,
Abzuhau'n das Haupt dem Landeshauptmann,
Springt der Miloſch hin und hält den Marko,
Windet aus der Hand ihm dann den Säbel:
„Fort mit deiner Hand von Lecka, Marko,
Laß den Säbel, mög' ſie Gott erſchlagen!
Wär' das ritterlich, den Bruder tödten,
Der im Söller gaſtlich uns bewirthet?
Einer ſchlangenzüng'gen Dirne wegen
Weinen machen unſ'res Gaſtfreunds Lande?
Nicht Gewalt an Lecka leidet Miloſch!"

Eines andern da beſinnt ſich Marko,
Läßt in Miloſch's Hand den ſcharfen Säbel,
Da im Gürtel er gewahrt ſein Meſſer,
Und hinunter eilt er von dem Söller.

Als der Marko auf der flachen Erde,
Auf den Pflaſterſteinen vor dem Söller,
Stand Roſanda nahe ſchon am Thore
In der Mitte ihrer jungen Mädchen,
So die Schleppe trugen und die Ermel.

Rief der Marko aus dem weißen Halſe:
„Heiß' zur Seite treten dein Geleite,
Daß noch einmal ich dein Antlitz ſehe,
Denn ſo ſehr war ich beſchämt, Roſanda,
So beſchämt vor Lecka, deinem Bruder,
Daß ich nicht behalten deine Züge.
Komm ich nun zurück zur weißen Veſte,
Wird mich ohne Unterlaß die Schweſter
Fragen, wie Roſanda's Haar und Auge,
Wie die Wange und die Form der Stirne:
D'rum noch einmal zeige mir dein Antlitz!"

Und Roſanda weiſ't zurück die Mädchen,
Nach dem Kraljevits das Antlitz wendend.

Einen Blick wirft Marko in ihr Antlitz,
Stürzt voll Ingrimm dann ſich auf Roſanda,
Und, bei ihrer weißen Hand ſie faſſend,
Trennt die rechte Hand ihr von der Schulter,
Reißt aus ſeinem Gürtel er das Meſſer,

Gibt die rechte Hand ihr in die Linke,
Sticht ihr aus dem Angeſicht die Augen,
Wickelt dieſe in ein Tuch von Seide,
Steckt das Tuch ihr in den weißen Buſen,
Zu Roſanda ſprechend d'rauf die Worte:
„Wähle dir nun, reizende Roſanda,
Wähle jetzt, wer dir gefällt am beſten.
Steht der Türkenknecht dir zu Geſichte,
Oder iſt's der Stutenſohn, der Miloſch,
Oder der Baſtard, der flinke Relja?“

Kreiſcht Roſanda, weithin iſt's zu hören,
Ruft um Hilfe ihren Bruder Lecka:
„O mein Bruder, Landeshauptmann Lecka,
Warum ſiehſt du nicht, wie ich mißhandelt,
Wie verſtümmelt ich vom grimmen Marko!“
Hört's der Lecka droben auf dem Söller,
Doch er ſchweiget, gleich dem grauen Steine,
Wagt kein Wort zu ſprechen auf den Helden,
Denn auch ihn verderben würde Marko.

Marko aber ruft hinauf zum Söller,
Ruft den beiden Bundesbrüdern droben:
„Kommt, ihr Brüder, kommt zu mir herunter,
Nehmet auch mit euch den ſcharfen Säbel,
Denn zur Heimkehr mahnt nunmehr die Stunde.“

Raſch dem Worte folgen die Woiwoden,
Kommen ſchnell herab zur breiten Straße,
Gürtet unter'm Söller ſich der Marko,

Schwingen ſich die Helden auf die Roſſe,
Reiten pfeilſchnell durch die flachen Felder,
Bleibt zurück nur in der Veſte Prisren
Lecka, der zu kahlem Stein geworden,
Und Roſanda klagend und verſtümmelt.

Marko Kraljevits verletzt den Ramazan.

Hatte Sultan Solimann befohlen,
Keinen Wein am Ramazan zu trinken,
Nicht mit grünem Dolman ſich zu kleiden,
Keinen Säbel um den Leib zu gürten,
Auch zu tanzen nicht mit einem Mädchen.

Marko aber tanzt mit einem Mädchen,
Gürtet um den Leib ſich einen Säbel,
Kleidet ſich in einen grünen Dolman,
Trinkt am Ramazan ſo gut wie früher,
Zwingt ſogar noch überdieß die Mönche,
Daß mit ihm ſie trinken von dem Weine.

Klagen da die Türken bei dem Sultan:
„Sultan Solimann, du unſer Vater,
Hatteſt du nicht den Befehl gegeben,
Keinen Wein am Ramazan zu trinken,
Nicht mit grünem Dolman ſich zu kleiden,
Keinen Säbel um den Leib zu gürten,
Auch zu tanzen nicht mit einem Mädchen?

Marko aber tanzt mit einem Mädchen,
Gürtet um den Leib ſich einen Säbel,
Kleidet ſich in einen grünen Dolman,
Trinkt am Ramazan ſo gut wie früher.

Zu verzeih'n noch wäre ihm das Letzte,
Doch er zwingt auch überdieß die Mönche,
Daß mit ihm ſie trinken von dem Weine."

Als dieß Sultan Solimann vernommen,
Sendet er zwei Boten an den Marko:
„Gehet hin, ihr beiden jungen Boten,
Geht zu Marko hin und ſagt dem Helden,
Daß ihn ſprechen will ſein Herr, der Sultan!"
Und zu Marko gingen hin die Boten.

Als zu Marko Kraljevits ſie kamen,
Trank der Marko unter ſeinem Zelte,
Sprachen da zu ihm die beiden Boten:
„Höre, Marko Kraljevits, die Botſchaft:
Sollſt ſogleich zum Kaiſer dich begeben,
Denn dich ſprechen will dein Herr, der Sultan."

Ueber dieß geräth in Zorn der Marko,
Nimmt die Kanne mit dem kühlen Weine,
Schlägt mit ihr die beiden jungen Boten,
Springet da entzwei des Marko Kanne,
Springen da entzwei der Boten Köpfe,
Menget Blut und Wein ſich mit einander.
Geht ſodann der Marko hin zum Sultan,
Setzt ſogleich dem Sultan ſich zur Rechten,

Zieht die Mütze über ſeine Augen,
Lehnt die Keule dicht an ſeine Seite,
Legt noch über's Knie den blanken Säbel.

Sprach der Sultan Solimann zu Marko:
„Marko Kraljevits, du Held von Prilip,
Habe den Befehl ertheilt in Stambul,
Keinen Wein am Ramazan zu trinken,
Nicht mit grünem Dolman ſich zu kleiden,
Keinen Säbel um den Leib zu gürten,
Auch zu tanzen nicht mit einem Mädchen.
Sprechen ſchlimm von dir die Leute, Marko,
Haben dich verklagt bei mir ſo eben,
Daß getanzet du mit einem Mädchen,
Daß du dich umgürtet mit dem Säbel,
Und mit grünem Dolman dich bekleidet,
So auch, daß du kühlen Wein getrunken,
Und gezwungen überdieß die Mönche,
Daß mit dir ſie tranken von dem Weine.
Sprich nur, weßhalb alſo du gehandelt,
Weßhalb zogſt du über's Aug' die Mütze,
Weßhalb lehnteſt du ſo nah die Keule,
Legteſt über's Knie den blanken Säbel?"

Spricht der Marko Kraljevits zum Sultan:
„Du in Gott mein Vater und Gebieter,
Weßhalb ich am Ramazan getrunken?
Weil es meinem Glauben nicht entgegen;
Weßhalb ich zum trinken zwang die Mönche?
Weil es unbehaglich mir beim Weine,
Wenn mir And're zuſeh'n, wie ich trinke.

Weßhalb ich den grünen Dolman trage?
Weil genau er paßt für meinen Körper.
Weßhalb ich umgürtet mir den Säbel?
Weil ich ihn um vieles Gold erſtanden.
Weßhalb ich getanzt mit einem Mädchen?
Weil ich unvermählt und jung von Jahren.
Weßhalb über's Aug ich zog die Mütze?
Weil die Stirn' mir brennt in deiner Nähe.
Weßhalb ich zu mir gelehnt die Keule,
Ueber's Knie gelegt den blanken Säbel?
Weil ich fürchte, daß ein Zank entſtehe,
Wehe, dem der Marko iſt am nächſten!"

Sieht der Sultan da nach allen Seiten,
Wer am nächſten ſei dem ſtarken Marko,
Aber Niemand iſt ſo nah' dem Helden,
Ihm am nächſten iſt der Sultan ſelber.
Rückte da der Sultan immer weiter,
Rückte immer nach der ſtarke Marko,
An die Wand gedrängt ſchon iſt der Sultan.

Greift der Sultan da in ſeine Taſche,
Zieht aus dieſer hundert Goldducaten,
Gibt die Goldducaten hin dem Marko:
„Geh' und trinke, wie's dir mag gelüſten!"

Die Türken bei Marko Kraljevits.

Betet immerdar zu Gott der Marko
Von dem einen bis zum andern Jahre,
Daß den Feſttag ſeines Namensheil'gen,
Sanct Georgius, zur Zeit des Sommers,
Gott mit Ruhm ihm mög' erleben laſſen,
Und daß nicht zu ihm die Türken kämen,
Wenn des Tages Feier er begehe.

Als nunmehr St. Georgstag gekommen,
Rief er die Woiwoden all' zuſammen,
Waren hergerichtet drei der Tiſche,
Saßen zwölf der Biſchöfe am erſten,
Saßen an dem Zweiten die Woiwoden,
Und am dritten: Arme und Verkrümmte.

Reichte Wein der königliche Marko,
Reichte Wein den Biſchöfen und Helden,
Marko's Mutter Eufroſina aber
Reichte Wein den Armen und Verkrümmten,
Und Jeliza, Marko's ſchlanke Schweſter,
Trug herbei die Speiſen zu den Tiſchen,
Während Woistin, des Marko Diener,

Wache hielt, daß nicht die Türken kämen
Und die Gäſte ſtörten bei der Tafel.

Kamen zu dem Thor drei Türkenherren,
Und mit ihnen dreißig Janitſcharen,
Schrieen Alle wie mit Einer Stimme:
„Oeffne, du Giaur, uns die Pforte,
Daß wir ſehen, wie der ſtarke Marko
Zu der Feier ſeines Namensheil'gen
Als ein Diener Wein credenzt den Gäſten.“

Sprach mit türk'ſcher Zunge da der Diener:
„Laßet mich in Ruh', ihr Janitſcharen,
Nicht eröffnen darf ich euch die Pforte,
Hege allzu große Furcht vor Marko.“

Doch nicht achteten darauf die Türken,
Sondern ſchlugen mit den dreißig Keulen
An die Pforte, bis ſie ging in Trümmer,
Zählten dann noch auf des Dieners Rücken
Sechs und dreißig gute Keulenſchläge,
Bis des Dieners Rücken weich geworden.
Als jedoch zu arg es ward dem Diener,
Und der Rücken ihm begann zu ſchmerzen,
Ging der Woiſtin zum ſtarken Marko.

Sprach der Marko Kraljevits zum Diener:
„Sprich, o Woiſtin, mein treuer Diener,
Sag' mein Sohn, warum dein Aug' in Thränen?
Haſt du Hunger, oder biſt du durſtig?
Haſt du Hunger, nimm hier von den Speiſen,

Haſt du Durſt, ſo trink hier von dem Weine,
Aber weine nicht, mein treuer Diener,
An dem Feſte meines Namensheil'gen."

Spricht da Woistin, der treue Diener:
„Hunger nicht, noch Durſt iſt's, was ich habe,
Schlechteres als Brot hab' ich genoſſen,
Schlechteres als Wein hab' ich getrunken,
Wache halten mußte ich am Thore,
Wer doch könnte dort nur Wache halten?
Kamen zu dem Thor drei Türkenherren,
Und mit ihnen dreißig Janitſcharen,
Schrieen Alle wie mit Einer Stimme:
„Oeffne, du Giaur, uns die Pforte,
Daß wir ſehen, wie der ſtarke Marko
An dem Feſte ſeines Namensheil'gen
Als ein Diener Wein credenzt den Gäſten.

Sprach in türk'ſcher Sprache ich zu ihnen:
Laſſet mich in Ruh', ihr Janitſcharen,
Nicht eröffnen darf ich euch die Pforte,
Habe allzu große Furcht vor Marko.
Doch nicht achteten darauf die Türken,
Sondern ſchlugen mit den dreißig Keulen
An die Pforte, bis ſie ging in Trümmer,
Zählten dann auch noch auf meinen Rücken
Sechs und dreißig gute Keulenſchläge."

Als der Marko dieſes hat vernommen,
Nahm er ſeinen Säbel, nahm die Keule,
Schwur darauf den Gäſten, die verſammelt:

„Höret mich, ihr meine lieben Gäſte,
Alſo wahr es iſt, daß mich geboren
Dieſe meine königliche Mutter,
Kann ich auch jetzt nicht die Veſte Prilip
Schmücken mit Baſiliken und Roſen,
Aber ſchmücken will ich euch die Veſte
Noch zur Stunde mit den Türkenköpfen.“

Sprach des Marko Mutter, Eufroſina:
„Thue dieſes nicht, mein ſtarker Marko,“
Nahm hervor den Buſen Eufroſina:
„Du, den ich ernährt mit dieſen Brüſten,
Nimmer tödten ſoll beim ew'gen Gotte
Dich die Schmerzensſtunde deiner Mutter,
Nicht vergieße Blut am heut'gen Tage,
An dem Feſte deines Namensheil'gen.
Jedem, der ſich heute naht dem Schloſſe,
Reiche dar zu eſſen, wenn er hungrig,
Reiche dar zu trinken, wenn er durſtig,
Um der Seele deiner Aeltern Willen,
Um das Wohl Jeliza's und des deinen!“

War gehorſam Marko ſeiner Mutter,
Legte hin den Säbel und die Keule.

Kamen in das Schloß herein die Türken,
Setzten an den Tiſch ſich, nach der Reihe.
Sprach der Marko da zu ſeinem Diener:
„Eile Woistin, bring' Wein den Gäſten,
Bis zu arg es machen uns die Kecken.“

Glauben da die Türken, daß der Marko
Nicht verſtünde ihres Landes Sprache,
Doch gewohnt hat Marko bei dem Kaiſer
In dem türk'ſchen Schamu, über'm Meere.
Sieben Jahre ſpeiſte ihn der Kaiſer,
Konnte d'rum die Sprache auch, als hätte
Eine Türkin ihn zur Welt geboren.

Und in ihrer Sprache ſagte Marko:
„Trinket euch nun ſatt von meinem Weine,
Aber zahlt ein Schmerzengeld dem Diener.
Wollt ihr aber dieſes nicht entrichten,
So erhebet euch von euren Sitzen,
Daß ich euch dafür zurückbezahle,
Was gegeben ihr dem Diener Marko's,
Einen Schlag nun jedem von euch Türken,
Hier mit dieſer ſechsgezackten Keule.“

Mehr Gewicht doch hatte keine Keule,
Als des Marko ſechsgezackte Keule,
Wiegt an ſiebzig Oca kaltes Eiſen,
Wiegt an zwanzig Oca weißes Silber,
Und ſechs Oca noch an gutem Golde,
Wiegt zuſammen ſechs und neunzig Oca.

Spricht der Marko wieder zu den Türken:
„Ihr erkennt es doch, daß ihr's verdientet,
Weil ihr aufgebrochen mir die Pforte,
Und gezählt auf meines Dieners Rücken
Sechs und dreißig gute Keulenſchläge?“

Ueberkam die Türken allzuſammen
Nach der Reihe da ein kaltes Fieber,
So erſchreckte ſie des Marko's Keule.

Zog da jeder von den Janitſcharen
Aus der Taſche zwanzig Goldducaten,
Dreißig jeder von den Türkenherren,
Gaben die Ducaten hin dem Marko,
Um die Sache endlich zu beenden.

Doch kein Ende nehmen wollt' die Sache,
Viel des Wein's getrunken hatte Marko,
Mochte gerne Händel mit den Türken.
„Trinket euch nun ſatt an meinem Weine,
Aber auch die Dienerin beſchenket,
Keine Sclavin iſt jedoch Jeliza,
Und beſchmutzet hat ſie ſich die Seide,
Als ſie aufgetragen euch die Speiſen.“

Sehr beſchwerlich ſiel dieß Wort den Türken,
Fand geleert ſchon mancher ſeine Taſchen,
Borgte Einer hier und da vom Andern.

Zog d'rauf Jeder von den Janitſcharen
Aus der Taſche noch zehn Goldducaten,
Zwanzig jeder von den Türkenherren,
Gaben die Ducaten dann dem Marko.
Ging mit Singen da hinaus der Marko,
Ging zu Eufroſina, ſeiner Mutter:
„Eufroſina, meine alte Mutter,
Nicht die Schätze nahm' ich von den Türken,

Weil ich etwa ihrer ſelbſt bedürfte,
Sondern nahm die Schätze nur von ihnen,
Daß davon man ſinge und erzähle,
Wie behandelt Marko hat die Türken.“

Gingen weinend fort darauf die Türken,
Sagten unter ſich in ihrer Sprache:
„Möge jeden Türken Gott erſchlagen,
Der zu einem Giaur geht zu Gaſte,
Wenn des Heil’gen Namensfeſt er feiert.
Was bezahlt wir heute für die Mahlzeit,
Reichte auf ein Jahr hin für uns Alle.“

Marko's Hochzeit.

Sitzt zum Nachtmahl Marko mit der Mutter,
Spricht die Mutter da zu ihrem Sohne:
„O mein Sohn, du heldenmuth'ger Marko,
Alt geworden ſchon iſt deine Mutter,
Kann dir nicht wie ſonſt das Mahl bereiten,
Nicht wie ſonſt den kühlen Wein dir ſchenken,
Nicht wie ſonſt dir leuchten mit der Lampe;
Darum nimm dir eine Gattin, Marko,
Daß ſie dir erſetze deine Mutter!“

Sprach der Marko da zu ſeiner Mutter:
„Eufroſina, meine liebe Mutter,
Bin gezogen durch neun Königreiche,
Und durch's zehnte, ſo das Reich des Großherrn;
Doch wo ich ein Mädchen fand für Marko,
Fand ich keinen Freund für dich, o Mutter,
Und wo dir ich einen Freund gefunden,
Fand kein Mädchen ich, des Marko würdig,
Außer einer, meine alte Mutter.
In dem weißen Schloß des Königs Schiſchman,
Fern von hier in dem Bulgarenlande,
Sah des Königs Tochter ich beim Brunnen.

Als der Jungfrau ich geblickt in's Auge,
Drehte ſich das Gras um mich im Kreiſe.
Dort nur iſt das Mädchen für den Marko,
Dort nur iſt ein Freund für Marko's Mutter,
D'rum bereite einen dünnen Kuchen,
Daß ich meine Werbung dort beginne."

Kaum erwarten konnt' es da die Mutter,
Konnte warten nicht bis Sonnenaufgang,
Sondern buck ihm einen dünnen Kuchen.

Als des Morgens aufging dann die Sonne,
Rüſtet Marko ſich und ſeinen Scharaz,
Füllt das Ziegenfell mit kühlem Weine,
Hängt das Fell dem Scharaz an den Sattel,
Hängt die Keule an die and're Seite,
Setzt ſodann ſich ſelber auf den Scharaz,
Ziehend nach dem Lande der Bulgaren,
Nach dem weißen Schloß des Königs Schiſchman.

Sah der König Marko ſchon von Weitem,
Eilte ihm entgegen, als er näher,
Breiteten da Beide ihre Arme,
Küßten Beide ſich das weiße Antlitz.
Nahmen da die Diener ihre Roſſe,
Führten ſelbe in des Königs Ställe,
Führt den Gaſt in's weiße Schloß der König,
Setzten Beide ſich zur reichen Tafel,
Und begannen rothen Wein zu trinken.

Als ſie ſich genug erlabt am Weine,
Sprang der Marko auf die beiden Füße,
Neigt, entblößten Hauptes, ſich zur Erde,
Und beginnt die Werbung um die Jungfrau.

Gab dem Marko Kraljevits ſein Jawort
Ohne Widerrede König Schiſchman,
Legte ab den Ring, ſo wie den Apfel,
Und ließ Kleider ſchneiden für die Tochter.

Marko Kraljevits jedoch beſchenkte
Schwägerin hierauf und Schwiegermutter,
Und verzehrte drei der Laſten Geldes.
Ward vertagt ſodann des Marko Hochzeit,
Auf ein Monat, daß er Zeit, um wieder
Heimzukehren zu der Veſte Prilip,
Die geſchmückten Gäſte dort zu laden.

Sprach des Königs Gattin noch zu Marko:
„O mein Schwiegerſohn, du ſtarker Marko,
Nimm zum Beiſtand deiner Braut nur keinen
Fremden, wähle lieber einen Bruder,
Oder einen Bruder deines Vaters;
Denn zu reizend wahrlich iſt die Jungfrau,
Und wir hegen große Furcht vor Schande.“

Uebernachtet Marko bei dem König,
Rüſtet ſich ſodann und ſeinen Scharaz,
Reitet wieder nach der Veſte Prilip.

Als er hin nun kam zur weißen Veſte,
Sah ihn ſchon von Weitem ſeine Mutter,
Eilte ihm entgegen, als er näher,
Breiteten da Beide ihre Arme,
Küßten Beide ſich das weiße Antlitz,
Marko küßt der Mutter weiße Hände.

Fragt die Mutter da den Helden Marko:
„O mein Sohn, du heldenkühner Marko,
Biſt du friedlich auch des Wegs gezogen?
Haſt du eine Tochter mir erworben,
Eine Tochter mir, dir eine Gattin?“

Sprach der Marko da zu ſeiner Mutter:
„Friedlich bin gezogen ich des Weges,
Habe eine Tochter dir erworben,
Eine Tochter dir, mir eine Gattin,
Und verzehrt hab' ich drei Kaſten Goldes;
Doch als ich gezogen von dem König,
Sprach zu mir noch dieß des Königs Gattin:
O mein Schwiegerſohn, du ſtarker Marko,
Nimm zum Beiſtand deiner Braut nur keinen
Fremden, wähle lieber einen Bruder,
Oder einen Bruder deines Vaters,
Denn zu reizend wahrlich iſt die Jungfrau,
Und wir hegen große Furcht vor Schande.
Wie nun? und ich habe keinen Bruder,
Weder Bruder noch auch Vatersbruder.“

Spricht zu Marko da hierauf die Mutter:
„O mein Sohn, du heldenkühner Marko,

Hege keine Sorge über dieſes,
Sondern fertige ſogleich ein Schreiben,
Schicke dieß dem Dogen von Venedig,
Daß er Beiſtand ſei dir bei der Hochzeit
Und fünfhundert Gäſte mit ſich bringe,
Send' an Stephan Zemlits dann ein zweites,
Daß er Beiſtand ſei bei deinem [illegible]
Und fünfhundert Gäſte mit ſich bringe,
Und dann fürchte weiter keine Schande.

Als vernommen dieß der ſtarke Marko,
Folgte er dem Worte ſeiner Mutter,
Schrieb auf ſeinem Knie die [illegible] Briefe,
Schickt den einen an Venedigs Dogen,
Schickt den andern an den Stephan Zemlits.
Kommt nach kurzer Zeitfriſt ſchon der Doge
Mit fünfhundert ſchmucken Hochzeitsgäſten,
Ging der Doge in das Schloß des Marko,
Blieben auf dem flachen Feld die Gäſte;
Kommt nicht lang' darnach auch Stephan Zemlits,
Gleichfalls mit fünfhundert Hochzeitsgäſten,
Trafen dort ſich in der Veſte Prilip,
Tranken ſatt ſich an dem rothen Weine.

D'rauf erhoben ſich die Hochzeitsgäſte,
Zogen nach dem Lande der Bulgaren,
Nach dem weißen Schloß des Königs Schiſchman.
Dort empfing mit Pracht ſie All' der König,
Nach den Ställen führte man die Pferde,
Führte in das weiße Schloß die Helden.

So verfloſſen drei der weißen Tage,
Bis ſich Held und Roß genug geraſtet.
Als der vierte Tag in Oſten anbrach,
Schrien Herolde in reichem Schmucke:
„Auf ihr Gäſte, kurz nur ſind die Tage,
Aber lange iſt der Weg bis Prilip,
Sorge tragen werden ſchon die Unſern
In der Heimat nach den fernen Helden!“

Bringt die Hochzeitsſpenden da der König,
Gibt dem Einen dieß, dem Andern Jenes;
Gibt dem Dogen eine güld'ne Schüſſel,
Gibt ein güld'nes Hemd dem Stephan Zemlits.
„Nimm hier dieſes Roß und dieſe Jungfrau,
Bringe Beide hin zur Veſte Prilip,
Gib dem Marko Kraljevits die Jungfrau,
Und behalte dir das Roß, das muth'ge.“

Machten auf den Weg ſich da die Gäſte,
Zogen aus dem Lande der Bulgaren,
Doch wo Glück iſt, da iſt auch das Unglück.
Kam der Wind daher vom flachen Felde,
Nahm den Schleier vom Geſicht der Jungfrau,
Zeigt der Jungfrau Schönheit ſich dem Auge,
Sah der Doge das Geſicht der Jungfrau,
Wollt' vor Liebesweh ſein Herz zerſpringen.

Kaum vermocht' die Nacht er zu erwarten,
Doch, als er ſich lagern ſah die Gäſte,
Ging er zu dem Zelt des Stephan Zemlits,
Leiſe ſprechend zu des Mädchens Beiſtand:

„Du, der Jungfrau Beiſtand, Stephan Zemlits,
Ueberlaß die Jungfrau mir bis morgen,
Nimm dafür hier dieſen Stiefel Goldes,
Lauter gelbe, blinkende Ducaten.“

Sprach zum Dogen da der Stephan Zemlits:
„Schweig, o Doge, daß zu Stein du würdeſt!
Iſt's dir beigefallen wohl zu ſterben?“

Ließ der Doge ab von dem Gedanken.
Als ſie aber wieder Nachts ſich lagern,
Geht der Doge abermals zum Zelte,
Alſo ſprechend zu dem Stephan Zemlits:
„Ueberlaß die Jungfrau mir bis morgen,
Nimm dafür zwei Stiefel hier, voll Goldes,
Lauter gelbe, blinkende Ducaten.“

Spricht erzürnt darauf der Stephan Zemlits:
„Fahre hin, daß du den Kopf verlöreſt!
Wie vermögſt du Marko's Braut zu küſſen?“
Ging ins Zelt zurück darauf der Doge.

Als ſie d'rauf zum dritten Mal ſich lagern,
Geht der Doge wieder hin zum Beiſtand:
„Ueberlaß die Jungfrau mir bis morgen,
Gebe dir dafür drei Stiefel Goldes,
Lauter gelbe, blinkende Ducaten.“

Ließ bethören ſich der Stephan Zemlits
Für drei Stiefel blinkender Ducaten.

Nahm der Doge da die Braut des Marko
Bei der weißen Hand und führte ſelbe
In ſein Zelt, mit leiſem Tone ſprechend:
„Setze dich zu mir, du ſchöne Jungfrau,
Setze dich, daß wir zuſammen koſen.“
Sprach zum Dogen die Bulgarenjungfrau:
„Wie nur könnten ſolches wir, o Doge,
Berſten würde unter uns die Erde,
Niederſtürzen über uns der Himmel,
Wie nur wagſt du's Marko's Braut zu lieben?“

Sprach hierauf der Doge von Venedig:
„Habe keine Furcht, du ſchönes Bräutchen,
Neun der Bräute küßten meine Lippen,
Schöne Mädchen, lauter Chriſtenbräute,
Und bei Keiner ſtürzte ein der Himmel,
Setze dich, und laß uns traulich koſen!“

Sprach zum Dogen die Bulgarenjungfrau:
„Höre mich, o Doge von Venedig,
Streng' verboten hat es mir die Mutter,
Daß ich küſſe einen bärt'gen Helden.“

Ließ der Doge auf dieß Wort der Jungfrau
Alſogleich ins Zelt die Bader kommen,
Dicht beſeift der Eine da den Dogen,
Schert der And're ihm den Bart vom Kinne,
Bückt die Jungfrau ſich und ſammelt haſtig
Auf die Haare, in das Tuch ſie bergend.
Hat der Doge fortgejagt die Bader,
Leiſ' nun flüſternd zur Bulgarenjungfrau:
„Setz' dich nun an meine Seite, Mädchen.“

Dieſes aber ſpricht hierauf zum Dogen:
„Höre mich, o Doge von Venedig,
Wenn uns Beide Marko hier entdeckte,
Wär's geſcheh'n um unſer Beider Leben."

Spricht der Doge: „Sei nicht länger ſpröde,
Bei den Hochzeitsgäſten ſitzt der Marko,
Wo ſein weißes Zelt iſt ausgebreitet,
Auf dem Zelte iſt ein gold'ner Apfel,
Und in dieſem zwei der Edelſteine,
Welche ſolchen Glanz um ſich verbreiten,
Daß das ganze Lager wahrzunehmen.
Setz dich nun, und laß uns traulich koſen."

Spricht zu ihm d'rauf die Bulgarenjungfrau:
„Warte nur ein Wen'ges noch, o Doge,
Bis ich vor das Zelt hinausgetreten,
Daß ich ſehen möge, ob der Himmel
Sternenhelle oder ob er dunkel."

Als die Jungfrau vor das Zelt getreten,
Da gewahrte ſie das Zelt des Marko,
Eilte an den Gäſten, die gelagert,
Wie ein aufgeſcheuchtes Reh vorüber,
Bis zum Zelt des Marko ſie gelangte.

Lag bereits im tiefen Schlaf der Marko,
Stellte ſich die Jungfrau hin zum Helden,
Heiße Ströme Thränen nun vergießend.
Fuhr der Marko auf aus ſeinem Schlummer,
Alſo ſprechend zur Bulgarenjungfrau:

„Goliathin, vom Bulgarenlande,
Kannſt du harren nicht, bis wir zu Prilip
Bis zum weißen Schloſſe wir gekommen,
Und nach Chriſtenbrauch uns dort verbinden?“
Faßt die Jungfrau d'rauf des Marko Säbel,
Neigte ſich vor ihm, die Worte ſprechend:
„Marko Kraljevits, mein künft'ger Gatte,
Anders heiß' ich, als du mich benenneſt,
Angehör' ich königlichen Eltern,
Einen Goliath doch führſt du ſelber
Mit dir in dem Beiſtand, den du wählteſt,
Denn verkauft hat mich der Stephan Zemlits
An den Dogen für drei Stiefel Goldes.

Und zum Zeichen, daß ich wahrgeſprochen,
Sieh' nun ſelber hier den Bart des Dogen!“
Streut darauf den Bart aus ihrem Tuche;
Als des Marko's Auge dieß geſehen,
Sprach darauf er zur Bulgarenjungfrau:
„Setze dich zu mir, du ſchönes Bräutchen,
Früh am Morgen werd' ich's wohl ergründen.“
Legte nieder ſich und ſchlief vom Neuen.

Als die Sonne aufging und erwärmte,
Sprang der Marko auf die beiden Füße,
Warf verkehrt den Mantel um die Schulter,
Nahm die zack'ge Keule in die Rechte,
Ging ſodann zum Zelte hin des Dogen,
Einen guten Morgen dieſem bietend:
„Guten Morgen, Doge von Venedig,
Guten Morgen dir auch, Stephan Zemlits!

Sag' mir, Doge, wo die Braut des Marko?
Stephan Zemlits, ſprich, wo ſie zu finden?"
Spricht der Stephan Zemlits keine Sylbe,
Doch der Doge redete zu Marko:
„Wahrlich ſeltſam ſind des Menſchen Launen,
Kaum noch iſt geſtattet, daß man ſcherze!"

Spricht der Marko Kraljevits zum Dogen:
„Schlecht, beim Himmel! iſt dein Scherz, o Doge,
Wenig Scherz liegt im geſchornen Barte,
Sprich, wo iſt dein Bart nur hingekommen?"
Wollte da der Doge ihm entgegnen,
Doch zum Wort nicht kommen läßt ihn Marko,
Schlägt das Haupt herab ihm mit dem Säbel.
Schnell entwich hierauf der Stephan Zemlits,
Bald doch hatte ihn ereilt der Marko,
Und verſetzte ihm mit ſeinem Säbel
Einen Streich, aus Einem Zweie machend.

Ging zurück der Marko d'rauf zum Zelte,
Rüſtet ſich und rüſtet ſeinen Scharaz;
D'rauf erheben ſich die Hochzeitsgäſte,
Bald gelangend zu der Veſte Prilip.

Des Arabers Brautfahrt.

Baute einſt ein Araber am Meere
Sich ein Schloß von zwanzig Gaden Höhe.
Als der Bau des Schloſſes war vollendet,
Ließ er Gläſer rammen in die Fenſter,
Und mit Teppichen den Boden kleiden,
Alſo ſprechend zu dem Schloß am Meere:
„Wozu dienſt du nun, du öde Veſte?
Sag', wer ſoll ſich wohl in dir ergehen?
Habe keine Mutter, keine Schweſter,
Habe weder Gattin noch Geliebte,
Die in dir ſich, Schloß am Meer, ergingen.
Doch ſo ſicher mich ein Weib geboren,
Will ich freien um des Sultans Tochter,
Und mir geben ſoll er ſie zum Weibe,
Oder ſich im Zweikampf mit mir meſſen."

Alſo ſprach der Araber zum Schloſſe,
Schrieb ſodann ein Briefchen an den Sultan,
Schickte dieſes eiligſt hin nach Stambul:
„Sultan, der in Stambul du gebieteſt,
Habe mir erbaut ein Schloß am Meere;

Niemand lebet, der ſich drin erginge,
Habe keine Mutter, keine Schweſter,
Habe weder Gattin, noch Geliebte;
Gib mir d'rum zum Weibe deine Tochter,
Willſt du aber ihre Hand mir weigern,
Mußt du dich im Zweikampf mit mir ſchlagen."

Als den Brief der Sultan hat geleſen,
Ließ vor ſich er ſeine Kämpfer kommen,
Und verſprach demjen'gen große Schätze,
Dem's geläng', den Araber zu tödten.
Viele Kämpfer zogen hin zum Meere,
Aber keiner kam nach Stambul wieder.
Immer mehr doch ſtieg die Noth des Sultans,
Denn der Kämpfer wurden immer wen'ger;
Alle hat der Araber getödtet.
Doch auf's höchſte ſtieg die Noth des Sultans,
Da der Araber nun ſelbſt ſich rüſtet,
In dem unbewohnten Schloß am Meere.
Kleidet ſich in köſtliche Gewänder,
Gürtet um die Hüften ſich den Säbel,
Schirrt mit eigner Hand den muth'gen Rappen,
Schnallt um ſeinen Leib ihm ſieben Gurten,
Legt ihm um's Gebiß den Zaum von Golde,
Bindet d'rauf das Zelt von bunter Seide,
Und die ſchwere Keule an den Sattel,
Schwingt ſodann ſich auf des Roſſes Schultern,
In die Hand die ſcharfe Lanze nehmend,
So nach Stambul zieht er ohne Zögern.

Als er nun erblickt die Thore Stambuls,
Rammt er ſeine Lanze in den Boden,

Bindet ſeinen Rappen an die Lanze,
Spannt ſodann ſein Zelt, ſich d'runter lagernd,
Und begehrt Tribut von den Bewohnern:
Jede Nacht ein Dutzend fetter Schafe,
Einen Ochſen wohlgenährt mit Brote,
Einen Zuber Branntewein vom beſten,
Und vom rothen Weine, zwei derſelben,
Ueber dieſes noch ein junges Mädchen,
Das den Wein ihm ſchenke und credenze,
Deren Antlitz Nachts er küſſen könne; —
Alſo währet es drei volle Monde.

Doch den Uebermuth noch weiter treibt er,
Schwingt ſich auf den kampfgewohnten Rappen,
Sprenget hin durch Stambuls breite Straßen,
Bis er ſtehet vor'm Palaſt des Sultans,
Ruft den Sultan dort mit lautem Hohne:
„Höre, Sultan, gib mir deine Tochter!“
Schwingt darauf die ſchwere Eiſenkeule,
Schmettert ſie an's Thor vor dem Palaſte,
Daß die Scheiben zittern in den Fenſtern.

Als ſich alſo ſieht bedrängt der Sultan,
Da verſpricht er ihm die Hand der Tochter,
Und der Araber beſtimmt den Zeitraum,
Wann er käme ſich die Braut zu holen.

„Werde kommen binnen fünfzehn Tagen,
Muß nur früher mir noch an der Küſte
All' die ſchmucken Hochzeitsgäſte laden.“

D'rauf beſtieg der Araber den Rappen,
Flog zur Heimat, Gäſte ſich zu holen.

Als vernommen dieß des Sultans Tochter,
Rang die weißen Hände ſie voll Kummer:
„Dir geklaget ſei es, Herr im Himmel,
Hab' mein Antlitz darum ich gepflogen,
Daß ein Araber, ein Knecht, es küſſe?“
Als die Nacht jedoch bedeckt die Erde,
Trat zur Sultanin an's goldne Lager
Eine Traumgeſtalt, die Worte ſprechend:
„Eine Eb'ne liegt in deinen Landen,
Herrin, die Koſſowo wird geheißen.
In der Eb'ne ragt die Veſte Prilip,
D'rin der Marko Kraljevits der Herr iſt.
Send' ein Schreiben an den tapfern Marko,
Und verheiße ihm die Hand der Tochter,
Und verſprich ihm auch noch reiche Schätze,
Daß vor'm Araber dein Kind er rette.“

Als heranbrach nun der Tag im Oſten,
Ging die Sultanin zu ihrem Gatten,
Und erzählte was ihr Nachts geträumet.
Als der Sultan ſie vernommen, ließ er,
Einen Firman fert'gen von dem Schreiber,
Schickte dieſen in die Veſte Prilip
An den Marko Kraljevits, den Tapfern:
„Sei in Gott mein Sohn, du tapfrer Marko,
Eil' nach Stambul auf des Sturmwinds Flügeln,
Und erleg' den Araber im Kampfe,

Daß er nicht der Tochter mich beraube,
Will dafür drei Laſten Gold's dir ſchenken."

Als den Firman Marko hat geleſen,
Sprach er alſo zu des Sultans Boten:
„Meinen Gruß dem Sultan, meinem Vater,
Mag nicht mit dem Araber mich ſchlagen,
Denn noch nie beſiegt ward er im Zweikampf,
Schlüg' er mir das Haupt herab vom Rumpfe,
Nützten wenig mir drei Laſten Goldes."

Und der Bote kehrt zum Sultan wieder,
Ihm verkündend, was der Marko ſagte.

Als die Sultanin gehört den Boten,
Schrieb mit eig'ner Hand ſie an den Marko:
„Sei in Gott mir Sohn, du tapfrer Marko,
Rette vor dem Wüſtenſohn die Tochter,
Will dafür fünf Laſten Gold's dir ſchenken."

Als das Brieſchen Marko hat geleſen,
Sprach er alſo zu der Herrin Boten:
„Grüß die Sultanin mir, meine Mutter,
Mag nicht mit dem Araber mich ſchlagen,
Denn noch nie beſiegt ward er im Kampfe,
Möcht' das Haupt mir ſchlagen von dem Rumpfe,
Das mir lieber iſt als alle Schätze."

Und zur Sultanin der Bote kehret,
Ihr berichtend, was der Marko ſagte.

Als des Sultans Töchterlein dieß hörte,
Nimmt zur Hand es ſelbſt Papier und Feder,
Ritzt ſich mit der Feder in die Wange,
Fängt das Blut, das aus der Wunde quillet,
Schreibt mit ihrem Blute an den Marko:
„Tapfrer Marko, ſei in Gott mir Bruder,
Mir, die dich beim ew'gen Gott beſchwöret,
Und bei St. Johannes, Eurem Heil'gen,
Gib dem Araber mich nicht zum Raube.
Will dir ſieben Laſten Goldes ſchenken,
Und dazu noch ſieben feine Hemden,
Die gewebt nicht ſind, und nicht geſponnen,
Die gegoſſen aus gediegnem Golde.
Einen Tiſch von Gold auch will ich ſenden,
D'rauf empor ſich ringelt eine Schlange,
Welche hoch das kluge Haupt erhebet,
Tragend ein Juwel in ihrem Munde,
Das des Nachts dir leuchtet wie am Tage.
Einen Säbel ſollſt du noch bekommen,
Den drei gold'ne Griffe reich verzieren,
Gleich an Werth drei Feſtungen des Sultans,
Auch des Sultans Siegel ſoll dir werden,
Daß nie ein Weſir dich könn' enthaupten,
Eh' er nicht befragt den Sultan ſelber."

Als dieß Schreiben Marko hat geleſen,
Sprach er zu ſich ſelber dieſe Worte:
„Wehe, wehe, meine liebe Schweſter,
Schlimm iſt's kommen, ſchlimm iſt's auch zu bleiben.
Fürchte nicht den Sultan, noch die Herrin,
Fürchte nichts als Gott und Sanct Johannes,

Will doch geh'n und ſollt' ich nimmer kehren."
Sendet drauf zurück den Boten wieder,
Sagt nicht, ob er komme, ob er bleibe.

Geht jedoch zur Reiſe ſich zu rüſten,
Um die Schultern wirft er eine Wolfshaut,
Setzt ſich auf von Wolfshaut eine Mütze,
Gürtet um die Lenden ſich den Säbel,
Faßt ſodann die kampferprobte Lanze,
Geht dann in den Stall zu ſeinem Schecken,
Schnallet ihn mit ſiebenfachen Gurten,
Füllt mit rothem Wein ſich eine Blaſe,
Hängt ſie auf des Schecken rechte Seite,
Die gewicht'ge Keule auf die linke.
Schwingt ſodann ſich auf des Schecken Schulter,
Und ſo zieht er hin den Weg nach Stambul.
Als in Stambul d'rauf er angekommen,
Geht der Marko in die neue Schenke,
In der Schenke will er übernachten.

Niederſinkt der Abend auf die Erde,
Und zum Meere führt er ſeinen Schecken,
Will ihn tränken dort im kühlen Waſſer.
Doch den Schecken luſtet's nicht zu trinken,
Sondern ſieht ſich um nach allen Seiten.

Sieh, da kommt ein ſchlankes Türkenmädchen,
Gold'nen Schleier um das Antlitz wehend;
Als ihr weißer Fuß betritt das Ufer,
Neigt ſie zu dem Meere ſich hinunter,
Alſo zu den grünen Wellen ſprechend:

„Seid gegrüßet mir, ihr grünen Wellen,
Meer, mein künft'ger Aufenthalt, in welchem
Ich in Ewigkeit verbleiben werde.
Lieber will ich dir mich jetzt vermählen,
Als dem Araber, der mein begehret.“
Naht der Marko da dem Türkenmädchen,
Alſo ſprechend: „Junges Türkenmädchen,
Sprich, warum willſt du in's Meer dich ſtürzen,
Dich vermählen mit den kalten Wellen,
Welch' ein Schmerz iſt's, der dein Herz durchwühlet?“

Spricht das Türkenmädchen zu dem Marko:
„Ei, was fragſt du mich, zerlumpter Derwiſch,
Ei, was fragſt du, kannſt du doch nicht helfen?“
Drauf erzählt ſie Alles ihm mit Thränen,
Sag't, warum ſie will in's Meer ſich ſtürzen.

Spricht: „Auch nannte man mir noch den Marko
In dem weißen Felſenſchloſſe Prilip,
Sagte mir, er ſei ein Held, und fähig
Nur allein den Araber zu tödten.
Hab' in Gott ihn Bruder angeflehet,
Hab' beſchworen ihn bei St. Johannes,
Hab' der Schätze viele ihm verſprochen,
Doch nicht kämpfen will für mich der Marko.“

Spricht der Marko Kraljevits: „O zürne
Nicht auf mich, du meine liebe Schweſter,
Denn von dem du ſprichſt, ich bin es ſelber.“

Als vernommen dieß das Türkenmädchen,
Fällt ſie um den Hals ihm: „O errette
Von dem Araber mich armes Mädchen!“

Marko Kraljevits darauf erwiedert:
„Türkenmädchen, meine liebe Schweſter,
Wiſſ', ſo lang mein Haupt noch ſitzt am Rumpfe
Haſt den Araber du nicht zu fürchten,
Aber ſprich von mir zu niemand Andern,
Sag' dem Sultan nur und deiner Mutter,
Daß ſie mir ein Mahl zur Nacht bereiten,
Und für friſchen Wein zum Trunke ſorgen,
Aber Beides ſollen in die Schenke,
In die neue Schenke ſie mir ſenden.
Kommt der Araber mit ſeinen Gäſten,
Sollen Beide höflich ihn empfangen,
Und als Braut dich ihm nur übergeben,
Daß er Lärm nicht in dem Schloß erhebe;
Werd' ſchon wiſſen, dich ihm zu entreißen,
So es Gott will und das Glück des Helden.“

Ging hierauf der Marko in die Schenke,
Und das Mädchen in das Schloß des Sultans,
Und erzählt, daß Marko ſei gekommen.
Als des Mädchens Eltern dieß vernahmen,
Ließen ſie ein leckres Mahl bereiten,
Und ihm ſelbes in die Schenke bringen.

Als ſich Marko anſchickt Wein zu trinken,
Sperrt in Stambul Alles juſt die Thore;

Kam der Schenkwirth auch, bei dem der Marko
Einſprach, um die Hausthür zu verſchließen.

Fragt der Marko Kraljevits den Schenken:
„Sprich, was ſperreſt du ſo früh die Thüre?"
D'rauf der Schenkwirth alſo ihm erwiedert:
„Ei bei Gott, du Held aus fremdem Lande,
Wiſſ', es freit ein Araber, ein wilder,
Um die junge Tochter unſers Sultans,
Und noch heute holt er heim das Mädchen.
Furcht iſt's vor dem Araber, warum wir
Unſ're Thüren heut ſo früh verſchließen."

Doch nicht läßt der Marko dieß geſchehen,
Denn er wollte ſeh'n den frechen Werber
Und die Gäſte, die mit ihm noch kämen.

Da erdröhnt's mit Eins in Stambuls Gaſſen,
Seht, der Araber kommt angeſprenget,
Hinter ihm fünfhundert Hochzeitsgäſte,
Alle Araber, gleichwie ihr Führer.
Schnaubend bäumt ſich unter ihm der Rappe,
Daß die Steine unter'm Huf zerſpringen,
Und die Splitter fliegen in die Häuſer.
Als er kam nun zu der neuen Schenke,
Sprach der Araber zu ſich voll Staunen:
„Welch' ein Wunder muß ich hier erſchauen?
Alles hat aus Furcht vor mir in Stambul
Seine Thür verſchloſſen und verriegelt,
Nur die Schenke hier iſt nicht verſchloſſen.

Ob wohl Niemand drinnen ſich befindet,
Oder gar ein Thor, ein übermüth'ger,
Der noch keine Furcht vor meinem Nahen?“

Doch er reitet fort zur Burg des Sultans,
Weilet dort die Nacht mit den Gefährten,
Als genaht jedoch der nächſte Morgen,
Gibt dem Araber ſein Kind der Sultan,
Und zwölf Laſten Gold's zur Hochzeitsgabe.
Zog hierauf der Araber aus Stambul
Mit der Braut, den Schätzen und den Gäſten.

Als ſie kamen an die neue Schenke,
Stand die Thüre offen, ſo wie früher;
Spornt der Araber den flinken Rappen,
Denn gewaltig drängt es ihn zu ſehen,
Wer doch drinnen in der Schenke hauſe?

Mitten in der Schenke ſaß der Marko,
Ganz gemächlich rothen Weines ſchlürfend,
Trank jedoch nicht ſo, wie ſonſt man pfleget,
Trank aus Kannen, die zwölf Maß enthielten;
Trank die Hälfte von dem Wein, die and're
Hälfte aber gab er ſeinem Schecken.
Lüſtet's wohl dem Araber zu zanken,
Doch der Schecke, an die Thür gebunden,
Läßt den Araber hinein nicht dringen,
Schlägt den Rappen grimmig mit den Hufen,
Bis der Araber ihn wieder lenket
Zu dem Troß, der ihm vorausgeeilet.

„Jetzt iſt's an der Zeit,“ der Marko denket.
Wendet nun den Pelz von ſeinem Wolfsfell,
Wendet nun vom gleichen Fell die Mütze,
Schnallt die Gurten feſter ſeinem Schecken,
Und verfolgt ſodann die flinken Reiter.

Als er nun erreicht die Hochzeitsgäſte,
Fängt er Händel an gleich mit den Letzter'n,
Und verjagt im Ru die hintern Gäſte,
Doch als er zur Braut hindurchgedrungen,
Schlägt zur Erde Beiſtand er, und Führer
Und zum Araber gelangt die Nachricht:
„Hold nicht, Bräutigam, iſt dir die Stunde,
Eingeholt den Brautzug hat ein Fremder,
Hat ein Roß, nicht ſo wie unſre Roſſe,
Nein, buntſcheckicht iſt es, wie die Rinder,
Und auch er iſt nicht wie and're Helden,
Denn ſein Harniſch iſt das Fell des Wolfes,
Und ſein Helm vom Wolfsfell eine Mütze,
Und was Schwarzes hält er in den Zähnen,
In der Größe eines jungen Lammes.
Als er an den Zug gelanget, fing er
Händel an ſogleich auch mit den Letzter'n,
Jagte aus einander d'rauf die Gäſte,
Und erſchlug den Beiſtand und den Führer.“

Schwenkt der Araber den muth'gen Rappen,
Sprengt zurück zu Marko, alſo rufend:
„Wehe dir, du Held aus fremden Landen,
Welch' ein böſer Geiſt hat dich verblendet,
Daß du mir zerſprengt die Hochzeitsgäſte,

Mir erſchlägſt den Führer und den Beiſtand?
Iſt das Hirn dir plötzlich toll geworden,
Oder macht der Uebermuth dich ſinnlos,
Oder biſt du gänzlich ſatt des Lebens?
Hoch und theuer aber ſchwör ich's, Fremdling,
Will die Zügel faſſen jetzt des Rappen,
Siebenmal mit ihm dich überſpringen,
Siebenmal hinüber und zurücke,
Und dir dann den Schädel hau'n vom Rumpfe!"

Doch der Marko Kraljevits entgegnet:
„Spare, Araber, die Prahlerworte,
So es Gott will und das Glück des Helden,
Sollſt du kommen mir nicht in die Nähe,
Und viel minder noch mich überſpringen."

Da in Zorn der Araber erglühet,
Faßt in grimmer Wuth den gold'nen Zügel,
Mit dem Bügel ſeinen Rappen ſpornend,
Bis den Sprung er waget über Marko.
Doch der Schecke weiß es klug zu hindern,
Stellt ſich aufrecht auf die hintern Füße,
Und empfängt den Rappen mit den vordern,
Ihn mit ſcharfem Zahne ſo verwundend,
Daß er ganz mit Blut iſt überſtrömet.

Schauderhaft, ihr Freunde, war's zu ſehen,
Wie ein Held da kämpfte mit dem Andern,
Nicht der Araber läßt ſich bezwingen,
Noch der Marko läßt ſich überwinden.

Und ſo kämpften ſie bis nach vier Stunden
Ihre Säbel brachen, ihre Lanzen.

Doch da fühlt der Araber, es würde
Seine Kraſt erliegen der des Gegners,
Schwenkt mit Eins den ſchweißbedeckten Rappen,
Flüchtend ſich durch Stambul's breite Gaſſen.

Wohl verfolgt ihn Marko auf dem Schecken,
Aber ſchneller iſt des Flüchtlings Rappe,
Iſt ſo ſchnell faſt wie des Berges Vile.
Faſt entronnen iſt er dem Verfolger,
Da gedenkt der Marko ſeiner Keule,
Schleudert ſie nach ihm mit kräft'gem Arme,
Trifft den Araber auch an die Schulter,
Daß er fällt; da ſpringt hinzu der Marko,
Haut herab den Kopf ihm von dem Rumpfe,
Und erfaßt ſodann den led'gen Rappen

Jetzt will Marko auf den Zug ſich ſtürzen,
Doch entflohen ſieht er all' die Gäſte,
Nur das Mädchen ſteht noch auf dem Platze,
Ausgeſtreut um ſelbes rings die Schätze.

Wendet d'rauf der Marko ſich zum Mädchen,
Und geleitet's zum Palaſt des Sultans.

„Bringe dir dein Töchterlein, o Sultan,
Und das Haupt des Arabers, des Frechen,
Wie auch ſchlüßlich deines Kindes Schätze.“

Schwenkt ſodann den Schecken und enteilet
Heimwärts wieder nach der Veſte Prilip.

Doch am nächſten Morgen läßt der Sultan
Sieben Laſten ſeiner Schätze häufen,
Und das Mägdlein legt zurecht die Hemden,
Die gewebt nicht ſind und nicht geſponnen,
Die gegoſſen aus gedieg'nem Golde.
Stellt dazu den Tiſch vom puren Golde,
D'rauf empor ſich ringelt eine Schlange,
Welche hoch das kluge Haupt erhebet,
Einen Edelſtein im Munde tragend,
Der zur Nachtzeit leuchtet wie am Tage.
Legt darauf den Damascener Säbel,
Den drei gold'ne Griffe reich verzieren,
Gleich an Werth drei Feſtungen des Sultans;
Zwiſchen ihnen prangt des Sultans Siegel,
Daß den Marko kein Weſir enthaupte,
Eh' er nicht befragt den Sultan ſelber.

Alles dieß der Sultan ſchickt dem Helden:
„Nimm, du tapf'rer Marko, dieſe Schätze;
Und wenn je es dir an etwas mangelt,
Komm' nur zu dem Sultan, deinem Vater!“

Marko und Alil Aga.

Zogen zwei Verbrüderte zuſammen
Eines Tages durch das ſchöne Stambul,
War der Marko Kraljevits der Eine,
Nannte ſich Beg Konſtantin der Andre.

Sprach zu Konſtantin der ſtarke Marko:
„Du im lieben Gott mein Bundesbruder,
Sollte hier in Stambuls breiten Straßen
Irgend welch' ein Unglück mir begegnen,
Oder Jemand fordern mich zum Zweikampf,
Werd' ich thu'n, als ſei ich ſchwer erkranket.“

Stellte d'rauf ſich ſchwer erkrankt der Marko,
Ohne Krankheit, blos aus ſchlauer Weiſe,
Streckte hin ſich auf den muth'gen Scharaz,
Lehnte mit der Bruſt ſich auf den Sattel,
Alſo zogen ſie durch Stambuls Straßen.
Da begegnet Beiden unter Andern
Auf dem Weg des Kaiſers Alil Aga,
Dreißig Janitſcharen im Gefolge.

Sprach der Alil Aga zu dem Marko:
„Komm' und laß uns ſchießen um die Wette,
Wer am weiteſten vermag zu treffen
Und iſt Gott dir und das Glück zur Seite,
Daß du weiter triffſt als Alil Aga,
Gebe ich dir meine weißen Schlöſſer,
Gebe ich dir meine reichen Schätze,
Gebe ich dir meine ſchöne Gattin.
Treff' ich aber weiter mit dem Pfeile,
Fordere von dir ich keine Schlöſſer,
Fordere von dir ich keine Schätze,
Fordere von dir auch nicht die Gattin,
Sondern bloß allein den muth'gen Scharaz.“

Sprach der Marko zu dem Alil Aga:
„Laß in Ruhe mich, verdammter Türke,
Habe keine Luſt mit dir zu ſchießen,
Siehſt du nicht, wie ſchwer ich bin erkranket,
Kann mich auf dem Pferde kaum erhalten,
Wie nun ſchießen ſollte ich zur Wette?“

Doch nicht laſſen will von ihm der Aga,
Faßt den Marko bei dem rechten Schoße.
Zieht das Meſſer Marko aus dem Gürtel,
Schneidet ſich das rechte Schoß vom Kleide:
„Geh' von hinnen, daß dich Gott erſchlage!“

Doch nicht von dem Marko ließ der Aga,
Faßt den Helden bei dem linken Schoße.
Zieht das Meſſer dieſer aus dem Gürtel,

Schneidet ſich das linke Schoß vom Kleide:
„Geh von hinnen, daß dich Gott erſchlage!“

Doch nicht laſſen will von ihm der Aga,
Sondern faßt den Scharaz bei dem Zügel,
Faßt mit ſeiner rechten Hand den Zügel,
Mit der linken Hand die Bruſt des Marko.

Zürnt der Marko, wie lebend'ges Feuer,
Und erhebt ſich auf dem muth'gen Scharoz,
Zieht zugleich an ſich des Scharaz Zügel,
Daß das Kampfroß ſpringt als wär' es wüthend,
Daß es ſpringet über Roß und Aga.

Rief den Bundesbruder d'rauf der Marko:
„Höre du, Beg Konſtantin, mein Bruder,
Geh' ſogleich in meine Waffenkammer,
Bring den Pfeil mir, Namens Tataranka.
Kenntlich iſt für dich der Tataranka,
Kenntlich an neun weißen Habichtfedern.
Will zum Richter gehen mit dem Aga,
Auf dem Richtplatz ſoll er Recht uns ſprechen,
Daß kein Hader zwiſchen uns entſtehe.“

Ging der Beg zurück zur Waffenkammer,
Geht zum Richter Marko mit dem Aga.

Als zum Richter Beide hingekommen,
Zog die Schuhe von dem Fuß der Aga,
Setzt ſich auf den Polſter hin zum Richter.

„Nimm hier dieſe gelben Goldducaten,
Aber ſprich zu Gunſten nicht des Marko.“

Doch verſtanden hatte dieß der Marko,
Nicht beſaß er aber Goldducaten,
Sondern legte auf den Schooß die Keule,
Sagt ſodann der Marko zu dem Richter:
„Sprich zu Gunſten nicht des Alil Aga,
Sieh hier dieſe ſechsgezackte Keule,
Schlägt mit dieſer Keule dich der Marko,
Wirſt du keiner Arzenei bedürfen,
Und vergeſſen wirſt du Recht zu ſprechen,
Und nicht einmahl ſeh'n die Goldducaten.“

Fährt ein Froſt dem Richter durch die Glieder,
Als er ſieht die ſechsgezackte Keule.

Als ſie zogen nun hinaus zum Kampfplatz,
Folgten dreißig Moslemins dem Aga,
Folgte aber Niemand ſonſt dem Marko,
Als nur ein'ge Griechen und Bulgaren.

Als ſie auf dem Kampfplatz angekommen,
Sprach der Alil Aga zu dem Marko:
„Nimm zur Hand den Pfeil nun, ſtarker Marko,
Rühmſt dich als der beſten Schützen Einer,
Rühmſt ſogar dich in des Kaiſers Diwan,
Daß du könneſt einen Adler treffen,
Einen Adler in der Wolken Nähe.“

Sprach der Marko zu dem Alil Aga:
„Wohl ein guter Schütze bin ich, Aga,
Doch du biſt am Range über Marko,
Da das Kaiſerthum dir angehöret,
Schießen ſollſt du darum vor dem Marko,
Da du mich zum Wettſtreit aufgefordert.“

Nahm zur Hand den Pfeil der Alil Aga,
Welcher auszumeſſen mit der Elle,
Schoß den Pfeil an hundert zwanzig Ellen.

Nahm darauf den Pfeil der ſtarke Marko,
Schoß zweihundert Ellen in die Weite.

Nahm den zweiten Pfeil der Alil Aga,
Schoß dreihundert Ellen in die Weite.

Nahm der ſtarke Marko jetzt den zweiten,
Schoß in's Weite an fünfhundert Ellen.

Nahm den dritten Pfeil hierauf der Aga,
Schoß ſechshundert Ellen in die Weite.

Kam herbei der Konſtantin zu Marko,
Bringt den Pfeil mit Namen Tataranka,
Kenntlich an neun weißen Habichtfedern.

Nahm der Marko da den Tataranka,
Zielte in den Staub und in den Nebel,
Und nicht folgen konnte ihm das Auge,
Wie zu meſſen wär' es nach der Elle?

Füllen Thränen da des Aga's Augen,
Und er ſprach darauf zum ſtarken Marko:
„Du in Gott mein Bruder, ſtarker Marko:
Du in Gott und St. Johann mein Bruder,
Bruder mir, nach deiner Glaubenslehre,
Nimm nun meine ſchönen weißen Schlöſſer,
Nimm nun alle meine reichen Schätze,
Nimm nun hin auch meine junge Gattin."

Sprach der Marko Kraljevits zum Aga:
„Alil Aga, daß dich Gott erſchlage,
Nennſt in Gott mich deinen Bundesbruder,
Und gedenkſt die Gattin mir zu ſchenken,
Nicht bedarf ich aber deiner Gattin,
Denn bei uns nicht iſt's, wie bei den Türken,
Wo die Sclavin iſt gleichwie der Gattin.

Habe ſelbſt zu Prilip eine Gattin,
Schön gleich deiner, Namens Widoſſawa;
Auch verlang' ich nicht nach deinen Schätzen,
Würde ſie vertrinken nur im Weine;
Da du aber mir das Kleid verdorben,
Gib mir jetzt, ſo viel als ich gebrauche,
Um zwei neue Schöße zu bezahlen."

Springt der Aga fröhlich auf die Füße,
Und umarmt und küßt den ſtarken Marko,
Führt ſodann in's weiße Schloß den Helden
Und bewirthet ihn drei weiße Tage.

Gab drei Laſten Schätze ihm der Aga,
Und ein gold'nes Hemd des Aga's Gattin,
Und zugleich ein ſchönes Tuch von Seide;
Gab dreihundert Krieger ihm der Aga,
Zum Geleite nach dem weißen Prilip.

Blieben Beide von der Stunde Brüder,
Hüteten fortan des Kaiſers Gränze,
Wo bedroht ſie war von einem Feinde
Kämpften Alil Aga und der Marko,
Und wo eine Veſte ward erobert
War dabei der Marko und der Aga.

* * *

Marko Kraljevits und Beg Konſtantin.

Zwei in Gott Verbrüderte einſt zogen,
Marko mit Beg Konſtantin, zuſammen.
Sprach Beg Konſtantin zum ſtarken Marko:
„Komme du als Gaſt zu meinem Hofe,
In der Herbſtzeit, wenn es St. Demeter,
Da mein Namenstag an dieſem Tage,
Soll ein gutes Gaſtmahl deiner harren,
Ein Empfang, der eines Marko würdig,
Wie auch eine reiche Tracht von Speiſen.

Sprach zu Konſtantin der ſtarke Marko:
„Rühme dich nicht wegen des Empfanges.
Als Andreas ich geſucht, den Bruder,
Ward mir weh zu Muth in deinem Schloſſe;
Herbſtzeit war's, und war auch St. Demeter,
Und dein Namenstag an ſelbem Tage,
Kennen lernt' ich damals dein Empfangen,
Und von dir drei ſchmähenswerthe Thaten.

Gegenredet Konſtantin zu Marko:
„Sprich in Gott mein Bruder, ſtarker Marko,
Was für Schmähenswerthes ich begangen?“

Sprach zu Konſtantin darauf der Marko:
„Höre, was das erſte Schmähenswerthe:
Kamen zu der Pforte hin zwei Arme,
Um zu eſſen von den weißen Broten,
Um zu trinken von dem rothen Weine,
Doch du ſpracheſt zu den beiden Armen:
„„Geht hinweg, ihr Auswurf des Geſchlechtes,
Und beſchmutzt mir nicht des Schloſſes Schwelle.““

Leid doch that es mir in meinem Herzen,
Leid mir that es um die beiden Armen,
Führte ſie hinunter auf die Straße,
Führte Beide in die weiße Schenke,
Gab zu eſſen ihnen weiße Brote,
Schenkte Beiden von dem rothen Weine,
Ließ auch Kleider ſchneiden für die Beiden,
Halb von Sammt und halb von grüner Seide.

Schickte d'rauf ſie wieder nach dem Schloſſe,
Lauſchte aber heimlich aus der Ferne,
Wie empfangen würdeſt du die Beiden.
Kamſt ſogleich heraus vom weißen Hofe,
Nahmſt den einen Armen mit der Rechten,
Nahmſt den andern Armen mit der Linken,
Führteſt ſelber ſie hinein zum Hofe.

Gabeſt Beiden dort vom weißen Brote,
Schenkteſt Beiden dort vom rothen Weine,
Trankeſt ſelbſt mit den geſchmückten Gäſten.

War das zweite Schmähenswerthe dieſes:
Kamen zu der Pforte hin zwei Greiſe,
Hatten keinen Werth in deinen Augen,
Weil der Sammt veraltet wie die Leiber,
Setzteſt ſie zu unterſt hin am Tiſche,
Jene in den neuen Kleidern aber,
Die verächtlich früher deinem Auge,
Setzteſt du zu oberſt hin am Tiſche,
Da ſie neuen Sammt auf ihrem Leibe.
Gabſt zu trinken ihnen Wein und Branntwein,
Und zu eſſen viele leck're Speiſen.

War jedoch das Schmählichſte von Allen:
Hatteſt damals Vater noch und Mutter,
Sah am Tiſche aber Keins von Beiden,
Um zuerſt vom Wein mit dir zu trinken."

* * *

Marko Kraljevits und der ſchlimme Bogdan.

Früh ſchon brachen auf die Serbenhelden,
Brachen auf vom flachen Amſelfelde,
Hinzuzieh'n zum felſ'gen Küſtenlande.
War der Marko Kraljevits der Eine,
War der Relja von Paſar der Zweite,
War der Dritte Miloſch von Pozerje.

Zogen da vorbei an einem Weinberg,
Der ein Eigenthum des ſchlimmen Bogdan,
Lenkt hinein ſein flinkes Pferd der Relja,
Pflückt ſich Trauben von des Weinbergs Reben.

Spricht der Marko Kraljevits zu Relja:
„Komm, verlaſſe dieſen Weinberg, Relja,
Wüßteſt du, wem angehört der Weinberg,
Würdeſt weit herum das Pferd du lenken,
Eigner dieſes Weinbergs iſt der Bogdan.

Ritt einſt ſelber hier vorbei am Weinberg,
Pflückte, ſo wie du, von ſeinen Trauben,

Als mich plötzlich ſah der grimme Bogdan,
Der geritten kam auf ſchlanker Stute,
Nicht erwarten mocht' ich ſeine Ankunft,
Und entfloh zum ſtein'gen Küſtenlande.

Doch verfolgte mich der grimme Bogdan
Auf der ſchlanken, der arab'ſchen Stute,
Eingefangen ohne meinen Scharaz
Hätte ſicher mich der ſchlimme Bogdan,
Doch der Scharaz floh gleich einem Falken,
Und erreichen konnt' mich nicht die Stute.

Kaum gemerkt hat dieß der ſchlimme Bogdan,
Schwang er ſchnell auch die gewalt'ge Keule,
Ließ ſie ſauſen durch die ſtillen Lüfte,
Traf mit ihr mich auf den ſeidnen Gürtel,
Traf mich mit dem Stiel von ſeiner Keule,
Nieder ſank ich auf des Scharaz Ohren,
Kaum daß ich im Sattel mich erhalten,
Kaum daß ich entrann zur felſ'gen Küſte;
Sieben Jahre ſind indeß vergangen,
Und nicht wieder zog ich dieſes Weges."

Noch nicht ausgeſprochen hatte Marko,
Als ein Staubgewölke ſtieg zum Himmel
Uebern Weinberg auf, vom flachen Felde.
Sahen da mit Eins die Serbenhelden
Graden Weges nah'n den grimmen Bogdan,
Im Gefolg zwölf ſerbiſche Woiwoden.
Als der Marko ſah den grimmen Bogdan,
Sprach er zu den beiden Bundesbrüdern:

„Hört ihr, meine treuen Bundesbrüder,
Kommt heran auf uns der grimme Bogdan,
Und verloren ſind nunmehr wir Alle,
Laßt uns ſeh'n, ob wir ihm noch entrinnen."

Spricht hierauf der Miloſch von Pozerje:
„Marko Kraljevits, mein Bundesbruder,
Bis zum heut'gen Tage geht die Rede,
Daß nicht größ're Helden auf der Erde
Als wir drei verbrüderte Woiwoden,
Beſſer d'rum, wir gehen hier zu Grunde,
Als daß ſchmählich wir entflieh'n vor Bogdan."

Als vernommen dieſes Wort der Marko,
Spricht er zu dem Miloſch von Pozerje:
„Nun, ſo höret denn, ihr Bundesbrüder,
Laßt an's Werk uns geh'n zu gleichem Theile:
Wollt ihr lieber ſtreiten mit dem Bogdan,
Oder ſtreiten mit den zwölf Woiwoden?"

Gegenredet Miloſch da und Relja:
„Lieber wollen wir mit Bogdan ſtreiten."
Kaum erwartet hatte dieß der Marko,
Stürzt auch ſchon herbei der grimme Bogdan.

Marko reißt hervor die ſtarke Keule,
Jagte vor ſich her die zwölf Woiwoden,
Warf von ihren Pferden ſie zur Erde,
Kaum daß er ein paarmal ſich gewendet,
Band den Helden dann die weißen Hände,
Trieb ſie vor ſich her um Bogdans Weinberg.

Vor ſich aber treibt der grimme Bogdan
Auch den Helden Miloſch und den Relja,
Beide Helden mit gebund'nen Händen.

Als geſehen dieß der ſtarke Marko,
Da erſchrak er, wie er nie erſchrocken,
Späht umher, wohin er könn' entfliehen,
Doch zugleich auch kommt es ihm zu Sinne,
Daß ſie alle Drei ſich angelobet,
Beizuſtehen Einer ſtets dem Andern,
Was auch für ein Unheil ſie bedrohe.

Und den Zügel zieht an ſich der Marko,
Drückt die Wolfsfellmütze in die Stirne,
Daß vermengt das Wolfsfell mit den Brauen,
Und mit feſter Hand den Säbel faſſend,
Blickt er wild hinüber nach dem Bogdan.

Stand der Bogdan neben ſeinem Weinberg,
Sah dem Marko in die grimmen Augen,
Aber von dem Blicke dieſer Augen
Fühlt er ſchlottern unter ſich die Beine.

Schaute Marko auf den grimmen Bogdan,
Und der Bogdan auf den grimmen Marko,
Aber Keiner wagt ſich an den Andern.

Spricht zu Marko endlich da der Bogdan:
„Komm und laß uns Frieden ſchließen, Marko,
Gib zurück mir meine zwölf Woiwoden,
Wieder geb' ich Miloſch dir und Relja.“

Kaum erwartet hatte dieß der Marko,
Gerne gibt er ihm die zwölf Woiwoden,
Gerne ließ der Bogdan ihm die Helden.

Nahm vom Sattelknopf den Schlauch der Marko,
Und ſie lagern ſich, um Wein zu trinken,
Aßen auch die Trauben von dem Weinberg.

Als genug des Weines ſie getrunken,
Standen auf die ſerbiſchen Woiwoden,
Schwangen ſich auf ihre flinken Roſſe,
Sprach zum grimmen Bogdan da der Marko:
„Gottes Hilfe dir, du grimmer Bogdan,
Mögen wir geſund uns wieder treffen,
Satt zu trinken uns am kühlen Weine!“

Ihm entgegnet d'rauf der grimme Bogdan:
„Gottes Hilfe dir auch, ſtarker Marko,
Mögeſt glücklich deinen Weg vollenden,
Doch nicht wieder möchte ſeh'n mein Auge,
Dich ſo ſchrecklich, wie's dich heut geſehen,
Nimmermehr werd' ich nach dir mich ſehnen!“

Reitet Marko nach der felſ'gen Küſte,
Bleibt zurück bei ſeinem Weinberg Bogdan.

* * *

Marko's Jagd.

Früh ſchon geht zur Jagd der junge Marko,
Früh zur Jagd im grünen Waldgebirge,
Betet nicht zu Gott, obgleich es Sonntag,
Geht zur Jagd ſchon mit der Morgenröthe.

Und er jagte durch drei weiße Tage,
Doch vermocht' kein Wild er zu erjagen;
Da verläßt er endlich das Gebirge,
Doch als er nun kommt zum Strom Jakub
Siehe, da erglänzt es in den Wellen,
Marko ſchaut hinab in's kühle Waſſer,
Und erblickt in ſelbem eine Schlange.

Raſch ſteigt dieſe auf das Roß des Marko,
Steigt ihm auf ſein Kampfroß Namens Scharaz,
Und vom Roſſe ſteigt ſie auf den Reiter,
Schlingt behend ſich dieſem um die Kehle,
Schlinget ſich herum in ſiebzehn Ringen,
Reitet da der Marko vom Gebirge.

Doch als er gelangt zu ſeinem Hofe,
Steigt er nicht herab vom Roſſe Scharaz,

Ruft herbei die Mutter Eufroſina,
Ihr zu zeigen, was er hab' gefangen.

Aber als nur die erblickt die Schlange,
Flieht ſie [illegible] in die weißen Höfe,
Flieht vor ihrem eig'nen Sohn, dem Marko,
Läßt ihn würgen von der grimmen Schlange.

Wieder ruft der Königsſohn, der Marko,
Ruft den Vater, Wukaſchin, den König,
Daß er faſſe, was er hab' gefangen,
Was gefangen hat ſein Sohn, der Marko.

Als herauskommt Wukaſchin, der König,
In den Hof, vom glänzend weißen Thurme,
Und die Schlange ſieht um Marko's Nacken,
Flieht auch er und wendet ihm den Rücken.

Wieder ruft des Marko's ſtarke Stimme,
Ruft herbei aus all den weißen Höfen,
Ruft mit Namen ſeine treue Gattin:
„Komm heraus, o Gattin, Widoſſawa,
Daß du weg mir nimmſt, was ich gefangen."

Als heraus nun kommt Frau Widoſſawa,
Und erblickt um Marko's Hals die Schlange,
Schreit ſie ſelbſt aus ihrem weißen Halſe,
Sich verſchweſternd der geſleckten Schlange:
„Schweſterchen, mit Gott, o bunte Schlange,
Gib mir wieder frei den Helden Marko."

Spricht zu Widoſſawa da die Schlange,
Spricht vielmehr zu Marko ſelbſt die Worte:
„Kehre wieder um, du ſtarker Marko,
Bringe mich zurück in's Waldgebirge,
Wo du mich gefunden haſt im Strome.“

Marko hat kein Ziel, wohin er zöge,
Wendet raſch herum ſein Schlachtroß Scharaz,
Und begibt ſich wieder in's Gebirge;
Aber als er kommt zum Strom Jakuba,
Haspelt ſich von ihm herab die Schlange,
Sprechend ſo zum königlichen Marko:
„Wiſſe, Marko Kraljevits, ich habe
Dich geſchenkt auf's Neue deiner Gattin,
Doch nicht freuen wirſt du dich der Spende,
So du je am heil'gen Sonntag wieder
Wagſt wie heut' im Waldgebirg zu jagen.“
Schwimmt dann fort im Strom, und iſt verſchwunden.
Da gelobt der Marko noch der Schlange:
„Will den Sonntag lieben und die Gattin,
Mehr noch lieben als den Blick des Auges.“

* * *

Marko Kraljevits findet den Säbel ſeines Vaters.

Früh am Morgen, noch vor Tages Anbruch,
War ein Türkenmädchen aufgeſtanden,
Am Mariza wollt' es Leinwand bleichen.
Klar vor Sonnenaufgang war das Waſſer,
Doch nach Sonnenaufgang wurd' es trübe,
Trübe wurd' es und mit Blut geröthet,
Führete Roſſe mit und blanke Helme,
Und manch wunde Helden, noch vor Mittag.
So auch bracht' heran es einen Helden,
Den die wilde Flut des Stroms ergriffen.
In dem Strome ſich in Wirbel drehend,
Sieht der Held das Mädchen nun am Ufer,
Und beginnt bei Gott es zu beſchwören:
„Schönes Mädchen, ſei in Gott mir Schweſter!
Wirf mir zu doch eine Rolle Leinwand,
Und errette mich aus dieſen Wellen,
Und ich will zum Dank dich glücklich machen.“
Und das Mädchen fühlt in Gott Erbarmen,
Wirft ihm zu das eine Leinwandende,
Bringt ihn glücklich an des Fluſſes Ufer.

Siebzehn Wunden deckten ſeinen Körper,
Der geſchmückt mit köſtlichem Gewande.
An der Seite trug er einen Säbel,
Welchen dreifach gold'ne Griffe zierten,
Drei gar ſeltne Steine in den Griffen,
Gleich an Werth drei Feſtungen des Sultans.

Und der Held zum Türkenmädchen ſagte:
„Türkenmädchen, meine liebe Schweſter,
Sag', wer wohnt bei dir im weißen Schloſſe?“
Drauf das Türkenmädchen ihm entgegnet:
„Hab' ein altes Mütterchen zu Hauſe,
Und noch einen Bruder: Muſtaf Aga.“
Und der wunde Krieger nun erwiedert:
„Türkenmädchen, meine liebe Schweſter,
Geh' und ſag' dem Bruder Muſtaf Aga,
Daß er mög' in's weiße Schloß mich bringen,
Trag' am Leibe drei gefüllte Gürtel,
Jeder faßt dreihundert Goldducaten,
Mit dem einem will ich dich beſchenken,
Mit dem zweiten deinen Bruder Muſtaf,
Nur den dritten will ich mir behalten,
Um die ſchweren Wunden mir zu heilen.
Will es Gott, daß wieder ich geneſe,
Türkenmädchen, ſollſt du glücklich werden,
So wie auch dein Bruder Muſtaf Aga.“

Und das Mädchen geht zum weißen Schloſſe,
Und erzählt dem Bruder Muſtaf Aga:
„O mein Bruder, Aga, Muſtaf Aga!
Einen Helden habe ich gefunden,

Schwer verwundet am Marizafluſſe,
Trägt bei ſich drei vollgefüllte Gürtel,
Jeder faßt dreihundert Golddncaten.
Mit dem Einen will er mich beſchenken,
Mit dem Zweiten dich, o Muſtaf Aga.
Will den Dritten nur für ſich behalten,
Um die ſchweren Wunden ſich zu pflegen.
Lieber Bruder, laß' dich's nicht gelüſten,
Zu erſchlagen den ergrauten Helden,
Bring' ins weiße Schloß ihn aus Erbarmen."

Ging zum Fluß Mariza hin der Aga.
Als er fand den ſchwer verletzten Helden,
Hub er an den Säbel zu bewundern,
Schlug dem Helden dann das Haupt herunter,
Zog ihm aus ſodann die reichen Kleider
Und begab zurück ſich nach dem Schloſſe.

Seine Schweſter kam ihm hier entgegen,
Und wie ſie jetzt ſah, was er verübet,
Sprach ſie weinend zu dem Muſtaf Aga:
„Bruder, ſag, warum, daß Gott dich ſtrafe,
Haſt den wunden Helden du erſchlagen?
Mochteſt alſo dich verleiten laſſen
Zu dem Todtſchlag eines Säbels wegen?
Gebe Gott, daß es dein Haupt nicht koſte!"
Alſo ſprach ſie und entfloh zum Schloſſe.

Kurze Zeit nach dieſem war vergangen,
Kam ein Firman von dem Türkenkaiſer,
Daß in's Feld der Muſtaf Aga ziehe.

Zog der Mujo zu dem Herrn des Sultans,
Jenen Säbel an der Seite tragend.

Als er angelangt nun bei dem Heere,
Alt und Jung den Säbel da bewundert,
Keiner doch kann aus der Scheid' ihn ziehen.
So von einer Hand zur andern wandernd,
Kam an Marko Kraljevits der Säbel,
Und von ſelber flog er aus der Scheide.

Als den Säbel Marko jetzt betrachtet,
Fand er d'rauf drei wohlbekannte Zeichen,
War des Waffenſchmiedes Nam' das Erſte,
Der des Königs Wukaſchin das Zweite,
Und des Marko Kraljevits das Dritte.
Und er fragt den Türken Muſtaf Aga:
„Sag' bei Gott mir, junges Türkenbürſchchen,
Wie zu dieſem Säbel du gekommen?
Haſt du ihn für baares Geld erſtanden,
Oder in der blut'gen Schlacht gewonnen,
Oder iſt's ein Erbtheil deines Vaters,
Oder ein Geſchenk von deinem Liebchen?"

Ihm entgegnet da der Muſtaf Aga:
„Weil du mich befragſt, Kaurime Marko,
Will bei Gott ich dir die Wahrheit ſagen.
D'rauf erzählt er, wie es ſich begeben.
Doch der Marko Kraljevits entgegnet:
„Warum, Türke, daß dich Gott erſchlage,
Haſt du ſeiner Wunden nicht gepflogen?

Hätte jetzt, beim mächt'gen Türkenkaiſer,
Dich mit einem Agalik belohnet!“

Spricht hierauf zu ihm der Muſtaf Aga:
„Faſle ſo nicht, o Kaurime Marko,
Könnteſt du ein Agalik bekommen,
Würdeſt du's wohl ſelbſt für dich behalten;
Gib zurück mir lieber meinen Säbel.“

Doch der Marko Kraljevits ihn ſchwenket,
Haut den Kopf dem Muſtaf von dem Rumpfe.
Schnell zum Sultan bringt man dieſe Kunde,
Und der Sultan ließ den Marko rufen.

Wie die Sclaven zu dem Marko kamen
Ihn zu rufen, gab er keine Antwort,
Sondern ſaß und trank vom rothen Weine.
Als jedoch zu viel der Boten kamen,
Warf er ſeinen Wolfspelz um die Achſeln,
Langte dann nach der gewicht'gen Keule,
Und begab ſich in das Zelt des Sultans;
Und ſo heftig Marko war erzürnet,
Daß im Aug' ihm blut'ge Thränen glänzten.

Als der Sultan ſo erblickt den Marko,
In der Rechten die gewicht'ge Keule,
Wich zurück er, bis ſtets näher tretend,
An die Wand ihn hat gedrängt der Marko.
Griff der Sultan da in ſeine Taſche,
Reichte Marko hundert Goldducaten:

„Gehe, Marko, labe dich mit Weine,
Warum biſt du nur ſo ſehr erzürnet?“
„„Frage nicht, o Sultan, lieber Vater,
Hab' erkannt den Säbel meines Vaters,
Hätt' ich ihn in deiner Hand gefunden,
Wär' ich minder nicht in Zorn gerathen!““
Wandte d'rauf ſich und verließ den Sultan.

Marko Kraljevits und der Habicht.

Krank geworden war der ſtarke Marko; —
An der Seite von der Heldenſtraße
Rammte er die Lanze in den Boden,
Band daran ſein muth'ges Kampfroß Scharaz,
Alſo ſprechend in die blauen Lüfte:
„Wer nur ſtillt den Durſt mir jetzt mit Waſſer,
Wer nur baut mir Schatten vor der Sonne,
Wer nur gibt mir Raum nun als ein Gaſtfreund?“

Kam der Habicht da, der ſtarke Vogel,
Brachte Waſſer in dem krummen Schnabel,
Spreitete die Flügel über Marko,
Alſo ihm das Heldenhaupt beſchattend.

Sprach zu ihm darauf der kranke Marko:
„Edler Habicht, heldenſtarker Vogel,
Was nur hab' ich Gutes dir erwieſen,
Daß du jetzt den Durſt mir ſtillſt mit Waſſer,
Daß du Schatten ſpendeſt meinem Haupte?“

Gibt der Habicht da dem Marko Antwort:
„Da zu Koſſowo wir uns befanden,

Als der Kampf begonnen mit den Türken,
Fingen mich die Türken auf der Heide,
Schnitten mir zur Hälfte ab die Flügel.
Damals haſt du mich, den Flugberaubten
Aufgenommen mit beſorgten Händen,
Haſt mich hingeſetzt auf grüne Bäume,
Daß ich nicht zertreten von den Hufen,
Haſt mit Heldenleiber mich gefüttert,
Mich getränket mit dem Blut der Helden.

Dieß das Gute, das du mir erwieſen.“

* * *

Marko Kraljevit's Tod.

Auszog Marko Kraljevits am Morgen
Eines Sonntag's, als die Sonne ſtrahlte,
Auf's Gebirg Urwina, nah am Meere.
Aber als er hinritt am Gebirge,
Strauchelt' ſein Scharaz auf dem Wege,
Strauchelt' und vergoß zugleich der Thränen,
D'rüber Marko ſich gar hoch verwundert,
Alſo ſprechend zu dem muth'gen Kampfroß:

„Scharaz, du mein Abgott, du mein Alles,
Schon an hundertſechzig Sommer ſind es,
Seit du mir zu eigen biſt geworden,
Und noch niemals hat dein Fuß geſtrauchelt,
Sag', wie kommt es, daß es jetzt geſchehen,
Und dabei der Thränen du vergießeſt?
Nimmer Gutes kann dieß Zeichen deuten,
Sicher gilt es Einem von uns Beiden,
Gilt dem Marko oder ſeinem Scharaz.“

Als der Marko alſo hat geſprochen,
Rief die Vile nieder vom Gebirge:

„Marko Kraljevits, in Gott mir Bruder,
Weißt du's wohl, warum dein Roß geſtrauchelt,
Wiſſe, es bedauert dich, o Marko,
Da es ſich nun trennen muß für immer,
Trennen von dem königlichen Marko.“

Und der Marko ſpricht hierauf zur Vile:
„Weiße Vile, daß der Hals dich ſchmerze!
Wie vom Scharaz könnte ich mich trennen,
Der geleitet mich durch finſt're Höhlen,
Der mich hingebracht nach ſteilen Veſten,
Der getragen mich auf langen Wegen?
Keinen beſſern Streithengſt gibt's als Scharaz.
Oder wär' ein beſſ'rer Held als Marko?
Doch ſo lang' ein Haupt auf meinem Leibe,
Werde ich mich trennen nicht vom Scharaz!“

Gegenredet Vile da dem Marko:
„Niemand wird dir je den Scharaz rauben,
Auch nicht fallen wirſt du, ſtarker Marko,
Weder von dem Säbel eines Feindes,
Noch von ſeiner Keule oder Lanze,
So wie du erbebſt vor keinem Helden;
Aber tödten wird dich, ſtarker Marko,
Er, der keines Lebenden verſchonet.
Und ſo du nicht glaubſt dem Wort der Vile,
Magſt du ſelbſt es ſeh'n mit deinem Auge.
Wenn des Berges Spitze du erklommen,
Blicke von der Rechten dort zur Linken,
Und zwei ſchlanke Tannen wirſt du ſchauen,
Ueberragend weit den Kamm des Berges,

Ganz mit grünen Nadeln überdecket;
Zwiſchen dieſen Tannen iſt ein Brunnen,
Deſſen Grund enthält ein kühl Gewäſſer,
Wende dort dein muth'ges Kampfroß Scharaz,
Steige ab und bind's an eine Tanne,
Gehe hin ſodann zu jenem Brunnen,
Schau hinunter in des Brunnens Waſſer,
Und du wirſt dein eignes Antlitz ſehen,
Wirſt dein Antlitz ſehen, wie's im Sterben."

Und der Marko folgt dem Wort der Vile.
Als des Berges Spitze er erklommen,
Blickte von der Rechten er zur Linken,
Sieht die beiden ſchlankgewachſ'nen Tannen,
Ganz mit grünen Nadeln überdecket.

Wendet Marko da ſein Streitroß Scharaz,
Steigt dann ab und bindet's an die Tanne,
Schreitet unverzagt ſodann zum Brunnen,
Blickt hinab zum Waſſer in dem Brunnen,
Und erſchaut ſein Angeſicht im Waſſer,
Schaut ſein eig'nes Antlitz, wie's im Sterben.

Und im Auge Thränen, ſpricht der Marko:
„Lügneriſche Welt, du falſche Blume,
Schön wohl warſt du, doch nur wen'ge Stunden,
Und ſchon iſt es Zeit, dir zu entſagen."

Und den Säbel zieht er aus dem Gürtel,
Eilt zurück zu ſeinem Pferde Scharaz,
Tödtet dieſes mit dem eignen Säbel,

Daß es zu den Türken nicht gelange,
Daß es nicht befruchte ihre Stuten,
Ihnen Waſſer nicht und Butter trage.
D'rauf begrub der Marko ſeinen Scharaz,
Beſſer als Andreas er begraben.

In vier Stücke brach er d'rauf den Säbel,
Nicht, daß etwa ſich die Türken prahlten,
Daß geblieben ihnen ſei die Waffe,
Und das Chriſtenthum ihn nicht verdamme.

Als zerbrochen Marko ſeinen Säbel,
Brach die Lanze er in ſieben Theile,
In's Geäſt' der Tannen ſie zerſtreuend.
Nahm der Marko d'rauf die zack'ge Keule,
Nahm ſie in die kampfgeübte Rechte,
Schleuderte ſie vom Gebirg Urwina
Weit hinein in's Meer, in's uferloſe,
Alſo ſprechend: „Wenn einſt dieſe Keule
Aus dem Meer gelangt, ſo mag auch wieder
Dieſer Sonne Licht ein Knäblein ſchauen,
Das zum Helden wird gleichwie der Marko."

Als die Waffen ſo vertheilt der Marko,
Zieht ein Schreibgeräth er aus dem Gürtel,
Und ein leeres Blatt aus ſeiner Taſche,
Schreibend auf dasſelbe dieſe Worte:
„Wer da immer kommt zum Berg Urwina,
Wo die beiden ſchlankgewachſ'nen Tannen,
Ueberragend weit den Kamm des Berges,
Ganz mit grünen Nadeln überdecket,

Und der Brunnen zwiſchen dieſen Tannen,
Wer da kommt, und dort den Marko findet,
Wiſſe, daß der Königsſohn geſtorben,
Und im Gürtel drei der Laſten Goldes
Bei ſich trage, glänzende Ducaten.

Eine dieſer Laſten ſei ſein Erbe,
Daß des Marko's Leiche er begrabe;
Eigenthum der Kirche ſei die Zweite,
Daß ſie ſich in Marko's Namen ſchmücke.
Mit der dritten letzten Laſt betheile
Man jedoch die Lahmen und die Blinden,
Daß die Letzteren das Land durchwandern,
Und des Marko noch im Lied gedenken."

Als der Marko dieß geſchrieben, legte
Er auf einen Tannenzweig das Schreiben,
Wo's der Wand'rer ſehen konnt' vom Wege,
Warf das Schreibgeräthe in den Brunnen,
Zog das grüne Kleid herab vom Leibe,
Streckte hin ſich in das Tannendunkel,
Streckte hin ſich auf das Kleid im Graſe,
Kreuzte ſich ſodann, und zog die Mütze
Uebers Auge, legte ſich zurücke,
Um ſich niemals wieder zu erheben.
Todt lag Marko an dem Rand des Brunnens.

Tag für Tag darauf, durch eine Woche,
Sah'n die Wand'rer, die des Weges zogen,
Dort den Marko an dem Rand des Brunnens,

Aber jeder dachte, daß er ſchliefe,
Und befürchtete, daß er ihn wecke.

Aber wo das Glück, iſt auch das Unglück,
Wo das Unglück, iſt das Glück nicht ferne,
Alſo brachte auch das Glück zu Marko
Hin den Abt von Suetogaraz Vaſa,
Von der prächtigen Silindarkirche.

Als der Abt den Marko dort gewahrte,
Wies er ihn dem Schüler mit der Rechten:
„Leiſer, Sohn, daß du ihn nicht erweckeſt,
Denn erwachte er in ſchlimmer Laune,
Würde er aus Zorn uns Beide tödten.“

Sieht der Schüler da den Brief des Marko
Auf dem Zweig, und bringt dem Abt das Schreiben,
Drinnen ſteht, daß todt der ſtarke Marko.
Steigt der Abt vom Pferde da herunter,
Faßt den Helden bei der ſtarken Rechten,
Aber kalt und leblos iſt der Marko;
Und der Abt vergießet heiße Thränen,
Trauernd um den Königsſohn, den todten,
Gürtet ab die Laſten d'rauf dem Marko,
Gürtet ſie ſich ſelber um die Lenden.

Sinnt dann nach, wo Marko er begrabe,
Sinnt und ſinnet, bis er drüber einig.
Und er ſetzet auf ſein Roß die Leiche,
Zieht mit ihr hinab zum Meeresufer,

Ladet in ein Schiff ſodann den Helden,
Nach dem heil'gen Berge ſich begebend.

Auf dem heil'gen Berge angelanget,
Geht alldort er zur Silindarkirche,
Trägt hinein in dieſe d'rauf den Marko
In der Mitte der Silindarkirche
Gräbt ein Grab er und verſenkt den Marko;
Doch kein Zeichen ſetzte er dem Helden,
Daß von ſeinem Grabe Niemand wiſſe,
Und kein Feind ſich räche an dem Todten.

Anmerkungen.

Vilen. Nymphen, welche auf die Schickſale der Sterblichen oft mächtigen Einfluß ausübten, wohnen in hohen Gebirgen an den Quellen der Flüſſe, ſind bezaubernd von Geſtalt und im Beſitze ewiger Jugend. Sie erſcheinen den Menſchen immer im blendend weißen Gewande, mit fliegendem Haare. Sie erhalten oft beſondere Beinamen, wie z. B. Ravijoila.

Miroſch (Mirotſch), ein Berg an der Donau.

Porecs (Poretſch), eine Inſel in der Donau, zu Serbien gehörig.

Timok, Gränzfluß zwiſchen Serbien und Bulgarien.

Brepovo, ein Dorf am linken Ufer des Timon.

Das Amſelfeld (Campus merlinius seu merulae), bei den Türken Coſſova, bei den Ungarn Rigomezrye genannt, eine große von zwei Gebirgsketten eingeſchloſſene Ebene bei Nowibavar im ſüdlichen Serbien. Das Amſelfeld iſt, da ſeine Geräumigkeit die Aufſtellung und Bewegung großer Heere erleichtert, von jeher durch mehrere hier gelieferte Treffen bekannt. Hier ſchlugen ſich die Gallier, als ſie in Griechenland einbrachen, mit den benachbarten Völkern im Jahre der Welt 3705.

Wukaſchin war Statthalter eines ſich nördlich nach Serbien hinziehenden Gebietes, und hatte zugleich den Titel: König — Kralj. Er handelte verabſcheuungswürdig an dem rechtmäßigen Czarenſohn Uroch und erſchlug ihn, als derſelbe eben zur Flucht alles vorbereitet hatte, auf der Jagd mit ſeinem Streitkolben.

Nach einer Sage ſoll König Duſchan auf dem Sterbebette dem Wukaſchin die Regierung durch ſieben Jahre während der Minderjährigkeit Uroch's anvertraut haben. Wie Andere erzählen, ſollen ihm auf dem Sterbebette alle Woiwoden den Eid der Treue gegen ſeinen jungen Sohn geleiſtet haben.

Prisren, im ſüdlichen Serbien, einſt der Sitz Duſchan's.

Protopop, Erzprieſter bei den nicht unirten Griechen.

Prilip, Stadt in einer fruchtbaren Ebene des ſerbiſchen Macedoniens. Nach Andern gehört ſie noch zum Amſelfelde.

„Gottes hilfe dir.“ Serbiſche Begrüßungs-Formel; daher: Mu je pomoi bozjo naziva: Er rief ihm zu: Gottes Hilfe!

Topliza, iſt der Vater des **Milan**, welcher ſchon früher in Gefangenſchaft gerieth. In der Abſicht, ihn zu retten, kamen auch die andern drei Helden in die Hände der Feinde.

„Der Deutſchen Land.“ Der Serbe nennt alle Jene, welche jenſeits der Save wohnen: Schwaben, daher: das deutſche Land, das Schwabenland.

Der **Delibaſcha** iſt der Anführer der Leibwache. **Marko** gerieth alſo im Dienſte des Zars in die tartariſche Gefangenſchaft.

„Um zu ſagen meiner lieben Schweſter
Daß ſie nimmermehr auf Marko ſchwöre.“

Der Schwur der ſerbiſchen Frauen und Mädchen bei ihrem Bruder iſt der heiligſte. „Tako mi brata.“ (So wahr mir mein Bruder leben möge.)

Braut (Mlada) wird in Serbien eine jede junge Frau durch ein ganzes Jahr nach der Verehelichung genannt.

„Sei geſund angekommen.“ Dobro došao, eine ſerbiſche Begrüßungsformel, womit jeder Angekommene empfangen wird.

Bei ſerbiſchen Hochzeiten beſchenkt die Braut die Hochzeitsgäſte; ſo gibt ſie dem Dudelſackpfeifer ein Hemd. Aber auch die Verwandten der Braut beſchenken den mit der Braut fortziehenden Bräutigam ſammt den erſten unter den Hochzeitsgäſten reichlich.

Dichidowina. Vielleicht dürfte Dichidowina ſo viel bedeuten als „der Lanzenkundige,“ da die Wurzel **Dichida** türkiſch die Lanze heißt.

Bencani. Name des Hochzeitspathen, eigentlich: „bekränzter Pathe,“ ſo viel als bei uns: Beiſtand. Es wird gewöhnlich hiezu der Taufpathe gewählt.

Dolama, das Unterkleid der Serben, worüber der Gürtel kommt.

Carigrad, die ſerbiſche Benennung von Conſtantinopel.

Die „ſchlimme Gränze“ wird in Serbien der Landſtrich, der an Dalmatien und Militär-Croatien gränzt, genannt. Und da die dortigen Türken die Schlimmſten ſind, ſo hat ſie gewöhnlich die Benennung: herbe, ſchlimme Gränze: Gjuta krajna.

In Serbien beſchimpft man auch einen Mann mit dem Namen: kurvo: Buhldirne.

Tſchuprija (Ćuprija), Stadt in Serbien, am rechten Ufer der Morawa.

Das Gebirge Kacanik (Katſchanik) iſt ein Theil des Hämus.

Der „geſiederte Streitkolbe“ (buzdoran) hat ſeine Benennung von den Eiſenzacken, welche aus demſelben hervorragen und pera: Federn heißen.

Djemo von Vrda, eine Gegend an der Gränze Montenegro's.

Wutſchitra, wörtlich: Wolfsdorn, Stadt im Amſelfelde an der Sitnica.

Swetſchan (Zvecan), Feſtung im Amſelfelde.

Wlachen, Vlahinja, werden die nicht unirten griechiſchen Serben von den Katholiken benannt.

Söller, wohl am bezeichnendſten für Cardak; er ruht auf 30 Pfeilern, ſo, daß man in denſelben über eine Stiege ſteigen muß.

Nowi-Paſar, Stadt an dem Paichka, die ſich in die Morawa ergießt, im weſtlichen Serbien.

Metochien, der ſüdöſtliche Theil Serbiens.

„Die Flaſche des Werbers.“ In Serbien iſt es Sitte, daß der Freiwerber, welcher die Hochzeitsgäſte einladet, eine mit Münzen behangene Flaſche voll Branntwein mit ſich trägt, und in jedem Hauſe, wohin er werben kommt, dem Hausbeſitzer einen Schluck machen läßt.

Marica, Fluß im Amſelfelde.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Twardowski,

der

polniſche Faust.

Ein Volksbuch

von

Dr. Johann Nepomuk Vogl.

Mit Illuſtrationen
von V. Katzler.

Wien, 1861.
Kober & Markgraf.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Friedr. Förster & Brüder

Noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde dem Fremden, welcher durch die Straßen der alten Königsſtadt Krakau wandelte, deren Häuſer, meiſtens von venetianiſchen Baumeiſtern erbaut, durch ihre flachen Dächer und fremdartigen Verzierungen ſeine Verwunderung erregten, auch, unweit des Schloßthores, ein dem Verfalle nahes Haus gezeigt, das der Schwarzkünſtler Twardowski, der mit vollem Recht der Fauſt der Polen genannt zu werden verdient, beſeſſen und bewohnt haben ſoll.

Es war ein uraltes, finſteres und unheimliches Gebäude, mit barrokem Skulpturſchmuck, ſeltſamen Vorſprüngen und winkelichten Gemächern, in deſſen kantigem Giebel man eine Mauerlücke bemerkte, durch welche Twardowski hinausgeritten ſein ſollte, und die, nach dem Volksglauben, nicht wieder mit Ziegeln zugedeckt werden könne.

Johannes Twardowski, welcher unter Sigmund August (1548—1572) jene düſteren Räume bewohnte, war, wie man zu ſagen pflegt, ein Nobili genere natus, welches ſchon ſein Name andeutet, indem die polniſchen Namen auf ski eigentlich nur Adjectiva eines Ortsnamens ſind, die ſich ſarmatiſche Edelleute von ihren Beſitzungen anzuhängen pflegen.

Schon frühzeitig hatte ſich Twardowski den Wiſſenſchaften gewidmet, mit regem Fleiße und raſtloſem Eifer das Studium der Medizin, der Philoſophie, der Phiſik und Magie betrieben, und ſich bald das Doktordiplom der erſtgenannten Wiſſenſchaft auf der Schola regni der im Jahre 1364 gegründeten Univerſität ſeiner Vaterſtadt erworben, auf welcher, wie Johannes Manlius in ſeinen Schriften und Johann Spieß in ſeiner Fauſthiſtorie (Frankfurt 1587) erwähnen, auch der deutſche Fauſt die Magie ſtudirte, die dazumal in der jagelloniſchen Hochſchule öffentlich gelehrt wurde.

In bewunderungswürdiger Schnelle verbreitete ſich der Ruf von ſeiner Arzenei-Gelahrtheit, ſo wie von ſeinen Wunderkuren, und wenige Jahre, nachdem er den Doktorhut empfangen, galt Twardowski ſchon als einer der berühmteſten Söhne des Aesculap in Polen.

Auf gleichſchnelle Weiſe jedoch wuchs auch der Glaube an ſeine Kenntniſſe des Uebernatürlichen und an ſeinen Umgang mit der Geiſterwelt, welcher noch durch das Geheimnißvolle von Twardowski's Lebensweiſe geſteigert wurde, da kein menſchlicher Fuß die Schwelle ſeines Hauſes überſchreiten durfte, mit Ausnahme eines Zöglings der Alma mater, welcher ein ſolch ſpindeldürres und leichenhaftes Ausſehen hatte, daß man glauben konnte, ſein Vorhandenſein beruhe blos auf einer Vergeſſenheit des Todtengräbers und der nie ohne einen mächtigen Folianten unter dem Arme und Pergamentrollen in den Händen geſehen wurde.

Dieſer aber genoß dieſes Vorzuges nur, weil ihn Twardowski als Famulus verwendete. Vieles zur Verbreitung des eben erwähnten Volksglaubens trug auch ein Metallſpiegel bei, deſſen ſich Twardowski bei ſeinen phyſikaliſchen und optiſchen Experimenten bediente, und in welchem er den Studenten, denen er Collegia las und den Homer erklärte, die Helden derſelben erſcheinen ließ.

Unbekümmert jedoch darüber, was die Menge von ihm ſchwatze und urtheile, ſetzte er zum Theile mit ſeinem Famulus, größtentheils aber allein in einſamen Nächten ſeine Forſchungen fort, bei welchen nicht ſelten das junge Licht des Tages den Schimmer ſeiner Studirlampe erbleichen machte.

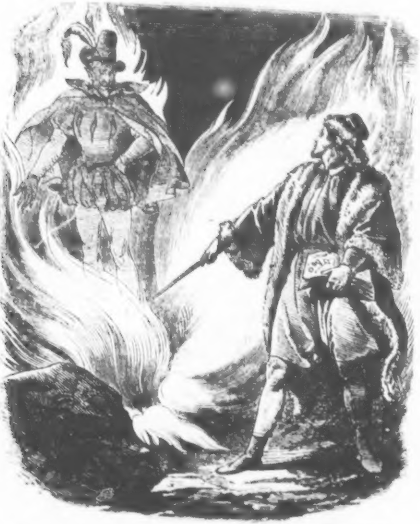
Nur zuweilen, wenn ſeine phiſiſchen Kräfte zu abgeſpannt waren, um den geiſtigen noch länger ihre Dienſte zu leiſten, gönnte er ſich ein Stündchen der Erholung, in welchem er dann gewöhnlich in einem Geſangbüchlein las, das ihm ſeine gottesfürchtige Mutter als Erbe hinterlaſſen, und deſſen fleißige Benützung ſie ihm noch auf dem Sterbebette anempfohlen hatte.

Nach vielen raſtloſen Bemühungen gelang es ihm endlich, in ſeinem alten Zauberbuche die Formel auffindig zu machen, um den Böſen zu citiren.

Im endlichen Beſitze dieſes längſt erwünſchten Geheimniſſes, begab er ſich in einer ſtürmiſchen Herbſtnacht nach dem einſamen Kremenki oder Feuerſteinberg, bei Podgorze, und begann auf einem wüſten nur von Sturztrümmern und Felſenklötzen eingeſchloſſenem Raume, welcher noch heut zu Tage Twardowski's Katheder oder deſſen Kapelle genannt wird, die Beſchwörung.

Nicht lange, ſo erhob ſich ein furchtbarer Orkan, unter deſſen Wüthen die rieſigſten Bäume mit ſchrecklichem Gekrache zuſammenbrachen, und die Kalkfelſen ſich ablöſten und übereinanderſtürzten.

Plötzlich ſpaltete ſich der Felsboden vor Twardowski und eine große Flamme loderte aus demſelben empor und in ihr ſtand der Böſe in Menſchengeſtalt, angethan mit einem rothen Wams, und auf dem Haupte den bekannten Spitzhut mit der unfehlbaren Hahnenfeder, und befragte den Beſchwörer nach ſeinem Begehren.



Twardowski erwiderte, daß er Kraft ſeiner geheimen Wiſſenſchaft von ihm ſeine Dienſte erheiſche.

Und worin ſollen dieſe beſtehen? fragte der Böſe.

Du ſollſt mir die höchſte Berühmtheit unter den Gelehrten dieſes Jahrhunderts und alle Reichthümer und irdiſchen Genüſſe verſchaffen, deren ſich je noch ein Sterblicher auf dieſer Erde zu erfreuen hatte.

Es ſei, verſetzte der Böſe, dagegen aber verlange ich von Dir nach dem Verlaufe von ſieben Jahren Deine Seele als Eigenthum.

Die magſt Du Dir nehmen, verſetzte Twardowski nach einiger Ueberlegung, doch ſetze ich zur Bedingniß, daß Du allein in Rom Gewalt über ſie habeſt, woſelbſt ich mich bis zu Ende dieſer Friſt einzufinden verſpreche.

Der Teufel ſtutzte über dieſe ſonderbare Klauſel, doch dachte er bald, auch die Schwierigkeiten, die ſich an die heilige Stadt knüpfen könnten, durch ſeine Schlauheit zu überwinden.

Er lehnte ſich daher an eine Felswand und ſchrieb auf ſeinen Knieen das Chirograph, welches darauf Twardowski, nachdem er ſich in ſeinem Arme eine leichte Wunde beigebracht, mit ſeinem Blute unterſchrieb.

Mit dieſem Akte ward ſomit das verhängnißvolle

Bündniß geſchloſſen, welches den Böſen dem zauberkundigen Doktor auf die Dauer von ſieben Jahren dienſtbar machte.

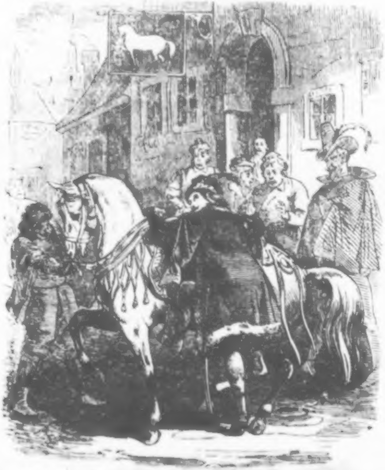
Als dieſer aber hierauf wieder mit ſeinem Buche über das zerklüftete Kalkgebirge hinuntergeſtiegen und durch das Weichſelthal nach Krakau zurückkehrte, ſchon im Geiſte in all den Genüſſen ſchwelgend, welche ihm nunmehr jener verſchaffen müſſe, da ertönten mit einemmale die Glocken auf allen Thürmen der Stadt und erfüllten die lautloſen Lüfte mit ihren hellklingenden und dumpfhallenden Klängen.

Verwundert horchte Twardowski dem ungewöhnlichen Geläute, welches ohne Unterbrechung fort und fort erſcholl, bis er in das Innere der Stadt gekommen war. Allein vergebens befragte er hier Alle, deren er anſichtig wurde, um die Urſache derſelben. Niemand wollte einen Laut vernommen haben. Nur er allein hatte die Klänge gehört.

Da überkam ihn ein tiefes noch nie empfundenes Schmerzgefühl, denn er erkannte die Bedeutung der Glockenklänge: Es war das Grabgeläute für ſeine Seele. —

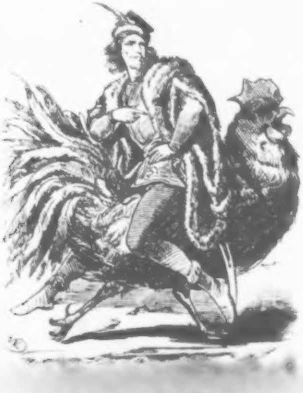
Aber ſchon mit dem erwachenden Morgen waren die düſteren Schatten, welche jene Gefühlsſtimmung auf ſeine Stirne gebracht, wieder von derſelben verſchwunden. Wußte er ſich doch im Beſitze der Herrſchaft über die Geiſterwelt, und den Böſen an ſeine Befehle gebunden.

Auch ſäumte er nicht, hiervon den umfaſſendſten Gebrauch zu machen. Das erſte, was Twardowski von ihm verlangte, war, das Silber aus ganz Polen an eine Stelle zuſammenzuhäufen, und ſelbe ſodann mit großen Sandſchichten zu bedecken.



Der Teufel gehorchte, und aus dieſem Silber entſtanden die ſpäterhin ſo ergiebigen Silbergruben von Olkutz, eine durch den Reichthum ſeiner Minen berühmte, jetzt faſt nur aus Ruinen beſtehende Stadt der ehemaligen Woiwodſchaft Krakau.

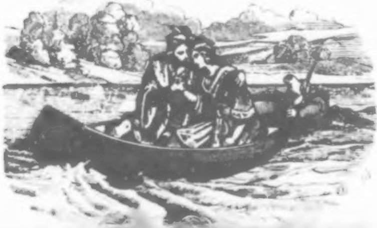
Aehnliche Befehle ergingen nun bis in das Ueberſchwengliche an den armen Teufel, welcher hierüber faſt ſeine Verbindung zu bereuen begann, denn Twardowski war eben ſo launenhaft als ſtarrſinnig.



Eines Tages erblickte er ein rothes Roß auf dem Aushängeſchilde eines Wirthshauſes und befahl dem Teufel, dasſelbe herausſpringen zu laſſen und es ihm zum Reiten aufzuzäumen.

Eines Tages gefiel es ihm, ohne Flügel die Luft zu durchfliegen, oder zum Ergötzen des Volkes rücklings auf einem Hahn dahin zu galoppiren.

Dann wieder verträumte er mit einer ſchönen Krakuſin, die ſein leichtentzündbares Herz entflammt hatte, ein Schäferſtündchen in einem Kahne auf der Weichſel, welchen der Böſe ohne Ruder und Segel ſtromaufwärts leiten mußte, oder er ſetzte mittelſt ſeines Zauberſpiegels das meilenweit von ihm gelegene Schloß eines Feindes in Brand, welch' letzteres ihn weit und breit gefürchtet machte.



Zu jener Zeit lebte in Krakau das Töchterlein eines Topfdrehers, welches durch ſeine körperlichen Vorzüge ſowohl, als durch ſein heiteres Temperament und jene eigenthümliche Beweglichkeit, welche nur den Polinnen eigen, und weder bei einer Ruſſin noch bei einer Deutſchen zu finden iſt, allen jungen Krakuſen, die ſie zu Geſichte bekamen, die Köpfe verdrehte, und auch auf unſern gelehrten Magus einen mächtigen Eindruck machte.

Die Schöne aber, welche keine große Neigung für ein ſtilles, häusliches Leben in ſich verſpürte und ſich gerne noch länger von ihren Anbetern umgaukelt ſah, ſetzte als Bedingniß ihrer Hand, daß ihr Freier errathen müſſe, welch' ein Thier ſie in einem Fläſchchen verſchloſſen habe.

Keinem der bisherigen Bewerber aber war es gelungen, das Räthſel dieſer zweiten Turandot zu löſen, und alle mußten daher unverrichteter Dinge wieder abziehen.

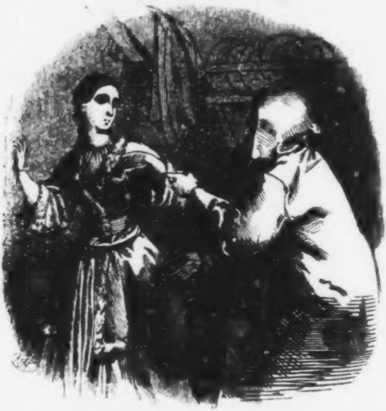
Da beſchloß Twardowski ſich dieſer Aufgabe zu unterwerfen und verfügte ſich, in die ärmliche Gunia eines Huzulen gehüllt, zu dem Mädchen.

Dieſes, auf das abermalige Nichterrathen des verwegenen Bewerbers bauend, zeigte ihm das Fläſchchen und ſagte:

[illegible] ob Schlange [illegible]

Nach kurzem Bedenken erwiderte Twardowski:

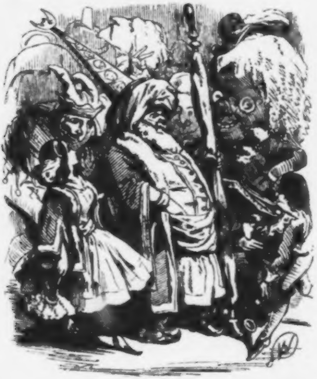
„Nicht Wurm noch Schlange in dem Fläſchchen iſt,
's iſt eine Biene, die das Glas verſchließt."



Auf dieſes wurde das Mädchen bleich bis in die Lippen und ſchien einer Ohnmacht nahe, denn Twardowski hatte das Geheimniß errathen.

Dieſer aber warf raſch die braune Bettlertracht von ſich und ſtellte ſich ihr als eleganten Edelmann dar, welche Verwandlung die Erſchrockene auf das Angenehmſte überraſchte und ihr die Farbe der Jugend und des Frohſinns wieder auf die erbleichten Wangen zurückzauberte.

Dem Bewerber fiel es nunmehr, bei ſeiner noch jugendlichen Geſtalt, der großen Gewalt der Sprechweiſe und der Gewandtheit des Benehmens, nicht ſchwer, das Jawort der ſchönen Krakuſin zu erlangen.



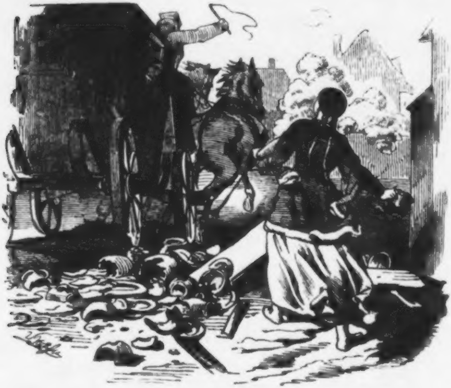
Nicht lange, ſo wurde das Hochzeitsfeſt Twardowski's mit der ehefeindlichen Polin mit einem Prunke gefeiert, welchen zur Schau zu ſtellen nur ihm möglich war, und der die Bevölkerung von Krakau in Erſtaunen ſetzte.

Feierliche Aufzüge, Tanz und Mummenſchanz, Feuerwerk und Trinkgelage wechſelten in bunter Reihenfolge und währten ſo lange, bis die Erſchöpfung der Theilnehmer den Feſtlichkeiten ein Ende machte.

Die darauffolgenden Freuden der Honigwochen aber waren von keiner allzulangen Dauer und bald brachte es die Launenhaftigkeit der Frau Twardowska und die Sucht des Herrn Twardowski nach ſteter Abwechslung und galanten Avantüren dahin, daß ſie das Band, welches Gott Hymen um ſie geſchlungen hatte, zu gegenſeitiger Zufriedenheit wieder löſten.

Frau Twardowski aber, welche eben ſo viel Leichtſinn als Stolz, eben ſo viel Lebhaftigkeit als Eigenſinn beſaß, verſchmähte es, ihrem Gemal den ferneren Unterhalt zu verdanken, und errichtete auf dem Marktplatze von Krakau, zwiſchen dem Rathhausthurme und dem eben wieder hergeſtellten Tuchhauſe, eine Holzbude und verkaufte ſo wie früher die Töpferwaaren ihres Vaters.

Twardowski, der hierauf ſeinen tollen Launen den vollen Zügel ſchießen ließ, zu welchem auch gehörte, daß er es liebte, in einer pommeranzenfarbenen mit Goldblumen bemalten Karoſſe, welche jener, die König Sigismund dem Sohne der Königin Iſabella geſchenkt hatte, in nichts nachſtand, durch die Straßen von Krakau im Galoppe hinzubrauſen, fuhr nun abſichtlich, zuweilen in Geſellſchaft mehrerer Freunde, begleitet von ſpielenden Muſikanten, über den Marktplatz und hatte ſeine Freude daran, wenn die Pferde ſeines Wagens oder jene ſeiner Gefährten die aus-



geſtellten Schüſſeln und Lehmtöpfe ſeiner Ehehälfte zu Scherben traten.

Natürlich daß Pana Twardowska hierüber in den heftigſten Zorn gerieth und die Uebermüthigen mit einem Strom von Läſterungen und Schimpfworten überhäufte.

Je mehr aber die Erzürnte ſchrie und kreiſchte, deſto lärmender mußten die Geiger und Lauteniſten aufſpielen, und wenn die Außerſichgebrachte ſodann ſich von der Machtloſigkeit ihrer Zungenkraft überzeugte, zur Thätlichkeit griff, und die Topfſcherben ihrem Gemal an den Kopf warf, ſo ſchüttelte ſich dieſer in ſeiner Karoſſe vor Lachen, während der Kutſcher in die Pferde einhieb und trachtete der raſenden Megäre zu entrinnen.

Twardowski vertauſchte hierauf, zum großen Aerger und Verdruſſe ſeines Famulus, der ihn bei jeder Gelegenheit zu bewegen ſuchte, mit ihm die Studien der Nekromantie fortzuſetzen, nunmehr gänzlich den Doktor mit dem Kavalier, den Forſcher mit dem Praſſer, lebte in einem fortwährenden Freudentaumel von Vergnügungen und ſtürzte ſich von einem Abenteuer in das andere, an welchem oft auch die vorzüglichſten Edelleute von Krakau Theil nahmen.

Auf dieſe Weiſe gelangte er zu immer größerer Berühmtheit und immer höherem Anſehen, und Doktoren und

Edelleute kamen aus allen Weltgegenden, um den verſchwenderiſchen und genußſüchtigen Doctor mirabili kennen zu lernen.

Um dieſe Zeit ergaben ſich zwei Ereigniſſe, welche ſich in dem Munde des Volkes bis auf dieſe Stunde erhalten haben.

Während Twardowski unten in der Stadt Krakau und ihrem Weichbilde ſeine Bachanalien feierte, ſaß König Sigismund Auguſt droben in dem Schloſſe auf dem Wawel, in welchem die Polenkönige ihre Wiege, ihre Krone und ihren Sarg fanden, in namenloſe Traurigkeit verſunken, denn der Tod hatte die ſchönſte Blume aus dem Freudenkranze ſeines Lebens gepflückt, ſeine heißgeliebte Gemalin, Barbara Radziwill, und zwar, nachdem er alle Streitigkeiten über dieſe Ehe mit ſeiner Mutter und dem Senate geſchlichtet, und der Erzbiſchof von Gneſen ihr die Krone auf das Haupt geſetzt hatte.

Durch dieſen herben und unerſetzlichen Verluſt war er einer andauernden und durch nichts zu bewältigenden Schwermuth verfallen, welche ſeine Umgebung mit großer Beſorgniß erfüllte.

In einer jener ſchlafloſen Nächte, welche dieſer Gemüthszuſtand mit ſich brachte, und in denen er ruhelos das Königsſchloß zu durchwandeln pflegte, war Sigismund an eines der ſilberberahmten Bogenfenſter getreten und ſtarrte in den rabenſchwarzen Wolkenhimmel hinaus, während ſeine trauernden Gedanken um die ferne Grabſtätte ſeiner geliebten Gattin in Vilna ſchweiften, als plötzlich eine Feuerlohe aufſchlug und ihren rothen Schimmer weither über die Weichſelebene nach Krakau warf.

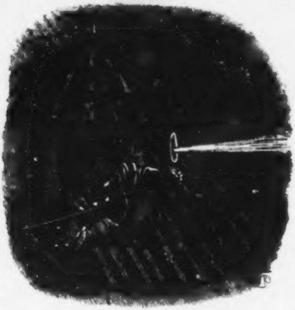
Noch haftete Sigismund's Auge auf den verderbenbringenden Flammen, als ihm der Woiwode von Krakau berichtete, daß das ferneliegende Gehöfte des Kaſtellans Krzyki in Flammen ſtehe.

Und wie iſt das Feuer entſtanden?

Man murmelt, verſetzte der Woiwode, daß der berühmte Doktor Twardowski, deſſen Gelehrſamkeit in gleichem Maße wie ſeine Verſchwendung die Bevölkerung von Krakau mit Erſtaunen erfüllt, den Edelhof mittelſt ſeines Zauberſpiegels in Brand geſetzt habe, um ſich für eine ihm von Krzyki zugefügte Beleidigung zu rächen.

Durch einen Spiegel? — nicht möglich!

Und doch iſt es ſo. Ein Wächter des weſtlichen Stadttheiles erzählte, er habe trotz der Finſterniß der Nacht auf dem Dache des Hauſes, welches der Zauberdoktor bewohnt, eine Geſtalt wahrgenommen, die mit einem ſeltſamen ihm unbekannten Geräthe beſchäftigt geweſen, aus dem plötzlich ein Feuerſtrahl in die Ferne geſchoſſen ſei, in welcher allſogleich darauf die Flamme emporloderte. Auch iſt es bekannt, daß Twardowski einen Zauberſpiegel beſitzt, mittelſt welchem er ſeinen Schülern die Helden des trojaniſchen Krieges vorführte und auch Geiſter längſt Verſtorbenen citire.



Wie? die Geiſter von Verſtorbenen? rief Sigismund in großer Aufregung, während ein Gedanke wie ein Blitz ſein Gehirn durchzuckte. —

Wenn er mir noch einmal meine Barbara zeigen könnte! ſprach er dann mit tiefſter Wehmuth zu ſich. — Ja, ja, ich muß ſie ſehen, er muß ſie mir vorführen, und ſollte es alle meine Schätze koſten! Ich muß ſie noch einmal ſehen! — Fort, rief er zu dem Woiwoden, und ſchaffe mir den Doktor auf den Wawel, mit Güte oder Gewalt. Ich muß ihn mit dem nächſten Morgen vor meinen Augen haben!

Auf dieſes verfügte ſich Sigismund in ſein Lieblingsgemach in den ſogenannten Hahnenfuß, und der Woiwode ging, um den Doktor auf das Schloß entbieten zu laſſen.

Mit dem nächſten Morgen erſchien Twardowski vor dem König, der ihn mit großer Auszeichnung empfing, und ſodann mit Allem, was Ueberredungskraft vermag, beſtürmte, ihm ſeine geliebte Gattin mittelſt ſeines Zauberſpiegels noch einmal vor die Augen zu führen.

Nach vielen vergeblichen Ausflüchten ſagte endlich Twardowski zu, jedoch warnte er den König, ſich von dem Anblicke nicht bewältigen zu laſſen, und ja kein Wort zu ſprechen, oder die ihm angewieſene Stelle zu verlaſſen, da er ſonſt nicht für ſein Leben bürgen könne.

Der König unterwarf ſich Allem, was Twardowski forderte und beſtimmte zum Schauplatz der Citation den Empfangſaal in der zweiten Etage des Palaſtes, in welchem er ſeine glücklichſten Stunden mit Barbara verlebt hatte.

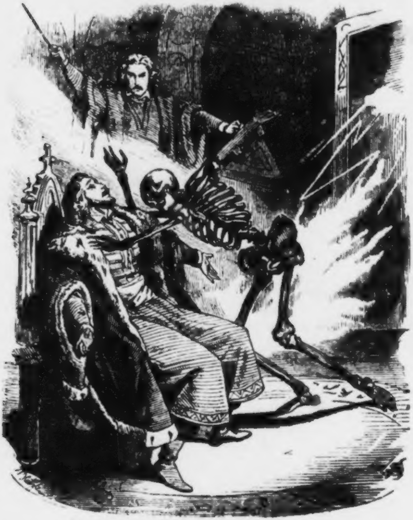
Alldort ſetzte nun Twardowski mit Aſſiſtenz ſeines Famulus den Zauberſpiegel in Bereitſchaft, und benachrichtigte, nachdem er dieſen wieder entlaſſen hatte, den König, daß er nunmehr die Hingeſchiedene ſehen könne.

Der König verfügte ſich mit dem Nigromanten in den nur von einer Ampel kärglich beleuchteten Saal, deſſen Thüren der Letztere ſorglich verſchloß.

Nachdem er hierauf dem König einen Armſtuhl, dem Spiegel gegenüber, angewieſen, und um denſelben einen Zauberkreis gezogen hatte, ſchritt er zur Beſchwörung.

Nicht lange, ſo begann ſich's in dem Spiegel auf eine ſeltſame Weiſe zu regen und zu bewegen, immer mehr wurde das Dunkel, das ihn umſchleiert hielt, von einem weißen dem Mondlichte ähnlichen Schimmer verdrängt, und als Twardowski mit ſeinen Beſchwörungsformeln zu Ende gekommen war, und den Spiegel mit ſeinem Stabe berührte, ſtand plötzlich die Königin in der magiſchen Beleuchtung desſelben, hoch und edel, in ihrem ganzen Liebreiz. Auf der Alabaſterſtirne die mit Pelz verbrämte Krakuska, unter welcher ſich die blonden Locken in reicher Fülle um den vollen Nacken ringelten, mit den braunen ſeelenvollen Augen und dem Alles beſiegenden Lächeln um den ſchöngewölbten Mund.

Da aber ſprang König Sigismund von ſeinem Sitze auf und rief, von dem Anblicke überwältigt: Das biſt Du, Barbara! und ſieh, auf dieſen Ruf trat die Erſcheinung aus dem Spiegelrahmen. In demſelben Augenblicke jedoch ſchwang **Twardowski** ſeinen Zauberſtab, ein betäubender Donnerſchlag erſchütterte das Gemach, von



einem flammenden Blitze begleitet, wie Nebelſtreifen vom Sturmwinde entführt, ſchwanden die Gewande von der Geſtalt der Königin, welche in ein nacktes Beingerippe verwandelt, an der Bruſt des Königs raſſelnd zuſammenſtürzte.

Seiner Sinne beraubt, ſank Sigismund in ſeinen Armſtuhl zurück.

Als er wieder zu ſich gelangte, fand er ſich von Tageshelle umfloſſen, und Twardowski beſchäftigt, mittelſt einer Phiole ſeine Lebensgeiſter zurückzurufen.

Der König gebot dem Beſchwörer über das Vorgefallene das ſtrengſte Stillſchweigen zu beobachten, und belohnte ihn in ſeiner verſchwenderiſchen Weiſe auf das Reichlichſte, doch vermochte weder die Erſcheinung, noch die ſinnlichen Vergnügungen, in die er ſich ſpäter ſtürzte, ſeinen Schmerz zu lindern, und ſein Herz bewahrte die Trauer um die geliebte Verlorene, bis er zu Knyczyn als der letzte der Jagiellonen ſtarb.

Nach der ſo ſchaurig beendeten Citation war Twardowski aus Krakau verſchwunden, trotz des königlichen Verbotes aber hatte ſich die Kunde von dieſen Begebenheiten allenthalben verbreitet, und noch lange Zeit darnach wurden im Palaſte die ſkelettartigen Spuren, welche die geſpenſtige Erſcheinung zurückgelaſſen haben ſoll, auf dem Eſtrich des Saales gezeigt.

Der Zauberſpiegel aber, in welchem Sigismund die ſchöne Barbara erblickte, ſoll bis auf den heutigen Tag erhalten worden ſein.

Man erzählt ſich hierüber Folgendes: Graf Johann Kraſinski, ein Anverwandter Twardowski's, ließ zu Anfang des verfloſſenen Jahrhunderts in Folge eines Gelübdes in Ungarn ein Mönchkloſter erbauen, mit welchem zugleich eine klöſterliche Pflanzſchule ins Leben trat.

In der Kirchengeräthеſtube dieſes Kloſters wurde nebſt anderen antiquariſchen Spenden des Stifters, auch ein alterthümlicher Metallſpiegel aufbewahrt.

Dieſer war von weißem Metalle, flach und von vorzüglichem Schliff, mit einer künſtleriſch verſchnörkelten ſchwarzen Holzrahme eingefaßt, und ſoll, der nachſtehenden an dieſem Rahmen angebrachten Aufſchrift zu Folge, jener berüchtigte Zauberſpiegel Twardowski's geweſen ſein.

Die Aufſchrift lautete:

Luserat hoc speculo magicas Twardowski artes,
Lusus at iste Dei versus in absequium est.

Nach der im Kloſter herrſchenden Sage ſoll Jedem, der es wagte in den Spiegel hineinzuſchauen, eine Teufelsfratze entgegengegrinst und erſchreckt haben, daher es auch den Mönchen, die ſich in der Sakriſtei zum Meßopfer rüſteten, ſtrenge unterſagt war, in denſelben hinein zu ſehen.

Theodor Narbutt, welcher, in der Abſicht über den Zauberſpiegel Twardowski's ausführliche Daten zu ſammeln, das Kloſter in Ungarn beſuchte, erzählt, daß er den Spiegel hoch über einer Thüre der Sakriſtei aufgehangen gefunden habe, damit er Niemand mehr erſchrecken könne. Zugleich bemerkte er eine nicht unbedeutende Verletzung an dem unteren Ende desſelben.

Der in dem Kloſter ergraute Kirchenwärter hierüber befragt, berichtete, daß dieſe Verletzung von Kloſterzöglingen herrühre, die über die Fratzenbilder, die ihnen aus dem Spiegel entgegenfletſchten, ergrimmt, die Kirchenſchlüſſel nach demſelben ſchleuderten.

Auch verſicherte derſelbe, daß er früher ſelbſt die Spuckgeſtalten im Spiegel wahrgenommen habe.

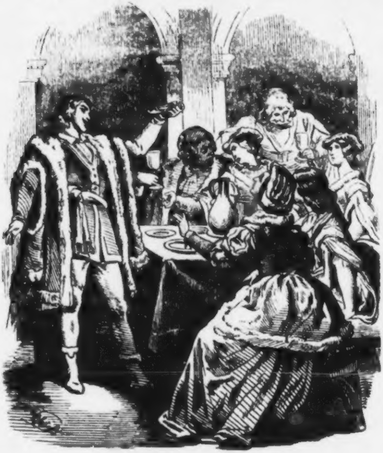
Auf keine Weiſe aber war er zu bewegen, den Metallſpiegel von der Wand herabzunehmen.

Gegenwärtig ſoll ſich derſelbe in dem Kloſter zu Wengrow in Podlachien befinden.

Die zweite Geſchichte, welche noch in die Zeit jener Thëurgie fällt, iſt folgende und wurde uns in einer Schrift des Dr. Joachim Poſſel, Leibarztes des Königs Sigismund III., welche nur im Manuſkripte, unter dem Titel: Historia rerum poloniearum ab anno 1385 ad anno 1620 vorhanden, aufbewahrt.

Nachdem Twardowski Krakau verlaſſen hatte, trieb er ſich unſtätt von einer Wojwodſchaft in die andere, von Kaſtell zu Kaſtell, von Edelmann zu Edelmann herum, wohl wiſſend, daß jeder Gaſtfreund bei dem er einſprechen würde, ſich das Motto: Spiel und Wein, zum Schildſpruche erwählt habe.

Bei einer Edelfrau in Bromberg, die jede Gelegenheit

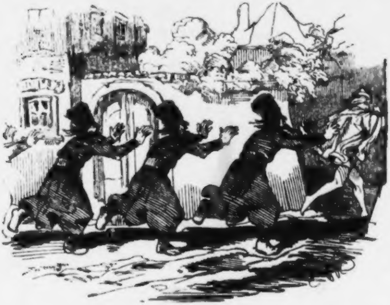


ergriff, um ihre noch ſommerlichen Reize zur Geltung zu bringen, und daher immer einen Kreis junger Männer um ſich verſammelte, und welche Twardowski auf ſeinen Kreuz- und Querfahrten beſuchte, befand ſich unter andern auch ein flaumbärtiger Edelmann in der Geſellſchaft, welcher nur ein Auge für den lachenden Frühling der Frauenflora zu haben ſchien, und der unſeren abentheuernden Schwarzkünſtler durch die Annehmkeit ſeiner Geſtalt, und die feine Galanterie gegen die Damen beſonders auffiel, welche er ſo weit trieb, daß er einen Toaſt auf dieſelben ausbrachte, wobei er den mit Wein gefüllten Schuh der Hausfrau leerte.

Bei dem ſteten Wechſel ſeiner Vergnügungsorte verlor er jedoch bald wieder den jungen Damenliebling aus ſeinen Augen, und endlich des ewigen Einerleis von Gewinn und Verluſt, Gelagen und Liebesavanturen, Aufregung und Erſchöpfung überdrüſſig, begab er ſich wieder nach dem vorzüglichſten Schauplatze ſeiner Abenteuer, nach Krakau zurück.

Eines Tages begegnete er einem auffällig ſchönen Judenmädchen, und konnte nicht widerſtehen, der ſchnell Dahinſchreitenden zu folgen, um Näheres über ſie einzuholen.

Schon war die flüchtige Daphne mit ihrem Verfolger in den Bezirk des Schmutzes und der Armſeligkeit, nach Kazimirz gekommen, als die Aufmerkſamkeit des Letzteren durch ein gellendes Gezetter in einer Nebengaſſe von der ſchwarzaugichten Tochter **Zions** auf einen jungen Menſchen gerichtet wurde, der die Straße herabgelaufen kam, und augenſcheinlich einem Schwarm von Juden, in wehenden Talaren, und mit großen Pelzmützen auf den Köpfen, zu entkommen ſuchte, welcher ihm wie ein Zug wilder Gänſe mit dem heftigſten Geſchrei und Gekreiſche auf der Ferſe folgte.



Als der Flüchtling **Twardowski** nahe gekommen, erkannte dieſer zu ſeiner nicht geringen Verwunderung in ihm den Liebesritter, welcher in **Bromberg** ſo überaus den Damen gehuldigt hatte und verſcheuchte ſofort die zudringlichen Langbärte.

Um die Urſache dieſes Auftrittes befragt, erzählte ihm nun der junge Pole mit ſeinem gewohnten Freimuthe, daß er ſein väterliches Erbe an ſchwelgeriſche Weiber und verbuhlte Dirnen vergeudet habe, und ſich nun von der Verfolgung ſeiner wucheriſchen Gläubiger nicht mehr zu retten wiſſe.

Zugleich bat er den Doktor als einen Mann, der in Allem Beſcheid zu ertheilen wiſſe, ihm ein Zaubermittel an die Hand zu geben, durch welches er raſch wieder zu Geld gelangen könne, worauf ihm Twardowski folgenden Rath ertheilte.

Wenn in der morgichten Nacht der Mond gerade über der goldenen Thurmſpitze des Wawels ſteht, dann begebt Euch auf jene felſigen Höhen, welche ſich am rechten Ufer der Weichſel erheben, und Krzemionki genannt werden, alldort werdet Ihr eine verfallene Hütte finden. In dieſe tretet hinein, kniet nieder, nehmt was Ihr an Münze vorfindet in die Hand und zählt ohne Aufhören von Eins bis Neun, und wiederum von Neun bis Eins, ſo lange bis der erſte Hahnenruf die Morgenluft durchdringt.

Laßt Euch aber im Zählen durch nichts irre machen, da ſonſt Eure ganze Mühe vergeblich ſein würde.

Erfüllt Ihr aber dieſes, ſo wird Euch eine größere Summe Geldes zu Theil werden, als jene war, die Euch verloren gegangen iſt.

Der junge Edelmann dankte ſeinem Rathgeber auf das Verbindlichſte und verſprach ſeinem Worte genau nachzukommen.

Sobald in der darauffolgenden Nacht daher die Geſtirne des Himmels die bezeichnete Konſtellation über der von König Wadislav Hermann gegründeten Kathedrale eingenommen, begab er ſich ſogleich nach dem angedeuteten Orte. Bald ward der Kreuzweg und die Hütte gefunden, und er begann ſeine Zählung.

Schon mochte er mit dieſer langweiligen Beſchäftigung mehrere qualvolle Stunden zugebracht haben, als plötzlich der Böſe, in der Geſtalt und Tracht des Twardowski, in die Barake trat, und zu dem Zählenden ſprach:

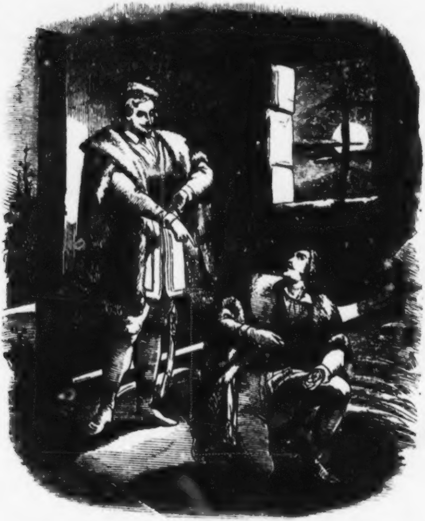
Ei, was treibſt Du da? Du haſt Dich ja geirrt!

Gewiß nicht, verſetzte dieſer.

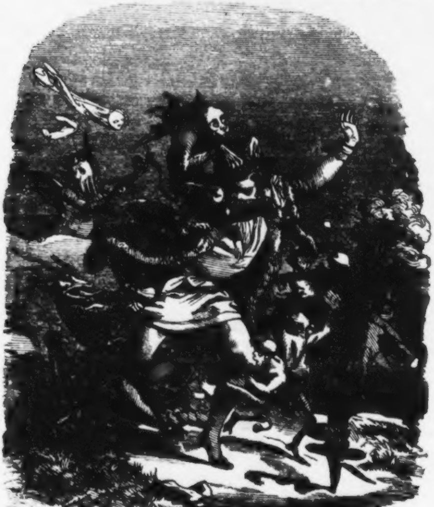
Nun ſo zähle nur weiter, ſagte der Böſe mit einer höhniſchen Miene, Du wirſt bald an's Ende gelangen. Worauf er ſich wieder aus der Hütte entfernte.

Als aber hierauf der junge Edelmann wieder weiter zählen wollte, wußte er nicht, bei welcher Zahl er zu zählen aufgehört habe. Verzweifelnd raffte er ſich auf und ſtürzte aus der Trümmerhütte, aber im ſelben Augenblicke umſchwärmte und umwirbelte ihn auch ſchon eine Schaar von Geſpenſtern und Spuckgeſtalten und verfolgte den Flüchtigen, indem ſie ihn unter wildem Gelärme an den Kleidern zerrte, kneipte und krallte.

Ja, Eine jener Mißgeſtalten hatte ſich ihm ſogar auf



die Achſel geſchwungen und ſpornte nun mit den Beinen den zu Tode Geängſtigten bis dieſer, kaum ſeiner Sinne mehr mächtig, das Weichbild der Stadt Krakau erreichte und



an einem Holzkreuze zuſammenſank, vor welchem der ganze Spuck wieder zerſtäubte.

Ohne ſeinen Rathgeber wieder geſehen zu haben, begab er ſich hierauf voll Reue über ſeine Jugendverirrungen in das Baarfüßerkloſter zu Kalwarig, allwo er dieſes Ereigniß in einem ſchriftlichen Sündenbekenntniß niederlegte, und ſeine fernere Zeit in Uebung der Reue und Buße verlebte.

Unter fortwährenden Abenteuern und Banketten war nunmehr das ſiebente Jahr herangebrochen, mit welchem der Pakt mit dem Böſen ſein Ende erreichte, als Twardowski plötzlich den Entſchluß faßte, mit ſeinem Famulus, der die ganze Zeit über ſelten in ſeine Nähe gekommen war, und nur immer über ſeinen Büchern gebrütet hatte, eine Reiſe zu unternehmen.

Ohne Fauſt's Mantel zu beſitzen, durchflog er dennoch mittelſt Beihilfe ſeines infernaliſchen Dieners, und in Geſellſchaft ſeines mageren Famulus, mit der Schnelligkeit des deutſchen Schwarzkünſtlers, einen großen Theil von Polen und Deutſchland, verweilte einige Zeit am Hoflager Karl V., erluſtigte ſich an einem Armbruſtſchießen in Innsbruck, bei welchem er mit jedem Schuſſe den Vogel von der Stange ſchoß, knüpfte in Trient ein Liebesverhältniß mit einer vornehmen Dame an, in welcher er, mittelſt eines Mahles am Halſe, eine Zauberſchweſter erkannte, die ihm ein nicht vergebliches Rendezvous beim Hexenſabbath auf dem Oetſcher, dem Hauptverſammlungsorte der Hexen in Tirol, gab, und ging nach Venedig, in welcher Stadt er ein Collegium publicum hielt, und mit dem berühmten Bildhauer Palladio, der ſo eben das Refectorium von St. Giorgio Maggiore ausführte, eine Disputation über Paläologie und Archäologie hatte, einer Regatte auf dem Canal Grande beiwohnte, welche man zu Ehren eines Herzogs von Saliano veranſtaltete, ſodann das vor Kurzem vollendete jüngſte Gericht des Tintoretto, von einem unbezwingbaren Grauen erfaßt, bewunderte, und dem achtzigjährigen Dogen Peter Loredano vorgeſtellt wurde.

Hierauf beſuchte er die Univerſitäten von Padua und Bologna, nach deren Muſter die jagielloniſche Hochſchule zu Krakau gegründet worden, hielt an beiden Vorleſungen, und begab ſich endlich nach dem für ihn ſo verhängnißvollen Rom, wo er mit ſeinem Begleiter das Kaſtell St. Angelo an der Engelsbrücke, und den Quirinalpalaſt, die Triumfbögen des Konſtantin und des Septimus Severus, das Amphitheater des Flavius und die ſonſtigen Alterthümer und Merkwürdigkeiten beſichtigte, und auf Zureden ſeines Famulus dem Feſte des heiligen Petrus beiwohnte, welches Se. Heiligkeit Papſt Julius III. mit ſeiner Gegenwart verherrlichte.

Trotz allen Verlockungen aber, ſeinen Aufenthalt zu verlängern, und allen Hinderniſſen, die ſich ſeiner Abreiſe entgegenſtellten, verließ er die Siebenhügelſtadt wieder, bevor das Jahr ganz abgelaufen war, und eilte in ſeine Heimat zurück.

Nicht lange nach ſeiner Heimkehr geſchah es nun einmal, daß Twardowski ſich allein in einem nächſt Krakau gelegenen Walde erging, und ermüdet von der Wanderung ſich eben auf einen Holzknorren geſetzt hatte, um auszuruhen, als urplötzlich der Böſe vor ihm ſtand, und zu ihm ſprach: Twardowski, die Zeit des Paktes iſt herum, und ich fordere Dich auf, Dich Deinem Verſprechen gemäß, nach Rom zu begeben.

Was ſoll ich dort? fragte der Zauberer.

Mir Deine verpfändete Seele überlaſſen.

Daß ich ein Narr wäre, verſetzte Twardowski.

Du gabſt Dein Verſprechen Dich nach ſieben Jahren in Rom einzufinden.

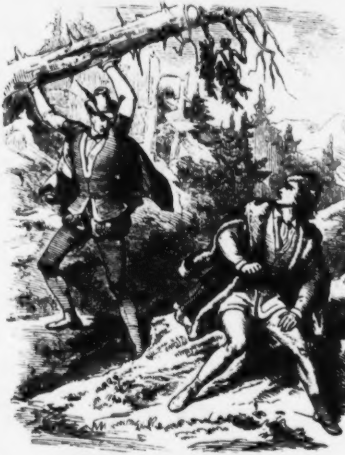
Das habe ich auch erfüllt, verſetzte Twardowski, ich verſprach aber nicht in Rom zu bleiben.

Elender Doppelzüngler! ſchäumte der Böſe, der ſich von Twardowski überliſtet ſah.

Alberner dummer Teufel! rief Twardowski, glaubſt Du, ich würde mich von Dir fangen laſſen wie ein zaghaftes Lämmchen von einem Karpathengeier? Du biſt mir in die

Falle gegangen, nicht ich Dir. Nun aber hebe Dich hinweg, oder ich lehre Dich die Gewalt meines Zauberbuches kennen!

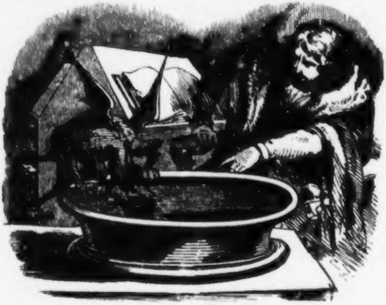
Da aber erfaßte, außer ſich vor Wuth, der Böſe eine rieſenhafte Fichte, rieß ſie ſammt ihren gewaltigen Wurzeln aus der Erde und ſchleuderte ſie auf den argliſtigen Zau-



berer, daß dieſer ſammt dem Baumſtamme auf das bemooste Geſtein dahinſtürzte, worauf der Geiſt der Finſterniß mit fürchterlichem Gepraſſel durch das Gezweige entfloh.

Twardowski, welchen der Wurf des Satans am rechten Fuße verwundet hatte, ſo zwar, daß er auf demſelben für immer lahm verblieb, und daher auch von nun an Twardowski, der Hinkefuß, genannt wurde, ſchnaubte vor Wuth, dem Böſen dieſe Mißhandlung zu vergelten.

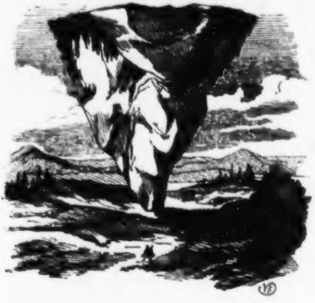
Nachdem er ſich nach Hauſe geſchleppt, und ſein Famulus ihm die Wunde verbunden, und die nöthigen Vorkehrungen zur Heilung derſelben getroffen hatte, machte er ſich ſogleich



über ſein Zauberbuch her, und zwang den Böſen, in einer Schüſſel voll Weihwaſſer unterzutauchen, welcher Strafe ſich derſelbe zu wiederholten Malen, mit Schaudern und Entſetzen, unterwerfen mußte.

Bei dieſen für den Böſen entſetzlichen Züchtigungen ließ es jedoch der aufgebrachte Doctor nicht bewenden, und hatte derſelbe früher unter den ihm auferlegten Plagen geſeufzt, ſo zwang ihn nun Twardowski durch ſeine Zauberformeln die allerſchwierigſten und faſt unmöglichſten Dinge zu verrichten.

So zum Beiſpiel, mußte er, wie uns die Volksſage berichtet, das Wohnhaus Twardowski's mit Mohnſaa-



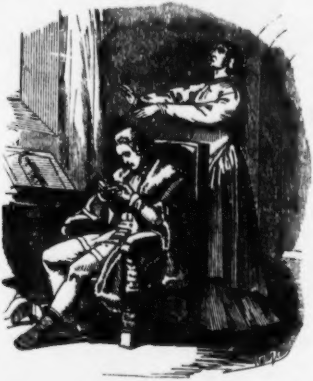
men eindecken, und jedes Saamenkorn mit ſieben Nägeln befeſtigen, und das Dach mit Judenbärten decken.

Ein andermal mußte er einen in Form eines Zuckerhutes gebildeten Berg auf die Sandfläche am Piazkowa Skala ſetzen, jedoch dergeſtalt, daß die Breite des Berges zu oberſt, die Spitze desſelben zu unterſt zu ſtehen kam, und noch heut zu Tage wird der ſonderbar geſtaltete Felsblock, den man den Falkenfels benennt, als ein Zauberwerk Twardowski's bezeichnet.

Die Verletzung Twardowski's übte aber auch auf ihn, in anderer Beziehung, einen weſentlichen Einfluß, da er ſich in Folge derſelben ſeinen ausgelaſſenen Vergnügungen nicht mehr wie früher hingeben konnte, und ſich mit neu erwachtem Eifer auf das Studium ſeiner magiſchen Schriften warf, um, was ihm bisher noch immer nicht gelungen war, eine Lebenselixir zu finden, an welcher die Gewalt des Todes bräche.

Nächte lang ſaß er nun wieder über ſeinen nigromantiſchen Schriften und ſeinem Zauberbuche, bei welcher Gelegenheit ihm von Zeit zu Zeit auch wieder das Geſangbüchlein ſeiner Mutter in die Hände gerieth, aus welchem er ſodann nie unterließ, einige Reimlein herauszuleſen.

Ein jedes Mal aber, als er dieſes that, war ihm, als ob ſeine Mutter, wenn auch ungeſehen, ihm nahe ſtünde, und ihre weißen Hände ſegnend auf ſein Haupt legte, und ein wehmüthiges Gefühl überkam ſein Herz, welches oftmals eine Thräne um das verlorne Jugendglück in ſeine Wimpern lockte.



Nach jahrelangen Anſtrengungen und unausgeſetztem Eifer in Ergründung der geheimnißvollen Zeichen und Sprüche ſeines Zauberbuches, ward er endlich ſo glücklich, ein untrügliches Mittel gegen den Tod aufzufinden.

Kurze Zeit darauf berief er ſeinen Famulus in ſeine Studirſtube, und theilte ihm ſein Geheimniß mit, und reichte ihm eine Pergamentrolle, in welcher die Weiſe aufgezeichnet ſtand, auf welche dieſes in das Werk zu ſetzen ſei. Hierauf eröffnete er ihm, daß er geſonnen ſei, das Verjüngungsexperiment zu allererſt an ſich ſelbſt vorzunehmen.

Wie? fragte der Schüler erſtaunt, Ihr an Euch ſelbſt.

Was verwunderſt Du Dich hierüber, erwiderte Twardowski. Glaubſt Du etwa, daß ich nicht reiflich erwogen und geprüft habe, was ich zu beginnen geſonnen bin?

Wohl glaube ich das Alles, aber demungeachtet... ſtotterte der Famulus, man weiß doch nicht . . .

Hege Du der Bedenklichkeiten ſo viel Du willſt, nur thue was ich Dir befehle.

Ihr wißt, daß ich Euren Befehlen immer getreulich nachgekommen bin, ſagte der Schüler.

Darum erwarte ich auch jetzt von Dir dasſelbe, verſetzte Twardowski. Nimm dieſes Meſſer und ſtoße es mir in das Herz.

Da ſei Gott für! rief der Jünger mit haarſträubendem Entſetzen.

Was erſchrickſt Du? Ich bin meiner Sache gewiß, doch darf ich den unverletzbaren Normen und Satzungen der Zauberwelt zu Folge, nicht ſelbſt Hand an mich legen, um verjüngt und erkräftigt aus dem Tode in ein neues Sein überzutreten. Du biſt der Einzige, dem ich mein Geheimniß mitgetheilt habe, darum ergreife friſch das Meſſer und tödte mich, und dann thue, wie die Pergamentrolle Dich lehrt.

Ich kann es nicht vollbringen, rief der Schüler, und wehrte das Meſſer, welches ihm Twardowski darbot, von ſich.

Du mußt! herrſchte der Doktor. Vergiltſt Du auf ſolche Weiſe das Vertrauen, das ich in Dich ſetzte. Habe ich Dir darum die Pforten des Wiſſens erſchloſſen, darum Dich eingeweiht in die Miſterien des Magismus, in die Metamorphosis planetarum, Dich mit dem Urſtoff aller Materie, dem Menstruum universale, mit den aſtraliſchen und mineraliſchen Geiſtern bekannt gemacht, daß nun, da ich Deiner thatſächlich bedarf, Du zurückbebſt vor dem Unausweichbaren, wie ein zaghafter Knabe?

Es iſt unmöglich! rief der Famulus in Verzweiflung ringend.

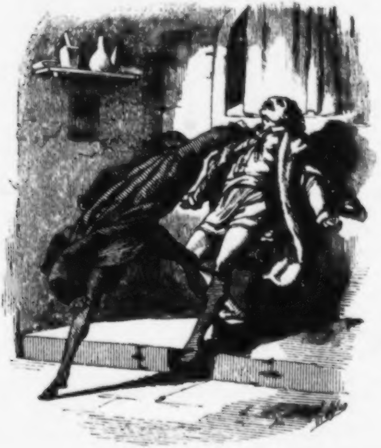
Fort mit all' dieſen Exclamationen, ſprach Twardowski, ihm das Meſſer in die Hand drückend: Stoß zu!

Ach mein Gott! jammerte der Bedrängte.

Stoß zu! donnerte Twardowski mit dem Ausdrucke des furchtbarſten Ernſtes, oder Du ſelbſt biſt des augenblicklichen Todes.

Nun in des Dreieinigen Namen! rief der Schüler, indem ſich ſein Antlitz auf eine gräßliche Weiſe verzerrte, und er mit einer Art von Wildheit auf den Prinzipal losſtürzte, und ihm die Klinge bis an das Stichblatt in die Bruſt rannte.

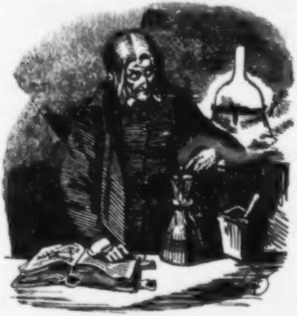
Twardowski ſtieß einen ſchwachen Schrei aus, ſtürzte dann zur Erde hin, zuckte noch einigemale konvulſiviſch, und ward eine Leiche.



Der Schüler, dem über das Schreckliche, welches er verübt, der blutige Stahl entfallen war, ſtand noch lange, an allen Gliedern zitternd, und noch bleicher als der Todte ſelbſt, vor demſelben, dann ſchleppte er ſich zu dem Armſtuhl des Getödteten, warf ſich in denſelben und bedeckte ſein Geſicht mit beiden Händen.

Nach langer Zeit erſt erholte er ſich inſoferne, um die Pergamentrolle durchleſen zu können, welche ihm vorzeichnete, was er mit der Leiche ferner vorzunehmen habe, um ſie in das Leben zurückzubringen.

Endlich machte er ſich an ſeine Aufgabe, zertheilte die



Leiche, kochte Kräuter, füllte Tiegel mit Subſtanzen, umhüllte ſie mit Kohlen, blies Feuer an, und deſtillirte und braute, bis die vorgeſchriebene Elixir, nach den Magiſtralformeln in der Rolle, zu Stande gebracht war.

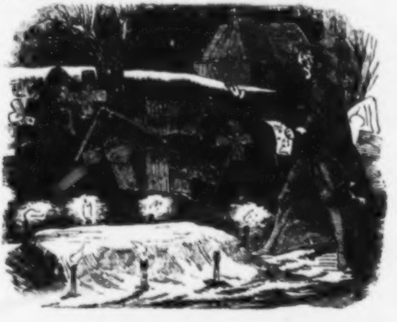
Hierauf beſtrich er mit derſelben die getrennten Körpertheile, fügte ſie kunſtgerecht wieder zuſammen und legte ſodann den Kadaver in einen Sarg.

Nachdem dieſes Alles geſchehen, benachrichtigte er die Vorſteher der Hochſchule und die Freunde Twardowski's von deſſen Ableben, mit der Bemerkung, daß der Doktor ihm auf dem Sterbebette aufgetragen habe, ſeine Leiche ſogleich in einen Sarg zu verſchließen, und ohne jegliches Geleite beſtatten zu laſſen.

Die letztwilligen Anordnungen von Sterbenden wurden zu jener Zeit als unumſtößlich erachtet, und auf das Pünktlichſte erfüllt, daher konnte die Angabe des Famulus ungehindert zur Ausführung gelangen, und Twardowski's Leiche von ihm ſchon in der nächſten Nacht zunächſt der Friedhofsmauer der Franziskanerkirche begraben werden.

Da der durch all' das Vorgefallene zur völligen Mumie zuſammengeſchrumpfte Famulus, nebſt den bereits vollzogenen Verfügungen in der Pergamentrolle, noch die Weiſung gefunden hatte, darauf zu ſehen, daß die Leiche unangetaſtet durch ſieben Jahre, ſieben Monate, ſieben Tage und ſieben Stunden begraben bleibe, ſo blieb ihm nichts übrig, als ſich auch dieſer Aufgabe zu unterziehen, und bewohnte daher dieſen ganzen Zeitraum hindurch das öde und unheimliche Haus des Twardowski, als das einzige athmende Weſen, mit Ausnahme einiger Ratten und Fledermäuſe, die ſich noch alldort eingeniſtet hatten, nur zuweilen das Grab ſeines Meiſters beſuchend, um zu ſehen, ob dasſelbe unverſehrt geblieben ſei.

Es war eine finſtere neblichte Dezembernacht, als die beſtimmte Zeitfriſt abgelaufen war, und der Famulus daranging, die Leiche wieder auszugraben.



Der Wind wimmerte gleich einer hungerigen Wölfin um die beſchneite mit Eiszapfen behangenen Kirchhofsmauer, und wühlte in den Wipfeln der Bäume, deren nackte Aeſte dieſelben überragten, als er nach der Vorſchrift des Pergamentes ſieben Kerzen entzündete, die aus dem Talge von Armenſünderleichen gezogen waren, den Grabeshügel mit denſelben umſtellte, und die ihm von Twardowski eingelernte Zauberformel ſprach.

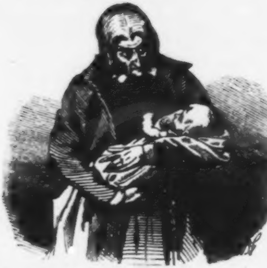
Nicht lange, ſo ſcholl, in langſamen dröhnenden Schlägen, die Mitternachtsſtunde von dem Thurm der Franziskanerkirche, und mit dem letzten Schlage begann nun der Famulus, mit dem Aufwande aller ſeiner Kräfte, das Grab aufzuwerfen.

Als er aber den Sarg von Schnee und Erdſchollen befreit hatte, und den halbvermorſchten Deckel entfernte, fand er, daß die Leiche Twardowski's verſchwunden.

Statt derſelben erblickte er jedoch die Geſtalt eines Kindes, welches auf duftenden Veilchen an der Stelle der Holzſpäne gebettet lag und ſchlummerte, und deſſen Geſichtszüge eine große Aehnlichkeit mit jenen ſeines Meiſters hatten.

Er wickelte das Zauberweſen allſogleich in ſeinen Mantel und trug es nach ſeiner Behauſung, wo er es auf das Allerſorglichſte pflegte, aber ſchon am nächſten Morgen hatte es die Größe eines zweijährigen Knaben.

Wenige Tage darauf ſprach es bereits über alle Gegenſtände, und nach ſieben Wochen ward es zu einem kräftigen jungen Manne gediehen.



Twardowski, welcher nun ganz wieder er ſelbſt, nur jugendfriſch und ſtramm von Körper geworden, dankte ſeinem Famulus für die treue Befolgung ſeiner Weiſungen, belohnte ihn auf das Reichlichſte, und erſchien plötzlich wieder, als ob gar nichts vorgefallen wäre, in den Kreiſen ſeiner Freunde, und auf Tanzbuden und in Trinkſtuben, zu nicht geringer Ueberraſchung und Verwunderung der erſteren, die ihn ſchon als einen Verſchollenen betrachteten.

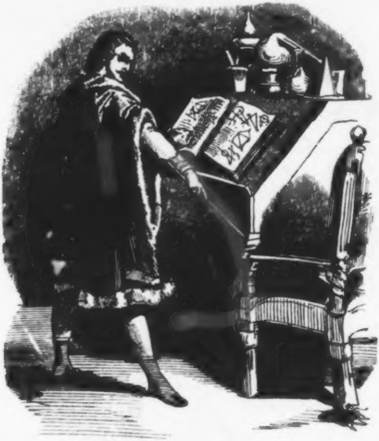
Der Drang nach geiſtiger Erkenntniß und die Begierde nach Genuß ſtritten ſich jedoch nach der Verjüngung des

Twardowski eben ſo um ihre Oberherrſchaft über ihn, als ſie ſich vor ſeiner Verjüngung um dieſelbe geſtritten hatten, und Twardowski ſetzte, nach wie vor, ſein Studium in der ſchwarzen Kunſt und ſeine luſtigen Abenteuer fort, wobei er den Teufel eben ſo wenig ſchonte wie früher.

So große Bereitwilligkeit jedoch ſein Famulus hatte, ſich den erſteren mit ſeinem Meiſter zu unterziehen, ſo wenig war er zu bewegen, an den letzteren Theil zu nehmen, und ſo geſchah es, daß Twardowski ihn auch ſeltener zu ſeinen Forſchungen hinzuzog, ja, daß ihn am Ende ſogar der böſe Dämon: Argwohn, mit ſeinen Rabenfittichen umſchwirrte und ihm die Beſorgniß in das Ohr raunte, daß ſein Famulus das Geheimniß von ſeiner Lebenstinktur einem Anderen verrathen könne.

Wer gegen Jemand einen Verdacht hegt, der findet auch bald Vorkommniſſe auf, die ihn in demſelben beſtärken, ſo auch bei Twardowski.

Nur zu bald fand ſich ein Moment, in welchem ihm mehrere Umſtände ſeinen Verdacht als begründet erſcheinen ließen, und vom heftigſten Zorn hierüber erfaßt, griff er zu ſeinem Zauberbuche und verwandelte mittelſt eines Bannſpruches den armen Bücherwurm in eine Kreuzſpinne, durch welche Verwandlung derſelbe weniger an Körperlichkeit als an Freiheit der Bewegung einbüßte, da ihn von nun an der Doktor auf das Sorgfältigſte in ſeiner Studirſtube verſchloſſen hielt.



Durch das bisher Errungene aber noch nicht zufriedengeſtellt, dachte Twardowski darauf, ein Mittel ausfindig zu machen, durch welches er ſich gänzlich von dem Pakte mit dem Böſen löſen könne.

Auch hierin kam ihm ſein Zauberbuch wieder zu ſtatten, denn nach vielen vergeblichen Forſchungen gab ihm daſſelbe endlich den Aufſchluß, daß er dieſes bewerkſtelligen könne, wenn er den Muth beſäße, die Schrecken der Hölle ſelbſt zu überwinden, und mittelſt einer Zauberformel das Chirograph von dem Fürſten der Finſterniß an deſſen Throne zurückzufordern.

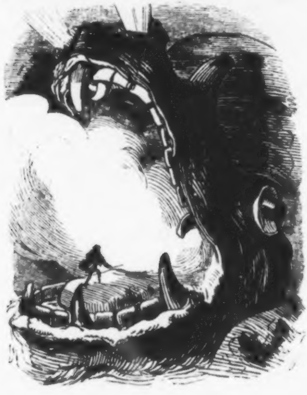
Mit dem Zauberbuche und ſeinem Stabe verſehen, ſchritt er allſobald an das Werk, und bald ſpaltete ſich der Felſengrund vor ſeinem Zauberſpruche und ein tiefer ſtollenartiger Gang wurde ſichtbar, den auch Twardowski unerſchrocken betrat.

Blaue Flämmchen hüpften vor dem kühnen Schwarzkünſtler, den Pfad bezeichnend, den er zu wandeln habe, und tiefer und tiefer ging es in endloſen Windungen durch die Schauer der Unterwelt.

Je weiter aber Twardowski gelangte, deſto abenteuerlicher und ſeltſamer geſtalteten ſich die Formen der Steinmaſſen und ragten die Felshörner aus dem Dunkel, deſto ſchauerlicher gähnten ihm die Abgründe aus den zackichten Riffen, wie aus offenen Krokodillsrachen, entgegen, in denen unſichtbare Gewäſſer bollerten, in welch' unheimliches Geräuſch der Schall eines entfernten Jubels und Gejammers zu gleichen Theilen ſich zu miſchen ſchien.

Noch immer aber wandelte Twardowski bei dem unſicheren Schimmer der hüpfenden Irrwiſche durch die Finſterniß dahin.

Da regte und bewegte es ſich vor ihm, wie das Gebraue von Nebeln, welche das Mondlicht vergebens zu durchdringen ſucht, und aus der Tiefe erhob ſich ein mächtiges Phantom in unbeſtimmten Umriſſen, welches immer



mehr an Umfang und Größe zunahm, bis es endlich die Höhe eines Thurmes erlangte und das Deckengewölbe der Höhle zu erreichen ſchien.

Plötzlich öffnete es ſeinen ungeheueren Rachen, aus welchem ihm ein glühender Feuerbrodem entgegen klaffte, und Twardowski ſah ſich zu ſeiner Verwunderung an der Pforte der eigentlichen Hölle, welche er ſofort betrat.

Blutrothe Schimmer leckten hier an den finſteren Wänden empor und wuchſen wie Geſpenſter immer höher hinauf, daß die unabſehbaren Höllenräume faſt das Anſehen von Purpur behangenen Feſthallen bekamen, und dunkelglühende lavaähnliche Feuermaſſen wälzten ſich in den Schlünden herab, und floßen wie goldene Borden an den Rändern der Felſen nieder, während eckelerregendes Gewürme ſich den Schlünden entwand, rieſige Spinnen mit ihren behaarten Beinen nach dem kühnen Wanderer langten oder krebsartige Scheeren ihm entgegenſtreckten, und unſichtbares Nachtgezüchte mit heftigem Geräuſche die finſteren Lüfte durchſchwärmte.

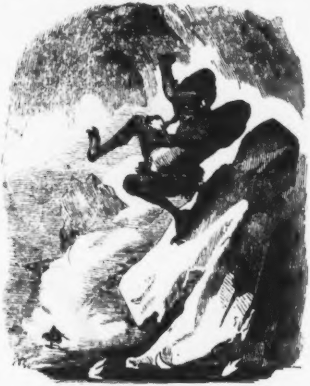
Mit einemmale erſcholl ein Alles übergellender Klageruf, welcher der Ausdruck des unſäglichſten Schmerzes zu ſein ſchien, und bis zum Herzzerbrechen anſchwoll und ſodann langſam wieder erſtarb.

Twardowski vernahm dieſen Klageruf, blickte jedoch nicht nach dem Urheber desſelben, da er aus ſeinen nikromantiſchen Studien wußte, aus weſſen Kehle er gekommen.

Es war Defil-bird, der Vogel des Teufels, und wer ſeiner anſichtig wurde, mußte ſterben.

Alles, was ſich aber ſonſt dem Auge Twardowski's in dieſen Räumen darſtellte, ſchien der Lüge und dem Truge anzugehören.

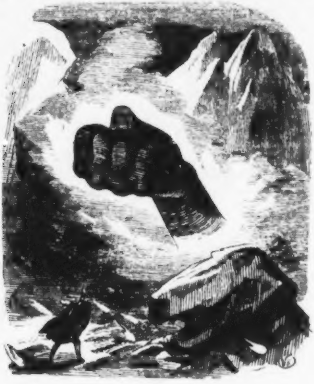
Rieſige Felsgeſteine bekamen plötzlich Leben und zeigten ſich als monſtröſe Ungeheuer, von langſamer ungefü-



ger Bewegung, aus deren Rachen ein weithinſprühender Feuerregen ſich ergoß.

Unvermuthet entſtiegen Feuerſäulen zur Seite des Wandelnden, welche die Gegenſtände umher auf eine zauberhafte Weiſe beleuchteten und allſobald wieder verſchwanden.

Von einem Felſenriffe ſchnitt ein höckerichter Politſchinell poſſenhafte Fratzengeſichter auf Twardowski herab, kaum aber nahe gekommen, war er in einen verkrüppelten Baumſtrunk verwandelt. Ja, mit einemmale wuchs ſogar eine ſchwarze Rieſenfauſt aus der Erde, immer höher und



höher, und erhob ſich gegen Twardowski, und drohte ihn zu zermalmen, aber ſchon im nächſten Momente war ſie wieder in Luft zerfloſſen.

Twardowski aber ließ ſich durch all dieſe Erſcheinungen nicht beirren, und ſchritt, ohne auf ſie zu achten, an ihnen vorüber.

Jetzt theilten ſich die Felſen und den Blicken Twardowski's zeigte ſich ein Chaos von halb teufliſchen und halb menſchlichen Geſtalten, in tauſend Gruppirungen, deſſen Einzelnheiten zu unterſcheiden, die Schnelle, mit welcher die Gegenſtände wechſelten, zur Unmöglichkeit machte.

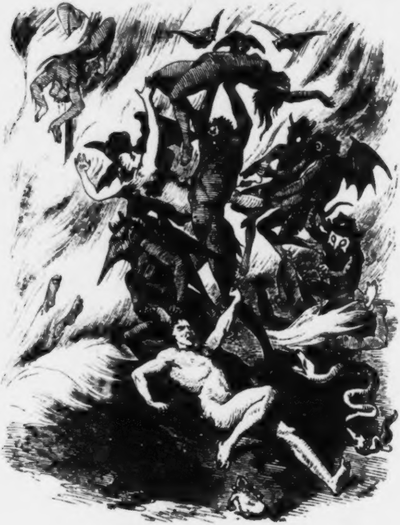
Aus Allem nur konnte Twardowski entnehmen, daß hier ein wahrhaft diaboliſches Feſt gefeiert würde, zu welchem der Jammer und das Gewinſel der Verdammten die Muſik lieferte.

Die abſchreckendſten Teufelslarven trieben ſich mit ſataniſcher Luſtbarkeit in einem wilden Reigen umher, oder hielten ihre ſchlemmeriſchen Zechgelage und unflätigen Orgien, bei welchen jedoch die wechſelvollſten Fantasmagorien ſtattfanden, denn während die Tänzerinnen für einen Augenblick als jugendliche Grazien mit den reizendſten Körperformen und dem ſchönſten Ebenmaße der Glieder, und die Tänzer als goldlockichte Apollogeſtalten erſchienen, waren ſie ſchon wieder in der nächſten Minute in häßliche Unholdinnen und thieriſchbehaarte Teufelsfratzen verwandelt, um allſogleich wieder die Geſtalten von zucht- und züggelloſen Bachantinnen und trunkenen Bachanten anzunehmen, indeſſen Andere wie durch einen Hohlſpiegel auf das Fratzenhafteſte verzerrt und verſchoben erſchienen.

Andere Phantome, durch widerliche Körperauswüchſe, monſtröſe Gliedmaſſen und Abnormitäten oder ſonſtige Attribute von Rabenſchnäbel und Fledermausohren entſtellt, entlockten einer Art von Pfeifen oder Muſcheln die ohrenzerreißendſten Töne, oder trieben ſich in müſſiger und träger Gleichgültigkeit, wie Masken im Karneval, umher, während ſich wieder Andere mit den ſeltſamſten Marterwerkzeugen bewaffnet, zu den Höhlen der Peinigungen drängten, um die Qualen der Verdammten fördern zu helfen.

Beflügelte Dämone kamen durch die Lüfte herangebrauſt und brachten die Neuangekommenen zu dieſen Orten des Entſetzens, oder rieſenhafte Schreckgeſtalten ſchleppten ſelbe an den Haaren hinzu, oder auch ein Schwarm von Teufeln trug ſein vergebens ſich ſträubendes und die Räume mit Angſtgeheul erfüllendes Opfer auf hocherhobenen Händen, unter Hohn und Verſpottung, mit blutgieriger Eile den ſchaudervollſten Qualen entgegen.

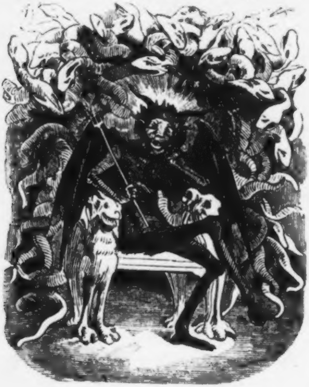
In den weitaufklaffenden Höhlen aber wechſelte eine plötzlich grell aufflammende und blendende Helle mit der tiefſten Finſterniß und Twardowski konnte nur in der Eile des Augenblickes einige flüchtige Einzelnheiten des



Entſetzlichen wahrnehmen, deſſen genauere Beſchauung ihn ſeiner Beſinnung beraubt haben würde.

Sein Ohr widerhallte von dem dumpfen Gewinſel unausgeſetzter Pein, dem grellen Aufſchrei des höchſten Schmerzes und dem vielſtimmigen und kanibaliſchen Gelächter, welches jedesmal dem letzteren folgte.

Durch dieſe Schauder der Verzweiflung und die zügelloſen Luſtbarkeiten der Dämonen führte der Weg zu dem Throne des Beherrſchers der Hölle, welcher am Ende der



feſtlichen Räumlichkeit in ſchwefelblauer Beleuchtung ſichtbar wurde.

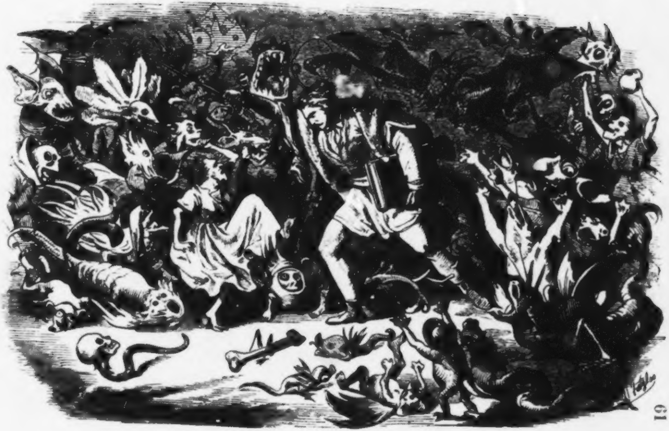
Der Fürſt der Hölle ſelbſt ſaß unter einem Baldachin von Schlangen, auf einem rothglühenden Stuhle, einen goldenen Stab in der Hand und eine ſchwarze Krone mit Hörnern auf dem Haupte, zwiſchen denen ein grünliches Licht, gleich einem Sterne, einen hellen Schimmer verbreitete.

An den Stufen des Thrones ſtanden die zahlreichen Würdenträger und der Hofſtaat der Hölle in überladenem und fantaſtiſchem Prunke, umgeben von Teufeln und Teufellinnen und hölliſchen Ungeheuern, den fabelhafteſten Ausgeburten fieberhafter Phantaſie.

Twardowski, deſſen Inneres von all' dem Häßlichen, Schauderhaften, Unbegreifbaren und Widerſinnigen, welches er erſchaut hatte, mit dem tiefſten Grauen erfüllt war, raffte dennoch all' ſeinen Muth zuſammen und drängte ſich mitten durch den infernaliſchen Mumenſchanz hindurch.

Je weiter er aber gelangte, um ſo ausſchweifender wurden die Tänze, um ſo ſcheußlicher die Teufelsgeſtalten, und um ſo hoher ſteigerte ſich das Entſetzen in den Höhlen der Peinigungen, bis alles dieſes einen Gipfelpunkt erreichte, welchen zu ertragen ein Staubgeborner unfähig iſt.

Auch Twardowski erſtarrte das Blut in den Adern



und mit verhülltem Antlitze und vorgehaltenem Stabe flüchtete er durch die von ſeiner Zaubergewalt zurückweichenden Menge, von dem die Räume erfüllenden und ihm noch lange nachſchallenden Gelächter der Hölle begleitet, zu der ihm ſein Zauberbuch den Weg gebannt, und welcher er ohne dieſes nie mehr entronnen wäre.

Dieſes Zauberbuch, welches, nach dem Volksglauben, dem Twardowski ſo große Gewalt über die geheimnißvollen Mächte der Finſterniß verlieh, ſoll nach ſeinem Tode nebſt vielen Schriften des Schwarzkünſtlers ein Eigenthum des Jeſuiten-Kollegiums zu Wilno geworden ſein.

Von demſelben erzählt der Jeſuit Butwill:

Von Neugier ergriffen durchflog ich einmal das in der Bibliothek des Kloſters zu Wilno befindliche Zauberbuch des Twardowski, als ich zu meiner Verwunderung ein unheimliches Gekniſter zwiſchen den Blättern desſelben hörte.

Ganz deutlich war daraus zu entnehmen, wie die böſen Geiſter in dem Buche ſich zuſammenſchaarten, und ſich zur Gegenwehr rüſteten, ſo, daß ich es mit Entſetzen von mir ſchleuderte, und vor Angſt kaum noch das nächſte Gemach zu erreichen vermochte.

Die ganze Nacht hindurch konnte ich kein Auge ſchließen, kaum aber brach der Morgen heran, ſo berief ich die anderen Ordensbrüder und verfügte mich mit ihnen in die Bücherei.

Das Zauberbuch war aber nirgends mehr zu finden, obgleich es mit einer Eiſenkette an die Mauer geſchmiedet war.

Mittlerweile war, um wieder auf unſere Sage zurückzukommen, der Teufel des fruchtloſen Harrens endlich überdrüßig geworden, und beſchloß Twardowski durch eine Liſt zur Erfüllung des Paktes zu bringen.

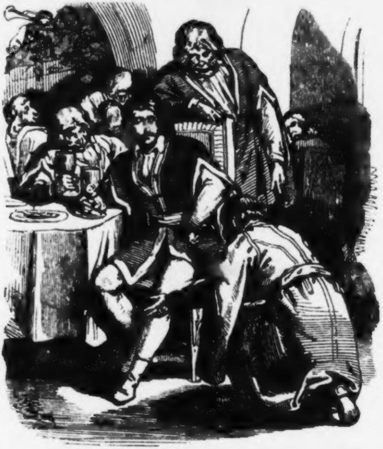
Twardowski, welcher nach ſeinem Höllenbeſuche in Folge der Aufregung, in welche ihn derſelbe verſetzte, längere Zeit das Krankenlager gehütet, hatte zur Feier ſeiner Wiedergeneſung eine fröhliche Geſellſchaft bei einem Gaſtgelage verſammelt, welches ſich bereits bis in die Nacht erſtreckte.

Meth und Ungarwein floßen in Strömen und die Muſikbande ſpielte ſoeben einen melodiöſen und Alles belebenden Krakowiak auf, als dem Feſtgeber der Bote eines Edelmannes gemeldet wurde.

Twardowski befahl ihn ſogleich herbei zu bringen.

Der Krakuſe erſchien, warf ſich vor Twardowski auf die Kniee, küßte den Zipfel ſeines Sammtrockes, und bath ihn ſodann, mit den rührendſten Ausdrücken, ſeinem Herrn, einen polniſchen Edelmann, der von dem ſogenannten Hausfieber befallen, in einer Karczma vor dem Grodzkerthore liege, mit ſeiner Heilwiſſenſchaft beizuſtehen.

Twardowski ſäumte nicht, warf ſeinen Pelzmantel um die Schulter und beſtieg mit dem Krakuſen das luftige Gefährte, welches dieſen nach der Königsſtadt gebracht hatte, und das ſeiner vor der Hausthüre harrte.



Im ſauſenden Fluge ging es nun zum Thore hinaus und über die Abhänge hinab in die weitgedehnte Ebene, welche nur von einigen mit Wettertannen bewachſenen

Hügeln unterbrochen und von der im hellſten Mondlichte ſchimmernden Weichſel, wie von dem weißen Arme einer Rieſenleiche umſchlungen war.

Noch mochten ſie keine allzuweite Strecke in dieſer lautloſen Einöde zurückgelegt haben, als ſie zu einer alten ſeltſam verkrüppelten Weide gelangten, auf welcher eine große häßliche Eule ihre leuchtenden Augenräder rollen ließ, und bei ihrem Herannahen ſich zornig aufpluſterte und jene drei langgezogenen melancholiſchen Töne hören ließ, welche dieſe geſpenſtigen Vögel auszuſtoßen pflegen.

Twardowski vernahm dieſelben nicht ſobald, als er auch in ihnen eine ſchlimme Vorbedeutung ahnte.

In Polen herrſchte nämlich und herrſcht noch zum Theile der Volksglaube, daß eine alte hohle Weide der Lieblingsaufenthalt des Böſen ſei, und dieſer auch häufig die Geſtalt einer Eule anzunehmen pflege, daher auch das polniſche Sprichwort: Er iſt verliebt, wie der Teufel in eine hohle Weide.

Schon aber waren ſie an der Stelle vorübergebrauſt, und bald zeigte ſich auf der öden mondhellen Haidenfläche ein einſames finſteres Gemäuer, welches Twardowski's Begleiter als das Ziel ihrer Nachtfahrt bezeichnete.

Als ſie aber darauf der Schenke nahe gekommen, fiel plötzlich und unverſehens, wie ein Hagelſchauer, eine Unzahl von Raben, Krähen und Fledermäuſen, unter furchtbarem Gekrächze, auf das Strohdach derſelben nieder.

Twardowski gelangte nunmehr zur vollen Ueberzeugung, daß ihm ein Unfall bevorſtehe, und ſein ſcharfer Verſtand errieth ſogleich, daß der Teufel die Erkrankung des Fremden zum bloßen Vorwande genommen habe, um ihm eine Falle zu legen, doch ſchämte er ſich, aus Furcht vor der Gefahr, umzukehren. Auch war es hierzu bereits zu ſpät geworden, da ihm mittlerweile der Diener von der luſtigen Karrette herabgeholfen hatte, und bereits die Stubenthüre öffnete.

Er trat daher raſch in die Stube und ließ ſeinen Blick in derſelben mit der Schnelligkeit, welche ſeine Lage bedingte, herumſchweifen, um irgend ein Rettungsmittel ausfindig zu machen.

Glücklicherweiſe erblickte er auch dieſes in einem Kinde, welches allen Anzeichen nach erſt kürzlich getauft worden war, und in einem Winkel der Stube in der Wiege lag und ſchlummerte.

Haſtig nahm es Twardowski auf ſeinem Arm und umhüllte es mit ſeinem Mantel, kaum aber war dieſes geſchehen, als auch ſchon die Thüre aufprallte, und der Teufel in die Stube trat.

Jedoch darf hier nicht vergeſſen werden, zu bemerken, daß der Böſe, deſſen Schlauheit diesmal auf den Kavaliers charakter Twardowski's rechnete, dieſen auch ſeinerſeits auf eine chevalereske Weiſe behandelte, welches er ſchon durch ſein Aeußeres kund gab.

Er trug nämlich, wie uns Woycicki in ſeinen Volksſagen mittheilt, dießmals nicht ſein rothes Wams und den Spitzhut, ſondern einen hohen Dreimaſter, einen ſchwalbenſchwänzigen ſchwarzen Frack, kurze Inexpreſſiblen, eine Weſte mit langen Schößen und Schuhe mit ſilbernen Schnallen.

In die Wirthsſtube getreten, machte der Böſe gegen Twardowski eine reſpektvolle Verbeugung und ſagte mit dem Tone eines Suplikanten: Beliebt es nun, Venerabile, mit mir zu ſpazieren?

Weshalb? fragte Twardowski trotzig.

Laut unſeres Paktes, verſetzte der Böſe, ſind Dieſelben nunmehr meiner Wenigkeit anheimgefallen.

Nur in Rom haſt Du Gewalt über mich, ſagte Twardowski.

Recte domine, verſetzte der Böſe. Auch würde ich mir nicht die Freiheit genommen haben, Dieſelben mit einem Beſuche zu moleſtiren, wenn dieſes nicht der Fall wäre, und Dieſelben ſich nicht gegenwärtig in Rom befänden.

Wie, in Rom? fragte Twardowski mit mißtrauiſcher Verwunderung.

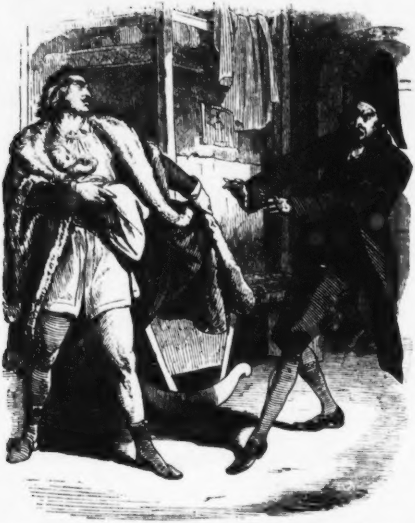
Ja, entgegnete der Böſe, ſo iſt dieſes Haus benannt, wie aus dem Schilde über der Schenkenthüre zu erſehen iſt, welches Dieſelben aber in der Dunkelheit der Nacht nicht bemerkt zu haben ſcheinen. Magnifice werden daher nicht länger anſtehen, mir zu erlauben, daß ich Dieſelben bei dero hochſchätzbarem Genicke erfaſſe und mit mir fortführe! und ſchon auch ſtreckte er halb mit gentlemänniſchem Anſtande, halb mit der Begierde des Erzfeindes die Krallenhand nach Twardowski aus.

Dieſer aber rief mit dem Ausdruck verachtenden Hohnes: Nicht zu voreilig, mein infernaliſcher Amice! Du haſt abermals die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Verſuch es einmal mich anzutaſten. Mit dieſen Worten warf er den Mantel zurück, welcher das ſchlummernde Kind auf ſeinem Arme verhüllte.

Wie von einem Blitzſtrahle getroffen prallte der Ueberliſtete vor dieſem Anblicke zurück, und rief, ſich nur mühſam von ſeinem Schreck erholend: Das iſt wider unſeren Pakt!

Twardowski aber entgegnete: Liſt gegen Liſt. Du dachteſt mich mit einem Wortſpiele zu fangen, und ich mache Deine ränkevolle Schlauheit durch dieſen Talisman der Unſchuld, an die ſich Deine verruchte Hand nicht wagen darf, zu ſchanden.

In dem Geſichte des Satans ſpiegelte ſich Wuth und Ingrimm, jedoch faßte er ſich allſogleich wieder und trat mit



der imponirenden Gravität eines Edelmannes zu Twardowski hin, und ſprach auf lateiniſch, der Sprache, in welcher damals die gebildeten Edelleute Polens mit einander zu converſiren pflegten: Quid cogitas domine Twardowski? Annesdis pacta nostra? Verbum nobile debet esse stabile. (Was denkſt Du Twardowski? Kennſt Du unſeren Vertrag nicht? Edelmannswort muß heilig ſein.)

Da erwachte der ſarmatiſche Adelſtolz in ſeiner ganzen Ueberſchwenglichkeit in Twardowski's Bruſt und ſagte ihm, daß er hier keine Wahl fürder habe, und ſein Wort als Edelmann halten müſſe.

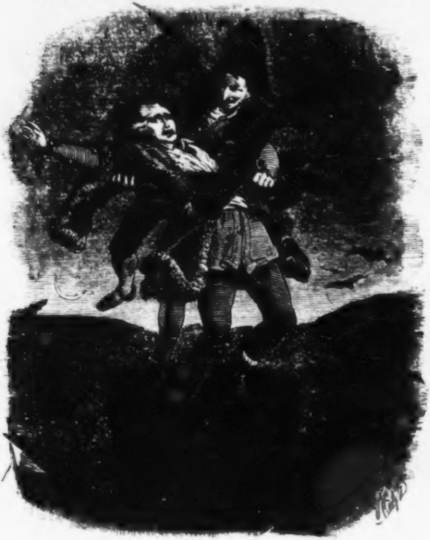
Raſch entſchloſſen legte er daher das Kind wieder in ſeine Wiege und ließ ſich hierauf widerſtandslos von dem Böſen, an deſſen Schultern ſich plötzlich zwei Fledermausflügel entfalteten, durch den hölzernen Schlott entführen.

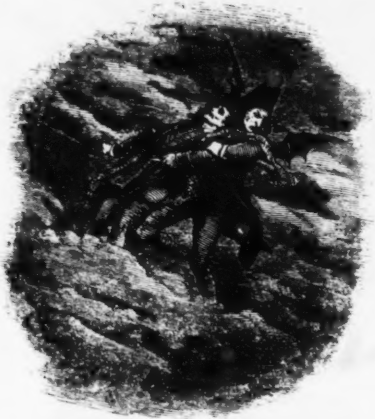
Das Nachtgevögel auf dem Dache erhob ein lautes Freudengekrächze, als es die Beiden dem Rauchloche der Karczma entſteigen ſah, und umſchwärmte und umflatterte ſie noch eine geraume Weile.

Und immer höher und höher ſchwang ſich der Böſe mit Twardowski in die nächtige Luft.

Da dünkte es dieſem, daß die Erde unter ihm, im jähen Sturze in das Bodenloſe hinunterfiele, und in gleicher Schnelligkeit ſchienen die Wolken auf ihn zu ſtürzen und fuhren durch ſeine Beine hindurch, während die Ränder von anderen die geſträubten Haare des Entführten im Fluge ſtreiſten, aber Twardowski verlor demungeachtet ſeine Geiſtesgegenwart nicht.

Schon waren ſie ſo hoch gekommen, daß Twardowski,

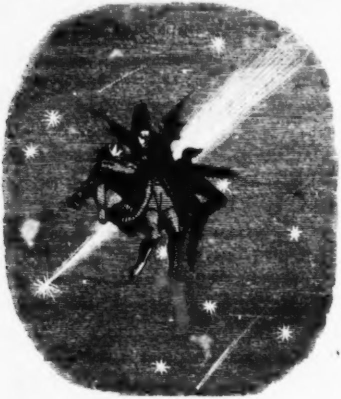




bei der Tageshelle, welche der Schein des Vollmondes über die Erde verbreitete, nur mehr die Dörfer wie Müken, die Städte wie Fliegen, und Krakau mit ſeinen mächtigen Kuppeln wie zwei Kreuzſpinnen erſchienen.

Von dem tiefſten Schmerze des Scheidens erfaßt, blickte er noch einmal nach dem Schauplatze ſeines geiſtigen Strebens, ſeines Forſchens und ſeiner luſtigen Abenteuer hinab, den er nun für immer verlaſſen mußte.

Aber höher und höher ging es im ſauſenden Fluge aufwärts, und ſchon waren ſie in jenen Sphären angelangt, zu welchen kein Adler der Karpathen ſich zu erheben vermag, die kein Flügelſchlag einer Lerche der Weichſelebene durchzittert, und immer einſamer und ſchauriger wurde es umher, bis in das Endloſe.



Nur zuweilen wandelten hellſchimmernde Geſtirne an ihnen vorbei, oder es fuhren feurige Meteore, welche man auf der Erde für Sternſchuppen anſehen mochte, ſchnurrend und funkenſprühend an ihnen vorüber, einen langſam verbleichenden Feuerſtreifen hinter ſich laſſend.

Jetzt waren ſie dem Monde gegenübergekommen, welcher ſie geſpenſtig mit ſeinen todten Augen anſtarrte, da entrang ſich faſt unwillkührlich den erbleichenden Lippen des Entführten eine jener Liederweiſen, die er zuweilen in dem Geſangbuche ſeiner Mutter geleſen hatte, und die ſich unwillkührlich ſeinem Gedächtniſſe eingeprägt.

Seine Stimme drang aber nicht nach Oben und zerfloß in der Luft, die Krakowiaken aber, welche unter ihm die Herden im Gebirge hütheten, blickten von ihren Wachfeuern verwundert in die Höhe und konnten ſich nicht enträthſeln woher die frommen Klänge kommen mochten.

Twardowski aber ſang und ſang gleichſam inſtinktartig weiter, da bemerkte er mit einemmale, daß er nicht mehr aufwärts flöge, und als er das Haupt nach ſeinem Entführer wendete, war dieſer ſpurlos verſchwunden.

Das Lied aus dem Geſangbuche ſeiner Mutter hatte ihn aus den Krallen des Böſen gerettet.

Wenn aber auch der Hölle, ſo war Twardowski darum nicht der Hand des ewigen Richters entronnen, denn er hing ohne weiter aufwärts oder abwärts zu gelangen, wie feſtgeheftet in der Luft, als eine Stimme, gleich dem Rollen des Donners an ſein Ohr ſchlug, welche ſprach: „So hänge zur Strafe für deine Frevel, zwiſchen Himmel und Erde, bis zur Stunde des Weltgerichtes!“

Und alſo hängt auch Twardowski, nach der Sage, noch bis auf den heutigen Tag, in den Räumen des Himmels. Doch hängt er nicht ganz allein und verlaſſen in der ſchaurigen Himmelswüſte.

Ein Zufall wollte es, daß ſein Famulus, den er, wie ſchon erzählt wurde, in eine Spinne verwandelt hatte, kurz bevor auf ſeinen Pelzmantel gekrochen war, den Twardowski um ſich geworfen hatte, als er das Haus verließ, und daher von dem Teufel mit dem Zauberer zugleich in die luftige Höhe getragen wurde.

So hängen nun der Zauberer Twardowski, und ſein Famulus als Spinne, in der Luft.

Zuweilen läßt ſich die Letztere an ihrem Faden hinab und beobachtet, was auf der Erde vorgeht, klettert ſodann wieder an dem Faden zurück zu ihrem Meiſter, ſetzt ſich an das Ohr desſelben und bringt ihm Kunde von der Erde, von der ſie Beide für immer geſchieden ſind.

Wenn noch heut zu Tage der Vollmond in ganzer Herrlichkeit ſeinen Schimmer über das Weichſelgebiet ver-

breitet, ſo weiſt manch ein Krakuſe ſeinem Kinde oder ſeinem Enkel ein ſchwarzes Pünktchen am Himmel, das er dieſem als den in der Luft hängenden Körper des Schwarzkünſtlers bezeichnet.

Die langen Fäden aber, die Twardowski's Famulus, bei jedesmaligem Herablaſſen auf die Erde, als Spinne geſponnen hatte und noch ſpinnt, werden durch den Wind über Feld und Haide getragen, und ſind unter dem Namen: Marienfädchen bekannt.

Das Lied, welches Twardowski von dem Böſen befreite, iſt noch heut zu Tage in dem alten polniſchen Gebetbuche: „O

Tt arzwielki Czestochenski, der große Czenſtochauer Altar," zu finden und hat die Bezeichnung: Pieren Twardowski ego do N Panny Marye. Auch herrſcht noch gegenwärtig unter den Polen die Spruchweiſe: Natuj sic jak Twardowski kantyczka. (Rette dich wie Twardowski mit ſeinem Geſangbüchlein).

Dieß die Sage von dem polniſchen Fauſt, meines Erachtens eines würdigen Pendants ſeines Zeitgenoſſen, des deutſchen Schwarzkünſtlers, wie ſie die Tradition auf uns gebracht.

Daß ſowohl die polniſche Nationalität als der fromme Wunderglaube des ſechzehnten Jahrhunderts ihren bedeutenden Antheil an derſelben haben, dürfte zur Genüge daraus erſichtlich ſein, aber darum der Sage doch nichts an ihrer Originalität und ihrem geſchichtlichen und poetiſchen Werthe benehmen.

Für Freunde der Poeſie noch die Bemerkung, daß die polniſche Fauſtſage, abgeſehen von einem Volksliede, welches den Titel führt: Pan Twardowski Kunternog und anderen bruchſtückweiſen Behandlungen in polniſcher Sprache, bereits mehreren Dichtern den Stoff zu metriſchen Bearbeitungen gab.

Adam Mickiewicz, der gefeierte Polendichter, lieferte ein längeres launichtes Gedicht in polniſcher Sprache, von Freiherrn v. Gaudy in das Deutſche übergetragen, Muſenalmanach vom Jahre 1836), Dr. C. Wurzbach eine poetiſche Erzählung (von einer verſchollenen Königsſtadt, erſte Auflage, Wien 1850, Anna George in ihren „Blüthen der Nacht", Leipzig, Brockhaus 1856, eine Ballade und der Verfaſſer dieſes Aufſatzes, eine polniſche Clechde in deutſcher Balladenform. („Schenken- und Kellerſagen" von Dr. Joh. Nep. Vogl, zweite Auflage. Wien 1860, Tendler & Komp.)

* * *

Aus dem alten Wien.

Von

Dr. Johann Nepomuk Vogl.

Wien.
Verlag von Prandel & Ewald.
1868.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Der Leſer erhält in dem vorliegendem Druckwerke ein Wiener-Stadtbüchlein, eine Reihe leichtſkizzirter Federzeichnungen, welche Begebenheiten, die ſich in der alten ehrwürdigen Metropole zugetragen, oder Perſonen, die ihr durch ſtaatsmänniſches, wiſſenſchaftliches oder künſtleriſches Streben und Wirken angehörten, oder deren Originalität das Intereſſe in dem Leſer erwecken dürfte, zum Gegenſtande haben.

Manche dieſer Aufſätze erſchienen in dem Verlauf von Jahren bereits in meinem Volkskalender oder in anderen Druckwerken und Zeitblättern, wurden jedoch großentheils eigens für dieſe Sammlung umgeſtaltet.

Mehrere aber gelangten in derſelben das erſtemal zum Abdrucke.

Der Verfaſſer, welcher ſeine Stoffe aus zahlreichen zum Theile ſeltenen Quellen, ſo wie aus mündlicher Ueberlieferung erfahrener und glaubwürdiger Perſönlichkeiten des alten Wien geſchöpft, kann ſich das Zeugniß geben, bei der Bearbeitung dieſer Skizzen mit großer Vorliebe und vielen Fleiße zu Werke gegangen zu ſein, und ſich abſichtlich keiner Unwahrheit oder Geſchichtsfälſchung ſchuldig gemacht zu haben.

Möchte daher der geneigte Leſer dieſes ſchmuckloſe und anſpruchsloſe Werkchen, mit freundlichem Wohlwollen zur Hand nehmen, und es nicht unbefriedigt wieder aus derſelben legen.

Der Verfaſſer.

Aus dem alten Wien.

Eine Neujahrsnacht der Kaiſerin Maria Thereſia.

In dem Vorzimmer, welches zu dem Arbeitskabinete der Kaiſerin Maria Thereſia führte, waren die beiden Wachskerzen auf dem mit grünen Tuche belegten Tiſche des Thürhüters tief herabgeronnen, und beleuchteten nur kärglich die hohe, düſtere und mit dunkelfarbigen Ledertapeten verzierte Räumlichkeit, in der ein langer hagerer Mann im ſchwarzen Rock, mit weißem Halstuch und Spitzenmanchetten, eine große Perücke auf dem Kopfe, mit dem Ausdrucke des Unmuthes im Geſichte, unruhig auf und niederſchritt. Es war der kaiſerliche Hofthürhüter, der den Dienſt hatte, Namens Andreas Heß, welcher ſchon lange vergeblich auf ſeine durchlauchtigſte Herrinn wartete.

Sie war Abends mit ihrer Kammerfrau Charlotte von Hieronymus, nach St. Stefan in den Segen, und von da zu den Kapuzinern auf den Mehlmarkt gefahren, allwo ſie in der von ihr im Jahre 1748 neu hergeſtellten Kaiſergruft, am Sarge ihres unvergeßlichen Gemahles, die letzten Tagesſtunden des Jahres zubringen wollte. Die Tagesſtunden waren aber längſt vorüber, und hatten bereits den Stunden der Nacht Platz gemacht, denn die Pendeluhr im Thürhüterzimmer zeigte bereits auf ein Viertel über Sieben, und die Kaiſerin war noch immer nicht zurückgekommen.

Jetzt erſcholl ein Geräuſch in der Antikamera, der Thürhüter putzte die Lichter, ſtäubte den Spaniol vom Jabot und ſtellte ſich in Poſitur, aber er hatte ſich getäuſcht, denn hereintrat der alte Kammerheizer [1]) in ſeinem hechtgrauen gelbbordirten

---

[1]) Namens Stockl, ein Tiroler und Günſtling der Kaiſerin, durch welchen ſie öfters kleine Geldgeſchenke vertheilen ließ.

Rocke, das grüne Sammtkäppchen in der Hand, um nachzuſehen, ob das Kabinet Ihrer Majeſtät gehörig erwärmt ſei.

»Sakera! Sakera!« ſagte er, »das iſcht ein Malifizwinter! Das ſchneibt und ſchtöbert, daß man kein Aug' aufmachen kann, und laßt's Schtöbern nach, ſo blaſt wieder der Wind, daß's Einem die Seel' beutelt. Da iſcht erſcht s' G'ſchwiſterkind von meiner Liſa, Gott treſt's, vom Tabor 'rein kommen, die hat den Kammermenſchern [1]) erzählt, daß dort ein Käſtenbaum vor Froſcht zerſprungen iſcht, der funfzehn Zoll dick war, Herr Andreſch, fünfzehn Zoll, und den's bis auf'n Kern auſcheinander g'riſſen hat.« [2])

»Es iſt ein Winter, wie man deren noch wenige erlebt hat,« ſagte der Thürhüter.

»Und Ihre Majeſtät iſcht noch alleweil nit von den Kapuzinern z'ruck kommen?« fragte der Heitzer.

»Noch immer nicht«, entgegnete der Thürhüter. »Ich müßt' wahrhaftig beſorgt werden, wenn ich nicht wüßt', wie ſchwer ſich die durchlauchtigſte Monarchin bei jedesmaligem Beſuche in der Kapuzinergruft von dem Sarge Seiner Majeſtät des Kaiſers trennt.«

»Sakera! Sakera!« ſagte der Heitzer, »daß doch Ihre Majeſchtät noch alleweil ſolch' einer Maulankolei nachhängen thut! Als mir vor funfzehn Jahren meine Liſa, Gott treſt's, g'ſchſtorben iſcht, und ich den Dienſcht verlaſſen und nach Tirol z'ruck wollt, um ein Einſiedler auf'n Kofl z'werd'n, da hat Ihre Majeſchtät zu mir g'ſagt: Stockl, hat ſie g'ſagt, du biſcht ein ſchlechter Chriſt, weilſcht nit in Demut hinnimmſcht, was der Herr dir auferlegen thut, hat ſie g'ſagt, und jetzt macht's ſie's noch damiſcher. Sakera! Sakera! Hat's nicht gar zu Spruck 'ne Kloſchterfrau werden woll'n?«

---

[1]) Kammermenſcher wurden die Kammerjungfern und Garderobières benannt und auch unter dieſem Titel im Staatsſchematismus 1775, bei Leop. Kaliwoda, Reichshofbuchdrucker, Dominikanerplatz 724, aufgeführt.

[2]) Geſchichtlich, Geuſau. Wien.

»Rede der Stockl nicht ſo deſpektirlich, der Stockl ſchwatzt ja, als ob er ſich im goldenen ABC [1]) einen Haarbeutel geholt hätte. Er thäte beſſer, nach ſeinem Ofen zu ſehen, als ſich in ſolche Expektorationen einzulaſſen.«

»Sei der Herr Andreſch nit ſo harb«, verſetzte Stockl, »es war ja nit ſo bös' vermeint geweſen. Ich denk mir nur, den Rath, den ſie mir geb'n hat, den könnt' ſie ſich jetzt ſelber geb'n, denk' ich mir. Was aberſcht den Kamin betrifft, ſo könnt' ich's ganz gut bleib'n laſſen, nachzuſchau'n, denn es darf ja, nach dem Befehl Ihrer Majeſchtät, faſt gar nit eing'heitzt werd'n, und wan's auch g'ſcheh'n thut, ſo reißt ihre Majeſchtät, ſobald's in's Kaminet 'neintritt, g'wiß wieder's Fenſchter in allen Angeln auf.«

»Schon halb Acht«, ſagte der Thürſteher, ohne auf Stockl weiter zu achten, indem er eine goldene Uhr aus der einen und zugleich eine zweite aus der andern Hoſentaſche zog, und ſie mit einander verglich.

»So lange ſind Ihre Majeſtät noch nie in der Kaiſergruft geblieben.« Und wieder ging er unruhig im Gemache auf und nieder, während der Alte nach ſeinem Kamine ſah.

Nicht lange darauf trat raſch aber geräuſchlos ein Page in das Zimmer.

»Signor Portiniero!«

»Was beliebt!«

»Sa Majesté 'ſchon retour?«

»Ihre Majeſtät ſind noch nicht zurück.«

»Très desagreable!«

»Weshalb!« fragte der Thürſteher, »iſt noch Jemand in der Kammer?«

»Signor Koch [2]) arbeiten in ſeiner Kanzelaria und möchten gern wiſſen, ob ihn sa Majesté heute noch würden rufen laſſen.«

»Ja, wer kann darüber Auskunft geben«, ſagte achſelzuckend der Thürhüter. »Nach aller Wahrſcheinlichkeit aber wird Ihre Majeſtät nach höchſt Ihrer Zurückkunft ſich von dem Herrn Kabinetsſecretär noch die wichtigſten der eingelangten Actenſtücke vorleſen laſſen wollen.«

---

[1]) Eine berühmte Liqueurboutique in der Rauhenſteingaſſe. Gräffner Wiener Memoiren.

[2]) Damaliger Geheimſchreiber der Kaiſerin.

»Das wird dem Signor Kochio überaus fatal ſein«, erwiderte der Page, »denn wie der Herr Kammerfourier von Edlersberg von der Extra-Kammerfrau erfahren, iſt Signor Secretario bei der Frau Hofſtabelmeiſterin auf eine Silveſter-Fete mit Commerzſpiel und Quime geladen. Es ſollen auch mehrere von unſern Damigellas dazukommen, auch die Frau von Lederer und die Cantatrice Balbini.«

»Haben Ihre königlichen Hoheiten[1] ſchon Ihre Kollation eingenommen?« unterbrach ihn Andreas.

»Sie ſind bereits in Ihre Apartements retournirt, da sa Majesté die Ordre zu erlaſſen geruhten, daß heute nicht en famile ſoupirt würde. »Entre autre, eine Novität«, fuhr der Page fort, »in Paris hat die Gräfin von Genlis einen Orden der Ausdauer geſtiftet. Einen Orden der Ausdauer! Corpo di bacco! Bei dem könnten unſere Hofdamen excelliren, denn während des zweiſtündigen regungsloſen Stehens bei der Cour, die Lenden lahm werden und die Beine einſchlafen, ohne daß ſie ſich's merken laſſen dürfen.«

»St.! St.! Junger Herr!« ſagte der Thürhüter mit dem Finger drohend, »wenn das der Herr Pagen-Hofmeiſter hört!«

»A pah«, erwiderte der Page, von hier bis zur Stallburg[2] iſt ein weiter Weg. Wie es heißt«, fuhr der Geſchwätzige fort, »war das Comité des Vereins in großem Embarras, wen es zum Großmeiſter wählen ſollte. Da ſagte der Marquis von Coigny: Der Graf von Artois verliert alle Tage enorme Summen beim Pferderennen und parirt doch noch immer friſch darauf los. Es gibt keinen würdigeren Großmeiſter für die Ausdauer, als die königliche Hoheit. Apropos, wiſſen Signor Andrea ſchon von dem Affront, den der Theaterdirector Affligio unſerem Profeſſor Sonnenfels geſpielt?«

---

[1] Königliche Hoheiten wurden auf Befehl der Kaiſerin die öſterreichiſchen Prinzen und Prinzeſſinnen am königlichen Hofe titulirt.

[2] Die Stallburg heißt jener Theil der Hofburg, der mit der Winterreitſchule durch einen Schwibbogen verbunden iſt und worin ſich gegenwärtig die Hofapotheke befindet. Unter Maria Thereſia bewohnten die kaiſerlichen Edelknaben das erſte Stockwerk dieſes Gebäudes.

»Ich habe nichts davon gehört.«

»Aber Signor Andrea wiſſen, daß in unſeren officina d'arti das Porträt di questo famoso letterato zur Schau geſtellt iſt?«

»Das habe ich geſehen«, verſetzte Andreas, »dem Kupferſtecher Herrn Jakob Schmutzer[1]) wurde die allerhöchſte Gnade zu Theil, ein Exemplar des Contrefais Ihrer Majeſtät der Kaiſerin überreichen zu dürfen.«

»Nun hat der ſchelmiſche Affligio«, fuhr der Page fort, »aus Revanche für die Kritiken des Profeſſors, die freilich nicht in Zucker gebacken waren, den Bernardon Kurz, in contrasto, ebenfalls in Kupfer ſtechen laſſen, und heute Morgens in dem Chriſtoforiſchen[2]) Laden zur Schau geſtellt, ſo daß nun beide Porträts, das des Profeſſors und das des Bernardon Kurz, einander an blicken. Ha! Ha! Ognuno ride di quest' idea!«

»Wie lange«, ſagte der Thürhüter entrüſtet, »wird dieſes Komödiantenpack noch die Frechheit haben, einen Mann zu beſchimpfen, der es ſich zur Lebensaufgabe gemacht hat, durch Wort und Schrift für das Beſte des Vaterlandes zu wirken, und welchem ſelbſt Ihre Majeſtät, unſere glorreiche Kaiſerin, Ihre allerhöchſte Gunſt zu ſchenken geruhten?«

In dieſem Momente erſcholl abermals ein Geräuſch in der

---

[1]) Jakob Schmutzer, geb. 1733, geſt. 1811, hatte es vom Hirtenknaben bis zum Direktor der k. k. Akademie in Wien gebracht.

[2]) Chriſtofoi, damals Buch- und Kunſthändler auf dem Kohlmarkt zum grünen Anker.

Antikamera, Thüren wurden aufgeſchlagen, Schritte dröhnten, Gewänder rauſchten. Nun war es Ernſt.

Der Page ſprang zur Eingangsthüre. Die Flügel derſelben flogen geräuſchvoll auf und herein trat in ihrer gewöhnlichen hohen und majeſtätiſchen Haltung, in ihren Trauerkleidern, welche ſie ſeit dem Tode Franz I. nicht wieder abgelegt hat, die Florkappe auf dem ſchlicht zurückgeſtrichenen und leicht gepuderten Haare, die Kaiſerin. Die tiefe Traurigkeit in den edlen, faſt männlichen Zügen, zeigte von den ſchmerzlichen Empfindungen, denen ſich ihr Herz an der Stätte des Todes hingegeben hatte.

Der Kaiſerin folgte, mit einer ſogenannten »geſchopften Haube« auf dem Kopfe und ein großes ſilberbeſchlagenes Gebetbuch in der Hand, ihre Kammerfrau Charlotte v. Hieronymus[1]), welche jedoch mit einem gnädigen Wink der Hand verabſchiedet wurde, worauf ſie ſich mit einer tiefen Kniebeugung zurückzog.

Maria Thereſia rauſchte in ihrer bauſchichten Robe, an dem bis zur Erde gebückten Pagen vorüber und ging mit großen Schritten auf die Kabinetsthüre zu, von welcher der Thürhüter die ſammtene Portière, welche dieſe verhüllte, zurückzog, worauf die Kaiſerin das Kabinet betrat.

Kaum aber war die Portière wieder hinter der Kaiſerin herabgerollt, ſo flüſterte der Page zu dem Thürhüter: Buon capo d'anno! und war aus dem Gemache entſchwunden.

Dem alten Andreas war aber ſichtlich ein Stein vom Herzen gefallen, denn die Falten auf ſeiner Stirn waren verſchwunden, und um ſeinen Mund ſpielte wieder das alte gewohnte Lächeln. Behäbig eine Priſe aus ſeiner ſilbernen Tabatière nehmend, ſetzte er ſich hierauf in ſeinen Lehnſeſſel, ſtülpte eine Doppelbrille auf die Naſe und vertiefte ſich in der »Wieneriſchen Diaria« [2]) ſo war der Name der dazumal in klein Quartformat und auf Löſchpapier ausgegebenen Wiener Zeitung.

---

[1]) Nach der bereits verſtorbenen Gräfin Fuchs, die von Maria Thereſia bevorzugteſte Kammerfrau.

[2]) Wieneriſche Diario. Gedruckt in der kaiſerlichen Reichs- und Hofbuchdruckerei, zu finden im rothen Igel.

»Er hatte aber noch nicht lange darin geleſen, als ein abermaliges Geräuſch von außen erſcholl, gleich darauf die Thürflügel aufſchnellten und der Hof- und Kammerjunker [1]) Freiherr Berulan von Hahnenritt, in goldgeſtickter Uniform, den Federhut unter dem Arm und ein verſiegeltes Schreiben auf einem Goldteller tragend, mit altadeliger Gravität in das Zimmer trat und den Thürhüter fragte:

»Iſt Ihre Majeſtät die durchlauchtigſte Kaiſerin und Königin noch gegenwärtig?«

»Die Majeſtät befinden ſich in Ihrem Kabinete«, verſetzte der Angeredete.

Da richtete ſich derſelbe mit behäbiger Nobleſſe ſein Toupé und die beiden großen Haarrollen an den Schläfen, ſo wie die Porten ſeiner Brocat-Weſte zurecht, und ſprach ſodann: »Aviſire Er ſogleich Höchſtdieſelbe, daß der Reichsfrei-Erb-Lehn-Gerichts- und Bannerherr, Berulan von Hahnenritt, um die allerhöchſte Faveur anſuche, Allerhöchſt deroſelben eine eben eingelangte Depeſche in unterthänigſter Devotion zu Füßen legen zu dürfen.«

»Euer hochfreiherrlichen Gnaden ....« begann der Thürhüter.

»Hoch- und reichsfreiherrlich!« verbeſſerte der Hochedle.

»Euer Hoch- und reichsfreiherrlichen Gnaden zu Service«, verſetzte der Obige, indem er ſich gebührend verneigte und darauf in das Kabinet enteilte, aus dem er jedoch ſogleich wiederkehrte, und, mit einer abermaligen pflichtſchuldigen Reverenz gegen den Hofjunker, den Vorhang zurückzog.

Der Reichsfrei-Erb-Lehn-Gerichts- und Bannerherr trat hierauf mit gehaltvollen und gemeſſenen Schritt eines gewiegten

---

[1]) Die Kammerjunker aſſiſtirten den Kammerherrn in ihren Dienſten. Sie waren ohne Gehalt und wurden nur für kleine Dienſtleiſtungen verwendet.

Hofmannes in das Kabinet, aber nur wenige Minuten verfloſſen, als unter der, von dem Thürhüter gelüfteten Portiére, die Rückſeite des Hochwohlundedelgebornen mit den goldverbrämten Rockſchößen wieder ſichtbar wurde, ſich jedoch in ſolch einer Poſitur darſtellte, daß man vermeinen konnte, der edle Herr beabſichtige ſo eben in eine venetianiſche Gondel zu ſteigen.

Kaum aber war der Vorhang wieder herabgefallen, ſo war auch wieder das imponirende Avers des Kammerjunkers zu erblicken, welches in dem Ueberbleibſel eines officiöſen Grinſens, in dem eben nicht ſehr ausdrucksvollen Geſichte den echten Hofkavallier und in der leeren Goldplatte die Erfüllung ſeiner ſchwierigen Sendung erkennen ließ.

Wieder hochaufgerichtet, mittelſt einiger Anſtrengung des hoch- und reichsfreiherrlichen Rückgrates, und des inneren Selbſtbewußtſeins ſeiner Würde, nickte der Edle mit rührender Herablaſſung dem Hofofficianten zu, und entfernte ſich ſodann mit jenem Anſtande, mit welchem er eingetreten war, worauf der alte Andreas, das gewohnte Lächeln um den Mund, eine Priſe nahm und ſich wieder auf ſeinen Poſten verfügte.

Nicht lange darauf klingelte es im Kabinete der Kaiſerin.

Der Thürhüter beſeitigte ſein Augenglas und flog hinein.

Die Kaiſerin ſaß in ihrem breiten ſammtnen Flügelſtuhle bei ihrem, mit Schreibmaterialien und Schriften aller Art überhäuften Arbeitstiſche, auf welchem zwei ſilberne Armleuchter ſtanden, deren Lichter das Gemach erhellten, und ſchrieb.

Der Thürhüter blieb, der Befehle gewärtig, an der Thüre ſtehen.

Als Maria Thereſia das Schreiben beendet, faltete ſie dasſelbe und verſiegelte es. Darauf reichte ſie es dem Thürhüter und ſagte: »Dem Staats- und Conferenzminiſter Fürſten von Kaunitz.«

Andreas verbeugte ſich und eilte in die Antikamera, allwo er das Schreiben einem Kammerhußaren übergab, welcher ſogleich klirrenden Schrittes das Gemach verließ, während der Thürhüter wieder zu ſeiner wieneriſchen Diaria zurückkehrte.

Eine längere Pauſe erfolgte.

Da klingelte es wieder in dem Kabinete.

Der Thürhüter beſeitigte abermals Augenglas und Diaria und eilte in dasſelbe.

»Iſt der Pater Ignatius von den Kapuzinern in der Antichambre?« fragte die Kaiſerin.

»Ich werde ſogleich nachſehen, kaiſerliche Majeſtät«, verſetzte der Befragte und eilte in das Vorzimmer. Wirklich ſah er den Pater bereits in einer Ecke der Antikamera kauern, und winkte ihm, bei der Kaiſerin einzutreten.

Haſtig rutſchte dieſer von der Bank herab, und eilte mit weitausgreifenden Kloſterſchritten und unter ſchrecklichem Gepolter ſeiner hölzernen Sandalen nach dem Cloſet.

»Sachte! Sachte!« flüſterte der erſchrockene Thürhüter dem Pater zu. »Hochwürden lärmen ja wie die leibhafte Klapperpoſt.« [1]

Schon aber hatte der Baarfüßer den Umhang erreicht und ſchlüpfte in das Kabinet. Die Kaiſerin ſaß in ihrem Armſtuhl, und nickte freundlich dem eintretenden Pater zu, welcher ſich demuthsvoll vor ihr verneigte.

»Ich habe Ihn, nach meinem heutigen Grabbeſuche, zu mir beſchieden, Pater Ignatius«, ſagte ſie, »weil ich etwas Unaufſchiebbares mit Ihm zu beſprechen wünſchte.«

»Befehlen Eure römiſch-katholiſche Majeſtät [2] über dero unwürdigſten Diener«, ſagte der Pater.

Maria Thereſia bedeutete ihm mit einer Handbewegung, ſich auf ein Tabouret niederzulaſſen, worauf ſie fortfuhr:

---

[1] So wurde der frühere Briefbote in Wien genannt, welcher, die Briefſchaften in einem Felleiſen, die Straßen der Stadt durcheilte und ſeine Ankunft mit einer Klappe bemerkbar machte.

[2] Am 30. September 1743 legte ſich Maria Thereſia mit Zuſtimmung des Papſtes den alten Beinamen »apoſtoliſch« wieder bei.

»Ich habe an dem heutigen Tage meiner Pflicht als Kaiſerin, ſowie als Witwe eines unvergeßlichen Monarchen, Genüge geleiſtet, ich möchte nun auch ein Gleiches als Chriſtin thun, und die letzten Stunden des ſcheidenden Jahres mit einem guten Werke beſchließen.«

»Möge der ſeraphiſche Vater«, ſagte hierauf der Mönch, »für dieſes edle Vorhaben Eurer römiſch-katholiſchen Majeſtät ſeine eifrigſte Fürbitte im Himmel angedeihen laſſen.«

»Um dieſes mein Vorhaben in's Werk zu ſetzen«, ſprach Maria Thereſia, »ſoll Er mir, als ein Mann, der die Liebe zu Gott mit der Liebe zu den Menſchen verbindet, hilfreiche Hand leiſten. Sage er mir daher, kennt er irgend einen wahrhaft Bedürftigen, den er mir auf Treue und Glauben anempfehlen könnte?«

Der Pater dachte eine Zeitlang nach, während er die Holzkügelchen ſeines Roſenkranzes, den er am Gürtelſtricke hängen hatte, durch die Finger gleiten ließ, dann ſprach er:

»Vor ungefähr zwei Wochen, ich glaube, es war am Tage des Beichtigers Eprulphus, als ich gerade beim Pater Portner ſaß, um mich an ſeinem Ofen zu wärmen, da unſere Zellen nicht zu heizen ſind, klingelte ein fremder Mann an der Pforte, und bat um die ſogenannte »Kapuzinerſuppe«, welche bei uns ex gratia den Armen abgereicht wird.

»Er trug einen verbrauchten Roquelor, hatte graugemengtes Haar, und eine bleiche Geſichtsfarbe, aber eine Benehmungsweiſe, aus der man ſchließen konnte, daß er nicht zu den gewöhnlichen Graduiſten ¹) gehöre, und in beſſeren Verhältniſſen gelebt haben müſſe.«

»Dieſes beſtätigte ſich auch, und was ich, bei wiederholter Zuſammenkunft von ihm erfuhr, läßt mich glauben, daß dieſer

---

¹) Graduiſten wurden von den Kloſtergeiſtlichen Freiſchüler oder Koſtgänger genannt. Von gratuita mensa: Freie Koſt.

Mann der Allerhöchſten Gnade Eurer römiſch-katholiſchen Majeſtät würdig ſein dürfte.«

»Rede er weiter!«

»Wie mir der, gleich Hiob von allen verlaſſene unglückliche Mann erzählte, bekleidete er früher das Amt eines Zollbeamten in Schleſien, und befand ſich in wohlhabenden Umſtänden, als ſeine Vaterlandsliebe die Quelle ſeines Unglücks werden ſollte.«

»Seine Vaterlandsliebe?« fragte Thereſia.

»Non aliter«, erwiderte Pater Ignatius. »Vorzüglich war es zur Zeit der letzten Kriegshändel, in welchen er ſich durch ſeinen Dienſteifer und die Anhänglichkeit an das Haus Oeſterreich, dem der Allmächtige immer ſeinen Segen verleihen möge, wiederholt auszeichnete.«

Dieſes aber ſollte er dem ketzeriſchen Präfektus oder Tribunus theuer bezahlen, denn kaum hatte die Hand der ſündhaften Habgierde ſich des Ortes bemächtiget, ſo wurde ſein Vermögen eingezogen, er ſelbſt ſeiner Stelle entſetzt, von Haus und Hof verjagt, und mit ſeinem Weibe und — dreizehn Kindern dem äußerſten Mangel preisgegben.«

»Schrecklich!« unterbrach ihn Maria Thereſia.

»Sich glücklich preiſend, mit den Seinen noch größeren Verfolgungen durch die Flucht entronnen zu ſein, irrte er nun, wie David in der Wüſte Engaddin, von Provinz zu Provinz, bis er endlich, nachdem ſeine zwei jüngſten Kinder dem Elende erlagen, die Reſidenz erreichte. Nun gedachte er in Beherzigung des Sprichwortes Per aspera ad astra, ſein Kanaan gefunden zu haben, aber — o heiliger Franz von Sales! — wie ſehr hatte er ſich getäuſcht! Vergebens ſchrieb er Bittſchriften auf Bittſchriften und lief von Pontius zu Pilatus, wohin er ſich wendete, ſah er ſich mit nichtsſagenden Vertröſtungen hinausgezogen, oder ſpröde abgewieſen. Solcherweiſe vergingen Jahre um Jahre, während welchen der Unglückliche, im tiefſten Elende, wie Daniel in der Löwengrube, vergebens nach Erlöſung ſchmachtete, und ohne der Munifizens Seiner Excellenz des Herrn General Laudon, welcher um die Meriten weiß, die jener Mann ſich um die öſterreichiſche Armada erworben, würde er und die Seinen bereits . . . .«

»Haltet ein!« rief Maria Thereſia mit feuerſprühenden Augen und flammenden Wangen. Niemand ſoll Wohlthaten ertheilen, die mir als Pflicht auferlegt ſind!«

»Und wie iſt der Name dieſes Unglücklichen?« fragte ſie hierauf.

»Er heißt Egehard Weber.«

»Egehard Weber?« wiederholte Marie Thereſia nachſinnend, dann rauſchte ſie vom Stuhle empor, und wühlte in den Schriften auf ihrem Tiſche.

Plötzlich zog ſie ein Actenſtück hervor, durchflog es mit fiebernder Haſt, und ließ es dann mit einem Ausrufe des Schreckens auf den Tiſch niedergleiten.

Darauf aber ſank ſie auf die Knie nieder, indem eine heiße Thräne, eine Perle, die alle Perlen ihres Schmuckes übertraf, ihrem ſchönen Auge entquoll, und ſie in die Worte ausbrach: Gott im Himmel, nimm meinen inbrünſtigſten Dank, daß Du dies verhindert! Voll Erſtaunen und Beſtürzung blickte der gute Pater Ignatius auf die Kaiſerin, deren leidenſchaftliches Benehmen er ſich nicht zu enträthſeln vermochte, doch hatte er nicht lange auf die Löſung des Räthſels zu warten.

Sobald ſich Maria Thereſia wieder geſammelt hatte, trat ſie zu ihm und ſprach: »Helfe er mir die Vorſehung preiſen, welche mir eingab, Ihn heute noch zu mir zu beſtellen. Ich war auf dem Punkte, im letzten Athemzug des Jahres eine himmelſchreiende Ungerechtigkeit zu begehen, denn Egehard Weber und ſeine Familie ſollten, auf eine mir vor wenigen Stunden zugekommene Eingabe, noch dieſe Nacht aufgehoben, und — als Vagabunden in das Zuchthaus gebracht werden.«

Voll Entſetzen ſchlug der Pater die Hände ineinander.

»Ich entlaſſe Ihn«, ſagte Maria Thereſia nach einer Weile, »um ſeinem Anempfohlenen zu ſagen, daß er morgen von mir ein Bindband erhalten wird, das ihn über ſeine und der Seinigen Zukunft beruhigen ſoll.«

Hierauf verneigte ſich der Kapuzinermönch, welcher vor übergroßer Rührung nicht zu ſprechen vermochte, und — die Hände ſegnend über die Kaiſerin breitend, das Kabinet verließ.

Maria Thereſia aber lehnte ſich in ihren Sammtſtuhl zurück, die gefalteten Hände im Schooße und blieb lange regungslos. Sie brauchte ebenfalls geraume Zeit, um ſich von der tiefen Erſchütterung, welche ihr Herz erfüllt hatte, zu erholen. Sie ahnte nicht, daß ihr in dieſer Nacht noch eine größere Gemüthserregung bevorſtehen ſollte.

Endlich erhob ſie ſich wieder, und ſchellte dem Thürhüter.

»Der Kabinetsſecretär Koch!«

»Sogleich!«

Nicht lange darauf trat der Geforderte in das Arbeitskabinet, und Maria Thereſia beeilte ſich, ihn von dem Vorgefallenen zu unterrichten, um mit ihm jenen edelmüthigen Entſchluß zur Ausführung zu bringen, den ſie gefaßt hatte, den unglücklichen Weber ſeinem bedauernswürdigen Schickſale zu entreißen.

Eine halbe Stunde mochte vergangen ſein, ſeit der Thürhüter den Secretär in das Kabinet gelaſſen hatte, als dieſer wieder, mit Acten unter'm Arme, aus demſelben trat, und ſich entfernte.

Nach einer Weile öffnete Andreas die Portiére, und ſpähte durch die Klinſen der Thüre, welche nur angelehnt waren, in das Kabinet, in welchem er die Kaiſerin, in ihrem Sammtſtuhl ſitzend und das Haupt auf beide Hände geſtützt, erblickte.

Vorſichtig ſchlich er auf den Zehen auf ſeinen Seſſel wieder zurück, nahm ſeine Lectür zur Hand und die klöſterliche Stille, welche den Raum beherrſchte, unterbrach nur noch der einförmige Schall, welchen der Pendel an der Wanduhr hervorbrachte.

Ueberlaſſen wir Ihre Majeſtät den geheimen Gedanken und Betrachtungen und den Thürhüter ſeiner zum zehntenmal durchgeleſenen »Wieneriſchen Diaria«, und verfügen wir uns auf den in der unmittelbaren Nähe der Hofburg gelegenen Platz vor der kaiſerlichen Bibliothek, welcher früher Tummelplatz geheißen, ſeit Kaiſer Joſef aber im Jahre 1769 die Mauer, welche dieſen Platz verunſtaltete und der ganzen Länge nach von der Auguſtinerkirche bis zur Winterreitbahn abſperrte, niederreißen ließ, Joſephsplatz genannt wurde. Das impoſante Monument von Zauner, welches gegenwärtig dieſen Platz ziert und von welchem man irrigerweiſe glaubt, daß es demſelben den Namen gegeben habe, wurde erſt von dem Enkel dieſes großen Monarchen, dem letzten deutſchen Kaiſer Franz II., im Jahre 1807 errichtet. ¹)

Die letzte Nacht des Jahres 1775 lag mit ihren Rabenfittichen über die Kaiſerſtadt gebreitet, auf welche, obgleich dieſelbe ſchon in dichten Schnee gehüllt, noch immer maſſenhafte Schneeflocken aus dem gruftſchwarzen Himmelsgewölbe niederwirbelten.

Die wenigen mit mächtigen Schneehauben bedeckten Straßenlaternen, welche den eben erwähnten Platz beleuchteten, oder vielmehr beleuchten ſollten, ſtreuten bloß einen kargen, unſicheren Schimmer um ſich, welcher geeignet war, die Finſterniß des nächtigen Raumes nur noch bemerkbarer zu machen.

Ueberdieß herſchte noch ſolch eine tiefe Stille, daß man die Flocken niederfallen hören konnte, ſo geräuſchlos ſie ſich auch ihren zartgefiederten Vorgängerinnen beigeſellten. Nur je zuweilen knieſterte es in der Schneemaſſe, welcher den Flächenraum bedeckte, über den ſodann ein ſchwarzer, undeutlich geſtalteter Gegenſtand dahinhuſchte. Jetzt ertönte fernes Schellengeklingel und Peitſchengeknalle. Immer näher und näher kam es vom Michaelerplatze. Jetzt ſauſte ein Schlitten mit raſſelndem

---

¹) Pezl, Chronik von Wien.

Geklirre heran, flog wie vom Winde getragen über den Platz dahin, und der Schnee pfiff und knirſchte unter ſeinen Kufen, während die rothe Glut, welche die funkenſprühende Pechfackel des Läufers verbreitete, an den Straßenhäuſern dahinflog, auf einen Augenblick die Steinfiguren der Minerva, des Atlas und des Tellus auf der Kuppel des Bibliothekgebäudes ſichtbar werden ließ, und zugleich das Schmettern der langgeſchweiften Peitſche, gleich Piſtolenſchüſſen, die Luft zerriß.

Nun bog das dahinſauſende Gefährte bei der Auguſtinerkirche nach dem Mehlmarkt ein. Schwächer und ſchwächer erklang das Geklingel der Schellendecken, bis es endlich ganz verſtummte. Der Schlitten beförderte ohne Zweifel ein Rudel lebensfroher Cavaliere zu einem adeligen »Divertiſſement« auf der Mehlgrube. [1]

Und abermals herrſchte die alte, todte lautloſe Grabesruhe über dem Joſephsplatz, und die Figuren auf der Zinne waren wieder von der Nacht umhüllt. Mit einemmale wurde ein Lichtreflex an dem der Hofburg entgegengeſetzten Ende des Gemäuers wahrnehmbar, der ſich immer mehr vergrößerte und deſſen Schein immer greller wurde, bis endlich eine Fackel zum Vorſchein kam, welche ein Laufburſche trug, dem zwei Männer mit einer Sänfte folgten. Dieſe Männer, welche mit rothen Röcken bekleidet waren und niedere Kappen mit bunten Federbüſchen auf den Köpfen trugen, ſtapften rüſtig durch die Schneeſchollen, die Richtung nach der kaiſerlichen Burg nehmend.

An dem durch zwei flackernde Laternen beleuchteten Bogengewölbe, unter welchem eine Stadtquardia, bis an die Zähne in ihren Mantel gehüllt, mit ihrer Partiſane auf und nieder ging, angelangt, löſchte der Fackelträger ſeine Leuchte an einem Löſchſteine, die Porteſchaiſenträger aber gingen an der Schildwache, die einen gleichgiltigen Blick auf den Tragkaſten warf, vorüber, ſchritten durch das Bogengewölbe und dann über den ſchmalen Hofraum, in welchem die Kehrſeite der Burgkapelle mit ihren gothiſchen Eckthürmchen und Spitzbogen ſichtbar iſt.

---

[1] In dem Kaſino auf der Mehlgrube wurden zu jener Zeit nur adelige Unterhaltungen gegeben, von denen jeder Bürgerliche ausgeſchloſſen war

Gräffer Wiener Memorabilien.

Von hier nahmen ſie ihren Weg durch das zweite Bogengewölbe hindurch nach dem Schweizerhofe. [1]) Hier ſetzten ſie ihre Laſt an dem Fuße der freien Stiege nieder, und zogen die Trageſtangen aus den Kurben. Die Thüre der Portechaiſe öffnete ſich und aus derſelben trat ein kleiner Herr, in einen langen Mantel mit kurzen Kragen gehüllt. Er mochte einige und vierzig Jahre alt ſein, und hatte, was man bei dem Flackerſcheine der Oellampen ausnehmen konnte, ein einnehmendes aber den iſraelitiſchen Urſprung verrathendes Geſicht, ein geiſtvolles Auge, eine hohe Stirne, eine edelgebogene Naſe, er war hochauffriſirt und ſtark gepudert. Als ſich beim Heraustreten der Mantel lüftete, wurde ein ſchwarzes Staatskleid, Chapau-bas, unter dem Arme, und ein Degen mit brillantirtem Stahlgriffe zur Linken ſichtbar.

Ohne Verweilen ſtieg der kleine Herr die mit einem durchbrochenen Steingeländer verſehene Treppe hinauf, ging über den durch Wandlampen hellerleuchteten Vorplatz, welchen hier das Stiegenhaus bildete, ſtieg ſodann eine zweite ſchmälere, ebenfalls beleuchtete Stiege, eine ſogenannte Escalier de Service bis zur Bel-Etage hinan, und ſchritt durch die weitläufigen von Fenſterniſchen und kleinen Stiegenabtheilungen unterbrochenen Gänge bis er in den ſogenannten »Fräuleingang« gelangte.

Aus dem ſicheren Schritt und der Ungenirtheit, mit welcher er die Flügelthüren öffnete, war zu ſchließen, daß er kein Fremdling in dieſen Räumen ſei. Auch ſchienen ihn die rothröckigen

---

[1]) Der Schweizerhof erhielt ſeinen Namen von der Schweizerwache, welche Maria Thereſia an die Stelle der Trabantengarde einſetzte, und die unter dem alten Burgportale ihre Wachſtube hatte, welche jetzt von der Hofgensdarmerie eingenommen wird.

Arcierengarden, welche im erſten Gemache auf ihre blinkenden Hellebarden gelehnt, Wache hielten, ſowie die mit ſchwarzen, lichtgelbgallonirten, Livréen bekleideten Zimmerlakaien, in den anſtoſſenden Gemächern, wohl zu kennen, wie man aus dem Reſpekt, den ihre Haltung gegen ihn annahm, folgern konnte.

Der kleine Herr im Staatskleide mit dem Galanteriedegen, war aber ſo ſehr in Gedanken vertieft, daß er die Anweſenden gar nicht zu bemerken ſchien. Mechaniſch beſeitigte er in einem der letztern Gemächer den Flügelmantel und ſetzte ſodann, die eine Hand am Degengriff, in der andern den Chapeaus-bas haltend und den Kopf auf die Bruſt geſenkt, ſeine Zimmerwanderung wieder fort.

Nun gelangte er in das Gemach, in welchem der Thürhüter, deſſen Bekanntſchaft der Leſer bereits gemacht hat, hinter ſeinem Tiſche ſaß, und noch immer in ſeiner »Wieneriſchen Diaria« las. Auf das Geräuſch, welches die knarrenden Tritte des Eintretenden auf den Parquetten verurſachten, erhob dieſer, über den ſpäten Beſuch verwundert, den Kopf, kaum aber erblickte er den kleinen Herrn im Staatskleide, ſo nahm er haſtig die Brille von der Naſe und machte ihm eine reſpectvolle Verbeugung.

»Sind Ihre Majeſtät die Kaiſerin noch in Ihrem Apartement?« fragte der Letztere.

»Unſere durchlauchtigſte Frau befindet ſich noch in Ihrem Arbeitskabinete«, war die Antwort.

»Schon ſeit lange?«

»Beiläufig etwas über eine Stunde; Höchſtdieſelben wohnten früher im Oratorium zu St. Stephan dem Segen bei, und brachten ſodann die letzten Abendſtunden des Jahres am Sarge Seiner Majeſtät des höchſtſeligen Kaiſers Franz I. zu.«

»Nachher, in Ihrem Arbeitszimmer angekommen, ertheilten Höchſtdieſelben eine kurze Audienz dem Pater Ignatius von den Kapuzinern und arbeiteten ſodann noch einige Zeit mit Dero Herrn Kabinetsſecretär Koch, den Dieſelben eben bereits wieder entließen.«

»Seit dieſer Zeit ſitzt Ihre Majeſtät in Gedanken vertieft, das Haupt auf der Hand, und blättert zuweilen in den Actenſtücken, welche Höchſtderoſelben zur Durchſicht unterbreitet wurden.«

»Ihre Majeſtät«, verſetzte der kleine Mann, »iſt in der That Semiramis, Zenobia und Artemiſia in einer Perſon. Nun mein lieber Herr Heß, fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort, fragt doch, ob ich ſo glücklich ſein könnte, Ihre Majeſtät zu ſprechen.«

»So ſpät noch?« fragte der Thürhüter mit einiger Verwunderung.

»Es iſt wohl eine nicht gewöhnliche Stunde«, ſagte der kleine Herr, »aber auch nicht eine gewöhnliche Sache, welche ich Höchſtderoſelben mitzutheilen habe.«

»Ich werde Ihre Majeſtät ſogleich hievon benachrichtigen. »Belieben der hochachtbare und hochgelehrte Herr Profeſſor ſich indeſſen bequem zu machen.« Nach dieſen Worten verſchwand der Thürhüter hinter der Portiére. Der kleine Mann aber, welcher der Audienz bei der großen Kaiſerin in ſo ungewöhnlicher Stunde noch entgegenharrt, iſt Niemand Anderer, als der muthige Verfechter des Rechtes und der Wahrheit, der eifrige Förderer der Sitte und des Geſchmackes, der für das Wohl der Menſchheit kühn in die Schranken tretende Profeſſor Joſef von Sonnenfels, und ich glaube, daß es nicht am unpaſſenden Orte ſei, dem Leſer eine flüchtige Lebensſkizze dieſes um Oeſterreich ſo hoch verdienten Mannes, bis zu dem Zeitpunkte, in welchem derſelbe in dieſer Erzählung handelnd eingreift, mitzutheilen.

Joſef v. Sonnenfels war im Jahre 1733 [1]) in Nikolsburg in Mähren, einem am Fuße der Pollauerberge gelegenen Grenzſtädtchen geboren, welches außer ihm ſelbſt nichts Merkwürdiges aufzuweiſen hat, als ein Felſenſchloß des Fürſten Dietrichſtein, und in deſſen Keller ein Monſtrum von einem Weinfaße, das ein Küper aus Brünn, Namens Specht, im Jahre 1643 verfertigte.[1]

---

[1]) Der Tag der Geburt iſt in keiner bis jetzt erſchienenen Biografien Sonnenfels angegeben.

Sein Vater, ein ſeines biederen Charakters und ſeiner Gelehrſamkeit wegen hochgeachteter Mann, bekannte ſich zur moſaiſchen Lehre, trat aber ſpäter zur katholiſchen Religion über, wurde Dolmetſch der hebräiſchen Sprache in Wien, und in Folge ſeiner Verdienſte in den Adelſtand, mit dem Prädicate: von Sonnenfels, erhoben.

Joſef Sonnenfels ſtudirte bei den Piariſten in Nikolsburg die Humaniora und abſolvirte 1747 in Wien die Philoſophie, mit glänzendem Erfolge. Die kindliche Rückſicht, ſeinem Vater, welcher für mehrere Leibesſproſſen zu ſorgen hatte, nicht länger zur Laſt zu fallen, bewog ihn, Soldat zu werden. Als ſolcher befand er ſich längere Zeit in Unterſteiermark und Böhmen, dann in Ungarn, konnte aber in fünfjähriger Dienſtzeit zu keiner höheren Auszeichnung gelangen, als — den Korporalſtock tragen zu dürfen. Das ihm wenig zuſagende geſchäftige Nichtsthun des Garniſonslebens vermochte jedoch nicht ſeine Wißbegierde zu unterdrücken, und der unter Vielen Vereinſamte wählte ſich zum ſtätigen Geſellſchafter die Lektüre, welcher er ſich, wo es nur möglich war, habhaft zu machen ſuchte, und erlernte überdies von Deſerteurs aus Italien die italieniſche und franzöſiſche, und von Leuten, bei welchen er in Böhmen im Quartier lag, die czechiſche Sprache.

Auf Urlaub nach Wien gekommen, wohin mittlerweile Sonnenfels Vater ſeinen Wohnſitz verlegt hatte, erhielt er durch Vermittlung des Oberſtſtallmeiſters Grafen von Dietrichſtein, dem Schutzherrn ſeines Geburtsortes, die Entlaſſung aus dem

---

[1] Franz Raffelsberger, geografiſches Lexikon des niederöſt. Kaiſerſtaates. Wien 1845.

Militärverbande. Nun begann Sonnenfels ſich mit allem Eifer auf die Rechtswiſſenſchaft zu verlegen, welche auf der Wiener Hochſchule von dem verdienſtvollen Profeſſor Martini vorgetragen wurde und wohnte auch zugleich den Vorleſungen bei, die ſein Vater mehreren Ordensgeiſtlichen über die hebräiſche Sprache hielt, in Folge deſſen er bald die Freude hatte, in der Eigenſchaft eines Interpres dieſer Sprache ſich dem väterlichen Docenten adjungiren zu dürfen.

Um ſich jedoch auch die Rechtspraxis vollends eigen zu machen, arbeitete er zugleich bei dem Grafen Hartig, damaligen Hofrathe der oberſten Juſtizſtelle. Da ſollte plötzlich ein Zufall ſeiner geiſtreichen Thätigkeit eine andere Richtung geben. Sonnenfels war, als Jünger der Themis, einer der fleißigſten Frequentanten der Hofbibliothek geworden, welcher Herr Gebhard Freiherr von Swieten, kaiſerlicher Rath und erſter Leibarzt der Kaiſerin, als Präſes vorſtand, und der dem ſtrebſamen jungen Manne Alles, was zu ſeiner Ausbildung dienen konnte, zugänglich machte. Eines Tages las dieſer die Briefe über die neueſte Literatur, in welcher folgende Stelle, in dem Briefe 203, ſein Nationalitätsgefühl auf das Tiefſte verletzte.

Es hieß darin: »Da ſeit zwanzig Jahren alle Provinzen Deutſchlands ſich bemühen, etwas zur Verbeſſerung ihrer Sprache beizutragen, hat dagegen Oeſterreich auch nicht einen nur erträglichen Schriftſteller aufzuweiſen.« Dieſer harte Ausſpruch erfüllte ihn mit einer zornigen Erbitterung, welche ſich in ſeinem Gemüthe zu ſolchem Ingrimm ſteigerte, daß er Martini und Rieger, Beck und Schrötter, und was noch auf Jurisprudenz Bezug hatte, bei Seite warf, um — dieſer eine Schriftſteller zu werden.

Und Sonnenfels hat Wort gehalten.

In einer Stadt jedoch wie Wien, in welcher dazumal der buchhändleriſche Diebſtahl: »Nachdruck« benamſet, autoriſirt war, und daher das Honorar für den einheimiſchen Verfaſſer gewöhnlich darin beſtand, daß demſelben einige Exemplare ſeines Werkes, pro studio et labore abgereicht wurden,[1] gehörte es zu den Unmöglichkeiten, von dem Ertrage ſchriftſtelleriſcher Arbeiten ſein Leben zu friſten, und Sonnenfels mußte daher bedacht ſein, einen Nebenerwerb aufzuſuchen, um zu den Mitteln zu gelangen, ſein Ziel weiter verfolgen zu können.

Am liebſten hätte er wohl einer Lehrkanzel der deutſchen Literatur vorgeſtanden, jedoch blieben alle ſeine Bewerbungen um eine ſolche vergeblich.

Obgleich durch ſeine meiſterhafte Geburtsrede auf Maria Thereſia[2]) und mehrere andere Schriften bereits als geiſtvoller Autor und warmer Patriot bekannt geworden, zog man ihm dennoch einen Pedanten, Namens Papowitſch, vor, welcher, wie man ſich erzählte, die überaus wichtige Frage, ob der Buchſtabe E wirklich ein deutſcher Buchſtabe ſei in drei umſtändlichen Vorleſungen nicht gänzlich gelöſt hatte.

Mit nicht beſſerem Erfolge erging es ihm bei ſeiner Bewerbung um anderweitige Bedienſtungen. Ein Amtsvorſtand, bei welchem er um eine Anſtellung competirte, und auf die Frage, mit was der Suplikant ſich beſchäftige, von dieſem vernahm, daß er auch Schriftſtellerei betreibe, ſagte ihm unumwunden: »So? ein Autor gar! Der Herr iſt für meine Kanzlei zu geſcheidt.«[3])

Faſt in gleichem Sinne äußerte ſich ein Banquier, bei welchem er vorfragte, indem dieſer zu Sonnenfels ſagte: »Der Musje ſcheint einige Capacität für das Merkantile zu haben. Ich will es mit ihm riskiren, wenn er ſeine Scribelei aufgibt und ſich ausſchließlich meinem Comptoir widmet.«

---

[1]) Schwachheiten der Wiener von Arnold. Wien. Leipzig. F. E. Hartmann 1784.

[2]) In einer feierlichen Verſammlung der deutſchen Geſellſchaft vorgetragen am 10. Mai 1761.

[3]) Maria Thereſia und ihre Zeit von Eduard Duller, Wiesbaden. Wilh. Beyerle 1847.

Auf ähnliche Weiſe aller Orten zurückgewieſen, quälenden Nahrungsſorgen preisgegeben, mußte er es endlich noch als Glück ſchätzen, die mit einem geringen Gehalt verbundene Stelle eines Rechnungsführers bei der von Maria Thereſia aus den Hatſchieren neu organiſirten Arcieren Leibgarde zu erhalten. [1]

In dieſer Eigenſchaft kam er häufig mit dem Freih. v. Petraſch, der dazumal den Rang eines Premier-Lieutenants in dieſer Garde bekleidete, in dienſtliche Berührung. Dieſer gebildete Offizier erkannte in kurzer Zeit die vorzüglichen Geiſtesgaben und Kenntniſſe ſeines Subalterns, und würdigte denſelben eines vertrauteren Umganges, welcher ihn bald zum Liebling des freiherrlichen Familienkreiſes machte. Jetzt ſchien der Wendepunkt in Sonnenfels Leben eingetreten zu ſein, denn je näher der Freiherr unſern Sonnenfels kennen lernte, umſomehr faßte er die Ueberzeugung, daß derſelbe zu anderem berufen ſei, als Verpflegs- und Montursliſten zuſammenzuraiten, und empfahl ihn daher aus edlem Antriebe ſeines Herzens, und ohne hierzu erſucht worden zu ſein, mit Wärme dem Staatsrath Freiherrn Aegidius von Borie. [2] Durch die Verwendung dieſes trefflichen Mannes erhielt Sonnenfels im Jahre 1763 auf der Wiener Univerſität die Lehrkanzel der Staatswiſſenſchaften, in welcher Eigenſchaft wir ihn eben jetzt, nachdem bereits fünfzehn Jahre ſeiner Amtswirkſamkeit vergangen ſind, begegnen.

Noch muß hervorgehoben werden, daß Sonnenfels ſeit der Zeit, als er den Entſchluß faßte, für die Ehre Oeſterreichs als Schriftſteller einzuſtehen, in dieſer Eigenſchaft unermüdet für die Wiſſenſchaft, für die Reinigung der Sprache und für die Veredlung der Volksbühne wirkte, in welch letzterem Streben ihn der wackere Freiherr Tobias Philipp von Gebler1) auf das kräftigſte unterſtützte.

---

[1] Die älteſte adelige Garde Oeſterreichs. Sie leiſtete am 29. Dezb. 1763 in dem ihr zugewieſenen untern Belvedere unter ihrem erſten Kapitän dem Feldmarſchall Aſpermont den Eid der Treue.

[2] Sonnenfels ſchrieb von Borie: Der ganze Zuſammenhang meines Wohles iſt an ſich ſein Werk. Er gab ſich die Mühe, die ſich Männer in einem gewiſſen Standorte ſo ſelten geben, und die doch für den Staat vielleicht der wichtigſte Dienſt iſt, den ſie ihm zu leiſten vermögen, die Anlage eines jungen Menſchen auszuforſchen, und wozu er tauglich ſein dürfte, zu beurtheilen, er ſchlug mich zu dem politiſchen Lehramte, ſo ich bekleide, vor.

Wohl ſchufen ihm ſeine freimüthigen Vorträge, ſowie das im Jahre 1775 von ihm herausgegebene Wochenblatt: »Der Mann ohne Vorurtheil«, 2) in welchem er den Unfug der Hanswurſte, Bernardone und Burline ohne Rückſicht der Verachtung preis gab, eine Unzahl Feinde, die ihn auf das heftigſte verfolgten, und deren Haß ſich ſo weit erſtreckte, daß Sonnenfels ſogar bei der Kaiſerin als Religionsverächter, Jugendverführer und Majeſtätsbeleidiger verläumdet wurde.

Maria Thereſia aber, ebenſo gerechtigkeitsliebend als fromm, ließ eine ſtrenge Unterſuchung ergehen, welche alſobald die Schuldloſigkeit des Angeklagten in das glänzendſte Licht ſtellte und zur Folge hatte, daß Sonnenfels ſtatt ſeiner Lehrkanzel verluſtig zu werden, wie ſeine Feinde beabſichtigen, von der hochherzigen Monarchin mit dem Titel eines kaiſerlichen Rathes ausgezeichnet wurde.

Von nun an erfreute er ſich des erhabenen Schutzes und der ausnehmenden Gunſt der großen Kaiſerin, zu deren Befeſtigung der ebengenannte Freiherr von Gebler nicht wenig beitrug.

---

1) Ein zu jener Zeit erſchienenes Organ ſpricht von Gebler: Das Polizei- und Cameralſtudium, die Schulanſtalten, die Wiſſenſchaft und Aufklärung überhaupt, verdanken ſeiner Mitwirkung ihre Fortſchritte. Um Geſchmack und Sitte hatte er ſich auch dadurch große Verdienſte erworben, daß er die Reinigung der Nationalbühne ſich ſo eifrig angelegen ſein ließ, ſie ſelbſt mit mehreren vortrefflichen Stücken bereicherte, und Sonnenfels zur Zeit der Verfolgung ſo thätig und wirkſam ſchützte.

2) Dieſe Wochenſchrift erſchien jeden Sonnabend und wurde mit Begierde geleſen.

Von welchen Erfolgen ſein Eifer für die Aufklärung ſeines Vaterlandes und die Verbeſſerung der Rechtspflege in demſelben geworden, dürfte der Leſer zum Theil aus dem Nachfolgenden entnehmen.

Den Faden unſerer Erzählung aufs Neue aufgreifend, verfügen wir uns wieder in das Burggemach des Thürhüters und finden Sonnenfels in demſelben, gedankenvoll auf und niederſchreitend. Es mußte ein ſeine ganze Seele in Anſpruch nehmender Gegenſtand geweſen ſein, der ihn damals beſchäftigte, da er einen Zeitraum ruhelos hin und wiederging, plötzlich ſtehen blieb, ſtarr vor ſich hinblickte, indeſſen er mit offenem Munde athmete, ſich ſodann über die Stirne fuhr, die Hände mit dem chapeau-bas auf den Rücken zuſammenlegte, und ſich darauf wieder anſchickte, ſeinen Spaziergang neuerdings fortzuſetzen.

In dieſem Momente trat der Thürhüter wieder in das Gemach und ſagte: »Magnifizenz möchten unaufgehalten eintreten«, welchem Sonnenfels ſogleich Folge leiſtete.

Maria Thereſia war von ihrem Sitze aufgeſtanden, als der Profeſſor das Gemach betrat, und blickte verwundert dem Kommenden entgegen.

»Ei, ei,« ſagte ſie mit jener herzgewinnenden Liebenswürdigkeit, welche einen ſo unwiderſtehlichen Zauber über ſie ergoß, »was führt unſern Monteſqieu noch ſo ſpät in Unſer Apartement?«

»Eure Majeſtät«, verſetzte Sonnenfels, ſich tief verbeugend, »der Eifer, der glorreichſten Herrſcherin der Gegenwart meine geringfügigen Dienſte zu widmen.«

»Ich kenne ſein Atachement an Unſer durchlauchtigſtes Erzhaus und an ſein Vaterland«, ſagte Maria Thereſia, »leider daß ſeine edlen Beſtrebungen für das letztere ſich nicht ſo raſch realiſiren laſſen, als Er und noch Jemand es haben möchten.«

Bei dieſen Worten warf ſie einen Blick auf das an der

Tapeziererei ober ihr hängende, von Hickel gemalte Porträt **Kaiſer Joſef II.** [1])

»**Eure Majeſtät**«, ſprach **Sonnenfels**, »werden dieſen Eifer nicht mißdeuten. Ohne es zu wollen, drängt ſich jedem wahren Menſchenfreunde die Frage auf: wie lange werden wir es noch anſtehen laſſen, die Dachläden aufzuheben, welche verhindern, daß kein Tag in den Geiſt der Nation fällt?« [2])

»Glaube Er mir«, erwiderte **Maria Thereſia**, »daß ich es nur zu gut erkenne, was die Zeit erfordert, und daß ich es aus tiefem Grunde zu würdigen weiß, was Er für Staats-, Handels- und Finanzwirthſchaft bereits geleiſtet hat, [3]) daß ich es zu würdigen weiß, welche raſtloſen Bemühungen Er ſich gibt, den Geſchmack der Wiener zu bilden, das Extemporiren bei unſerer Hofbühne abzuſtellen und ein ſittliches geregeltes Schauſpiel einzuführen. Sei Er verſichert, was das Teatro betrifft, daß auch ich keine abſonderliche Freundin des **Hanswurſtes** und ſeiner früheren Repräſentanten **Prehhäuſer** und **Stranitzky** bin, wenn auch der letztere von ſeiner Kreuzerhüte auf dem Mehlmarkt in das Kärnthnerthortheater avancirte, noch hege ich vorzügliches Wohlgefallen an dem **Kurz** und **Weißkern**. Demungeachtet muß Ich es ihm unumwunden ſagen, daß es Mir öfters ganz unpaſſend erſcheinen will, daß Er, als Lehrer der politiſchen Wiſſenſchaft, als Doctor der Philoſofie und der Rechte, den Gegner des **Hanswurſt** abgeben kann. Ein Doctor und ein **Hanswurſt**! Es iſt zu wunderlich!«

»Das iſt es wohl allerdings«, verſetzte **Sonnenfels**.

---

[1]) **Joſef Hickel**, geb. 1734, geſt. 1807, der berühmteſte Porträtmaler ſeiner Zeit und beſonders bei Hofe beliebt.

[2]) **Sonnenfels**' eigene Worte. Denkwürdigkeiten **Wiens** von **Wekhelin** 1777.

[3]) **Sonnenfels** arbeitete in zehn Jahren ein Lehrbuch der Polizeiwiſſenſchaft aus, welches im Jahre 1765 erſchien, 1769 erſchien ſeine Handelswiſſenſchaft und 1776 die Finanzwiſſenſchaft.

»Da aber die Erbärmlichkeit unſerer Theaterzuſtände in einer Zeit, in welcher Leſſings Minna von Barnhelm in Hamburg und Leipzig gegeben wird, nicht mehr fortbeſtehen kann, ohne uns die Schammröthe in das Geſicht zu werfen, und alle meine ehrenwerthen Kollegen in Apollo, aus Furcht vor der Narrenpritſche ihre Feder hinter das Ohr ſtecken, und verſtummten, ſo blieb wohl nichts anderes übrig, als daß ich ſelbſt den Verderbern der Sitte und des guten Geſchmackes den Fehdehandſchuh hinwarf.«

»Es iſt ein erfreuliches Zeugniß Seines Muthes und Seiner Energie, und Er wird, als Gründer des Burgtheaters, einen bleibenden Namen haben, wenn ich Ihm auch bekennen muß, daß es mich unangenehm afficirt, daß dieſe Komiker in der Bauernjacke, die ihre Exiſtenz durch Ihn gefährdet ſehen, Ihm alles zu Bolzen drehen, und allerlei Intriguen wider ihn ausführen, ja daß ſie Ihn ſogar in der Farce von Klemm; »Der auf den Parnaß verſetzte grüne Hut« als Karikatur auf die Bretter brachten. Es iſt doch kein neuer Scandal von dieſen Perſonagen arrivirt?«

»Eure Majeſtät«, ſagte Sonnenfels, »die letzten Stunden eines ſcheidenden Jahres ſind zu ernſt, um in denſelben Eure Majeſtät mit dieſem Gegenſtande beläſtigen zu wollen. Es iſt ein Größeres und Wichtigeres, was ich Euerer Majeſtät vorzulegen wünſchte.«

Gleichwie zuweilen früher nicht wahrgenommene Gewölke plötzlich die ſonnenhellen Gipfel der Berge umdüſtern, ſo lagerten ſich auch nach dieſen Worten auf der hohen Stirne der Kaiſerin die Schatten des Ernſtes.

»Es betrifft«, fuhr Sonnenfels fort, »eine Angelegenheit der leidenden Menſchheit, die Constitutio criminalis Theresiana.«

»Mein lieber Sonnenfels«, ſagte Thereſia, »Er weiß, daß ich in dieſem Puncte ſeinen Anſichten großen Theiles beipflichte, wenn aber auch der Strafcodex Abänderungen erheiſchen ſollte, ſo ſind ſelbe nicht ſo leicht einzuführen, als wie das Herz es uns eingeben möchte. Er weiß, daß ich in den Grafen Althan und Hartig, dem Freiherrn von Kannegießer und Anderen eine eigene Hofcommiſſion niederſetzte, welcher ich es zur Aufgabe machte, die beſtehenden verſchiedenen Criminal-Ordnungen zu verbeſſern, aus welcher Verbeſſerung die constitutio criminalis hervorgegangen.«

»Wer wüßte nicht dieſen weiſen Act der Vorſicht Eurer Majeſtät zu würdigen. Jedoch ſind in dieſer aus der Carolina [1]) ſtammenden Constitutio die vielfältigen Reſte alter eingeroſteter Barbarei zurückgeblieben und mit der Anwendung der Tortur verbunden, welche weder vom rechtlichen noch moraliſchen Standpuncte einer fortſchreitenden Zeit zu billigen iſt, und die mich, auf die hohe Weisheit und Herzensgüte Eurer Majeſtät bauend, veranlaßte, in einem allerunterthänigſten Votum seperatum die Gründe gegen den Fortbeſtand derſelben auseinander zu ſetzen.«

»Ich habe dieſes Votum aufmerkſam durchgeleſen«, erwiderte die Kaiſerin. »Er ſucht in dieſer Scriptur mit ſeinem ſcharfen Verſtande zu beweiſen, daß das durch die Folter erpreßte Geſtändniß nicht zuläſſig ſei. Aus ſeinem Concepte ſpricht aber mehr der literariſche Sameritaner, als der Phyſiolog oder der Mann der Gerichtspraxis.«

»Ich glaube Beides in meinen Schriften, die ich über dieſen Gegenſtand veröffentlichte, und die ſelbſt vom ſtrengen Auslande gewürdigt wurden, vereint zu haben. Nicht der Phyſiolog, nicht der practiſche Juſtizmann ſind es, die ſich der Abſchaffung der Procedur entgegenſetzen, es ſind die Männer eines veralteten Syſtems, welche gewohnt ſind, ſich nur in dem Geleiſe der bisher ausgeübten Praxis zu bewegen, und bei der Aenderung des peinlichen Verfahrens den Boden unter den Füßen zu verlieren fürchten. So wie die Anhänger der alten Schule gleich meinem erſten Vortrag auf der Univerſität: »Ueber die Unzulänglichkeit der alleinigen Erfahrung in den Geſchäften des Staates« entgegentraten, ſo traten Hacke, Lyſer und Andere, welche zu benennen mir die Umſtände verbieten, jeder Neuerung in der Gerichtsverwaltung entgegen. Die vorzüglichſten Rechtsgelehrten, die in der Strömung der Zeit wandeln, ſtehen jedoch auf meiner Seite. Ich nenne nur Johannes Greve, Thomaſius, Adolf Cäſar, Marquis Beccavia und den tyroliſchen Kanzler Hormayer; durch ſie hat der Geiſt des Fortſchrittes und der Aufklärung bereits ſein Urtheil über dieſe wichtige Streitfrage abgegeben. Eure Majeſtät, laſſen Sie dieſes Urtheil von Ihrem Herzen ſanctioniren. Heben Eure Majeſtät die Folter auf.«

---

[1]) Carolina, die peinliche Geſetzgebung von Kaiſer Karl V.

Maria Thereſia erwiderte ſichtbar ergriffen: »Glaube Er mir, Sonnenfels, daß mein Herz nichts ſehnlicher wünſcht, als dieſes thun zu können, aber mein Verſtand ſagt mir, daß die Zeitumſtände hiezu noch nicht geeignet ſind.«

»Eure Majeſtät, jede Zeit iſt geeignet, ein anerkanntes Unrecht abzuſchaffen, jede Zeit iſt geeignet, ein Großes, ein Edles zu vollbringen, umſomehr die gegenwärtige, da ſie die bedeutendſte Entwicklungsphaſe des öſterreichiſchen Staates bildet. Setzen ſich Eure Majeſtät in dieſer Stunde das größte Denkmal Ihres Ruhmes, ergänzen Eure Majeſtät durch dieſe That der reinen Menſchlichkeit die vielfachen Beweiſe, welche die weiſe und gerechte Regierung Eurer Majeſtät durch fünf und dreißig Jahre geliefert: Wie hoch die Perſönlichkeit eines Monarchen die Nation erheben könne; machen Eure Majeſtät mit dieſem Act der Gnade dem Volke, das der Wille Gottes unter Ihren Zepter geſtellt, an dem morgigen Tage eine Neujahrsſpende.«

Maria Thereſia ging tiefſinnig einige Schritte im Gemache auf und nieder, trat dann wieder an ihren Arbeitstiſch und blätterte mechaniſch in ihrem Andachtsbuche, »die geiſtliche Halszierde« betitelt, ohne aber in dasſelbe hineinzublicken, noch Sonnenfels eine Antwort zu geben.

Ihre geiſtige Erkenntniß kämpfte ſichtbar mit der ihr eigen gewordenen Scheu vor jeder Reform, welche ein Altherkömmliches beſeitigen ſollte, eine Scheu, die ſie durch ihr Leben begleitete, und welche nur die ſtarre Beharrlichkeit eines Kaunitz oder die Ueberredungskunſt eines Swieten zu bewältigen vermochten.

Sonnenfels folgte mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit jeder Ihrer Bewegungen, und fuhr ſodann fort:

»Ich erlaube mir nur, Euer Majeſtät in das Gedächtniß zurückzurufen, indem wir blos einen flüchtigen Blick auf die Vergangenheit werfen, daß der Ruhm der großen Geſetzgeber der Nationen, durch die Erfindung, einem Menſchen mittelſt körperlicher Qualen dasjenige abzubringen, was man von ihm erfahren, oder vielmehr weſſen man ihn ſchuldig machen wollte, verunziert wird. In den Geſetzen der Lykurge, der Salone, der Saleukuſe, ſelbſt der blutdürſtigen Drakonen, in den ſchönen Jahrhunderten des freien Griechenlands iſt die Folter ein unbekanntes Werk. Bei den Völkern der deutſchen Abkunft, bei ſämmtlichen Völkern, welche der Nord ausſendet, die ſüdlichen Theile Europas zu verheeren, und ſich unterwürfig zu machen, war die Folter ein ihren Halsgerichten fremdes Verfahren. Die Engländer hatten Zweikämpfe und »Gottesordeln« aus den menſchlichen Gerichten verbannt, jedoch an ihre Stelle keine Folter zu der Unterſuchung der Halsverbrecher aufgenommen. Nur Unterdrückung, feige Tyrannei, Fanatismus und Raubgierde ſind als die Erfinder der Folter zu bezeichnen. Der nach Gold und Blut dürſtende Eroberer von Peru verfiel darauf, einen unglücklichen Inkas, an der Seite ſeines Lieblings, auf glühende Kohlen hinſtrecken zu laſſen, um von ihm den Ort zu erfahren, wo er die Schätze verborgen habe. Dies waren die Urbilder, denen die Richterſtühle nachher ihre Unterſuchungsart abborgten, und vergebens hofften, den Schandfleck einer ſo abſcheuwürdigen Herkunft durch den

Nutzen zu verlöſchen, welchen das Gemeine daraus ſchöpfen würde. Sie glaubten irrthümlich, was ehehin ein Werkzeug des Laſters geweſen, nunmehr mit Vortheil gegen das Laſter zu wenden und es auszurotten. Wo liegt ein Beweis für die Zuverläſſigkeit der Folter? Wird der Unterſuchte zum Geſtändniß gebracht, ſo beweiſet dasſelbe keineswegs, daß er ein ihm zur Laſt gelegtes Verbrechen gewiß begangen habe; das allein beweiſt es, er habe der Gewalt der Streckung, der Schraubung, der mannigfachen Marterarten nicht widerſtehen können. In dem kritiſchen Zeitpunkte der auf das Höchſte gebrachten Empfindſamkeit entrieß ihm der Schmerz — die Sprache der Wahrheit.« —

»Welch' ein Wahn!«

»Dieſe Wahrheit in ſich ſelbſt, kann ein Widerſpruch der Anklage eine Betheuerung ſeiner Unſchuld, ſeiner völligen Unwiſſenheit ſein. Die Sprache der Gequälten iſt es alſo, welche nur das Verlangen ausdrückt, den Richter zu bewegen, den Peiniger abzurufen, und was Philotas einſt dem Kraterius von der Folterbank zuſchrie: Sprich, was verlangſt du, das ich ſagen ſoll? Das ruft im eigentlichen Verſtande bei dem Gefolterten, deſſen Kräfte gebrochen, die Wahrheit: Haltet ein, mich weiters zu peinigen, ich habe das Verbrechen verübt, weil Ihr ja wollt, daß ich es verübt haben ſoll!«

»Das auf der Marterbank abgelegte Geſtändniß iſt demnach ein Geſtändniß, das der ſeiner Kräfte Beraubte ablegen mußte, und die hierauf erfolgte Verurtheilung kann nicht ſagen, Weil du das Verbrechen begangen, ſo ſollſt du hingerichtet werden, ſondern dem wahren Inhalte nach: Weil du gezwungen worden zu ſagen, du habeſt das Verbrechen begangen, wirſt du hingerichtet.«

»Die Strafe iſt nicht die Folge des erwieſenen Laſters, ſondern der Schwäche des Gefolterten.«

Maria Thereſia warf ſich in Ihren Sammtſtuhl, und heftete gedankenvoll die Blicke auf die Arabesken und Chinoiſerien des Oſenſchirmes.

»Eine Verordnung Eurer Majeſtät«, ſprach Sonnenfels nach einer Pauſe weiter, »hat vor langer Zeit die ausgeſch[illegible] Folter aufgehoben.« [1]) Was hat dieſe weiſe Verordnung veranlaßt? Das Zeugniß, die dringende Vorſtellung der Aerzte, daß die Folterung die Kräfte der wenigſten Inkulpaten auszuhalten im Stande ſind.«

»Dieſe Entſchließung hat gewiſſermaßen gegen die Tortur überhaupt entſchieden: Der Auftrag des Arztes, welcher die Leibesbeſchaffenheit eines Unterſuchten beobachten und gleichſam ſeine Leidensfähigkeit berechnen ſoll, läuft immer da hinaus: den Grad zu beſtimmen, wo der Schmerz der Folter mit den Kräften der Gefolterten im Gleichgewichte ſteht, einen Punct darüber, unterliegt er der Empfindung, einen Punkt darunter beſiegt er ihn.«

»Alſo wird die verſchärfte Folter jede Kraft überwältigen, wird alſo Jeden, den Unſchuldigen wie den Schuldigen, ohne Unterſchied, von der Marterbank auf das Todtengerüſte ſenden.«

»Eben jetzt«, ſprach Sonnenfels, nachdem er längere Zeit innegehalten, »harrt ein Unglücklicher mit Todesangſt der Folterqual, der er übermorgen verfallen ſoll, um auf die angeführte Weiſe durch die empörendſten Martern zu geſtehen, was er vielleicht nicht begangen hat.«

Maria Thereſia, welche ihm aufmerkſam zugehört hatte, erhob ſich jetzt von ihrem Stuhle, und ging heftig bewegt im Gemache auf und nieder.

»Justitia et clementia iſt der Wahlſpruch meiner erhabenen Kaiſerin«, fuhr Sonnenfels fort. »O laſſen Eure Majeſtät auch jetzt den Wahlſpruch zum Wahrſpruch werden. Laſſen Eure Majeſtät den Bejammernswerthen den Erſten ſein, den der Strahl ihrer Milde beleuchtet! — Machen Eure Majeſtät den erſten Tag des Jahres 1776 zu den glorreichſten, der über die Völker Oeſterreichs aufgeht, den Tag der Gerechtigkeit und Milde.«

---

[1]) Sonnenfels Worte. Ueber Abſchaffung der Tortur. Zürich 1775.

»Sonnenfels«, ſprach die Kaiſerin, »Er ſpricht gegen die Tortur und torquirt mich ſelber.«

»O, Eure Majeſtät«, ſprach Sonnenfels, ohne ſich hiedurch unterbrechen zu laſſen, »laſſen Sie nicht fürder Ihren ruhmſtrahlenden Namen dadurch mißbrauchen, daß er die Ueberſchrift eines Strafbuches bilde, das die Barbarei der Vorzeit zur Grundlage hat, laſſen Euere Majeſtät Dero edles mütterliches Herz walten, wie es ſeiner Empfindung nach walten möchte. Heben Eure Majeſtät die Folter auf!«

»Ich will es überlegen«, verſetzte hierauf die Kaiſerin.

»Eure Majeſtät, das hat Ihr Herz ſchon überlegt. O reißen ſich Eure Majeſtät los von einem Herkommen, das kein Heil mit ſich führt und Blut und Thränen im Gefolge hat. Bei den Grundſätzen unſerer Religion, heben Sie die Folter auf!«

»Wohlan«, verſetzte Maria Thereſia, indem ſie von Ihrem Stuhl emporrauſchte, in den ſie ſich eben wieder geworfen hatte. »Ich werde morgen, wenn die Aufwartung und die Function mit den Spielleuten vorüber ſind, mit dem Miniſter Kaunitz die Sache feſtſtellen.[1]

»Verſchieben Eure Majeſtät nicht auf morgen, was heute geſchehen kann.«

»Er iſt ungemein preſſirt«, ſagte Maria Thereſia.

»Eure Majeſtät«, rief Sonnenfels in der heftigſten Aufwallung ſeines Herzens, und in der vollſten Ueberzeugung, daß von dieſem wichtigen Momente die Entſcheidung über das künftige Wohl und Wehe einer großen Völkerzahl abhänge, und warf ſich der Kaiſerin zu Füſſen. »Bei dem geheiligten Namen der Unſchuld, bei dem tiefen Gefühle Ihres Herzens, das ſtets die Zufluchtsſtätte der bedrängten Menſchheit war, heben Euere Majeſtät die Folter auf!«

---

[1] Am Neujahrstage brachten die geſammten Trommelſchläger und Pfeifer des kaiſerlichen Leib- und Stadtguardia-Regiments ihr übliches Neujahrscompliment dem Hofe dar. Dr. Ad. Wolf. Oeſterreich unter Maria Thereſia.

Eine lange Pauſe erfolgte, da trat Maria Thereſia vor ihn hin, und ſagte mit feſter Stimme, in der ſich die vollſte Entſchloſſenheit ausſprach, indem ſie dem Knienden winkte aufzuſtehen: »Seine Bitte ſei erfüllt.«

»Dank! Tauſend Millionen Dank, im Namen Ihrer Völker, im Namen der ganzen Menſchheit!« jubelte Sonnenfels mit freudeſtrahlendem Geſichte, und küßte mit Heftigkeit den Saum ihres Kleides.

»Aber beſiegeln Euere Majeſtät dieſen edlen hochherzigen Entſchluß mit einem huldvollen Federzuge!«

»Was fordert Er noch?« fragte Maria Thereſia, indem ſie ſich betroffen und raſch zu ihm wendete.

»Durch die ſegenſpendende Hand Euerer Majeſtät beſtätiget, was Sie der leidenden Menſchheit mündlich gewährten.«

»Traut Er meinen Worten nicht?« fragte Maria Thereſia pikirt.

»Wie den Worten Gottes, aber noch einmal flehe ich: Nur die Zeile: »Mit dem erſten Januar 1776 iſt die Tortur abgeſchafft!«

Maria Thereſia ſtand Sonnenfels hoch und unbeweglich gegenüber, und ihr Auge ſchien ſich tief in ſeine Seele verſenken zu wollen, aber ſchon in der nächſten Minute hatte ihr lebhafter Geiſt errathen, was Sonnenfels zu dieſer Bitte bewegen mochte. Er fürchtete von den Vertheidigern der alten Gerichtspflege, wenn auch nicht die Verhinderung der kaiſerlichen Zuſicherung, doch aber eine Verzögerung ihrer Bekanntmachung.

»Er iſt ein rechtſchaffener, geiſtvoller und ſeltener Menſch«, ſagte hierauf Maria Thereſia mit huldvollem Lächeln, »aber Er iſt auch ein — Schlankl!«[1])

Nach dieſen Worten ging ſie nach ihrem Schreibtiſch, ſetzte ſich, und beſchrieb mit fliegender Hand einen Papierſtreifen.

Sonnenfels Auge ſchien an dieſe weiße und ſchöngeformte Hand der Kaiſerin wie gebannt zu ſein, und folgte jeder ihrer flüchtigen Bewegungen.

Jetzt warf Maria Thereſia die Feder zur Seite, erhob ſich und reichte das Papier dem freudetrunkenen Profeſſor.[2])

Noch einmal warf ſich dieſer zu ihren Füßen, küßte mit glühender Inbrunſt die ihm dargereichte Hand der Kaiſerin und rief: »Möge der Allmächtige die durchlauchtigſte aller Frauen, die erhabene Enkelin Karls V. noch lange ihren Ländern und ihren Völkern erhalten«, worauf er den unſcheinbaren Zettel, den der Zufall auserſehen hatte, der Träger von ſo Unerwartetem und ſo Wichtigem für die Menſchheit zu werden, hoch in der Rechten haltend, aus dem Gemache entſchwand.

Die Kaiſerin folgte mit ihren großen ſtahlgrauen Augen dem Enteilenden, dann warf ſie ſich wieder in ihren Lehnſtuhl, ſchlang die Hände über die Bruſt und überließ ſich ihren Gedanken, welche ſie anfänglich mit den Begebenheiten der nächſten Stunden beſchäftigten, bald aber weit hinaus über dieſe beengende Grenze ſchweiften, und ihr alle Wechſelfälle ihres thaten- und ſegenreichen Lebens wieder vor das innere Auge führten.

Die pragmatiſche Sanktion ihres durchlauchtigſten Vaters, der öſterreichiſche Erbfolge-Krieg, der böſe Mann, die Opferfreudigkeit der Ungarn, die Allianz mit dem Verſailler Kabinete, der Tod ihres vielgeliebten Gemahls, ihrer bräutlichen Tochter, ihre eigene ſchwere Erkrankung, die Vermählung der Erzherzogin Maria Antoinette, die edlen aber ungeſtümen Beſtrebungen ihres erhabenen Sohnes, des Mitregenten, die unſelige Theilung Polens, die ihr Herz tief verletzte, alles dieſes zog in lebhaften Bildern an ihrer Seele vorüber, und verſetzte ſie in die abwechſelndſten Stimmungen, welchen eine völlig geiſtige nnd körperliche Erſchlaffung folgen mußte.

---

[1]) »Schlankl« im Wiener Dialekt: ein Schlaukopf. Maria Thereſia liebte es zuweilen ſich im gewöhnlichſten Volksdialekte auszudrücken, ich erinnere nur an die bekannte Anekdote »der Poldl hat an Buam« und an das »blawe Buich«, in den Memoiren der Karoline Pichler.

[2]) Maria Thereſia hatte häufig die Gewohnheit, ihre Befehle an Kaunitz, Chotek, Haugwitz ꝛc. auf kleine unſcheinbare Zettel zu ſchreiben.

Oeſterreich unter M. Thereſia von Dr. Adam Wolf. Wien 1855.

Der arme Thürhüter Andreas war lange ſchon über ſeiner wieneriſchen Diaria eingeſchlafen, als ſeine Herrin der Ruf der Wachen nach Ablöſung, welcher unter ihr auf dem Burgplatze erſcholl, wieder aus ihren Träumereien in die Gegenwart zurückbrachte.

Die Kerzen waren zu düſter glimmenden Lichtſchnuppen herabgebrannt als ſie ſich von ihrem Sitze erhob, an das Fenſter trat, und in die ſtarrende Winternacht hinausblickte. Der Schnee flockte noch immer in dichten Maſſen von der nächtlichen Himmelsdecke, und der Burgplatz glich einem weiten Friedhofe.

Die beiden hochüberſchneiten Stücke vor der Wachtſtube der Stadtquardia ſchienen in Schnee verſunkene Kirchhofsmonumente zu ſein, und die beiden Wachtmänner, welche in ihre Kapuzenmäntel gehüllt, auf- und niederſchritten, hatten das Anſehen von Grabgeſpenſtern.

Der Wind rüttelte mit Ungeſtüm an den Fenſterrahmen, und umtobte ſtoßweiſe mit heftigem Gebrauſe den Sims und die Mauerecken, den auf den Vorſprüngen dort angehäuften Schnee in wilden Wirbeln mit ſich fortreißend, ihr aber war, als tauche ein Frühling mit Maienluſt und Sonnenſchein, mit Blüthenfülle und Farbenpracht, aus der grabesfinſteren Nacht des ſcheidenden Jahres empor, eine neue Welt, voll beglückender Verheißungen und fruchtbringender Segnungen, denn ſie fühlte in ihrem Innern, daß ſie eine große That begangen. Sie hatte ſich das unvergänglichſte Denkmal in der Geſchichte der Menſchheit und der öſterreichiſchen Geſetzgebung errichtet.

In dieſem Momente ſchlug die Schloßuhr im Amalienhof die zwölfte Stunde.

Das Jahr, in welchem die grauſamſten Ueberreſte einer barbariſchen Vorzeit ihr Ende gefunden, war herangebrochen und durch die lautloſe Winternacht ertönten allmälig die metallenen Glockenzungen von St. Michael, den Schotten, Maria Schnee, von St. Stefan und Ruprecht, und all den andern Thürmen und begrüßten ſeine Ankunft.

Als der Neujahrsmorgen aber ſein junges Licht über die ſchneebedeckten Dächer und Giebel der Reſidenz verbreitete, war ganz Wien in der freudigſten Aufregung.

Dichte Menſchenhaufen drängten ſich an der Ecke des Elephantenhauſes auf dem Graben, am Schrannengebäude, auf dem hohen Markt, an der Univerſität und an vielen anderen Straßenecken, um ein Plakat zu leſen, deſſen Druck der Feuereifer Sonnenfels noch in der Nacht, mit Hilfe ſeines Freundes, des Hofbuchdruckers Freiherrn von Trattner, auf faſt unglaubliche Weiſe zu Stande gebracht hatte.

Es lautete:

Wir Maria Thereſia
von Gottes Gnaden, römiſche Kaiſerin, Wittib,
Königin von Hungarn, Dalmatien, Kroatien,
Slavonien, Galizien, Lodomerien ꝛc.

geben unſeren geſammten treugehorſamſten Obrigkeiten und Unterthanen hiermit gnädigſt zu vernehmen, daß mit dem erſten Januarius des Jahres 1776 die Tortur in unſeren k. k. öſterreichiſchen Erbſtaaten für jetzt und alle Zeiten als aufgehoben, und nicht mehr beſtehend, zu erachten ſei.

Hiermit geſchiehet Unſer allerhöchſter Willen und Befehl.
Gegeben in unſerer Stadt Wien, den einunddreißigſten

des Chriſtmonats im ſiebzehnhundertfünfundſiebenzigſten, Unſerer Reiche im fünfunddreißigſten Jahre.

Maria Thereſia.

Wohl wurden Viele durch dieſe unerwartete Kundmachung überraſcht, am meiſten die Anhänger der alten Practica criminalis; aber die wenigen Stimmen der Mißbilligung, welche über dieſen Gnadenakt laut wurden, verſchollen in dem lauten Freudenjubel, welcher die Kaiſerſtadt erfüllte. Sonnenfels aber fühlte ſich durch die hochherzige Handlung der Kaiſerin höher geehrt, als durch ſeine 1799 erfolgte Ernennung zum k. k. Hofrath bei der vereinigten böhmiſchen und öſterreichiſchen Hofkanzlei, wie auch durch ſeine Erhebung in den Reichsfreiherrnſtand durch Kaiſer Franz II., durch Verleihung des Stefans- und Dannebrog-Ordens und all der Auszeichnungen, welche er ſich bis zu ſeinem im 84. Jahre erfolgten Todestage, den 26. April 1817, zu erfreuen hatte.

Von einem Verſchollenen.

Noch ſteht der geniale, geiſtvolle und ſonderbare Mann, welchen ich dem Leſer in einer flüchtigen Skizze vorführen will, dieſes würdige Spiegelbild Grabbe's, vor meinem geiſtigen Auge, obgleich ſchon mehr als achtundzwanzig Jahre dahingerauſcht, ſeit ich mit ihm in perſönliche Berührung kam, welche ein paar Male durch einen Zufall, in Freundeskreiſen, und einmal durch briefliche Einladung von ihm ſelbſt, herbeigeführt wurde.

Es war der als Kompoſiteur, Dichter und Muſiker gleichthätige Friedrich Auguſt Kanne.

Ein Name, der weder in dem bändereichen Konſervations-Lexikon von Brockhaus, noch in jenem von Pierer oder auf einem Friedhofskreuze zu finden iſt, und in dem Lande, in welchem ſein Träger durch ein Vierteljahrhundert gelebt und gewirkt, bereits zu den Verſchollenen zählt.

Was die Aeußerlichkeit dieſes ſo früh in Vergeſſenheit gerathenen Literaten und Muſikers anbelangt, war er eine imponirende, faſt koloſſale Geſtalt, kurzhalſig, mit einer geiſtvollen Stirne, welche ſich in eine Glatze verlängerte, breitem aber männlich ernſtem Geſichte, feingeſchnittenem Munde und lebhaften Augen.

Sein geiſtiges Streben betreffend, ſo durchloderte die Glut der Begeiſterung für alles Hohe und Schöne kein Künſtlerherz gewaltiger, als das ſeine, ſo regte ſich der Schöpfungsdrang des Bildners in keiner Seele lebendiger, als in der ſeinigen.

Wie aber den Wildgrafen in der Ballade Bürger's ein

Ritter zur Rechten und einer zur Linken an ſich zu locken ſucht, ſo ſah er ſich zu Kunſt und Leben in gleicher Weiſe hingezogen, und je nachdem die künſteſchirmenden Götter des Olymps die Oberhand gewannen, oder der Stoff, aus dem wir arme Erdenſöhne gebildet wurden, dieſe über ihn erhielt, je nachdem ſah er ſich zu den Sternen getragen oder in den Schlamm gemeiner Alltäglichkeit verſenkt.

Daß, mitten im Tagfrohne des Erwerbes und in dem Gewohnheitstaumel des Genuſſes, ſeine Seele oft himmliſche Tonweiſen, wie die Grüße aus einer ſchöneren Welt durchſtrömten, und ihn auf ihren Schwingen für Momente dem ſchaalen Erdendaſein entzogen, bethätigte er durch Note und Reim.

Zum Belege hier nur eine Skizze aus ſeinem ſchönen Gedichte auf Beethoven, zu deſſen vorzüglichſten Verehrern er zählte.

Die Kunſt erhebt das Menſchenherz nach oben,
Und mildert ird'ſchen Kummers Schmerz und Pein,
Sie ſtillt des Lebenskampfes furchtbar Toben,
Und lullt das Herz in Himmelsahnung ein.
Ihr Zaubermantel iſt aus Licht gewoben,
Dem ew'ge Sonnen ew'gen Glanz verleih'n,
O Menſch, Dir iſt die Ewigkeit gebahnet,
Weil ſchon Dein Geiſt das ewig Schöne ahnet.

Kanne war im Jahre 1778 zu Delitſch in Sachſen geboren, ſtudirte in Leipzig Medizin und in Wittenberg Theologie, widmete ſich aber bald der Kunſt, die Beethoven eine göttliche Offenbarung nannte, über die ſich nicht ſtreiten, noch reden laſſe, die man verſtehen müſſe, — der Tonkunſt.

Nachdem er ein Jahr hindurch Sekretär bei dem Herzog von Anhalt-Deſſau geweſen, begann er ſich unter der Leitung des Geſangdirektors Weinlein und durch Selbſtſtudium ſowohl in der theoretiſchen als in der praktiſchen Muſik auszubilden.

Im Jahre 1801 kehrte er nach dem durch ſeine Stollen und ſeinen Buchhandel berühmten Leipzig zurück, wo er bis zum Jahre 1808 verblieb.

In dem darauffolgenden Jahre verlegte er ſeinen bleibenden Aufenthalt in die Metropole Oeſterreichs, in welcher er das Glück hatte, in dem Fürſten Joſef von Lobkowitz einen Gönner und in ſeinem Hauſe Aufenthalt und Verpflegung zu finden.

In Wien lebte er nun als Muſikmeiſter, Schriftſteller und Kritiker, machte ſich bald durch einige Dichtungen, welche das Gepräge ſeltener Kunſtfertigkeit an ſich trugen, und durch geiſtreiche proſaiſche Aufſätze im »Wiener Konverſationsblatte« und im »Sammler« bekannt, und ließ auch im Verlaufe der Zeit mehrere größere und kleinere literariſche Werke erſcheinen, gab aber bald, in Folge ſeiner Launenhaftigkeit, ſeine vortheilhaften Muſiklehrerſtellen wieder auf.

Zu den vorzüglichſten literariſchen Produktionen ſeiner Feder zählen: Das Trauerſpiel »Badmana«, das Schauſpiel »die Spinnerin am Kreuz«, das »Humoriſtiſche Panorama von Wien«, oder der »frohe Zuſchauer an der Donau«, »Vier Nächte«, mit einer Vorrede von Jean Paul, das didaktiſche Gedicht »Die Jahreszeiten«, »Ludwig Beethoven's Tod den 16. März 1827«, ein Gedicht »Der Wein«, welches er in der Form von Schiller's Glocke behandelte und ein Gedicht auf Erzherzog Karl.

Seine beiden größeren Dichtungen: »Der Winter« in zwölf Geſängen, und »Das Weltmeer«, blieben bis jetzt ungedruckt.

Außer vielen Liedern, Balladen, Sonaten, Trios für das Piano, zwölf Duos für Sopran und Tenor, der Cantate »Cäcilia«, einer Meſſe, einer Simphonie, einem Militärmarſche und dem »Rolland's Liede« (Gedicht von Sinclair), welches bei vielen Theaterproduktionen als Einlage verwendet wurde, komponirte Kanne noch zahlreiche Opern, Singſpiele, melodramatiſche Muſiken und Chöre, bei welcher Gelegenheit erwähnt werden dürfte, daß ſeine Muſik, im Mozart'ſchen oder Haydnſchen Style gehalten, als einfach, melodienreich und originell von jedem unbefangenen Kenner bezeichnet wird.

Wie mir Herr Dr. Leopold Sonnleithner aus ſeinem eben ſo intereſſanten als umfangreichen, aber leider noch nicht veröffentlichtem Werke über »die Oper in Wien« mittheilte, wurde daſelbſt von Kanne Nachfolgendes zur Aufführung gebracht.

Orpheus, große Oper in zwei Akten, Text und Muſik von Kanne, wurde am 10. November 1807 im Kärnthnerthortheater gegeben.

Miranda, oder das Schwert der Rache, heroiſche Oper in drei Akten, Text und Muſik von Kanne, im Theater an der Wien am 14. September 1811 aufgeführt.

Hier dürfte als kulturhiſtoriſche Denkwürdigkeit bemerkt werden, daß in Folge dieſer Oper von den Wienerinnen durch ein volles Jahr Miranda-Häubchen getragen wurden.

Deutſcher Sinn, vaterländiſches Schauſpiel in einem Akt von Deinhardſtein, mit Ouverture und Chören von Kanne. An der Wien am 28. September 1813.

Die Belagerten, militäriſches Schauſpiel mit Geſang in drei Akten von Ludw. Wieland, Geſänge und Chöre von Bernard, Muſik von Kanne. An der Wien 15. Dezember 1813.

Die gute Nachricht, Singſpiel in einem Akt von Friedrich Treitſchke, mit Muſik von Mozart, Beethoven, Hummel, Gyrowetz, Weigl und Kanne. Kärnthnerthortheater, am 11. April 1814.

Das Schloß Teben, oder der Kampf der Flußgötter, Zauberſpiel in zwei Akten, Text und Muſik von Kanne. An der Wien, 28. Dezember 1818.

Die eiſerne Jungfrau, Melodram in vier Akten von Freiherrn von Biedenfeld, Muſik von Kanne. An der Wien, 20. Juni 1822.

Malvina, Zauberſpiel mit Geſang in zwei Akten von Albin Pfaller, Muſik von Kanne. An der Wien, 19. März 1823.

Lindane, oder die Fee und der Haarbeutelſchneider, Zauberſpiel mit Gruppirungen in drei Akten von Adolf Bäuerle. Theater in der Leopoldſtadt, 27. März 1834.

Die Zauberſchminke, oder das Land der Erfindungen, Zauberpoſſe in drei Akten von Adolf Bäuerle. 28. Oktober 1825. Ebendaſelbſt.

Philipp und Suschen, oder der falſche Jupiter, mithologiſches Zauberſpiel mit Geſang in zwei Akten von Joſ. Schikh. Leopoldſtadt, 21. Oktober 1832.

Nebſt dieſem kam noch außer Wien zur Aufführung, die »Elfenkönigin«, »Sapho«, der »Untergang des Feenreiches« und ſodann die Oper »Die Mainacht«, oder »Der Blocksberg«, deren Aufführung in Berlin der Kompoſiteur jedoch nicht mehr erleben ſollte.

So Anerkennendes und Schätzenswerthes Kanne aber auch als Dichter und Kompoſiteur geleiſtet, ſo ſtand er doch als Muſikkenner und Muſikkritiker ungleich höher, und ſeine Beurtheilungen und ſonſtigen Aufſätze über Muſik, welche er in der Theaterzeitung von Bäuerle, in der Wiener Zeitſchrift für Kunſt und Literatur, und ſpäter in der von ihm redigirten Muſikzeitung niederlegte, zählen zu dem Gediegendſten, was Wien in dieſem Fache aufzuweiſen hat.

Hier war es, wo ſich ſeine ſcharfe Beurtheilungskraft, ſeine glühende Begeiſterung für die Kunſt, ſeine Pietät für die Meiſterſchaft eines Beethoven, Mozart, Haydn und Gluck in feurigen Worten ergoßen, wo ſich ſein Verſtändniß für die Kunſt, der Reichthum ſeines Wiſſens und ſeine langjährigen Erfahrungen kund gaben, wo er dem Schaffenden wie dem Ausführenden, dem Kenner wie dem Laien gleich Schätzenswerthes und Belehrendes beſcheerte.

Mein Freund Dr. Auguſt Schmiedt ſchreibt über Kanne als Kritiker Folgendes:

»Der Einfluß Kanne's als muſikaliſcher Schriftſteller und kritiſcher Beurtheiler war in einer Zeit, wo die muſikaliſche Kritik in Wien ſo wenig gepflegt wurde, ein auf die Zuſtände der Muſik und auf die hieſigen muſikaliſchen Verhältniſſe nachhältig anregender. Er war aber nicht nur begründet in der Berechtigung als allſeitig durchgebildeter Muſiker, geachteter Kompoſiteur und umſichtiger Kapellmeiſter das kritiſche Schwert führen zu dürfen, Kanne hat ſich dieſelben auch erzwungen durch die Objektivität ſeiner kritiſchen Anſchauung, durch die Schärfe und Gediegenheit ſeines Urtheils, vor allem aber durch die Prägnanz und Eindringlichkeit des Ausdruckes gegenüber einer nicht unbedeutenden Menge indolenter Anſichten, vor dem Forum der Oeffentlichkeit zu verfechten.

Seine muſikaliſche Kritik hat noch vor den meiſten Urtheilen ſeiner Zeitgenoſſen den Vorzug voraus, daß ſie nicht, mit den Errungenſchaften ihrer Zeit zufrieden, ſich vor den Beſtrebungen der Neuzeit eigenſinnig abſchloß, ſondern die Uebergangsperiode mit anbahnend, vor Allem auf das richtige Verſtändniß der Beethoven'ſchen Meiſterwerke beim muſikaliſchen Publikum nach beſten Kräften und mit allem Nachdruck hinzuwirken ſuchte.

In Kanne ehrt die Kunſtgeſchichte einen jener muthigen Herolde, welche dem Erſcheinen des großen Tonheros kühn vorangingen, zu einer Zeit als noch nicht das Volk die Blumen unbedingter Anerkennung auf ſeine Wege ſtreute.

Er erklärte bei der von Beethoven ſelbſt im Jahre 1824 im Redoutenſaale und ſpäter im k. k. Hofoperntheater veranſtalteten erſten und zweiten Aufführung ſeiner großen G-Symphonie dieſes Tonwerk als »eine der größten Erſcheinungen des Jahrhunderts«, unbekümmert um das mitleidige Lächeln ſo mancher ſeiner Kollegen, die ſich nicht entblödeten dieſe Symphonie, ſo wie überhaupt alle Werke, in welchen ſich Beethoven von der Mozart'ſchen Richtung entfernte, für »Narrenmuſik« zu erklären.

Mit offener Stirne trat Kanne dem Kaſtengeiſte der Muſiker entgegen, wo er ihm nur immer aufſtieß, öffentlich erklärte er dem Zopfthum in der Tonkunſt den Krieg und brach vollſtändig mit der ſtarren Scholaſtik, die nicht den Geiſt und das Gemüth zu ihren Zunftgenoſſen zählt.«

Kanne war jedoch kein mühſamer oder ſorgfältiger Arbeiter. Seine meiſten kritiſchen Aufſätze über die Erſcheinungen des Tages entſtanden gleichſam im Fluge, unmittelbar nach einer Operndarſtellung, oder nach Beendigung eines Konzertes in einem — ordinären Bierhauſe.

In das Reich der Töne hingegen verſenkte er ſich als Komponiſt größtentheils nur in den wilden Gehegen und in der Waldeinſamkeit des Praters.

Welch' ein Lieblingsaufenthalt derſelbe für ihn war, iſt aus folgender Apotheoſe, mit der er ihn in dem vorerwähnten Panorama begrüßt, zu entnehmen.

»Sei mir gegrüßt«, ſo ruft er in derſelben aus, »Du reizender Luſtwald, Du herrliche Camera-obscura der goldflammenden Himmel, Sonnen und Sterne!

Wie gerne verweile ich in Dir, Du Tempel der Morgenröthe, wenn jedes Blatt dem Sonnenſcheine ſein Opfer bringt und ewige Treue dem Himmel ſchwört, und die Blumen ihren Buſen öffnen, um die Herrlichkeit des Lichtes in ihr Herz zu ſaugen!

Wie ſtaun' ich hinan an der blühenden Pracht Deiner hohen Bäume, wie lauſch' ich dem holden Säuſeln der Zweige und Blätter, die ſich einander Kühlung zufächeln in ihrer ſchönen Sommerfreude.

Auch ich will in Deinen Freudenhallen mir die Bruſt füllen mit dem Hauche des Aethers, der hier bald mit den Wogen der Donau, bald in den Wipfeln der Bäume ſpielt.«

Eine Eigenthümlichkeit Kanne's war es, daß er nur in dieſen Waldesräumen oder zwiſchen den beſchnittenen Laubwänden des Augartens und am Donauſtrande zu komponiren pflegte, während er der Muſe der Dichtkunſt allein inner ſeiner vier Wände Audienz ertheilte, bei welcher Gelegenheit er ſo wenig Rückſicht auf die Zeit nahm, als er dies beim Becher zu thun pflegte.

Wie ein Soldat ſeine Waffe, ſo trug Kanne immer mehrere zugeſpitzte Bleifedern und einige Bogen Papier in Quart geheftet bei ſich, von welchen er nur die linke Seite beſchrieb, die rechte aber zu Aenderungen und Zuſätzen unbeſchrieben ließ.

Als die gewöhnlichen Plätze für ſeine kritiſchen Arbeiten, deren wir früher erwähnten, werden das Komödien-Bierhaus, der goldene Pfau in der Kärnthnerſtraße, der goldene Ochſe und die Weintraube, beide letztere in der Leopoldſtadt, genannt.

Man muß ſich aber nicht einbilden, daß ſich Kanne den friedlichen Winkel eines Extrazimmers auswählte, um ungeſtört arbeiten zu können, im Gegentheil nahm er immer ſeinen Platz in der Gemeinſtube ein, in welcher, wie uns Gräffer mittheilt, die Lichtſcheeren noch mit Ketten an den Leuchtern befeſtigt waren, und der Qualm des augenbeizenden und nervenbetäubenden »Galgenknaſters« im Verein mit Talgdunſt, Gelärm und Gejohle, Lachen und Singen, Schreien und Zanken, den berußten Raum erfüllten und Gäſte, mit aufgewickelten Hemdärmeln, oder ſchmutzigen Schürzen und eingedrückten Pintſchern, die Staffage um unſeren Quidam bildeten.

Alles dieſes genirte aber dieſen ſo wenig, als ſich dadurch die erſten Hofopernſänger oder Kanne's Freunde abhalten ließen, ihn in jenen Bierhausſpelunken aufzuſuchen, und oftmals geſellten ſich Weber, Umlauft, der gelehrte aber brüske Wähner, der einarmige und doch überaus literariſch thätige Baron

Biedenfeld und der dichtende Baron Eib zu ihm, und gaben ihm wohl auch das Geleite bis zur nächſten Station.

Es muß erwähnt werden, daß Kanne nebſt dem vollen Weinglaſe das Kraut der Nicotiana über Alles ſchätzte und jede Lokalität vermied, in welcher er nicht der Tabakspfeife im vollen Maße fröhnen durfte.

Häufig und ohne Berückſichtigung der Tagzeiten oder häuslichen Verhältniſſe, beſuchte er den Redacteur des Wanderer's, Herrn Ignaz Ritter von Seyfried, zuweilen ſelbſt, wenn die Familie beim Mittagstiſche ſaß.

Wenn er dies durch die Magd in dem Vorgemache erfuhr, ſo ſteckte er nur den Kopf durch die halbgeöffnete Thüre in das Speiſezimmer, und fragte: »Darf ich mit der Pfeife eintreten? ſonſt komme ich ein andermal.«

Das Gaſthaus, in welchem er die meiſten ſogenannten Theaterabende, das iſt jene Abende, an welchen er über das Hoftheater zu referiren hatte, theils in den Zwiſchenacten und nach der Vorſtellung zubrachte, war der goldene Pfau, und wurde von ſeinen Freunden »Kannes-Kaffeehaus«, ſo wie er ſelbſt »Kannegießer« benannt.

Daß die Zeit oft weit vorgerückt war, wenn Kanne dieſes Gaſthaus verließ, welches nicht immer in einem Zuſtande geſchah, der ihn zum Ehrenmitgliede des Mäßigkeitsvereines eines Pater Mathews qualifizirte, war bei ſeiner Neigung für die edle Gottesgabe, welcher der Gelehrtenwitz die Bezeichnung »Vinum lac senum« beilegte, und bei ſeiner zeitweiſen Vorliebe für geſelligen Verkehr etwas Selbſtverſtändliches, doch ließ er ſich zu keiner Zeitſtunde abhalten, den weiten Weg nach ſeiner Wohnung in der Heugaſſe, und in der ſpäteren Zeit in die Leopoldſtadt, zurückzulegen.

Als es einmal ungewöhnlich ſpät geworden war, bot ihm ein Freund, der unferne von dem Gaſthauſe wohnte, ein Nachtlager an, Kanne aber antwortete: »Ich danke Dir, ich muß heute noch zu Hauſe ſein und ſollte es auch bis morgen dauern.«

Kanne hatte im gewöhnlichen Umgange ein Benehmen, welches durchgehends ſeiner intellektuellen Bildung entſprach, und das nur zuweilen durch ſeine zeitweilige Barſchheit gegen Fremde und ſeine zu große Ungenirtheit beeinträchtigt wurde, welch' Letzterer zu Folge es wohl auch vorkam, daß er manchmal jede Rückſicht, die uns guter Ton und Geſittung vorſchreiben, bei Seite ſetzte.

So geſchah es an einem Morgen, daß ein fremder Muſiker unſeren Kanne beſuchte, als dieſer noch zu Bette lag, und im Verlaufe des Geſpräches auf die Kompoſition eines claſſiſchen Meiſters zu reden kam.

Wie nun Muſiker gerne von der Verſtandesanſchauung zur Ausführung übergehen, ſo ſetzte ſich auch hier der Muſiker in Kurzem zum Clavier und ſpielte mehrere Stellen, auf welche das Geſpräch Bezug hatte.

Kanne horchte einige Zeit zu, da vernimmt er einen falſchen Accord, ſpringt im blanken Hemde aus dem Bette, eilt zum Clavier und greift in die Taſten, indem er ausruft: »Sehen Sie, ſo muß es ſein!«

Sein Sans gêne ging ſo weit, daß er im Sommer zuweilen in jenem allem Decor zuwiderlaufenden Zuſtande, welchen man in der Sprache des alten Latium mit den Worten: »in puris naturalibus« einen Ausdruck verleiht, und nur den Kopf mit dem Cylinder bedeckt, ſich an das Clavier ſetzte und auf demſelben phantaſirte, bei welcher Gelegenheit es ihm jedoch nicht beifiel, die Fenſter oder Roulleaux zu ſchließen, was natürlich die Nachbarſchaft veranlaßte dasſelbe zu thun.

Kanne nannte dies ſein »Luftbad.«

Ein Bad, von welchem Mäcenas in Rom und Agrippa wohl ſchwerlich eine Ahnung haben mochten.

Eben ſo ungenirt als er war, ſo ſehr haßte er auch alles Ceremonielle.

Eines Tages ſtand er mit Wenzel Müller und Korntheuer vor dem Leopoldſtädter Theater, als ſich zu ihnen der Baron S. geſellte.

Während ihrer Converſation wandelte Kanne der Reiz zum Nießen an. Baron S., welcher Kanne's Eigenheiten nicht kannte, ſagte ſehr zuvorkommend: »Zur Geneſung, Herr von Kanne.« Dieſer entgegnete: »Ich danke, Herr Baron.« Nachdem aber Kanne abermals nießen mußte und der Baron die früheren Worte wiederholte, zog Kanne ein langes Geſicht und ſagte gepreßt: »Ich danke Ihnen vielmals, Herr Baron, ich danke ein für allemal.«

Als aber ein ſchadenfroher Kitzel Kanne's Geruchsorgane zum dritten Mal zu einer Exploſion reizte, und trotz des früheren Verbittens der Baron abermals »zur Geſundheit, Herr von Kanne« ſagte, ſtieß Kanne einen tiefen Seufzer aus und ſagte im größten Aerger: »Ach, da muß ich in eine andere Gaſſe gehen!«

Grüßte ſeine Freunde und entfernte ſich, um ungehindert nießen zu können.

Auf gleiche Weiſe konnte er ſich ärgern, wenn ihm Jemand zu Mittag in dem Gaſthauſe, in welchem er dinirte, guten Apetit wünſchte, welches er das erſte Mal mit Dank erwiderte, das zweite Mal aber ſich durchaus nicht mehr gefallen ließ, ſondern nicht darauf antwortete, den Garcon rief und ſein Gedecke an einen andern Tiſch oder wohl gar in ein anderes Zimmer bringen ließ.

Vollends konnte er aber in Wuth gerathen, wenn man ihn von der Richtigkeit einer Sache überweiſen wollte, von deren Unrichtigkeit er die Ueberzeugung hatte.

Einſt beſtellte er ſich bei ſeinem Schuſter ein Paar neue Stiefeln, nicht um wie weiland der Hoffmann'ſche Kapellmeiſter Kreisler eine große Reiſe nach der Welt anzutreten, ſondern um einem nothwendigen Bedürfniſſe abzuhelfen, und beauftragte den Meiſter, ihm ſelbe ja ſo bequem als möglich zu machen.

In einigen Tagen darauf brachte ihm der Schuhmacher dieſelben und verſicherte, daß ſie ihm gewiß comod genug ſein würden.

Kanne ging noch an dem nämlichen Tage in ſeiner neuen Fußbekleidung aus. Er war aber noch nicht weit gekommen, ſo drückte ihn dieſelbe derart, daß er nothgedrungen ſtehen bleiben mußte.

Eine Wolke des Zornes aus ſeiner Tabakspfeife blaſend, ſetzte er nach einer Weile ſeine Wanderung fort, aber nicht lange, ſo ſah er ſich abermals gezwungen Halt zu machen, worüber er einen wehmüthigen Blick gegen den Himmel warf.

Nachdem er ſich aber wieder in Bewegung ſetzte und abermals genöthigt war innezuhalten, vermochte er, zur Verwunderung aller Vorübergehenden, ein erbittertes »Himmelkreuzdonnerwetter« nicht mehr zu unterdrücken, worauf er wieder die Rückkehr nach ſeiner Wohnung antrat, die er nur nach einem qualvollen Gange erreichte.

Voll des tiefſten Ingrimmes hierüber, ſchickte er ſogleich nach dem unglücklichen Schuhmacher.

»Sie Pechvogel von einem Schuſter«, ſchnaubte er dieſen an, »was haben Sie mir da für Stiefeln gemacht? Dieſe Monſtra kann ich ja gar nicht brauchen. Sie drücken mich, als ob ich caroliniſche Schraubenſtöcke an den Füßen hätte.«

»Ich bitte, Herr von Kanne«, ſagte der Schuſter, »das iſt halt nur das erſte Mal. Nach und nach gewöhnen Sie ſich ſchon daran.«

»So?« erwiderte Kanne. »Nun, Meiſter, legen Sie einmal ihre flache Hand auf dieſe Tiſchplatte.«

Der Schuſter that es nicht ohne Verwunderung, da aber drückte Kanne mit den Knöcheln ſeiner rieſigen Fauſt ſo heftig, als es nur immer die eiſerne Hand des Ritters von Berlichingen vermocht hätte, auf die Hand des Schuſters, daß dieſer laut aufſchreien mußte.

»Ruhig, ruhig:« ſagte Kanne, »nach und nach gewöhnen Sie's ſchon.«

So gewaltthätig er in ſeiner leidenſchaftlichen Aufregung gegen den armen Schuſter verfuhr, ſo raſch war er bei der Hand, ſich für eine zugefügte Beleidigung Genugthuung zu verſchaffen, wobei ſein ſpaniſches Rohr, von dem er ſich ebenſo wenig als von ſeiner Pfeife trennte, nicht ſelten in extemporäre Thätigkeit gelangte.

An einem Abende ſchlenderte er durch die Rothenthurmſtraße, eine Melodie vor ſich hinſummend, denn im Innern der Stadt durfte dazumal nicht geraucht werden, als eine Herrſchafts-Equipage, mit einem reich livretirten Kutſcher auf dem Kutſchenbocke und zwei Taugenichtſen auf dem Bedientenbrette, im raſenden Fluge und ſo hart an ihm vorüber jagte, daß er ſich raſch an die Hauswand drücken mußte, um nicht ſeine Vorderfüße von den Rädern zermalmt zu ſehen.

Eine Gefahr, welcher dieſe ihres Umfanges wegen allerdings mehr als andere Menſchenfüße ausgeſetzt waren.

Kaum aber war er von dieſer Befürchtung befreit, ſo ſtürzte er mit der Wuth eines Berſerkers dem Wagen nach, und hieb mit ſeinem ſpaniſchen Rohre auf die in Seidenſtrümpfen prunkenden Waden der Domeſtiken ein.

Dieſe fluchten und ſtrampelten um die Wette, und zogen bald das eine, bald das andere Bein, das ſein Rohrſtock getroffen hatte, an ſich, wagten aber bei der Schnelligkeit, mit welcher die Caroſſe dahinflog, nicht von derſelben herabzuſpringen, während Kanne noch eine gute Strecke hinter derſelben herrannte und unausgeſetzt ihre Knollwaden bearbeitend, ausrief: »Gib's dem Vorderen! Gib's dem Vorderen!«

Daß er nebſt all dieſen Seltſamlichkeiten, welche ſowohl als plötzliche Ausbrüche ſeines Temperaments, ſo wie als Angewohnheiten einer unabhängigen, rückſichts- und regelloſen Lebensweiſe zu betrachten ſind, bei ſeiner ſtrengen Rechtlichkeit und Offenherzigkeit jedes Hinterliſtige bis in das Kleinlichſte haßte, kann daher um ſo weniger Wunder nehmen.

Auf ſein ſpaniſches Rohr geſtützt, betrachtete er einſt auf dem Stephansplatze das bunte Gewühl der Menge, welche ſich an ihn, in der Haſt ihrer verſchiedenartigen Beſtrebungen, vorüberdrängte, als der Dichter J. G. Seidl ihn von rückwärts auf die Achſel klopfte.

»Verflucht!« polterte Kanne ſich raſch umwendend, »was thuſt Du? — Wer mich von hinten faßt, iſt mein Feind!«

Frei und ungebunden, wie ſein Gedankenflug, war auch ſeine Lebensweiſe. Heute hier, morgen dort. Heute ſuchte er Geſellſchaft, morgen vermied er ſie. In allen Verhältniſſen ſchaffte er ſich jedoch durch ſeinen Eigenſinn, ſeine Ueberſpanntheit und ſeine übertriebene Senſibilität neue Unannehmlichkeiten.

Hinſichtlich der Letzteren hatte er auch manch einen Schabernak von ſeinen Freunden, welchen man öfters eine nicht allzu große Delicateſſe zum Vorwurfe machen konnte, auszuſtehen.

Als Kanne einſt ſpät in der Nacht eine Geſellſchaft muſikaliſcher Genies aus dem Orcheſter der Vorſtadttheater, mit denen er lange gezecht hatte, verließ, um ſein einſames Dachſtübchen aufzuſuchen, welches er dazumal in der Heugaſſe bewohnte, geſchah, was gewöhnlich zu geſchehen pflegt, wenn Einer aus einer ſolchen Geſellſchaft oder auch aus dem Leben geht, es wurde nämlich noch lange über ihn und ſeine Eigenheiten geſprochen, wobei er vorzüglich ſeiner Reizbarkeit wegen zur Zielſcheibe ihrer Witzbolze herhalten mußte.

In toller Weinlaune machte da Einer von dieſen Kraftköpfen, welcher wußte, daß jeder Mißton Kanne's ſeines muſikaliſchen Gehör auf das Empfindlichſte verletze, den Vorſchlag, ſich einen Kapitalſpaß zu machen und ihm ein Ständchen mit abſichtlich verſtimmten Inſtrumenten zu bringen.

Der Vorſchlag wurde in pleno jubilo aufgenommen, die Inſtrumente in Eile herbeigeſchafft, in die unharmoniſcheſte Stimmung verſetzt und ſogleich an's Werk geſchritten.

Nicht lange, ſo brach das fürchterliche Charivari, welches jede Katzenmuſik unſerer in dieſem Kunſtfache weit ausgebildeteren Zeit übertraf, unmittelbar unter ſeinem Fenſter los.

Kanne, welcher ſchon zu Bette gegangen war, ſprang, wie von einer Tarantel geſtochen, aus demſelben, rieß das Fenſter auf und überſchüttete die Muſizirenden mit einem Hagel von Flüchen und Schimpfworten. Als dies aber nur ein rinforzando con rabbia zur Folge hatte, und das Geheul der unartikulirten Tonmaſſen immer gewaltiger an ſein Ohr erſchallte, brüllte er, alle Inſtrumente übertönend, um die Patrouille, als ob Räuber das Haus belagerten, und warf ſchließlich tönerne Pfeifenköpfe und Flaſchen, Schreibgeräthe, Napf und Stiefelknecht, und alles was nicht niet- und nagelfeſt war, auf die boshaften Ruheſtörer, bis dieſe ſich endlich unter ſchallendem Gelächter ſeinem Bombardement entzogen.

Auf ſeine Aeußerlichkeit verwendete unſer Original kein beſonderes Augenmerk, da er ſelbſt nur ein geringes Augenmerk für das Aeußere Anderer hatte.

Eines Morgens beſuchte ihn Jemand und fand ihn noch mit einer flanellenen Nachtjacke bekleidet, deren überaus lange Benützung nicht geläugnet werden konnte.

»Entſchuldigen Sie mich, wegen meiner etwas derouten Morgentoillette«, ſagte Kanne, »aber meine andere Nachtjacke iſt ſo eben in der Wäſche.«

Gewöhnlich ſah man ihn in einem dunkelblauen Frack mit gelben Metallknöpfen und Pantalons von gleicher Farbe, oder in einem dunkelblauen Ueberrocke, ein ſchwarzes Seidentuch nachläſſig um den Hals geſchlungen, eine lange Cylinderröhre auf dem Kopfe, das ſchon erwähnte ſpaniſche Rohr in der Hand und die ſchwere Meerſchaumpfeife im Munde.

Eben ſo geringe Sorgfalt als ſeiner Perſon ſchenkte er der Ausſtattung ſeiner Wohnung.

Als ich ihn Anfangs November 1833 auf ſeine briefliche Einladung beſuchte, um zwei Lieder von mir, »Der Reiter« und »Des Seemanns Grab«, die er in Muſik geſetzt hatte, vortragen zu hören, bewohnte er ein Zimmer und ein Kabinet in dem Hauſe Nr. 211 in der großen Pfarrgaſſe in der Leopoldſtadt.

Die Einrichtung dieſer beſcheidenen Räumlichkeit beſtand, ſo viel ich flüchtigen Blickes wahrnehmen konnte, in einem mit blauen bedruckten Kattun überdecktem Bette, einigem alten Geräthe, unter dem ſich ein großer Kübel, welchen Kanne als Badewanne benützte, bemerkbar machte, und einem Klavier, dem vorzüglichſten Möbel in der Wohnung, welches, wie ich ſpäter erfuhr, ihm der Inſtrumentenmacher Leſchen geliehen hatte.

An den kahlen, weißbetünchten Wänden befanden ſich mehrere Büſchel Tannenreiſer befeſtigt, welche einer Anzahl Blau- und Kohlmaiſen, die ganz ungenirt im Zimmer herumſchwirrten, das Grün des Waldes erſetzen ſollten.

Auf dem Klaviere erblickte ich ein beſtaubtes Manuſkript und den zweiten Theil von Jean Paul's Aeſthetik.

Ich wunderte mich, bei Kanne ſo wenig, oder eigentlich gar keine Bücher zu finden, da er doch häufig Citate im Munde führte und ſelbe auch in ſeine Aufſätze zu verweben pflegte, welcher Umſtand mir noch einen größeren Reſpekt vor ſeinem Gedächtniſſe und ſeinem reichen Wiſſen einflößte, als ich ſchon früher hatte.

Das Manuſkript beſehend, es war Kanne's großes Epos: »Der Winter« fragte ich, »ob er ſchon Schritte für deſſen Veröffentlichung gethan habe?«

Kanne antwortete, »daß es noch nicht cenſurirt ſei.«

»Und warum haben Sie es nicht der Cenſur überreicht?« fragte ich.

»Ach«, ſeufzte Kanne, »da müßte ich früher weinen.«

Die gleiche Antipathie, welche Kanne dazumal gegen dieſes hochnothpeinliche Streichgericht an den Tag legte, hegte er gegen Alles was Streichen hieß, und wodurch das Werk eines Schriftſtellers eine Beeinträchtigung erleiden konnte, welches nicht ſelten ganz eigenthümliche Scenen herbeiführte.

Bei der Generalprobe einer neuen Oper von Kanne's Kompoſition, welche er ſelbſt im Orcheſter dirigirte, ſtellten ſich einige Längen in mehreren Partien heraus, die der Regiſſeur beſeitigt zu haben wünſchte und Kanne darum anging.

Dieſer entſchloß ſich nur mit Widerwillen hierzu.

Aber auch einige darauffolgende Chöre ſchienen dem Regiſſeur von zu langer Dauer zu ſein, und er erſuchte daher den Kompoſiteur, von jedem Chore eine Strophe weggelaſſen, wozu ſich Kanne nur nach einer heftigen Debatte herbeiließ.

Als aber der Regiſſeur darauf noch eine Kürzung von ihm verlangte, rief er in äußerſter Entrüſtung: »Na, ſo ſchneidet mir das Herz aus dem Leibe!« ſchleuderte die Partitur auf die Schaubühne und ſtürzte aus dem Orcheſter fort.

Ueber den von mir erwähnten zweiten Theil von Jean Paul's Aeſthetik, ſollte ich bald nach meinem Beſuche etwas Heiteres vernehmen, welches ein komiſches Streiflicht in die trübſeligen Verhältniſſe unſeres Helden warf.

Wie mir mitgetheilt wurde, hatte Kanne ſich niemals eines Reichthumes an Büchern zu erfreuen.

Einſtmals beſuchte er einen Freund und bemerkte bei demſelben einen Bücherſchrank mit reichem und ausgewähltem Inhalte.

»Glücklicher Menſch, der Sie ſind«, rief er, »Sie haben Bücher!«

Nach einiger Zeit kommt Kanne in ſeine Wohnung und findet zu ſeiner freudigen Ueberraſchung ein niedliches Repoſitorium mit einer hübſchen Bücherſammlung, welche ihm von unbekannter Hand zugeſendet worden war.

Längere Zeit darauf beſuchte der großmüthige Bücherſpender unſeren Kanne, um zu ſehen ob er in ſeiner Auswahl Kanne's Geſchmack getroffen habe, und findet — keine Spur mehr von einem Buche, außer — den zweiten Theil von Jean Paul's Aeſthetik.

Trotz ſeiner reichen Begabung und ſeiner vielfachen Kenntniſſe, konnte ſich Kanne der Sorgen des Tages niemals ganz entſchlagen, da er einestheils ſeine Ausgaben nicht zu regeln verſtand, anderntheils ſich nie in beengende Verhältniſſe fügen wollte.

Dieſe beengenden Verhältniſſe begriffen aber auch jene Verbindlichkeiten in ſich, welche er aus eigenem Antriebe eingegangen war.

So verſetzte ihn die Verpflichtung, der er als Referent der Theaterzeitung nachzukommen hatte, nicht ſelten in die mißmuthigſte Stimmung, und oftmals ſeufzte er: »Ach, daß ich den Hausknecht Bäuerle's abgeben muß!«

Endlich ergab ſich die Gelegenheit, daß er die drückenden Feſſeln löſen, und mit Leporello im Don Juan ausrufen konnte:

»Ich will ſelbſt den Herrn machen,
Und nicht länger Diener ſein!«

Es gelang ihm nämlich ſelbſt eine Redaktion und zwar eine die ſeiner geiſtigen Begabung und ſeinem künſtleriſchen Streben am meiſten zuſagte, die Redaktion der Wiener Muſikzeitung übernehmen zu können.

Aber auch dieſe Umgeſtaltung ſeiner Verhältniſſe verbeſſerte weder die Mißlichkeit derſelben, noch war ſie vermögend ſeiner Lebensweiſe eine andere Richtung zu geben.

Die alte Zerfahrenheit und den alten Unmuth nur von einem anderen Kleide verhüllt, das ihm in Bälde eben ſo unbequem zu werden begann, als das frühere, begegnete er einſt dem Dichter Caſtelli, dem Repräſentanten der vormeidingeriſchen Gemüthlichkeit des alten Wien, der es, wie Anakreon, verſtand, ſich die lachenden Roſen des Frohſinns zu pflücken, und dem auch häufig der Name des heiteren Joniers beigelegt wurde.

»Gut, daß ich Dich treffe,« redete ihn dieſer an. »Ich weiß jetzt eine Stellung für Dich. Du kannſt die Kapellmeiſterſtelle am ſtändiſchen Theater in Gratz, mit dem Gehalte von 1200 Gulden erhalten. Du darfſt nur Dein Jawort geben, und die Sache iſt abgemacht.«

»Ach«, ſagte Kanne, »das wäre ganz hübſch, aber — Du kennſt mich ja, ich tauge nicht in dieſe Zwangsjacke.«

»Wenn Du mir ſchon einen Gefallen erweiſen willſt, ſo borge mir ein paar Gulden. Ich muß morgen meine Wohnung verlaſſen, weil ich die Miethe nicht bezahlen kann.«

Auf gleiche Weiſe begegnete er dem Schriftſteller Franz Weidmann, dem damaligen Redakteur der Wiener Moden-Zeitung.

Dieſer eröffnete ihm, daß er für ihn eine kaſtaliſche Goldquelle in einem eben erſt nach Wien gekommenen ruſſiſchen Edelmann aufgefunden habe, welcher täglich eine Muſikſtunde zu nehmen wünſchte und für jede derſelben das Honorar von einem vollwichtigen Dukaten in Gold zahlen wollte.

Kanne nahm den Antrag an, verfügte ſich, auf Weidmann's Anempfehlung, zu dem moskowitiſchen Noblemen, und gab — drei Lektionen, dann blieb er aus.

»Aber um des Himmelswillen«, fragte ihn Weidmann, bei ihrem nächſten Zuſammentreffen, »warum ſetzeſt Du Deine Lektionen nicht fort?«

»Bruder«, ſagte Kanne, »laß' mir meine Freiheit!«

So ſehen wir dieſen ſonderbaren mit ſich und der Welt im ewigen Widerſpruch lebenden Mann, in einer bedrängten Lage, einen Jahresgehalt von 1200 Gulden ausſchlagen, und eine tägliche Einnahme von einem Dukaten, mit der Geringſchätzung eines Stoiker, von ſich weiſen, weil ihm, bei ſeinem Unabhängigkeitsſinn, jede regelmäßige Verpflichtung als eine unerträgliche Laſt erſchien.

Gleich dem Siſiphus, mühte er ſich, im Triebrade ſeines Erwerbes, Tag für Tag, den Stein auf des Berges Spitze zu wälzen, um das Geſchäft immer wieder aufs Neue zu beginnen, bis er immer mehr und mehr an der fruchtloſen Arbeit erlahmte.

Da neigte ſich ſeine Sonne zum Untergange.

Die von ihm redigirte Muſikzeitung, mußte in der »Stadt der Muſik«, wie Wien vielfach genannt wurde, aus Mangel an Abnehmern zu erſcheinen aufhören, und mit ihr ward er der Arena beraubt, in der er, als Kämpfer und Vertheidiger des Schönen und Wahren in der Kunſt, mit dem Fechtermuth eines Gladiators aufgetreten war.

Der Aufführung ſeiner neueſten Oper in der Reſidenzſtadt an der Spree, ſtellten ſich unerwartete Hinderniſſe in den Weg, und für ſeine beiden großen Gedichte »der Winter« und »das Weltmeer« wollte ſich kein Verleger finden, was Wunder, daß ſich Kanne's Verhältniſſe immer mehr und mehr verſchlimmerten, ſo zwar, daß er am Ende gezwungen war, ſich durch das Intelligenzblatt dem Publikum als Geburtstag-, Hochzeit- und Leichendichter anzubieten.

Ein Rettungsverſuch, welcher keine weſentlichen Erfolge hatte, und der, ſeiner Ungewöhnlichkeit in Oeſterreich wegen, den Tadel vieler ſeiner ſchriftſtellernden und komponiſtiſchen Zeitgenoſſen hervorrief, deren Talent weit unter dem ſeinen ſtand, denen aber die Sonne des Glückes freundlicher zulächelte, als ihm.

Ueber das finſtere Verhängniß, dem Kanne rettungslos verfallen ſchien, und das, wie ein dem Cocytus entſtiegenes feindliches Phantom, ſeine ſchwarzen Fittiche immer dichter und dichter über ihn breitete, wurde auch ſein Gemüth immer verbitterter und gallichter, und mehr als jemals, nahm er jetzt ſeine Zuflucht zur Weinflaſche, um gleich dem der Menſchenwürde beraubten Wotjaken darin Betäubung und Vergeſſenheit zu finden.

Daß mit dem Zerfalle ſeiner Lebensverhältniſſe, der Zerfall ſeiner geiſtigen und körperlichen Kräfte, gleichen Schritt halten mußte, war eine nicht zu behindernde Folge.

In mancher Nacht warf die an der Decke der Schenkſtube in der Sonne hängende und im Erſterben begriffene argantiſche Lampe, die letzten Schimmer ihres Dochtes in das bleiche Antlitz des in ähnlicher Verfaſſung ſich befindenden letzten Gaſtes, unſeres Kanne, der, in einem Seſſel zurückgelehnt, die Welt und Menſchen verachtenden Gedanken ſeiner umdüſterten Seele, mit den Dampfwolken aus ſeiner Meerſchaumpfeife in die Lüfte verſtreute.

Es war, als ob Beide, die erlöſchende Lampe und Kanne, daran ein Wohlgefallen gefunden hätten, gegenſeitig ihre letzten Lebensphaſen, mit der Ironie der Reſignation, und mit dem Gleichmuthe der Ergebung in das Unvermeidliche zu beobachten.

So ging es noch einige Zeit.

In einer Nacht aber erſtarb die nächtliche Lampe in der Sonne, ohne ihrem letzten Gaſt in das Geſicht geleuchtet zu haben, denn Kanne war, zum Bedauern ſeiner Freunde ernſtlich krank geworden, und man befürchtete, bei ſeinem Widerwillen gegen ärztliche Hilfe das Schlimmſte.

Es war in der Nacht des 16. Dezembers 1833, als der Direktor des Leopoldſtädtertheaters, Herr Franz von Marinelli und mehrere ſeiner Mitglieder, nach altgewohntem Brauche, in dem Extrazimmer des, dem Theater gegenüberliegenden Gaſthauſes, zur blauen Weintraube, ſaßen, und noch in ſpäter Nachtſtunde der Theaterarzt, Dr. Pfennengbauer, die Geſellſchaft vermehrte.

»Woher noch ſo ſpät, Doktor?« fragte der Theaterdirektor.

»Ich komme ſo eben von unſerem Kanne« erwiderte Pfennengbauer.

»Von Kanne? — Ei, ſagen Sie doch, wie geht es ihm?« fragte Alles, wie aus einem Munde.

»Er liegt bereits im Sterben«, war die Antwort.

Eine allgemeine Betrübniß bemächtigte ſich, auf dieſe Nachricht, der Anweſenden, die dem wunderlichen aber biederben Kanne wahrhaft zugethan waren, und es bedurfte einer längeren Zeit bis die Geſellſchaft wieder in den alten Fluß ihrer Unterhaltung gelangen konnte.

Nicht lange darauf verließ ein Chorſänger des Theaters, welcher in der an das Extrazimmer anſtoßenden Gaſtſtube, bei mehreren Kollegen beim Bier geſeſſen, und die Nachricht ebenfalls gehört hatte, das Gaſthaus, um ſich nach Hauſe zu begeben.

Es war eine kalte Winternacht, und der Mond ſtand in ſeiner vollſten Klarheit am Himmel, die beſchneiten Häuſer mit ſeinem ganzen Schimmer übergießend.

In die große Pfarrgaſſe gekommen, ſah unſer Choriſt vor ſich, an der vom Monde beleuchteten Gaſſenſeite, eine lange vierſchröttige Geſtalt, in einen Mantel gehüllt dahinſchreiten, welche ihn allſogleich an den im Sterben begriffenen Kanne erinnerte.

Durch die Aehnlichkeit neugierig geworden, eilte er raſcher vorwärts, und blickte dem einſam Wandelnden in's Geſicht, prallte aber voll Entſetzen an die Wand zurück, denn — er hatte wirklich Kanne's todtenbleiches Geſicht erblickt.

Die Geſtalt aber ſchritt langſam die mondenhelle Gaſſe entlang, blieb vor dem Hauſe, in welchem ſich Kanne's Wohnung befand, ſtehen, öffnete ſodann mit einem Schlüſſel das Thor, und war dem Auge des nachſtarrenden Choriſten entſchwunden.

Dieſer aber eilte, mit aufgeſträubtem Haare, in die blaue Traube zurück, und erzählte das Vorgefallene.

Alles blickte fragend auf den Arzt, voll Erwartung, was er zu dieſem ſeiner Mittheilung widerſprechendem Berichte ſagen würde.

Pfennengbauer aber behauptete, daß ſich der Chorſänger getäuſcht haben müſſe, und begab ſich ſogleich mit ihm nach Kanne's Wohnung, um ſich hierüber Gewißheit zu verſchaffen.

Der Direktor und die Geſellſchaft harrten mit der äußerſten Spannung auf die Löſung dieſes Räthſels.

Die Zeit ſchien ihnen auf bleiernen Füſſen dahinzuſchleichen. Der Arzt wollte noch immer nicht wiederkommen. Ihre Aufregung ſteigerte ſich von Minute zu Minute.

Endlich trat der Erwartete in das Zimmer und ſagte: Kanne iſt todt.

Eine lange Pauſe erfolgte.

»Alſo war jene Geſtalt doch eine Täuſchung?« fragte man darauf.

»Nichts weniger«, antwortete der Doktor. »Nachdem ich Kanne verließ, hatte er nur noch eine Halbe Wein bei der Sonne getrunken, und war dann — Sterben gegangen.«

Welch' einen erſchütternden Eindruck die Mittheilung dieſes auf ſo außergewöhnliche Weiſe zu Ende geſpielten Lebensdrama's auf die Geſellſchaft machte, braucht wohl nicht angedeutet zu werden.

Il est mort au moment, où il venit dè sortir du cabaret, ſagte ſein Biograph: **F. v. Fetis,** in ſeiner **Biographie universelle de Musiciens.**

Es bleibt ſomit nur noch beizufügen, daß der Beamte, welcher nach Kanne's Tod das Inventarium des Nachlaſſes aufzunehmen hatte, berichtete, bei Kanne ſo wenig an Werth vorgefunden zu haben, daß ſowohl die Abhandlungsbehörde, als der Hauseigenthümer Michael Uhrl, dem er noch die Miethe ſchuldete, und die Wirthe, bei denen er auf der ſchwarzen Tafel ſtand, leer ausgingen, und die Verlaſſenſchaft im kridamäßigen Wege abgethan werden mußte.

Ich fand nichts, referirte er, als einige muſikaliſche Skizzen und — den zweiten Theil von Jean Paul's Aeſthetik.

Als Kanne im Sarge aufgebahrt lag, und allein die Kohlmaiſen den todten Meiſter und das einſame trübbrennende Licht, welches ihm zu Häupten ſtand, umſchwirrten, und vergebens nach den Nüſſen ſpähten, die er ihnen täglich nach Hauſe zu bringen pflegte, kam eine fremde Frau und ſchlang einen Lorbeerkranz um ſeine bleiche Schläfe.

In welcher Beziehung dieſelbe zu Kanne geſtanden, war nicht zu ermitteln.

Nur Wenige hatten ſie zu der Stätte des Todes ſchreiten und ſich wieder von dieſer entfernen geſehen, und dieſen war ſie unbekannt.

Die Beſtattung des Lorbeerbekränzten wurde durch eine Kollekte beſtritten.

Kaiſer Joſef und die Waſchfrau.

Von großen, außerordentlichen Menſchen intereſſiren die Nachwelt auch die kleinſten und unbedeutendſten Züge ihres Privatlebens, denn nicht ſelten tragen dieſe zur Charakteriſtik derſelben ein Größeres bei, als die großartigſten Handlungen eines thatenreichen Wirkens, welche Allen klar und hellbeleuchtet vor Augen liegen.

Vielleicht dürfte dies auch bei den vorliegenden und an und für ſich geringfügigen Vorkommniſſen aus dem Leben des unvergeßlichen Monarchen der Fall ſein.

Kaiſer Joſef hatte bekanntlich ſein Apartement in der 2. Etage des, den Schweizerhof einſchließenden Viereckes, der alten Rudolfiniſchen Hofburg, deſſen Vorderfronte dem Burgplatze und deſſen Revers dem benannten Hofraume zugekehrt iſt.

Im dem letzten Theile befand ſich das Fenſter eines kaiſerlichen Gemaches, gerade jener Seite des Hofraumes gegenüber, auf welcher der Aufgang zur kaiſerlichen Schatzkammer iſt, und wo ſich zu ebener Erde die Hofküche und die Victualienmagazine, dazumal »Zehrgaden« genannt, befanden.

Kaiſer Joſef, der den erhabenen Wahlſpruch: »Durch Tugend und Beiſpiel angenommen hatte, und in Folge deſſen ein ſorgſames Hausregiment führte, liebte es, zuweilen aus dieſem Fenſter einen verſtohlenen Blick nach den letztgenannten Lokalitäten hinabzuwerfen.

Vor der Hofküche ſah er nun zu einer gewiſſen Tageszeit faſt immer eine alte Frauensperſon auf einer Holzbank ſitzen.

Dies war ein Mütterchen hoch in den Sechzigen, vergilbt und runzelicht, es hatte eine ſchwarze gezupfte Drahthaube auf dem Kopfe und ein blaulinnenes Vortuch vorgebunden, und ſchien von ſeiner Hausarbeit auszuruhen.

Die ehrlichen, offenen Geſichtszüge dieſer Alten, welche ihn lebhaft an ein Gemälde Rembrand's erinnerten, gefielen dem Kaiſer und er befragte gelegentlich einen Kammerlakeien, wer die alte Perſon ſei, die ſo häufig auf der Bank vor der Hofküche ſitze?

Das iſt das Waſchweib, die alte Kathl (Katharina), war die Auskunft des Befragten.

Eines Nachmittags, als der Kaiſer wieder in den Schweizerhof hinunterſah, und das Weib abermals auf ſeiner Holzbank erblickte, winkte er derſelben, zu ihm hinaufzukommen.

Die alte Kathl, welche den Wink gewahrte, aber nichts weniger dachte, als daß er ihr gelte, blickte nach rechts und links, um den Gegenſtand zu ermitteln, dem er gegolten, als ſie aber Niemand gewahrte, warf ſie noch einen forſchenden Blick nach dem Fenſter des Kaiſers hinauf.

Der Kaiſer winkte abermals.

Da deutete die alte Kathl verwundert auf ſich.

Der Kaiſer nickte, wobei er ſich eines Lächelns nicht erwehren konnte.

Voll Ueberraſchung fiel hierauf die Alte mehr von der Holzbank herab, als ſie von derſelben herunterrutſchte und eilte, ſo ſchnell es ihr möglich war, in die 2. Etage hinauf.

In wenigen Minuten ſtand ſie in dem Kabinete vor dem Monarchen.

»Du biſt das Küchenweib mit Namen Kathl?« fragte der Kaiſer.

»Zu Befehl, Euere Majeſtät«, ſagte zitternd die Alte.

»Fürchte Dich nicht«, ſprach Joſef begütigend, »Du haſt nichts zu gefährden. Ich wollte Dich nur, da wir Beide eben nichts zu thun haben, um das Eine oder das Andere befragen, von dem Du etwas wiſſen kannſt. Sag' mir einmal aufrichtig, wie geht es in der Hofküche zu?«

»Eure Majeſtät«, ſagte Kathl, »ich kümmere mich wenig um das, was dort um mich vorgeht. Ich ſcheu're mein Geſchirr, wie es mir auferlegt iſt, und weiß daher wahr und wahrhaftig keine nähere Auskunft über irgend eine Perſon zu geben.«

»Das iſt brav von Dir«, erwiderte Joſef, »Du ſollſt auch keine Denunziantin abgeben. Ich will nur wiſſen, was ſie drunten für eine Wirthſchaft führen, ob der Küchendirection von den Köchen und Köchinnen nicht öfters ein X für ein U gemacht wird, und ob kein ſtrafbarer Unterſchleif ſtattfindet?«

»Ach, Eure Majeſtät«, ſagte Kathl, »ich glaube, es gibt keine vornehme Herrſchaftskuchel, wo man nicht oft fünf gerad ſein läßt, und davon wird wohl auch die Hofkuchel keine Ausnahme machen, obgleich man der Waiherin nichts wird nachſagen können, wie ich meine. Eine Hand waſcht die andere, ſagt ein altes Sprichwort.«

»Es muß viel auf dieſe Weiſe gewaſchen werden. Da kommt gerade wieder Einer mit einem vollen Tragkorb aus der Küche heraus«, ſagte der Kaiſer, welcher eben einen flüchtigen Blick durch das Fenſter warf.

»Ja, die Waiherin«, fuhr die in den Redeſtrom einmal hineingebrachte Alte fort, »die Waiherin, welche das allerhöchſte Glück hat, für Euer Majeſtät das Eſſen herzurichten, das iſt eine dienſtfreundliche Perſon gegen Alle die ihr nur einigermaßen zu Geſicht ſteh'n, das muß ihr der Neid nachſagen. Dafür wiſſen aber auch Alle die Waiherin zu eſtimiren, beſonders der Herr Tokaierwein-Inſpektor, der ſchickt ihr faſt alle Tage ein paar Körbe voll Wein aus dem Hofkeller herüber.«

»Was ſie ſagt.«

»Ja, und mir ſelber erlaubt die Waizerin täglich in einem Napf ein Beſcheideſſen mit nach Haus zu nehmen.«

»Das iſt Dir gegönnt und magſt Du in Ruhe verzehren; wie aber iſt's mit dem Tokaierwein-Inſpektor, der wird ſich wohl nicht mit ſolch' einem einfachen Beſcheideſſen begnügen.«

»Ja freilich, bei dem wird es wohl größer ausfallen, als bei einem ordinären Waſchweib, wie die alte Kathl iſt.«

»Unter Ander'n«, fragte Joſef, »weißt Du wie viel Pfund Rindfleiſch täglich für meinen Tiſch der Hof-Zuſchrotter in die Hofküche zu liefern hat?«

»Ei ja, Eure Majeſtät, hör' ich's doch oft genug. Er liefert alle Morgen zwei Centner.«

»Was!?« rief der Kaiſer voll Erſtaunen. »Zwei Centner für mich, eine einzelne Perſon? Das iſt nicht möglich!«

»Ich kann mich vielleicht auch irren, vielleicht ſind es drei.«

»Warum nicht gar ein ganzer Ochſe!« fuhr der Kaiſer heraus und ſchritt im Gemache haſtig auf und nieder. Endlich wendete er ſich wieder zu der Alten und ſagte: »Es iſt gut, Kathl; da haſt Du eine kleine Gratifikation für das Stiegenſteigen«, fuhr er fort, indem er ihr einen Dukaten in die ſchwielige Hand drückte, »und nun behüt' Dich Gott.«

Die Alte dankte mit überſtrömender Worten für das Geſchenk und entfernte ſich, doch kam ihr heimlich der Skrupel ob ſie, trotz ihrer Abſicht, nicht aus der Schule zu ſchwatzen, dennoch nicht ſchon zu viel geſagt habe, beſonders wegen des Tokaierwein-Inſpektors, was ihr am Ende, wenn es bekannt würde, zum Nachtheil gereichen könne.

Schon am nächſten Tage aber ließ Joſef den Hof-Zuſchrotter, das iſt den Fleiſchhauer, welcher das Fleiſch in die Hofküche zu liefern hatte, in das Kabinet berufen.

Nach einigen Wechſelreden über Fleiſchlieferung und Einkauf des Maſtviehes, fragte der Kaiſer: »Unter Ander'n, wie viel liefert er täglich Rindfleiſch für mich in die Hofküche?«

»Bloß für die Mittagstafel Euerer Majeſtät allein?« fragte der Fleiſchhauer, nicht ohne einiger Verlegenheit.

»Bloß für dieſelbe.«

»Das — wird — bei zwei Centner ausmachen.«

»Alſo doch richtig«, ſagte Joſef zu ſich. »Wie kommt das aber, da man mir nur ein mäßiges Tafelſtück vorſetzt, welches übrigens hinlänglich für mich genügt.«

»Euere Majeſtät«, erwiderte der Fleiſcher, »ſo viel ich aus der Praxis in Erfahrung gebracht habe, pflegt man in einer großen Küche zu einem Tafelſtück nur den allerſchönſten Theil des Sudfleiſches auszuwählen, wodurch das andere natürlicherweiſe nicht in Rechnung gebracht werden kann. Auch wird das Rindfleiſch nicht bloß zum Sudfleiſche allein verwendet, es hat auch die Suppe kräftig zu machen.«

»Und zwar nicht nur jene der Herrſchaft allein, das iſt mir bekannt geworden. Und wie viel liefert er für mich noch an . . . doch es iſt genug, ich wollte mir nur einen oberflächlichen Einblick in die beſtehende Manipulation im Allgemeinen verſchaffen.«

Der Fleiſcher machte eine devote Verbeugung und entfernte ſich, indem er jedoch bei ſich dachte: »Dieſer oberflächliche Einblick wird dem Herrn Hofküchen-Inſpektor nicht ſehr konveniren.«

Noch hatte er aber nicht die Ausgangsthüre erreicht, ſo rief der Kaiſer: »Noch Eins! Er iſt ja auch der Vorſteher oder Gildenmeiſter der bürgerlichen Wiener Fleiſchhauer?«

»Gehorſamſt zu dienen, Euere Majeſtät, bereits ſeit zwölf Jahren.«

»Wie ich vernehme, ſo habt Ihr bei der Regierung ein Geſuch um Erhöhung der Fleiſchtaxe eingereicht, obgleich der Preis des Rindfleiſches bereits von 6 auf 7 Kreuzer vom Pfund erhöht worden?«

»Euer Majeſtät, es iſt uns wirklich unmöglich, bei dieſem Preiſe beſtehen zu können.«

»Wirklich? Ihr könnt alſo bei dieſen Preiſen nicht beſtehen? — Nun, wenn dieß der Fall iſt, ſo ſteht es bei Euch, euer Gewerbe anheim zu ſagen, es werden ſich ſchon unter eueren Leuten Individuen finden, die dabei werden beſtehen können.«

»Euer Majeſtät . .« ſtotterte der Fleiſchhauer.

»Das ſage ich Ihm aber«, fuhr Joſef mit erhöhter und ſtarker Stimme fort, indem ſich ſeine Stirne in ernſte Falten legte, »ſollte Einer von ſeinen Zunftgenoſſen es ſich beifallen laſſen, den Preis heimlich auf eigenmächtige Weiſe zu erhöhen, oder den Kundſchaften abſichtlich ſchlechtes Fleiſch für den beſtehenden Preis zu verabfolgen, ſo ſoll er für jedes Pfund, welches er auf dieſe Art verausgabt, 25 Stockſtreiche ad Sedes erhalten.«

Hierauf kehrte er dem Fleiſchhauer den Rücken, welcher auf das Aeußerſte erſchrocken, ſich in der Geſtalt eines Igels, zur Thüre hinausdrückte.

Am nächſten Morgen erhielt der Hofküchen-Inſpektor zu ſeinem höchſten Erſtaunen eine von dem Kaiſer eigenhändig verfaßte und ſehr herabgeſetzte Spezifikationstabelle, nach welcher der Hof-Zuſchrotter künftig ſein Fleiſchkontingent abzuliefern hatte.

Es dürfte wohl hier nicht am unrechten Orte ſein, einen flüchtigen Blick auf die Lebensweiſe des Kaiſers ſelbſt zu werfen.

Kaiſer Joſef nahm täglich das Mittagsmahl um 3 oder 4 Uhr zu ſich, und zwar immer ganz allein, wozu er höchſtens eine halbe Stunde verbrauchte. »Seine Tafel«, ſagt Hormayer, »war mäßig wie die eines Curius oder Cleomenes.«

Die Hofköche hatten hierbei nichts zu thun, da nur eine einzige Mundköchin beauftragt war, die Mahlzeit zu beſorgen, für welche er zuweilen ſelbſt den Küchenzettel ſchrieb.

Die Tafel hatte zwei Gänge und beſtand in Suppe, Rindfleiſch, grünem Gemüſe, Braten, gekochtem Obſt, welches er vorzüglich liebte, und einigem Backwerk.

Er trank bloß Waſſer.

Ja, er bemerkte ſogar in ſeinem Erziehungs-Regulativ für den Erzherzog Franz, nachmaligem Kaiſer Franz II.:

»Hat bloß Waſſer zu trinken, da ſelbes ſehr gut und Liqueursweine für junge Leute gar nichts taugen.«

Ein Nachtmahl pflegte der Kaiſer zu keiner Zeit zu nehmen.

Nicht ſelten jedoch geſchah es, daß die bereits aufgetragenen Speiſen, eben angelangter Depeſchen oder in die Länge gezogener Konverſationen wegen, erkalteten und wieder in die Küche gebracht werden mußten, um warm gemacht zu werden. — Befand ſich Kaiſer Joſef zur Sommerszeit in dem Augarten, ſeinem Lieblingsaufenthalt, ſo mußte ihm meiſtens ein Leiblakei das Mittagsmahl aus der Hofküche mittelſt Fiaker dahinbringen.

Die Fürſtin Liechtenſtein tadelte ihn einſt über das Erkaltenlaſſen der Speiſen.

»Durchlaucht«, ſagte der raſtlosthätige Monarch, »ich kann den Staat nicht meines Mittagstiſches wegen vernachläſſigen.«

Einige Tage nach dem Vorgange mit dem Hof-Zuſchrotter ereignete ſich ein Vorfall, welcher, nachdem er ſchnell bekannt geworden war, viel zu lachen machte.

Der Kaiſer ſtieg nämlich die breite Steintreppe hinab, welche ſeine glorreiche Mutter hatte erbauen laſſen, und wendete ſich nach dem linken Korridor, um zu dem ſogenannten Leopoldiniſchen Burgtrakt zu gelangen, als er eines Hofdieners anſichtig wurde, welcher in einen Mantel gehüllt war, aus dem verrätheriſcher Weiſe der Schweif eines großen Fiſches hervorblickte.

Joſef, deſſen Auge dieſes nicht entging, dachte ſogleich: »Aha, das iſt auch Einer von der Waſchkompanei, und folgte ihm mit raſchen Schritten.

Ihm nahe gekommen, klopfte er ihn ſachte auf die Achſel, indem er ſagte: »Ein andermal einen längern Mantel oder einen kleineren Fiſch!«

Hierauf ließ er den auf den Tod Erſchrockenen ſtehen und eilte weiter.

Hatte die Küchen-Inſpektion, ſeit der Kaiſer mit der alten Kathl geſprochen, manch' ein Reprement oder eine Verwarnung erhalten, welche das Küchenperſonale in Unruhe verſetzte, ſo wurde dieſe durch die von Joſef eigenhändig herabgeſetzte Fleiſchſpezifikation noch um Vieles vermehrt.

Allgemein kam das Küchenperſonal darin überein, daß ein Spion in der Hofküche ſein müſſe, welcher dem Kaiſer ſeine Wahrnehmungen zutrage und ihn zu ſolchen Gewaltmaßregeln verleite.

Wer aber ſollte dieſer ſein?

Der Hofkoch betrachtete den Hofeinkäufer mit Mißtrauen, und dieſer den Küchenträger; ſo wie die Mundköchin ihre Gehilfin, und der Hofzergadner den Bratkoch und den Bäckereikoch im Verdacht der Spionage hatte und eben ſo auch umgekehrt, denn Jedes traute dem Andern ſo viele Schlechtigkeit zu, daß es ſich zu dem Geſchäfte herleihen würde, wenn es daraus einen Vortheil ziehen könne.

Auf die eigentliche ſchuldloſe Schuldbewußte, die alte Kathl, hatte Niemand einen Argwohn.

Nach einiger Zeit berief dieſe abermals der Kaiſer in ſein Kabinet.

Sie erſchien wie früher und beantwortete mit bereitwilliger Unbefangenheit alle Fragen des Kaiſers gerade wie das erſte Mal, ohne ſich abſichtlich über irgend eine Perſon mißgünſtig zu äußern.

Als ſie darauf abermals beſchenkt wieder von Joſef entlaſſen wurde, konnte ſie es aber nicht über ſich bringen, ſich nochmals an denſelben zu wenden: »Euer Majeſtät«, ſagte ſie in höchſter Befangenheit, »ich hätt' noch zu allerletzt eine ſchöne Bitt'.

»Und dieſe iſt?«

»Daß Euer Majeſtät geruhen möchten, mich nicht mehr heraufkommen zu laſſen.«

»Und weßhalb nicht?«

»Weil ich gewiß nur einen Verdruß davon haben werd'.«

»Beſorge Dich nicht, ich ſtehe Dir dafür, daß Deine Viſiten bei mir keine nachtheiligen Folgen für Dich haben ſollen.«

So troſtreich auch dieſe Worte zu dem Herzen der alten Kathl drangen, ſo konnten ſie doch die Befürchtungen derſelben nicht ganz verſcheuchen.

Und ihre Befürchtungen waren leider nicht ungegründet.

Eine Küchenmagd hatte die Kathl in das Kabinet des Kaiſers hinaufſchleichen geſehen und dieſes ſogleich der Jungfer Magdalena, der Gehilfin der Mundköchin mitgetheilt, welche nichts Eiligeres zu thun hatte, als es ihrer Vorgeſetzten zu berichten, welche hinwieder die Neuigkeit in aller Haſt dem Meiſterkoch mittheilte.

Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich das Gerücht dieſer Entdeckung unter dem ganzen Küchenperſonale, welches von nun an die arme Kathl als eine Schlange betrachtete, die es an ſeinem Buſen genährt habe.

Sie ſah von dieſer Zeit an nur finſtere Geſichter, zuſammengezogene Brauen, und bekam nur barſche und rauhe Worte oder beißende Anſpielungen zu hören.

Die alte Kathl ſchloß aus all' dieſem, daß etwas vorgefallen ſein müſſe, was ihrer Umgebung zu ſolch einem Betragen Veranlaſſung gab, und ihre Bruſt ward daher eben ſo ſehr von einer bangen Ungewißheit als von einer tiefen Beſorgniß erfüllt.

Da man ſie aber nicht direkte angriff, ſo konnte ſie ſich auch nicht vertheidigen, und mußte daher all' die Unbilden in ſtiller Ergebung erdulden, welche über ſie ergingen.

Eines Nachmittags ſaß ſie wieder wie ſonſt auf ihrer Holzdank vor der Küchenthüre, aber diesmal hatte ſich eine große Niedergeſchlagenheit ihrer bemächtigt, und ſie weinte ſtille in ihr blaues Vortuch hinein, denn die Mundköchin hatte ſie einer Unbedeutendheit wegen hart angelaſſen und ihr gedroht, bei dem Küchen-Inſpektor auf ihre Entlaſſung zu bringen.

Zufällig ſah Joſef durch das Fenſter und ließ ſie allſogleich zu ſich kommen.

»Warum weint die Kathl?«

»Ach, Euer Majeſtät«, antwortete ſie unter heftigem Schluchzen. »Ich wußte es ja, daß ich einen Verdruß haben würde, daß mir Euer Majeſtät die Gnad' erweiſen mit mir zu reden.«

Hierauf erzählte ſie ihm, daß ſie ſeit Kurzem von allen Küchenleuten angefeindet würde und keine gute Stunde mehr in der Küche habe.

»Geh' nur wieder hinab«, ſagte Joſef, ihr ein paar Thaler in die Hand drückend, »es wird bald anders werden.«

Am nächſten Tage aber erhielt der Hofküchen-Inſpektor nachfolgendes Handſchreiben des Kaiſers.

An den Küchen-Inſpektor Gilbert.

»Wie ich vernehme, wird die alte Waſchfrau Kathl eines nicht gegründeten Verdachtes wegen von meinem Hofküchen-Perſonal auf eine ungeziemende Weiſe behandelt. Indem ich ſelbigem Perſonale hiermit meine gerechte Unzufriedenheit zu erkennen gebe, verbiete ich zugleich bei meiner höchſten Ungnade Jedwedem, ſich in Hinkunft gegen beſagte Perſon eine Beleidigung zu Schulden kommen zu laſſen, in welchem Falle mein Obriſt-Küchenmeiſter, geh. Rath Graf von St. Julien beauftragt iſt, den Betreffenden allſogleich ſeines Dienſtes zu entlaſſen.

Joſef.«

Von dieſem Augenblicke an blieb die alte Kathl ſelbſtverſtändlich von dem Küchenperſonale unangefochten, ja, ſie genoß ſogar in Folge der offen ausgeſprochenen Protektion eine Art heimlichen Reſpektes, und der Kaiſer ſah ſie bald darauf wieder ſo vergnügt wie früher, in der von ihr untrennbaren Drahthaube und mit dem blauen Fürtuche, in müſſigen Stunden auf der Holzbank vor der Kellerthüre ſitzen.

Die Einſchränkungen, welche Joſef jedoch in Folge der Unterredung mit der alten Kathl vorgenommen, hatten nicht nur in der Küchenregion, ſondern auch in höheren Kreiſen eine nachhaltige Senſation hervorgerufen, und ſo ſehr auch der hohe Adel und die Bureaukratie den Reformen des Kaiſers im Allgemeinen abhold waren, ſo gab es doch Manche unter beiden, welche glaubten den Reformator in dieſem Punkte nachahmen zu müſſen.

Zu dieſen zählte ganz vorzüglich Graf Cobenzl, einer der reichbegütertſten Hofkavaliere, von welchem dem Kaiſer hinterbracht wurde, daß er beſonders große Einſchränkungen in ſeinem Hausweſen vorgenommen habe.

Als der Kaiſer ihn eines Tages beim Lever anſichtig wurde, ſagte er daher zu ihm: »Apropos, lieber Graf, iſt es wahr, daß Sie eine ſo große Reſtriktion in ihrer Menage vorgenommen haben?

»Ich bin in der That hierzu preſſirt«, erwiderte Graf Cobenzl. »Die vielen Debourſements zu welchen ich veranlaßt bin . . . . «

»Ich ſehe es nicht gerne«, fiel ihm Joſef in die Rede, »daß mein Adel ſich beſchränkt. Die Umgebung des Erzhauſes Oeſterreich's ſoll ſich zu jeder Zeit der Krone würdig zeigen.«

»Pardoniren, Euere Majeſtät«, entgegnete Cobenzl, »aber Allerhöchſtdieſelben beliebten ſelbſt die Zahl der dienenden Kammerherren auf 36 einzuſchränken, die erzherzoglichen Hoftafeln ſo wie die Hofſpeiſung an der Marſchallstafel zu anulliren und große Limitations in höchſt Dero Cour . . .«

Joſef unterbrach ihn jedoch abermals und ſagte: »Wenn das Bedürfniß des Staates mich nöthigt auf die höchſte Oekonomie zu ſehen, ſo erfordert es die Wohlfahrt desſelben, daß meine hochgeſtellten und reichen Unterthanen den Ueberfluß ihrer großen Einkünfte unter das Publikum gelangen laſſen.«

Noch öfters nach dieſer Zeit nickte der menſchenfreundliche Monarch aus ſeinem Hoffenſter der alten Kathl einen freundlichen Gruß zu, ließ aber, um dem Verdacht der Küchendienerſchaft nicht neue Nahrung zu geben, die gutmüthige Alte nicht wieder in das kaiſerliche Kabinet entbieten.

Ein Zeitbild aus Wien.

Eine kalte Novembernacht hatte ſich auf die ſpitzen Thürme und gewaltigen Gibeldächer Wiens herabgeſenkt, und die erſteren in ihre ſchaurignaſſen Nebelſchleier gehüllt, als der Student Johannes Würfel vor der düſterbrennenden Oellampe an ſeinem mit Skripturen und Folianten überfüllten Studiertiſche ſaß, und einen Kodex nach dem andern aufſchlug und gleich hernach wieder zuklappte.

So großen Fleiß er ſonſt auf ſeine Rechtsſtudien verwendete, ſo ungünſtig war ihm die heutige Nacht. Eine Unruhe, eine Bangigkeit hatte ſich ſeiner bemächtigt, und machte ihn zu allem ernſteren Nachdenken unfähig.

Dieſe Bangigkeit hatte jedoch ihre nur zu triftigen Gründe und bedurfte wohl keiner Entſchuldigung, da nur wenige Bewohner Wiens um jene Zeit nicht von demſelben Gefühle ergriffen waren.

Der ſchwarze Tod, jenes grauenvolle, unheimliche Geſpenſt, welches bereits ſeit einem Jahre über Deutſchland ſeine dunklen Fittige ſchwang, jener unerſättliche Würger hatte nun auch, wie eine grimmige Rieſenſchlange, in immer engeren Kreiſen das ſtolze fröhliche Wien umringelt, und drohte es zu vernichten.

Noch mehr aber als dieſe bedrohliche Gefahr belaſtete Johannes Herz mit Schwermuth und Troſtloſigkeit ſeine hoffnungsloſe Liebe zur ſchönen Anna, der Tochter des Staatsanwaltes Aegidius Ortolf.

Johannes Vater, als Münzmeiſter in der landesfürſtlichen Münze zu Wien angeſtellt, war ein vertrauter Freund des Staatsanwaltes Ortolf.

Johannes und Anna wuchſen als Kinder zuſammen auf, und gewöhnten ſich ſchon in ihrer früheſten Jugend an einander, welche kindliche Zuneigung jedoch in ſpäteren Jahren ſich in innigere Gefühle umwandelte.

Der Anwalt ſowohl, als der Münzmeiſter Würfel hatten nichts gegen die immer mehr zur üppigen Blume ſich entfaltenden Liebe ihrer Kinder einzuwenden, ja ſie ſahen ſogar mit innerem Wohlgefallen einer einſtigen Verbindung derſelben entgegen, als plötzlich der Letztere einer Veruntreuung, welche man in der Münze entdeckte, beſchuldigt wurde und ſein Heil in der Flucht ſuchte.

Da verſchloß Ortolf dem armen Johannes die Thüre, und ſchwur, ſo lange er lebe, ſeine Tochter nie dem Sohne eines Verbrechers geben zu wollen.

Eben war Johannes voll finſterer Gedanken und Phantaſien von ſeinem Stuhle aufgeſprungen und hatte einige Male haſtig ſeine eben nicht ſehr geräumige Stube durchſchritten, als ſich die Thüre öffnete und Herr Ulrich Scherwängel, ein Plattner oder Harniſchmacher, von welchem Johannes ſein jetziges Domicilium gemiethet hatte, haſtig hineintrat. »Habt Ihr ſchon gehört, Herr Johannes Würfel?« fragte das Männchen geiſterbleich.

»Was ſoll es?« antwortete Johannes etwas unwirſch, indem er in ſeiner Wanderung innehielt, und dem kleinen verſtörten Miethsmann ins blaſſe Antlitz blickte.

»Der ſchwarze Tod iſt hier«, jammerte dieſer, und dafür ſchützt kein Panzer, weder der beinerne des großen Goliath, noch jener ſchußfreie des Kaiſers Konrad. Wir ſind Alle verloren. Schon ſollen ſich einzelne Fälle in Himberg und Siechenals, ſowie auch am Sporkenbühel gezeigt haben. Ach, ich habe es ja immer prophezeit, das Jahr 1349 iſt ein Unglücksjahr für die arme Wienerſtadt. Nicht umſonſt brach im verfloſſenen Jahre am Paulibekehrungstage ein ſo ſchreckliches Erdbeben aus, das Schlöſſer und Städte verſchüttete, und meinen Geburtsort, die ſchöne Stadt Villach, in einen Steinhaufen verwandelte. Das war nur ein Vorzeichen; jetzt aber bricht erſt das Miſere ganz und gar über uns arme Chriſtenkinder herein.«

»Nun, nun, es wird ſo arg nicht ſein, Meiſter«, fiel ihm Johannes in die Rede. »In jedem Falle müſſen wir uns in unſer Schickſal ergeben.«

»Ach«, wimmerte der kleine wohlbeleibte Meiſter, welcher ſich ganz erſchöpft in den leeren Stuhl geworfen hatte, »das iſt ein leidiger Troſt, den Ihr da aufſtellet. Ihr, ja Ihr habt freilich ein Leichtes. Ihr packt noch bei Zeiten eure ſieben Sachen zuſammen, und geht dem ſchwarzen Würgengel aus dem Wege. Ich aber, wo ſoll ich hin? Ich bin gleichſam hier feſtgenagelt, wie die Fledermaus an das Scheunenthor, und wenn er mich beim Schopfe erwiſcht, ſo hungern ſechs unſchuldige Würmleins.«

»Ei, ſo tröſtet Euch doch nur, noch ſeid Ihr ja friſch und geſund.«

»Jetzt, ja freilich, jetzt bin ich noch geſund, aber wie lange dauert das? Und dann überfällt Einem ſchon die Angſt, man weiß gar nicht wie, wenn man die Leute überall ſo verwirrt und toll herumrennen ſieht, als ob ihnen der Kopf brennte. Mir kommt es vor, als ob ſogar die Häuſer ein ganz anderes Geſicht bekommen hätten, ja geſtern hat ſich ſogar ein Meteor über dem Kloſterthurme der Himmelspförtnerinnen gezeigt, welches ganz die Geſtalt einer feurigen Ruthe hatte; das ſind lauter ſchlimme Vorbedeutungen, die —«

»Ihr ängſtet Euch hinab ohne Urſache«, unterbrach Johannes den Fluß ſeiner Rede. »Wer weiß, ob an dem ganzen Gerede noch ein wahres Wort.«

»Ihr zweifelt noch daran?« fragte Scherwängel, »Ihr ſeid ein ungläubiger Thomas, aber —«

»Horch, was iſt das?« fragte ihn Johannes plötzlich, denn in demſelben Augenblicke klangen einzelne, langgezogene, melancholiſche Töne, welche von einer Geige zu kommen ſchienen, an ſein Ohr.

»Ach, das iſt wieder der tolle Muſikant«, erwiderte Scherwängel; »habt Ihr noch nie etwas von ihm gehört?«

»Keine Silbe.«

»Da ſehe ein Menſch«, rief Scherwängel verwundert, »und weiß doch jedes kleine Kind von dem närriſchen Patron zu erzählen. Er ſoll rechtlicher Leute Kind ſein, und auch als Soldat unter Kaiſer Ludwig gegen die Welſchen wacker mitgefochten haben. Aber ein in Gift getauchter Pfeil, wie ſich die Leute erzählen, und vorerſt eine unglückliche Liebe, ſoll ihn dahingebracht haben, daß er ſein Bischen Verſtand verloren hat. Jedoch thut er keinem Menſchen was zu Leide, geht auch, als ein ſonſt frommer und gottesfürchtiger Mann, alle Sonn- und Feſttage in den Gottesdienſt; nur ſingt er ſich, wenn er allein iſt, ſehr ſonderbare verworrene Weiſen, aus denen kein Menſchenkind klug werden kann, vielleicht er ſelber nicht, und ſtreicht ſeine Geige, und das oft mitten in der Nacht, wie eben jetzt. Dort drüben in dem kleinen Häuschen an der Straßenecke, welches dem reichen Ringelſchmied Waltram gehört, der es ihm aus chriſtlicher Milde unentgeltlich überlaſſen hat, da er ohnedieß fürchtete, daß es einſtürzen möchte, wohnt er jetzt ganz mutterſeelenallein, und treibt ſein hölliſches Unweſen. Seht nur einmal hinüber; ſo rauh und ſtürmiſch die Nacht auch iſt, hat er gewiß das Fenſter aufgeriſſen und ſingt und muſizirt wie ein leibhaftes Geſpenſt in die Sturmnacht hinaus.«

Johannes öffnete ſeinen Fenſterladen und gewahrte in der That, halb vom Vollmonde beleuchtet, der durch die ſchnell dahinjagenden Wolken ſein blendend weißes Licht in die Gaſſe warf, ſeiner Wohnung ſchräg gegenüber, an dem Fenſter des bezeichneten Hauſes einen Mann mit grauem wehenden Haupthaare, welcher mit einer Art Wildheit ſeine Geige ſtrich, und indem er ſeine Blicke ſtarr nach den eilenden Wolken gerichtet hatte, ungefähr Folgendes ſang:

-Die Wolken jagen im raſchen Lauf,
Wer hält mir doch nur die Wolken auf?
Sie trugen dahin meine Liebe, mein Glück,
Und bringen mir keines von beiden zurück.
Und der Sturm, der iſt ein böſer Geſell,
Der läßt ſie nicht ruhen an einer Stell',
Ach! die Lilie, ſie war ſo ſchön und rein,
Als Königin — ſollte ſie herrſchen allein,
Da riß er den Kranz mir vom blonden Haupt,
Da hat er mir Harfe und Zepter geraubt.
Nun bin ich ein König und hab' kein Reich,
Nun bin ich ein Bettler, ſo alt und bleich,
Und ſuche die Lilie ſo ſchön und rein,
Und finde ein Grab nur im Mondenſchein.-

Eine ohrenzerreißende Diſſonanz endete, wie ein aus dem tiefſten Innern im heftigen Schmerze ausgeſtoßener Schrei, die ſeltſame Muſik. Der Mond verbarg ſich in dieſem Momente hinter das Gewölke. Dichte Nacht und lautloſe Stille herrſchte in der Gaſſe.

Seltſam ergriffen, ja faſt erſchüttert, ſchloß Johannes ſeinen Fenſterladen wieder.

Nach einem kurzen Zweigeſpräche mit dem angſtvollen Harniſchmacher, welches ſich wieder um die alte Spule drehte, und das Johannes ſo bald wie möglich zu beendigen ſuchte, verließ dieſer den Studenten, der ſich über das eben Geſehene und Gehörte noch immer nicht zu faſſen vermochte und endlich in Morpheus Armen die erwünſchte Ruhe wieder zu finden hoffte.

Kaum aber entſchlafen, ſtand ſchon wieder die bleiche, verhärmte Geſtalt des Muſikanten vor ſeinen Blicken, wie er zum Fenſter hinaus muſizirte in die Nacht, und den Wolken nachblickte, die dahinflogen in Sturmeseile.

Ferne aber ſah er eine weiße Lilie auf einer öden Heide, in deren Kelch der Mond ſeine Schimmer goß, daß ſie gar lieblich und wunderſam leuchtete, noch um Vieles milder als der Mond ſelbſt, und recht ſehnſüchtig und trauernd herüberzublicken ſchien auf den blaſſen ſingenden Geiger. Da aber rauſchte der Sturmwind vorüber mit rollenden Wolken, und aus den Wolken griff eine rieſige Hand und zerknickte die Lilie, und es ſcholl an ſein Ohr wie ein tiefer Todesſeufzer. Und als er jetzt wieder hinſah, da war die Lilie eine ſchöne blaße Frau in weißen Kleidern, mit langen blonden Haaren, welche die Hände gekreuzt hielt über die Bruſt. denn ſie war todt, und zu ihrem Haupte ſaß der bleiche Geiger mit dem Ausdrucke des Wahnſinnes in ſeinen Zügen und ſang:

»Ach! die Lilie war ſo ſchön und rein.«

Und je länger Johannes hinſah, deſto bekannter kamen ihm die Geſichtszüge der ſchönen Todten vor. Dieſes Geſicht war ihm nicht fremd, er mußte es ſchon irgendwo geſehen haben, dieſes ſchöne Oval, dieſes griechiſche Profil, dieſes rührende Lächeln um den Mund, es wurde ihm immer bekannter, immer deutlicher; jetzt erkannte er das Antlitz mit einem Male, und ein namenloſer Schmerz zerriß ſein Innerſtes, ſo daß er im Schlafe laut aufſchreien mußte und darüber erwachte.

Das Antlitz jener Todten war das ſeiner Geliebten, ſeiner theuren Anna.

Nachdem Johannes die Nacht ſchlaflos auf ſeinem Lager zugebracht hatte, und endlich der Morgen wieder durch die Spalten ſeiner Fenſterladen hereinſchimmerte, öffnete er dieſelben und warf ſich in die neuen Kleider, welche er ſich zu ſeiner Promovirung hatte anfertigen laſſen, feſt entſchloſſen, noch einmal einen Beſuch bei dem ehemaligen Freunde ſeines Vaters, dem Anwalt Aegidius Ortolf, zu machen.

Er wollte es zum letzten Male verſuchen, ob er das Herz des kalten, ſtarrſinnigen Mannes nicht wieder für ſich gewinnen könne, jetzt, da eine ſo fürchterliche Epoche hereinzubrechen drohte, welche wohl alle feindſeligen Herzen ſanfter ſtimmen und zur Verſöhnung geneigter machen müſſe.

Als er ſich vollſtändig angekleidet, verließ er ſeine Stube und ſchlug von dem Steinfelde, wo er wohnte, den Weg nach der Hochſtraße ein, in welcher ſich Ortolf's Wohnung befand.

Den Kopf voll der verworrenſten Träume und Bilder, das Herz voll Sehnſucht und Liebe, gelangte er zu dem wohlbekannten Hauſe, vor deſſen Eingangsthüre das grüne Reblaub, das jetzt vergelbt und fahl im ſcharfen Morgenwinde raſchelte, ſich ſonſt in üppigen Ranken bis zu dem mit Blumentöpfen beſetzten Fenſter ſeiner geliebten Anna emporringelte, als ſich ihm eine eben ſo unerwartete, als überraſchende Szene zeigte.

Auf dem Steinſitze vor der Thür ſaß nämlich, von den Sonnenſtrahlen umſpielt, der alte tolle Muſikant, in ſeinem ärmlichen Rocke, mit den grauen wüſt um das Antlitz flatternden Haaren, welcher unheimlich lächelnd auf die liebliche Anna blickte, die im Morgenanzuge, ganz Jugend und Anmuth, vor ihm ſtand und ihm einen Becher Wein darreichte.

So ſchön wie heute war ihm Anna nie vorgekommen. Das ſchwarze Häubchen ſaß ſo nett auf dem ſchön geſcheitelten blonden Köpfchen des lieblichen Mädchens, ihr Auge ſah ſo treuherzig, ſo morgenklar, ihre Wange blühte ſo voll Jugendfriſche, das kurze Röckchen legte ſich in ſolch' maleriſche Falten um die ſchönen jugendlichen Formen, und alles dieſes berauſchte Johannes Sinne ſo ſehr, daß er die ganze Welt über Anna vergaß, und wohl noch länger vergeſſen haben würde, wenn ihn nicht die Stimme des tollen Geigers aus ſeinen Träumen geweckt hätte.

»Dank, dank, mein frommes Töchterlein«, ſprach dieſer, indem er den Becher aus Anna's kleinen Händchen nahm und gierig von dem Weine ſchlürfte. »Dank für den Morgentrunk! Habe eine weite Reiſe gemacht heute Nacht auf den Wolken, zu Deiner Mutter; ich ſoll Dir einen ſchönen Gruß ſagen von ihr.«

»Ach, Ihr redet wieder irre, Valentin«, ſprach Anna zu dem Geiger, indem ſie ſich ein Thränchen von den Wimpern ſtreifte, »meine gute Mutter iſt ja ſchon lange, lange todt.«

»Ja wohl todt«, fuhr Valentin fort, »und für mich noch um Vieles länger, als für Dich, Du frommes Täubchen. Nur in der Nacht, da wird ſie wieder lebendig. Ach, es iſt doch recht ſchön, daß unſer Herrgott eine Nacht erſchaffen hat.«

»Wie fühlt Ihr euren Kopf?« fragte ihn Anna theilnehmend; »ſchmerzen Euch eure Wunden wieder?«

»Ja wohl«, ſprach der Alte, »heute Nacht, da haben ſie wieder gebrannt, hu! wie Feuer, ſo ſchmerzhaft, daß ich immer irrereden muß einige Zeit. Nicht wahr, ich habe gewiß wieder tolles Zeug durcheinander geſprochen?«

»Nicht doch«, entſchuldigte Anna.

»Ach vergebt«, fuhr der Geiger fort. »Ihr wißt ja die Wunden, die böſen Wunden —«

»Ich weiß, guter Valentin«, fiel ihm Anna in die Rede; »ſeid nur hübſch ruhig, und denkt nicht viel über die alten Zeiten nach; hört Ihr, Valentin? das macht euer Uebel noch ärger.«

»Ich werde Dir folgen, mein frommes, ſchönes Töchterlein«, ſprach der Alte tief ergriffen; »ach, Du weißt nicht, wie heilſam, wie wohlthätig Deine Nähe auf mich wirkt. — Habe Dank, tauſend Dank für den Morgentrunk, den mir Deine milde Hand gereicht!« fuhr er nach einer Pauſe fort. »Der Herr wird es Dir lohnen.«

Nach dieſen Worten reichte er ihr den Becher, den er mittlerweile geleert hatte, wieder hin, drückte ihre Hand kräftig mit der ſeinen und wankte dann an der Mauer fort.

Anna aber ſprang in das Haus, ohne Johannes zu bemerken, der dem ſonderbaren Muſikanten nachſtarrte, ſo lange ihn ſein Blick erreichen konnte, und dem ſogleich wieder das Lied von der bleichen Lilie in den Sinn kam, und jener ſchreckensvolle Traum, der ihn in der verfloſſenen Nacht ſo fürchterlich ängſtigte. Nachdem er ſich wieder gefaßt, ergriff er jedoch raſch die Klinke an der Hausthür, öffnete dieſelbe und trat in das Haus.

Er ſtieg die Treppe hinan und pochte an die Thüre, welche in des Anwalts Gemach führte, als eine ziemlich barſche Stimme ihn eintreten hieß. Er erkannte die Stimme von Annens Vater. Als er in das Gemach trat, ſaß der alte Aegidius vor einem offenen Schranke und wühlte in einem Wuſt von Papieren, während Anna die blauen Sternblumen am Fenſter begoß, und die vergelbten Blätter von den Blumenſtängeln ablöſte.

Der Alte, über dieſen Beſuch etwas betroffen, runzelte einen Augenblick die Stirne, doch gewann ſeine Phyſiognomie ſogleich ihren früheren Charakter und ihren vorigen kalten Ausdruck wieder.

»Sieh da, Herr Johannes Würfel!« begann er; »was verſchafft uns das Vergnügen eures ehrenwerthen Beſuches?«

»Ich erlaubte mir«, ſtotterte Johannes verlegen, indeß Anna's Antlitz wie mit Purpur übergoſſen ward.

»Es freut mich, daß Ihr Euch noch unſer erinnert«, nahm Ortolf das Wort. »Anna, ſtelle unſerem Gaſte einen Stuhl zurecht, und räume ſodann die blaue Stube auf«, herrſchte er ſeiner Tochter zu, welche ſogleich ſeinen Befehl vollzog und, noch einen raſchen wehmuthsvollen Blick auf Johannes werfend, das Gemach verließ.

»Nun, haben wir unſere Studien bald vollendet?« fragte Ortolf, »darf man bald zum Doktorhute gratuliren?«

»Ich hätte bereits das Diplom in der Taſche, wenn nicht die Examina in der Hochſchule, jener unheilvollen Krankheit wegen, eingeſtellt worden.«

»Ja, wir leben in einer ſchlimmen, bedauerungswürdigen

Zeit«, ſprach Ortolf; »es gilt ein Hazardſpiel auf Leben und Tod.«

»Dieſes eben«, nahm jetzt Johannes Würfel das Wort, »iſt die Urſache, warum ich es nochmals wagte, ungerufen Euer Haus zu betreten. Unſer Leben iſt ſo ſpottwohlfeil geworden, daß wir nicht wiſſen, ob wir es noch in der nächſten Stunde unſer nennen können, und wo es wohl für Jeden gut iſt, wenn er ſeinen Rechnungsabſchluß mit ſich und der Welt gemacht hat. Herr Aegidius, Ihr waret ein Freund meines unglücklichen Vaters, ich bin aufgewachſen mit Eurer lieben Tochter, der lieblichen Anna, und Ihr mochtet mich wohl einſt beſſer leiden denn nun. Der Sturz meines Vaters durch heuchleriſche Freunde bewog Euch, auch ſeinem Sohne eure Liebe zu entziehen. Nun, da wir Beide an dem Rande jenes ſchaudervollen Abgrundes ſtehen, der uns vielleicht in Kurzem verſchlingt, und uns für immer von dem Leben trennt, in dieſem ernſten Augenblicke wage ich es wieder, Euch um jene Zuneigung zu bitten, deren ich mich einſt von Euch zu erfreuen hatte. Schenkt mir Eure frühere Liebe wieder, die ich ſo unverdient als ſchuldlos verloren habe. Gebt mir einen Funken Hoffnung mit in die Tage des Grauens und des Verderbens, die mich ferne von Euch erwarten, einen Funken jener beſeligenden Hoffnung, deren Keim Ihr einſt ſelbſt in meinen Buſen legtet.«

»Herr Johannes Würfel«, begann nach einer Pauſe ſehr ernſt der Anwalt, »was meine Zuneigung zu Euch betrifft, ſo nehmt die aufrichtige Verſicherung, daß ſie ſich nicht vermindert hat. Im Gegentheile, daß ich Euer geiſtiges Fortſchreiten ſowie Euren ſittlichen Lebenswandel gebührend zu ſchätzen weiß, und jederzeit bereit ſein werde, dieſes durch Rath und That an den Tag zu legen. Was aber eine einſtige Verbindung mit Anna anbelangt, auf welche Ihr mit Eurer ſchönen Hoffnung hinzuweiſen ſcheint, ſo ſage ich Euch unumwunden, daß ich ſie lieber in den Armen des ſchwarzen Todes, als in den Armen eines

Mannes ſehen möchte, deſſen Vater ſich der Achtung der bürgerlichen Geſellſchaft unwürdig gemacht.«

»Bedenkt, Herr Anwalt«, erwiderte Johannes, eine Aufwallung gewaltſam niederdrückend, »daß die Beſchuldigungen wider meinen Vater nicht authentiſch erwieſen, daß der Münzwardein Groller ihn lange vorher ſchon durch verſchiedene Ränke zu ſtürzen ſuchte, daß —«

»Sei dem wie immer, der Name Heinrich Würfel iſt gebrandmarkt, und —«

»Herr Ortolf!« rief Johannes, indem der Zorn aus ſeinem Auge flammte und ſeine Wange glühend machte.

»Verzeiht«, fiel der Anwalt, welcher wohl merkte, daß ihn ſein Eifer für die Ehre ſeines Hauſes zu weit hingeriſſen habe, dem Studioſus in das Wort, »es war nicht meine Abſicht Euch zu beleidigen, da ich von Dingen ſprach, von welchen wir Beide beſſer thun, nicht zu ſprechen. Doch ſchreibt es immerhin Euch ſelbſt zu, daß Ihr Euch und mich in die unangenehme Lage verſetztet. Laßt uns die Wege gehen«, fuhr er begütigend fort, »welche unſere Verhältniſſe uns vorgeſchrieben. Mag die Vorſehung über uns verhängen, was ſie für nöthig erachtet, wir wollen als rechtliche Männer unſerem Ziele entgegenſchreiten, und wenn es ſein muß, als ſolche untergehen. Gehabt Euch wohl, Herr Johannes Wurfel! Wir Beide haben wohl noch Manches zu beſorgen und zu ordnen in dieſer unglücksſchwangeren Zeit, wovon wir uns unnützerweiſe abhalten, indem wir uns ſelbſt verwunden durch ſchmerzliche Erinnerungen und durch Berührung geſcheiterter Hoffnungen, welche nimmer in Erfüllung gehen können. Lebt wohl! Ich hoffe wir ſcheiden ohne Groll von einander.«

»Beim Himmel!« erwiderte Johannes, »ich gehe ohne Groll, obwohl mit gebrochenem Herzen.« Nach dieſen Worten verbeugte er ſich gegen den Anwalt, welcher, ſichtbar ergriffen, ſich von dem jungen Manne abgewendet hatte, der hierauf das Gemach verließ.

In dem Vorgemache flog Anna, welche dieſen Augenblick abgelauſcht hatte, bebend auf Johannes zu. Johannes umſchlang die Liebliche in dem heftigſten Schmerze, preßte ſie ſtürmiſch an ſeine Bruſt und drückte einen heißen, glühenden Kuß auf ihre Roſenlippen, während ſeine Thränen auf ihren Wangen herunterrollten.

»Johannes«, ſchluchzte Anna, von der ſchmerzlichſten Ahnung erfaßt, »wo werden wir uns wiederſehen?«

»Dort«, antwortete Johannes, indem er ſeine naſſen Augen zum Himmel erhob.

»Anna!« erſcholl es im Gemach des Anwalts.

»Lebe wohl für immer!« rief Johannes, riß ſich aus ihren Armen, taumelte die Treppe hinunter und ſchwankte zu dem Hauſe hinaus, in welchem ſein Glück, ſeine Hoffnung, ſein Leben für immer geſcheitert war.

Wirklich hatte bereits die ſchwarze Peſt, welche ſich über ganz Aſien und Europa ausgebreitet, auch ihr todverkündendes Panier in Wien aufgepflanzt.

Zwölf- bis vierzehnhundert Bewohner dieſer Stadt ſtarben täglich auf eine entſetzliche Weiſe dahin. Reiche und Arme, Adelige und Bürger, Soldaten und Nonnen wurden in den St. Kolomans-Gottesacker außer dem Kärnthnerthor in ſechs große Gruben verſenkt, welche zu dieſem Behufe daſelbſt aufgegraben worden waren. Viele verließen die Stadt, ihre Wohnung, ihre Verwandten und flohen, Männer wie Weiber, auf das Land, ohne aber dadurch der Seuche zu entfliehen. Selbſt Herzog Albert hatte ſich nach Purkersdorf begeben.

Alle geſellſchaftlichen Bande waren gelöſet, aller Verkehr hatte, in der ſonſt durch ihre Betriebſamkeit im Handel berühmten Stadt, aufgehört. Die meiſten Kaufläden waren geſchloſſen, die Schenkſtuben und Weinkeller blieben leer, und wurden nur noch von mehreren tollen Wüſtlingen beſucht, welche ihr Leben, für eine Galgenfriſt betrachtend, zu guter Letzt noch zu genießen ſuchten, ſo viel in ihren Kräften ſtand. Sogar der Gottesdienſt konnte in mehreren Gotteshäuſern nicht mehr abgehalten werden, da die meiſten Mönche und Nonnen in den Klöſtern der ſchwarze Tod dahinraffte.

Johannes, dem es ganz einerlei geworden, ob er eine Beute des ſchwarzen Todes, oder eine Beute ſeines Grames werde, ſah gleichgiltig und faſt theilnahmslos das allgemeine Verderben in ſeinen ſchrecklichen Geſtaltungen an ſich vorübertoſen, und wünſchte faſt ein Opfer der ſchwarzen Seuche geworden zu ſein.

Von ſolchem Stumpfſinne befallen, ſchlenderte er eines Nachmittags an dem rechten Ufer der Donau dahin, welches jetzt wie ausgeſtorben ſchien. Kein Schiff kam den freundlichen Strom herabgezogen, kein Kahn landete am Geſtade. Das bunte Gewühl, welches dieſes ſonſt unaufhörlich belebte, war von demſelben verſchwunden, überall herrſchte ein banges, die Bruſt beengendes Schweigen.

Mit verſchränkten Armen, das Barret in die Stirne gedrückt, ſchritt Johannes eben dem Werderthore zu, gleichgültig über die Träger, welche Peſtbefallene an ihm vorüberſchleppten, und denen Siechknechte, mit großen weißen Stäben in den Händen vorausſchritten, und lächelte zuweilen über die Aengſtlichkeit der ihm Begegnenden, welche, ſich an der Bläſſe ſeines Antlitzes und ſeinem zerrütteten Aeußern ſchreckend, ihm auf zwanzig Schritte aus dem Wege gingen, als ihn plötzlich das Anrufen einer bekannten Stimme aus ſeinem Nachſinnen ſchreckte.

Johannes erhob das Haupt und erblickte einen früheren Studiengefährten, den wilden Armleder, einen berüchtigten Rauf- und Schlagbold und Säufer, den er immer, ſeines tollen Lebenswandels wegen, gemieden hatte.

Armleder hatte nicht ſobald den einſamen Wandelnden erblickt, als er ihm den Weg vertrat und ihn, auf ſeinen langen Stoßdegen geſtützt, mit einer lauten, frechen Lache empfing.

Er hatte das Barret, welches eine lange ſchwarze Feder zierte, kühn auf den wollichten Kopf geſtülpt, trug rieſige Lederhandſchuhe, ein grünes Gewand am Leibe, das nach der damaligen ſonderbaren Mode ſo eng an demſelben lag, daß er es nur mittelſt Auflöſung einer Unzahl kleiner Knöpfchen, womit die Aermel bis an die Schultern, dann die Bruſt und der ganze allmälig hervortretende Bierbauch beſetzt waren, an- und ausziehen konnte. Seine Beine ſtacken in braunledernen Stiefeln, welche bis an die Schenkel reichten, und an denen gewaltige Sporen klirrten.

»Kopfhänger!« rief er Johannes zu, »wo promenirſt denn Du dahin in unſerer Ferialzeit, wo das Corpus juris Justiniani einmal ausruhen kann? Ich glaube gar, Dir drückt die Angſt vor dem Schwarzen das Herz ab?«

Johannes lächelte verächtlich.

»Nicht? Deſto beſſer. So habe ich mindeſtens Einen gefunden, mit dem ſich noch ein Wort reden und allenfalls ein Becher trinken läßt. Die andern Schufte und Haſenſeelen haben ſich alle hinter ihre Pandekten verſchloſſen und erwarten den ſchwarzen Beſuch unter Heulen und Zähnklappern, während unſer Einer ihm in ſeinem ſchönſten Staate, wie du ſiehſt, und in der roſenfarbſten Laune entgegenkommt.«

»Doch jetzt komm, wir wollen »zum ewigen Licht«, das iſt noch eine Kneipe, die ſich erhalten hat, trotz der ſchwarzen Wirthſchaft. Dort gibt es noch einen Becher echten Grinzinger und fröhliche Geſellſchaft, die ſich den Henker um den Schwarzen ſchert. Komm, laß uns hin!«

»Mir iſt nicht um Collatzen und Zechen«, erwiderte Johannes; »laß mich!«

»Nicht doch, Du mußt mit! Du biſt trüber Laune, Du mußt wieder fidel werden. Wir haben uns zuſammen hunzen laſſen von den Profeſſors, wir können auch zuſammen trinken, und wenn's darauf ankommt, ſterben. Mitgefangen, mitgehangen!«

Mit dieſen Worten faßte der wilde Armleder Johannes am Arme und zog ihn mit ſich zum Wertherthore hinein.

In der Schenke »zum ewigen Licht«, in einer ſchmutzigen Winkelgaſſe hinter der ſogenannten Bürgerſchranne, ſaßen fünf Gäſte im lärmenden Geſpräche, und ließen ſich's wohlgeſchehen bei ihren vollen Humpen.

Die düſtere, ziemlich berußte Schenkſtube, welche nur eine Eingangsthüre und eine Fallthüre in den Keller hatte, entbehrte jedes Fenſters, und erhielt ihre Beleuchtung von einer einzigen Lampe, welche in der Mitte der Stubendecke hing, wovon das Schankhaus, vielleicht ſeit mehr als einem halben Säkulum, ſeinen ſonderbaren Namen führte.

Die anweſenden Gäſte waren theils Bürger, theils Studenten, welche, ſonſt eben nicht die intimſten Freunde, jetzt ganz friedlich neben einander ſaßen, und halb aus Verzweiflung, halb im tollkühnen Trotze dem Wein zuſprachen.

Der edle Rebenſaft ſtieg den Meiſten der ehrenwerthen Geſellſchaft bereits gewaltig zu Kopfe, und machte ſie halbwegs der Gefahr vergeſſen, in welcher ihr Leben ſchwebte, als der wilde Armleder den noch immer widerſtrebenden Johannes in die Stube hineinzerrte.

»Da bring' ich noch Einen, der zu unſerer Fahne geſchworen hat, und lieber auf der Weinbank als im Bette ſterben will!« rief der Renommiſt, indem er einen Stuhl an den Tiſch ſchleppte und Johannes auf denſelben niederdrückte.

»Willkommen, willkommen beim ewigen Licht« lallte der derbe, wohlgemäſtete Rothſchmied Schürſtab, welcher zwiſchen ſeinen Nachbarn, dem langbeinigen Studenten Geißbart und dem ſpindeldünnen Koller, einem Tuchſchneider aus den Lauben, wie ein aufgehender Vollmond hervorleuchtete.

»Heda, Wirth!« donnerte Armleder, indem er ſeinen Stoßdegen und ſeine Rieſenhandſchuhe auf den Tiſch warf, »von Deinem beſten Reifbeißer!«

Der Wirth, ebenfalls betrunken, polterte in den Keller hinab, und taumelte bald darauf mit zwei Humpen Wein herbei, die er den Angekommenen hinſtellte.

»So, jetzt laß Dir's ſchmecken. Nun, Ihr alten Philiſter«, wandte ſich Armleder hierauf zu der Geſellſchaft, »was macht Ihr für Kunſtſtücke; hat die Schwerenothspeſtilenz noch mit keinem von Euch den Garaus gemacht?«

»Noch nicht«, ſtammelte der Tuchſchneider.

»Wir halten uns aber auch zu Bachus!« rief Schürſtab, indem er ſeinen Humpen gewaltig niederſtieß, »daß dieſe ſchwarze Landfahrerin keine Gelegenheit findet, an uns zu kommen.«

»Hol der Schwarze die Schwarze!« rief Geisbart.

Da murmelte ein kränklich ausſehender junger Mann, mit tiefliegenden Augen, welcher ſich um die Andern wenig zu kümmern ſchien, und ein Papier vor ſich hatte, wie zu ſich ſelber: »Und als er kam, der nimmerſatte Würger — ja, Würger, was reimt ſich da — Bürger; das iſt nichts.«

»Was zum Henker treibt denn unſer Poet, Herr Hildebrand?«

»Er macht ein Karmin, oder wie er das Ding nennt,« antwortete lachend der Tuchſchneider, »auf den ſchwarzen Tod.«

»Na, vielleicht holt er ihn, zum ſchuldigen Vergelt dafür«, entgegnete Armleder.

»Ei, ſeht doch unſern Scherwängel!« rief jetzt Geißbart; »der Kerl fängt ſchon wieder an einzuſchlafen.«

Jetzt erſt bemerkte Johannes ſeinen Miethsmann, welchen die Verzweiflung zu den luſtigen Brüdern getrieben hatte, und der, wie es ſchien, faſt noch kleiner geworden vor Angſt, bleich und beinahe blödſinnig, den Kopf auf die Hände geſtützt, in einem Winkel hinter dem Tiſch kauerte.

»Heda, aufgewacht!« rief jetzt Geißbart, und verſetzte dem Schläfer einen Schlag auf den Kopf, worüber dieſer heftig erſchreckt emportaumelte.

»Was gibt's? was gibt's?« ſtammelte er.

»Eine Schlafhaube«, verſetzte Schürſtab lachend; »trink, alter Stiefel! mir ſcheint, Du ſchläfſt aus purer, lauterer Angſt um Dein miſerables Leben?«

»Nicht doch«, erwiderte Scherwägel mit tonloſer Stimme, »aber mich friert ſo gewaltig —«

»Pah, ſchlag Dir die Einbildungen aus dem Kopfe«, verſetzte der Geißbart. »Hollah, laßt uns Eines ſingen, daß wieder Leben in die Geſellſchaft kommt!« fuhr er fort, und begann mit rauher, gellender Stimme:

»Schenket voll die größten Becher,
Trinket von dem beſten Wein,
Bald ſtellt ſich der Tod als Zecher
Auch in unſ'rem Bunde ein.«

»Dummes Lied, Gaſſenhauer ohne Schwung«, brummte der Poet.

»Bald ſtellt ſich der Tod als Zecher«, brüllte aber Armleder, indem er ſeinen Becher ausſtürzte, während der Tuchmacher die Melodie undeutlich nachbrummte, Schürſtab wie ein Beſeſſener drein ſchrie und Scherwängel dazwiſchen ſtöhnte und wimmerte. Es war ein wahrhaftes Höllenkonzert.

Der Poet Hildebrand aber fuhr fort: »Und als er kam der Nimmerſatte —«

Da begann Geißbart, welcher ſich durch nichts irre machen ließ, auf's Neue:

»Kurze Friſt nur iſt gegeben
Uns, um froh beim Wein zu ſein,
Trunken nur vom Saft der Reben
Legt uns in den engen Schrein.«

»Ich halte es hier nicht aus«, ſprach Johannes zu Armleder, warf den Betrag für ſeine Zehrung auf den Tiſch, und erhob ſich von ſeinem Stuhle, aber ſchon hatte ihn Armleder, in dem ebenfalls der Weingeiſt ſeine Wirkung zeigte, erfaßt.

»Ich laſſe Dich nicht!«

»Du mußt!« rief Johannes.

»Das wollen wir ſehen!«

Und während Beide rangen, begann Geißbart auf's Neue:

»Schwemmt hinab die Sorgen alle
Und erſäuft die Furcht im Glas,
Klingt d'rum an mit hellem Schalle — «

Da ſtürzte Scherwängel plötzlich unter den Tiſch.

»Alle Wetter!« ſchrie Geißbart bleich bis in die Lippen, »hat ihn ſchon der Schwarze?«

Schürſtab neigte ſich gleichgiltig hinab, und ſprach nach einer Pauſe: »Er röchelt.«

»Na, ſo gnade Gott ſeiner Seele«, ſprach Koller und warf einen ſcheuen Blick unter den Tiſch.

»He da! friſchen Wein!« lallte Geißbart ſichtbar von Ekel und Grauen erfaßt.

»Und als er kam«, brummte Hildebrand.

»Sieh, das iſt der Erſte in dieſem Stadtviertel«, ſprach Schürſtab in phlegmatiſcher Trunkenheit. »An dem Herzoghofe, unter den Bognern und in der Hochſtraße iſt ſchon Alles hin, Alles, ſogar die hübſche Anna, wie heißt ſie doch gleich — ſoll die Seuche —«

»Wie?« rief Johannes geiſterbleich, »Anna?« und ſein Traum kam ihm plötzlich wieder ins Gedächtniß, es war ihm als hörte er den Alten ſingen von der bleichen Lilie und dem Grabe. Seine Anna ſchwebte ihm vor Augen, ſeine liebliche ſchöne Anna, wie ſie das gräuliche, giftgeſchwollene Geſpenſt, der ſchwarze Tod, erfaßte mit ſeinen entſetzlichen Krallen, wie ſie ſich ſträubte, wie ſie ſich vergebens zu entwinden ſtrebte, aber ſchonungslos von dem Fürchterlichen fortgeriſſen wurde zu den Höhlen des Entſetzens.

Er mußte hin, er mußte ſehen, wie es um ſie ſtände, und ſollte es ſein eigenes Leben koſten. Mit rieſiger Gewalt ſchleuderte er Armleder, welcher ihn noch immer am Rocke feſthielt, von ſich, und ſtürzte gegen die Thüre. Da ſchrie Armleder, der an den Tiſch getaumelt war, fürchterlich auf. Scherwängel, der ſich ſterbend auf der Erde wälzte, und von ihm getreten wurde, hatte ihn in den Schenkel gebiſſen, er war dem ſchwarzen Tod verfallen.

Heulend vor Schmerz und Verzweiflung warf Armleder den Tiſch um, daß Degen, Becher, Krüge und Teller in wilder Unordnung und mit polterndem Geräuſche übereinander ſtürzten.

Schürſtab, durch dieſen Umſturz in einer Flut von Wein gebadet, wankte ergrimmt auf Armleder zu; da fiel Geißbart rücklings über ſeinen Stuhl, im ſelben Momente von der Seuche ergriffen, und riß Schürſtab mit ſich zu Boden.

Der Poet Hildebrand aber hatte den Schläger des Renommiſten erwiſcht, und hieb jetzt wie der tolle Ritter von Mancha in der Luft herum, und rief: »Platz da! auseinander, oder Ihr ſeid des Todes!«

Schürſtab, welcher nun in Geißbart ein Opfer für ſeinen Zorn gefunden, umſchlang dieſen und balgte ſich mit ihm auf dem Boden herum, daß der Staub aufwirbelte.

Hildebrand raſ'te, wie von der Berſerkerwuth erfaßt, mitten durch das allgemeine Getümmel hindurch, immer die Luft durchfechtend, und verſetzte mit einem Male dem Wirthe, welcher an einem Nebentiſche eingeſchlafen war, Eines über den Kopf, daß dieſer voll Schreck und ſchreiend emportaumelte, und eben noch Zeit genug hatte, um zu ſehen, wie ein zweiter Streich des Poeten das ewige Licht von der Decke herunterſchlug, daß es am Boden erlöſchte. Geſchrei, Sterbegeröchel, Fluchworte und Oeldampf füllten die finſtere Schenkſtube.

Johannes aber von Entſetzen und Grauen gepeitſcht, mit emporgeſträubten Haaren, floh zur Thüre hinaus, und eilte athemlos durch die Lauben nach dem Peilerthor und der Hochſtraße zu.

In dem Hauſe des Aegidius Ortolf herrſchte die größte Verwirrung. Der alte Ortolf ging händeringend und mit allen Zeichen der größten Vaterangſt in ſeinem Gelaſſe auf und nieder, während aus dem Nebengemache ein leiſes, ſchmerzliches Stöhnen hörbar wurde, denn der ſchwarze Tod war nicht vorübergegangen an Ortolf's Behauſung, er hatte auch hier ſein Opfer geſucht, und ſeine Wahl hatte dieſes Mal die Roſe der Stadt, die jugendliche, ſchöne Anna getroffen.

Schon am Abend des verfloſſenen Tages hatte ein heftiger Fieberfroſt Anna gezwungen das Bett zu hüten.

Der beſorgte Anwalt ſendete ſogleich nach mehreren Aerzten in der Nachbarſchaft, aber keiner derſelben war aufzufinden.

Der Zuſtand Annen's verſchlimmerte ſich während der Nacht um ein Bedeutendes. Ihre Augen ſanken ein, und das Feuer derſelben verlor ſich bis zu einem matten Schimmer.

Geduldig ließ ſie ſich von zwei aus der Magdalenenſtube ausgeliehenen Krankenwärterinnen beräuchern, mit Eſſig waſchen und die widerwärtigſten Arzeneien reichen. Als der Morgen durch die Fenſter des Gemaches drang, und die Nachtlampe immer ſchwächere Schimmer in demſelben verbreitete, ſchweiften ihre Blicke mit einer Art Sehnſucht in dem düſtern Raume umher. Sie ſuchten nach einem Gegenſtande, den ſie aber leider nicht entdecken konnten. — Sie ſuchten nach dem armen Johannes.

Anna fühlte es, daß der nächſte Tag ſeine Schimmer wohl über ihre Leiche verbreiten dürfte, und hätte darum ſo gerne noch einmal ihren Jugendgeſpielen geſehen, ihm ſo gerne noch einmal die Hand gedrückt zum Abſchiede, aber dieſer Wunſch blieb in ihrer Bruſt verſchloſſen, und kam nicht über ihre Lippen, denn ſie wollte ſelbſt im Sterben nicht ihren ohnedieß ſo tief gebeugten Vater betrüben.

Schon war es Nachmittag geworden, und noch immer war kein Arzt erſchienen, und Anna wurde von Stunde zu Stunde ſchwächer.

Ihre Augen waren geſchloſſen, ihre Arme hingen ſchlaff wie die einer Todten an ihr herab, und nur an einem leichten, kaum ſichtbaren Heben ihres Buſenſchleiers bemerkte man, daß ſie noch lebte.

Da kam Pankratus, ein Verwandter und Schreiber des Anwalts, den dieſer nebſt noch zwei andern Dienern abermals nach den drei vorzüglichſten Aerzten Wiens geſchickt hatte, in Schweiß gebadet, zu dieſem in das Gemach geſtürmt.

Der Anwalt Ortolf erblickte ihn kaum, als er auf ihn zueilte. »Wo iſt der Arzt, um des Himmelswillen, wo iſt der Arzt?« fragte er den Eintretenden, der ſich den ſtrömenden Schweiß von der Stirne wiſchte.

»Der Herr Phyſikus,« antwortete dieſer, »iſt nicht zu Hauſe, »aber Doktor Piſtorius aus der Wildwerkerſtraſſe folgt mir auf der Ferſe. Nur durch vieles Zuſprechen, und durch die Verſicherung, daß er für ſeinen Beſuch eine fürſtliche Bezahlung erwarten durfe, war er zu bewegen, mir zu folgen. Er ſollte ſo eben zur Gräfin Cyli, und zu dem alten Stadtſyndikus Griſſenpeck, welche ebenfalls von der Seuche befallen wurden.«

»Mein halbes Vermögen, wenn er mein Kind rettet!«

In dieſem Augenblicke trat der Doktor Manius Sulpitius Piſtorius wie er ſich ſelbſt auf der Tafel vor ſeinem

Hauſe in der Wildwerkerſtraße nannte, von Eſſenzen, Gewürzen und Kräutern duftend, in das Gemach zu Ortolf.

Es war ein ungewöhnlich langer, hagerer Mann mit einem grünlichen Antlitze, welches ein ſpitzer Knebelbart zierte. Steif und eckicht in ſeinem Benehmen. Eine weiße Spitzenkrauſe, die er um den langen Storchenhals gebunden, kontraſtirte ſehr mit dem ſchwarzen Gewande, welches ſeinen ſchmalen, mageren Körper bedeckte. Ein ſchwarzer ſeidener Doktormantel flatterte über dem Rückgrat des lebendigen Gerippes.

Die ganze Geſtalt ſchien eher ein Legat des ſchwarzen Todes ſelbſt, als ein Retter vor demſelben zu ſein.

»Herr Doktor, um des Himmels willen, rettet, wenn es möglich iſt!« rief Ortolf, faßte den ungelenkigen Jünger Aeskulaps am Knochenarme und zerrte ihn, wie einen Automaten, zu einem Schranke, den er mit Haſt aufriß.

In dem Schranke aber befanden ſich nebſt vielen Pretioſen von großem Werthe, Säcke auf Säcke gehäuft, welche theils mit Gold-, theils mit Silbermünzen vollgefüllt waren.

»Hier ſeht, Herr Doktor!« rief der Alte mit zitternder Haſtigkeit, »alle dieſe Säcke enthalten Gold oder Silber. Nehmt was Ihr wollt, ſo viel Ihr wollt. Was Ihr tragen könnt, nehmt, aber rettet, rettet mein Kind, mein einziges Kind, meine arme, arme Anna vom Tode!«

»Faſſet Euch, Herr Aegidius Ortolfus,« ſprach Piſtorius gelaſſen. »Ein Doctor medicinae, er mag ſo gelehrt ſein als Arabus, Archagus, Hippokrates, Galenus oder Bius, kann kein Miraculum wirken. Ich will vorerſt die Patientin ſehen. Kommt, ich habe Eile, denn man wartet meiner bereits im Directorium Sanitatis.« Nach dieſen Worten trat er mit dem bekümmerten Vater in das Gemach der Kranken.

Hier blieb er in gemeſſener Diſtanz vor dem Lager der Kranken ſtehen, welche, mit Leichenbläſſe bedeckt, ſtarr und reglos, gleich einer Todten auf demſelben lag.

Doktor Piſtorius richtete einige Fragen an die Wärterinnen, und ſtrich ſich mit dem langen, knöchernen Fingern mehrere Male langſam das ſpitze Appendix ſeines grämlichen Geſichtes, den Knebelbart, während er einen prüfenden Blick auf Anna warf, wendete ſich ſodann ruhig von dem Krankenlager, und ging wieder in Ortolfs Gemach zurück.

Der alte Ortolf folgte ihm, ſeine Knie zitterten, kaum trugen ihn ſeine Füße. Es war ihm als ginge er, um ſein eigenes Todesurtheil zu hören.

»Nun was ſagt Ihr? fragte er den Arzt, als ſie wieder in dem erſten Gemache angelangt waren; »ſprecht, befreit mich von dieſer fürchterlichen Ungewißheit.«

»Es iſt zu ſpät«, antwortete Doktor Piſtorius pathetiſch. »In ein paar Stunden werde ich meinen Famulus um das Honorar für meine Viſite ſchicken.«

Nach dieſen Worten, welchen ein ſteifes Kopfnicken folgte, nahm er ſein Barret und ging.

Wie vom Blitzſtrahle getroffen ſtand Ortolf. Keine Thräne drang aus ſeinen Wimpern, aber ſeine Bruſt bewegte ſich konvulſiviſch, und ſein Herz ſchlug hörbar. Endlich preßte er beide Hände vor ſeine Augen und ſank in den nächſten Stuhl.

Während dieſem hörte er den Schwarzmantel die Treppe hinunterklappern, und Jemand andern ihm entgegenkommen.

»Ah, Domine Collega,« ſprach dieſer. »Ihr ſchon hier? Dicas mihi, quomodo se habeat aegrotata?«

»Nullum est remedium«, war die Antwort.

»Sic? — Ergo iterum tempus frusta praeterlapsum est«, entgegnete die erſte Stimme.

Die Tritte verloren ſich.

Da ſtrömte aber das Vatergefühl in dem Herzen des alten Ortolf über und machte ſich in einer Flut von Thränen Luſt.

»Nullum est remedium!«

»Schonet Euch, hochverehrter Herr Anwalt«, ſprach hinter ihm eine bekannte Stimme, es war jene des Schreibers Pankratius. »Denkt an Euer eigenes, ſchätzenswerthes Leben, was Ihr, wenn Ihr ſo unbändigem Schmerze nachhängt, ſelbſt der Gefahr preisgebt.«

»Ach, was iſt mein Leben ohne Anna? für wen habe ich ſeit dem Tode meiner Gattin, meiner Felicita, geſorgt, für wen geſpart, für wen mich gekümmert, mein ganzes Leben lang?«

»Wohl wahr«, fuhr jener fort. »Es iſt aber auch Chriſtenpflicht, auf die Erhaltung ſeiner ſelbſt zu denken, wie dann auch alle Fügungen des Himmels in Demuth und Ergebung —«

»Pankratius«, fiel Ortolf dem alten Diener in die Rede, indem er ihn mit einer unausſprechlichen Wehmuth anblickte, »Ihr ſeid nicht Vater.«

In dieſem Augenblicke erſcholl ein heftiges Geräuſch und der Ruf: »Sie ſtirbt, ſie ſtirbt!« in dem Krankenzimmer.

Der alte Ortolf und Pankratius ſtürzten in größter Haſt hinein.

Nachdem Beide das Gemach verlaſſen hatten, öffnete ſich leiſe und langſam die Eingangsthüre in dasſelbe, und Johannes, bleich und verſtört in ſeinem ganzen Aeußeren, ſtand unter der Schwelle. Seine Augen, aus den eine ſeltſame Aengſtlichkeit ſtarrte, ſchweiften langſam, wie die eines Irrſinnigen, in dem Gemache umher, und ſchienen nach Etwas zu ſuchen.

Alles war ſtille, nur aus dem Nebengemache ſcholl es wie ein leiſes, verhaltenes Weinen an ſein Ohr.

Johannes wankte geräuſchlos, gleich einem Träumenden, durch das Gemach nach dem Krankenzimmer, erfaßte bedächtig die Klinke und öffnete leiſe die Thüre, welche in dasſelbe führte.

Scheu und voll banger Erwartung ſchweiften ſeine Blicke in demſelben umher. Da gewannen ſie plötzlich einen fürchterlichen Ausdruck, ſeine Wangen entfärbten ſich bis in die Lippen, und mit dem Ausdrucke: »Todt! todt!« ſtürzte er unter der Schwelle zuſammen.

Noch aber war es ihm, als hörte er mit ſchwindenden Sinnen draußen vor dem Hauſe den geſpenſtigen Geiger vorüberziehen und ſingen:

»Ich ſuchte die Lilie ſo ſchön und rein,
Und finde ein Grab nur im Mondenſchein.«

Der Himmel war mit dichtem, ſchwerem Gewölk überzogen, durch welches nur zuweilen die Mondesſcheibe, glanzlos und fahl, hervortrat, um ſich gleich wieder, als wie vor Schrecken erfüllt, hinter dasſelbe zu verbergen.

Lautlos lagen die Straßen und Plätze Wiens, wie ein großes, großes Grab. Nur bisweilen huſchten dunkle, undeutliche Geſtalten, wie feindliche Dämone, an den Häuſerreihen dahin, weit ausbeugend, wenn ſie einander etwa zufällig entgegenkamen.

Die Uhr im Stefansthurme, von welchem eine große, ſchwarze Fahne, gleich einem Nachtphantome, in den Lüften flatterte, hob aus und ſchlug mit ſchweren, dröhnenden Schlägen eilf. Bald darauf holperte ein langer, ſchwarzer Wagen, an dem vorne eine Laterne brannte, welche ſchwache, unſichere Schimmer um ſich warf, mit ungewöhnlichem Gepolter und Geraſſel langſam durch die lautloſe Oede dahin.

Jetzt hielt er vor einem Hauſe, deſſen Thor mit einem weißen Kreuze bezeichnet war, und gleich darauf öffneten ſich die Thorflügel. Zwei dunkle Geſtalten ſprangen von dem Wagen, verſchwanden in dem Hauſe, erſchienen jedoch bald wieder, eine Laſt nach ſich ſchleppend, die ſie in den langen Wagen warfen, welcher dumpf von dem Fall erdröhnte, worauf er wieder langſam weiterraſſelte und polterte.

Unter mehreren Unterbrechungen hatte der Wagen ſeinen Weg über den Stefansfreythof, den Graben, an St. Ponkraz und dem Herzogenhof vorüber nach dem Steinfeld und in die Hochgaſſe genommen; auch dort hielt er vor einem Hauſe, deſſen Portal mit Rebengeländer umzogen war, das unheimlich im ſcharfen Nachtwinde raſchelte und flirrte.

Die Geſtalten verſchwanden in dem Hauſe und kamen bald zurück, Etwas herbeiſchleppend, was ſie wie die früheren Gegenſtände in den Wagen verſenkten.

Der Wagen rollte hierauf langſam fort, über den alten Roßmarkt, den Weg zum Kärnthnerthore hinaus.

Hinter dem Wagen aber ſchritt einſam eine Geſtalt, welche früher nicht ſichtbar geweſen war. Jetzt, da der Mond eben wieder aus den Wolkenmaſſen hervortauchte, konnte man in ihr einen Mann in einem grauen Rocke, mit flatternden, grauen Haaren und blaſſem Antlitze erkennen.

Die Wache der Stadtquardia am Kärnthnerthore trat zurück, als ſie den Wagen erblickte, und hüllte ſich, einige Werte, welche wie Scheltworte klangen, in den Bart hineinmurmelnd, tiefer in ihren Mantel.

Der Wagen kollerte durch den langen finſtern Schwibbogen hinaus; wie ein Geſpenſt folgte der Graue. Nachdem der Wagen eine gute Strecke über die öde, hie und da etwas beſchneite Heide zurückgelegt hatte, hielt er vor einer niedern Mauer, in welcher ſich ein ſchwarzes Thor mit einem großen weißen Kreuze befand. — Es war der St. Kolomans-Gottesacker.

Das ſchwarze Thor öffnete ſich, und die Räder ſetzten ſich wieder langſam in Bewegung.

Bei halber Mondbeleuchtung hielt er jetzt an einer großen finſteren Grube, welche dem Eingange in die Unterwelt nicht unähnlich ſah, und in deren Tiefen ein grauenhaftes Gemenge unſicherer Geſtalten in fantaſtiſchen Gruppirungen übereinander gehäuft zu liegen ſchienen.

Die zwei Geſtalten ſprangen wieder vom Wagen, ſtellten die Laterne, deren ſchwacher Schimmer jetzt in ihnen zwei Männer erkennen ließ, neben denſelben auf die Erde, und begannen nun den Wagen zu entladen und eine Laſt um die andere in die Grube zu verſenken.

Kaum aber als die erſte Laſt in dieſelbe gefallen, erhob ſich in ihr ein furchtbares Getöſe und Gewirre, und wie ein plötzlicher Wirbelwind toſte eine Anzahl von Raben und Geiern, krächzend und ſchreiend, aus derſelben und zerſtreute ſich über die nächtliche Fläche.

Lautloſe Stille herrſchte wieder.

Man hörte nur das Keuchen der beiden Männer, die ſich zuweilen etwas zumurmelten, und das jeweilige Fallen eines Gegenſtandes.

Endlich waren ſie zu Ende gekommen mit ihrem nächtlichen Geſchäfte. Der Wagen, auf welchem ſie die Laterne wieder befeſtigt hatten, wendete ſich mit Beihilfe der Beiden und rollte, noch lärmender als er gekommen war, zum Friedhofsthore hinaus. Todtenſtille lag über der weiten, finſteren Fläche.

Da trat der graue Mann, welcher bisher bewegungslos hinter einer abgeſtorbenen Trauerweide geſtanden hatte, hervor und ſprach zu ſich ſelbſt: »Hu, hu, der Wind iſt kalt, aber der Tod noch kälter, und hat kein Erbarmen in ſeinem kalten Herzen. Aber Dich, Du weiße Taube, ſoll er doch nicht bekommen. Ich will mit ihm raufen um Dich, und will ihm die Rippen zerbrechen, dem Senſenmann, ha, ha! und eine Lache aufſchlagen, wenn er mir dann die Zähne bleckt in ſeiner Wuth. Wo aber finde ich Dich nur gleich? — Wenn die Raben nicht fortgeflogen wären, ſo könnte ich ſie wohl fragen. — Es iſt große Geſellſchaft verſammelt hier unten. Jung und Alt, Arm und Reich, in goldgeſtickten Kleidern und hängenden Lappen, und ſie vertragen ſich Alle, das iſt ſonderbar!«

Während dieſer Worte war der Graue an den Rand der

Grube getreten. Ein kalter, ſchneidender Wind erhob ſich, ſpielte mit ſeinen grauen Haaren und ſchüttelte den Schnee von der dürren Trauerweide, daß die Flocken kniſternd über ihn und die Grube dahin ſtäubten.

Der Mond aber warf in dieſem Augenblick einen hellen Schimmer aus den Wolken, welcher erſt jetzt die kleine Kolomanskirche neben dem Friedhofe ſichtbar machte, die jetzt wie voll Neugierde uber die Friedhofsmauer nach der finſteren Grube hinüberſchaute, deren ganzer entſetzlicher Inhalt nunmehr die hellere Beleuchtung dem grauen Manne unterſcheiden ließ.

Der Alte aber ſtreifte die Flocken aus ſeinen grauen Haaren und blickte hämiſch lächelnd hinunter und ſprach in halb ſingendem Tone:

»Mich ſchreckſt Du nicht, Du wüſtes Grau'n,
Ich kann dem Tod ins Auge ſchau'n.
Nicht ſchreckte mich der Gräuel der Schlacht.
Noch ſoll es dieſer Todesſchacht.
Die Lilie, ach! ſo ſchön und bleich,
Nicht kann ich laſſen ſie bei euch.
Ihr garſt'gen Fratzen, ſtarr wie Stein,
Ich komm' und hol' die Lilie rein.«

Während er dieſes ſang, ließ er ſich langſam in die Tiefe hinab, aus welcher nur zuweilen ein leiſes Gekniſter, durch ſein Hinabſteigen verurſacht, erſcholl.

Der Wind erhob ſich immer ſtärker und ſtärker, und trieb Wolken von Schnee über die Flächen daher, welche bei der ziemlich hellen Mondbeleuchtung fliegenden Geiſterſchaaren nicht unähnlich ſahen, während zuweilen das häßliche Geſchrei der verſcheuchten Raubvögel ſchauerlich aus der Ferne herübertönte.

Da wurde das Geräuſch in der Grube ſtärker, die losgeriſſene Erde rollte von den Seitenwänden hinab, und fiel hörbar auf fremde Gegenſtände. Das tiefe Athemholen eines Menſchen welcher mit großer Anſtrengung ſich hinaufzuarbeiten ſucht, wurde vernehmbar. Nach einer Weile erſchien der Graue wieder am Rande der Grube. Er hatte eine langgeſtreckte Geſtalt, welche in ein weißes Lacken gehüllt war, im Arme, und arbeitete ſich höchſt mühevoll aus der Grube herauf.

Jetzt hatte er auf der Fläche wieder feſten Fuß gefaßt, ſtreifte den Schweiß von Haar und Stirne, und kniete ſich neben die Geſtalt, welche regungslos in ihrer Umhüllung lag, ſich ſorglich mit ihr beſchäftigend.

Plötzlich ſtieß er einen gellenden Schrei aus, welcher ſeltſam über die lebloſe Heide dahinſcholl; ſodann begann er mit freudiger Stimme wieder halb ſingend, halb ſprechend:

»Und ich wußt' es ja, die Lilie bleich
Gehört noch nicht, ihr Grauſen zu Euch,
D'rum gute Nacht, ihr, da d'runt' in der Gruft,
Meine Lilie muß blühen im Glanz und Duft!«

Nach dieſen Worten hob er die weiße, lange Geſtalt auf ſeine Schulter und verſchwand mit ihr außer dem Friedhofsthore.

Kreiſchend kamen hierauf die Rabenſchwärme wieder herbeigeflogen, und ſenkten ſich mit dem Geräuſche des Sturmwindes in die Tiefe der Grube.

Es waren mehrere Wochen vergangen, ſeit Johannes Würfel bei dem Anblick ſeiner todten Geliebten beſinnungslos zuſammengeſtürzt war, und erſt ſpät wieder in wilden Fieberphantaſien erwachte.

Der alte Ortolf, der über den Tod ſeiner Tochter zum Greiſe geworden, denn ſein Haar hatte ſich gebleicht in einer einzigen Nacht, pflegte, trotz ſeiner eigenen Schwäche und Hinfälligkeit, den todtkranken Johannes auf das Sorgfältigſte. Er hatte ja in Annen Alles, Alles verloren, und darum wurde nun der unglückliche Jüngling dem zerriſſenen Vaterherzen theurer, als er ihm je geweſen war, und die alte Erfahrung bewährte ſich auch hier auf's Neue, daß das Unglück das Menſchenherz läutere, erhebe und empfänglicher mache für das Mißgeſchick Anderer.

Lange ſchwebte das Leben des armen Johannes in Gefahr. Endlich aber ſiegte ſeine unverderbte, überkräftige Natur über ſein ſchweres Siechthum, und er ſchritt allmälig ſeiner körperlichen Geneſung entgegen, wenn ſich auch eine tiefe Melancholie über ſeinen Geiſt gelagert hatte, welche wohl im Leben nie wieder von ihm zu weichen ſchien.

Ein Bedeutendes zu ſeiner Beſſerung aber trug auch die Nachricht bei, daß die Unſchuld ſeines Vaters an dem ihm angeſchuldeten Verbrechen durch das Geſtändniß des Münzwardeins Groller, welches dieſer, ebenfalls von der Seuche befallen, auf dem Sterbebette ablegte, an den Tag gekommen ſei, und die übrigen Verbündeten dieſer Intrigue bereits in ſtrenge Gewahrſam gebracht worden wären.

Die Hoffnung, daß ſein Vater, wenn er der Seuche, welche, nachdem ſie die ſchönſte Blume gebrochen, allmälig in Wien zu wüthen aufhörte, glücklich entronnen, nun ſicher bald erſcheinen und in ſeine frühere ämtliche Stelle wieder eingeſetzt werden würde, goß einen freundlichen Strahl des Troſtes in ſein zerriſſenes Gemüth und milderte mindeſtens für Momente den Trübſinn des armen Johannes.

Schon konnte er wieder das Krankenlager verlaſſen, und am Arme des alten Ortolf's im Gemache herumwandeln.

Es war am Petriſtuhlfeiertage, als Johannes ſchon gänzlich wieder geneſen, nur noch blaß und ſchwach, neben Ortolf in dem Gemache ſaß, in welchem Anna's Augen, bevor ſie ſich für immer ſchloſſen, ſo ſehnſüchtig, aber ach – vergebens nach ihm geſucht hatten; in dem Gemache, in welchem der Schmerz den Anwalt, als einen kräftigen Mann, dahingeſtreckt hatte, an der Leiche ſeiner Tochter, an welcher man ihn Tags darauf in einen Greis verwandelt wiedergefunden, als Pankratius mit freudeſtrahlendem Antlitze und ungewöhnlicher Lebendigkeit zu ihnen trat.

»Was bringt Ihr Neues?« fragte Ortolf.

»Ein fremder Herr ſteht draußen auf dem Hausflur,« verſetzte dieſer, indem er ihm einige geheimnißvolle Winke zuwarf, »und wünſchte mit dem jungen Herrn Studioſus zu ſprechen.«

»Mit mir?« fragte Johannes verwundert.

»Ja«, erwiderte Pankratius, »er ſagte, er bringe gute Nachrichten von Eurem Herrn Vater.«

»Von meinem Vater? — O, laßt ihn herein!«

»Der Herr Henricus Würfel ſoll wieder von unſerem gnädigen Herzog in ſeine frühere Amtswürde eingeſetzt werden.«

»Gott ſei gelobt!«

»Und auch bereits in Wien angekommen ſein.«

»Angekommen?« rief Johannes, deſſen Züge ſich allmälig mehr belebten.

»Und wenn Ihr Kraft genug hättet, ſo möchte er wohl ſelbſt —«

»Wo iſt er, wo?«

»Wenn es euren Geſundheitszuſtänden nur nicht nachtheilig iſt —«

»Vater! mein Vater!« rief Johannes mit lauter Stimme, und die Thüre flog auf, und Vater und Sohn lagen ſich in den Armen.

»Ach, und für mich ſind keine Arme offen!« ſeufzte Ortolf leiſe für ſich.

»O mein Vater«, rief Johannes, »Ihr ſeid ſchuldlos!«

»Haſt Du je daran gezweifelt?«

»Nie, nie!« betheuerte Johannes; »aber wo waret Ihr, wie iſt es Euch ergangen? o ſprecht!«

»Das ſollſt Du Alles erfahren, mein Sohn. Ich habe

Kummer und Noth erlitten, aber nun iſt Alles, Alles vorbei und vergeſſen, da ich nur Dich, da ich nur meinen Johannes wieder in meinen Armen halten, an meine Bruſt drücken kann!«

»O mein Vater! Mein Vater!« rief dieſer unter Thränen, ihm neuerdings an die Bruſt ſinkend.

Nachdem der erſte Taumel der Freude ſich gelegt hatte, ſtreckte der Münzmeiſter Würfel ſeine Hand dem alten Ortolf entgegen, deſſen veränderte greiſenhafte Geſtalt ihm jetzt erſt befremdend in das Auge fiel. Er faßte ſich jedoch ſchnell und ſprach, den alten Ortolf wehmuthsvoll anblickend: »Mein alter, wackerer Freund, euer Haar hat ſich ſchnell gebleicht.«

»In einer Nacht«, verſetzte Ortolf.

»Ihr ſeid älter, um vieles älter geworden, als ich dachte.«

»Grabesreif!«

»Eure Tochter —«

»Iſt bei ihrer Mutter, bei Felicita«, ergänzte Ortolf.

Johannes verhüllte ſich die Augen.

»Mein armer Johannes!« ſprach Würfel voll tiefen Schmerzes, indem er das bleiche Geſicht des Jünglings an ſeine Bruſt drückte. »Armer, unglücklicher Freund!« fuhr er fort, mit der Rechten die Hand des alten Anwaltes ergreifend und ſie drückend, »wir finden uns ja einſtens Alle wieder!«

»Bald«, murmelte Johannes, den Blick nach oben gewendet.

»Das iſt mein Troſt«, verſetzte Ortolf, indem er die Hände faltete, »ohne dieſen wäre ich ſchon verzweifelt.«

»Ortolf, Johannes, die Hand des Herrn lag ſchwer auf Euch«, nahm jetzt der Münzmeiſter das Wort, »aber zeigt, daß Ihr Männer ſeid, und verzagt nicht an Euch ſelbſt und an Eurer Kraft. Die Zeit wird wohl auch in Eure Wunden ihren Balſam träufeln. So aber«, fuhr er nach einer Pauſe fort, »darf und kann es nicht fortbeſtehen mit Euch. Ihr müßt nothwendiger Weiſe dieſes Haus verlaſſen, in welchem Euch jeder Gegenſtand die Vergangenheit zurückruſt und euren Schmerz erneuert. Die Gnade unſers gnädigſten Herzogs hat mir eine Wohnung im Münzhofe angewieſen, welche Raum genug für uns Alle hat. Kommt ſogleich mit mir und laßt Euch das Nöthigſte nachbringen. Wir wollen gemeinſchaftlich das Unglück tragen, welches uns getroffen und uns gegenſeitig tröſten, ſo viel wir es vermögen.«

»Verzeiht, Herr Münzmeiſter«, ſprach Ortolf, »ſo ſehr ich aber auch dieſes Euer freundliches Anerbieten zu würdigen und zu ſchätzen weiß, ſo kann ich dennoch von demſelben keinen Gebrauch machen. Nehmt Euren Sohn mit Euch, bei Euch iſt der Ort, wo er hingehört, aber laßt mich hier in dieſem Hauſe, wo ſie lebten, Felicita, Anna, die mein Alles waren auf Erden, wo mir einſt die Sonne des Glückes ſo freundlich gelächelt, ſo mild geſtrahlt, hier, wo mich endlich das Unglück heimgeſucht, wo mir der Tod Alles geraubt, was mich an's Leben feſſelte: Felicita, Anna! — Die Lücke in meinem Herzen füllt ſich doch an keinem Platze wieder aus.«

Der Münzmeiſter Würfel warf einen theilnehmenden, wehmüthigen Blick auf den armen Ortolf, ſah ſodann fragend auf ſeinen Sohn, und ſprach: »Und Du, Johannes?«

»Macht mit mir was Ihr wollt, mein Vater«, antwortete Johannes und warf ſich an den Hals ſeines Vaters.

»Nun, ſo komm', mein Sohn, laß uns zuſammen trauern um Dein verlornes Erdenglück und unſere Thränen vermiſchen, um die zu früh geknickte Blume Deiner Liebe.«

Noch einmal drückte er Ortolf warm die Hand und ſprach: »Ortolf, ich weiß, Ihr werdet den alten Freund nicht lange auf Euch warten laſſen.«

Nach dieſen Worten eilte er mit Johannes der Thüre zu, plötzlich kehrte er wieder um, Ortolf's Rechte auf's Neue mit Heftigkeit ergreifend und ſie herzlich ſchüttelnd, indem er ſprach: »Bevor wir uns auf kurze Zeit wieder trennen, Ortolf, nehmt noch meinen wärmſten, heißeſten Dank für all das Gute, was Ihr meinem armen Johannes gethan, für die Betreuung und Pflege während ſeines Siechthums, die ich Euch nicht zu vergelten vermag.«

»Nehmt auch den meinen, mein zweiter Vater«, ſchluchzte Johannes und preßte Ortolf's Linke heftig an ſeine Lippen.

Ortolf konnte nicht ſprechen; das Gefühl hatte ihn überwältigt und der Stimme beraubt.

Der Münzmeiſter aber umſchlang hierauf ſeinen Sohn wieder und eilte mit ihm zur Thüre hinaus, welche der wackere Pankratius, ſich verſtohlen eine Thräne aus den Augen wiſchend, öffnete.

Ortolf warf ſich nach einer langen Pauſe in ſeinen Stuhl und rief: »Wohlan, ſo bin ich nun ganz allein mit meinem Gram!«

Der alte Anwalt Aegidius Ortolf ſaß, ſeiner finſteren Schwermuth nachhängend, in ſeinem Sorgenſtuhle und ſtarrte, in Gedanken an ſeine ihm unvergeßliche Anna verſunken, vor ſich hin.

Er hatte Troſt geſucht in der Bibel, welche noch aufgeſchlagen vor ihm lag, aber der Schmerz in ſeinem Innern war zu laut, um ihn dieſes Troſtes theilhaftig werden zu laſſen, und die Buchſtaben verſchwammen vor ſeinen naſſen Augen. Die beiden Wachslichter, welche auf dem ſchweren, ſilbernen Armleuchter vor ihm auf dem Tiſche brannten, waren, ohne daß er es wahrgenommen, tief herabgeglommen, und warfen nur noch ein ſparſames, unſicheres Licht auf die bleiche Gramgeſtalt des Trauernden, und auf die dunkelfarbigen Tapeten des weitläufigen Gemaches.

Es lag eine tiefe Stille über daſſelbe verbreitet, welche nur durch das gleichmäßige Schnarren des Pendels einer großen Wanduhr unterbrochen wurde.

Da öffnete ſich geräuſchlos die Thüre und herein trat Valentin, der tolle Geiger, in ſeinem ärmlichen Rocke, mit den fliegenden, grauen Locken. Er ſtand eine geraume Weile vor dem in ſeinen Gram verſunkenen Anwalt und betrachtete ihn mit ſtieren, kalten Blicken.

Jetzt erhob Ortolf zufällig das Haupt, erblickte den Alten und fuhr heftig erſchreckt vor der unerwarteten, faſt geſpenſtiſchen Erſcheinung zuſammen. »Was wollt Ihr hier?« fragte er betroffen den Geiger, welcher bewegungslos vor ihm ſtehen blieb.

»Euch«, verſetzte der Graue gelaſſen.

»Mich?« fragte Ortolf, »und was verlangt Ihr von mir?«

»Meinen Verſtand!«

»Was?« rief Ortolf, dem es allgemach in der Geſellſchaft des tollen Alten unheimlich zu werden begann, indem er ſich raſch von ſeinem Stuhle erhob.

»Meinen Verſtand«, erwiderte Valentin in demſelben Tone, »meine Seelenruhe, mein Glück, Alles was Ihr mir geſtohlen!«

»Wahnſinniger!« rief Ortolf.

»Nicht ſo wahnſinnig, als Ihr glaubt, Herr Aegidius Ortolf«, verſetzte Jener. »Sagt, kennt Ihr mich denn nicht mehr? — Wißt Ihr Euch gar nicht mehr auf Züge zu erinnern, welche dieſen ähnlich ſein mochten, nur daß ſie damals nicht ſo entſtellt, nicht ſo zur Fratze verzerrt waren, durch Jahre langen Gram, Noth und Drangſal.«

»Ich weiß nicht«, ſtotterte Ortolf beklommen.

»Denkt Euch doch dieſes Haar, welches der Kummer gebleicht, wieder blond; denkt Euch dieſe Wange, die der Gram entfärbt, wieder roth; dieſes Auge, das die Thränen ſeines Feuers beraubt, wieder dunkel und glühend; dieſe Geſtalt, die nun dürr, verkümmert und hinfällig, wieder von Jugendkraft geſchwellt und ſchlank.«

»Was ſoll das, Alter?« fragte Ortolf ſich an dem Rand des Tiſches haltend.

»Wißt Ihr Euch auf Niemand zu erinnern, der einſt dieſem Konterfei glich? — Nun ſo will ich Euch eine Geſchichte erzählen, welche vielleicht ſein Bild wieder in euerem Gedächtniſſe auffriſcht:

»Es lebte einmal ein ſchönes Mägdlein, dem an Schönheit der Geſtalt, ſowie an Reinheit des Herzens nur Wenige ihres Geſchlechtes gleichen mochten und das Felicita hieß.

»Dieſes Mägdlein liebte Einer, welcher gerade ſo ausſah, wie ich Euch eben beſchrieben habe, und das Mägdlein liebte ihn wieder.

»Da kam aber Einer, der war reicher Leute Kind, den das Mädchen nicht liebte, und dieſer begehrte es zum Weibe von ſeinen Eltern.

»Die Eltern des Mägdleins dachten, das iſt ein großes Glück, und gaben ihm das Mägdlein, denn ſie ahnten nicht, daß über dieſes große Glück zwei Herzen brechen würden.

»Der reiche Mann führte hierauf das Mägdlein zum Altar und der Andere ging in den Krieg gegen die Welſchen.

»Das Weib des reichen Mannes aber welkte allmälig dem Grabe zu aus Gram, und nachdem ſie ihm ein Töchterlein geboren, ſtarb ſie — am gebrochenen Herzen. Den Andern aber, der in den Krieg gegangen, hatte bei Napolis ein vergifteter Pfeil am Haupte getroffen, aber nicht recht, denn er blieb nicht todt, ſondern er wurde nur wahnſinnig.

»Und als er wahnſinnig und untüchtig geworden für das Kriegshandwerk, ging er wieder in ſeine Heimath zurück, und griff zu ſeinem alten Inſtrument, das er ſonſt wohl ſpielte in früheren Jahren, zu ſeiner Geige, und brachte nun ſeiner todten Geliebten allnächtlich ein Ständchen, und die Leute nannten ihn deshalb den tollen Muſikanten von Wien.

»Sonſt aber,« fuhr der Erzähler mit donnernder Stimme fort, »hieß er Rupert Münch, und der Räuber ſeiner Geliebten nannte ſich Aegidius Ortolf.«

»Rupert!« rief Ortolf vernichtet, »das Schickſal hat mich beſtraft, ich bin ärmer und elender, als du je geweſen. Sieh dieſes Haupt, der Gram hat es weiß gefärbt in einer Nacht. — Kannſt Du mir vergeben?«

»Schweig von Vergebung! Kannſt Du mir einen Tag vergüten, einen einzigen Tag jener Jahre voll Gram und Verzweiflung? Kannſt Du mir meinen Verſtand wieder geben, meine zu früh dahingewelkte Jugend? Und Du willſt Vergebung? Rache! — Rache iſt meine Loſung, vollgiltige Rache. Hörſt Du, alter Sünder? Auf aus Deinem Schlafe! die Stunde der Vergeltung iſt gekommen.«

»Menſch«, ſtotterte Ortolf, ſchneebleich den Sprechenden anblickend, »was haſt Du vor?«

»Du haſt mir meine Geliebte geraubt, ich raube Dir jetzt dafür — Deine Tochter!«

»Meine Tochter?«

»Ja, den wiſſe, ſie lebt — aber nicht für Dich.«

»Meine Tochter lebt!« ſchrie Ortolf außer ſich, an allen Gliedern bebend.

»Für Dich iſt ſie todt, todt für immer; dieß meine Rache. Wiſſen ſollſt Du, daß ſie lebt, aber ſie nie mehr ſehen, wie ich Felicita nie mehr ſah. Hier zur Beglaubigung meiner Worte: Kennſt Du dieſes grüne Seidenband? es umwand ihre Locken, als ſie im Leichentuche lag. Dieſen Schleier? er war in einen Knoten um ihren Hals geſchlungen. Kennſt Du dieſen Leilack? Sie war darein gehüllt als Todte.« Bei dieſen Worten riß er die beiden erſten Gegenſtände und den Fetzen eines Lakens aus ſeiner Bruſt und warf ſie zu Ortolfs Füßen hin.

»Ich aber ſuchte ſie heraus aus der Werkſtätte der Verweſung, ich hauchte ihr das entſchwundene Leben wieder ein, um mich zu rächen; und als wieder die Roſen auf ihren Wangen zu blühen begannen, da ſagte ich ihr, du ſei'ſt geſtorben an der ſchwarzen Seuche, und führte ſie an einen Ort, wo Du ſie nicht wieder finden ſollſt, und wenn Du die Erde durchwanderteſt wie Ahasver, der ewige Jude. Und nun fahre hin Aegidius Ortolf, Mörder meines Glückes und verzweifle bei dem Gedanken, daß Deine Tochter lebt, und doch todt iſt für Dich auf immer.«

Da aber erwachte Ortolf wie aus einem ſchweren Traume, ſein Blick, der noch immer auf das grüne Seidenband, den Schleier und das Leilack am Boden, ihm nur zu bekannte Gegenſtände, geheftet war, erhob ſich, und fiel auf — Rupert Münch, und plötzlich ſchien in ihn das Gefühl und das Gedächtniß zurückgekehrt. Mit angſtvoller Haſtigkeit fuhr er auf dieſen zu, erfaßte ihn am Arme und ſchrie: »Rupert, gib mir meine Tochter wieder, bei Allem, was Dir heilig iſt, gib mir meine Anna wieder!«

»Nimmermehr!« antwortete der Graue mit furchtbarer Kälte und ſchritt gegen die Thüre.

»Menſch! Wenn Du nicht blos zum Scheine das glückliche Antlitz eines Menſchen trägſt, wenn Dich ein Weib geboren, das Du Mutter nannteſt, und keine Tigerin, wenn Du kein Tigerherz im Leibe trägſt, gib mir mein Kind!«

Der Geiger würdigte ihn keiner Antwort und ging.

»Rupert, bringe mich nicht zur Verzweiflung!« brüllte Ortolf, »du mußt ſie mir geben, ich laſſe Dich nicht früher!« — Mit dieſen Worten ſprang er auf den Geiger zu und faßte ihn wüthend an der Bruſt.

»Wurm!« rief dieſer mit kalter Verachtung und ſchleuderte ihn weit von ſich hin, daß er zur Erde taumelte.

Haſtig aber raffte ſich Ortolf wieder auf, ſtreckte ſeine zitternden Arme nach dem furchtbaren Alten aus, und rief in fürchterlichſter Seelenangſt, welche ſich auf jeder Muskel ſeines Geſichtes abſpiegelte: »Rupert, denk an Deine Todesſtunde!

Wenn Du Gnade hoffeſt und Vergebung für Deine Sünden, in dem letzten Augenblicke Deines Scheidens, ſo verzeih' auch Du mir und gib mir meine Anna.«

Der Geiger ſchüttelte kalt und ſchweigend das finſtere Haupt und ging.

Schon hatte er die Thür erreicht und langte nach der Klinke, da ſtürzte Ortolf vor ihm hin auf die Knie und umklammerte ſeine Füße in der höchſten Verzweiflung und rief: »Rupert, wenn Du Felicita je geliebt, wenn Deine Liebe wahr geweſen und rein, wenn noch ein einziger Funke jener Liebe in Deinem Buſen für ſie glimmt, ſo gib mir meine Tochter wieder!«

Der Geiger ſtand ſichtbar erſchüttert. Bei dem Namen Felicita fuhr es wie ein elektriſcher Schlag durch ſeine Glieder, welcher ihn am ganzen Leibe zittern machte.

Plötzlich riß er ſich von dem Anwalt los, und ſtürmte zur Thüre hinaus.

Ortolf war zu ſehr erſchöpft, er konnte ihm nicht nach. Er ſuchte ſich aufzuraffen, umſonſt. Beinahe der Beſinnung beraubt blieb er am Boden dahingeſtreckt liegen.

Nach einer Weile prallten die Thürflügel plötzlich wieder auf: »Hier habt Ihr Euch, um Felicita's willen!« tönte die Stimme des Geigers an Ortolf's Ohr, und als er ermattet ſein grambeleuchtes Haupt erhob, ſank Anna ſchluchzend an ſeinen Hals.

Ortolf ſchwelgte nun in einem Himmel voll Wonne und Seligkeit, und konnte ſich nicht ſatt ſehen an den Zügen ſeiner geliebten Anna.

Nachdem Johannes durch ſeinen Vater, dem der glückliche Ortolf zuerſt die freudige Nachricht mittheilte, daß er ſeine todtgeglaubte Tochter wieder erhalten habe, auf das Schonendſte vorbereitet worden war, führte ſie ihm Ortolf ſelbſt in die Arme.

In kurzer Zeit legte der Prieſter die Hände der beiden Liebenden zum ewigen Bunde in einander. Vergebens aber forſchte man nach dem alten, tollen Geiger.

In einer mondhellen Nacht, nicht lange jedoch darauf hörten die Cerkler und Stadtknechte, welche zufällig gegen ein Uhr an dem St. Petersfriedhofe vorübergingen, wo Felicita, Ortolf's Gattin begraben lag, ein leiſes Geigengeſchnarre aus demſelben erſchallen.

Verwundert über dieſe ſeltſame Nachtmuſik ſchauten ſie über die Friedhofsmauer, und erblickten auf einem beſchneiten Grabhügel einen Mann mit grauen, wehenden Haaren, von einem ſchwarzen Mantel geſpenſtiſch umflattert, welcher die Geige ſpielte und dazu ungefähr Folgendes ſang:

-Schlaf ſanft, du biſt gebettet weich,
Schlaf ſüß, du Lilie ſchön und bleich!
Sieh, auch mein Tagwerk iſt jetzt aus,
Komm nun zu Dir in's enge Haus.
Das Leben wird mir allzuſchwer,
Trag's fürder ohne Dich nicht mehr.
Du meine Lilie, zart und rein,
Schließ auf, ſchließ auf Dein Kämmerlein!-

Als der Meßner der St. Peterskirche des andern Tags darauf im Morgengrauen mit ſeiner großen Laterne und den klappernden Thurmſchlüſſeln über den beſchneiten Friedhof ſchritt, um zur Frühmette zu läuten, ſah er einen Mann über Felicita's Grab geſtreckt, und als er ihn anfaßte, erkannte er ihn ihm den tollen Geiger und fand, daß er todt war.

Aegidius Ortolf ließ ihn an Felicita's Seite begraben.

Der erſte Beſuch in den Wiener Katakomben im 19. Jahrhundert.

Es war ein kalter winterlicher Sonntagsmorgen, zu Anfang der Dreißiger-Jahre, und der Nordwind ſchnitt ſcharf und empfindlich durch die Falten meines Mantels, als ich mit raſchen Schritten die noch menſchenleeren Gaſſen Wiens in der Richtung vom Franzensthore nach dem Stephansplatze durchſchritt, um auf letzterem mit einem alten Schulfreunde zuſammen zu treffen.

Erſt wenige Tage vor unſerem Stelldichein hatte ich ihn, nach einem langen Zeitraume, in einem öffentlichen Lokale zufällig wieder begegnet, und in ihm wieder ganz den gutmüthigen, ehrlichen, wenn auch nicht mit hervorragenden Geiſtesgaben ausgeſtatteten Jungen gefunden, der er auf der Schulbank war, und den wir die »gute Haut« benannten.

Er hatte ſich der Baukunſt gewidmet, und, wie er mir mittheilte, bereits verſchiedene Stellen in dieſem Fache bekleidet, worauf er Inſpicient oder ſogenannter Bau-Uebergeher an dem ſchönſten und kunſtreichſten Baudenkmale Wiens, an dem Rieſenfinger der Kathedrale, dem ehrwürdigen Stephansthurme wurde.

Wäre es mir zu jeder andern Zeit ziemlich gleichgiltig geweſen, welcher Lebensweiſe ſich mein Jugendfreund zugewendet habe, ſo war mir es doch eben jetzt höchſt erwünſcht, ihn in dieſer Stellung zu finden, da ich und einige Freunde ſchon lange, wiewohl vergeblich, den Wunſch hegten, die geheimnißvollen Katakomben unter der Stephanskirche kennen zu lernen, welches ich nun durch ſeine Vermittlung zu ermöglichen hoffte.

Ich zögerte auch nicht, noch am Abend unſeres Zuſammentreffens meinen Wunſch gegen ihn auszuſprechen.

Ein barokes Gelüſte, erwiderte er kopfſchüttelnd, dasjenige aufzuſuchen, dem alles Lebende ſo viel als menſchenmöglich aus dem Wege geht. So etwas könnte mich nicht anwandeln. Was iſt auch in dieſen finſteren Maulwurfshöhlen anderes zu ſuchen, als Staub, Moder und Verweſung.

Aus dem Tod erſteht das Leben, entgegnete ich.

Das habe ich auch einmal irgendwo geleſen, aber es iſt mir nie recht klar geworden, ſagte M. Uebrigens ſtehen keine beſonderen Hinderniſſe im Wege, Deinen Wunſch in Erfüllung zu bringen, da mir die Schlüſſel zu den Katakomben zu Gebote ſtehen, auch bei meiner Aufnahme kein eigenes Verbot an mich erging, bei einem Beſuche derſelben Jemand mit mir zu nehmen.

Demungeachtet muß es unter dem Siegel der Verſchwiegenheit geſchehen, auch dürfen nicht zu Viele an der Viſitation Theil nehmen.

Ich wünſchte nur meinen Freund, den jungen Dichter Eduard Duller, und einen mir befreundeten Techniker mitzunehmen.

Ganz wohl, verſetzte M., und ich werde meinerſeits noch den Inſpektor K. engagiren, der ſich ebenfalls einmal gegen mich ausſprach, die Katakomben der Kreuz- und Tannengewölbe wegen ſehen zu wollen. Da wären wir zuſammen mit den beiden Dienern ſieben Perſonen. Sieben — ſieben, fuhr er kopfſchüttelnd fort, das iſt freilich eine böſe Zahl.

Und wann denkſt Du, daß wir den Beſuch machen könnten?

Ich dächte am nächſten Sonntag Früh um ſechs Uhr, da um dieſe Zeit den Leuten des Kirchenmeiſteramtes, welche wir der beſſeren Orientirung und der Beleuchtung halber mitnehmen müſſen, keine amtliche Verpflichtung obliegt.

Vortrefflich, ſagte ich, morgen mit dem Früheſten werde ich meine Freunde hiervon verſtändigen, und danke Dir zugleich auf das Verbindlichſte für Deine freundliche Bereitwilligkeit.

Das bedarf keines Dankes, erwiderte M. Es freut mich, Dir als meinen alten Schulkameraden und Deinen Freunden durch dieſen geringfügigen Dienſt einen Gefallen erweiſen zu können, wenn ich auch offen geſtehen muß, daß ich ſelbſt ungern von der Partie bin, obgleich dieß, aus mehr als einer Urſache, unerläßlich iſt.

Den ſprechendſten Beweis meiner geringen Inklination, mit dieſen Herren von der Glatze da drunten in Berührung zu kommen, mag Dir der Umſtand geben, daß ich den Gruftraum ſchon längſt in Augenſchein nehmen ſollte, und denſelben noch nie betreten habe.

Auf dieſes verſicherte ich meinen Freund, daß ich ſeine Aufopferung vollkommen zu würdigen wiſſe, und gern dafür zu jeglichem Gegendienſt bereit ſtünde.

Unſeren Beſuch aber machte der Umſtand noch pikanter, daß derſelbe, wie Freund M. verſicherte, der erſte ſei, der in dieſem Jahrhunderte jenen unterirdiſchen Grüften gemacht würde.

Wie das Kirchenmeiſteramt nachweiſet, ergänzte derſelbe, iſt es eine nicht zu bezweifelnde Sache, daß mindeſtens gegen dreißig Jahre kein menſchlicher Fuß dieſelben betrat, da das Kirchenrepertorium das Jahr 1790 oder 1800 als dasjenige bezeichnet, in welchem die letzte erzbiſchöfliche Kommiſſion ſich in jene Räume verfügte, um die Identität einer Leiche zu konſtatiren.

Die Katakomben unter dem Stephansdome, deren Ausdehnung noch immer nicht ermittelt iſt und die, nach der Art ihrer Ausführung und der Baubeſtandtheile zu ſchließen, aus allmälig entſtandenen Zubauten, Zwiſchenbauten und Einbauten hervorgingen, ſtehen weder mit den Grundmauern des Domes, noch mit der Fürſtengruft in Verbindung, welches ſchon daraus zu entnehmen, daß die Eingänge in die Katakomben außer der Kirche im ſogenannten deutſchen Hauſe und bei der Kapiſtrankanzel ſich befinden, während der Zugang zur Gruft in dem Innern der Kirche neben den Chorſtühlen des Hochaltares iſt.

Von dem Eingange neben der Kapiſtrankanzel ſagt ein Beſchreiber der Stephanskirche von 1799.

(Aeußere Merkwürdigkeiten der Stephanskirche. Bei A. Doll.) »Bei dieſer Kanzel iſt der Eingang zur neuen Gruft, die 1752 mit mehr als 12,000 Gulden Unkoſten iſt erbaut worden.«

Schon in den Urkunden des 14. Jahrhunderts wurden dieſe Katakomben, zum Unterſchiede von dem Beingewölbe unter der Magdalenenkirche auf dem Stephansfreydhof, der »alte Karner« (Carnarium) genannt.

So enthält das deutſche Ordensarchiv eine Urkunde vom Jahre 1332, welche lautet: »Wir C. Thumprobſt Wolfke, verrichen daz uns von den Comendor des deutſchen Haus in Wien für die Pfar St. Stephan abgetretten den Cheler, der da leit bei dem alten Charner, auch dabei ein Camer die Rotcamer ſo nächſt dem alten Charner.«

Dieſe Katakomben waren urſprünglich das Aſyl und Pantheon der Adelichen und Reichen und dazu beſtimmt, Kirchen- und Kloſtervorſtände, Würdenträger und hervorragende Wohlthäter der Kirche in ihren Schooß zu empfangen.

Bald aber mußten dieſe Bevorzugten es ſich gefallen laſſen, Tauſende nicht ebenbürtige Gäſte als Genoſſen in ihre ſtille Behauſung aufzunehmen, da die Peſt den größten Theil der Bevölkerung Wiens dahinraffte, und der Stephansfreydhof nicht hinreichte, die zu Begrabenden, welche auf eine Zelle inner ſeinen Mauern Anſpruch hatten, zu beherbergen.

Ja, im Jahre 1732 forderten die Rückſichten für den Geſundheitszuſtand der Reſidenz, daß der Freydhof ſelbſt aufgelaſſen werden und der Inhalt ſeiner Gräber an anderen Orten untergebracht werden mußte, weßhalb für die Metropolitankirche ein neuer Friedhof vor dem Schottenthore, bei dem bürgerlichen Schützenhauſe in der Alſervorſtadt, eröffnet wurde.

Hierzu kam noch, daß im Jahre 1781 die Magdalenenkapelle auf dem Stephansfreydhof abbrannte, und die hundertjährig aufgeſpeicherten Vorräthe ſeines Beinhauſes ebenfalls übertragen werden mußten.

Was war natürlicher, als daß alle dieſe zu entfernenden Ueberreſte in die weitläufigen Räume unter der Stephanskirche gebracht und dieſe völlig damit vollgefüllt wurden.

Eben ſchlug es in langgemeſſenen dröhnenden Schlägen ſechs Uhr am alten Münſterthurme, als ich an der Südſeite der Kirche anlangte, und unter den letzten Zuckungen einer im Erlöſchen begriffenen Laterne des Chur- oder Kurathauſes ſchon meinen Freund Eduard Duller, damals noch Hörer der Rechte an der Wiener Univerſität, und den anfangs erwähnten Techniker traf, welche bereits meiner Ankunft und jener der Hauptperſon dieſes Drama's, des Bau-Uebergehers M. entgegen harrten.

Dieſer ließ auch nicht lange auf ſich warten; denn wir hatten erſt wenige Worte gewechſelt, ſo trat er ſchon, einen alten und einen jüngeren Kirchendiener im Gefolge, aus der Pforte des genannten Hauſes.

In dieſem Gebäude, dicht am großen Thurme von St. Stephan angebaut, befand ſich dazumal, das Domicil des Bau-Uebergehers und das ſogenannte Kirchenmeiſteramt, in welchem die Schlüſſel zur Gruft und zu den Katakomben aufbewahrt wurden, welche nach dem Tode des damaligen Fürſt-Erzbiſchofes Firmian, deſſen Nachfolger jedoch zu ſich nahm, und dadurch jeden ferneren Beſuch unmöglich machte, zu welcher Maßnahme ihn wohl mancher vorgefallene Unfug, nebſt den Bemerkungen, welche über dieſen Gegenſtand eine ſpätere Beſucherin, Miſtreß

Trollope in ihren Reiſebildern: »Wien und die Oeſterreicher« niederlegte, bewogen haben mochten.

Nach flüchtiger Begrüßung verfügten wir uns ungeſäumt nach dem deutſchen Ordenshauſe, der Rückſeite der Stephanskirche gegenüber, wo die Rieſenblume des Thurmes ihren ſteinernen Schaft erhebt.

In dieſem Hauſe, in welchem ſich im 16. und 17. Jahrhundert der Begräbnißort für die Seelſorger bei St. Stephan befand, öffnete mein Freund M., wie mir ſchien, mit einer größeren Ernſthaftigkeit, als ihm ſonſt eigen war, eine unſcheinbare ſchwarzbetünchte Thüre im Erdgeſchoße, welche Jeder für die Thüre eines Verkaufsladens halten mußte, und durch welche wir in einen engen mit Pflaſterſteinen belegten und von hohen Mauerwänden umfangenen hofartigen Raum traten.

Dort angelangt, zog der ältere Kirchendiener einen Bündel Windlichter, wie man ſie bei Begräbniſſen zu gebrauchen pflegte, und Kienſpäne aus den Falten ſeines Mantels hervor, und betheilte Jeden von uns mit einer Kerze oder einem Holzſpan, und nun traten wir, voll Erwartung der Dinge, die da kommen müßten, unſere Wanderung in die unterirdiſchen Räume des alten Karners an.

Der erſte Raum, welchen wir betraten, war eine Art Vorhalle, und der ältere Kirchendiener machte ſich ſogleich daran, nach altgewohnter Weiſe Feuer zu ſchlagen, worauf wir unſere Fackeln und Kienſpäne entzündeten.

Es war ein kahles und ziemlich hohes Gemach, mit ſchwarzberußten Wänden und unregelmäßigen Winkeln, in dem wir uns befanden, und nichts Bemerkenswerthes wahrzunehmen als einiges Baugeräthe, ein Leichenſchragen und drei Särge.

Der eine, mit abgeworfenem Deckel, ſtand in dem linken Winkel des Gewölbes, und war ein rohgezimmertes Holzgefüge, und wie uns der alte Kirchendiener mittheilte, die Schlummerſtätte eines früheren Meßners, von welchem jedoch, in einem

Wuſt von Holzſpänen, nichts mehr als einiges mit Kleiderlappen behangenes Gebein, und der vom Rumpfe abgelöſte Schädel vorhanden war.

In den grauen Haaren, welche ſich noch an dem Letzteren befanden, ſteckte ein runder Beinkamm, wie ihn die männliche Bevölkerung des 18. Jahrhunderts häufig zu tragen pflegte, und welcher um das ganze Hinterhaupt reichte.

Die beiden andern Särge, zunächſt dem Bogen eines ſachte abwärts führenden Erdganges, ſchienen einer längſt vergangenen Zeit anzugehören, und waren mit Eiſenbändern beſchlagen und mit Eiſenriegeln zugeſchloſſen, an denen Schlöſſer angebracht waren. Sie verbargen, nach der Aeußerung meines Freundes M., zwei Nonnen, welche ſchon durch eine lange Reihe von Jahren dieſe Stelle einnahmen.

Gerne hätten wir einen Einblick in dieſe Särge gethan, weit entfernt, uns eines muthwilligen Frevels an den Todten ſchuldig zu machen, indem nur die Romantik, welche zu jener Zeit ſich im Zenith ihrer Herrſchaft befand, und alles Mittelalterliche und Myſteriöſe in ihren Zauber hüllte, unſere Neugierde rege machte; jedoch fehlte zur Befriedigung derſelben jedes von der Schicklichkeit bedingte Mittel.

Abgeſehen hiervon, würde uns jedoch ſchon die Bemerkung unſeres bauherrlichen Freundes von jeder Unüberlegtheit abgehalten haben, welcher bedeutete, daß dieſe Nonnenleichen von ihrem Kloſter reklamirt worden ſeien und abgeholt werden ſollten, weßhalb ſie in dieſe Vorhalle geſtellt wurden.

In der That geſchah das Letztere auch wirklich, kurz nach unſerem Beſuche.

Mortuis non conviciandum.

Während wir noch die beiden Särge betrachteten, hatte Freund M. die Thüre des Hofraumes abgeſchloſſen, und nun ging es von dieſer Vorhalle durch eine Bogenwölbung abwärts.

Der Boden unter unſeren Füßen fühlte ſich mehlig und weich, und ſchien aus — Grabesmoder zu beſtehen.

Der Gang ſelbſt war enge und niedrig und der altersgraue Mörtel, mit dem die Wände belegt waren, glitzerte, als der Fackelſchimmer über ihn hinſtreifte, wie die Steinwände eines Salzwerkes.

Die Atmoſphäre jedoch, welche nichts von der Zerſetzung der Stoffe, die hier in ſo großartigem Maßſtabe ſtattgefunden haben mußte und wohl noch ſtattfand, verſpüren ließ, war rein und trocken, was ſie auch in den tiefer gelegenen Räumen blieb, und wenn etwas in denſelben beklemmend auf den Beſucher einwirkte, ſo war es weder Mangel an Luft, noch das Vorhandenſein von Miasmen, ſondern das Bewußtſein, ſich unter der Erde zu befinden.

Nachdem wir über einige Stufen hinabgeſtiegen, und bereits eine ziemliche Strecke in dieſem Gange, der verſchiedene Winkel und Beugungen bildete, zurückgelegt hatten, bedeutete uns Freund M., daß wir uns jetzt unter dem Primglöckchenthore, welches der biſchöflichen Chur gegenüber liegt, befinden oder gleich dahin gelangen müßten, und von der Oberwelt nur durch eine dünne Eiſenplatte, auf welchen die Straßenſteine lägen, getrennt ſeien.

Wirklich vernahmen wir auch ganz deutlich die Fußtritte der Kirchengänger, und hörten das dumpfe Rollen der Wagen.

Nicht lange jedoch verweilend, ſetzten wir unſere nächtige Wanderung durch den Erdgang wieder fort und traten darauf in ein weitläufiges Gewölbe.

Jetzt ſind wir unferne des Hauptſchiffes der Kirche und nur durch eine Seitenwand von der alten Fürſtengruft getrennt, ſagte einer unſerer kirchlichen Begleiter, die Fackel emporhaltend, und mir war, als könnte ich durch die Quadern des Grundbaues wie durch eine Glaswand blicken, und ſähe die Herzoge in ihren offenen Särgen liegen.

Meine erregte Einbildungskraft zeigte mir die alldort aus der Gruftwand hervorragende ſteinerne Hand, welche auf die Mitte des Gewölbes hinweiſt.

Dort ſah ich Rudolph, den Stifter, neben ihm das Schwert ohne Spitze.

Zur Linken dieſes Herzogs erblickte ich die Leiche Albrecht's mit dem Zopfe, zur Rechten ſah ich Gebeine in einen rothſeidenen geſtickten Mantel gewickelt: die Ueberreſte Wilhelm's von Oeſterreich.

Ferner ſah ich Leopold den Stolzen, im vollen Harniſch, die Panzerhände auf der Stahlbruſt gefaltet, und die Kinder Kaiſer Maximilian's II. und die noch übrigen 10 Fürſten und Fürſtinnen, die bei Wiederauffindung der Gruft im Jahre 1645 daſelbſt angetroffen wurden, wie ich im alten Ogeſſer und im Hormeyr, in deſſen Archive damals ſchon Duller und ich die erſten Sporen zu erringen ſuchten, geleſen hatte.

Doch ſchon riß mich der Ruf eines Führers, nicht zurückzubleiben, aus meinen Träumereien, und wieder ging es mit den wehenden Fackelbränden weiter.

Von jener Hinterwand, ſprach hierauf der ältere Führer, führt eine Stiege zu dem Presbyterium der Kirche, und über dieſe Stiege wurden früher auch die Leichen in die Gruft herabgebracht, bevor dieſe mit den Peſttodten gefüllt wurde, und wirklich dämmerte uns auch durch die Dunkelheit des Raumes, den unſere Fackeln nur wenig zu erhellen vermochten, in undeutlichen Umriſſen eine klafterbreite Steintreppe entgegen, welche in gäher Flucht aufwärts führte, deren Ende aber in der Finſterniß verſchwamm.

Hier, fuhr der Kirchenmann fort, auf die Gewölbdecke weiſend, befanden ſich auch Oeffnungen, welche in die Kirche gingen, und die unteren Grufträume mit friſcher Luft verſorgten, ſie wurden jedoch wegen des Modergeruches aus den Gräbern anno 1779 auf kaiſerlichen Befehl verkittet und auch der Eingang zu jener Stiege vermauert, und dafür derjenige eröffnet, durch den wir hereingekommen ſind.

Aus dem Gewölbe kamen wir nun wieder in einen engen Erdgang.

In dieſem vorgeſchritten, gelangten wir zu einer Stelle, an welcher eine Wand von Menſchenknochen aufgeſchobert war und bis zur Bogendecke reichte.

Arm- und Schenkelbeine waren, nicht ohne einiges Geſchick, über einander geſchichtet und dazwiſchen grinsten die bleichen oder erdbraunen Schädel mit ihren weißblöckenden Zähnen auf uns heraus, oder ſchauten von dem Rande des ſchaurigen Knochengebäudes aus ihren leeren Augenhöhlen geſpenſtiſch nieder, als wollten ſie uns zurufen:

Respice finem!

Doch nur eine flüchtige Aufmerkſamkeit dieſen Gehäuſen, mit ihren bloßgelegten Stirnhöhlen und Naſen- und Thränenbeinen ſchenkend, ſetzten wir unſere Schritte weiter.

Nach Allem zu ſchließen, gehen wir jetzt unter der Vorkirche, ſagte der jüngere Kirchendiener, und bald erblickten wir den nachtſchwarzen Eingang eines neuen Gruftgewölbes, durch welches wir den Weg hindurch zu nehmen hatten.

An dem Eingange dieſes Gewölbes lehnten zwei männliche Geſtalten an der Mauerwand wie Grabeswächter, welche ſich nur ſchlafend zu ſtellen ſchienen, um die ungewohnten Gäſte hinter dieſer Maske deſto unbeachteter belauſchen zu können.

Es waren dies zwei gänzlich eingeſchrumpfte und vertrocknete Kadaver von lederfahler Farbe, mit verſchwommenen Augen und abhängenden zahnloſen Kinnladen.

Zwei Todtenlarven, deren graſſe Geſichtszüge ich noch lange nachher nicht aus dem Gedächtniſſe bringen konnte, und von denen ich zuweilen glaubte, daß ſie mir mit ihren verwitterten Geſichtern über die Achſel ſchauten.

Nunmehr traten wir in das Gewölbe ſelbſt.

In dieſem lenkten zweierlei Gegenſtände unſere Aufmerkſamkeit auf ſich; der erſte beſtand aus kreisrunden Feldern und

Verzierungen, mit welchen dieſe Grabeshalle geſchmückt war und die auf das XVI. Jahrhundert hinwieſen, die zweite aus einem Hügel von Moder, Sarggetrümmer und wüſt durcheinanderliegenden Menſchenreſten, welche, ſo wie die früheren, ſich als vollſtändig mumiſirt darſtellten.

Unſere Führer zogen eine beinahe zwerghaft geſtaltete männliche Leiche, welche unwillkührlich an einen Alraun erinnerte, und ein halb vermorſchtes Amulet umhängen hatte, da ſie die beſterhaltene zu ſein ſchien, aus dem Gerölle hervor, und lehnten ſie an die Mauerwand, damit wir ſie beſſer in Betracht ziehen konnten.

Im Hervorzerren und Aufſtellen raſſelte die Leiche jedoch in ihrem Innern, auf eine ganz abſonderlich ſchaurige Weiſe, wie ein Gefäß, in welchem ſich Sand befindet; wahrſcheinlich verurſacht dieſes Geräuſch die Ablöſung vermorſchter Modertheile.

Es war, als ſchüttle der grauſige Beherrſcher dieſes Reiches ſeine Sanduhr, um uns zu bedeuten: Das ſind ſie — das werdet Ihr ſein!

Die Leiche ſelbſt hatte eine graugelbe Farbe, und die Geſichtszüge waren in der Nähe ineinandergeronnen und unförmlich, in der Entfernung einiger Schritte aber konnte man den faſt ſarkaſtiſchen Geſichtsausdruck derſelben und die mit ihm verbundene Verzerrung, welche der Todeskampf darin zurückgelaſſen hatte, erkennen.

Viele der übrigen Leichnahme, welche die Beſtandtheile dieſes Hügels bildeten, verurſachten dadurch einen höchſt widerlichen Eindruck auf den Beſchauer, daß die meiſten von ihnen den Mund, als wie im Begriffe, einen Schmerzensſchrei auszuſtoſſen, weit aufgeſperrt hatten.

Schon wollten wir dieſes Gewölbe wieder verlaſſen, als der ältere Kirchendiener an der einen Wand, welche einen ſchrägen Winkel bildete, noch einen einſam ſtehenden Sarg erblickte und den Inhalt desſelben beſichtigte.

Ei ſieh' da, eine alte Bekanntſchaft! rief er aus.

Wie, eine alte Bekanntſchaft? fragte Duller, und näherte ſich in neugieriger Haſt, wie wir alle, mit Ausnahme des Bauübergehers, der ſich gar nichts mehr in dieſen Räumen zu ſehen verlangte, dem einſamen Bretterhauſe.

In dieſem lag eine lange Frau im vermoderten Gewande und mit eingeſchrumpftem und unkenntlich gewordenem Geſichte, aber mit vollkommen erhaltenem lichtblondem Haargelocke, welches in reichen Wellen zu beiden Seiten an ihr niederfloß, und durch welchen ſeltſamen Schmuck des Hauptes ſie an die verzauberten und verwunſchenen Prinzeſſinnen erinnerte, von welchen die deutſchen Sagen und die Märchen für die Kinderwelt ſo Wunderbares zu berichten wiſſen.

Ich erinnere mich, ſagte der grauköpfige Alte, dieſe Bewohnerin der Katakomben mit ihren blonden Locken ſchon in meiner früheren Jugend hier geſehen zu haben, und man ſagte damals, ſie ſei die Leiche einer Bürgermeiſterin und befände ſich bereits ſeit dreihundert Jahren in dieſem Grabesraume. Mit großer Bewunderung betrachteten wir noch eine Zeit hindurch dieſes klägliche Bild der Vergänglichkeit mit ſeinem Lockenvließe, das ihm keinen Reiz mehr verleihen konnte.

Wieder aus der Grabhalle tretend, gingen wir nunmehr durch eine weithin ſich erſtreckende niedrige Erdwölbung, welche mit dem Bau eines Dachſes verglichen werden konnte und von ſolcher Raumenge war, daß unbehindert nur Einer hinter dem Andern fortſchreiten konnte.

Meine Gedanken jedoch hafteten nicht mehr an der Bürgermeiſterin mit ihren Goldlocken, ſondern ſprangen wieder auf jene gnommenartige Leiche, welche uns durch ihr unheimliches Geraſſel mit Schauer erfüllt hatte, und meine Fantaſie beſchäftigte ſich ſo ausſchließlich mit ihr, daß ich zuletzt vermeinte, ſie hinter mir raſſeln zu hören.

Unwillkürlich blickte ich um, aber nur die ſtichfinſtere Nacht wehte mir mit ihrem feuchtkühlen Fittich in das Geſicht.

Und wieder hörte ich es hinter mir raſſeln.

Jetzt hatte es mich eingeholt und trat an mich heran.

Es war der zwerghafte Todte von dem Leichenhügel.

Er war aber jetzt mit einem ſchlotternden Rocke von altväteriſchem Schnitte, den man ſeiner Zeit »Schwedulant« nannte, welcher als Stammvater des Frackes zu gelten hat, und unter welchem das morſche Amulet hervorguckte, mit kurzen Kniehoſen, Seidenſtrümpfen und Schnallenſchuhen bekleidet und trug einen dreieckigen Hut auf dem Kopfe.

Wie hatte er nur ſo ſchnell Toilette gemacht?

Ich muß mir noch die Ehre geben, mich bei Ihnen pflichtſchuldigſt zu bedanken, ſagte er, indem er mit Gravität den Hut abnahm und ſich graciös verbeugte, daß Sie ſo gefällig waren, mich aus der desagreablen Lage zu bringen, in der ich mich befunden hatte, als ich gezwungen war, unter dieſen Herren und Damen zu liegen.

O! ich bitte, ſagte ich, es hat mir zum Vergnügen gereicht.

Nein, nein, verſetzte er, ich weiß, was ich dem Decorum ſchulde. Ich bin ein homme de qualité, ein Kavalier und werde eine mir erwieſene Complaisance nicht ohne Reconnaissance laſſen. Ich muß Ihnen par tout ein kleines Cadeau an unſere etwas obſcüre Chezsoi mitgeben, in die Welt hinauf, in der ich auch einmal gelebt habe.

Ich erinnere mich noch recht gut, wie es auf dem Graben, unter den Seilern und Tucherern, im Sporkenbühl und in der Roſeranogaſſe, wo ich in einem Duelle geblieben bin, ausſieht.

Ich bedaure herzlich, aber Sie berauben ſich, wendete ich ein.

Gerne möchte ich Ihnen mit dieſem koſtbaren Amulet ein Geſchenk machen, fuhr er fort, ohne auf meine Gegenrede zu achten, aber es iſt von meiner Domina und Sie wiſſen, daß ein homme de qualité, ein Kavalier, dergleichen Minneſpenden wie ein Heiligthum zu reſpectiren pflegt und daher nicht aus der Hand geben kann.

Nach dieſen Worten ſuchte er, jedoch wie es den Anſchein hatte, vergeblich in allen Taſchen herum.

Geben Sie ſich doch keine Mühe, ſagte ich.

Es iſt in der That fatal hier in dieſer großen Geſellſchaft, fuhr er verlegen fort. Man verzettelt Eines um das Andere. Doch halt, da finde ich Etwas.

Hier, Venerabelſter, nehmen Sie und bewahren Sie dieſe Kleinigkeit als ein Souvenir von einem homme de qualité, von einem Kavalier, der nicht aufhören wird, Ihnen für Ihren service d'ami obligirt zu verbleiben.

Bei dieſen Worten luftete er wieder ſeinen Dreimaſter und machte mir, indem er mir grinſend Etwas in die Hand ſteckte, abermals eine ceremonielle Verbeugung und entfernte ſich mit demſelben raſſelnden Getöſe, mit dem er mir nachgekommen war.

Das Geſchenk aber, das er mir in die Hand gedrückt hatte, war ein Todtenwurm.

Eben wollte ich das eckelhafte Präſent von mir ſchleudern, als mich ein Geräuſch wieder aus dem Fiebertraume, in welchen mich die gnommenhafte Mumie, in Verbindung mit einem Märchen von Sternau, verſetzte, in die Wirklichkeit zurück brachte.

Die Anderen vor mir waren, während jenes Truggebilde der Fantaſie meine Sinne umgaukelte, in eine, in den Gang einmündende größere Halle getreten und wollten ſich eben wieder aus derſelben entfernen, nachdem ſie einige Leichengruppen betrachtet hatten, als ſie in einem Winkel des Gewölbes eine mit wenigen Lappen behangene und zuſammengekauerte Frauengeſtalt erblickten, welche die Finſterniß bisher ihren Blicken entzogen hatte und über deren unerwartetes Anſichtigwerden beinahe Alle erſchracken.

Auch ich trat jetzt zu der Sitzenden und beleuchtete ſie mit dem Scheine meiner Fackel.

Sie hatte den Kopf tief auf die Bruſt geſenkt, ſo daß von ihrem Geſichte nur Weniges zu erblicken war. Die hageren Arme hingen ſchlaff in den Schoß herab, wo ſich die Hände ineinander falteten und die Beine waren flach und ſtarr auf der Erde vor ſie hingeſtreckt.

Es war ein Anblick, welcher an unheimlichem Grauen alles bis jetzt Geſehene übertraf.

Wie war dieſe Leiche hiehergekommen? Wer mochte ſie geweſen ſein und weßhalb befand ſie ſich in dieſer Stellung, welche keiner ihrer Grabgefährten angenommen hatte?

Wer weiß es zu ſagen, durch wie viele Höhlen des menſchlichen Elendes vielleicht dies Weib gewandert iſt, bis es in dieſen Hafen gelangte, um auch in ihm keine bleibende und ungeſtörte Ruheſtätte zu finden?

Die Todten geben keine Auskunft, und darum iſt auch ein undurchdringlicher Schleier über ſie gebreitet, den nur allein der Herr der Welten zu lüften vermag.

Während wir uns in dieſe Gedanken vertieften, hatte auch der Bauübergeher ſeine Fackel, die ihm beim Anblicke der Kauernden, aus der Hand gefallen war, wieder aufgerafft und wir begaben uns weiter.

Jetzt zeigte ſich zur Seite ein finſteres Kreuzgewölbe; der alte Kirchenmann, welcher die Geſellſchaft anführte, ging mit derſelben im Geſpräche achtlos an ihm vorüber; ich und Duller aber, welche zufällig die Letzten des Zuges geblieben waren, traten hinein und leuchteten mit unſeren Fackeln umher.

Nichts als Nacht und Verweſung. Nur ein paar von jenen lederartigen Mumiengeſtalten lagen, die Rückſeite nach oben gewendet und ganz undeutlich auszunehmen, auf dem Fußboden, in Staub und Moder dahingeſtreckt.

Doch ſchon mußten wir wieder eilen, die Anderen einzuholen, deren Lichtſchimmer in dem engen Gange bereits verdämmerte.

Bald hatten wir ſie erreicht und ſchritten nun wieder mit ihnen vereint durch den finſteren Erdſtollen fort, in welchem wir in Kürze zu beiden Seiten abermals auf Gewölbe ſtießen, zum Theil vermauert, zum Theil der Mauer entblößt und von unten bis oben mit Särgen vollgeſchobert waren. Viele der oberſten waren zerklüftet und ließen einen Theil ihres grauſigen Inhaltes erblicken, während aus den Glitzen der untern noch die Kanten der Bühren hervorragten.

Aha, ſagte der alte Kirchendiener, indem er die Sargwände mit ſeiner Fackel beleuchtete, da fangen ſie ſchon an!

Wer? fragte ich.

Die Peſttodten.

Befinden ſich ſolche in dieſen Särgen? fragte ich weiter.

Nicht nur in dieſen ſondern in allen folgenden und auch ohne Särge, verſetzte der Kirchner. Wir werden noch ganze Gewölbe von Letzteren vollgefüllt erblicken, denn bei dem Begräbniß dieſer Todten hatte man keine Zeit, an ein Leichenconduct zu denken, ſondern warf ſie kopfüber in die leeren Tiefen herab.

Mich ſchauderte.

Der Augenſchein beſtätigte die Worte des Sprechers. In vielen der folgenden Gewölbe war die größte Verwüſtung zu ſehen und faſt ſämmtliche Särge aus ihren Fugen gegangen, und ihre Trümmer und Splitter im bunten Gewirre mit ihren früheren Bewohnern vermengt.

Arme und Beine ragten, Entſetzen erregend, eingezwengt und überhängend, in der Lage, welche ſie bei dem Einſturz der Sarglavine eben genommen hatten.

Alles, was wir hier erblickten, fuhr der Alte fort, war die Beute des ſogenannten ſchwarzen Todes und der Peſt in den Jahren 1679 und 1713 und wurde hier in dieſen Gewölben vermauert, um dem verderblichen Gifthauch der Verweſung Schranken zu ſetzen.

Eine Erläuterung, die Freund M. mit einem Geſichtsausdrucke begleitete, welcher auf nichts weniger als auf eine angenehme Einwirkung derſelben ſchließen ließ.

Es war noch unter der Regierung Kaiſer Joſefs, ſagte der Alte und ich noch ein junger Burſche, als mich mein Vetter, der damalige Meßner, mit hieher nahm, da er eine Anzahl reſpektabler Herren in die Gruft herunter führen mußte, welche, im Auftrage des Kaiſers, den Zuſtand des Verweſungsprozeſſes prüfen ſollten und denen ſich vor Grauen und Entſetzen jedes Haar auf der Perrücke emporſträubte.

Wir kamen damals aber nur bis zu dieſer Stelle und mußten umkehren, weil uns hier die mit dem Giftſchwaden der Fäulniß geſchwängerte Leichenluft plötzlich alle Fläckeln verlöſchte.

Der Bau-Uebergeher hatte während der letzten Worte ſeine Fackel mit ſichtbarer Beklemmung betrachtet, beſorgend, auch ſie plötzlich von dem peſtilenziſchen Hauche verlöſchen zu ſehen, obgleich ſie kerzengerade und hell aufbrannte und nicht die geringſte Luftſtrömung wahrzunehmen war.

Ich kann nicht läugnen, daß der Gedanke, mich plötzlich in dieſen Irrgewinden von Gängen im Finſtern zu ſehen, auch mich mit Entſetzen erfüllte, doch war ich zu ſehr von den Eindrücken, welche die Umgebung auf mich machte, befangen, um an ihm feſthalten zu können, und folgte daher, wie meine Gefährten, dem voranſchreitenden Führer, ohne dem geängſteten Bau-Uebergeher eine weitere Aufmerkſamkeit zuzuwenden.

Mein wackerer Duller aber recitirte mit gedämpfter Stimme, ſo, daß nur ich es vernehmen konnte:

Kein Licht — iſt Tod für alle Blüten,
Kein Licht — iſt Urquell aller Pein,
Denn Unheil und Verderben brüten
Nur in der Finſterniß allein.

Und wieder gelangten wir zu Gewölben und Grabeshallen, in welchen Särge, Sargtrümmer und Leichen bis an die Decke reichten.

Eben ſchickten wir uns an um die Ecke, welche hier der Gang bildete, zu biegen, als wir plötzlich durch einen dumpfen, weithintönenden Schall, welcher aus der tiefer liegenden Gruft zu kommen ſchien, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen wurden und in den Boden wurzelten.

Athemloſe Stille folgte.

Da ertönte ein zweiter Schall und machte unſer Blut auf's Neue ſtarren.

Um aller Heiligen Willen, woher kann das kommen? lallte der Bau-Uebergeher.

Mir ſcheint als käme es aus der Tieſe, erwiderte Duller.

Ich dachte es ja gleich, daß ſo was geſchehen würde, ächzte M., die malitiöſen Sieben .....

Was könnte den Schall dort hervorbringen, da ſich nichts Lebendes in der Gruft befinden kann? fragte ich, um meine eigene innere Angſt dadurch zu widerlegen.

Auf dieſe Weiſe fragten und muthmaßten wir der Runde nach, ohne uns einen Schritt weiter zu wagen, als der dritte Schlag an unſer Ohr erſcholl.

Nun begann das Unerklärliche des Vorfalles einen geiſterlähmenden Eindruck auf uns auszuüben, von welchem ſichtbarlich unſer furchtſamer Bau-Uebergeher mehr als jeder von uns betroffen zu ſein ſchien und wieder auf's Neue ſeine böſen Sieben auf's Tapett brachte.

Aber wir ſind ja gar nicht ſieben, ſagte der Techniker, welcher zuerſt ſeine völlige Beſonnenheit gewonnen hatte.

Richtig, ſagte der Bau-Uebergeher, nicht ohne Verwunderung, nachdem er raſch die Anweſenden überblickte, wir ſind nur ſechs.

Alſo fehlt Einer von der Geſellſchaft.

Wahrhaftig, erwiderte M., mit dem Antlitze eines Schiffbrüchigen, dem es gelungen iſt, einen Rettungsbalken zu erhaſchen, auf den Fehlenden habe ich ganz vergeſſen. Es iſt der Herr Bau-Inſpektor, welcher mit uns die Katakomben beſuchen wollte.

Und der wahrſcheinlich jetzt oben angelangt ſein wird, und an die Thüre der Vorhalle ſchlägt, um uns ſeine Gegenwart bemerkbar zu machen. Da wäre denn das Räthſel auf eine ganz natürliche Art gelöſt.

Wir Alle athmeten bei dieſer Vorſtellung wieder freier auf, während der jüngere Kirchendiener ſich eilig zurückbegab und wirklich in kurzer Zeit, für uns aber die Zeit der geſpannteſten Erwartung, in Begleitung des ſäumigen Herrn Bau-Inſpektors erſchien, welcher ſich entſchuldigte, daß er nicht rechtzeitig eingetroffen ſei und im Verlaufe ſeine Aufmerkſamkeit ausſchließlich nur der Struktur der Gewölbe und Hallen widmete.

Die Vermuthung, daß der Schall aus der Tiefe gekommen, beruhte auf der Täuſchung, welche durch das Zurückprallen der Schallwellen von den Hinderniſſen, die ihnen in dieſem Labyrinthe Winkel und Wände entgegenſtellten, verurſacht wurde.

Im Verein mit dem neuen Ankömmling, ſetzten wir nunmehr unſere Wallfahrt fort und der vorübergleitende Fackelſchimmer brachte uns wieder Mauerblenden voll Särge und leere Grabeshöhlen zu Geſichte.

Uns Alle hatte dieſer Zwiſchenfall aber in eine gedrückte Stimmung verſetzt, ſo daß wir viel wortkarger als früher unſern Weg verfolgten. Der Bau-Uebergeher ſah blaß wie eine Leiche und ſelbſt der lebhafte Duller war ein ſchweigſamer Mann und merklich bläſſer geworden.

Jetzt ſind wir unter dem alten Domherrenhof, früher Chorherrenhof genannt, ſagte nach einer Weile unſer jüngerer Cicerone. Er ſoll bereits im 14. Jahrhundert beſtanden haben, auch ſagt man, daß von ihm eine bis jetzt noch unentdeckte Treppe in die Katakomben führe. Hier muß ein mit Eiſendraht vergittertes Fenſterchen angebracht ſein, durch welches Luft und einiges Licht herunterſtrömt, und das in den beſagten Hof ausmündet, wo es aber von den Unkundigen für ein Kellerfenſter gehalten wird.

Wirklich gewahrten wir in der Finſterniß, welche über uns lagerte, wie durch einen Schlott einen ſchwachen bläulichten Schimmer, der an dem ſchwarzen Gemäuer niederfloß.

Und wieder ging es durch Winkel und Krummwege in einen Stollen, welcher merkbar abwärts führte.

Hier hatte der Pendelſchlag der Zeit aufgehört, hier ſtockte der Pulsſchlag des Lebens. Die ganze ſchauerliche Stille und Oede des Grabes umgab uns jetzt. Kein Laut, als das Dröhnen unſerer Tritte und das zeitweilige Kniſtern unſerer Leuchten.

Hier und dort zeigte ſich wieder eine Grabhalle, welche zugemauert war, aber theilweiſe durch eine Breſche wüſt durcheinandergeworfene Särge durchblicken ließ, oder es trat uns ein Gruftgewölbe vor das Auge, aus deſſen leerem Raume uns die augenloſe Nacht entgegenſtarrte.

Zuweilen klaffte uns auch eine kleine halbaufgebrochene Mauerlücke entgegen, welche in eine enge dumpfe Grabeszelle die Einſicht gewährte und mich an jene fürchterlichen Grabesgefängniſſe mahnte, die ich ſchon geſehen hatte und die man mit dem Namen: Vade in pace belegte.

Unſere Holzſpänne waren bei dem Luftzuge, welchen unſer Vorwärtsſchreiten verurſachte, und die Flammen derſelben wie wehende Fähnlein erſcheinen ließen, herabgebrannt, und wir mußten neue anzünden, welche uns von dem alten Kirchendiener verabreicht wurden.

Und immer tiefer und tiefer ging es wieder durch das vielverſchlungene Gewinde des Labyrinthes.

Immer neue Bogenwölbungen und Höhlungen, neue Blenden und Grabeskeller, neue Todte und Särge, neue Moderbühle und Kadaverhaufen.

Und hinter allen dieſem niſtete die Finſterniß in allen Winkeln und lugte ſcheu und verſtohlen aus dem Gräuel der Vernichtung hervor, und wich nur widerſtrebend und auf geringe Diſtanz vor dem Scheine unſerer Fackeln zurück, wie ein ungebärdiges, lichtſcheues nur für einen Moment von ſeinem Meiſter bewältigtes Ungethüm, jedoch ohne ſich ſeiner Oberherrſchaft gänzlich zu ergeben; denn es umſchwärmte uns mit ſeinem unheimlichen Schattendunkel auf allen ferneren Wegen und folgte unſeren Ferſen wie ein Nachtgeſpenſt.

Nun hatten wir auch die zweite Etage zurückgelegt und gelangten zu der dritten.

Der Eingang zu derſelben oder vielmehr zu den Erdgängen, die zu derſelben führten, war aber nirgends zu ermitteln. Wohin wir uns wenden mochten, gelangten wir nur zu Maueröffnungen, inner welchen wir unſer Vorwärtsſchreiten bald wieder gehemmt ſahen, oder zu ſolchen, welche zugemauert waren und vermuthen ließen, daß früher der Weg durch ſie hinabgeführt haben könne.

An dem Schalle unſerer Tritte jedoch entnahmen wir, daß wir auf der Decke eines tieferen Gruftraumes dahinſchritten und bald erhielten wir hierüber volle Gewißheit, da wir an eine Lücke gelangten, die es erkennen ließ, daß hier das Deckengewölbe durchſchlagen wurde, da man keinen Eingang in die untere Etage auffand, und welche einen Einblick in die Tiefe gewährte und auch wohl erlaubte, dieſe näher zu beſehen, da eine Holzleiter an dem Lückenrande lehnte.

Mein Freund M. warf nur ſcheue, flüchtige Blicke nach dem ſchwarzaufgähnenden Gruftloche, während Duller und der Techniker mit ihren Fackeln hinunterleuchteten.

Sie konnten jedoch nur ein wildverſchlungenes und undeutliches Leichengemiſche ausnehmen, aus welchem hier und dort eine Gliedmaſſe deutlicher abriß.

Auf die Aufforderung des Technikers entſchloß ich mich, mit ihm dieſe Terra incognita in Augenſchein zu nehmen.

Wir kletterten die Leiter hinab, entdeckten aber ſchon auf den unteren Sproſſen, daß es unmöglich ſei, weiter vorzudringen, da das Gewölbe bis zur halben Wandhöhe mit modernden Todten im buchſtäblichſten Sinne des Wortes vollgeſtopft war.

Dieſes Chaos bot einen nicht zu ſchildernden grauſenhaften und geſpenſtiſchen Anblick, wie ihn ſelbſt das ſchaudererregendſte Schlachtfeld mit ſeinem blutigen Nachlaſſe nicht darzubieten vermag. Michael Angelo mußte etwas Aehnliches geſehen haben, bevor ſein jüngſtes Gericht aus ſeiner Meiſterhand hervorging.

So weit das Auge reichte, nur Leiche über Leiche gethürmt, übereinandergeſpreitet, geworfen, geknettet, verknäult, in allen erdenklichen Windungen, Verrenkungen und Verdrehungen, in einander verrottet, geſchlungen und verwunden und zu Einem gemengt.

Da lagen ſie nun alle die Bürger einer andern Welt, mit dem Ausdruck des letzten Lebensaktes in den verſteinten Geſichtern. Getrennt, die ſich geliebt und vielleicht umſchlungen, die ſich gehaßt und der ſchwankende Schein unſerer Fackeln, der über ſie dahinſchweifte, ſchien Leben und Bewegung in die ſtarre Maſſe zu bringen.

Wo iſt nun die Anmuth Eurer Geſtalt, die bezaubernde Blüte der Jugend, die Schönheit Eurer Formen? Wo iſt die Würde, mit der Ihr einhergeſchritten, der Hochmuth, mit dem Ihr vielleicht auf Andere herabgeſehen, der Prunk, der Euch umgab? Wo die ſprudelnde Lebensluſt und Freudigkeit, die Euch erfüllte, wo die Leidenſchaft, die Euer Herz zerriß, wo ſind die Früchte Eurer Beſtrebungen, Eures Wirkens, Eures Hoffens? — Alles verſunken in Vergeſſenheit und verſchollen. Nichts als Staub — und abermals Staub.

Mors ultima linea rerum!

Dieß waren die Gedanken, die uns Beide erfüllten und wohl den Klügſten wie den Beſchränkteſten in unſerer Lage erfüllt haben würden, denen wir aber, durch die Umſtände gedrängt, nicht weiter nachhängen konnten.

Nur mit äußerſter Mühe und Anſtrengung vermochten wir über die Leichenwälle und Mulden, welche dieſe bildeten, hinwegzugelangen und mit der Fackel die entfernter liegenden Gegenſtände zu beleuchten, ohne jedoch die Begrenzung dieſes großen Leichengemenges abzuſehen oder das Ende des Gewölbes entdecken zu können.

Ein aus dieſem Leichengewirre, gleich einem Tannenſchaft aufragender Fuß, welcher durch das Ebenmaß ſeiner Formen an den Fuß einer Taglioni oder Elßler erinnerte, war das Einzige, was auf einige flüchtige Sekunden meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Wem mochte er einſt angehört haben?

Der beißende Rauch, welchen unſere Fackelbrände verurſachten und der unſere Augen mit ſtechenden Schmerz erfüllte, ſo wie der feine Moderſtaub, der von den Mumien ſich ablöste, als wir über ſie vorzudringen ſuchten und ſich auf unſere Lungen legte, zwangen uns, bald an die Rückkehr zu denken.

Wirklich athmete auch Jeder von uns wieder freier, als wir auf den oberſten Sproſſen der Leiter anlangten.

Umſchattet von den Rabenfittichen der Finſterniß, welche der rothglühende Fackelſchein nur traumhaft durchbrach und umgeben von der lautloſeſten Stille, die uns bisher begleitet hatte und Jeden von uns zu immer ernſteren Gedanken ſtimmte, gelangten wir auf denſelben Pfaden, auf welchen wir herabgekommen waren und die zu verfehlen wir oft gerechte Beſorgniß hatten, glücklich zurück und traten endlich wieder in die Vorhalle.

Eine nicht zu ſchildernde freudige Empfindung aber bemächtigte ſich unſer Aller, als die Thüre erſchloſſen war und das Licht des Tages uns entgegenſtrömte.

Und wieder ſtanden wir auf dem Stephansplatz, doch jetzt herrſchte Geräuſch und Bewegung auf demſelben, Menſchen an Menſchen eilten an uns vorüber, Wagen rollten auf Wagen und im Thurme ſchlug es acht Uhr.

Wir hatten alſo zwei volle Stunden in der Stadt der Todten zugebracht, was aber hatten wir Alles geſehen, und welche Fülle von Anſchauungen, Empfindungen und Gedanken hatten wir mit an das Tageslicht gebracht aus dieſen Grüften

Zu ſehr von allen dieſem eingenommen, hatten wir keine Luſt noch Vieles ſprechen zu wollen, drückten daher unſerm wackern, wenn auch wenig heldenhaften Bau-Uebergeher M., der jetzt erſt aufathmend ſich den Angſtſchweiß von der Stirne wiſchte, die Hand, und ſchlugen, jeder ſeinen Betrachtungen nachhängend, die Wege nach unſeren Behauſungen ein.

Mein Freund Duller las mir einige Tage hierauf ein Gedicht vor, welches den Beſuch dieſer unterirdiſchen Räume zum Vorwurf hatte und von der tiefen Erregung Zeugniß gab, welche ſich ſeiner bemächtigt hatte.

Ich erinnere mich noch auf die Pointe, in welcher eine jugendliche Mutter mit ihrem Säugling an der Bruſt, am Eingang des Gruftgewölbes ſtehend, den ſcharfen Gegenſatz zu den Schrecken der Verweſung bildete.

Was aus dieſem Gedicht geworden, iſt mir unbekannt geblieben, jedoch habe ich dasſelbe in keiner Sammlung Dullerſcher Dichtungen gefunden.

Leider gehört der Verfaſſer, welchem nur eine kurze Spanne Lebenszeit zugemeſſen war, in der er aber freudig einſtand für das, was er als Recht erkannte, nunmehr ſelbſt jenem geheimnißvollen Reiche an, welchem wir dazumal, vereint und in der Fülle unſerer Jugend, einen Beſuch erſtatteten.

Möchten doch dieſen, in künſtleriſcher wie in kulturhiſtoriſcher und geſchichtlicher Beziehung gleich intereſſanten Räumen, dieſer ungeheuerlichen Unterkirche des Domes, dieſem gewaltigen Memento in dem Babel der Gegenwart, endlich jene Munificenz zu Theil werden, welche Sr. Majeſtät der Kaiſer Franz Joſef, zur Freude aller Wiener und Oeſterreicher, eben jetzt dem Dome zu Theil werden läßt, welcher, beinahe ſchon zur Ruine zerfallend, nun wie ein ſtrahlender Phönix aus ſeiner Aſche erſteht.

Möchten dieſe Katakomben endlich ihres durch ein halbes Jahrtauſend gehegten Verweſungswuſtes und Unflates entledigt und, als zu den merkwürdigſten Baudenkmalen Wiens gehörend, in einer der Metropole und der Reſidenz würdigen Geſtaltung, dem Einheimiſchen wie dem Fremden zugänglich gemacht werden.

Kaiſer Joſef und ſein Leibkutſcher Krampus.

Der Kaiſer ging, finſter und verſtimmt, mit heftigen großen Schritten in ſeinem Arbeitszimmer auf und nieder.

Auf dem Schreibtiſche lagen eben erſt geöffnete Briefſchaften, und auf ſeiner edlen Stirn hatten ſich dunkle und ſchwere Gewitterwolken gelagert, unter denen aus ſeinen großen lichtblauen Augen jener Funke ſprühte, der Schuldige ihm gegenüber erbeben machte.

Es waren ſchlimme Nachrichten von Trautmannsdorf aus Brüſſel, und noch ſchlimmere von Merci aus Paris gekommen.

Nicht länger duldete es ihn in dem beengenden Raume.

Joſef hatte die Gewohnheit, bei heftigen Gemüths-Affectionen in einem raſchen Ritte oder einer Fahrt, ſeinen Sturm im Innern austoben zu laſſen. Auch jetzt öffnete er die mit Goldleiſten belegte Thüre, welche in die Antikammera führte, und rief zu dem Vorkammerthürhüter hinaus: »Der Krampus ſoll die neuen Schimmel einſpannen! Hurtig!«

Hierauf ſchloß er die Thüre wieder, und ſchritt abermals auf und nieder.

Der geneigte Leſer wird wohl nach dem Befehle, den Joſef gegeben, ganz richtig abſtrahiren, daß der Name Krampus einem Kutſcher angehören müſſe, aber er wird auch wiſſen wollen, aus welcher Urſache dieſer Name demſelben beigelegt wurde, da er gleichbedeutend mit »Knecht Ruprecht« iſt, mit jenem Popanz, welcher zur Chriſtnacht den Weihnachtsmann begleitet.

Er dürfte hier die gewünſchte Aufklärung finden.

Der Mann, der dieſen Namen erhielt, war wirklich der Leib- und Lieblingskutſcher des Kaiſers.

Ein geſchickter Pferdelenker und überaus großer Freund dieſer Thierrace, mit welcher er, wie mit ſeines Gleichen umzugehen pflegte, hatte er jedoch als Gegenſatz ſeines gutmüthigen Charakters eine Aeußerlichkeit von der Natur erhalten, mit welcher man im vollſten Sinne des Wortes Kinder ſchrecken konnte.

Er war ungeſchlacht und ſtämmig von Geſtalt, mit ungefügem borſtigen Haupthaare, ungewöhnlich buſchigten Augenbraunen, und einem nicht zu bewältigenden Kinnbarte verſehen, und zeigte in ſeinen Mienen, auch bei der heiterſten Seelenſtimmung, eine Art grämlichen Unmuthes und conſtanter Verdroſſenheit.

Aus dieſer Urſache und dem Umſtande, daß er mit dem Taufnamen Joſef hieß, und der Kaiſer es nicht leiden mochte, wenn Einer ſeiner Diener bei dieſem Namen, der ihm ſelbſt in der Taufe beigelegt ward, gerufen wurde, gab er ihm den Scherznamen: Krampus.

Jetzt trat der erſte Leibkammerdiener in das Gemach, und half ſeinem durchlauchtigſten Herrn in den grünen Ueberrock mit dem rothen Umſchlag, den dieſer am liebſten zu tragen pflegte, und überreichte ihm den dreieckigen, mit einer Goldborte beſetzten Hut, die hirſchledernen Handſchuhe und den Degen.

Faſt gleichzeitig rapportirte ein Hoflakei: »Der Krampus halte an der Treppe.«

Joſef ſagte zu dem Hofdiener, der ihn auf ſeinen Luftfahrten zu begleiten pflegte: »sans Escorte«, eilte darauf haſtig die Stufen hinab, und warf ſich in die grünlackirte und grau ausgefütterte Kaleſche, an welcher die beiden Schimmel, die er erſt vor ein paar Tagen von dem Fürſten Piſſagnano gekauft hatte, vorgeſpannt waren.

In ſelbem Momente wendete ſich gewohntermaßen der in ſchwarze Hoflivrée mit gelben Holzborden gekleidete und mit einem mächtigen Dreiſpitze verſehene Krampus, mit ſeinem verdrießlichen Phlegma, nach dem Einſteigenden, und dieſer rief mit rauher Stimme: »Nach Lachſenburg!«

Aha, dachte ſich Krampus, heute heißt's wieder einmal ſpazierenjagen ſtatt ſpazierenfahren, darauf ließ er die Peitſche knallen, und die Chaiſe flog von dannen.

Bald hatte ſie das Getümmel der Stadt und das rege Leben der Vorſtadt hinter ſich, und raſſelte zur Favoritenlinie hinaus, und durch die lange und langweilige Lachſenburger Allee, welche Leopold I. gegründet hatte, eine weiße Staubſäule hinter ſich zurücklaſſend.

Schon auch lagen Inzersdorf und Biedermannsdorf im Rücken. Jetzt hatte ſie das zwei Stunden von der Reſidenz entfernte und von Maria Thereſia neuerbaute Luſtſchloß, das Sanssuci Kaiſer Joſefs erreicht, von dem ein Dichter damaliger Zeit ſchrieb:

Laxenburgo non e Castello,
Laxenburgo non e Città,
Ma un luogo bello
Che piace a sua maestà.

Das Luſtſchloß Laxenburg beſtand dazumal aus einem Hauptgebäude, mit zwei Thürmen, und war rings mit einem breiten Waſſergraben umgeben, über welchen eine hölzerne Brücke führte.

Eben polterte die Equipage über dieſelbe.

»Brr!« Rief Krampus und die Pferde hielten vor dem Schloßthore und entriſſen durch ihr plötzliches Stilleſtehen den Kaiſer ſeinen Gedanken.

Er fuhr wie aus einem Traume empor, warf einen flüchtigen Blick auf die nächſtgelegenen Gegenſtände, ſprang ſodann aus dem Wagen und eilte in das Schloßgebäude.

Gleich darauf aber kam er wieder, raſch und mit finſterer Stirne aus demſelben zurück. Die innere Aufregung ſchien ihm nirgends Ruhe laſſen zu wollen.

Haſtig beſtieg er das Gefährte und rief:

»Nach der Burg!«

Der Krampus knallte abermals mit der Peitſche, und mit ſchnaubenden Nüſtern geht es nach der Stadt zurück.

In wenigen Minuten ward Joſef wieder in das Meer ſeiner Gedanken verſenkt, und fühlte es nicht mehr, daß er auf einem flüchtigen Gefährte in größter Eile dahinbrauſe. In der Stadt angekommen, will Krampus zur Burg einlenken, als das Gepolter auf dem Straßenpflaſter Joſef abermals ſeinem Nachdenken entriß, und dieſer den Befehl ertheilte: »Nach dem Luſthauſe!«

Und wieder geht es, ſchallenden Geraſſels, über den Graben, den Stefansplatz, durch die Rothethurmſtraße, über die gelb und ſchwarz angeſtrichene Schlagbrücke, durch die damals noch mit Bäumen beſetzte Jägerzeile in den Wildpark, welchen Joſef Munificenz, im Jahre 1775, dem Publikum zugängig gemacht hatte, nachdem er ſeit Kaiſer Mathias nur dem Hofe und dem hohen Adel offen ſtand.

Die Pferde flogen durch die Hauptallee, als ob ſie Flügel hätten.

Minder aufmerkſam und freundlich als ſonſt aber, erwiderte der Kaiſer die Grüße der Vorübergehenden, und Mancher von dieſen ſchüttelte den Kopf und dachte: »Was muß nur dem wieder in dem Gehirne ſpucken?«

Jetzt waren ſie am Ziele.

Das Luſthaus liegt bekanntlich eine Wegſtunde von Wien. Joſef hieß den Krampus um den mit Hirſchgeweihen verzierten Pavillon, dem früheren Jagdſalon des Hofes herumfahren, von deſſen Giebel eine weiß-rothe Fahne luſtig im Morgenwinde flatterte.

Als dies geſchehen, befahl er: »In die Burg!«

Kopfſchüttelnd ließ Krampus auf's Neue die Peitſche knallen, und die Kaleſche flog nach der Metropole zurück.

Horch! ſchon wirbeln die Trommeln der Hofburgwache, und die mit Staub bedeckte Kaleſche hält vor dem Stiegenhauſe, unter dem alten Portal: das Schweizerwachthor genannt.

Klirrend präſentirte der Hausgardiſt, der dort die Wache hielt, und Joſef ſprang aus dem Wagen und eilte, flüchtig ſalutirend, die breite Stiege hinauf.

Bevor ſich's aber Krampus dachte, kam er, zu nicht geringer Verwunderung desſelben, ſchon wieder aus ſeinem Apartement herabgeeilt und rief: »Nach Lachſenburg!«

»Mein Herr muß rein vom Teufel beſeſſen ſein!« dachte Krampus und ließ die Zügel locker.

Und abermals ging es im Fluge zum Kärnthnerthor hinaus über die Wieden, nach der Favoritenlinie und von hier wieder durch die benannte Allee von Rüſtern und Linden, welche zu dem kaiſerlichen Luſtſchloſſe führt.

Starr und reglos, gleich einem Scheintodten, ſaß Joſef wieder in der Ecke des Wagens, für Alles um ſich unempfänglich, die Hände über die Bruſt gekreuzt, den Kopf herabgeſenkt, und die Augen ſteif vor ſich hingerichtet.

Was mag an ſeinem Geiſte vorübergegangen ſein, während die Gefilde, die er zu beglücken ſtrebte, unbeachtet an ihm vorüberflogen.

Kaum in Lachſenburg angekommen, war er aber ſchon zur Außenwelt wieder zurückgekehrt, denn er rief zur vollſten Ueberraſchung des Krampus: »Nach dem Luſthauſe!«

Und wieder ging es, ſo raſch als die Pferde laufen mochten, den ganzen langen Weg, den ſie dahergekommen waren, zurück.

Jetzt ſchnaubten die Roſſe zum zweiten Male vor dem Jagdpavillon.

Und wieder rief der Kaiſer: »Nach Lachſenburg!«

Dem Krampus entfiel faſt vor Schrecken hierüber der Peitſchenſtiel.

Vor die Favoritenlinie gekommen, vermochte er aber das Mitleid, welches er für die armen gehetzten Thiere empfand, nicht mehr zu unterdrücken, er wendete ſich daher zu ſeinem Herrn und ſagte:

»Majeſtät:«

Der Kaiſer hörte nicht.

Krampus zog die buſchigten Augen zu einem Triangel, und ſchwieg eine Weile, dann ſagte er mit erhöhter Stimme:

»Eure Majeſtät!«

»Was ſoll's?« fragte Joſef.

»Die Pferde halten es nicht mehr aus.«

Keine Antwort.

Krampus zog ein Geſicht, als ob ihm Einer einen Stein auf die Naſe geworfen hätte.

Nicht lange aber, ſo wendete er ſich nochmals und ſagte mit lauteſter Stimme:

»Eure Majeſtät!«

»Nun, was gibt's denn?« fragte unwirſch der Kaiſer.

»Die Pferde bleiben uns liegen«, polterte der Leibkutſcher, ſeiner nicht mehr mächtig, heraus.

»Darum haſt Du Dich nicht zu bekümmern«, erwiderte barſch der Kaiſer.

Solche Aeußerungen hatte Krampus noch nie aus dem Munde ſeines Gebieters vernommen. Nun meinetwegen, brummte er darauf in den Bart, wenn die ſündtheuern Pferde hin ſind, ſo mag er's haben. Ich hab' ihn gewarnt, und hierauf hieb er zornig auf die in Schweiß gebadeten Thiere los.

Jetzt hatten ſie zum dritten Mal das kaiſerliche Schloß erreicht.

Der Kaiſer fuhr aus ſeinem abermaligen Dahinbrüten auf, und trat in das Thor, innerhalb welchem ihn der Schloßhauptmann mit einer tiefen Reverenz empfing, jedoch nur einige flüchtige Worte mit dieſem wechſelnd, kam er auch dieſes Mal ſogleich wieder zurück und befahl: »Nach der Burg!«

Die Pferde waren auf den Tod ermattet, und konnten den Rückweg nur mehr im Schritte zurücklegen.

Vom Trommelwirbel auf dem Burgplatze abermals begrüßt, ſprang Joſef aus dem Wagen, als dieſer vor der Treppe hielt, und ſchickte ſich an dieſelbe hinauf zu ſteigen, kehrte aber nochmals um und beſah die Pferde, welche ganze Wolken Dampfes von ſich ſtreuten.

»Krampus!«

»Eure Majeſtät«, ſagte dieſer, nachdem er ebenfalls zu den Pferden getreten war.

»Mir ſcheint«, fuhr Joſef finſter fort, »mit den Pferden wird es nicht viel mehr heißen.«

Krampus nickte, ohne eine Antwort zu geben, mit dem bärbeißigſten Geſichte.

»Ich ſchenke ſie Dir«, ſagte Joſef. »Sieh', daß Du ſie davonbringſt«, und ohne den Dank des Ueberraſchten abzuwarten, eilte er die Stiege hinan.

Als er am zweitfolgenden Tage, um Vieles heiterer geſtimmt, wieder ausfuhr, fragte er Krampus: »Was iſt's mit den Schimmeln, ſind ſie hin?«

Krampus ſchüttelte mit möglichſt unverdroſſener Miene den Kopf.

»So haben ſie ſich wieder erholt?«

»Ja, Euere Majeſtät«, erwiderte der Wortkarge.

»Das iſt mir lieb«, verſetzte der Kaiſer.

Ungefähr einen Monat darnach, beſuchte Kaiſer Joſef die Jagd- und Sattelkammer in dem kaiſerlichen Marſtalle am Glacis.

Nachdem er hier die neuverfertigten Pferdegeſchirre beſichtigt hatte, durchwanderte er auch mit dem Obriſt Stallmeiſter die Ställe, in welchen ſich die Hof- und Gallapferde befanden, und verwunderte ſich nicht wenig, als er auch die beiden Schimmeln, die er dem Krampus geſchenkt hatte, an ihrem alten Standorte, vor der Raufe ſtehen ſah, aus der ſie ſich ganz gemüthlich den Hafer ſchmecken ließen.

»Krampus!« rief Joſef. —

»Euere Majeſtät«, ſagte dieſer, die Stallmütze in der Hand, nähertretend.

»Ich habe Dir ja dieſe Schimmel geſchenkt?«

»Ja, Majeſtät.«

»Wie kommt es, daß ſie noch hier im Marſtalle ſtehen?«

»Euere Majeſtät«, ſagte Krampus, »ich habe nur Stube und Küche, die ich mit meinem Weibe bewohne, und darinnen konnte ich ſie doch nicht unterbringen.«

»Das hat ſeine Richtigkeit«, verſetzte Joſef lachend, »aber es iſt auch nicht nothwendig, daß fremde Pferde in meinem Stalle ſtehen und meinen Haber freſſen.«

»Halten Majeſtät zu Gnaden«, erwiderte Krampus, »ich bezahle für ſie das Futter.«

»Das magſt Du einem Anderen weiß machen«, ſprach Joſef. »Man kennt ſchon Euere Zahlweiſe. Es wird wohl das Klügſte ſein, ich kaufe ſie Dir wieder ab. Hole Dir den Kaufpreis morgen bei dem Hof-Zahlmeiſter.«

Am nächſten Morgen zahlte dieſer im Auftrage des Kaiſers dem überglücklichen Krampus dreihundert Silbergulden für die geſchenkten Pferde.

Beethoven im Arreſt, im Salon und im Wirthshauſe.

I.

Im Kotter.

Das Hauptmanöver auf den weitgedehnten Flächen bei Traiskirchen war zu Ende, die ermüdeten Truppen rückten mit klingendem Spiele in ihre Standquartiere, und das ſchauluſtige Publikum verließ den Manöverirplatz und zerſtreute ſich nach allen Gegenden der Windroſe, denn der Abend begann bereits ſeine Schatten über die Landſchaft zu werfen, auf welcher das kriegeriſche Schauſpiel ſtattgefunden hatte.

Unter den zahlreichen Heimkehrenden befand ſich auch ein Mann von mittlerer Größe und ſtämmigem Körperbau, in einem langen und dunklen Ueberrock, grauen Pantalons und Kamaſchen, mit Staub und Koth überdeckt, und auf dem Kopfe einen zerknitterten Cilinder, unter dem langes, graues Haar verworren hervorquoll.

Sein Geſicht war blaß, ſeine Mienen ſchroff, ſein Auge dem eines Adlers gleichend, mit einem Worte, es war — **Van Beethoven.**

Nach gewohnter Art die Hände über dem Rücken gekreuzt, ſchritt er durch die von Pferdehufen aufgewühlten Schollen der Felder dahin, die Gedanken getheilt zwiſchen dem, was an ſeinem Auge eben erſt vorüber gegangen, und demjenigen, was ſich melodiſch in ſeinem Geiſte zu einem Tongebilde geſtaltete, denn er war zu dem Kriegsſchauſpiele gegangen, um ſich in jene Stimmung und Begeiſterung zu verſetzen, die ein militäriſches Muſikſtück, das er in hohem Auftrage componiren ſollte, erforderlich machte.

Unter dieſen Umſtänden war es wohl etwas Erklärliches, daß er die Richtung, die er nach der Wienerſtraße zu nehmen beabſichtigte, verfehlte, und gerade die entgegengeſetzte einſchlug, und da die Dunkelheit immer mehr um ſich griff, bald nicht mehr wußte, wohin er ſich zu wenden habe, um unter ein erwünſchtes Obdach zu kommen.

Schon war es vollends Nacht geworden, als er zu einer Pappelallee gelangte, und unferne von dieſer ihm gaſtlicher Lichtſchimmer aus ſchwarzem Gemäuer von undeutlichen Formen zur erſehnten Einkehr winkte.

Seine Schritte verdoppelnd, dehnte ſich die finſtere Häuſermaſſe bald in größerem Umfange vor ihm aus, und Beethoven erkannte, daß er ſich vor den Mauern der allezeit getreuen landesfürſtlichen Stadt Wiener-Neuſtadt befinde.

Am Mauthſchranken dieſer, mit jener polizeilichen Sorgfalt überwachten Stadt, deren damals auch die Reſidenz ſich zu erfreuen hatte, ſtand ein langer dürrer Menſch, mit einem Pfeifenſtummel im Munde und einem mit Siegellack beklebten Haſelſtock in der Hand, im Geſpräche mit einem Kumpan ähnlichen Kalibers, als Beethoven am Wienerthore anlangte.

Der Ebenbezeichnete war ein untergeordnetes Organ eben jener Behörde, deren Aufgabe es war, über die Ruhe und Ordnung der guten Stadt zu wachen, nämlich ein Polizeidiener, welchem ein flüchtiger Blick auf den an ihm vorüber ſchreitenden Komponiſten genügte, um ihm denſelben als ein höchſt verdächtiges Individuum erſcheinen zu laſſen.

Von edlem Dienſteifer erfüllt, unterbrach er daher das Geſpräch mit ſeinem Freunde, und rief Beethoven an.

Dieſer, welcher ihn ſeiner Taubheit wegen nicht hörte, ging jedoch achtlos weiter.

Erzürnt, ſteigerte der Polizeidiener ſeinen Zuruf zu dem dröhnenden Schalle einer Poſaune, aber mit demſelben Erfolge.

In höchſter Entrüſtung hierüber faßte er Beethoven am Arme.

Verwundert blickte dieſer auf den Angreifer, welcher ihn mit den Worten: »Woher des Weges?« anſchnaubte.

Beethoven ſchüttelte den Kopf, zum Zeichen, daß er ihn nicht verſtanden habe, und bedeutete ihm, daß er in die Stadt wolle.

»In die Stadt will der Herr? Wo iſt die Ausweiſung?«

»Was wollen Sie?« fragte Beethoven.

»Die Ausweiſung, den Paß«, erwiderte Jener.

Beethoven gab ihm abermals auf mimiſche Weiſe zu erkennen, daß er ihn nicht verſtehe.

Auf dieſes ſtieß der Polizeidiener ſeinen Stock auf das Pflaſter, um ein Zeichen ſeiner polizeilichen Amtsgewalt zu geben, und ſagte: »Wenn der Herr ſich nicht ausweiſen kann, ſo muß er mit mir.«

Beethoven, welcher vermeinte, daß ſich der Menſch ihm anbiete, um ihn in einen renommirten Gaſthof zu führen, nickte beifällig, und folgte, ohne ein Arges zu ahnen, dem dienſtbefliſſenen Sicherheitsorgane.

So ſchritten ſie durch das alte Stadtthor, und ſodann die Wienergaſſe entlang, und bogen in eine Seitengaſſe, wo Beethoven's Führer ſeine Schritte nach einem finſteren Gebäude richtete.

In dem öden, von dem ſchwanken Schimmer einer Laterne karg beleuchteten Hofraume derſelben getreten, öffnete der lange Mann mit dem Haſelſtocke eine Thüre im Erdgeſchoße, und ehe ſich Beethoven es vermuthete, ſah er ſich in ein finſteres Gemach geſchoben, und die Thüre hinter ſich abgeſchloſſen.

Außer ſich vor Zorn und Ingrimm über dieſe unerwartete Mißhandlung ſchlug er mit den Fäuſten an die Thüre und ſchrie wie ein Beſeſſener, aber vergebens, die Gefängnißzelle, in der er ſich befand, lag zu abſeitig von allen bewohnten Theilen des Hauſes, als daß er gehört werden konnte, und nachdem er ſich matt und müde gelärmt hatte, gelangte er zu der Ueberzeugung, daß hier nichts zu thun ſei, als das, was da kommen würde, mit Ruhe zu erwarten.

Er taſtete daher in dem ſack- und ſtichfinſteren Raume umher, und fand in einer Ecke desſelben ein Brett über ein paar Schragen gelegt, welches zuſammen, im Wachtſtuben-Idiom, Britſche genannt wird, und die Stelle eines Bettes vertritt, worauf er auch die ermüdeten Glieder ſtreckte.

Allgemach bemächtigte ſich ſeiner aber ein immer heftiger werdender Durſt, da er ſeit Mittag keine Erfriſchung zu ſich genommen hatte. Noch einmal erhob er ſich daher von ſeinem harten Lager, um auszumitteln, ob nicht Waſſer vorhanden ſei.

Er tappte lange an den kuhlen feuchten Wänden herum, und taſtete mit den Händen um ſich. Jetzt ſtieß er mit dem Fuß an einen Gegenſtand. — Pirr! ſcholl es an ſein Ohr, ein Gefäß war in Trümmer gegangen.

Aus dem Rudera desſelben nahm er wahr, daß es der Waſſerkrug geweſen ſei.

Tauſendmillionen Teufel! fluchte er auf's Neue, und ſtieß wieder mit Händen und Füßen gegen die Thüre, aber ſo vergeblich, als das Erſtemal.

Bis zum Tode erſchöpft, ſchleppte er ſich hierauf wieder zu der Bettſtelle hin, und ſtreckte ſich auf dieſelbe. Aber ſeine Aufgeregtheit und die Qualen des Durſtes ließen keinen Schlaf in ſeine Augen kommen, und ſchon verkündete die Thurmuhr in der alten Pfarrkirche zu unſerer lieben Frau, die zweite Stunde nach Mitternacht, als eine gänzliche Erſchlaffung ſeiner geiſtigen und phiſiſchen Kräfte ihm die Augenlieder ſchloß.

Die Krone des Conzertes war das Terzett Emi termate, und das Andante favori in f dur von Beethoven,« ſagte am andern Morgen der junge Aktuar zu ſeinem Chef, dem dirigirenden Polizeikommiſſär, dem er, in die Amtskanzlei tretend, den Erfolg einer Privatproduction referirte. »Dieſe Melodienſchönheit, dieſe Charakteriſtik, dieſe ergreifende Tonfülle . . . «

Ja er iſt und bleibt der größte Inſtrumental-Komponiſt, verſetzte Letzterer, das iſt einmal ausgemacht. Wie ſehr wünſchte ich, eines ſeiner großen Muſikſtücke zu hören, die er in Wien dirigirt, um ihn einmal mit eigenen Augen zu ſehen, aber meine leidigen Geſchäfte! — Was möchte ich darum geben, wenn den großen Muſiker einmal der Zufall nach Neuſtadt . . .

In dieſem Moment trat der Polizeidiener in das Kanzleizimmer, und überreichte ihm mehrere Aktenſtücke.

Der Kommiſſär nahm ihm dieſelben ab, ſetzte ſich ſofort zu ſeinem Schreibpult und fragte: »Nichts Neues vorgekommen?«

»Nichts, außer einem Vagabunden, den ich geſtern aufgegriffen und in den Kotter geſperrt habe«, antwortete der Diener.

»Bring' ihn der Joſef herauf!«

Der Polizeidiener entfernte ſich, und erſchien alſobald mit ſeinem Arreſtanten, der ihm ungeſtüm voraus eilte.

Kaum in das Gemach getreten, warf ſich Letzterer auf einen Stuhl, in der Nähe der Eingangsthüre, ließ das Haupt auf die Bruſt und die Hände in den Schoß hängen, ſtreckte die Füße weit von ſich, und ſtieß mit heiſerer Stimme einige unartikulirte Laute aus, in welchen der mit ſeinem Nothſtande Betraute, die Worte: »Waſſer, Waſſer« vermuthen konnte.

Verwundert blickte der Polizeichef auf den Ungebärdigen, der ſo geringe Achtung gegen die hochlöbliche Polizeibehörde bezeigte, und ſprach mit gerunzelter Stirne: »Was iſt das für ein unanſtändiges Benehmen? Gleich treten Sie her, und geben Sie Antwort auf das, um was Sie gefragt werden.«

Beethoven aber gurgelte, wie früher, jene unverſtändlichen Laute aus ſeiner Kehle.

»Der Menſch muß entweder betrunken oder verrückt ſein!« bemerkte der Kommiſſär zu dem ihm Gegenüberſitzenden, welche Bemerkung der Polizeidiener mit mächtigem Kopfnicken ſekundirte.

»Wie iſt Ihr Name?« fuhr der Kommiſſär fort.

Und abermals ſtieß der Arreſtant die ſeltſamen Laute von ſich.

Da näherte ſich der Aktuar, welcher Beethoven ſeit ſeinem Eintritte aufmerkſam beobachtet hatte, dem Kommiſſär, und ſagte zu dieſem; »Verzeihen, Herr Director, ich glaube, daß wir es hier mit keinem Landſtreicher zu thun haben. Wenn ich nicht irre, ſo ſah ich dieſen Herrn vor einigen Tagen, bei Profeſſor Höfel, als er eben im Weggehen begriffen war, bei welcher Gelegenheit ihn derſelbe mit großer Auszeichnung behandelte.

»Das iſt nicht möglich! Sehen Sie doch den Menſchen an, er iſt voll Staub und Koth, das Beinkleid abgetreten und der Rockärmel getrennt.«

»Es ſcheint, daß er wenig auf ſeine Garderobe halten dürfte, was zuweilen bei Genialitäten vorkommen ſoll. Ich glaube, daß wir ſolch einen Sonderling vor uns haben.«

»Ich danke Ihnen, Herr Aktuar, Sie können Recht haben, obgleich Alles dagegen ſpricht.« »Joſef, fuhr der Kommiſſär zu dem Polizeidiener gewendet fort, lauf' er ſogleich in's Elefantenhaus hinüber, zum Herrn Profeſſor Höfel, und ſage er ihm, ich laße ihn freundlichſt erſuchen, auf einen Augenblick herüber zu kommen, aber ſogleich, wenn es möglich iſt.«

Der Diener entfernte ſich haſtig.

Beethoven aber ſtöhnte auf's Neue, mit unverſtändlicher Stimme: »Waſſer, Waſſer!«

Den Kommiſſär verſetzte das Benehmen des ſonderbaren Mannes mit dem Mähnenhaare, der fortwährend nur unarticulirte Töne ausſtieß, in eine peinigende Verlegenheit, welcher er dadurch abzuhelfen ſuchte, daß er eine Priſe Pariſer Rappee um die andere ſchnupfte.

Eben ſpitzte er wieder die Finger, um in die Doſe zu greifen, als der berühmte Kupferſtecher und Xilograf, Herr Blaſius Höfel, damals Zeichenlehrer an der k. k. Militär-Akademie zu Wiener-Neuſtadt, in das Kanzleizimmer eintrat.

»Herr Profeſſor«, ſagte der Kommiſſär, »ich bitte um Entſchuldigung Sie hierher geladen zu haben, aber es gilt einer . . .«

In dieſem Augenblick erſah Beethoven den Profeſſor, und von ſeinem Stuhle aufſpringen und ſich an ſeinen Hals werfend, war das Werk eines Augenblickes. »Retten Sie! — Höfel! Wa — Waſſer!«

Höfel blickte, auf das Aeußerſte überraſcht, auf den Tondichter und dann auf die Polizei-Offizianten, und wußte nicht, was er von der Scene halten ſollte.

»Rettung! fort von den Ka — nibalen«, kreiſchte Beethoven mit aller Anſtrengung ſeiner Sprachorgane.

»Herr Direktor«, ſagte Höfel, »hier iſt offenbar ein Irrthum vorgefallen.«

»Es ſtellt ſich wahrhaftig ſo heraus«, entgegnete dieſer, »obgleich . . . .«

»Fort! fort! Waſſer!« krächzte Beethoven mit dem Tone eines Erſtickenden, ergriff den Profeſſor am Rocklappen, ohne die Anweſenden zu beachten, und zerrte ihn gewaltſam zur Thüre.

»Ich gehe ſchon! Ich gehe ſchon! beſchwichtigte dieſer den Ungeſtümen, und ſagte, zu dem Kommiſſär gewendet: »Vor der Hand dürfte es wohl genügen, daß ich für dieſen Herrn Bürgſchaft leiſte?«

»Das iſt hinlänglich«, entgegnete der Kommiſſär, »doch werden Sie ſelbſt geſtehen, daß deſſen Aeußerlichkeit jeden Mißgriff entſchuldigen müſſe.«

»Der Schein iſt freilich . . . . . .«

»Waſſer! Waſſer!« brüllte Beethoven ſchon unter der Schwelle.

»Wollten der Herr Profeſſor uns nicht zur Güte ſchließlich noch den Namen dieſes Herrn nennen«, ſagte artig der Aktuar, welcher Höfel zur Thüre begleitete

»Beethoven!« rief Höfel zurück.

»Beethoven!« wiederholte der Kommiſſär, und ließ vor Ueberraſchung die Schreibfeder auf das Verhörsprotokoll fallen.

»Dacht' ich's doch!« ſagte der Aktuar.

Der Polizeidiener aber zog die Achſel bis an die Ohrläppchen und ſprach: »Ja, wer hätt' ſich das denken können!«

Höfel, welcher Beethoven unter den Arm gefaßt hatte, eilte hierauf mit ihm im Sturmſchritte in die nächſte Reſtauration, in welcher der vor Durſt faſt umgekommene Kompoſiteur ſeine erſchöpften Lebensgeiſter hinlänglich bei einigen Flaſchen Pfaffſtetter wieder erfriſchen konnte; worauf er ſeinem Befreier das Vorgefallene per longum et latum mittheilte, ſich aber zugleich heimlich ſelbſt gelobte, nie mehr ohne einen Begleiter eine größere Partie unternehmen zu wollen.

II.

Im Salon.

Bei der Hofräthin Y. war eine glänzende Geſellſchaft verſammelt, unter welcher ſich nebſt anderen Notabilitäten der Reſidenz auch Beethoven befand, denn die Frau des Hauſes liebte es, die Choriphäen der Kunſtwelt zu ihren Cerclen zu ziehen um dadurch denſelben ein erhöhtes Lüſtre zu geben.

Beethoven, der ſchon ſeiner Harthörigkeit wegen derlei Unterhaltungen nicht ſehr goutirte, konnte dem Zudringen eines Freundes nicht ausweichen, welcher der Hofräthin verſprochen hatte, ihn in ihren Salon einzuführen, und befand ſich daher an dieſem Abend zum erſten Mal in demſelben.

Zum Glück traf er kurz nach der erſten Repräſentation, und den darauf erfolgten herkömmlichen Höflichkeitsbezeugungen, mit Schuppanzig, dem Quartetenſpieler par excellence zuſammen, welcher ihn bald der langweiligen Salonkonverſation entzog, und ihm intereſſante Mittheilungen aus der Muſikwelt machte.

Beethoven hatte ſich bereits in ein lebhaftes Geſpräch mit ihm eingelaſſen, als Melanie, das Kammerzöfchen der Hofräthin, den Thee herumreichte, bei welcher Gelegenheit Alles das prachtvolle Porzellan bewunderte, in dem er ſervirt wurde.

»Es iſt echtes Meißner Porzellan«, bemerkte die Frau Hofräthin, »welches mein Mann von dem Etatminiſter Bemme in Dresden, zum Geſchenk erhielt, und mir zum Namenstage verehrte.«

»Parole d'honeur«, entgegnete eine ältere Dame, »ich hätte es für japaneſiſches Porzellan gehalten!«

»Sie Boshafte«, flüſterte ihr eine Nachbarin in das Ohr, »Sie wiſſen ſehr wohl, daß die Hofräthin das veraltete Zeug in unſerer Porzellanfabrik gekauft hat.«

»Famos! höchſt famos!« rief ein junges Salonherrchen, mit vergoldeten Augengläſern, eine Schale durch das Licht betrachtend.

»Ach, dieſes köſtliche Weiß, dieſe lebhaften Farben«, flöthete ein Fräulein.

»Wirklich famos!« replizirte der Lion.

»Sehen Sie doch dieſe Landſchaft und hier dieſe Gruppe«, ſagte eine andere Dame, »wie natürlich.«

»In der That über alle Maſſen famos«, wiederholte das Herrchen.

Nur den Mittheilungen ſeines muſikaliſchen Nachbars zuhorchend, hatte jedoch Beethoven keine Aufmerkſamkeit für das, was um ihn vorging, und daher auch für dieſe Beifallsäußerungen, und ſchlürfte mechaniſch ſeinen Thee.

Als er dieſen aber zu wenig ſüß verſpürte, langte er eben ſo mechaniſch ein Stückchen Zucker aus dem Zuckerkorbe, der vor ihm ſtand, heraus, ohne hierbei jedoch die Pincette à sucre zu benützen, welche zu dieſem Zwecke auf demſelben bereit lag.

Die Frau des Hauſes, über dieſe Horeur höchlichſt entrüſtet, rief: »Melanie! bring' doch einen andern Zuckerkorb!«

Ueber das Geſicht Beethoven's, dem dieß trotz ſeines ſchweren Gehöres nicht entgangen war, flog es wie eine Gewitterwolke, doch bald glättete ſich ſeine Stirne wieder und er ſchlürfte gelaſſen wie früher ſeinen Thee, die Konverſation mit Schuppanzig fortſetzend.

Als er aber den Faden ihres Geſpräches abgeſponnen, und der letzte Tropfen Thee von ihm hinuntergeſchlürft war, ſchleuderte er, zur nicht geringen Verwunderung der Anweſenden, die koſtbare Porzellanſchale in eine Zimmerecke, daß die Scherbentrümmer klirrend herumflogen.

»Um des Himmels Willen, was thun Sie, Herr von Beethoven?!« kreiſchte die Hausfrau, mit zornglühenden Wangen vom Canapée aufſchnellend.

»Meine Frau Hofräthin«, ſagte Beethoven mit der ruhigſten Miene, indem er ſich von ſeinem Sitze erhob, »das iſt etwas ganz Natürliches. Wenn ſchon mein Finger eine Zuckerdoſe verunreinigte, ſo kann doch unmöglich noch Jemand aus der Theeſchale trinken, aus der ich bereits getrunken habe.«

Nach dieſen Worten verbeugte er ſich leichthin vor der Geſellſchaft und entfernte ſich, um — nie wieder einen Salon zu beſuchen.

III.

Im Gaſthausgarten.

Beethoven hatte an einem Sommer ſeine Villegiatur in Unter-Döbling aufgeſchlagen, und beſuchte während dieſer

Friſt öfters den Gaſthausgarten »zum Finger« in dem benachbarten Ober-Döbling.

Es war dieß eine damals beliebte Gartenräumlichkeit mit einem Tanzſaale, in welchem vielbeſuchte Soiréen und Reunionen abgehalten wurden.

Beethoven kam gewöhnlich des Abends nach ſeinem Lieblingsſpaziergange, an den von Nußbäumen beſchatteten Bächlein am Kahlenberge, wo er mit den Muſen verkehrte, in die Döblinger Reſtauration, da er wußte, alldort einige Freunde zu finden, mit denen er gerne ein Stündchen zubringen mochte.

Er war daſelbſt ſtets ein gerngeſehener Gaſt, welcher von den Beſuchern, die ihn kannten, ſeines großen Talentes wegen mit Hochachtung und von den Kellnern, trotz der ihm eigenen Sonderbarlichkeiten, ſeiner Generoſität halber, mit Zuvorkommenheit behandelt wurde.

Als der Zufall ihn zum erſten Mal in dieſe Lokalität führte, ſetzte er ſich, im Geiſte mit ſeinen Kompoſitionen beſchäftigt, an einen Gartentiſch, und verfiel in ein tiefes Nachſinnen.

Gleich darauf erſchien der Kellner und befragte ihn, was zu Befehl ſtünde?

»Nichts, nichts«, ſagte Beethoven, ohne ihn anzublicken, zog darauf ein Papier hervor, auf welches er Einiges mit Bleiſtift notirte und gab ſich ſodann wieder ſeinen ſchöpferiſchen Gedanken hin.

Ungefähr nach einer Stunde rief er den Kellner.

Dieſer nahte.

»Was bin ich ſchuldig?« fragte Beethoven.

»Verzeihen«, ſagte der Aufwärter, »Euer Gnaden haben ja nichts gehabt.«

»Nichts?« fragte Beethoven. »Hm, auch recht«, ſetzte er darauf hinzu, warf dem verwunderten Kellner einen Zwanziger auf das Couvert und entfernte ſich.

Daß dieſe Freigebigkeit in dem Gedächtniſſe eines Kellners haften bleiben mußte, war wohl eine natürliche Folge.

Später wiederholte Beethoven ſeinen Beſuch, fand ſodann einige Bekannte und ſprach nun, wie geſagt, öfter in dem Lokale zu.

Es war an einem ſchönen Sommerabend, der eine außergewöhnliche Heiterkeit in die ſonſt ſo umdüſterte Seele Beethoven's hervorgerufen hatte, als er früher als ſeine Abendgenoſſen in den Garten trat, und ſich an dem Tiſche niederließ, an welchem er mit ihnen zu ſitzen pflegte.

Zufällig hatte früher ein fremder Herr von anſtändigem Aeußern an demſelben Platz genommen, und begrüßte den Ankommenden mit einer ſtummen Verbeugung, welchen Gruß Beethoven freundlich erwiderte.

Kaum ſeiner anſichtig geworden, flogen die Kellner herbei, und bald perlte der dunkle Ofner, ſein Lieblingsgetränke, vor ihm im hellgeſchliffenen Glaſe.

Nachdem er von dem Weine genippt, wandelte ihn, da er eben ziemlich bei Gehör war, die Luſt an, mit dem höflichen Manne, ihm gegenüber, einen kleinen Diskurs anzuknüpfen.

Da er vorausſetzte, daß Kunſtgegenſtände außer dem Intereſſe des Fremden liegen dürften, ſo richtete er das Geſpräch auf Lokalgegenſtände, welche demſelben nicht unbekannt ſein konnten, und denen er ihm Verlaufe auch ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken ſchien.

»Die Gegend iſt hier wahrhaftig reizend«, begann er, »dieſe ſchmucken Landhäuſer mit ihren Vorgärten, dieſe grünen Rebenhügel und dann das Kahlengebirge ſelbſt, man kann nicht leicht Angenehmeres finden.«

Die Mienen des Fremden blieben unverändert.

»Wenn nur auch der Comfort«, ſprach Beethoven weiter, »mit der Annehmlichkeit der Natur auf gleichem Niveau ſtünde.«

»Aber in dieſer Beziehung iſt es außer den Linien leidig beſtellt.«

»Hier iſt noch der einzige Ort, wo man ſich allenfalls an einem Glaſe Ofner erquicken kann, und wo eine halbwegs anſtändige Bedienung zu finden iſt, allenthalben ſonſt wird nur ſaurer Grätzer geſchenkt und iſt die Bedienung miſerabel.«

»Aber auch hier iſt noch Vieles zu tadeln, wenn gleich nicht die Schuld an dem Reſtauranten liegt.«

»Sehen Sie zum Beiſpiel dieſes Gebäcke«, ſagte er, eine Semmel von dem Teller nehmend. »Was iſt das für ein ledernes und unförmliches Backwerk. Sie finden doch auch, daß dieß Brötchen in keinem Verhältniß zu dem Preiſe ſteht, den man dafür begehrt?«

Der Fremde ſetzte dieſer Aeußerung abermals eine ſtumme Höflichkeitsmiene entgegen.

»Die Ernte iſt heuer eine geſegnete«, ſprach Beethoven weiter, »die Kornpreiſe ſind im Fallen, und dennoch verabreichen die Bäcker das Weißbrot in der Geſtalt von Leckerbiſſen.«

In dieſem Tone perorirte Beethoven dem Fremden gegenüber fort, ohne von dieſem jedoch eine Zuſtimmung oder einen Widerſpruch zu erhalten.

»Der Kerl muß ſelber ein Bäcker ſein«, dachte Beethoven. »Wart', Dir will ich für Dein klotziges Weſen Eines anhängen!«

»Es ſtellt ſich ſomit heraus«, fuhr er fort, »daß der Grund, warum dieſe Brote ſo diminutiv ſind, allein in der Gewiſſenloſigkeit und in der Habgierde dieſes Gezuchtes zu ſuchen iſt.«

»Je kleiner ſie ihre Semmeln backen, um ſo größere Häuſer bauen ſie ſich. Werfen wir nur einen Blick umher, ſo ſehen wir, wie ſich dieſe Herren vom Troge als Kavaliere gebärden. Equipagen und Sommervillen für die gnädige Frau Ladenhöckerin ſind an der Tagesordnung. Da iſt keine Spur von der bürgerlichen Einfachheit zu finden, wie in jener Zeit, als die Bäcker noch in lavendelblauen und die Müller in grauen Kleidern einhergingen. Jeder ſpielt jetzt den Nobleman, wenn er auch nicht ſo viel Kapacität beſäße, um eine vernünftige Converſation pflegen zu können.«

Vergebliche Mühe, der Fremde verharrte bei ſeinem Schweigen.

Dadurch noch mehr in Harniſch gebracht, verfolgte Beethoven das eingeſchlagene Thema auf die rigoroſeſte Weiſe, und brachte alles Mögliche auf's Tapet, was die Mißbräuche und Uebergriffe dieſer Gewerbsklaſſe, die er nun einmal auf's Korn genommen hatte, in das grellſte Licht ſetzen konnte, welches jedoch ſein Nachbar mit dem größten Stoizismus hinnahm.

Erboſt, daß derſelbe nicht mit ihm übereinſtimmte, erhob er ſeine Stimme immer gewaltiger und donnerte, gleich einem blitzeſchleudernden Jupiter, am Ende förmlich auf den verblüfften Zuhörer hinein, ſo daß ſchon mehrere Gäſte an den Nachbartiſchen anfingen, auf den heftigen Sprecher aufmerkſam zu werden.

Da endlich traten einige Freunde Beethoven's in das Gartenlokale.

Sie hatten ſchon auf dem Hausflur die Stentorſtimme des ſonſt ſo ſchweigſamen Mannes gehört, und näherten ſich verwundert dem Eifernden, indem ſie ihn, wie auch den Fremden, den ſie zu kennen ſchienen, begrüßten.

»Seid Ihr endlich da!« fuhr Beethoven auf. »Es iſt die höchſte Zeit, daß Ihr kommt, den ſchon hat mich der Aerger überkommen. Docire ich nun ſchon eine halbe Glockenſtunde über eines der gewöhnlichſten Dinge der Welt, ohne daß ich im Stande geweſen wäre, dieſem, meinen ſehr aufmerkſamen Nachbarn, auch nur eine Meinungsäußerung zu entlocken.«

»Aber lieber Herr Kapellmeiſter«, nahm Einer ſeiner Freunde das Wort. »Sie hätten Ihre Doktrin aufſchreiben ſollen.«

»Aufſchreiben? weshalb?«

»Weil der Herr, mit dem Sie ſprachen, des Gehöres und der Sprache beraubt iſt, und Sie weder verſtehen noch Ihnen antworten könnte.«

»Wie?« rief Beethoven. »Auf dieſe Weiſe habe ich eine ganze halbe Stunde mit einem Taubſtummen konverſirt?!«

Hierauf warf er ſich auf die Lehne der Gartenbank zurück und brach in ſolch' ein übermäßiges Gelächter aus, daß ſich ihm der Bauch ſchütterte und er ſich die Seiten halten mußte, worauf nicht nur ſeine Freunde, ſondern auch die nächſtſitzenden Gäſte unwillkürlich in dasſelbe einſtimmen mußten.

Ein ſeltenes Vorkommniß bei einem Manne, aus deſſen Herzen der Frohſinn und von deſſen Lippen das Lächeln verbannt zu ſein ſchienen.

Maria Thereſia und der Wirth zum „Wolf in der Au.“

Das Wirthshaus zum »Wolf in der Au«, an der Poſtſtraße nach Oberöſterreich im Weidlingauerthale, war zur Zeit der großen Maria Thereſia ein beliebter und vielbeſuchter Beluſtigungsort der Wiener.

Nicht nur die anmuthige Lage des Wirthsgehöftes und der benachbarte Wildpark, der gute Oeſterreicherwein und der Reh- und Haſenbraten, mit welchem man in dem Erſteren auf das Flinkeſte bedient wurde, waren es, was die Gäſte aus Wien und der Umgegend nach Weidlingau lockten, einen weſentlichen Antheil an dem zahlreichen Beſuche hatte auch der Beſitzer dieſes Schankhauſes ſelbſt.

Der Wirth zum »Wolf in der Au« unterſchied ſich in nichts von den anderen Bauern des unteren Wienerwaldes und trug wie dieſe ungepudertes Haar und ſchwarze bocklederne Kniehoſen, doch war er faſt immer fröhlichen Humors und mit reichem Witze begabt, welcher, wenn auch größtentheils von barſcher und grobkörniger Art, doch ſeine Wirkung ſelten verfehlte.

Gleichwie ſeine Spitzreden und Hänſeleien ergötzte aber überdieß noch die Beſucher des Wolfes in der Au die unausgeſetzte Rührigkeit, mit welcher er in Haus und Keller waltete, und die angewohnte Haſt, mit welcher er alle ſeine Handlungen verrichtete.

So war es ihm zum Exempel viel zu umſtändlich, die Rechnung eines Gaſtes, nach damaliger Weiſe, erſt mit Kreide auf das Kandelbrett oder den Tiſch zu ſchreiben, er ſtemmte lieber das rechte Bein auf den nächſten Stuhl und machte die Ziffern auf ſeine Lederhoſe, wenn ſich gleich dieſelben bis auf die Sitztheile erſtrecken mochten.

Vorzüglich waren es aber die Sonn- und Feiertage, an welchen die Lederhoſe des Wirthes dieſe ungebührlichen Dimenſionen annahm, denn ſchon in früher Morgenſtunde machten ihm die Marquers und Kellner und jene Gattung Leute, welche die ſpäteren Tagesſtunden wieder an ihr Geſchäft riefen, eine Morgenviſite, während am Nachmittage eine ganze Wagenburg vor dem Wirthshauſe ſtand, welche ihm Beſucher aus allen, ſelbſt aus den höchſten Schichten der Geſellſchaft zuführte.

Aber nicht nur die Reſidenzbewohner, auch die Hofjäger und die Forſtleute aus dem Auhofe, welcher ſeit Ferdinand I. ein kaiſerlicher Forſt und Jagdhof und Sitz eines kaiſerlichen Forſtmeiſters war, und die Inſaſſen des benachbarten fürſtlich Khevenhüller'ſchen Sommerſchloſſes, ſprachen gerne beim Wolfwirth zu, um ſich an ſeinen Schwänken und an dem goldfunkelnden Rebenſafte zu ergötzen.

Es war am Vorabende eines großen eingeſtellten Wildſchweinjagens im kaiſerlichen Wildparke, hier ſchlechthin Thiergarten genannt, als der kaiſerliche Haſpelmeiſter Baldauf, welcher die Aufſicht über die Jagdnetze, und von dem Auf- und Abhaſpeln derſelben den Namen hatte, und mehrere Jagdleute und Schloßbewohner im Wolf ſaßen, und ſich im Geſpräch über die bevorſtehende Jagd unterhielten.

»Möchteſt du nicht auch einmal eine Wildſchweinjagd ſehen, Wolfwirth?« fragte der Haſpelmeiſter.

»In den Thiergarten möcht' ich ſchon hinüber,« antwortete der Gefragte, »aber nicht Eurer Haſen und Wildſchweine wegen; Thiere ſehe ich hier genug.«

»Und weßhalb denn?« fragte der Haſpelmeiſter lachend.

»Um einmal unſere Kaiſerin in der Nähe zu ſehen.«

»Nu, da wäre morgen die beſte Gelegenheit dazu.«

»Kommt morgen die Kaiſerin?«

»Zuverläſſig. Morgen kannſt du ſie ſogar ſchießen ſehen.«

»Sie iſt auf der Wildbahn ebenſo zu Hauſe wie in der Miniſterconferenz,« ſagte ein Anderer.

»Und iſt der Kronprinz auch dabei?« warf ein Schloßbewohner dazwiſchen.

»Nein, Joſef jagt nur Hirſche in Stammersdorf, und das nur zur Leibesübung und nicht des Vergnügens wegen.«

»Hört, Herr Baldauf,« ſagte darauf der Wirth zu dem Haſpelmeiſter, »wenn Ihr mir einen Platz verſchafft, von dem ich Alles ſo recht nahe ſehen kann, ſo ſoll es mir auf ein paar Kandel Extrawein nicht ankommen.«

»Topp! Du ſollſt den beſten Platz hinter dem Saunetze, und zwar zunächſt dem Kaiſerſchirme haben.«

»Und Ihr den beſten Waidlinger, der in meinem Keller liegt,« ſagte der Wirth und eilte das Verſprochene herbeizuholen, worauf ſich der Herr Haſpelmeiſter und die Jäger den Freitrunk nach Waidmannsart behagen ließen.

Bevor am nächſten Tage noch die aufgehende Sonne den Reif geſchmolzen, den die Nacht über die Erde gelegt hatte, wanderte unſer Wirth mit weitausgreifenden Schritten den Holzplanken zu, welche damals noch den Thiergarten umſchloſſen.

Für dieſen Feiergang hatte er jedoch eine ſeltene Metamorphoſe mit ſich vorgenommen, indem er ſeinen runden bäuerlichen Filzhut mit einem bürgerlichen Dreiſpitz und die Jacke von Mancheſter mit einem langen Tuchrocke vertauſchte, und das Letztere wahrſcheinlich aus wohlweislicher Vorſicht, da aus einer Seitentaſche des Rockes eine Weinflaſche hervorlugte, die er in der Jacke nicht hätte unterbringen können.

Uebrigens ſtützte er ſich während des Gehens mit ſeiner kräftigen Rechten auf den Rohrſtock mit dem langen Eiſenſtachel, den er immer außer Hauſe, zur Stütze und Wehr, zu tragen pflegte.

Auf einem freien Waldplatze war alldort der Lauf eingerichtet worden, um beim Beginne der Jagd die Wildmaſſen zu tiraſſiren oder hineinzujagen.

Außer dem lichten Zeug, dem Garne, welches dieſen Platz umſchloß, um das Ausbrechen des Wildes zu verhindern, ward ein Jagdſchirm für den kaiſerlichen Hof und ein großes Theatrum für die Jagdcavaliere und Gäſte aufgerichtet.

In der Nähe dieſes Jagdſchirmes ſtand jetzt der Wirth an einem Eichbaume auf ſeinen Stachelſtock geſtützt und voll Begierde der Ankunft der großen Kaiſerin entgegenharrend.

Allmählig verſammelten ſich die Forſt- und Riedenmeiſter, Gehegebereiter, Hofjäger, Riedknechte, Waldläufer und Waidjungen auf dem Wildplatze.

Lauter kräftige Männergeſtalten in grünen breitſchößigen Jagdröcken, mit gelben Tuchborden, umwimmelt von ihren Fang- und Kammerhunden.

Ein Durcheinander von Stimmen, verworrenen Rufen, dazwiſchen Schreien und Singen, Gezänke, Gelächter und Rüdengeklaffe, umtoſten den Harrenden.

Es wirbelte ihm im Kopfe.

Plötzlich ſtäubte Alles auseinander und ordnete ſich in Gruppen und Reihen. Die Jägerhorniſten poſtirten ſich am kaiſerlichen Jagdſchirme und ließen ihre Waldhörner ertönen.

Eine liebliche Jagdmelodie ſchwebte wie eine unſichtbare Fee durch die ſchweigende Waldeinſamkeit des Wildparkes, deſſen duftende Matten im Morgengolde funkelten. Jetzt kamen zwei Hofdiener zu Pferde herangeflogen. Ihnen folgten in kurzen Zwiſchenräumen die Hofequipagen, jede Equipage von ſechs Schimmeln beſpannt, vorauf ein Vorreiter und hintennach zahlloſe Herrſchaftskaroſſen und Gefolge zu Pferde. Maria Thereſia, Kaiſer Franz, Stefan von Lothringen I. und die Erzherzogin Eliſabeth und mehrere Hofdamen, Letztere mit thurmhohen Friſuren und bauſchichten Kleidern, ſtiegen aus den Wagen und nahmen nebſt dem Obriſt-Hof- und Land-Jägermeiſter, dem Reichsgrafen von Harrach, unter ſchmetternden Fanfaren, ihre Plätze auf dem Jagdſchirme ein, die kaiſerlichen Büchſenſpanner in ihrer grünen ſilberflimmernden Montur hinter ſich. Ihnen folgten die Fürſten Trautſon, Adam Auersperg, Khevenhüller und Franz Liechtenſtein und die Grafen Klari, St. Julien, und viele Hof- und Jagdcavaliere.

Sämmtliche Herrſchaften waren im eleganteſten Jagdkoſtüme, mit Federhüten auf den Köpfen, Handſchuhen mit Spitzen garnirt, zierlichen Hirſchfängern und in Schuh und Strümpfen.

Der Kaiſer trug einen einfachen Jagdrock, jedoch mit koſtbaren Edelſteinen beſetzt, die Kaiſerin ein niedliches Jägerhütchen mit einer Reiherfeder ſchief auf den gepuderten Locken und ein grünes enganliegendes Jagkleid, das ihre hohe majeſtätiſche Geſtalt noch impoſanter hervortreten ließ, und in welchem ſie ganz das Anſehen einer Amazonenkönigin hatte, an der ſich unſer Wirth nicht genug ſatt ſehen konnte.

Als die höchſten und hohen Herrſchaften ihre Plätze auf dem Jagdſchirme und dem Theatrum eingenommen hatten, gab der Obriſt-Jägermeiſter mit dem an einem golddurchwirkten Hornfeſſel (Bandalier) hangenden Hüfthorn, das Zeichen zum Beginn der Jagd. Hierauf ſtellten ſich die kaiſerlichen Jäger, alle in Gallauniform, und bei achtzig an der Zahl, in eine Reihe und begannen die Jagd anzublaſen, worauf die Jagdleute und Treiber zu Holze zogen mit dem üblichen Wald- und Waidrufe: Johoho! Ridoh! Ridoh! Hoho!

In kurzer Zeit verkündigte luſtiger Hörnerſchall die Ankunft des Wildes, gleich darauf erſchien das Schwarzwild auf dem Laufe, Friſchlinge, Bachen und Keuler, im wildeſten Gewirre und in immer dichteren Maſſen vor dem Gelärme der Treiber flüchtend.

Jetzt krachten Schüſſe auf Schüſſe.

Gleich zu Anfang der Jagd ſchoß Kaiſer Franz einen angehenden und einen überlaufenen Eber.

Aber auch die Kaiſerin zeigte, daß ſie ihr Jagdcoſtüm nicht bloß zum Scheine trug, denn ſchon mit dem zweiten Schuſſe traf ſie ein Hauptſchwein, daß es Knall und Fall zu Boden ſtürzte. Dieß erſehend, konnte ſich der Wolfwirth nicht enthalten, vor freudiger Ueberraſchung ſchallend in die Hände zu klatſchen.

Schwarzſtücke fielen nun auf Schwarzſtücke, oder wurden weichwund geſchoſſen, aber der Wolfwirth hatte nur Augen für die Kaiſerin und verſchlang mit denſelben jede ihrer Bewegungen.

Da ereignete es ſich, daß einer der größten und älteſten Keuler einen Prellſchuß erhielt und, dadurch in Wuth gebracht, im vollen Laufe und ſchäumend nach dem Schirm der Kaiſerin zuſtürzte, gerade wo der Wolfwirth ſtand und das Garn wie Binſen auseinander riß.

Ein allgemeiner Schreckensſchrei durchgellte die Luft.

Der Wirth, welcher ſchon das Unthier in ſeiner unmittelbaren Nähe erblickte und mit den Hauern klappern hörte, faßte raſch beſonnen einen vorragenden Aſt des Baumes, an dem er glücklicherweiſe ſtand, und ſchwang ſich haſtig in die Höhe, wobei er ſich noch mit ſeinem Stachelſtocke auf die Erde zu ſtützen ſuchte, indem er denſelben mit aller Gewalt nach dem Boden ſtieß.

Da wollte es ein glücklicher Zufall, daß der Keuler in ſelbem Momente unter ihm durchbrechen wollte und der Stachel des Stockes ihm mit aller Gewalt in das borſtige Genicke fuhr, von dem er ſich trotz ſeiner immenſen Stärke, welche noch durch Schmerz und Wuth geſteigert wurde, nicht frei machen konnte, da die ganze Wucht des Wirthes auf dem Eiſen laſtete.

In der nächſten Sekunde ſchon waren zwei Hofjäger herbeigeſprungen und gaben dem Ungethüm den Fang, wodurch der nothgedrungene Voltigeur aus ſeiner unbequemen Lage befreit wurde.

Maria Thereſia, welche ſich raſch vom erſten Schrecken erholt und die Scene mit angeſehen hatte, fragte wer der Mann ſei, welcher durch einen ſo glücklichen Zufall ein großes Unglück verhinderte, und ließ, nachdem ſie hierüber genügende Auskunft erhalten, den Wirth vor ſich kommen.

»Du haſt wohl eine große Angſt ausgeſtanden?« fragte ſie ihn.

»Allerdings, Euere kaiſerliche Majeſtät«, ſagte er, »aber nicht um mich. Was wäre auch viel daran gelegen geweſen, wenn mich, mit Reſpekt zu ſagen, die Wildſau geſpießt hätte.«

»Aber mir war Höllenangſt, daß das Thier in ſeiner Wildheit das Geſpiel da (auf den Jagdſchirm deutend) niederreißen möchte und Euere Majeſtät in Gefahr kommen könnte.«

Die Kaiſerin lächelte hierauf ſo holdſelig, daß dem Wirth ganz kruſelig um das Herz wurde, doch loderte dieſes Gefühl erſt vollends zur lebendigen Flamme in ihm auf, als dieſelbe zu ihm ſprach: »Danken wir dem Schöpfer, daß er jedes Unglück verhütet. Zur Erholung für unſere gehabte Frayeur aber ſorge für einen Kaffee zum Dejeuner im »Wolf in der Au.«

»Euere kaiſerliche Majeſtät machen mich durch dieſe allerhöchſte Gnade zu dem glücklichſten Menſchen auf der Welt«, rief der Wolfwirth und eilte, was ihn ſeine Füße tragen konnten, nach ſeinem Wirthshauſe.

Hier wurde das Oberſte zu unterſt gekehrt, um das ſchönſte Porzellangeſchirre zuſammenzufinden, der fetteſte Schmetten zur Glut und die Kaffeemühlen in ſchreiende Thätigkeit geſetzt.

Schon war das Haus bis zum Erſticken mit dem Aroma der arabiſchen Bohne erfüllt, als die Kaiſerin mit der jungen Erzherzogin, ihren Hofdamen, damals Kammerfräulein genannt, und mehreren Cavalieren erſchien, worauf den hohen Gäſten der Wirth und ſeine Ehehälfte den duftenden Mokkatrank ſervirten.

Letztere hatte ſich noch in Eile in ihren ſchönſten Staat, in welchem ſie ſeit ihrem Hochzeittage nicht paradirte, geworfen, über deſſen veralteten Prunk ſich die Damen de cour ins Geheim nicht wenig luſtig machten.

Alle Räume des Gehöftes hatten ſich mittlerweile mit Gäſten angefüllt, welche ſich herandrängten, ſowohl die geliebte Landesmutter zu ſehen, als auch ſich durch einen friſchen Trunk zu erlaben und kaum langte die Zahl der Dienſtleute, um Allen zu Willen zu ſein.

Nachdem die Kaiſerin das Dejeuner eingenommen hatte, begab ſie ſich mit einigen Hofdamen in den Wirthsgarten, um dem munteren Treiben der Gäſte alldort zuzuſehen.

Der Wirth, welcher ſie, faſt auf allen Vieren kriechend, dahin geleitet, wurde jedoch zu ſeinem Verdruſſe bald von mehreren Gäſten angegangen, ihnen die Zeche zu machen. Da dieß im »Wolf in der Au« ſein ausſchließliches Geſchäft war, ſo konnte er nicht umhin der Anforderung Folge zu leiſten und ſuchte ſich der Sache im Fluge zu entledigen.

Er ſchrieb daher ſo raſch als möglich die Zeche nach ſeiner gewohnten Weiſe auf die Lederhoſe.

Als die Zahlen aber immer höher ſtiegen und endlich allmälig zu dem von den Rockſchößen blosgelegten Sitztheile gelangten, blickte er verlegen um ſich, ob nicht etwa gar die Kaiſerin ihn in ſo deſpektirlicher Situation gewahren könne, und glaubte vom Schlage gerührt zu werden, als er ſah, daß die Augen der hohen Frau unmittelbar auf ihn gerichtet waren und vor Lachen überzugehen ſchienen, während die Hofdamen kichernd die goldbeflitterten Fächer vor die Geſichter hielten.

Ganz verſtört über die begangene Ungeſchicklichkeit näherte ſich hierauf der Wirth, den Angſtſchweiß von der Stirne wiſchend, ſeinem hohen Gaſte und ſtammelte einige Worte der Entſchuldigung.

Die Kaiſerin aber ſagte: »Mein lieber Wirth, es liegt wenig daran, welcher Rechentafel Du Dich bedienſt, wenn es nur mit dem was Du darauf ſchreibſt ſeine Richtigkeit hat.« Hierauf belobte ſie ihn über das Dejeuner, verſprach bald wieder bei ihm zuzuſprechen, und entfernte ſich ſodann in der heiterſten Laune dem überglücklichen Wirthe ein namhaftes Geſchenk zurücklaſſend.

Der Wirth zum »Wolf in der Au« mußte aber ſeinen Gäſten noch oftmals ſein Abenteuer mit dem Wildſchweine erzählen, und unterließ es auch in der Folgezeit nicht, ſeine Rechnung auf die gewohnte Weiſe zu machen.

Noch beſteht das Wirthshaus zum »Wolf in der Au«. Seit dem Ableben jenes Wirthes aber wird die Rechnung nicht mehr auf der Lederhoſe gemacht, ob ſie aber trotzdem nicht zuweilen eine ungebuhrliche Dimenſion annimmt, muß der Mittheiler dieſer Zeilen der Beurtheilung des Beſuchers überlaſſen.

Nur reich.

In einer der ödeſten Gaſſen eines Vorſtadtgrundes, welcher zu dem ärmlichſten und entlegenſten Theile Wiens gehört, ſah man vor einigen Jahren alltäglich, faſt zu denſelben Morgen- und Abendſtunden an den niederen Gemäuern einen ältlichen Mann dahinſchreiten, welcher durch ſeine barroke Tracht die Aufmerkſamkeit der Bewohner jener Häuſerwinkel gewiß auf ſich gelenkt haben würde, wenn die Armuth überhaupt ein bemerkendes Auge für das lächerliche Aeußere hätte, welches ein ihrer Gilde Angehöriger zur Schau trägt.

Der Mann, von dem ich ſpreche, war von äußerſt langer und hagerer Statur, und hatte eine Phyſiognomie, welche einer raſirten Nachteule nicht ſehr unähnlich war.

Er trug einen abgegriffenen Cilinder von größter Dimenſion, der bereits ein Decennium zurückgelegt und ſchon mehr als einem Kopfe zur Zierde und zum Schutze gedient haben mochte, einen fadenſcheinigen und langſchößigen Frack von apfelgrüner Couleur, deſſen Tuch einem kaſſirten Billard entnommen zu ſein ſchien, eine ſchlotternde Weſte von gänzlich unkenntlicher Farbe und ein von Fettflecken getiegertes Nanking-Beinkleid, welches ihm kaum unter die Stelle reichte, welche man an anderen Erdenkindern mit dem Subſtantivum: Wade bezeichnet.

Der Zufall wollte es, daß mich ein Spaziergang eines

Morgens in jene Gaſſe führte, in welcher mir dieſes Original begegnete.

Unwillkürlich wunderte ich mich, als es an mir vorübergegangen war, um die ſonderbare Figur auch ad Tergum zu ſehen, als ſich dieſe ebenfalls umwendete, und einen Blick auf mich werfend, mit großer Freundlichkeit ſeinen Pintſcher lüftete.

Ich dankte etwas verdutzt über dieſe unerwartete Galanterie, wurde aber noch verdutzter, als gleich darauf der Apfelgrüne Kehrt machte, und auf mich loskam.

»Schönen guten Morgen, Muſje B.«, redete er mich an.

»Sie kennen mich?« fragte ich ihn verwundert.

»O ja«, erwiderte er. »Erinnern Sie ſich denn meiner nicht mehr? Wir waren ja in früheren Jahren ſo häufig beiſammen.«

»Wir — beiſammen?« ſagte ich ganz erſtaunt. »Da muß ein Irrthum von Ihrer Seite . . .«

»Nicht doch«, verſetzte er mit zuverſichtlichem Lächeln. »Ich bin der Tezelmaier, der Zimmermaler, der bei dem Dekorateur Niperdei in der Lederergaſſe malte, als ſie denſelben ſo oft in der Theatermalerei beſuchten.«

»Wirklich«, verſetzte ich, indem ich die früheren Züge ſeines Geſichtes aus den jetzigen verkümmerten herauszufinden ſuchte.

Dieſes bemerkend, verſetzte Herr Tezelmaier: »Nicht wahr, Sie hätten mich nicht mehr erkannt. Ja, ja, die Zeiten ändern ſich und mit ihnen die Leute. Ich weiß es«, fuhr der Redeſelige fort, »ich habe mich ebenfalls ſehr verändert, denn ich bin lange krank gelegen und habe ſeit jener Zeit viel Malheur gehabt. Ja damals, als ich das Pläſir hatte, Sie öfters auf der Malerei zu ſehen, da ging es mir noch wohl, aber ſpäter, da iſt es immer miſerabler mit mir geworden.«

»Ich beklage Sie aufrichtig«, ſagte ich in der peinlichen Stimmung eine der gewöhnlichen Jeremiaden anhören zu müſſen.

»Gleich nachdem Sie aufhörten meinen Prinzipal zu beſuchen, weil ihn ein Schlagfluß in das beſſere Leben hinüber befördert hatte, wurde mir zwar ganz unverhofft ein großes Glück zu Theil.«

»Das läßt ſich hören.«

»Ja, ich beerbte einen Vetter in Linz, der ein höchſt ergiebiges Einkommen hatte. Dieſer Vetter war ein großer Pinſel.«

»Ei, wer wird dieß ſeinem Verwandten nachſagen?«

»Sie mißverſtehen mich. Ich meine es figuraliſch, oder beſſer geſagt, ſymboliſch. Er war ein ausgezeichneter Maler und als dieſer weit und breit bekannt und geſucht.«

»Er malte beinahe durch zwanzig Jahre die Namen der Schiffseigenthümer und die Jahreszahlen auf die Schnäbel der Schiffe, welche die Donau befuhren. Dieſer talentvolle Mann hinterließ mir die Summe von 3000 fl.«

»Eine angenehme Beſcheerung.«

»Ja, wenn ſie nur auch bei mir geblieben wäre. Aber ich war ein Thor, ein Einfaltspinſel! Ich wollte die Summe verdoppeln, verdreifachen, ja, ich wollte zehnmal ſo viel haben, und das ſo ſchnell als möglich, und daher . . .«

»Nun, und daher?« fragte ich nicht ganz ohne Neugierde.

»Setzte ich das ganze Geld in die Lotterie.«

Ich ſchüttelte mißbilligend den Kopf.

»Sie haben ganz recht den Kopf zu ſchütteln«, fuhr Herr Tezelmaier fort, »ach, ich hätte es verdient, daß mir damals auch Einer den Kopf geſchüttelt hätte, aber bei den Haaren, denn ich verſpielte meine ganze ſchöne Erbſchaft bei Pfennig und Heller. Als ich Alles verloren hatte, war es aber, als ob Belzebub ſelbſt in mich gefahren wäre.«

»Ich hatte keine Raſt und keine Ruhe, ich mußte mein Geld wieder zurückgewinnen und ginge es, wie es wolle.«

»Ich verkaufte nun, was ich mir mit jahrelang zuſammengeſpartem Gelde an Pretioſen angeſchafft hatte, und trug Alles, was ich dafür erhielt, in die Lotto-Collectur.«

»Zu demſelben Behufe machte ich Anleihen und Schulden, ſo viel ich nur konnte, denn ich war der feſten Ueberzeugung, daß ich doch endlich einen Haupttreffer machen müſſe, und Alles wieder zurückerſtatten könnte.«

»Ich ſetzte daher unverdroſſen darauf los, und als das Geliehene nicht mehr zureichte, ging's an einen völligen Ausverkauf. Erſt wanderten die Duplikate und endlich die Einzelheiten, ja ich kam in meinem Setzeifer endlich ſo weit, daß ich meinen letzten Rock durch meine Nachbarin an einen Juden verkaufen ließ, um nur ſetzen zu können, und ſo lange in Hemdärmeln das Haus hüten mußte, bis dieſelbe bei einem ihrer Gönner eine andere Leibesbekleidung für mich erbettelt hatte.«

»Da ich jedoch auf gewöhnlichem Wege im Lotto nichts erzielen konnte, ſo verſuchte ich nun mit allem Eifer durch Berechnung dahin zu gelangen, wobei mir ein alter Lottoſpieler an die Hand ging, der zwar auch noch nichts herausgerechnet hatte, aber wie ich der beſten Hoffnung lebte, daß er eheſtens gewinnen müſſe.«

»So ſehr ich mir aber auch den Kopf über dieſen kabaliſtiſchen Arbeiten zerbrach, ſo ſchien es dennoch, daß ich nie zu dem erwünſchten Reſultate kommen ſollte, worüber ich immer mißmuthiger und verzagter wurde.«

»Was aber hierauf erfolgte, zeigte deutlich, daß Frau Fortuna mich bloß dazu auserſehen hatte, mit mir Katze und Maus zu ſpielen. Hören Sie nur!«

»Schon hatte ich die Nummer, die ich dazumal herauskalkulirt, durch einige Monate in der Koſt, das heißt, ich ſetzte fortwährend auf dieſelbe und vergrößerte jedesmal den Einſatz, ohne daß ſie lebendig geworden, das will ſagen: herausgekommen wären.«

»Hierüber endlich erboſt, beſchloß ich, ſie nicht mehr zu ſetzen, und warf den Rescontro weg.«

»Ein Nebengeſelle, der Siebel, ſah ihn zufällig auf der Erde liegen, las ihn auf und ſetzte ihn, und die Nummer, die, ſo lange ich ſie ſetzte, immer feſtgeſeſſen, das heißt: nicht herausgekommen war, ſie kam auf ſeinen erſten Einſatz.«

»Denken Sie ſich meine Verzweiflung, ſie kam! Ich hätte nur noch einmal, ein einziges Mal ſetzen ſollen.«

»Ein ander Mal«, fuhr Herr Tezelmaier fort, ohne darauf Rückſicht zu nehmen, daß er mich in meinem Spaziergange aufhalte, oder mir Alles dieſes auf offener Straße mittheilte. »Ein ander Mal begab ich mich auf den Hermannskogel, um eine Nummer aus dem bekannten Jungfernbründl zu erſpähen.«

»Vergebens jedoch ſtrengte ich meine Sehnerven an, ich konnte auf den Steinen unter dem Gewäſſer auch nicht die geringſte Zahl ausfindig machen.«

»Ganz deſperat darüber, ging ich wieder nach Sivering zurück. Als ich aber dort einige Halbe Heurigen getrunken hatte, erwachte der Entſchluß in mir, mein Glück noch einmal zu verſuchen.«

»Gedacht, gethan, und ſiehe da, ich erblickte jetzt die Nummer 57 ſo deutlich, als ob ſie mein Vetter hingemalt hätte.«

»Seelenvergnügt eilte ich nach Hauſe und ſetzte meinen ganzen Wochenlohn auf dieſe Nummer in der Wiener Ziehung, und denken Sie ſich, obgleich der Siebenundfünfziger meiſtens lange braucht bis er zeitig iſt, das heißt, bis er gezogen wird, der Siebenundfünfziger kommt auch richtig — aber in Linz.«

»Auf dieſe Weiſe verfolgte mich das Schickſal fort und fort, kaum ſchien mir ein Strahl des Glückes zu lächeln, ſo verſchwand er auch ſchon wieder, wie ein neckender Irrwiſch.«

»So träumte ich in einer Nacht drei Nummern. Ich ſah ſie vor mir, wie ich Sie wertheſter Musje B. vor mir ſehe, und erwachte aus freudiger Aufgeregtheit, denn mir ſagte eine innere Stimme, dieſe drei Nummern müßten unfehlbar gezogen werden.«

»Da ich ein ſchlechtes Zahlengedächtniß beſitze und die Nummern leicht über Nacht wieder vergeſſen konnte, ſo gebrauchte ich die Vorſicht und ſchrieb ſie mit Kreide auf die Holzplatte eines Tiſches, der in meiner Stube ſtand, und ſchlief hierauf getroſt wieder ein.«

»Des Morgens erwachte ich erſt, als meine Miethfrau in die Stube trat, und mir nach ihrer Gewohnheit die eingebrannte Suppe zum Frühſtück brachte.«

»Sie ſetzte die Suppenſchale auf den Tiſch und reinigte dieſen mit ihrer Schürze, als mir plötzlich einfiel, daß ich des Nachts die geträumten Nummern darauf geſchrieben hatte.«

»Wie ein Tieger ſprang ich, zum Entſetzen der alten Frau, aus dem Bette und ſtürzte nach dem Tiſche. Zu ſpät! Die Nummern waren von der Tafel wie aus meinem Gedächtniſſe verſchwunden.«

»Nun frage ich Sie, heißt das nicht Pech haben?«

»Wieder einmal wurde mir von einer erfahrenen Lottoſpielerin angerathen, mich an ein ihr bekanntes Fräulein zu wenden, welches in Allem von einem beſonderen Glücke begünſtiget werde, und ſelbes um den Datum ſeines Geburts- und Namenstages und um ſeine Alterszahl zu erſuchen, und dieſe Nummern zu ſetzen.«

»Das Fräulein willfahrte mir nach mehreren zimperlichen Ausflüchten, und ſagte, daß es am 14. April geboren ſei, ſein Namenstag am 7. September falle, und daß es 19 Jahre zählte. Ich ſetzte allſogleich: 14, 7 und 19, und denken Sie ſich, die Nummern kommen, das heißt, es kommen; 14 und 7, aber ſtatt 19 kommt 23. Nach einiger Zeit bringe ich richtig in Erfahrung, daß dieſes kokette Weibsbild wirklich 23 Jahre alt ſei, ſich aber um 4 Jahre jünger gemacht habe, und mich durch dieſe lügneriſche Eitelkeit um die Terne brachte.«

»Das Aergſte ſollte aber hierauf noch geſchehen«, fuhr Tezelmaier in ſeinem Redeeifer fort.

»Eine mehrwochentliche und uberaus ſplendid bezahlte Reſtauration in dem Salon des reichen Herrn von Schwindelberger, der in dreiviertel Jahren darauf in den Schuldenarreſt ſpazierte, hatte mir ein hübſches Sümmchen eingetragen, wofür ich mir allſogleich ein Loos von einer Güterlotterie ankaufte.«

»Mit nicht zu ſchildernder Ungeduld harrte ich des Tages der Ziehung. Endlich kam er heran. Die gezogenen Treffer erſcheinen in der Zeitung. Ich erſtand ſogleich das Zeitungsblatt, in welchem die Ziehungsliſte enthalten war, und verſchlang dieſelbe mit meinen Augen.«

»Wer denkt ſich meine Ueberraſchung, wer das Uebermaß meiner Freude? Meine Nummer hatte den Haupttreffer gemacht, ich war Herrſchaftsbeſitzer.«

»Jetzt war all' das jahrelange Elend verſchmerzt und vergeſſen. Wie von Flügeln getragen, eilte ich zu meinen Mitgeſellen, und theilte ihnen die Freudennachricht mit.«

»Alles wünſchte mir Glück und beneidete mich im Stillen.«

»Außer mir vor Seeligkeit und Wonne, beſchloß ich ſogleich, meine Freunde an meinem Glücke theilnehmen zu laſſen, und dieſes freudige Ereigniß mit ihnen zu feiern.«

»Der Wirth zur Unmöglichkeit auf dem Strotzengrunde, wo ich damals wohnte, und deſſen Schanklokale ich zuweilen beſuchte, um den Mißmuth über meine geſcheiterten Hoffnungen zu vertrinken, hatte bereits von meinem imenſen Glücke gehört, und durch das Loos ſo wie durch die Zeitung von der Wahrheit der Sache überzeugt, nahm er keinen Anſtand, auf meine Rechnung ein ſplendides Feſtmahl zu arrangiren.«

»Es war die glücklichſte Stunde meines Lebens. Ich ſah nichts als Herrſchaftsſchlößer, Equipagen, geputzte Fräuleins und Lakeien. Ein Toaſt folgte auf den andern, bis der Champagner meine Sinne umnebelte, und meine Freunde mich zu Bette bringen mußten.

»Gleich Tags darauf machte ich mich, obwohl noch mit ſchwerem Kopfe, auf den Weg nach dem Comptoir des Großhandlungshauſes, welches die Ausſpielung übernommen hatte, um auf mein Loos, das erſt nach Monden zahlbar war, einen Vorſchuß von ein paar tauſend Gulden zu begehren.«

»Mit freudeklopfendem Herzen trat ich in die Wechſelſtube. Der Caſſier nahm das Loos, beſichtigte es, ſchlug ſodann in der Liſte nach und ſagte: Ich bedaure, Ihr Loos hat nicht gewonnen.«

»Nicht gewonnen? lallte ich, kaum der Sprache mächtig, und glaubte vom Schlage gerührt zu ſein. Hier in dieſer Zeitung ſtotterte ich darauf, iſt meine Nummer als Treffer angegeben.«

»Das iſt ein Druckfehler, verſetzte der Caſſier, nachdem er das Zeitungsblatt mit ſeiner Liſte verglichen hatte. Der Setzer hat die Nulle mit der Zahl Sechs verwechſelt.«

»Wie ich aus dem Comptoir hinausgekommen, weiß ich nicht, und eben ſo wenig, was ſpäter mit mir vorgegangen. Nur iſt mir ganz dunkel, als ob mir von dem Gaſtwirthe zur Unmöglichkeit einige Unannehmlichkeiten wiederfahren wären. Jedoch weiß ich nicht gewiß, ob dieſes wirklich geſchehen, oder ob es bloß eine Einbildung iſt, welche das Fieber erzeugte, das mich darauf befiel und in das Krankenhaus lieferte.«

»Nach mehrmonatlichem Krankenlager wurde ich wieder als Reconvaleſcent entlaſſen, und lebte darauf von der Mildthätigkeit mitleidiger Menſchen, die mich kannten, bis ich mich allmählig wieder ſo weit erholte, daß ich als Zulanger und Farbenreiber bei einem Zimmermaler in Condition treten konnte.«

»Seit dieſer Zeit bin ich genöthiget, ſo ſchwer es mir auch bei meiner Gebrechlichkeit und meinem Alter wird die Leitern auf und nieder zu klettern, meinem alten Erwerb nachzugehen, der mir jedoch kaum das Allernothdürftigſte abwirft.«

»Jede Hoffnung auf eine beſſere Exiſtenz iſt erloſchen, und von allen Opfern, die ich gebracht, von allen Beſtrebungen, die ich angewendet, um reich zu werden, iſt mir nichts geblieben, als die Ueberzeugung; daß ich nun einmal zum Unglück geboren bin, und der unerſchütterliche Entſchluß: niemals wieder in das Lotto zu ſetzen.«

»Werden Sie aber auch auf dieſem Entſchluſſe verharren?«

»O zuverläſſig«, ſagte er mit bitterem Lächeln. »Wer ſo oft der bedauerliche Spielball der falſchen Göttin geweſen, wie ich, der iſt vor jeder weiteren Verlokung ſicher.«

»Es freut mich, dieß von Ihnen zu vernehmen«, verſetzte ich. »Mit dieſer Anſicht wird es Ihnen auch bald wieder gelingen, in günſtigere Verhältniſſe zu gelangen, denn nur der unglückſelige Hang: *das Glück zwingen zu wollen*, war die eigentliche und einzige Urſache ihres Unglückes.«

Nach dieſen Worten machte ich eine Wendung, um unbemerkt mein Portemone zu öffnen, drückte ihm eine Guldennote in die Hand, und grüßte ihn zum Abſchiede.

Herr Texelmaier überſchüttete mich mit einem Schwalle von Dankſagungen empfahl ſich ſodann und verfolgte ſeinen Weg, mich noch einigemale im Weiterſchreiten auf das Devoteſte grüßend.

Ohne daß ich es beabſichtigte, und ohne daß es der unglückliche Lottoſpieler bemerkte, folgte ich ihm in einiger Entfernung.

Er bog in eine zweite Gaſſe, und von dieſer in eine dritte, hier ging er immer langſamer, bis er endlich vor einer Ladenthüre ſtehen blieb, und ſodann in ſelbe hineintrat.

Als ich zu dem Laden hingekommen, las ich als Aufſchrift über demſelben: *Lottokollectur*.

Kaiſer Joſef auf der Straße.

Es war an einem heitern Morgen des Vorfrühlings Anno 1766, ein Jahr nachdem die Kaiſerin Maria Thereſia ihren erhabenen Sohn Joſef zum Mitregenten aller öſterreichiſchen Erblande ernannt hatte, als in der Atmoſphäre Wiens jene bewegte Luftſtrömung eingetreten war, welche auf die alte Metropole das bekannte Sprichwort: »Vienna vel ventosa, vel venetosa« hervorgerufen hatte.

Der Wind von Süd-Oſt kommend trillte die eiſernen Wetterhähne auf den Thürmen, daß ſie zu flattern ſchienen und jagte ganze Wolkenberge von Staub durch die Gaſſen, welche Alles auf wenige Schritte Entfernung in Nebel hüllten.

Eben ſchlug es in der Hofburg neun, als ein jugendlicher Mann, von mittlerer Größe, ziemlich haſtig von einer der vielen Nebenſtiegen dieſes weitläuftigen Gebäudes herunterkam und ſeinen Weg nach dem Burgthore einſchlug.

Er war in einen weiten dunkelgrauen Mantel gehüllt, trug ein dreieckichtes Hütchen, ohne Verzierung, unter welchem eine ſchöngewölbte Stirne ſichtbar wurde, und hatte Sporen an den hellglänzenden Stiefeln.

Sein Auge war groß und von lichtblauer Farbe, und ſein hellbraunes Haar, nach Art wie es die Offiziere trugen, in einen Zopf gebunden und in zwei ungekünſtellten Seitenlocken um die Schläfe gerollt.

Doch wozu noch eine weitere Perſonsbeſchreibung, hat doch der Leſer ſchon in ihm den Kaiſer Joſef erkannt.

Er hatte wie gewöhnlich von 5 bis 8 Uhr mit ſeinen Kabinetsſekretären in Regierungsgeſchäften gearbeitet, ſodann Chokolade zu ſich genommen und beabſichtigte nun, zur Erholung, ſtatt des ſonſtigen Spazierrittes, eine Promenade in cognito, nach dem von ſeiner glorreichen Mutter erbauten Luſtſchloſſe Schönbrunn zu machen.

Den Mantelkragen über das halbe Geſicht hinaufgeſchlagen, ſchritt er von dem inneren Burgthor, auf dem ſchiefen Wege dahin, der zu dem Thore unter den Baſtionen, das »finſtere Thor« genannt, führte.

Außer das Thor gelangt, ging er über die hölzerne Brücke, die über den Stadtgraben gelegt war, und durchſchritt darauf das dritte Thor unter dem Stadtwalle, allwo ſich ein Mauthſchranke und ein Wachtpoſten befanden.

Jetzt war er auf jenen kleinen freien Platz gekommen, von welchem die Fahr- und Gehwege im Halbkreiſe nach dem noch baumloſen Glacis ausmündeten, und wo zahlreiche Hökerinnen ihre Stände aufgeſchlagen hatten und daſelbſt Obſt, Brot, Würſte, vorzugsweiſe aber Häringe zum Verkaufe bothen.

Sie trugen ſchnabelartige Strohhüte, die der immer rege Volkswitz nach dem Verkaufsartikel ihrer Beſitzerinnen »Häringsköpfe« nannte, welche Benennung ſich für dieſe Gattung Hüte bis auf unſere Zeit erhielt.

Er hatte den Raum dieſes Platzes noch nicht völlig durchgemeſſen, als ein paar junge ſchlanke Dämchen auf ihren hohen Stöckelſchuhen an ihm vorübertrippelten.

Sie waren nach der neueſten Pariſer Mode mit Buffanten, den würdigen Aelterſchweſtern der liebenswürdigen Crinoline, und mit ſchwarzen Saloppen bekleidet, und trugen mit Federn und Schmucknadeln gezierte Hüte, aus denen zwei allerliebſte roſichte Geſichtchen hervorlachten.

Es war echtes Wiener Vollblut von Anno 1766, von dem Wekhelin in ſeinen Denkwürdigkeiten Wiens ſagt:

»Sie beſitzen das Gefühl einer Neapolitanerin, den Buhlgeiſt einer Franzöſin und das Herz einer Deutſchin.«

Mit Wohlgefallen betrachtete Joſef die friſchen und munteren Mädchengeſtalten, die große Mühe hatten ihre bauſchichten Kleider vor den Ungezogenheiten des Boreas zu ſchützen, deſſen freche Liebkoſungen ihre jugendlichen Formen deutlicher, als die mädchenhafte Züchtigkeit es geſtatten wollte, in maleriſchen Wellenlinien erſichtlich werden ließen.

Sein Auge hatte aber noch nicht lange auf dieſem Schauſpiele ex improvisio gehaftet, als ein plötzlicher Jammerſchrei ſeine Aufmerkſamkeit von den lieblichen Wienerinnen ablenkte.

Sein ſuchender Blick fand allſogleich den Gegenſtand, welcher dieſes Geſchrei hervorgebracht hatte. Es war ein kleines kaum noch den Kinderſchuhen entwachſenes Mädchen, welches ein Körbchen im Arme hatte und heftig weinte, während es den Leuten, welche es umſtanden, ſein Leid zu klagen ſchien, und Andere nach der Brücke eilten, und in den Stadtgraben hinunterſchauten.

In einer Weile verließen auch die Umſtehenden das Mädchen und geſellten ſich zu Jenen auf der Brücke, oder gingen wieder ihrer Wege weiter.

Dieſen Moment benützte Joſef, trat raſch zu der Weinenden und fragte: »Was iſt Dir begegnet mein Kind?«

»Ach«, jammerte das Mädchen, während ihm heiße Thränen über die Wangen rollten, »ich hatte in dieſem Körbchen Bänder zum Verkaufe, und dieſe entriß mir ein Burſche und ſprang damit in den Stadtgraben.«

»Der Vater und die Mutter«, fuhr es unter erneutem Schluchzen fort, »warten daheim auf den Erlös, und nun komme ich mit leeren Händen und noch dazu ohne Bänder nach Hauſe. O, ich Unglückliche, wie wird es mir ergehen!«

Joſef ſah, daß hier keine Zeit zum Ueberlegen ſei, ohne die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden auf ſich zu ziehen, er griff daher haſtig in die Taſche, drückte der Troſtloſen einen Souverain, welcher ihr hinlänglich das Geraubte erſetzte, in die Hand und entfernte ſich ſodann haſtig wieder.

»Ein verwogener Kerl«, ſagte einer der Vorüberſchreitenden.

»Er iſt glücklich ſchapirt«, replizirte ein Zweiter.

»Das kommt von dem Zeitgeiſt«, ergänzte der Erſtere, und Beide gingen ohne der Beraubten, gleich den Uebrigen, weiter zu achten, ihrem Geſchäfte nach.

Nicht ohne einigen Unmuth über dieſe Begebenheit, welche ihm die oft gemachte Erfahrung auf's Neue kund gab, daß man keinen Fuß über die Schwelle ſetzen könne, ohne einer Ungerechtigkeit zu begegnen, verfolgte er den Fußpfad, welcher nach den kaiſerlichen Marſtällen, über das Glacis führte, das dazumal eine öde, nur von Lachen und Sandhügeln untermengte Fläche war, ungefähr wie jetzt der Raum zwiſchen der Joſefſtadt und dem Franzenthor.

In die Nähe der Marktſäule der Schottner Grundherrſchaft gekommen, der Stelle, auf welcher jetzt die gußeiſerne Piramide ſteht, ſchritten zwei Herren, dem Aeußern nach dem Beamtenſtande angehörend, langſam an ihm vorüber, von welchen der Eine dem Andern aus einem Büchlein vorlas.

»Vortrefflich! Vortrefflich!« rief der Zuhörer aus.

»Hören nur der Herr Raitrath Quator weiter«, ſagte der Andere, und fuhr fort zu leſen: »Die Edlen des Volkes wünſchen, daß Kaiſer Joſef in Entſcheidungen nie zu voreilig ſein möge, weil leicht viele Familien dadurch unglücklich werden. Sie wünſchen, daß ſein raſtloſer Eifer, von allem Guten bald die Frucht zu ſehen, das Gute ſelbſt nicht oft in der Blüthe erſticke.«

»Wahr, ſehr wahr«, unterbrach den Vorleſer der Herr Raitrath. »Sein Eifer überſtürzt Alles. Immer wird das Kind mit dem Bade zugleich ausgegoſſen.«

Joſef, dem aus dem wenigen Gehörten in der Lektüre ſogleich die bei dem berüchtigten Buchdrucker Wucherer ſoeben erſchienene Brochüre: Warum Kaiſer Joſef von ſeinem Volke nicht geliebt wird, erkannte, lächelte mitleidig und ſchritt weiter.

Bald hatte er die Marſtälle und die Behauſung der Raiger und Falkenmeiſter, welche die k. k. Venerie genannt wurde, und die rechte Ecke der Laimgrube von der Stadt aus bildete, hinter ſich, als ihn plötzlich Kettengeklirre aus den Gedanken ſchreckte, in die er ſich in Folge des Geſpräches der beiden Dikaſterianten verſenkt hatte.

Es waren die Zuchthausſträflinge, welche von Rumorknechten überwacht, ſo eben die Fahrſtraße ſäuberten.

Sie trugen röthlich-braune Hüte, und waren mit Zwilchjacken und Hoſen von gleichem Stoffe gekleidet, und Zwei und Zwei mit ſogenannten Springeiſen aneinander gekettet, ſo daß der Eine ſich mit dem rechten Fuß und der Andere mit dem linken an der Kette befeſtigt befand.

Hier dürfte eine kleine Anekdote nicht unerwähnt bleiben, welche auf die Kopfbedeckung dieſer Sträflinge Bezug hat, und meines Wiſſens nur wenig verbreitet iſt.

Es hatte kurz vor dieſer Zeitepoche ein Hutmacher in Wien eine neue Art Männerhüte von rothbrauner Farbe und ſpitzzulaufender Form verfertigt, welche einigen Anwerth fanden, aber das Unglück hatten, dem Kaiſer total zu mißfallen.

Um die Verbreitung dieſes ihm ſo unliebſamen Modeartikels zu verhindern, ließ er daher bei dem Erfinder ebenſo viele Hüte von dieſer Gattung anfertigen, als ſich Züchtlinge in der Strafanſtalt befanden, und ſiehe da, eines ſchönen Morgens paradirten alle dieſe mit den rothbraunen ſpitzen Hüten bei ihrer Straßenarbeit.

Die natürliche Folge dieſes Ergebniſſes war, daß Niemand mehr einen Hut, der ſolche Profanirung erlitten, tragen mochte.

Einen flüchtigen Blick auf die Unglücklichen werfend, welche nicht wenig dazu beitrugen, die ſtaubigen Elemente der Luft vermehren zu helfen, gewahrte er einen ſilberhaarigen Greis, deſſen harmvolle aber gutmüthige Geſichtszüge einen augenfälligen Gegenſatz zu den verwilderten und heimtückiſchen Phyſiognomien der Uebrigen bildeten.

Dadurch neugierig geworden, Näheres über ihn zu erfahren, trat er daher zu ihm, und fragte: »Warum arbeiteſt Du hier in Eiſen?«

»Weil ich einen Todtſchlag begangen habe.«

»Einen Todtſchlag?! Unglücklicher und weshalb begingſt Du ihn?«

»Weil er mir in den Krautgarten ging und mein Kraut fraß.«

»Wer?« fragte Joſef verwundert, da er ſich die Antwort nicht zu deuten wußte.

»Nun, der Haſe, den ich todtgeſchlagen habe.«

»Wie? der Haſe? — und eines getödteten Haſens wegen arbeiteſt Du in Eiſen?«

»Wie ich ſagte.«

»Das iſt nicht möglich«, verſetzte Joſef. »Du mußt ſonſt noch ein Verbrechen begangen haben.«

»Ich habe ſonſt nichts verbrochen, ſo wahr mir der Herrgott in meiner baldigen Sterbeſtunde beiſtehen möge«, betheuerte der Greis.

»So nenne Deinen Vorgeſetzten, ich will für Deine Entlaſſung ein Anſuchen an ihn ſtellen.«

»O, nicht doch, gnädiger Herr, thun der Herr doch dieſes nicht, es würde nur ſchlimme Folgen für mich haben.«

»Schon einmal legte ein mitleidiger Herr bei dem geſtrengen Herrn Johanſen eine Fürbitte für mich ein, wofür mir derſelbe, da er dachte, daß ich den Fürbitter dazu angeſtiftet hätte, fünfzig Karbatſchſtreiche aufzählen ließ.«

»Unerhört«, ſagte Joſef, »indem ſich ſeine Oberlippe nach aufwärts zog, ſo daß die Zähne ſichtbar wurden; eine Gewohnheit, die ſtets ſeine innere Aufregung verrieth. »Und wer iſt dieſer geſtrenge Herr Johanſen, deſſen Du erwähnteſt?«

»Er iſt Hofmaier auf den Graf Wildberg'ſchen Herrſchaften.«

Kaiſer Joſef notirte flüchtig einige Worte in ſeine Schreibtafel, ſchob dieſe in die Bruſttaſche und ſagte: »Tröſte Dich Alter, wenn es ſich wirklich ſo verhält, wie Du ſagteſt, ſo . . . .«

Da näherte ſich der Rumormeiſter mit gerunzelter Stirn dem Greiſe, denn es war den Sträflingen ſtrenge verboten mit Jemand zu ſprechen.

Joſef brach daher ſchnell ab, um ihm keine Rüge zuzuziehen, und entfernte ſich.

Der Greis aber blickte dem Dahineilenden kopfſchüttelnd nach und ſagte zu ſich, indem er ſeinen Beſen wieder langſam in Bewegung ſetzte. »Wenn er ſich wirklich für mich verwendet, ſo fürchte ich, daß ich zu meinen fünfzig Karbatſchſtreichen noch fünfzig neue dazu bekomme.«

Es dürfte hier bemerkt werden, daß ſchon am nächſten Tage der Kaiſer ſich um den Verhalt der Sache erkundigen ließ, und als ſich die Ausſage des Greiſes beſtätigte, den Befehl ertheilte, dem Hofmaier fünfzig Prügel zurückzuzahlen, und ihn an die Stelle des Alten in Eiſen zu legen.

Noch hatte Joſef aber nicht die Reihen der Gaſſenfeger gänzlich paſſirt, als Einer derſelben ihn trotz ſeines Incognito's erkannt hatte.

Es war ein Burſche mit einer ausgeprägten Verbrecherphyſiognomie, dem man es anſah, daß die Prügelbank und die Ochſenſenne, womit die Verbrecher im Rumorhauſe im tiefen Graben gezüchtigt zu werden pflegten, zu ſeinen vertrauteſten Bekanntſchaften gehörten.

Mit jener rohen Gehäſſigkeit, mit welcher das Gemeine alles Beſſere und Höhere ohne Unterſchied mit ſeinem Hohne zu begeifern ſucht, ſtellte auch er ſich ſogleich mit fletſchendem Geſichte, und in der aufrechten Haltung eines Soldaten vor dem Vorüberſchreitenden hin, indem er mit dem zerſpellten Kehrbeſen wie mit einem Gewehre präſentirte.

Joſef warf einen vernichtenden Blick auf den Elenden und eilte, den Mantel dichter um ſich ſchlagend, weiter.

Die Folge dieſer Begebenheit aber war, daß die Säuberung der Straße durch Sträflinge aufgehoben und fortan von dem ſtädtiſchen Unterkammeramte, durch gemiethete Taglöhner, beſorgt wurde.

Schon hatte Joſef das Kloſter der unbeſchuhten Karmeliter hinter ſich, als er einem jungen hübſchen Mädchen in bürgerlicher Tracht, die Schürze am Rücken geneſtelt, begegnete, das ein Päckchen unter dem Arme trug, in deſſen Geſicht ſich aber ein tiefer Kummer abſpiegelte.

»Begegne ich heute lauter Unglückskindern«, murmelte er in den Mantel hinein, und näherte ſich raſch der Dahinſchreitenden.

»Sie, Jungfer!« redete er das Mädchen an.

»Was ſteht zu Dienſten?« fragte die Angeſprochene.

»Kann mir die Jungfer nicht ſagen, wo die Chaoſiſche Stiftung ſich befindet?«

»Die iſt jenſeits der Straße neben dem rothen Krebs, in dem Hauſe mit den gewölbten vorſpringenden Fenſtergittern.«

»Ich danke«, verſetzte Joſef. »Iſt die Jungfer hier zu Hauſe?«

»Ja wohl, ich wohne in einem der letzteren Häuſer, nahe am Linienwalle.«

»Die Jungfer trägt wohl eine Handarbeit in die Stadt.«

»Leider iſt das nicht der Fall«, erwiderte das Mädchen.

»Nicht? Nun, was hat ſie dann in dem Päckchen?«

»Es iſt Leinenwäſche, die ich zum Verkaufe bringen ſoll.«

»Hofft Sie dieſelbe gut an Mann zu bringen?«

»Ich weiß nicht, was ich bekommen werde, doch hoffe ich, daß es hinreichen wird, um unſere Umſtände auf einige Tage zu erleichtern.«

»Befindet Sie ſich in ſolch' einer bedrängten Lage?«

»Ach leider! Die Mutter iſt immer kränklich, und ich allein bin nicht im Stande das Nothdürftige für die Geſchwiſter herbeizuſchaffen, ſeit der Vater geſtorben iſt.«

»Wer war Ihr Vater?«

»Er hatte eine Bedienſtung beim Holzſetzamte.«

»Da hat wohl Ihre Mutter eine kleine Penſion?«

»Leider nicht.«

»Warum? hat Ihr Vater ſich etwas zu Schulden kommen laſſen?«

»Mein Vater war ein ſehr rechtlicher Mann, jedoch hatte er nicht die volle Dienſtzeit erreicht, um penſionsfähig zu ſein, und meine arme Mutter mußte ſich mit einer geringen Abfertigung begnügen.«

»Da hätte Sie dem Kaiſer ein Gnadengeſuch überreichen ſollen. Wußte Sie den Niemand, der ſich Ihrer in dieſer Sache hätte annehmen können?«

»Wohl lebt noch ein Bruder des Vaters in Wien, aber der iſt Ziegelſchaffer und kümmert ſich nicht um uns, auch glaube ich«, fuhr das Mädchen fort, »daß ein Geſuch an den Kaiſer wenig genützt haben würde. Man ſagte mir, daß der Kaiſer lieber nimmt als gibt.«

»Da hat man Sie unrecht berichtet. Der Kaiſer nimmt nur Jenen, die es nicht bedürfen, und gibt Denen, die es verdienen. Glaube Sie mir das und verfaſſe Sie eine Bittſchrift, und bring' Sie mir dieſelbe morgen um 10 Uhr in die Burg.«

»In die Burg?« fragte das Mädchen zaghaft.

»Ja, geh' Sie nur in den Kontrollorgang und warte Sie dort auf mich. Ich ſchmeichle mir, etwas bei dem Kaiſer zu gelten und glaube, daß meine Fürſprache für Sie nicht vergeblich ſein wird. Laſſe Sie das Linnenzeug indeſſen aber unverkauft, und, damit Sie und Ihre Mutter dadurch nicht in Verlegenheit gerathen, ſtrecke ich Ihr indeſſen ſechs Dukaten vor.

»Ich — weiß — nicht . . . .« ſtotterte das Mädchen mit hochglühenden Wangen.

»Fürchte Sie nicht, daß ich eine Nebenabſicht habe, oder Ihr vielleicht das Geld ſchenken will. Wenn unſer Anliegen, wie ich hoffe, reuſirt, ſo zahle mir die Jungfer das Darlehen wieder zurück.«

»Aber — wie ſoll ich —«

»Nehme Sie, nehm' Sie, ich kann mich jetzt nicht länger aufhalten.« Mit dieſen Worten drückte er ihr die Goldſtücke in die Hand, und entfernte ſich.

»Wie ſoll ich dem Herrn danken!« ſchluchzte das Mädchen in höchſter Aufgeregtheit.

»Alſo morgen um 10 Uhr!« rief Joſef zurück, das Mädchen ſeiner freudigen Beſtürzung überlaſſend. Die Löſung dieſer Begebenheit kann dem Leſer nach dem bereits Vorgefallenen und dem Charakter des Kaiſers nicht zweifelhaft ſein, und iſt in den meiſten Biografien Joſefs aufgezeichnet.

Joſef ſetzte hierauf ſeine Morgenwanderung fort, und warf zuweilen hier und dort einen Blick nach den Kaufläden, welche freilich nicht mit dem Luxus der Gegenwart ausgeſtattet waren, denn die meiſten Verkäufer hatten nur einfache an die Wand gehängte Tuchſtücke, in welchen das Schildzeichen aufgenäht war, oder kleine piramidenartige Käſtchen, durch welche ſie ihre Artikel mehr andeuteten als zur Schau legten.

Er war aber noch nicht lange an den Kaufläden dahingeſchlendert, als zwei Hofjäger, die Büchſe über die Achſel gehängt, Vorſtehhunde an der Koppel, von der Mariahilfer Linie kommend, ihm begegneten. Als er ihrer anſichtig wurde, zog er ſogleich den Mantel höher in's Geſicht, was aber nicht verhindern konnte, daß dem Einen derſelben ſeine Geſtalt auffiel, und derſelbe plötzlich ſtehen blieb, und ihn mit unverwandten Blicken verfolgte.

Auf dem Punkte, ſein Incognito abermals verrathen zu ſehen, that Joſef, als würde er es nicht gewahr, ſuchte ſich aber möglichſt ſeinem Beobachter zu entziehen, wobei ihn der Umſtand begünſtigte, daß der Wind plötzlich den Staub zu einer Säule aufwirbelte, die der Sahara Ehre gemacht hätte, und ihn förmlich wie mit einem Mantel umhüllte, was auch endlich den Jäger bewog, dem Zurufe ſeines Kameraden zu folgen, und ſeinen Weg nach der Burg fortzuſetzen; jedoch ließ ſein Kopfſchütteln es deutlich erkennen, daß der Fremde im grauen Mantel in ihm einen geheimen Verdacht erregt haben mußte.

Mittlerweile war Joſef, welcher indeſſen immer mit gleichmäßigen aber ziemlich raſchen Schritten ſeinen Weg verfolgt hatte, zu der Mauereinfriedung gekommen, die hier die Kirche der Pauliner, nach dem Gnadenbilde: »Mariahilf« benannt, umgab und von der Straße trennte.

Der Kaiſer, welchem, trotz der Reformen die er in Kirchenſachen einführte, der religiöſe Sinn nicht mangelte, der von jeher das öſterreichiſche Erzhaus kennzeichnete, hatte an dieſem Tage noch keiner Meſſe beigewohnt, und richtete daher ſeine Schritte nach der Kirche, in welcher ſoeben die heilige Handlung verrichtet wurde, aber auch dieſer Beſuch ſollte nicht ohne Hinderniſſe vor ſich gehen.

Nachdem er in das Portal getreten, das ſich in der Mitte der Mauer befand, ohne die Heiligen zu beiden Seiten desſelben oder den St. Franziskus von Paula mit dem Jesuskinde über der Bogenwölbung einer beſonderen Aufmerkſamkeit zu würdigen, gelangte er in den mit Steinen gepflaſterten Hofraum des Kloſters, dem ehemaligen Friedhof der Barnabiten, und ſodann zu der eigentlichen Kirchenpforte, welche, weit offen ſtehend, den Einblick in das Schiff gewährte.

An der Kirchenpforte aber kauerte ein Rudel häßlicher, verſchrumpfter Weibergeſtalten, welche bedruckte Oktavblättchen oder rieſige Roſenkränze in den Händen hielten, und gedankenlos und mitunter ſchwatzend, ihre Gebete herunterplapperten, während ſie jeden Eintretenden muſterten, ob nicht von ihm ein Accitenzchen oder Sportelchen für ſie entfallen könne.

Als Joſef ſich der Pforte näherte, erhoben alle dieſe Kircheneulen ein fürchterliches Gekreiſche, aus welchem ungefähr die Worte zu entnehmen waren: »Ein Gebet von der Mariaſeelenhilf-Bruderſchaft!« — »Ein nagelneues Lied von der Angſt Jeſu!« — »Einen rechten und wahrhaftigen Tobiasſegen für Feuer und Waſſernoth!« — »Einen ſchönen Fraisbrief, den wir g'rad kriegt hab'n!«

Alle dieſe Ausrufungen aber wurden von dem Gezetter eines branntweinbeduſelten weiblichen Scheuſales überſtimmt, welches ihm die vermagerte Knochenhand unter die Naſe hielt, und rief: »Um's Blut Chriſti Willen, ſchenk' mir der Herr ein Almoſen, will fleißig für'n Herrn ſeine arme Seel' im Fegfeuer beten.«

»Bete für deine eigene!« fuhr Joſef unwirſch heraus, und ſchritt vorüber, nicht aber ohne von dem Gebelfer und den Schmähungen der Unverſchämten bis in das Innere der heiligen Stätte begleitet zu werden.

Die Kirche, von deren Beliebtheit die vielen ex voto in Silber und Wachs zeigten, mit denen man den Hochaltar überladen hatte, und welche die Seitenwände ſchmückten, war um dieſe Stunde weniger beſucht als zu anderen Tageszeiten, und Joſef, der in einem der hinterſten leerſtehenden Betſtühle Platz genommen hatte, konnte daher deſto ungeſtörter ſeine Gedanken zu dem Könige aller Könige erheben.

Er mochte dieſen aber noch nicht lange nachgehangen haben, als er auch ſchon wieder aus ihnen von einem Eintretenden geſtört wurde.

Es war ein chevalereskes junges Herrchen, mit dem überaus nichtsſagenden Geſichte eines modiſtiſchen Haubenkopfes, hochaufgepluſtert und friſirt.

Es trug einen goldgeſtickten Seidenrock, eine ſcharlachrothe Bordenweſte und Spitzenmancheten, hatte doppelte Uhrgehänge einhängen, und einen Galanteriedegen an der Seite und Ringe an allen Fingern.

Den zierlichen Chapeaupas auf den Rücken haltend, promenirte der Wiener Lion im Roccocoſtile bis zu dem letzten Altare: Zu den ſieben Zufluchten, indem er mittelſt ſeiner Lorgnette alle Anweſenden des weiblichen Geſchlechtes, wie auf einer Promenade, die Revue paſſiren ließ. Als er jedoch den Gegenſtand, den er zu ſuchen ſchien, nicht unter denſelben gefunden hatte, kehrte er wieder um, und ließ ſich mit der Non-galance eines Kavaliers in dem Kirchenſtuhle neben Joſef nieder, welcher dadurch gezwungen wurde, weiter in die Bank hinein zu rücken, jedoch keine weitere Notiz von ſeinem Nachbar nahm.

Unter dem Verlaufe der Meſſe erklang die Schelle des Klingelbeutels, mit ihrem ſchüchternen leiſen Tone, welcher andeutete, daß der Meßner nahe, um von den Andächtigen die Wohlthätigkeitsſpenden für die Armen in Empfang zu nehmen.

Joſef legte abſichtslos einen Siebenzehner auf das Pult des Bettſtuhles vor ſich hin.

Das Herrchen blickte mit geringſchätzender Verächtlichkeit auf die beſcheidene Gabe des Nachbars und legte, nicht ohne durch ein Geräuſch denſelben darauf aufmerkſam zu machen, einen Dukaten vor ſich auf das Bethpult.

Joſef gewahrte dieß und beſchloß ſogleich, dem jugendlichen Thoren eine wohlverdiente Lektion zu ertheilen.

Er legte daher ebenfalls mit der gleichgiltigſten Miene von der Welt einen Dukaten zu dem Siebenzehner.

Dadurch herausgefordert, ſäumte das Herrchen nicht, und legte noch einen zweiten Dukaten zu dem erſten.

Joſef folgte ſeinem Beiſpiele, und ſo legte Jeder von den

Beiden einen Dukaten nach dem andern auf das Pult, zur Beluſtigung Joſefs, bis die Summe auf ſechs Dukaten angewachſen war, als der glattköpfige Kirchendiener in ſeiner rothen Kapuze mit dem Sammlungsbeutel auch zu ihrem Stuhle kam.

Das Herrchen, als der Erſte an der Reihe, verſenkte allſogleich mit der ſtolzen Nobleſſe der Großthuerei ſeine ſechs Dukaten in den Sammelſäckel.

Joſef hingegen ließ den Siebenzehner, den er gleich Anfangs für dieſen Zweck beſtimmt hatte, in denſelben gleiten, und ſteckte die fünf Dukaten wieder gelaſſen in die Taſche.

Daß das junge Herrchen darüber auf das Aeußerſte verplüfft wurde, und mit dem demüthigen Aerger, ſich ſelbſt zum Beſten gehalten zu haben, ſich aus der Kirche fort ſtahl, kann ſich der geneigte Leſer vorſtellen.

Es iſt dieß eine alte Anekdote, welche ſchon oft erzählt und wieder erzählt wurde, die ich aber nicht weglaſſen konnte, da ſie dem jungen Monarchen unter den gegebenen Umſtänden wirklich begegnete.

Als die Meſſe beendet war, verließ Joſef, in ſeinen Mantel gehüllt, ebenſo unerkannt, als er gekommen war, die Kirche wieder und verfolgte ſeinen Weg zur Mariahilferlinie.

Gleich ober der Kirche gelangte er an das Gaſt- und Einkehrhaus zum goldenen Schiff, wodurch die Straße ihren früheren Namen: „Im Schöff“ erhielt, und welches ſchon von weitem durch einen über dem Vordache befindlichen, weit hinausragenden Gaſthaus-Zeiger, erkennbar wurde, der mit ſeinen Verſchlingungen, Windungen und Arabesken als ein Meiſterwerk der Schloſſerarbeit gelten konnte, und ein goldenes Schiff mit vollen Segeln darſtellte, wie dies noch heute in dem Gerichtsſiegel der Vorſtadt Mariahilf zu ſehen iſt.

Dieſes Gaſthaus war die Herberge der Schiffleute aus Schwaben und Baiern.

Gerade jetzt hielt ein ſogenannter Steurerwagen mit neuen

Ankömmlingen aus den benannten Gegenden vor dem Hausthore der Herberge.

Rüſtig ſprangen dieſe von den luftigen Sitzen herab, und entluden das Wägelchen von ihren zuſammengerollten Schiffsthauen und unfehlbarem Bierfaße, welches ſie von Regensburg mit herab gebracht hatten.

Mit jener heitergehäbigen Stimmung, mit welcher man das Genrebild eines Tenniers oder Oſtade betrachtet, ſah Kaiſer Joſef dem regen Schalten und Treiben der Schiffleute zu, welche ihren Urgroßvätern getreu, immer dasſelbe Einlager beſuchten, wenn ſie auf der Donau nach Wien gelangten.

Nachdem die Oberländer mit flinker Hand ihre Arbeit verrichtet hatten, und in die altbekannte Gemeinſtube traten, in welcher ihnen ebenfalls ein aus Holz geſchnitztes und mit bunten Bändern verziertes Segelſchiff, als Herbergszeichen von der Decke entgegenwinkte, verließ auch Joſef ſeinen Standplatz und ſetzte ſeinen Fuß wieder weiter.

In kurzer Zeit kam er zu dem Pallaſte und Garten des Staats- und Conferenzminiſters, Fürſten von Kaunitz, der ſeinen Monarchen wohl nicht in ſolcher Nähe ahnen mochte, ſchritt ſodann am Röhrenbrunnen vorüber, an dem die Mägde, unter Plaudern und Lachen, ihre Krüge füllten, und wanderte darauf zwiſchen den meiſt niederen Häuſern und Gartenplanken, welche hier die Straße beſäumten, der Mariahilferlinie zu.

Auf dieſer Wanderung machte einen ſichtlich angenehmen Eindruck, ein auf der anderen Straßenſeite gelegenes Haus auf ihn, aus welchem ſoeben ein paar langbebartete Männer, in ſeltſamer Kleidertracht, mit rothen Mützen und gelben Pantoffeln heraustraten, und von dem Straßenpublikum mit Verwunderung angegafft wurden.

Es war ein ziemlich weitläufiges, aber wenig augenfälliges Gebäude, mit einem eiſernen, von vergoldetem Laubwerk umrankten Aushängeſchild, auf welchem man einen Kopf mit einem Turban erblickte.

Dieſes Haus gehörte zu jener Zeit einem Edlen von Eiſenberg, welcher in demſelben eine orientaliſche Metallwaarenfabrik errichtet hatte, und bedeutenden Handel nach der Levante betrieb.

Veranlaſſung genug, daß dem raſchen und raſtlos thätigen Monarchen, deſſen Lieblingsgedanke die Regulirung der Schifffahrt auf der Donau war, welche die große Pulsader der Monarchie werden ſollte, und der in dieſer Beziehung bereits einen Handelstraktat mit der Türkei abgeſchloſſen hatte, bei dem Anblicke dieſes Gebäudes allerlei Ideen zur Hebung der inländiſchen Induſtrie, von der er jeden Zweig im Auge hielt, das Gehirn durchkreuzen mußten.

Endlich war er bei der Mariahilferlinie, vom Munde des Volkes gewöhnlich Schönbrunnerlinie genannt, angekommen.

Hier aber ſchien etwas Beſonderes vorgefallen zu ſein, denn eine ziemliche Maſſe von Menſchen drängte ſich um einen beladenen Holzwagen.

Er befragte Einen der Näherſtehenden um die Urſache des Zuſammenlaufes.

Der Angeſprochene, ſeinen berußten Händen nach, ein Eiſenarbeiter, antwortete: »Der Tabakbereiter verlangt, daß ein Holzbauer ſeine Fracht ablade, und gibt vor, daß er mit demſelben Tabak in die Stadt ſchwärzen wolle.«

»Es iſt widerſinnig«, ſagte ein Zweiter, in welchem die über die fleiſchichten Arme aufgewundenen Hemdärmel und das angehängte Schlachtmeſſer den Metzger erkennen ließen. »Er kommt ja geraden Weges von Mauerbach hereingefahren, wie ſoll er da einen Tabak einſchmugeln wollen.«

»Hätte ihm der dumme Kerl gleich Etwas in die Hand gedrückt,« verſetzte ein Reifrockſchneider, »ſo könnte er ungehindert paſſiren.«

»Es iſt nicht das Erſtemal, daß er es ſo macht,« ſprach ein Anderer.

Joſef's Auge funkelte.

»Ördög!« rief ein ungariſcher Ziſmenmacher, »hätt ich Tabakbereiter in Fargos falva!«

»Kann's bei uns anders ſein«, näſelte ein langer hagerer Mann, mit einem breiten Hute, und einem Rock, der ihm um die Fußknöcheln ſchlenkerte. »Wer wundert ſich, wenn Einer Uebergriffe macht, und ſich Willkührlichkeiten zu Schulden kommen läßt? Hat er nicht glänzende Exempel an unſerem eigenen gegenwärtigen Regiment?«

In dieſem Momente unterbrach die rauhe und polternde Stimme des Zoll- und Tabakbereiters die Sprechenden.

»Es nützt nichts«, ſagte er. »Herunter mit dem Holz!«

»Aber Herr Tabakreiter«, begütigte der Bauer, »bedenke doch der Herr den Zeitverluſt, den ich dadurch erleide. Wenn ich das ganze Holz jetzt abladen ſoll, ſo komm' ich ja viel zu ſpät auf den Wochenmarkt vor'm Kärnthnerthor, um mein Holz noch feilbieten zu können.«

»Das geht mich alles nichts an. Mache mit deinem Holz was du willſt. Jetzt aber muß es herunter.«

»Ich ſchwöre dem Herrn Tabakreiter einen Eid, daß ich kein Blatt Tabak auf dem Holzwagen habe. Begleite mich der Herr Tabakreiter in die Stadt, und er wird ſich überzeugen, daß ich die Wahrheit geſagt habe, wenn ich dort das Holz vor dem Hauſe des Käufers ablade.«

»Das will ich gleich thun. Alſo keine Flauſen weiter, herab mit den Scheitern!«

»Haben der Herr Tabakreiter doch Erbarmniß!« jammerte der Bauer und fiel, die Hände faltend, vor dem Tabakbereiter auf die Kniee.

»Laß' der Herr Tabakbereiter doch den armen Tenfel weiter fahren!« nah'm der Metzger das Wort.

»Ja, laß' ihn der Herr paſſiren!« ſprachen Mehrere.

»Hier hat ſich Niemand einzumengen«, protzte ſie der Tabakbereiter an. »Was ich gebiethe, muß geſchehen, und damit Holla! Herab mit dem Holze!«

Auf dieſes trat der Kaiſer in das niedere Bogenthor des Mauthgebäudes und fragte nach dem Kommandanten der Wachmannſchaft.

Allſogleich trat der Offizier, welcher die Inſpection hatte, aus der Wachtſtube.

»Was wünſcht der Herr?«

»Ein paar Worte unter vier Augen«, ſagte Joſef, und ging ihm voran, in den Gang hinein.

Der Offizier folgte ihm.

Nach einigen Schritten blieb Joſef ſtehen, und ſchlug den Mantel auseinander, unter welchem er die grüne Chevaulegeruniform anhatte, auf deren linker Seite der Stern des Maria-Thereſien-Ordens erſichtlich war.

»Euere Majeſtät,« ſagte der Offizier erſchrocken.

»Still! Ich will unerkannt ſein. Nehme er einige Mann und laſſe er ſogleich das Holz da draußen abladen. Findet ſich, daß der Bauer ein Lügner iſt, ſo laßt ihm eine Tracht Stockſtreiche aufmeſſen. Hat er aber die Wahrheit geſagt, ſo ſoll der Zollaufſeher eigenhändig das Holz wieder aufladen, und ſodann die benannten Stockſtreiche empfangen.«

»Zu Befehl, Maje . . .«

»St!« flüſterte Joſef, den Finger auf den Mund legend, und verließ darauf das Mauthhaus, den Weg nach dem ſchwarz und gelb angeſtrichenen Liniengattern, der auf die Heerſtraße führte, einſchlagend, während der Offizier den Befehl des Kaiſers in Vollzug brachte.

Noch war er aber nicht allzuweit gekommen, als ihm das Beifallklatſchen und Bravorufen der Menge, welche bei dem Wagen zurückgeblieben war, die Schuldloſigkeit des Bauers und den Beginn des Strafverfahrens gegen den eigennützigen Zollmann kund gaben.

Nun dehnte ſich vor ihm die fruchtbare Fläche der Schmelz nebſt all den anderen von Dorfſchaften und einzelnen Häuſern beſäumten Wieſengründen und Kornfeldern aus, durch die ſich die Straße nach Schönbrunn dahinwand, die noch in der fernſten Ferne durch aufſteigenden Staub ſichtbar wurde.

Zur Linken dieſes Weges ſtand eine ganze Wagenburg einſpänniger Karren aufgeſtellt, mittelſt welchen die gemeinere Volksklaſſe gemeiniglich nach dem benannten Luſtſchloſſe oder nach Hietzing zu fahren pflegte, für welche Fahrt die Perſon 3 Kreuzer zu entrichten hatte.

Es waren dieß aus Rohr geflochtene Korbwagen, zumeiſt mit Sitzbrettern für ein Dutzend Perſonen, über welchen eine von vier oder ſechs Stangen getragene Dachung ſich befand, von der zu beiden Seiten leinene Plachen niederhingen, welcher einfachen Conſtruction wegen, dieſe Fuhrwerke der Wiener Volkswitz mit dem Spottnamen: »Zwölfgläſerwagen« oder »Linienſchiff« bezeichnete.

Die Beſitzer dieſer Wagen wurden »Zeiſelbauern« und die Wagen gewöhnlich »Zeiſel« benannt.

Jeder der Letzteren hatte ein Blechtäfelchen von weißer Farbe, auf welchem die Buchſtaben L. Z. — »Linien-Zeiſel« — angebracht war, ein Zeichen, daß es den Beſitzern dieſer Fuhrwerke nicht geſtattet war, inner den Linien ihren Standplatz zu nehmen.

»Fahr'n wir nach Schönbrunn!« erſcholl es in allen Tonarten aus den Zeiſelbauerkehlen, als Joſef im Begriffe ſtand, an der Wagenburg vorüberzuſchreiten, als ihm plötzlich der humoriſtiſche Gedanke durch das Gehirn fuhr, auch einmal auf einem Zeiſel zu fahren, und er auch ſchon das nicht ganz leichte Experiment machte, ſich auf einen der leerſtehenden Karren zu ſchwingen.

Allſogleich knallte die Geiſel des fahrluſtigen Zeiſelkutſchers und das hagere Pferd an der Deichſelſtange ſetzte ſeine erlahmten Glieder in Bewegung.

Hatte Joſef je eine jämmerliche Fahrt gemacht, ſo war es unſtreitbar die gegenwärtige. Der Staub wirbelte durch das freie Gefährte, wie durch eine dem Zugwinde offene Hausthüre, und jeder Stein oder Knorren, der im Wege lag, erſchütterte den Flechtenkorb, daß er den Daraufſitzenden mit dem Sitzbrette hoch in die Luft ſchnellte.

Die dem Fuhrwerke begegnenden oder an demſelben vorübereilenden Herrſchaftskaroſſen und Privatchaiſen, in ſo ferne ſie Joſef durch die herumſchlotternden Blachen wahrnehmen konnte, ſchienen ſämmtlich von Wolken getragen zu werden, während die hochaufgepackten und mit acht bis zehn Pferden beſpannten Wagen der Großfuhrleute, oder jene der Köhler und Kalkbauern ſich wie vorweltliche Ungethüme, träg und langſam, durch den Nebel dahin bewegten, und einzelne Reiter, gleich Schemen, aus dem Gefolge Hakelberg's an demſelben vorüberflogen.

Während dieſer nebulanten Fahrt gelüſtete es Joſef, ſich mit dem bäuerlichen Roſſelenker, an dem man es nicht abnehmen konnte, ob ſein Haar vom Staub oder vom Alter grau geworden war, in ein Geſpräch einzulaſſen.

Er beugte ſich daher vor und rief: »He, Zeiſelkutſcher!«

Auf dieſes wendete derſelbe mit einem »Hanz«, was ſo viel ſagen will, als: Was will der Herr, das ſonnverbrannte und windgeröthete Geſicht nach ſeinem Paſſagiere, kehrte es aber allſogleich wieder nach ſeiner rippenſcheinichten Mähre.

»Weißt Du, woher Ihr den Namen Zeiſelbauer erhalten habt?« fragte Joſef.

»Freilich weiß ich's, der alte Hühnerſteigen-Franzel hat mir's ja oft genug erzählt.«

»Und was erzählte er Dir?«

»Die Wachauer Schiffleute«, ſagte er, »die auf der Donau nach Wien herabkommen, fahren gewöhnlich, ſo wie ſie's jetzt noch thun, zu Wagen wieder heim.«

»Weil es aber keine beſtimmten Fahrgelegenheiten gab, welche ſie hätten weiter bringen können, ſo führten ſie die Bauern von einer Poſtſtation zur andern.«

»Abſonders waren's die Bauern von Zeiſelmauer[1]), die ſich um die Fortbringung der Schiffleute annahmen. Ja, als ſie ihren Vortheil in dieſem Geſchäft erſahen, gaben ſie ihren Feldbau und ihre Gänſezucht auf, und verlegten ſich bloß auf das Linienfuhrwerk.«

»Von dieſen Zeiſelmauern erhielten darauf die damaligen Fuhrleute von unſerer Gattung, die Hauderer genannt wurden, den Namen Zeiſelbauern, und jetzt noch heißt die Straße über Tulln der: Zeiſelweg.«

»Das iſt ja eine förmliche Chronologie der Zeiſelbauern!«

»Was es iſt, weiß ich nicht, aber der Hühnerſteigen-Franzel hat es ſo erzählt. Manche ſagen freilich«, fuhr er fort, »daß der Name von einem Wiener Spaßvogel herrühre, der die Pferde der Linienkutſcher ihrer Schmächtigkeit wegen, ſpottweiſe Zeiſelchen betitelt habe, daß iſt aber bloß aufgebracht, um uns zu necken.«

Jetzt unterbrach luſtiger Poſthornſchall und Peitſchengeknalle das Geſpräch.

Es war die Poſt von Purkersdorf. Der Zeiſel wendete ſich mit möglichſter Haſt ſeitwärts, und im Hui war ſie wieder im Staubwirbel verſchwunden.

»Biſt Du ſchon lange Zeiſelbauer?« fragte Joſef, das Geſpräch auf's Neue anknüpfend.

»Es werden wohl zu Allerheiligen zehn ein halbes Jahr ſein«, erwiderte dieſer. »Früher war ich Stückknecht bei der Artillerie, dann war ich bei dem Stadtlohnkutſcher 147, auf dem Kohlmarkt, dann ....«

---

[1]) Zeiſelmauer, ein Pfarrdorf im V. O. W. W., zwiſchen Andrä und Mukendorf, eine Viertelſtunde von der Donau entfernt.

»Und fährſt Du oftmals des Tages dieſe Strecke?«

»Nachdem die Witterung iſt oder mein Fliegenſchimmel es aushält. Manchmal ſechs bis ſieben Mal, an Sonn- und Feiertagen, oder wenn die Wallfahrt nach Maria Hietzing iſt, aber oft das Doppelte.«

»Siehſt Du den Kaiſer zuweilen vorüberfahren?«

»Das will ich meinen, noch öfter aber reiten.«

»Kennſt Du ihn auch?«

»Wer kennt den nicht, an ſeinem grünen Rock und ſeinen rothen Kragen?«

»Was ſagen denn ſo die Leute von ihm?«

»Sie ſagen allerhand um einen Kreuzer. Einige ſagen: Er will nur's Beſte für uns.«

»Wirklich?!«

»Die Meiſten aber meinen, es ſei ein Glück, daß er nicht ganz freie Hand hat.«

»So?«

»Ja, denn er hat alles Zeug, ſagen ſie zu einem Tirann.«

»Teufel!«

»Ja, und er nehm' auf Nichts eine Rückſicht.«

»Sagen Sie?«

»Ja, und denkt auf ſonſt nichts, als auf lauter Re . . . . . . R . . . ., ich weiß nicht wie ſie das Ding nennen.«

»Reformen.«

»Richtig! Refor . . ., wie hat der Herr geſagt?«

»Reformen.«

»Ja, ja, Reformen, ſo heißen ſi's.«

»Und was hälſt Du von dem Kaiſer?«

»Ich? — Hä, hä, — was ich vom Kaiſer halte?«

»Nun ja, was hältſt Du von ihm?«

»Ich halte von ihm, was ich von meinem Fliegenſchimmel halte.«

»Was?!« rief über dieſen Vergleich nicht wenig ſtutzig, der Kaiſer.

»Ja, g'rade 's nämliche!«

»Und was hältſt Du von Deinem Fliegenſchimmel?«

»Daß, ſo viel's auch auf ihn ſchimpfen, die Leut' doch mit ihm vorwärts kommen.«

Joſef konnte ſich über dieſe unerwartete Schlußäußerung des eben ſo naiven als naturwüchſigen Zeiſelbauers eines wohlgefälligen Lächelns nicht erwehren, als derſelbe in die Kaſtanienallee hineinlenkte, welche von dem Luſtſchloſſe auf die Fahrſtraße führte.

Jetzt holperte das Gefährte über die ſteinerne Wienbrücke, an deren Enden die koloſſalen Löwen und Sfinxe paradiren, und in wenigen Minuten darauf hielt es vor dem hohen Gitterthore des Luſtſchloſſes.

Joſef, der alle Glieder gebrochen glaubte, dankte heimlich dem Himmel an Ort und Stelle zu ſein, und gebot dem Fuhrmann, durch das Thor in den Hofraum zu fahren.

»Das darf ich nicht«, ſagte dieſer; »das iſt verboten.«

»Ei, fahre nur zu, es wird Dir Niemand etwas anhaben.«

»Aber es iſt halt verboten«, wiederholte Jener.

»Thu', wie ich ſage, Du bekommſt ſchon dafür Dein Trinkgeld.«

»Aber wenn gerade der Kaiſer dazukäm'«, verſetzte der Zeiſelbauer.

»Der wird eben jetzt nicht kommen.«

»Nun, meinetwegen; wenn wir ein Malheur haben, ſo hat's der Musje zu verantworten.«

Nach dieſen Worten hieb er in den Karrengaul ein und das Fuhrwerk polterte in den ungeheuren Hof hinein, über welchen die Ruhe und das Schweigen eines Kloſters gebreitet lagen, welche nur durch das melancholiſche Plätſchern der Fontainen unterbrochen wurde.

Das ſchallende Gelärme lockte den Offizier der baireutiſchen Grenadiere aus dem Zimmer der Hauptwache, welche ſich in einem Seitentheile des Schloßgebäudes zur Rechten des Einfahrtsthores befand.

Voll Verwunderung blickte er auf den Ankommenden, erkannte aber ſogleich den Kaiſer, trotzdem daß dieſer ſo beſtäubt wie ein Müller war, und gab dem wacheſtehenden Poſten einen Wink, worauf dieſer ſogleich in das Gewehr rief.

Augenblicklich ſtand die Mannſchaft gereiht und präſentirte, während der Tambour die Trommel rührte und der Offizier mit dem Degen ſalutirte.

»Na, da haben wir's«, rief der Zeiſelbauer. »Jetzt führt der Teufel richtig den Kaiſer daher!«

In ein nicht mehr zu verhaltendes Lachen ausbrechend, ſchwang ſich aber Joſef von dem Fuhrwerke herab, bei welcher Gelegenheit ſich jedoch der Mantel auseinander faltete, und dem Zeiſelbauer die ihm ſo wohlbekannte grüne Uniform mit den rothen Umſchlägen ſeines Monarchen erblicken ließ.

Joſef drückte dem zu Stein gewordenen einen blanken Kremnitzer-Dukaten in die Hand und eilte, im Vorübergehen den Hut vor der Hofwache lüftend, in das Innere des Schloßgebäudes.

Mit offenem Munde ſtarrte der Zeiſelbauer auf die blinkende Goldmünze in ſeiner Hand, und ſodann auf den Dahineilenden, denn nun ward es ihm klar, was er ſich im Leben nicht hätte träumen laſſen, daß er den Kaiſer, den er nur ſeiner militäriſchen Aeußerlichkeit nach gekannt hatte, ſelbſt gefahren habe.

Bevor aber noch der Zeiſelbauer von ſeinem Erſtaunen wieder zu ſich gekommen war, hatte Joſef im Sturmſchritte die Enfilade der hallenden Prunkgemächer im Mitteltrakte des Luſtſchloſſes durcheilt, in denen ſich nur die wenigen Zimmerlakaien du jour befanden, welche ihm ehrfurchtsvoll die Thüre öffneten.

In dem Gemache angelangt, in dem er am liebſten zu verweilen pflegte, warf er ſich in das breite ſammtene Fauteuil mit den weißgoldenen Rahmen, und ließ die wechſelvollen Bilder dieſes durch ſo verſchiedene Zwiſchenfälle unterbrochenen Morgenganges an ſich im Geiſte vorübergleiten.

»Was iſt Alles an meinem Auge, was an meinem Ohre vorübergegangen!« ſagte er zu ſich. »Welche Verkennungen mußte ich erfahren, welchen Mißbrauch meiner Anordnungen kennen lernen?!«

»Wenn es ſchon mir alſo ergeht, der ſein Herzblut hingeben möchte für das Wohl ſeines Volkes, wie würde es auf einem ſolchen Spaziergange erſt einem Monarchen ergehen, der ſich ſchuldig wüßte, die ihm von Gott auferlegten Pflichteu nicht erfüllt zu haben?« —

»Wie aber dieſe feindlichen Elemente bewältigen?«

»O Herr der Welten«, rief er nach einer langen Pauſe des Verſunkenſeins, ſein großes blaues Auge zum Himmel erhebend, »lehre mich, auf welche Weiſe ich meine Unterthanen ſobald als möglich glücklich machen kann!«

Ein Ausruf, der den Sprecher allein in den Herzen aller Oeſterreicher verewigen müßte.

Facta praetorita certa documenta futuris.

Mittheilungen einer alten Pfründnerin.

Im Jahre 1783 herrſchte in Oeſterreich und zumal in Wien eine außergewöhnliche Aufregung, beſonders unter dem klerikalen Theile der Bevölkerung, denn der große Reformator Joſef, hatte eine »höchſte Hofreſolution« erlaſſen, welche verordnete, daß die Mönchsorden, die nur ein ſogenanntes beſchauliches Leben führten, ſowie auch die Nonnenklöſter, welche ſich nicht mit Krankenpflege oder Schulunterricht beſchäftigten, aufzuheben ſeien.

Hierüber herrſchte nun Jammer und Wehklagen in allen Ordenshäuſern, und die kontemplativen Mönche klagten öffentlich über Verletzung der katholiſchen Religion, und die nur dem Gebethe lebenden Nonnen, baten die Andächtigen, welche ihr Kloſter beſuchten, zu Gott um eine glückliche Wendung des Schickſals der Kirche zu flehen.

Alles jedoch ſcheiterte an dem feſten Entſchluſſe des Kaiſers. Die Auflöſung ging von Statten. Die Vorſteher, die Alten und Untauglichgewordenen erhielten Penſionen, den Anderen war es freigeſtellt, in andere Orden überzutreten oder ſich in das Privatleben zurückzuziehen.

In Folge dieſer Auflöſung ſchmolz die Anzahl der Klerikalen, welche ſich auf die Zahl von 63000 Köpfe belief, auf 27000 zuſammen.

Mit dieſer bedeutenden Verminderung der Mönche bekam nunmehr auch der Gottesdienſt eine andere Geſtaltung. Die häufigen unweſentlichen Andächteleien wurden abgeſtellt, die Wallfahrten und Prozeſſionen verboten, und letztere auf die alleinige Frohnleichnahms-Prozeſſion beſchränkt.

Die vielen Meſſen, welche mehr zur Zerſtreuung als zur Förderung der Andacht, auf allen Altären zugleich geleſen wurden, mußten nun, eine nach der anderen, auf einem einzigen Altare zelebrirt werden.

Statt der bisherigen Inſtrumentalmuſik und des lateiniſchen Geſanges wurde der deutſche Kirchengeſang, nur allein von der Orgel begleitet, eingeführt, und ſtatt der klöſterlichen Chorſänger ſtiftete man zahlreiche neue Pfarren und Lokalkaplaneien an Ortſchaften, wo ſich bisher keine ſolchen befanden, und das Volk in der beſchwerlichen Jahreszeit Stunden weit zu wandern hatte, um ſeiner Religionspflicht nachzukommen, oder Troſt und Unterricht zu holen.

Ebenſo wurden die Güter der ſogenannten »todten Hand« eingezogen und daraus ein Religionsfond errichtet, aus welchem der Staat die Penſionen der Mönche und Nonnen beſtritt.

Am 18. September des benannten Jahres traf dieſer vernichtende Schlag auch das Kloſter der regulirten Chorfrauen zu St. Laurenz, auf dem alten Fleiſchmarkt in Wien, bei welcher Gelegenheit die damalige Oberin des Kloſters, Frau Victoria Endres, nachfolgende Erklärung erließ.

»Unſer heutiges Kloſter iſt aus drei Vereinbarten erwachſen, es iſt aber ein betrübender Umſtand für uns, daß wir von allen drei Stiftern keinen urſprünglichen Stiftbrief aufzuzeigen vermögend ſind, mithin keine andere Kenntniß davon haben, als die wir aus hiſtoriſchen Nachrichten und einigen ſonſtigen Urkunden eingeholt.

Das dermalige Kloſter bei St. Laurenz ſolle von dem Röm. König und Erzherzogen, Friederico dem Schönen, anno 1327 geſtiftet, und von deſſen Königl. Gemahlin Eliſabeth, verbeſſert worden ſein.

Da aber derſelbe anno 1330 mit Tode abgegangen, ſo iſt dieſes Kloſter von ſeinem Königl. Herrn Bruder, Otto dem Fröhlichen, anno 1337 in vollkommenen Stand geſetzt worden.

Hierauf hat König Friedrich der Friedfertige, die in dem Prater geweſenen Kanoniſſerinnen berufen und mit uns vereiniget.

Bei dem anno 1529 fürgeweſten Türkenkrieg ware auch vor dem Schottenthor ein Kloſter unſeres Ordens, bei St. Magdalena genannt, da nun die Inwohnerinnen dieſes Stiftes ſich in die Stadt aus billiger Forcht geflüchtet hatten, und während damaliger Belagerung ihr ſämmtliches Kloſtergebäu in Aſche gelegt worden, ſie aber nicht im Stande waren, ein neues wiederum herzuſtellen, ſo wurden ſie anno 1533 mit uns gleichfalls vereinbaret.

Jedes von dieſen Klöſtern hatte offenbar ſeine beſondere Stiftung, mithin verſchiedene Güter und Grundſtücke, im Prater waren deren beträchtliche, ſo zu dem daſelbſtigen Kloſter gekommen, nach der Zeit aber von dem Landesfürſten vermuthlich angekauft worden.

Aus vorfindigem Dokument zeiget ſich auch, daß der Auhof ſammt daſelbſtigen Grundſtücken dem Kaiſer Ferdinand käuflich überlaſſen und anno 1561 abgetreten worden. Ferner iſt auch von Umſtänden anzunehmen, daß das bei uns incorporirte Kloſter St. Magdalena, bei ihrem vor dem Türkenkrieg gehabten Kloſter ſehr viele Stiftungs-Realitäten gehabt habe, welche unter dieſer Zeit in was Anderes verändert wurden.

Der Abgang unſerer Stiftbriefe und ſonſtigen Dokumente mag zwar noch mehrere Urſachen haben, die wir nicht anzeigen können, die richtigſte aber iſt dieſe, daß anno 1665, den 7. Auguſt unſer Kloſter abgebrannt iſt, in welchem Unglücksfall ein großer Theil unſerer Dokumente zu Grunde gegangen iſt, ſo zwar, daß wir von vielen alten Stiftungen nur per traditionem Wiſſenſchaft haben.

Unſer heutiges Vermögen von allen dreien Klöſtern, wovon eines anno 1239, und die anderen zwei im darauffolgenden Seculo geſtiftet wurden, zuſammengenommen, iſt wahrſcheinlich nicht mehr von unſerer urſprünglichen Stiftung das Eigentliche, ſondern es iſt vielmehr glaublich, daß unſere Kapitalien das Surrogatum davon ausmachen. —

Auf Befehl des Kaiſers erhielten die Nonnen des Laurenzer Kloſters, welche in ihrem Orden verbleiben wollten, die Erlaubniß, ſich nach einem Kloſter von ihrer Regel außer den k. k. öſterreichiſchen Staaten zu begeben, und bekamen hierzu das nöthige Reiſegeld.

Diejenigen jedoch, welche bei den Eliſabethinerinnen oder Urſulinerinnen eintreten wollten, erhielten 500 fl. ex cameralia, und die noch nicht die Profeſſion abgelegt hatten, 450 Rthlr. einmal für immer.

Sämmtliche Nonnen aber hatten binnen vier Wochen das Kloſter zu räumen.

Nachdem dieſes geſchehen, erſchien eine k. k. Kommiſſion in dem Kloſtergebäude zu St. Laurenz, um die zurückgelaſſenen Gegenſtände zu inventiren und die Wegſchaffung derſelben zu veranlaſſen, da man die Räumlichkeiten vor der Hand zur Aufbewahrung von Kaufmannsgütern verwenden wollte.

An Dokumenten und Schriftſtücken fand die Kommiſſion außer einer Anzahl von Miſſalen, Chorbüchern, Codizen und Antiphonalien nur Unbedeutendes.

Ebenſo befanden ſich unter den noch vorhandenen Heiligthümern, Reliquien und anderen Gegenſtänden, außer dem Altarbilde, den heiligen Laurentius darſtellend, von de Harte, und der Martirerin Reſtituta, ein Geſchenk des Wiener Biſchofs, Friedrich Grafen von Breuner, welcher dasſelbe im Jahre 1644 vom Papſte Urban erhalten hatte, nur noch zwei Kunſtgegenſtände, welche ihrer Alterthümlichkeit wegen, eine Beachtung verdienten.

Der eine dieſer Gegenſtände war das ſeit einem und einem halben Jahrhundert im Kloſter befindliche Holzbild der Himmelsmutter mit dem Jeſukinde, welches aus der erſten erwähnten Feuersbrunſt unverſehrt hervorging, was natürlich für ein Mirakel gehalten wurde, denn daß dem Jeſukinde die beiden Fußſohlen und der Gottesmutter die Kleiderenden angebrannt waren, konnte nicht in Betracht gezogen werden.

Dieſes eine Elle hohe und mit Farben bemalte Standbild hatte ein weißes Häubchen auf dem Kopfe, und war mit einem goldſtrotzenden und perlendurchwirkten veſpermantelartigem Kleide umhüllt, und ſchien in dieſer Umhullung eine ſtehende Stellung zu haben, was ſich aber, als man dieſe hinwegnahm, ſich als irrthümlich herausſtellte, da es ſich zeigte, daß das Frauenbild in ſitzender Stellung, mit langen Haarflechten um die Schultern, und das Jeſukind mit einer Schürze um die Achſel und Lenden von dem Holzſchnitzer dargeſtellt worden war.

Aus Grund des erwähnten Mirakels wurde das Holzbild auch alljährlich vom 2. bis 10. Juli Früh Morgens von dem Choraltar in die Kirche getragen, und auf dem Hochaltare, unter einem Baldachin, zur Verehrung ausgeſetzt, und die weißen Häubchen, mit welchen es die Nonnen zu verzieren pflegten, als Schutz gegen Feuersgefahr weit und breit verſendet.

Der zweite beachtenswerthe Gegenſtand war ein Freskogemälde in dem Grabgewölbe der Nonnen, der Wahrſcheinlichkeit nach, ein Monitorium, das eine Auferſtehung der Todten vorſtellte.

Dieſes Gemälde war gegen ſieben Schuh lang und fünf breit und noch ziemlich wohl erhalten.

Der Hintergrund zeigte einen Freidhof, in welchen die Todten ſoeben ihren Gräbern entſtiegen. In dem Vordergrunde erblickte man einen Kirchenfürſten im Ornate, der erſchrocken auf die Grabgeſtalten blickte, während ein Mönch in völliger

Furchtloſigkeit ihm zur Seite ſtand. Unter dieſem Bilde war Folgendes zu leſen:

»Als ein'n Biſchoff bericht't worden, daß unter ihme ein Prieſter ſei, der nur allezeit für die abgeſtorbene möſſ' löſen, hat er denſelben hinfür möſſ' zu löſen verbothen, und als gemäldter Biſchoff einsmals über Freydhof ging, ſtand die Todten aus ihren Gräbern über ihme auf, und droheten ihme ungehindert für ſie möſſ' löſen zu laſſen, ſonſt wollen ſie ihme bald zu ihnen geföllen.«

Nachdem die Herren der Kommiſſion hierauf noch die zwei und funfzig Zellen der Chorfrauen, welche das Kloſter enthielt, und die noch übrigen weitläuftigen Räumlichkeiten in den zu beiden Seiten der Kirche befindlichen Kloſtergebäuden durchſtöbert hatten, begaben ſie ſich noch ſchließlich nach den höheren Regionen, auf die Dachboden des Kloſters.

Neben verſchiedenem alten Kloſtergerümpel und unbrauchbaren Kirchengeräthen fanden ſie in dem Winkel eines Bodengewölbes, ein altes Oelgemälde, die Muttergottes darſtellend, offenbar eine Copie des wunderthätigen Holzbildes, das ſie in den unteren Räumen aufgefunden hatten.

Eine allgemeine Verwunderung an dieſem Bilde erregte unter deſſen Beſchauern jedoch der Umſtand, daß die eine Wange der Himmelskönigin von kugelförmichter Geſtalt, die andere dagegen im normalen Zuſtande dargeſtellt war.

Niemand wußte ſich eine Auskunft über dieſe ſonderbare Verunſtaltung zu verſchaffen, ebenſowenig über eine ganze Reihe kleiner Täfelchen, welche an den Holzpfeilern des benachbarten Bodenraumes, die dem Kloſterdache zur Stütze dienten, und je zehn Schritte von einander entfernt ſein mochten, angebracht und mit verſchiedenen Ortsnamen beſchrieben waren.

Da erinnerte ſich Einer von den Hausleuten, die den Kommiſſären als Führer dienten, an eine alte Weibsperſon, welche früher Roſenkränze und Heiligenbilder vor dem Kloſter zum Verkaufe bot, und ſpäter das Gnadenbrot bei den Chorfrauen genoß, und noch ein kleines, ebenerdiges Zimmerſtübchen in dem verlaſſenen Kloſter inne hatte, und vermeinte, daß dieſelbe vielleicht eine Auskunft über dieſe Gegenſtände zu geben wiſſe.

Man ſuchte ſogleich nach derſelben und in kurzer Zeit darauf kam auch ſchon die achtzigjährige Kloſterpfründnerin daher gehumpelt, worauf ſie alſogleich befragt wurde, ob ſie über dieſe räthſelhaften Gegenſtände einen Aufſchluß zu geben wiſſe.

Als man ihr aber hierauf das Gemälde zeigte, rief ſie voll Ueberraſchung die Hände zuſammenſchlagend: »Ach Herr Jeſus, das iſt ja die Knödelmuttergottes!«

»Wie? die Knödelmuttergottes?« fragten, vor Erſtaunen außer ſich, alle Anweſenden, wie aus einem Munde.

»Ja, ſo wurde vormals dieß Frauenbild benannt, ohne daß man jedoch mit dieſer Bezeichnung etwas Deſpektirliches ausdrücken wollte«, erwiderte ſie. »Ich ſah es oftmals in dem Schlafhauſe der frommen Schweſtern, wo es damals aufgeſtellt war, auch weiß ich recht gut die Urſache, weßhalb man dem Bilde dieſen Namen beilegte.«

»Erzähle, erzähle!« beſtürmten ſie die Neugierigen.

»Es mögen einige zwanzig Jahre ſein«, begann die Alte, »als in dieſem Frauenkloſter eine junge adelige Nonne lebte, welche keiner ihrer geiſtlichen Schweſtern in ihren frommen Uebungen ſowie in kunſtvoller Handarbeit nachſtand, und nur einer Aufgabe, nach dem Wunſche der hochwürdigen Frau Aebtiſſin, nicht Genüge leiſten konnte, nämlich — Knödel — oder Klöſſe zu bereiten.«

»So oft ſie die Küche zu beſorgen und dieſe Speiſe zuzurichten hatte, mißlang ihr dieſelbe, ſo, daß ſie jedesmal von der hohen Frau eine Rüge, und ſpäter eine Pönitenz erhielt.«

»Voll tiefen Harmes hierüber, warf ſie ſich eines Tages vor der Wunderſtatue der Himmelsmutter auf die Kniee, und flehte zu dieſer mit thränenden Augen, daß ſie ihr doch ihren göttlichen Beiſtand verleihen wolle, dieſes Gericht auf gehörige Weiſe zu Stande zu bringen.«

»Und ſiehe da — als ſie darauf wieder das Mittagsmahl zu beſorgen hatte, gelangen ihr die Knödel über die Maſſen, und die Kloſterfrauen betheuerten, nie noch geſchmackvollere genoſſen zu haben.«

»Von der Abtiſſin befragt, was die Urſache ſei, daß ihr dieſelben mit einem Male ſo vorzüglich gerathen ſeien, erzählte ſie, daß ſie die Himmelsmutter um ihren Beiſtand gebeten, und dieſe ihr auch ſichtbarlich denſelben geleiſtet haben müſſe.«

»Die hochwürdige Frau Abtiſſin erachtete dieſes als ein Mirakel, welches die himmliche Gnadenmutter gewirkt habe, und gedachte ſogleich demſelben ein bleibendes Gedächtniß in dem Ordenshauſe zu ſetzen, zu welchem Zwecke ſie einen Maler beauftragte das hölzerne Frauenbild, welches das Mirakel gewirkt hatte, zu konterfeien.«

»In nicht geringe Verlegenheit ſetzte ſie aber die Frage, auf welche Weiſe das Wunder auf dem Bilde ausgedrückt werden ſollte, da ſie bei ihren ſtrengklöſterlichen Begriffen von Schicklichkeit es für unanſtändig hielt, die Gottesmutter mit den ordinären Gegenſtänden, auf welche ſich das Wunder bezog, in Verbindung zu bringen. Nach vielem Nachdenken gerieth ſie endlich auf den eigenthümlichen Einfall, die heilige Mutter mit einer knödelrunden Wange darſtellen zu laſſen, welches ſofort auch zur Ausführung gelangte und die Veranlaſſung gab, daß man auch ſpäter dem Bilde den Namen: Die Knödelmuttergottes beilegte, dieß iſt der wahrheitsgetreue Urſprung von dieſem Frauenbilde.«

»Und welche Bewandtniß hat es mit dem Täfelchen in dem Nachbarboden?« fragten die hierüber nicht wenig verwunderten Amtsherren.

»Auch über dieſe vermag ich Auskunft zu geben«, ſagte das Mütterchen.

»Alljährlich zu der Zeit der großen Wiener Wallfahrt nach

Maria-Zell erwachte auch bei vielen frommen Schweſtern in dieſem Kloſter der Wunſch, dieſelbe mitzumachen.«

»Da ſie aber die Klauſur nicht verlaſſen durften, und daher die Wallfahrt nicht wirklich verrichten konnten, ſo kamen ſie auf den Gedanken, dieſe innerhalb des Frauenzwingers mitzumachen, und wählten zur Ausführung ihres Vorhabens dieſe Räumlichkeit, auf deren Pfeilern ſie die Täfelchen, welche die Herren allhier gewahren, und worauf ſich die Namen ſämmtlicher Wallfahrtsſtationen von Wien bis Maria-Zell befinden, befeſtigten.«

»Eine Maria-Zeller Wahlfahrt auf dem Dachboden!« rief der Kommiſſionsleiter, »wer hätte das für möglich gehalten?«

»Und doch iſt es ſo«, fuhr die Pfründnerin fort. »Sobald die Wallfahrtsprozeſſion von St. Stephan ausging, traten auch die Nonnen ihre Wallfahrt an, und begaben ſich von ihrer Kirche, in feierlichem Aufzuge, auf den Dachboden.«

»Hier angekommen, trippelten ſie nun betend und ſingend von dem erſten Holzpfeiler bis zu dem zweiten und von dieſem wieder zu dem erſten, und ſo fort, und trippelten ſo lange von dem einen Pfeiler zu dem andern hin und wieder, als die Wiener Prozeſſion Zeit brauchte, den Weg zu ihrer Station zurückzulegen.«

»Die Enge des Raumes aber beſchränkte ſie hierbei in ſolchem Grade, daß ſie faſt immer auf dieſelbe Stelle, von welcher ſie den Fuß erhoben hatten, denſelben wieder niederſetzen mußten, und unter fünf Schritten kaum um eine Fußbreite vorwärts kamen.«

»Auf dieſe Weiſe träppelten und ſtapften ſie nun Stunde um Stunde und Tag für Tag, in der peinlichſten Sommerſchwüle, eine an die andere gepfercht, den ganzen Bodenraum entlang, nur kurze Mittagsraſt bei dem Pfeiler haltend, der die Mittagsſtation der Wiener Wallfahrter bezeichnete, und der Nachtruhe an jenem pflegend, der mit dem Namen der Nachtſtation für die Wiener Wallfahrt überſchrieben war.«

»An dem letzten Pfeiler mit der Ueberſchrift: Maria-Zell, als dem Ziele der Wallfahrt, angekommen, verrichteten ſie alldort eine tagelange Andacht und kehrten ſodann auf dieſelbe Weiſe, die Stationen von Pfeiler zu Pfeiler innehaltend, zu ihrem Ausgangspunkte zurück, welchen ſie aber erſt am achten Tage, nach dem Antritte ihrer Pilgerfahrt, erreichten.«

»Wie ſie während der Dauer dieſer Bethfahrt auf dem Dachboden ihre leiblichen Bedürfniſſe befriedigten, iſt mir unbekannt, doch war ich ſelbſt einmal zugegen, als ſie nach Vollendung derſelben, mit lahmgetrippelten Beinen und bis zum Tod erſchöpft, aber wie die Lerchen ſingend und jubilirend, ihren Einzug in die Kloſterkirche hielten.«

»Noch ſehe ich ſie lebhaftig vor mir, wie ſie in ihren weißen langen Talaren, die weißen Aermeln mit Collies ausgeſchlagen, und den kleinen Schleier von ſchwarzem Flor um das Haupt, die Kloſtertreppe herunter kamen und in die Kirche hineinſchritten.«

So lautete die Geſchichte der alten Kloſterpfründnerin, welche die Herren von der Kommiſſion nicht wenig überraſchte, die ſich nicht genug über die kindiſche Einfalt der Kloſterfrauen, welche ſich eine ſo unerhörte Aufgabe ſtellen mochten, ſo wie über die heldenhafte Standhaftigkeit, mit der ſie dieſelbe ausführten, verwundern konnten.

Der Verfaſſer eines im nächſtfolgenden Jahre (1787) erſchienenen Buches (Galanterien der Wiener von einem Berliner) führt bei Erwähnung dieſer Ceremonie noch an, daß die Wallfahrerinnen den Kloſterknechten geboten, ſich während des Umzuges auf dem Boden mit Kübeln aufzuſtellen, und ſie mit Waſſer zu beſchütten, um auch dem Ungemach des Regens, wie die eigentlichen Wallfahrer nach Maria-Zell, ausgeſetzt zu ſein.

Was jenes ſonderbare Konterfei der wunderthätigen Statue betrifft, ſo wäre es von Intereſſe zu erfahren, wohin dasſelbe bei Aufhebung des Kloſters gekommen ſein mochte, und wo es ſich gegenwärtig befindet.

Ein Wiener Sprichwort.

So wie auf einem ſtillen Weiher zuweilen Waſſerbläschen auftauchen, ohne daß man weiß woher ſie kommen, und nach einer kurzen Weile wieder verſchwinden, ſo tauchen auch unter den lebensluſtigen Bewohnern Wiens mancherlei ſeltſamliche Spruchweiſen und Redensarten auf, welche eine Zeit gangbar bleiben und ſodann wieder den ihnen nachfolgenden Platz machen.

Unter anderm hat ſich auch eine Redensart durch einen längeren Zeitraum, ja ſogar bis auf die neueſte Zeit erhalten, deren muthmaßliche Entſtehung mir durch einen Zufall bekannt gegeben wurde, und welche ich nunmehr mitzutheilen beabſichtige.

Es war am Ende des Feldzuges 1849 gegen den Sardenkönig Carlo Alberto, als die öſterreichiſchen Krieger, welche unter Radetzki's Siegesſtern gegen die Piemonteſen gefochten, wieder in ihre Heimat entlaſſen wurden und dieſer freudig zueilten.

Zu dieſen zählten unter Andern auch zwei Soldaten, ein Deutſchmeiſter und ein Wiener Freiwilliger, welche in einer und derſelben Vorſtadt der Reſidenz das Licht der Welt erblickten und deren Sehnſucht nach Heimat und Verwandte nicht hinter jener ihrer übrigen Kriegsgefährten zurückblieb.

Wie es aber andern Reiſenden zu geſchehen pflegte, geſchah es auch unſern beiden Kriegskumpanen, nämlich, je näher ſie ihrem Ziele kamen, deſto leerer wurde ihr Geldbeutel.

Bis auf die armſelige Summe von wenigen Groſchen herabgekommen, ſprachen ſie nach einem zurückgelegten Tagemarſche bei einem einſchichtigen Wirthshauſe zu, und erſuchten den Beſitzer desſelben um ein Nachtlager. »Hinten im Geſcheuer iſt noch Raum; wenn Ihr dort bleiben wollt, ſo könnt Ihr bei mir nächtigen«, ſagte dieſer.

Für dieſen, wenn auch nicht ſehr freundlich ertheilten, aber eine Nachtherberge zuſichernden Beſcheid, ſich bedankend, verfügten ſich die beiden Soldaten in die einzige Gaſtſtube um alldort noch vor dem Schlafengehen bei einem Glaſe Bier eine Pfeiſe Tabak zu ſchmauchen.

Daß ſie nichts zum Nachtimbiß erhalten würden, war vorausſichtlich, da ihre Habſeligkeit nicht hinreichte ein ſolches beſtreiten zu können, und die mürriſche Miene des bärbeißigen Wirthes vorausſetzen ließ, daß er ihnen dasſelbe nicht umſonſt verabfolgen würde.

Trübſinnig ſaßen ſie daher, als die einzigen Gäſte in der bäuerlichen Schankſtube, und der Unmuth über ihr Mißgeſchick ging ſo ziemlich Hand in Hand mit dem Hunger in ihrem Magen.

»Kein Nachtmahl!« murmelte der Deutſchmeiſter finſter und ſtarrte vor ſich auf die Erde, als ſollte ein »Tiſchlein deck Dich« aus derſelben herauskommen.

»Und wir waren bei Sancta Lucia dabei«, ſekundirte der Freiwillige.

»Und bei Cuſtozza«, ſagte der Erſtere.

»Und hatten überall unſere Etappen«, ſprach der Freiwillige.

Da ſchlug der Deutſchmeiſter mit der geballten Fauſt auf den Tiſch und rief: »Donner und Breſcia! Wir muſſen ein Nachtmahl bekommen!«

»Auf welche Weiſe willſt Du es aber erhalten?« fragte der Freiwillige.

»Laß mich nur nachdenken«, ſprach der Deutſchmeiſter, »ein echtes Wienerkind wird doch noch Etwas ausfindig machen, um ſich ſeine Ration zu verſchaffen.«

Hierauf legte er die Hand über die ſonnengebräunte Stirne, und ließ ſeine Blicke gedankenvoll durch die Stube ſchweifen.

Zuerſt fielen ſie auf das dickbeleibte Ungethüm eines Kachelofens, vor welchem auf einem Holzgeſtelle einige Strümpfe zum Trocknen hingen, die ihn an die mangelhafte Beſchaffenheit ſeiner Fußbekleidung erinnerten, von hier gelangten ſie auf einen Schüſſelkorb ober der Thüre, deſſen blanke Zinnteller ihn wieder an die unumgängliche Nothwendigkeit eines Nachtmahles mahnten, hierauf fielen ſie auf die Eingangsthüre, welche ganz mit Kreidengekritzel und Zahlen übermalt war, und ihn auf unliebſame Weiſe an alle Zechen erinnerte, die er — nicht bezahlt hatte.

Ferner gelangten ſie auf den Weihbrunnkeſſel an der Thürſchwelle, der ihm ſeine Mutter ins Gedächtniß zurückführte, deren heilſame Lehren er ſo oftmals in den Wind geſchlagen hatte.

Plötzlich aber blieb ſein Auge auf dem Holzkaſten einer Schwarzwälderuhr, ihm gegenüber, hangen.

»Ich habe es!« rief er mit einem Male und ſprang freudig von ſeinem Sitze auf.

»So ſag' doch nur . . .«, fragte ſein Kamerad.

»Kehrt Euch!« kommandirte der Deutſchmeiſter. »Du wirſt Alles erfahren. Vor der Hand brauche ich einen Holzſpan.«

»Einen Holzſpan?« fragte verwundert der Andere.

»Ja, ſiehſt Du irgend Holz?«

»Dort im Ofenwinkel ſcheint welches zu liegen.«

Raſch war der Deutſchmeiſter zur Stelle und ſchellte ſich einen Holzſpan von einem Scheite. Mit dieſem fertig geworden, ſagte er zu dem Freiwilligen: »Jetzt poſtire Dich an die Thüre, damit uns Niemand überraſcht.«

Der Freiwillige öffnete ein wenig die Thür und ſteckte den Kopf hinaus, während der Deutſchmeiſter zu der Wanduhr eilte, und an der offenliegenden Seite derſelben den Span zwiſchen das

Getriebe ſteckte, ſo daß die Räder verhindert waren, weiter zu gehen und die Uhr ſtille ſtand.

Hierauf rief er ſeinen Vorpoſten zurück, warf ſich ſodann lachend und mit dem freudigem Gefühle eines glücklich ausgeführten Genieſtreiches in ſeinen Stuhl und leerte ſein Bierglas mit einem Zuge.

Gleich darauf trat der Wirth in die Stube und ließ ſich mit herablaſſender Freundlichkeit zu ſeinen Gäſten nieder, nach Art der Herren von Kanne und Soolbaum, ein förmliches Verhör mit ihnen vornehmend, in welchem ſie ihm willfährig die nöthige Auskunft ertheilten, ſowie ſie ſeiner Aufforderung Folge leiſteten, ihm Einiges von ihren kriegeriſchen Erlebniſſen mitzutheilen.

Während ſie ihm aber nach Art der Kriegsleute, die von ihnen ausgeführten Heldenthaten mit den grellſten Farben auszumalen verſuchten, fiel ſein Blick zufällig auf die alte Wanduhr und blieb wie verſteinert an derſelben hangen, da er gewahrte, daß der Pendel ſtille ſtand.

»Himmelkreuz Element?!« rief er hierauf, den Erzähler unterbrechend, »was iſt mit meiner Uhr vorgefallen?!«

»Sie ſcheint Raſttag gemacht zu haben«, verſetzte der Deutſchmeiſter lakoniſch.

»Leider ſcheint es ſo«, ergänzte der Erſtere, nahm die Uhr von der Wand, beſah ſie kopfſchüttelnd von allen Seiten und rüttelte ſie ſodann, aber die Uhr wollte nicht in Gang kommen.

»Sie iſt wahrhaftig ſtehen geblieben«, fuhr er hierauf mit verdrießlicher Miene fort, »das iſt doch das Aergerlichſte, was Einem in ſolch' einer einſamen Spelunke paſſiren kann, zumal wenn man nur eine einzige Uhr beſitzt, wie dieß bei mir der Fall iſt. Jetzt weiß ich nicht, wie ich mit der Zeit daran bin.«

»Kann ſie der Herr nicht repariren laſſen?« fragte der Deutſchmeiſter wieder.

»Das iſt eben die verfluchte Verlegenheit«, ſchalt der Wirth. »Ich habe die Uhr von einem Schwarzwälder aus Simonswald gekauft, der auf ſeiner Wanderung alljährlich hier vorüberkommt, und bei mir zuſpricht, bei welcher Gelegenheit er immer nach der Uhr ſieht, und das Nöthige an derſelben richtet, der iſt aber heuer ſchon hier geweſen.«

»Das iſt freilich eine ſchlechte Affaire«, meinte der Deutſchmeiſter, ſeine innerliche Freude über das Gelingen ſeiner Liſt kaum zu unterdrucken vermogend.

»Und ſonſt iſt kein Uhrmacher in der Nachbarſchaft?« fragte der Freiwillige, der noch immer nicht wußte, wo das hinausgehen ſollte.

»Es iſt einer im nächſten Städtchen, das liegt aber fünf volle Wegſtunden von meiner Hütte entfernt, und wenn ich auch einen Boten mit der Uhr hinüberſchickte, ſo vergehen, vorausgeſetzt, daß er ihn daheim findet, immerhin vier bis fünf Tage, während welcher ich ſie entbehren muß. Ei, da ſchlage ja doch gleich das Donnerwetter drein!«

Jetzt ſchien es dem Deutſchmeiſter an der Zeit zu ſein, ſeine Liſt in Ausführung zu bringen, und er nahm daher das Wort und ſprach: »Wenn der Herr nicht abgeneigt wäre, uns ein annehmbares Nachtmahl vorzuſetzen, und mir das nöthige Vertrauen ſchenkt, ſo würde ich es wohl über mich nehmen, die Uhr zu repariren.«

»Ihr?« fragte der Wirth verwundert.

»Deutſchmeiſterparole!« erwiderte der Vorige. »Ich bin ein gelernter Uhrmacher.«

Bei dieſer Kapitallüge ſeines Freundes wollte der Freiwillige in eine laute Lachſalve ausbrechen, welches er aber vorſichtiger Weiſe noch mit einem plötzlichen Huſten maskirte.«

»So? Ihr ſeid ein Uhrmacher?« ſagte der Wirth, »daß kommt freilich erwünſcht. Aber könnt Ihr Euch auch der Sache unterziehen, ohne mir die Uhr zu ruiniren?«

»Laßt erſt ſehen«, ſagte der Deutſchmeiſter, nahm ſodann die Uhr und betrachtete ſie von allen Seiten. »Aha«, ſagte er dann, mit wichtiger Kennermiene, »da ſteckt der Knoten. Ich glaube, daß ich die Uhr nicht einmal zu zerlegen brauche, um ſie wieder herzuſtellen. Bringe mir der Herr nur eine Zange und ein Stückchen Eiſendraht, und ich will die Uhr wieder herſtellen, daß man ſeine Freude daran haben ſoll, vorausgeſetzt, daß die Bedingung erfüllt wird, die ich gemacht habe. Jede Arbeit will ihren Lohn.«

»Ihr ſollt mit mir zufrieden ſein«, erwiderte der Wirth, »ſetzt mir nur das Ding wieder in den gehörigen Stand.« Nach dieſen Worten eilte er fort, um das Geforderte herbeizubringen.

»O Du Erzhalunke!« rief jetzt der Freiwillige, »wie kannſt Du die Keckheit haben, Dich für einen Uhrmacher auszugeben.«

»Die Noth kennt kein Gebot, ſagt ein altes Sprichwort. Gib acht, ob ich nicht der ganzen Uhrmacher-Innung Ehre mache.«

»Aber ſo ſag' nur . . .«

»Hahn in Ruh'! Da iſt der Alte ſchon wieder.«

Der Wirth brachte ein Kiſtchen, in welchem ſich altes Eiſengeräthe befand. Der Deutſchmeiſter ſuchte das Nöthige daraus hervor, ſtellte die Uhr ſodann auf einen Tiſch und begann ſcheinbar ſeine künſtleriſche Operation, dabei er unbemerkt den Span wieder aus dem Gehwerke zog, und denſelben beſeitigte.

Nachdem er ſich auf dieſe Weiſe längere Zeit beſchäftigte und die geſpannte Erwartung des Wirthes, ſo wie die Neugierde ſeines Kameraden auf die Folter ſpannte, ſprach er endlich: »Nun iſt die ganze Sache geſchehen. — Es iſt doch gut, wenn man einer Kunſt befließen iſt!«

Der Wirth betrachtete noch geraume Zeit mit zweifelhafter Miene ſeine Schwarzwälder, während der Freiwillige gar nicht begreifen konnte, wie der Deutſchmeiſter die Reparatur habe zu Stande bringen können.

Alſo glaubt Ihr, daß die Uhr jetzt gehen werde?« fragte der Erſtere.

»So gut, als ſie früher gegangen iſt, dafür ſtehe ich«, erwiderte der Deutſchmeiſter, brachte hierauf die Uhr an ihre alte Stelle und ſetzte den Pendelſtab in die gehörige Schwingung, in welcher ſich dieſer auch, zur Freude des Wirthes, fortbewegte.

»Da habt Ihr mir einen großen Gefallen gethan«, ſprach derſelbe, indem er den Soldaten freundlich auf die Achſel klopfte.

»Nun aber auch das Nachtmahl«, erwiderte dieſer.

»Das ſollt Ihr ſogleich erhalten.«

»Und etwas zum Trinken dazu, unſer Bier iſt zur Neige gegangen«, rief er dem Enteilenden nach.

Nicht lange darauf verbreiteten Schweinebraten und Sauerkraut, mit welchen der Gefoppte den Tiſch beſetzte, ihre verlockenden Düfte, und erquickten die Geruchswerkzeuge der hungerigen Urlauber, ſo wie ihren Augen nicht minder vergnüglich der Goldſchimmer des Rebenſaftes aus zwei umfangreichen Flaſchen entgegenſchimmerte.

Wer war nun glücklicher als unſere Soldaten, welche ſich ſogleich über den labenden Imbiß hermachten und demſelben wacker zuſprachen, während die Schwarzwälder ſie mit ihrem gleichmäßigen Tick Tack begleitete.

Aber auch der Wirth war höchſt zufrieden geſtellt, ſo leichten Kaufes ſeine Uhr wieder in gehörigem Gang zu ſehen, und verabſäumte nicht, den kunſtfertigen Uhrmacher und ſeinem Gefährten ſo lange die Gläſer zu fühlen, bis ſie den letzten Tropfen daraus getrunken hatten.

Am nächſten Morgen, an welchem der hölzerne Zeitmeſſer in der Gaſtſtube, zum Wohlgefallen des Wirthes, mit der früheren Genauigkeit die Stunden zeigte, verließen die beiden Urlauber den Letzteren wieder, welcher ſich von ihnen mit weit größerer Freundlichkeit verabſchiedete, als er ſie bewillkommt hatte.

Der Freiwillige aber, der bereits von dem Deutſchmeiſter über deſſen räthſelhafte Kunſtfertigkeit aufgeklärt wurde, wollte faſt vor Luſtbarkeit darüber aus der Haut fahren, und konnte es ihre ganze fernere Wanderſchaft hindurch, nicht unterlaſſen, immer wieder auf's Neue über das Gaunerſtückchen zu lachen, und ſo oft ſein muthwilliger Kamerad wieder ein Schelmenſtückchen ausführte, konnte derſelbe gewiß ſein, von ihm die Worte zu hören: »Du biſt ein feiner Uhrmacher.«

Aber auch in ihre Heimat gekommen, fand der Freiwillige ſowohl in Folge der Rückerinnerung als durch neu verübte Kurzweilſtückchen ſeines Kriegsgenoſſen, noch oft genug Gelegenheit, ſeine Bezeichnung in Anwendung zu bringen, in Folge deſſen dieſelbe in kurzer Zeit zum Sprichworte wurde.

Selbſt wenn jetzt noch in den unteren Schichten Wien's Jemand einen Andern als einen ſchlauen und liſtigen Menſchen auf ſcherzhafte Weiſe bezeichnen will, ſo vernimmt man von demſelben nicht ſelten den Ausdruck: »Das iſt ein feiner Uhrmacher.«

Aus dem Leben des Schauſpielers und Entomologen Ochſenheimer.

Wer vor einigen und vierzig Jahren des Abends die Bierwirthſchaft zum Löſchendurſt (Löſch den Durſt) in der Pfarrgaſſe auf der Laimgrube beſuchte, für den war es nichts Ueberraſchendes, wenn plötzlich ein Mann den Kof zur Gaſthausthüre hineinſteckte und rief: »Iſt kein Batzenlippel da?« Worauf ihm entweder von der Wirthin, welche dazumal dieſer Gaſtwirthſchaft vorſtand, oder von dem Kellnerjungen, bejahend oder verneinend geantwortet wurde, und der Fragende entweder eintrat oder ſich wieder entfernte.

Um den Leſer aber nicht lange im Dunkeln zu laſſen, muß geſagt werden, daß der Ausdruck »Batzenlippel« nicht im Sinne des Caſtelliſchen Wörterbuches aufgefaßt wurde, nach welchem es einen ungeſchickten Menſchen bezeichnet, ſondern, daß die Frage, welche mit dieſem Ausdrucke in Verbindung ſtand, einfach Aufſchluß begehrte, ob Einer jener täglichen Gäſte anweſend ſei, welche gewohnt waren, ein Kartenſpiel, das dieſen ominöſen Namen führte, zu ſpielen.

Ein Spiel, über das ich jedoch keine nähere Auskunft zu geben weiß.

Der Mann, welcher aber faſt allabendlich dieſe Frage ſtellte, ſchien ſeinem Aeußern nach ein Pfahlbürger von reinſtem Waſſer zu ſein. Faſt immer trug er einen dunkelfarbigen Kaput (Ueberrock), einen abgegriffenen Filzhut auf dem Kopfe, und hielt eine große Meerſchaumpfeife im Munde. Er war von mittlerer Statur, hagerer Geſtalt und nachläſſiger Haltung, der Kopf ſeitwärts vorgeneigt, und hatte einen dunklen Teint und einen unverhältnißmäßig breiten Mund, und doch war dieſer Mann ein großer Künſtler und ein geachteter Schriftſteller und ein ausgezeichneter Entomologe.

Es war der Hofſchauſpieler Ferdinand Ochſenheimer.

Ochſenheimer wurde am 17. März 1767 in dem alten römiſchen Manguntiacum, welches unter den Deutſchen den Namen Mainz erhielt, in der Stadt, bei welcher der Main ſeine hellen Fluthen mit jenen des grünen Rheins vermengt, geboren.

Nach abſolvirten Studien promovirte er am 16. September 1788 als Doktor der Philoſophie, verließ darauf ſeine Vaterſtadt und trat als Erzieher in das Haus des Stadtkommandanten Baron Dallwigh in Manheim, und ſodann in jenes des Baron Reipelt. Hier erwachte in ihm der Hang zum Theater, und er faßte, bereits 27 Jahre alt, den Entſchluß, ein Jünger Melpomenens zu werden.

Er begab ſich nach Beureuth zur Quandt'ſchen Geſellſchaft, und trat am 12. November 1794 zum erſtenmal als Flickwort im ſchwarzen Mann auf, und ſpielte unter dieſer Direktion in Ansbach und Erlangen.

Im Jahre 1796 erhielt er ein Engagement bei der Döbbelinſchen Bühne und wurde im Jahre 1797 im churfürſtlichen Hoftheater zu Leipzig engagirt, deſſen Geſellſchaft abwechſelnd in dieſer Stadt und in Dresden Vorſtellungen gab.

Hier ſah ihn am 17. März 1801 Schiller als Talbot in der Jungfrau von Orleans, und verſicherte Ochſenheimer brieflich ſeiner vollſten Zufriedenheit.

Im Jahre 1807 wurde er jedoch nebſt der Lebensgefährtin, die ihm mittlerweile ihre Hand gereicht, für das Hofburgtheater in Wien gewonnen, in welchem damals die trefflichen Talente eines Brockmann, Lange, Koch, Waimann, Roſe

Ziegler, Mad, Rouſel, Betti Roſe und Schütz, ein ſchönes Enſemble vildeten.

Er debütirte in ſelbem am 3. November dieſes Jahres als Poſert im Spieler, am 13. als Wallen in: Stille Waſſer ſind betrüglich, in welchem Stücke ſeine Gattin die Antoinette gab, und ſodann am 14. als Amtmann Zeck in den Jägern, in welchen Madame Ochſenheimer als Kordelchen auftrat.

Ochſenheimer gehörte unbedingt zu den vorzüglichſten Charakterdarſtellern, welche die deutſche Bühne aufzuweiſen hat.

Er hatte eine großartige pſichologiſche Auffaſſung und eine in Geberde und Ausdruck naturwahre Darſtellung, und wenn etwas derſelben, beſonders in leidenſchaftlichen oder tragiſchen Affecten, Abbruch that, ſo waren es ſein ſcharfes, ſchneidendes Organ, und ein gewiſſes Grimaſſiren, welches er ſich in letzterer Zeit angewöhnt hatte.

Im bürgerlichen Trauerſpiele glücklicher als in der Tragödie, gelangen ihm vorzüglich ſchleichende Böſewichter und heuchleriſche tückiſche Charaktere aus den höheren Schichten der Geſellſchaft, in gemeinen rohen Charakteren übertraf ihn der ſpätere Küſtner.

Sein Ausdruck des übermüthigen Hohnes und der eiſernen Kaltblütigkeit, ſowie der Verſtocktheit bei endlicher Entdeckung des Verbrechens, hatte immer eine erſchütternde Wirkung.

Die Sprache ſeines Geſichtes war für Jeden verſtändlich, ſelbſt wenn er Lavaters vier Foliobände nicht gekannt hätte.

Ochſenheimer war zugleich der Schöpfer jenes ſtummen mit der Situation gewöhnlich kontraſtirenden Spieles, welches ſo viele Nachahmer fand und ſeit Ochſenheimer tipiſch geworden iſt, z. B. des Aufziehens der Sackuhr als Wurm, beim Diktiren des Briefes in Kabale und Liebe, des bedächtigen Tabakſchnupfens, des Rockabſtäubens und des gleichgültigen Spielens mit dem Spazierſtocke, bei ähnlichen Scenen.

Eine Eigenthümlichkeit von Ochſenheimer war es jedoch, daß er ſeine Intrignants meiſtens mit rother Perrücke darſtellte; die Rolle eines Böſewichtes und eine rothe Perrücke waren bei ihm zwei unzertrennliche Dinge. Es ſchien, als ob er ſich Judas, den Erzſchelm, zum Prototip aller Schelme auserleſen.

Von welcher Wirkſamkeit Ochſenheimers Spiel war, beweiſen Ludwig Devrient und Ferdinand Raimund, auf welche er einen ſolchen Eindruck machte, daß Beide den Entſchluß faßten, ſich der Bühne zu widmen.

Raimund, noch im Hauſe ſeines Vaters, wollte ſogar einen ähnlichen Mund wie Ochſenheimer beſitzen, und ſtand oft die längſte Zeit vor dem Spiegel in ſeinem Stübchen, ſich denſelben gewaltſam auseinder zerrend, für welche Prozedur ihn ſein darüber entrüſteter Vater aus dem Hauſe jagen wollte.

Einen nicht minderen Beleg für den Eindruck, den ſein Spiel auf den Zuſchauer machte, liefert wohl auch das nachfolgende, wenn gleich an und für ſich unbedeutende Ergebniß.

Das Hofburgtheater war eines Abends im Jahre 1818 in allen ſeinen Räumen überfüllt, und ſelbſt der Hof hatte die Hofloge am Proscenium eingenommen.

Es wurde eines jener Dramen gegeben, in welchen Ochſenheimer in der Rolle eines Böſewichts bei jeder Aufführung einen künſtleriſchen Triumpf zu feiern pflegte.

An der hinterſten Wand des zweiten Parterres hatten ſich zwei Jungen von 13 bis 14 Jahren auf einen Schemel poſtirt, welcher dazu diente, die Wandlichter anzuzünden.

Der Eine war der Sohn des benannten Hofſchauſpielers, der andere jener des Hoflogenmeiſters, und Beide Beſucher der Schule zu St. Anna.

Offenbar waren die beiden Burſche nicht in der beſten Harmonie in die Hallen Thaliens getreten, indem der Letztere an den Erſteren die Anforderung eines Federpenales ſtellte, welches dieſer entſchieden zuruckwies, jedoch die Raume des Kunſttempels, deſſen Vorhang ſo viel Geheimnißvolles für die Jugend verbirgt, brachten die kleine Fehde bald zum Schweigen. Das Stück begann, und die beiden Sholaren folgten demſelben von Scene zu Scene, von Akt zu Akt, mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit, welche ſich nur dadurch unterſchied, daß der Sohn des Hoflogenmeiſters immer ergrimmter auf den Böſewicht wurde, welchen Ochſenheimer darzuſtellen hatte.

Als dieſer aber in dem letzten Aufzuge die ganze Ruchloſigkeit des Charakters zur Anſchauung brachte, und durch den Ausdruck des giftigſten Hohnes und der empörendſten Frechheit, die Gemüther der Zuſchauer mit Erbitterung und Ingrimm erfüllte, da konnte der auf das Höchſte Aufgebrachte nicht mehr an ſich halten, und zugleich des verweigerten Federpenales gedenkend, ſprach er zu ſeinem Kollegen: »Da ſiehſt du, was für einen Erzſchurken du zum Vater haſt, und du biſt derſelbe!« und klatſch, verſetzte er ihm eine ſchallende Ohrfeige.

Der Empfänger ſäumte jedoch nicht, das Empfangene allſogleich dem Erſtatter zurückzuſtellen, worauf ſich Beide, Alles um ſich her vergeſſend, bei den Rockkragen erfaßten.

Schon war aber auch das Organ der Ordnung und Sicherheit, in der Geſtalt des Theaterfeldwebels, erſchienen, und transportirte die Excedenten aus dem Schauſpielhauſe.

An ſelbem Abend hatte aber auch Kaiſer Franz der Vorſtellung beigewohnt, und ſein ſcharfes Auge gewahrte ſogleich die vorgefallene Unruhe im Parterre.

»Was gibt's da drunten?« fragte er, »der Conwall ſoll berichten!« Im nächſten Augenblicke trat der Hoflogenmeiſter Conwall in ſeiner braunen Uniform, mit dem Goldbordenkragen und der betreßten rothen Weſte, den Dreiſpitz unter dem Arme in die Loge, und ſagte: Euere Majeſtät, es iſt eine Albernheit meines Jungen, welcher uber das Spiel des Herrn Ochſenheimer ſo erbittert wurde, daß er deſſen Sohn eine Ohrfeige verſetzte.

»Nun«, ſagte der Kaiſer lachend, »ſo ſoll der halt die Ohrfeige einſtecken. Sie iſt nur ein Compliment für ſeinen Vater.«

Der Sohn des Hoflogenmeiſters hatte aber einen ſolchen Haß gegen den künſtleriſchen Darſteller gefaßt, daß er von dieſer Zeit an nie mehr ſeinen Schulkameraden beſuchte, und erſt in ſpäteren Jahren, nachdem er ſchon Caſſier bei den n.-ö. Landſtänden geworden, und Ochſenheimer's Sohn den Rang eines Offiziers bei der k. k. Artillerie erworben, führte der Zufall Beide wieder zuſammen, um über dieſen Schwank ihrer Flegeljahre aus vollem Halſe zu lachen.

Die vorzüglichſten Rollen Ochſenheimers waren:

Im tragiſchen Fache:

Wurm in Kabale und Liebe, Franz Moor in den Räubern, Burleigh in Maria Stuart, Paolo Manfrone im Bayard, Hofrath Gleiſer in den Advokaten, Alba in dem Don Carlos, Albrand im Verläumder, Jago im Othello, Kund in Axel und Walburg, Buttler im Wallenſtein, Marinelli in Emilie Galothi, Koke in Parteiwuth, Talbot in der Jungfrau von Orleans, der Mohr im Fiesko und Poſert im Spieler.

Im komiſchen Fache:

Kammerrath Fegeſak im Geizigen, Bittermann in Menſchenhaß und Reue, Gewürzkrämmer in den deutſchen Kleinſtädtern, Schnudrian in Sorgen ohne Noth, Fabricius im Hausfrieden, Wallen in Stille Waſſer ſind betrüglich, Hundedoktor Schnepf u. a.

Im Poſert übertraf er ſelbſt Iffland, obgleich dieſer die Rolle für ſich geſchrieben hatte, und dieſelbe auf eine originelle und ausgezeichnete Weiſe zur Anſchauung brachte.

Dieſen frechen, nichtswürdigen, podagriſtiſchen, falſchen

Spieler, dem ſelbſtverſtändlich die ſchon erwähnte Perrücke nicht fehlen durfte, mit ſeiner ſchwarzen Binde vor dem einen Auge und dem gelähmten Fuße, wußte er mit aller dem Charakter eigenen Malice, und ſo aus dem Leben gegriffen, darzuſtellen, daß oft unwillkürliche Aeußerungen der Erbitterung laut wurden, und jedesmal ein allgemeiner Jubel das Schauſpielhaus durchflog, wenn in der vorletzten Szene den entlarvten Betrüger der Adjutant des Generals der gerechten Strafe überlieferte.

Im Archive des k. k. Hofburgtheaters befinden ſich in der reichhaltigen Sammlung der Coſtümebilder des früheren Coſtümedirektors der Hofbühne, Philipp Stubenrauch auch drei Abbildungen von Ochſenheimer, welche dieſen als Alba in »Don Carlos«, als Kund in »Arel und Walburg«, und als Rifador in dem Drama: Der »Alkade von Molorido«, darſtellen.

Als Iffland 1808 in Wien in mehreren ſeiner Glanzrollen mit großem Beifalle gaſtirte, wurde er unter Anderem auch von einem Freunde befragt, warum er nicht in Franz Moor auftrete.

Iffland antwortete: »Weil ich die rothe Perrücke des Ochſenheimer fürchte.«

Auch als Schriftſteller entwickelte Ochſenheimer eine vielfältige Thätigkeit.

Er ſchrieb Skizzen aus dem Menſchenleben oder »Geſchichte des Joſef Wendelin Ohrenberg, 2 Theile, Frankfurt am Main. Das Manuſkript, Schauſpiel in einem Aufzuge. Er ſoll ſich ſchlagen, Luſtſpiel in zwei Akten, Mannhein. Der Brautſchatz, Luſtſpiel in einem Akte, Dresden, und noch Anderes unter dem Pſeudonim Theodor Unklar.«

Nicht zu vergleichende Erfolge mit dem Erwähnten jedoch errang er als Naturforſcher, als welcher er Mitglied der Geſellſchaft naturforſchender Freunde in Berlin, von jener zu Wetterau, ſo wie zu Halle war.

In dieſem Fache veröffentlichte er:

»Naturgeſchichte der Schmetterlinge in Sachſen, Dresden 1805.« »Die Schmetterlinge in Europa. In 4 Bänden, Erlangen 1807.« Dieſes Werk, welches ſich des Beifalles aller Naturkundigen und Schmetterlingsfreunde zu erfreuen hatte, wurde glücklicherweiſe im Geiſte des Verfaſſers, nach deſſen Tode, von ſeinem Freunde, dem Entomologen und Schriftſteller, Friedrich Treitſchke (Ueberſetzer der Mariane von Sheridan Knowles, ſpäter Hoftheater-Oekonom) fortgeſetzt.

Ueberdieß edirte er im Jahre 1807 zu Pirna noch ein Werk unter dem Titel: »Abbildungen von Schmetterlingen.«

Schon in ſeinen Studienjahren lockte ihn das bunte Reich der Schmetterlinge an, und gerne erzählte er, wie die erſte Anregung zur Schmetterlingskunde in ihm ein Abendfalter erweckte, den er in einem Feſtungsgraben ſeiner Vaterſtadt erhaſchte.

Es war der Maro Oenotherae, welcher für eine Seltenheit galt.

Zwanzig Jahre darnach brach er noch in einen freudigen Jubel aus, als er an einem Bache in der Umgegend Wiens, die Raupe dieſes Schmetterlings erblickte.

Ochſenheimer erweiterte durch unausgeſetzte Studien ſein Wiſſen in immer höherem Grade, und brachte durch die Reſultate ſeiner Beobachtungen und ſeines Forſchens ſeinen Namen als Entomologe zu ſtets größerer Geltung.

Er und Treitſchke waren die Erſten, die ein Syſtem der Schmetterlinge entworfen, welches nach dem Laufe der Welt, freilich gegenwärtig durch neuere wieder verdrängt wurde.

Ochſenheimer genoß einer allgemeinen Achtung.

Im Umgange einfach und voll ruhiger Gelaſſenheit, und für den Empfänglichen mittheilſam und belehrend, hätte wohl kein Menſch in ihm einen Komödienſpieler vermuthet.

Sein Herz glühte in ungetheilter Liebe für Kunſt, Natur und Vaterland, welche Gefühle er unter keinem Umſtande verläugnete.

Als Ochſenheimer im Jahre 1813 in dem zum Vortheile des Theater-Penſionsfondes an der Wien zum erſtenmale gegebenen Schauſpiele: »Deutſche Treue von Klingmann«, den Ludwig von Baiern gab und mit ſtürmiſchen Aplaus gerufen wurde, ſagte er: »Ihr Wohlwollen gegen mich — gehört dem Vaterlande.«

Er konnte als das Muſter eines ſorgſamen Familienvaters bezeichnet werden, dem in ſeinem kleinen niedlichen Frauchen, das ihm vier Söhne ſchenkte, eine gleich wackere Hauswirthin und Mutter zur Seite ſtand.

Sein Haus war eines jener geordneten und behäbig bürgerlichen, wie deren in unſerer Zeit leider nur wenige mehr zu finden ſind.

Hier beſchäftigte er ſich, ſoferne es ſeine theatraliſchen Verhältniſſe geſtatteten, ausſchließlich mit ſeinen naturhiſtoriſchen Studien und Beobachtungen, ſowie mit dem Auferziehen, Spannen, Beſtimmen, Eintheilen und Aufbewahren ſeiner Lepidopteren.

Ein damaliger Schriftſteller, J. B. Hocheiſel, einer der eifrigſten Mitarbeiter der Theaterzeitung, brachte in einem Gedichte, welches daſelbſt abgedruckt erſchien, folgenden Paſſus auf Ochſenheimer:

Im ungeheu'ren Schlangenring,
Den ſtill der Ew'ge hält,
Erforſcheſt Du im Schmetterling
Der Schönheit Wunderwelt.

Auch Tritſchke dedicirte ihm einen Gedichtciklus: Schmetterlingsfang betitelt, mit den Worten:

An Ferdinand Ochſenheimer.

Ernſt bezeichne Dein Reich mit griechiſch-lateiniſchem Vollklang,
Wenn Du den Hübner citirſt, wenn Dich der Forſcher befragt:
Munter'n Gedichten vergönn' die muntere Sprache des Volkes,
Denke der Pleiße mit Luſt, denke der Elbe dabei.

Als einmal ein bekannter Entomolog ſeine ſämmtlichen Diurnen, Crepuscularien, Nocturnen und Mikrolepidopteren beſehen hatte, ſagte Ochſenheimer zu ihm: »Nachdem ich Ihnen ſo viele bunte Flügeldecken gezeigt, will ich Ihnen auch noch meine erſte Flügeldecke zeigen.

»Wie, Ihre?« fragte der Naturforſcher verwundert.

»Ja, obgleich keine Vaneſſa oder Antiopa aus mir geworden iſt, wie Sie wohl ſehen.«

Mit dieſen Worten führte er ihn zu ſeiner Bettſtelle, über welche ein altmodiſcher Seidenſtoff gebreitet lag.

»Sehen Sie, dieſe Seidendecke hier war einſt das Brautkleid meiner Mutter!«

Zu jener Zeit, in welcher die luſtigen Gaſſenſchwänke eines Caſtelli noch in Wien gang und gäbe waren, ſtellte es ſich ein ähnlicher Spaßvogel zur Aufgabe, unſeren Ochſenheimer düpiren zu wollen, um ihn dann hinterher aufziehen zu können.

Auf einem Spaziergange wußte er nämlich, ohne daß Ochſenheimer es bemerkte, einen gemalten Schmetterling auf einen Strauch zu ſetzen, und Ochſenheimer darauf aufmerkſam zu machen.

Dieſer warf aber nur einen flüchtigen Blick auf den papiernen Sommervogel, und ſagte: »In der That ganz hübſch gemacht, ganz hübſch!«

Worauf der Fälſcher beſchämt abziehen mußte.

Dazumal wurde auch über eine Anekdote, die man ſich von Ochſenheimer erzählte, viel gelacht. Möge ſie hier ein Plätzchen finden.

Kaiſer Franz war eines Tages mit Ochſenheimer in Schönbrunn zuſammengetroffen und Beide, im Geſpräch über Naturgegenſtände, in einen Gartenſalon des Luſtſchloſſes getreten, wo ſie die Hüte ablegten.

Beim Weggehen verwechſelte Ochſenheimer die Hüte, bemerkte es jedoch ſogleich und bat um Entſchuldigung für ſein Verſehen.

»Hat nichts zu ſagen«, ſagte Kaiſer Franz lachend. »Sie hätten bei dem Tauſche nichts profitirt.«

»Euere Majeſtät«, erwiderte Ochſenheimer, ebenfalls lachend, »ich hätte aber gewiß auch nichts dabei verloren.«

Bekanntlich trugen Beide die abgegriffendſten Filzhüte, die in Wien zu ſehen waren.

Außer ſeinen Streifungen nach Schmetterlingen in den nächſten Umgebungen Wiens, die er meiſtens mit ſeinem Freunde Treitſchke machte, kannte Ochſenheimer keine andere Zerſtreuung als den Beſuch des Eingangs ſchon erwähnten Bierhauſes »zum Löſchendurſt«.

Hier war es, wo er in einem Kreiſe bekannter Schriftſteller, Künſtler und Beamten, unter denen ſich auch der originelle Pepermann, ein Beethoven-Enthuſiaſt und trefflicher Karrikaturenzeichner, und der nicht minder eigenthümliche Violinſpieler Franz Klement, den Kaiſer Alexander von Rußland vorzugsweiſe favoriſirte, befanden, Erholung für ſein thätiges Streben ſuchte, wo ihn das Batzenlippelſpiel die Theaterkabalen vergeſſen machte, und er ſeine häuslichen Sorgen im Lethe des Gerſtenſaftes verſenkte.

Bei dem elenden Gebräue, welches dazumal in Wien unter dem Namen Mailänder ausgeſchenkt wurde, übertraf er alle Anderen der Geſellſchaft an Witz und geiſtreichen Einfällen.

Auch der Schriftſteller Kanne ſprach zuweilen zu, doch ſelten. Befragt, warum er nicht öfter käme? antwortete er: »Euer Schuſterwaſſer taugt nichts für mich. Ich muß Wein haben.«

In dieſer Geſellſchaft konnte Ochſenheimer halbe Nächte bei Bier und einer Pfeife ſchwarzen Dreikönigs-Tabak ſitzen, ohne ſchläfrig, geſchweige trunken zu werden, obgleich er nicht zu den Nippenden gehörte, und jedem Bierglaſe ein Gläschen Schnaps folgen ließ.

Daß die Ritter dieſer luſtigen Tafelrunde nicht immer den ruhigen gemeſſenen Ochſenheimer zu ihrem Vorbilde nahmen, und ihre frohe Laune öfters überſprudeln mochte, bewies ein gläſernes Glöckchen, welches auf dem Tiſche ſtand, und geläutet wurde, ſobald der Eine oder der Andere ſeiner Zunge allzu freien Lauf ließ, um ihn in die Schranken der Schicklichkeit zurückzuweiſen.

Die Chronique scandaleuse der Vorſtadt ſagte freilich, daß es geläutet würde, um dem weiblichen Perſonale des Gaſthauſes anzudeuten, daß es an der Zeit ſei, ſich zu abſentiren.

So geringen Comfort auch dieſes niedere, berußte, mit Tabakqualm erfüllte und mit dampfenden Talglichtern nur nothdürftig beleuchtete Gaſthaus darbot, ſo ſehr war Ochſenheimer an dasſelbe gewohnt, daß er an keinem Abend alldort fehlte, an dem er unbeſchäftigt war, oder wie er ſelbſt ſcherzweiſe zu ſagen pflegte, an dem er nicht zu gaukeln hatte.

Ja, es geſchah ſogar einmal, als er im Theater an der Wien den Geßler im »Tell« zu ſpielen hatte und das Stück erſt nach halb Eilf endete, daß er in der Garderobe nur Perrücke und Koller abwarf, ſich die Schminke vom Geſichte wiſchte, und in Ueberrock und Mantel »zum Löſchendurſt« eilte.

»Was zum Geier kommt denn heute für ein Eiſenfreſſer zu Beſuch?« fragte Einer von Ochſenheimer's Tiſchgenoſſen in dem benannten Gaſthauſe, als in der Vorderſtube (die Schwemme genannt) ſchwere Tritte und helles Sporngeklirre hörbar wurden, welche ſich ihnen näherten.

Eine allgemeine Lachſalve aber begrüßte gleich darauf Ochſenheimer, der, den Mantel auseinanderſchlagend, in ſtrohgelben Lederhoſen, hohen Reiterſtiefeln und Sporen mit thalergroßen Rädern, zu ihrem Tiſche trat und ſagte: »Na, ſo haben ſie mich glücklich wieder erſchoſſen!«

Bei Aufführung der Rolle des Geßler kann nicht übergangen werden, daß Ochſenheimer, welcher jedesmal im letzten

Akte mit ſeiner Begleitung zu Pferde erſcheinen mußte, in derſelben einen eigenen Theatercoup zur Ausführung brachte.

Er hatte nämlich in ſeinem rechten Aermel einen ziemlich langen Pfeil und unter dem Lederkoller ein Brettchen verborgen, in welchem eine Lücke angebracht war.

Sobald nun Tell aus dem ihn bergenden »Hollunderſtrauche« auf ihn geſchoſſen hatte, fuhr er mit der rechten Hand nach der Bruſt und ſtieß zugleich den Pfeil in die Lücke des Brettchens, wodurch derſelbe wagrecht zu ſtehen kam, ſo daß Ochſenheimer einer aufgeſpießten Lerche nicht unähnlich ſah, welches Manöver von dem Publikum der höheren Regionen mit einem Beifallsſturm aufgenommen wurde.

Hier dürfte eines Vorfalles nicht unerwähnt bleiben, der ſich auf einer kleinen Landpartie, welche Ochſenheimer mit mehreren Freunden unternahm, ereignete.

In Hütteldorf, deſſen Bier ſich ſchon vor 100 Jahren in gutem Rufe befand, ward der Kirchtag gefeiert.

Geige und Klarinette erklangen an allen Orten. Die Wirthslokalitäten, vorzüglich aber jene des Bräuhauſes, waren ſo ſehr überfüllt, daß im Letzteren leere Fäſſer herbeigeſchafft werden mußten, um die Stelle der Tiſche zu vertreten, an Stühle war nicht zu denken.

Die Bräuknechte, welche bekanntlich den Trunk in den Bräuereien zechfrei haben, thaten ſich vorzüglich im Vertilgen des ſchäumenden Gerſtenſaftes hervor.

Ochſenheimer war mit ſeinen Freunden ebenfalls in das Bräuhaus gekommen, und mengte ſich unter die fröhlichen und trinkluſtigen Gäſte.

Die Trunkenheit ſtieg jedoch bei vielen der Anweſenden zum höchſten Grade, und artete bei den Bräuknechten bald in rohes Benehmen aus, welches in kurzer Zeit zu Händeln führte.

Schon war man bereits handgemein geworden, als Ochſenheimer, zufällig in den Rauftumult gezogen, plötzlich der Länge nach wie ein gefällter Baum dahinfiel.

Seine Freunde ſtießen einen Schrei des Schreckens aus und eilten ihm zu Hilfe.

»Um des Himmelswillen, Ochſenheimer iſt erſchlagen! Wer hat den Schlag gethan? Waſſer herbei! Ergreift den Mörder! Raſch zum Chirurgen, vielleicht iſt noch zu helfen! Einen Wagen! Einen Wagen!« So ſcholl es im wilden Gewirre durcheinander.

Ein Flechtenwagen, der nächſtſtehende, raſſelte herbei.

Ochſenheimer's Freunde hoben den noch immer Lebloſen in denſelben, während die Anſtifter des Raufhandels ſich aus dem Staube machten.

Der Wagen ſchollerte im Fluge davon. Beſtürzt ſchaute ihm die ernüchterte Menge nach.

Als das Gefährte aber aus dem Geſichtskreiſe des Bräuhauſes gekommen war, und der Kutſcher eben die Pferde nach der Offizin des Wundarztes lenken wollte, erhob ſich Ochſenheimer langſam und ſagte: »Jetzt muß ich mir doch einmal eine Pfeife ſtopfen.«

Er hatte nur todt und lebendig geſpielt, um dem Exzeſſe ein Ende zu machen, welches Komödienſtückchen von demſelben Erfolge gekrönt war, als ſeine künſtleriſchen Bühnenleiſtungen.

Die Pretioſität und affektirte Vornehmheit, mit welcher ſich die Hofſchauſpieler von damals als die Crème der Schauſpielerwelt zu geriren ſuchten, die unaufhörlichen Intriguen die ſie einander ſpielten, ſo wie die damalige Cenſurwirthſchaft, verleideten ihm allmälig das Theater, weßhalb er ſich immer ausſchließender ſeinen gelehrten Forſchungen und Studien überließ.

Es konnte ihm daher nur erwünſcht kommen, daß der Zufall ihm unerwarteter Weiſe auf dieſem Felde einen erhöhten Wirkungskreis einräumte.

Eines Tages ließ ihn nämlich Kaiſer Franz nach der Morgenmeſſe in ſeine Privatbibliothek berufen; dieſe befand ſich dazumal im erſten Stock in der Hofburg, zunächſt den kaiſerlichen Gemächern, und beſtand aus drei geräumigen Sälen und mehreren Nebenzimmern, welche bei 40,000 Bände füllten.

In dem erſten der Säle erwartete ihn der Kaiſer.

Der erſte Band von Ochſenheimer's Werk: Die Schmetterlinge in Europa, lag aufgeſchlagen auf einem Tiſche. An dieſem ſtand ein Mann mit einem rehfarbenen Kaputrock, von mittlerer Größe, hagerer Geſtalt, mit blauen ſtrengen Augen, ſcharfen Geſichtszügen und einer hohen ſchmalen Stirne, um die ſpärliches Silberhaar niederfiel. Es war der Kaiſer Franz.

»Ah, der Artilleriepapa!« rief derſelbe, als Ochſenheimer mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung in das Bibliothekzimmer trat.

Mit dieſem ſcherzhaften Namen pflegte Kaiſer Franz oftmals, wenn er bei heiterer Laune war, unſeren ſchauſpielenden Entomologen zu benennen, indem drei der Söhne Ochſenheimer's der k. k. Artillerie angehörten.

»Mein lieber Ochſenheimer«, fuhr der Kaiſer fort, »es wäre mir lieb, wenn Sie anſtatt dem Komödienſpielen meine Schmetterlinge, die's mir aus Braſilien geſchickt haben, in eine ſyſtematiſche Ordnung bringen möchten.«

»Noch befinden ſie ſich in den Kiſten, wie ſie ins Reviſionsamt gekommen ſind, und harren der Erlöſung durch einen in der Fauna Bewanderten.«

»Sie haben in dieſem Zweige der Wiſſenſchaft ein ganz neues Syſtem aufgeſtellt, das allgemeine Anerkennung findet, und ich glaube daher, daß Sie am geeignetſten wären, meinen Wunſch zu realiſiren.«

Ochſenheimer dankte für das hohe Zutrauen ſeines kaiſerlichen Herrn und verſicherte, daß er dieſen ehrenvollen Auftrag nur als allerhöchſte Gnade betrachten könne.

Der Kaiſer zeigte über dieſe Aeußerung ſein ſichtliches Wohlgefallen, und ſprach hierauf mit Ochſenheimer noch Vieles über deſſen Werke, ſo wie über Braſilien, ſeine fruchtbaren Küſtenlande und ſeine reichen Naturprodukte, wobei er nicht oberflächliche Kenntniſſe in der Botanik entwickelte.

Aber auch Ochſenheimer's enthuſiaſtiſche Schilderungen der Lepitopteren jener wunderbaren Weltgegend, und ſeine Citaten aus Schäffer, Freireiß, Werg und Anderen, bethätigte, daß er in ihm den rechten Mann für die beauftragte Miſſion gefunden habe.

Nachdem der Kaiſer noch ſeine volle Zufriedenheit gegen den gelehrteſten ſeiner Hofſchauſpieler zu erkennen gegeben, entließ er dieſen, auf ſeine herzgewinnende und populäre Weiſe, mit den Worten: »Schaun's halt, daß Sie's zurecht bringen!«

Wirklich machte ſich Ochſenheimer auch ungeſäumt an ſeine mühevolle Aufgabe, eine Aufgabe, deren Schwierigkeit daraus zu entnehmen ſein dürfte, daß dieſe Sammlung aus 60,000 Individuen beſtand, aus welchen er 8000 Arten in mehr als 20,000 Individuen beſtimmte.

Die unſerem ſchauſpieleriſchen Entomologen übertragene Inſektenſammlung war eine Abtheilung des großartigen zoologiſchen Kabinets, das den Namen des braſilianiſchen Muſeums führte, und ſich damals in der Johannisgaſſe Nr. 972 befand, wo es 13 Zimmer einnahm, jetzt aber mit dem zoologiſchen Kabinete auf dem Joſefsplatze vereinigt iſt.

Seinen Beinamen erhielt das Muſeum, weil die Vermälung der Erzherzogin Leopoldine Karoline, der zweiten Tochter des Kaiſers Franz aus zweiter Ehe, mit dem Sohn des Königs Leopold von Portugal, dem Kaiſer von Braſilien, Dom Petro Alkantara, die Veranlaſſung zur Gründung desſelben war.

Die Naturforſcher Chr. Mikan, Johann Emil Pohl, Jakob Natterer und Heinr. Schott befanden ſich nämlich, nebſt dem leidenſchaftlichen Sammler von Alterthümern, Freiherrn Klemens von Hügel, in der Suite der Erzherzogin, welche dieſelbe nach Rio Janeiro begleitete, wodurch ihnen die Gelegenheit geboten wurde, die Naturſeltenheiten Braſiliens an den Ufern des Marannon und des Rio Franzesko zu ſammeln und nach Wien zu ſenden.

Unausgeſetzt und mit raſtloſem Eifer arbeitete Ochſenheimer über Jahresfriſt an dem Ordnen dieſer Sammlung, und erhielt ſodann von Kaiſer Franz, als Zeichen ſeiner beſonderen Zufriedenheit, eine werthvolle und reich verzierte goldene Tabatiere zum Geſchenke, welche noch ein Schauſtück der Familie iſt.

Nicht lange darauf aber begann ſeine Geſundheit immer mehr in Verfall zu gerathen, ſo ſehr er dieß auch vor ſeinen Angehörigen und den Genoſſen im »Löſchendurſt« zu verbergen ſuchte.

Es war am 23. September 1822, und im Hofburgtheater »die ſilberne Hochzeit« zur Aufführung gebracht, in welcher er den Steckrübe nicht ohne Anſtrengung ſpielte, als er nach der Vorſtellung in der Garderobe ohnmächtig zuſammenſank und nach Hauſe gebracht werden mußte.

Sein Hausarzt, Doktor de Carro, welcher ſogleich herbeigeholt wurde, zuckte bedenklich die Achſeln.

Er hatte ſeine letzte Rolle geſpielt. Am 2. November, dem Tage, an welchem er in Moskau zum korreſpondirenden Mitglied der kaiſerlichen Geſellſchaft der Naturforſcher ernannt wurde, um 10 Uhr Abends ſtarb er im 55. Lebensjahre an einer Herzentzündung.

Das Haus, in welchem er ſeinen Geiſt aushauchte, befand ſich zu Mariahilf und führte das Nummer 101.

»Ochſenheimer iſt nicht mehr«, ſagte Treitſchke in ſeiner Vorrede zu dem Schmetterlingswerke. »Der 2. November 1822 entriß ihn ſeiner Familie, ſeinen Freunden und der Entomologie, die er übte und liebte, und die noch in den Stunden des

Todes ſeinen ſcheidenden Geiſt entflammte. Was Gattin und Söhne, was die Vielen, die ſein harmlos kindliches Gemüth an ihn gekettet hat, verloren, das bezeugte mit tauſend Thränen ſein Begräbniß am 4. November.«

»Auf dem Friedhofe außer Mariahilf (Schmelz) ſchlummert er den Puppenſtand und harrt des Frühlings, daß er ihn zur Luſt des ſchöneren Lichtes und zum Anſchau'n einer herrlicher'n Schöpfung erwecke.«

Der Erzherzog Palatin kaufte nach ſeinem Tode die große Schmetterlings-Sammlung Ochſenheimer's, welche bis zum Platypterix gehend, nach den Sammlungen des Abtes Schiffermüller und des Abbates Manzzola, zu den vorzüglichſten Privatſammlungen gehörte, für das Nationalmuſeum in Peſt.

Leider ging dieſelbe bei der Ueberſchwemmung im Jahre 1830 zu Grunde.

Bei Ochſenheimer bewährte ſich abermals der Ausſpruch des Dichters: »Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze, denn ſo Vortreffliches er auf der Bühne geleiſtet, ſo erſchütternd er auf die Gemüther der Zuſchauer gewirkt, als darſtellender Künſtler iſt er vergeſſen und verſchollen, ſo wie jene hochgefeierte Hofſchauſpielerin, Katharina Jaquet, unter deren Porträt Kaiſer Joſef eigenhändig die Worte ſchrieb: Sie ſtarb allgemein bedauert.

Nur was er als Gelehrter, als Mann der Wiſſenſchaft geſchaffen und erſtrebt, erhielt ſeinen Namen bis heute, und erhält ihn wahrſcheinlich noch lange über dem Strome der Vergeſſenheit.

Peter Freiherr von Strudl, Kammermaler des Kaiſers Leopold I. und der Strudelhof in Wien.

Noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde Wien von einem Kranze von lachenden Rebenhügeln umgeben, welche bis nahe an ſeine altehrwürdigen Mauern vorgerückt waren.

Ein Ausläufer dieſer Weinhügel war auch die damalige »Schottenpeunt« oder der Schottenberg, von dem Thore gleichen Nahmens, ſpäter Hochſtraße und jetzt Bergſtraße genannt.

Gewährten dieſe grünenden und duftigen Rebengelände ſchon an und für ſich einen heiteren und mahleriſchen Anblick, ſo wurde derſelbe noch um Vieles dadurch erhöht, daß viele der vermöglicheren Bewohner der alten Kaiſerſtadt in denſelben niedliche Winzerhäuschen und Sommervillen erbaut hatten, denn die Wienerbürger, welche damals noch ihren eigenen Wein in ihren Kellern im Innern der Stadt auszuſchenken pflegten, thaten ſich darauf etwas zu Gute, einen eigenen Weingarten zu beſitzen, und den grünenden Tannenkranz, welcher ihr Schenkrecht kennzeichnete, vor ihrem Hauſe im Winde ſchaukeln zu ſehen.

Eine der ſchönſten dieſer Villen, ein im italieniſchen Bauſtille aufgeführtes Gartengebäude, mit der reizendſten Rundſchau, und von großen prachtvollen Anlagen umgeben, befand ſich an dem vorerwähnten Orte, und war das Eigenthum eines vielſeitigen und ausgezeichneten Künſtlers, des Hofmalers Peter Strudl, von dem ſofort dieſe Beſitzung auch den Namen des »Strudelhofes«, und rückwärtige Abflachung des Schottenpeunts, gegen die Als zu, jenen des Strudlberges erhielten.

Später auf dieſe reizende Villa zurückkommend, wollen wir vorerſt einen Blick auf das künſtleriſche Wirken des Beſitzers ſelber werfen.

Peter Strudl wurde im Jahre 1648 zu Cles, dem Hauptorte des Nonsthales, Val di Non genannt, geboren, welcher Ort ſeinen Namen von Ecclesia (Kirche) hergeleitet, und auf einem der fruchtbarſten Landſtriche Tirols, nicht ganz drei Stunden von Rochelle, gelegen iſt.

Er erhielt von ſeinem Vater Jakob Strudl, einem Bildhauer, den erſten Unterricht im Zeichnen und Modeliren, und kam noch in ſehr jungen Jahren nach Venedig, in die Schule des Malers Karl Loth.

Nachdem er ſeine künſtleriſche Ausbildung vollendet, begab er ſich von hier an den Hof des kunſtliebenden Johann Wilhelm, Pfalzgrafen bei Rhein und Churfürſten von Heidelberg, dem Schwiegerſohne Kaiſer Leopold's I., der ihn zum Hofmaler ernannte.

Im Jahre 1680 berief ihn Kaiſer Leopold als k. k. Hof- und Kammermaler in die Kaiſerſtadt, mit dem bisher ganz ungewöhnlich hohem Künſtlergehalte von jährlichen 3000 Gulden.

In dieſem Jahre kamen auch die beiden Brüder Strudl's, Paul und Dominik nach Wien, welche ſich bereits durch Ausführung vieler Statuen aus Marmor und Erz, auf rühmliche Weiſe bekannt gemacht hatten.

Dominik Strudl war es auch, der die Bildhauerarbeiten an der Dreifaltigkeitsſäule auf dem Graben, in Gemeinſchaft mit Mathias Rauchenmüller, Jakob Auer und Johann Pichler ausgeführt.

Die Hauptanordnung dieſer Bildſäule ſtammt jedoch von dem Bildhauer Burnacini, einem italieniſchen Meiſter, her.

Nach zehn Jahren eines überaus ſtrebſamen und thätigen Künſtlerlebens, erbaute ſich Strudl jene prachtvolle Sommerville, in welcher er eine Kunſtſchule, die erſte in Wien, errichtete.

Strudl war ein Freund der Geſelligkeit und führte ein glänzendes Haus.

Er gab zahlreiche Gaſtereien, an denen Adel und Künſtler Theil nahmen, daher war ſeine Villa eine der Belebteſten in der Umgegend Wien's.

Dieſes luſtbewegte Leben aber hinderte ihn keineswegs, ſich mit allem Fleiße ſeiner Kunſt hinzugeben, und ſeine Zeit vorzugsweiſe der Ausbildung ſeiner zahlreichen Schüler zu widmen.

Kaiſer Leopold, auf Strudl's Kunſtinſtitut aufmerkſam geworden, faßte nun ſelbſt den Entſchluß, eine k. k. Akademie der Künſte in der Hauptſtadt des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates zu errichten, und ernannte Strudl zum Direktor derſelben.

Leopold, welcher große Summen auf Denkmäler und Neubauten verwendete, die Univerſitäten zu Insbruck und Breslau gründete, ließ mit nicht unerheblichen Koſten die berühmten griechiſchen Statuen in Rom und Florenz, als Laokoon, die medizeiſche Venus, Apoll, den borgheſiſchen Fechter und viele Andere abformen, und in das Haus zum ſchönen Brunnen, unter den Tuchlauben, hinterbringen, welches daher als der älterſte Sitz der Wiener Künſtler-Akademie zu betrachten iſt.

Es iſt dasſelbe Haus, in welchem der öſterreichiſche Kunſtverein gegenwärtig ſeine Ausſtellungen hält.

Mit dem am 10. März 1701 gefertigten Diplom, in welchem Strudl ſeiner ſeltenen Kunſtfertigkeit wegen (propter raram artis peritiam) dem berühmten Apelles (cum celeberrimo Apelli) gleichgehalten wird, wurde er als Vorſteher unſerer Akademie (academia nostrae Praefectum constituerimus) zugleich in den Reichsfreiherrnſtand, mit dem Prädikate von Strubendorf und zum kaiſerlichen Truchſeß erhoben.

Die Eröffnung dieſer Akademie fand aber erſt nach dem Ableben Leopold's, unter ſeinem Thronfolger Kaiſer Joſef I. (den 18. Dezember 1705) ſtatt, um welche Zeit der geheime Rath und Hofkanzler, Graf Ludwig Philipp von Sinzendorf, das Protektorat derſelben übernahm, und Strudl ſeine eigentliche Funktion als Direktor der Akademie antrat.

Es dürften wohl nur wenige Künſtler gelebt haben, die ſich einer ſo wenig getrübten und dornenloſen Künſtlerbahn zu erfreuen hatten als Strudl, welchem Ehren, Würden, Vermögen und Anerkennung in ſo raſcher Folge und in ſo reichem Maße zu Theil wurden.

Einen Beleg, wie ſehr ihn das Glück begünſtigte, liefert eine Aufzeichnung von Schlager, in welcher es unter Anderm heißt:

Außer ſeiner hohen Beſoldung erhielt er 1691 von Leopold, deſſen volles Vertrauen in Kunſtſachen er beſaß, »wegen eines verfertigten Bildes, ſo Ihrer churfürſtlichen Durchlaucht von Heidelberg verehrt worden«, den ebenfalls ungewöhnlich hohen Preis von 900 Gulden, laut der Wiener Hofakten.

Eben ſo reich ſind die Zahlungen in ſpäteren Jahren.

1698. Dem kaiſ. Kammermaler, Herrn Peter Strudl, zu Verfertigung gewiſſer Kabineten und Bilder, von Ihro Majeſtät dem römiſchen König (Joſef I.) zu Dero Hochzeits-Feſtivitäten, abermalen 3622 Gulden.

1703. Dem kaiſ. Truchſeßen und Kammermaler Peter Strudl, wegen bei der neuen kaiſ. Kapelle zu verfertigenden Vergolderarbeiten 1468 Gulden.

Strudl führte nicht nur den Malerpinſel, wie aus dieſem Aktenſtücke zu erſehen, ſondern war auch noch Bildhauer und Techniker.

In letzterer Eigenſchaft findet ſich in den Hofakten den 25. Jänner 1698 die Zahlung von 600 Gulden zu Verfertigung einer durch den „Cavaglier“ Strudl, kaiſ. Kammermaler, an die Handt gegebenen — Wäſchermaſchine.

Nachdem ſein Bruder Paul, im Jahre 1707, geſtorben, welcher auf Befehl Leopold's 1698 die früheren öſterreichiſchen Regenten in Tiroler Marmor auszuführen hatte, wurde ihm die Ausführung der noch fehlenden Statuen von Joſef I. übertragen.

Strudl war unbeſtritten ein Künſtler von großem Talente und lebendiger Phantaſie.

Seine Färbung war kräftig und blühend, Talent und feuriges Blut trieben ihn raſch vorwärts, jedoch unterlag er auch den Einflüſſen ſeiner Zeit und huldigte nicht ſelten ihrem Geſchmacke, obgleich er den großen Rubens zu ſeinem Vorbilde gewählt hatte.

Seine Bilder, ſtark braun, weil auf rothem Bolusgrund gemalt, ſind kühn behandelt, entbehren aber zuweilen der Wahrheit, da er größtentheils aus der Uebung malte.

Auf der Zenith ſeines Künſtlerglückes ſtehend, und inmitten ſeiner vollſten Thätigkeit als ſchaffender Künſtler und als Lehrer an der Kaiſerſchule, ſollte ſein Kunſtſtreben jedoch plötzlich durch ein grauenerregendes Ereigniß unterbrochen werden.

Es war im Jahre 1713, als eben ſo unerwartet als ſchreckenverbreitend die Peſt, welche an der Grenze Oeſterreichs wüthete, auch in Wien, und zwar in der Villa Strudl's, oder wie Geuſſau in ſeiner Geſchichte Wien's berichtet, in dem ſogenannten „Strudl'ſchen kammermaleriſchen“ Hauſe zum Ausbruche kam, und ihren ſchaudervollen Reigen in der Kaiſerſtadt eröffnete.

Dieſe Seuche ward aus Dotis in Ungarn von einer Weibsperſon nach Wien gebracht, welche ſich zuerſt in der Roßau aufhielt, und auch an der Krankheit ſtarb, nachdem ſie jedoch dieſelbe mehreren anderen Perſonen ihres Geſchlechtes mitgetheilt hatte.

Die in der Roßau von der Seuche Ergriffenen wurden ſogleich in das ſogenannte »Beckenhäuſel« und in das bürgerliche Lazaret am Alſerbach, zu St. Johann dem Täufer, gebracht; als aber dieſe Räumlichkeiten nicht mehr hinreichten, die Zahl der Erkrankten aufzunehmen, wurde die Villa Strudl's, welche dieſer gleich nach dem Peſtfalle mit den Seinen verlaſſen hatte, von dem Directorium sanitatis zu einem Lazareth verwendet, und die Stätte der Kunſt und der heiteren Geſelligkeit plötzlich in einen Ort des Entſetzens und des Todes umgewandelt.

Meiſter Strudl blieb zwar von der Peſt, welche in wenigen Monaten 8644 Perſonen in Wien dahingerafft hatte, verſchont, ſtarb aber ſchon in dem darauffolgenden Jahre, nämlich am 4. Oktober 1714, im 57. Jahre, und hinterließ ſeinem einzigen Sohne Johann Wilhelm ein bedeutendes Vermögen.

Durch ſeinen Tod war die Wirkſamkeit des Kunſtinſtitutes, dem er mit ſo vielem Eifer vorſtand, auf eine geraume Zeit unterbrochen.

Erſt im Jahre 1726 rief Karl VI. dasſelbe unter dem Protektorate des geheimen Rathes und General-Baudirektors Grafen Gundaker von Althann und der Direktion Jakob van Schuppen, auf's Neue ins Leben.

Noch einen flüchtigen Blick auf dieſe Kunſtanſtalt.

Maria Thereſia, Joſef II., endlich Franz I. vervollkommten und erweiterten den Wirkungskreis dieſer Hauptkunſtanſtalt des Kaiſerreiches.

Unter ihrem damaligen Kurator Metternich erhielt dieſelbe neue und treffliche Statuten.

Sie wurde als Kunſtbehörde und Künſtlergeſellſchaft aufgehoben und als höhere Kunſtſchule, nach den von dem Miniſter des Unterrichtsweſens, Grafen Thun, beantragten Grundzügen, organiſirt.

Die wichtigſte Beſtimmung dieſer Organiſation war die Creirung von Meiſterſchulen, bei welchen gegenwärtig Joſef Führich, Peter Nepomuk Geiger, Karl Mayer, Heinrich Schwemminger, Würzinger und andere namhafte Künſtler als Profeſſoren thätig ſind.

Mit der Leitung des Akademie-Direktoriums iſt Herr Ruben betraut.

Die Kunſtanſtalt hat eine gute Elementar-Zeichnenſchule, eine Landſchafts-Zeichnenſchule, eine Hiſtorienmaler-Architektur-Skulptur- und Kupferſtecherſchule, einen Modellſaal, eine ſchöne Sammlung von Gypsabgüſſen, eine ziemlich reichhaltige Bibliothek, unter Direkter Troſt, und eine gute Gemäldegallerie, in welcher die Gemäldeſammlung aus dem Vermächtniß des Grafen Anton Lamberg-Springenſtein, welche aus 400 Nummern beſteht, vorzugsweiſe zu erwähnen iſt.

Derjenige Zögling dieſer Akademie, welcher einen Preis erringt, iſt ſeiner Militärverpflichtung enthoben, und mit jedem zweiten Jahre ſchickt die öſterreichiſche Regierung zwei Künſtler dieſer Anſtalt nach Rom.

Es iſt dieß für einen Staat wie Oeſterreich freilich keine ſeiner Macht und ſeinem Anſehen entſprechende Begünſtigung für die Kunſtwelt, indem Rußland 12 Kunſtzöglinge dahin entſendet, welchen das Doppelte des öſterreichiſchen Jahrgehaltes ausgeſetzt iſt, und Frankreich eine eigene Kunſtakademie in Rom beſitzt, jedoch ſteht zu bedenken, daß das geſammte Kunſtleben Oeſterreichs ſeiner völligen Entfaltung erſt entgegenſieht.

Gegenwärtig befindet ſich dieſe Kunſtanſtalt, welche den Namen der Akademie der bildenden Künſte führt, in der inneren Stadt, Annagaſſe Nr. 980.

Strudl mahlte als Hofmaler ein großes Porträt Kaiſer Leopold's und viele Porträte der Mitglieder des Kaiſerhauſes und der Großwürdenträger des Reiches.

In den Paläſten und Kirchen von Wien findet man hiſtoriſche und religiöſe Darſtellungen von ſeiner Hand.

So befindet ſich in der Hauskirche der thereſianiſchen Ritterakademie das Bild des Hochaltars, den Erzengel Michael darſtellend, ein Geſchenk der Kaiſerin Maria Thereſia, ferner ein Hochaltarblatt in der Kirche St. Rochus und Sebaſtian auf der Landſtraße, und zwei Altarbilder in der Eliſabethinerkirche derſelben Vorſtadt. Auch die Kirche St. Laurenz in Schottenfeld, beſaß ein Altarblatt, den Martyrer Laurentius darſtellend. Von dieſem Bilde, welches aber, da es zu ſehr eindunkelte, durch ein neues Gemälde von dem Maler Karl Hemerlein erſetzt wurde, ſagt der Verfaſſer des Buches: Die Pfarre und Kirche St. Laurenz (Wien 1822): Die ſchonen Gruppen, die richtige Beleuchtung und die gefällige Farbenwahl haben manchen Künſtler veranlaßt, dasſelbe für ein Werk aus der italieniſchen Schule zu halten.

Nebſt dieſen Gemälden befanden ſich deren noch im Stifte zu Kloſterneuburg, an den Seitenaltären der Stiftskirche.

Im Belvedere zu Wien ſind von Strudl vier kleinere Bilder über der einen Thüre des Rubens-Saales, ſchwebende Genien mit Blumenguirlanden und Schriftrollen vorſtellend, dann im vierten Zimmer der deutſchen Schule ein lebensgroßes Knieſtück: der todte Heiland im Schooße der Schmerzensmutter, von Magdalena und anderen Heiligen betrauert.

In der Gallerie des Fürſten Liechtenſtein befinden ſich ebenfalls zwei Gemälde von Strudl. Eine Pieta, und Hagar mit Ismael.

Auch im Auslande findet man viele Gemälde ſeiner Hand, ſowohl Staffeleibilder als Altarblätter.

Im Dome zu Würzburg iſt das Bild des heiligen Martin.

In der Akademie zu München iſt Strudl's: Selbſtmord der Kleopatra, in der Pinakothek daſelbſt ein Ecce homo, ein Knieſtück, wahrſcheinlich dasſelbe Gemälde, welches Bugendas für Artaria in Mannheim unter dem Namen des Cav. Strudl geſtochen hat.

In der Gallerie zu Düſſeldorf waren auch zwei gerühmte Kinderbachanale von Strudl, an denen die nackten Kinder Bewunderung erregten, ſo wie eine heilige Familie.

In der Gallerie zu Dresden befinden ſich zwei Strudl'ſche Gemälde mit lebensgroßen Figuren, Jupiter in einen Satir verwandelt, und die ſchlafende Antiope, ſowie Suſanna im Bade von den Alten überraſcht, dann zwei Gemälde: Schlafende Kinder, letztere beide gemeinſchaftlich mit Franz Werner-Tam gemalt.

Die Gemäldegallerie in Schleißheim bewahrte ein Gemälde: Diana nach dem Bade, von den Nymphen abgetrocknet, und die Marter des heiligen Lorenz.

Eines ſeiner vorzüglichſten Gemälde befindet ſich in dem Beſitze des Verfaſſers dieſer Künſtlerſkizze und bildet die Zierde ſeines Arbeitszimmers.

Es ſtellt Chriſtus und den ungläubigen Thomas in Lebensgröße vor.

Chriſtus ſteht, bis an die Hüften entblößt, den blauen Mantel in den Händen haltend, während Thomas mit zagendem Finger die Seitenwunde berührt, und hinter ihm zwei Jünger, das Vorgehende beobachtend.

Der Geſichtsausdruck des zweifelhaften Apoſtels iſt meiſterhaft aufgefaßt. Von feſſelnder Schönheit aber iſt die Geſtalt des Herrn, ſind die Formen der Achſel und der Bruſt, ſo wie die Muskulatur des Armes. Die Farbe des Fleiſches und die Schattirung desſelben ſind mit der größten Naturwahrheit wiedergegeben.

Nun erübriget nur noch einen Blick auf den Strudelhof zu werfen, welchen Strudl, wie Eingangs erwähnt wurde, auf dem Schottenpoint, an der Stelle eines alten Gebäudes aufführte, das er von dem Hatſchieren-Rottmeiſter Romanus Tſchager und Maria Polixena, deſſen Hausfrau, käuflich an ſich gebracht hatte.

In dieſem wahrhaft freiherrlichen Wohnſitze befanden ſich: Das Atelier und die Wohngemächer des Eigenthümers, und die geräumigen Säle, deren reiche Plafond-Vergoldung ſich noch bis auf das 19. Jahrhundert erhalten, und welche die reiche Bilderſammlung des glücklichen Malers ſchmückte.

Noch iſt zu erwähnen, daß derſelbe im Jahre 1691 dieſes Gebäude, nach der frommen Sitte jener Zeit, mit einer im gothiſchen Style erbauten Kapelle, zu Ehren des heiligen Apoſtels Peter, bereicherte.

Wie wechſelvoll aber iſt der Beſtand alles Irdiſchen!

Wie bereits erwähnt, wurde 1713 dieſes herrliche Beſitzthum zu einem — Peſtſpitale verwendet und in den Kontumazrayon einbezogen.

Im Jahre 1718 kam es an Johann Anton Bormaſtini, der es 1734 wieder an den Grafen Leopold von Kuefſtein verkaufte.

Nach dem Ableben des Letztgenannten gelangten Gebäude und Garten an das ſpaniſche unirte Dreifaltigkeits-Spital (gegenwärtig das k. k. Waiſenhaus), welches eine bedeutende Geldforderung an den Grafen zu ſtellen hatte.

Am 1. Jänner 1765 wurde, wie Karl Hofbauer in ſeiner trefflichen hiſtoriſch-topographiſchen Schilderung der Roßau darthut, das Handlungs-Krankeninſtitut, früher im Ordenshauſe der barmherzigen Brüder hier eingerichtet, im Auguſt 1784 dasſelbe aber wieder in das neueröffnete Krankenhaus in der Alſergaſſe übertragen.

In dieſer Zeit fielen die Räume des Strudelhofes der eben errichteten Findel- und Armenanſtalt zu, welche in demſelben bis zum Jahre 1788 verblieb.

Die gegenwärtig mit der Nummer 266—268 bezeichneten Zinshäuſer ſind noch Theile des urſprünglichen Strudelhofes, während die übrigen Räume des Gebäudes ſammt der Hauskapelle neuen Baulichkeiten weichen mußten. Der Garten, welcher den Strudelhof umgab, iſt noch heute jener des Waiſenhauſes.

Die in die Karlsgaſſe einmündende Sackgaſſe, im Jahre 1802 durch Anpflanzungen einer Allee von Roßkaſtanien verſchönert, führt noch gegenwärtig den Namen des »Strudelhofes«.

Ein Fuchs des Erzherzogs Karl.

Es mag wohl ſchon dreißig Jahre und darüber ſein, daß ich, auf einem touriſtiſchen Ausfluge, in dem Bräuhauſe zu Hütteldorf zuſprach, und alldort mit einem kaiſerlichen Jäger am Wirthstiſche zuſammentraf.

Seine weidmänniſche Beſchäftigung ſowohl, als die Anweſenheit mehrerer Zöglinge der Forſtlehranſtalt zu Mariabrunn, hatten unſer Geſpräch bald auf das Thema von Jagd- und Thierleben gebracht. Einmal dahin gelangt, konnten wir natürlich das Gebiet des Seelenlebens der Thiere nicht umgehen, und der beredte Weidmann erzählte mir, im Verfolge des Geſprächs, das Nachkommende, als eine Thatſache, deren Augenzeuge er geweſen ſein wollte, und die wohl geeignet ſein dürfte, als Beitrag zur Thierſeelenkunde, aufgezeichnet zu werden.

Erzherzog Karl Ludwig, Bruder des Kaiſers Franz, k. k. Generalfeldmarſchall, der Held von Aspern, hatte während ſeines Sommeraufenthaltes in der Weilburg bei Baden, einmal auch einer Fuchsjagd beigewohnt, bei welcher ein Brandfuchs, ein ausnehmend großer Ried (Männchen), der bereits unter den Rehkitzchen, Rebhühnern, Haſen, Faſanen und Wachteln große Verwüſtung angerichtet hatte, in einem Berliner-Eiſen eingefangen wurde.

Der Erzherzog, welcher ſich in freien Stunden häufig mit literariſchen Arbeiten beſchäftigte, und an der Zoologie und Thierſeelenkunde beſonderes Intereſſe nahm, gerieth auf den Einfall, ein Experiment, in Bezug auf dieſe Wiſſenſchaft, mit dieſem ränkevollen Verderber des Wildſtandes vorzunehmen.

Er ließ zu dieſem Behufe ein Lederhalsband mit einer Glocke anfertigen, daſſelbe dem ſchlauen Reineke an den Hals befeſtigen, und dieſen ſodann wieder in Freiheit ſetzen.

Gleichzeitig erließ er an alle Beſitzer von Schlöſſern und Gehöften in der Umgegend ein Schreiben, in welchem an ſie das Anſuchen geſtellt wurde, im Falle ein Fuchs mit einer Glocke lebend eingefangen werden ſollte, ihm denſelben gegen gebührende Vergütung zuzuſenden.

Man kann ſich denken, welche Wirkung der Schall dieſer Glocke auf dieſes furchtſamſte aller Thiere des Waldes ausüben mochte.

Die eigene Phantaſie mag es jedem Leſer ſelbſt ausmalen, wie der unglückliche Experimentiſt, den Verfolger im Nacken, durch immer höher geſteigerte Angſt, dem fürchterlichen Schalle zu entfliehen ſuchte, und immer wieder auf's Neue von ihm weiter gejagt wurde.

Sie mag ihm es ausmalen, welche Wege er durch Wälder und Felder, Schluchten und Geſtrippe genommen, wie er über Gerölle und Hänge hinweggeflogen, über Waldbäche und Klüfte geſetzt, und endlich ermattet zuſammengebrochen, bei der leiſeſten Bewegung aber, durch den Schall, den er dadurch erregte, auf's Neue von Entſetzen und Verzweiflung ergriffen, trotz der bis zum Aeußerſten erſchöpften Kräfte, wieder weiter flüchtete.

Schon aber waren mehrere Tage vergangen, ohne daß die erwünſchte Nachricht über das Schickſal des Fuchſes an den Erzherzog gelangt wäre.

Es mochte am dritten oder vierten Tage nach der Freigebung des Fuchſes ſein, als in dem Bräuhauſe zu Hütteldorf ſich etwas Seltſamliches ereignete.

Ein Wirthsburſche wurde, in bereits vorgeſchrittener Nachtzeit, beauftragt, aus dem Bräuerkeller irgend einen Gegenſtand heraufzuholen.

Der Junge verfügte ſich in denſelben, und ſuchte mit ſeiner Laterne nach dem Verlangten, als er plötzlich ein leiſes Geläute zu vernehmen glaubte.

Auf das Aeußerſte überraſcht, horchte er mit geſpannter Aufmerkſamkeit, als aber eine geraume Zeit hindurch, wieder die frühere Stille herrſchte, glaubte er ſich getäuſcht zu haben, und wollte weiter ſuchen.

Da erklang das Geläute auf's Neue.

Von paniſchem Schrecken ergriffen, flog er jetzt die Kellertreppe hinauf, und berichtete dem Hausknecht, daß ſich im Keller ein Geſpenſt befinde, welches läute.

Dieſer lachte über den thörichten Burſchen und verfügte ſich unverweilt mit ihm an den Ort des Spukes.

Kaum in den Keller gekommen, erſcholl auch ſchon das Geläute wieder, worauf der Wirthsburſche ſogleich Reißaus nahm.

Der Hausknecht erhob ſeine Laterne, und ließ ſeine Blicke in dem Kellerraum umherſchweifen, da aber ſeine Leuchte nur einen kärglichen Schein verbreitete, ſo konnte er nicht entdecken, was dieſe unheimlichen Töne hervorbringe.

Zugleich aber konnte er auch nicht das Herz faſſen, der Urſache des Läutens, als etwas ganz Außergewöhnlichem, allein nachzuſpüren, daher folgte er, ſchneller als man es ſeinem ſonſtigen Muthe zugetraut hätte, ſeinem zaghaften Begleiter in die Bräuerſchenke.

Sein Herr und Meiſter unterhielt ſich gerade im Gartenſaal mit einigen Stammgäſten, als der Hausknecht in denſelben trat, und ihm das ſonderbare Ereigniß mittheilte.

»Was?« rief der Bräumeiſter lachend, ein Geiſt in meinem Keller? den muß ich näher kennen lernen.«

»Wir auch! Wir auch!« riefen die Gäſte und ſogleich wurde beſchloſſen, dem räthſelhaften Spucke auf den Grund zu kommen.

Alles bewaffnete ſich in Eile mit Beſenſtöcken und Knitteln, und der ganze Zug begab ſich nun, unter Anführung des Brauherrn, und bei dem Flackerſcheine zahlreicher Laternen und Talglichter in die unterirdiſchen Räume.

Zu ihrer Verwunderung vernahmen nun auch die Neuangekommenen die myſtiſchen Töne, und ſuchten nunmehr vorſichtig neben und unter allen Fäſſern und Ganterblöcken, und in den finſterſten Winkeln und Niſchen des Kellers umher.

Vergebens.

Der geſpenſtiſche Glöckner wollte ihnen nicht zu Geſichte kommen, obgleich von Zeit zu Zeit die Glocke in leiſem Schalle hörbar wurde.

Da erblickte plötzlich Einer der Laternenträger in einer Mauervertiefung, ober welcher ſich ein trichterartiges Luftloch befand, einen zuſammengeknäuelten Gegenſtand.

»Hier liegt Etwas!« rief der Leuchtende.

»Wo? wo?« erſcholl es aus Aller Munde, und Alles drängte nach dem Kellerwinkel.

»Leuchte näher, damit wir ſehen, was es iſt!« gebot der Bräuer.

Es geſchah.

»Das iſt eine Katze!« rief Einer.

»Nein, es iſt zu groß! Es iſt ein Mader!« ſagte ein Anderer.

»Schlagt es todt!« riefen Mehrere zugleich.

»Halt!« ſprach der Bräuer, »vielleicht können wir es lebendig bekommen. Faſſe an Andres!«

Andres, der Hausknecht, welcher wieder den alten Muth gewonnen hatte, da er ſich überzeugte, daß er es mit keinem Geiſte zu thun habe, näherte ſich entſchloſſen dem zuſammengeknäuelten Thiere, und erfaßte es mit einem raſchen Griffe am Genicke.

Das Thier aber ſetzte ſich nicht im Mindeſten dagegen zu Wehre, noch gab es über den raſchen und unerwarteten Angriff ein Zeichen des Schreckens.

Der Hausknecht hielt es in hocherhobener Hand den Anderen entgegen, und jetzt erkannte man, zum allgemeinen Erſtaunen, in demſelben — einen Fuchs, der ein Riemenband mit einer Glocke am Halſe hatte.

Im Triumfe wurde dieſer hierauf in den Gartenſaal gebracht, und zum gemeinſamen Ergötzen auf einen Tiſch zur Schau ausgeſtellt.

Der Fuchs aber, welcher zum Beingerippe abgemagert war, und deſſen Augen tief im Kopfe lagen, und ein ſchwaches unheimliches Feuer von ſich warfen, blieb regungslos auf dem Flecke liegen, auf welchen man ihn hingeſetzt hatte, und ſchien an nichts einen Antheil oder ein Augenmerk zu nehmen.

Man hätte ihn für leblos halten können, wenn er nicht zuweilen den Kopf geregt, und dadurch die verhängnißvolle Glocke in Bewegung geſetzt hätte.

Daß das Thier durch die Kellerlücke in den Keller gefallen ſei, war nicht zu bezweifeln, vergebens aber erging man ſich in den verſchiedenſten Muthmaßungen, wie es zu der Glocke gekommen ſei, und aus welcher Urſache ihm dieſelbe umgehängt worden.

Da kam Einem der Gäſte das Schreiben des Erzherzogs in das Gedächtniß, deſſen Inhalt er den Anweſenden mittheilte, worauf man freilich nicht mehr zweifeln konnte, daß der eingefangene Fuchs derjenige des Erzherzogs ſei.

In der überſchwänglichen Freude, daß dieſer bei ihm aufgefunden wurde, gab der Bräuer ſeinen Gäſten ſogleich einen Eimer ſeines vorzüglichſten Gebräues zum Beſten, der auch bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken wurde, und ſendete mit dem nächſten Morgengrauen das Thier, das übrigens in größter Theilnahmsloſigkeit Alles mit ſich machen ließ, und auch keine Nahrung zu ſich nahm, durch einen eigenen Expreſſen dem Erzherzog nach der Weilburg, der ſich nicht wenig über den eigenthümlichen Zuſtand desſelben verwunderte.

Schon an dem nächſtfolgenden Tage aber ließ der Prinz den armen Reineke nach Wien in das Thierarzenei-Inſtitut bringen, indem er zugleich die Direktion dieſer Anſtalt ſchriftlich erſuchte, ihm über die phyſiſche Beſchaffenheit des Sendlings Aufſchluß geben zu wollen.

In kurzer Zeit erhielt der Erzherzog ein Schreiben, in welchem Seiner kaiſerlichen Hoheit bekannt gemacht wurde, daß der überſendete Fuchs (Vulpes) von den vorzüglichſten thierärztlichen Pathologen unterſucht worden, und ſelbe befunden haben, daß er — mente captus — ſei.

Die dieſer Thierraſſe angeborne Furchtſamkeit hatte ihn des Verſtandes beraubt.

Er war ein »ſtiller Narr« geworden.

Die Hunde des Markgrafen und das Prügelbrot in Kloſterneuburg.

Der 15. November wird als der Feſttag des Schutzpatrons von Oeſterreich unter der Enns, des Markgrafen Leopold, welcher 350 Jahre nach ſeinen Tode durch den Papſt Innocenz VIII. kanoniſirt wurde, noch immer alljährlich auf eine feſtliche Weiſe, ſowohl in kirchlicher, als weltlicher, oder volksthümlicher Beziehung in dem Städtchen Kloſterneuburg an der Donau begangen.

Noch immer ſtrömt an dieſem Tage ein großer Theil der Bevölkerung Wien's nach dem zwei Stunden von da entfernten Orte, um ſowohl der feierlichen Kirchenfunktion beizuwohnen, mehr aber noch, um ſich an dem edlen Traubenſafte, der von den Rebenhügeln Kloſterneuburg's und dem herrlichen Nachbargebirge gewonnen wird, zu erlaben,

> Denn kein beſſer Naß entquollen
> Iſt den väterlichen Schollen,
> Als man hier dem Gaſte ſchenkt.

Was aber den genußſüchtigen Wiener nebſt dem Nußberger und Grinzinger noch beſonders anlockt, ſind die Fiſche, und unter dieſen wieder die Donaukarpfen, welche freilich jetzt die Donau nicht mehr liefert, die aber demungeachtet am Leopoldstag zu Kloſterneuburg in Unmaſſe verkonſumirt werden.

An dieſem Tage erhält die Straße an dem rechten Ufer des ſilberfluthenden Iſter einen Verkehr, wie an keinem andern Tage im Jahre.

Wagen aller Formen und Gattungen, Herrſchafts-Equipagen, Fiaker, Omnibuſſe, Komfortables, Halbchaiſen, Steirerwagen und Zeiſelkarren raſſeln, ſcholtern und rollen im bunteſten Gemenge durch die von dem Gewimmel frommer, unterhaltungsſüchtiger, und trinkluſtiger Wanderer beiderlei Geſchlechts überſäete Fahrſtraße, nach dem weingeſegneten Städtchen hin, in welchem der Feſttag ſodann, je nach der Art des Beſuchers, auf das Fröhlichſte verlebt, und im Weinglaſe begraben wird.

Dieß dürfte wohl ein hinreichendes Motiv ſein, dem Leſer einen Gebrauch, welcher in Kloſterneuburg in alter Zeit gepflogen wurde, aber längſt in Vergeſſenheit gerathen iſt, in das Gedächtniß zu rufen.

Der Markgraf Leopold hatte bekanntlich am 11. Mai des Jahres 1106 das Hochzeitsfeſt mit Agnes, der Tochter Kaiſer Heinrich's IV., zu Melk gefeiert, und gleich darauf mit ſeiner jungen und reizvollen Gemalin ſein Schloß am Abhange des cetiſchen Gebirges, dem jetzigen Leopoldsberg, bezogen.

So glücklich ihn aber auch alldort der Beſitz Agneſens machte, ſo konnte er ſich doch eines finſteren Trübſinnes nicht erwehren, der ſeine Seele zeitweilig umnachtete.

Dieſer Trübſinn hatte aber ſeinen Grund in der Reue, die er empfand, daß er das Banner des alten in den Bann gelegten Kaiſers, ihres Beſitzes wegen, verlaſſen hatte.

Frau Agnes ließ nichts unverſucht, ſeine Gemüthsſtimmung zu erheitern, und ihn das beklagenswerthe Ereigniß vergeſſen zu machen.

Eines ſchönen Frühlingsabends nun geſchah es, daß er mit ihr in einem Erker des Bergſchloßes ſtand, und ihr die Eröffnung machte, zur Sühne ein Kloſter erbauen zu wollen.

Die Markgräfin billigte vollkommen den Entſchluß ihres

Gatten und befragte ihn, welche Stelle er für dasſelbe auserſehen habe. Bevor ſie aber noch hierüber eine Antwort erhielt, entführte ein plötzlich ſich erhebender Windſtoß den koſtbaren Spitzenſchleier von ihrem Haupte.

Wohl ſendete der Markgraf ſogleich ſeine Dienſtleute nach allen Windrichtungen aus, den Schleier aufzuſuchen; allein ſo ſehr dieſe auch die nächſte Umgebung des Schloſſes und darauf die Waldwüſtung bis weit hinaus über das von Karl dem Großen gegründete Städtchen Nivenburg mit ſeinem ſchon damals beſtandenen Martinskirchlein durchſtöberten, ſo konnten ſie doch des von dem Winde entführten Geſpinſtes nicht anſichtig werden, und Niemand gedachte mehr, daß es je gefunden werde.

Der Herbſtwind jagte bereits die gelb- und rothgefärbten Blätter des Waldes mit tollem Ungeſtüm vor ſich hin, als der Markgraf, der alten Waidmannsluſt fröhnend, mit luſtigem Waldhornklang und Halloruf den Forſt durchbürſchte, und ihn das fortwährende Geklaffe ſeiner Meute vermuthen ließ, daß ſie die Fährte eines vorzüglichen Raubzeuges aufgefunden haben müſſe.

Das Geklaffe kam aus einem faſt undurchdringbaren Dickicht.

Mit Mühe durch das Dornengehürſte gedrungen, bot ſich ihm aber hier ein überraſchender Anblick dar.

Im weiten Kreiſe ſah er ſeine ſämmtlichen Jagdhunde einen Holunderbaum regungslos und mit hocherhobenen Köpfen umſtehen, nach deſſen Gipfel ſie unausgeſetzt ihre Augen gerichtet hatten, während ſie all' unisono ein furchtbares und nichtendenwollendes Gebelle erhoben.

An dem Holunderbaume aber flatterte der Schleier der Markgräfin luſtig in den Morgenlüften.

Der fromme Markgraf erachtete dies als einen Fingerzeig Gottes, und beſchloß an derſelben Stelle ein Kloſter für zwölf Weltgeiſtliche und zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria zu erbauen, welchen Entſchluß er auch noch in demſelben Jahre (1106) auszuführen begann, und den Bau im Jahre 1108 vollendete.

Jedoch unternahm er ſchon im Jahre 1114 einen neuen größeren Bau der Kirche und des Kloſters, und übergab Beide (1133) den regulirten Chorherren des heiligen Auguſtin.

Im Jahre 1136, am 29. September, dem Geburtstage Leopold's, wurde der Neubau durch die Biſchöfe Konrad von Salzburg, Regimar von Paſſau und Roman von Gurk eingeweiht.

Otto, der erſte Abt zu Kloſterneuburg, erbat ſich von dem markgräflichen Gründer den verhängnißvollen Schleier der Markgräfin, ſo wie den Holunderbaum, an welchem er hängen geblieben war, zum bleibenden Gedächtniß und Wahrzeichen für das Kloſter, welchem Verlangen auch der Markgraf willfahrte.

Jedoch legte ihm derſelbe zugleich die Verpflichtung auf, auch fürderhin die Jagdhunde, welche den Schleier entdeckt hatten, in ſeine Gewahrſam zu nehmen, und für ihren Unterhalt und ihre Fortpflanzung Obſorge zu tragen, zu welchem Zwecke er dem Stifte einen nicht unbedeutenden Jahresbetrag zuſicherte.

Schon bei dem erſten Bau des Kloſters ward an der Stelle, an welcher der Holunder geſtanden, der Hochaltar errichtet.

Auf dieſem Altar wurde nunmehr der wirkliche Holunderbaum aufgeſtellt, die markgräflichen Hunde hingegen in einer eigens für ſie erbauten Räumlichkeit, einem ſogenannten Rudenhauſe, untergebracht.

Mit großer Sorgfalt überwachten nun die Stiftherren die Pflege und Züchtung ihrer quadrupeden Pfleglinge, worauf ſich auch die Race, wie die Sage berichtet, bis auf die letzten Jahrhunderte fortgepflanzt haben ſoll.

Wekhelin ſogar erwähnt noch ihrer, und ſagt in ſeinen »Merkwürdigkeiten Wien's« (1777), »ſie machten einen

Theil der Reliquien aus, die man den Reiſenden in Kloſterneuburg weiſet.«

Kaum zwei Monate nach der Errichtung des Stiftes, am 15. November 1136, ſtarb jedoch ſchon der Stifter im 63. Lebensjahre.

Seine Leiche blieb drei Tage hindurch öffentlich im Kahlenberger Schloſſe auf dem Rechtbrette oder Paradebette ausgeſtellt, und wurde ſodann in dem Kapitel zu Kloſterneuburg, der heutigen Leopoldsgruft, in die Erde verſenkt.

Den 15. Februar, am Sonntag Sexageſimae, des Jahres 1506, wurde dieſelbe aber wieder aus ihrer unterirdiſchen Ruheſtätte erhoben, und in einem ſilbernen mit Gold verzierten und mit rothem Sammt ausgeſchlagenen Sarge in feierlicher Prozeſſion in die St. Leopoldskapelle des Stiftes übertragen, in welcher die Reliquie noch gegenwärtig zu ſehen iſt.

Sie wurde in einem im gothiſchen Geſchmacke verfertigten hölzernen Ehrenſchranke, auf den ſogenannten Altar von Verdün geſetzt, welchen Probſt Wernher (1181) dem Stifte ſchenkte, und deſſen Temperabilder (1863 vom Maler Schönbrunner reſtaurirt) als die größten Kunſtkleinodien des Barbenbergerſtiftes betrachtet werden können.

In dieſer Kapelle befindet ſich noch ein aus Eiſenblech gearbeiteter Holunderbaum, der in ſeinem durchbrochenen Stamme die letzten Rudera des Baumes in ſich verſchließt, in deſſen Gezweige der Schleier der Markgräfin hängen blieb.

Auch zeigt man in derſelben den Reiſealtar des Markgrafen.

Ein aus Alabaſter gearbeitetes und mit Gold und Malereien verziertes, durch zwei Flügeln geſchloſſenes Käſtchen, welches in einen zierlichen Giebel endet, an welchem mehrere Engel angebracht ſind.

In einem unteren Fache dieſes Reiſealtars werden noch die Ueberreſte von Agneſen's Schleier aufbewahrt.

Am Feſttage des Stifters wurden alljährlich die reichgeſchmückten Gebeine des Heiligen und deſſen Scheitel, der von denſelben abgeſondert und mit dem Erzherzoghute geſchmückt, auf einem beſonderen Polſter ruhte, aus der Leopolduskapelle in feierlichem Umzuge zu dem Hochaltare der Stiftskirche gebracht und dort zur Anſchauung und Verehrung ausgeſtellt.

Dieſer feierliche Tag war es auch, an welchem alljährlich die Hunde des Markgrafen auf eine vorzügliche und eigenthümliche Weiſe ausgezeichnet wurden.

Es war nämlich in Kloſterneuburg ein herkömmlicher Gebrauch, an dieſem Feſttage eine Art ſtollenförmigen Weißbrotes zu backen, welches Prügelbrot genannt, und nach Beendigung der kirchlichen Ceremonie nebſt Fleiſch, Wein und ſilbernen Denkmünzen, den ſogenannten Leopoldspfennigen, unter das Volk vertheilt wurde.

Bevor aber dieſes geſchah, fand noch eine Schauſtellung ganz abſonderlicher Art ſtatt.

Es wurden nämlich, ſobald die Brote gebacken waren, ſämmtliche Kloſterhunde, die jenen des Markgrafen entſtammten, in einen großen offenen Raum des Stiftes gebracht.

Hier erſchienen nun die Chorherren mit dem Schaffner des Stiftes, die Erſteren mit Holzſtäben in den Händen und gefolgt von den Kloſterknechten, welche in mächtigen Körben die erwähnten Weißbrote trugen.

Auf ein Zeichen des Schaffners nahmen hierauf die Chorherren die Brote und ſchlugen von dieſen, mittelſt der Stäbe, die Rinde herunter, ſelbe der darnach lüſternen Meute preisgebend.

Nebſt der langen und dünnen Geſtalt des Brotes, welches einem Prügel nicht unähnlich ſehen mochte, war dies wohl die Haupturſache, weßhalb dasſelbe den erwähnten Namen erhielt.

Man kann ſich leicht vorſtellen, welch' ein Geklaffe und Gebelle die Hunde hierbei erhoben. Wie ſie die brotduftenden Körbe umſchnoberten und die Spendenden umdrängten, an ihnen, ſchnappend und freudewedelnd, emporſprangen, und mit welcher Gier und Haſt ſie ſich auf die zur Erde fallenden Brotkrumen warfen, und dieſelben einander zu entreißen ſuchten, bei welchem Ringkampfe weder das friedliche Abwehren der Betheiler, noch deren Holzſtäbe oder die Peitſche der Kloſterknechte einen Einhalt herbeizuführen vermochten.

Nach dieſer Procedur, welche der zahlreich verſammelten Bevölkerung nebſt dem ſogenannten Faßrutſchen, dem Herabgleiten über das 999 Eimer faſſende Kloſterfaß, zur vorzüglichſten Tagesbeluſtigung gereichte, wurde das rindenloſe Brot in der Stift-Pfiſterei noch einmal in den Backofen geſchoben, und ſobald daſſelbe eine neue Rinde erhalten hatte, ſchließlich unter den Anweſenden vertheilt.

Fried. Wilh. Weißkern erwähnt in ſeiner Topografie von Nieder-Oeſterreich (Wien, Joſ. Kurzbök 1769) dieſes Brotes, indem er ſagt: »Zum Schluſſe müſſen wir noch einer beſonderen Art Brotes erwähnen, welches nur in dieſem Stifte gebacken und Prügelbrot genannt wird, weil man es nach dem erſten Bucke ſchlägt, daß die Rinden abſpringen, und daſſelbe ſodann noch einmal bäckt.

Die gemeine Sage iſt, daß man dieſe Art Brot erfunden habe, um denjenigen Hunden ein Nahrungsmittel zu verſchaffen, welche durch ihr Bellen den verlorenen Schleier entdeckt hätten.«

Gleichfalls äußert ſich über dieſes Brot ein im Jahre 1730 in Leipzig erſchienenes Büchlein, welches Leopold Martinus Krophof in ſeinem »Leben und Wunderthaten des heil. Leopold (Wien, Kaliwoda, 1756) im Auszuge mittheilt.

Das Büchlein hat den Titel: Zweigeſpräch zwiſchen Andronio und Preumatophilo, und enthält hierüber Folgendes:

»Es iſt eine alte, in dieſem Kloſter urſprüngliche Stiftung, welche die Mönche, wenn ſie doch von den unverträglichen und nächtlichen Anfechtungen frei ſein wollen, nothwendiger Weiſe zu halten und zu beobachten ſchuldig ſind.

Insgemein wird es genannt, die Stiftung des Prügelbrotes.

Es verhält ſich aber die Sache ſo:

Markgraf Leopold, dieſes Kloſters (darinnen er begraben liegt) Stifter, war bei ſeinen Lebzeiten ein Liebhaber des Jagens. Er befahl demnach in ſeinem letzten Willen, daß die Zucht derjenigen Jagdhunde, deren er zu ſeiner Ergötzung gebrauchte, ſo lange es nur möglich, fortgepflanzet und von dem Kloſter ernährt werden ſollte.

Zu dieſem Ende ſoll jährlich an dem Tage ſeines Abſcheidens eine gewiſſe Zahl weißes Brot ſo lange mit Stöcklein geprügelt werden, bis die Rinde herunterfiel, welche ſodann den Hunden zur Nahrung dienen, das übrige Brot hingegen, d. i. das inwendige, den Armen die in der Nähe ſich befinden, als ein Almoſen ausgetheilt werden ſoll.

Dieſe Stiftung wird noch heutigen Tages unabläßlich gehalten.

Man findet in den Zeitbüchern dieſes Kloſters angemerkt, daß einige Aebte dieſe Gewohnheit abgeſtellet haben wollten, ſie waren aber gegeißelt worden, auch ſo lange in dem Orte keine Ruhe geweſen, bis die abgebrachte Gewohnheit, das Brot zu prügeln, wiederum in die vorige Uebung gebracht wurde.«

Immer mehr und mehr geſtaltete ſich das Leopoldfeſt zu einem Nationalfeſte, das, wie ſchon erwähnt, faſt ganz Alt-Wien mitfeierte, und von Künſtlern und Dichtern häufig illuſtrirt und beſungen wurde.

So brachte unter Anderm der Lokaldichter Adolf Bäuerle den Leopoldstag als Volkspoſſe auf die Leopoldſtädter Bühne (1817—1821), in welchem Stücke der beliebte Komiker Ignaz Schuſter, in der Rolle des Leopold Würfel, den weinbeduſelten Wiener Spießbürger auf die ergötzlichſte Weiſe darſtellte.

Nicht nur die Bevölkerung Wien's jedoch nahm Antheil an dem Feſte in Kloſterneuburg, dasſelbe wurde in früheren Zeiten auch durch die Gegenwart des allerhöchſten Kaiſerhofes, der erſten geiſtlichen und weltlichen Würdenträger des Reiches, und zahlreicher Damen und Cavaliere des erſten Ranges verherrlicht.

»Es befanden ſich in dieſem Kloſter«, ſagt Weiskern, »Gemächer, die koſtbar aufgeputzt und bloß für die kaiſerliche Familie eingerichtet waren, welche ſonſt jährlich am Vorabende des Leopoldifeſtes das Stift zu beſuchen, hierzu übernachten, am Feſte ſelbſt dem Gottesdienſte beizuwohnen und nach der Tafel wieder nach Wien zu kehren pflegte. Bei ſolcher Gelegenheit ward der ganze Hof des Abends und Mittags von dem Prälaten auf das prächtigſte bewirthet.«

Seit der Hof jedoch nicht mehr geruhte an der Feierlichkeit Theil zu nehmen, geriethen die volksthümlichen Gebräuche beim Leopoldsfeſte in immer größeren Verfall, bis unter Kaiſer Joſef die Brotſpende an die Hunde des Markgrafen gänzlich aufhörte.

Als der benannte Monarch im Jahre 1770 das Kloſter beſuchte, und ihm die Hunde als Abkömmlinge der markgräflichen gezeigt wurden, zog er die Echtheit der Race in Zweifel und äußerte ſich, daß er nur zur Verherrlichung der Heiligen beitragen könne, wenn die milde Stiftung, welche bis jetzt bloß dazu diente, vernunftloſe Geſchöpfe zu erhalten, zum Nutzen der Menſchen verwendet würde.

Auf dieſes nahm er das Kapital, welches zur Erhaltung der Hunde angelegt war, und gab es dem Waiſenhauſe mit der Verordnung, daß davon arme Jägerkinder ernährt werden ſollten.

In einer Gallerie des Waiſenhauſes, las man noch im Anfange dieſes Jahrhunderts über einer Thüre die Inſchrift:

Ständige Stiftung Ihrer kaiſ. Majeſtät Joſef II. für arme Jägerkinder.

Trichter und Trachter.

Noch zu Anfang unſeres Jahrhunderts lebten zwei Individuen auf dem Alſergrunde in Wien, welche zu den bekannteſten Originalitäten dieſer Vorſtadt gezählt werden konnten.

Es war dieß ein ziemlich bemittelter aber dazumal ſchon gealteter Eigenthümer eines Hauſes in der Alſerhauptſtraße und ſein nicht viel jüngerer Hausknecht.

Die übergroße Sparſamkeit des Erſteren, ſo wie die Gehörloſigkeit des Letzteren, bildeten den ſteten Unterhaltungsſtoff für deren Nachbarſchaft und verſchafften dieſer nicht ſelten die größte Ergötzlichkeit, durch die Konflikte, in die ſie in Folge dieſer Eigenſchaften mit einander gerathen mußten.

Eine dieſer ſchwankvollen Begebenheiten, welche mir zufällig zu Ohren gekommen, dürfte hier noch ſein Plätzchen finden.

Eines Tages nämlich, begab ſich der erwähnte Hauseigenthümer mit ſeinem harthörenden Amanuenſis in ſeinen wohlbeſetzten Weinkeller hinab, um die alldort lagernden Weine zu unterſuchen, und bei den angezapften das Fehlende zu ergänzen.

Nachdem er mehrere Fäſſer aufgeſpundet und unterſucht hatte, rief er zu dem Hausknecht: »Hans, bring' mir den Trichter!« (Es iſt dieß bekanntlich ein hohles kegelförmiges Gefäß mit einer engzulaufenden Röhre, welche in das Spundloch eines Faßes geſteckt wird, um dasſelbe anzufüllen.)

»Was ſoll ich bringen?« fragte Hans.

»Den Trichter zum Nachfüllen!«

Hans ſah ſeinen Herrn verdutzt an.

»Hörſt Du nicht?« ſchrie dieſer, »den Trichter ſollſt Du in den Keller herunterbringen!«

»Auf dieſes ſtieg Hans mit gewohnter Langſamkeit die Kellertreppe hinan.

Es verging jedoch über eine Viertelſtunde und Hans erſchien noch immer nicht mit dem Verlangten, worüber ſeinem Herrn und Meiſter ein nicht geringer Aerger überkam.

Schon war er daran, ſelbſt hinaufzuſteigen, um nachzuſehen, weßhalb Hans ſo lange verweile, als die Kellerthür ſich öffnete, und der Gemeinderichter des Alſerbezirkes, der den Hausherrn nur bei außergewöhnlichen Gelegenheiten zu beſuchen pflegte, von Hans gefolgt in den Keller trat.

Nicht wenig verwundert über das Erſcheinen des ſeltenen Gaſtes, ging ihm der Hauseigenthümer entgegen, um ſich zu erkundigen, was ihm die Ehre dieſes unerwarteten Beſuches verſchaffe, als dieſer das Wort ergriff und ſprach: »Sie haben mich durch Ihren Hausknecht hierher invitiren laſſen, und ſehen mich bereit, Ihrem Wunſche nachzukommen.

Der alte Herr begriff ſogleich, daß hier ein Mißverſtändniß vorgefallen ſei, und der taube Hausknecht Richter — ſtatt Trichter verſtanden habe.

Er ſchluckte jedoch ſeinen Aerger ſo ſchnell es ging hinab und ſagte, ſein Geſicht zur möglichſten Freundlichkeit zwingend: »Ich bin eben mit Weinausfüllen beſchäftigt, und möchte mir die Freiheit nehmen, Ihnen als Kenner ein kleines Pröbchen davon zur Koſt vorzuſetzen.«

»Sehr obligirt«, ſagte der Richter, freundlich ſchmunzelnd nach dem eben vollgefüllten und perlenden Glaſe blickend, welches ihm der alte Herr darreichte.

»Tauber Schafskopf!« ſchnaubte dieſer hinter dem Rücken des Trinkenden den Hausknecht an, welcher aber die mit gedämpfter Stimme geſprochene Aeußerung nicht vernahm, und ſeinen Herrn über die ungewöhnliche Generoſität verwundert anglotzte. »Delikat, in der That delikat!« verſetzte der Grundrichter, nachdem er getrunken hatte.

»Wir werden ſchon noch beſſeren zu koſten bekommen«, ſagte der durch das Lob geſchmeichelte Hauseigenthümer, indem er ein neues Faß aufſpundete.

»Hausknecht!« rief er hierauf.

»Was befehlen der Herr?« ſagte Hans.

»Geh' hinauf und hole mir den Trachter!« (Wiener Lokalausdruck für Trichter) ſchrie ſodann ſein Herr, »weil Du ſchon Trichter nicht verſtehſt.«

»Was ſoll ich holen?«

»Den Trachter!« brüllte der alte Herr, mit allem Aufwande ſeiner Lungenkraft.

Hans ſah ſeinen Herrn noch verwunderter an als früher und entfernte ſich ſodann kopfſchüttelnd, um dem Befehle nachzukommen.

War er aber früher beinahe eine Viertelſtunde ausgeblieben, ſo währte es nun faſt den doppelten Zeitraum, bis ſeine Schritte wieder hörbar wurden.

Wie erſtaunte aber der alte Hauseigenthümer, als er mit Hans zugleich den Grundwächter mit der leuchtend rothen Naſe, den Dreimaſter auf dem Kopfe und den Rohrſtock in der Hand, die Kellertreppe herunterſteigen ſah.

»Da iſt auch der Wachter!« (Lokal für Wächter) ſagte Hans, ſich den Schweiß von der Stirne ſtreifend, während dieſer reſpektvoll den Dreiſpitz vom Kopfe nahm, und Hausherrn und Grundrichter ſeine Reverenz machte.

»O Du Rhinozeros von einem Menſchen!« ſchrie der Hauseigenthümer außer ſich vor Zorn, und die Anweſenheit ſeines erſten Gaſtes gänzlich vergeſſend. »Bringt mir das taube Thier zuerſt ſtatt dem Trichter den Richter, und jetzt ſtatt dem Trachter den Wachter. Am Ende holt mir der Kerl noch die ganze Vorſtadtgemeinde zuſammen!«

Der über die eigentliche Urſache ſeiner unerwarteten Einladung nunmehr hinlänglich, aber nicht auf die angenehmſte Weiſe aufgeklärte Gemeindevorſtand ergriff ſogleich Hut und Stock, die er abgelegt hatte, und ſagte: »Ich ſehe, daß meine Einladung auf einem Irrthum ihres Dieners beruht, und will daher nicht länger . . .«

»Nicht doch«, fiel ſchnell beſonnen der alte Herr dem Richter in das Wort. »Das kann ich durchaus nicht zugeben. Wenn es auch ein Zufall war, der mir die Ehre Ihres Beſuches verſchaffte, wie dieß nicht mehr geläugnet werden kann, ſo iſt mir doch Ihre Geſellſchaft eine zu ſchätzbare, als daß ich ſie mir ſo ſchnell entziehen laſſen ſollte.«

Hierauf beredete er den bald wieder beſchwichtigten Gaſt, ihm in ſeine Wohnſtube zu folgen, wo Beide bei einigen Flaſchen alten Gumpoldskirchner das Mißverſtändniß noch weidlich belachten.

Dasſelbe ſollte jedoch auch dem ſchwachhörigen Hausknecht und der grundgerichtlichen Weinnaſe nicht zum Nachtheile gereichen, da der nun einmal in gute Laune verſetzte Alte auch ſie mit einem erquicklichen Labetrunk aus ſeinem Keller betheiligte.

Inhalt.

Seite
Eine Neujahrsnacht der Kaiſerin Maria Thereſia 1
Von einem Verſchollenen 38
Kaiſer Joſef und die Waſchfrau 62
Ein Zeitbild aus Wien 74
Der erſte Beſuch in den Wiener-Katakomben, im 19. Jahrhundert 111
Kaiſer Joſef und ſein Leibkutſcher Krampus 139
Beethoven im Arreſt, im Salon und im Wirthshausgarten . . . 147
Maria Thereſia und der Wirth zum Wolf in der Au 162
Nur reich 171
Kaiſer Joſef auf der Straße 180
Mittheilungen einer alten Pfründnerin 205
Ein Wienerſprichwort 215
Aus dem Leben des Schauſpielers und Entomologen: Ochſenheimer 223
Peter Freiherr von Strudl, Kammermaler des Kaiſers Leopold I.,
und der Strudelhof in Wien 241
Ein Fuchs des Erzherzogs Karl 252
Die Hunde des Markgrafen und das Prügelbrot in Kloſterneuburg 258
Trichter und Trachter 267

Die

älteſten Volksmärchen der Ruſſen.

Von

Johann N. Vogl.

[illegible]

Wien.
Verlag von Pfautſch & Compagnie.
1841.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Der geneigte Leſer erhält in dieſem Bande eine Sammlung ruſſiſcher Volksmärchen, und zwar der älteſten, welche ſich unter den Bewohnern dieſes Kaiſerreiches fortgepflanzt und bis jetzt erhalten haben, und die, als die erſten Poeſien eines großen und merkwürdigen Volkes, in welchem ſich die ganze Nationalität und der Charakter desſelben abſpiegelt, nicht ohne Intereſſe ſein dürften.

Der Verfaſſer ſuchte auch in dieſen Volksmärchen, ſo wie in den früher von ihm erſchienenen ſerbiſchen und ſlavoniſchen Märchen (Wien, bei Tendler 1837), welche ſich einer großen Anzahl von Freunden zu erfreuen hatten, die möglichſt genauſte Uebereinſtimmung der Bearbeitung mit dem Originale hervorzubringen, und dieſem in Kürze, Eigenthümlichkeit, und Naivetät des Ausdruckes gleichzukommen, da es einzig und allein ſeine Abſicht war, die Sache unentſtellt und ohne fremde Beigabe oder zierlichere Ausſchmückung, mit einem Worte, ſo wie ſie urſprünglich iſt, nicht wie ſie ſein könnte, oder in neuerer Zeit behandelt werden würde, der Leſewelt mitzutheilen.

Nur auf dieſe Weiſe konnte er hoffen, in dieſem Werke einen nicht werthloſen Beitrag zur Kenntniß der Fremdliteratur zu liefern, und den Leſer in die rauhe, traum- und märchenhafte Kinderzeit jenes Volkes und ſeiner damaligen Denk- und Dichtungsweiſen zurückzuführen, den ernſteren und tieferen Forſcher aber in den Stand zu ſetzen, zwiſchen dem, was war, und iſt, eine Parallele zu ziehen, und das geiſtige Fortſchreiten und Heranbilden dieſes Volkes, welches den neunten Theil unſerer bewohnten Erde einnimmt, und in ſtatiſtiſcher wie in politiſcher Beziehung nunmehr eine ſo glänzende Rolle unter den andern Völkern ſpielt, genauer verfolgen und beachten zu können.

Die in dieſem Bande enthaltenen Märchen ſind theils einer Märchenſammlung, welche im J. 1819 unter dem Titel: **ДѢДУШКИНЫ ПРОГУЛКИ**

(Spaziergänge eines Großvaters) in Moskau erſchien, theils fliegenden Blättern nachgebildet, die in Rußland allgemein verbreitet ſind.

Ueber ihren nähern Urſprung iſt jedoch keine genügende Auskunft zu erhalten, daß aber die meiſten derſelben der älteſten Vorzeit Rußlands angehören, beweiſen die ſtehenden Redensarten und wiederkehrenden Formeln, die dieſen Märchen eine ſo eigenthümliche Farbe geben.

Eine Merkwürdigkeit in dieſen Märchen iſt, daß in ihnen die Zahl drei vor allen andern vorherrſchend iſt, die Czare haben gewöhnlich drei Söhne, die Helden reiten durch dreimalneun Königreiche in das dreißigſte Czarthum u. ſ. w.

Schlüßlich nur noch ein paar Worte zur nöthigen Erläuterung:

Die ebenerwähnte Redensart: „Durch dreimalneun Königreiche reiten,“ ſoll die Weite der Entfernung andeuten.

„Er wuchs nicht nach Tagen, ſondern nach Stunden,“ bezeichnete die ſchnelle Entwicklung des Körpers.

„Er ritt, war es fern, war es nah,“ ſoll die Länge der Zeit anzeigen.

Unter dem Ausdrucke: „das ſadoniſche Czarthum,“ verſtanden die Ruſſen die Länder jenſeits des Dons.

„Da bei dem Czar weder Bier gebraut, noch Branntwein gebrannt wurde,“ heißt ſo viel, als zu einer Zeit, welche nie iſt und war.

„Salz und Brot mit Jemand eſſen,“ heißt mit ſeinem Tiſche vorlieb nehmen.

„Freier Czar,“ ein Czar, der keinen Tribut an einen Herrſcher zahlt.

„Hinter den ſtillen Wäſſern und warmen Meeren,“ bezeichnet das ſüdliche Europa.

Was jedoch die Ruſſen unter dem „lebendigen und todten Waſſer“ begriffen, war bis jetzt nicht auszumitteln.

Wien, im Mai 1841.

Johann N. Vogl.

Inhalt.

Seite.
Das Märchen von der ſchönen und wunderbarklingenden Leier · · 1
Das Märchen vom Vogel Schar, dem Pferd mit der goldenen Mähne und vom grauen Wolf · · · · · · · · · · 21
Das Märchen von dem Jüngling und den ſieben Weiſen · · · · · · 45
Das Märchen von dem großen und ſtarken Bulaten · · · · · · · · · · 55
Das Märchen von dem Schuſter Gorja und ſeinem Diener Briditſchkin · · · · · · · · · · 75
Das Märchen vom Hund und von der Schlange · · · · · · · · · · 93
Das Märchen von dem berühmten Czarewitſch Malandrach Ibrahimowitſch und der ſchönen Czarewna Salikala · · · · · · · · · · 99
Das Märchen von Ljubin Czarewitſch, der ſchönen Czarewna, ſeiner Gemahlin, und dem beflügelten Wolf · · · · · · · · · · 117
Das Märchen von dem liſtigen Hirten und dem wilden Eber · · · · 137
Das Märchen von dem berühmten und tapferen Helden Bowa Corolewitſch · · · · · · · · · · 143
Das Märchen von dem berühmten Muromer Helden Ilija, und von dem gewaltigen Räuber Solowei · · · · · · · · · · 201
Das Märchen von dem ſtarken und berühmten Helden Jeruſlan Laſarewitſch und ſeinen Ritterfahrten · · · · · · · · · · 213

Das Märchen
von der
ſchönen und wunderbarklingenden
Leier.

In einem Lande lebte ein König, Namens Filon, und dieſer König hatte eine Gemahlin, Namens Haltura, mit welcher er einen Sohn erzeugte, den ſie Aſtrach nannten.

Dieſer Sohn hatte in ſeiner Jugend ein beſonderes Wohlgefallen an ritterlichen Uebungen, als er aber das männliche Alter erreichte, richteten ſich ſeine Gedanken auf das Heirathen, und er fragte ſeinen Vater, den König Filon, in welchem Lande ſich wohl die ſchönſte Czarewna oder Carolewna (Königstochter) befände.

Hierauf antwortete ihm der König: »Mein vielgeliebter Sohn, wenn du dich verheirathen willſt, ſo zeige ich dir die Bildniſſe der Königstöchter aller Reiche.»

Der junge Carolewitſch (Königsſohn) Aſtrach begehrte die Bildniſſe zu ſehen, und der König Filon führte ihn in ein abgeſondertes Gemach und zeigte ihm dieſelben.

Als der Aſtrach Czarewitſch die Bildniſſe nach der Reihe betrachtet, fühlte er ſich beſonders zu einem hingezogen, es war das Bildniß der Tochter des egyptiſchen Königs Afor, Namens Oſſida, für welche er in heftiger Liebe erglühte.

Er ſann darüber nach, auf welche Weiſe er ſie wohl zur Gemahlin bekommen könne, erbat ſich von ſeinem Vater den Segen und die Erlaubniß, ihn zum König von Egypten ziehen zu laſſen, um ſich mit der Czarewna Oſſida zu verloben.

König Filon freute ſich ſehr, daß ſein Sohn Aſtrach ſich zu verehlichen geſonnen ſei, und entließ ihn mit Segnungen zum König Afor.

Aſtrach Carolewitſch ging nun, um ſich ein gutes, ſtarkes Pferd auszuſuchen. Er ſuchte in allen königlichen Marſtällen, konnte aber keines nach ſeinem Wunſche finden.

Er nahm alſo von ſeinen Eltern Abſchied, und machte ſich nun zu Fuß und allein auf den Weg nach Egypten.

Er ging, ich weiß nicht ob lange oder kurz, als er auf einem weiten Felde ein großes Schloß erblickte, welches dermaßen vergoldet war, daß es wie Sonnenſtrahlen ſchimmerte.

Aſtrach Carolewitſch wanderte geraden Weges auf das Schloß zu, und als er dahin gelangt, ging er rund um dasſelbe und blickte nach allen Fenſtern, ob nicht irgend Jemand zu ſehen wäre. Er erblickte jedoch Niemand, trat in den Hofraum und ging in dieſem ſehr lange herum, gewahrte aber auch dort keinen Menſchen.

Hierauf trat er in das Schloß hinein, ging durch alle Gemächer, fand aber auch in dieſen kein lebendes Weſen.

Nachdem er ſehr lange Zeit in dieſen Gemächern herumgewandert, kam er endlich in einen Saal, in welchem er einen Tiſch erblickte, der für eine Perſon gedeckt war.

Aſtrach Carolewitſch, welcher großen Hunger hatte, ſetzte ſich an den Tiſch, aß und trank, legte ſich endlich auf das Ohr, und ſchlief feſt ein.

Als er wieder aufwachte, machte er abermals die Runde durch alle Gemächer und kam in ein Gemach, durch deſſen Fenſter er einen ſo reizvollen Garten erblickte, wie ihm bisher noch niemals einer zu Geſichte gekommen war.

Er hatte große Luſt in dieſem Garten zu luſtwandeln, fand auch leicht den Weg dahin, und verweilte eine geraume Zeit in demſelben.

Auf dieſem Spaziergange gelangte er zu einer ſteinernen Mauer, in welcher ſich eine ſtarke eiſerne Thüre mit einem großen Schloße befand.

Aſtrach Carolewitſch rüttelte an dem Schloße, und hörte allſogleich hinter der Thüre das laute Gewieher eines Roſſes.

Aſtrach Carolewitſch wollte nun das Schloß abſprengen, hatte aber nichts bei ſich, um dieſes zu bewerkſtelligen.

Er ſuchte daher im Garten herum, ob er nicht etwas zu dieſem Behufe fände und erblickte auch wirklich einen Stein von der Größe von drei Viertel Klafter, nahm dieſen unter den Arm und begann damit das Schloß herabzuſchlagen.

Mit dieſem Steine ſchlug er jedoch nicht nur das

Schloß herab, ſondern hieb auch die ganze Thüre aus ihren Angeln.

Als dieſe geöffnet war, erblickte er aber eine zweite eiſerne Thüre mit einem Schloße, die er ebenfalls einſchlug und hinter dieſer Thüre fand er noch zehn andere Thüren, die er eine nach der andern mit dem Steine öffnete.

Endlich erblickte er ein ſchönes rieſenhaftes Pferd, deſſen Geſchirr äußerſt prachtvoll war. Er trat zu dem Pferde hin und ſtreichelte und liebkoſete es, und das Pferd, einen Reiter ſeines Gleichen gewahrend, ſtand wie eingemauert. Aſtrach Carolewitſch legte hierauf dem Pferde einen tſerkeſſiſchen Sattel auf den Rücken, bezäumte es mit einem ſeidenen ſüdruſſiſchen Zaume, und nachdem er völlig fertig geworden, führte er das Pferd aus dem Stalle, ſchwang ſich in den Sattel und ritt auf das flache Feld hinaus, um es zu erproben.

Dort ſpornte er es mit allen Kräften in die Weichen, das Pferd aber ſchnaubte und erhob ſich plötzlich von der Erde, höher als der höchſte Wald, und flog mit ihm unter den Wolken hin.

Thäler und Berge ließ es unter ſeinen Füßen, und ſchlug mit ſeinem Schweife die kleinen Flüſſe, über die breiten aber ſetzte es mit rieſenhaften Sprüngen, und Aſtrach Carolewitſch ermüdete das gute Thier dermaßen, daß es mit Seifenſchaum überdeckt ſchien.

Da aber ſprach das gute Thier mit menſchlicher Stimme zu Aſtrach Carolewitſch: »Aſtrach Carolewitſch, du biſt ein Reiter, wie ich ihn liebe. Ich trug den verſtorbenen Eruslalu Eruslanowitſchu, den berühmten und kräftigen Helden, durch dreißig Jahre, und war drei Jahre mit ihm in vielen Kämpfen und Gefechten, aber noch nie bin ich ſo müde geworden als jetzt, dennoch aber ſiehſt du mich bereit, dir meine Dienſte bis zu meinem Tode zu weihen, mit Glauben und Wahrheit.«

Aſtrach Carolewitſch ritt wieder auf den breiten Hof, führte das Pferd in ſeinen Stall zurück, ſetzte ihm weiße Weizenkörner und friſches Quellwaſſer vor, begab ſich ſodann in die ſchönen Gemächer, aß und trank, und legte ſich wieder ſchlafen.

Am nächſten Tage ſtand er ſehr zeitlich auf, ſattelte ſein treues, rieſiges Pferd, ſchwang ſich auf dasſelbe und ritt nach Egypten zum König Afor, um ſich von ihm ſeine ſchöne Tochter, die Czarewna Oſſida zur Gemahlin zu erbitten. Als er nach einiger Zeit dahin kam, ſtellte er ſich dem König als den Sohn des Königs Fedron vor. Afor äußerte hierüber die lebhafteſte Freude und fragte ihn, was ihn an ſeinen Hof gebracht habe.

Auf dieſes antwortete Aſtrach Carolewitſch folgendermaßen: »Großer König von Egypten, ich bin nicht zu dir gekommen, um mich an deinem Hofe aufzuhalten oder deinen Feſten beizuwohnen, ſondern ich bin gekommen, um mir von dir die Gnade zu erbitten, daß du mir deine vielgeliebte Tochter, die Czarewna Oſſida zur Gemahlin geben möchteſt.«

»Heldenmüthiger Krieger, Aſtrach Carolewitſch,» antwortete ihm der König Afor, »ich gebe dir meine Tochter mit der größten Freude zur Gemahlin, nur erweiſe mir zuvor noch einen Dienſt. Mein Königreich beunruhigt ein unehrlicher, tartariſcher Czar, er will daſſelbe nicht nur erobern und Alles verheeren, ſondern er will auch meine Tochter zur Gemahlin nehmen, und mich und meine Gemahlin auf eine grauſame Weiſe tödten.»

Aſtrach Carolewitſch antwortete dem König Afor: „Gnädiger Herr und König, ich bin bereit für die chriſtliche Religion mit dem treuloſen Czar zu kämpfen, und Eure Stadt vom Untergange, von welchem es durch ihn bedroht iſt, zu retten.»

Der König von Egypten, Afor, war darüber ſehr erfreut und ließ ſogleich ein großes Feſt, zu Ehren des kühnen und ſchönen Aſtrach Carolewitſch, bereiten. Und als das Gaſtmahl begonnen hatte, verlobte ſich Aſtrach Carolewitſch mit der Czarewna Oſſida, indem ſie die Ringe wechſelten, hierauf tranken und aßen ſie und unterhielten ſich auf verſchiedenartige Weiſe, und trennten ſich ſodann, um ſchlafen zu gehen.

Am andern Morgen erſchienen aber ſchon vor der Stadt die Buſurmanen, jene tartariſchen Rotten, und mochten wohl an dreißigtauſend zählen.

Der König Afor erſchrak darüber gar ſehr, ließ zu Aſtrach Carolewitſch ſchicken, und bat ihn, daß er der chriſtlichen Religion beiſtehen möchte.

Aſtrach Carolewitſch rüttelte ſich auf, ſattelte ſein Rieſenpferd, ging ſodann in die königlichen Gemächer, betete zu Gott, nach allen vier Seiten, und nahm Abſchied von dem König Afor, deſſen Gemahlin und von ſeiner ſchönen verlobten Braut.

Nachdem dieſes geſchehen, begab er ſich in den geräumigen Hof, und ſchwang ſich auf ſein gutes Rieſenpferd.

Hierauf ritt der heldenmüthige Jüngling von dem geräumigen Hofe, und als er in die Nähe der feindlichen Rotten gelangte, ſchlug er ſein Pferd mit aller Gewalt in die Weichen.

Hierüber wüthend gemacht, erhob ſich das Pferd von der Erde, in der Höhe eines Waldes, ſo zu ſagen unter den Wolken ſchwebend, und Thäler und Berge überflügelnd, und die größten Flüſſe überſpringend.

So ſprengte er in die feindlichen Rotten hinein, und begann nun die Buſurmanen in kleine Stücke zu zerhauen und zu zerviertheilen, und wo Aſtrach Carolewitſch einen Streich führte, war eine Straße, und wo er ſein Pferd parirte, war ein großer Platz, und Aſtrach Carolewitſch zerhaute nicht ſo viel, als ſein Pferd zertrat. Es zerſtückte und zerſtampfte ſämmtliche Rotten und vernichtete die ganze feindliche Streitkraft; den Czar der Buſurmanen aber nahm er gefangen und brachte ihn zu dem König Afor.

Der König Afor freute ſich darüber gar ſehr und befahl den Czar der Buſurmanen in das Gefängniß zu werfen, und überließ ſich ſodann mit Aſtrach Carolewitſch allen Vergnügungen.

Die Beluſtigungen dauerten volle fünfzehn Tage. Nach Verlauf von dieſer Zeit erinnerte aber Aſtrach Carolewitſch den König Afor wieder an ſeine Vermählung mit der ſchönen Czarewna Oſſida, und der König Afor gab ſogleich den Befehl, ein großes Feſt zur Vermählungsfeier zu veranſtalten, rief ſeine geliebte und ſchöne Tochter Oſſida zu ſich und gebot ihr, ſich zur Hochzeit bereit zu machen.

Als die Czarewna Oſſida dieſes gehört, rief ſie Aſtrach Carolewitſch zu ſich und ſprach zu ihm: „Vielgeliebter Freund, mein verlobter Bräutigam, du willſt dich ſo ſchnelle mit mir verbinden, bedenkeſt aber nicht, daß unſere Hochzeit eine Freude ohne Muſik ſein würde, da mein Vater keine Spielleute an ſeinem Hofe hat. Darum, mein lieber Freund, ziehe nach dreimal neun Ländern und dreimal zehn Königreichen, in das Königreich des unſterblichen Kastſchi, und fordere von ihm die wunderbarklingende Leier, welche ſo ſchöne und verſchiedene Muſikſtücke ſpielt, daß man von ihr ganz und gar bezaubert wird. Dieſe wunderbarklingende Leier iſt über allen Werth und wird uns bei unſerer Vermählungsfeier höchlichſt erfreuen.“

Aſtrach Carolewitſch verfügte ſich hierauf von den ſteinernen Gemächern in den königlichen Stall, führte ſein gutes Rieſenpferd heraus, ſattelte dasſelbe mit dem tſcherkeſſiſchen Sattel, bekleidete es mit dem ſüdruſſiſchen Seidenzaume, nahm ſodann Abſchied von dem König von Egypten, der Königin und ſeiner verlobten Braut, ſetzte ſich auf ſein treues Pferd und ritt in das Königreich des unſterblichen Kastſchi, um die wunderbarklingende Leier zu bekommen.

Als er eine Strecke zurückgelegt hatte, ſah er ein altes verfallenes Hüttchen, welches mit der vorderen Seite nach einem Walde zugewendet ſtand, mit der hinteren Seite aber zu ihm gewendet war.

Als Aſtrach Carolewitſch ſich dem alten Hüttchen näherte, rief er mit ſtarker Stimme: »Hüttchen, Hüttchen, dreh' dich um!»

Das Hüttchen kehrte ſich ſogleich mit ſeiner vorderen Seite zu ihm.

Aſtrach Carolewitſch ſtieg hierauf von ſeinem Pferde herab und trat in das Hüttchen.

In dem Hüttchen aber ſaß ein uraltes Weib, Flachs ſpinnend auf der Erde, dieſes hatte den Kopf in einen Winkel gelehnt, die Füße aber an die Zimmerdecke geſpreitet, und ſchrie mit furchtbarer Stimme:

»Fu! fu! fu! — hatte ich doch niemals noch den Fußtritt eines Ruſſen gehört, und jetzt mit einem Male läßt ſich ein ſolcher vernehmen.»

Hierauf fragte ſie den Aſtrach Carolewitſch: „Sage mir, du Jüngling, Aſtrach Carolewitſch, warum biſt du zu mir gekommen, geſchah es mit oder ohne deinen Willen. Hierher kommt kein Vogel geflogen, und neben meinem

Hüttchen iſt noch nie ein Thier gekrochen, noch ein Rieſenheld vorbeigezogen, wie hat denn dich Gott hierhergebracht?" —

Auf dieſes antwortete Aſtrach Carolewitſch mit Muth und ſeiner würdig: „O du dummes altes Weib, erſt gib mir, jungem Menſchen, etwas zu trinken und zu eſſen, und alsdann frage wieder."

Die Hexe ſtellte hierauf dem Aſtrach Carolewitſch Speiſe und Trank vor, wuſch ihn in der Badeſtube, kämmte ihm den tollkühnen Kopf und machte ihm ein Lager zu rechte, ſodann fragte ſie ihn wieder: „Nun ſage mir, mein lieber Junge, welch' ein fernes Ziel haſt du dir geſteckt, und iſt es dein Wille oder biſt du gezwungen dahin zu ziehen?" —

Da antwortete ihr Aſtrach Carolewitſch: »Viel mit Willen, aber doppelt gezwungen, reiſe ich nach dreimal neun Ländern in das dreimal zehnte Königreich, in das Czarthum des unſterblichen Kastſchi, um mir von dort die wunderbarklingende Leier zu holen."

„Go, go, go," brummte das alte Weib, „es wird dir ſchwer werden, die Leier zu bekommen. Uebrigens verrichte dein Abendgebet und lege dich ſchlafen. Der Morgen iſt wunderwirkender als der Abend."

Aſtrach Carolewitſch begab ſich zur Ruhe. Am Morgen erwachte die Alte ſehr früh und weckte den Aſtrach Carolewitſch. »Stehe auf, Aſtrach Carolewitſch, es iſt ſchon Zeit, daß du dich auf den Weg machſt, guter Junge."

Allſogleich ſtand Aſtrach Carolewitſch auf, wuſch und bekleidete ſich, betete ſodann zu Gott, nach allen vier Seiten, und nahm Abſchied von der Hexe.

Die Hexe aber ſprach zu Aſtrach Carolewitſch: „Du junger Menſch machſt dich nun auf den Weg, warum aber befragſt du mich, altes Weib, nicht, auf welche Weiſe du die wunderbarklingende Leier bekommen könnteſt.“

Aſtrach Carolewitſch befragte ſie nun hierüber und ſie antwortete:

»Ziehe den Weg mit Gottes Hilfe, und wenn du in das Königreich des unſterblichen Kastſchi kommſt, ſo ſuche es ſo anzuſtellen, daß du in der Mitte des Tages hingelangeſt. Neben den vergoldeten Wohnungen des unſterblichen Kastſchi iſt ein grünender Garten, in dieſem Garten wird ein blühendes Mädchen luſtwandeln, die Tochter eines Königs. Springe über die Mauer hinüber und gehe auf ſie zu, ſie wird über dein Erſcheinen eine große Freude haben, da ſie ſchon vor ſechs Jahren ihrem Vater von dem unſterblichen Kastſchi geraubt würde, der ſie ſeit dieſer Zeit wie ſeine Geliebte hält. Dieſes junge Mädchen befrage nun, wie du die wunderbarklingende Leier bekommen könnteſt, und ſie wird es dir ſagen.«

Aſtrach Carolewitſch ſetzte ſich auf ſein gutes Pferd und ritt weiter, ich weiß es nicht, ob kurz oder lange, genug, er kam endlich in das Königreich des unſterblichen Kastſchi, und zu den vergoldeten Wohnungen deſſelben, in welchen er die wunderbarklingende Leier ſpielen hörte.

Aſtrach Carolewitſch wäre beinahe über die Klänge derſelben in den Boden gewurzelt; denn die Leier pflegte ſo ſchön zu ſpielen, daß Jeder, der ſie hörte, darüber in einen, dem Tode ähnlichen Schlaf verfiel.

Aſtrach Carolewitſch ermannte ſich jedoch wieder, ſprang über die Mauer in den grünenden Garten und ſah dort ein Mädchen, die Tochter eines Königs, und das Mädchen erſchrak gar ſehr über ſein Erſcheinen.

Aſtrach Carolewitſch aber trat zu dem Mädchen und ſagte ihm, daß es ſich nicht vor ihm zu fürchten habe; worauf er es befragte, wie er doch die wunderbarklingende Leier bekommen könne.

Hierauf antwortete ihm die Czarewna Dariſſa: »Wenn du mich mit dir von dieſem Orte fortnimmſt, ſo werde ich es dir ſagen, wie du die Leier bekommen kannſt.«

Aſtrach Carolewitſch verſprach ſie mitzunehmen, wenn er durch ſie die Leier erhalten würde, und die Czarewna Dariſſa ſagte, daß er in dem Zimmer verweilen möchte. Sie ſelbſt aber ging zu dem unſterblichen Kastſchi und bat ihn mit liſtigen Ueberredungen, und ſtellte ſich, als ob ſie ihn recht herzlich liebte und ſprach zu ihm: »Mein beſter Freund und theuerſter Gefährte, unſterblicher Kastſchi, habe doch die Güte und ſage mir, iſt es wirklich an dem, daß du niemals ſterben könneſt?« —

»Freilich ſterbe ich niemals," antwortete ihr der unſterbliche Kastſchi.

»Aber ſag' mir," fuhr die Czarewna Dariſſa fort, »wo iſt denn dein Tod und haſt du auch einen Tod?"

»Wohl habe ich einen Tod," antwortete der unſterbliche Kastſchi. »Er iſt in dem Reiſigbündel, welches in dem Waſſerfalle liegt."

Die Czarewna Dariſſa ging ſogleich zu dem Waſſerfalle, nahm den Reiſigbündel und warf ihn in das Feuer. Der Reiſigbündel verbrannte, aber der unſterbliche Kastſchi blieb dennoch am Leben.

Hierauf fragte ihn die Czarewna wieder, indem ſie zu ihm ſprach: »Mein vielgeliebter Freund, gewiß liebſt du mich nicht, weil du mir nicht die Wahrheit ſagſt, wo ſich dein Tod befindet. Ich bin ja keine liſtige Betrügerin und liebe dich wie meine Seele;" und indem ſie alſo ſprach, umarmte ſie ihn, küßte ihn ſcheinheilig und bat ihn abermals, ihr doch zu ſagen, wo ſein Tod wäre.

Hierauf ſagte der unſterbliche Kastſchi lachend zu ihr: »Iſt es den nöthig, daß du es gerade wiſſen mußt, wo mein Tod iſt? Uebrigens liebe ich dich und will es dir ſagen.

»Auf dem großen Felde ſtehen drei grüne Eichen, und unter den Wurzeln der größten Eiche iſt ein Wurm, und wer dieſen Wurm findet und zerdrückt, wird mit ihm zugleich auch mich tödten."

Als die Czarewna dieſes vernommen hatte, ging ſie zu Aſtrach Carolewitſch und ſagte zu ihm, daß er auf das große Feld gehen ſollte, um dort drei Eichen aufzuſuchen, und unter der größten Eiche würde er einen Wurm finden, den er zerdrücken ſollte.

Aſtrach Carolewitſch ging ſogleich auf das große Feld und ſuchte vom Morgen bis zum Abend; mit großer Mühe fand er endlich die drei grünen Eichen, grub unter der größten den Wurm aus und erdrückte ihn. Sodann begab er ſich wieder zu der Czarewna Dariſſa und fragte ſie, ob der unſterbliche Kastſchi noch lebe, er habe den Wurm erdrückt.

Sie antwortete, daß der Kastſchi noch immer lebe. Da ſagte Aſtrach Carolewitſch: »So begib dich nochmals zu ihm, und ſuche es ihm mit Liſt herauszulocken, wo ſich ſein Tod befindet, da er dich ſonſt immer wieder betrügen wird.»

Hierauf lief die Czarewna Dariſſa zu dem unſterblichen Kastſchi und ſprach zu ihm, mit thränenden Augen: „Gewiß, gewiß, du liebſt mich nicht, weil du mir nicht die Wahrheit ſagſt, wo ſich dein Tod befindet, und mich immer betrügeſt, wie eine Närrin.»

Sodann umarmte und küßte ſie ihn wieder hinterliſtiger Weiſe, und fragte ihn, wo doch ſein Tod ſei.

Nun erſt ſagte ihr der unſterbliche Kastſchi die Wahrheit mit dieſen Worten: »Mein Tod iſt weit von hier, und es iſt ſchwer, denſelben aufzufinden. Er befindet ſich auf dem Weltmeere. Auf dieſem Meere iſt eine Inſel, welche Bujan genannt wird, und auf dieſer Inſel iſt eine ſtarke grüne Eiche, unter dieſer Eiche befindet ſich eine eiſerne Truhe eingegraben, in dieſer Truhe iſt ein Käſtchen und in dieſem iſt ein Haſe verſchloſſen. In dieſem Haſen befindet ſich eine Ente und dieſe hat in ſich ein Ei, und wenn dieſes Ei von Jemand zerdrückt wird, ſo ſterbe auch ich in derſelben Minute.“

Die Czarewna hörte dieſe Worte, lief zu Aſtrach Carolewitſch und erzählte ihm Alles.

Aſtrach Carolewitſch ſetzte ſich ſogleich auf ſein gutes Pferd und ritt zum Weltmeere, und als er dahingekommen, ſah er einen Fiſcher in einem Kahn und ſagte zu ihm: „Bringe mich auf die Inſel Bujan.“

Der Fiſcher ſagte hierauf: „Hospotin, ſetze dich zu mir in den Kahn,“ und als Aſtrach Carolewitſch ſich zu ihm in den Kahn geſetzt hatte, ſchiffte er ihn nach der Inſel Bujan.

Aſtrach Carolewitſch fand wirklich die grüne Eiche, und grub unter derſelben eine eiſerne Truhe heraus.

Dieſe Truhe zerſchlug er, öffnete das Käſtchen und nahm aus demſelben den Haſen, welchen er in zwei Theile riß, kaum aber hatte er ihn zerriſſen, ſo flog aus demſelben eine wilde, graue Ente heraus, und erhob ſich in die Luft, als ſie ſich aber wieder zum Meere niederließ, entfiel ihr das Ei und verſank im Meere.

Als dieſes Aſtrach Carolewitſch erblickte, wurde er ſehr traurig darüber und befahl dem Fiſcher, ein feines Netz ſo tief als möglich in das Meer zu werfen.

Der Fiſcher warf ſogleich das Netz aus und zog einen Hecht von ungeheurer Größe heraus.

Aſtrach Carolewitſch befahl den Hecht zu zertheilen, und fand wirklich in ihm das Ei, welches die Ente in das Meer fallen gelaſſen.

Aſtrach Carolewitſch nahm das Ei, ſetzte ſich wieder in den Kahn und gebot, ihn nach dem Ufer zu bringen, und als er dahin gekommen, gab er dem Fiſcher Geld, ſetzte ſich wieder auf ſein Pferd und ritt zur Czarewna Dariſſa.

Kaum hatte er ſie angetroffen und ihr geſagt, daß er das Ei erhalten habe, ſo ſprach die Czarewna Dariſſa zu ihm: »Jetzt ſei nicht bange und folge mir zum Kastſchi. Als aber der Kastſchi den Aſtrach Carolewitſch anſichtig wurde, ſprang er ſogleich auf, um ihn zu erſchlagen.

Aſtrach Carolewitſch aber nahm ſogleich das Ei und drückte es ein wenig, da fing der Kastſchi an zu ſchreien und aus vollem Halſe zu heulen, und ſagte ſodann zu der Czarewna Dariſſa: »Sieh, aus Liebe zu dir ſagte ich dir, wo ſich mein Tod befindet und du lohneſt mich auf dieſe Weiſe dafür.« Hierauf riß er ſein Schwert von der Wand herab, um die Czarewna Dariſſa in Stücke zu zerhauen, aber in demſelben Augenblicke zerdrückte Aſtrach Carolewitſch das Ei vollends, und der Kastſchi fiel wie ein Holzſtrunk zur Erde und ſtarb.

Czarewna Dariſſa führte hierauf Aſtrach Carolewitſch in das Gemach, in welchem ſich die wunderbarklingende Leier befand, und als ſie dahin gekommen, ſprach ſie zu ihm: »Nun biſt du in dem Beſitze der wunderbarklingenden Leier, nimm ſie und bringe mich dafür in meine geliebte Vaterſtadt.«

Aſtrach Carolewitſch nahm die Leier unter den Arm, und dieſe begann überaus lieblich und wunderbar zu ſpielen. Aſtrach verwunderte ſich gar höchlich, nicht nur daß die Leier von ſelbſt ſpiele, ſondern auch, daß die Leier ſo herrlich verziert ſei, denn ſie war vom ſchönſten Kriſtalle und die Saiten von purem Golde.

Aſtrach Carolewitſch verwunderte ſich und erfreute ſich ſehr lange darüber, indem er ſie betrachtete, ſodann verließ er die Gemächer, ſetzte ſich mit der Czarewna Dariſſa auf ſein gutes Pferd und ritt weiter.

Er brachte zuerſt die Czarewna zu ihren Eltern, welchen er dieſelbe übergab, ſodann begab er ſich zu Afor, dem König von Egypten, ſeinem Schwiegervater und überreichte ſeiner Braut, der ſchönen Czarewna Oſſida, die ſchöne, wunderbarklingende Leier.

Hierauf legten ſie die Leier auf einen Tiſch, welche ſogleich äußerſt lieblich und anmuthig zu ſpielen anfing.

Am nächſten Tage darauf vermählte ſich Aſtrach Carolewitſch mit der ſchönen Czarewna Oſſida, blieb noch eine kurze Zeit in Egypten und begab ſich ſodann in ſein Vaterland zurück.

Als der König, ſein Vater, und die Czaritza, ſeine Mutter, ihren vielgeliebten Sohn wiederſahen, freuten ſich Beide herzlich darüber. Nicht lange darauf aber ſtarb nach Gottes Willen der Czar Fedron und Aſtrach Carolewitſch erhielt die Krone ſeines Vaters und theilte mit ſeiner vielgeliebten Gemahlin, der ſchönen Czarewna Oſſida, die Herrſchaft.

Beide lebten von nun an in der größten Eintracht und im beſten Wohlbefinden, welches bis zu ihrem Tode währte, womit ſich auch dieſes Märchen ſchließt.

Das Märchen
vom
Vogel Schar,
dem Pferd mit der goldenen Mähne und vom grauen Wolf.

In dem Königreiche eines gewiſſen Kaiſerthums lebte ein Czar Namens Wislaw Andronowitſch, welcher drei Söhne hatte. Der Aelteſte hieß Dmitrii Czarewitſch, der Jüngere Waſilji Czarewitſch und der Jüngſte Iwan Czarewitſch.

Dieſer Czar beſaß ſolch' einen prachtvollen Garten, wie in keinem Königreiche einer zu ſehen war, und in welchem ſehr viele ſeltene Bäume mit und ohne Früchten wuchſen.

Einer dieſer Bäume, ein Apfelbaum, war der Liebling des Czars, denn es wuchſen auf ihm goldene Aepfel.

Dieſen Garten wählte auch ein Vogel, Namens Schar, zu ſeinem Aufenthalte. Dieſer Vogel aber hatte goldene Federn, und Augen, welche dem Kriſtall des Südens gleich kamen.

Er flog jede Nacht in den Garten des Czars, ſetzte ſich auf deſſen Lieblingsbaum und pflückte die goldenen Aepfel ab und entfloh mit ihnen.

Der Czar wurde ſehr ergrimmt über dieſen Vogel, welcher ihm bereits ſo viele Aepfel geraubt hatte, rief ſeine drei Söhne zu ſich und ſprach zu ihnen: »Meine lieben Kinder, wer kann mir von euch den Vogel Schar in meinem

Garten fangen und wer von euch ihn fängt, dem gebe ich noch bei meinen Lebzeiten mein halbes Königreich, nach meinem Tode aber das ganze.

Die Söhne des Czars erfreuten ſich darüber gar ſehr und ſagten: »Gnädigſter Vater, wir werden Alles aufbieten, um den Vogel Schar lebendig zu bekommen.»

Die erſte Nacht wachte in dem Garten Dmitrii Czarewitſch und ſetzte ſich unter den Baum, von welchem der Vogel die Aepfel zu rauben pflegte. Er ſchlief aber ein und hörte es nicht, wie der Vogel Schar ſich auf dem Baume niederließ, noch wie er von dieſem die Aepfel raubte.

Am Morgen rief der Czar Wislaw Andronowitſch ſeinen Sohn Dmitrii Czarewitſch und fragte ihn: „Mein lieber Sohn, haſt du dieſe Nacht den Vogel Schar geſehen oder nicht?»

Er antwortete: »Mein lieber Vater, dieſe Nacht iſt der Vogel Schar nicht gekommen.»

In der zweiten Nacht bewachte den Garten Waſilji Czarewitſch. Er ſetzte ſich unter denſelben Baum und nachdem er mehre Stunden dort geſeſſen hatte, ſchlief er feſt ein, daß auch er es nicht hörte, wie der Vogel Schar kam und die Aepfel raubte.

Am Morgen fragte ihn der Czar: »Mein lieber Sohn, haſt du dieſe Nacht den Vogel Schar geſehen oder nicht?»

»Lieber Vater, dieſe Nacht iſt der Vogel Schar nicht gekommen,» antwortete der Sohn.

In der dritten Nacht bewachte den Garten Iwan Czarewitſch und ſetzte ſich unter den Apfelbaum, und ſaß eine Stunde, und eine zweite und eine dritte. Mit einem Mal erhellte ſich der ganze Garten, als ob er mit vielen Lichtern erleuchtet würde; das war der Vogel Schar, welcher kam, um die Aepfel zu rauben.

Iwan Czarewitſch ſaß unter dem Baum, ſchlich liſtiger Weiſe hinzu und erfaßte den Vogel am Schweife, jedoch vermochte er ihn nicht feſtzuhalten. Der Vogel entriß ſich ihm und entfloh, ſo daß dem Iwan Czarewitſch ſonſt nichts als eine Feder aus ſeinem Schweife in der Hand blieb.

Am Morgen, als der Czar Wislaw aufwachte, ging Iwan Czarewitſch zu ihm und gab ihm die Feder des Vogels.

Den Czar Wislaw erfreute es ſehr, daß es ſeinem jüngſten Sohne gelang, auch nur eine einzige Feder des Vogels zu erhalten.

Dieſe Feder war ſo wunderbar und hell, daß, wenn man ſie in ein dunkles Gemach brachte, ſelbe ſolche Strahlen von ſich gab, daß man meinte, es ſei in dem Gemache eine große Anzohl Lichter angezündet.

Der Czar Wislaw legte dieſe Feder in ſein Kabinet als ein Kleinod, welches der Aufbewahrung verdiente; der Vogel Schar jedoch kam von dieſer Zeit an nicht wieder in den Garten.

Da berief der Czar Wislaw abermals ſeine Söhne und ſprach zu ihnen: »Meine lieben Kinder, es iſt Zeit, daß ihr euch jetzt auf die Reiſe begebt, um den Vogel Schar zu ſuchen. Findet ihr ihn, ſo trachtet ihn mir lebendig zu bringen, und was ich verſprochen habe, ſoll demjenigen gehalten werden, der mir den Vogel Schar bringt.“

Dmitrii und Waſilji Czarewitſch hegten einen ſehr großen Haß gegen ihren jüngſten Bruder, da es ihm gelungen war, eine Feder dem Vogel Schar zu entreißen. Nachdem ſie den väterlichen Segen empfangen hatten, reiſeten ſie Beide, den Vogel Schar aufzuſuchen.

Iwan Czarewitſch erſuchte ebenfalls ſeinen Vater um ſeinen väterlichen Segen für dieſes Unternehmen, aber Czar Wislaw ſprach: „Mein vielgeliebter Sohn, du biſt noch ſehr jung und ſolch einer weiten und gefahrvollen Reiſe nicht gewohnt, warum willſt du dich von mir entfernen, da deine Brüder bereits nach dem Vogel Schar ausgezogen ſind.

Wenn auch du mich verläſſeſt und mich Gott während eures Ferneſeyns von dem Leben abriefe, wer würde dann das Czarthum ſtatt mir beherrſchen, und wie leicht könnte ſodann unter meinem Volke Zwieſpalt und Uneinigkeit entſtehen, welche zu unterdrücken, ſodann Niemand vorhanden wäre?“ —

Aber wie ſehr ſich auch der Czar Wislaw bemühte, ſeinen Sohn Iwan Czarewitſch von ſeinem Vorhaben abzubringen, gelang es ihm dennoch nicht, und er mußte endlich in ſein fortwährendes Flehen einwilligen.

Iwan Czarewitſch empfing von ſeinen Eltern den Segen und nachdem er ſich ein Pferd ausgeſucht hatte, zog er fort und ritt und ritt, und wußte nicht wohin er ritt.

Alſo ſeinen Weg verfolgend, war es nahe, war es weit, war es tief, war es hoch, die Erzählung ſagt es nicht, auch ging es in der Wirklichkeit nicht ſo ſchnelle, gelangte Iwan Czarewitſch in ein ſehr breites und ſchönes Thal, voll grüner Fluren.

In dieſem Thale ſtand ein großer Holzpflock und auf dieſem Pflocke ſtanden die Worte: „Wer den Weg von dieſem Pflocke geradeaus zieht, wird hungrig und kalt werden, wer zur Rechten zieht, wird lebendig und geſund, aber ſein Pferd des Todes ſein, wer zur Linken zieht, der wird ermordet werden, aber ſein Pferd wird lebendig bleiben.

Nachdem Iwan Czarewitſch dieſe Worte geleſen hatte, ritt er den Weg zur Rechten, bei ſich denkend, daß, wenn auch ſein Pferd geopfert werden müßte, doch er am Leben bleiben würde, und ſich mit der Zeit ein anderes Pferd verſchaffen könne.

Er ritt einen Tag, einen zweiten und einen dritten, mit einem Male kam ihm ein ungeheuergroßer grauer Wolf entgegen. Dieſer ſprach zu Iwan Czarewitſch: »O du, wer du auch ſeieſt, junger Menſch, Iwan Czarewitſch, laſeſt du auf dem Pflock, daß dein Pferd ſterben müßte? — warum ritteſt du alſo hierher?« —

Nachdem der Wolf dieſes geſagt hatte, riß er das Pferd in zwei Theile und verlor ſich ſodann auf einem Seitenweg.

Iwan Czarewitſch, dem um das Pferd ſehr leid war, fing an bitterlich zu weinen und ſetzte ſeinen Weg zu Fuße weiter.

Er ging den ganzen ſelben Tag und wurde unausſprechlich müde, und als er ſich hinſetzen wollte, um auszuruhen, kam ihm mit einem Male der graue Wolf nachgerannt und ſagte zu ihm: »Es thut mir leid, Iwan Czarewitſch, daß du dich ſo ſehr zu Fuße abgemattet haſt, ſo auch, daß ich dein gutes Pferd zerriß. Wie es ſei, ſetze dich auf mich, grauen Wolf, und ſag', wohin ich dich tragen ſoll.»

Iwan Czarewitſch ſagte dem grauen Wolf, wohin er geſonnen ſei, zu ziehen, und der graue Wolf trug ihn weit ſchneller und flinker als das Pferd. Nach einiger Zeit brachte er den Iwan Czarewitſch des Nachts zu einer ſteinernen, nicht ſehr hohen Mauer, und indem er vor derſelben ſtehen blieb, ſagte er: »Iwan Czarewitſch, ſteig' jetzt von mir, grauen Wolf, herab, und klettere über dieſe ſteinerne Mauer. Hinter dieſer Mauer iſt ein Garten, in welchem der Vogel Schar in einem goldenen Käfig ſitzt. Nimm den Vogel Schar, rühre aber den goldenen Käfig nicht an, denn wenn du ihn berührſt, ſo wirſt du nicht mehr aus dem Garten kommen und man wird dich fangen.»

Iwan Czarewitſch kletterte über die Mauer in den Garten und ſah den Vogel Schar, welcher ihm über alle Maßen gefiel, in dem Käfig ſitzen.

Er nahm den Vogel aus dem Käfig heraus und wollte den Garten verlaſſen, bedachte ſich aber, indem er zu ſich ſelbſt ſprach: »Warum habe ich eigentlich den Vogel ohne Käfig genommen, wo werde ich ihn unterbringen?" —

Hierauf kehrte er zurück, wie er aber den Käfig in die Hände nahm, ſo entſtand ein Lärmen und ein Toben in dem ganzen Garten, da in dem goldenen Käfig Saiten angebracht waren. Die Wächter erwachten ſogleich aus ihrem Schlafe, liefen in den Garten und fingen Iwan Czarewitſch mit den Vogel Schar und führten ihn zu ihrem Czar, welcher Dalmat hieß.

Czar Dalmat wurde ſehr aufgebracht über Iwan Czarewitſch und ſchrie auf ihn, mit lautem und böſen Ton: »Schämſt du dich nicht, junger Held, zu ſtehlen? und wer biſt du denn, und weſſen Landes und weſſen Vaters Sohn biſt du, und wie heißeſt du?" —

Iwan Czarewitſch ſprach beſchämt zu ihm: »Ich bin aus dem Czarthume Wislawa und der Sohn des Czars Wislaws Andronowitſch, und heiße Iwan Czarewitſch. Dein Vogel Schar hatte die Gewohnheit, jede Nacht in den Garten meines Vaters zu fliegen, um von ſeinem Lieblingsbaum die goldenen Aepfel abzupflücken und verdarb beinahe den ganzen Baum. Darum ſchickte mich mein Vater aus, den Vogel Schar zu ſuchen und ihm denſelben zu bringen."

»O du junger Iwan Czarewitſch," ſagte Czar Dalmat, »geziemt es ſich wohl zu thun, was du gethan haſt? Wäreſt du zu mir gekommen, ſo hätte ich dir den Vogel Schar in

Güte überlaſſen. Wird es dir jetzt angenehm ſein, wenn ich es in allen Reichen bekannt machen laſſe, wie unedel du dich in meinem Königreiche benommen haſt. Uebrigens höre, Iwan Czarewitſch; wenn du mir den Dienſt erweiſeſt, und du dich entſchließeſt, durch dreimal neun Länder und dreimal zehn Königreiche zu reiſen, um mir vom Czar Afron ein Pferd zu bringen, welches goldene Mähnen beſitzt, ſo will ich dir deine Schuld vergeben und dir überdieß noch den Vogel Schar überlaſſen. So du aber dieſes nicht thuſt, will ich es in allen Königreichen bekannt machen, daß du ein Held ohne Ehre biſt.“

Iwan Czarewitſch ging von dem Czar Dalmat mit einer großen Betrübniß, nachdem er ihm verſprochen hatte, ihm das Pferd mit der goldenen Mähne zu verſchaffen. Er kam zum grauen Wolf zurück, und erzählte ihm alles Vorgefallene und was ihm Czar Dalmat aufgetragen habe.

„O junger Menſch, Iwan Czarewitſch,“ ſprach zu ihm der graue Wolf, „warum haſt du meinen Rath nicht befolgt und nahmſt den goldenen Käfig?“ —

„Ich habe gefehlt gegen dich“, ſagte Iwan Czarewitſch zu dem grauen Wolf.

„So ſei es denn,“ brummte der graue Wolf, „ſetze dich wieder auf mich, Grauen, ich bringe dich dorthin, wohin du willſt.“

Iwan Czarewitſch ſetzte ſich wieder auf den Rücken des grauen Wolfes, der ſo ſchnell wie ein Pfeil mit ihm davon eilte.

Er lief, war es lange, war es kurz? und kam endlich des Nachts in das Königreich des Czars Afron, und nachdem ſie zu den marmornen Mauern der Stallungen des Czars gelangt waren, ſprach der graue Wolf zu Iwan Czarewitſch: »Jetzt Iwan Czarewitſch, begib dich in dieſen Stall, es werden alle die wachhabenden Pferdehüter darinnen ſchlafen. Nimm das Pferd mit der goldenen Mähne, aber an der Wand hängt ein goldener Zaum, dieſen berühre nicht, ſonſt ergeht es dir ſchlimm.«

Iwan Czarewitſch trat in den weißen, marmornen Stall hinein, nahm das Pferd und ſah an der Wand den goldenen Zaum hängen, welcher ihn ſo ſehr anlockte, daß er auch ihn von dem Nagel herunternahm.

Kaum aber war dieſes geſchehen, erhob ſich ein Lärmen und Poltern durch alle Ställe, weil an dieſem Zaum ebenfalls Saiten angebracht waren.

Die Pferdehüter liefen herbei und fingen den Iwan Czarewitſch, welchen ſie zum Czar Afron brachten.

Czar Afron aber fragte ihn: »O junger Menſch, aus welchem Königreiche und weſſen Vaters Sohn biſt du, und wie nennſt du dich?« —

Auf dieſes antwortete Iwan Czarewitſch: »Ich bin aus dem Czarthume Wislawa, der Sohn des Czars Wislaw Andronowitſch und heiße Iwan Czarewitſch.«

»O du junger Iwan Czarewitſch,« ſprach zu ihm der Czar Afron. Iſt dieſes eines ehrlichen Helden würdig, was du gethan haſt? Wäreſt du zu mir gekommen, ſo hätte ich dir das Pferd mit der goldenen Mähne in Güte gegeben. Wird es dir jetzt angenehm ſein, wenn ich es in allen Königreichen bekannt machen werde, wie du dich in meinem Königreiche ſo unehrlich benommen haſt? — Aber höre, Iwan Czarewitſch, wenn du geſonnen biſt, mir einen Dienſt zu erweiſen, und durch dreimal neun Länder und dreimal zehn Königreiche zu ziehen, um mir die Königin Helene, die Schöne genannt, für welche ich ſchon längſt mit Herz und Seele entbrenne, zu bringen, ſo verzeihe ich dir nicht nur dein Vergehen, ſondern gebe dir noch überdieß das Pferd mit der goldenen Mähne, ſammt dem goldenen Zaum. Wenn du aber im entgegengeſetzten Falle nicht geſonnen biſt, mir dieſen Dienſt zu erweiſen, werde ich es in allen Königreichen bekannt machen, daß du ein unehrlicher Held biſt, und es genau beſchreiben, wie du in meinem Königreiche dich ſo ſchlecht benommen haſt.«

Iwan Czarewitſch verſprach dem Czar Afron, die ſchöne Königin Helene zu bringen.

Er entfernte ſich aus den Gemächern des Czars, bitterlich weinend; kam zu dem grauen Wolf und erzählte dieſem Alles, was mit ihm vorgefallen war.

»O junger Iwan Czarewitſch,« brummte der graue Wolf, »warum haſt du meinen Rath nicht befolgt und nahmſt den goldenen Zaum.«

»Wohl habe ich gefehlt, daß ich dieſes gethan habe«, ſagte Iwan Czarewitſch zu dem Wolf.

»Wohlan,« fuhr der Wolf fort, »ſetze dich auf mich, grauen Wolf, ich bringe dich dorthin, wo deine Beſtimmung iſt.«

Iwan Czarewitſch ſetzte ſich auf den Rücken des Wolfes, welcher ſchneller mit ihm entfloh, als der ſchnellſte Pfeil eines Bogens.

Er lief, wie man ſo in einer Erzählung ſagt, nicht ſehr lange Zeit, und kam zuletzt in das Reich der Königin Helene, welche die Schöne genannt wurde.

Als er zu einem goldenen Gitter kam, welches den prachtvollen Garten umgab, ſagte der Wolf: „Iwan Czarewitſch, ſteig' jetzt von mir, grauen Wolf, herab und gehe denſelben Weg zurück, den wir hierher gemacht, und warte auf mich in dem großen Thale, unter der grünen Eiche.«

Iwan Czarewitſch ging, wohin ihm befohlen war. Der graue Wolf aber legte ſich unter das goldene Gitter nieder und wartete die Zeit ab, bis die ſchöne Königin Helene luſtwandeln würde.

Am Abend, als die Sonne im Weſten unterging, wovon auch die Luft weit kühler wurde, ging die ſchöne Königin Helene mit ihren Wärterinnen und Zofen in dem Garten ſpazieren.

Wie ſie aber zu der Stelle kam, an welcher der graue Wolf hinter dem Gitter lag, ſprang dieſer plötzlich in den Garten hinüber, ergriff die ſchöne Königin Helene, ſprang ſodann wieder über das Gitter zurück und entfloh mit der Königin, ſo ſchnell er konnte.

Als er aber in das groſse Thal zu der grünen Eiche kam wo ihn Iwan Czarewitſch erwartete, ſprach er zu dieſem: »Iwan Czarewitſch, ſetze dich geſchwind auf mich, grauen Wolf.«

Iwan Czarewitſch ſetzte ſich auf den grauen Wolf und dieſer rannte mit Beiden in das Königreich des Czars Afron.

Die Wärterinnen aber und die Ammen und alle Zofen, welche mit der ſchönen Königin ſpazieren gegangen waren, liefen ſogleich in den Palaſt, und ſchickten Läufer fort, um den grauen Wolf einzuholen.

Wie ſehr dieſe aber auch liefen, ſo konnten ſie ihn dennoch nicht einholen, und kamen unverrichteter Dinge wieder zurück.

Iwan Czarewitſch, welcher ſammt der Königin Helene auf dem grauen Wolf ſaſs, verliebte ſich über die Maſsen in die ſchöne Königin und ſie ſich ebenfalls in den Iwan Czarewitſch, und wie der graue Wolf in dem Reiche des Czars Afron anlangte, und es nun an der Zeit war, daſs Iwan Czarewitſch die ſchöne Königin Helene in den Palaſt des Czars Afron führen und ſie ſelbem übergeben ſollte, fing er darüber ſehr zu trauern und bitterlich zu weinen an.

Der graue Wolf fragte ihn: »Warum weinſt du, Iwan Czarewitſch?«

Auf dieſes ſagte Iwan Czarewitſch zu ihm: „Mein Freund, du grauer Wolf, wie ſoll ich Aermſter nicht weinen und mich nicht grämen? ich liebe die ſchöne Königin Helene und ſoll ſie jetzt dem Czar Afron für das Pferd mit der goldenen Mähne überlaſſen, denn wenn ich ſie ihm nicht übergebe, ſo entehrt mich der Czar Afron in allen Ländern.»

„Ich habe dir viel gedient, Iwan Czarewitſch," ſagte hierauf der graue Wolf, »und werde dir auch dieſen Dienſt erweiſen können. Höre Iwan Czarewitſch, ich will mich in die ſchöne Königin Helene verwandeln, und du bringſt mich zu dem Czar Afron und nimmſt dafür das Pferd mit der goldenen Mähne. Und wann du auf dem Pferde mit der goldenen Mähne eine gute Strecke geritten biſt, werde ich den Czar Afron bitten, mich ein wenig in den Feldern luſtwandeln zu laſſen. Wenn er mich nun mit den Wärterinnen, Ammen und Hofdamen luſtwandeln läßt und ich mich mitten im Felde befinden werde, ſo denke nur feſt an mich, und ich werde alſogleich zu dir kommen.»

Nachdem der graue Wolf dieſe Worte geſprochen, warf er ſich auf die feuchte Erde und wurde zur ſchönen Königin Helene, ſo, daß man durchaus nicht erkennen konnte, daß er nicht jene ſei.

Iwan Czarewitſch nahm den, in die ſchöne Helene verwandelten, grauen Wolf, und ging mit ihm in den Palaſt des Czars Afron, die Königin Helene aber ließ er außer den Mauern der Stadt, auf ihn zu warten.

Wie Iwan Czarewitſch zum Czar Afron mit der vermeinten Helene trat, erfreute ſich der Czar unendlich in ſeinem Herzen, daß er das Kleinod erhalten habe, welches er ſich ſchon ſo lange gewünſcht hatte. Er nahm die vermeinte Helene und gab dem Iwan Czarewitſch das Pferd mit der goldenen Mähne.

Iwan Czarewitſch ſetzte ſich auf das Pferd und verließ die Stadt, ſetzte die ſchöne Helene ebenfalls zu ſich auf das Pferd und verfolgte mit ihr den Weg nach dem Königreiche des Czars Dalmat.

Der graue Wolf aber wohnte drei Tage bei dem Czar Afron, ſtatt der ſchönen Königin Helene, am vierten Tage aber begab er ſich zu dem Czar und bat dieſen, ihm zu erlauben, daß er ſpazieren gehen und ſich ein wenig zerſtreuen dürfe.

Der König Afron ſagte: »Meine ſchöne Königin Helene, gerne ertheile ich dir die Erlaubniß, in den Feldern ſpazieren zu gehen.«

Sogleich befahl er den Wärterinnen und Ammen und allen Hofzofen, mit der vermeinten Helene ſpazieren zu gehen.

Iwan Czarewitſch aber, welcher mit der ſchönen Königin Helene fortgeritten war und ſich mit ihr unterhielt, vergaß ganz auf den grauen Wolf.

Mit einem Male aber erinnerte er ſich ſeiner und rief: »Ach, wo iſt mein grauer Wolf!« — und plötzlich, wie es immer geſchehen mochte, ſtand der graue Wolf vor Iwan Czarewitſch und ſprach: »Setze dich Iwan Czarewitſch, auf mich, grauen Wolf, und überlaſſe das Pferd mit der goldenen Mähne der ſchönen Königin.«

Iwan Czarewitſch ſetzte ſich, wie ihm geſagt, auf den grauen Wolf, und ſo zogen ſie nach dem Königreiche des Czars Dalmat.

Sie zogen, ob lange ob kurz, und kamen in das benannte Königreich. Als ſie drei Werſte vor der Stadt anhielten, ſprach Iwan Czarewitſch zu dem grauen Wolf: »Höre du mein lieber und beſter Freund, grauer Wolf, du haſt mir viele Dienſte erwieſen, thu' mir auch dieſen letzten Dienſt, der darin beſteht, daß du dich auch jetzt in das Pferd mit der goldenen Mähne verwandelſt, da ich mich nicht gerne von dieſem Pferde trennen möchte.«

Mit einem Male warf ſich der graue Wolf auf die Erde und wurde zum Pferde mit der goldenen Mähne.

Iwan Czarewitſch aber verließ die ſchöne Helene außerhalb der Stadt, ſetzte ſich auf den, in das Pferd mit der goldenen Mähne verwandelten, Wolf, und kam mit ihm zum Palaſte des Czars Dalmat.

Als er dort anlangte und der Czar Dalmat Iwan Czarewitſch auf dem Pferde mit der goldenen Mähne erblickte, kam er ihm ſogleich aus ſeinen Gemächern entgegen und küßte ihn auf ſeine ſüßen Augen, und führte ihn an ſeiner rechten Hand in ſeine marmornen Gemächer.

Czar Dalmat, außer ſich vor Freude, befahl ein großes Gaſtmahl zu veranſtalten und Beide ſetzten ſich an einen mit ſeidenen Tiſchtüchern bedeckten Tiſch, tranken, aßen, unterhielten und beluſtigten ſich ganzer zweier Tage.

Am dritten Tage aber gab der Czar Dalmat dem Iwan

Czarewitſch, den Vogel Schar ſammt dem goldenen Käfig unter großen Schmeicheleien.

Iwan Czarewitſch nahm den Vogel Schar, verließ die Stadt und ſetzte ſich mit der ſchönen Königin Helene auf das Pferd mit der goldenen Mähne und zog mit ihr in ſein Vaterland, das Königreich des Czars Wislaw Andronowitſch.

Dem Czar Dalmat kam den andern Tag in den Sinn, ſein Pferd mit der goldenen Mähne auszureiten, weßhalb er es auch ſatteln ließ; und als dieß geſchehen, ſetzte er ſich auf daſſelbe und ritt in das freie Feld hinaus.

Doch kaum hatte er es etwas in Hitze gebracht, ſo ſchleuderte das Pferd den Czar Dalmat herab, verwandelte ſich wieder wie früher in den grauen Wolf, und jagte dem Iwan Czarewitſch nach, welchen es auch bald einholte.

»Iwan Czarewitſch,“ ſprach der graue Wolf zu dieſem, »ſetze dich auf mich, grauen Wolf, die ſchöne Königin Helene aber laß auf dem Pferde mit der goldenen Mähne reiten.»

Iwan Czarewitſch ſetzte ſich auf den Wolf und ſie begaben ſich auf den Weg, und als ſie an die Stelle gelangten, wo der graue Wolf das Pferd des Iwan Czarewitſch zerriſſen hatte, ſagte der graue Wolf, indem er ſtille ſtand, zu Iwan Czarewitſch: »Jetzt Iwan Czarewitſch, ſteig von mir, grauen Wolf, herab. Ich habe dir viel gedient mit Recht und Wahrheit, ſieh auf dieſer Stelle habe ich dein Pferd in zwei Theile geriſſen, darum habe ich dich auch bis an dieſe Stelle zurückgebracht. Du haſt jetzt das Pferd mit der goldenen Mähne, ſetze dich alſo darauf und ziehe hin, wohin dich deine Beſtimmung ruft. Jetzt habe ich aufgehört dein „Diener“ zu ſein.“

Nachdem der graue Wolf dieſes geſprochen hatte, lief er von Iwan Czarewitſch hinweg nach einem Seitenpfade.

Iwan Czarewitſch begann bitterlich über den grauen Wolf zu weinen, und ſetzte ſeinen Weg traurig weiter. Er ritt, ob kurz oder lange? und hatte nur noch zwanzig Werſte bis zu dem Königreiche ſeines Vaters, als er Halt machte, mit der ſchönen Königin Helene von dem Pferde mit der goldenen Mähne abſtieg, und ſich mit ihr in das Gras unter einem Strauch hinſtreckte, um den brennenden Sonnenſtrahlen zu entweichen.

Das Pferd aber ließ er auf den Feldern weiden, und den Käfig mit dem Vogel Schar ſtellte er neben ſich.

So lagen ſie, in ſüßen Träumereien vertieft, und ſchliefen endlich ein.

In derſelben Zeit waren die Brüder des Iwan Czarewitſch, Dmitrji und Waſilji, die in verſchiedenen Königreichen den Vogel ſuchten und ihn doch nicht fanden, eben im Begriffe, in ihr Vaterland mit leeren Händen zurückzukehren, und trafen unverhoffter Weiſe ihren ſchlafenden Bruder Iwan Czarewitſch und die ſchöne Königin, und erblickten auf der Wieſe das Pferd mit der goldenen Mähne und den Vogel Schar im goldenen Käfig.

Sie fühlten ſich von beiden ſehr angezogen und beſchloſſen ihren Bruder Iwan Czarewitſch zu ermorden.

Dmitrji Czarewitſch zog ſein Schwert aus der Scheide und zerhieb Iwan Czarewitſch in kleine Theile, weckte ſodann die ſchöne Königin Helene und fragte ſie: »Schönes Mädchen, von welchem Königreiche ſtammſt du, weſſen Vaters Tochter biſt du, und wie nennſt du dich?»

Die ſchöne Königin Helene, welche ſah, daß Iwan Czarewitſch ermordet ſei, brach in einen Strom von Thränen aus, als ſie ſich aber in den Händen jener Böſewichter ſah, ſprach ſie mit Thränen in den Augen: »Ich bin die Königin Helene, welche man die Schöne nennt. Iwan Czarewitſch, den ihr boshafter Weiſe im Schlafe getödtet habt, errang mein Herz. Ihr aber wäret wohl tapfere Helden, wenn ihr ihn erſchlagen hättet, nachdem ihr zuvor mit ihm gekämpft, dafür aber, daß ihr einen Schlafenden getödtet, wird euch Niemand loben, noch wird es euch zur Ehre gereichen, da ein Schlafender dasſelbe iſt was ein Todter.»

Da aber zuckte Dmitrji Czarewitſch ſein Schwert nach dem Herzen der ſchönen Königin und ſprach: »Höre, ſchöne Königin Helene, du biſt in unſern Händen. Wir bringen dich zu unſerm Vater, dem Czar Wislaw Andronowitſch, dieſem mußt du ſagen, daß wir dich errungen haben, eben ſo auch den Vogel Schar und das Pferd mit der goldenen Mähne, willſt du aber dieſes nicht thun, ſo übergebe ich dich augenblicklich dem Tode.»

Die ſchöne Helene, welche über das Wort: Tod, auf das Heftigſte erſchrak, verſprach ihnen und ſchwur ſo zu ſprechen, wie Dmitrji ihr befohlen.

Dmitrji Czarewitſch und Waſilji Czarewitſch begannen nun zu looſen, wer von ihnen die ſchöne Königin oder das Pferd mit der goldenen Mähne erhalten ſollte, und das Loos fiel ſo, daß die ſchöne Königin Helene dem Waſilji Czarewitſch, und das Pferd mit der goldenen Mähne dem Dmitrji Czarewitſch zu Theile wurde.

So nahm Waſilji Czarewitſch die ſchöne Czarewna Helene und ſetzte ſie auf ſein gutes Pferd. Dmitrji Czarewitſch ſetzte ſich auf das ſeinige, nahm das Pferd mit der goldenen Mähne und den Vogel Schar, um ihn ſeinem Vater, dem Czar Wislaw Andronowitſch zu überreichen, und alle drei ſetzten nun ihre Reiſe fort.

Die Leiche des Jwan Czarewitſch blieb auf jener Stelle volle dreißig Tage liegen. Jn dieſer Zeit erblickte ſie der graue Wolf und erkannte in ihr den Jwan durch ſeinen Geruch.

Er wollte ihm helfen und ihn wieder lebendig machen, wußte es aber nicht, wie er es anfangen ſollte.

Mit einem Male gewahrte der graue Wolf einen Raben mit zweien ſeiner Jungen, welche über der Leiche des Jwan Czarewitſch ſchwebten, und ſich eben auf die Erde niederlaſſen wollten, um ſich mit dem Fleiſche des Jwan Czarewitſch zu ſättigen.

Der graue Wolf verbarg ſich hinter einen Strauch und als die Raben ſich auf die Erde niederließen, und das Fleiſch des Iwan Czarewitſch zu freſſen anfangen wollten, ſprang er hervor, ergriff einen jungen Raben und wollte ihn in zwei Theile zerreißen.

Da ließ ſich der alte Rabe auf die Erde nieder, ſetzte ſich in einiger Entfernung vom grauen Wolf und ſagte zu dieſem: »O du grauer Wolf, verletze mein junges Kindlein nicht, es hat dir ja nichts zu leide gethan.«

Darauf antwortete der Wolf: »Höre, du alter Rabe, ich laſſe dein Kind geſund und unverletzt, wenn du mir einen Dienſt erweiſeſt und über dreimal neun Länder und über dreimal zehn Königreiche fliegeſt, und mir das Waſſer des Lebens und das Waſſer des Todes bringſt.«

Darauf ſprach der Rabe: »Ich will dir dieſen Dienſt erweiſen, thue aber ja meinem Sohn nicht den geringſten Schaden.«

Als der Rabe dieſes geſprochen hatte, entfloh er und verſchwand ſehr bald.

Am dritten Tag kam er wieder zurück und brachte zwei kleine Fläſchchen mit ſich, in welchen ſich das Waſſer des Lebens und das Waſſer des Todes befand, und gab ſie dem grauen Wolf.

Der graue Wolf nahm die Fläſchchen, riß den kleinen Raben in zwei Theile und beſpritzte ihn mit dem Waſſer des Todes und der junge Rabe wuchs ſogleich zuſammen.

Nach dieſem beſpritzte er ihn mit dem Waſſer des Lebens und der kleine Rabe richtete ſich auf und flog wieder davon.

Hierauf beſpritzte der graue Wolf den Iwan Czarewitſch mit dem Waſſer des Todes, und ſein Körper wuchs zuſammen, und als er ihn mit dem Waſſer des Lebens beſpritzte, ſo ſtand Iwan Czarewitſch auf und ſprach: „Ach, wie habe ich doch ſo lange geſchlafen?“

Der graue Wolf ſagte ihm nun: »Iwan Czarewitſch, du würdeſt ewig geſchlafen haben, wenn ich nicht geweſen wäre, denn deine Brüder haben dich in Stücke zerhauen, und die ſchöne Czarewna Helene und das Pferd mit der goldenen Mähne und den Vogel Schar mit ſich davon geführt. Jetzt Iwan Czarewitſch, eile ſo ſchnell als möglich nach deinem Vaterlande. Dein Bruder Waſilji Czarewitſch verbindet ſich noch heute mit deiner Braut, der ſchönen Königin Helene. daß du aber ſchnelle hin gelangſt, ſo ſetze dich lieber noch einmal auf mich, grauen Wolf, ich werde dich auch dahin noch bringen.«

Iwan Czarewitſch ſetzte ſich auf den grauen Wolf, und dieſer lief mit ihm in das Königreich des Czars Wislaw Andronowitſch, und der Wolf lief, ob kurz oder lange? und kam endlich zu der Stadt des Czars.

Iwan Czarewitſch ſtieg von dem grauen Wolf, nahm von ihm Abſchied, ging in die Stadt, und als er den Palaſt erreichte, ſah er ſeinen Bruder Waſilji mit der ſchönen Helene am Tiſche ſitzen, da ſie eben von der Trauung zurückgekommen waren.

Iwan Czarewitſch ging in die Gemächer und als er in das Gemach trat, wo ſein Bruder Waſilji Czarewitſch mit der ſchönen Czarewna am Tiſche ſaß, und die ſchöne Czarewna Helene den Iwan Czarewitſch erblickte, ſprang ſie vom Tiſche auf, küßte ſeine ſüßen Augen und rief: „Da iſt mein liebenswürdiger Bräutigam, Iwan Czarewitſch, nicht aber dieſer Böſewicht, der hier mit mir am Tiſche ſitzt.“

Der Czar Wislaw Andronowitſch, welcher in große Angſt gerieth, fragte die ſchöne Helene, was dieſes zu bedeuten habe, und wie ſie das meinte?

Da erzählte Helene ihm Alles, auf welche Art ſie Iwan Czarewitſch errang, wie das Pferd mit der goldenen Mähne und den Vogel Schar, und wie die Brüder ihn im Schlafe ermordeten und wie ſie von ihnen gezwungen wurde, zu ſagen, daß ſie dieſes Alles bekommen hätten.

Der Czar Wislaw Andronowitſch erzürnte, als er dieſes hörte, über die Maßen auf Dmitrji und Waſilji Czarewitſch, und ließ ſie ſogleich in Ketten legen und in den Kerker werfen.

Iwan Czarewitſch aber verheirathete ſich mit der ſchönen Czarewna und lebte mit ihr liebreich und freundſchaftlich, ſo daß Eines ohne dem Andern keine Minute zuzubringen vermochte.

Das Märchen
von dem
Jüngling und den ſieben Weiſen.

Es lebte einſt in einem Lande im Norden ein Czar, welcher ſieben ſogenannte Weiſe an ſeinem Hofe hielt, die er bei allen wichtigen Gelegenheiten zu Rathe zog und ohne ihrer Zuſtimmung beinahe nichts zu unternehmen wagte, da ſie ſich immer als ſehr klug und ſachkundig erwieſen.

Er überließ ihnen daher die Ueberwachung ſeines ganzen Reiches nach ihrer Willkür.

Dieſe ſogenannten Weiſen, welche aber im Grunde Erzſchurken und Gauner waren, merkten bald, daß ihr Gebieter nicht im Stande ſei, etwas ohne ihre Beihilfe zu unternehmen, und geriethen daher auf den boshaften Einfall, ihn des Geſichtes zu berauben, ſo zwar, daß er in den Gemächern und Gärten ſeines Palaſtes Alles ſo gut wie früher ſehen konnte, ſein Augenlicht aber ſogleich verlor, ſobald er aus dieſem hinaustrat.

Dieſes aber thaten ſie, um deſto ungehinderter ihr Unweſen treiben zu können und ſich zu bereichern.

Sie freuten ſich nicht wenig, als ihnen dieſes Kunſtſtück gelungen war, und behandelten die Unterthanen des Czars auf eine eben ſo unmenſchliche als empörende Weiſe.

Mit kriechender Ergebenheit baten ſie einſt den Czar, den Befehl zu ertheilen, daß jeder ſeiner Unterthanen, welcher einen Traum gehabt, gehalten ſei, zu ihnen zu kommen, um ſich von ihnen denſelben auslegen zu laſſen.

Der Czar befragte ſie, aus welchem Grunde ſie dieß begehrten.

Da ſagten die Weiſen, daß man aus den Träumen vielleicht auf die Urſache ſchließen könne, durch welche er auf eine ſo ſonderbare Art erblindet ſei.

Der Czar war leichtgläubig genug, ihren Worten zu trauen und ließ ſogleich ſeinen Unterthanen den Befehl bekannt machen.

Demungeachtet wollte ſich ſeine Krankheit nicht verbeſſern, denn die ſieben Gauner benützten den Befehl des Czars zu ihrem eigenen Vortheile, indem derjenige, welcher zu ihnen kam, um ſich ſeinen Traum auslegen zu laſſen, ihnen dafür drei Moneten in Gold, die Reicheren aber noch eine größere Summe, für ihre Auslegung geben mußten, ſo daß ſie in kurzer Zeit überreich geworden waren.

Als der Czar ſich eines Tages mit ſeiner Gemahlin unterhielt, ſprach dieſe zu ihm: „Gnädigſter Herr, ich begreife die ſonderbare Krankheit nicht, welche eure Augen befallen hat, doch denke ich, ſollten eure Weiſen, welche ſo viele eure Unterthanen von ihren Krankheiten heilen, und ihnen die Träume auslegen, wohl auch im Stande ſein, euch von der eurigen zu befreien. An eurer Stelle würde ich ihnen daher die

Wahl laſſen, euch ſogleich euer früheres Geſicht wieder zu verſchaffen oder eines grauſamen Todes zu ſterben.“

Der Czar befolgte den Rath ſeiner Gemahlin und verfuhr mit ſeinen Weiſen wie ſie ihm geſagt, worüber dieſe nicht wenig in Schrecken geriethen, da ſie, ſo gerne ſie nun auch ihrem Herrn geholfen hätten, es nicht mehr vermochten.

Für ihr Leben fürchtend, ſendeten ſie nun in aller Eile Bothen auf Bothen nach allen Weltgegenden, um einen Heilkundigen aufzuſuchen, welcher die Krankheit des Czars wieder heilen ſollte.

Zu derſelben Zeit kam ein Bürger aus der Stadt, in welcher der Czar wohnte, zu den ſieben Weiſen, um ſich von ihnen ſeinen Traum auslegen zu laſſen.

Die Weiſen ließen ſich von ihm drei goldene Moneten für die Auslegung bezahlen und befragten ihn ſodann, was er für einen Traum gehabt habe.

„Mir träumte,“ ſagte der Bürger, „es ſtünde in meinem Küchengarten ein großer Baum, unter welchem ſich eine Unzahl Gewürme befand, ſodann war mir es wieder, als würde der ganze Garten mit Waſſer überſchwemmt.“

„Mein lieber Freund,“ verſetzten die Weiſen, „du haſt dich an dieſem Abend wahrſcheinlich betrunken zu Bette gelegt, darum träumte dir auch vom Waſſer.“

Der Bürger, welcher nun leider einſah, daß er um drei goldene Moneten geprellt ſei, kehrte voll Traurigkeit nach ſeiner Wohnung zurück.

Schon war er in die Nähe derſelben gekommen, als er auf der Straße einen Jüngling gewahrte, welcher mit kleinen Kieſelſteinen ſpielte.

Dieſer wendete ſich zu ihm und ſprach: „Mein Freund, wünſcheſt du dir nicht das Gold, welches du den Weiſen für ihre Auslegung gegeben haſt, wieder zurück? — Doch tritt näher zu mir, ich werde dir deinen Traum umſtändlicher auslegen, erzähle mir nur, was dir geträumt hat."

Der Bürger wunderte ſich ſehr über den Jüngling und ſagte zu ſich ſelbſt: „Wie kann dieſer Jüngling wiſſen, daß ich das Geld ohne Zweck hingegeben, und daß ich einen Traum gehabt habe?" — Doch beſann er ſich nicht lange, näherte ſich dem Jüngling und erzählte ihm ſeinen Traum.

„Dein Traum prophezeit dir einen großen Reichthum," erwiderte der Jüngling. »Verfüge dich ſogleich in deinen Küchengarten zu jener Stelle, an welcher du das viele Gewürme im Traume erblickteſt, nimm den Spaten zur Hand und grabe dort in der Erde nach, dann wird ſich's zeigen, was du findeſt.»

Der Bürger eilte nach Hauſe, begann ſogleich in ſeinem Küchengarten nachzugraben und fand eine ungeheuere Menge Gold.

Von dieſem Golde wog er zwei Pfunde ab und eilte dann zu dem Jüngling, um ihm ein Geſchenk damit zu machen.

Aus ſeinem Hofe hinaustretend, begegnete er aber den ſieben Weiſen, zu welchen er jetzt ſagte: »Meine Herren und ſogenannte Weiſen, ſchämt Ihr Euch nicht, daß Ihr mir einen Traum nicht zu deuten vermochtet, welchen mir jener Jüngling, den Ihr dort auf der Straße erblickt, ſo auslegte, daß Alles, was er ſagte, in Erfüllung ging.«

Hierauf erzählte er ihnen das Vorgefallene umſtändlich und die Weiſen verwunderten ſich über die Maßen, wollten jedoch den Worten des Bürgers keinen Glauben ſchenken, bis er mit ihnen zu dem Jüngling ging und dieſem die zwei Pfunde Goldes überreichte.

Der Jüngling aber weigerte ſich dieſe anzunehmen und ſprach zu dem Bürger: »Behüte mich der Herr, daß ich das von dir nehmen ſollte, was er ſelbſt dir gegeben.«

Die Weiſen aber ſahen nun wohl ein, daß der Jüngling einen helleren Verſtand und eine größere Klugheit beſitze als ſie, und fragten ihn um ſeinen Namen, und als er ihnen geſagt hatte, daß er Mirzanin heiße, ſprachen ſie zu ihm: „Lieber Jüngling, wirſt du wohl im Stande ſein, das Räthſel zu löſen, welches wir dir aufgeben werden.“

„Ich werde mir alle Mühe geben, Euch dasſelbe zu löſen,“ verſetzte der Jüngling.

Die Weiſen ſprachen zu ihm: „Sieh, worin die Auflöſung beſteht. Unſer gnädigſter Czar vermag Alles zu ſehen, ſo lange er ſich in ſeinen Gemächern oder in den Gärten ſeines Palaſtes befindet, ſobald er aber aus denſelben tritt, iſt er ſogleich erblindet.“

»Ich weiß wohl, was dieſes Räthſel bedeutet," erwiderte der Jüngling, »und überdieß bin ich auch im Stande, dem Czar ſein früheres Geſicht wieder zu verſchaffen."

»Dadurch wirſt du uns einen großen Dienſt erweiſen," verſetzten die Gelehrten, »komm alſo mit uns zu dem Czar und du wirſt von ihm, wie auch von uns, große Geſchenke für deine Heilung erhalten."

Als der Jüngling dem Czar vorgeſtellt wurde, ſagten die Weiſen zu dem Letzteren: »Gnädigſter Herr, dieſer Jüngling, welchen wir ausfindig gemacht haben, verſpricht deine ſonderbare Krankheit zu heilen."

Der Czar wunderte ſich ſehr darüber, daß dieſer Jüngling die Klugheit beſitzen ſollte, welcher man ihn rühmte, und ſprach zu demſelben: »Biſt du wirklich im Stande, meine kranken Augen zu heilen?"

»Gnädigſter Czar," antwortete der Jüngling, »ich werde mir mit Freuden alle Mühe geben, dich von dieſer Krankheit zu befreien. Erlaube mir nur, daß ich mich mit dir in dein Schlafgemach verfügen darf."

Der Czar willigte freudig darein, und als ſie in dem Gemache angekommen, ſprach der Jüngling zu dem Czar: »Jetzt befiehl das Bettzeug von deinem Lager abzunehmen."

Der Czar befahl dieſes zu thun.

Als das Bettzeug von dem Geſtelle abgenommen worden, fand der Jüngling unter demſelben eine große Nuß, um welche ſich ſieben Würmer feſtgeſchlungen hatten.

„Sieh, mein Herr," ſagte er zum Czar, „dieſe kleinen Inſekten, welche die Urſache deiner Blindheit ſind."

„Ich ſehe ſie wohl," antwortete der Czar, „aber wie ſind dieſe Inſekten hieher gekommen?"

„Ich werde dir dieſes Alles begreiflich machen," verſetzte der Jüngling, „höre mich nur vollends. Dieſe ſieben Würmer bedeuten deine ſieben Weiſen, welche dir auf eine höchſt hinterliſtige und falſche Weiſe dienen, obſchon du ſie anderen werthvollen Perſonen vorzieheſt. Sie berückſichtigen dieſes wenig, und blendeten deine Augen nur deßhalb, damit du nicht gewahr werden ſollteſt, wie ſie dein ſchönes Land zu Grunde richten."

„Sprich," verſetzte der Czar, „kann ich wohl noch Hilfe für meine Augen erhalten?"

„Wohl kannſt du dieß," verſetzte der Jüngling, „aber nur dann, wenn das Gewürme nicht mehr ſeine alte Stelle einnehmen wird."

„Kann man ſie nicht von dieſer Stelle wegbringen?" fragte der Czar.

„Das kann man nicht," verſetzte der Jüngling, „denn würdeſt du ſie von derſelben wegnehmen laſſen, wäre es gänzlich um dein Augenlicht geſchehen."

„Wie ſoll ich mich aber von ihnen befreien?" fragte jener beſorgt.

„Befiehl, daß man deinen ſieben Weiſen die Köpfe herunterſchlage," antwortete der Jüngling, „und du wirſt wieder dein früheres Geſicht erhalten und dich zugleich von dieſen Inſekten befreien, welche von ſelbſt verſchwinden werden, auch wirſt du nicht wieder von jenen Böſewichtern, welche dieſe Würmer in dein Lager legten und dadurch deine Augen des Sehens beraubten, hintergangen werden.»

Da gab der Czar ſogleich den Befehl, ſeinen ſieben Weiſen die Köpfe herabzuſchlagen, und als dieſes geſchehen, bekam er ſein Geſicht wieder und das Gewürme verſchwand, den Jüngling aber und alle ihm Verwandten belohnte der Czar auf das Großmüthigſte.

Das Märchen
von dem
# großen und ſtarken Bulaten.

Es lebte ein Czar, Namens Hodor, welcher nur einen einzigen Sohn hatte, der Iwan Czarewitſch hieß.

Als dieſer die Kinderjahre zurückgelegt, übergab ihn Hodor verſchiedenen Lehrmeiſtern, um ihn in allen ritterlichen Uebungen unterweiſen zu laſſen.

Nachdem Iwan Czarewitſch die Mannesjahre erreichte, bat er ſeinen Vater, den Czar Hodor, ihm zu erlauben, daß er fremde Königreiche beſuchen dürfe, um die Welt kennen zu lernen und um ſich ſelbſt zeigen zu können.

Czar Hodor entließ ihn und ſagte, daß er ſuchen möchte, durch ſeine Wiſſenſchaften ſowohl ſich als ſeinen Vater in fremden Ländern berühmt zu machen.

Hierauf ging Iwan Czarewitſch in die Stallungen des Czars und ſuchte ſich ein paſſendes Pferd. Er wünſchte eines, welches ſo viele Stärke beſitzen ſollte, daß, wenn er auf dasſelbe ſeine Hand auflegte, es nicht auf die Knie fiel.

Er ſuchte jedoch in allen Abtheilungen, in welchen ſich die Pferde befanden, und konnte keines finden, wie er es wünſchte.

Mit großer Traurigkeit verließ er daher den Stall. Er nahm ſeinen ſtarkbeſpannten Bogen und die gehärteten Pfeile, und ging auf das Feld, um ſich von ſeinem Gram und ſeiner Traurigkeit zu zerſtreuen.

Als er auf das Feld gekommen war, ſah er einen Schwan die Luft durchfliegen, ſpannte ſeinen Bogen und ſchoß nach demſelben, traf ihn aber nicht, und der Pfeil entfloh ſeinen Blicken.

Iwan Czarewitſch wurde nun noch trauriger, da er ſeinen beſten Pfeil verloren hatte und ſuchte ihn auf dem Felde mit thränenden Augen.

Mit einem Male kam er zu einem kleinen Berg und hörte eine menſchliche Stimme, welche rief: „Iwan Czarewitſch, komme hieher!“

Iwan Czarewitſch wunderte ſich darüber nicht wenig, daß er eine Stimme vernähme und doch Niemand ſähe.

Die Stimme rief ihm aber noch einmal dasſelbe zu, und Iwan Czarewitſch ging nach der Stelle, von woher er den Ruf zu vernehmen glaubte.

Da ſah er in dem Berge ein Fenſterchen mit einem eiſernen Gitter, und hinter dieſem Gitter ſah er einen Mann, der ihm mit der Hand zu ſich winkte.

Als Iwan Czarewitſch zu dem Manne trat, ſprach dieſer zu ihm: „Worüber betrübſt du dich, mein guter Freund, Iwan Czarewitſch?“

„Wie ſoll ich, Aermſter, mich nicht grämen,“ verſetzte Iwan Czarewitſch, „ich verlor meinen beſten gehärteten Pfeil, und weiß nicht, wo ich ihn wieder finden kann. Auch vermehrt meine Traurigkeit noch, daß ich nach meinem Wunſche kein gutes Heldenpferd auffinden kann.“

„Ei, dieſes Unglück iſt nicht ſo groß,“ entgegnete der Gefangene, „ich verſchaffe dir ein gutes Pferd und ſtelle dir auch deinen gehärteten Pfeil zurück, da derſelbe zu mir hereingeflogen iſt. Aber was gibſt du mir dafür?“

„Ich gebe dir Alles, was du verlangſt,“ ſagte Iwan Czarewitſch, „wenn du mir ein gutes Pferd verſchaffſt und mir meinen gehärteten Pfeil wieder gibſt.“

„Ich begehre nichts von dir,“ erwiderte der Gefangene, „als daß du mich aus meinem Kerker befreieſt.“

„Wer hält dich hier gefangen?“ fragte ihn Iwan Czarewitſch.

„Dein Vater, der Czar Hodor, hat mich hier einſperren laſſen. Ich war ein berüchtigter Räuber und heiße der große und ſtarke Bulat. Dein Vater ergrimmte über mich und warf mich, armen Schelm, in dieſes Felſenloch, in welchem ich bereits drei und dreißig Jahre zugebracht habe.“

„Höre, guter ſtarker Bulat,“ ſagte Iwan Czarewitſch, „ich darf dich ohne den Befehl meines Vaters nicht aus deinem Gefängniſſe befreien. Mein Vater würde es erfahren und darüber auf mich zürnen.“

„Darüber ſei du ohne Sorgen,“ ſprach zu ihm der große Bulat, „dein Vater wird es nicht erfahren, denn ſobald du mich aus meinem Gefängniſſe befreit haben wirſt, werde ich aus dieſem Königreiche fliehen und dasſelbe nie wieder betreten.“

„Gut,“ ſagte Iwan Czarewitſch, „ich laſſe dich heraus, nur gib mir erſt meinen gehärteten Pfeil und ſage mir, wo ich das gute Heldenpferd bekommen kann.“

„Gehe du auf das große Feld,“ ſprach zu ihm der ſtarke Bulat, „dort wirſt du eine alte Eiche finden, und bei dieſer Eiche wirſt du auf der Erde eine eiſerne Thür mit einem meſſingenen Ringe bemerken. Unter dieſer Thüre iſt ein Stall, und in dieſem Stalle ſteht ein gutes Heldenpferd, welches aber mit zwölf eiſernen Thüren verſchloſſen iſt, vor welchen zwölf ſtählerne Schlöſſer hängen. Erbrich daher die eiſerne Thüre, ſchlag die zwölf ſtählernen Schlöſſer entzwei und eröffne die noch übrigen zwölf eiſernen Thüren, ſo findeſt du auch das gute Pferd für dich. Reite dann auf dem Pferde zu mir und ich übergebe dir deinen gehärteten Pfeil, und ſodann laſſe mich aus meinem Gefängniſſe heraus.“

Iwan Czarewitſch hörte dieſe Worte, ging auf das Feld und ſah die alte Eiche, und fand auf der Erde eine eiſerne Thüre mit einem meſſingenen Ringe. Er griff in den Ring hinein und hob die Thüre auf. Sodann ſchlug er die zwölf ſtählernen Schlöſſer ab, ſprengte die zwölf eiſernen Thüren auf und ging in den geräumigen, unterirdiſchen Stall, und fand dort das gute Pferd und eine vollſtändige, ritterliche Bezäumung für dasſelbe.

Iwan Czarewitſch legte ſeine Hand auf den Rücken des

Pferdes und das Pferd fiel nicht auf die Knie, ſondern bückte ſich nur was weniges vor dem Drucke.

Und als das Pferd einen ſolchen Heldenreiter erblickte, welcher ganz zu ſeinem Herrn geſchaffen ſchien, begann es mit lauter Stimme zu wiehern, fiel vor dem Iwan Czarewitſch auf die Knie und ließ ſich von ihm zäumen.

Iwan Czarewitſch ſattelte ſodann das gute Pferd, nahm die Kriegspike und ſein Schwert, und führte das Pferd aus dem Stalle. Hier ſetzte er ſich auf den tſerkaſſiſchen Sattel, nahm den ſeidenen Zügel in ſeine weiße Hand und wollte mit dem Pferde einen Ritt verſuchen.

Er ſchlug es in die Weichen, und das Pferd wurde wie wüthend, erhob ſich von der Erde, höher als ein Wald, gleich als ob die Wolken unter ihm wären, ſetzte über Berge und Thäler, überſprang tiefe Flüſſe, ſchwamm durch die Sümpfe, und brachte endlich Iwan Czarewitſch zu dem großen und ſtarken Bulaten.

Iwan Czarewitſch rief zu dieſem mit ſeiner lauten Stimme: „Gib mir jetzt, ſtarker und großer Bulat, meinen gehärteten Pfeil, dann will ich dich, guter Junge, aus deinem Gefängniſſe befreien.“

Der ſtarke Bulat gab ihm ſeinen gehärteten Pfeil und Iwan Czarewitſch ließ ihn aus ſeinem Gefängniſſe heraus.

»Ich danke dir, Iwan Czarewitſch,“ ſagte der ſtarke Bulat, daß du mich aus meinem Gefängniſſe befreiteſt. Für dieſes werde ich dir noch drei Dienſte erweiſen, zur Zeit, als du in die größte Noth gelangeſt. Sollteſt du daher meiner bedürfen, ſo ſage nur: Ach, wo iſt mein großer und ſtarker Bulat, und ich werde ſogleich vor dir erſcheinen und dir ein treuer Helfer in deiner Noth ſein."

Als er dieſe Worte geſprochen hatte, ſchrie er mit gellender Stimme: „He, grauer Schimmel, nimmermüder Renner, ſtelle dich vor mich, wie ein Blatt vor das Gras!"

Mit einem Male, wer weiß woher, erſchien ein gutes Rieſenpferd und ſtellte ſich vor den großen Bulaten.

Der große Bulat aber kroch in ſein Ohr, trank und aß alldort und kroch ſodann wieder aus dem andern Ohre heraus, und wurde wieder ſo ein rüſtiger Junge, daß man es ſchwer glauben, auch nicht leicht mit einer Feder beſchreiben oder in einem Märchen erzählen könnte. Sodann ſchwang ſich der ſtarke Bulat auf ſein gutes Rieſenpferd und ſprach zu Iwan Czarewitſch: „Nun, lebe wohl, Iwan Czarewitſch," und ſprengte von ihm fort.

Iwan Czarewitſch aber ſetzte ſich auf ſein gutes Pferd und ritt zu ſeinem Vater. Bei dieſem angekommen, nahm er mit thränenden Augen Abſchied von ihm, und nachdem dieſes geſchehen, begab er ſich, in Geſellſchaft eines Wärters, in verſchiedene Königreiche.

So zogen ſie einige Zeit und kamen in einen Wald. Der Tag war ſchön und heiß, und Iwan Czarewitſch fühlte einen großen Durſt und wünſchte zu trinken. Sie ſuchten lang im Walde nach Waſſer, konnten aber keines finden.

Endlich entdeckten ſie einen ſehr tiefen Brunnen, in welchem kaltes und reines Quellwaſſer war.

Iwan Czarewitſch ſprach zu ſeinem Wärter: »Steig' du in dieſen Brunnen hinab und bringe mir Waſſer, ich werde dich an einen Strick feſtbinden und dich halten, damit du nicht ertrinkeſt.«

»Nein, Iwan Czarewitſch,« ſagte der Wärter, »ich bin ſchwerer als du, und du würdeſt mich nicht erhalten können. Es iſt beſſer, wenn du dich an den Strick binden läßt und ich dich halte.«

Iwan Czarewitſch gehorchte dem Wärter, band ſich einen Strick um den Leib, gab ſeinem Wärter das Ende und ließ ſich in den Brunnen hinab.

Als Iwan Czarewitſch getrunken hatte, ſagte er zu dem Wärter, daß er ihn nun aus dem Brunnen herausziehen ſollte.

Darauf aber antwortete ihm dieſer: »Nein, ich ziehe dich nicht früher heraus, bis du mir einen Brief von deiner Hand reicheſt, daß du mein Diener ſeieſt und ich dein Herr, und daß ich Iwan Czarewitſch heiße. So du dieß aber nicht zu thun geſonnen biſt, laſſe ich den Strick los und erſäufe dich in dem Brunnen.«

»Mein lieber Wärter,« rief Iwan Czarewitſch, »laſſ' nicht den Strick aus deinen Händen, ſondern ziehe mich heraus, ich gebe dir einen eigenhändigen Brief, daß du mein Herr biſt und meinen Namen führeſt, und ich dein Diener ſei.«

»Nein, ich glaube dir nicht,« ſprach der Wärter zu ihm, »und werde es nicht früher glauben, bis du mir einen Eid darüber ſchwören wirſt.«

»Ich ſchwöre dir bei Gott, beim Himmel und bei der Erde,« rief Iwan Czarewitſch, »daß ich dir wirklich den verlangten Brief geben werde, nur ziehe mich aus dem Brunnen heraus.«

Der Wärter zog ihn heraus und Iwan Czarewitſch nahm Papier, ritzte ſich mit einem Meſſer in die Hand und ſchrieb den Brief mit ſeinem Blute, weil er keine Tinte bei ſich hatte, und gab ihn ſodann ſeinem Wärter.

Hierauf legte er ſeine Kleider ab und gab ſie ebenfalls ſeinem Wärter, zog die Kleider desſelben an und ſetzte ſich auf deſſen Pferd.

Der Wärter aber ſetzte ſich auf das Pferd des Czarewitſch, und ſodann machten ſie ſich Beide auf den Weg.

Iwan Czarewitſch aber ritt hinter ſeinem Wärter, als wäre er ſein Sklave.

Nach einiger Zeit gelangten ſie in das Königreich Pantujeff. Der Czar Pantui hörte von der Ankunft des Iwan Czarewitſch, kam ihm entgegen, und nahm den Wärter, ſtatt dem Iwan Czarewitſch, an den weißen Händen und führte ihn in ſeine großen ſteinernen Gemächer. Hier ſetzte er ihn an einen eichenen Tiſch mit geziertem ſeidenen Tiſchtuche, und Beide tranken und aßen und waren guter Dinge.

Der Czar Pantui fragte den vermeintlichen Iwan

Czarewitſch: »Ehrlicher Held, Iwan Czarewitſch, was bringt dich in mein Königreich, und iſt es eine beſondere Angelegenheit?"

Auf dieſes antwortete ihm der vermeintliche Iwan Czarewitſch: »Gnädigſter Herr, Czar Pantui, ich bin in dein Königreich gekommen, um deine Tochter, die ſchöne Czarewna Czerija, zu freien."

»Mit großer Freude werde ich dir dieſe zur Gemahlin geben," antwortete der Czar Pantui. Sodann unterhielten ſie ſich mit verſchiedenen Geſprächen, und der falſche Iwan Czarewitſch ſagte zu dem Czar Pantui: »Befiehl, daß mein Diener in deiner Küche zu der ſchmutzigſten Arbeit verwendet werde, weil er mich unterweges gar ſehr geärgert hat."

Der Czar Pantui befahl ſogleich, den Iwan Czarewitſch in der Küche zu der ſchmutzigſten Arbeit zu verwenden, und der arme Iwan Czarewitſch mußte dort die Keſſel und das ganze ſchmutzige Geſchirre ſcheuern, ſein Wärter aber beluſtigte ſich in den Gemächern des Czars.

Nach einigen Tagen näherte ſich dem Königreiche des Pantui ein großes Kriegsheer, und wollte ſein Czarthum zerſtören und ihn ſelbſt gefangen nehmen.

Der Czar Pantui rief daher den falſchen Iwan Czarewitſch zu ſich und ſprach zu ihm: »Mein vielgeliebter und verlobter Schwiegerſohn, meinem Königreiche hat ſich ein großes, feindliches Heer genähert, und wenn du dieſes Heer aus meinem Königreiche vertreibſt, ſo gebe ich dir meine Tochter zur

Gemahlin, im entgegengeſetzten Falle aber kann ich es nicht thun.“

Auf dieſes antwortete ihm jener: „Wohl, ich werde dieſes thun, jedoch während der Nacht und nicht am Tage, weil ich am Tage kein Glück im Kampfe habe.“

Als die Nacht hereingebrochen war, und bereits Alles im Palaſte ſchlief, ging der falſche Iwan Czarewitſch in den geräumigen Hof, und rief den wirklichen Iwan Czarewitſch und ſprach zu ihm: „Iwan Czarewitſch, zürne nicht auf mich, daß ich deine Stelle eingenommen habe, ſondern vergiß dieſes Alles und erweiſe mir einen Dienſt, und verjage dieſes feindliche Heer aus dem Königreiche.“

Iwan Czarewitſch antwortete ihm hierauf: „Geh' nur und lege dich ſchlafen, es ſoll Alles geſchehen.“ Sodann ging der Wärter und legte ſich ſchlafen. Iwan Czarewitſch aber rief mit lauter Stimme: „Ach, wo iſt mein großer und ſtarker Bulat?!“

In derſelben Minute ſtand der ſtarke Bulat vor ihm und fragte: „Welchen Dienſt, welche Noth, ſag' mir geſchwind?“

Darauf ſagte ihm Iwan Czarewitſch, was der Wärter von ihm forderte, und der ſtarke Bulat befahl dem Iwan Czarewitſch, daß er ſein gutes Pferd ſatteln und ſich die Eiſenrüſtung anlegen ſollte, er ſelbſt rief mit lauter Stimme: „He, mein graues Schimmelchen, nimmermüder Renner, ſtelle dich vor mich, wie ein Blatt vor das Gras!“

Das Pferd kam ſogleich zu ihm herangeſprengt, Iwan Czarewitſch ſetzte ſich aber auf ſein Pferd, und Beide ritten von dem geräumigen Hofe.

Zu derſelben Zeit aber war die Czarewna Czerija noch nicht eingeſchlafen, ſondern ſaß an ihrem Fenſter und hörte und ſah Alles, was Iwan Czarewitſch mit ſeinem Wärter und dem ſtarken Bulaten ſprach und that.

Als ſie zu dem feindlichen Heere kamen, ſprach der ſtarke Bulat zu Iwan Czarewitſch: »Fall' du dieſes Heer von der rechten Seite an, ich werde es von der linken anfallen.”

Hierauf fielen ſie über die feindlichen Rotten her und begannen mit dem Schwerte zu zerſtücken und mit den Pferden zu zertreten, und erſchlugen in einer Stunde 100,000 Krieger, und kaum gelang es dem feindlichen König, ſich mit einer kleinen Anzahl Krieger in ſein Königreich zurückzuziehen.

Iwan Czarewitſch kehrte ſodann mit dem ſtarken Bulaten in den Palaſt des Czars Pantui zurück, ſattelte ſein gutes Pferd ab, ſtellte es in den Stall und ſetzte ihm weißen Weitzen vor, worauf er von dem ſtarken Bulaten Abſchied nahm, und ſich wieder in der Küche ſchlafen legte.

Am frühen Morgen ſtieg Czar Pantui auf den Wachtthurm und ſah durch ein langes Rohr nach der Stelle, auf welcher ſich das feindliche Heer gelagert hatte, und ſah, daß das ganze Heer geſchlagen ſei. Er befahl den falſchen Iwan Czarewitſch zu rufen, und als dieſer erſchien, dankte ihm der Czar Pantui für die Erhaltung ſeines Königreiches, beſchenkte ihn mit werthvollen Geſchenken und gab ihm noch außerdem die Verſicherung, daß er ſeine Tochter ſo bald als nur thunlich mit ihm vermählen wolle.

Im Verlaufe von zwei Wochen kam jedoch derſelbe feindliche König mit einem neuen Heere wieder und belagerte die Stadt abermals.

Der Czar Pantui erſchrak darüber ſehr und rief wieder den falſchen Iwan Czarewitſch zu ſich. »Mein vielgeliebter Freund und verlobter Schwiegerſohn, Iwan Czarewitſch, erlöſe mich nochmals von dem Feinde und vertreibe das Heer aus meinem Königreiche, und wenn du dieſes gethan haſt, will ich dir ungeſäumt meine Tochter zur Gemahlin geben.”

Auf dieſes antwortete ihm jener: »Ich werde alles dieſes thun, jedoch nur während der Nacht und nicht am Tage, weil ich am Tage kein Glück im Kampfe habe.”

Und als es wieder Nacht geworden und Alle ſich ſchlafen gelegt hatten, ging der Wärter in den geräumigen Hof, und rief den Iwan Czarewitſch und ſprach zu ihm: »Iwan Czarewitſch, gedenke nicht des Böſen, welches ich dir zugefügt, und zürne mir nicht, daß ich deine Stelle eingenommen habe. Erweiſe mir den Dienſt und jage das feindliche Heer aus dieſem Königreiche.”

Iwan Czarewitſch antwortete hierauf: »Geh’ nur und lege dich ſchlafen, der Morgen iſt wunderbarer als der Abend, es ſoll Alles geſchehen.” Sodann ging der Wärter in die Gemächer und legte ſich ſchlafen.

Iwan Czarewitſch rief aber wieder mit einer hellen Stimme: »Ach, wo iſt mein großer und ſtarker Bulat!«

Sogleich erſchien der ſtarke Bulat und ſprach: »Welchen Dienſt und welche Noth, ſag' mir's geſchwind?«

Iwan Czarewitſch erzählte ihm hierauf, was der Wärter von ihm verlangte, und der ſtarke Bulat befahl dem Iwan Czarewitſch, ſein Pferd zu ſatteln und ſeinen Harniſch anzulegen, er ſelbſt rief mit lauter Stimme: »He, mein graues Schimmelchen, nimmermüder Renner, ſtelle dich vor mich, wie ein Blatt vor das Gras!« und das Pferd kam gelaufen, daß die Erde zitterte, aus ſeinen Ohren erhob ſich ein Rauch wie eine Säule, und aus den Nüſtern ſprühte Feuer; als es aber zum ſtarken Bulaten kam, blieb es mit einem Male ſtehen.

Der ſtarke Bulat ſetzte ſich auf ſein Pferd und Iwan Czarewitſch auf das ſeinige, und Beide ritten von dem geräumigen Hofe. Die Czarewna Czerija aber ſchlief zu dieſer ſelben Zeit abermals nicht, ſondern ſaß am Fenſter, und hörte und ſah Alles, was Iwan mit dem Wärter und dem ſtarken Bulaten ſprach und that.

Als Iwan und der ſtarke Bulat zu dem feindlichen Heere gelangten, ſprach der Letztere zu Iwan: »Fall' nur wieder das Heer von der rechten Seite an, und ich werde es von der linken anfallen.«

Und ſie fielen über die Rotten her und zerhieben mit dem Schwerte, und zertraten mit den Pferden, und erſchlugen in zwei Stunden 200,000 Krieger, und der feindliche König hatte kaum noch Zeit genug, mit einer ſehr kleinen Zahl in ſein Königreich zu flüchten.

Iwan Czarewitſch und der ſtarke Bulat kehrten hierauf zurück, und als Iwan Czarewitſch ſein gutes Pferd abgeſattelt hatte, ſtellte er es in den Stall und ſetzte ihm weißen Weitzen vor. Sodann nahm er Abſchied von dem ſtarken Bulaten, ging in die Küche und legte ſich ſchlafen.

Am frühen Morgen ſtieg wieder der Czar Pantui auf den Wachtthurm hinauf, und ſah durch das Fernrohr nach der Seite, auf welcher das feindliche Heer ſich gelagert hatte, und ſah, daß das ganze Heer vernichtet ſei, und wunderte ſich ſehr über den Heldenmuth des Iwan Czarewitſch.

Er befahl ſogleich ſeinen verlobten Schwiegerſohn zu ihm zu bringen, und als dieſer zu ihm kam, dankte ihm der Czar Pantui für die Erhaltung ſeines Königreiches, und beſchenkte ihn mit werthvollen Geſchenken und ſagte, daß er jetzt in kurzer Friſt ſeine Tochter mit ihm verheirathen würde.

In Verlauf von vier Wochen kam aber der feindliche König zum dritten Male mit einem neuen und noch größerem Kriegsheere, und umzingelte die ganze Stadt.

Der Czar Pantui erſchrak noch mehr als früher darüber, und rief ſeinen verlobten Schwiegerſohn: »Mein beſter Freund und künftiger Schwiegerſohn, Iwan Czarewitſch, befreie mich noch einmal von dem Feinde und treibe ſein Heer aus meinem Königreiche, und wenn du dieſes gethan, ſo gebe ich dir meine Tochter noch in derſelben Minute zur Gemahlin.“

Der falſche Iwan Czarewitſch gab ihm zur Antwort: „Ich werde dieſes alles thun, nur während der Nacht und nicht am Tage, da ich am Tage kein Glück im Kampfe habe.“

Als die Nacht gekommen war und Alle bei Hofe ſich ſchlafen gelegt hatten, ging der Wärter auf den Hof, und rief den Iwan Czarewitſch und ſagte zu ihm: „Iwan Czarewitſch, vergiß das Böſe, welches ich an dir verübt, und zürne nicht auf mich, daß ich deine Stelle eingenommen habe. Erweiſe mir nur noch einen Dienſt, und jage das feindliche Heer aus dieſem Königreiche.“

Worauf ihm Iwan Czarewitſch wieder antwortete: „Geh' nur und lege dich ſchlafen. Der Morgen iſt wunderbarer als der Abend, es ſoll Alles geſchehen.“

Der Wärter ging in die Gemächer und legte ſich ſchlafen, und Iwan Czarewitſch rief mit ſeiner Heldenſtimme: „Wo iſt mein großer und ſtarker Bulat?!“

Sogleich erſchien der ſtarke Bulat vor ihm: „Welchen Dienſt und welche Noth, ſag' mir's geſchwind?“

Darauf ſagte ihm Iwan Czarewitſch, was ſein Wärter von ihm heiſchte, und der ſtarke Bulat befahl wieder dem Iwan Czarewitſch, ſein Pferd zu ſatteln und ſich die Rüſtung anzulegen, ſelbſt aber rief er mit lauter Stimme: „He, mein graues Schimmelchen, nimmermüder Renner, ſtelle dich vor mich, wie ein Blatt vor das Gras!“

Und das Pferd kam gelaufen, daß die Erde zitterte, aus den Ohren quoll ihm der Rauch wie eine Säule, und aus den Nüſtern ſprühten Flammen. Vor dem ſtarken Bulaten aber blieb es ſtehen, dieſer ſetzte ſich auf das Pferd und Iwan Czarewitſch auf das ſeinige, und ſo ritten Beide von dem geräumigen Hofe.

In derſelben Zeit aber wachte die ſchöne Czarewna Czerija abermals, und ſaß am Fenſter, und ſah und hörte Alles, was Iwan Czarewitſch mit dem Wärter und dem ſtarken Bulaten ſprach, und was vorgegangen war.

Als Iwan mit dem Bulaten zu dem feindlichen Heere gekommen waren, ſagte der ſtarke Bulat zu dem Iwan Czarewitſch: »Diesmal falle du das Heer von der linken Seite an, und ich will es von der rechten anfallen.“

Und ſie überfielen die feindlichen Rotten und zerſtückten ſie mit ihren Schwertern, und zertraten ſie mit ihren Pferden, und erſchlugen in drei Stunden 300,000 Krieger, worunter ſich auch der feindliche König ſelbſt befand.

Sodann ritt Iwan Czarewitſch mit dem ſtarken Bulaten nach Hauſe, ſattelte ſein Pferd ab und ſtellte es in den Stall. Der ſtarke Bulat aber ſprach zu dem Iwan Czarewitſch: »Lebewohl, Iwan Czarewitſch, nun habe ich dir die drei Dienſte, welche ich dir verſprach, geleiſtet, und jetzt wirſt du mich nie wieder ſehen.“ Als er dieſe Worte ausgeſprochen hatte, ritt er fort, Iwan Czarewitſch aber ging in die Küche und legte ſich ſchlafen.

Am nächſten Morgen in aller Frühe ſtieg der Czar Pantui wieder auf den Wachtthurm hinauf, blickte durch das Fernrohr und ſah, daß das feindliche Heer gänzlich vernichtet ſei. Er ſchickte ſogleich Boten nach ſeinem Schwiegerſohn, und als dieſer erſchien, ſagte er zu ihm: »Nun, mein vielgeliebter Schwiegerſohn, gebe ich dir meine Tochter zur Gemahlin.“

Hierauf wurden alle Anſtalten zur Hochzeitfeier gemacht, und in einigen Tagen vermählte ſich der Wärter mit der ſchönen Czarewna Czerija.

Als Braut und Bräutigam nach der Trauung am Hochzeittiſche ſaßen, bat Iwan Czarewitſch den Koch um die Erlaubniß, es doch anſehen zu dürfen, wie ſein Herr mit ſeiner Braut am Tiſche ſitze.

Der Koch erlaubte ihm dieſes und gab ihm ſeine Kleider, und Iwan Czarewitſch ging in die Gemächer des Czars und ſtellte ſich hinter die anderen Leute, und betrachtete ſeinen Wärter und die ſchöne Czarewna Czerija.

Die Czarewna Czerija erkannte aber ſogleich den Iwan Czarewitſch, ſprang haſtig vom Tiſche auf, nahm Iwan Czarewitſch bei der Hand und ſagte: »Dies iſt mein Gemahl, nicht aber jener, mit welchem ich getraut wurde.“

Der Czar Pantui ſprang vom Stuhle auf und fragte ſie darüber, und bat ſie, daß ſie dieß deutlicher erklären möchte.

Da erzählte die Czarewna Czerija, wie ſich die Sache eigentlich verhalte, und Pantui ſetzte den wahren Iwan Czarewitſch mit der Czarewna Czerija an den Tiſch, den Wärter aber befahl er, für ſein lügenhaftes und betrügeriſches Vergehen, ſogleich vor der Pforte zu erſchießen.

Iwan Czarewitſch verehelichte ſich mit der ſchönen Czarewna Czerija, und begab ſich ſodann mit ihr in das Königreich ſeines Vaters, des Czars Hodor, welcher ihm ſeinen Segen ertheilte und den Thron überließ, und Iwan Czarewitſch beſtieg hierauf den Thron ſeines Vaters, und herrſchte von nun an über das Königreich in Glück und Frieden.

Das Märchen

von dem

Schuſter Gorja und ſeinem Diener Briditſchkin.

In einem Königreiche lebte der berühmte Knjäs Miſtafor Skurlatowitſch, dieſer hatte einen Diener, mit Namen Gorja, welcher der Sohn eines gewiſſen Krutſchinin war.

Miſtafor Skurlatowitſch gab Gorja zu einem berühmten Schuſtermeiſter, damit er bei dieſem das Schuſterhandwerk erlerne, und ſetzte es ihm zur Bedingung, daß er im Schuhverfertigen einer der erſten und vorzüglichſten Meiſter werden müſſe.

Mehrere Jahre lernte Gorja bei ſeinem Meiſter, und brachte es endlich zu ſolch einer Geſchicklichkeit, daß er dieſen in ſeinem Handwerke noch weit übertraf.

Miſtafor Skurlatowitſch nahm ihn hierauf wieder zu ſich in ſein Haus, wo er ihm von nun an ſeine Schuhe verfertigen mußte.

Gorja verfertigte bei zwei und zwanzig Dutzend Schuhe, allein ſeinem Herrn, dem Miſtafor Skurlatowitſch, gefiel nicht ein einziges Paar, weshalb er Gorja auf das Unbarmherzigſte ſchlug.

Gorja Krutſchinin verlor hierüber beinahe ſeinen Verſtand, erkrankte ſchwer, und mußte beinahe zehn Wochen das Lager hüten.

Als er ſich wieder etwas erholte, und Gebrauch von ſeinen Gliedern machen konnte, befahl ihm Miſtafor Skurlatowitſch auf's Neue, Schuhe für ihn zu verfertigen.

Gorja Krutſchinin verfertigte wieder einige Paare, und brachte ſie dem Miſtafor, um ſie ihm anzupaſſen, dieſem jedoch gefielen die Schuhe abermals nicht, weshalb er ſie dem Gorja an den Kopf warf und ihm das Geſicht blutig ſchlug.

Gorja Krutſchinin, der zwölf Kopeken in ſeiner Taſche hatte, ging hierauf in eine Kabake und murmelte: »Wenn mich doch nur ein Teufel von dieſem Barjn (Herrn) befreien möchte!

Mit einem Male trat ein Fremder zu ihm und ſprach: »Worüber grämſt du dich, armer Junge?”

Hierauf antwortete ihm der Schuſter Gorja: »Wie ſoll ich, armer Junge, mich nicht grämen? Siehſt du nicht, wie mich mein Barjn, der ſchlimmer als ein böſer Hund iſt, zugerichtet hat? Zehn Wochen früher mißhandelte er mich noch mehr als dieſes Mal.”

Der Fremde fragte ihn hierauf: »Warum hat er dich ſo geſchlagen?”

Hierauf ſagte Gorja: »Ich lernte das Schuſterhandwerk und übertraf hierin ſogar meinen Meiſter. Nun mußte ich die Schuhe für den Barjn verfertigen, ſo viel ich aber immer verfertigen mochte, konnte ich doch kein einziges Paar nach ſeinem Wunſche machen, und ſtatt mich für meine Arbeit zu lohnen, ſchlug er mich unbarmherzig, wie du ſelbſt an meinem Geſichte ſehen kannſt.»

Hierauf ſagte der Fremde: »Ich kenne deinen Herrn genau, und bin entſchloſſen, dich von ihm zu befreien. Wenn du willſt, ſo mache ich dich zu dem glücklichſten Menſchen, ja ich verheirathe dich ſogar mit der Tochter des Miſtafor, obgleich ſie mit einem Fürſten verlobt iſt.»

»Biſt du nárriſch geworden,» ſagte Gorja, »daß du ſolch' Ungereimtes zuſammen redeſt? Das iſt ja eine unmögliche Sache.»

»Glaube mir,» erwiderte der Fremde, »daß ich es zu Stande bringe.» Der Schuſter aber wollte ihm nicht widerſprechen, und ſagte blos: »Wie viel du, Freund, mir auch ſagen magſt, ſo werde ich dir doch nicht glauben.»

»Nun, ſo überzeuge dich ſelbſt, daß ich es zu thun vermag.» Hierauf befahl er ihm, ſich die Augen zu verhalten, das Angeſicht nach der Sonne zu wenden, und zwei Schritte zurück zu treten.

Als Gorja dieſes alles gethan hatte, befahl ihm der Fremde, ſich zu betrachten. Gorja wunderte ſich nicht wenig, denn er ſah ſich mit koſtbaren Kleidern geſchmückt, und ſagte zu dem Fremden: »Du biſt gewiß ein Teufel in menſchlicher Geſtalt?»

»Freilich bin ich dieß,» erwiderte der Fremde, »und weil du mich riefeſt, erſchien ich vor dir, und will dir den Dienſt erweiſen, und dich mit der Tochter des Miſtafor vermählen.»

»Wie kann aber dieſes ſein?" fragte Gorja, »mich kennen ja dort Alle, ſogar die Hunde."

Der Fremde ſagte aber: »Du ſprichſt die Unwahrheit. Niemand wird dich erkennen, denn du wirſt in der Geſtalt des Fürſten Dardawan erſcheinen, mit welchem Dajada, die Tochter des Miſtafor, verlobt iſt."

»Es wäre wohl gut, ja ſogar ſehr gut, wenn das, was du da eben ſagſt, geſchehen würde," verſetzte Gorja.

»Es wird geſchehen, wenn ich's dir ſage," erwiderte der Fremde, und befahl ihm abermal die Augen zu ſchließen, drei Schritte zurückzutreten, und ſodann die Augen wieder zu öffnen.

Gorja that, wie er ihn geheißen, und erblickte vor ſich die weißen, großen und ſteinernen Gemächer, ſich ſehr verwundernd, wie dieſes doch ſo ſchnelle geſchehen konnte.

Voll Erſtaunen rief daher Gorja aus: »Du biſt in Wahrheit der Teufel und kein Menſch, weil du ſo große und ſonderbare Wunderdinge vollbringen kannſt!"

»Ich ſage dir die Wahrheit und betrüge dich nicht," antwortete der Fremde. »Ich laſſe dich jetzt in dieſen ſteinernen Gemächern, und werde dein treuer Freund und Diener ſein. Nenne mich Briditſchkin."

Nach dieſem führte dieſer Diener ſeinen neuen Herrn in den Hof, und der Schuſter Gorja ſah dort eine große Menge Diener, Pferde und Wagen, und Alles in der größten Pracht. Die Diener verneigten ſich vor Gorja, wie vor einem

Fürſten, und die Muſikanten begannen ſogleich auf verſchiedenen Inſtrumenten zu ſpielen.

Als die Muſik geendet hatte, begab ſich der Schuſter Gorja wieder in die weißen ſteinernen Gemächer, wo er einen mit Speiſen beſetzten Tiſch erblickte.

Er ſetzte ſich an denſelben, trank und aß gehörig, und lebte in dem Hauſe einige Zeit wie eine ſehr hohe Herrſchaft.

Zu derſelben Zeit verlobte ſich der Fürſt Darbawan mit ſeiner Braut Dogada, als ihm eine unvermuthete Angelegenheit in eine ferne Stadt abrief.

Der treue Diener Briditſchkin hielt dieſen Zeitpunkt für günſtig, um den Schuſter Gorja mit der Dogada, wie er verſprochen hatte, zu verheirathen.

Er ging daher zu ſeinem Herrn, dem Schuſter, und ſprach zu dieſem: „Laß uns jetzt ſehen, wie wir es anſchicken, daß der Fürſt Miſtafor dich für den Darbawan halte.“ Nachdem er dieß geſagt, ging er vor die weißen Gemächer, und ſchlug dieſen gegenüber viele Zelte auf, und gebot allen Muſikanten auf einmal zu ſpielen.

Als dieſe zu ſpielen begannen, und Miſtafor Skurlatowitſch die verſchiedenen und angenehmen Klänge vernahm, dachte er bei ſich: Gewiß iſt der Fürſt Darbawan angekommen, und ließ ſich ſogleich hierüber Erkundigung verſchaffen.

Als er von den Leuten, welche ſich in den Zelten Darbawans befanden, die Nachricht erhalten hatte, daß der Fürſt Darbawan wirklich angekommen ſei, ſchickte er viele angeſehene

Perſonen zu ihm, um ſeinen vielgeliebten Schwiegerſohn zu einem Gaſtmahle zu laden.

Die Abgeſandten des Miſtafor kamen zu dem Schuſter Gorja, verbeugten ſich ehrfurchtsvoll, und baten im Namen ihres Knjäs, des Miſtafor Skurlatowitſch, daß er ein von dieſem angeordnetes Gaſtmahl mit ſeiner Gegenwart beehren möchte.

Der Schuſter Gorja ſprach zu ihnen: »Geht, und benachrichtiget den Knjäs Miſtafor Skurlatowitſch, daß ich euch alſogleich folgen werde.«

Die Abgeſandten begrüßten abermals auf das Demüthigſte den Schuſter Gorja, kamen zu dem Knjäs Miſtafor, und erzählten ihm, was ſie von dem vermeinten Czarewitſch Dardawan gehört, und was ſie bei ihm geſehen hatten.

Als ſich die Abgeſandten von Gorja entfernt, kam der Diener Briditſchkin zu dem Schuſter und ſprach: „Nun mußt du dich ſogleich zu dem Knjäs Miſtafor begegeben. Höre aber zuvor, was ich dir rathen werde. Wenn du in den Hof des Miſtafor gelangſt, und von deinem guten Pferde abſteigſt, ſo binde es ja nicht an, und befiehl auch Niemand es zu halten, ſondern huſte recht ſtark und ſtampfe mit dem Fuße auf die Erde, ſo ſtark du kannſt. Wenn du aber in die Gemächer trittſt, ſo ſetze dich auf den oberſten Platz. Des Abends, wenn du zum Schlafengehen aufgefordert wirſt, ſo bleibe, und wenn man dir das Lager bereiten will, ſo lege dich nicht auf dasſelbe, weil der Fürſt Dardawan immer auf ſeinem eigenen Lager ſchläft, welches vierhundert Pfunde ſchwer iſt. Ich werde dir dieſes Lager zu verſchaffen wiſſen, und wenn ich mich dabei etwas verſpäten ſollte, ſo mußt du mir dafür, in Gegenwart des Miſtafor und ſeiner Tochter, eine Maulſchelle geben. Wenn du dich aber auf das Lager ſtreckeſt, und man dir viele Lichter darreichen wird, ſo gebiete ihnen, dieſe wieder fortzunehmen, mir aber ertheile den Befehl, den Stein zu bringen, welchen Fürſt Dardawan in jeder Nacht auf den Tiſch zu legen pflegt, und ich werde dir den Stein verſchaffen, und wenn du dieſen Stein auf den Tiſch legen wirſt, ſo wird er einen größeren Schimmer von ſich geben, als tauſend Lichter."

Der Schuſter Gorja horchte aufmerkſam auf das, was ihm ſein Diener Briditſchkin ſagte, und verſprach, alles dieſes zu befolgen.

Hierauf ging Gorja auf den breiten Hof, und ſein Diener Briditſchkin führte ihm ein geſatteltes Pferd vor.

Der Schuſter Gorja ſetzte ſich auf das Pferd, und Briditſchkin beſtieg ein anderes, und ſo begaben ſie ſich zu Miſtafor Skurlatowitſch.

Als ſie in dem breiten Hof desſelben anlangten, kam Miſtafor Skurlatowitſch ſeinem vielgeliebten Schwiegerſohn, dem vermeinten Fürſten Dardawan, entgegen. Der Schuſter Gorja ſtieg von ſeinem Pferde ab, band es aber nirgends an, und befahl auch Niemand dasſelbe zu halten, ſondern huſtete heftig, und ſtampfte mit dem Fuße ſo ſtark er konnte auf die Erde, und das Pferd blieb auf einer Stelle wie eingewurzelt ſtehen.

Sodann begab ſich Gorja in die Gemächer, verrichtete ſein Gebet zu Gott, grüßte nach allen vier Seiten*), küßte ſodann ſeinen Wirth, und nahm den vorderſten der Plätze ein.

Miſtafor ging ſogleich zu ſeiner Tochter Dogada, und ermahnte ſie herauszukommen, und ihren verlobten Bräutigam, den Fürſten Dardawan zu begrüßen.

Dogada aber, welche ſehr ſchlau und klug war, antwortete ihrem Vater: „Gnädigſter Herr, mein Vater, Miſtafor Skurlatowitſch, dieſer Mann iſt nicht der Fürſt Dardawan, er iſt ja der Schuſter, unſer entlaufener Gorja Krutſchinin.“

„Du haſt den Verſtand verloren,“ entgegnete Miſtafor, „ich habe ſo eben den Fürſten Dardawan von Angeſicht geſehen, und weiß, daß er derſelbe iſt, und nicht der Schuſter Gorja.“

„Wohl, mein Herr,“ ſprach hierauf Dogada, „ich werde zu ihm gehen und ihn begrüßen, aber gebt genau Acht, und Ihr werdet bemerken, daß er nicht der Fürſt Dardawan, ſondern der Schuſter Gorja in Geſtalt des Erſteren iſt. Wenn wir uns zu Tiſche ſetzen, ſo befehlt weißes und ſchwarzes Brot vorzuſetzen, und wenn unſer Gaſt ſich von dem ſchwarzen Brote abſchneiden wird, ſo iſt er nicht der Fürſt Dardawan, ſondern der Schuſter Gorja Krutſchinin, weil der Fürſt Dardawan immer das weiße Brot zuerſt abzuſchneiden pflegt.“

---

*) Ruſſiſche Sitte.

„Gut, ich werde darauf Acht haben,“ ſagte Miſtafor.

Hierauf bittet Miſtafor Skurlatowitſch den Schuſter Gorja zu Tiſche, und als ſie ſich geſetzt hatten, und man ihnen weißes und ſchwarzes Brot vorſetzte, ergriff der Schuſter das Brot, und begann von dem ſchwarzen, und nicht von dem weißen Brote abzuſchneiden, welches Miſtafor und Dogada ſogleich bemerkten.

Miſtafor fragte ihn: „Mein verehrter und vielgeliebter Schwiegerſohn, Fürſt Dardawan, warum wählt Ihr Euch von dieſen Broten das ſchwarze und nicht das weiße?“

Als dieſes Briditſchkin hörte, kam er ungeſehen, und flüſterte dem Schuſter Gorja folgende Worte in das Ohr: „Sage dem Miſtafor, daß dein Vater, wenn er ſich zu Tiſche ſetzte, erſt die Armen ſpeiſete, indem er jedem derſelben ein Stück ſchwarzes Brot reichte, welches er ſtatt mit Salz, mit Gold beſtreute, und wenn du dieſes geſagt, befiehl mir, ein Säckchen mit Gold zu bringen.“

Der vermeintliche Czarewitſch Dardawan ſagte dieſelben Worte zu dem Miſtafor, und nachdem er ſchwarzes Brot geſchnitten hatte, befahl er ſeinem Diener Briditſchkin, daß er ihm einen Sack mit Gold gefüllt bringen ſollte.

Der ſchnelle Briditſchkin brachte ſogleich einen Sack mit Gold gefüllt, welchen er aus der Kladowoi (verſchloſſenen Kammer) des Miſtafor geſtohlen hatte.

Hierauf gebot ihm Gorja, eine Anzahl Arme herbei zu rufen. Der Diener lief und brachte ſogleich eine große Menge Armer mit ſich. Der Schuſter Gorja theilte hierauf die ſchwarzen Brote unter ſie, nachdem er jedes derſelben mit Gold beſtreut hatte.

Als Brot und Gold vertheilt waren, begann er aber ſelbſt zu ſpeiſen.

Nach Tiſche ſagte Miſtafor zu ſeiner Tochter: „Da ſiehſt du wohl, daß es der Fürſt Dardawan iſt.“

»Mein Vater,“ antwortete Dogada, »er iſt es dennoch nicht, ſondern der Schuſter, unſer Gorja Krutſchinin.“

»Du biſt wahrlich von Sinnen,“ verſetzte hierauf Miſtafor, »ich glaube, daß den Schuſter Gorja Krutſchinin ſchon längſt der Teufel geholt hat.“

»Ich werde es dir beweiſen, daß dieſer dennoch der Schuſter Gorja Krutſchinin iſt,“ verſetzte Dogada. »Wenn du ihn einladen wirſt, bei uns die Nacht zuzubringen, ſo befiehl, daß man ſein Lager bereite, und wenn er dasſelbe einnimmt, ſo iſt unſer Gaſt nicht der Fürſt Dardawan, ſondern der Schuſter Gorja.“

Als der Abend herangekommen, und es ſchon ſpät geworden war, befahl Miſtafor, daß man dem Schuſter ein gutes Lager bereite, und als dieſes geſchehen, ſagte Miſtafor dem vermeintlichen Czarewitſch, daß er ſich nun in ſein Schlafzimmer verfügen, und zur Ruhe begeben möge.

Gorja ging in das Schlafgemach und ſah, daß man ihm nicht ſein eigenes Lager bereitet habe, er ſtellte ſich daher ſehr aufgebracht, rief den Briditſchkin, und gab ihm eine Maulſchelle, ſprechend: „Weißt du nicht, träger Schlingel, daß ich hier die Nacht zubringen werde. Warum haſt du mir nicht mein Lager hergebracht, da du weißt, daß ich nur in meinem Bette zu ſchlafen pflege, welches vierhundert Pfund ſchwer iſt. Sogleich entferne dich, und ſchaffe mir das Lager herbei!“

Briditſchkin lief eiligſt, und brachte das vierhundert Pfund ſchwere Bett, welches er dem Fürſten Dardawan zu entwenden gewußt hatte.

Der Schuſter Gorja legte hierauf ſeine Kleider ab, und machte Anſtalt ſich zur Ruhe zu begeben.

Auf den Befehl der Degada aber wurde eine große Menge Lichter gebracht, welche das Schlafzimmer beleuchten ſollten.

Gorja vergaß jedoch nicht, was Briditſchkin ihm geſagt hatte. Er jagte Alle mit den Lichtern fort, indem er zu ihnen ſagte: »Ich habe Licht genug, auch ohne eure Kerzen,“ und befahl dem Briditſchkin, den beſprochenen Stein zu bringen, welchen auch dieſer ungeſäumt herbeibrachte, da er ihn mit ſammt dem Bette dem Fürſten Dardawan geſtohlen hatte.

Gorja legte den Stein auf den Tiſch, und nahm ſodann ſein Lager ein. Der Stein aber verbreitete einen Schimmer, welcher heller als die Morgenſonne leuchtete.

Um die Mitte der Nacht ſchickte Degada eines von ihren Dienſtmädchen in das Schlafgemach des Schuſters Gorja, und befahl ihr, den hellleuchtenden Stein von dem Tiſche zu ſtehlen.

Kaum aber war das Mädchen in das Schlafgemach getreten, und wollte den Stein entwenden, als der Diener Briditſchkin, welcher neben der Thüre lag, aufſprang, und zu ihr ſagte: „Schämſt du dich nicht, junges Mädchen, deinen zukünftigen Gebieter beſtehlen zu wollen? Dafür mußt du mir jetzt ein Pfand zurücklaſſen."

Hierauf nahm er dem Mädchen das Unterkleid, das Nachtleibchen und das Kopftuch, und entließ es wieder.

Das Mädchen kam zu ihrer Herrin Dogada, und erzählte ihr, was geſchehen.

Dogada aber wich nicht von ihrem Vorſatze, und ſchickte nach einer Stunde ein zweites Mädchen, den Stein zu ſtehlen, denn ſie dachte, daß nunmehr Gorja und ſein Diener Briditſchkin eingeſchlafen ſeien.

Als aber das Mädchen in das Schlafgemach trat, that Briditſchkin mit ihr dasſelbe, indem er ihr das Unterröckchen, das Leibchen und das Tuch vom Kopfe nahm.

Nach einer Stunde, als dieß geſchehen war, dachte aber Dogada bei ſich, daß ſie jetzt ganz gewiß müßten eingeſchlafen ſein, und ging nun ſelbſt, um den leuchtenden Stein zu entwenden.

Als ſie aber in das Schlafgemach des Schuſters Gorja eingetreten war, und den Stein entwenden wollte, ſprang Briditſchkin abermals auf, ergriff ſie und ſprach: »Schämſt du dich nicht ſolch' eines Benehmens? Das gereicht der Tochter eines edlen Vaters nicht zur Ehre. Dafür, ſchönſte Czarewna, erbitte ich mir ein Pfand, und wie bereits erzählt, nahm Briditſchkin auch von ihr das Unterkleid, das Nachtleibchen und das Tuch vom Kopfe, und entließ Dogada in Scham und Herzensleid.

Am andern Morgen, als der Schuſter Gorja aufgeſtanden, erzählte ihm ſein Diener Briditſchkin, was ſich während der Nacht ereignet hatte, und gab ihm den folgenden Rath: »Wenn du zu Miſtafor kommſt, und dieſer dir ein Räthſel zu löſen gibt, ſo antworte ihm: Ich löſe nicht ſo gerne Räthſel, als ich ſelbſt welche zu löſen aufgebe. Hierauf gib ihm folgendes Räthſel zum Errathen: Ich luſtwandelte auf Euren grünen Fluren und fing drei Ziegen, und nahm von jeder dieſer drei Ziegen drei Felle. Wenn ſich nun Miſtafor darüber wundern und ſagen wird, daß dieſes nicht wohl möglich ſei, ſo rufe mich und befiehl mir, die drei Ziegenfelle zu bringen.«

Der Schuſter Gorja hörte den neuen Belehrungen ſeines Dieners Briditſchkin aufmerkſam zu, ging ſodann zu Miſtafor, und Miſtafor gab ihm ein Räthſel zu löſen.

Gorja aber ſprach: »Ich löſe keine Räthſel auf, ſondern ich gebe ſelbſt deren zum Auflöſen,« und ſagte zu ihm: »Ich luſtwandelte auf Euren grünen Fluren, fing drei Ziegen, und nahm von jeder Ziege drei Felle.«

Miſtafor verwunderte ſich ſehr und ſagte: »Das kann wohl nicht ſein, daß eine Ziege drei Felle habe.«

»Freilich iſt es ſo, und dieſes iſt die Wahrheit,« ſagte der Schuſter Gorja, rief Briditſchkin, und befahl ihm, die drei Ziegenfelle zu bringen.

Der Diener brachte allſogleich die Felle, und Miſtafor, welcher ſogleich die Kleidungsſtücke ſeiner Tochter erkannte, erzürnte ſehr über dieſelbe, und fragte den vermeintlichen Czarewitſch, wie dieſe Kleider in ſeine Hände gekommen ſeien.

Der Schuſter erzählte ihm das Vorgefallene, und Miſtafor ſprach voll Zorn zu ſeiner Tochter: »Siehſt du nun, daß unſer Gaſt der Fürſt Dardawan, und nicht der Schuſter Gorja Krutſchinin iſt, darum will ich auch nicht länger zögern, dich mit ihm zu verheirathen. Bereite dich noch heute zur Vermählung.«

Auf dieſe Weiſe heirathete der Schuſter noch an demſelben Tage die ſchöne Czarewna Dogada.

Einige Zeit nach ihrer Vermählung kam der Diener Briditſchkin zu dem Schuſter Gorja und ſprach zu ihm: „Nun habe ich dich glücklich gemacht, ſo, wie ich es dir verſprochen habe. Jetzt aber thue auch du das für mich, was ich von dir begehren werde.

„In deinem Garten iſt ein Teich, in welchem ich früher meinen Aufenthalt hatte. Ein Mädchen aber wuſch in dieſem Teiche ihr Kleid, und ließ dabei ihren Ring in denſelben hineinfallen, wodurch ich ſeit jener Zeit aus dem Teiche verbannt bin.

„Befiehl daher, daß man aus dem Teiche das Waſſer ablaſſe, und den Grund reinige, und das, was man auf demſelben finden wird, zu dir bringe. Wenn ſich nun der Ring gefunden hat, ſo befiehl, das Waſſer wieder in den Teich zu laſſen.

»Sodann laß einen kleinen Kahn verfertigen, und fahre in dieſem Kahne mit mir und deiner Gemahlin auf dem Teiche. Ich werde mich ſodann in das Waſſer ſtürzen, und wenn deine Gemahlin darüber aufſchreit und ruft: Ach, der Diener Briditſchkin iſt ertrunken, ſo ſprich du nur: Hol' ihn der Teufel!«

Der Schuſter Gorja befahl ſogleich, das Waſſer in dem Teiche abzulaſſen, und was man in demſelben finden würde, zu ihm zu bringen. Als man nun den Teich zu reinigen begann, fand ein Knabe in demſelben einen Ring, den er zum Schuſter Gorja brachte.

Der Schuſter Gorja gebot hierauf den Teich wieder mit Waſſer zu füllen und einen Kahn zu bauen, und als dieſes Alles geſchehen war, ſetzte er ſich mit ſeiner Gemahlin und dem Diener Briditſchkin in den Kahn, und fuhr auf dem Teiche umher.

Der Diener Briditſchkin aber ſtürzte ſich plötzlich in das Waſſer, und Dogada rief: »Ach, der Diener Briditſchkin iſt ertrunken!«

Da ſagte der Schuſter Gorja: »Hol' ihn der Teufel, ich habe ſeiner nicht mehr nöthig!«

Der Fürſt Dardawan aber, der wirkliche verlobte Bräutigam der Dogada, war zu derſelben Zeit in eine Schlacht gezogen, in welcher er erſchlagen wurde.

Der Schuſter Gorja behielt daher den Namen Dardawan bei, und lebte mit ſeiner Dogada viele viele Jahre in Freude und Zufriedenheit, und vergaß gar bald ganz und gar das unglückliche Schickſal, welches er früher gehabt hatte.

Das Märchen
vom
Hund und von der Schlange.

Ein Czar, mit Namen Piras, hatte nur einen einzigen Sohn, welchen man Isbavl nannte.

Piras liebte dieſen Sohn über Alles, und hielt ihm drei Wärterinnen, die erſte, um ihn zu ſäugen, die zweite, um ihn zu waſchen, und die dritte, um ihn einzuwiegen.

Auch beſaß dieſer Czar einen Hund und einen Falken, die ſich ſeiner vollen Zuneigung erfreuten.

Einſtmals geſchah es, daß der Czar ſich mit ſeiner Gemahlin, welche Aradija hieß, vom Hofe entfernte. Bei ſeiner Abreiſe übergab er Isbavl den drei Wärterinnen, welchen er gebot, auf denſelben ein wachſames Auge zu haben.

In dem Gemache, in welchem ſich der Czarewitſch Isbavl befand, waren auch der Falke und der Hund.

Als der Czarewitſch in ſeiner Wiege eingeſchlafen war, gingen die Wärterinnen in ein anderes Gemach, um ihn durch ihr Geſpräch nicht aufzuwecken. In dieſer Zeit, als ſich Niemand in dem Gemache befand, kam aus einem Winkel desſelben eine große Schlange hervorgekrochen, welche ſich ſo lange verborgen gehalten hatte, bis ſie Niemand mehr in dem Gemache wahrnahm. Dieſe näherte ſich nun der Wiege, um das Kind zu tödten.

Als der Falke aber die Schlange bemerkte, erſchrak er gar ſehr, und hackte den Hund mit ſeinem Schnabel, und gab ihm dadurch zu verſtehen, daß er dem in der Wiege liegenden Knaben beiſtehen ſollte.

Kaum erblickte dieſer die Schlange, als er auch ſchon auf dieſelbe hinſprang, um ſie zu zerbeißen.

Schon hatte die Schlange den Hund an mehreren Stellen verwundet, am Ende aber gewann dieſer die Uebermacht, und biß die Schlange todt.

Während beide mit einander kämpften, warfen ſie jedoch den kleinen Czarewitſch aus der Wiege, ſo, daß er von dieſer ganz bedeckt wurde. Das Gemach aber war ganz mit dem Blute der Schlange und des Hundes befleckt.

Als der Hund die Schlange getödtet hatte, legte er ſich auf die Wiege des Czarewitſch.

Nicht lange darauf kamen die Wärterinnen wieder in das Gemach, und als ſie die Blutflecken und den Hund auf der Wiege erblickten, dachten ſie nichts Anderes, als daß er den kleinen Czarewitſch getödtet habe.

Sie erſchraken auf das Heftigſte und weinten bittere Thränen. Eine von ihnen aber lief ſogleich zur Czaritza

Aradija und ſagte ihr, daß der Hund ihren vielgeliebten Sohn getödtet habe, deſſen Blut das ganze Gemach beflecke.

Als die Czaritza dieſe traurige Nachricht hörte, jammerte ſie mit ihrer lauteſten Stimme. Piras, welcher dieſes vernahm, und gleich darauf ſeine Gemahlin in Ohnmacht erblickte, bemühte ſich auf alle Art, ihr Hilfe zu leiſten.

Als ſie wieder ihre Beſinnung erlangte, fragte er um die Urſache ihrer Ohnmacht, und nachdem er von Allem unterrichtet war, eilte er mit der Czaritza in ſeinen Palaſt zurück.

Als Piras in das Gemach eintrat, in welchem ſich der junge Czarewitſch befand, bemerkte ihn der Hund, und ſprang ſogleich auf ihn zu, ſchmeichelte ihm, und ſuchte ihm durch das Wedeln ſeines Schweifes ſeine Freude zu bezeigen.

Die Czaritza aber rief: „Schlag' dieſen verdammten Hund todt, er iſt die Urſache unſeres beiderſeitigen Unglückes.”

Piras zog ſogleich ſein Schwert, und zerhieb den Hund in zwei Theile.

Hierauf ſuchte man, woher die Blutflecken in dem Gemache kämen, und entdeckte die Schlange, welche auf der Diele neben der Wiege lag.

Der Czar betrachtete ſie, und fand, daß ſie mit Wunden bedeckt ſei.

Eben ſo bemerkte er auch, daß ſein Hund mehrere Wunden empfangen habe.

Da erſt erkannte Piras, daß er ſeinen Liebling ungerechter Weiſe getödtet habe, welches ſich auch bald beſtätigte, da ſie den kleinen Czarewitſch unverletzt unter der Wiege fanden.

Das Märchen

von dem berühmten

Czarewitſch Malandrach Ibrahimowitſch

und der

ſchönen Czarewna Selikala.

In einem Kaiſerreiche, in der Stadt Anderik, lebte ein Czar, welcher ſehr klug war, und den Namen Ibrahim Tukſalamonowitſch hatte. Dieſer Czar lebte mit ſeiner Gemahlin gerade dreißig Jahre, doch hatte er in dieſer Zeit keinen Sproſſen aus ſeiner Ehe erhalten.

Der Czar Ibrahim Tukſalamonowitſch flehte daher nebſt ſeiner Gemahlin beſtändig zu Gott, daß er ihn doch mit einem Nachfolger beſchenken möchte.

Endlich erhörte Gott ihre Bitte, erbarmte ſich ihrer Thränen, und gab ihnen ein liebliches, geſundes Kind. Dieſes nannten ſie Malandrach Ibrahimowitſch, mit dem Zunamen Tukſalamonowitſch.

Dieſer Czarewitſch wuchs nicht nur täglich, ſondern ſtündlich, wie ein Weitzenteig, welcher ſich auf einem Hefen aufbläht. So reich an Liebreiz und Fülle wuchs der gute, raſche Czarewitſch, und der Czar unterrichtete ſeinen Sohn in verſchiedenen Wiſſenſchaften.

Als der Czarewitſch volljährig wurde, und in allen Kenntniſſen wohl unterrichtet war, kam er zum Czar Ibrahim Tukſalamonowitſch und ſprach zu ihm Folgendes: »Mein Herr und Vater, mächtiger Czar Ibrahim Tukſalamonowitſch, du haſt mich in vielen Wiſſenſchaften unterrichtet, eine jedoch haſt du überſehen.»

»Ach, du mein theurer, vielgeliebter Sohn, Malandrach Ibrahimowitſch, theile mir mit, in welcher Wiſſenſchaft willſt du noch unterrichtet werden,» ſprach der Czar zu ſeinem Sohne. »Ich werde dir zu dieſem Endzwecke ſogleich einen Lehrmeiſter kommen laſſen.»

Auf dieſes antwortete der Czarewitſch Malandrach: »Mein Herr und Vater, Ibrahim Tukſalamonowitſch, geſtern las ich ein Buch, und erfuhr durch dasſelbe, daß es Menſchen gibt, welche mit Flügeln die Luft durchfliegen können. Darum möchte auch ich in dieſer Kunſt unterrichtet werden, und bitte dich, mein Herr und Vater, mir einen Lehrer kommen zu laſſen, der mich hierin unterrichte.»

Auf dieſes antwortete ihm der Czar: »Ach, du mein theurer Malandrach Ibrahimowitſch, es wird wohl nicht die Wahrheit ſein, daß es Leute gibt, welche in der Luft fliegen können, und du laſeſt vielleicht irgend ein Märchen, und dieſem iſt nicht zu glauben. Uebrigens will ich nach ſolchen Leuten in verſchiedene Königreiche ſenden oder mich erkundigen laſſen, und ſollten ſie zu finden ſein, ſo werde ich ſie hieher kommen laſſen, damit ſie dich in ihrer Kunſt unterrichten.»

Und als man beim Czar kein Bier brauete und keinen Branntwein brannte, ſchickte er in verſchiedene Reiche mit dem Befehle, Leute aufzuſuchen, welche im Stande wären, zu fliegen, und wenn man ſie gefunden hätte, ſie ſogleich zu ihm zu bringen.

Die Ausgeſendeten zogen nach den verſchiedenſten Reichen, und fanden wirklich nach dem Zeitraume von drei Jahren in der Stadt Awſtriza einen Meiſter, und brachten ihn zum Czar Ibrahim Tukſalamonowitſch, worüber ſich der junge Czarewitſch gar ſehr erfreute. Der Czar Ibrahim fragte den Meiſter: »Verſtehſt du dich wohl auf deine überkluge Kunſt?”

Worauf ihm der Luftfahrer antwortete: »Mein gnädiger Herr und König, ohne mich ſelbſt zu loben, bin ich der erſte Meiſter in unſerer Kunſt. Wenn Ihr wünſcht, daß ich Euren Sohn, Malandrach Czarewitſch, fliegen lehren ſoll, ſo befehlt, ein ſehr großes und hohes Gebäude aufzuführen, ſo, daß es in der Länge zweihundert Arme, und eben ſo viel in der Breite, und hundert Arme an Höhe meſſe. Dieſes Gebäude muß aber von Innen völlig leer ſein, und nur ein kleines Gemach enthalten, in dem großen Gebäude aber müſſen viele Fenſter angebracht ſein.”

Als der Czar dieſe Rede gehört hatte, befahl er ſogleich ein ſolches Gebäude aufzuführen.

Nachdem dieſes vollendet war, verfertigte der Luftfahrer zwei Paar Flügel, ein Paar für ſich, das andere für Malandrach Czarewitſch, und begann, dem Czarewitſch in dem Gebäude fliegen zu lehren.

Er band ihm die einen Flügel an, und ſich die andern, und ſobald ſie ihre Unterrichtsſtunde beendet hatten, legte er die Flügel in das kleine Gemach, und verſchloß daſſelbe, ſteckte jedoch den Schlüſſel immer zu ſich.

In einer Zeit geſchah es jedoch, als einſt der junge Czarewitſch Unterricht genommen, und der Meiſter die Flügel in das Gemach gelegt hatte, daß er daſſelbe nicht gut genug verſchloß.

Der Czarewitſch, welcher dieſes bemerkte, ſagte ſeinem Meiſter nichts davon, und begab ſich mit ihm zu ſeinem Vater, bei welchem eben eine große Geſellſchaft verſammelt war. Malandrach Czarewitſch ging ganz heimlich fort, ohne Jemand etwas davon zu ſagen, eilte in das große Gebäude, und nahm aus dem kleinen Gemache ſeine Flügel, die er ſich ſo gut als möglich an dem Leib befeſtigte. Als er aus dem Gemache kam, verſuchte er von Stelle zu Stelle zu fliegen, ſchwang ſich endlich auf das Gebäude, und ſetzte ſich auf das Dach, um auszuruhen. Er bewunderte von dieſer Höhe das Königreich ſeines Vaters, und wollte ſich wieder auf die Erde herunterlaſſen. Mit einem Male erfüllte aber ſein Herz eine große Bangigkeit, und ſtatt ſich niederzuſenken, kam er von Stunde zu Stunde immer höher und höher, ſo, daß ihm zuletzt die Erde in der Größe eines Apfels erſchien. In dieſer Zeit erhob ſich ein heftiger Sturm, der den Malandrach Czarewitſch auf einen ihm ganz unbekannten Ort hinriß. Seine Kräfte begannen bereits ſo ſehr abzunehmen, daß er mit ſeinen Flügeln nicht mehr ſteuern konnte, und daher gezwungen war, ſich wieder hinab zu laſſen. Er ſah unter ſich das Meer, worüber er ſehr erſchrak. Seine letzten Kräfte zuſammenraffend, erhob er ſich auf's Neue, und blickte nach allen Seiten, um irgend ein Ufer zu erſpähen. Endlich gewahrte er in der Ferne eine kleine Inſel, nahm ſeine Richtung nach derſelben, und ließ ſich auf die Inſel nieder. Hier löſte er ſeine Flügel ab, nahm ſie unter den Arm, und wanderte längs dem Ufer dahin, und ſuchte nach einer Nahrung, da er ſehr hungrig geworden war. Er fand einen Baum, auf welchem ſüße Früchte wuchſen, mit denen er ſich ſättigte, worauf er ſich unter einem dicken Baum auf das Gras hinſtreckte, um zu ſchlafen. Er ſchlief bis an den hellen Tag. Als dieſer angebrochen, wollte er aufſtehen, um ſich die Flügel wieder umzubinden, allein ſeine Arme ſchmerzten ihn dermaßen, daß er ſie nicht bewegen konnte, weßhalb er gezwungen war, zehn Tage auf der Inſel zu verbleiben. Am eilften Tage band er ſich wieder die Flügel um, ſegnete ſich, und erhob ſich ſodann wieder in die Luft. Er ſpähte abermals nach allen Seiten, ob er nicht das Reich ſeines lieben Vaters erblicken würde, verfehlte aber ſeinen Zweck. Abends gewahrte er wieder ein Ufer, und an dieſem ein dichtes Kornfeld. Sogleich ließ er ſich auf dasſelbe hinab, band ſich die Flügel los, und verfolgte einen Fußſteig, auf welchem er zu dem Stadtthore gelangte. Er ging aber nicht ſogleich in die Stadt, ſondern verbarg erſt ſeine Flügel hinter ein dichtes Geſträuche, und begab ſich ſodann in dieſelbe. Dort fragte er, wo der Marktplatz ſei, und als man ihm denſelben gezeigt hatte, ging er dahin und kaufte ſich einen ſehr langen Rock.

Hierauf ging er in das Kornfeld zurück, verbarg ſeine Flügel unter dem Rock, und ging ſodann wieder in die Stadt, wo ihm ein Mann entgegen kam, welchen er fragte, ob er nicht wiſſe, wo man eine Wohnung miethen könne?

Der Unbekannte fragte ihn: »Du biſt gewißlich ein Fremder?«

»So iſt es,« antwortete ihm Malandrach Czarewitſch, »ich bin ein Kaufmann aus einem indiſchen Reiche, und fuhr auf einem Schiffe mit Waaren, welches ein Sturm an einem Felſen zerbrach, mich aber auf einem Brete, an welches ich mich anklammerte, an dieſes Ufer ſchleuderte.«

»Mein Freund,« ſprach zu ihm der Unbekannte, »wenn du willſt, ſo kannſt du bei mir wohnen, ich werde dich wie meinen leiblichen Sohn halten.

In dieſes willigte Malandrach mit Freuden, und ging mit ihm in ſein Haus, und wohnte in demſelben über einen Monat, ohne aus dem Hofe herauszugehen.

Der Wirth ſprach zu ihm: »Warum gehſt du nicht längs unſerer Stadt ſpazieren, und betrachteſt dir unſere Gebäude und unſere alten Ruinen?«

Malandrach Czarewitſch bat hierauf ſeinen Wirth, welcher Achron hieß, daß er mit ihm in die Stadt ſpazieren gehen, und ihm den Palaſt des Königs zeigen möchte.

Der Wirth willfahrte ſeinem Wunſche, und ging mit ihm in die Stadt, bis es Abend wurde, und als ſie zurückkamen, legten ſie ſich ſchlafen.

Am andern Morgen als Malandrach Czarewitſch erwachte, ſtand er vom Bette auf, kleidete ſich an, wuſch ſich, verrichtete ſein Gebet nach allen vier Weltgegenden, und nahm ſein Morgenbrot zu ſich.

Als dieſes geſchehen, ging er allein in die Stadt, und kam endlich außerhalb dieſelbe, und ſah ein überaus großes, ſteinernes Gebäude, welches mit einer ſehr hohen Mauer umgeben war.

Er ging um dieſe Mauer herum, und fand keine Pforte, ſondern erblickte nur ein einziges kleines Thürchen, welches ſehr feſt verſchloſſen war.

Malandrach Czarewitſch verwunderte ſich ſehr über dieſes Gebäude, und als er nach Hauſe kam, befragte er ſeinen Wirth über dasſelbe.

Der Wirth antwortete: »Dieſes Gebäude gehört dem Czar, welcher in demſelben ſeine Tochter, Namens Selikala, verſchloſſen hält. Warum ſie aber dort verſchloſſen iſt, weiß ich dir nicht zu ſagen.«

Malandrach Czarewitſch hörte ſeine Rede, ging den andern Tag wieder zu dem ſteinernen Gebäude, und nahm ſeine Flügel mit.

Bei der ſteinernen Mauer angekommen, wartete er bis es Abend geworden, band ſich ſodann ſeine Flügel an, und flog über die ſteinerne Mauer hinüber, dort ſetzte er ſich auf einen Baum, weil hinter der Mauer ſich ein ſchöner Garten befand.

Als er auf dem Baume ſaß, ſah er zum Fenſter hinauf, in welchem die Czarewna Selikala ſaß. Sie ſaß ſehr lange und legte ſich zuletzt auf ihr Lager zum Schlafen nieder. Dieſes alles ſah Malandrach Czarewitſch, und nach einer Stunde flog er in das Fenſter hinein, da es nicht verſchloſſen war.

Er trat vor das Lager der Czarewna, und als er bemerkte, daß ſie ſchlief, wagte er es ſie zu küſſen, auch hätte er ſie gerne aufgeweckt, doch hatte er nicht den Muth, dieſes zu thun, und wunderte ſich lange über den Liebreiz der ſchönen Czarewna Selikala.

Er blieb beinahe bis zum Morgen, machte ſich aber ſodann bereit, ſich zu entfernen, weil er fürchtete, daß ſie aufwachen würde.

Er nahm daher von der Czarewna Abſchied, hinterließ aber ein Merkzeichen, daß Jemand da geweſen ſei, welches darin beſtand, daß er ihre Schuhe auf das Bett legte, ſodann flog er zum Fenſter hinaus, und ging nach Hauſe, um ſich ſchlafen zu legen.

Die Czarewna erwachte am Morgen, erblickte auf dem Bette ihre Schuhe, und dachte bei ſich, ob dieß wohl ihr kleiner Junge gethan habe, der in ihren Dienſten ſtand, und im nächſten Gemache ſchlief.

Sie fragte den Jungen, ob er ihr nicht die Schuhe auf das Bett geſtellt habe. Der Junge aber ſagte, daß er dieſes nicht gethan habe, worüber ſie ſich ſehr verwunderte.

Am Abend nahm Malandrach Czarewitſch wieder ſeine

Flügel, und ging zu dem ſteinernen Gebäude. Dort wartete er bis es Nacht geworden, band ſich die Flügel um, flog abermals in das Fenſter, und verwunderte ſich auf's Neue über die Schönheit der Czarewna Selikala.

Am Morgen, als er wieder nach Hauſe gehen mußte, nahm er abermals die Schuhe, und ſtellte ſie auf das Bett zu ihrem Haupte, küßte die Czarewna, flog ſodann zum Fenſter hinaus, und ging nach Hauſe, wo er ſich ſchlafen legte.

Als die ſchöne Czarewna am Morgen erwachte, und die Schuhe bei ihrem Haupte fand, fragte ſie wieder ihren Jungen, ob er ſie dahingeſtellt habe.

Der Knabe antwortete aber, daß er es nicht gethan habe, worüber ſie ſich noch mehr als das erſte Mal verwunderte, und ſich vornahm, die künftige Nacht nicht zu ſchlafen, und Acht zu geben, wer wohl die Schuhe zu ihrem Haupte ſtellte.

Czarewitſch Malandrach wartete wieder bis es Abend geworden, nahm die Flügel unter den Arm, ging zu dem ſteinernen Gebäude, und als er dachte, daß die Czarißa ſchliefe, flog er wieder in das Fenſter.

Kaum aber trat er zu dem Lager der Czarißa, und wollte dieſe küſſen, als ſie ihn mit beiden Händen ergriff, und fragte: »Wer biſt du, und weßhalb biſt du hieher gekommen?«

Malandrach Czarewitſch wurde verlegen, und wußte nicht, was er ihr antworten ſollte, ſammelte ſich jedoch, und bat die Czarewna, ihm die Schuld zu vergeben, welche er begangen habe.

Die Czarewna aber ließ ihn nicht los, und befahl ihm mit Drohungen, daß er ihr ſagen ſollte, wer er wäre, und wie er zu ihr hineingekommen ſei.

Malandrach entdeckte ihr nun, was ſich ergeben, das heißt, weſſen Geſchlechtes er ſei, weſſen Vaters Sohn er wäre, wie er ſich nenne, und wie er in das Königreich gekommen ſei, und ſie getroffen habe.

Hierauf küßte die ſchöne Czarewna Selikala ſeine ſüßen Augen und ſprach: »Mein vielgeliebter Freund und ſchöner Held, Malandrach Czarewitſch, zürne nicht auf mich, daß ich ſo rauh mit dir verfahren bin.«

»O vielgeliebte und ſchöne Czarewna,« ſagte Malandrach, »ich bitte dich vom ganzen Herzen, ſage mir die volle Wahrheit, warum du in dieſen Gemächern von deinen Eltern eingeſchloſſen biſt, und dabei noch ganz allein, da du kein Geſchöpf neben dir haſt.«

»Vielgeliebter und theurer Malandrach Czarewitſch, vernimm, warum ich eingeſchloſſen bin. Als mich meine Mutter gebar, rief mein Vater die Weiſen zu ſich und befragte ſie, wie lange ich leben werde, hierauf antworteten ſie ihm, daß ich mich bis zum fünfzehnten Jahre wohl befinden, nach dem fünfzehnten Jahre aber meinen Eltern eine große Kränkung bereiten, und einen heimlichen Umgang mit einem Fremdling pflegen würde. Als der Vater und die Mutter ſolche Rede von den Weiſen hörten, befahlen ſie dieſes Haus zu bauen, und vom zehnten Jahre nach meiner Geburt ſetzten ſie mich auf zehn Jahre hieher. Jetzt lebe ich ſchon das ſechſte Jahr in dieſem Gebäude, während welcher Zeit meine Mutter jeden Monat einmal, mein Vater aber nur alle drei Monat einmal hieher kommt, um mich zu beſuchen. Zu meiner Bedienung habe ich einen Knaben, welcher im nächſten Gemache ſchläft. Meine Mutter beſuchte mich vorgeſtern, und kommt erſt in achtundzwanzig Tagen wieder, darum, lieber Czarewitſch, kannſt du dieſe ganze Zeit über, welche mir ſo langweilig fällt, bei mir verbleiben, und thuſt mir dadurch einen großen Gefallen, wenn du nichts dawider haſt.“

Czarewitſch Malandrach ging ihre Bitte mit großer Freude ein, dann erzählten ſie ſich von verſchiedenen Dingen, erzählten ſich von der Liebe, die ſie gegen einander hegten, und küßten ſich, und liebkoſeten ſich, und leiſteten einander den Schwur, daß der Czarewitſch Malandrach niemand Anderen, als die ſchöne Czarewna Selikala ehelichen, und ſie ebenfalls ſich mit keinem Andern, als mit ihm verbinden würde. Als der Morgen anbrach, und der Knabe der Czarewna aufwachte, ging die Czarewna Selikala zu ihm hinaus, und ſagte zu ihm, daß er in den Garten gehen, und dort den ganzen Tag ſpielen könne. Der Knabe war in ſeiner Kindheit ſehr darüber erfreut, und ging in den Garten, um dort zu ſpielen. Die ſchöne Czarewna Selikala that dieß aber, damit der Knabe den Czarewitſch Malandrach nicht erblickte, und ſeinen Beſuch ihren Eltern verrathen könne. Auf dieſe Weiſe verlebte Malandrach Czarewitſch bei der ſchönen Czarewna Selikala achtundzwanzig Tage, und unterhielt ſich mit ihr, obwohl auf die unſchuldigſte Weiſe, in verſchiedenen Beluſtigungen, aber am neunundzwanzigſten Tage ermahnte die Czarewna Selikala den Czarewitſch Malandrach, ſich von ihr zu entfernen, da nun ihre Mutter, die Czaritza, kommen würde, um ſie zu beſuchen. Der Czarewitſch Malandrach nahm ſogleich Abſchied von der Czarewna Selikala, küßte ſie auf ihre ſüßen Augen, und drückte ſie an ſein Herz, ſodann flog er zum Fenſter hinaus, und kam zu ſeinem Wirth. Dieſer fragte ihn, wo er ſo lange geblieben ſei, der Czarewitſch antwortete ihm hierauf: „Ich ging zur Stadt hinaus, und verirrte mich in den Kornfeldern. Heute kam mir ein Mann entgegen, und führte mich wieder aus den Kornfeldern heraus, und in die Stadt zurück."

Der Wirth warnte ihn, daß er künftig nicht ſo weit gehen ſollte, da ihm die Gegenden unbekannt ſeien.

Der Czarewitſch Malandrach, deſſen Herz voll Liebe für die ſchöne Czarewna Selikala erglühte, vermochte es kaum über ſich, den Abend zu erwarten, um wieder mit ihr zuſammen zu kommen.

Als es Abend geworden, nahm er ſeine Flügel unter den Arm, und ging zu dem ſteinernen Schloſſe, band ſich die Flügel um, und flog über die Mauer. Hier ſetzte er ſich auf einen hohen Baum, und ſah in das Fenſter der Czarewna und ſpähte, ob er Niemand Fremden erblicken würde.

Da er aber bemerkte, daß die Czarewna allein in ihrem Gemache auf und niederging, flog er ſogleich zu ihr hinein.

Die Czarewna nahm ihn bei ſeinen weißen Händen, küßte ihn auf ſeine ſüßen Augen, und ſagte ihm, daß ihre Mutter bei ihr geweſen wäre, und erſt wieder in einem Monat kommen würde, und bat ihn, daß er dieſe Zeit über bei ihr bleiben möchte.

Malandrach willigte mit großer Freude darein, und blieb den ganzen Monat, ſodann ging er wieder nach Hauſe.

Bei ſeiner Zurückkunft fragte ihn der Wirth: »Wo bliebſt du abermals die ganze Zeit, guter Freund?«

Worauf ihm Czarewitſch antwortete: »Ich bin mit einem Kaufmann bekannt geworden, welcher aus unſerem Königreiche hiehergekommen iſt, und bin bei ihm die ganze Zeit über geblieben.«

Der Wirth glaubte ſeinen Worten, als der Abend aber wieder hereingebrochen war, nahm der Czarewitſch abermals ſeine Flügel und ging zu dem ſteinernen Schloß, band ſich die Flügel um, und flog in das Fenſter hinein, und lebte wieder einen Monat, und blieb wieder bis zur Zeit, in welcher die Mutter der Czarewna kommen ſollte, und kam, als dieſe fort war, wieder zu ihr geflogen, und wiederholte auf dieſe Art ſeine Beſuche beinahe durch ein Jahr.

Um dieſe Zeit bemerkte die Czaritza, daß bei der ſchönen Czarewna Selikala eine bedeutende Veränderung vor ſich gegangen, und ſie nicht mehr ſo ſei, wie ſie zuvor geweſen, ſie befragte daher ihre Tochter: »Meine vielgeliebte Tochter Selikala, ich bemerke, daß du nicht mehr ſo biſt, wie ich dich verlaſſen habe, theile mir aufrichtig alles Vorgefallene mit, und verhehle mir nichts von dem, was ſich zugetragen."

Auf dieſes antwortete die Czarewna Selikala: »Gnädigſte Frau Mutter, ich werde dir Alles aufrichtig bekennen. Es beſucht mich ein Jüngling, den ich von ganzer Seele liebe. Er nennt ſich Malandrach Ibrahimowitſch, iſt der Sohn des mächtigen Czars Ibrahim Tukſalamonowitſch, und kommt zu mir auf Flügeln geflogen, welche er ſich jedesmal unter den Armen befeſtiget."

Als die Czaritza, ihre Mutter, dieſes hörte, eilte ſie ſogleich zu dem Czar, ihren Gemahl, und theilte ihm Alles mit, was ſie von ihrer Tochter vernommen hatte.

Der Czar fuhr heftig auf, und ergrimmte aus vollem Herzen auf ſeine ſchöne Tochter, die Czarewna Selikala. Er begab ſich ſogleich mit der Czaritza zu ihr, und fragte die Czarewna Selikala, wo und bei wem Malandrach Czarewitſch wohne?

Die Czarewna Selikala theilte ihren Eltern dieſes alles mit, und der Czar, ihr Vater, ſchickte ſogleich einen treuen Diener, mit einem Fürſten, um den Malandrach Czarewitſch vor ihn zu bringen.

Als die Krieger in das Haus kamen, in welchem Malandrach Czarewitſch wohnte, nahmen ſie dieſen gefangen, und brachten ihn vor den Czar.

Der Czar fragte ihn: »Weſſen Geburt und weſſen Vaters Sohn biſt du, wie nennſt du dich, und auf welche Art biſt du in dieſes Königreich gekommen?"

Worauf ihm der Czarewitſch ſeine Begebenheiten mittheilte.

Der Czar rief nun ſeine ſchöne Tochter, die Czarewna Selikala zu ſich, und fragte ſie: »Iſt dieſes derjenige, der zu dir in das Fenſter geflogen kam.«

Sie gab ihm zur Antwort, daß er derſelbe ſei, den ſie mit Herz und Seele liebe.

Da nahm der Czar ſeine Tochter bei der Hand, gab ſie dem Malandrach Czarewitſch, und ſprach zu ihm: »Vielgeliebter Sohn, nimm aus meinen Händen dieſe meine einzige Tochter zur Gemahlin, und lebe mit ihr glücklich, einig und liebreich.«

Und als man bei dem Czar kein Bier mehr braute, und keinen Branntwein brannte, wurde mit einem frohen Feſtmahle die Hochzeit gefeiert.

Auf dieſe Weiſe ehelichte Malandrach Czarewitſch die ſchöne Czarewna Selikala, und nachdem ſie noch ein halbes Jahr bei ſeinem Schwiegervater zugebracht hatten, bat er ihn um die Erlaubniß, mit ſeiner Gemahlin zu ſeinen Eltern ziehen zu dürfen.

Der Czar ließ hierauf ein Schiff ausrüſten, und als dieſes im ſegelfertigen Zuſtande war, nahm der Czarewitſch Malandrach von den Eltern der Czarewna Abſchied, und Beide ſetzten ſich in das Schiff und fuhren in das Königreich ſeines Vaters.

Bei ihrer Ankunft in den Palaſt ſeines Vaters, war der

Czar Ibrahim Tukſalamonowitſch über alle Maßen erfreut, ſeinen vielgeliebten Sohn lebend und geſund wieder zu ſehen, und fragte ihn: »Wo biſt du die Zeit über geweſen, und auf was für eine Art verließeſt du mein Königreich?“

Der Czarewitſch Malandrach theilte ihm hierauf alle ſeine Begebenheiten mit.

Zu jener Zeit war der Czar Ibrahim Tukſalamonowitſch ſchon ſehr alt geworden, er ſegnete den Czarewitſch Malandrach Ibrahimowitſch, und übergab ihm die Herrſchaft über ſein Königreich.

Malandrach Ibrahimowitſch aber lebte mit ſeiner vielgeliebten Gemahlin Selikala noch viele Jahre in großer Einigkeit, Liebe und Freundſchaft, und hinterließ nach ſeinem Tode würdige Nachfolger.

Das Märchen

von

Ljubin Czarewitſch,

der ſchönen Czarewna, ſeiner Gemahlin, und dem beflügelten Wolf.

In dem Czarthume eines gewiſſen Königreiches lebte ein Czar, Namens Elidar-Elidarowitſch, mit ſeiner Gemahlin, Militiſſa Ibragimowna, mit welcher er drei Söhne erzeugte. Der älteſte hieß Akſof Czarewitſch, der mittlere: Jutt Czarewitſch, und der jüngſte: Ljubin Czarewitſch.

Dieſe Söhne wuchſen nicht nur in Tagen, ſondern in Stunden, und als der älteſte zwanzig Jahre erreicht hatte, erbat er ſich von ſeinen Eltern die Erlaubniß, in fremde Königreiche reiſen zu dürfen, um ſich eine ſchöne Czarewna zur Gemahlin zu ſuchen.

Die Eltern willigten gern in ſein Verlangen, ertheilten ihm den Segen, und entließen ihn nach allen vier Weltgegenden.

Einige Zeit nach der Abreiſe des Akſof Czarewitſch, bat auch Jutt Czarewitſch ſeine Eltern, daß ſie ihn ebenfalls möchten ziehen laſſen.

Der Czar Elidar und die Czaritza Militiſſa entließen auch Jutt Czarewitſch mit der größten Bereitwilligkeit, und ſo zog Jutt Czarewitſch von hinnen, und Beide reiſten ſehr lange Zeit, ohne von ſich etwas hören zu laſſen, ſo, daß man ſie am Ende für verloren hielt.

Da der Czar Elidar und die Czaritza Militiſſa ſich ſehr über den Verluſt ihrer Söhne grämten, und dieſelben beweinten, bat ſie ihr jüngſter Sohn, Ljubin Czarewitſch, daß ſie ihm erlauben möchten, ſeine Brüder aufzuſuchen.

Der Czar Elidar und die Czaritza aber antworteten: »Du biſt noch zu jung, um ſolch eine weite Reiſe zu unternehmen, auch können wir uns von dir nicht trennen, da du unſer einziger Sohn biſt, und wir ſchon zu bejahrt ſind.

Ljubin Czarewitſch war jedoch von ſeinem Vorhaben nicht abzubringen, und beſtand darauf, ſeine Brüder aufzuſuchen und ſagte: »Ich muß ja doch auch die Menſchen kennen lernen, und mich ſelbſt zeigen, denn, wenn es einſt geſchieht, daß ich den Thron beſteige, ſo iſt nicht mehr an ſolches zu denken, ſondern es iſt dann nur darauf zu denken, das Volk gut zu beherrſchen."

Ueber dieſe Worte freuten ſich der Czar Elidar und die Czaritza Militiſſa ſehr, und erlaubten ihm zu reiſen, aber nur auf eine kurze Zeit, und mit der Bedingung, daß er ſich nie in große Gefahr begebe.

Als nun Ljubin Czarewitſch von ſeinen Eltern entlaſſen worden, dachte er darüber nach, wo er wohl ein großes Heldenpferd und einen ritterlichen Zaum für daſſelbe erhalten könne.

In dieſe Gedanken verſunken, ging er längs der Stadt dahin, als ihm ein altes Weib begegnete.

Das alte Weib ſprach zu ihm: »Mein beſter Freund, Ljubin Czarewitſch, warum biſt du ſo traurig?"

Ljubin Czarewitſch wollte auf dieſe Frage keine Antwort geben, und ging, ohne zu ſprechen, an ihr vorüber, doch bald bedachte er ſich und ſagte zu ſich ſelbſt: Die alten Leute haben oft viel erfahren, und ging zu dem Weib zurück, und ſprach: »Ich wäre beinahe an dir vorbeigegangen, ohne es dir zu ſagen, warum ich mich gräme, als ich aber weitergegangen war, bedachte ich mich, daß die alten Leute oft viel erfahren haben.»

»So iſt es, Ljubin Czarewitſch," ſprach zu ihm das alte Weib, »man muß alte Leute nicht zu gering ſchätzen. Czarewitſch, worüber grämſt du dich, ſage mir's, altem Weibe?»

Da ſagte Ljubin Czarewitſch: »Ich habe kein gutes Pferd und keinen ritterlichen Zaum für dasſelbe, und muß eine weite Reiſe machen, um meine Brüder zu ſuchen.»

Das alte Weib ſprach zu ihm: »Was iſt dabei zu denken. In dem Schloßgraben deines Vaters iſt eine Wieſe, auf welcher ſich ein Pferd und auch ein Zaum befindet. Das erſtere jedoch iſt hinter zwölf Thüren an zwölf Ketten angebunden. In dieſem Graben iſt auch ein Schlachtſchwert und die ganze Rüſtung eines Helden.»

Als Ljubin Czarewitſch dieſes hörte, bedankte er ſich, und eilte höchſt erfreut nach der Wieſe.

Als er zu der Stelle gekommen war, auf welcher ſich das Pferd befand, ſo dachte er, wie ſoll ich dieſe Thüren öffnen, und verſuchte es, eine Thüre zu erbrechen, und erbrach ſie auch.

Das Pferd aber witterte mittelſt ſeines Inſtinktes den jungen Helden, und begann an ſeinen Ketten zu reißen, und zerriß ſie alle.

Ljubin Czarewitſch zerbrach indeſſen drei Thüren, und das Pferd die übrigen, dann nahm Ljubin Czarewitſch das Pferd und den ritterlichen Zaum, bekleidete ſich mit der Heldenrüſtung, und ließ das Pferd auf der Wieſe weiden. Er ſelbſt aber begab ſich zu ſeinem Vater, dem Czar Elidar und zu ſeiner Mutter, der Czaritza Militiſſa, und ſagte dieſe Worte: Nachdem Ihr mir Eure Einwilligung zur Reiſe gegeben hattet, war ich ſehr traurig, weil ich nicht wußte, wo ich ein Pferd und eine Heldenrüſtung hernehmen ſollte, aber ein altes Weib ſagte mir, wo ich ſie finden konnte, und ſo fand ich ſie auch. Jetzt bitte ich Euch um den Segen, weil ich nun geſonnen bin, meine Reiſe anzutreten;" worauf der Vater und die Mutter ihn ſegneten, und er auf ſeinem guten Pferde weiter ritt.

Und ſo ritt er längs dem Wege, und kam zu einer Stelle, wo ſich mit einem Male drei Wege kreuzten.

In der Mitte dieſer Wege ſtand eine Säule, auf welcher folgende drei Aufſchriften zu leſen waren: Wer den Weg zur Rechten einſchlägt, der wird geſättiget werden, aber ſein Pferd wird verhungern. Wer den geraden Weg einſchlägt, der wird ſelbſt verhungern, aber ſein Pferd wird geſättiget werden. Wer aber zur Linken zieht, der wird von dem beflügelten Wolf getödtet werden.

Ljubin Czarewitſch dachte über dieſe Aufſchriften nach, und zog es vor, keinen andern Weg, als den zur Linken zu ziehen, um entweder von dem Wolf getödtet zu werden, oder den beflügelten Wolf zu tödten, um künftigen Wanderern die Straße zu ſichern.

Und ſo ritt er den Weg zur Linken, und ritt denſelben, bis er endlich zu einem großen Felde kam.

Hier ſchlug er ein kleines Zelt auf, um auszuruhen, als er mit einem Male in der weſtlichſten Seite einen beflügelten Wolf erblickte, welcher auf ihn zuflog.

Ljubin Czarewitſch ſtand ſogleich auf, nahm ſeine Waffen, ſetzte ſich auf das Pferd, und rannte wider den beflügelten Wolf. Der Wolf aber ſchlug Ljubin Czarewitſch mit ſeinem Flügel, daß er auf kurze Zeit betäubt, aber doch nicht von ihm aus dem Sattel geworfen wurde.

Ljubin Czarewitſch entbrannte vor Grimm, und traf den beflügelten Wolf ſo gewaltig, daß dieſer, welchem ein Flügel beinahe abgehauen war, ſogleich halbtodt zur Erde ſtürzte.

Als er aber etwas ausgeruht hatte, ſo ſprach er mit menſchlicher Stimme zu Ljubin Czarewitſch: »Schlage mich nicht todt, ich werde dir noch nützlich ſein, und dir wie ein treuer Sklave dienen."

Ljubin Czarewitſch fragte ihn hieranf: »Weißt du nicht, wo meine Brüder ſind?"

Auf dieſes antwortete ihm der Wolf: »Deine Brüder ſind ſchon längſt erſchlagen, wir werden ſie aber wieder lebendig machen, wenn wir eine ſchöne Czarewna auffinden."

Auf dieſes fragte ihn Ljubin Czarewitſch: „Auf welche Art werden wir eine ſchöne Czarewna finden?"

»Auf dieſe Art," ſagte der Wolf, »werden wir ſie finden. Laß du dein Roß hier."

»Wie ſoll ich denn ohne Roß ſein," fragte ihn Ljubin Czarewitſch.

»Höre mich," ſagte der Wolf zu ihm, »ich werde mich in ein Pferd verwandeln, und dich an den Ort deiner Beſtimmung bringen. Dein Pferd würde dieſen Dienſt nicht thun können, weil bei dieſer Czarewna längs der Stadtmauer lauter Saiten geſpannt ſind, die mit allen Glocken der ganzen Stadt in Verbindung ſtehen, deßhalb müſſen wir dieſelben überſpringen, um nicht eine derſelben zu berühren; denn ſonſt würde man uns fangen."

Ljubin Czarewitſch zweifelte nicht, daß der Wolf die Wahrheit ſpräche, willigte darein und ſprach: »Ich bin bereit, und ſo kamen ſie zu der ſteinernen Mauer. Als Ljubin Czarewitſch aber dieſelbe erblickte, erſchrak er und rief: »Wie iſt es möglich, dieſe ungeheure ſteinerne Wand zu überſpringen?"

Worauf ihm der Wolf antwortete, daß es für ihn jetzt nicht ſchwer ſei, hinüber zu ſpringen. »Viel ſchwerer wird es mir werden, von drüben herüber zu ſpringen," fuhr er fort, „da drüben dein Herz von Liebe entbrennen, und dadurch dein Gewicht vermehren wird. Du mußt dich deßhalb früher in dem Waſſer des Lebens baden, und daſſelbe für deine Brüder mitnehmen, eben ſo auch das Waſſer des Todes."

Sodann überſprangen ſie wohlbehalten die Stadtmauer, ohne eine der Saiten zu berühren.

Im Schloſſe angekommen, ging Ljubin Czarewitſch zur ſchönen Czarewna in den Palaſt, und als er in das erſte Gemach trat, ſah er eine Menge Dienerinnen, welche ſchliefen, und er dachte, ob nicht die Czarewna unter ihnen ſei, fand ſie aber nicht. Hierauf ging er in das zweite Gemach, und ſah dort ihre Geſpielinnen und Gefährtinnen, die äußerſt ſchön waren, und ebenfalls ſchliefen, aber auch unter dieſen befand ſich die Czarewna nicht.

Nun ging Ljubin Czarewitſch in das dritte Gemach, und ſah dort die Czarewna, gleichfalls in Schlaf verſunken.

Ihre Schönheit machte auf ſein Herz einen ſo gewaltigen Eindruck, daß es in heißer Liebe für die Czarewna entbrannte, und er es nicht vermochte, ſich von ihrem Anblick loszureißen, obgleich er es nicht wagte, ſie zu küßen.

Endlich aber bedachte er, daß man ihn, wenn er länger verweilte, gefangen nehmen würde, und entfernte ſich.

Er eilte in den Garten, um aus dem dort befindlichen Brunnen das Waſſer des Lebens und des Todes zu holen. Er ſelbſt aber badete ſich in dem Waſſer des Lebens, und ſteckte zwei Fläſchchen, eines mit dem Waſſer des Lebens, das andere mit dem Waſſer des Todes gefüllt, zu ſich.

Sodann begab er ſich wieder zu ſeinem Wolf, und als er ſich auf denſelben geſetzt hatte, ſprach dieſer zu ihm: „Ach, wie biſt du doch ſchwer geworden! Wir werden nicht ſo leicht wie früher die Mauer überſpringen, ſondern wir werden an eine Saite ſtoßen, und alle aufwecken. Allein, wenn man uns auch verfolgen ſollte, ſo wirſt du doch die Verfolger überwinden. Doch höre, wenn du mit ihnen handgemein geworden biſt, ſo ſuche vor Allem das weiße Pferd zu fangen, damit ich dir im Kampfe beiſtehen kann. Und ſind wir zu unſerem Zelte gekommen, ſo nimmſt du dann dein Pferd, und ich nehme das weiße Pferd, und wir werden alle ihre Krieger erſchlagen. Die ſchöne Czarewna aber wird dann ſelber zu dir kommen, und dir ſagen, daß du ſie zur Gemahlin nehmen möchteſt, weil ihr Herz eine heftige Liebe für dich empfinden wird.“

Als ſie über die hohe Mauer ſprangen, berührte der Wolf wirklich die Saiten, und mit einem Male erſcholl in der Stadt ein ſtarkes Glockengeläute und ein Trommelgewirbel, und alle Leute ſtanden auf, und liefen in den Palaſt, jedes mit ſeinen Waffen. Andere aber öffneten ſchnell die Pforten, um zu ſehen, ob nicht der ſchönen Czarewna ein Unglück begegnet ſei.

Die Czarewna ſelber erwachte, und wurde gewahr, daß ſich Jemand heimlich zu ihr geſchlichen hatte, und befahl ſogleich, daß ſich Alles in ihren Gemächern verſammeln ſollte.

Als all die ſtarken und großen Helden ſich daſelbſt verſammelt hatten, ſprach ſie zu ihnen: »Ach, ihr gewaltigen und großen Helden, eilt und fangt den Frechen, und bringt mir ſeinen Kopf, auf dieſe Art will ich ſeine Verwegenheit beſtrafen!"

Auf dieſes antworteten ihr die gewaltigen Helden: »Wir werden thun, wie du befohlen, und dir ſeinen Kopf überbringen, wenn er auch ein ganzes Kriegsherr mit ſich führte."

Hierauf entließ ſie die Czarewna und ſtieg ſelbſt auf den Thurm, und ſah auf ihr Heer und auf den Helden, welcher ſich erfrecht hatte, ſich insgeheim zu ihr in den Palaſt zu ſchleichen.

Als aber die Verfolger den Ljubin Czarewitſch einholten, hatte dieſer bereits den halben Weg von der Stadt zu ſeinem Zelte zurückgelegt.

Da er nun ſah, daß er ihnen nicht mehr entkommen könne, wendete er ſein Wolfspferd, und wurde von heftiger Wuth erfüllt, als er auf dem Felde eine ſo große Anzahl von Helden erblickte.

Und als der Kampf mit ihnen begann, erſchlug Ljubin Czarewitſch nicht ſo viele mit ſeinem Schwerte, als ſein Pferd zertrat.

Schon hatte er bereits die ſchwächeren Helden erſchlagen, als er einen Helden auf einem weißen Pferde erblickte, welcher gerade auf ihn zugeſprengt kam, und der einen Kopf in der Größe eines Bierkeſſels hatte.

Ljubin Czarewitſch erſchlug auch dieſen Helden, nahm das weiße Pferd, ſetzte ſich auf dasſelbe und ließ nun den Wolf ausruhen.

Nachdem ſie ausgeruht hatten, begaben ſie ſich zu ihrem Zelte, die ſchöne Czarewna aber, welche ſah, daß ein Einziger eine ſo große Anzahl geſchlagen hatte, ließ noch mehr der Krieger ſammeln, und ſchickte ſie, um ihn zu verfolgen, ſie ſelber aber ſtieg wieder auf den Thurm.

Während dieſer Zeit war Ljubin Czarewitſch bei ſeinem Zelte angelangt, und der Wolf verwandelte ſich nun in eine menſchliche Geſtalt, und wurde ſolch ein gewaltiger Held, daß man es ſich nicht denken oder vorſtellen, noch in einem Märchen erzählen kann.

Als ſich nun das Kriegsheer der ſchönen Czarewna näherte, ſetzten ſich Ljubin Czarewitſch und ſein Gefährte, der Wolfsheld, auf die Pferde, und warteten, bis das Heer ganz nahe gekommen ſein würde.

Da aber das Kriegsheer der ſchönen Czarewna nicht zu überſehen war, befahl Ljubin Czarewitſch dem Wolf, ſich auf die linke Seite zu ſtellen, er ſelbſt aber blieb auf der rechten. Sodann machten ſie ſich bereit, und rannten auf die Krieger der Czarewna, und begannen dieſe niederzuſchlagen, als ob ſie Gras māheten, und hatten endlich Alle dergeſtalt abgemäht, daß nur zwei auf dem Kampfplatze blieben, der Wolf und Ljubin Czarewitſch.

Nach dieſem kräftigen Siege ſagte der heldenmüthige Wolf zu Ljubin Czarewitſch: »Sieh', jetzt wird die ſchöne Czarewna ſelbſt zu dir kommen, und dich um die Gnade erſuchen, daß du ſie zur Gemahlin nimmſt. Jetzt haſt du keine Gefahr mehr zu beſorgen, und auch ich habe dir meine Dienſte geleiſtet, und dir geholfen, und ſomit entlaß mich jetzt in mein Königreich.«

Ljubin Czarewitſch dankte dem Wolf für ſeine Rathſchläge und Dienſte, und ließ ihn ziehen, nachdem er noch von ihm Abſchied genommen hatte.

Hierauf wurde der Wolf unſichtbar, ſichtbar aber wurde dem Ljubin Czarewitſch die ſchöne Czarewna, welche ſich ſo eben zu ihm begab, worüber er ſich ſehr erfreute, und ihr entgegen eilte.

Ljubin Czarewitſch nahm die ſchöne Czarewna bei ihren weißen Händen, küßte ſie auf ihre zuckerſüßen Augen, und ſchloß ſie feſt an ſein Herz, und ſprach zu ihr die liebevollen Worte: »Wenn ich dich nicht liebte, ſchöne und theure Czarewna, ſo wäre ich wohl keine Stunde hier geblieben, und ſchon längſt fortgeritten. Ich wußte aber, daß deine Kriegsmacht beſiegbar ſei, und habe es dir nunmehr bewieſen.«

Hierauf ſprach die ſchöne Czarewna: »O du berühmter Held, du haſt meine ganze Macht beſiegt und alle meine ſtarken und gewaltigen Helden erſchlagen, auf welche meine ganze Hoffnung geſtellt war. Nun aber iſt meine Stadt ihrer Vertheidiger beraubt, deßhalb will ich mich mit dir vermählen, daß du mir zum Schutze dienen mögeſt, und mein Czarthum nicht von Fremden unterjocht werde.«

Ljubin Czarewitſch antwortete: »Ich nehme dich mit der größten Freude zur Gemahlin, und werde ſowohl dein als der

Schützer deines Czarthums und deiner Stadt ſein, und dieſelben niemals unterjochen laſſen.“

Nachdem ſie dieſes mit einander geſprochen hatten, gingen ſie in das Zelt und feierten ein Feſt, und liebkoſten ſich voll Zärtlichkeit.

Am Morgen aber ſtanden ſie ſehr frühe auf, ſetzten ſich auf ihre Pferde und machten ſich auf den Weg nach dem Czarthum des Elidar.

Unterweges aber ſagte Ljubin Czarewitſch: „Ach, meine liebe, ſchöne Czarewna, ich hatte zwei ältere Brüder, deren Leichen ich aufſuchen muß. Sie ſind vor mir ausgezogen, um dich zu erringen, wurden aber hier auf dem Wege erſchlagen, und müſſen an einem Orte liegen, der mir unbekannt iſt. Da ich aus deinem Garten das Waſſer des Lebens und des Todes mitgenommen habe, ſo will ich ſie wieder beleben. Sie können in keiner großen Entfernung vom Wege liegen, darum reite du nur gerade fort, bis zu der Säule, welche ſich mit den Aufſchriften am Wege befindet. Bei dieſer Säule harre auf uns, wir werden nicht lange ausbleiben, und bald zu dir kommen.“

Als dieſes Ljubin Czarewitſch geſagt hatte, trennte er ſich von ſeiner ſchönen Czarewna, um die Leichen ſeiner Brüder zu ſuchen.

Er fand ſie hinter einem Gebüſche, und beſpritzte ſie mit dem Waſſer des Todes, daß ſie zuſammen heilten, ſodann beſpritzte er ſie mit dem Waſſer des Lebens, und ſie wurden wieder lebendig, ſtellten ſich auf ihre Füße, und Afiof und

Jutt Czarewitſch ſagten: »Ach, wie haben wir doch ſo lange geſchlafen!«

Darauf antwortete ihnen Ljubin Czarewitſch: »Ihr würdet noch viel länger geſchlafen haben, wenn ich nicht gekommen wäre.« Sodann erzählte er ihnen all ſeine Begebenheiten, wie er den Wolf beſiegt, wie er die ſchöne Czarewna bekommen, und wie er das Waſſer des Lebens und des Todes für ſie geholt habe.

Nach dieſem begaben ſie ſich zu der Säule, wo die ſchöne Czarewna ihrer harrte, trafen dort auch zuſammen, und waren über die Maßen erfreut, und begannen ein Feſt zu feiern.

Als Ljubin Czarewitſch und die ſchöne Czarewna ſich aber ſchlafen gelegt hatten, ſprach Akſof Czarewitſch zu Jutt Czarewitſch: »Wenn wir jetzt zu unſerem Vater Elidar und zu unſerer Mutter Militiſſa zurückkommen, was werden wir von uns ſagen können? Unſer jüngſter Bruder aber wird ſich prahlen und ſagen, ich habe die ſchöne Czarewna errungen, und meine Brüder vom Tode errettet. Wird es uns nicht zur Schande gereichen, mit ihm zu leben, und wäre es nicht beſſer, wenn wir ihn, da es noch Zeit iſt, ermordeten?«

Darauf ſagte Jutt Czarewitſch: »Allerdings wird es uns zur Schande gereichen, mit ihm zu leben, und es wäre beſſer, wenn wir ihn ermordeten.«

Und ſo beſprachen ſie ſich, nahmen ihre Schwerter, und zerſtückten Ljubin Czarewitſch zu kleinen Theilen, die ſie in alle Winde verſtreuten.

Zu der ſchönen Czarewna aber ſagten ſie: „Wenn du es wagſt, das Vorgefallene Jemand mitzutheilen, ſo wird daſſelbe auch dir geſchehen.“

Nachdem ſie noch das Loos geworfen hatten, erhielt Jutt das Waſſer des Lebens und des Todes, und Akſof Czarewitſch die ſchöne Czarewna.

Sodann ritten ſie in das Czarthum ihres Vaters Elidar, und ſchlugen auf der Wieſe des Stadtgrabens ihre Zelte auf.

Da ſchickte Czar Elidar ſeine Kundſchafter aus, um zu erforſchen, wer auf der Wieſe ſeines Stadtgrabens Zelte aufgeſchlagen habe.

Als dieſe auf die grüne Wieſe kamen und fragten: „Was ſeid Ihr für Leute, und wo ſeid Ihr her?“ antwortete ihnen Jutt Czarewitſch: »Wir ſind Akſof und Jutt Czarewitſch, welche mit der ſchönen Czarewna zurückgekommen ſind, darum benachrichtiget hiervon unſern Vater, und ſagt ihm, daß wir auch das Waſſer des Lebens und des Todes mit uns gebracht haben.“

Als die Kundſchafter wieder bei Hofe anlangten, und dem Czar es meldeten, daß ſeine Söhne mit der ſchönen Czarewna angekommen ſeien, fragte der Czar die Kundſchafter: »Sind alle meine drei Söhne angekommen?“

Da antworteten ihm aber dieſelben: »Nein, nur die zwei älteſten, der jüngſte iſt nicht bei ihnen.“

Der Czar war aber auch darüber ſehr erfreut, ging ſogleich zur Czaritza, ſeiner Gemahlin, und ſagte ihr, daß ihre beiden älteſten Söhne mit der ſchönen Czarewna angekommen ſeien.

Sodann fuhr der Czar Elidar und die Czaritza Militiſſa ihren Söhnen entgegen, und traf ſchon auf halbem Wege mit dieſen zuſammen, und ſie freuten ſich ſehr, küßten und umarmten einander, und als ſie in die Hallen des Czars gekommen, feierten ſie ein Feſt, welches ſieben ganze Tage und Nächte dauerte.

Hierauf wurden alle Vorkehrungen zur Vermählung des Akſof Czarewitſch mit der ſchönen Czarewna gemacht, und Gäſte, Bojaren, mächtige Helden und die erſten Ritter zu derſelben geladen.

Während dieſem aber erfuhr der beflügelte Wolf, daß Ljubin Czarewitſch von ſeinen Brüdern ermordet worden ſei, lief nach dem Waſſer des Lebens und des Todes, und brachte beides.

Hierauf ſammelte er ſorgfältig alle Theile des Ljubin Czarewitſch, und beſpritzte ſie mit dem Waſſer des Todes, und alle Theile fügten ſich wieder an einander, und nachdem er ſie noch mit dem Waſſer des Lebens beſpritzt hatte, ſtand Ljubin Czarewitſch auf, als ob ihm gar nichts geſchehen wäre, und ſagte: »Ach, wie habe ich lange geſchlafen!«

Auf dieſes ſprach der Wolf: »Du würdeſt bis in die Ewigkeit geſchlafen haben, wenn ich nicht geweſen wäre,« und erzählte ihm, wie ſeine Brüder an ihm gehandelt hatten.

Sodann verwandelte ſich der Wolf in ein Pferd, und ſprach zu Ljubin Czarewitſch: »Nun eile, um zu ihnen zu kommen. Du mußt bis morgen dort ſein, ſonſt verheirathet ſich dein Bruder Akſof mit der ſchönen Czarewna.«

Und als der Wolf dieſes geſagt hatte, ſetzte ſich Ljubin Czarewitſch auf das Wolfspferd, und dieſes rannte mit ihm über die ſteilſten Berge, wie über ebene Wieſen, und Ljubin kam zu ſeinen Eltern in die Stadt, und entließ ſein Wolfspferd.

Er ſelbſt aber ging auf den Markt und kaufte eine Leier, und als ſie mit der ſchönen Czarewna aufbrachen, um nach der Kirche zu gehen, ſo ſetzte er ſich bei der Hausthüre auf eine Raſenbank.

Und als die ſchöne Czarewna nach der Kirche gefahren wurde, begann Ljubin Czarewitſch auf der Leier ſeine Jugenderlebniſſe zu ſpielen, und mit ſeiner klaren und ſchönen Stimme zu beſingen.

Als der Wagen gefahren kam, in welchem die ſchöne Czarewna ſaß, ſang er von ſeinen Brüdern, und wie ſie ihn zerſtückt, und ihren Vater betrogen hatten, und begleitete den Geſang mit ſeiner Leier.

Allſogleich ließ die ſchöne Czarewna ſtillehalten, und befahl ihrem Diener, den Spielmann zu ihr zu rufen, und ihn zu fragen, wer er wäre, und wie er heiße.

Als der Diener der Czarewna ihn fragte, wer er wäre, und ihn zur ſchönen Czarewna berief, gab ihm Ljubin Czarewitſch gar keine Antwort, ſondern ging gerade zur Czarewna, und als die ſchöne Czarewna ihn erblickte, freute ſie ſich über die Maßen, daß ihr Ljubin Czarewitſch wieder am Leben ſei, ſetzte ihn zu ſich in den Wagen, und fuhr ſogleich mit ihm zu ſeinen Eltern zurück.

Als der Czar Elidar und die Czaritza Militiſſa Ljubin Czarewitſch erblickten, erfreuten ſie ſich ebenfalls und brachen in einen Jubel aus.

Da aber ſagte die ſchöne Czarewna: »Mich erhielt nicht Alſof Czarewitſch, ſondern Ljubin Czarewitſch, und das Waſſer des Lebens erlangte ebenfalls Ljubin Czarewitſch," und hierauf erzählte ſie ihnen alles Vorgefallene umſtändlich.

Sogleich ließ der Czar Elidar und die Czaritza Militiſſa Alſof und Jutt Czarewitſch zu ſich rufen und befragten ſie, warum ſie dieſes gethan hätten, ſie aber widerſprachen und ſagten, daß ſie es nicht gethan hätten.

Da erzürnte der Czar über ſie, und ließ ſie ſogleich erſchießen.

Ljubin Czarewitſch aber verheirathete ſich mit der ſchönen Czarewna, welche ihn mit zahlreichen Nachkommen beſchenkte, und er lebte hierauf mit der ſchönen Czarewna in Liebe und Eintracht unzählige Jahre, mit welchem ſich auch dieſes Märchen endet.

Das Märchen
von dem
liſtigen Hirten und dem wilden Eber.

Hinter dreimal neun Ländern und dreimal zehn Czarthümern lebte ein König, der in ſeinem Königreiche einen ſehr großen und dichten Wald hatte, in welchem ſich, ohne daß man wußte, woher er gekommen ſei, ein wilder Eber einfand, der viele Reiſende, welche durch den Wald zogen, anfiel und auffraß.

Der König ſendete oftmals eine große Anzahl Krieger in den Wald, um den Eber zu tödten, aber das grauſame Ungethüm gewann jedesmal den Sieg über ſeine Verfolger.

Dieſer wilde Eber aber wurde immer blutdürſtiger, und wagte es ſogar aus dem Wald herauszukommen, um Alles aufzufreſſen, was ihm nur zu Geſichte kam.

Der König, welcher vor dem Eber eine große Furcht hatte, dachte, daß er auch mit der Zeit ſeine Ausfälle bis auf die Stadt erſtrecken, und unter den Bewohnern derſelben großes Unglück anrichten könne, ſo, daß ſich zuletzt Niemand mehr getrauen würde, auf die Straße hinauszugehen.

Er befahl daher in ſeinem ganzen Reiche den Ukas zu verkünden, in welchem er verſprach, demjenigen, der im Stande ſei, den wilden Eber zu tödten, die ſchöne Czarewna

Ilija zur Gemahlin zu geben, was immer für eines Standes oder Ranges der Held auch ſein möchte.

Aber Niemand wollte ſich in die Gefahr begeben, und mit dem grimmen Thiere den Kampf beſtehen, ſo gerne auch ein Jeder Herrſcher des Landes geworden wäre.

Endlich ergab es ſich, daß ein junger Hirte ſeine Heerde in der Nähe jenes Waldes hüthete, in welchem ſich der Eber aufhielt.

Nicht lange, ſo erblickte er das Ungethüm, welches gerade auf ihn los kam, und ſich anſchickte, ihn aufzufreſſen. Der Hirte lief in den Wald, und kletterte auf einen hohen und dicken Birnbaum, auf welchem er ſein ferneres Schickſal erwartete.

Es iſt nöthig zu wiſſen, daß der Hirte keine andere Waffe bei ſich führte, als ein Beil, welches er in ſeinem Gürtel ſtecken hatte.

Der Eber, welcher dem Hirten nachgelaufen war, ſah, daß es ihm auf keine Art möglich wäre, ſeiner Beute habhaft zu werden, und fing nun an, den Baum bei den Wurzeln zu zernagen.

Der Hirte erſchrak darüber ſehr und dachte, wenn der Eber den Baum zernagte, dieſer endlich umfallen müſſe, und er auf dieſe Art dennoch ein Opfer des Ungethüms werden würde.

In dieſem angſtvollen Zuſtande riß er Weintraubenäſte, welche ſich um den Baum ſchlangen, herab, und warf damit auf den Eber.

Der Eber fraß eine groſe Anzahl von den Weintrauben, wurde davon betrunken, legte ſich ſodann neben den Birnbaum nieder, und ſchlief ein.

Der Hirte, welcher nicht wußte, ob der Eber wirklich eingeſchlafen ſei, oder ſich nur ſo anſtellte, nahm wieder einige Weintraubenäſte und warf ſie auf ihn herab.

Als er aber endlich bemerkte, daß der Eber wirklich ſchlafe, wagte er es, von dem Baum herabzuſteigen.

Er ließ ſich auf die Erde nieder, hieb mit dem Beile dem Eber den Kopf ab, und benachrichtigte ſogleich den König von ſeiner Heldenthat.

Der König, welcher ſein Verſprechen nicht brechen wollte, gab hierauf dem Hirten die ſchöne Czarewna Ilija zur Gemahlin.

Dieſer vermählte ſich mit der Königstochter, beſtieg nach dem Tode des alten Königs den Thron, und ſo lebten Beide in Einigkeit und Frieden, nachdem ſie der Himmel noch mit zahlreichen Kindern geſegnet hatte.

Das Märchen

von dem

berühmten und tapfern Helden

Bowa Corolewitſch.

In einer ſchönen Stadt, welche Anton genannt wurde, lebte und herrſchte der berühmte und tapfere König Gwidon.

Dieſer ſah zu Dimichtian bei dem großen König Kirbit Werſoulowitſch deſſen ſchöne und liebliche Tochter, Corolewna Militriſſa Kirbitowna, und rief ſeinen treuen Diener, Namens Litſchard zu ſich, ihm befehlend, daß er ihm dienen ſollte in Glauben und Wahrheit, und ſchickte ihn in die Stadt Dimichtian zum König Kirbit Werſoulowitſch mit einem Brief, in welchem er Alles geſchrieben hatte.

Litſchard zögerte nicht, nahm von ſeinem König den Brief und fuhr nach der Stadt Dimichtian.

Als er in der Stadt angekommen war, ging er in die königlichen Gemächer, zu dem König Kirbit Werſoulowitſch, und legte den Brief vor dieſem auf den Tiſch.

Der König Kirbit Werſoulowitſch nahm den Brief, erbrach ihn, und ging ſodann in die letzteren Gemächer zur ſchönen Corolewna Militriſſa, machte ſie mit dem Inhalte desſelben bekannt, und ſuchte ſie zu überreden, dem König Gwidon ihre Hand zu reichen und ſprach: »Wenn ich mit ſolch einem großen König in Streit geriethe, würde er meine ganze Kriegsmacht ſchlagen und gefangen davon führen, und dich dennoch gewaltſam zur Frau nehmen.»

Die ſchöne Corolewna Militriſſa fiel aber vor ihrem Vater auf die Knie und ſprach: »Mein Herr und Vater, großer und erhabner König Kirbit Werſoulowitſch, ich kann dem König Gwidon meine Hand nicht reichen, da er ſchon einmal, als ich noch jünger war, um dieſelbe anhielt, und von dir abgewieſen wurde. Ich bitte dich alſo und beſchwöre dich, mich ihm nicht zur Gemahlin zu geben. Wenn du mich aber verheirathen willſt, ſo bitte ich dich, vermähle mich mit dem König Dadon, welcher unſerm Czarthum ein Beſchützer ſein wird, und ein wahrer Hüther gegen Alle, welche es wagen ſollten, uns zu bekriegen.»

Auf dieſes ſagte der König Kirbit Werſoulowitſch zu ſeiner Tochter: »Ach, wie iſt es möglich, daß ich dich nicht dem König Gwidon zur Gemahlin gebe?»

Nach einiger Zeit wurde ſie jedoch demungeachtet an den König Gwidon verheirathet, lebte hierauf mit ihm drei Jahre und beſchenkte ihn mit einem Sohne, Namens Bowa Corolewitſch.

Die ſchöne Königin Militriſſa Kirbitjewna rief ihren guten Diener Litſchard, und ſprach zu ihm: Diene mir in Glauben und Wahrheit, bringe dieſen Brief zum heldenmüthigen und großen König Dadon, und ſage ihm, daß er unſere Stadt Anton erobern, und ſich ſodann mit mir vermählen möchte. Wenn du aber, Litſchard, dieſe deine Sendung nicht erfüllen willſt, ſo werde ich mich über dich, Diener, bei dem König beklagen, der dich ſogleich mit dem Tode dafür beſtrafen wird.”

Der Diener Litſchard überhörte ſeine Herrin nicht, nahm den Brief, und begab ſich zum König Dadon, und als er ankam, ging er in die königlichen Gemächer, und legte den Brief, nach dem Befehle der Corolewna, demüthig auf den Tiſch.

Nach einer kurzen Zeit kam der König Dadon, nahm den Brief und erbrach ihn, ſchüttelte den Kopf, lachte, und ſprach ſodann zu dem Diener Litſchard: »Deine Königin macht mir einen Antrag, und beſchenkte doch den König Gwidon mit einem Sohn', dem Helden Bowa Corolewitſch.”

Der Diener Litſchard ſprach hierauf: »Wenn dir dieſes unwahr ſcheint, ſo befehle, mich in das Gefängniß zu werfen, nur gib mir zu eſſen und zu trinken. Du aber kannſt nach der Stadt Anton ziehen, und wenn ſich meine Worte nicht beſtätigen, ſo befehle, mich für die lügenhafte Nachricht mit dem Tode zu beſtrafen.”

Der König Dadon aber ſprach zu ihm: »Deine Worte ſind mir ſüßer als Honig, und wenn ſich dieſelben bewähren, werde ich dich belohnen.”

Sodann ließ er in das Horn ſtoßen, ſammelte dreißig tauſend Krieger, und zog gegen die Stadt Anton. Dort machte er auf der königlichen Wieſe Halt, und ſchlug ein Lager auf.

Dieſes ſah aus den hinteren Gemächern die ſchöne Corolewna Militriſſa Kirbitjewna, zog ein ſehr koſtbares Kleid an, und ging in die königlichen Gemächer und ſprach zu dem König Gwidon: »Ich fühle mich abermals guter Hoffnung, und möchte ein Wildpret ſpeiſen, darum geh' und erlege einen wilden Eber mit deinen eigenen Händen.«

Der König Gwidon freute ſich ſehr, daß er nach drei Jahren von ihr ſolch angenehme Worte hörte, und ritt ſogleich außer die Stadt, worauf die Königin allſogleich befahl, die Pforten zu verſchließen, und die Brücken aufzuziehen, um ihn nicht mehr in die Stadt einzulaſſen.

Sogleich machte der König Dadon Jagd auf den König Gwidon, und der König Gwidon flüchtete ſich nach der Stadt, und flehte zu Gott und zur reinen Mutter Gottes und rief: »Warum werde ich durch meine böſe Frau in's Verderben gebracht!?«

»Ach, mein liebes Kind und junger Held, Bowa Corolewitſch, warum haſt du mir den Vorſatz deiner böſen Mutter nicht mitgetheilt?«

Als aber der König Dadon den König Gwidon eingeholt hatte, hieb er ihn mit dem Schwerte, und durchbohrte ihm den Leib und das Herz, und der König Gwidon fiel vom Pferde auf die Erde und verſchied.

Die ſchöne Corolewna Militriſſa Kirbitjewna ging in die königlichen Gemächer und ſah, daß der König Dadon den König Gwidon getödtet habe. Sie befahl ſogleich die Stadtthore zu öffnen, und kam dem König Dadon mit großer Freude an der Pforte entgegen, nahm ihn bei den Händen, küßte ihn liebreich auf die Augen, und führte ihn in ihre Gemächer.

Hierauf ſetzten ſie ſich zu Tiſche, aßen und tranken, und waren guter Dinge.

In derſelben Zeit war Bowa Corolewitſch noch ein ganz junges Kind, und hatte noch geringe Begriffe, bekam aber doch Furcht, lief heraus, und verſteckte ſich im Stalle unter die Krippe.

Sein Wärter Simbalda, welcher ihn zu bewachen hatte, konnte ihn nur mit großer Mühe auffinden, und ſagte mit thränenden Augen zu ihm: »Mein Herr und kleiner kühner Held Bowa Corolewitſch, deine böſe Mutter hat mit dem König Dadon, meinen Herrn und deinen guten Vater, den berühmten König Gwidon ermordet. Du biſt aber noch ein junges Kind und begreifſt dieſes Alles nicht, und kannſt auch den Tod deines Vaters nicht rächen. Darum laß uns in die Stadt Somin fliehen, welche meinem Vater gehört, und die gut befeſtiget iſt.”

Der Wärter Simbalda ſattelte hierauf für ſich ein Pferd, für den Bowa Corolewitſch aber einen Zelter, rief noch dreißig Jünglinge zu ſich, und flüchtete mit ihnen und dem kleinen Bowa nach der Stadt Somin.

Man ſagte dem König Dadon und der ſchönen Corolewna Kirbitjewna, daß der Wärter Simbalda nach der Stadt Somin geflüchtet ſei, und Bowa mit ſich genommen habe.

Dadon befahl in das Horn zu ſtoßen, und ſammelte vierzigtauſend Krieger, und ſetzte dem Wärter und dem Bowa Corolewitſch nach, und ließ ſie von den ſchnellſten Reitern verfolgen, welche auch den Knaben einholten.

Bowa Corolewitſch blickte ſich um, der Wärter Simbalda aber, der die Verfolger erblickte, jagte im vollſten Galopp davon, erreichte auch die Stadt Somin, und ſchloß dieſe feſt zu. Bowa Corolewitſch, der ſich nicht auf dem Zelter erhalten konnte, fiel von demſelben auf die Erde.

Seine Verfolger nahmen Bowa Corolewitſch und brachten ihn zum König Dadon, dieſer aber ſchickte ihn zu ſeiner Mutter, der ſchönen Corolewna Militriſſa Kirbitjewna, er ſelbſt aber brach wider die Stadt Somin auf, machte dort auf dem Felde Halt, und befahl ein Lager aufzuſchlagen.

Als er darauf in ſeinem Zelte eingeſchlafen war, hatte er einen fürchterlichen Traum. Es träumte ihm nämlich, daß Bowa Corolewitſch auf einem guten Pferde dahergejagt käme, in der Hand eine Lanze haltend, mit welcher er ihm den Leib und das Herz durchbohrte.

Der König Dadon erwachte aus ſeinem Traume, und rief ſeinen Bruder, der Antonius hieß, erzählte dieſem ſeinen Traum, und ſchickte ihn in die Stadt Anton zur ſchönen Corolewna Militriſſa Kirbitjewna. Dieſer ließ er ſein Wohlbefinden melden, den gehabten Traum erzählen, und ſie bitten, den Bowa dieſes Traumes wegen zu tödten.

Antonius eilte in die Stadt Anton zur ſchönen Corolewna Militriſſa Kirbitjewna, und bat ſie, den Bowa zu tödten.

Die ſchöne Corolewna Militriſſa Kirbitjewna ließ ſich auf ein Knie nieder und ſprach: »Wie kann ich ſelbſt den Bowa tödten, ich ſetze ihn lieber in das Gefängniß und gebe ihm nichts zu eſſen und zu trinken, und davon wird er ſchon ſterben.»

König Dadon ſtand vor der Stadt Somin ſechs Monate, und konnte auch nicht einen Bewohner der Stadt gefangen nehmen.

Er ging in die Stadt Anton zurück, der Wärter Simbalda aber befahl in das Horn zu ſtoßen, ſammelte fünfzehntauſend Krieger, und ging auf die Stadt Anton los, und begann die Mauern der Stadt zu beſtürmen, und ſchrie unaufhörlich, man ſollte ihm den Bowa Corolewitſch aus der Stadt herausgeben, oder er würde nicht von der Stadt weichen, und ſollte es ſein Tod ſein.

Die ſchöne Corolewna Militriſſa Kirbitjewna ſagte: »Mein Herr und König Dadon, dieſer Böſewicht wird uns weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe laſſen.» Der König Dadon befahl ſogleich in das Horn zu ſtoßen, ſammelte zehntauſend Krieger, und griff den Wärter Simbalda an.

Der Wärter Simbalda, der nicht der Kriegsmacht des Königs Dadon widerſtehen konnte, floh in die Stadt Somin, und ſchloß ſich in derſelben feſt ein.

Die ſchöne Corolewna Militriſſa Kirbitjewna zog ein koſtbares Kleid an, und ging auf den königlichen Hof.

Bowa Corolewitſch ſah aus dem Fenſter ſeines Gefängniſſes ſeine Mutter, die ſchöne Corolewna Militriſſa Kirbitjewna, und rief zu ihr mit lauter Stimme: »Meine Königin und Mutter, ſchöne Corolewna Militriſſa Kirbitjewna, warum biſt du doch ſo ſehr wider mich erzürnt. Schon beginne ich mit dem Hungertode zu kämpfen.»

Sie ſagte darauf zu ihm: »Mein liebes Kind, Bowa Corolewitſch, ich werde dir bald viel zu eſſen und zu trinken ſchicken, und du wirſt dich ſchon ſättigen können.»

Die ſchöne Corolewna Militriſſa Kirbitjewna ging ſodann in die königlichen Gemächer zurück, und begann zwei Brote aus Weitzenteig mit ihren Händen in Schlangenfett zu walken, und nachdem ſie ſelbe gebacken hatte, ſchickte ſie ſie durch ein Dienſtmädchen dem Bowa Corolewitſch.

Das Mädchen brachte dem Bowa die Brote, und indem ſie ihm dieſelben übergab, ſagte ſie: »Mein Herr, Bowa Corolewitſch, hüthe dich von dieſen Broten, welche dir deine Mutter ſchickt, zu eſſen, und vertheile ſie lieber unter die Hunde.»

Bowa nahm die Brote und warf ſie den Hunden vor, und als dieſe ſie gefreſſen hatten, wurden ſie von den ſchwarzen Broten zerriſſen.

Sodann ſagte Bowa Corolewitſch: »Du, Mädchen, mache doch die Thüre des Gefängniſſes nicht wieder zu.» Das Mädchen hatte Mitleid mit Bowa, ließ die Thüre offen und ging, und brachte der Corolewna Militriſſa Kirbitjewna die Nachricht, daß ſie die Brote abgegeben habe.

Als Bowa Corolewitſch aus ſeinem Gefängniſſe trat, erblickte er liederliches Geſindel, welches ihn begrüßte, und mit ſich fortnahm. Dieſes Geſindel brachte ihn auf ein Schiff, und die Schiffsleute fragten ihn: »Wo biſt du geboren?«

Bowa antwortete: »Ich bin chriſtlicher Geburt, und bin der Sohn eines Küſters, und meine Mutter iſt ein Krüppel. Sie wäſcht den reichen Leuten die Wäſche, und ernährt ſich auf ſolche Weiſe.«

Hierauf ſpazierte Bowa auf dem Schiffe umher, und die Schiffsleute wunderten ſich unter ſich, und konnten ſich an der Schönheit des Bowa nicht ſatt ſehen, indem ſie noch nie ein liebenswürdigeres Kind erblickt hatten.

Bowa Corolewitſch legte ſich ſodann ſchlafen, die Schiffsleute aber fingen an, ſich um ihn zu ſtreiten, und wollten ſich tödten.

Da erwachte Bowa Corolewitſch aus ſeinem Schlafe und ſprach zu ihnen: »Liebe Schiffsleute, ſchimpft euch und rauft euch nicht um mich, ich werde euch dienen, und derjenige unter euch, der mich zuerſt auf dem Meere erblickte, dem will ich dienen von Mittag bis zum Abend.«

Den Schiffsleuten gefiel dieſes, ſie zogen die Segel auf, und ſegelten längs dem Meere, und ſegelten ein Jahr und drei Monate.

Sie kamen endlich zu einem armeniſchen Czarthum, in welchem der König Senſewei Andronowitſch regierte.

Hier warfen ſie Anker, und gingen an das Ufer, Bowa aber ging auf dem Schiffe umher.

Der König Senſewei Andronowitſch ſchickte ſeine Abgeordneten zu den Schiffern, und befahl ihnen, dieſe zu befragen, aus welchem Königreiche ſie kämen, und welche Waren ſie mit ſich brächten.

Die Abgeordneten, welche auf das Schiff kamen, und Bowa auf demſelben erblickten, konnten ſich an ſeiner Schönheit nicht ſatt ſehen, und vergaßen über ihn die Schiffer zu befragen, von welchem Königreiche ſie wären, und welche Waren ſie brächten.

Sie kamen zu dem König zurück, und der König Senſewei Andronowitſch fragte ſeine Abgeordneten: »Aus welchem Königreiche ſind die Schiffsleute, und welche Waren bringen ſie.»

Die Abgeordneten konnten ihm darauf nicht antworten, ſondern erzählten ihm von dem Knaben, daß ſich ein Kind auf dem Schiffe befinde, welches außerordentlich ſchön ſei, weßhalb ſie auch nach den Waren zu fragen vergeſſen hätten.

Der König Senſewei Andronowitſch ließ ſich ſogleich zu dem Schiffe geleiten, erblickte auf demſelben den Knaben, welcher ſo außerordentlich ſchön war, und vergaß ganz zu fragen, aus welchem Königreiche die Schiffsleute wären, und welche Waaren ſie brächten.

Er ſelbſt, der König Senſewei Andronowitſch, begann mit den Schiffsleuten um das Kind zu handeln. „Hört, ihr Schiffsleute, nehmt von mir für das Kind dreihundert Pfunde in Gold.»

Das Schiffsvolk aber ſprach: »Mein Herr und König, Senſewei Andronowitſch, wir können dir dieſes Kind nicht verkaufen, weil es uns Allen zuſammen gehört, da wir es am Strande gefunden haben.«

Der König Senſewei Andronowitſch ſagte darauf: »Hört, ihr Herren Schiffer, gebt mir das Kind, und ihr könnt in meinem Königreiche handeln, ohne eine Abgabe oder Steuer dafür zu geben. Ueberlaſſet ihr mir aber das Kind nicht, ſo ſollt ihr nicht lebendig aus meinem Königreich hinauskommen, und die Euren künftig auch niemals an meinem Königreiche vorbeifahren dürfen.«

Da verkauften die Schiffer den Bowa, und nahmen für ihn die dreihundert Pfunde in Gold.

Der König Senſewei Andronowitſch ſetzte den Bowa auf ſein Pferd, und ritt mit ihm in ſein armeniſches Czarthum, und fragte ihn: »Von welchem Glauben biſt du, vom chriſtlichen oder vom tartariſchen?«

Bowa antwortete: »Mein Herr und König, Senſewei Andronowitſch, ich bin nicht vom tartariſchen, ſondern vom chriſtlichen Glauben. Ich bin eines gewöhnlichen Küſters Sohn, meine Mutter iſt ein Krüppel, welche den reichen Leuten die Wäſche wäſcht, und ſich ſo ernährt.«

»Wenn du niederer Geburt biſt,« ſagte der König Senſewei Andronowitſch, »ſo diene bei mir im Stalle, und du kannſt über meine Stallungen der oberſte Diener ſein.«

Bowa dankte dafür dem König, und begab ſich ſodann in den Stall.

Bowa zählte damals ſieben Jahre, als er in dem Stalle des Königs Senſewei Andronowitſch ſeinen Dienſt antrat.

Der König Senſewei Andronowitſch hatte eine Tochter, die ſchöne Corolewna Druſchnjewna, und dieſe ſah aus ihrem Fenſter den Bowa im Stalle, als von ſeiner Schönheit ihr Gemach und der Stall erleuchtet wurde.

Die ſchöne Corolewna Druſchnjewna zog hierauf ein koſtbares Kleid an, ging in die königlichen Gemächer, und ſprach zu ihrem Vater: »Mein Herr und Vater, du mußt Jemand befehlen, in deine Dienſte zu treten, denn ich bedarf eines Dieners, darum bitte ich dich, erlaube dem Diener, den du von den Schiffsleuten gekauft haſt, in meine Dienſte zu treten.«

Ihr Vater ſchlug ihr die Bitte nicht ab, und befahl dem gekauften Knaben bei ſeiner Tochter zu dienen; dieſe aber gebot ihm, noch in derſelben Stunde ſeinen Dienſt bei ihr anzutreten,

Als er zu ihr kam, grüßte er ſie nach dem Gebrauche, und ging an ſeine neuen Beſchäftigungen, und als er von ihr hörte, daß er in Zukunft immer bei ihr bleiben ſollte, legte er ſeinen früheren Dienſt im Stalle nieder.

Am Morgen ſchickte die Corolewna Druſchnjewna ihr Mädchen zum Bowa, und ließ ihm befehlen, zu ihr zu kommen, und ſagte ihm, daß bei ihr hohe Herrſchaften zu Mittag ſpeiſen würden, und er ſeinen beſtimmten Dienſt dabei zu verrichten habe.

Als ſie aber in ihrem Schlafzimmer die Kleider des Bowa liegen ſah, ſtand ſie bei ſeinem Erſcheinen von ihrem Platze auf, und fragte ihn: »Wo biſt du her, und von welcher Geburt biſt du? Ich halte dich nicht für das, für was du dich ausgibſt, für eines Küſters Sohn. Ich ſehe, daß du von ſehr hoher Geburt biſt.« Hierauf befahl ſie ihm, wieder ſeinem Dienſte nachzukommen.

Als ſich alle Gäſte verſammelt und zu Tiſche geſetzt hatten, befahl man ihm, einen Schwan zu bringen, und ihn in den Händen zu halten.

Sie ſelbſt aber begann ihn zu zertheilen, damit ſie ſich an der Schönheit des Bowa recht ſatt ſehen konnte, dabei aber ließ ſie das Meſſer fallen, als ob es zufällig geſchehen wäre, und befahl dem Bowa, dasſelbe aufzuheben.

Als er das Meſſer aufhob, küßte ſie ihn auf die Stirne, und als er es ihr mit Gewandtheit überreichte, küßte ſie ihn nochmals auf die Stirne in Gegenwart Aller.

Als ſie aber abgegeſſen hatten, ging Bowa wieder in den Stall, und ſchlief drei Tage und drei Nächte, und die Stallknechte gingen in dieſer Zeit um Gras zu ſammeln, ihn aber konnten ſie nicht erwecken.

Als ſie jedoch fortgezogen waren, ging auch er, um ſeinen Theil zu ſammeln.

Nachdem er dieſen geſammelt hatte, kam er auf die Wieſe, und flocht ſich einen Kranz aus verſchiedenen Blumen, und ſetzte ihn ſich auf das Haupt.

Als Druſchnjewna den Kranz auf ſeinem Haupte erblickte, ſchickte ſie zu ihm, daß er zu ihr kommen ſollte, und ſagte zu ihm: »Bowa, nimm deinen Kranz herab, und ſetze ihn mir auf das Haupt. Wenn du es aber nicht thuſt, ſo wirſt du durch mich ſterben.«

Als Bowa dieſen Befehl von ihr hörte, nahm er den Kranz herab und warf ihn auf die Erde, daß er zerfiel.

Druſchnjewna ſammelte die Blumen, Bowa aber ging ſogleich aus den Gemächern, und warf die Thüre heftig zu.

Von dieſem Zuwerfen aber fiel ein großer Ziegelſtein aus der Wand heraus, fiel ihm auf das Haupt und ſchlug dieſes blutig.

Druſchnjewna erzürnte jedoch über ſein Benehmen nicht, und heilte ſeine Wunde, und reichte ihm mit ihren eigenen Händen Arzeneien.

Bowa ging ſodann in den Stall, und ſchlief durch fünf Tage und fünf Nächte. In dieſer Zeit kam aus der Stadt Danska der König Markobrunn, und mit ihm viermalhunderttauſend Krieger.

Er umzingelte die Stadt, und ſchrieb dem König Senſewei Andronowitſch folgenden Brief: »Ich, der König Markobrunn, bin aus einem fernen Czarthum hieher gekommen. Gib mir deine Tochter, die ſchöne Corolewna Druſchnjewna zur Gemahlin, ſo du ſie mir aber verweigerſt, werde ich deine Stadt verheeren, und mit Feuer vernichten. Dich aber werde ich gefangen nehmen, und deine Tochter werde ich zwingen, meine Gemahlin zu werden.

Der König Senſewei Andronowitſch las dieſen Brief, und wurde von großer Angſt ergriffen, da er einſah, daß er dieſem großen König Markobrunn und ſeinem Heere nicht Widerſtand leiſten könne.

Er befahl daher die Thore zu öffnen, ging ſelbſt dem König Markobrunn bis vor die Thore entgegen, nahm ihn bei der Hand und küßte dieſelbe, ſodann führte er ihn in ſeine königlichen Gemächer und bat ihn zu eſſen und zu trinken.

Bowa erwachte und ging zur Druſchnjewna, auf dem Wege aber hörte er außer der Stadt ein Lärmen, Geſchrei und Pferdegewieher, und ſah Markobrunns Höflinge, wie ſie mit ihren Lanzen ſpielten, und Bowa ſprach zur Druſchnjewna: »Meine Herrin, ſchöne Corolewna Druſchnjewna, ich habe nichts um auszureiten, und mit ihnen ein wenig zu fechten, ich habe kein gutes Pferd und kein ſcharfes Schwert.»

Die Corolewna Druſchnjewna ſagte zu ihm: »Bowa, du biſt noch zu jung, und kannſt noch auf keinem Pferde ſitzen, und auch nicht das Schwert ſchwingen.»

Das Herz des Bowa aber entbrannte, und er konnte ſich nicht bezwingen, ging voll Grimm in den Stall, ſuchte ſich dort zur Noth ein Pferd, nahm darauf einen Beſen, und ritt zur Stadt hinaus, und gelangte bald zu den Kriegern des Markobrunn.

Als dieſe ihn erblickten, wunderten ſie ſich über ihn, was dieß für ein kleiner Menſch ſei, und woher er käme? und fingen an ihn auszulachen, und ſich über ihn luſtig zu machen.

Als Bowa näher zu ihnen geritten kam und ihre Spottreden vernahm, ſchlug er ſie mit dem Beſen nieder.

Welche von ihnen auf ihn zugeritten kamen, ſchlug er zu zwei und drei nieder, und wer nicht von ihm niedergeſtreckt wurde, fiel ſogleich, von ſeinem Pferde getroffen, todt zu Boden.

Da näherten ſie ſich ihm zu fünf und zehn und zu zweihundertfünfzig, er aber ſchlug einen nach dem andern mit dem Beſen todt. Da verſuchten die Krieger, welche auf ihn ergrimmten, ihn, indem ſie auf ihn losſtürmten, mit den Pferden zu erdrücken. Bowa aber erſchlug alle zweimalhunderttauſend.

Dieſe Heldenthat des Bowa ſah die ſchöne Corolewna Druſchnjewna, ging ſogleich zu ihrem Vater und benachrichtigte ihn von dem, was Bowa gethan hatte. »Herr Vater, befiehl den Bowa einzuhalten, es wäre ſchade um ihn, wenn er erſchlagen würde. Iſt das wohl eines Kindes Sache, ſich mit den Kriegern des Markobrunn zu ſchlagen?“

Der König Senſewei Andronowitſch ſchickte nach Bowa, und ließ ihm befehlen, in die Stadt zurückzukehren.

Bowa gehorchte, kehrte zurück und legte ſich ſchlafen, und ſchlief neun Tage und neun Nächte.

In dieſer Zeit kam der Czar Lukaber in das armeniſche Czarthum. Dieſer Czar hatte einen Kopf von der Größe eines Bierkeſſels, und maß zwiſchen den Augen eine männliche Spanne. Solch einen ſtarken und berühmten Helden hatte man noch niemals geſehen, und mit ihm kam ein Kriegsheer von fünfmalhunderttauſend Mann.

Der Vater des Lukaber, der Czar Saltan, ſtellte ſich am Strande des Meeres, Lukaber aber auf den Feldern mit ſeinen Getreuen auf.

Der König Lukaber ſchrieb hierauf dem König Senſewei folgenden Brief: Gib mir deine Tochter, die ſchöne Druſchnjewna zur Gemahlin, ſo du ſie mir aber verweigerſt, werde ich ſie mit Gewalt nehmen und deine Stadt bis in die Grundveſte vernichten und verbrennen.

Der König Senſewei Andronowitſch und Markobrunn dachten darüber nach, was da zu thun ſei, und entſchloßen ſich ihm entgegenzuziehen, und zwar mit vierzigtauſend Kriegern des Senſewei, und vierzigtauſend des Markobrunn, im Ganzen: achtzigtauſend.

Hierauf machten ſie ſich bereit und zogen dem Lukaber entgegen.

Als Lukaber die beiden Könige erblickte, rannte er auf ſie zu, indem er die Lanze mit dem ſtumpfen Ende gegen ſie richtete und ſtieß Beide vom Pferde, wie zwei Strohbündel, ſchickte ſie ſodann zu ſeinem Vater, dem Czar Saltan, und befahl ſie zu feſſeln und hinzuwerfen.

In die Stadt aber konnte Lukaber nicht hinein, da ſie ſehr feſt verſchloſſen war, er blieb daher vor derſelben.

Als Bowa aufwachte und abermals Pferdegewieher, Geſchrei und großen Lärmen vernahm, ging er in die Gemächer der ſchönen Corolewna Druſchnjewna und ſprach zu ihr: »Meine Herrin, Corolewna Druſchnjewna, vor deiner Stadt iſt ein großer Lärm und Pferdegewieher.«

Druſchnjewna aber ſprach: »Du ſchläfſt ſo lange, und weißt nichts, in unſer Czarthum iſt der Czar Saltan Saltanowitſch aus dem ragilſchen Czarthume eingefallen, und mit ihm ſein Sohn der mächtige und große Held Lukaber, welcher einen Kopf von der Größe eines Bierkeſſels hat, und der zwiſchen den Augen eine Spanne, und zwiſchen den Schultern drei Ellen mißt, und ein Held iſt, wie ſich ſeines Gleichen nirgends auf der Welt befindet. Jetzt ſteht er außerhalb unſerer Stadt mit einer Kriegsmacht von fünfmalhunderttauſend Mann. Mein Vater und Markobrunn ſind ihm entgegengezogen, und hatten ein Heer von achtzigtauſend Mann, vierzigtauſend mein Vater und vierzigtauſend der Markobrunn. Als ſie aber der Lukaber erblickte, rannte er mit dem ſtumpfen Ende ſeiner Lanze auf ſie, und warf ſie auf die Erde wie zwei Strohbündel, und ſchickte ſie zu ſeinem Vater am Meeresſtrand, befahl ſie zu binden und auf eine unreine Stelle in ſeinem Zelte zu werfen, wo ſie auch bis jetzt noch liegen.«

Als Bowa dieſes hörte, ſagte er: »Meine Herrin, ſchöne Corolewna Druſchnjewna, ich weiß nicht, worauf ich dem Lukaber entgegen ziehen könnte, um mich mit ihm zu ſchlagen und an ihm meine Kräfte zu erproben.«

Hierauf ſprach die Druſchnjewna: »Du biſt noch zu jung und nicht im Stande, ſo etwas zu unternehmen, auch kannſt du meinem Vater nicht helfen, noch weniger ſeinem Czarthum die frühere Wohlfahrt verſchaffen. Es iſt beſſer, du nimmſt mich zu deiner Gemahlin und biſt unſerem Czarthum ein Beſchützer gegen Alle, die uns angreifen.« *)

Bowa ſagte: »Dieſes kann ich nicht thun, wohl aber will ich demjenigen ohne Verrath dienen, welcher mich gekauft und für mich dreihundert Pfunde in Gold gegeben hat. Darum iſt jetzt vor Allem ein gutes Pferd und eine Rüſtung erforderlich.«

Die Corolewna Druſchnjewna ſagte hierauf: »Lieber Bowa, mein Vater beſitzt ein Pferd und auch eine Rüſtung, und dieſes Pferd ſteht in der Erde bis an die Knie.«

Als Bowa dieſes hörte, war er ſehr erfreut, ging in den königlichen Stall, und das Pferd hörte, daß Bowa zu ihm kam, brach die mächtige Thüre durch und kam zu ihm auf den Hof.

Das Pferd erfaßte den Bowa mit den Vorderfüßen, gleich einem Menſchen, und Bowa begann das gute Pferd zu ſtreicheln und ihm zu liebkoſen.

Die Druſchnjewna aber ſchickte in die Waffenkammer, und nicht lange, ſo brachten zwölf Männer auf einer Trage den Harniſch und das Schwert, worüber ſich Bowa ebenfalls

---

*) In Rußland war es Sitte, daß oft Kinder ſich mit älteren Perſonen verlobten und oft erſt nach zwanzig Jahren dieſelben wirklich heiratheten, größtentheils um ein Stammvermögen in der Familie zu erhalten.

gar ſehr erfreute. Bowa wollte ſich nun auf das gute Heldenpferd ſetzen, um ſich auf das Schlachtfeld und in das blutige Gemetzel zu begeben, aber die ſchöne Corolewna Druſchnjewna ſagte zu ihm: »Du willſt auf das Schlachtfeld und in das blutige Gemetzel ziehen, wo du in Kurzem lebend und todt ſein kannſt, und nimmſt von mir nicht einmal Abſchied.”

Dieſe Worte gefielen dem Bowa und er ging zur ſchönen Corolewna Druſchnjewna in die Gemächer, um von ihr Abſchied zu nehmen, und Druſchnjewna umgürtete ihn eigenhändig mit dem Schwerte, begleitete ihn ſodann, und entließ ihn auf das Schlachtfeld und in das blutige Gemetzel.

Bowa ſchwang ſich auf ſein gutes Heldenpferd, konnte aber ſeine Füße nicht in die Steigbügel bringen, da erfaßte die ſchöne Corolewna ſeinen Fuß und ſetzte denſelben in den Rieſenſteigbügel mit ihren eigenen Händen, ergriff ſodann ſeinen Kopf und küßte ihn auf die Augen, die Stirne und die Ohren, und ſagte zu ihm: »Mein lieber Herr Anguſei, du ziehſt jetzt in die Schlacht und wirſt entweder lebendig oder todt ſein, aber ich glaube dieſem nicht, daß du von Geburt der Sohn eines Küſters biſt, theile mir daher die Wahrheit mit, und ſage mir: biſt du eines Czars oder eines Königs Sohn?”

Da antwortete Bowa: »Schöne Corolewna Druſchnjewna, ich ziehe in die Schlacht und werde entweder lebend oder todt ſein, und ſage dir die ganze Wahrheit, daß ich nicht eines Küſters Sohn bin. Ich bin der Sohn eines Königs, des berühmten Gwidon. Meine Mutter iſt die ſchöne Corolewna Militriſſa, die Tochter des guten und berühmten Königs Kirbit Werſoulowitſch.»

Der Dworetzki (Haushofmeiſter) des Königs Senſewei Andronowitſch aber wollte ſeine Herrin beſchämen und ſprach: »Meine Herrin, ſchöne Corolewna Druſchnjewna, es geziemt ſich nicht, daß du einem Leibeigenen das Schwert mit eigenen Händen umbindeſt, auch iſt es nicht anſtändig für dich, eines Leibeigenen Kopf zu küßen, und die Augen und die Ohren, und des Leibeigenen Fuß mit eigenen Händen in den Steigbügel zu ſetzen und ihm nach dem Schlachtfelde das Geleite zu geben.»

Bowa berührte den Haushofmeiſter mit dem ſtumpfen Ende ſeiner Lanze und dieſer fiel auf die Erde wie todt, und lag drei Stunden und konnte kaum mehr aufſtehen. Bowa aber ritt ſodann nach dem Schlachtfelde und überſprang mit ſeinem Pferde in gerader Richtung die Stadtmauer.

Als Lukaber ſah, daß der berühmte Held Bowa Corolewitſch geritten kam, ſammelte er ſechs große kräftige Helden, und Lukaber zielte mit dem ſcharfen Ende ſeiner Lanze auf Bowa, und die beiden kräftigen Helden ſtießen aufeinander, wie wenn ein ſtarker Donner in den Wolken erkracht.

Lukaber aber konnte den Harniſch des Bowa nicht durchſtechen, Bowa aber durchſtach den Harniſch des Lukaber auf beiden Seiten und zerhieb den Kopf des Lukaber bis auf den Sattel und Lukaber fiel todt vom Pferde. Hierauf begann

Bowa das Heer des Lukaber zu ſchlagen, und ſchlug ſich mit ihnen fünf Tage und fünf Nächte ohne auszuruhen, und zerhieb nicht ſo viele mit dem Schwerte, als er mit den Hufen des Pferdes zertrat.

Von der Zahl der Uebriggebliebenen flohen einige Wenige zum Czar Saltan Saltanowitſch und ſagten: »Mächtigſter Herr, Saltan Saltanowitſch, aus dem armeniſchen Czarthume kam der kühne Held Bowa Corolewitſch, über die Stadtmauer, gerade auf uns zu, erſchlug deinen Sohn und hunderttauſend Krieger, es bleibt uns daher nichts übrig, als nach unſerem Landungsplatze zu fliehen.«

Der Czar Saltan Saltanowitſch gewann jedoch nicht ſo viele Zeit, um ſeine Zelte abzunehmen, und begab ſich mit wenigen Leuten auf das Schiff und floh in das ſadoniſche Czarthum.

Bowa kam auf den Landungsplatz und ging ſogleich in das Zelt, wo die beiden Könige, Senſewei und Markobrunn, gebunden unter einer Bank lagen.

Er band Beide ſogleich los und zog mit ihnen in das armeniſche Czarthum, und ſie ritten über die Leichen der Feinde, daß die Pferde bis an die Knie in Blut wateten.

König Markobrunn aber ſprach zu ſeinem künftigen Schwiegervater, dem König Senſewei Andronowitſch: »Was ſollen wir dem Bowa wohl zur Belohnung für ſeinen Dienſt geben?«

König Senſewei Andronowitſch entgegnete: »Er iſt mein Sklave, und wenn ein Barje einen guten Sklaven beſitzt, ſo muß ſich dieſer die Freiheit abdienen.«

Doch König Markobrunn ſagte zum König Senſewei Andronowitſch: »Ich habe von alten Leuten gehört, wenn ein Barje einen Sklaven beſitzt, welcher ſich beſonders auszeichnet, ſo muß er ihn belohnen und ihm die Freiheit ſchenken.«

Der König Senſewei Andronowitſch ſprach hierauf zu Bowa: »Mein Jüngling und treuer Anguſei, willſt du ferner bei mir dienen, oder ſoll ich dir die Freiheit geben?«

Auf dieſes ſagte Bowa: »Mein Herr und König, Senſewei Andronowitſch, ich begehre jetzt meine Freiheit noch nicht, ich wünſche, mich früher noch auszuzeichnen.«

Und ſo ritten ſie in die armeniſche Stadt, und als ſie dahin gelangt, kam die ſchöne Corolewna Druſchnjewna ihrem Vater entgegen, und ſie gingen in die königlichen Gemächer, und aßen und tranken und freuten ſich ſehr.

Bowa aber begab ſich in den Stall und ſchlief neun Tage und neun Nächte. In dieſer Zeit ritten die beiden Könige auf das Feld, um zu jagen.

Nachdem ſie fortgeritten waren, rief der Dworetzki dreißig Jünglinge zu ſich, welche ſehr tapfere Helden waren, und ſprach zu ihnen: »Geht in den Stall und ermordet den tapfern Helden Bowa im Schlafe, ich werde euch dafür viel Gold und Silber geben. Benutze es von euch, wer es will.«

Und die dreißig Jünglinge eilten in den Stall, wo Bowa noch feſt ſchlief.

Unter den dreißig Jünglingen befand ſich aber einer, der ſehr verſtändig war, und dieſer ſagte zu den andern: »Wir dürfen es nicht wagen, den kräftigen Bowa zu erſchlagen, er könnte aufwachen und wir Alle würden nur den Tod davon haben und nicht das Leben, denn Bowa, der kühne Krieger, erſchlug den kräftigen Helden Lukaber und mit ihm ein Kriegsheer von hunderttauſend Mann. Aber wir werden einen andern Tod für ihn erſinnen.«

Hierauf gingen die dreißig Jünglinge zu dem Dworetzki zurück und ſprachen zu ihm: »Du biſt in dem Dienſte des Königs, darum geh' in die königlichen Gemächer und lege dich auf das königliche Bette und ſchreibe dem Czar Saltan Saltanowitſch einen Brief im Namen des Königs: Ich ſchicke dir den Bowa, welcher deinen Sohn Lukaber erſchlagen hat; und er wird ihn tödten laſſen.«

Dem Dworetzki gefiel dieſes Wort, er ging in die königlichen Gemächer, legte ſich auf das königliche Bette und ſchrieb einen Brief folgenden Inhalts: Dem Czar des ſadoniſchen Czarthums Saltan Saltanowitſch ſchreibe ich eine freudige Botſchaft, ich ſende dir deinen Feind Bowa, räche an ihm den Tod deines Sohnes Lukaber.

Hierauf ſchickte der Dworetzki nach dem Bowa in den Stall und ließ ihm ſagen, daß er in die königlichen Gemächer kommen ſollte, da der König nach ihm frage.

Bowa erkannte vor Schlaf den Dworetzki nicht und dachte, daß wirklich der König ſelbſt einen Brief geſchrieben habe und nahm den Brief, welcher mit dem Siegel des Königs verſiegelt war, in die Hände und der Dworetzki ſprach im Namen des Königs: »Bowa, erweiſe mir einen Dienſt in Glauben und Wahrheit. Begib dich ſogleich in das ſadoniſche Czarthum und überbringe dem Czar Saltan Saltanowitſch von mir dieſen Brief.

Bowa verneigte ſich und ging in den Stall, ſattelte ſich einen guten Zelter und ritt in das ſadoniſche Czarthum. Er ritt fünf Tage und fünf Nächte, und konnte keinen Fluß, keinen Bach und keinen Brunnen finden, und war ſehr durſtig.

Da erblickte Bowa an der Seite des Weges eine Eiche, unter welcher ein Greis ſtand, und Bowa ritt zu dieſem und fragte ihn: „Wie iſt dein Name?"

Und der Greis ſagte: »Ich nenne mich Piligrin."

Und Bowa ſprach: »Was du ſelbſt trinkeſt, das gib auch mir zu trinken."

Und Piligrin antwortete: »Mein Herr und kühner Held, ich trinke aus einem Kruge, und werde ihn dir geben."

Bowa ſagte: »Gib mir den Krug."

Der Greis ſchöpfte mit dem Kruge und bückte ſich und ſchüttete einen Schlaftrunk hinein, und reichte dem Bowa denſelben zum trinken.

Als Bowa ausgetrunken hatte, fiel er vom Zelter auf die Erde und ſchlief neun Tage und neun Nächte. Der Greis Piligrin aber nahm dem Bowa das Schwert und den Zelter.

Als Bowa aus ſeinem Schlafe erwachte, blickte er um ſich, und ſah weder Schwert noch Zelter.

Er weinte und ſagte zu ſich ſelbſt: »Der Greis Piligrin hat mich betrogen und mir das Schwert und das Pferd entwendet. O mein Herr und König, Senſewei Andronowitſch, hat für meine Dienſte meinen Kopf in den Tod geſchickt?"

Hierauf ging Bowa dahin, wohin ſeine Augen ſahen, und mußte doch den Weg ſeines Herrn verfolgen, und kam in das ſadoniſche Czarthum.

In den königlichen Gemächern angelangt, legte er den Brief auf den Tiſch und der Czar Saltan Saltanowitſch erbrach den Brief, las ihn durch und ſchrie mit lauter Stimme: »O du Böſewicht, Bowa, du haſt meinen Sohn erſchlagen und hunderttauſend Krieger, und biſt nun zu mir gekommen, um dir den Tod zu holen, denn ich werde dich aufhängen laſſen."

Und der Czar Saltan Saltanowitſch rief: »Wo ſind meine tapfern Jünglinge und Helden? Nehmt den Bowa und ſchleppt ihn zum Galgen!"

Und bald war die Schlinge gemacht, und es kamen ſechzig Jünglinge und ergriffen den Bowa, dreißig bei der rechten Hand und dreißig bei der linken Hand, und führten ihn auf das Feld hinaus, wo der Galgen ſtand.

Bowa erblickte den Pflock und die Schlinge, und fing an zu weinen und ſagte zu ſich ſelbſt: »Was habe ich denn Unrechtes begangen, daß ich ſo zu Grunde gehen muß!"

Da gab Gott dem Bowa den Gedanken in das Herz, daß er, der kräftige und mächtige Held, nicht verloren gehen müſſe. Er ſtreifte mit der rechten Hand die dreißig Jünglinge von ſich, tödtete ſie alle und entfloh aus dem ſadoniſchen Czarthum.

Dieß ſah der Czar Saltan Saltanowitſch, befahl in das Horn zu ſtoßen, ſammelte ſogleich zehntauſend Krieger und ließ den Bowa verfolgen.

Dieſe fingen den Bowa und brachten ihn wieder zum Czar Saltan Saltanowitſch, welcher zu ihm ſagte: »Du Böſewicht, willſt ſogar dem Tode entgehen, aber ich werde dich doch aufhängen!"

Der Czar Saltan hatte eine Tochter, die ſchöne Corolewna Meltſchigria, dieſe zog ein ſchönes Kleid an und ging in das Gemach ihres Vaters und ſprach zu dieſem: »Mein Herr und Vater, du wirſt deinen Sohn und meinen Bruder nicht mehr in's Leben rufen, eben ſo wenig die zehntauſend Krieger wieder lebendig machen, darum mußt du auch ſolch einen mächtigen Helden nicht vernichten. Mein Herr und Vater, gib den Bowa in meine Hände, ich werde ihn bereden, zu dem Glauben an unſeren ſadoniſchen Gott überzutreten, und er wird mich ſodann zur Gemahlin nehmen und unſerem Czarthum ein Erhalter und Beſchützer werden."

Die ſchöne Tochter des Czars Saltan Saltanowitſch, die Corolewna Meltſchigria fühlte eine heftige Liebe für Bowa, und der Czar Saltan Saltanowitſch ſagte: »Meine Tochter, es geſchehe nach deinem Willen."

Und die Tochter verneigte ſich gegen ihren Vater und nahm den Bowa mit ihren Händen, ging mit ihm in ihre Gemächer und ſetzte ihm Trank und Speiſen vor und ſprach zu ihm: »Vergiß deinen chriſtlichen Glauben, glaube an unſern Gott, und nimm mich zur Gemahlin und ſei unſerm Czarthum ein Beſchützer; wenn du dich aber zu unſerm Glauben nicht bekehren und mich nicht zur Gemahlin nehmen wirſt, ſo wird mein Vater dich hängen oder aufſpießen laſſen.”

»Wenn ich auch gehängt oder geſpießt werden ſollte, ſo werde ich doch nicht euren Glauben annehmen, denn ich kann nie von meinem chriſtlichen Glauben laſſen.”

Die Czarewna Meltſchigria befahl hierauf ihn in das Gefängniß zu werfen, vor dasſelbe aber ein eiſernes Bret zu legen und darüber Sand zu ſchütten, auch verbot ſie ihm durch fünf Tage und fünf Nächte zu eſſen und zu trinken zu geben.

Bowa war ſehr hungrig und durſtig, da zog die ſchön Corolewna Meltſchigria ein ſchönes Kleid an und ging zu Bowa's Gefängniß, befahl den Sand wegzuſchaufeln und das eiſerne Bret abzunehmen, und trat zu Bowa in das Gefängniß. Sie konnte ſich jedoch an der Schönheit des Bowa durch drei Stunden nicht ſatt ſehen und ſprach: »Iſt es dir nun lieber im Gefängniſſe zu ſitzen, und des Hungers zu ſterben, oder aufgehängt und geſpießt zu werden, als zu unſerem Glauben überzutreten und mich zu deiner Gemahlin zu bekommen?”

Bowa erwiderte hierauf: »Der Hungertod nähert ſich mir bereits, und wenn ich auch aufgehängt oder geſpießt werden ſoll, ſo werde ich doch euern Glauben nicht annehmen und meine rechtgläubige Religion vergeſſen.“

Die Czarewna Meltſchigria gab ihm auch jetzt nicht zu eſſen und zu trinken, und ging zu ihrem Vater in die Gemächer und ſagte: „Ich vermochte ihn nicht zu bewegen, zu unſerem Glauben überzutreten, laß ihn daher und wenn du willſt, heute noch, aufhängen.“

Der Czar Saltan Saltanowitſch befahl in's Horn zu ſtoßen. „Meine Helden, geht in das Gefängniß, ergreift den Bowa und bringt ihn zu mir, ich werde befehlen ihn aufzuhängen.“

Die dreißig Jünglinge gingen zum Bowa in das Gefängniß, vermochten aber den Sand nicht wegzubringen und begannen das Dach durchzubrechen.

Und Bowa grämte und betrübte ſich, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Ach, daß ich kein Schwert habe, um mich gegen dieſe dreißig Jünglinge vertheidigen zu können!“

Mit einem Male erblickte er in einem Winkel des Gefängniſſes ein Schwert in einer Scheide.

Bowa nahm das Schwert und war ſehr erfreut darüber.

Als die Jünglinge das Dach durchgebrochen hatten und ſich nun auf den Boden des Gefängniſſes hinunter ließen, zu zwei, zu drei, zu fünf und zu mehreren, erſchlug ſie Bowa ſämmtlich und häufte ſie alle zu einem kleinen Hügel.

Der Czar Saltan Saltanowitſch aber erzürnte ſich ſehr über die Jünglinge. »Die Untüchtigen ſind jetzt hineingegangen, warum verweilen ſie ſo lange beim Bowa?«

Hierauf ſchickte er andere dreißig Jünglinge, die ſich auf dieſelbe Weiſe hinunterließen.

Bowa erſchlug dieſe ebenfalls und häufte ſie auf die andern, und ſtieg über ſie aus dem Gefängniſſe hinaus und floh aus dem ſadoniſchen Czarthum.

Der Czar Saltan Saltanowitſch befahl in's Horn zu ſtoßen und ſammelte eine Million Krieger und ſetzte dem Bowa nach.

Bowa aber kam zu einem Hafen und ſah dort ein Schiff eine Werſte vom Ufer entfernt. Er ſchrie mit lauter Stimme und die Schiffer nahmen ihn auf das Schiff.

Der Czar Saltan Saltanowitſch kam ebenfalls zu dem Hafen und ſah, daß der Bowa auf dem Schiffe ſei und rief mit lauter Stimme: »Hört Schiffer, gebt mir dieſen Verräther, welcher mir aus dem Gefängniſſe entſprang und Bowa heißt, aus dem Schiffe heraus; wenn ihr mir dieſen Verräther aber nicht herausgebt, ſo dürft ihr in Zukunft nie wieder an meinem Czarthume vorüberfahren.«

Die Schiffer wollten den Bowa ausliefern, Bowa aber nahm ſein Schwert und erſchlug die Schiffer und warf ſie ins Meer. Den übrigen Schiffern auf dem Schiffe aber wurde bange und ſie ſagten: »Tapferer Held, Bowa Corolewitſch, erſchlage uns nicht, wir ſegeln wohin du willſt.«

Dem Bowa gefielen dieſe Worte und die Schiffer ſegelten durch das Meer, und ihr Weg dauerte ein Jahr und drei Monate, zu einem andern Czarthume, und Bowa erblickte durch das Fernrohr in dem Czarthum drei vergoldete Thürme, welche der Sturm abgetragen hatte und die ungefähr hundert Werſte von ihrem Wege lagen.

Bowa befahl ſogleich die Segel herabzulaſſen und Anker zu werfen.

Da erblickte Bowa am Strande einen Fiſcher, zu dieſem rief er mit lauter Stimme: »Höre Fiſcher, komm' zu dem Schiffe!"

Und als der Fiſcher hingekommen war, fragte ihn Bowa: »Sage einmal, Fiſcher, iſt dieß ein Czarthum oder iſt es eine Horde, und lebt hier ein Czar oder ein König?"

Und der Fiſcher ſagte: »Mein Herr und Schiffer, dieſes iſt ein Czarthum und hier wohnt unſer Czar Markobrunn."

Da kam es dem Bowa in den Sinn, ob dieß nicht jener König Markobrunn ſei, der im armeniſchen Czarthume um die Hand der Tochter des Königs Senſewei Andronowitſch, der ſchönen Corolewna Druſchnjewna, warb.

Der Fiſcher ſagte: »Ja, es iſt derſelbe, Herr Schiffer, auch wird allhier bald ein großer Jubel ſein, da er ſich mit der ſchönen Corolewna Druſchnjewna vermählen wird." Hierauf erzählte der Fiſcher, wie ſich dieß Alles zugetragen habe.

Dem Bowa war zu Muthe, als ob er ihm Sand auf das Herz ſchüttete, und er ſprach zum Fiſcher: »Höre, Fiſcher, verkaufe mir deine Fiſche für dieſe Seeleute."

Der Fiſcher warf fünf Stöhre auf das Schiff. »Da haſt du, mein Herr, die Fiſche ohne Handel."

Bowa aber nahm viel Gold und Silber, wickelte es in ein Stück Sammt und warf es dem Fiſcher in den Kahn.

Da ſagte der Fiſcher: »Mein Herr Schiffer, du gabſt mir viel Gold und Silber, dieſes werden meine Kinder und Kindeskinder nicht vertrinken und aufeſſen können."

Bowa aber ſprach: »Sei nun ſo gut und führe mich zum Rande des Meeres, an das Ufer."

Der Fiſcher überhörte es nicht, nahm den Bowa in den Kahn und brachte ihn an das Ufer.

Bowa ſagte zu den Schiffern auf dem Schiffe: »Behaltet jetzt das Schiff mit ſeinem ganzen Reichthume, theilt es wie ihr wollt, doch ſtreitet und rauft euch nicht darum."

Hierauf ging Bowa in das fremde Czarthum, und ging drei Tage und drei Nächte, und traf den Greis Piligrin, welcher ihm das Schwert und das Pferd entwendet hatte.

Bowa fiel ſogleich über ihn her und prügelte ihn.

Der Piligrin aber bat den Bowa: »Du, ſchlage mich nicht, kühner Held, Bowa Corolewitſch, ich gebe dir dein Schwert und dein Pferd wieder, und werde dir auch drei Pulver geben. Ein weißes Pulver, welches den Menſchen jung macht, ein ſchwarzes Pulver, welches den Menſchen alt macht, und ein drittes, welches den Menſchen ſchlafend macht."

Bowa nahm die drei Pulver und das Schwert, und ſetzte am vierten Tage ſeinen Weg fort.

Da erblickte Bowa einen Greis, welcher Späne ſammelte, und Bowa ſprach zu ihm: »Höre Greis, gib mir dein ſchwarzes Kleid und nimm dafür mein buntes."

Der Alte ſagte: »Mein Herr und tapferer Held, Bowa Corolewitſch, dein buntes Kleid paßt nicht für mich und mein ſchwarzes nicht für dich. In deinem bunten Kleide wird mir Niemand ein Almoſen reichen."

Bowa aber warf den Alten auf die Erde, zog ſein buntes Kleid aus und das ſchwarze an. Sodann wuſch er ſich mit dem ſchwarzen Pulver und ging an den königlichen Hof.

Und als er dort in die Küche trat, bat er, daß man ihm zu trinken und zu eſſen geben möchte. »Meine Herren und königlichen Köche, gebt einem wandernden Greis zu eſſen und zu trinken um des tapfern Helden Bowa Corolewitſch Willen."

»O, du böſer Greis!" ſchrien alle Köche zugleich, »wie kannſt du im Namen des Bowa um Almoſen bitten? Unſer Czar hat gegen den Bowa ein Gebot erlaſſen, vermöge welchem jeder, der ſeinen Namen nennt, ſogleich getödtet werden ſoll, ohne daß man ihn erſt davon verſtändiget."

Und einer von den ſtärkſten Köchen riß einen Feuerbrand unter dem Keſſel hervor und ſchlug damit den Bowa.

Bowa aber riß ihm denſelben aus den Händen, und ſchlug ihn damit todt.

Ein anderer Koch lief ſogleich zu dem Dworetzki und ſagte: »Höre, Dworetzki, gehe du in die Küche, es iſt dort ein Greis gekommen und hat den beſten Koch todt geſchlagen."

Der Dworeßki kam in die Küche und fragte die Köche: »Durch was hat ſich zwiſchen euch und dem Greiſe ein Streit entſponnen?"

Und die Köche ſagten: »Zu uns kam ein Greis in die Küche und bat um Eſſen und Trinken, im Namen des tapfern Helden Bowa Corolewitſch."

Und der Dworeßki ſprach zum Greis: »Wie kannſt du, Greis, um des Bowa Willen um Almoſen bitten? unſer König hat den ſtrengen Befehl gegeben, daß, wer es wagt an den Bowa zu erinnern, ohne daß es ihm gemeldet zu werden braucht, getödtet werde."

Und Bowa ſagte zum Dworeßki: »Befiehl, daß man mich, Greis, nicht erſchlage. Ich bin ein wandernder Greis, dem eure Gebote unbekannt ſind."

Der Dworeßki ſagte hierauf zu ihm: »Gehe du in den hinteren Hofraum, dort theilt die Druſchnjewna den Armen Gold aus, denn morgen iſt bei unſerm König eine große Freude. Unſer Herr und König Markobrunn vermählt ſich mit der ſchönen Corolewna Druſchnjewna."

Der Alte ging in den hintern Hofraum und ſah dort eine Menge Menſchen und verſuchte es, ſich durch ſie hindurchzudrängen, aber die Bettler wollten ihn nicht hindurchlaſſen und ſchlugen auf ihn mit ihren Krücken. Der Greis jedoch ſchlug auf ſie zurück und ſtieß ſie auf beide Seiten, und ſchon hatte er mehrere von ihnen erſchlagen, als die Bettler ihm Platz machten.

Und ſo kam der Greis zur ſchönen Corolewna Druſchnjewna und rief mit lauter Stimme: »Herrin, und ſchöne Corolewna Druſchnjewna, gib mir wanderndem Greiſe ein Almoſen um des tapfern Helden Bowa Corolewitſch Willen.«

Als die Druſchnjewna dieſen Namen hörte, entfielen ihr die Almoſen, und ſie befahl ihren Dienerinnen dieſelben an die Armen zu vertheilen. Sie ſelbſt gebot dem Greis auf die Treppe der hinteren Hausthüre zu gehen, und begab ſich ſogleich zu ihm und fragte ihn: »Sage mir, alter Mann, wo haſt du von dem Herrn, meinem tapfern Helden, Bowa Corolewitſch gehört?«

Und der Greis antwortete: »Ich ſaß mit Bowa in einem und demſelben Gefängniſſe im ſadoniſchen Czarthum, wir entflohen jedoch Beide aus dem Gefängniſſe und zogen eine Straße. Sodann aber wählte Bowa den Weg zur Rechten und ich den zur Linken.«

Darauf ſagte er: »Meine Herrin, du ſchöne Corolewna Druſchnjewna, wenn Bowa hieher käme, was würdeſt du mit ihm beginnen?«

Der ſchönen Corolewna traten die Thränen in die Augen und ſie ſagte: »Was ſprichſt du, Alter? wenn ich in dem dreimal zehnten Czarthum und in dem dreimal neunten Lande Nachricht von dem Helden Bowa Corolewitſch zu erhalten wüßte, ſo würde ich dahin eilen.«

In dieſem Augenblicke trat der König Markobrunn zu ihr heraus, er ſah den Alten und die Druſchnjewna weinen, und fragte die ſchöne Corolewna Druſchnjewna: »Was iſt dieß für ein Greis?«

Druſchnjewna antwortete: »Dieſer Greis iſt aus dem armeniſchen Czarthum gekommen und bringt mir eben die Nachricht, daß mein Vater und meine Mutter geſtorben ſind, darum weine ich um den Vater und um die Mutter."

Darauf ſagte der König Markobrunn: »Weine nicht, ſchöne Corolewna Druſchnjewna, und mache dir keinen Kummer. Du vermagſt deinem Vater und deiner Mutter nicht mehr zu helfen und wirſt nur dir ſelber ſchaden."

Sodann ging der König wieder in ſeine königlichen Gemächer, aber das gute Heldenpferd hörte ſeinen Reiter aus dem Stalle, zerſprengte die zwölf Ketten und die zwölf Thüren, und ſprengte ſchon die letzte Thüre entzwei.

Der König Markobrunn, welcher vernahm, daß das gute Pferd ſich von den Ketten losreiße, ſagte zu Allen. »Wenn es ſich von allen zwölf Ketten losreißt, ſo wird es in der Stadt viele Todte geben."

Und Bowa ſprach zur ſchönen Corolewna Druſchnjewna: »Ich vermag das Pferd ſo ſehr zu beſänftigen, daß auf ihm ein Kind von drei Jahren wird reiten können."

Die ſchöne Corolewna Druſchnjewna ſagte: »Erweiſe mir den Gefallen, alter Mann, und beſänftige das Pferd, und nimm dir ſodann Gold und Silber ſo viel du nöthig haſt."

Und Bowa ging in den Stall und die ſchöne Corolewna Druſchnjewna folgte ihm.

Das gute Pferd aber zerſprengte die Ketten und die zwölf

Thüren, und umarmte den Bowa mit den Vorderfüßen, und küßte ihn wie ein Menſch.

König Markobrunn ſah, daß das gute Pferd ſich auf die Hinterfüße ſtellte und ihn mit den Vorderfüßen umfaßte, und daß Bowa das gute Pferd beſänftigte, und verwunderte ſich darüber ſehr.

Und die ſchöne Corolewna Druſchnjewna ſprach: »Wie vermochteſt du, Alter, das Pferd ſo ſchnell zu beſänftigen?"

Da antwortete Bowa der ſchönen Corolewna Druſchnjewna: »Ich wund're mich ſelbſt, daß das gute Pferd mich erkannt hat, und du aber mich ſo lange nicht erkennſt. Ich ſelbſt bin ja der Bowa Corolewitſch."

Die ſchöne Corolewna Druſchnjewna entgegnete: »O, Alter, warum betrübſt du mich ſo? Du biſt ein Greis, und häßlich, und ſchwarz wie eine Kohle, aber mein Herr, Bowa, war äußerſt ſchön, und die Schönheit des Bowa würde den ganzen Stall erhellen."

Hierauf zog Bowa ſein Schwert heraus und zeigte es der ſchönen Corolewna. Die Druſchnjewna nahm das Schwert in die Hände, und küßte es und ſagte: »Wahrlich, dieß iſt das Schwert des Herrn, meines Bowa Corolewitſch, du aber, Alter, biſt häßlich und ſchwarz wie eine Kohle."

Da verlangte er von der ſchönen Corolewna Waſſer, um ſich zu waſchen, und die ſchöne Corolewna Druſchnjewna lief ſelbſt, um das Waſſer zu holen und brachte es ihm.

Bowa ſchüttete das weiße Pulver hinein und wuſch ſich ſodann damit, und von der Schönheit des Bowa wurde ſogleich der ganze Stall erhellt.

Druſchnjewna fiel dem Bowa zu Füßen und ſagte: „Mein Herr, Bowa Corolewitſch, verwirf mich Arme nicht, und nimm mich mit dir, da morgen hier Hochzeit ſein ſoll, und der König Markobrunn ſich mit mir vermählen will."

Bowa ſagte hierauf zur ſchönen Corolewna Druſchnjewna: »Ich werde dir ein rothes Pulver geben, dieſes mußt du in einen Becher ſchütten, und dem König Markobrunn zu trinken geben. Und wenn er dieſes getrunken hat, ſo wird er neun Tage und neun Nächte ſchlafen, und wir können während dieſer Zeit entfliehen."

Die Druſchnjewna nahm von dem Bowa das Pulver, ging in die königlichen Gemächer zum König Markobrunn, und fing an, ihm zu liebkoſen. »Mein Herr und König Markobrunn, morgen werden wir uns zuſammen erfreuen, und um dieſer Freude wegen, wollen wir jetzt einen Becher ſüßen Methes trinken."

Dem König Markobrunn gefiel dieſes Wort, zumal, da er von ihr ſolche liebliche Rede noch nicht gehört hatte. Er ging, um den ſüßen Meth zu holen, die ſchöne Corolewna Druſchnjewna aber ſchüttete, indem ſie den ſüßen Meth in den Becher einſchenkte, zugleich das rothe Pulver hinein, und überreichte den Becher dem König Markobrunn.

Der König Markobrunn bat ſie zuerſt zu trinken, die ſchöne Corolewna ſagte aber: »Es geziemt ſich nicht für mich, vor dir zu trinken."

Da nahm der König Markobrunn den Becher und leerte ihn bis auf den Boden, legte ſich ſodann ſchlafen, und ſchlief neun Tage und neun Nächte.

Während dieſer Zeit kam die Druſchnjewna in den Stall und ſagte: »Mein Herr, Bowa Corolewitſch, jetzt ſorge!" Und Bowa Corolewitſch ſattelte für ſich das gute Pferd und für die Druſchnjewna einen Zelter, nahm Geld, Silber und Edelſteine zu ſich, und ſetzte ſich auf das gute Pferd, und die Druſchnjewna auf den Zelter.

Hierauf ritten ſie eiligſt aus der Stadt, und ritten bis ſie zu einem ſehr kalten Brunnen kamen, an welchem ſie zu verweilen beſchloßen.

Bowa richtete dort ein Zelt auf und begab ſich ſodann mit der ſchönen Corolewna zur Ruhe.

Der König Markobrunn aber, nachdem er nach neun Tagen aus ſeinem Schlafe erwachte, ſuchte die ſchöne Corolewna Druſchnjewna und fand ſie nirgends. Hierüber trauerte er ſehr und ſagte: »Das war kein böſer Greis, ſondern es war der Bowa Corolewitſch ſelbſt, der mir die ſchöne Corolewna und das Heldenpferd entführte."

Er befahl ſogleich in das Horn zu ſtoßen, und ſammelte dreißigtauſend Krieger, und befahl, den Bowa und die Druſchnjewna zu verfolgen, und ſie zurückzubringen, wofür er große Belohnungen verſprach.

Er ſelbſt aber war in einer großen Trauer, da er nicht wußte, was geſchehen würde.

Bowa ging aus ſeinem Zelte, um ſich zu erfriſchen, und hörte im Felde Pferdegetrampel und Menſchenſtimmen.

Er ging in das Zelt zurück und ſagte: »Meine Freundin, ſchöne Corolewna Druſchnjewna, uns verfolgt eine große Kriegsmacht," und Druſchnjewna ſprach: »Wundere dich nicht darüber, mein Herr, Bowa Corolewitſch."

Bowa nahm ſein Schwert und ſattelte das Pferd, ſetzte ſich darauf und ritt den Verfolgern entgegen, und ſchlug ſie alle Dreißigtauſend.

Nur drei Kriegern aus ihnen ſchenkte er das Leben, um ſie mit einer Antwort zum König Markobrunn zu ſchicken und befahl ihnen: »Sagt eurem König, daß er mich nicht weiter verfolgen möge, denn wie Viele er auch nach mir ausſendet, ſo werden ſie doch Alle zu Grunde gehen. Er kennt mich ja, und weiß, daß ich der kräftige Held bin, und den kräftigſten Helden und eine Million Krieger erſchlagen habe."

Hierauf ritten die drei Krieger fort und ſagten dem König Markobrunn, daß Bowa das ganze Kriegsheer erſchlagen, und nur ſie geſendet habe, um ihm die Botſchaft zu bringen, daß er keine Verfolger mehr nach ihm ausſenden ſollte, denn, wenn er noch ſo viele ausſenden möchte, würde er nur um ſo mehr Krieger verlieren.

Der König Markobrunn aber befahl in das Horn zu ſtoßen, und ſammelte ein Kriegsheer von vier Millionen, und ſagte zu ſeinen Bojaren: »Meine lieben und trauten Freunde, eilt dem flüchtigen Bowa nach, und bringt mir ihn und die ſchöne Druſchnjewna zurück."

Die Helden antworteten: »Mächtiger Herr und König Markobrunn, du haſt einen großen Helden, Namens Polkan, der ſchon lange Zeit im Gefängniſſe ſitzt, dieſer allein iſt im Stande den Bowa zu überwältigen. Jeder Sprung von dieſem Helden mißt ſieben große Werſte, und von dem Kopf bis zu den Hüften iſt er ein Menſch, und von den Hüften an, iſt er ein Pferd."

Als der König Markobrunn von ſeinen tapfern Kriegern ſolche Worte hörte, ſchickte er ſogleich nach Polkan.

Dieſer kam vor den König Markobrunn, und der König ſagte: »Höre, Polkan, mache dich auf den Weg und eile, ſo ſchnell du kannſt, und bringe mir den Bowa und die Druſchnjewna, und dafür ſollſt du eine große Gnade erhalten."

Polkan ſäumte nicht, und verfolgte den Bowa und die Druſchnjewna.

Bowa ging aus ſeinem Zelte, um ſich zu erfriſchen, und hörte auf dem Felde Pferdegetrampel und Menſchenſtimmen. Er ging in das Zelt zurück und ſagte: »Meine Freundin und ſchöne Druſchnjewna, uns verfolgt eine große Kriegsmacht," und Druſchnjewna ſprach: »Mein Herr, Bowa Corolewitſch, es iſt die große Macht des Königs Markobrunn. Er hat auch einen großen Helden, Namens Polkan, der bis zu den Hüften ein Menſch und von dieſen angefangen ein Pferd iſt, und welcher auf jeden Sprung ſieben Werſte zurücklege."

Bowa nahm ſein Schwert, ſattelte ſein Heldenpferd, ſetzte ſich auf daſſelbe und ritt dem Polkan entgegen.

Polkan kam herangeſprengt und rief mit lauter Stimme: »O Böſewicht, Bowa, du entrinnſt meinen Händen nicht!" Hierauf riß er eine Eiche ſammt den Wurzeln aus der Erde, und ſchlug mit ihr dem Bowa auf den Kopf.

Bowa führte mit ſeinem Schwerte einen Hieb nach Polkan, verfehlte ihn aber, und das Schwert fuhr bis zur Hälfte in die Erde und Bowa fiel von dem guten Pferde auf die Erde. Polkan ſchwang ſich ſogleich auf das gute Pferd des Bowa, das Pferd aber riß mit ihm aus, und ſchleppte ihn durch Wälder und Klüfte, daß dem Polkan das Fleiſch von den Knochen hing, und brachte ihn ſo zum Zelte des Bowa.

Bowa hatte ſich in dieſer Zeit wieder erholt, und Polkan ſprach: »Bruder Bowa, wir wollen uns vertragen und uns Brüder nennen, und ſo werden wir auf der Welt keinen Gegner finden."

Bowa ſchloß hierauf Bruderſchaft mit dem Polkan, und ſie nannten ſich, Bowa, den älteſten, und Polkan, den jüngſten Bruder.

Und Bowa ſetzte ſich auf das gute Pferd und Druſchnjewna auf den Zelter, und ſo zogen ſie von dieſer Stelle, und Polkan lief mit ihnen. So kamen ſie bis zu einer Stadt, Koſtell, in welcher der Czar Urill herrſchte.

Als dieſes der Czar Urill hörte, befahl er die Stadtthore zu verſchließen. Polkan aber nahm einen Anlauf, und ſprang über die Stadtmauer in die Stadt, und öffnete die Thore.

Bowa und Druſchnjewna ritten in die Stadt; als Czar Urill dieſes ſah, kam er ihnen mit ſeiner Czaritza entgegen, und nahm ſie mit großer Ehrfurcht auf.

Hierauf begaben ſie ſich in die czariſchen Gemächer, und aßen und tranken, und waren guter Dinge. Um dieſe Zeit kam der König Markobrunn mit einem Kriegsheere von dreimalhunderttauſend Mann und belagerte die Stadt Koſtell.

Er näherte ſich der Stadt, und ſchoß auf dieſelbe mit Kanonen und Flinten, und verlangte unaufhörlich, daß man ihm den Bowa, Polkan und die Druſchnjewna ausliefere.

Der Czar Urill fürchtete ſich aber, den Bowa und den Polkan auszuliefern, ſammelte von ſeinem Heere eine Million fünfmalhunderttauſend, und zog mit ſeinen beiden Söhnen gegen den König Markobrunn, und kämpfte mit ihm aus allen Kräften.

König Markobrunn aber ſchlug ſeine ganze Macht, und nahm den Czar Urill und ſeine beiden Söhne gefangen.

Auf dieſes verſprach Urill dem König Markobrunn, ihm den Bowa, Polkan und die ſchöne Corolewna Druſchnjewna auszuliefern, und ließ ſeine beiden Söhne als Geißel zurück.

Der König Markobrunn entließ den Czar Urill, und ſchickte mit ihm eine Kriegsmacht von einer Million, welche den Bowa und Polkan zu ihm bringen ſollte. Der Czar Urill aber ging in die czariſchen Gemächer, und legte ſich mit der Czaritza ſchlafen.

Polkan kam zu der Thüre jenes Gemaches und horchte, was der Czar von ihnen ſprechen würde.

Der Czar ſagte zu ſeiner Czaritza: »Ich habe meine beiden Söhne dem König Markobrunn als Geißel überlaſſen, daß ich ihm den Bowa, den Polkan und die Druſchnjewna überliefere."

Die Czaritza ſprach: »Mein vielgeliebter Gemahl, das können wir nicht thun."

Urill aber ſchlug die Corolewna in's Geſicht und ſagte: »Bei jeder Frau iſt das Haar lang, aber der Verſtand kurz." Polkan öffnete die Thüre des Gemaches und nahm den Czar Urill bei dem Kopf und ſchlug ihn wider die Erde, daß er ſogleich todt blieb.

Hierauf blickte Polkan in den Hof des Czars, und ſah den ganzen Hof mit den Kriegern des Markobrunn angefüllt.

Er nahm das Schwert des Bowa, erſchlug zehntauſend Krieger des Markobrunn und verſchloß hierauf die Stadt Koſtell.

Sodann kam er zum Bowa, weckte ihn auf, und ſprach: »Herr Bowa Corolewitſch, du ſchläfſt lange und weißt von gar nichts;" ſodann theilte er ihm das Vorgefallene mit.

Bowa Corolewitſch küßte den Polkan für ſeinen treuen Dienſt, und zog gegen den König Markobrunn. Er zog aus der Stadt, wendete ſich zur Rechten und Polkan zur Linken, und ſie ſchlugen das ganze Kriegsherr des Markobrunn, und befreiten die Söhne des Urill aus der Gefangenſchaft.

König Markobrunn ging hierauf wieder in das ſadoniſche Czarthum mit einem kleinen Reſte ſeiner Krieger, und that den Schwur, daß weder er, noch ſeine Enkel und Urenkel, den Bowa verfolgen ſollten.

Bowa aber begab ſich wieder in die Stadt Koſtell und ſprach zu der Gemahlin des Urill: »Da haſt du, Königin, deine Söhne wieder.” Hierauf begab er ſich mit dem Ueberreſte des Heeres zum Kreuze, um dasſelbe zu küſſen, und befahl den Söhnen, wie früher das Czarthum zu beherrſchen.

Nach dieſem ritt er aus der Stadt Koſtell, mit der ſchönen Corolewna Druſchnjewna, und Polkan lief ihnen zu Fuße nach.

Unterweges ſagte Druſchnjewna zu Bowa: »Mein Herr und tapferer Held Bowa Corolewitſch, es naht die Zeit, daß ich eines Kindleins geneſen werde.”

Bowa ſchlug zur Seite des Weges ein Zelt auf, und ſagte: »Bruder Polkan, entferne dich, meiner Druſchnjewna iſt unwohl.”

Polkan zog eine Strecke weiter fort, und nahm Platz unter einer Eiche. Druſchnjewna gebar hierauf zwei Söhne, und Bowa nannte den Einen: Litſcharda, und den Andern: Simbalda, und war überaus froh über die Geburt ſeiner Kinder.

Er rief den Polkan zu ſich und ſprach: »Bruder Polkan, wir wollen in das Czarthum meines Vaters, des guten Königs Gwidon, und zur Stadt Somin ziehen, welche meinem Wärter Simbalda gehört.”

Und Polkan machte ſich fertig, vernahm aber mit einem Male Pferdegetrampel und Menſchenſtimmen, und ſprach:

»Bruder Bowa, es kommt eine große Kriegsſchar, ich weiß nicht, wer ſie anführt, und wer von uns Beiden ihr entgegen gehen ſoll, du oder ich?“

Bowa ſagte zu dem Polkan: »Geh' du, Bruder, ich habe keine Zeit, meine Druſchnjewna hat mir zwei Söhne, Simbalda und Litſcharda, geboren,“ und Polkan lief den Herannahenden entgegen, nahm viele derſelben gefangen, band ſie mit Stricken an einander und brachte ſie zum Bowa.

Bowa fragte ſie: »Sagt mir, gute Leute, ſo lange ihr noch nicht verdorben ſeid, aus welchem Czarthum kommt die Kriegsmacht, und iſt es ein Czar oder ein König, oder wohin geht dieſelbe?“

Sie antworteten: »Herr und kühner Held, Bowa Corolewitſch, wir ſind Krieger des Königs Dadon, welcher erfuhr, daß du im armeniſchen Czarthum bei dem König Senſewei Andronowitſch dieneſt, und uns den Befehl ertheilte, dich zu ergreifen und zu ihm zu bringen.“

Da erglühte dem Bowa das Heldenherz, und er konnte ſich nicht länger bezähmen, er ſattelte ſein gutes Pferd, nahm ſein Schwert und ſagte zu ſeinem Bruder Polkan: »Verlaß ja nicht meine Druſchnjewna und meine beiden Kinder. Er ſelbſt ſchlug den Weg nach dem Walde ein, nachdem er von Polkan, der Druſchnjewna und ſeinen Kindern Abſchied genommen hatte.

Er ritt in den Streit und in die blutige Schlacht.

Polkan ging zum Walde ſchlafen, und die Druſchnjewna begab ſich mit ihren Kindern aus dem Zelte, um zu luſtwandeln.

Mit einem Male erblickte ſie zwei Löwen, welche auf ſie herzuſprangen.

Druſchnjewna ſchrie mit lauter Stimme. Polkan, der ihre Stimme hörte, erwachte, und rannte zu ihr, und ſah, daß die zwei Löwen auf ſie zuſprangen. Er ſtürzte ſich ſogleich auf die Löwen, erfaßte einen derſelben, und erſchlug ihn nach einer kurzen Gegenwehre.

Mit dem andern aber begann er einen heftigen Kampf. Polkan durchſtieß den Löwen mit dem Schwerte, der Löwe aber erfaßte ihn mit ſeinem Rachen, und Polkan war auf der Stelle todt ſammt dem Löwen.

Die ſchöne Druſchnjewna wartete auf den Bowa eine lange Zeit, endlich dachte ſie, daß auch ihn die Löwen zerriſſen hätten, nahm ihre beiden Söhnlein auf die Arme, ſetzte ſich auf den Zelter, und ritt wohin ihre Augen ſahen.

Druſchnjewna gelangte in das ſadoniſche Czarthum, nahm ſodann ihr gutes Pferd, den Zelter, und entließ ihn auf das freie Feld: »So gehe denn, mein gutes Pferd, und ſuche dir einen ſchmeichelnden Herrn!" hierauf weinte ſie bitterlich über die Trennung von ihrem Herrn, Bowa Corolewitſch, und ſo kam Druſchnjewna zu einem Fluſſe und wuſch ſich mit dem ſchwarzen Pulver, und wurde ſchwarz wie eine Kohle.

Hierauf ging ſie in das Haus einer Witwe, Namens Meltſchigrja, und Druſchnjewna und die Witwe Meltſchigrja wuſchen nun zuſammen den Leuten die Kleider, und ernährten auf dieſe Weiſe ſich und ihre Kinder.

Bowa aber ſchlug die Kriegsmacht des Dadon und kam ſodann zu ſeinem Zelte, fand aber weder die ſchöne Corolewna Druſchnjewna noch ſeine Kinder.

Er trat aus dem Zelte hinaus und erblickte den todten Polkan und den Löwen, und begann bitterlich zu weinen und ſagte: »Ach, wenn die Löwen den ſtarken Polkan getödtet haben, ſo haben ſie auch die Corolewna mit den Kindern nicht lebendig gelaſſen!”

Bowa beerdigte nun den Polkan und weinte noch lange bitterlich, dann ſprach er zu ſich ſelbſt: »Gott vereinigte mich wohl mit ihr nach meinem Wunſche, doch er erlaubte mir nicht mit ihr zu leben, von der Jugend bis in das Alter.” Sodann ging Bowa ſeinen Weg, und kam zu verſchiedenen Schluchten, und ſchoß ſich Enten und Schwane, und kochte ſich dieſelben, aß und trank, und ritt ſodann in das armeniſche Czarthum.

Hier ſtieß er im Felde auf ein Zelt, aus welchem ein ſchöner Jüngling heraustrat.

Bowa betrachtete ihn aufmerkſam, und erkannte in ihm einen Leibeigenen ſeines Vaters, mit Namen Litſchard.

Dieſer fragte den Bowa: »Mein Herr, aus welcher Stadt kommſt du hieher?”

Bowa ſagte: »Ich komme aus einer armen Stadt. Ich ging mit Waaren zur See, und es waren auf dem Schiffe unſer ſechzig Menſchen, und der Sturm zerſchlug das Schiff, und alle gingen zu Grunde, nur ich allein habe mich gerettet und ſuche nun einen freundlichen Herrn."

Litſchard ſprach zu ihm: »Ich werde dich zu einem guten Edelmann bringen, der Simbalda heißt."

Bowa ging hierauf mit dem Litſchard, und als er mit ihm in die Stadt Somin gelangte, kam dem Bowa der Simbalda entgegen, erkannte ihn und ſagte: »Ach, mein Herr, Bowa Corolewitſch, ich bin jeßt alt und vermag dir nicht mehr zu dienen, ich habe aber einen Sohn, mit Namen Terweſſ, der wird dir an meiner Statt ein treuer Diener ſein."

Bowa aber umarmte den Simbalda und küßte ihn. Als Bowa einige Zeit in der Stadt zugebracht hatte, ſprach er: »Mein Herr und Wärter Simbalda, wer wohnt in deiner Nähe, und iſt nicht Jemand unter ihnen, der dich beleidigte?"

Der Wärter Simbalda ſagte: »Herr Bowa, nicht ferne von mir wohnt ein Böſewicht, der König Dadon, er erſchlug meinen Herrn, den guten und berühmten König Gwidon. Jedes Jahr jagt er mich aus der Stadt hinweg, wie ein Vieh." Und Bowa ſprach: »Ich will dieſe Beleidigung rächen." Er ammelte ein Heer von zwanzig tauſend Mann, und zog gegen die Stadt Anton, um ſie zu belagern.

Er befahl gegen die Mauern unabläſſig mit Kanonen und Flinten zu ſchießen. »O Böſewicht, Verderber Dadon, warum haſt du meinen Vater, den guten König Gwidon umgebracht?

Verlaß die Stadt Anton, und das Czarthum meines Vaters; wenn du es aber nicht verläſſeſt, ſo wirſt du vor meinen Händen keinen Schutz finden."

Der König Dadon und die ſchöne Corolewna Militriſſa, die da hörten, daß Bowa die Stadt Anton belagere, befahlen in das Horn zu ſtoßen, und da dem König Dadon der Heldenmuth des Bowa Corolewitſch noch unbekannt war, und er vermuthete, daß er keine Tapferkeit beſitze, rückte er ſelbſt gegen Bowa Corolewitſch mit ſeiner Kriegsmacht aus.

Bowa Corolewitſch ſchlug aber das ganze Heer des Dadon, und als dieſer ſich von dem Heldenmuth des Bowa überzeugte, flüchtete er ſich nach der Stadt Anton.

Bowa aber erreichte den Dadon, und ſchlug ihm das Schwert an den Kopf, und zerſpaltete ihn in zwei Theile. Der König Dadon fiel auf die Erde, Bowa aber ließ ſeinen Gegner, den Dadon, auf eine goldene Trage legen, und ihn ſeiner Mutter, der ſchönen Corolewna Militriſſa, überbringen.

Die ſchöne Corolewna Militriſſa, die den König Dadon geſchlagen ſah, begann ſehr um ihn zu trauern.

Bowa ſtand aber zu dieſer Zeit an der Gruft ſeines Vaters, des Königs Gwidon, und nahm von ihm Abſchied, indem er bittere Thränen weinte, ſodann kehrte er mit ſeiner Kriegsmacht in die Stadt Somin zurück.

König Dadon ließ ſich hierauf ſeinen Kopf verbinden und ſchickte in alle Städte nach einem Arzt, welcher ihn heilen ſollte.

Als Bowa Corolewitſch hörte, daß der König Dadon noch lebe und einen Arzt ſuche, beſchloß er, ſich ſelbſt dafür auszugeben, zog ein altes Gewand an, nahm den Terwiſſ mit ſich, und ging in die Stadt Anton.

Er kam in den königlichen Hof und in die königlichen Gemächer, und ließ dem König melden, daß aus dem ſadoniſchen Czarthum Aerzte gekommen wären.

Der König befahl, ſie ſogleich eintreten zu laſſen.

Bowa Corolewitſch trat hinein, und ſtellte ſich vor den König; dieſer ſagte zu dem Bowa: »Mein alter Herr, kannſt du mir wohl dieſe Wunde heilen, ich werde dich reichlich mit Gold und Silber belohnen.»

Bowa ſagte hierauf: »Wer dich verwundet hat, kann dich auch heilen.» Der König Dadon aber ſprach: »Dieſe Wunde hat mir mein verfluchter Gegner, der Bowa geſchlagen.»

In dem Gemache waren viele Fürſten und Bojaren verſammelt, dieſe ließ Bowa hinaustreten, und ſtellte den Bruder Terwiſſ zur Thüre.

Bowa Corolewitſch nahm hierauf den König Dadon bei dem Barte und ſprach: »O Böſewicht, König Dadon, warum erſchlugſt du meinen Vater, den guten König Gwidon, und warum haſt du dich von der Schönheit einer Frau verblenden laſſen? Jetzt werde ich den Tod meines Vaters an dir rächen!»

Hierauf hieb er ihm den Kopf ab, und befahl, ſeinen Körper den Hunden vorzuwerfen. Den Kopf des Dadon aber legte er auf eine Schüſſel, breitete ein Tuch darüber, und begab ſich in die hinteren Gemächer zu ſeiner Mutter, der ſchönen Corolewna Militriſſa, welcher er die Schüſſel überreichte.

»Da haſt du, Frau Mutter, ein Geſchenk von dem König Dadon.“ Und die ſchöne Corolewna Militriſſa nahm das Tuch von der Schüſſel, und als ſie den Kopf des Königs Dadon erblickte, rief ſie: »O, alter Böſewicht! Du haſt meinen Gemahl, den guten und berühmten König Dadon, erſchlagen, und nennſt mich Mutter? Bowa war ſchön, du aber biſt ſchwarz wie eine Kohle, von der Schönheit des Bowa würde das ganze Gemach erhellet werden.“

Bowa befahl Waſſer herbei zu bringen, wuſch ſich mit dem weißen Pulver, und von der Schönheit des Bowa wurde das ganze Gemach erhellet.

Und die ſchöne Corolewna Militriſſa fiel vor dem Bowa auf die Knie: »Erbarme dich über mich, mein lieber Sohn!“

Bowa nahm ſie bei der Hand und ſprach: „Meine Mutter und Herrin, warum befahlſt du den König Gwidon zu tödten, und zogſt ihm den König Dadon vor? und warum wollteſt du mich mit den Broten, die mit Schlangenfett vermiſcht waren, tödten? und warum ließeſt du mich in das Gefängniß werfen?“

Sie aber konnte ihm hierauf kein Wort erwidern.

Da befahl Bowa, ſeine Mutter, die ſchöne Corolewna in ein Faß zu ſperren und dasſelbe in das Meer zu rollen. Sodann ſammelte Bowa ein Kriegsheer von ſechzigtauſend Mann, und hieß den Wärter Simbalda in das ſadoniſche Czarthum, zum Czar Saldan Saldanowitſch ziehen, um für ihn ſeine Tochter, die ſchöne Czarewna Meltſchigrija zur Gemahlin zu begehren.

Simbalda befolgte Bowa's Befehl, und machte ſich auf den Weg.

Als er in dem ſadoniſchen Czarthum angelangt war, ließ er dem Czar Saldan Saldanowitſch ſagen, daß er von dem tapfern Helden Bowa Corolewitſch geſchickt ſei, um die ſchöne Corolewna Meltſchigrija für ihn zur Gemahlin zu begehren.

Corolewna Meltſchigrija hörte, daß der Bowa Corolewitſch um ſie werben ließ, zog ein koſtbares Kleid an, und begab ſich zu ihrem Vater. Vor dieſem fiel ſie auf die Knie, und bath ihn, daß er ſie dieſem tapfern Helden zur Gemahlin geben möchte, worein auch der Czar Saldan gerne willigte.

Er befahl ſogleich ein großes Feſt zu veranſtalten, und nahm den Simbalda mit großen Ehrenbezeigungen auf.

Nach Verlauf von drei Tagen entließ er die ſchöne Czarewna Meltſchigrija und den Simbalda zum Bowa Corolewitſch, in die Stadt Anton, von wo ihr auch Bowa mit großer Feierlichkeit entgegen kam.

Die ſchöne Königin Druſchnjewna aber erhielt davon Nachricht, daß Bowa am Leben ſei, und ſich bald verheirathen wolle.

Sie ging mit ihren Kindern zur Stadt Anton, und ſtellte ſich auf die Seewieſen, und wuſch ſich mit dem weißen Pulver, hierauf ſchickte ſie ihre Kinder in die Stadt zum Bowa Corolewitſch.

Dieſe kamen in die Stadt Anton, und traten in die königlichen Gemächer, zum Bowa Corolewitſch hinein, welcher eben an der Tafel ſaß, und ſtellten ſich zur Thüre desſelben Gemaches.

Bowa fragte ſie: »Was ſeid ihr für Knaben, von wo kommt ihr her, und wie nennt ihr euch?"

Darauf antworteten die Kinder: »Wir ſind Fremdlinge in dieſer Stadt, wir hatten einen Vater, der ſich Bowa Corolewitſch nannte, und unſere Mutter iſt die ſchöne Corolewna Druſchnjewna."

Als der Bowa dieſe Worte hörte, brach er in helle Thränen aus: »O, meine lieben Kinder, ich bin Bowa Corolewitſch, euer Vater, und habe mich viel um eure Mutter, die ſchöne Corolewna Druſchnjewna, betrübt."

Hierauf küßte er die Kinder ohne aufzuhören, und fragte ſie: »O, meine lieben Kinder, wo iſt eure Mutter, die ſchöne Corolewna Druſchnjewna?"

Sie ſagten ihm: „Unſere Mutter ſteht draußen auf den Seewieſen."

Da befahl ihnen Bowa Corolewitſch ſogleich ihre Mutter zu ihm zu bringen, und lief ſelbſt mit ihnen nach den Seewieſen.

Kaum erblickte er dort die ſchöne Corolewna Druſchnjewna, ſo nahm er ſie bei der Hand, umarmte und küßte ſie, und führte ſie ſodann in die Stadt Anton, worauf ſie ſich zu Tiſche ſetzten, aßen und tranken, und ſehr fröhlich waren.

Seine Diener beſchenkte Bowa für dieſe Freude reichlich. Den Simbalda aber erſuchte er wieder in ſeiner Stadt Somin zu herrſchen. Den Sohn des Simbalda, Namens Terwiſſ, beſchenkte er hingegen mit der Stadt Magonsk.

Sodann ſammelte Bowa Corolewitſch ein Heer von ſechzigtauſend Mann, und ſendete ſeinen Wärter Simbalda und deſſen Bruder Ogen in das armeniſche Czarthum, zum König Orlopp, welcher früher Hofbeamter geweſen, und befahl dem Ogen, ihm den Orlopp lebendig zu bringen.

Der Wärter Simbalda und Ogen kamen vor die armeniſche Stadt, und beſchoßen dieſelbe mit Kanonen und Flinten.

Orlopp konnte ſich gegen ſie nicht länger vertheidigen, er hatte nicht Zeit genug, die Brücken abzunehmen, und Simbalda drang mit ſeinen Kriegern in die Stadt Armjansk, nahm den König Orlopp gefangen, und band ihn an Händen und Füßen, und ließ ſeinen Bruder Ogen, nach dem Befehl ſeines Herrn, in dem Czarthum, um dasſelbe zu beherrſchen.

Sodann begab er ſich mit ſeinen Kriegern in die Stadt Anton, und ſtellte den Orlopp vor den Bowa.

Bowa Corolewitſch ſagte zu dieſem: »O, du Böſewicht Orlopp! Warum haſt du mich ohne dem Wiſſen des Königs Senſewei Andronowitſch in das ſadoniſche Land, zum König

Saldan Saldanowitſch in den Tod geſchickt? Jetzt wirſt du ſelbſt dafür mit dem Tode beſtraft werden.“

Orlopp fiel vor dem Bowa auf die Knie, doch konnte er keine Antwort finden, und flehte nur um Vergebung, Bowa aber befahl ihn todt zu ſchießen.

Von nun an lebte Bowa Corolewitſch in der Stadt Anton mit der ſchönen Corolewna Druſchnjewna, und ſeinen Kindern, nachdem er mit vieler Artigkeit die ſchöne Meltſchigrija wieder in das ſadoniſche Czarthum entlaſſen hatte.

Das Märchen

von dem

berühmten Muromer Helden Ilija,

und von

dem gewaltigen Räuber

Solowei.

In der berühmten Stadt Murom, an dem Ufer der Oka, lebte ein Bauer mit Namen Iwan Timofejewitſch.

Dieſer Bauer hatte einen Sohn, Namens Ilija, welcher durch dreißig Jahre nicht gehen noch ſtehen konnte.

Mit ſeinem dreißigſten Jahre aber bekam er Kraft in ſeinen Füßen und auch in ſeinen anderen Gliedern, und verfertigte ſich eine kriegeriſche Rüſtung und einen ſtählernen Spieß. Und als er dieſes gethan, ſattelte er ſein Ritterroß und begab ſich zu ſeinen Eltern und bat ſie um ihren Segen.

„Mein Herr Vater und meine Frau Mutter," ſprach Ilija „erlaubt mir nach der berühmten Stadt Kiew zu reiſen, um dort zu Gott zu beten, und den Fürſten von Kiew zu begrüßen."

Seine Eltern gaben ihm den Segen, legten ihm einen ſchweren Eid auf und ſagten: »Ziehe gerade in die Stadt Kiew, gerade in die Stadt Tſchereigof, und verübe auf deinem Wege kein Unrecht und vergieße nicht vergebens chriſtliches Blut."

Der Muromer Ilija empfing den Segen von ſeinen Eltern und betete zu Gott. Hierauf nahm er Abſchied von ihnen, und machte ſich auf den Weg.

Er ging, ob kurz oder lange, und gelangte in einen finſteren Wald, in welchem er zu einem Räuberlager kam.

Die Räuber erblickten den Muromer Ilija und bekamen eine große Luſt nach ſeinem ritterlichen Roſſe.

Sie ſprachen daher zu einander: „Das iſt ſolch' ein ſchönes Roß, wie wir es noch niemals geſehen haben, und jetzt ſitzt ein fremder Menſch auf dem ſchönen Roſſe, kommt, laßt uns es ihm wegnehmen.“

Und ſie ſtellten ſich, bei fünf und zwanzig Männer, dem Ilija in den Weg.

Der Muromer Ilija hielt ſein gutes Ritterroß an, nahm aus ſeinem Köcher einen gehärteten Pfeil, legte ihn auf den ſtraffen Bogen und ſchoß den Pfeil wider den Boden ab, daß er drei Arſchinen weit die Erde zerſpaltete.

Als die Räuber dieſes ſahen, entſetzten ſie ſich über die Maßen, fielen vor Ilija auf die Knie und ſprachen: „O du großer Held, guter Jüngling, wir haben uns an dir verſchuldet, nimm dafür ſo viele Schätze, bunte Kleider und Roſſe, als dir beliebt.“

Ilija aber lachte und ſprach: „Was ſoll ich mit euren Schätzen und bunten Kleidern? Wollt ihr aber am Leben bleiben, ſo wagt es in Zukunft nicht wieder, einen Reiſenden anzufallen.“

Hierauf zog er ſeine Straße weiter, gerade nach der berühmten Stadt Kiew, und kam vor die Stadt Tſchereigof.

Vor dieſer Stadt lagerte ein heidniſches Heer, welches ſo groß war, daß er es nicht überſehen, noch viel weniger zählen konnte.

Dieſes Heer aber wollte die Stadt Tſchereigof zerſtören, die Gotteshäuſer in Brand ſtecken, den Fürſten von Tſchereigof aber lebendig mit ſich in die Sklaverei fortführen.

Der Muromer Ilija erſchrak anfangs über dieſe große Macht, aber bald überließ er ſeine Beſorgniß dem Allerhöchſten und entſchloß ſich, ſeinen Kopf für die chriſtliche Religion einzuſetzen.

Er nahm ſeinen Wurfſpieß, warf ſich auf das heidniſche Heer und begann es zu ſchlagen, zerſtreute daſſelbe, nahm den Feldherrn lebendig gefangen und brachte ihn in die Stadt Tſchereigof.

Da kamen ihm die Bürger von Tſchereigof entgegen, ganz vorne der Fürſt von Tſchereigof ſelbſt.

Und ſie dankten ihm für ihre Rettung und Ilija brachte mit ihnen Gott ſeinen Dank dar, daß er es nicht geſtattete, daß die Stadt von einer heidniſchen Macht vernichtet werden ſollte.

Hierauf geleiteten ſie den Muromer Ilija in den Palaſt, bereiteten ein großes Gaſtmahl und entließen ihn ſodann.

Der Muromer Ilija zog ſeine Straße weiter, nach der berühmten Stadt Kiew, gerade die Straße, welche der Räuber Solowei, oder Nachtigall genannt, ſeit dreißig Jahren unſicher machte, und auf welcher er weder Reiter noch Wanderer vorüberziehen ließ, ſondern ſie tödtete; er tödtete ſie jedoch nicht mit den Waffen, ſondern mit ſeinem gellenden räuberiſchen Pfiff.

Der Muromer Ilija gelangte in das freie Feld und ritt in den brianskiſchen Wald, den er ſchon aus der Ferne erblickte, und ritt über ſumpfige Strecken, über Brücken von Waſſer-Hellunder, zu dem Fluſſe Smarodienka.

Der Räuber Solowei, oder Nachtigall, ahnte ſein nahes Unglück, und als der Muromer Ilija noch zwanzig Werſte weit von ihm entfernt war, ließ er ſeinen gellenden räuberiſchen Pfiff erſchallen.

Allein der herzhafte Held erſchrak nicht darüber, und als er dem Räuber noch um zehn Werſte näher kam, pfiff dieſer abermals, und zwar ſo ſtark, daß das Roß des Ilija auf ſeine Knie ſtürzte.

Da gelangte der Muromer Ilija an das Neſt des Räubers, welches ſich dieſer in den Wipfeln von zwölf Eichen erbaut hatte.

Als aber der Räuber Solowei, oder Nachtigall, den ruſſiſchen Helden erblickte, begann er aus allen Kräften zu pfeifen, um ihn zu tödten.

Der Muromer Ilija jedoch nahm ſeinen ſtraffen Bogen, legte einen gehärteten Pfeil auf denſelben und ſchoß ihn nach dem Neſte des Räubers.

Der Pfeil traf den Räuber Solowei, oder Nachtigall, gerade in das Auge, ſo daß er aus dem Neſte herunterfiel, wie ein Strohbündel.

Hierauf ergriff der Muromer Ilija den Räuber Solowei, oder Nachtigall, band ihn an ſeinen Steigbügel feſt und zog ſeine Straße weiter, nach der berühmten Stadt Kiew.

An der Straße, welche der Muromer Ilija zog, ſtand aber der Palaſt des Räubers Solowei, und als er an dieſem vorüberkam, ſchauten eben die drei Töchter desſelben zu den Fenſtern des Palaſtes heraus.

Da rief die jüngſte Tochter des Solowei: „Dort kommt unſer Vater geritten, und hat einen Menſchen an ſeinen Steigbügel gebunden.“

Die älteſte Tochter aber ſchaute genauer hin, fing bitterlich zu weinen an, und rief: „Ach, das iſt nicht unſer Vater, der dort geritten kommt, ſondern ein fremder Menſch, und den er an den Steigbügel gebunden hat, iſt unſer Vater.“

Hierauf riefen ſie ihren Männern: „Liebe Männer, reitet dieſem fremden Menſchen entgegen und befreit unſern Vater. Laßt keine Schande über unſer Geſchlecht kommen.“

Die Eidame Solowei's waren gewaltige Kämpfer. Sie ritten allſogleich dem ruſſiſchen Ritter entgegen, und hatten gute Roſſe und ſcharfe Spieße, und wollten Ilija aufſpießen.

Der Räuber Solowei, oder Nachtigall, erblickte ſeine Schwiegerſöhne und rief ihnen entgegen: „Liebe Schwiegerſöhne, bringt keine Schande über euch und erzürnet einen ſo ſtarken Ritter nicht, damit ihr auch von ihm getödtet werdet. Bittet ihn vielmehr, daß er in euer Haus trete und ſetzet ihm ein Glas Branntwein vor.“

Auf das Bitten der Schwiegerſöhne begab ſich Ilija mit ihnen in den Palaſt, ohne eine Bosheit zu ahnen.

Die älteſte Tochter Solowei's aber hatte einen Balken an Ketten über dem Thore aufgezogen, um ihn, wenn er durch das Thor käme, mit demſelben zu erſchlagen.

Ilija aber erblickte ſie über dem Thore, und ſchlug ſie mit ſeiner Lanze, bis ſie todt war. Hierauf zog er ſeine Straße weiter, nach der berühmten Stadt Kiew. Hier ritt er gerade auf das Fürſtenſchloß, ging in dasſelbe, betete zu Gott, und begrüßte den Fürſten.

Da fragte ihn der Fürſt von Kiew: „Sprich guter Jüngling, wie nennſt du dich und weſſen Vaters Sohn biſt du, und aus welchem Reich kommſt du?“

„Ich nenne mich Iljuſchka,“ antwortete der Muromer, »nach meinem Vater Iwanow, und komme aus der Stadt Murom, vom Ufer der Oka.“

Hierauf fragte der Fürſt: »Und welchen Weg biſt du geritten?“

Da antwortete Ilija: „Ich ritt von Murom aus nach Tſchereigof, wo ich ein großes heidniſches Heer verjagte, und befreite die Stadt. Sodann zog ich meine Straße weiter und nahm den ſtarken Helden und Räuber Solowei gefangen, den ich an den Steigbügel gebunden hieher brachte.“

Ueber dieſes erzürnte ſich der Fürſt und ſagte: „Wie wagſt du es, mich zu belügen?“

Als dieſes die guten Helden Aloſcha Popowitſch und Dobrinja Nikitiſch vernahmen, eilten ſie aus dem Palaſte, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen, und verſicherten darauf den Fürſten, daß es ſo ſei, wie Ilija geſagt.

Da gebot der Fürſt, dem guten Jüngling ein Glas Branntwein zu reichen, und verſpürte eine große Luſt, mit eigenen Ohren den räuberiſchen Pfiff des Solowei zu hören.

Auf dieſes nahm der Muromer Ilija den Fürſten und die Fürſtin unter ſeine Arme, bedeckte ſie mit ſeinem Zobelpelze, und befahl dem Räuber Solowei, oder Nachtigall, nur halblaut ſeinen gellenden räuberiſchen Pfiff ertönen zu laſſen.

Der Räuber Solowei, oder Nachtigall, jedoch pfiff mit aller Kraft, und erſchreckte dadurch die Ritter, daß ſie zu Boden ſtürzten.

Darüber aber wurde der Muromer Ilija ſo ſehr aufgebracht, daß er Solowei ſogleich erſchlug.

Hierauf ſchloß Ilija mit dem Helden Dobrinja Nikitiſch einen feſten Freundſchaftsbund. Sie ſattelten ihre guten Heldenroſſe und zogen zuſammen fort, und zogen drei Monate hindurch umher, ohne jedoch auf einen Gegner zu ſtoßen.

Nach dieſer Zeit trafen ſie einen verkrüppelten Menſchen, ſein Bettelmantel wog fünfzig volle Pfund, ſein Hut neun Pfund und ſein Krückenſtock war von der Länge einer Klafter.

Der Muromer Ilija ſprengte ſogleich auf ihn zu, und wollte an ihm ſeine Heldenkraft verſuchen.

Der Krüppel aber ſprach: »Ach, du Muromer Ilija, beſinnſt du dich denn nicht mehr, daß wir mit einander in die Schule gegangen ſind, und zuſammen das Leſen lernten, und nun willſt du mich guten Krüppel anfallen wie einen Feind? Und weißt du denn nicht, daß in der berühmten Stadt Kiew großes Elend herrſcht, weil ein ſtarker und gottloſer Heidenrecke dahin gekommen iſt. Sein Kopf hat die Größe eines Bierkeſſels, ſeine Augenbraunen ſind eine Spanne von einander entfernt, und ſeine Schultern meſſen eine volle Klafter. Er frißt auf einmal einen ganzen Ochſen, und trinkt dazu einen Keſſel voll Bier. Daher iſt auch der Fürſt von Kiew in großer Betrübniß über deine Abweſenheit."

Der Muromer Ilija wechſelte hierauf die Kleider mit dem guten Krüppel und ritt nach Kiew.

Dort ging er geradeweges zum Fürſtenſchloß und rief mit ſeiner Heldenſtimme: „Heda, du Fürſt von Kiew, ſchicke doch mir Krüppel ein Almoſen!"

Als der Fürſt ihn erblickte, ſagte er: »Komm nur in meinen Palaſt, ich will dich bewirthen mit Speiſe und Trank und dir eine Wegzehrung geben.“

Auf dieſes trat der Krüppel in die ſteinernen Gemächer und ſetzte ſich an den Ofen.

Bei dieſem ſaß auch der ſtarke Heidenrecke und begehrte, daß man ihm zu eſſen gebe.

Da brachten die Diener einen ganzen gebratenen Ochſen und der Heidenrecke verſchlang ihn ſammt den Knochen.

Hierauf begehrte der Heidenrecke zu trinken, und ſieben und zwanzig Diener ſchleppten einen Keſſel voll Bier herbei.

Da ergriff der Heidenrecke den Keſſel an dem Henkel und leerte ihn bis auf den Grund.

Auf dieſes ſagte der Muromer Ilija: »Mein Vater hatte zu Hauſe eine überaus gefräßige Stute, welche ſo viel verzehrte, daß ſie barſt.“

Darüber erzürnte ſich der Heidenrecke gewaltig, und rief: „Was ſuchſt du Händel mit mir, du ſchlechter Krüppel; du biſt für mich kein Gegner, denn dich ſetzte ich auf die flache Hand und drückte mit der andern darauf, und die erſte wird nur noch feucht ſeyn. Ihr hattet aber einen ſtarken Helden, Namens Ilija, mit dem möchte ich wohl einen Kampf beginnen.“

„Dieſer Held ſteht vor dir,“ antwortete Ilija, zog den Hut herab und ſchlug damit dem Heidenrecken auf den Kopf; er ſchlug nicht ſehr ſtark, aber doch ſo, daß der Heidenrecke mit ſeinem Kopf die Schloßmauer durchſtieß.

Der Muromer Ilija ergriff hierauf auch den Rumpf des Heidenrecken und warf ihn in den Hof hinab.

Der Fürſt von Kiew aber belohnte den Muromer Ilija für ſeine Heldenthat reichlich und behielt ihn an ſeinem Hofe als den Erſten und Gewaltigſten ſeiner ganzen Ritterſchaft.

Das Märchen

von dem

ſtarken und berühmten Helden

Jeruſlan Laſarewitſch,

und ſeinen Ritterfahrten.

Es lebte einſt ein Czar, mit Namen Kartaus. Dieſer hatte zwölf Helden, und über dieſe Helden hatte er einen Aufſeher geſtellt, den Fürſten Laſar Laſarewitſch mit deſſen Gemahlin Epiſtimia.

Der Fürſt Laſar hatte bereits das ſiebenzigſte Jahr erreicht, ohne ſich eines ehelichen Sproßen zu erfreuen, und er, ſo wie ſeine Gemahlin, flehten zu Gott, daß er ihnen ein Kind ſchenken wolle, zur Freude ihrer ſpäteren Jahre und zum Gedächtniſſe nach ihrem Tode.

Gott erhörte das Flehen des Fürſten und ſeiner Gemahlin, und die Fürſtin fühlte ſich bald fröhlicher Hoffnung.

Als die Zeit der Verwirklichung derſelben herankam, genas Epiſtimia eines Söhnleins, und der Fürſt Laſar gab ihm den Namen Jeruſlan.

Das Knäblein war roth von Angeſicht, hatte blondes Haar und klare Augen. Darüber freuten ſich der Fürſt Laſar Laſarewitſch und die Fürſtin Epiſtimia, und veranſtalteten ein großes Feſt.

Nachdem Jeruſlan Laſarewitſch ſein fünfzehntes Jahr erreicht hatte, begab er ſich auf den Hof des Czars, und ſpielte mit den andern Kindern der Fürſten und Bojaren.

Da begannen die Fürſten und Bojaren unter ſich einen Rath zu halten, verfügten ſich ſodann zu dem Czar Kartaus und ſprachen: »Herr und Czar Kartaus, erweiſe uns deine czariſche Gnade. Dein Aufſeher, der Fürſt Laſar Laſarewitſch hat einen Sohn, Namens Jeruſlan Laſarewitſch, welcher auf deinen Hof kommt und mit unſeren Kindern und denen der Bojaren ſpielt, aber er ſpielt keine guten Spiele, denn, wen er beim Kopfe faßt, dem fällt der Kopf vom Rumpfe, und wen er bei der Hand hält, dem fällt die Hand vom Arme, und dieſes macht uns großen Kummer. Darum o Herr und Czar Kartaus, erweiſe uns deine czariſche Gnade und ſende Jeruſlan aus deinem Czarthume, oder entlaſſe uns aus demſelben, da wir nicht leben können mit Jeruſlan."

Der Czar Kartaus ließ ſogleich ſeinen Aufſeher, den Fürſten Laſar Laſarewitſch zu ſich rufen.

Dieſer kam zum Czar Kartaus und der Czar ging ihm bis in die Mitte des Hofes entgegen.

Laſar Laſarewitſch ſtieg von ſeinem Pferde und ſprach: »Möchte es dir viele Jahre wohlergehen, mein Herr und Czar. Wie bewahrt dich Gott, mein Gebieter, und warum haſt du mich zu dir berufen."

Darauf antwortete Czar Kartaus: »Mein Herr Vater und Fürſt Laſar Laſarewitſch, ich habe nach dir geſchickt, weil viele mächtige Fürſten und Bojaren zu mir kamen und deinen Sohn Jeruſlan Laſarewitſch bei mir verklagten, daß er auf meinen Hof gehe und mit den Kindern der Fürſten und

Bojaren ſpiele, aber wen er beim Kopfe nehme, deſſen Kopf falle von dem Rumpfe, und wen er bei der Hand halte, deſſen Hand falle von dem Arme, und ſolche Spiele haben nicht meinen Beifall. Die Anweſenheit deines Sohnes iſt in meinem Czarthume nicht nothwendig, und ich werde ſeinetwegen nicht meine Fürſten und Bojaren entlaſſen."

Fürſt Laſar Laſarewitſch ritt nach dieſen Worten ganz traurig nach Hauſe und ſenkte ſeinen Kopf tiefer als ſeine Schultern.

Da kam ihm Jeruſlan entgegen, verneigte ſich vor ihm bis zur Erde und ſprach: »Möge es dir viele Jahre wohl ergehen, mein Herr und Vater. Wie bewahrt dich Gott und warum biſt du ſo ſehr betrübt? Haſt du von dem Czar ein kränkendes Wort gehört?"

Fürſt Laſar Laſarewitſch antwortete: »Mein liebes Kind, Jeruſlan Laſarewitſch, wohl habe ich ein kränkendes Wort von dem Czar gehört. Andere Kinder ſind von Jugend an die Freude ihrer Eltern, ihre Unterſtützer im Alter und ihr Gedächtniß nach dem Tode. Du aber, mein Sohn, biſt keine Unterſtützung für mich von Jugend auf, und wirſt auch kein Gedächtniß von mir nach meinem Tode ſeyn. Du gehſt auf den czariſchen Hof und treibſt keine guten Spiele mit den Kindern der Fürſten und Bojaren, darum haben ſie dich bei dem Czar Kartaus verklagt und der Czar mir geboten, dich aus dem Czarthume fortzuſchicken."

Darüber lachte Jeruſlan und ſprach: »Mein Herr und

Vater, habt keinen Harm um mich, weil man mich aus dem Czarthume verbannt. Ich habe nur einen einzigen Kummer, ich habe mein fünfzehntes Jahr erreicht, und war in deinem Stalle, konnte aber kein gutes Heldenroß finden, das ich für alle Zeiten benützen könnte.“

Hierauf gingen ſie in die weißen ſteinernen Gemächer, und Jeruſlan Laſarewitſch bat ſeine Eltern um die Erlaubniß, in das freie Feld gehen zu dürfen, um Menſchen zu ſehen und ſich ſelbſt zu zeigen.

Der Fürſt Laſar Laſarewitſch und ſeine Gemahlin Epiſtimia entließen ihn und gaben ihm zwölf Jünglinge und fünfzig kunſterfahrne Meiſter mit, um an dem Meere einen weißen ſteinernen Palaſt zu erbauen.

Die Meiſter bauten drei Tage an dieſem Palaſte und ſchickten an den Fürſten Laſar Laſarewitſch einen Boten.

Der Bote kam zu dem Fürſten Laſar Laſarewitſch und ſeiner Gemahlin Epiſtimia, und ſagte, daß der Palaſt fertig ſei, und Jeruſlan bat abermals ſeine Eltern um die Erlaubniß, in das freie Feld ziehen zu dürfen.

Fürſt Laſar Laſarewitſch und ſeine Gemahlin Epiſtimia fingen bitterlich an zu weinen, da ſie ſich von ihrem Sohne Jeruſlan trennen ſollten, und gaben ihm ihren Segen.

Jeruſlan Laſarewitſch ritt zu dem Meere in ſeinen weißen ſteinernen Palaſt. Seine Eltern gaben ihm Gold, Silber, Edelſteine, auserwählte Jünglinge und gute Roſſe.

Jeruſlan Laſarewitſch wählte ſich ein kräftiges Pferd, einen tſcherkaſſiſchen Sattel, eine Trenſenſchnur, einen Filz und eine kleine Peitſche von Leder, das Uebrige ſchickte er alles ſeinem Vater zurück.

So kam Jeruſlan Laſarewitſch zu dem blauen Meere und zu ſeinem weißen ſteinernen Palaſt, legte einen Filz unter ſich, den tſcherkaſſiſchen Sattel unter ſein Haupt, und ſtreckte ſich aus, um zu ſchlafen.

Sehr früh am Morgen ſtand er auf und ging am Strande des Meeres ſpazieren und ſchoß viele Wildenten, Schwäne und graue Enten.

Mit dieſen nährte er ſich, und auf dieſe Weiſe lebte er ein, zwei, drei Monate.

Da gelangte er an einen Weg, deſſen Breite ein guter Schütze eben überſchießen konnte und welcher ſo tief war, daß er einem guten Roſſe bis an die Ohren reichte.

Jeruſlan Laſarewitſch betrachtete den Weg und ſprach: »Wer wird dieſen Weg ziehen, ein großes Herr oder ein gewaltiger Ritter?"

Nicht lange aber, ſo ritt ein alter Mann zu ihm, und er ritt das graue Roß Alotjagilei.

Bevor er noch Jeruſlan Laſarewitſch erreichte, ſtieg er ſchon von ſeinem Roſſe herab, warf ſich mit dem Angeſichte auf die Erde, und ſprach: »Möge es dir viele Jahre wohlergehen, Jeruſlan Laſarewitſch. Wie bewahrt dich Gott, und warum verweileſt du an dieſem Orte und in dieſer Einöde, und welcher Sturm hat dich hieher verſchlagen?"

Jeruſlan Laſarewitſch fragte den Greis: »Alter Bruder, wie iſt dein Name?"

Da antwortete dieſer: „Ich heiße Iwaſchka, und mein graues Roß heißt Alotjagilei. Ich bin ein guter Schütze und ein ſtarker Ringer im Heere der Ritter."

Da fragte ihn Jeruſlan Laſarewitſch: »Woher aber kennſt du mich, da du mich bei meinem Namen nenneſt?"

Auf dieſes antwortete Iwaſchka: »Wie ſollte ich dich nicht kennen, bin ich doch ein alter Leibeigener deines Vaters und hüte ihm die Roſſe durch volle drei und dreißig Jahre, und hole mir von deinem Vater ſelbſt einmal in jedem Jahre meinen Lohn. Daher kenne ich dich auch."

Jeruſlan ſagte: „Ich jage hier und gehe auf dem freien Felde ſpazieren. Wer das Herbe nicht genoſſen, wird auch das Süße nicht zu genießen bekommen. Als ich noch ein kleiner Knabe war, ging ich in meiner Unwiſſenheit im czariſchen Hofe ſpazieren und ſpielte mit den Kindern der Fürſten und Bojaren. Wen ich aber beim Kopfe faßte, dem fiel der Kopf vom Rumpfe, und wen ich bei der Hand nahm, dem fiel die Hand vom Arme. Dieſes aber gefiel dem Czar nicht und er verbannte mich aus ſeinem Czarthume. Dieſes aber iſt es nicht, was mir Kummer macht, ſondern ein anderes. Ich hatte ſchon das fünfzehnte Jahr erreicht, und ging in den Stall meines

Vaters, konnte aber kein gutes Heldenpferd finden, das ich für alle Zeiten benützen möchte."

Iwaſchka ſagte: „Mein Herr, Jeruſlan Laſarewitſch, in meiner Herde befindet ſich ein ſolches Roß, es heißt Podlas. Dieſes mußt du einfangen, damit du es benützen kannſt. Wenn du es aber jetzt nicht fängſt, wirſt du es nun und nimmermehr bekommen."

Da entgegnete Jeruſlan: »Wie aber kann ich das Roß zu ſehen bekommen."

Iwaſchka ſagte: »Herr Jeruſlan Laſarewitſch, du kannſt es am Morgen ſehen, wenn ich das Roß zur Tränke an das Meer treibe, und wenn du es nicht ſiehſt und ſogleich fängſt, wirſt du es nun und nimmermehr bekommen."

Hierauf begab ſich Jeruſlan Laſarewitſch in ſeinen weißen ſteinernen Palaſt, legte einen Filz unter ſich, den tſcherkaſſiſchen Sattel unter ſein Haupt und ſtreckte ſich aus, um zu ſchlafen.

Am nächſten Morgen ſtand er auf und ging in das freie Feld und nahm den tſcherkaſſiſchen Sattel, die Trenſenſchnur und die Peitſche von Leder mit ſich.

Er ſtellte ſich unter eine Eiche an einen verborgenen Ort, und war noch nicht lange dort geſtanden, als er den Iwaſchka ſeine Pferde ans Meer zur Tränke treiben ſah.

Er bemerkte ſogleich, daß an einer Stelle, an welcher ein Hengſt trank, die Wellen furchtbar aufſchäumten. Ueber der Eiche kreiſchten die Adler, auf den Bergen brüllten die Löwen, und Niemand vermochte ſich jener Stelle zu nähern.

Jeruſlan verwunderte ſich darüber gar ſehr, als aber der Hengſt ihm gegenüber zu ſtehen kam, ſprang er aus ſeinem Verſtecke hervor und ſchlug das Roß mit der umgekehrten Hand. Das Roß fiel auf die Knie, Jeruſlan faßte es ſogleich an den grauen Mähnen und rief: »Du gutes Heldenroß, wer iſt es werth, auf dir zu reiten, wenn ich es nicht bin?”

Hierauf warf er dem Hengſte die Trenſe über, legte ihm den tſcherkaſſiſchen Sattel auf den Rücken und ritt zu dem weißen ſteinernen Palaſte zurück, wohin ihm Iwaſchka folgte.

Jeruſlan Laſarewitſch ritt lange Zeit auf ſeinem Roſſe umher, und war in die Seele froh, daß er ſolch' ein gutes Heldenroß erhalten habe.

Sodann fragte er den Iwaſchka: „Bruder Iwaſchka, wie ſoll ich dieſes Roß benennen?”

Iwaſchka antwortete: »Herr Jeruſlan Laſarewitſch, wie ſollte ich das beſſer wiſſen als du, da du der Herr biſt und ich der Diener bin. Du haſt es dir ſelbſt gefangen, darum benenne es du auch ſelber.”

Jeruſlan Laſarewitſch gab hierauf dem Roſſe den Namen: Uroſchtſch Weſchei, und ſagte zu Iwaſchka: »Bruder Iwaſchka, reite nun zu meinen Eltern, dem Fürſten Laſar Laſarewitſch und der Fürſtin Epiſtimia, und ſag' ihnen, daß ich geſund ſei, und ein gutes Heldenroß erhalten hätte, welches ich benützen könnte für alle Zeiten.“

Auf dieſes ritt Jeruſlan Laſarewitſch in das freie Feld, um den ruſſiſchen Ritter Jwan aufzuſuchen.

Er ritt auf ſeinem guten Heldenroſſe im Trabe, während Jwaſchka ihm im vollen Galopp folgte, und dennoch entſchwand Jeruſlan Laſarewitſch dem Letzteren aus dem Auge.

Jwaſchka kehrte in das Czarthum des Czar Kartaus zurück, ſuchte die Eltern des Jeruſlan Laſarewitſch, den Fürſten Laſar Laſarewitſch und die Fürſtin Epiſtimia auf, und erzählte ihnen, wohin ihr Sohn Jeruſlan Laſarewitſch geritten, und wie er zu einem guten Heldenroſſe gekommen ſei, das er benützen könne für alle Zeiten. Ueber dieſe Nachricht freuten ſich die Eltern des Jeruſlan Laſarewitſch über die Maßen und beſchenkten Jwaſchka reichlich.

Jeruſlan ritt ein, zwei und drei Monate, da gelangte er auf ein freies Feld, auf dem er eine zahlloſe Menge Erſchlagener fand. Jeruſlan rief mit ſeiner Heldenſtimme: »Jſt kein Lebendiger mehr da, der von der Schlacht übrig geblieben iſt?“

Da erhob ſich ein Krieger und ſagte: »Jeruſlan Laſarewitſch, wen begehrſt du und wer iſt dir nöthig?“

Jeruſlan Laſarewitſch antwortete: »Jch begehre einen lebendigen Menſchen. Sage mir, wem gehörten dieſe Erſchlagenen, und von wem ſind ſie erſchlagen worden?“

Der Krieger entgegnete: »Dieſe Erſchlagenen gehörten dem Drachenczar, Namens Feodul, und wurden von dem ſtarken ruſſiſchen Helden Iwan erſchlagen, welcher bei ihm um die Hand ſeiner Tochter der ſchönen Czarewna Kandaulo Feodulowna warb, und da dieſe ihm abgeſchlagen wurde, die Czarewna mit Gewalt erringen wollte."

Da fragte Jeruſlan Laſarewitſch: „Wie weit iſt dieſer ruſſiſche Held von hier entfernt?"

Der Krieger ſagte: „Jeruſlan Laſarewitſch, er wird zu weit von hier ſeyn, um ihn einholen zu können. Wenn du um das Heer der Erſchlagenen herumreiteſt, ſo wirſt du jedoch ſeine Fußtapfen bemerken."

Auf dieſes ritt Jeruſlan Laſarewitſch um das Heer der Erſchlagenen, und bemerkte die Hufe ſeines Roſſes, wie es geſprungen, und wo es ausgegriffen, da ſah er die Erde aufgewühlt.

Er verfolgte dieſe Spur, und fand bald ein zweites Heer, welches erſchlagen lag.

Jeruſlan rief abermals mit ſeiner Heldenſtimme: »Iſt kein Lebendiger mehr da, der von der Schlacht übrig geblieben iſt?"

Da erhob ſich ein Krieger und ſagte: »Jeruſlan Laſarewitſch, ein Roß iſt beſſer als das andere, und ein Jüngling beſſer als der andere."

Hierauf ritt Jeruſlan Laſarewitſch weiter und ritt ein, zwei und drei Monate.

Nach dieſer Zeit kam er auf ein freies Feld, auf dem er ein weißes Zelt erblickte. Neben dem Zelte ſtand ein gutes Heldenpferd, und vor demſelben war weißer Weizen auf einer weißen Leinwand ausgebreitet.

Jeruſlan Laſarewitſch ſtieg von ſeinem Roſſe, und ließ es von dem weißen Weizen freſſen, der dort ausgebreitet war, und das Roß des Jeruſlan trieb das Andere von dem Weizen fort.

Nachdem ging Jeruſlan Laſarewitſch in das weiße Zelt, in dem er einen ſchlafenden Jüngling fand. Jeruſlan Laſarewitſch zog ſein Schwert aus der Scheide und wollte ihn tödten, beſann ſich aber und ſagte: „Das iſt keine Ehre für mich, wenn ich dieſen ſchlafenden Jüngling tödte, denn ein Schlafender iſt gleich einem Todten.“

Sodann legte er ſich auf die andere Seite nieder, nicht ferne von dem Jüngling, dem Helden Iwan.

Als dieſer aufwachte, ging er vor das weiße Zelt hinaus und ſah, daß ſein Heldenroß von dem Weizen vertrieben war, und auf dem freien Felde weidete, bei dem Weizen aber ein fremdes Roß ſtand und fraß.

Der ruſſiſche Ritter Iwan ging in ſein Zelt zurück und ſah hier den ſchlafenden Jüngling liegen. Er erzürnte ſich, zog ſein Schwert aus der Scheide und wollte ihn tödten, beſann ſich aber und ſagte: „Das iſt keine Ehre für mich, wenn ich dieſen ſchlafenden Jüngling tödte, denn ein Schlafender iſt gleich einem Todten.“

Sodann weckte er den Jeruſlan Laſarewitſch und ſprach: »Steh' auf, junger Menſch, nicht darum, weil ich dich wecke, ſondern damit du dich retteſt. Du haſt nicht einen beleidigt, der deinesgleichen iſt, denn darum vergießt man Blut. Warum haſt du dein Roß zu dem fremden Weizen geſtellt und dich in das Zelt eines Fremden ſchlafen gelegt? Das mußt du mit deinem Leben büßen!»

Jeruſlan Laſarewitſch erwachte und der ruſſiſche Held Iwan fragte ihn: »Wie iſt dein Name, woher kommſt du, und weſſen Vaters und welcher Mutter Sohn biſt du?”

Jeruſlan Laſarewitſch antwortete: »Ich bin aus dem Czarthume des Czars Kartaus, und bin der Sohn des Fürſten Laſar Laſarewitſch und der Fürſtin Epiſtimia, und heiße Jeruſlan Laſarewitſch. Dein Roß aber wurde nicht von mir, ſondern von meinem Roſſe fortgejagt, und gute Menſchen begegnen Fremden nicht mit böſen Worten, ſondern nehmen ſie mit Gaſtfreundſchaft auf. Wenn du kannſt, ſo gib mir ein Glas Waſſer, denn ich bin dein Gaſt.”

Der ruſſiſche Ritter Iwan antwortete: »Du biſt noch ein junger Menſch, und es ſchickt ſich nicht für mich, daß ich dir daſſelbe bringe, ſondern es ſchickt ſich, daß du mir es bringſt.»

Jeruſlan Laſarewitſch ſagte: »Du rupfſt den Vogel, ohne ihn gefangen zu haben, und tadelſt den guten Jüngling, ohne ihn zu verſuchen.”

Der ruſſiſche Ritter Iwan aber ſprach: »Ich bin der Fürſt der Fürſten und der Held der Helden, und du biſt ein Koſak.«

Jeruſlan Laſarewitſch antwortete: »Du biſt ein Fürſt in deinem Zelte, wenn wir aber auf dem freien Felde ſtehen, ſo ſind wir einander gleich.«

Der ruſſiſche Ritter Iwan ſah, daß er es mit keinem Feigen zu thun habe, nahm einen goldenen Becher und holte Waſſer, und gab es dem Jeruſlan Laſarewitſch zu trinken.

Hierauf ſetzten ſie ſich auf ihre Roſſe und ritten in das freie Feld.

Der ruſſiſche Ritter Iwan ritt im vollen Galopp, Jeruſlan Laſarewitſch aber bloß im Schritt, und letzterer ſchlug nach einer Weile ſein gutes Heldenroß in die Weichen, und das Roß Uroſchtſch Weſchei holte den ruſſiſchen Ritter Iwan ein und kam ihm noch voraus.

Darauf betete Jeruſlan Laſarewitſch zu Gott, daß er dieſen Ritter nicht tödten möchte, ſondern ihn bloß mit dem ſtumpfen Ende ſeiner Lanze aus dem Sattel werfen.

Hierauf ſchlug Jeruſlan Laſarewitſch ſein gutes Roß noch einmal in die Weichen und ſie nahmen ihren Anlauf gegen einander.

Jeruſlan Laſarewitſch ſtieß den ruſſiſchen Ritter Iwan mit dem ſtumpfen Ende ſeiner Lanze auf das Herz und warf ihn von dem Sattel, ſein Roß aber faßte den Ritter bei der Kehle und drückte ihn zur Erde.

Hierauf ſetzte ihm Jeruſlan Laſarewitſch das ſpitzige Ende ſeiner Lanze auf die Bruſt und ſagte: »Du ruſſiſcher Ritter Iwan, willſt du Tod oder Leben?“

Der ruſſiſche Ritter Iwan antwortete: „Sei mein Schwertbruder und gib mir nicht den Tod, ſondern laß mir das Leben.“

Da ſtieg Jeruſlan vom Pferde, nahm den ruſſiſchen Ritter Iwan bei der rechten Hand, hob ihn auf, umarmte und küßte ihn, und nannte ihn ſeinen Schwertbruder.

Sodann ſetzten ſie ſich wieder auf ihre Roſſe und ritten zu dem weißen Zelte.

Vor dem weißen Zelte ließen ſie ihre beiden Roſſe bei dem Weizen, ſie ſelbſt aber gingen in dasſelbe, aßen und tranken, und waren guter Dinge.

Jeruſlan Laſarewitſch wurde fröhlich und ſagte: »Mein Bruder, du ruſſiſcher Ritter Iwan, ich ritt auf dem freien Felde und fand dort zwei Heere Erſchlagener.“

Der ruſſiſche Ritter Iwan ſagte: „Bruder Jeruſlan Laſarewitſch, das erſte Heer, welches dem Drachenczar Feodul gehörte, habe ich erſchlagen, weil ich um die ſchöne Czarewna Kandaula Feodulowna warb, ich will ſie mit Gewalt mir eigen machen, denn es heißt, daß ſie die Schönſte auf der Welt ſei. Morgen werde ich mit ihm eine Schlacht ſchlagen, und du kannſt ein Zeuge meiner Tapferkeit ſeyn.“ Hierauf legten ſie ſich ſchlafen.

Am nächſten Morgen ſtand der ruſſiſche Ritter Iwan zeitlich auf, ſattelte ſein Heldenroß und ritt in das Czarthum des Drachenczars Feodul. Jeruſlan Laſarewitſch aber ging zu einer Eiche und ſtellte ſich an einen Ort, wo er verborgen war, um der Schlacht zuzuſehen.

Sodann rief der ruſſiſche Ritter Iwan mit lauter Stimme und der Drachenczar Feodul befahl die Trompete zu blaſen und ein Heer von hunderttauſend Kriegern zu ſammeln, ſein ganzes Heer aber zählte dreimalhunderttauſend Krieger.

Der Drachenczar Feodul ritt dem ruſſiſchen Ritter Iwan entgegen, und hatte ein czariſches Kleid an, hinter ihm aber gingen ſo viele Krieger, daß ſie nicht zu zählen waren.

Der ruſſiſche Ritter Iwan nahm ſein Schild in die eine Hand, ſeine Lanze in die andere, und wie der Falke auf Gänſe, Schwäne oder graue Enten ſtürzt, ſo ſtürzte der ruſſiſche Ritter auf das Kriegsheer, und ſein Roß trat doppelt ſo viel zu Boden als er mit ſeinem Schwerte niederſchlug.

Er erſchlug das ganze Kriegsheer, und nur den Alten und den Jungen, die ihm nicht widerſtehen konnten, ſchenkte er das Leben, den Drachenczar Feodul aber nahm er gefangen und tödtete ihn.

Dann eilte er in das Czarthum und nahm die ſchöne Czarewna Kandaula Feodulowna bei den weißen Händen, küßte ſie auf ihre ſüßen Lippen und führte ſie in ſein weißes Zelt.

Nicht lange, ſo kam auch Jeruſlan Laſarewitſch dahin, und ſie aßen und tranken und waren ſehr froh.

Hierauf befahl der ruſſiſche Ritter Iwan der ſchönen Czarewna Kandaula Feodulowna, das Lager zu bereiten, legte ſich ſodann mit ihr ſchlafen, liebkoſete ihr und nahm ſie bei den weißen Brüſten. Jeruſlan Laſarewitſch aber ging aus dem weißen Zelte fort.

Der ruſſiſche Ritter Iwan ſprach zu der ſchönen Czarewna: »Meine geliebte und ſchöne Czarewna, ſage mir, gibt es in der Welt noch eine ſchönere Prinzeſſin als du biſt, und einen muthvolleren Helden als meinen Bruder Jeruſlan Laſarewitſch? Ich bin viel herumgereiſt und habe bisher nichts desgleichen gefunden.«

Die ſchöne Czarewna Kandaula Feodulowna aber ſagte: »Es gibt deren ſchönere als ich bin. Auf dem freien Felde ſteht ein weißes Zelt, und in dieſem ſind die Töchter des Czar Bogrigor. Die Aelteſte heißt Prodora, die Mittlere Tiwobriga und die Jüngſte Legia; dieſe ſind zehnmal ſchöner als wie ich, und ich bin gegen ſie, was die Nacht gegen den Tag. Als ich bei meinen Eltern lebte, war ich noch ſchön, aber jetzt iſt mein Leib abgezehrt vor Gram. Mein Vater ſagte mir, daß ein Held Namens Iwaſchka Weißmantel Türkenmütze auf dem Wege ſtehe, welcher nach dem indiſchen Reiche führt, und daſſelbe durch dreiunddreißig Jahre bewache, ſo daß kein Reiter an ihm vorüberritt, kein Wanderer an ihm vorüberging, kein Thier an ihm vorüberlief, und kein Vogel an ihm vorüberflog, und ich weiß nicht, wer von Beiden ein größerer Held iſt, der Iwaſchka Weißmantel Türkenmütze oder dein Bruder Jeruſlan Laſarewitſch, denn ich habe noch nichts vernommen von ſeiner Kühnheit."

Dieſes alles hatte Jeruſlan Laſarewitſch gehört, und ſein Heldenherz ließ ſich nicht länger beſchwichtigen. Er trat in das weiße Zelt, betete zu Gott, neigte ſich vor ſeinem Bruder, dem ruſſiſchen Ritter Iwan und der Czarewna Kandaula Feodulowna.

Sodann gaben ihm dieſe aus dem weißen Zelte das Geleite, Jeruſlan ſattelte ſein Roß, küßte den ruſſiſchen Ritter Iwan und die ſchöne Czarewna zum Abſchiede und ritt auf das freie Feld, um den ſtarken Helden Iwaſchka Weißmantel Türkenmütze aufzuſuchen.

Er ritt eine gute Weile, als er ſich beſann und ſprach: „Ich reite auf Leben und Tod in ein entferntes indiſches Reich, und habe weder meinem Vater noch meiner Mutter Lebewohl geſagt."

Hierauf kehrte er in das Czarthum des Czars Kartaus zurück.

In dieſem aber traf er den Czar Daniil, den Weißen, mit dreimalhunderttauſend Kriegern, welcher ſich prahlte und ſchwur, er wollte ſich des Czarthums Kartaus bemächtigen, den Czar Kartaus aber und den Fürſten Laſar Laſarewitſch und die zwölf Helden mit ſich als Gefangene fortführen.

Jeruſlan Laſarewitſch wußte nicht, was er beginnen ſollte, da er weder einen ſtarken Schild noch ein ſcharfes Schwert oder eine lange Lanze hatte.

Er ritt daher geradewegs auf die Stadt zu, und als die Einwohner ihn erblickten, öffneten ſie ihm die Stadtthore, und als er in dieſelbe hineinritt, ſah er ſeinen Vater, den Fürſten Laſar Laſarewitſch, welcher eben ein Heer in Schlachtordnung brachte.

Jeruſlan Laſarewitſch ſtieg von ſeinem Roſſe, und neigte ſich mit dem Antlitze gegen die Erde. „Möge es dir viele Jahre wohlergehen, mein Herr und Vater, wie bewahrt dich Gott, und warum biſt du ſo traurig?"

Fürſt Laſar Laſarewitſch ſagte: »Mein lieber Sohn Jeruſlan Laſarewitſch, von wo kommſt du, gleich einer Sonne und erwärmeſt mich durch dein Erſcheinen wie dieſe, und warum ſollte ich mich nicht grämen? Der Czar Daniil, der Weiße, iſt mit dreimalhunderttauſend Kriegern in unſer Czarthum eingefallen und ſchwur, es zu ſeinem Eigenthum zu machen, den Czar Kartaus und mich nebſt den zwölf Helden aber als Gefangene mit ſich fortzuführen."

Jeruſlan Laſarewitſch entgegnete: „Mein Herr und Vater, Fürſt Laſar Laſarewitſch, überlaſſe mir deinen ſtarken Schild, dein ſcharfes Schwert und deine lange Lanze, ich will mit dem Feinde kämpfen."

Fürſt Laſar Laſarewitſch aber ſagte: »Mein vielgeliebter Sohn, wie willſt du gegen ſo viele kämpfen und warſt noch in keiner Schlacht. Wenn du das Geſchrei und das Geheule der Tartaren vernehmen wirſt, ſo wirſt du darüber erſchrecken und ſie werden dich tödten.«

Da ſagte Jeruſlan Laſarewitſch: „Mein Herr und Vater, lehre nicht die Gans im Waſſer ſchwimmen und eines Helden Sohn mit einem Tartaren kämpfen. Gib mir nur das Verlangte, und ich werde mich mit den Tartaren ſchlagen.“

Auf dieſes gab ihm der Fürſt Laſar Laſarewitſch einen feſten Schild, ein ſcharfes Schwert und eine lange Lanze, und ſprach zu ihm: »Mein vielgeliebter Sohn, gehe und kämpfe mit dem großen Heere, hier haſt du meinen Segen.«

Jeruſlan Laſarewitſch nahm den ſtarken Schild in die linke Hand, das ſcharfe Schwert in die rechte, ſetzte ſich auf ſein Heldenroß und ritt zu den Thoren der Stadt hinaus, und dem Heere des Czars Daniil entgegen.

Wie ſich ein Falke auf Gänſe, Schwäne und graue Enten ſtürzt, ſo ſtürzte Jeruſlan Laſarewitſch auf das feindliche Heer, und er ſchlug nicht ſo viele nieder, als ſein Roß zuſammentrat, den Czar Daniil, den Weißen, aber nahm er gefangen, und entließ ihn erſt, nachdem er ihm mit einem Eide gelobt hatte, nie wieder in das Czarthum des Czars Kartaus eindringen zu wollen, und dasſelbe ſeinen Kindern, Enkeln und Urenkeln zu verbiethen, denn wenn er noch einmal in ſeine Hände kommen ſollte, ſo würde er es mit dem Tode büßen.

Hierauf ritt Jeruſlan Laſarewitſch in die Stadt zurück, und der Czar Kartaus kam ihm unter den Thoren entgegen. Jeruſlan Laſarewitſch neigte ſein Angeſicht zur Erde und ſprach: „Möge es dir viele Jahre wohlergehen, mein Herr und Czar, wie bewahrt dich Gott?"

Czar Kartaus antwortete: „Jeruſlan Laſarewitſch, ich habe unrecht gethan, dich aus meinem Czarthume zu verbannen, bleibe jetzt in meinem Czarthum, und wähle dir die ſchönſte Stadt und die ſchönſten Kirchdörfer. Nimm von meinen Schätzen, ſo viel als dir beliebt, deine Stelle iſt neben mir, die zweite mir gegenüber, und die dritte wo es dir gefällt."

Jeruſlan Laſarewitſch ſprach: „Mein Herr und Czar, ich bin nicht gewohnt, in deinem Czarthume zu leben, ſondern im freien Felde."

Nachdem Jeruſlan bei dem Czar Kartaus und bei ſeinem Vater, dem Fürſten Laſar Laſarewitſch, und ſeiner Mutter Epiſtimia noch Salz und Brot genoſſen hatte, ſagte er ihnen Allen Lebewohl und ritt wieder in das freie Feld.

Er ritt ein, zwei, drei Monate und ſah auf dem freien Felde ein weißes Zelt, in dem drei ſchöne Jungfrauen mit Handarbeit beſchäftiget ſaßen, dieſe waren die Töchter des Czars Bogrigor, deren Schönheit nicht ihres Gleichen in der Welt fand.

Jeruſlan Laſarewitſch begab ſich in das weiße Zelt, und vergaß vor Liebe zu dem Heiligenbilde zu beten. Er nahm die älteſte Jungfrau, Namens Predora bei der weißen Hand und gebot den beiden andern, aus dem weißen Zelte hinauszugehen.

»Schöne Czarewna Prodora Bogrigorowna,« ſprach Jeruſlan Laſarewitſch, »iſt wohl auf der Welt noch eine Jungfrau, welche ſchöner wäre als du, und ein Held, der muthvoller iſt als ich?«

Die Czarewna Prodora ſagte: „Herr Jeruſlan Laſarewitſch, nenne mich nicht ſchön, in der Stadt Dobri befindet ſich eine Jungfrau Namens Anaſtaſia, die Tochter des Czars Worcholomei, welche die Schönſte iſt auf der ganzen Welt, und ich bin gegen ſie, was die Nacht gegen den Tag. Auf dem Wege, welcher nach dem indiſchen Reiche führt, ſteht ein Held, Namens Iwaſchka Weißmantel Türkenmütze, welcher daſſelbe durch dreiunddreißig Jahre bewacht, ſo daß kein Reiter an ihm vorüberritt, kein Wanderer an ihm vorüberging, kein Thier an ihm vorüberlief, und kein Vogel an ihm vorüberflog. Was aber biſt du für ein kühner Held, der uns Jungfrauen hier aus dem weißen Zelte vertreibt?«

Jeruſlan Laſarewitſch ſtand erzürnt auf, bückte das Haupt der Czarewna, ſchlug ihr daſſelbe mit ſeinem Schwerte herab und warf's unter das Bett.

Darauf hieß er die zweite Jungfrau in das weiße Zelt treten, nahm ſie bei den weißen Händen und liebkoſete ihr und ſprach: »Schöne Czarewna Tiwobriga, iſt wohl auf der Welt noch eine Jungfrau, welche ſchöner wäre als du, und ein Held, der muthvoller iſt als ich?«

Die Czarewna Tiwobriga antwortete ihm, wie ihm die älteſte geantwortet, und Jeruſlan that ihr wie der andern, und ſchlug ihr das Haupt ab, und warf's unter das Bett.

Nun hieß er die dritte Jungfrau in das weiße Zelt treten, liebkoſete ihr und ſprach: »Schöne Czarewna Legia Bugrigorowna, iſt wohl auf der Welt eine Jungfrau, welche ſchöner wäre als du, und ein Held, der muthiger iſt als ich?»

Die Czarewna Legia ſagte: »Herr Jeruſlan Laſarewitſch, nenne mich nicht ſchön. Als ich noch bei meinen Eltern war, da war ich ſchön, aber jetzt iſt mein Leib abgezehrt und fahl. In der Stadt Dobri aber befindet ſich eine Jungfrau, Namens Anaſtaſia, die Tochter des Czars Worcholomei, welche die ſchönſte iſt auf der ganzen Welt, und ſie iſt noch zehnmal beſſer als ich. Auch ſteht auf dem Wege, welcher nach dem indiſchen Reiche führt, ein Held, Namens Iwaſchka Weißmantel Türkenmütze, welcher dasſelbe durch dreiunddreißig Jahre bewacht, ſo, daß kein Reiter an ihm vorüber ritt, kein Wanderer an ihm vorüberging, kein Thier an ihm vorüberlief, kein Vogel an ihm vorüberflog, und ich weiß nicht, wer von euch Beiden ein größerer Held iſt, der Iwaſchka Weißmantel Türkenmütze oder du.»

Jeruſlan Laſarewitſch ſprach: »Meine vielgeliebte und ſchöne Czarewna Legia Bugrigorowna, deine lieblichen Worte haben mein Heldenherz getröſtet und beruhigt.» Hierauf ging er aus dem weißen Zelte, ohne zu dem Heiligenbilde zu beten.

Die Czarewna Legia aber rief ihn zurück und ſprach: »Warum gehſt du aus dem weißen Zelte, ohne zu dem Heiligenbilde gebetet zu haben, oder habe ich dich beleidiget?»

Jeruſlan Laſarewitſch fand an dieſer Rede Gefallen, und ging wieder in das weiße Zelt zurück, betete zu dem Heiligenbilde, nahm Abſchied von der ſchönen Czarewna und ſprach: »Gehabe dich wohl, meine vielgeliebte und ſchöne Czarewna Legia Bugrigorowna. Verbleibe hier auf dem freien Felde und in dem weißen Zelte, du haſt weder einen Czar noch ſonſt einen Helden zu fürchten, Niemand wird es wagen, dich zu beleidigen, weil ſie von meinem Heldenmuthe vernehmen werden. Begrabe deine beiden Schweſtern und harre meiner, ich werde bald wieder zu dir zurückkommen.»

Hierauf ſetzte er ſich auf ſein gutes Heldenpferd und ritt in das indiſche Reich, um den Czar Dalmat zu begrüßen, und mit dem Helden Iwaſchka Weißmantel Türkenmütze zu kämpfen.

Er ritt ein, zwei, drei Monate, und traf ungefähr fünf Rennbahnen von der Stadt entfernt, einen Mann auf dem freien Felde, den Helden Iwaſchka Weißmantel Türkenmütze, dieſer ſtützte ſich auf eine lange Lanze, trug eine türkiſche Mütze auf dem Kopfe, und hatte einen weißen Mantel umhängen.

Jeruſlan Laſarewitſch ritt gerade auf den Helden zu, ſchlug ihm mit der Peitſche auf die türkiſche Mütze und ſagte: »Du kannſt dich niederlegen und ausſchlafen, und brauchſt nicht zu ſtehen.»

Iwaſchka fragte: „Wer biſt du, wie nennſt du dich, wo kommſt du her, und weſſen Vaters und welcher Mutter Sohn biſt du?“

Jeruſlan Laſarewitſch antwortete: »Ich bin aus dem Czarthume des Czars Kartaus und bin der Sohn des Fürſten Laſar Laſarewitſch und der Fürſtin Epiſtimia, heiße Jeruſlan Laſarewitſch und reiſe in das indiſche Reich, um den Czar Dalmat zu begrüßen.«

Iwaſchka ſagte hierauf: „Bevor du kamſt, iſt kein Reiter an mir vorübergeritten, kein Wanderer an mir vorübergegangen, kein Thier an mir vorübergelaufen und kein Vogel an mir vorübergeflogen, und du willſt an mir vorüberreiten? Bevor dieſes geſchieht, laß uns erſt auf das freie Feld gehen und unſere ſtarken Heldenarme verſuchen.“

Hierauf ſetzte er ſich auf ſein Heldenpferd, und ſie ritten Beide auf das freie Feld.

Hier nahmen ſie ihren Anlauf gegen einander und Jeruſlan Laſarewitſch ſtieß dem Iwaſchka Weißmantel Türkenmütze mit ſeiner Lanze auf das Herz und warf ihn von dem Sattel, ſein Roß aber faßte den Iwaſchka bei der Kehle und drückte ihn zur Erde.

Jeruſlan Laſarewitſch ſetzte ihm hierauf das ſpitzige Ende ſeiner Lanze auf die Bruſt und ſagte: „Du Held Iwaſchka, willſt du Tod oder Leben?“

Iwaſchka Weißmantel Türkenmütze ſagte: „Gib mir nicht den Tod, ſondern laß mir das Leben. Wir haben uns nie entzweit mit einander, und werden uns auch niemals mehr entzweien.“

Jeruſlan Laſarewitſch aber entgegnete: „Ich würde dich leben laſſen, aber ich will dich tödten, weil deinen Heldenmuth ſo viele ſchöne Jungfrauen im freien Felde preiſen?“

Auf dieſes ſtieß er ihm die Lanze in die Bruſt und gab ihm den Tod, ſodann ſetzte er ſeinen Weg in das indiſche Reich zu dem Czar Dalmat fort.

Als er die Stadt erreicht hatte, kehrte er bei dem Poſadnik ein und ging ſodann in das Schloß des Czars, um den Czar Dalmat zu begrüßen.

Er trat in die weißen ſteinernen Gemächer, neigte ſein Angeſicht vor dem Czar zur Erde und ſprach: »Möge es dir viele Jahre wohlergehen, mein Herr und Czar, ſammt deiner Familie und deinen Fürſten und Bojaren. Mich aber, Czar Dalmat, nimm in deine Dienſte.»

Der Czar Dalmat ſprach: »Junger Menſch, aus welchem Czarthume kommſt du, wie nennſt du dich und weſſen Vaters und welcher Mutter Sohn biſt du?»

Jeruſlan ſagte: »Ich komme aus dem Czarthume des Czars Kartaus, und bin der Sohn des Fürſten Laſar Laſarewitſch und der Fürſtin Epiſtimia, und heiße Jeruſlan Laſarewitſch.“

Hierauf fragte der Czar Dalmat: „Jeruſlan Laſarewitſch, auf welchem Wege biſt du in mein Czarthum gekommen? war es zu Lande oder zu Waſſer?»

Jeruſlan Laſarewitſch antwortete: „Zu Lande.“

Czar Dalmat ſagte darauf: »Ich habe einen Helden, der ſteht auf dem freien Felde und bewacht mein Czarthum ſchon durch dreiunddreißig Jahre, und noch iſt kein Reiter an ihm vorübergeritten, kein Wanderer an ihm vorübergegangen, kein Thier an ihm vorübergelaufen und kein Vogel an ihm vorübergeflogen.«

Jeruſlan Laſarewitſch antwortete: »Dieſen Helden habe ich erſchlagen.«

Darüber erſchrak der Czar Dalmat und dachte: »Wenn dieſer junge Menſch einen Helden wie den Iwaſchka Weißmantel Türkenmütze erſchlagen hat, ſo wird es ihm auch nicht ſchwer werden, ſich meines Czarthums zu bemächtigen, und er hat wohl die Abſicht, darum in meine Dienſte zu treten, um mich von meinem czariſchen Thron zu ſtoßen,« und wurde hierüber ſehr traurig.

Er befahl hierauf, dem Herrn Jeruſlan Laſarewitſch zu Ehren viele Getränke aufzutragen.

Jeruſlan Laſarewitſch aber merkte, daß der Czar Dalmat ſich vor ihm fürchtete, ging aus dem czariſchen Schloſſe, ſattelte ſein gutes Heldenroß, kam ſodann wieder in das czariſche Schloß zurück, verneigte ſich vor dem Czar bis zur Erde, und ritt ſodann aus dem Czarthume des Dalmat.

Der Czar Dalmat erfreute ſich über die Maßen, daß Gott ihn auf ſo friedliche Weiſe von dem Jeruſlan Laſarewitſch befreit habe, und gebot, die Thore hinter ihm feſt zuzuſperren, damit Jeruſlan Laſarewitſch, wenn es ihm ein-

einfiele, nicht wieder in die Stadt zurückkehren und ſich ſeines Czarthums bemächtigen könne.

Jeruſlan Laſarewitſch aber beſchloß, in das Czarthum des Czars Worcholomei und in die Stadt Dobri zu reiten, und ſich von der Schönheit der Czarewna Anaſtaſia zu überzeugen, welche er von allen Jungfrauen hatte rühmen hören.

Er ritt ein, zwei, drei Monate, als er ſich beſann und ſprach: „Ich reite in ein fremdes Czarthum und verheirathe mich vielleicht mit der ſchönſten Jungfrau oder werde getödtet, und ich habe weder den Segen von meinem Vater noch von meiner Mutter empfangen.“

Hierauf kehrte er in das Czarthum des Czars Kartaus zurück.

Als er einige Zeit geritten, kam er in das Czarthum und fand daſſelbe verwüſtet und vom Feuer verzehrt und mit Moos bewachſen.

Er ſah eine einzelne Hütte, welche ein alter einäugiger Krüppel bewohnte.

Jeruſlan Laſarewitſch trat in dieſe Hütte, verneigte ſich vor dem Krüppel, und ſagte: „Bruder, du alter Mann, wo iſt dieſes Czarthum hingekommen?“

Der Krüppel ſagte: „Starker Held, von wo biſt du gekommen und aus welchem Czarthume, wie iſt dein Name und weſſen Vaters und welcher Mutter Sohn biſt du?

Jeruſlan Laſarewitſch erwiederte: „Bin ich dir denn nicht bekannt? Ich bin in dieſem Czarthume geboren und der Sohn des Fürſten Laſar Laſarewitſch?"

Auf dieſes fiel der alte Mann zur Erde und ſprach weinend: »Seit du aus dem Czarthume weggeritten, iſt viel Zeit verfloſſen. Daniil, der Weiße, iſt abermals mit fünfmalhunderttauſend Kriegern in das Czarthum eingefallen, hat ſich dasſelbe unterworfen und es mit Feuer und Schwert verheert und hunderttauſend Krieger erſchlagen. Fünf Millionen gemeine Leute und alle Geiſtlichen und Mönche ließ er auf dem freien Felde verbrennen und bei zwölftauſend Kinder an den Eckſteinen zerſchmettern. Den Czar Kartaus, ſammt ſeinen zwölf Helden und deinem Vater, dem Fürſten Laſar Laſarewitſch, machte er zu ſeinen Gefangenen, und die Czarin und deine Mutter, die Fürſtin Epiſtimia, tödtete er in ſeinem Czarthume. Ich allein bin von Allen übrig und hier unter den Leichen zurückgeblieben, und bin vor Furcht durch volle neun Tage wie ein Todter gelegen."

Als Jeruſlan Laſarewitſch dieſes gehört hatte, weinte er bitterlich und rief: »Warum, o Gott, haſt du dieſes Czarthum ſo hart geſtraft!"

Und als ſich ſein Schmerz in etwas geſtillt, betete er zu dem Heiligenbilde, neigte ſein Antlitz vor dem alten Krüppel zur Erde, ſetzte ſich ſodann auf ſein gutes Heldenroß und ritt zu dem Czar Daniil, dem Weißen.

Gegen Mittag gelangte er in die Stadt, ohne daß ihn Jemand bemerkt hätte. Da kam er zu kleinen Knaben, welche auf der Gaſſe ſpielten, und fragte ſie: »Kleine Knaben, ſagt mir, wo iſt das Gefängniß, in welchem der Czar Kartaus gefangen ſitzt, ich möchte ihm ein Almoſen geben?»

Die kleinen Knaben zeigten dem Jeruſlan Laſarewitſch das Gefängniß des Czars, und er ritt zu demſelben, und ſah dort einen Krieger, welcher den Czar Kartaus bewachte.

Jeruſlan Laſarewitſch tödtete den Wächter, zerſprengte die Schlöſſer an den Thüren, ſchlug dieſe entzwei und ging in das Gefängniß.

Als er in das Gefängniß kam, ſah er den Czar Kartaus, ſeinen Vater, den Fürſten Laſar Laſarewitſch, und die zwölf Helden, welchen man allen die Augen ausgeſtochen hatte.

Jeruſlan Laſarewitſch ſank auf die Erde nieder und rief, indem er bitterlich weinte: »Möge es dir viele Jahre wohl ergehen, mein Herr und Czar Kartaus, und dir, mein Herr und Vater, Fürſt Laſar Laſarewitſch, und auch euch ihr zwölf Helden!»

Der Czar Kartaus ſagte auf dieſes: »Wohl hört mein Ohr deine Stimme, aber meine Augen ſehen dich nicht. Aus welchem Czarthume kommſt du, wie nennſt du dich, und weſſen Vaters und welcher Mutter Sohn biſt du?»

Jeruſlan Laſarewitſch antwortete: »Ich komme aus dem Czarthume des Czars Dalmat, und bin der Sohn des Fürſten Laſar Laſarewitſch und der Fürſtin Epiſtimia, und heiße Jeruſlan Laſarewitſch.»

Da ſagte der Czar Kartaus: »Junger Menſch, gehe hin, woher du gekommen biſt, und verſpotte uns nicht.“

Jeruſlan Laſarewitſch aber ſprach: »Ich bin wahrhaftig der Jeruſlan Laſarewitſch, und kam hieher, um euch zu retten.“

Der Czar Kartaus erwiederte: „Belüge uns nicht, du junger Menſch. Wenn der Held Jeruſlan Laſarewitſch noch lebte, ſo ſäßen wir nicht gefangen und in Noth und Elend, ſondern ich herrſchte noch auf meinem czariſchen Thron ſammt dem Fürſten Laſar Laſarewitſch und den zwölf Helden. So aber liegen wir hier, der Augen beraubt im Gefängniſſe, zur Strafe für unſere Sünden. Wenn du aber, junger Menſch, wahrhaftig der Jeruſlan Laſarewitſch biſt, ſo gehe zur polodiſchen Horde, welche du hinter den ſtillen Wäſſern und dem warmen Meere finden wirſt, ſuche dort die Stadt Schtſchetin, in welcher der freie Czar Feuerſchild Flammenſpieß herrſcht, tödte dieſen und nimm von ihm die Galle, und beſtreiche mit ihr unſere leeren Augenhöhlen, und wir werden wieder ſehend werden, und ſehen und glauben, was wir jetzt nicht ſehen und nicht glauben können.“

Jeruſlan Laſarewitſch neigte vor dem blinden Czar Kartaus, ſeinem Vater, dem Fürſten Laſar Laſarewitſch, und den zwölf Helden, ſein Angeſicht zur Erde, verließ das Gefängniß, beſtieg ſodann ſein Heldenroß und ritt aus dem Czarthume in das freie Feld.

Die kleinen Knaben, welche Jeruſlan geſehen hatten, ſagten aber dieſes ihren Vätern, und dieſe ſagten dem Czar

Daniil, dem Weißen: „Herr Czar und Vater, Daniil der Weiße, es kam ein Held in unſere Stadt, deſſen Pferd ausſah wie ein Löwe und der ganz bewaffnet war, und ritt von dem Gefängniſſe fort, in welchem der Czar Kartaus, der Fürſt Laſar Laſarewitſch und die zwölf Helden gefangen ſitzen."

Der Czar Daniil, der Weiße, ſendete ſogleich ſeinen Diener Murſa nach dem Gefängniſſe, um zu erfahren, wer in demſelben geweſen ſei, und was er dort gemacht habe.

Als Murſa zu dem Gefängniſſe kam, fand er die Schlöſſer abgeſprengt, die Thüren eingehauen und den Wächter derſelben erſchlagen.

Hierauf trat er in das Gefängniß, und fragte den Czar Kartaus: „Czar Kartaus, ſage mir, wer war bei dir in dem Gefängniſſe? Der Czar Daniil, der Weiße, verlangt es zu wiſſen."

Der Czar Kartaus ſprach zu ihm: „Fürchte Gott, du guter Menſch, wie ſollten wir dir es ſagen können, wer bei uns in dem Gefängniſſe geweſen iſt. Es war ein junger Menſch in dem Gefängniſſe, welcher ſich Jeruſlan Laſarewitſch nannte, aber unſer Ohr hat ſeine Stimme nicht erkannt."

Der Diener Murſa ging zu dem Czar Daniil, dem Weißen, zurück und meldete dieſem, was ihm der Czar Kartaus geſagt.

Da ließ der Czar Daniil, der Weiße, in die Trompete ſtoßen und auf die Pauken ſchlagen, und es verſammelten ſich ſogleich bei zweihundert und fünfzigtauſend Murſen und Tartaren.

Aus dieſen wählte er dreißig kühne Murſen und befahl ihnen, den Jeruſlan Laſarewitſch zu fangen und ihn zurück zu bringen.

Als die dreißig Murſen auf das freie Feld kamen, ſahen ſie den Jeruſlan Laſarewitſch in der Ferne unter einer Eiche liegen und ſchlafen, ſein Heldenroß aber ſahen ſie über ihm ſtehen.

Das gute Heldenroß erblickte die Murſen und Tartaren, welche Jeruſlan verfolgten, und begann laut zu wiehern, worüber Jeruſlan ſogleich erwachte.

Er ſah die Murſen in der Ferne, ſetzte ſich auf ſein gutes Heldenroß, ritt in das freie Feld und rief: »Ihr Brüder, Murſen und Tartaren, ſo wenig ihr den Wind auf dem freien Felde einzuholen vermögt, ſo wenig wird es euch gelingen, mich, guten Jüngling, zu fangen.«

Auf dieſes verſchwand er aus ihren Blicken und ritt nach der Stadt Schtſchetin, hinter den ſtillen Wäſſern und dem warmen Meere, in welchem der freie Czar Feuerſchild Flammenſpieß herrſchte.

Die Murſen und Tartaren aber beſprachen ſich, wie ſie den Czar Daniil, den Weißen, davon benachrichtigen ſollten, daß ſie den Jeruſlan Laſarewitſch nicht gefangen hätten, und ſie kamen übereins zu ſagen, daß ſie ihn gar nicht geſehen hätten.

Nachdem Jeruſlan Laſarewitſch ein halbes Jahr geritten war, gelangte er zur Stadt Schtſchetin, und erblickte fünf Rennbahnen, von dieſen entfernt ein großes Heer von Erſchlagenen. Unter dieſen Erſchlagenen lag das Haupt eines Helden, von der Größe eines Hügels.

Jeruſlan Laſarewitſch ritt um die Erſchlagenen herum und rief mit ſeiner Heldenſtimme: »Iſt kein Lebendiger mehr da, der von der Schlacht übrig geblieben iſt?”

Da ſprach das Heldenhaupt: »Jeruſlan Laſarewitſch, wen begehrſt du, und wer iſt dir nöthig?”

Jeruſlan Laſarewitſch verwunderte ſich, daß das Heldenhaupt zu ihm geſprochen habe, dieſes aber ſagte: »Verwundere dich nicht und eröffne mir, wohin du zu reiten geſonnen biſt, und was du bedarfſt?”

Hierauf fragte Jeruſlan Laſarewitſch das Heldenhaupt: »Wer aber biſt du, aus welchem Czarthume kommſt du, weſſen Vaters und welcher Mutter Sohn biſt du, und wie nennſt du dich?”

Da entgegnete das Heldenhaupt: »Ich bin ein Held aus dem ſadoniſchen Reiche, der Sohn des mächtigen Czars Prochos, mit Namen Raſlanei.”

Jeruſlan Laſarewitſch aber fragte weiter: „Und weſſen Krieger liegen hier erſchlagen.”

Das Heldenhaupt erwiederte: »Es ſind die Krieger des freien Czars Feuerſchild Flammenſpieß, welche ich ungefähr vor der Friſt eines Jahres getödtet habe, um mich an ihm zu rächen, weil er die Städte meines Vaters, des Czars Prochos, verheerte. Doch ſprich, Jeruſlan Laſarewitſch, wohin willſt du reiten?"

Jeruſlan Laſarewitſch ſprach: „Ich reite zu dem freien Czar Feuerſchild Flammenſpieß, welcher in der Stadt Schtſchetin herrſcht und will ihn tödten."

Das Heldenhaupt erwiederte: „Du wirſt eher todt ſeyn als du ihn tödten wirſt. Auch ich war ein ſtarker und gewaltiger Held, und die Czare und Helden in Oſt und Süden zitterten vor mir. Bei meiner Geburt maß ich eine halbe Klafter in der Länge, und in der Dicke was ein Mann umſpannen kann, und kein Ritter ritt an mir vorüber, kein Wanderer ging an mir vorüber, kein Thier lief an mir vorüber, kein Vogel flog an mir vorüber, und Niemand vermochte es mich zu überwinden. Nun aber kannſt du ſehen, wie ich ſeit zehn Jahren gewachſen bin. Mein Körper mißt zehn Klafter in der Länge und zwei Klafter zwiſchen den Schultern. Meine Arme meſſen drei Klafter und mein Kopf hat die Größe eines Bierkeſſels, und zwiſchen meinen Augenbrauen kannſt du einen gehärteten Pfeil legen. Aber auch der Czar Feuerſchild Flammenſpieß iſt ſtark und hat unzählige Krieger, keine Waffe verwundet ihn, kein Feuer verbrennt ihn, kein Waſſer verſchlingt ihn, nur ein Schwert, welches ich beſitze, kann ihn verwunden, allein zum Unglücke hat er mich erſchlagen und ich bin daher nicht mehr im Stande es zu führen. Doch ich will dir wohl," fuhr das Heldenhaupt fort, „und dich auf die rechte Bahn weiſen. Wenn du zu dem Czar Feuerſchild Flammenſpieß in Schtſchetin gelangſt, und er dich befragt, ohne dich ihm nahe kommen zu laſſen, ſo ſprich zu ihm: Nimm mich in deine Dienſte, und wenn er darauf ſagt, daß du ihm folgen ſolleſt, ſo folge ihm und diene ihm mit Treue und Redlichkeit, und warte auf die Zeit, in welcher er dir ſagen wird, daß er in das freie Feld reitet, um zu jagen. Folge ihm auch dahin und erinnere ihn dann an den Sohn des mächtigen Czars Prochos, mit Namen Raſlanei, und er wird dann traurig werden. Da aber ſprich zu ihm: Ich könnte wohl das Schwert erhalten, welches unter ſeinem Heldenhaupte liegt. Der Czar Feuerſchild Flammenſpieß wird dir das nicht glauben wollen, du aber ſchwöre ihm mit einem Eide, daß es ſo iſt, und ſobald du dann hieher kommen wirſt, will ich, Heldenhaupt, mich von dem Schwerte fortrücken, und du kannſt dir daſſelbe ſodann nehmen."

Jeruſlan Laſarewitſch verneigte ſich vor dem Heldenhaupte, beſtieg ſein gutes Heldenroß und ritt zu der Stadt Schtſchetin.

Drei Werſte vor der Stadt erblickte ihn der freie Czar Feuerſchild Flammenſpieß, ritt in das freie Feld und brannte den Jeruſlan Laſarewitſch, dieſer aber ſtieg von ſeinem Heldenpferde, fächelte mit ſeiner Mütze, daß der Czar aufhörte, ihn zu brennen.

Auf dieſes neigte Jeruſlan Laſarewitſch ſein Angeſicht zur Erde und ſprach: »Möge es dir viele Jahre wohlergehen, mein Herr und Czar, Feuerſchild Flammenſpieß, nimm mich in deinen Dienſt.»

Czar Feuerſchild Flammenſpieß ſagte: »Wer biſt du, aus welchem Czarthume kommſt du, weſſen Vaters und welcher Mutter Sohn biſt du, und wie iſt dein Name?»

Jeruſlan Laſarewitſch antwortete: »Ich komme aus dem Czarthume Kartaus, bin der Sohn des Fürſten Laſar Laſarewitſch und der Fürſtin Epiſtimia, nenne mich Jeruſlan Laſarewitſch, und ſuche einen guten Herrn, um ihm meine Dienſte anzubiethen.»

Darauf ſprach der Czar Feuerſchild Flammenſpieß: »Jeruſlan Laſarewitſch, reite mit mir in die Stadt, ich brauche in meinem Czarthume Leute wie du.»

Hierauf ritt Jeruſlan Laſarewitſch mit dem Czar Feuerſchild Flammenſpieß in die Stadt, und der Czar ſetzte ihn hinter ſeine zwölf Helden.

Jeruſlan Laſarewitſch diente dem Czar lange Zeit, da ritt eines Tages der Czar auf das freie Feld um zu jagen, und nahm ſeine Fürſten und Bojaren nebſt ſeinen zwölf Helden und anderen Rittern mit ſich, auch Jeruſlan Laſarewitſch zog mit ihm.

Als ſie auf dem freien Felde zu dem Heldenhaupte kamen, blieb Jeruſlan Laſarewitſch vor dieſem ſtehen und wunderte ſich über dasſelbe.

Da ſprach der Czar Feuerſchild Flammenſpieß: »Was ſiehſt du dort, Jeruſlan Laſarewitſch?"

Jeruſlan Laſarewitſch ſprach: »Mein Herr und Czar, erlaube deinem Diener ein Wort."

„So rede," ſagte der Czar.

Jeruſlan ſprach hierauf: „O Herr und freier Czar, ich ſehe hier ein Heer erſchlagener Krieger, und auch ein Heldenhaupt, unter dem ein ſchönes Schwert liegt."

Der Czar Feuerſchild Flammenſpieß ſeufzte da und ſprach: »Dieſer Held hat mein ganzes Heer erſchlagen, doch ich habe ihn dafür getödtet. Sein Schwert liegt unter ſeinem Haupte, aber ich kann es nicht hervornehmen. Mich kann keine Waffe verwunden, auch kein Feuer verbrennen, und kein Waſſer verſchlingen, dieſes Schwert aber kann mich verwunden, und ich werde nur von demjenigen, der es hervorzuziehen vermag, getödtet werden. Darum würde ich dem einen reichen Lohn geben, der im Stande wäre, mir dieſes Schwert zu verſchaffen."

Jeruſlan Laſarewitſch ſagte: »Mein Herr und Czar, erlaube mir, deinem Diener, das Schwert hervorzuziehen, ich werde es dir bringen."

Da antwortete der freie Czar Feuerſchild Flammenſpieß: „Wenn du mir dieſen Dienſt erweiſeſt und das Schwert verſchaffeſt, ſo werde ich dich über alle meine Helden und Ritter ſetzen, ſo du aber nur mit Worten prahleſt, ſo ſollſt du weder im Waſſer, noch im Feuer oder in der Erde ſicher ſeyn.»

Nach dieſen Worten begab ſich der Czar wieder in die Stadt, Jeruſlan Laſarewitſch blieb aber auf dem freien Felde und ritt zu dem Heldenhaupt und ſprach: „Herr Heldenhaupt, ich erwarte von deiner Freundſchaft und deiner Liebe, daß du dein Verſprechen erfüllen und mir nun das Schwert geben wirſt, da ich dem Czar verſprochen, dasſelbe zu bringen, widrigen Falls ich den böſen Tod dafür finden würde.»

Das Heldenhaupt blieb ſtumm.

Jeruſlan Laſarewitſch ſtieg von ſeinem Heldenroſſe, fiel vor dem Heldenhaupte nieder und ſprach: »Großer Held Raſlanei, laß mich nicht unnützerweiſe den böſen Tod finden und gib das Schwert unter deinem Heldenhaupte frei.»

Auf dieſes rückte das Heldenhaupt von dem Schwerte weg.

Jeruſlan Laſarewitſch nahm das Schwert, neigte ſein Angeſicht vor dem Heldenhaupte zur Erde, ſetzte ſich ſodann wieder auf ſein gutes Heldenroß und ritt in die Stadt Schtſchetin zurück.

Während des Reitens ſprach Jeruſlan Laſarewitſch: »Ich habe bis jetzt alle Czare und Helden überwunden, und nun neige ich mein Antlitz vor einem Heldenhaupt und bitte es ſogar, mir ſein Schwert freizulaſſen.»

Das Heldenhaupt hörte, was Jeruſlan Laſarewitſch ſagte, und rief mit ſeiner lauten Heldenſtimme: „Jeruſlan Laſarewitſch, komm zurück!“

Jeruſlan Laſarewitſch kehrte zu dem Heldenhaupte zurück.

Da machte ihm das Heldenhaupt Vorwürfe und ſprach: „Dein Schwert, Jeruſlan Laſarewitſch, hätte meinem Helme keinen Schaden gethan.“

Jeruſlan Laſarewitſch warf ſich vor dem Heldenhaupte nieder und ſprach: „Held Raſlanei, vergib mir, wenn dich meine Worte beleidigten.“

Das Heldenhaupt ſprach: „Jeruſlan Laſarewitſch, deine Jugend und dein Verſtand, der noch nicht reif iſt, ſind die Urſache, daß du ſo geſprochen. Du haſt zwar mein Schwert erhalten, aber auch troß dieſem kannſt du getödtet werden. Ich will dir aber wohl und dich lehren, was du thun ſollſt. Wenn du in die Stadt zurückkommſt und dich der Czar Feuerſchild Flammenſpieß erblickt, wird er ſogleich von dem Throne aufſpringen, den Zepter wegwerfen, und dich in der Mitte ſeines Hofes empfangen, und dich mit Gold, Silber und Geſchmeiden überhäufen. Du aber nimm das Schwert und ſchlage ihm mit einem Hiebe den Kopf vom Rumpfe, wage es aber ja nicht, noch einmal nach ihm zu hauen, denn ſonſt würde er wieder lebendig werden und dich tödten.“

Jeruſlan Laſarewitſch neigte ſein Angeſicht vor dem Heldenhaupte zur Erde und ritt nach der Stadt.

Kaum erreichte er das czariſche Schloß und der Czar

Feuerſchild Flammenſpieß ſah, daß Jeruſlan Laſarewitſch ihm das Schwert bringe, ſo ſprang er von dem Throne auf, warf den Zepter weg, und empfing ihn mitten im Hofe und ſprach: »Jeruſlan Laſarewitſch, für dieſen Dienſt ſei deine Stelle mir gegenüber, die zweite neben mir, und die dritte wo es dir gefällt. Nimm von meinen Schätzen ſo viel dir nur beliebt, wähle dir Städte und ſchöne Kirchdörfer, und willſt du meine Tochter, die ſchöne Czarewna Naſaria zur Gemahlin, ſo werde ich ſie dir geben, und noch die Hälfte meines Czarthums.«

Nach dieſen Worten ſtreckte der Czar Feuerſchild Flammenſpieß nach dem Schwerte ſeine Hand aus, aber Jeruſlan hieb ihm mit einem Streiche desſelben den Kopf ab und ſpaltete ihn bis zur Zunge, ſo daß er todt zur Erde fiel.

Da riefen die Fürſten und Bojaren: „Jeruſlan Laſarewitſch, haue noch einmal auf ihn!“ aber Jeruſlan Laſarewitſch ſagte: „Wohin eine Heldenfauſt einmal geſchlagen hat, dahin braucht ſie nicht das zweite Mal zu ſchlagen.“

Auf dieſes fielen alle Fürſten und Bojaren und die zwölf Helden über Jeruſlan Laſarewitſch her, und wollten ihm einen böſen Tod geben, aber Jeruſlan Laſarewitſch nahm ſeine Lanze unter den Arm, ergriff mit der Linken den Czar Feuerſchild Flammenſpieß, damit ihm die Leiche nicht von den Fürſten und Bojaren entriſſen werde, mit der Rechten aber faßte er das Schwert, und begann die Fürſten und Bojaren und die zwölf Helden niederzuhauen.

Die übrigen Fürſten und Bewohner der Stadt riefen: »Jeruſlan Laſarewitſch höre auf, die Fürſten und Helden niederzuhauen. Es ſei der Wille Gottes der deinige. Bleibe bei uns, und herrſche über dieſes Czarthum.«

Jeruſlan Laſarewitſch aber ſprach zu ihnen: »Wählt euch einen andern Czar, denn ich bin kein Czar für euch.«

Hierauf erſchlug er die Fürſten und Helden nicht weiter, ſondern nahm die Galle aus dem Körper des Czars und verſchloß ſie in eine Büchſe, und als dieſes geſchehen, ſetzte er ſich auf ſein gutes Heldenroß, ritt aus der Stadt und gelangte wieder zu dem Heldenhaupte.

Jeruſlan Laſarewitſch nahm das Heldenhaupt, und ſuchte den Körper dazu, und als er dieſen gefunden hatte, ſetzte er das Haupt auf den Rumpf und beſtrich beide mit der Galle des Czars, und der Held Raſlanei ſtand auf, gerade als ob er aus einem Traum erwachte.

Jeruſlan Laſarewitſch küßte den Helden Raſlanei und Beide gelobten ſich von nun Brüder zu ſein, und zwar Raſlanei der ältere und Jeruſlan der jüngere Bruder.

Hierauf nahmen ſie Abſchied von einander und jedweder ritt ſeinen Weg. Jeruſlan ritt in das Czarthum des Czars Daniil, des Weißen, und Held Raſlanei in ſein ſadoniſches Czarthum, wo er ſich den Segen ſeiner Mutter erbitten wollte, um dann die Tochter des Czars von Schtſchetin zu ehelichen und über dieſe Stadt zu herrſchen.

Jeruſlan Laſarewitſch gelangte nach einem halben Jahre in das Czarthum Daniils, des Weißen, und als er in die Stadt gekommen war, ritt er ſogleich zu dem Gefängniſſe, und erblickte eine große Anzahl Krieger als Wache vor demſelben.

Jeruſlan ſchlug alle nieder, ſprengte die Thüren ein, trat in das Gefängniß und ſprach zu dem Czar Kartaus: »Möge es euch noch viele Jahre wohlergehen, mein Herr und Czar Kartaus, mein Vater, Fürſt Laſar Laſarewitſch, und ihr zwölf Helden; wie bewahrt euch Gott?«

Der Czar fragte: »Menſch, wer biſt du, und wie nennſt du dich?«

Da antwortete Jeruſlan Laſarewitſch: »Mein Herr und Czar Kartaus, ich wurde in deinem Czarthume geboren, bin der Sohn des Fürſten Laſar Laſarewitſch, und nenne mich Jeruſlan Laſarewitſch. Ich habe gethan, was du mir geheißen, und den freien Czar Feuerſchild Flammenſpieß getödtet, und aus ſeinem Leibe die Galle genommen.«

Czar Kartaus ſagte: »Wenn Jeruſlan Laſarewitſch dein Name iſt, und du den freien Czar Feuerſchild Flammenſpieß wirklich getödtet haſt, ſo beſtreiche unſere Augen mit ſeiner Galle, denn dann werden wir ſehen und glauben, was wir jetzt nicht ſehen und nicht glauben können.«

Jeruſlan Laſarewitſch öffnete ſeine Büchſe, nahm die Galle heraus und beſtrich damit die Augen des Czars Kartaus, ſeines Vaters, des Fürſten Laſar Laſarewitſch, und der zwölf Helden, und ſie erhielten ſogleich ihr Augenlicht wieder, freuten ſich darüber ſehr und riefen mit Thränen: „Jeruſlan Laſarewitſch, du biſt es wirklich!“ Hierauf umarmten ſie ihn und liebkoſeten ihn.

Czar Kartaus fragte: „Wo biſt du ſo lange geblieben?“

Jeruſlan Laſarewitſch aber ſprach: „Geduldet euch noch ein wenig,“ ging ſodann aus dem Gefängniſſe, ſetzte ſich auf ſein gutes Heldenpferd, und ritt ſodann aus der Stadt hinaus.

Am nächſten Morgen rief Jeruſlan Laſarewitſch mit ſeiner lauten Heldenſtimme, und der Czar Daniil hörte die Stimme und befahl die Trompete zu blaſen, und auf die Pauken zu ſchlagen, verſammelte die Murſen, Tartaren und andere Krieger, und zog mit ihnen aus der Stadt.

Jeruſlan Laſarewitſch nahm den Schild in die Hand, die Lanze unter den Arm, und ſagte: „Wie der Falke auf wilde Schwäne, Gänſe und graue Enten ſtürzt, ſo ſtürzt der Jeruſlan Laſarewitſch auf den Feind!“ Und ſein Schwert tödtete nicht ſo viel, als ſein Heldenroß zertrat, und er tödtete zehntauſend Murſen und hunderttauſend gemeine Tartaren, den Czar Daniil, den Weißen, aber brachte er als Gefangener in die Stadt.

Hierauf taufte er alle kleinen Kinder, bis zum zehnten Jahre in ſeiner Religion, und ſprach über die ihrige einen Fluch aus.

Die Gemahlin des Czars Daniil, des Weiſſen, geboth er zu tödten, weil ſie ſeine Mutter, die Fürſtin Epiſtimia, hatte tödten laſſen; den Czar Daniil, den Weiſſen, aber ließ er am Leben, weil er den Czar Kartaus, den Fürſten Laſar Laſarewitſch und die zwölf Helden am Leben gelaſſen hatte. Jedoch ließ er ihm die Augen ausſtechen und warf ihn ſodann in das Gefängniß, vor welches er eine ſtarke Wache hinſtellte.

Als dieſes geſchehen, kamen die Einwohner der Stadt, warfen ſich vor ihm auf die Erde und bathen ihn, er ſollte ihr Czar ſeyn und in ihrem Czarthume herrſchen.

Jeruſlan Laſarewitſch aber ſetzte den Czar Kartaus auf den czariſchen Thron, und der Fürſt Laſar Laſarewitſch und die zwölf Helden bekleideten ihre früheren Würden wieder, und Alle freuten ſich darüber, aßen und tranken und waren guter Dinge.

Nachdem ſie gegeſſen und getrunken hatten, erhob ſich Jeruſlan Laſarewitſch, betete vor dem Heiligenbilde und nahm ſodann von dem Czar Kartaus und ſeinem Vater, dem Fürſten Laſar Laſarewitſch, und den zwölf Helden Abſchied.

Alle waren darüber ſehr betrübt, begleiteten ihn mit Thränen und bathen ihn, ſie nicht zu verlaſſen.

Jeruſlan Laſarewitſch verneigte ſich vor ihnen, beſtieg ſein gutes Heldenroß und ritt nach der Stadt Debri, welche in dem Czarthume des Czars Worcholomei lag, um die Schönheit der Czarewna Anaſtaſia Worcholomejewna kennen zu lernen, und gelangte nach einem halben Jahre in dieſelbe.

Bei der Stadt Debri aber befand ſich ein großer und breiter See, in welchem ſich ein ungeheurer Drache aufhielt, welcher drei Köpfe hatte. Dieſer Drache kam jedes Jahr an das Ufer und fraß eine große Anzahl Menſchen.

Der Czar Worcholomei hatte ſchon öfters den Aufruf ergehen laſſen, daß er demjenigen, welcher dieſes Ungeheuer erlegen würde, viele Schätze und Städte geben wolle.

Jeruſlan Laſarewitſch hatte ſeine Wohnung bei der Witwe eines Poſadnik genommen. Er hörte den Aufruf, ſetzte ſich auf ſein gutes Heldenroß und ritt zu dem großen und breiten See.

Das Ungeheuer erblickte nicht ſobald den Jeruſlan Laſarewitſch, als es an das Ufer ſprang.

Darüber erſchrak das gute Heldenroß, daß es auf die Knie fiel; Jeruſlan Laſarewitſch, der dieſes nicht erwartet hatte, fiel von dem Heldenroſſe herab auf die Erde.

Da ergriff ihn der Drache und ſchleppte ihn mit ſich in den großen und breiten See.

Jeruſlan Laſarewitſch, welcher keine andere Waffe bei ſich hatte, als ſein Schwert, ſchwang ſich auf den Rücken des Drachen und ſchlug ihm mit einem Streiche zwei ſeiner Köpfe ab.

Eben wollte er ihm auch den dritten abſchlagen, als ſich der Drache umwendete und ſprach: „Starker Held, Jeruſlan Laſarewitſch, tödte mich nicht, ſondern laß mich am Leben. Ich will niemals wieder aus dem großen und breiten See herauskommen und Menſchen freſſen, ſondern mich künftig auf ſeinem Grunde aufhalten und von Fiſchen leben. Dir aber will ich einen Edelſtein, welchen ich in dem See aufbewahre, zum Geſchenke machen.“

Da ſagte Jeruſlan Laſarewitſch: „Gib mir den Edelſtein!“

Da tauchte der Drache in den See unter, ohne daß Jeruſlan Laſarewitſch von ihm abgeſtiegen war.

Er erhielt von ihm den Edelſtein und ſagte: „Nun bringe mich wieder an das Ufer.“ Und als der Drache ihn an das Ufer gebracht hatte, ſchlug er ihm den dritten Kopf herab, ſetzte ſich ſodann auf ſein gutes Heldenroß und ritt in die Stadt Debri zurück, aus welcher ihm der Czar Worcholomei entgegen kam.

Jeruſlan Laſarewitſch ſprach zu dem Czar: „Czar Worcholomei, ich habe das große Ungeheuer an dem großen und breiten See, den Verwüſter deiner Stadt, erſchlagen.“

Da entgegnete ihm der Czar Worcholomei: „Gott hat von uns Sündern nicht den Tod gewollt, ſondern hat einen ſo gewaltigen Helden geſendet, daß er dieſen vernichte. Doch ſage mir, weſſen Vaters und welcher Mutter Sohn biſt du, aus welchem Czarthume kommſt du, und wie nennſt du dich?“

Jeruſlan Laſarewitſch ſprach: „Ich komme aus dem Czarthume des Czars Kartaus, bin der Sohn des Fürſten Laſar Laſarewitſch und nenne mich Jeruſlan Laſarewitſch. Jetzt aber will ich im freien Felde ſpazieren.“

Der Czar wurde darüber ſehr erfreut, und es kamen alle Einwohner aus der Stadt Debri dem Jeruſlan Laſarewitſch entgegen, und neigten vor ihm ihr Angeſicht zur Erde, und die kleinen Kinder ſprangen und es herrſchte eine große Freude in dem ganzen Czarthume.

Czar Worcholomei rief alle Fürſten und Bojaren und Menſchen aus allen Ständen mit ihren Weibern und Kindern zuſammen, nahm den Jeruſlan Laſarewitſch bei der Hand, führte ihn in ſein czariſches Gemach, ließ ihn neben ſich an den Tiſch ſetzen und ſagte zu ihm: „Herr Jeruſlan Laſarewitſch, du gebietheſt hier über mich und mein Czarthum, meine Schätze ſind die deinigen, nimm von meinem Gold und Silber ſo viel dir beliebt, und wenn du dich verheirathen willſt, ſo gebe ich dir meine Tochter, die ſchöne Czarewna Anaſtaſia, zur Gemahlin, und mit ihr mein halbes Czarthum als Hochzeitsgabe."

Als Jeruſlan Laſarewitſch fröhlich wurde, ſagte er zu dem Czar: »Mein Herr und Czar Worcholomei zeige mir die ſchöne Czarewna, deine Tochter."

Czar Worcholomei befahl ſogleich der ſchönen Czarewna, ſeiner Tochter, ſich mit den koſtbarſten Kleidern zu ſchmücken, und die Czarewna wurde zu ſolch' einer Schönheit, daß die menſchliche Einbildungskraft ſich nichts Schöneres mehr denken konnte. Czar Worcholomei nahm die ſchöne Czarewna bei ihrer weißen Hand und führte ſie zu dem Jeruſlan Laſarewitſch.

Die ſchöne Czarewna Anaſtaſia reichte ihm einen goldenen

Becher mit Wein und Jeruſlan Laſarewitſch ſagte zu ihr: »Möge es dir viele Jahre wohlergehen, vielgeliebte Czarewna Anaſtaſia, du Schönſte in der ganzen Welt.“ Hierauf küßte er ſie auf ihre ſüßen Augen.

Die Czarewna Anaſtaſia ſprach: »Bleibe geſund, mein vielgeliebter und ſtarker Held.“

Hierauf verließ Jeruſlan Laſarewitſch das Gemach der ſchönen Czarewna, und ging zu dem Czar Worcholomei und ſprach: »Mein Herr und Czar, die ſchöne Czarewna, deine Tochter, gefällt mir, und ich will ſie zur Gemahlin nehmen.“

Da befahl der Czar Worcholomei Alles zur Hochzeit herzurichten, ſodann begannen ſie wieder zu eſſen und zu trinken, und waren froh und guter Dinge.

Als Jeruſlan Laſarewitſch ſich jedoch zu Bette gelegt hatte, konnte er die ganze Nacht kein Auge zuthun, weil ſein junges Herz zu ſehr von der Schönheit der Czarewna Anaſtaſia entflammt war.

Am nächſten Tag veranſtaltete der Czar Worcholomei abermals ein Feſt, nahm den Jeruſlan Laſarewitſch bei der Hand und ſprach: »Herr Jeruſlan Laſarewitſch, tapferer Held, ich übergebe dir die ſchöne Czarewna Anaſtaſia, meine Tochter, liebe ſie und lebe mit ihr in Frieden und Eintracht, und mit ihr gebe ich dir zugleich als Hochzeitsgabe mein ganzes Czarthum, beſchirme es gegen Feinde.“

Sodann ſprach er zu der ſchönen Czarewna: »Meine vielgeliebte Tochter, ſchöne Czarewna Anaſtaſia, liebe dieſen

Helden und lebe mit ihm in Frieden und Eintracht, und ehre ihn, denn der Mann iſt immer das Haupt ſeines Weibes.“

Hierauf befahl er ihnen in die Kirche zu fahren, um ſich dort trauen zu laſſen.

Als die Trauung vorüber war, gingen die Brautleute in die czariſchen Gemächer, der Jeruſlan Laſarewitſch führte ſeine ſchöne Gemahlin an der weißen Hand zu dem Czar Worcholomei, ſeinem Schwiegervater, und alle Fürſten, Bojaren und ihre Frauen aber trugen ihm viele und koſtbare Geſchenke entgegen.

Czar Worcholomei empfing ſie und ſprach: „Möge es viele Jahre wohlergehen dem Herrn und Helden Jeruſlan Laſarewitſch, meinem vielgeliebten Schwiegerſohn und ſeiner Gemahlin, meiner Tochter, der ſchönen Czarewna Anaſtaſia Worcholomejewna.“

Hierauf ſchrien alle Fürſten und Bojaren: „Bleibe geſund, Jeruſlan Laſarewitſch, mit deiner jungen Gemahlin, der ſchönen Czarewna,“ und neigten vor ihnen ihr Angeſicht bis zur Erde.

Jeruſlan Laſarewitſch, die ſchöne Czarewna Anaſtaſia und alle Fürſten und Bojaren fingen nun an zu eſſen und zu trinken, und waren froh und guter Dinge.

Als ſie gegeſſen und getrunken hatten, ſtanden Jeruſlan Laſarewitſch und die Czarewna Anaſtaſia vom Tiſche auf, begaben ſich in ihr Schlafgemach, und die Fürſten und Bojaren gaben ihnen dahin das Geleite, neigten ihr Angeſicht vor ihnen zur Erde und kehrten ſodann wieder zur Tafel zurück.

Jeruſlan Laſarewitſch aber legte ſich zu Bette und küßte die Czarewna auf ihre ſüßen Augen und ſprach: „Vielgeliebte Anaſtaſia, deinetwegen habe ich viele Czarthümer durchreiſet und habe deine Schönheit von vielen Jungfrauen preiſen gehört. Sage mir in Treue und Wahrheit, gibt es einen muthvolleren Helden als ich bin, und biſt du wirklich die Schönſte auf dieſer Welt, oder gibt es noch eine, die ſchöner iſt als du?“

Die Czarewna Anaſtaſia antwortete: »Mein vielgeliebter Jeruſlan Laſarewitſch, es gibt keinen muthvolleren Helden als du biſt, wohl aber Eine, die ſchöner iſt denn ich.“

Da fragte Jeruſlan Laſarewitſch: „Und wo ſollte dieſe ſeyn?“

Die Czarewna ſagte: »Dieſe iſt in der Sonnenſtadt, welche in dem Reiche der Jungfrauen liegt. Sie nennt ſich Polikaria und beherrſcht das ganze Czarthum, ihre Schönheit iſt aber einzig, und es gibt in der Welt keine, die ſchöner wäre, als ſie.“

Jeruſlan Laſarewitſch dachte bei ſich fortwährend an die ſchöne Czarewna Polikaria.

An einem Morgen ſtand er frühzeitig auf und ſprach zu der Czarewna Anaſtaſia: »Vielgeliebte Czarewna Anaſtaſia, ich reite in ein fremdes Czarthum und in eine fremde Stadt, nimm daher dieſen Edelſtein von mir, den ich von einem Drachen bekommen habe, und wenn du mich mit einem Töchterlein beſchenken ſollteſt, ſo gib ihm dieſes Kleinod zur

Hochzeitsgabe. Bleibe ich am Leben, ſo werde ich wieder zu dir zurückkommen, finde ich aber den böſen Tod, ſo laſſe meiner Seele heilige Meſſen leſen.“

Die Czarewna Anaſtaſia weinte hierüber bitterlich und ſank vor übergroßem Schmerz wie leblos zu Boden.

Als ſie ſich wieder erholt hatte, ſprach ſie zu Jeruſlan Laſarewitſch: »Vielgeliebter Jeruſlan Laſarewitſch, du biſt geſonnen, in das Reich der Jungfrauen und in die Sonnenſtadt, zu der ſchönen Polikaria zu ziehen?«

Jeruſlan Laſarewitſch aber ſprach: »Meine ſchöne Czarewna Anaſtaſia, du biſt jetzt fröhlicher Hoffnung, wie könnte ich ſolches thun.« Hierauf begab er ſich zu dem Czar Wercholomei und ſagte, er wolle in das Czarthum Kartaus zu ſeinem Vater, dem Fürſten Laſar Laſarewitſch, reiten.

Als er Allen Lebewohl geſagt, ritt er nach dem Reiche der Jungfrauen.

Er ritt neun Monate und kam endlich in die Sonnenſtadt. Dort ritt er auf den czariſchen Hof und ſtieg von ſeinem guten Heldenpferde ab.

Die Czarewna Polikaria ſah einen ſchönen, ſtarken Helden vor ihrem Hofe abſteigen und erſchrak darüber, daß er es gewagt habe, ohne ihre Erlaubniß in den Hof zu kommen, und als Jeruſlan Laſarewitſch in denſelben hineintrat, fragte ſie ihn: „Starker und muthvoller Held, aus welchem Czarthume kommſt du, weſſen Vaters und welcher Mutter Sohn biſt du, und was bringt dich in mein Czarthum?“

Jeruſlan Laſarewitſch antwortete: »Ich komme aus dem Czarthume des Czar Kartaus und bin der Sohn des Fürſten Laſar Laſarewitſch und der Fürſtin Epiſtimia, heiße Jeruſlan Laſarewitſch, und komme in dein Czarthum, um mich von deiner Schönheit zu überzeugen.«

Ueber dieſe Worte freute ſich die Czarewna Polikaria, nahm ihn bei ſeinen weißen Händen und führte ihn in ihre ſteinernen Gemächer und ſagte: »Starker und muthvoller Held, Jeruſlan Laſarewitſch, du ſollſt nicht allein über mein Czarthum herrſchen, ſondern dein Wille gebiethe auch über mich.«

Jeruſlan Laſarewitſch betrachtete hierauf die ſchöne Czarewna Polikaria mit großem Wohlgefallen und ihre Schönheit entzündete ſein Herz. Er nahm die ſchöne Czarewna bei der Hand und küßte ſie auf ihre zuckerſüßen Augen, lebte ſodann mit ihr und herrſchte über das Czarthum.

Die ſchöne Czarewna Anaſtaſia genas indeſſen eines liebenswürdigen Söhnleins, worüber ſich ihr Vater, der Czar Worcholomei, ſehr erfreute, und er gab ihm den Namen Jeruſlan Jeruſlanowitſch.

Das Knäblein hatte rothe Wangen, Augen, welche vollen Taſſen glichen und einen ſtarken Körperbau, und glich ganz ſeinem Vater, dem Jeruſlan Laſarewitſch, und der Czar Worcholomei veranſtaltete eine große Feſtlichkeit wegen dieſer Freude.

Als Jeruſlan Jeruſlanowitſch, der Sohn des Jeruſlan

Laſarewitſch, das ſechſte Jahr erreicht hatte, ging er auf den czariſchen Hof, um zu ſpielen, die andern Knaben aber ſpotteten ſeiner und ſagten: »Jeruſlan Jeruſlanowitſch, du haſt keinen Vater!"

Dieſes gefiel dem Jeruſlan Jeruſlanowitſch nicht und er ſchlug auf ſie, und wen er beim Kopf faßte, dem fiel der Kopf vom Rumpfe, und wen er bei der Hand faßte, dem fiel die Hand vom Arme, und wen er beim Fuß faßte, dem fiel der Fuß weg, und die Fürſten und Bojaren durften ſich nicht darüber bei ſeinem Großvater beklagen.

Jeruſlan Jeruſlanowitſch aber ging zu ſeiner Mutter der Czarewna Anaſtaſia und ſprach: „Meine vielgeliebte Mutter Czarewna Anaſtaſia, ſage mir in Treue und Wahrheit, habe ich einen Vater, oder habe ich keinen?"

Da ſeufzte die Czarewna Anaſtaſia tief auf und ſagte mit Schluchzen: „Wohl haſt du einen Vater, den ſtarken und muthvollen Helden Jeruſlan Laſarewitſch, er iſt in die Sonnenſtadt geritten."

Jeruſlan Jeruſlanowitſch begann ſich zu rüſten, um zu ſeinem Vater, dem Jeruſlan Laſarewitſch, zu reiſen, und ſeine Mutter, die Czarewna Anaſtaſia, gab ihm einen goldenen Ring, in welchem ſich jener Edelſtein befand. Er ſattelte ſein gutes Roß, ſagte ſeiner Mutter und dem Czar Wercholemei Lebewohl, und ritt aus dem Czarthume, um ſeinen Vater aufzuſuchen.

Früh am Morgen eines Tages kam er in das Reich der

Jungfrauen und zu der Sonnenſtadt. Jeruſlan Laſarewitſch war noch auf ſein Lager geſtreckt, als er eine Heldenſtimme vernahm und er rief: „Ich höre, daß ein junger Held in mein Czarthum gekommen iſt, ich will gehen, um ihn zu tödten."

Hierauf befahl er, ſein gutes Heldenroß zu ſatteln, nahm ſeinen Schild in die Hand, die Lanze unter den Arm und ritt auf das freie Feld.

Wie zwei Falken auf einander ſtürzen, ſo ſtürzten die beiden gewaltigen Helden auf einander los, und als ſie zuſammen ſtießen, traf Jeruſlan Jeruſlanowitſch ſeinen Vater, Jeruſlan Laſarewitſch, mit dem ſtumpfen Ende ſeiner Lanze auf das Herz, und warf ihn beinahe aus dem Sattel auf die Erde."

Jeruſlan Laſarewitſch rief: „Junges Herrlein, du ſpaßeſt nicht fein!"

Sodann nahmen ſie einen zweiten Anlauf, und Jeruſlan Laſarewitſch traf ſeinen Sohn, den Jeruſlan Jeruſlanowitſch, mit dem ſtumpfen Ende ſeiner Lanze auf das Herz und warf ihn aus dem Sattel, das Heldenroß Uroſchtſch Weiſchei ergriff ihn aber bei der Kehle und drückte ihn auf die Erde nieder.

Jeruſlan Laſarewitſch kehrte das ſcharfe Ende ſeiner Lanze um und wollte ihn tödten, Jeruſlan Jeruſlanowitſch erfaßte die Lanze mit ſeiner rechten Hand, und Jeruſlan Laſarewitſch erblickte den Edelſtein an ſeinem Finger und ſprach: „Junger Menſch, aus welchem Czarthume kommſt du, und weſſen Vaters und welcher Mutter Sohn biſt du, und wie iſt dein Name?"

Da antwortete Jeruſlan Jeruſlanowitſch: »Ich komme aus der Stadt Debri und aus dem Czarthume des Czars Worcholomei, und bin der Sohn des Czars Jeruſlan Laſarewitſch und der Czarewna Anaſtaſia, und nenne mich Jeruſlan Jeruſlanowitſch. Da ich aber meinen Vater nicht kenne, ſo bin ich in das Reich der Jungfrauen und in die Sonnenſtadt geritten, um ihn zu ſuchen."

Jeruſlan ſprang da ſogleich von ſeinem Roſſe, hob ſeinen Sohn bei der Hand empor, küßte ihn auf ſeine ſüßen Augen und drückte ihn an ſeine Bruſt, und nannte ihn ſeinen vielgeliebten Sohn.

Hierauf ſetzten ſich Beide wieder auf ihr Heldenroß und ritten nach der Stadt Debri.

Als ſie in das Czarthum des Czars Worcholomei kamen, fanden ſie die Stadt voll Trauer und Klagen, denn der Czar Worcholomei war indeſſen geſtorben.

Die Bewohner der Stadt Debri erkannten ſie aber und neigten vor ihnen ihr Angeſicht zur Erde und riefen: »Möge es dir lange Zeit wohlergehen, Jeruſlan Laſarewitſch, und auch deinem Sohn Jeruſlan Jeruſlanowitſch."

Da trat auch die Czarewna Anaſtaſia aus dem czariſchen Hofe, ſank zur Erde und rief: »O rothe Sonne, von wo biſt du aufgegangen, um uns zu erwärmen, und von wo ſchimmert dieſe Morgenröthe auf uns?"

Hierauf nahm ſie den Jeruſlan Laſarewitſch bei den weißen Händen, führte ihn in die czariſchen Gemächer, küßte ihn auf ſeine zuckerſüßen Augen und drückte ihn an ihr Herz, die Bewohner der Stadt Debri aber neigten vor ihm ihr Angeſicht bis zur Erde und brachten ihm reiche Geſchenke.

Jeruſlan beſtieg mit großen Ehren den czariſchen Thron, kleidete ſich in den Purpur, nahm das Scepter in die Hand und ſetzte ſich die Krone auf das Haupt.

Hierauf ließ er ſeinen Sohn zu ſich bringen und ſprach: „Jeruſlan Jeruſlanowitſch, mein vielgeliebter Sohn, nimm dir ein gutes Heldenpferd und eine Heldenrüſtung, gürte dir das Schlachtſchwert um, nimm die Lanze und reite ſodann auf das freie Feld. Sitze auf dem Heldenroſſe feſt und ſei im Felde ein ſo ſtarker und muthvoller Held, als ich es war. Als du gegen mich geritten, haſt du mich auf das Herz getroffen, daß ich mich ſchwer im Sattel erhalten konnte; hätteſt du einen Anderen ſo getroffen, ſo hätte er den böſen Tod davon gehabt. Reite jetzt in das Czarthum des Czars Daniil, genannt der Weiße, zu dem Czar Kartaus und zu deinem Großvater, dem Fürſten Laſar Laſarewitſch, und auch zu meinem Schwertbruder, dem ruſſiſchen Ritter Iwan, der in dem Czarthume des Drachenkönigs Feodul herrſcht, ſodann zu meinem zweiten Schwertbruder, dem ſtarken Helden Raſlanei, welcher ſich in dem Czarthume des freien Czars Feuerſchild Flammenſpieß befindet. Erkundige dich bei ihnen Allen nach ihrer Geſundheit und kehre ſodann wieder zu mir zurück. Auf deinem Ritte aber ſei ein ſanfter und redlicher Held.“

Hierauf erhielt Jeruſlan Jeruſlanowitſch von ſeinem Vater Jeruſlan Laſarewitſch und von ſeiner Mutter, der Czarewna Anaſtaſia, den Segen und ritt aus der Stadt Debri.

Jeruſlan Jeruſlanowitſch ritt durch fünf Jahre und beſuchte Alle, welche ihm ſein Vater genannt hatte, ſodann kehrte er wieder zu dieſem zurück. Auf der Heimkehr begegnete ihm ein kleines altes Männchen, und trat ihm in den Weg.

Jeruſlan Jeruſlanowitſch fragte das Männchen: »Du kleines altes Männchen, warum trittſt du mir in den Weg?“ und wollte ihn mit ſeinem Heldenroſſe zu Boden treten.

Das alte Männchen aber merkte, was Jeruſlan Jeruſlanowitſch in dem Sinne führte und ſagte zu ihm: »Du armer, armer Held, du willſt mich kleines altes Männchen zu Boden treten,“ und als Jeruſlan Jeruſlanowitſch auf ihn zugeritten kam, blies er auf ihn, und blies ihn vom Roſſe herab, daß er wie eine Hafergarbe zur Erde fiel.

Hierauf nahm ihn das kleine alte Männchen auf die Arme und ſprach: „Du armer, armer Held, willſt du nun das Leben oder den böſen Tod?“ Da entſetzte ſich Jeruſlan Jeruſlanowitſch ſo ſehr, daß er kein Wort zu ſagen vermochte.

Das kleine alte Männchen legte ihn ſodann auf die Erde hin und ſagte: „Mir widerſteht kein Ritter und kein Held, und überhaupt kein Menſch. Aber ſage mir, biſt du nicht der Sohn des Czars Jeruſlan Laſarewitſch, welcher in dem Czarthum des Czars Wercholomei herrſcht."

Jeruſlan Jeruſlanowitſch entgegnete: „Freilich bin ich dieſer."

Da ſprach das kleine alte Männchen: „Reite nun wieder nach Hauſe, aber prahle dich nicht in deinem Czarthume." Hierauf war das Männchen verſchwunden.

Jeruſlan Jeruſlanowitſch kehrte hierauf zu ſeinem Vater Jeruſlan Laſarewitſch und zu ſeiner Mutter, der Czarewna Anaſtaſia, zurück, und dieſe kamen ihm voll Freuden entgegen, und die Fürſten und Bojaren neigten vor ihm ihr Angeſicht zur Erde.

Jeruſlan Laſarewitſch aber nahm ſeinen Sohn bei den weißen Händen, küßte ihn auf ſeine zuckerſüßen Augen und führte ihn in die czariſchen Gemächer. Dort ſetzte er ihn an eichene, mit feinen gewürfelten Tiſchtüchern bedeckte Tiſche und gab eine große Feſtlichkeit.

Sodann befrug er den Jeruſlan Jeruſlanowitſch: „Du biſt zu deinem Großvater, dem Fürſten Laſar Laſarewitſch geritten, nun ſage mir, wie er ſich befindet und ob er geſund iſt!"

Jeruſlan Jeruſlanowitſch übergab ſeinem Vater folgendes Schreiben von dem Czar Kartaus: „Herzlichen Gruß vom Czar Kartaus, dem großen und ſtarken Helden und Czar, Jeruſlan Laſarewitſch. Bleibe geſund mit deiner Gemahlin, der

Czarewna Anaſtaſia Worcholomejewna und deinem Sohne, dem Helden Jeruſlan Jeruſlanowitſch, ſo wie auch mit deinen Fürſten und Bojaren, und allen deinen Unterthanen. Ich herrſche in meinem Czarthume bis jetzt durch Gottes Beiſtand."

In dieſem Schreiben ſtand auch von dem Fürſten Laſar Laſarewitſch an ſeinen Sohn Jeruſlan Laſarewitſch Folgendes: „Friede und Segen meinem vielgeliebten Sohne Jeruſlan Laſarewitſch und meiner vielgeliebten Schwiegertochter, der Czarewna Anaſtaſia Worcholomejewna, meinem Enkel Jeruſlan Jeruſlanowitſch, ſo wie deinem ganzen Czarthume. Herrſche durch den Beiſtand Gottes und ſey glücklich jetzt und durch viele Jahre."

Der Czar Jeruſlan Laſarewitſch freute ſich ſehr über dieſes Schreiben und fragte ſeinen Sohn: „Haſt du aber auch meinen Schwertbruder, den ruſſiſchen Ritter Iwan beſucht und wie befindet er ſich?"

Da gab ihm Jeruſlan Jeruſlanowitſch ein anderes Schreiben, in welchem von dem ruſſiſchen Ritter Iwan geſchrieben ſtand: „Gruß und Heil von dem ruſſiſchen Ritter Iwan, dem Helden der Helden, meinem älteren Bruder, Jeruſlan Laſarewitſch und deiner Gemahlin, der Czarewna Anaſtaſia Worcholomejewna, und deinem Sohne, dem gewaltigen Helden Jeruſlan Jeruſlanowitſch, und deinem ganzen Czarthume. Als dein Sohn in mein Czarthum kam, kehrte ich eben aus einer Schlacht zurück und begegnete ihm auf dem freien

Felde. Da ich ihn nicht kannte, dachte ich, es käme ein Held, um mein Czarthum zu überfallen. Ich ſtürzte auf ihn zu, und wollte ihm mit meinem Stahlſchwerte den Kopf vom Rumpfe hauen. Dein Sohn aber nahm ſeine Lanze und traf mich mit dem ſtumpfen Ende derſelben auf das Herz, daß ich mich kaum in dem Sattel zu erhalten vermochte, und ſprach zu ſich: Ich bin ja der Sohn des Helden Jeruſlan Laſarewitſch, dieſes hörte ich und verzieh ihm; die Wunde aber, die er mir beigebracht, konnte ich bis jetzt nicht heilen.“

Hierauf überreichte Jeruſlan Jeruſlanowitſch ſeinem Vater noch ein drittes Schreiben, in welchem von dem Helden Raſlanei geſchrieben ſtand: »Gruß und Wohlergehen dem großen Czar und gewaltigen Helden Jeruſlan Laſarewitſch und deiner Gemahlin, der Czarewna Anaſtaſia Worcholomejewna und deinem Sohne, dem ſtarken Helden Jeruſlan Jeruſlanowitſch. Dein Sohn hat mir mit dem ſtumpfen Ende ſeiner Lanze den Kopf durchſtoßen, ich verzieh es ihm, da ich hörte, daß er dein Sohn ſey, denn hätte ich dieſes nicht gehört, ſo hätte ich ihm den böſen Tod gegeben. Meine Wunde aber konnte ich bis jetzt nicht heilen.“

Sodann erzählte Jeruſlan Jeruſlanowitſch ſeinem Vater, dem Jeruſlan Laſarewitſch, Alles, was ſich auf ſeiner Reiſe noch begeben hatte, und auch von dem kleinen alten Männchen und ſprach: „Mein Herr und Vater, als ich in dein Czarthum zurückkehrte, trat mir ein kleines altes Männchen in den Weg, das war ſchon alt und grau, und wollte mich nicht weiter laſſen. Ich wollte es tödten, aber das Männlein blies auf mich, und blies ſo ſtark, daß ich von dem Roſſe herab auf die Erde fiel. Da wollte mir das kleine Männchen den böſen Tod geben, und fragte mich, biſt du nicht der Sohn des Czars Jeruſlan Laſarewitſch, welcher in dem Czarthume des Czars Worcholomei herrſcht? — Ich antwortete: Freilich bin ich dieſer. Da ſagte mir das alte kleine Männchen, ich ſollte mich nicht in meinem Czarthume prahlen.“

„Ja,“ entgegnete der Czar Jeruſlan Laſarewitſch, „du mußt bei der Feſtlichkeit keinem Menſchen ſagen, daß er dich tödten wollte.“

Hierauf begann eine große Feſtlichkeit und Alle waren guter Dinge und freuten ſich ſehr, daß Gott den Jeruſlan Jeruſlanowitſch geſund in das Czarthum zurück gebracht habe.

Der Czar Jeruſlan Laſarewitſch rühmte den Muth und die Tapferkeit ſeines Sohnes, wie er Czare und gewaltige Helden verwundet, und wie er ihn, als er erſt das ſechſte Jahr erreicht, habe tödten wollen, weil er ihn nicht gekannt habe.

Da verwunderten ſich alle Fürſten und Bojaren über ſeine Tapferkeit und dankten Gott, daß Jeruſlan Laſarewitſch ſolch einen ſtarken und gewaltigen Helden, wie er ſelber ſey, zum Sohne habe und ſagten, daß ſolche Helden, wie ſie Beide, nicht mehr auf der Welt zu finden wären.

Der Czar Jeruſlan Laſarewitſch unterwarf ſich noch viele Städte, und manche, denen ſein Heldenmuth zu Ohren kam, gaben freiwillig ihre Städte her. Und er ſaß auf dem czariſchen Throne und herrſchte durch zwanzig Jahre in guter Geſundheit, und als er ſtarb, war ſein Alter: neunundvierzig Jahre und drei Monate.

Seine Gemahlin, die Czarewna Anaſtaſia Worcholomejewna, war untröſtlich über den Tod ihres Gatten und beweinte ihn bitterlich. Nicht lange aber ſo erlag auch ſie ihrem Kummer.

Jeruſlan Jeruſlanowitſch weinte lange Zeit über den Tod ſeines Vaters, des Czars Jeruſlan Laſarewitſch, und über den Tod ſeiner Mutter, der Czarewna Anaſtaſia Worcholomejewna.

Nach dem Tode ſeiner Eltern aber beſtieg er den czariſchen Thron und herrſchte mit Ruhm über das Czarthum, womit auch dieſes Mährchen zu Ende iſt.